



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

721.

Per. 3977 d. $\frac{163}{1810(1-2)}$

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG
V O M J A H R E
I 8 I 0.

SIEBENTER JAHRGANG.

ERSTER BAND.

MIT EIN

J A N U A R, F E B R U A R, M Ä R Z.

J E N A,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1810.

BEYTRÄGE ZUR GESCHICHTE DER SCHAUMÜNZEN AUS NEUERER ZEIT.

(Wozu vornehmlich das in diesem Fach sehr beträchtliche Cabinet des Herrn Geheimen Rathes
v. GOETHE benutzt worden.)

Gegenwärtige Betrachtungen sollen nicht der Münzkunde im gewöhnlichen Sinne gelten, sondern vornehmlich nur eine Ramification von der neueren Kunst und Kunstgeschichte betreffen, nämlich die der Schaumünzen. So unvollständig nun auch unsere Arbeit ausfallen möchte, wenn man solche als eine Totalübersicht oder allgemeine Geschichte dieses Fachs betrachten wollte, theils wegen Mangel an Nachrichten über manche der besten Künstler, theils wegen Seltenheit der Denkmale so hoffen wir dennoch, da ein glückliches Ungefähr eine bedeutende Sammlung solcher Werke uns zugewendet, gar manches berichten zu können, was die wahren Freunde der Kunst und ihrer Geschichte zu interessiren im Stande ist. Übrigens gedenken wir vornehmlich nur das Kunstverdienst der besten Schaumünzen und der Meister, die solche gefertigt haben, zu berücksichtigen; die historische Ableitung der dargestellten Gegenstände hingegen wird man uns um so mehr zu erlassen geneigt seyn, weil dem, der darüber unterrichtet zu seyn wünscht, jedes historische Lexikon hinlängliche Auskunft geben kann.

Wohl billig dürfen wir als unseren Lesern bekannt voraussetzen, wie lebhaft und mit welch gedeihlichem Wachsthum gegen die Mitte des 15ten Jahrhunderts die bildenden Künste in Italien, vorzüglich aber zu Florenz, betrieben wurden. Die Plastik hatte damals noch das Übergewicht über die Malerey; viele, ja die meisten Maler waren auch zugleich plastische Künstler, und nie wurden so viele denkwürdige Werke in Erz gefertigt, als eben zur damaligen Zeit. Mit Wahrscheinlichkeit gedenken wir also, der Kunst, in welcher die Kunstwerke aus Metall gestanden haben, die Entstehung der grossen gegossenen Schaumünzen zuschreiben zu dürfen. Eine nicht deutlich gefasste Nachricht des G. *Vasari* (*Vita di Lorenzo Ghiberti*) kann dahin verstanden werden, als hätte selbst der berühmte *Lorenzo Ghiberti* in seiner Jugend Nachahmungen antiker Schaumünzen gefertigt, wie auch Bildnisse verschiedener seiner Freunde in derselben Form ausgeführt; solche Stücke müßten da-

her ganz aus dem Anfang des 15ten Jahrhunderts herühren. Allein die Richtigkeit der Angabe des *Vasari* läßt sich fast bezweifeln, theils weil überhaupt bis jetzt noch keine Medaillen von der Arbeit des *Ghiberti* zum Vorschein gekommen und bekannt gemacht worden sind, theils weil durchaus nicht wahrscheinlich ist, daß nach den Versuchen des gedachten Künstlers wohl 20 oder mehrere Jahre verfloßen seyn sollten, bis ein anderer sich zu ähnlichen Arbeiten entschlossen. Es ist aber schwer, wo nicht ganz unmöglich, gute gegossene moderne Schaumünzen nachzuweisen, welche zuverlässig vor dem Jahr 1429 oder 1430 gefertigt worden. Denn von diesem Alter wird diejenige gehalten, auf deren Hauptseite das Bildniß Papsts Martin V, auf der Rückseite dessen Wappen (*Colonna*) dargestellt ist, und eine Arbeit des *Victor Pisano* seyn soll *). Andere dergleichen Medaillen von eben denselben Künstler, denen er nebst seinem Namen auch die Jahrzahl beygesetzt, sind jedoch von späterer Zeit und sämmtlich in den Jahren 1444—1448 gefertigt. Die angeführten Thatfachen nun scheinen uns zu zwey Voraussetzungen zu berechtigen: erstlich, daß die Schaumünzen der neueren Kunst ungefähr mit dem Jahr 1449 oder 1450 beginnen; zweytens, daß *Victor Pisano* oder *Pisanello* der erste bekannte gute Künstler gewesen, welcher dergleichen gefertigt hat.

Unser eigentliches Vorhaben soll sich demnach mit Betrachtungen über ihn und einige seiner Werke anheben. —

*) Kaum glauben wir einer Entschuldigung nöthig zu haben, darum, daß wir, um Zeit und Papier zu schonen, als ausgemacht annehmen, die Schaumünzen mit Bildnissen des *Petrarca*, des *Dante* und des *Boccaccio* seyen nicht gleichzeitige; eben so wenig einige grössere Stücke von verschiedenen Personen aus der Familie *de Carraria*, Herren von Padua, da jedes geübte Auge denselben leicht anfiehet, daß sie Producte des 16ten Jahrhunderts sind. Auch die Schaumünzen von einem venetianischen Künstler, *Marcus Sesto*, vom J. 1393, welche *Mochsen* (Beschreib. einer berl. Medaillen-Sammlung S. 108) anführt, scheinen uns, nach der Abbildung zu urtheilen, sehr verdächtig.

VICTOR PISANO.

Er war eigentlich ein Maler, von *St. Vigilio sul lago* in dem veronesischen District *Garde sana* gebürtig. *G. Vasari*, welchem man die dürftigen noch vorhandenen Nachrichten von diesem Künstler vornehmlich schuldig ist, macht ihn zu einem Schüler des *Andrea dal Castagno*, da hingegen *Maffei* (*Verona illustrata*) und der *Commendatore del Pozzo* (*Vite de' Pittori Veronesi*) behaupten, *Castagno* sey um viele Jahre jünger als *Pisano*, und solches auch wirklich durch die Autorität eines Gemäldes, mit dem Namen unsers Künstlers und der Jahrzahl 1406 bezeichnet, sehr wahrscheinlich zu machen wissen. Demzufolge darf angenommen werden, *Pisano* sey um das Jahr 1390 geboren, und habe in Florenz eine geraume Zeit gelebt und gearbeitet, ein würdiger Zeit- und Kunst-Verwandter des *Donato*, *Ghiberti*, *Brunelleschi*, *Masolino* und *Masaccio*.

Seine Malereyen, die beynahe alle verloren gegangen sind, übergehen wir, indem, unserer Absicht gemäß, Er hier vornehmlich als plastischer Künstler in Erz betrachtet werden soll. In solcher Art hat er zwar nicht Werke von bedeutendem Umfange geliefert, sondern sich allezeit nur auf den Raum großer gegossener Medaillen beschränkt mit Bildnissen berühmter Personen und auf ihre Eigenschaften, Vorzüge oder Thaten anspielenden Rückseiten.

Die Arbeiten des *Pisano* sind heut zu Tage selten geworden, und so ist es dem Verfasser der gegenwärtigen Blätter nicht gelungen, von mehr als 4 wohl erhaltenen Stücken desselben anschauliche Kenntniss zu erlangen, woraus indeffen doch der eigenthümliche Kunstcharakter des Meisters mit leichten Zügen anzugeben seyn dürfte.

Die erwähnten vier Stücke sind alles große gegossene Schaumünzen (*Medaglioni*) von 3, 4 bis 4½ Zoll Durchmesser. Auf der Ersten erblickt man das Brustbild des *F. Sforza* mit hoher Mütze, welche unten über der Stirn einen Pelzrand zu haben scheint; ein kleiner Wulst von kurzen krausen Haaren tritt nur wenig hervor und zieht sich von der Stirne bis in den Nacken; die Bekleidung der Brust und der Schultern scheint Waffen zu bedeuten. Umschrift: *FRANCISCVS. SPORCIA. VICECOMES. MARCHIO. ET. COMES. AC. CREMON. D. **. Rückseite: Ein Pferdeköpfe, drey über einander liegende Bücher und ein Degen. Am Rande stehen die Worte: *OPVS. PISANI. PICTORIS*.

Auf der zweyten Schaumünze erscheint das Brustbild des *Sigismundus Malatesta*, Herrn von Rimini; geharnischt mit bloßem Haupt und schlichten am Ende gekrausten Haaren. Umschrift: *SIGISMVNDVS. DE. MALATESTIS. ARIMINI. 7C. E. ROMAN. ECCLESIE. CAPITANEVS. GENERALIS*. Rückseite: Ebenderselbe in vollem Waffenschmuck zu Pferde mit dem Commandostab in der Hand; im Grunde zeigt sich zwischen Felsen ein Schloß oder wenigstens schloßmäßige Gebäude, auf deren einem die Jahrzahl *M.CCCC.XLV.*, auf einem anderen ein großes Wappen steht, und unter dem Pferd am Rande umher *OPVS — PISANI — PICTORIS*.

Die Kunst an diesen beiden Schaumünzen empfiehlt sich vornehmlich durch naive Einfachheit und treu nachahmenden Fleiß, Eigenschaften, die, man kann wohl sagen, ein gemeines Erbgut aller Meister des 15ten Jahrhunderts waren. Die Behandlung ist einigermassen ängstlich und steif, besonders am Bildnisse des *Sforza*. Der Kopf des *Malatesta* hingegen läßt schon etwas mehr Freyheit in der Behandlung wahrnehmen, Gestalt und Zeichnung sind vorzüglicher, so wie auch der Ritter sammt dem Pferd auf der Kehrseite in geistreicher Bewegung dargestellt ist.

Gebildetere Kunst und Geschmack wird an der folgenden dritten uns bekannt gewordenen großen Schaumünze des *Vittore Pisano* bemerkt. Sie stellt auf der Hauptseite den König *Alphonfus* von Neapel im Brustbilde dar, geharnischt, doch mit bloßem Kopf ohne Helm, welcher dafür zur Seite im Grund angebracht ist, gegenüber die Krone, über und unter derselben die Jahrzahl *M.CCCC.XLVIII*. Oben am Rand umher steht: *DIVVS. ALPHONSVS. REX.*, und unten *TRIUMPHATOR. ET. PACIFICVS*. Hier ist das Gesicht zwar auch fleißig, aber frey behandelt, die Umrisse haben einen leichteren fließenderen Charakter angenommen, ohne darum an Bestimmtheit zu verlieren. Die Haare sind nach alter Art etwas steif oder drathartig gehalten, die Rüstung starr, und contrastirt daher sowohl mit den Haaren als mit den weichern Fleischparthien ungemein gut. Auf der Kehrseite sitzt in der Mitte auf entlaubtem Ast zwischen Felsen ein königlicher Adler, um ihn her vier andere Vögel, die Beute eines toten Hirsches oder Rehes liegt unter seinen Füßen. Diese Allegorie erhält durch die Beyschrift: *LIBERALITAS. AVGVSTA*. etwas Anziehendes, was eben sowohl witzig als naiv genannt werden könnte. Ganz unten liest man am Rand umher mit großen Buchstaben geschrieben: *PISANI. PICTORIS. OPVS*. Es ist dieser Revers mit nicht minder schätzbare Kunst ausgeführt als die Vorderseite der Schaumünze und eine Bethätigung der Geschicklichkeit unsers Künstlers in Thiersfiguren, die *Vasari* ihm nachrühmt.

Die vierte von den uns bekannt gewordenen Schaumünzen des *Pisano* enthält auf der Vorderseite dessen eigenes Brustbild, das Haupt mit hoher, faltenreicher, tief in die Stirne gerückter Mütze bedeckt, unter welcher im Nacken wenige kurz geschnittene Haare hervorkommen; das Gewand um die Brust ist geblümt. Umschrift: *PISANVS. PICTOR*. Auf der Rückseite umgiebt ein Lorbeerkranz die Buchstaben *V. S. K. I.* Dieses Bildniß stellt unsern Künstler in einem Alter von kaum 40 Jahren dar, und muß also der oben als wahrscheinlich angenommenen Zeit seiner Geburt gemäß später verfertigt seyn, weil die Arbeit nicht weniger weich, fließend und bequem ist, als an der gedachten Schaumünze auf den König *Alphonfus*. Von dieser und noch einer anderen kleineren Schaumünze, worauf das Bildniß des *Pisano* in weiter vorgerücktem Alter erscheint, hat *Moehsen* (Beschreib. einer berlinischen Medaillen-Sammlung, S.

88. 104.) Abbildungen gegeben. Ebendasselbst treffen die Liebhaber auch, nebst berichtenden Anmerkungen über diejenigen Stücke, welche *Jovius* und *Vasari* unserem Künstler zuschreiben, ein mit vielem Fleiß abgefaßtes Verzeichniß der von ihm verfertigten Schaumünzen an; nur vermißt man darin ein großes Stück auf den König Alphons von Neapel mit dem Rev. eines Jägers und wilden Schweins, welches *Hauschild* (Beytrag zur neuern Münz- und Medaillen-Geschichte S. 355) aus seiner eigenen Sammlung anführt; sodann kannte *Moehsen* von der oben beschriebenen Schaumünze auf *Franciscus Sforzia* nur allein den Revers.

PAULUS DE RAGUSIO.

Auf der Vorderseite einer Schaumünze mittlerer GröÙe befindet sich das Brustbild des Königs Alphons flach erhoben gearbeitet mit unbedecktem Haupt, rund verschnittenen Haaren; den Hals und Anfang der Brust bekleidet ein Waffenrock. Umschrift: *ALFONSVS. REX. ARAGONVM.* Auf der Rückseite hält eine stehende weibliche Figur in ihrer Linken einen langen von einer Schlange umwundenen Stab, in der Rechten etwas einem Beutel Ähnliches. Umher liefet man: *OPVS. PAVLI. DE. RAGVSIO.*

Es ist wahrscheinlich, ja beynahe unzweifelhaft, daß dieser Künstler, von dem nur allein der Name und das eben angeführte Werk bekannt ist, ein aus Ragusa gebürtiger und in Florenz wohnhafter Goldschmidt gewesen, wo dergleichen Gewerbe damals in ungemeinem Flor war, auch auf eine weit solidere, weniger zum Handwerk und zum Fabrikwesen sich hinneigende Weise geübt wurde, als gegenwärtig geschieht. Modelliren, Cifelliren und Gießen waren zu jener Zeit für den Goldschmidt unerläßliche Fertigkeiten, und er erhielt durch dieselben rechtmäßiger Weise einen Platz neben den plastischen Künstlern; die Schmelzarbeit eröffnete ihm auch gleichsam die Pforte zur Malerey. Hierin liegt die Hauptursache, warum im 15ten Jahrhundert die meisten großen plastischen Künstler und Maler aus den Werkstätten der Goldschmidte hervorgegangen sind. — Um aber wieder auf unseren Meister *Paul* und sein Werk zurückzukommen: so mag derselbe mit dem *Pict. Pisano* zu gleicher Zeit gelebt haben, welches wir theils daraus schließen, weil sie beide den gleichen Helden und zwar ungefähr in gleichem Alter darzustellen unternommen, theils weil der Geschmack ihrer Arbeiten, im Allgemeinen betrachtet, fast derselbe ist. Über die feineren Nüancen der Behandlung, des Ausdrucks u. s. w. an gedachter Schaumünze sind wir nicht im Stande genau Rechenschaft zu geben, indem das uns vor Augen liegende Exemplar durch aufgesetzte starke Vergoldung viel an seiner ursprünglichen Bestimmtheit eingebüßt hat.

MATHEUS PASTI.

Dieser Landsmann und vielleicht gar Schüler des *Pisano* machte sich kurz nach demselben ebenfalls durch gegossene Schaumünzen rühmlich bekannt.

Eine solche auf den berühmten Gelehrten *Guarinus*, eine andere auf *Thimothen veron.* — *canonico regul.*, nebst einer dritten, welche der Künstler seinem Bruder *Benedictus de Pastis* zu Ehren verfertigt, findet man bey *Massei* (*Verona illustr.*) abgebildet. Ferner sind von ihm der *Isotta* und des *Sigismundus Pand. Malatesta* Bildnisse vorhanden, beide vom Jahr 1446, und eben so wie die drey angeführten Stücke mit seinem Namen bezeichnet. (Siehe *Hauschild's* Beytrag zur neuern Münz- u. Medaillen-Gesch. Anh. S. 55. u. 69.) Eine andere große Schaumünze auf die gedachte *Isotta* wird mit vieler Wahrscheinlichkeit gleichfalls für Arbeit des *Pasti* gehalten, obschon der Name derselben nicht beygefügt ist; und da wir so glücklich sind, ein Exemplar davon vor Augen zu haben: so gewährt uns solches einige nähere Aufschlüsse über sein Kunstverdienst.

Die Hauptseite dieser etwa 3½ Zoll im Durchmesser haltenden Schaumünze zeigt, so groß als der Raum solches gestattet, ein weibliches Brustbild im Profil mit hochaufgesetzten Haaren, reichem Gewand und mit der Umschrift: *D. ISOTTAE. ARIMINENSIS*, die Kehrseite aber einen Elefanten nebst der Jahrzahl *M.CCCC.XLVI.* An Gemüth, Innigkeit und anziehend alterthümlicher Einfalt der Darstellung ist diese Schaumünze so zu sagen einzig, oder wird wenigstens in Hinsicht auf die genannten Eigenschaften von keiner anderen übertroffen. Auch der Fleiß, den der Künstler an die Ausführung gewendet, verdient großes Lob. Ob unserem *Pasti* die Thiergefalten eben so gut gelangen, als dem *Pisano*, wagen wir nicht zu entscheiden, weil der Elephant auf dem Revers der angeführten Schaumünze sich nicht deutlich ausgegossen hat; die allgemeine Form des Thiers ist indessen befriedigend dargestellt.

Ist es wahrscheinlich, daß das beschriebene Stück vom *Mathews Pasti* verfertigt sey: so finden wir uns ebenfalls wohl befugt, eine andere Schaumünze von gleicher GröÙe und unter gleicher Jahrzahl auf den *Sigismundus Pandulfus Malatesta* diesem Künstler zuzuschreiben. Auf der Kehrseite erscheint ein großes Schloß mit Thürmen und der Umschrift *Castellum Sismondum ariminense.* Das Brustbild des Averses zeigt dieselbe Hand und Kunst wie jenes der *Isotta*, und die Gesichtsbildung, die uns aus der vorhin erwähnten diesen Fürsten darstellenden Schaumünze des *Pisano* bekannt ist, wurde hier strenger behandelt, mit großer Sorgfalt, ja beynahe mit Ängstlichkeit in der Angabe des Details der Umrisse. Daher erscheint das Gesicht auch älter als bey *Pisano*. Der Fleiß des Künstlers hat sich bis auf die Haare erstreckt, welche mit ungemeiner Geduld ausgearbeitet sind. Nach unserer Empfindung ist das Bild der *Isotta* wie der Bildung nach anziehender, also auch überhaupt betrachtet ein besser gelungenes Werk; allein es offenbaret sich an beiden dasselbe Zartgefühl des Meisters, die Ruhe, die Einfalt und hohe Naivetät, welche, obschon ein Vorrecht fast aller Werke aus der früheren Periode der neueren Kunst, doch unserem *M. Pasti* im vorzüglichen Mafse eigen waren.

Wie alt derselbe geworden, und wo er seine Tage beschloß, ist uns nicht unständlich bewußt; die dürftigen Nachrichten der Schriftsteller melden bloß, was sich auch durch die angeführten Schaumünzen bethätigt, er habe gegen die Mitte des 15ten Jahrhunderts bey oftgedachtem *Sigismundus Malatesta* zu Rimini in Diensten gestanden. Seine Geschicklichkeit war übrigens nicht allein auf Schaumünzen eingeschränkt, denn er wird auch als Maler gerühmt, und so allgemein anerkannt, daß mehrere Fürsten ihn zu sich verlangten, auch sogar der Großherr der Türken Mahomet II; und es scheint, die Einladung dieses letztern sey wirklich vom Künstler angenommen worden, wie aus einem Briefe des Malatesta an den Großherrn hervorgeht, welchen *Maffei* nach den *Miscellaneen* des *Balutio* im Auszug beygebracht.

ANTONIUS MARESCOTTI

Bildgießer von Ferrara, welcher daselbst neben anderen bedeutenden Werken die Ritterstatue des March. Nic. d'Este auf dem Platze vor der Domkirche verfertigt. Wir führen ihn hier auf, weil sich Nachricht von drey großen gegossenen Schaumünzen von seiner Hand findet, nämlich eine auf den frommen ferrarischen Bischof, Johannes von Tossignano, die andere enthält des Künstlers eigenes Bildniß, die dritte das von dem sel. Bernhardin von Siena. Die beiden letztern sind im Jahr 1448; jene erste aber (wovon Köhler M. B. T. XIX. S. 73 eine Abbildung mitgetheilt) 1446 gearbeitet. Von der Beschaffenheit dieser Schaumünzen können wir zwar aus eigener Anschauung nicht urtheilen; aber nach Maßgabe der grösseren Werke kann *Marescotti* ohne alles Bedenken den guten Künstlern seiner Zeit beygezählt werden. Die Formen seiner Bilder sind zwar überhaupt etwas mager, der Geschmack nicht ausgesucht, die Behandlung strenge; aber die Natur ist von ihm mit aufrichtiger Treue und mit glücklicher Wahrnehmung des Lebendigen nachgeahmt worden.

JOHANNES BOLDU.

Das eigentliche Vaterland dieses Künstlers ist ungewiß; nach *Füssli* (Künstlerlexikon) wird er sogar von den Schweizern in Anspruch genommen, und soll zu Luzern geboren seyn, welches wir weder zu bejahen noch zu verneinen im Stande sind; daß er aber kurz nach verstrichener Hälfte des 15ten Jahrhunderts im oberen Italien gelebt und gearbeitet habe, ist sehr wahrscheinlich vermöge zweyer mit seinem Namen bezeichneter Schaumünzen, der einzigen Werke, die wir von ihm kennen. Eine derselben findet man bey *Möhsen* (Beschreib. einer berlinischen Medaillen-Sammlung S. 90), wie auch im *Mus. Mazzuchellianum* (Tom. I. Tab. XXIII) beschrieben und abgebildet. Sie ist vom Jahr 1457, und stellt auf der Hauptseite das Brustbild des Petrus Bonnus Avogari aus Ferrara dar, auf der Rückseite einen geflügelten die Cithar spielenden Genius. Die zweyte Schaumünze befindet sich in der Sammlung, welche für diese Beyträge vornehmlich benutzt worden, und es

ist ihrer, so viel wir wissen, noch nirgends öffentliche Erwähnung geschehen. Etwa 2½ Zoll im Durchmesser enthält die Vorderseite das Brustbild eines jungen Mannes mit der Umschrift PHILIPPVS. MASSE-RANO. VENETO. MVSI. DILECTO. Einfach und gemüthlich in der Darstellung, geistreich im Ausdruck, auch freyer, leichter, in gebildeterem Geschmack ausgeführt, als es die übrigen vortrefflichen Werke des *Pasti* sind. Die Kehrseite unserer Schaumünze wird von der Gruppe eines vom Delphine getragenen Arion, der Umschrift VIATVTY. OMNIA. PARENT., der Jahrzahl M.CCCC.LVII. und dem Namen eingenommen. Wir müssen endlich noch anmerken, daß *Boldu* sich auf der zuerst angezeigten Medaille einen Maler nennt; auf der anderen aber steht bloß sein einfacher Name, vermuthlich darum, weil die Umschrift, den ganzen Kreis ausfüllend, keinen weiteren Zusatz erlaubte.

PETRECINI.

Alles, was man von diesem Künstler weiß, beschränkt sich auf eine große Schaumünze mit dem Bildniß des Borso d'Este Herzogs von Modena und Reggio, welche Köhler (Münz-Belust. T. 18. S. 41) bekannt gemacht, und auf deren Kehrseite die Worte OPVS PETRECINI DE FLORENTIA stehen, nebst der Jahrzahl M.CCCC.LX. Wir haben ein wohlerhaltenes Exemplar dieses seltenen Stücks vor Augen; nur daß demselben der breite Rand fehlt, worauf die Umschriften stehen, wofür aber um das Brustbild des Herzogs im Grund eingestochen ist BORSIVS. DVX. MV-TINE. E. REGI. Des Künstlers Name auf der Rückseite blieb ganz weg. Man gewahret an dem Bildniß die löblichen Eigenschaften eines sanften gemüthlichen Ausdrucks, zarte Formen und viel besonders auf das Gesicht verwandten Fleiß, der sich auch bis auf die lockigen Haare erstreckt hat. Die Behandlung der Kehrseite, welche zwischen Felsen ein mit Wasser gefülltes Gefäß darstellt, worin sich die scheinende Sonne abspiegelt, ist ohne Feinheit, gleichsam nur ein Entwurf, und wir glauben, alles überhaupt wohl erwogen, diesem Künstler kein Unrecht zuzufügen, wenn wir ihn zwar für einen tüchtigen Meister geben, der aber weder dem Pisano noch dem *Pasti* den Vorzug streitig machen kann.

ANDREAS von CREMONA.

Man findet ihn öfters genannt als einen der ältesten Meister, die große gegossene Schaumünzen verfertigt haben: welches jedoch nur unter einiger Einschränkung wahr zu seyn scheint, indem *Molinetus* und nach demselben *Venuti* diesem *Andreas* von Cremona eine Schaumünze auf Papst Pius II zuschreiben, die nicht lange vor dem Tode des Papsts, also gegen das Jahr 1464, gearbeitet seyn muß; und weil unsere Sammlung mit einem ungemein wohl erhaltenen Exemplar der gedachten Schaumünze versehen ist: so sind wir im Stande, über ihre Kunsteigenschaften Bericht abzulegen. An dem Bildniß des Papstes auf der Vorderseite ist der Charakter, das Individuelle sehr bestimmt, man könnte sagen fast hart und

mit ängstlicher Sorgfalt ausgedrückt. Jede Einzelheit der Züge, sogar die Adern an der Stirn sind deutlich angegeben. Es ist daher weder ein angenehmes Bild, noch im Ganzen eine vorzüglich edle oder zusprechende Gestalt; aber als Portrait betrachtet ohne Zweifel ähnlich. Einige einzelne Parthien und unter andern die vom Kinn bis zum Hals scheinen dem Künstler besonders wohl gelungen. Um das Bildniss her stehen die Worte: ENEAS. PIVS. SENENSIS. PAPA. SECUNDVS. Die Kehrseite zeigt einen Pelikan, der sich die Brust aufreißt, um mit dem Blut seine Jungen zu nähren; in seiner Art ist derselbe, wo nicht besser, doch wenigstens mit mehr Freyheit und Geschmack behandelt, als das Brustbild: Die Umschrift heisst: ALES. VT. HEC. CORDIS. PAVI. DE. SANGVINE. NATOS. —

Zu den merkwürdigsten Stücken, welche unsere Sammlung aufweisen kann, rechnen wir eine etwa 2½ Zoll im Durchmesser haltende Schaumünze, auf deren Vorderseite das unbedeckte Brustbild eines bejahrten Mannes von kräftigen gedungenen Zügen steht, mit der Umschrift. NVDV. EGRESVS. SIC. REDIBO. — und ferner eingestochen NICOLAVS. PALME-

RIVS. SICVLVS. EPS. ORTAN. auf der Kehrseite aber eine nackte männliche Statue abgebildet ist, in der Rechten ein Stundenglas und in der Linken einen langen Stab haltend. Umher liest man in erhobenen Buchstaben ANDREAS. GVACIALOTVS., und vertieft eingestochen CONTVE_ERNALIS. B. F. In der Mitte ebenfalls eingestochen: VIX. AN. LXV. O. OBIT. A. D. M^oCCCCXLVII. Das Bildniss unterscheidet sich, gegen die früheren Arbeiten dieser Art gehalten, durch weit festere, sicherere und wissenschaftlichere Zeichnung; es ist voll Geist und Kraft und Wahrheit in Gestalt und Ausdruck, so viel nämlich diese Eigenschaften mit der sehr strengen, ja man könnte vielleicht nicht ganz unschicklich sagen, der ehernen Manier des Künstlers vereinbarlich waren. Wir werden uns den Kennern hierüber noch besser verständlich machen, wenn wir bemerken, unsere Schaumünze gleiche im Geschmack den Arbeiten des *Andrea Verocchio*; indessen betrifft die Vergleichung hauptsächlich nur das Bildniss. Die Figur der Kehrseite ist zwar auch nicht ohne Verdienst, gut gestellt, hat sogar eine gewisse Eleganz in den Formen, und zierliche, von der linken Schulter an der Seite herunter sich senkende Falten, welches alles zu zeigen scheint, dass dem Künstler die Denkmäler der alten Kunst nicht fremd waren: doch ist seine Zeichnung hier weder so sicher, noch so gewaltig, als am Bildnisse; der Kopf der Figur fiel sogar ein wenig zu groß aus, und lässt also vermuthen, der Künstler habe in diesem Fache weniger Gewandtheit besessen, als in jenem.

Ob der Name *Andreas Guacialotus* oder, wie es nach italiänischer Aussprache heissen möchte, *Guazaloti* des Künstlers ist, der unsere Schaumünze verfertigt, oder aber desjenigen, der solche hat verfertigen lassen, um das Andenken des *Nic. Palmerius* zu ehren, ist ein Räthsel, zu dessen Auflösung wir uns nicht befähigt genug achten. Bey *Venuti* (*Nismata Romanorum Pontificum*, S. XV. XVI. u. 15)

wo man hierüber das Mehrere nachlesen kann, findet sich Nachricht von einer Schaumünze auf Papst Nicol. V., mit nur wenig anders, nämlich *Andreas Guacalotis* geschriebenem Namen versehen; die Arbeit an derselben aber soll geringer an Verdiensten seyn, als bey dem von uns angeführten Stück der Fall ist, wodurch also, wenn anders zwischen beiden Werken auch noch einiger Unterschied in der Behandlung wahrzunehmen wäre, der Vermuthung, *Guacialotus* oder *Guazaloti* sey nicht der Verfertiger, sondern nur der Unternehmer der gedachten Schaumünzen gewesen, das Übergewicht zuwachsen würde.

Wenn wir eingestehen müssen, unser Forscherfleiss reiche nicht völlig hin, das Räthsel der eben beschriebenen mit dem Namen *Guacialotus* versehenen Schaumünze aufzulösen: so befinden wir uns in nicht geringerer Verlegenheit wegen eines noch weit edleren, ebenfalls in unserer Sammlung befindlichen Kunstwerks, nämlich der auf vorstehender Kupfertafel sub Lit. A abgebildeten Schaumünze auf *Cornus de Medicis P. P.* Dieselbe muss kurz vor oder nach dessen Tode [er starb 1464, 73 Jahr alt.] verfertigt seyn, indem ihr das Brustbild auf der Vorderseite im höchsten Alter darstellt. Die Arbeit ist ganz ausserordentlich meisterhaft und kühn. Für den ersten Anblick zwar erscheint das Bild nur skizzenhaft und flüchtig angelegt; bey näherer Betrachtung aber wunderbar geistreich, in allen Theilen bedeutend und vollendet: Eigenschaften, welche uns berechtigen, ja auffordern könnten, solches dem grössten Meister jener Zeit zuzuschreiben, und der wäre ohne Zweifel *Donatello*. Auch trifft die Behandlungsweise mit der seinigen sehr wohl überein, wie wir an mehreren Bronzearbeiten von demselben glauben wahrgenommen zu haben. Allein dieser Künstler war im Jahr 1464 bereits 81 Jahr alt, und es wäre allerdings viel, ja sehr viel, wenn ein solcher Greis noch ein solches bewundernswürdiges Werk in Geist und Kraft zu Stande gebracht haben sollte. Unterdeffen kann dargethan werden, dass *Donatello* bis nahe an sein 1466 erfolgtes Ableben immer fortgearbeitet, weil die bey seinem Tode unvollendet gebliebenen zwey Kanzeln mit vielen bronzenen Basreliefs geschmückt, in der Kirche St. Lorenzo zu Florenz, nachher von seinem Schüler *Bertoldo* vollends beendigt worden. Diesen *Bertoldo* aber, von dem nachher ein Mehreres, können wir nicht für den Meister unserer Schaumünze halten, weil sein Kunstvermögen nicht so hoch gereicht hat, sein Styl schwächer, seine Behandlung mühsamer, sein Geschmack nicht so gross war.

Ein anderer Schüler des *Donatello*, *Michelozzo*, der treffliche Bildhauer und Baumeister, suchte in seinen plastischen Werken des Meisters Geschmack nachzuahmen; auch weis man zuverlässig, dass derselbe in seiner Jugend für die Münze zu Florenz Eisen geschnitten (*intagliare i ferri per le monete*), und im J. 1452 eine in Silber getriebene Figur des heil. Johannes des Täufers verfertigt: Umstände, welche allenfalls Gründe an die Hand geben könnten, ihn für den Verfertiger un-

ferer Schaumünze zu halten. So ehrenwerth aber die Kunst des *Michelozzo* an sich auch ist: so haben wir doch an keiner seiner Arbeiten die gewaltige Meisterhand bemerkt, die an der Schaumünze sich äußert. Daher möchten wir ihm mit fast besserer Überzeugung eine zweyte Schaumünze unserer Sammlung zueignen, in eben der Grösse, wie auch auf der Haupt- und Gegen-Seite mit ähnlichen Bildern geziert: nur die Umschrift um das Bildniss ist etwas verschieden; man liest nämlich: *MAGNVS. COSMVS. MEDICES. P. P. P.* Die Arbeit an diesem Werke ist allerdings auch sehr wacker, natürlich und geistreich, jedoch bey weitem nicht so unbedingt meisterhaft und kühn, wie an der vorigen Medaille; diese hier verhält sich zu jener, wie eine gute Nachahmung zum Originalwerk, die Arbeit eines guten Schülers gegen die eines vorzüglichen Meisters.

VELLANO von PADUA.

Von dem Leben dieses Künstlers hat *Vasari* einige nähere Umstände aufgezeichnet. Ihm zufolge war *Vellano* ein Schüler und Nachahmer des *Donatello*, und hat in einem langen Leben von 92 Jahren durch plastische Arbeiten von bedeutendem Umfange in Marmor und Erz wohlverdienten Ruhm erworben; auch in der Baukunst befand er nicht geringe Geschicklichkeit. Wir übergehen indessen die architektonischen sowohl, als die grösseren plastischen Denkmale seines Kunstfleisses, um unserem vorgesetzten Zwecke gemäss vornehmlich nur die von ihm verfertigten Schaumünzen zu betrachten. Es soll eine bedeutende Anzahl derselben vorhanden seyn, und *Vasari* scheint, indem er einige auf Papst Paul II., eine auf Ant. Rosselli und eine andere auf Batt. Platina besonders erwähnt, solche als die schätzbarsten herausheben zu wollen.

Die Sammlung, welche wir für diese Blätter benutzen, enthält 9 verschiedene Schaumünzen auf P. Paul II., theils rund, theils von ovaler Form, alle trefflich und sonder Zweifel von gleicher Hand gearbeitet. Wir dürfen sie also ganz ohne Bedenken für Werke des *Vellano* ausgeben. Das Profilbrustbild des Papstes auf der Vorderseite aller dieser Schaumünzen hat einen edeln ins Grosse strebenden Charakter, ist richtig gezeichnet, stark erhoben, weich und fließend behandelt. Das Auge des Beschauers ergötzt sich an harmonischen Ganzen, so wie überhaupt an der geistreichen Wahrheit der Darstellung. — Unter diesen Schaumünzen befindet sich eine, welche Paul II. schon 9 Jahre vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl zum Gedächtniss des von ihm als Kardinal zu Rom erbauten grossen Pallastes *di San Marco* hat verfertigen lassen.

Beyläufig müssen wir bemerken, dass eine grosse flachgearbeitete Denkmünze auf das von diesem Papst 1470 gehaltene grosse Consistorium, welches den böhmischen König Georg Podiebrad in den Bann that, nicht unter die von *Vellano* verfertigten zu zählen ist, sondern ohne Zweifel von einem anderen Künstler herrührt. Die eine Seite stellt den Papst auf dem Throne in voller Versammlung der Kardinäle dar, mit der

Umschrift: *SACRVM. PVBLICVM. APOSTOLICVM. CONSI-
STORIUM. PAVLVS VENETVS. PP. II.* Die andere Seite das jüngste Gericht; umher stehen die Worte: *IV-
STVS. ES. DOMINE. ET. RECTVM. IVDICIVM. TVVM. MI-
SERERE. NOSTRI. DO. MISERERE. NOSTRI.* In der Zeichnung der unzähligen Figuren, sowohl in den Formen als in den Gewändern, herrscht noch ganz der alte magere und trockene Geschmack.

SPERANDEUS.

Auch von diesem Künstler, der unter die besten des 15ten Jahrhunderts gerechnet werden darf, hat man keine bestimmten Nachrichten. Sein Vaterland soll Mantua seyn, seine Schicksale sind unbekannt; der Name allein findet sich auf herrlichen, ewiges Ruhms würdigen Werken. Auch in unserer Sammlung glänzen zwey derselben, beides grosse gegossene Schaumünzen von etwa 4 Zoll im Durchmesser, eine auf den Herzog Friedrich von Urbino, die andere auf den berühmten Rechtslehrer Alexander Tartagni von Imola. Jene erstgenannte Schaumünze auf den Herzog von Urbino finden unsere Leser auf der vorgesetzten Kupfertafel *sub Lit. B* abgebildet.

Von dem Verdienste dieser vortrefflichen Arbeit dürfte sich schwerlich Jemand, dem der Meister noch nicht bekannt ist, einen zulänglichen Begriff machen. Hier sind, möchte man sagen, die Schranken zwischen Kunst und Leben niedergeworfen, die Nase scheint Athem einzuziehen, der Mund sich bewegen zu wollen, die Wange wahrhaftiges, hautüberzogenes, weiches Fleisch, die Rüstung hingegen starr und steif zu seyn, von welcher sich aber die Filzmütze oder Baret wieder durch etwas verschiedenen Charakter unterscheidet; und dieses alles ist ganz ohne Anmaassung, ohne mühselig pünctelnden glättenden Fleiss mit Bequemlichkeit geleistet, mit leichter, unbedingt den Stoff beherrschender Meisterhand.

Da die Rückseite ungefähr ähnliche Gegenstände enthält, wie der Revers des oben angeführten Medaglions auf Sigism. Malatesta von *V. Pisano*: so kann sie uns zur Vergleichung beider Meister dienen. Kunstfertigkeit, Verhältnisse und Formen sowohl, als das Malerische im Geschmack, haben von der Zeit des *Pisano* bis auf *Sperandeus* (d. i. etwa in 30 Jahren) sehr beträchtlich zugenommen. Hier ist die Gruppe grösser, als dort, und steht in weit besserem Verhältnisse zum Raume; auch ist die Proportion der Figur selbst besser beobachtet, die Gebärde richtiger der Natur abgesehen, geistreicher und lebendiger ausgedrückt.

Die zweyte der obengedachten, in unserer Sammlung befindlichen Schaumünzen, enthält auf dem Avers das Brustbild eines Mannes im Doctor-Habit, mit einer Mütze, die über der Stirne aus schmalern Wulst das Hinterhaupt bedeckend, bis auf die Schultern niederfällt. Umher steht geschrieben: *ALEXAN-
DER. TARTAGNVS. IVRE. CONSVLTISSIMVS. AC. VERI-
TATIS. INTERPREX.* Rückseite: Den Caduceus in der Hand, sitzt Mercur auf einem Drachen, und dieser Drache ruht auf einem Felsen, unter welchem als Randschrift das Wort *PARNASVS.* zu lesen ist. Über dem Mercur, ebenfalls am Rand, *VIGILANTIA. FLO-*

XVI, und im Raume queer über zu beiden Seiten des Felsens OFV. SP. . . ERADEI. Sehr wahrhaft geistreich und mit reinem Natursinne aufgefasst ist das Bildniß auch auf dieser Schaumünze, wiewohl das uns vor Augen liegende Exemplar ein minder vollkommener Guß ist, als der Herzog von Urbino, folglich die zartesten Nüancen in der Ausführung nicht zeigen kann. Mercur auf der Rückseite ist etwas mager gezeichnet, keineswegs von gewählten Formen; man wird leicht gewahr, daß *Sperandeus* mehr die Natur als den Styl der Antike nachzuahmen getrachtet. Aufser diesen beiden Stücken haben wir nur noch von zwey anderen Werken unseres Künstlers Kunde, dieselben aber nie zu Gesicht bekommen können. Das eine ist eine große Schaumünze auf den oben schon einmal bey *Joh. Boldu* berührten Petrus Bonus Avogari von Ferrara; man findet sie bey *Moehsen* (Beschreib. einer berl. Medall. Sammlung S. 97 u. 105) gut abgebildet. Des anderen, einer eben solchen Schaumünze auf die Camilla Sfortia de Aragonia, Wittve des 1482 verstorbenen Constantii Sfortia, geschieht in *Hanschilds* Beyträgen S. 352 Erwähnung.

CHRISTOPHORUS HIEREMIA.

Zwey Schaumünzen unserer Sammlung, die in Hinsicht auf den Geschmack der Arbeit ziemlich von einander unterschieden sind, führen beide diesen Namen, der übrigens nicht bekannt ist. Die erste der besagten Schaumünzen scheint, dem Geschmack der Figuren und der Behandlung nach, etwa im sieben-ten oder achten Decennium des 15ten Jahrhunderts verfertigt. Auf ihrer Vorderseite ist die Büste des Königs Alphonsus von Neapel mit unbedecktem Haupt, aber bewaffnet dargestellt; eine Krone dient ihr als Fußgestell; umher stehen die Worte: ALFONSUS. REX. REGIVS. IMPERANS. ET. BELLORVM. VICTOR. Die Rückseite zeigt in wohlangeordneter Gruppe den Helden auf dem Throne sitzend, in der Rechten das Schwerdt haltend, in der Linken eine Kugel als das Zeichen der Herrschaft; Mars und Bellona setzen ihm die Krone auf. Bellona ist eine schlanke Figur, und hat ein flatterndes Gewand mit häufigen Falten. Mars scheint einer Antike nachgeahmt, wie seine rasche Bewegung, die edeln Formen wahrscheinlich machen.

Die zweyte Schaumünze, welche so, wie die vorige, nahe an 3 Zoll im Durchmesser haben mag, ist auf der Hauptseite mit dem Brustbild des Augustus geziert, jung, im Harnisch und mit einem Eichenkranz um das Haupt. Auf der Gegenseite erblickt man zwey stehende bekleidete Figuren, die sich die Hände reichen. Auf dieser zweyten Schaumünze ist das Brustbild weit stärker erhoben, als das auf der ersten; überhaupt sind hier die Wirkungen einer gebildeteren spätern Kunst zu spüren, und weit sorgfältigere Vollendung, besonders am Eichenkranz und an den Haaren. Aus der wohlverstandenen Anfügung des Halses an die Brust erkennt man des Künstlers gründliches Wissen; das Gewand wirft häufige schmale Falten, wie solches auch an den Gewändern der beiden Figuren auf der Kehrseite der Fall ist. Wenn die Arbeit im Ganzen

betrachtet wird: so sollte 'man glauben, Raphael's Schüler hätten dem Geschmack des Verfertigers dieser zweyten Schaumünze die Richtung gegeben. Die Bilder sind nicht eigentlich manierirt, aber an das Manierirte grenzend. Nun wäre es aber ein überaus sonderbarer seltener Fall, wenn derselbe Künstler zuerst im alten einfachen Geschmack mit gutem Erfolg gearbeitet, und so ganz unverdrossen mit allen Neuerungen bis auf den Punct fortgeschritten wäre, den wir an unserer zweyten Schaumünze gewahr werden; auch setzte solches noch überdies ein sehr langes Leben voraus, da die beiden Werke wenigstens eine Zeit von 50 bis 60 Jahren aus einander zu liegen scheinen. An Unterschiebung des Namens ist hier gar nicht zu gedenken, denn *Christophorus Hieremia* war nie sehr berühmt, ja wir haben seinen Namen noch nirgends, als auf den beiden erwähnten Schaumünzen, gefunden. Es bleibt also wohl kein anderer Ausweg aus diesem Dunkel übrig, als anzunehmen, zwey Künstler, Vater und Sohn, haben gleichen Namen geführt; die Schaumünze auf den König Alphons sey Arbeit des älteren, die auf den Augustus hingegen von dem jüngeren verfertigt.

CONSTANTIUS.

Jovius schreibt eine große Schaumünze mit dem Brustbild Sult. Mahomets II auf der Vorderseite, und auf der Rückseite ebenderfelbe zu Pferde, eine Peitsche in der Hand haltend, dem *Victor Pisano* zu; *Moehsen* aber in der oft von uns angeführten Beschreibung einer berlin. Medaillen-Sammlung S. 127, widerlegt solches, indem er sich auf die Zeichnung von einer solchen Schaumünze beruft, welche sich in der nach England gekommenen Sammlung des Freyherrn von *Stasch* befindet, wo auf dem Avers die Jahrzahl 1481, auf der Kehrseite aber — *opus Constantii* steht. *Pisano* hat wahrscheinlich das Jahr 1450 nicht überlebt, und konnte daher keine Schaumünze auf jenen berühmten Beherrscher der Türken verfertigen, der erst 1451 zur Regierung gekommen ist, 1453 Constantino-pel eroberte, und in dem auf der Medaille verzeichneten Jahr 1481 starb.

Da wir bloß die angegebene Nachricht, das Werk aber selbst nicht kennen: so steht uns auch kein Urtheil über das Kunstvermögen des *Constantius*, oder, wie er wohl auch möchte geheißen haben, *Costanzi* zu, der übrigens gänzlich unbekannt ist. Man hat indeß eine günstige Meinung von ihm zu hegen, weil *Jovius* gedachtermaßen sein Werk für Arbeit des *Pisano* gehalten hat.

GENTILE BELLINI.

Zwar ist es bekannt, daß dieser Maler einige Zeit bey Sultan Mahomet II in Diensten gestanden; auch wissen die Liebhaber, daß er in seinen Malereyen bemühet war, den Geschmack seines vor trefflichen Bruders *Joh. Bellini* nachzuahmen: *Vasari* aber und *Ridolfi*, welche beide das Leben des *Gentile* beschrieben, sind von der Schaumünze nicht unterrichtet gewesen, die derselbe auf gedachten Sultan

Mahomet II verfertigt, und von deren Daseyn zuerst *Mochsen* in seinem angeführten Werk Th. I, S. 133, nach einer glaubwürdigen Zeichnung aus der Sammlung des Freyh. von *Stosch*, Bericht ertheilt. Auf der Hauptseite der Schaumünze soll sich das Brustbild des Sultans befinden, nebst der Umschrift: MAGNI SVLTANI F MOHAMETI IMPERATORIS. Auf der Gegenseite drey Kronen übereinander mit den Worten: GENTILIS BELLINVS VENETVS EQVES AVREVS COMES Q. PALATINVS. F.

BERTOLDO,

Der Florentiner, war, wie oben schon gemeldet worden — *Donatello's* Schüler, und vornehmlich geübt in Arbeiten von Bronze. Werke von eigener Erfindung mag *Bertoldo* wenige verfertigt haben, weil *Vasari*, wo er im Leben des *Donatello* von unserem Künstler spricht, nur eines einzigen, nämlich eines Reutergefichtes gedenkt. Dasselbe ist ein bronzenes, in der Galerie zu Florenz noch jetzt vorhandenes Basrelief, mit vielen etwa fusshohen Figuren, welche zwar auffallend symmetrisch angeordnet, sonst aber wohlgezeichnet und fleissig ausgeführt sind. Dafs von *Bertoldo* auch eine gegossene große Medaille vorhanden sey, scheint *Vasari* nicht gewusst zu haben, hingegen merkte solches *Baldinucci* (*Notizie de Professori del disegno* Tom. III p. 87) in einer Note kurz an, bey *Mochsen* aber S. 134, findet man umständlichere Nachrichten von derselben. Auf der Hauptseite soll sich das Brustbild Sultan Mahomets II befinden, mit der Umschrift: MAVMHET. ASIE. AC. TRAPSVNZIS. MAGNE. QVE. GRETE. IMPERAT. Auf der Gegenseite ein Triumphwagen von zwey Pferden gezogen, hinten auf dem Wagen drey nackte Frauenpersonen mit den Umschriften: GRETE. TRAPEZVNTY. ASIE., an einem Stricke gebunden, welcher von dem vorne auf dem Wagen stehenden Sieger gehalten wird. Unten im Abschnitt liegt Neptunus und eine nackte Nymphe mit einem neben ihr befindlichen Kopf eines Kameels, dazwischen die Schrift: OPVS. BERTOLDI. FLORENTINI. SCVLTORIS.

ANTON POLLAJUOLO.

Abermals haben wir uns auf die Autorität des *Vasari* zu beziehen, da von den Schaumünzen, welche der berühmte florentinische Goldschmidt, Bildgiefser und Maler, *Pollajuolo* verfertigt hat, soll gehandelt werden. Erwähnter Biograph gedenkt der Medaille auf die Verschwörung der Pazzi, da *Julianus de Medici* ermordet worden, als eines vorzüglichen Werkes unseres Künstlers, und merkt sodann weiter noch an, derselbe habe die Schaumünzen von einigen Päpsten (*d'alcuni Pontifici*) verfertigt. — Von jener, die Verschwörung der Pazzi betreffenden Medaille, sind wir nicht im Stande genaue Nachrichten mitzutheilen, weil uns dieselbe noch nie zu Gesicht gekommen; allein die Sammlung, welcher wir die meisten mitgetheilten, und noch künftighin mitzutheilenden, auf Anschauung sich gründenden Berichte von solchen Werken schuldig sind, enthält eine Schaumünze von etwa 2½ Zoll Durchmesser auf Papst Sixtus IV, und eine andere auf dessen nächsten Nachfolger, Innocentius VIII, von gleicher Grösse, die zwar beide mit des Künstlers Namen nicht bezeichnet, aber gleichwohl,

vermöge des Geschmacks der Arbeit, denen, die mit des *Pollajuolo* gröfseren plastischen Werken in Silber oder Erz bekannt sind, als zuverlässige Arbeiten desselben sich darstellen. — Auf der Vorderseite der zuerst genannten Schaumünze, erscheint des Papsts Brustbild mit der dreifachen Krone, und der Umschrift: SIXTVS. IIII. PON. MAX. SACRI. CVLT. Dieses Bildniß ist in einer sehr strengen, äufserst bestimmten Manier gearbeitet, alle Muskeln des Gesichts sind angezogen und kräftig ausgedrückt, wodurch denn zwar ein ungemein achtungswerthes, doch mehr bedeutendes und geistreiches, als gefälliges, Kunstwerk entstanden ist. Die Rückseite enthält eine nackte weibliche Figur, mit der Unterschrift: CONSTANTIA. Zu ihrer Linken im Grunde sieht man gefangene Türken, zur Rechten eine Schiffsflotte, oben darüber die Worte SIXTE. . POTES., und höher die eingestochene Jahrzahl M.CCCC—LXXXI. Umschrift: PARCERE. SVBIECTIS. ET. DEBELLARE. SVPERBOS. Fest gezeichnet, in der Stellung, den Formen, herrscht eben diejenige kunstnässige Zierlichkeit, welche an den Figuren des ebenfalls von *Pollajuolo* verfertigten bronzenen Grabmals des gedachten Papsts in der Peterskirche zu Rom wahrgenommen wird.

Auf der anderen von den beiden, wahrscheinlich durch *Pollajuolo* verfertigten Schaumünzen unserer Sammlung, zeigt die Hauptseite Papst Innocentius VIII Brustbild fast mit gleicher Bestimmtheit und strengem Style behandelt, wie Sixtus IV; nur sind hier die Gesichtszüge heiterer und sanfter. Auf der Kehrseite befinden sich drey weibliche bekleidete Figuren: IVSTITIA. PAX. COPIA. Sie haben wie vom starken Winde bewegte Gewänder mit vielen schmalen Falten, dergleichen aus jener Zeit gewöhnlich sind, wenn die Künstler im antiken Geschmack drappiren wollten.

Es ist noch anzumerken, dafs in dem Grabmal P. Innocenz VIII, mit dessen sitzender Statue von Bronze, in der Peterskirche, ebenfalls von *Pollajuolo* gearbeitet, bey Gelegenheit der im J. 1606 vorgenommenen Versetzung desselben, ein Exemplar der gedachten Schaumünze beygelegt gefunden worden, woraus also die große Achtung erhellet, in der dieses Werk schon anfänglich musz gestanden haben. Hält man die beschriebenen beiden Schaumünzen gegen die Werke des *Pisano*, oder des *Sperandei* oder des *Velano*: so zeigen diese freylich mehr Anziehendes, mehr Gemüthliches, vielleicht gar einen edleren Sinn; bey *Pollajuolo* aber wird man mehr Wissenschaft gewahr werden, und in den Figuren einen zierlicheren gebildeteren Styl der Formen. Ist hier die Arbeit strenger überhaupt, ja an's Harte grenzend: so musz solches zum Theil mit als der eigenthümliche Kunst-Charakter des Meisters betrachtet werden. Denn obgleich zu seiner Zeit das Bestimmte, der strenge Styl überhaupt herrschte: so war er doch ganz vorzüglich zum Eckigen, Scharfen und Bedeutsamen geneigt, und es fehlt das gefällige Sanfte allen seinen Gemälden sowohl, als den plastischen Arbeiten. Wenige Künstler haben dagegen ihren Werken so viel Kräftiges, Geist und Nachdruck zu ertheilen gewusst, wie Er.

W. K. F.

(Die Fortsetzung wird das nächste Programm enthalten.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 1 J A N U A R, 1 8 1 0.

T H E O L O G I E.

FÜßINGEN, b. Cotta: *Einleitung in die Schriften des neuen Testaments.* Zweyter Theil. Von D. Joh. Leonh. Hug. 1808. 442 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Mit diesem zweyten Theile, der die besondere Einleitung in die einzelnen Bücher des N. T. enthält, ist dieses Werk des gelehrten Vfs. geschlossen. Die Hauptfragen, die darin in Anregung kommen mußten, sind auf die ihm eigene leichte Weise aufgefaßt und dargestellt, und ungefähr in der Manier erörtert, zu welcher eine häufige Beschäftigung mit einem Gegenstande unvermerkt führt. Man zeigt ihn am liebsten von der Seite, für die man nach und nach vorzügliches Interesse gewonnen hat, mit Übergehung dessen, was auch bey dem Leser gleiches Interesse für ihn erregen könnte, d. i. mit Übergehung mancher Beweise, Bestätigungen und Verclafulirungen, die man nun bey dem Leser voraussetzt, weil man selbst davon ganz erfüllt ist. Scharf sinn und eine leichte und glückliche Combinationsgabe scheinen den Vf. bey dem Studium der neueren Schriften über seinen Gegenstand geneigt gemacht zu haben, weniger aufzusuchen, was sich für die neueren Vorstellungsarten beybringen, als was sich ihnen entgegenstellen lasse; er führt daher gern zu dem zurück, was seine früheren und späteren Zeitgenossen verlassen und aufgegeben haben; dagegen strengt er seine Gaben da an, wo seine Vorgänger bey der herkömmlichen Vorstellungsart geblieben sind, um etwas Anderes zu sagen: und wer möchte nicht Letzteres loben, oder wer Erstes tadeln, wenn nur die fremde Meinung in ihrem ganzen Umfange aufgefaßt, und nach ihren letzten Gründen bestritten wird? Denn sobald Letzteres der Fall nicht ist: so ist alle Polemik fruchtlos; sie wird ein leeres Schattengefechte; der bestrittene Schriftsteller scheint nur dem in die Pfanne gehauen zu seyn, der nicht mit dem ganzen Umfange seiner Gründe bekannt ist, während er selbst sich gar nicht berührt fühlt. Der Baum, der fallen soll, muß an der Wurzel angegriffen werden, der Verlust einzelner Zweige bewirkt es nicht. Eine solche Polemik ist Wohlthat und Gewinn für die Wissenschaft; und wenn die neuen Combinationen des Vfs. Gegner finden sollten: so mögen sie nie auf eine andere Weise verfahren.

Es ist sonst die Gewohnheit des Rec., hinter der allgemeinen Charakterisirung einer vorzüglichen Schrift, das ihr Eigenthümliche, so weit es in einer Anzeige möglich ist, auszuheben, und dadurch seine

J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

Schilderung zu bestätigen. Dieser seiner Manier ist er auch bey der Anzeige des ersten Theils dieser Einleitung treu geblieben. Sie hat dem Vf. bekanntlich mißfallen; er selbst hält sich für weit originaler, als ihn die Recension darstelle. Es ist daher bey diesem Schriftsteller bedenklich, in dieser Manier fortzufahren; und eine Anzeige, welche sich ohne eine solche Unterscheidung an den Inhalt seines Buchs im Allgemeinen hält, wird rathfamer seyn, um so mehr, da es Rec. nie in den Sinn gekommen ist, noch kommen kann, ihm von seiner Originalität etwas zu entziehen. Die Bemerkungen, die Rec. etwa beyfügen möchte, sollen keinen anderen Zweck haben (wie er sich hiedurch feyerlich gegen jede andere Deutung verwahrt), als über seine Urtheilskraftigkeit die Leser dieser Blätter nicht in Zweifel zu lassen. Zwar ist, seitdem die Welt steht, noch kein Buch geschrieben worden, das nicht schwache Stellen enthielte oder Bloßen gäbe, und wer sein Buch davon frey hält, der muß in hohem Grade eitel seyn: aber nie wird sich Rec. zu dem elenden Geschäfte erniedrigen, solche Stellen geiffentlich aufzusuchen, um zu tadeln; man ist ohnehin häufig genug zu dem leidigen Schicksal verdammt, was man nicht wollte, auf ganze Nester derselben zu stoßen.

Die Summe dessen, was der Vf. über die drey ersten Evangelien ausgemittelt zu haben glaubt, geht großentheils auf das wieder zusammen, was die Kritik in neueren Zeiten in Anspruch genommen hat. Matthäus hat zuerst geschrieben, und ist, wie sich für einen beständigen Gefährten Jesus geziemt, Originalschriftsteller. Um Zeitordnung unbeforgt (ob er sie gleich nicht ganz bey Seite setze), und ohne die Begebenheiten ins Einzelne herab zu verfolgen, (weil es nur die Aufmerksamkeit seiner Leser zerstreut hätte), habe er mehr in einer Art von Sachordnung das von den Alten vorgezeichnete Bild des Messias im Leben Jesu zeigen wollen. Als Matthäus Evangelium nach Rom gebracht, und öffentlich vorgelesen worden war, machte Petrus darüber allerley Glossen. Markus wollte sich also das Verdienst einer genauen Ausbildung des angekommenen Evangeliums geben, besonders um die didaktische Ordnung desselben in eine chronologische zu verwandeln, und unter dem Beystand des Apostels Petrus einzelnen Begebenheiten durch ein größeres Detail mehr Licht und Anschaulichkeit zu verschaffen: nur wo die Erzählung seines Vorgängers eine weitere Ausführung unnöthig und unthunlich machte, da fasste er sich kürzer, und wies gleichsam durch seine Kürze auf seinen Vorgün-

ger hin. Einige Facta übergang er ganz, weil ihn seine Quelle (— also auch Petrus, — sein Einbelfer? —) über ihren wahren Standort ungewiss liefs. Matthäus sey also mehr historische Deduction, Markus mehr Geschichte. Lukas schrieb zuletzt, und kannte Matthäus und Markus: an Markus (I. VI, 45 und VIII ff.) schließt er sich besonders in der Stellung der Begebenheiten an; mit Matthäus aber stimmt er wörtlich in den Stellen überein, die Markus übergangen hat. Nur Mark. VII-VIII, 2 sey in Lukas durch ein *Homoioteleuton* (wie der Vf. es genialisch nennt, weil Mark. VI die Speisung der 4000 Mann vorausgegangen war, und Mark. VIII die Speisung der 5000 folgt), kurz durch ein *Homoioteleuton der Geschichte* ausgelassen. Die eigenthümlichen Abschnitte Luk. IX, 31 — XVIII, 31 wären ungeordnete Collectaneen über die Reisen Jesus nach Jerusalem (wobey er also den Zeugen Matthäus, den er doch vor sich hatte, nicht zu Rath ziehen mochte): dagegen hat der apostolische Gefährte, nicht blofs den Markus, sondern selbst den Zeugen Matthäus hie und da berichtigt!

So wären wir also Gott Lob! wieder da, wo wir vordem waren, und die Kritik hätte sich seit den letzten 30 Jahren vergeblich über den Zusammenhang dieser Bücher unter einander angestrengt. Der Vf. hat sich zur Darstellung seiner Meinung fortgehend den Weg durch Polemik gebahnt, und schließt am Ende mit dem zuversichtlichen Ausspruch: „durch seine Erörterung fielen nun die Bedenklichkeiten, welche die Stützen der neuerlich vorgeschlagenen Hypothesen seyn sollten, hinweg.“ Wer dieses Glaubens seyn kann, der muß entweder die wahre Beschaffenheit der Dinge, von denen die Rede ist, nicht kennen, oder, wenn er (wie der Vf.) ein einsichtsvoller Mann ist, von irgend einem Vorurtheil geblendet seyn. Von welcher Art dieses auch sey, sey es Eifer des Widerspruchs, oder Abneigung gegen Palinodien, oder was sonst —: mit des Vfs. willkürlicher Combination möchten sich jene Hypothesen wohl messen dürfen; sie sind wenigstens nicht aufs Geradewohl eingepflanzt, sondern aus dem Innersten der Evangelien, mittelst einer genauen Analyse derselben gezogen. Nach ihnen war der Ursprung der Evangelien äußerst einfach; aber die Einfachheit dieses Ursprungs, die kein Geschichtschreiber aufgezeichnet hat, zu finden, dazu war Kunst nöthig. Wer ihre Entstehung aus hebräischen Abschriften des Urtextes und seiner griechischen Übersetzung unwahrscheinlich und künstlich nennt, der denkt sich ihren Ursprung als einen Moment, und erwägt nicht, daß von der Entstehung ihrer Grundlage bis zu ihrer gegenwärtigen Vollendung wenigstens 40 Jahre verflossen sind, während derer sich alles nach und nach bildete. Wer je verwandte Chroniken des Mittelalters, ja, wer nur die späteren alttestamentlichen Apokryphen unter sich verglichen hat, der wird den — nicht etwa nach einer Voraussetzung, so gut es gehen wollte, wahrscheinlich gemachten — sondern aus einer genauen kritischen Analyse der Evangelien und ihrer Vergleichung unter einander von selbst hervorgegangenen Ursprung der

Evangelien keinen Augenblick mit dem Einwurf bestürmen, *er sey zu künstlich*: man verwechselt dabey *Ursprung* und die *Wieder auffindung* desselben; jener war höchst einfach, aber ihn wieder aufzufinden, mußte sich die kritische Kunst anstrengen. Indessen ist es vor allem nothwendig, daß die neuesten Ansichten über die drey ersten Evangelien durch das Feuer der Polemik gehen, eben weil sie von den früheren so weit abweichen; aber soll etwas gegen sie ausgerichtet werden: so muß die Prüfung vorurtheilsfrey, in ihrem vollen Umfang, ohne etwas zu umgehen, oder nur halb zu berühren, unternommen werden: dann mag das Resultat ausfallen, wie es will. Eine halbe Prüfung ist so gut wie gar keine. In seine Vorstellung nimmt der Vf. wieder auf, was in neuen Zeiten die verschiedensten Gelehrten mit wichtigen Gründen bestritten haben, ohne daß ihre Gründe widerlegt werden: was ist nun gewonnen? Der griechische Text des Matthäus soll Original und keine Übersetzung aus dem Hebräischen seyn: womit wäre dieses gegen die alte Sage bewiesen? Dadurch doch wohl nicht, daß der Vf. behauptet, der leichtgläubige Papias habe sich mit der Nachricht von einem hebräischen Matthäus durch Judenchristen täuschen lassen? Ist dieses Vorgehen des Vfs. mehr als eine durch nichts begründete Vermuthung? womit hätte er dargethan, daß Irenäus, Origenes und Eusebius dem Papias ohne Prüfung nachgesprochen hätten? womit anders, als daß sich so eine Annahme am besten in sein System passe? Wer hätte wenigstens in den neueren Zeiten behauptet, daß ein hebräisches Evangelium für Palästina allein lesbar gewesen sey, und damit die Sage der Kirche von einem hebräischen Original des Matthäus vertheidigt? Sind nicht die Bestätigungen jener Sage aus dem Innern des griechischen Textes, den unleugbaren Übersetzerfehlern, dem Wechsel der griechischen Synonymen u. s. w. hergenommen worden? Wer von den neuesten Vertheidigern dieser Ansicht hätte zugegeben, daß die Septuaginta durchweg in den Anführungen des A. T. im Matthäus zum Grunde liege? Ist nicht vielmehr gezeigt worden, daß die verschiedenen Theile des Matthäus bey dieser Frage unterschieden werden müßten? Das alles, und vieles andere ist von dem Vf. bey seiner Prüfung übergangen worden: kann sie nun genugthuend heißen? Wir besorgen, durch die hier versuchte Bestreitung der neuesten Vorstellungen über die drey ersten Evangelien möchten ihnen eher Anhänger gewonnen, als entzogen worden seyn.

Johannes kommt nun an die Reihe. Diesem Evangelisten sey es um den Erweis des Satzes zu thun gewesen: Jesus sey der Sohn Gottes; Jesus sey der Christ. Da er ihn mit solcher Umständlichkeit führe: so müsse er wohl hohes Zeitbedürfnis gewesen seyn, wegen gewisser Lehrer mit falschen Theorien, die da leugneten, daß Jesus Sohn Gottes und Christus sey (wie sich der erste Brief Johannis, mit welchem Johannes sein Evangelium überschickt habe, mit klaren Worten ausdrücke). Solcher gefährlicher Irrlehrer habe es in den kleinasiatischen Gemeinen mehre-

re gegeben, die der Apostel zusammen im Gemüthe habe, Cerinth, die Nikolaiten, wahrscheinlich auch die (obgleich nicht so scharf bezeichneten) Doketen, und überdies die Jünger des Täufers, die ihren Lehrer als Weiterleuchter und Urheber des Lebens hätten vorziehen wollen. Gegen alle diese führe er zwar den Beweis; doch berühre er die *vollgültigsten* Argumente nicht, ob ihm gleich die Ereignisse, die dazu hätten dienen können, genau bekannt gewesen wäre. So übergehe er die Zeugenschaft der Geisterwelt, der bösen Dämonen, die Jesum für den Heiligen, den Sohn Gottes erklärten (Mark. I, 9. Matth. VIII, 29); ferner die Verklärungsgeschichte auf dem Berge, wo er von der Gottheit durch eine himmlische Stimme als geliebter und wohlgefälliger Sohn Gottes anerkannt worden. Johannes müsse sich daher auf etwas bereits Vorhandenes, auf die drey früheren Evangelien des Matthäus, Markus und Lukas, beziehen, und bloß zu diesen Supplemente schreiben wollen. In Beziehung auf jene übergehe er auch die Einsetzung des Abendmahls bey dem letzten Passa, und sehr vieles in der Leidensgeschichte; dergleichen bis auf wenige Abschnitte alles, was in Galiläa vorgefallen, weil sich die drey ersten Evangelien auf dieses Theater Jesus fast allein eingeschränkt, und darüber ausführlich verbreitet hatten: dagegen halte sich seine Erzählung an die Vorfälle und Reden in Judäa und Jerusalem, welche jene kaum berührt hätten. Auf diese Weise habe man ein Ganzes über die drey Lebensjahre Jesus erhalten.

Man wird dem Vf. in den meisten Punkten mit Überzeugung beytreten können, wenn man auch bey der Art seiner Beweise nicht ganz mit ihm einverstanden seyn sollte. Wenn nun aber der Evangelist doch einmal mehrere Gegner, den Cerinth, die Nikolaiten, Doketen und Johannisjünger, im Gemüthe gehabt haben sollte: so möchte man sich wundern, daß bey dieser Allgemeinheit der Bestreitung *Juden* fehlen. Sie *sind von uns ausgegangen* (wie Johannes seine Gegner bezeichnet), kann sie unmöglich ausschließen; sonst müßten auch die Johannisjünger fehlen, die doch auch nicht von den *Christen* ausgegangen waren. Daneben aber werden lernbegierige Leser bedauern; nicht zu erfahren, wie der Vf. seine Meinung über die verschiedenen Gegner der Messiaswürde Jesus gegen die Gelehrten verwalte, die da glauben, wichtige Gründe zu haben, warum weder Cerinth, noch die Nikolaiten, noch die Doketen, noch die Johannisjünger bestritten seyn könnten. Daß Johannes etwas über das Leben Jesus bereits schriftlich Vorhandenes voraussetze; ist besonders in seiner Leidens- und Auferstehungs-Geschichte in die Augen fallend: nur werden die Gelehrten, welche ein Urevangelium als Grundlage in unseren drey Evangelisten nachweisen, dem Vf. nicht zugeben, daß das Vorausgesetzte gerade unsere katholischen Evangelien des Matthäus, Markus und Lukas seyn müßten; daß es auch nur jene Urschrift seyn könne. Am allerwenigsten wird mah dem Vf. einräumen, daß Johannes die vollgültigsten Beweise für seine Hauptsätze nicht einmal berühre, sondern seinen Lesern überlasse, sich

dieselben aus den drey ersten Evangelien zu ergänzen. Wenn erst die anderen Evangelien die rechten Beweise liefern: so möchte man wohl fragen, warum sich überhaupt Johannes mit der Abfassung eines Evangeliums zum Erweis eines Lehrsatzes, den es doch *nicht vollgültig* bewies, habe bemühen mögen. Andere Gelehrte behaupten gerade das Gegentheil, daß Johannes die ausgesuchtesten Thatfachen zum Beweise seines Satzes gegeben habe. Die von dem Vf. aufgestellten zwey Zeugnisse scheinen auch kaum etwas zu enthalten, worauf Johannes bey seinen Lesern viel hätte rechnen mögen. „Johannes hat die Stimme vom Himmel bey der Verklärung auf dem Berge; er hat die Ausrufung der bösen Dämonen. Heiliger, Sohn Gottes, folglich die Zeugenschaft der Geisterwelt weggelassen.“ Wie aber, wenn Johannes die Stimme vom Himmel für nichts anderes, als für eine innere Stimme, eine Folgerung, von den Jüngern selbst aus der Scene abgezogen, angesehen hätte: dürfte dann noch in ihrer Übergehung eine Hinweisung auf die anderen Evangelien liegen? oder dürfte urgirt werden, Johannes habe die himmlische Stimme bey der Taufe Jesus ausgelassen, weil er sie aus anderen Evangelisten voraussetze? In diesem Falle hätte er ja das Factum bey der Taufe ausdrücklich erwähnt (Joh. I, 31—33), aber auf die Weise, wie er es sich als aufgeklärter Apostel gedacht hat, nur nicht als *Bath kol*, wie die anderen Evangelisten. Doch auch davon abgesehen, ist der erste Brief Johannis, wie der Vf. behauptet, der Brief gewesen, mit welchem er sein Evangelium an seine ersten Leser begleitet hat, hätte er dann nicht ausdrücklich dieser Zeugnisse I Joh. V, 6 erwähnt? Auch möchte man fragen: konnte Johannes eine Zeugenschaft der Geisterwelt in den Ausrufungen der Dämonischen, „du bist der Heilige, der Sohn Gottes,“ finden, da er offenbar keine Befessenen, sondern nur Taube, Stumme, Wahnwitzige u. s. w. zugiebt, da er als aufgeklärter Apostel die Erklärung der Krankheiten von dem Einflusse böser Dämonen für einen Volksaberglauben hält? Und hätten auch die *Bath kol* und die Ausrufungen Dämonischer den *palästinsischen* Juden für die vollgültigsten Beweise der Messianität Jesus gegolten: wären sie es deswegen auch den *Hellenisten*, für die er schrieb, gewesen? Zu ihrer Überführung geht er zur Erklärung der erhabenen Grösse Jesus auf den *lóyos* zurück; für sie ließe sich der bündigste Beweis seiner Grösse aus der reinen Wahrheit seiner Lehre führen: diesen führt daher Johannes auch umständlich, und was er von Geschichte beybringt, ist nur zur Wegräumung der Behauptung beygebracht, er sey von seinen Zeitgenossen nicht für Messias anerkannt worden.

Mit den Stellen der frühen Kirchenschriftsteller, die dem Johannes die drey ersten Evangelien in die Hände geben, schließt der Vf. als mit einer wichtigen Bestätigung seiner Behauptung, daß Johannes sie vorausgesetzt und gebraucht habe, und will daher die Aussage der Kirche nicht so unfreundlich verworfen wissen. Zur Hälfte thut er es doch selbst, wenn er in ihr ungeschickte Verbrämungen, mit denen sie

die Kirchenväter umwickelt haben, nicht ableugnen kann, daß sich daher eher sagen läßt, was in ihren Nachrichten falsch, als was darin wahr ist. Sie sind und bleiben nur Muthmaßungen zur Erklärung gewisser Erscheinungen, über welche die Geschichte nichts angab.

Unter der Voraussetzung, daß sich Johannes zum Erweis seiner Sätze nicht eine Sach-, sondern eine Zeit-Ordnung aufgelegt habe, ordnet der Vf. die Begebenheiten nach den Osterfesten. Er nimmt ihrer drey an, und läßt hienach Jesum drey Jahre lehren; die εορτή τῶν Ἰουδαίων Joh. V, 1 ist ihm das Purimfest. Über manche Schwierigkeit muß man sich dann freylich wegsetzen, wie z. B. Johannes bey dem ersten Osterfeste (II, 13), wenn er chronologisch ordne, bereits der Austreibung der Käufer und Verkäufer erwähnen könne, die doch Matthäus (XXI) ins letzte Osterfest verlegt. Und für Matthäus Anordnung scheint der Umstand zu sprechen, daß die Zeugen, die gegen Jesus auftreten, ihre Anklage auf die bey jener Austreibung gefallenen Worte bauen; was leichter erklärlich ist, wenn die Worte erst vor wenigen Tagen, als wenn sie schon vor drey Jahren gesprochen waren. Der Vf. ordnet nun nach den angenommenen Osterfesten die Evangelisten in einander, und endet nach der Darstellung dieses ihres Verhältnisses zu einander mit kräftigen Worten über ihre Glaubwürdigkeit, die, wenn sie auch unter dem angegebenen Verhältnisse zu einander nicht stehen sollten, dennoch mit einer etwas veränderten Wendung gelten müssen.

Mit Zuziehung der Briefe Johannis sucht der Vf. wahrscheinlich zu machen, daß der Apostel sein Evangelium zu Pathmos abgefaßt, und nach Ephesus an Gajus, seinen Gastsfreund, zur Herausgabe abgesendet habe (wie schon der Vf. der Synopse bey den Werken des Athanasius angiebt). Sein erster Brief sey dem Evangelium als Zueignungs- und Begleitungs-Schreiben mitgegeben worden (I Joh. I, 1. 2), und schärfe daher die Sätze des Evangeliums von neuem ein. (Hiegegen wäre nichts zu erinnern, wenn der Vf. nicht, um Gründe zu häufen, auch aus I Joh. II, 14, aus dem ἐγραψα folgern wollte, es habe Johannes dasselbe schon in einer anderen Schrift geschrieben, und diese auf das Evangelium deutete, da doch das ἐγραψα V. 14 sich leichter und natürlicher auf das γράφω V. 13 bezieht.) Bey dem ersten Briefe liefert der Vf. noch keinen Beweis, daß er aus Pathmos nach Ephesus gesendet worden: den zieht er erst aus dem zweyten und dritten Briefe: „da er über den Mangel an Schreibmaterialien klagt, der in keiner der ionischen oder asiatischen Städte denkbar sey: so müsse man ihn wohl auf Pathmos, dem wüsten Palmosa, denken.“ Aber wo klagte der Apostel über den Mangel an Schreibmaterialien? er will nur nicht auf Papier und mit Dinte mehr schreiben (οὐκ ἐβουλήσθην, οὐ θέλω, γράφειν διὰ χάριτος καὶ μέλανος): so kann der sich ausdrücken, der zwischen einem Ueberflusse von Schreibmaterialien sitzt. Den Beweis, daß Johannes auf Pathmos geschrieben habe, ist daher der Vf. schul-

dig geblieben, und eben so, daß Gajus der Herausgeber des Evangeliums gewesen sey. Johannes, sagt er, setze großes Vertrauen auf Gajus: „wer war es (fährt er fort), dem das Evangelium, als es Johannes nach Ephesus sandte, zugesandt und anvertraut werden konnte? wer war es, der's daselbst edirt hat, anders als Gajus?“ Die Möglichkeit ist allerdings da; und wenn die ganze Ausführung nur heißen soll: dem Pseudoathanasius stehe in Hinsicht auf Ephesus den Bestimmungsort, und Gajus als Bekanntmacher des Evangeliums nichts im Wege: wer träte nicht gerne bey? Nur bey Pathmos bleiben Schwierigkeiten, welche die Angabe des Synopten in den Verdacht einer bloßen Muthmaßung zur Ausfüllung einer historischen Lücke bringen. Und doch hängt davon auch die Zeit der Abfassung des johanneischen Evangeliums ab, so wie sie der Vf. bestimmt hat. Sind die Briefe zu Pathmos geschrieben, und der Apostel kann darin hoffen, „seine Freunde bald wieder zu sehen“: so müssen sie sammt dem Evangelium (mit dem sie im Zusammenhange gedacht werden) von ihm geschrieben seyn, als sein Exilium sich zu seinem Ende neigte, nach Verfluß der fürchterlichen domitianischen Regierung, als man den milden Geist des Nerva, der allen wegen Religion Verwiesenen die Rückkehr in ihre Wohnungen gestattete, zu fühlen anfang, im ersten Jahre seiner Regierung, A. 65 nach Jesus Tod, etwa im 84sten des Johannes, falls dieser bey dem Tode Jesus nicht mehr als 19 Jahre alt war.

Den Beschluß der Einleitung über die Evangelien macht die Rettung von Matth. I. II, von Mark. XVI, 9—20 und Joh. XXI. Bey den beiden letzten Stellen war die Sache leichter, als bey dem *Evangelium infantiae* Matth. I. II. Ausser einer Textesänderung I Chron. III, 18, 19 (die nicht recht anspricht) findet der Vf. zu seiner Rettung die Hypothese zweymal, bey Saaltiel und Joseph (Jesus Vater), anzuwenden nöthig, daß ein in der Pflichtehe erzeugter Sohn zweymal in die genealogische Tafel eingetragener worden, unter dem Namen des kinderlos Verstorbenen und seinem eigentlichen: die man aber in neuen Zeiten für unanwendbar erklärt hat. Auch die Schwierigkeit wegen der Zeit bey der Darstellung im Tempel und der Flucht nach Aegypten ist auf die gewöhnliche Weise gelöst worden, daß Luk. II, 22. 23 die Zeit nicht bestimmt werde, wann Jesus Einwohner von Nazareth geworden.

Bey der *Apostelgeschichte* wird die Kürze, mit der Paulus Aufenthalt zu Rom durch die Nachricht abgethan wird, er habe zwey Jahre in Gefangenschaft zugebracht, sehr geschickt benutzt, um wahrscheinlich zu machen, Theophilus, für den Lukas seine beiden Bücher geschrieben habe, sey in Italien zu suchen, und daher mit den Schicksalen des Apostels in Rom schon so bekannt gewesen, daß er nicht erst davon brauchte belehrt zu werden. Die Chronologie ist der Hauptpunct, bey dem der Vf. verweilt: die ausgemittelten chronologischen Bestimmungen werden den Auslegern willkommen seyn.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 2 JANUAR 1810.

THEOLOGIE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Einführung in die Schriften des neuen Testaments.* — Von D. J. L. Hug u. f. w.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Den zweyten Abschnitt füllen die paulinischen Briefe, in welchen vieler Fleiß auf ihre chronologische Stellung gewendet ist. Paulus Charakter als Religionslehrer und Schriftsteller ist treffend; vielleicht nur etwas zu stark, gezeichnet. Für die Rettung der bekannten Stelle im Longin über ihn wird alles aufgeboten. Wenn sie auch den Humanisten nicht gelungen scheinen sollte: so verdiente doch noch einmal versucht zu werden, was sich für sie vorbringen lasse. Für den ältesten der noch vorhandenen Briefe des Apostels hält der Vf. den ersten an die Thessalonicher, zu Korinth im 14ten Jahr des Kaisers Claudius, im J. Chr. 54, geschrieben, worauf er das nächste Jahr (55) noch von Korinth ab den zweyten nach Thessalonich habe folgen lassen. Paulus schiffet sich (Apg. XVIII, 18) zu Korinth ein, um zu Ephesus zu landen. Da er auf seiner zweyten Seereise (Apg. XX, 13) nach den genau aufgezählten Orten Kreta nicht berührt haben könne: so bleibe es nur auf dieser Seereise möglich, wenn der Apostel entweder absichtlich den Umweg über Kreta genommen habe, oder durch einen Sturm dahin verschlagen worden sey. Als er von da nach Ephesus gekommen war, schreibt er A. Chr. 55, im ersten Regierungsjahr des Nero, an den auf Kreta zurückgelassenen Titus seinen Brief. Paulus bricht von Ephesus, mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, nach Syrien und Palästina auf, und kommt auch über Galatien und Phrygien wieder nach Ephesus, wo er kurz nach seiner Ankunft, A. Chr. 56, im zweyten J. des Nero, einen Brief an die Galater abschickt (Apg. XVIII, 33). Bald nachher läßt er von Ephesus seinen ersten Brief nach Korinth abgehen (auch ungefähr A. Chr. 56). Ein Auflauf zwingt ihn A. Chr. 59 Ephesus zu verlassen; doch bleibt Timotheus zurück, an den er unterwegs, bald nach seiner Abreise (also A. Chr. 59), einen Brief zur Vollmacht für die kirchlichen Einrichtungen zu Ephesus abschickt. Paulus schlägt den Weg nach Macedonien ein, und erläßt von da aus (etwa noch A. Chr. 59) seinen zweyten Brief nach Korinth, in dem er seine baldige Ankunft daselbst zusichert. Er geht auch von Macedonien nach Korinth (A. Chr. 59). Noch vor seiner Abreise von da faßt er den Brief an die Römer ab (A. Chr. 59), wegen der großen Veränderungen, die dem Zustande ihrer Gemeinde seit Kurzem vorgegangen gewesen wären. Nach der

J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

Vertreibung der Juden und Judenchristen daselbst unter Claudius habe eine Zeitlang die Schule Jesu zu Rom aus Heidenchristen bestanden. Nach Claudius Tod wären die Exilirten (namentlich auch Aquila und Priscilla) nach und nach wieder nach Italien und Rom zurückgekehrt, wodurch die römische Gemeinde wieder mit Judenchristen angefüllt worden sey: ein Umstand, der den Entschluß des Apostels, an die Römer zu schreiben, veranlaßt habe, weil jetzt Warnungen vor jüdischen Irrthümern und Ermahnungen zur Eintracht höchst Noth gethan hätten. Daraus erkläre sich auch, warum sich der Brief um den Hauptpunct bewege: Juden und Heiden wären vor Gott in Vorzügen, Rechten und Gebrechen völlig gleich. Nach der Abfassung des Briefs an die Römer reist Paulus von Korinth nach Jerusalem, geräth daselbst in Gefangenschaft, und wird A. Chr. 61 nach Rom geschickt. Während seines dasigen zweyjährigen Arrestes schreibt er den zweyten Brief an den Timotheus, um ihn zu sich nach Rom zu rufen (etwa A. Chr. 63); den Brief an die Epheser (ein Circularschreiben, einerley mit dem Briefe an die Laodiceer) noch vor der Ankunft des Timotheus, von dem er darin noch nicht grüßt (also etwa A. Chr. 63); um dieselbe Zeit, als der Ausgang seiner Gefangenschaft noch völlig ungewiß war, den an die Kolosser; etwas später (etwa A. Chr. 64), als sich über ihn schon heitere Aussichten geöffnet hatten, die Briefe an die Philipper und Philemon; endlich, gleich nachdem er aus dem Gefängniß entlassen und in Freyheit war, den Brief an die Hebräer (A. Chr. 64).

Es würde zu viel Raum erfordern, wenn Rec. darstellen sollte, wo er in den Combinationen des Vfs. Anstoß gefunden hat. Wir heben lieber noch einen Abschnitt aus, der uns der Beachtung der Ausleger sehr würdig scheint. Bey den Irrlehrern, welche in den Briefen an die Epheser, Kolosser und den Timotheus bestritten sind, hat der Vf. nur das Allgemeine der Geistertheorie der sogenannten morgenländischen Philosophie und ihrer Gesetze, wie man zur Vereinigung mit diesen Geistern gelangen soll, zur Erläuterung der Antithesen des Apostels ausgehoben. Diefes scheint der rechte Weg zu seyn, den der Ausleger zu betreten hat. Die besonderen Modificationen, die jede Schule, von den Essenern und Gnostikern an bis zu den Neuplatonikern herab, in jeder Gegend diesen aus den verschiedensten Quellen zusammengefloßen Ideen gegeben hat, führen nur auf Abwege und allzuzügliche Anwendungen.

Bey dem Briefe an die Hebräer sollen nicht bloß die Gedanken, sondern auch selbst die Einkleidung

paulinisch seyn. Die Schwierigkeit der so großen Verschiedenheit des Styls (es kommt dabey nicht sowohl auf die Worte, obgleich auch manche nicht in Paulus Sinne vorkommen, sondern auf die ganze Composition an) glaubt der Vf. dadurch gehoben, wenn man die Sprache des Briefs als veredelten Styl des Apostels betrachte, den eine bedächtig und langsam geschehene Ausarbeitung gegeben habe. Paulus habe seinen Namen unterdrückt, damit die Schrift, ohne an ihn zu denken, gelesen, und durch ihn kein Vorurtheil gegen sie bey seinen Feinden erregt werden möchte. Eben so bedächtig sey Paulus bey der Ausführung zu Werke gegangen. Ohne zu entscheiden, ob die Juden auch mit Recht auf ihren Judaismus hielten, zeige er bloß, daß das Christenthum nichts, als der erhabenste Judaismus sey, und alles, was sie verlangten, im reinsten Sinne im Christenthum vorhanden wäre. Bey seiner Gefangennehmung zu Jerusalem habe Paulus die Gefahren bemerkt, die dem Christenthum durch das Glänzende des jüdischen Gottesdienstes drohten; in den ersten Tagen seiner wiedererlangten Freyheit habe er sie durch diesen Aufsatz abzuwenden gesucht, den er in Italien (XIII, 24) im 10ten Jahr des Nero (Chr. 64) geschrieben habe. Was diesen Combinationen entgegen stehe, brauchen wir kundigen Lesern nicht erst ins Andenken zu bringen.

Der dritte Abschnitt betrifft die katholischen Briefe, deren Name, als dem *Ἀποστόλος* entgegengesetzt, die übrigen Briefe, welche von Aposteln, die Schriftsteller waren, herrührten, bezeichnete. Im vierten Jahrhundert habe man erst dabey Circularschreiben, die an die allgemeine Kirche, oder einen großen Theil derselben gerichtet worden, gedacht; zu gleicher Zeit sey ein allgemeines Übereinkommen der Gemeinen, in Rücksicht auf den Kanon zu Stande gekommen; doch mit dem Vorbehalt der Freyheit, Schriften, die entweder nicht mit gleichen Geschichtsaussagen verburgt wären, oder innere Schwierigkeiten hätten, zu verwerfen. Hiernach habe den Brief an die Hebräer, die Apokalypse, den Brief Jacobi, den 2 und 3 Johannis, den 2 Petri und den des Judas, bey manchen Kirchenlehrern ein Verwerfungsurtheil betroffen. Der Vf. vertheidigt die Achtheit von allen: den 2ten und 3ten Brief Johannis mit Gründen, die kein billig denkender Forscher tadeln wird, den einzigen angenommen, daß sie durch den in ihnen gemeldeten Mangel an Schreibmaterialien, der am besten zu der Insel Patmos passe, mit den übrigen Schriften und dem Leben des Johannes zusammenhängen; den Brief Jacobi, weil ein bloßes Mißverständniß (ein vermeintlicher Widerspruch gegen Paulus in der Lehre vom Glauben) der Verwerfungsgrund gewesen; den zweyten Brief Petri, weil er genau die Manier des ersten beybehalte, und aus fremdem Eigenthum zusammengesetzt sey; den Brief Judä, weil die Geschichte für ihn spreche, und er ohne Grund wegen des vom Buche Henoch gemachten Gebrauchs verworfen worden.

Jacobus, der Bischof zu Jerusalem, soll als ökumenisches Haupt aller Juden in der Zerstreuung, aber nicht vor dem 10ten Jahr Nero's (vor Chr. 64) geschrieben haben, weil er mit vieler Überlegung gegen Ausdrücke in den Briefen an die Römer und Hebräer ge-

richtet sey. (Man sieht, wie eine Hypothese auf die andere führt. Doch davon abgesehen, bleibt nicht immer die Frage, ob der Brief der schriftlichen oder mündlichen Lehre Pauli entgegengesetzt sey, da der Apostel seine Lehre vom Glauben, die er so oft vortrug, gewiß mit eben den Worten und Beyspielen mündlich wie schriftlich wird dargestellt haben?) Petrus besorgte bey der neronischen Verfolgung in der Hauptstadt, sie möchte sich auch in die Provinzen, folglich auch in die Gegenden, an welche sein erster Brief gerichtet ist, verbreiten; und wollte durch seine Ermahnungen zur Standhaftigkeit dem Abfall vorbeugen: wonach sein erster Brief im 11ten Jahr Nero's (Chr. 65) fallen soll (alles nach Suppositionen, über die zu urtheilen, hier kein Raum ist). Die sonst übersehene Gleichheit der Sprache mit der paulinischen wird zugegeben, aber sinnreich erklärt: Petrus habe sich Paulus zum Muster im Ausdruck, in Wendungen, in allen seinen Eigenthümlichkeiten genommen, weil der Brief für den paulinischen Kirchensprengel bestimmt war, dessen Gemeinen sammt ihrer Lebensweise, ihren Tugenden, Schwächen und Gebrechen dem Apostel Petrus nicht näher bekannt waren, indem er sich nie bey ihnen aufgehalten hatte. (Die Kritiker des N. T. haben Rechte, die den Humanisten bey griechischen und römischen Schriften nicht zustehen: letztere müssen sich also bescheiden, das erstere anders urtheilen, als sie in einem ähnlichen Falle urtheilen würden.) Beym 2ten Brief Petrus ist zwar keine solche ingeniöse Wendung anwendbar; genug, daß er mit Zuziehung fremder Schriften geschrieben ist: er muß daher acht und vom Apostel Petrus seyn. Denn Judas kann nicht aus Petrus geschöpft haben, da sein Brief (wie offenbar ist) ein Originalgepräge hat. Auch die Apokalypse wird nach den Stellen der Kirchenväter als acht vertheidigt, und ihr Inhalt nach den neuesten Ansichten als Sieg des Christenthums über Juden- und Heidenthum aufgefaßt.

Zum Schlusse könnten wir nun, und nach landesüblichem Herkommen sollten wir sogar, den Vf. für die Anzüglichkeiten in Anspruch nehmen, die er sich gegen unsere durchaus beyfällige, und nur mit einigen Einwürfen begleitete Anzeige des ersten Theils seines Buches erlaubt hat. Sollen wir das Ganze seiner Antikritik (Intellig. Bl. der Jen. Allg. Lit. Zeit. 1809. No. 26.) mit wenigen Worten zusammenfassen: *die ihm wiederfahrne Ehre ist ihm noch nicht Ehre genug*; eine große Übereilung, die leider! nur zu oft das reizbare Schriftstellervolk sich zu Schulden kommen läßt. Die Analyse eines solchen Fehdebriefs hätte dem Rec. nicht schwer fallen können: aber sie hätte seinen Urheber beschämen; ja wegen seiner Aussetzung, mit der er ihn schloß, (damit wir das lindeste Wort brauchen) mehr als beschämen müssen. Bloß um einen übrigens würdigen Gelehrten zu schonen, hat der Rec. diese Antikritik (als sie erschien) mit keinem Commentar begleitet, in der stillen Hoffnung, der Vf. selbst werde in Kurzem seine Übereilung mißbilligen und bereuen, und dem Rec. gezwungen das Zeugniß geben müssen: „Statt Blößen an ihm auf-, suchen, habe derselbe sogar die Blößen, in denen er sich selbst zur Schau ausgestellt habe, schonend und „lieblich zugedeckt.“

Hawsons, b. Hoffmann: Siona. Darstellungen des A. T. betreffend von W. N. Freudentheil. Prediger und Conrect. zu Stade. 1809. III S. gr. 8. (12 Gr.)

Der Titel dieses Buches vereinigt folgende, zum Theil sehr verschiedenartige Theile zu einem mer- cantilischen Ganzen. I. *Ruth*. Ein morgenländisches Familiengemälde in sechs Gesängen. II. *Über die Siegeslieder der Hebräer*. III. *Der Messias*. Eine Ekloge nach Virgils *Pollio*, von *Pope*; übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. IV. *Über den Einfluss des A. T. auf Klopstocks Messias*.

No. I ist eine Bearbeitung des B. *Ruth* in Hexametern und modernem Geschmack, dergleichen wir schon mehrere haben. Bey allen Schönheiten des B. *Ruth* ist es doch zu verwundern, dass es so viele Dichter begeistert hat; denn es hat doch auch seine großen ästhetischen Fehler. Die Hauptkatastrophe der Geschichte berührt eine sehr undelicate Sache, die Levirats-Ehe, und etwas der Kuppeley Ähnliches lässt sich der alten Naemi immer Schuld geben, wenigstens nach unserem Schicklichkeits-Gefühl. Die Verschiedenheit der hebräischen Sitten von den unsrigen zeigt sich hier im himmelweiten Abstand. Die Bearbeiter dieser Geschichte, welche Rec. kennt, und auch unser Vf. schlüpfen über diesen kitzlichen Punct hinweg; aber dadurch wird die Geschichte doch bedeutend verändert. Es ist ein Zeichen, dass die Bibel nicht mehr viel gelesen wird, dass man mit einer daraus entlehnten, wesentlich umgebildeten Geschichte vor dem Publicum auftreten kann. Wären alle Leser so fleissige Bibelleser wie Rec.: sie würden an so etwas nicht Geschmack finden können; auch schon darum, weil die Sitten und Denk- und Sprach-Art der Menschen in solchen Bearbeitungen so verschieden von der historischen Wahrheit dargestellt sind. Rec. ist überzeugt, dass dies, zumal an einem epischen Gedicht, ein ästhetischer Fehler ist, da ohne Wahrheit und Wahrscheinlichkeit kein poetischer Genuss Statt finden kann.

In No. II giebt der Vf. einen allgemeinen Überblick der Siegeslieder der Hebräer nach Geschichte und Charakter. Ausser dass Rec. in diesem Aufsatz genaue kritische Sonderung der verschiedenen Zeiten und ihrer Producte vermisst (was nicht Jedermanns Sache ist): so findet er manche gute, freylich nicht immer originelle Bemerkungen, welche vom poetischen Sinn des Vfs. und seiner Belesenheit im A. T. zeugen. S. 78 findet sich eine vollständige Zusammenstellung der in den verschiedenen Siegesliedern zerstreut vorkommenden Züge von Jehovas Personifikation als Kriegsgott und Kriegsheld. Vorher geht die richtige Bemerkung: „Nach heiligen Volksbegrif-

fen der Hebräer ist ihre Sache zugleich Sache des Bundesgottes, ihr Feind der seinige. In ihren Kriegen gilt es so sehr den Ruhm des Nationalgottes, dass die Dichter ihn, wenn sie ihn zur Hülfe auffodern, auch wohl bey seinem Ehrenpuncte fassen, oder an seine Heldenthaten erinnern.“ In der Analyse von Deborahs Siegesgesang S. 81 f. und des Triumphgesangs über Babel Jes. 14 S. 82, ist der Vf. meistens Herdern gefolgt, den er überhaupt gut benutzt hat. Angenehm lässt der Vf. mit Zügen von rachgerigerm Spott über die überwundenen Feinde Spuren milderer Empfindungen contrastiren. „Wenn hier der Seher bis in die Unterwelt hinab der Babylonier spottet (Jes. 14): so wimmert er doch dort, von einem Schauer der Menschlichkeit ergriffen, bey der Zerstörung ihrer Stadt (Jes. 21, 3. 4). Und Jehova selbst, welcher sich hier im Blute der Moabiter waschen will, vergiesst dort an ihren Rebenhügeln und Erndtefeldern mitleidige Thränen. Sein Herz ächzet über Moab, gleich den Trauertönen der Harfe (Jes. 16, 9. 11).“

No. III enthält, nach *Heyne* und *Voss*, einige vorläufige Bemerkungen über die ungegründete Annahme, dass Virgil bey der vierten Ekloge alttestamentliche Vorbilder benutzt habe. Die Ähnlichkeit des Inhalts ist ganz natürlich, auch ohne jene Annahme, aus der Natur der Sache zu erklären. Die Übersetzung des *pope'schen* Gedichts ist nicht ohne Wohlklang; über die Richtigkeit und Treue zu urtheilen, liegt ausser unserem Wege.

In No. IV zeigt der Vf. zuerst im Allgemeinen; dass *Klopstocks Messias* unter dem Einfluss des A. T. entstanden sey, und dann weist er im Einzelnen Nachahmungen, Verwandtschaften, Reminiscenzen nach. Hiebey verräth er eben so viel Bekanntschaft mit dem A. T. als mit dem *Messias*. Besonders ist die klopstockische Charakteristik Jehovas mit der des A. T. in Vergleich gesetzt, S. 101 ff., und die Engels-Mythologie im *Messias* in ihrer Entwicklung und Fortbildung dargestellt, S. 104 ff. Zuletzt giebt der Vf. seine Vorliebe für die Poesie Klopstocks in folgenden Worten zu erkennen. „Wie sehr *Schiller* in seinen Göttern Griechenlands bezaubert, diese Erhabenheit der Engel, diesen so freundlichen Bund derselben mit den Menschen in den heiligsten Bedürfnissen, dieses Hochstliche und doch so Menschliche möchte der ganze Olymp nicht aufzuweisen haben. Welche Richtung auch der Glaube zum Gewinn oder Nachtheil wahrer Religion in einzelnen Köpfen nehmen mag: das Interesse des Geschmacks wird sich bey der *Messias*de mit dem Interesse für Menschenbestimmung, Sittlichkeit und Wahrheit so innig verbinden, dass ein hoher Grad religiöser Begeisterung jeden solcher Darstellungen empfänglichen Leser unwillkürlich ergreifen muss.“ e.s.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. Linz, b. Haslinger: Über die Bekanntschaft Marcions mit unserm Canon des neuen Bundes, und insbesondere über das Evangelium desselben. Von Mich. Arneht, Can. reg. zu St. Florian, ord. öffentl. Prof. der Hermeneutik und Exeges (e) der Bücher des N. B. und der Einleit. in dieselbe. 1809. 44 S. 4. (16 Gr.) Diese von gelehrtem Fleisse zeugende kleine Schrift hat hauptsächlich den Zweck, die Behauptung der alten Häresiologen, dass Marcion das Evangelium des Lukas verstümmelt habe, gegen neuere zu Gunsten Marcions aufgestellte Meinungen in Schutz zu

nehmen. Seit *Semler* wollten mehrere, besonders protestantische, Forscher jene alte Behauptung nicht faustsam begründet und in sich zusammenhängend finden; und es boten sich nach Anregung der Untersuchungen über den Zusammenhang der drey ersten Evangelien viele andere Hypothesen dar, um die Erscheinung eines mit Lukas zugleich harmonirenden und disharmonirenden Evangeliums, wie das des Marcions, recht natürlich zu erklären, ohne zu Verfallungsbeschuldigungen Zuflucht nehmen zu müssen. Manche hielten das Evangelium des Marcion für einen Auszug oder

eine kürzere Reden des Lukas; andere nahmen an, es habe mit unserm Lukas die Hauptquelle gemein; andere, es sey selbst eine Quelle des Lukas; ja man stellte sogar die Hypothese auf, das Evangelium Marcions sey der ächte Lukas, und der unsrige habe von der katholischen Kirche Zufätze erhalten.

Zur richtigen Schätzung und Beurtheilung der Arbeit unseres Vfs. wird es nöthig seyn, an die Hauptgründe der Neueren zu erinnern, durch welche sie sich bewegen fühlten, die Beschuldigung der Kirchenväter aufzugeben. Die Behauptung der Kirchenväter, daß Marcion das Evangelium des Lukas verfälscht, beruht lediglich auf einem von ihnen aus Vergleichung der Evangelien des Marcion und des Lukas gefällten Urtheil. Marcion gab sein Evangelium nicht für das des Lukas aus; ja die Marcioniten machten den Katholischen den Vorwurf, daß sie von Nicht-Aposteln, wie Markus und Lukas, Evangelien angenommen hätten. Sprechen nun die Kirchenväter nur ein Urtheil aus, und finden wir aus den vorhandenen Daten, daß dieses nicht richtig ist: so können wir davon abgehen. Dies Urtheil ist nun bisweilen offenbar falsch, wenn die Kirchenväter ächt kritische Lesarten des marcionitischen Evangeliums für Verfälschungen ausgeben; und dadurch wird es überhaupt verdächtig, zumal da sich große Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche aufzeigen lassen. Marcion soll das Evangelium des Lukas zu Gunsten seiner Lehre verfälscht haben; allein mit dieser angeblichen Absicht läßt sich nicht zusammenreimen, warum er Stellen stehen ließe, die eben so sehr oder noch mehr seiner Lehre zuwider waren, als die weggelassenen, und warum er umänderte, was unschädlich war. Marcion erscheint inconsequent bey seinem Verstümmelungs- und Verfälschungs-Verfahren. Übrigens ist es auch unwahrscheinlich, daß er, wie Tertullian behauptet, das Evangelium des Lukas aus den 4 Evangelien ausgewählt habe. Denn hätte er diese gekannt: so würde er das Evangelium des Johannes eher seinem Zwecke gemäß gefunden haben; ja selbst Markus hätte ihm das Verstümmelungsgeschäft ersparen können. Was setzt nun unser Vf. diesen Zweifeln entgegen?

Nachdem Hr. A. das Bekannte über Marcions Schicksal und Ketzerey beygebracht, und die Vorstellung der Kirchenväter von dessen Kanon, besonders von dessen Evangelium angegeben, auch die Meinungen der Neueren, mit denen er sich sorgfältig bekannt gemacht zu haben scheint, dagegen aufgestellt: so sucht er ein entscheidendes unparteyisches Urtheil zu veranlassen, indem er die bey Tertullian und Epiphanius vorkommenden Hauptdata sammelt, und seinem Zwecke gemäß zusammenstellt. Zuvor bemerkt er Einiges über die Quelle, aus welcher Tertullian und Epiphanius bey ihrer Arbeit wider Marcion schöpften: beide hatten seiner Meinung nach den Kanon Marcions vor sich, wie aus ihren Äußerungen hervorgehe (manche vermuthen bekanntlich das Gegenheil von Tertullian). Hierauf charakterisirt er die Arbeit Tertullians und Epiphanius über den Marcion und ihre Art, die Stellen des Marcion zu citiren, auf folgende Art. Ersterer hat die Absicht, den Marcion aus dessen eigenem Kanon zu widerlegen, und hebt darum nur die zu diesem Zwecke dienlichen Stellen aus; er hat nicht die Absicht, die Textabweichungen des marcionitischen Kanons anzugeben, sondern er thut es nur gelegentlich, klagt über Veränderungen, besonders über Auslassungen hie und da, und giebt sie mehr oder weniger bestimmt an. Überhaupt ist er nicht selten frey in seinen Anführungen aus Marcion, und ist weit weniger genau in Absicht der marcionitischen Textabweichungen, als für unseren Zweck zu wünschen ist, und weniger lernt man von ihm die Veränderungen des Marcions kennen, als das, was er mit unserm Lukas gemein hat. Auch Epiphanius hatte, wie Tertullian, den Hauptzweck, aus dem, was Marcion unverfehrt gelassen, die Lehre desselben zu widerlegen; bey dem Evangelium hatte er noch den Nebenzweck, auf die Corruptionen desselben aufmerksam zu machen, die Ursachen derselben öfters anzugeben, und dazu den Text, woraus sie berichtigt und Marcion auch hiebey noch widerlegt werden könne. Er macht uns demnach wohl auf die Abweichungen des marcionitischen Textes aufmerksam, besonders bey dem Evangelium: aber er hatte dieses nicht allein und bey allen Stellen zur Absicht, am wenigsten zur Hauptabsicht; sondern der Text der ausgehobenen Stellen, wo er keine Klage über Veränderungen vorbringt, und selbst der Text, wobey er diese Klagen führt, der aber nicht selbst als verändert auf irgend eine Weise ausdrücklich angegeben ist, muß als freye Aushebung und Zusammenstellung, öfters als abgekürzter Auszug von Epiphanius selbst aus Marcions Texte gemacht, angesehen werden. (Dies scheint gegen Eichhorns Ansicht, daß Marcions Text als der unvollkommene, rohere Aufsatz gegen Lukas Evangelium erscheine, gerich-

tet zu seyn.) Der Vf. nimmt daher an, Epiphanius habe den Text Marcions vollkommen mit unserm Lukas übereinstimmend, wo er nicht über Abweichungen klagt. Hierauf giebt der Vf. eine Zusammenstellung der von Tertullian und Epiphanius zugleich bemerkten Abweichungen des marcionitischen Textes, wobey er viel Fleiß und Genauigkeit zeigt. Wir sehen aber nicht, was er für seinen nächsten Zweck damit gewinnt; dadurch wird immer die Behauptung nicht gerechtfertigt, daß Marcion den Lukas verfälscht habe. Jetzt erst S. 39 berührt Hr. A. diesen Punkt. „Der größere Theil der Lücken und bedeutenderen Veränderungen ist aus Marcions System begreiflich, wie auch wir uns noch bey aller unvollkommenen Kenntniß desselben überzeugen können, wenn wir die angegebenen damit vergleichen. Noch mehrere erklärten die Väter, und zwar auf eine Art, mit der auch wir meistens zufrieden seyn können (?), wenn wir gleich von selbst auf dieselbe nicht verfallen wären; und diese hatten wenigstens eine bessere Kenntniß seiner Lehren und Gegensätze und ihrer Beweise vor uns voraus.“ Die unbedeutenderen Abweichungen erklärt der Vf. als Varianten. Aber nun kommt er auf die eigentliche Streiffrage. „Zwar bleibt auch jetzt noch einiges von dem, was in Marcions Evangelium nach unserm Urtheile Unschädliches ausgelassen ist, und die Väter gar nicht, oder nicht einleuchtend genug erklärt haben, unerklärt; besonders aber mehreres von dem, was Marcion seinem System Entgegenstehendes beygehalten hat. Allein (und das ist denn endlich die Apologie) da muß man nicht vergessen, daß wir Marcions System und Meinungen nicht vollständig kennen, daß er sich oft, wie aus vielen Stellen der Schrift Tertullians gegen ihn deutlich zu ersehen ist, durch besondere Erklärungen zu helfen suchte, und daß daher Tertullian nur etwa zweymal in seiner ganzen Schrift sich wundert, wie doch Marcion diese oder jenes habestehen lassen. Auch dürfen wir ihm nicht, unsern Scharfsinn, unsere Consequenz und unsere Genauigkeit zumuthen“ (?).

Hierauf sucht der Vf. die Hypothese unwahrscheinlich zu machen, daß Marcions Evangelium eine Quelle des Lukas gewesen, indem er dagegen anführt, daß man sonst keine Spur von dieser Quelle finde, daß es auffallend sey, daß eine so reiche Quelle nichts von seiner Taufe, nichts von seinem Einzug in Jerusalem enthalten haben soll, daß Lukas nach seiner Vorrede auf einen größeren Antheil an der Zusammenstellung und Ausarbeitung der Nachrichten aus seinen Quellen Anspruch mache, als er haben könnte, wenn Marcions Evangelium eine der benutzten Quellen gewesen. In Erwägung nun, daß die Sectirer der damaligen Zeit sich oft für weiser und wahrhafter hielten, als die Apostel, und daß daher der Gedanke, die Schriften derselben zu verändern, nichts so auffallendes hatte: findet Hr. A. die Meinung der Väter, Marcion habe das Evangelium verstümmelt, viel wahrscheinlicher, als die der Neueren. Einen Grund, auf den wahrscheinlich viel gebaut wird, hat der Vf. schon früher angeführt, nämlich daß in den Briefen Verfälschungen Marcions unlegbar seyen; als Beleg wird die Stelle Röm. 9, 6-11, 10, nach Tertull. adv. Marc. V, 14, angegeben; allein so gewis es ist, daß hier in Marcions Exemplare eine Lücke war: so ist noch sehr die Frage, ob es eine Verfälschung war. Auch berührt der Vf. noch den Einwurf, warum Marcion aus den vier Evangelien gerade den Lukas ausgewählt haben solle, da das Evangelium Johannes viel mehr seinem Zweck entsprochen haben würde; gesteht aber selber, daß er nicht genuthuend darauf antworten könne. Die alten bekannten Gründe werden angegeben.

Überschauen wir die Beweisführung des Vfs., und vergleichen sie mit den Untersuchungen der Neueren: so finden wir nichts, was diese nicht schon gekannt, erwogen und für unzureichend und ungegründet erklärt, und darum verworfen hätten. Hr. A. hat der alten Meinung wenig oder gar nichts geholfen. Wir verdanken ihm nur eine ziemlich vollständige, durchaus mit Originalstellen belegte Zusammenstellung der zur Untersuchung gehörigen Data. — Zuletzt erklärt sich Hr. A. noch darüber, welche von den anderen neuestamentlichen Büchern, die nicht in seinem Kanon waren, Marcion gekannt habe. Er tritt der Meinung nicht bey, „vermöge welcher Marcion keine andere Schrift des neuen Bundes gekannt haben soll, als die er in seinem Kanon hatte.“ Marcion kannte nach dem Vf. unsern Lukas und Mathäus sicher; fast eben so sicher auch das Evangelium des Johannes; auch die Apokalypse; über den Marcus getraut sich Hr. A. nichts zu entscheiden. Dafs er den Brief an die Hebräer, und die beiden an den Timotheus kannte, hält der Vf. für ungewis; „es kann eben so gut verneint als bejaht werden.“ Das Nämliche nimmt er von den Homologumenen der katholischen Briefe an.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 J A N U A R, 1 8 1 0.

J U R I S P R U D E N Z.

STRASSBURG, b. Levrault: Napoleons Gesetzbuch. Einzig officiële Ausgabe für das Königreich Westphalen. Code Napoléon. Edition seule officielle pour le royaume de Westphalie. 1808.

In folgenden drey verschiedenen Ausgaben:

Deutsch, französisch und lateinisch. 550 S. 4. Velinpapier 8 Rthlr. 12 gr. Schreibpapier 5 Rthlr. 10 gr. Deutsch und französisch. 1054 S. 8. Schreibpap. 4 Rthlr. 16 gr. Druckpap. 3 Rthlr. 3 gr. Bloß deutsch. 472 S. 8. Schreibpap. 1 Rthlr. 7 gr. Druckp. 19 gr.

Ebendafelbst: *Repertorium oder alphabetisches Sachregister zur officiellen Ausgabe des napoleonischen Gesetzbuchs für das Königreich Westphalen. 1809.*

Gleichfalls in drey verschiedenen Ausgaben:

Deutsch, französisch und lateinisch. 4. Velinpap. 4 Rthlr. Schreibpap. 2 Rthlr. 2 gr. Französisch und deutsch. 8. Schreibp. 1 Rthlr. 16 gr. Druckpapier 1 Rthlr. 6 gr. Bloß deutsch. 8. Schreibp. 15 gr. Druckp. 11 gr.

Nachdem die westphälische Constitutions-Urkunde (Art. 45) ausgesprochen hatte: „der *Codex Napoleon* soll vom 1 Januar 1808 an das bürgerliche Gesetzbuch des Königreichs Westphalen seyn;“ in derselben Urkunde aber (Art. 33) ausdrücklich vorbehalten war, Veränderungen im Civil-Gesetzbuche vorzunehmen: so geschah von Seiten der Regierung und der Legislation zunächst zweyerley, um den C. N. dem neuen Königreiche näher zu bringen. Theils ward eine Verdeutschung des *Codex* veranstaltet, unter dem Titel: *Napoleons Gesetzbuch*; theils wurden verschiedene Veränderungen im C. N., zur besseren Aptirung desselben für Westphalen, beliebt. Hienach ist das Verdienst des vorliegenden Werkes, und zwar in allen drey Ausgaben, ein gedoppeltes: es enthält nicht bloß die Übersetzung, sondern auch die Veränderungen, beides in officieller Form. Die Veränderungen liegen theils in der Übersetzung selbst, theils in einem eigenen *Anhange* (*supplément*).

Dagegen befindet sich der französische Text, nach der Promulgation des C. N. vom 3 Sept. 1807, ohne Rücksicht auf die in der Übersetzung hin und wieder getroffenen Veränderungen abgedruckt, nur in den beiden grösseren Ausgaben. In der Quart-

Edition ist außerdem noch die lateinische Übersetzung des C. N., unter den Columnen des deutschen und französischen Textes fortlaufend, so wie selbige für das Königreich Italien vor dem eben gedachten 3 Sept. 1807 publicirt worden, erwünschter Weise mit anzutreffen, und zwar auf der einen Seite mit den kleinen Modificationen, wodurch man den C. N. in dieser Übersetzung dem Königreich Italien angepaßt hat, dagegen auf der anderen Seite, ohne dafs man (jedoch mit Ausnahme der Stellen, wo *Westphalus* für *Italus* steht) nöthig gefunden hat, den lateinischen Text dem Königreiche Westphalen wieder zuzubilden. Die Quartausgabe hat also in der Verbindung der drey verschiedenen Texte dieselbe Einrichtung, welche aus der *spangenberg'schen* Ausgabe der Novellen allgemein bekannt ist, wo der griechische Text auf der rechten, und der gemeine lateinische Text auf der linken Hand, die *hombergk'sche* Übersetzung aber unter jenen beiden Texten steht. Dafs es übrigens bey einer solchen Darstellung des C. N. in jenen verschiedenen Sprachen hin und wieder Stellen geben mufs, wo alle drey Texte von einander abweichen, folgt von selbst; ist aber für den Zweck des Werks ohne allen nachtheiligen Einflufs.

Noch ist zu bemerken, dafs zu allen drey Ausgaben Register vorhanden sind; desgleichen dafs bey jeder derselben das königliche Decret vom 21 Sept. 1808 an der Spitze steht. Durch den ersten und zweyten Artikel dieses Decrets ist die deutsche Übersetzung des C. N. (nicht erst der C. N. selbst) für das Königreich genehmigt und publicirt worden; und in so fern nimmt das Decret diesen Platz mit vollem Rechte ein. Dagegen ist im dritten Artikel eine Disposition von ganz anderer Art enthalten, die weit eher in dem Anhange gesucht werden könnte, indem sie sich nicht auf die Übersetzung, sondern auf den C. N. selbst bezieht, und für letzteren von entscheidender Wichtigkeit ist. Sie bedeutet für Westphalen gerade das, was für Frankreich der 7te Artikel des Gesetzes vom 30 Ventose XII ist. Das Decret verordnet jedoch selbst, dafs es an die Spitze der officiellen Ausgabe des C. N. gestellt seyn wolle.

Da nun das vorliegende Werk für den gedoppelten Zweck, theils der *Verdeutschung*, theils der *Aptirung* des C. N., bestimmt ist, und hienach zwey ganz verschiedene Seiten darbietet: so wird auch unser Bericht an das Publicum, den wir über einen so hoch wichtigen und gegenwärtig so allgemein interessanten Gegenstand ausführlich zu erstatten schuldig zu seyn glauben, in zwey Hälften zerfallen.

I.

Von der Verdeutschung des C. N.

Der C. N. ist bisher gar vielfältig in das Deutsche übertragen worden; zuerst in und für Frankreich selbst (für die neuen Departements des linken Rheinufers), und dann erst in und für Deutschland, ohne daß sich jedoch in den meisten Abkömmlingen deutschen Bodens die gar eigenthümlichen Züge der aus Frankreich gebürtigen Mutterversion haben verlieren wollen. Man übersetzte mehr nach seinem Vorgänger, als nach einer Theorie, und schien es leichtfertiger Weise Anfangs gar nicht zu achten, wie schimpflich es sey, wenn Deutschland nicht bloß in der Legislation, sondern am Ende sogar auch in seiner eigenen Sprache die Zeichen der Abhängigkeit, dort von Frankreich, und hier von übrerrheinischer Deutscherheit, an sich trage. Wie konnte es aber anders seyn! Stiegen doch die Theorien von jeher erst hinter den Kunstwerken empor.

In der vorliegenden Übersetzung, durch die sich die Hrn. von *Coninx* und *Leist*, und mit ihnen Hr. *B. W. Pfeiffer*, ein unvergängliches Denkmal, sowohl in dem Reiche ihres Königs, als in dem ihnen auch am Herzen liegenden Reiche der Wissenschaften, gekistet haben, hat Rec. endlich ein Werk zu erblicken geglaubt, welches darauf Anspruch machen kann, in seinen Spuren eine Theorie nachzulassen: schon darum, weil sie selbst die schönsten und reichlichsten Materialien in ihrem eigenen Beyspiele dazu darbietet. Die Kritik ist auf eine Arbeit gestossen, von der sie, um eine Theorie zu bilden, fast nur der Wiedererschein zu seyn braucht; auf eine Gelegenheit, wo sie nicht zu geben, sondern grossentheils nur zu nehmen hat, und wo sie dem Publicum weniger zeigen kann, was sie zu lehren, als was sie zu lernen, und was sie aus dem Erlernten zusammenzusetzen vermöge. Dabey mag sie jedoch auch selbst noch etwas zu seyn versuchen. Denn wer lernt wohl etwas, ohne den Glauben zu haben, daß er selbst hie oder da noch etwas mit Nutzen hinzuzufügen oder zu verbessern im Stande sey? Trügt dieser Glaube: so fällt die Schuld auf diejenigen, welche, obgleich Schöpfer des Originals, dennoch es vorzogen, das durch Andere auffuchen und wahrnehmen zu lassen, was sie weit vollkommener und ächter selbst dem Publicum hätten mittheilen können.

Schon darum ist das Verdienst der gegenwärtigen Übersetzung sehr allgemein und groß, weil sie dazu geeignet ist, so manche Mißverständnisse und Irrthümer über den C. N. zu tilgen, die in Deutschland doppelt gefährlich sind, weil sie hier lange im Verborgenen unentdeckt fortschleichen können. Am schnellsten und leichtesten ließen sich dergleichen Mißverständnisse von Frankreich aus heben, wenn man sich dort nur mehr um die juristische Literatur der Deutschen bekümmerte. Unter den Deutschen selbst aber giebt es der Männer zu wenige, die bereits beym neuen Rechte Frankreichs gelebt, oder sich wohl gar von den Zeiten vor der Revolution her durch die schwierige Periode der intermediären Jurisprudenz

durchgearbeitet, oder — was noch mehr sagen will — vielleicht selbst, wie dieses bey einem *Siméon* der Fall ist, zur neuen Legislation Frankreichs thätig und mit glänzendem Erfolge mitgewirkt haben. Gleichwohl sind es nur solche, den lebendigen Geist des neuen Rechts in sich tragende Juristen, von denen man vorzugsweise wünschen muß, in schwierigen Fällen belehrt zu werden. Könnte man doch die Stimme solcher Lehrer und Rathgeber recht oft statt der anmaßlichen Weisheit vernehmen, womit so Mancher jetzt in die neu juristische Literatur der Deutschen hineinspricht, lediglich in dem Vertrauen, daß die Worte dadurch ein besonderes Gewicht bekommen, weil sie in deutscher Zunge vom linken Rheinufer herüber geredet, oder nach einem kleinen Aufenthalte in Paris mit einem besonderen Schwunge, als klebe ihnen der Adel des französischen Bodens an, pathetisch gepredigt werden!

In der gegenwärtigen Übersetzung glaubt Rec. nicht selten die Stimme eines solchen Choryphäen zu hören, der bereits in Frankreich bey der Veranstaltung eines *Code civil* die Revolution durchlebt hat. Unfehlbar hat der Herr Minister *Siméon* bey besonders schwierigen Stellen seinen Rath nicht entzogen. Hiedurch sind die Hülfsmittel gekrönt worden, die in so großer Zahl vereinigt seyn mußten, um etwas so Vortreffliches, als das vorliegende Werk ist, zu Stande zu bringen, Hülfsmittel, die sich nirgends leicht in Deutschland so glücklich, als in Cassel, zusammenfinden konnten. Hier, in diesem Hauptsitze des neuen Rechts in Deutschland, war der interessante Mittelpunkt, wo sich das Erforderliche an Schätzen der Erfahrung und Bücher, an Kenntnissen der Rechte und Sprachen, der deutschen wie der französischen, an Beweggründen der Theilnahme und des Eifers, um und für das so vielseitige Unternehmen vollständiger, als irgendwo, concentrirte. — Doch, wir wenden uns sofort zur Sache selbst.

I. Beym Übersetzen des C. N. ist von ebenso allgemeinen als einfachen Wahrheiten auszugehen: namentlich, daß eine jede Sprache zu den Körpern gehört, worin etwas Geiltiges außerlich lebt, daß es folglich bey einer Übersetzung allemal darauf ankommt, eine Art Seelenwanderung zu Stande zu bringen; ferner, daß die beiden Operationen, der Aufnahme eines fremden Rechts in den Staat und in die Sprache der Nation, genau mit einander verwandt sind, und in mehrerem Betrachte in einander greifen; daß folglich der C. N. in eben der Art zu verdeutschen ist, wie man ihn benutzen oder recipiren will. Den ersteren Satz wollen wir aber hier sogleich wieder fallen lassen; er wird sich uns in der Folge noch oft genug in der Anwendung aufdringen. Wir bleiben bey dem zweyten stehen.

II. Soll der C. N. bloß zu literarischen Zwecken benutzt werden, ohne daß davon die Rede ist, ihn neben, unter oder über die Gesetze des Landes zu stellen: so hat es mit dem Übersetzen desselben weniger Schwierigkeit. Hauptregeln möchten dann seyn: es ist aus dem Standpunkte des im Lande schon

geltenden Rechts zu übersetzen; es ist dahin zu trachten, daß das fremde Recht sich an die juristischen Begriffe, welche im Publicum bereits im Umlaufe sind, leicht anknüpfe; es ist so zu verfahren, als wenn das Studium des C. N. von dem Studium der im Vaterlande geltenden Gesetze ausgehe, von hier aus sein Licht und Leben erhalte, und letzteres bey ersterem als bereits beendigt vorausgesetzt werde; es ist bey der Übersetzung alles so viel möglich in die Wege der Vergleichung einzuleiten, alles dabey so viel möglich auf die Gesichtspuncte des geltenden Rechtssystems zurückzubringen; es ist die schon vorhandene Kunstsprache des unter uns herrschenden Rechtssystems so viel möglich in den C. N. einzuführen. Der Übersetzer braucht nur die lebende Generation der Juristen und Nichtjuristen, und deren Vortheile im Auge zu haben; er wird wohl thun, sich vorzüglich an solche Lehr- und Hand-Bücher des C. N., ausser dem eigenen Texte desselben, zu halten, deren Verfasser bemüht gewesen sind, den C. N. seiner eigenen Methode zu entsetzen, und ihn in irgend ein im Vaterlande schon bekanntes Rechtssystem umzugießen. — Wir gehen jedoch bey diesem Falle schnell vorüber, weil wir uns mit der vorliegenden Übersetzung nicht darin befinden. Es befinden sich darin die Übersetzungen von *Daniels*, *Lassault*, *Erhard*, und überhaupt alle nicht officiell veranstalteten Übersetzungen, welche bisher erschienen. Am glücklichsten haben sich dem Ziele, auf welches dieser Fall hinweist, *Erhard* und der ungenannte Vf. der zu Darmstadt und Gießen bey Heyer in zwey Bänden mit Varianten so eben erschienenen Übersetzung (die kürzlich im pariser *Moniteur* dem O. A. R. *Grolman*, wiewohl mit Unrecht, beygelegt ward,) genähert. Die Arbeiten von *Daniels* und Anderen tragen noch zu viel Wahrzeichen an sich von der schon oben erwähnten oberrheinischen Mutterversion; welches schon darum nicht gut ist, weil die Mutterversion das Ziel einer officiellen Übersetzung zu verfolgen hatte, dieses Ziel aber bey jenen Arbeiten ausser dem Gesichtskreise lag. Denn daß *späterhin* das Werk von *Daniels* sich auch in die Sphäre der öffentlichen Übersetzungen empor geschwungen hat, darauf kann nichts ankommen. *Id enim spectandum est, quod ab ingressu negotii actum est.* Auch fällt es hier, wie immer, schwer, zwey Herren mit Erfolg zugleich zu dienen.

III. Anders verhält sich die Sache, wenn der C. N. zwar wirklich im Staat als Gesetz adoptirt werden soll, aber nicht also, daß unter seiner Alleinherrschaft der vorige civilistische Rechtszustand völlig zu Grunde gehe. Hier sind wieder folgende vier Fälle wohl von einander zu unterscheiden:

Entweder es soll der C. N. nur theilweise in das bisherige Rechtssystem hinein gestellt, oder hinein verwebt, nur dieses oder jenes dem Systeme der vaterländischen Legislation *einverleibt* werden, so daß weder die Einheit der Legislation überhaupt, noch auch insonderheit die Herrschaft des vaterländischen

Rechtssystems, verloren geht. Dann bedarf es überall keiner officiellen Übersetzung des C. N. im Ganzen; wie denn z. B. im Königreiche Baiern, wo man diese Einverleibungs-Mafsregel gewählt hat, von keiner officiellen Übersetzung des C. N. die Rede ist, und, so lange es bey dieser Art der Reception verbleibt, auch nicht seyn kann. Daß übrigens diejenigen Stellen oder Materien, welche aus dem C. N. in das vaterländische System auf solche Weise übergehen sollen, so zu verdeutschen sind, daß sie aus dem Geiste des C. N. heraustreten, und sich in die neuen Umgebungen verschmelzen, versteht sich von selbst.

Oder es soll umgekehrt das vaterländische Recht dem C. N. theilweise *einverleibt* werden, so daß zwar die Einheit der Legislation erhalten, aber das vaterländische Recht degradirt und unter die Herrschaft des C. N. gebracht wird. Dann, möchte man sagen, ist nicht sowohl der C. N., als vielmehr das vaterländische Recht selbst, zu übersetzen, und das Problem ist, wunderbar genug, ein gedoppeltes: wie man es anzufangen habe, theils den C. N. ins Deutsche zu übersetzen, ohne ihn, so weit wenigstens seine technische Sprache reicht, französisch bleiben zu lassen, theils die Bruchstücke des vaterländischen Rechts, die man mit und neben dem C. N. zu erhalten wünscht, aus dem Geiste des angeborenen Systems heraus, und in das fremde hinein zu versetzen. Wohl dem, der dieses Problem nicht zu lösen hat!

Oder es soll der C. N. mit den bisherigen Rechten zusammen geschmolzen, und daraus die Herrschaft eines dritten Systems geschaffen werden, so daß zwar eine Einheit der Legislation, aber die Herrschaft von keinem der beiden Systeme gegründet wird. Diesen Fall wollen wir wieder schnell vorüber laufen lassen; denn so schöpferisch scheint man — leider vielleicht — in Deutschland nicht gesinnt und gesinnt zu seyn, um sich für ihn zu entscheiden. Eher scheint man ihn in Holland im Auge gehabt zu haben.

Oder endlich es sollen die Systeme des C. N. und des bisherigen Rechts, ohne Einverleibung des einen in das andere, neben einander, und unabhängig von einander, zu stehen kommen, also, daß zwey Systeme der Legislation zugleich herrschen, jedes in seiner eigenen Sphäre, jedes etwa über eine gewisse Anzahl von Materien, oder nach irgend einer Art der Concurrenz. Die Mafsregel eines solchen zweyköpfigen Systems, wobey die Einheit der Legislation sowohl, als die Alleinherrschaft des vaterländischen Rechts eingebüßt wird, ist unfehlbar die unglücklichste, welche ergriffen werden kann, und würde uns von neuem in den eben so lange geduldeten als verwünschten Zustand versetzen, wo deutsche und römische Legislation sich um das civilrechtliche Gebiet rissen, wo es fast nur darum ein Civilrecht zu geben schien, damit die Legislationen einen Kampfplatz hätten, und wo die Gesetze selbst, je nachdem sie deutschen, hierarchischen oder römischen Ursprungs waren, ei-

nen hartnäckigen Process unter sich führten, in dem gleichsam nur beyläufig die-Processe der Privaten wie zu Pulver mit verrieben wurden. Aber nicht Erfahrung allein ist es, welche hier abschrecken sollte, sondern schon vor der Erfahrung steht warnend die Vernunft, welche lehrt: daß ein Civilrechtssystem ein in sich geschlossenes Ganzes ist; daß nur Ein Civilrechtssystem mit Einem Male herrschen kann, weil es nichts unterschöpft lassen darf, wenn es sich nicht selbst aufheben soll; daß gleichfalls jedes Civilrechtssystem seine eigene geschlossene Kunstsprache hat; daß zwey Systeme, welche zusammenstoßen, es sey in den Sachen oder in der Sprache, an einander nothwendig zu Narren werden müssen, wenn eins von dem anderen nicht aufgenommen und verschlungen wird. Gleichwohl scheint man hin und wieder Sinn für diese Mafsregel zu haben, und in einem gewissen Staate ist man im Begriff, sie wirklich zu realisiren, wie sich aus einem deßfalls erscheinenden Werke ersehen läßt. — Hier denke der Übersetzer vor allen Dingen darauf, wie er es anzufangen habe, um ohne Verwirrung für jeden Kopf der Legislation eine eigene Sprache zu reden.

IV. Noch anders erscheint die Sache, wenn der C. N. im Staat als Gesetz angenommen werden soll, und zwar so, daß unter seiner Alleinherrschaft der vorige civilistische Rechtszustand völlig zu Grunde gehe. In diesem Falle befindet man sich mit dem C. N. im Königreiche Westphalen und in einigen anderen deutschen Ländern, welche mit Frankreich noch näher verbunden sind, als blofs durch die Bundesacte und das Protectorat; weshalb wir bey diesem Falle von nun an lediglich stehen bleiben werden. Er ist für die Einheit der Legislation der vortheilhafteste, für die Fortdauer der vaterländischen Rechte aber der nachtheiligste. Er läßt mehrere Schwierigkeiten total eintreten, andere aber auch total verschwinden, die in mehreren der bisherigen Fälle sich nur partieller Weise zeigen oder nicht zeigen. Durch seine nähere Erörterung wird daher auch zum Theil und beyläufig noch Licht auf das Bisherige zurückfallen.

Ist es, bey dieser Art der Reception nöthig und möglich, den C. N. von seiner eigenen Geschichte abzuschneiden, und ihn an die unsrige anzusetzen? Und ist es, bey einer Verdeutschung des C. N. für diese Receptionsweise, nöthig und möglich, ihn von seiner Sprache, insonderheit von seiner Rechtssprache zu trennen, und ihn an die unsrige anzuknüpfen? Auf diese Fragen kommt es vor allen Dingen hier an.

Das bisherige Gesetz verschwindet; das neue rückt ein. Worauf soll sich das neue historisch stellen? In dem Lande, wo es zu Hause ist, hat es seine geschichtliche Grundlage; in dem Lande, wo es neu ankommt, findet es keine solche Basis. Denn das alte Gesetz ist bis in seinem Grunde, folglich mit Inbegriff seiner Geschichte, versunken (versteht sich, in

Hinsicht auf gesetzliche Kraft), und mußte bis dahin vor der Herrschaft des neuen versinken; eine Geschichte auf dem neuen Boden aber hat erst seit ehegestern ihren Anfang genommen. Und doch muß ein Gesetz, welches bereits gelebt hat, auf die verlebten Jahre, also auf so viel Jahre, als es gelebt hat, und zwar auf seine eigenen Jahre, gestellt werden, wenn es nicht maskenartig leer und gehaltlos, wenn es nicht wie ein Gefäß ohne Inhalt seyn soll. Es kann nicht als etwas Uranfängliches behandelt werden; denn allenthalben weist es zurück. Eben so wenig läßt es sich blofs in den Äther der Philosophie stellen; denn allenthalben erscheinen darin und daran die Resultate mehrjähriger Empirie. Eben so wenig läßt es sich, blofs wie ein einstweiliger unglücklicher Krüppel, platt auf den Boden setzen, mit dem Vorfatze, daß man ihm von jetzt an *auch für das Vergangene* schon noch ein paar tüchtige historische Füße, auf welchen es wenigstens im Gerichtsgebrauche fortkommen könne, machen oder machen lassen werde; denn nicht die Geschichte, sondern nur die Lügen und Fictionen, werden rückwärts gebildet. Wer keine Ahnen hat, der wird sich nimmer selbst welche erzeugen; die gekauften Ahnen aber sind nur Fictionen. Dazu kommt, daß man bey dieser letzteren Behandlungsart weniger etwas schon Vorhandenes, als etwas, das in der Folge erst noch gemacht werden soll, auf einen Platz hinstellt, wo etwas Fertiges stehen muß, auch bisher etwas Fertiges stand; deßgleichen daß es *currente rota* eine gar böse Zwischenperiode giebt, während welcher das Volk blofs in Hoffnung künftiger Rechts- und Gesetz-Gründlichkeit würde zu leben haben. Am allerwenigsten aber kann daran gedacht werden, das neue Recht auf die Geschichte des alten zu gründen, und es in dieser Wurzel fortwachsen zu lassen; denn die Geschichten der Dinge und Nationen sind einmal nicht wie einzelne Stücke Eisen, die sich durch Löthen und Schweissen an einander setzen lassen.

Also bleibt für diesen *Receptionsfall* nichts übrig, als den C. N. in seinem ihm angestammten und unzertrennlich mit ihm verbundenen geschichtlichen Geiste und mit dem, wenn gleich noch so langen Schweife, worin er rückwärts historisch ausläuft, willkommen zu heißen. Daran schließt sich auch sofort die Hauptregel für den Übersetzer: jene Nothwendigkeit auch seinerseits anzuerkennen und ihr gemäß sich zu benehmen; also eine Übersetzung zu liefern, die noch so abhängig von dem französischen Rechtssysteme seyn kann, wenn sie nur unabhängig von dem deutschen ist. Wenn in dieser Receptionsart französische Rechte übergeben sollen: so geht unvermeidlicher Weise ganz Frankreich in einem gewissen Sinne und bis auf einen gewissen Grad mit über; jedoch nur das bisherige, nicht auch das künftige Frankreich.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 J A N U A R 1 8 1 0.

J U R I S P R U D E N Z.

STRASSBURG, b. Levrault: *Napoleons Gesetzbuch. Einzig officiële Ausgabe für das Königreich Westphalen u. s. w.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Mag man also das fremde Recht des C. N. seit der Reception seine eigene deutsche Geschichte anfangen, und es von da an zur Selbstständigkeit und zur möglichsten Unabhängigkeit von dem Fortwirken der Legislation in Frankreich, also auch von den neueren Erzeugnissen der französischen Legislation, gelangen lassen (womit jedoch die Mafsregel sehr wohl besteht, auch für die Folge so viel möglich mit Frankreich in Rechtsharmonie zu bleiben, da sich Selbstständigkeit und Unabhängigkeit mit freywilliger Uebereinstimmung sehr wohl vertragen); mag man daher nichts veräumen, wodurch das fremde Recht für die Zukunft nationalisirt werden kann; mag man aber Verzicht leisten, es, wenigstens in so weit, als seine geschichtlichen Gründe dabey in Betracht kommen, auch für die Vergangenheit zu nationalisiren. Dadurch, dafs etwas Fremdes sich in der Nation befindet, ist es noch nicht nationalisirt; am wenigsten dann, wenn das Fremde nicht von dem Einheimischen, sondern dieses von jenem aufgenommen oder wohl gar verschlungen worden ist.

Mag man daher (bey dieser Receptionsart) das fremde Recht auf dem Stamme der französischen Geschichte, so weit er einmal vorhanden ist, unbedenklich lassen, zufrieden, für die Folge sich etwas Eigenenthümliches daraus erziehen zu können. — Mag man nicht daran denken, den ausländischen Stamm von den Wurzeln seiner Geschichte auf das Gerathewohl loszuhaben, ohne ihn überall historisch neu anzupflanzen, in der Meinung, er werde, obwohl herausgerissen aus dem Elemente der Zeit, worin er bisher gedieh, dennoch in der blofsen Philosophie, und zwar eben recht idealisch, neu anwurzeln, und in diesem neuen Elemente fortwachsen. — Mag man nicht daran denken, den fremden Stamm wie einen Weidenstock zu behandeln, dessen üppige Natur es mit sich bringt, dafs er, obgleich als Zweig erst heute vom Baume geschnitten, dennoch nur in den ersten besten Boden gestossen zu werden braucht, um bereits morgen oben und vorwärts in jungen Zweigen fortzuvegetiren, während er unten und rückwärts sich erst Wurzeln schlägt. Die Geschichte geht einmal nicht rückwärts, und was Blätter treibt, treibt

nur neue Blätter. — Mag man nicht daran denken, den französischen Stamm von seinen Wurzeln abzulösen, um ihn, es sey mit Einem Male, oder nach und nach, an die zurückgebliebenen Wurzeln des ausgehauenen deutschen Baums anzuflicken. In fremden Jahren läfst sich nicht fortleben, und in fremden Nahrungssäften nicht fortwachsen. — Mag man nicht daran denken, den fremden Stamm zwar Anfangs mit sammt seinen eigenthümlichen Wurzeln überzupflanzen, aber mit dem Plane, ihn allmählich und unmerklich davon abzugraben, und dafür künstliche Wurzeln, so wie sie in den Hypothesen-Manufacturen fabricirt werden, zu substituiren, und ihn sodann in einer erdichteten falschen Geschichte so lange figuriren zu lassen, bis es am Ende das Ansehen gewinnt, als sey er wirklich daraus entsprossen. Die Geschichte ist kein Automat, woran sich in der Fabrik etwas repariren läfst. Und gesetzt auch, es liesse sich eine solche Operation ausführen: so würden wir ja dadurch die ganze Reception nur zum Schein bewirken, und in dem Augenblicke, da wir damit zu Ende zu kommen wünschten, es bereits darauf anlegen, sie allmählich wieder rückgängig werden zu lassen. Denn der C. N. verändert sein Wesen in eben dem Grade, worin man ihm eine veränderte geschichtliche Grundlage giebt, so dafs er am Ende sich selbst und seine eigene Natur zu verwachsen im Stande ist. Für ein solches Ziel aber kann man ehrlich nicht arbeiten, kann man nicht arbeiten, wenn man nicht die Beförderung des C. N. mit der That betreiben, zugleich aber auch schon die Reue darüber im Herzen tragen will.

V. So hat man denn bey der zuletzt erwogenen Art der Reception und Einführung des C. N. (No. IV), also bey der Art, welche namentlich im Königreiche Westphalen und im Großherzogthume Berg (außer Deutschland z. B. in den Königreichen Italien und Neapel) Statt gefunden hat, nur die Wahl, den C. N. entweder ohne alle historische Wurzel — und welche traurige Gestalt! — oder aber ihn in und mit seiner ihm angestammten Geschichte, zu recipiren. Es sind dieses lauter Staaten, welche zum französischen Reiche mit gerechnet werden, und hiedurch gegen Frankreich in einem Verhältnisse stehen, zu welchem es allerdings sehr paßt, wenn der C. N. auf die angegebene, für die vaterländischen Rechte so ruinöse Art dafelbst gilt. Es hat nichts Auffallendes, wenn zu diesen Staaten ein Theil der französischen Geschichte — derjenige, worauf der C. N., so fern er eine geschichtliche Basis hat, ruht — in Zukunft gehören soll, da sie selbst zu dem französischen

Reiche gehören. Aber eben so wenig kann es *in diesem Betrachte* auffallen, wenn Staaten, die in keinem solchen Verhältnisse zum französischen Reiche stehen, wie z. B. Baiern oder Baden, den C. N. auf eine durchaus andere Weise bey sich gelten lassen wollen. (Wiewohl es auch kleinere Länder in Deutschland giebt, wo der C. N. so eingeführt worden ist, als gehörten sie zum französischen Reiche, ob es gleich nicht der Fall ist.) Es ist nur schlimm, daß fast eine jede andere Weise wiederum *in anderem Betrachte* ihre gar großen, ja noch weit größeren Bedenlichkeiten hat. Man hüte sich, *darum* abzuweichen, weil äußere Verhältnisse es erlauben!

VI. Ist aber jene böse Alternative unbedenklich für eine Reception des C. N. in und mit seiner eigenen Geschichte zu entscheiden; ist es ferner gewiß, daß die Übersetzungstheorie von der Art und dem Zwecke der Reception des C. N. abhängt, und sind auch sonst die Verhältnisse richtig, so wie wir sie bisher zwischen beiden, so wie überhaupt zwischen Sprache und Sache, angenommen haben: so scheinen sich nunmehr für den gedachten, jetzt nur noch in Frage befindlichen Receptionsfall (No. IV) folgende Regeln in Hinsicht der Verdeutschung des C. N. ziemlich von selbst zu ergeben.

Erstlich: es ist kein guter Rath, den z. B. neuerlich ein Ungenannter in der Zeitschrift *Germanien* gab, den C. N. *gar nicht* zu verdeutschen, sondern ihn, eben so wie bisher das römische Recht, lediglich in der Ursprache gelten zu lassen. Der C. N. ist allerdings zu verdeutschen, und zwar so, daß die Übersetzung mit gerichtlichem Ansehen bekleidet werde, nicht also etwa bloß für den Zweck, daß der französische Text für den Richter und Juristen, die Übersetzung aber für das Volk sey. Wird der C. N. nicht einmal linguistisch nationalisirt: so muß die Nation selbst linguistisch denationalisirt werden, — d. h. sie muß sich ihrer Muttersprache entäußern, und die französische Sprache annehmen — oder aber sie muß fernerhin Gesetze haben, die sie nicht versteht, in deren Sprache sie nicht spricht, nicht contrahirt, nicht testirt, überhaupt ihren Willen nicht darin rechtlicher Weise erklärt; Gesetze haben, die voll sind und ihrer Natur nach voll seyn müssen von Dingen, die nur unter der Voraussetzung vorhanden sind, nur unter der Bedingung einen Zweck haben und Nutzen gewähren, daß die Nation in der Sprache der Gesetze rede und schreibe; folglich Gesetze haben, die zum Theil überflüssig sind, und dabey gerade in den Dingen, worin sie überflüssig sind, die Nation hilflos lassen. Das Erste wird man nicht wollen; das Letzte aber eben so wenig. Ist es auch nicht thunlich, die französische Kunstsprache mit einer deutschen zu vertauschen: so ist und bleibt doch immer noch ein großer Unterschied, ob die Nation eine fremde Kunstsprache in ihre Muttersprache aufnimmt und ihr darin Bürgerrecht ertheilt, oder ob sie ihrer Muttersprache ganz entsagt, und sich dafür die fremde Sprache ihrem ganzen Umfange nach aneignet. Damit eine Kunst oder Wissenschaft aus Frankreich mit ihrer Ter-

minologie nach Deutschland übergehe, braucht die deutsche Nation nicht zur französischen Sprache überzugehen. Die Nationen folgen nicht den Sprachen, sondern die Sprachen den Nationen. Freylich kann dem deutschen Volke die französische Kunstsprache, wenn die deutsche Legislation oder Rechtswissenschaft darin reden wird, unverständlich seyn. Das rührt aber nicht daher, weil dem Volke die Kunstsprache, sondern weil ihm die Kunst oder Wissenschaft fremd ist, eine Sprache aber nie ohne Kenntniß der Sache verstanden werden kann. Wer aus dem Volke die Sache lernen wird, der wird dadurch auch mit die Kunstsprache lernen, sey sie deutsch oder französisch. Wer aber die Sache nicht versteht, der wird auch die Kunstsprache nicht verstehen, sie sey deutsch oder französisch, die deutsche Nation behalte ihre Sprache bey, oder gehe zur französischen über.

Und was sagt die Erfahrung, die wir bisher schon mit dem römischen Rechte gemacht haben? Wir haben uns schlecht genug dabey befunden, daß die Sprache der Acten der Richter, der rechtlichen Willenserklärung nicht die lateinische war. Wir sind verlegen gewesen um den Gebrauch, der sich für uns von den Titeln der Pandekten *de legatis III* und *de verb. sign.* machen lasse, und haben uns dagegen nach einem deutschen Gesetze mit solchen Worterklärungen, wie sie in jenen beiden Titeln enthalten sind, vergebens umgesehen. Und warum sträuben wir uns so wenig, das römische Recht *als Gesetz* und *der Form* nach wiederum unter uns fallen zu lassen? Gewiß auch darum mit, weil es nicht in die deutsche Sprache übergegangen, also nicht einmal von dieser Seite nationalisirt worden ist; weil man bisher bald so that, als solle Deutschland latinisirt, bald so, als solle das römische Recht germanisirt werden; weil hier ein Jurist sich im Gebrauche der deutschen Sprache beym römischen, und dort umgekehrt ein anderer sich im Gebrauche der lateinischen Sprache beym deutschen Rechte gefiel; weil es nicht nahe gehen kann, früher etwas zu verlieren, ehe man es noch recht bekommen hat.

Zweytens: man übersetze den C. N. in dem Geiste und aus dem Standpunkte des französischen, nicht aber des deutschen Rechtssystems. Diese Regel soll beyspielsweise in einigen Folgen entwickelt und dadurch zugleich näher erläutert werden.

A. Die Frage, ob ein Ausdruck in der Übersetzung zweydeutig sey, ist nicht mit auf das deutsche, sondern lediglich auf das französische Rechtssystem zu beziehen. Der gesetzliche Erbe heißt daher mit Recht schlechtweg *Erbe*, ohne Zusatz. Auch ist es kein erheblicher Grund, einen Ausdruck darum zu verwerfen, weil er im französischen Rechte etwas anderes bedeutet, als im römisch-deutschen, z. B. *Abwesender*, *Adoption*, *Majorat*. Man kann nicht sagen, es entstehe dadurch in der Rechtssprache eine Zweydeutigkeit, die sich nur dadurch vermeiden lasse, daß man entweder jedesmal hinzusetze, ob der Ausdruck im Sinne des deutschen oder des französischen Rechts zu verstehen sey, oder daß man dieses (etwa eben so),

wiebey der Computation der Verwandtschaftsgrade) jedesmal von der Beschaffenheit der Lehre, wöbey der Ausdruck vorkommt, abhängen lasse. Denn was der Ausdruck im Sinne irgend eines anderen Rechts, als des französischen, anderes bedeute, kann, da der C. N. in seinen Materien nichts Anderes als Gesetz neben sich duldet, nur antiquarischer Weise noch in Betracht kommen. In das Interesse der Rechtsalterthümer aber hat das geltende Recht nicht Ursache sich mit irgend eigener Aufopferung zu fügen. Nur unnöthiger Weise darf die geltende Legislation den als Gesetzen antiquirten Rechten nicht in den Weg treten; und zwar um so weniger, da letztere doch noch für die Vergangenheit zu gelten fortfahren, auch ausserdem in der Eigenschaft einer geschriebenen Vernunft im Rücken des C. N. stehen bleiben, und es sich wohl der Mühe verlohnt, wenigstens in so weit bey der Wahl von Terminologieen auf das Antiquirte mit Rücksicht zu nehmen.

B. Es ist nicht zu rathen, die Eigenheiten des französischen Rechts mit solchen Benennungen zu belegen, durch die sie eine Erklärung aus den deutschen Rechten erhalten, und folchergehalt die Bekanntschaft mit dem deutschen Rechte bey dem Studium des französischen vorauszusetzen.

Für die jetzige Generation ist dieses Verfahren zwar bequem, und, so fern für sie bloß verdeutscht wird, mag man sich desselben bedienen, mit eben dem Rechte, womit für das noch in reiner Deutlichkeit aufgewachsene Zeitalter auch Systeme des C. N., aus dem Standpunkte der deutschen Rechte dargestellt, von Rechtsgelehrten immerhin mit Nutzen geliefert werden mögen. Aber es ist ein solches Verfahren durchaus dem wahren Verhältnisse nicht angemessen, worin der C. N. zu dem bisherigen Rechte steht; und nur darauf hat die officiële Übersetzung Rücksicht zu nehmen. Der C. N. muß so übersetzt werden, daß die Übersetzung auf immer die Grundlage und Quelle der Rechtssprache des neuen Rechts wird.

Man sagt, der Deutsche könne sich bey wörtlicher Übersetzung solcher Ausdrücke, wie z. B. *commencement de preuve par écrit*, („Anfang des schriftlichen Beweises“) nichts denken. Freylich, so lange er nur noch deutscher Jurist ist, und das französische Recht nicht studirt hat. Aber das geht, wie schon oben bemerkt worden, immer und ewig so, daß man, um die Sprache einer Wissenschaft zu verstehen, vorher mit der Wissenschaft selbst bekannt seyn muß; wie man denn überhaupt, ohne zu denken, weder selbst sprechen noch die Rede eines Anderen verstehen kann. Der officiële Übersetzer erkläre offen den lebenden Juristen: den Ausdruck der Wissenschaft müßt ihr aus dem Studium der Wissenschaft selbst verstehen lernen, und ihr, meine Zeitgenossen, habt keine Ansprüche darauf, daß ich bey dergleichen Ausdrücken mit Rücksicht auf das, was ihr als deutsche Juristen bereits wisset, übersetze. Das Interesse des C. N. geht über euer eigenes Interesse. Wäre das nicht, so hätte der C. N. überall ganz unrecipirt bleiben müssen.

Eine heimliche Deutung von Deutschland her steckt Art. 2020 in: „freywillig oder zufolge richterlicher Verfügung“ (*volontairement ou en justice*). Von Frankreich aus, mit Bezug auf das dortige Verhältniß zwischen der freywilligen und streitigen Gerichtsbarkeit und auf den Umstand, daß der Richter dort nur im Gerichte etwas zu verfügen hat, empfiehlt sich: „aufsergerichtlich oder gerichtlich.“ — Wenn Art. 1328 übersetzt wird: „Privaturkunden haben wider dritte Personen (eher) keine Glaubwürdigkeit, als (*n'ont de date contre les tiers que*) von dem Tage an u. s. w.“: so liegt in dem „Glaubwürdigkeit haben“ gleichfalls eine Deutung aus deutschem Rechtszustande, wodurch ohnehin der französische Ausdruck nicht erschöpft seyn möchte. Der französische Ausdruck ist von der vormaligen Einrichtung der *Contrôle*, in deren Stelle nachher, seit der Revolution, die Administration des *Enregistrements* getreten ist, hergenommen, und hängt damit genau zusammen. Mit Bezug auf diesen Zusammenhang möchte Rec. vorschlagen: „Privaturkunden datiren sich (schreiben sich her) gegen einen Dritten erst von dem Tage an u. s. w.“ In dem Circularschreiben des Hn. Ministers *Siméon* v. 23 Jan. 1808 ist *assurer le date* (eines Testaments) im westphälischen *Moniteur* (1808. No. 23) verdeutscht: „das Datum in Gewissheit setzen.“

Mag es seyn, daß selbst die westphälische Constitutionsacte, der Sprache und dem Ausdrucke nach, hin und wieder aus dem Standpunkte der deutschen Jurisprudenz, (daher auch von einem Deutschen) abgefaßt zu seyn scheint, z. B. Art. 45 u. 46 bey: „*former*“ — „*aura lieu*“ — „*jurisprudence*.“ — Es ist hier nicht der Ort, sich auf diesen Einwurf einzulassen.

C. Dunkle, selbst in Frankreich einer gedoppelten Exegese unterworfenen Stellen sind so zu übertragen, daß der Jurisprudenz nicht vorgegriffen und durch die Übersetzung keine authentische Interpretation versucht wird. Desto mehr aber verdienen die schon in Frankreich zur Sprache gebrachten Zweifel und Controversen alsdann berücksichtigt zu werden, wenn davon die Rede ist, eine Stelle des C. N. im Wege der Legislation neu zu bearbeiten. So z. B. ist gleich durch das erste Decret im *Anhang* der vorliegenden Übersetzung eine Controvers über den Art. 1. des C. N. (Vgl. *Pigeau's Notions élémentaires* B. I. S. 14) abgeschnitten worden.

D. Läßt sich dagegen die Dunkelheit einer Stelle aus den Quellen und officiellen Hülfsmitteln des C. N. mit Zuverlässigkeit heben: so hat sich der Übersetzer zu hüten, auf der einen Seite, den Sinn auszuschlüssen, welchen die Stelle von dorthin zu erhalten im Stande ist, auf der anderen, ihn commentirend zu entwickeln. Damit er der ersteren Pflicht ein Genüge leiste, liegt ihm allerdings das schwere Geschäft ob, mit beständiger Rücksicht, sowohl auf die officiellen commentarischen Umgebungen des C. N., als auch auf die unmittelbaren Quellen desselben (unter welchen in mehreren Lehren auch *Pothier* einen bedeutenden Platz einnimmt), zu übersetzen. Nurhiedurch ist unser Übersetzer solchen Stellen, die aus der Discussion einen geheimen Sinn haben,

wie z. B. Art. 14, 231, gewachsen gewesen. Auch Art. 1104 hat aus der Discussion einen geheimen Sinn. (Vrgl. Gönner's Archiv Bd. 2. Heft 3. S. 402).

E. Ferner ist auch die Manier des C. N., in lauter einzelnen, von sich abgerissenen Sätzen zu disponiren, ohne die Übergänge durch Partikeln näher zu bezeichnen, nicht unbeachtet zu lassen. Der Entwurf des C. N. ist mit beständiger Rücksicht auf den Unterschied zwischen der Sprache der Legislation und der Doctrin discutirt worden; und eben um diesen Unterschied auf alle Weise geltend zu machen, ist man bemüht gewesen, den Entwurf, der dem Staatsrath zu doctrinell gefaßt zu seyn schien, auch von dergleichen, die Willenserklärungen des Gesetzgebers verkettenden Partikeln zu reinigen. Ist daher der Übersetzer dieser Regel nicht eingedenk: so fällt er in die absichtlich geänderte Sprache des Entwurfs des C. N. zurück. Rec. würde daher z. B. zwischen die beiden Sätze, woraus Art. 1831 besteht, und die in einigen Ausgaben durch ein Komma, in anderen aber durch ein Semicolon getrennt sind, kein „und“ einschoben, selbst um die doctrinelle Frage zu vermeiden, ob, im Fall ein Einschubel nöthig wäre, nicht vielmehr „aber“ eingeschoben werden müßte. Auch würde er Art. 896 gegen das „also“ seyn.

F. Endlich ist nach demjenigen Texte zu übersetzen, der in Frankreich förmlich durch den Großrichter für den officiellen erklärt worden ist (*Moniteur* XII. No. 222). Seine Erklärung, welche dahin geht, daß die als Bulletin und unter dem Staatsiegel bekannt gemachte Ausgabe allein den authentischen Text des Codex enthalte, hat vorzüglich den Zweifel heben sollen, ob nicht sowohl der eigentliche Codex, als vielmehr die einzelnen Gesetzkunden, so wie sie, jede als ein abgefordertes Actenstück, decretirt, promulgirt, in den Archiven reponirt, auch successiv noch während der Discussion des C. N. abgedruckt worden, den ächten Text enthielten; ob also der ächte Text in den Originalen der einzelnen Gesetzacten (welche in den Archiven des Senats und der gesetzgebenden Versammlung aufbewahrt werden), oder in dem collectiven Actenstücke des gesammelten Codex, (welches in den Archiven der Regierung seinen Platz hat, und sich eigentlich nur als Copey betrachten läßt) gesucht werden müsse. Nun entscheidet zwar der Großrichter, wie wir gesehen haben, für die Copey. Allein es scheint dennoch behauptet werden zu müssen, daß die Copey, im Fall sie von dem eigentlichen Originale der einzelnen Gesetzkunde abweicht, und sich dabey nicht die wirkliche Absicht zu ändern, sondern nur ein Irrthum, offenbaret, billig nachstehe. Denn theils bringt dieses die Natur des Verhältnisses zwischen Original und Copey so mit sich; theils hat der Großrichter den einzelnen Gesetzkunden keinesweges das Vorrecht der Originalität, folglich auch nicht das Vorrecht, im Falle eines Irrthums den Ausschlag zu geben, abgeprochen, oders auch nur einmal absprechen können; theils ist zu erwägen, daß sich ein jedes Gesetz, vermöge eines eigenen Gutachtens des Staatsraths, von dem

Datum der Decretirung herschreibt, und nach diesem Datum, nicht aber nach dem Tage der Promulgation, zu benennen ist, die Decretirung aber nur in Ansehung der einzelnen Gesetzkunden Statt gefunden hat. Und hiemit stimmt es auch vollkommen überein, wenn die westphälische Übersetzung Art. 331, wo die officielle Ausgabe des C. N. *égale*ment, die einzelne Gesetzkunde aber *légal*ement liest, sich für die letztere Lesart entschieden hat. Varianten von ähnlichem Interesse finden sich Art. 1212, 1360 und 1831. Was insonderheit das *ne* in Art. 1360 betrifft: so ist darüber Zachariä (*Handbuch* Bd. 2. S. 308) zu vergleichen, dem jedoch Rec., im Vertrauen auf eine von ihm, dem Rec., verglichene Ausgabe des C. N., die nach allen Kennzeichen officiell ist, darin nicht beystimmen kann, daß das *ne* in den officiellen Ausgaben des C. N. fehle.

Drittens: noch weniger nehme der Übersetzer es sich heraus, bey solchen Benennungen oder Ausdrücken, die ihm vom C. N. selbst nicht glücklich genug gewählt, und ihm daher selbst für Frankreich (abgesehen von der Übertragung des C. N. auf andere Staaten) einer Verbesserung fähig zu seyn scheinen, zu ändern oder nachzuhelfen.

Wie irre führend, wird Mancher sagen, sind im Bezug auf das ältere französische oder auf das römische Recht die Worte: *absence, substitution, protuteur, adoption, émancipation, testament, servitude, annuler, dot, prescription* u. s. w. im C. N. gebraucht worden? *Annuler*, um nur bey den letzteren Ausdrücken stehen zu bleiben, wird Art. 2012, und sonst öfters, (eben so wie *nulle* in der rheinischen Bundesacte Art. 2) für *Aufheben*, wenn gleich nicht aus dem Grunde und mit den Wirkungen der Nichtigkeit, gebraucht. — Im *régime dotal* wird durch das Beywort *dotal* das *régime de la communauté* ausgeschlossen; in der *dot* aber begegnen sich beide *régimes*. Denn *dot* heißt nach dem C. N. auch dasjenige, was die Frau dem Manne bey der gesetzlichen Gütergemeinschaft zur Bestreitung der Lasten der Ehe zubringt. Sollte man nach Art. 1540 nicht glauben, die *dot* stamme von dem Gütergemeinschafts-Systeme her, und sey von diesem auf das Dotalsystem übertragen worden? Sollte es nicht richtiger heißen: *La dot, sous le régime du chap. 2 comme sous le régime dotal etc.* Jedoch müßte alsdann die Stelle zum zweyten Capitel gezogen werden. — Durch eine Verschmelzung einer Ordonnanz und der Gewohnheiten von Orleans mit dem römischen Rechte in der Lehre von der Verjährung ist es gekommen, daß *prescription* im C. N. in zwey ganz verschiedenen Bedeutungen gebraucht wird, einmal in dem gewöhnlichen Sinne des römischen Rechts, das anderé Mal aber (Art. 2271 — 2275) für eine rechtliche Vermuthung der geschehenen Zahlung, welche in den namentlich bestimmten Fällen mit Ablauf einer gewissen Zeit seit entstandener Forderung eintritt, bey welcher aber dem Gläubiger das Recht bleibt, dem Schuldner darüber den Eid zuzuschreiben, daß er wirklich bezahlt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 5 J A N U A R, 1810.

J U R I S P R U D E N Z.

STRASSBURG, b. Levrault: Napoleons Gesetzbuch.
Einzig officiële Ausgabe für das Königreich Westphalen u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nur aus der Art, wie die Definition der *Prescription* Art. 2219 gefasst ist, läßt sich begreifen, wie der C. N. im Stande gewesen sey, zwey so ganz verschiedene Institute in Einen Rechtsbegriff und unter Eine Benennung zusammenzuziehen. „*La prescription* (heißt es da) *est un moyen d'acquérir ou de se libérer par un certain laps de temps, et sous les conditions déterminées par la loi.*“ Zu diesen gesetzlichen Erfordernissen würde bey der Pseudopräscription denn auch dieses gehören, daß der Beklagte, der die Einrede macht, den von ihm verlangten Eid geleistet haben muß. Aber wie wunderbar! Ist es alsdann doch nicht sowohl die Präscription, als vielmehr der Eid, weshalb der Beklagte absolvirt werden muß.

Gleichwohl darf der Übersetzer hier nicht denken, der C. N. habe die Benennungen besser wählen oder sich besser fassen sollen, und da er es nicht gethan: so sey es seine, des Übersetzers, Sache, nachzuhelfen, und zwar selbst auch dann nachzuhelfen, wenn jene Benennungen für den Staat, dem die Übersetzung bestimmt sey, ganz anstößig und tadellos seyn sollten. Ob der C. N. in der Wahl dieser Benennungen etwas versehen habe, kann hier dahin gestellt bleiben. Wenigstens liegt darin (wie wir bereits oben gesehen haben) kein hinreichender Grund des Vorwurfs, daß jene Benennungen, wegen einer Beziehung auf das ältere französische oder auf das römische Recht, irre führen können. Denn nur der kann hier irre geführt werden, der unbekannt mit dem Verhältnisse des Gekenden zum Antiquirten ist: und das soll und darf eben Niemand seyn. Dem sey aber, wie ihm wolle: so ist es auf jeden Fall nicht die Sache des Übersetzers, hier vorzugreifen.

Von anderer Art ist das *restituant le double* im Art. 1390. Von einer eigentlichen Wiedererstattung einer Sache kann nur in so fern die Rede seyn, als man sie vorher bekommen hat. Daher hat man in den Übersetzungen gewöhnlich nachzuhelfen gesucht.

Viertens: insonderheit ist der Werth einer Kunstsprache anzuerkennen, und dahin zu trachten, daß, von der officiellen Übersetzung aus, eine feste Terminologie gegründet werde. Die Kunstsprache ist in der Sphäre des Positiven die halbe Kunst. Sie nimmt

aber aus der Quelle des Gesetzes selbst billig ihren Ursprung, weil sie eines officiellen Gepräges bedarf.

Zu dem Ende würde es, nach dem Beyspiele, welches hin und wieder selbst von der officiellen Ausgabe des C. N. (z. B. Art. 7, 9, 1102 fgg.) gegeben worden, allerdings gut seyn, die Worte, welche als technisch gelten sollen, cursiv drucken zu lassen, zum Zeichen, daß sie ein für alle Mal *al pari* mit den correspondirenden französischen Worten, ohne Rücksicht auf ihren inneren, z. B. etymologischen Gehalt, dergleichen auch ohne Rücksicht auf ihren Gehalt in den römischen oder bisherigen deutschen Rechten, haben ausgeprägt seyn sollen. Über diese durch Cursiv ausgezeichneten Ausdrücke müßte ein juristisches Wörterbuch, als *Clavis*, mit genauer Angabe ihrer Bedeutungen, geliefert werden, welches den lebenden Juristen mehr Nutzen, als mancher Commentar, verschaffen, für den C. N. selbst aber das, was der Titel *de verborum significatione* für die Pandecten ist, werden könnte. Um aber der Terminologie die gehörige Stetigkeit und Gleichförmigkeit zu geben, und sie desto besser in Gang zu bringen, würden alle officiellen Übersetzungen im westphälischen Moniteur nach diesem Wörterbuche zu verfertigen seyn. — Für diesen Zweck, eine feste Kunstsprache zu bilden, scheint erforderlich zu seyn:

A. Daß die technischen Ausdrücke des C. N. durch die Übersetzung nicht umschrieben oder näher erklärt werden. Daher nennt die westphälische Übersetzung den *Protuteur* sehr treffend „Gegenvormund“, den Andere mit dem Namen des „controllirenden Vormunds“ belegen. Daher paßt für sie auch eher das Wort „*Quasidelict*“, als die Umschreibung desselben bey Erhard durch „schädliche, der Verantwortlichkeit unterworfenene Handlungen.“ — Der erklärende und umschreibende Ausdruck, den Gönner (im Archiv) für *commencement de preuve par écrit* vorschlägt, mag für andere Übersetzungen recht schicklich seyn, aber nicht für die officiële westphälische. — Letztere hat sich daher auch mit Recht solcher Erklärungen enthalten, wie z. B. Erhard Art. 346, und Spielmann Art. 41, eingeschoben haben. Dagegen umschreibt sie Art. 841 das *son successible* durch: „welcher kein Erbrecht auf dessen Nachlaß zu steht.“ Ferner erklärt sie Art. 896 die *substitutions* durch „fideicommissarische Substitutionen,“ und die *action au civil* durch „Entschädigungsklage.“ Auch das *mur mitoyen* Art. 652 wird erklärend übersetzt: „gemeinschaftliche Mauer,“ übereinstimmend mit *murus communis* der lateinischen Version. *Mur mitoyen* ist eine Mauer, die halb auf dem Grunde des Einen und halb auf dem Grun-

de des Anderen ruht, und darum gemeinschaftlich ist. Der französische Ausdruck deutet auf den, Art. 533 auch ausdrücklich aufgestellten, Grund der Gemeinschaftlichkeit mit hin, und es ist in so fern ein Unterschied zwischen *mur mitoyen* und *mur commun*. Wenn daher Art. 653 disponirt: *tout mur servant de séparation — est présumé mitoyen*: so will das so viel sagen: von einer jeden solchen Mauer sey muthmaßlich anzunehmen, daß sie mitten auf der Grenze stehe. Rec. würde „Schiedmauer, Zwischenmauer, Grenzmauer“ (*murus intermedius*) vorschlagen. Ferner folgt:

B. Daß hingegen ein Kunstausdruck in der Übersetzung da nicht fehlen dürfe, wo der Originaltext damit versehen ist. In diesem Betrachthe hat unsere Übersetzung (Art. III) besser „Insinuationen“ (*significations*), wo Erhard „Andeutungen“ hat. Wo möglich, ist auch darin mit dem Grundtexte gleicher Schritt zu halten, daß; wo der C. N. für mehrere Begriffe Ein Wort gebraucht, auch die Übersetzung nicht variire, umgekehrt aber sich nicht mit Einem Worte begnüge, wo jener nach Verschiedenheit der Begriffe auch mit den Worten variirt. In Absicht des ersten Puncts möchte es aber schwer seyn, dem Grundtexte ohne Beybehaltung der eigenen Worte desselben (z. B. *titre, acte*) gleichzukommen. Und wie kann man es wünschen, diese, wenn gleich vieldeutigen, französischen Worte in der deutschen Terminologie zu entbehren, da in ihren mehreren, aber nur figurlichen und abgeleiteten Bedeutungen, die sämmtlich nur an Einem rechtshistorischen Faden hängen, ein Theil der Dogmengeschichte des französischen Rechts versteckt liegt, auf welche, wie wir oben gesehen haben, der C. N. in Westphalen mit gegründet werden muß? Was dagegen den andern Punct betrifft: so kann man bey Art. I mit „Verkündigung“ für die beiden ganz verschiedenen Begriffe der *publication* und *promulgation* nicht zufrieden seyn. „*Portalis dit que la promulgation complète le caractère de la loi; que la publication est la conséquence de la promulgation et a pour objet de faire connaître la loi.*“ (Jouanneau Disc. T. I. p. 16.)

C. Auch würde es, so fern man bloß den Zweck der baldigen Feststellung einer Terminologie verfolgen will, keineswegs rathsam seyn, die Kunstausdrücke mit Parenthesen, worin aus dem Bekannten das Unbekannte gedeutet, und dem Leser eine Wahl unter mehreren Worten gelassen wird, zu begleiten. — Die vorliegende Übersetzung ist jedoch, da sie jenen Zweck nicht lediglich vor Augen haben wollte, voll von dergleichen Parenthesen, z. B. Art. 547. 582. 583. 646. 647. 711. 1321. 1323. 1348. 1371. 1382.

Fünftens: die Kunstsprache des C. N. selbst ist in der Übersetzung beyzubehalten, also, daß der C. N. in eben der Masse eine neue Quelle, der Sprache nach, wird, wie er es der Sache nach ist. Es bleibt kein anderer Ausweg übrig. Denn die Terminologie des bisherigen deutschen Rechtssystems läßt sich nicht retten; noch weniger aber kann es rathsam seyn, eine dritte Terminologie ganz neu zu erfinden.

Erhält man sich nicht rein von fremden Sachen:

so kann man nicht hoffen, rein zu bleiben von fremden Worten. Vermischt man sich in der That mit einander: so stehe man nicht an, auch in der Rede dergleichen zu thun; daher denn überhaupt wohl alle Sprachen nur Sprachgemische seyn möchten. Wie kann unsere Sprache allein Anspruch machen, von Frankreichs Einflüsse unberührt zu bleiben, wodurch Deutschlands Nation und Staaten, wodurch fast ein jeder Einzelner, der deutsch spricht, in ganz neue Verhältnisse gebracht worden. Was der Mensch ist, thut seine Rede leicht kund.

Haben wir denn nicht auch bisher schon mit jedem neuen Rechtssysteme eine neue Kunstsprache erhalten? Verschwunden ist das *Anberahmen*, das *Ding*, das *Spannen der Bank*, das *Urthelfinden*, seitdem das römische Recht bey uns einheimisch geworden; indess ist uns nicht eingefallen, würde auch schlecht gelungen seyn, das römische Recht in die alte deutsche Rechts- und Gerichts - Sprache zu zwingen. Vielmehr haben wir ja umgekehrt römische Terminologien auf die Überbleibsel der deutschen Rechte übertragen. Deutsche, lateinische und französische Rechtszustände sind in Deutschland auf einander gefolgt, und eben so müssen dafelbst auch die technischen Sprachen des Rechts auf einander folgen.

Man kann sich in Deutschland nicht auf das Beispiel Frankreichs berufen, wo man den C. N. in die vorige Terminologie hat einrücken lassen. Die Lage Frankreichs und Deutschlands ist bey dieser Gelegenheit durchaus verschieden. Dort ist die Legislation bey sich selbst stehen geblieben, hat sich aus sich selbst weiter fortgeschoben, hat den C. N. an ihre eigenen früheren Erzeugnisse angeknüpft. So lange es aber bloß noch auf Fortbildung der Begriffe im Geiste des geltenden Systems und auf Modification der Begriffe in Einer und derselben Legislation ankommt, so lange bedarf es keiner neuen Zeichen, sondern es reicht hin, dem Gepräge der bisherigen Zeichen gleichfalls nur eine weitere Ausbildung zu geben. Die Wissenschaft geht dann, hangend an ihren bisherigen Zeichen der Sprache, fort, und in der Geschichte der Zeichen liegt die Geschichte der Wissenschaft mit.

Daher befolgte man in Frankreich bey dem C. N. mit Recht den Grundsatz: es auch in der Kunstsprache bey dem Alten zu lassen, wo man in der Sache selbst nichts veränderte. Man ließ den Begriffen ihre herkömmlichen Zeichen. Man dachte nicht daran, eine neue Terminologie zu versuchen, etwa aus Hang zum Purismus oder zu Neuerungen. In den Lehren, die man aus dem römischen Rechte entlehnte, behielt man demnach auch die der lateinischen Sprache abgeborgten Kunstausdrücke bey. Nach einer überstandenen Revolution in den Sachen wollte Niemand sich unnöthiger Weise noch einer neuen Revolution in der Sprache aussetzen. Ohnehin wußte man wohl, daß das Recht selbst in die Schicksale seiner Kunstsprache soleicht mit verwickelt werde. Das äußere Recht hängt am Äußerer; die technische Sprache aber gehört allerdings mit zu den Äußerlichkeiten. Für den Zweck der Rechtsgewissheit ist es eben so schlimm, wenn

man nicht mit Bestimmtheit weiß, was die Worte, als wenn es zweifelhaft ist, was die Sachen und Handlungen rechtlich bedeuten. — Ja man behielt sogar auch alsdann noch so viel möglich die alte Terminologie bey, wenn man in den Sachen änderte; es sey, dafs man ein Rechtsinstitut in einem neuen Geiste bearbeitete (z. B. die Lehre von der Abwesenheit und von der Ehe), oder dafs man aus römischen und französischen Rechtsquellen etwas Drittes zusammensetzte (wie z. B. bey der Präscription), oder dafs man ganz neue Rechtsinstitute für Frankreich gründete (wie z. B. die Adoption); vermied dagegen von der alten Terminologie vorzüglich nur solche Ausdrücke, die auf das durch die Revolution verbannte System der Feudalität hinwiesen (daher z. B. der *retrait successorial*, und die Eintheilung in *domaine dominant et servant* zwar der Sache (Art. 841), nicht aber auch dem Namen nach, im C. N. vorkommen.) — Aber auch noch in einem anderen Betrachte bewährt sich diese Anhänglichkeit an die alte Terminologie dadurch, dafs man lateinische Worte (z. B. *substitution*) in der Bedeutung der bisherigen Doctrinalsprache, so sehr auch letztere der ächten Sprache der römischen Gesetze zuwider seyn mochte, oder dafs man französische Worte (z. B. Art. 2274 *cédule, obligation, compte arrêté*) in ihrer gerichtshebräuchlichen Bedeutung, etwa unter stillschweigender Beziehung auf die vom C. N. berücksichtigte Stelle einer Ordonnanz oder einer Gewohnheit, worüber der Gerichtsgebrauch bisher bereits gewaltet hatte, in den C. N. aufnahm. — Und schwerlich hat man in Frankreich Ursache, es zu bereuen, diesen Weg eingeschlagen zu haben, so sehr auch kürzlich ein dortiger Eiferer für den Purismus, Hr. Prof. *Berriat Saint-Prix* zu Grenoble, (*Discours sur les vices du langage judiciaire*) eine solche Reue regte zu machen sucht. Unter anderen klagt er über den *trop grand nombre de termes techniques ou latins*.

In Deutschland hingegen ist die Lage der Sache bey dem Receptionsfalle, wovon wir hier reden, ganz anders. Hier knüpft sich der C. N. rückwärts und geschichtlich nicht an das eigene deutsche Rechtssystem, sondern an das französische. Und wie kann es daher anders seyn, als dafs er auch hier sich nicht an die Terminologie des deutschen, sondern des französischen Rechtssystems anknüpfe. Haben wir doch bisher nichts weniger als eine grofse Achtung vor der Kunstsprache unseres Rechtssystems zu erkennen gegeben. So abgeneigt man sich oft in Deutschland bewiesen hat, sich der Sache nach, auf Veränderung der Legislation einzulassen: so hat man dafelbst desto mehr Gefallen gefunden an einer Revolution in der technischen Sprache. Nachdem man die Deutschheit nicht rein erhalten hatte von dem lateinischen Rechte, glaubte man sie wenigstens rein machen zu müssen von den lateinischen Kunstworten, so sehr sich diese auch bereits in Deutschland eingebürgert hatten. Ohne alles Erbarinnen fing man ja zuletzt an zu ver-deutschen alles, was vorkam, z. B. *peculium quasi-castrense* durch „feldähnliches Sohnseigenthum.“ Man war fast auf demselben Wege, worauf sich der deutsche Geograph befinden würde, wenn er aus *Malmai-*

son ein *Böfenhausen* machen wollte. Warum will man es gerade jetzt unbequem finden, der bisher gangbar gewesenen Terminologie zu entsagen? Vormalis, als man so bereit war, zu Ehren des Purismus zu ändern, stand blofs das scheinbare Interesse der Sprache, jetzt hingegen das gewifs sehr gegründete Interesse der Sache, auf dem Spiele.

Dazu kommt, dafs die Beybehaltung der Terminologie des bisherigen deutschen Rechtssystems nur dazu beytragen müfste, dieses Rechtssystem selbst noch nebenher in einer Stelle zu schützen, die ihm nicht mehr gebührt; ja dafs dadurch dieses Rechtssystem vor dem C. N. sogar noch hervorscheinen würde. Wenigstens hat man nicht Ursache, den C. N. ohne Noth von dieser Seite in Verlegenheit zu bringen und ihm Anfechtungen zuzuziehen, die am Ende, um vor der Gefahr von Vermischung und Verwirrung völlig gesichert zu seyn, dennoch zu der, obgleich oben schon beseitigten Idee, wenigstens im Scherze, zurückführen könnten, bey dem Gebrauche eines technischen Ausdrucks jedesmal wörtlich hinzuzusetzen, oder durch irgend ein besonderes Abzeichen zu bemerken, ob derselbe im Sinne des vorigen Rechtssystems, oder aber des C. N. zu verstehen sey; folglich etwa, wenn es seyn könnte, für die juristischen Kunstworte, wie bey dem Druck der Kalender, doppelte Farben, die schwarze, für den Gehalt des Worts nach dem vorigen Systeme, die rothe hingegen für den Gehalt nach dem C. N., in Bereitschaft zu haben. Ohne ein solches Verwahrungsmittel würde eine dem C. N. nicht vortheilhafte Ideen-Association fortfahren, ihr Spiel zu treiben, welche den Juristen, auch selbst bey dem Einstudiren des neuen Rechts, unfehlbar mehr hinderlich als förderlich seyn müfste. Es ist leichter, für eine neue Sache ein neues Wort zu lernen, als sich bey einem bekannten Worte von der bisherigen Idee loszumachen, und dagegen eine neue damit zu verbinden. Man lernt z. B. leichter *nantissement* neu, als dafs man die bisherige Bedeutung des *Pfandcontracts* vergifst. Um den *Contract* des *nantissements* zu einem *Pfandvertrage* zu machen, mufs *Zachariä* (*Handbuch* Bd. I. S. 166) sich erst einen erweiterten Begriff des *Pfandrechts schaffen*, den man nicht auffassen kann, ohne den eigentlichen Charakter dieses Rechts sich aus der Vorstellung mit entschlepfen zu lassen.

Mehrere andere Gründe, z. B. dafs man mit der Terminologie des bisherigen Systems nicht einmal ausreichen, und dafs man daher immer noch (insonderheit bey den ganz neuen Rechtsinstituten des C. N.) genöthiget seyn würde, zu französischen, oder zu ganz neuen deutschen Ausdrücken seine Zuflucht zu nehmen, dergleichen dafs so manche sonstige Schwierigkeit sich mit Annahme der französischen Rechtssprache von selbst erledigen, und damit so manche von den vorhin wegen Begründung einer festen Kunstsprache geäußerten Wünschen von selbst in Erfüllung gehen würden, mögen hier unausgeführt bleiben. Nur des einzigen Umstandes will Rec. noch gedenken, dafs auf keinem anderen, als auf dem vorgeschlagenen Wege, eine, gleichwohl so wünschenswerthe,

Gleichförmigkeit der juristischen Terminologie des neuen Rechts in Deutschland zu Stande zu bringen seyn wird. Bekanntlich war die bisherige Terminologie in der einen Gegend Deutschlands anders, als in der anderen, insonderheit in Norddeutschland anders, als in Süddeutschland. Diese Verschiedenheit würde auf den C. N. mit übergehen. In den Übersetzungen von *Daniels* und *Lassaulx* kommen eine Menge Ausdrücke vor, die in dem Gerichtsstyle des nördlichen Deutschlands ganz ungewöhnlich sind. Daher hat man (z. B. Hr. Müller zu Leipzig) auch Übersetzungen angekündigt mit dem Zusatz: „für das nördliche Deutschland.“ Auch Hr. Erhard machte seinen Plan dahin, die nördlichen Ausdrücke zu wählen und die südlichen in Parenthese beizufügen; auch, wo es nöthig, den Begriff mit lateinischen Terminen sicher zu stellen.

Man mag sich die Sache in ihrem Erfolge auch nur nicht zu schlimm vorstellen; man mag nicht fürchten, die deutsche Rechtsprache werde mit Ausföhrung einer solchen Mafsregel von einer Wolke wildfremder Worte erstickt werden, und in ihren bisherigen Lauten kaum noch hörbar bleiben. Denn da der C. N. selbst, so viel immer möglich, bey der lateinischen Terminologie stehen geblieben ist: so möchte die *Annahme der französischen Kunstsprache in Deutschland gröfstentheils nur darin bestehen, daß wir uns gefallen lassen, unsere eigene lateinische Terminologie*, der man erst in neuern Zeiten aus einem übel angebrachten Eifer für den Purismus den Krieg angekündigt hat, *nur nicht zu exiliren.*

Käme es übrigens noch darauf an, wegen der Art und Weise, wie die Mafsregel zur Ausföhrung zu bringen wäre, etwas Näheres festzusetzen: so würde Rec. vorschlagen: 1) die lateinischen Ausdrücke des C. N. bezubehalten; versteht sich, jedesmal in der Bedeutung, worin sie im C. N. vorkommen. Nachdem man in Frankreich sich nicht gefürchtet hat, sich an dergleichen Fremdlingen zu verunreinigen: haben wir in Deutschland noch weit weniger Ursache, eine solche Furcht Statt finden zu lassen; theils weil das lateinische Recht in Deutschland mehr und stärker gilt, als es in Frankreich gegolten, theils weil ein Ausdruck, der im C. N. steht, schon darum, weil er da steht, in dem Lande dringende Empfehlung haben mufs, wo sich die Sache selbst, worauf er geht, bis zur Nothwendigkeit des Übersetzens empfohlen hat. Daher richtig Art. 637: *continuirliche* und *discontinuirliche*, *urbane* und *rurale* Dienstbarkeiten; richtig Art. 582: *natürliche*, *industrielle*, *Civil-Früchte*; richtig: *petitorisch* und *possessorisch*. Daher Art. 637 *Servituten* besser als *Dienstbarkeiten*. Eben daher aber mag man auch eben so gut im Deutschen, als der C. N. im Französischen, *Quasicontracte* und *Quasidelicte* haben. — 2) Wo aber der Fall eintritt, daß ein lateinischer Ausdruck sowohl in der französischen als deutschen Sprache nach einer wörtlichen Übersetzung bereits allgemein gültig und technisch geworden ist, (z. B. *bona* und *mala fides* — *bonne* und *mauvaise foi* — *guter* und *böser Glaube*): da hat sich die Übersetzung eben so an den deutschen

Ausdruck zu halten, wie der C. N. in diesem Falle gewöhnlich (Art. 2262. 2265) den französischen gewählt hat. Mit einem neuen, etwa erklärenden Ausdrücke würde man hier sich nicht blofs von einem schon eingeföhrten und fest stehenden technischen Redegebrauche von neuem entfernen, sondern auch den sich darbietenden Vortheil einer Gleichförmigkeit aller drey Sprachen ohne Noth Preis geben. — 3) Reichen sich aber die beiden Sprachen, die deutsche und französische, auf einem der beiden angegebenen Wege nicht schon von selbst die Hand: so giebt es kein anderes Mittel, als: entweder die französischen Ausdrücke wohl oder übel bezubehalten, oder sie, jedoch so viel möglich buchstäblich, zu verdeutschen. Das letztere Mittel ist dann vorzuziehen, wenn man im Stande ist, das Fremde mit etwas Deutschem von äquivalenter Art völlig zu erschöpfen; ausserdem aber das erstere. Daher würde Rec. z. B. *nantissement* beybehalten; eben so auch *contre-lettre* (Art. 1321). Von dem Begriffe des letztern Worts geht bey allen bisher versuchten Verdeutschungen noch etwas verloren. *Blinder Schein* (worauf man bis jetzt noch nicht gefallen ist) möchte, jedoch auch nur in manchem Betrachte, näher kommen, als *Gegenversicherung* oder *Rückschein*, und hat die Analogie der blinden Vollmachten für sich. Der Begriff der *contre-lettre* ist für das *Emregistrement* besonders wichtig; daher sich darüber in der ganz kürzlich erschienenen *Bibliothèque particulière de législation, de jurisprudence, d'administration publique et de finances* (welche in einem deutschen Lehrbuche über den C. N. irrig als ein bibliographisch literarisches Werk angeführt wird), folgendegenauere Bestimmungen finden: „*La contre-lettre est l'acte privé par lequel on déroge à un acte public, pour en étendre, en restreindre ou en expliquer les clauses. Elle consiste à déclarer que quoique par tel acte il ait été stipulé telle chose, on a néanmoins entendu faire ou dire telle autre chose.*“ (B. I. S. 167). — 4) Es wird auch Fälle geben, wo sich die beste Auskunft in der Verbindung eines lateinisch-französischen Worts mit einem deutschen darbietet, z. B. bey „*Civilstand*“ (*état civil*). Mit „*Personenstand*“ ist Rec. nicht zufrieden. Giebt es denn auch einen Sachenstand? Fürchtet man sich vor falschen Begriffen bey den ersten beiden Sylben des „*Civilstands*“, wie sie sich auch wohl schon geäußert haben, (z. B. wenn man diesen Stand *status civitatis* nannte): so sage man doch schlechtweg *Stand*. Denn daß in einem Civilcodex kein anderer Stand gemeint seyn könne, als der privatrechtliche oder civilistische, versteht sich von selbst. Aber jene Furcht kann ohnehin nicht in Betracht kommen. Denn wo man mit dem C. N. eine neue Legislation einstudiren und darüber so manches von dem Erlernten vergessen oder bey Seite setzen mufs, da mag man auch die alte Bedeutung des *Civilen* vergessen, und sich daran gewöhnen, daß der C. N. dabey eine andere Idee, nach dem von ihm zum Grunde gelegten durchgreifenden Unterschiede zwischen dem Civilistischen und dem Politischen, vorherrschen läßt. —

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 J A N U A R, 1810.

J U R I S P R U D E N Z.

STRASSBURG, b. Levrault: Napoleons Gesetzbuch.
Einzig officiële Ausgabe für das Königreich West-
phalen u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

5. Man scheue sich dagegen auch nicht, den Fremdlingen, welche man aufnimmt, den französischen wie den lateinischen, sowohl in der Art, sie zu schreiben, als sie grammatisch zu behandeln, einen deutschen Charakter zu geben. Man schreibe sie also, wie man sie ausspricht; man schreibe sie mit deutschen Schriftzeichen, wo man sich dieser Zeichen bedient; man bringe sie auf deutsche Endung, deutsche Biegung und deutschen Accent.

Sechstens: es ist aber sorgfältig darauf zu achten, daß nicht unnöthiger Weise, bloß unter dem Vorwande der Kunstsprache, etwas Französisches in Worten und Wendungen mit herübergeschleppt, oder wohl gar die ganze Rede auf französische Weise zusammengesetzt werde. In dieser Hinsicht hat unser Übersetzer ungemein viel geleistet. Jeder Artikel liefert Belege, insonderheit wenn man andere Übersetzungen dagegen hält. Rec. ist im Stande, bey Daniels gleich Art. 1 wenigstens sechs Punkte anzugeben, die von dieser Seite einer Verbesserung bedürfen. Rec. hat auch wahrzunehmen geglaubt, daß die unnöthige und mißbräuchliche Ergebung in das Fremde, welche den ersten Übersetzern des C. N. vorzüglich zum Vorwurfe gereicht, bereits nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die deutsche Sprache gewesen ist. Seitdem Art. 3 übersetzt ward: „die Immobilien werden durch das französische Gesetz regiert“ (*les immeubles — sont régis par la loi française*), hört man im Geschäftsstyle mancher Gegenden fast mehr davon, daß die Handlungen oder Sachen durch die Gesetze regiert, als daß sie dadurch beherrscht werden.

Doch hüte man sich auch wiederum, einen Zug des französischen Stils da zu finden, wo sich bloß die Sprache der Legislation in ihren Eigenthümlichkeiten zu erkennen giebt. Zu letzteren gehört es, daß oft mehrere Sätze in Einem Artikel neben einander stehen, und doch jeder von ihnen für sich ein Ganzes bildet, so daß sie sich weniger auf einander selbst, als sämmtlich auf den Gegenstand, der ihnen allen gemein ist, beziehen. In diesem Betrachte scheint es Rec. off-bedenklich zu seyn, die in dem Originaltexte vorhandenen Absätze bey dem Übersetzen einzuziehen, und dadurch die auf solche Weise abge-

sonderten Redetheile in eine nähere Sinnverbindung zu bringen. In die Hermeneutik des C. N. gehört folgende Regel: die Gliederung der Gedanken sey im C. N. bezeichnet worden theils durch die gewöhnlichen Interpunctionszeichen, theils durch gemachte Absätze im Druck, theils durch Absonderung nach Artikeln. Diese Regel, deren exegetisches Interesse sich aus Hufeland's Dissertation *de legum in Pandectis interpretandarum subsidio ex earum nexu et consecutione petendo* (Jenae 1785) noch näher erläutern läßt, kann billig von dem Übersetzer nicht unberücksichtigt gelassen werden. Unser Übersetzer hat nicht selten dergleichen Zusammenziehungen vorgenommen, z. B. Art. 530, wo er auch in der Interpunction darin geändert hat, daß der letzte Satz des Artikels durch ein Punctum, statt eines Kolons, abge sondert worden ist. Gegen diese Behandlung des Art. 530 läßt sich zweyerley einwenden: erstlich, daß die letzten Worte desselben: „Jede entgegenstehende Disposition ist ungültig“; nun auch auf die erste Disposition eben dieses Artikels mit bezogen werden müssen (welches im französischen Texte theils durch das Kolon, theils durch Absetzen verhindert wird), dann aber in der ersten Disposition das *essentiellement* überflüssig wird; hienächst, daß die zweyte Disposition des Artikels gar nicht von der Art ist, um darauf die angegebenen Schlussworte mit erstrecken zu können.

Siebtens: auf den Fall aber, daß man glauben möchte, in milderer Maßregeln besser, als in der Strenge der Consequenz und Einheit, sein Heil zu finden, läßt sich folgender Vorschlag thun; wobey die Wünsche derer wenigstens in etwas befriediget werden, welche der deutschen Sprache so gern die Ehre zuwenden möchten, einen großen Beytrag zur neuen Terminologie zu liefern. Man löse den C. N. in die drey Hauptbestandtheile auf, woraus er den Quellen nach besteht, in den germanisch-gallischen, den römischen und den neu revolutionären, und wähle für den ersten und dritten deutsche, für den zweyten aber lateinische Ausdrücke. In Ansehung des ersten Bestandtheils existirt eine sehr große Rechtsgemeinschaft zwischen Frankreich und Deutschland, so daß der C. N. aus den vaterländischen Quellen des alten und mittleren deutschen Privatrechts erläutert werden kann. In den Fällen nun, wo diese Gemeinschaft eintritt, hat die ältere deutsche Rechtsprache bereits sehr viele treffende Kunstausdrücke, die mit den französischen correspondiren, und die nur zum Besten des C. N. von Neuem in das Andenken zu-

rückgerufen zu werden brauchen. Der *Huissier* ist z. B. der altdeutsche *Bote* (von *biten*, d. h. citiren, befehlen). Für *Prudhommes* hat die hamburger Affecuranzordnung *gute Männer, gute Mannschaft*. Nirgends scheint von der deutschen Terminologie zweckmäßiger Gebrauch gemacht werden zu können, als gerade hier.

VII. Dafs ein Werk, nach obiger Theorie scharf ausgeprägt (was jedoch das vorliegende in mancher Hinsicht nicht ist), mit ungewöhnlichen, und auf den ersten Anblick auffallenden Charakteren behaftet seyn müsse, ist wohl natürlich. Aber eben darin liegt ein Beweis, dafs es zu den jetzigen Zeiten und Umständen pafst, die auch ungewöhnlich und Manchem auffallend sind. Mögen diese Charaktere, nach dieser und jener Seite hin, in diesen und jenen Ohren, insonderheit in den Ohren der treuen Liebhaber von Altdeutschland, nicht behaglich klingen: — sie sind nichts desto weniger herzhast in das Auge zu fassen, und treu darzulegen. Sind sie doch nur Folgen und Zubehör der großen Ereignisse, unter welchen wir leben. Die Consequenzmacher können es also füglich unterlassen, mit ihrer gewöhnlichen Taktik aufzutreten und auszurufen: „wer mag, wer wird an Wahrheiten glauben, woraus folgt, dafs — dafs — dafs —; woraus also nichts folgt, was dem Gemüthe zuspricht; nichts, was zu den Hoffnungen pafst, welchen man einst in Deutschland in der Sphäre der Legislation entgegen zu gehen glaubte!“ Um diesen Leuten, welche den Augenschein aus dem Gemüthe widerlegen, zuvorzukommen, scheut Rec. sich nicht, selbst das Bild einer Übersetzung nach obiger Theorie zu entwerfen. Ohnehin wird ein solches Bild noch Licht auf manche Züge der Theorie selbst zurückwerfen. — Eine solche Übersetzung ist

A. durchaus nicht dazu geeignet, blofs und allein von Deutschland her verstanden zu werden; sondern das Studium derselben mufs in Frankreich seinen Anfang nehmen. Sie kann nur dadurch erst vollkommen verständlich werden, dafs man das Rechtssystem des C. N. aus diesem selbst vollständig aufgefaßt hat. Sie führt weniger zum C. N., als vielmehr umgekehrt dieser zu ihr. Auch wird sie

B. nicht gerade für die jetzige Generation gemacht, sondern für den, an keine Generation gebundenen Zweck, dafs der C. N. das herrschende System des Civilrechts im Lande werden soll. Nicht auf die lebenden Juristen wird gesehen, sondern darauf, dafs den Verhältnissen des C. N. und der Stelle, die er einzunehmen bestimmt ist, ein Genüge geschehe.

C. Sie hängt mit dem französischen Texte rückwärts unzertrennlich zusammen, wie der Staat selbst, wo sie gilt, mit dem französischen Rechte. Der französische Text des C. N. kann bey der Reception des C. N. nicht ausgeschlossen seyn, sondern es gilt bey einer Discrepanz zwischen dem deutschen und französischen Texte der letztere, es wäre denn, dafs die Abweichung in der Absicht, zu ändern, ihren Grund hätte. Man hat ja *den Sinn* des C. N. recipirt, die Übersetzung also nur in so fern, als jener nicht verfehlt ist. Der deutsche Text gilt daher nicht un-

bedingt und nicht ausschliesslich. Damit stimmt auch das kaiserlich französische Decret vom 19 Dec. 1809, wegen Einführung des C. N. im Großherzogthum Berg überein, wo es Art. 2 heifst: „*Le texte de la traduction Allemande approuvé pour le royaume de Westphalie, pourra être seul cité dans les tribunaux du grand-duché avec le texte français et y avoir force de loi.*“

D. Sie ist von der Art, dafs sie dem Vorwurf nicht entgehen kann, durch sie werde das französische Recht in Deutschland nicht vollständig nationalisirt werden. Diese Folge ist aber nicht abzuwenden. Das französische Recht kann für die deutsche Nation nicht naturalisirt werden da, wo vielmehr umgekehrt die Nation für das fremde Recht denationalisirt worden. Wo ein deutscher Rechtszustand durch einen fremden getilgt, abforbirt werden soll, da kann jener nicht diesen, auch kann nicht einer den andern verschlingen. Daraus folgt freylich eine grofse und lästige Rechtsabhängigkeit: daraus folgt z. B., dafs das Rechtsstudium über Frankreich gehen mufs, ohne dafs es aufhören kann, auch ferner noch mit über Rom zu gehen; dafs neue Bibliotheken in Deutschland angeschafft und Frankreichs Bücher zum Theil da hingestellt werden müssen, wo bisher die Werke der Deutschen standen; dafs die deutschen Juristen französisch-deutsch werden müssen, fast in eben der Art, möchte man sagen, wie sie bisher römisch-kanonisch waren. Das bringt aber die Lage der Dinge so mit sich, welche durch die Ereignisse der Zeit herbeygeführt worden ist, und welche man durchaus nicht verhehlen darf. Das Unbequeme jener Dependenz ist lange so schlimm nicht, als es die Ungereintheiten sind, die nothwendig daraus entstehen müssen, dafs man die wahre Lage der Sache weder überhaupt, noch insonderheit in ihren Folgen, anerkennen will. Was ein Staat in der Welt gilt, das mag man ihn auch in *den* Wissenschaften gelten lassen, die es mit dem Staate zu thun haben. Nicht lediglich aus uns selbst heraus sind wir das geworden, was wir jetzt sind, sondern mit durch Frankreich; so mögen wir denn auch die Eitelkeit fahren lassen, blofs bey uns selbst stehen bleiben, und in der Wissenschaft unserer politisch-rechtlichen Einrichtungen nicht aus uns selbst herausgehen zu wollen.

So mögen denn die Deutschen nicht leugnen, dafs sie auch in ihrem Civilrechte von der französischen Sprache abhängig sind, wie sie es ja auch in ihrem öffentlichen Rechte, durch die Wahl eben dieser Sprache bey der rheinischen Bundesacte, geworden. Wer diese Dependenz nicht will, der recipire den C. N. wenigstens nicht als allein herrschendes Civilgesetz, der recipire ihn nicht in seinem geschichtlichen Geiste; spreche dann aber freylich auch nicht von einer wirklichen *Reception* desselben. Nur von einer freyen Benutzung des C. N. kann dann die Rede seyn. Wo der C. N. nicht als allein herrschendes Civilgesetz gilt, da erscheint er nur in einer Truggestalt, da weht sein wahrer Geist nicht, der vor allen Dingen sich darin äufsert, dafs er, der C. N., als Gesetz allein stehen will, und in so fern in höchsten Grade unduldsam und unverträglich ist, folglich kein an-

deres Gesetz neben sich, noch weniger aber vor sich leiden, daher auch durchaus nicht subsidiarisch werden kann. — Eben so wenig ist aber auch sein wahrer Geist da, wo er sich ohne seine geschichtliche Basis zeigt, wo man nicht erwägt, dafs er ein Resultat ist, woran die Geschichte auch ihren Antheil hat, wo man in seinen Artikeln etwas Anderes zu erblicken glaubt, als die blossen Spitzen von Fäden, die sich mehr oder weniger, länger oder kürzer, in die französische Rechtsgeschichte zurück erstrecken. Was der C. N. in der Tiefe misst, und was er in seinem Verhältnisse zu dem vorigen Rechtszustande ist, das gehört mit zu ihm, und das mufs mit in die Receptionsmafsregel fallen, wenn man ihn nicht mehr zum Schein, als in der That und Wahrheit, aufnehmen will.

E. Ferner paßt eine solche Übersetzung nicht alenthalben in Deutschland hin, sondern nur dahin, wo der C. N. einen Platz, wie im Königreiche Westphalen, einnehmen soll. Sie paßt also namentlich nicht für solche Länder, wo es blofs darauf ankömmt, dafs der C. N. zu wissenschaftlichen und literarischen Zwecken, oder als ein Hülsbuch bey Auslegung und Anwendung der eigenen vaterländischen Rechte, aus dem Standpuncte des deutschen Rechtssystems studirt, und nur von der jetztlebenden Generation der Juristen benutzt werde. — Wo sie aber hinfällt, da paßt wiederum keine andere hin. Würde z. B. bey der westphälischen Receptionsart eine aus dem Standpuncte der deutschen Rechte verfertigte Version angenommen: so bliebe die Sprache gegen die Sache zurück; so müßte der C. N. aus den vorigen deutschen Rechten, ob sie gleich durch jenen antiquirt worden sind, dennoch verstanden und erläutert werden: eine Mafsregel, die sich in sich selbst aufhebt. Es ist also nur dahin zu trachten, theils dafs die Art der Reception und der Übersetzung des C. N. einander entsprechen, theils dafs die Zahl der Versionen bey gleichartiger Reception des C. N. in verschiedenen Ländern nicht unnöthiger Weise vervielfältiget werde. In der ersten Hinsicht möchte es in der Regel nicht rathsam seyn, eine literarisch veranstaltete Übersetzung für officiell zu erklären. In der anderen hingegen ist das kaiserlich französische Decret vom 12 Nov. 1809 durchaus zweckmäfsig, wodurch das Großherzogthum Berg mit der westphälischen Übersetzung bewittthumt wird.

Freylich werden wir auf diese Weise, selbst durch die Übersetzung, von unserm bisherigen Rechtszustande abgeschnitten. Das ist aber nicht die Schuld der Übersetzung, sondern es ist Wirkung des neuen Rechtszustandes selbst, dem jene sich anzuschmiegen hat, um eben das zu seyn, was sie seyn soll. Die Frage aber, welchen Werth der neue civilistische Rechtszustand selbst, insonderheit im Verhältnisse zu dem bisherigen, habe, gehört gar nicht hierher; hat auch bisher als von dem Plane der Recension völlig ausgeschlossen betrachtet werden müssen.

Freylich mufs, unter solchen Umständen, der oben geäußerte Wunsch einer Gleichförmigkeit der juristischen Kunstsprache in Deutschland nothwendig auf die Länder einer gleichen Receptionsart beschränkt

werden. Allein nach der Lage der Dinge ist es einmal nicht anders möglich, als dafs die Deutschen nun auch noch in Ansehung ihrer Sprache, namentlich ihrer juristischen Kunstsprache, mehr zerrissen werden; so dafs es, selbst in dieser Hinsicht, immer schwerer werden wird, eine gemeine deutsche Rechtswissenschaft, die etwas mehr ist, als bloße Einleitung in die Legislation und Rechte der einzelnen deutschen Länder, auf Universitäten zu lehren oder in Schriften zu bearbeiten. Denn vergeblich ist — wenigstens in Ansehung der Jurisprudenz — der Trost, dafs das, was auf eine solche Weise, wie bisher in Deutschland, politisch geschieden wird, gleichwohl linguistisch und wissenschaftlich verbunden bleiben werde.

Es ist nicht anders möglich, als dafs der Mangel an Einheit in Deutschland sich selbst bis zu den Verdeutschungen des C. N. in seinen Folgen erstrecke. Die Risse gehen durch Deutschland kreuz und quer; wenn aber ein Gefäß, von Glas oder Thon, einmal einen Rifs hat: so klappert das ganze Gefäß. Wie kann, selbst innerhalb des Rheinbundes, so lange es bey der jetzigen Lage desselben bleibt, so lange insonderheit der Bund in sich selbst noch ungebunden ist, es auch nicht anzufangen weifs, sich selbst zu binden, bey Feststellung eines neuen Rechtszustandes, und bey allem, was davon abhängt und damit zusammenhängt, von der Constitution an bis zur Verdeutschung des ersten besten Artikels des C. N., von gleichförmigen Mafsregeln ausgegangen werden? Wie insonderheit bey dem so tief eingreifenden, und von den neuen deutschen Bundespublicisten lange nicht genug berücksichtigten Unterschiede der Bundesstaaten in zwey Classen, von welchen die eine vorzüglich nur durch die Bundesacte und das Protectorat an Frankreich geknüpft ist, die andere aber ausserdem auch noch durch das Recht der Eroberung, durch das Recht der Constitutionsverleihung, durch das Familienstatut, durch Dignitäten, durch Zugehörigkeit zu dem französischen Reiche, in der Eigenschaft von mittelbaren Staaten desselben? Durch diesen Unterschied entstehen Risse, die selbst noch durch den rheinischen Bund fahren; mit denen es zwar auf der einen Seite in so fern weniger zu sagen hat, weil nichts eben stark zerrissen werden kann, was in sich selbst noch nicht sehr verbunden war, die jedoch auf der andern Seite von der Art sind, dafs eben durch sie eine innere engere Verbindung der Bundesstaaten erschwert werden möchte. Aus diesem Unterschiede mufs unvermeidlich eine grofse Ungleichartigkeit in dem Rechtszustande Deutschlands hervorgehen: die eine Hälfte Deutschlands wird deutsch-französisch, die andere französisch-deutsch werden. Deutschland wird also zerfallen, wie ein Lexikon, in einen deutsch-französischen und in einen französisch-deutschen Theil.

Dieser Mangel an Einheit aber ist für Deutschland so entscheidend, dafs man versucht werden kann, zu behaupten, es werde der Einfluß, den der C. N. auf den Rechtszustand Deutschlands haben wird, im Ganzen fast weniger in der Reception des C. N. selbst, als vielmehr in der bunten Verschiedenartigkeit dieser Reception bestehen.

Wie tröstlich oder beunruhigend diese Ansicht der

Gegenwart und diese Aussicht in die Zukunft für diejenigen seyn mag, welche von der Idee nicht lassen wollen, daß Deutschland ein wahrhaft Ganzes bleiben müsse, darauf kommt hier nichts an. Es soll hier nicht getrübet oder beruhigt werden; es ist auch ein verderblicher Trost, der durch Verkleidung der Wahrheit gegeben wird. Sich in die Lage *verständlich* zu schicken, ist besser, als *gemüthlich* zuschwärmen. Das deutsche Gemüth mag, damit keine Nationalhypochondrie in Deutschland einreise, sich einstweilen auf andere Gegenstände werfen, als auf allgemeine deutsche Nationalität. Denn alles, nur keine Nationalhypochondrie! Man wird denken, mit der letzteren habe es keine Noth; das Volk sey nicht von der Art, daß es das Öffentliche sich sehr zu Herzen nehme. Allein auf den lustigen Haufen im Volke, dem das Gemüth für das Öffentliche fehlt, kommt es nicht an. Einen Gemüthsbankerot macht eine Nation in einer nicht gar zu großen Anzahl von Männern. Eben so macht eine Nation einen Geldbankerot nicht dadurch, daß die Tagelöhner nicht mehr zahlen, sondern dadurch, daß die Handels- und Wechsel-Händler falliren.

F. Eine solche Übersetzung ist ferner von der Art, daß sie dem Vorwurfe nicht ausweichen kann, es werde damit auf dem Wege gewandelt, auf dem die deutsche Nation in Gefahr sey, selbst ihre Sprache und Literatur gänzlich an Frankreich zu verlieren. Wenn das wäre: so wäre das abermals nur nothwendige Folge der Receptionsart. Daß die französische Sprache in dem französisch-deutschen Theile von Deutschland die Oberhand über die deutsche zu gewinnen suchen, und daß selbst der Kampf zwischen beiden Sprachen der vaterländischen Literatur nichts weniger, als vortheilhaft seyn werde, springt von selbst in die Augen; muß aber insonderheit darum noch mehr einleuchten, weil die französische Regierung bereits in der Erfahrung hinlängliche Belege gegeben hat, wie sie es auf das Beste wisse, in welchem Verhältnisse sie zu den Sprachen, und dadurch auch zu Geist, Herz und Gemüth der Völker stehe; wie die Sprache der Nation zu den wichtigsten Werkzeugen, deren sich eine Regierung bedienen kann, gehöre, und wie so mancher Herrscherplan nur dann sicher und vollständig gelingen könne, wenn jenes Verhältniß mit Weisheit und Klugheit berücksichtigt wird.

G. Auch muß eine solche Übersetzung den Puristen nothwendig zum höchsten Ärgerniß gereichen: Was aber den jetzigen Ohren noch unrein klingt, wird den Ohren künftiger Geschlechter schon reiner klingen; oder es müßte uns auch jetzt kaum eine von allen Sprachen rein klingen; denn alle haben sich seit dem Sündenfalle gar arg verunreiniget.

H. Endlich ist es unmöglich, daß eine solche Übersetzung allen Unterthanen ohne Unterschied gleich verständlich seyn, oder daß sie gar sich wie ein Volksbuch lesen lasse. Allein Gleichheit in Verständlichkeit der Rechtssprache ist, wie Gleichheit des Vermögens, der Wissenschaft, und alle andere *factische* Gleichheit, unausführbar. Das Volk hat nur zwey Ansprüche: *erstlich*, daß es in Beziehung auf die

Sprache der Gesetze *rechtlich* gleich sey; und das ist immer der Fall; denn Einer ist, wie der Andere, nicht bloß berechtigt, sondern sogar auch verpflichtet, sich mit der Sprache der Gesetze bekannt zu machen. Dafs aber, zur Erlangung einer solchen Bekannthschaft, bey Gründung einer neuen Legislation mehr gehört, als in gewöhnlichen Zeiten, das ist nicht die Schuld der Legislation, sondern der außerordentlichen Mafsregel, ist ein Zufall, den alle gleich zu tragen haben. Der zweyte Anspruch des Volkes ist, daß die Legislation ihnen das Bekanntwerden mit der Sprache der Gesetze nicht unnöthig erschwere; namentlich also: daß sie ein fremdes Gesetz, welches sie recipirt, nicht unübersetzt lasse; daß sie nicht unnöthiger Weise die technischen Worte häufe; daß sie kein Schwanken in der technischen Sprache beobachte; daß sie nichts versäume, um dem Volke das Erlernen der Kunstsprache, z. B. durch das oben erwähnte Hülfsmittel eines *Clavis*, möglichst zu erleichtern; daß sie nicht auch in Policeygesetzen technisch rede, (indem es hier nicht nöthig ist) u. s. w. Nur auf diese Weise setzen sich die Rechte des Volks mit der Natur der Sache, die auch ihre ewigen Rechte hat, in das gehörige Gleichgewicht. Die Wissenschaft des Civilrechts aber ist der Natur, daß sie ohne eine feste Kunstsprache nicht bestehen kann. Auch ist diese Wissenschaft, wie die Erfahrung lehrt, von jeher technisch und formularisch gewesen, und hat ihre Natur durch alle, wenn gleich noch so gut gemeinten Versuche, sie zur Sache des Volks zu machen, nicht beugen lassen. Es kommt hinzu, daß diese Natur keineswegs so böse ist, als es auf den ersten Anblick scheint. Das Civilrecht ist die Wissenschaft des Eigenthums. In dem Grade, worin Jemand im Volke Eigenthum hat, etwa in eben dem Grade möchte es ihm leicht seyn, sich mit der Sprache, worin das Civilrecht über das Eigenthum redet, bekannt zu machen. Nur muß der Eigenthümer nicht vergessen, daß das Eigenthum eine Anstalt des Staats ist, daß also auch der Staat über diese Anstalt zu walten hat, welches er durch die Juristen thut, und daß er, der Eigenthümer, sich daher nicht zu beschweren hat, wenn er in den meisten Fällen doch nicht im Stande ist, ohne Rath, ohne Hülfe eines Mannes vom Fache fortzukommen.

Was auch immer die vom Rec. aufgestellte Theorie gegen sich haben mag: so ist sie wenigstens das Resultat einer unbefangenen Forschung, in welche Rec. gleich mit dem Vorfatze eingegangen ist, rückwärts auszusprechen, was ihm als wahr erscheinen werde. Rec. hat seinen Hauptzweck erreicht, wenn es ihm gelungen ist, den Gegenstand schwieriger zu machen, als er, zu seinem eigenen Schaden, mit Unrecht den Meisten bisher vorgekommen zu seyn scheint. Mögen Andere zweckmäßiger Vorschläge thun! Dafs sich leicht Vorschläge thun lassen, welche dem Publicum angenehmer ins Ohr fallen, will Rec. im Voraus geru zugeben. Die Wichtigkeit des Gegenstandes muß zu weiterem Nachdenken auffordern. Wichtig ist der Gegenstand nicht bloß in Hinsicht der Sache, sondern auch der Sprache; wichtig ist er nicht bloß an sich selbst, sondern insonderheit auch durch den nicht wiederkehrenden Zeitpunkt, wo etwas auf Jahrhunderte hinaus in der Grundlage gebildet werden soll, wo also auch etwas auf Jahrhunderte hinaus verschoben werden kann. Wie vieles Ungemach wäre den Deutschen zu ersparen gewesen, wenn man bey der Reception des römischen Rechts gleich vom Anfang an nach einem reichlich überdachten Plane zu Werke gegangen wäre.

(Die Fortsetzung dieser Recension wird nächstens folgen.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 J A N U A R 1 8 1 0 .

M E D I C I N .

AMSTERDAM, im Kunst - und Industrie - Comptoir:
Curtii Sprengel institutiones medicae. Tom. I. Doctrinae de natura humana Pars prior. (Auch unter dem Titel: *C. Sprengel institutiones physiologicae*. Pars I.) 1809, XX u. 528 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Zwey verschiedene Gesichtspuncte sind es, aus welchen das Publicum, dem Zwecke des Vfs. gemäß, dieses Werk zu beurtheilen hat: einmal, inwiefern es eine dem gegenwärtigen Standpuncte der Wissenschaft angemessene Darstellung des Organismus der Medicin liefert; zweytens, inwiefern es die Ausländer mit der Bearbeitung der Medicin durch die Deutschen in den letzten Jahrzehnten bekannt macht. In beiden Beziehungen muß es seinen Charakter in jedem seiner Theile aussprechen, und der erste Band setzt uns daher schon in den Stand, ein Urtheil darüber zu fällen, da die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit dieses Werkes nicht in der Bearbeitung einzelner Theile besteht, sondern in dem Geiste des Ganzen, welcher alle Theile befeelen muß, und daher auch aus jedem Theile sich erkennen läßt.

Betrachten wir es aber genauer: so vereinigen sich jene beiden Gesichtspuncte in einen einzigen. Der Werth medicinischer Institutionen kann nicht darauf beruhen, daß die einzelnen Disciplinen auf eine lehrreiche Weise nach einander vorgetragen werden, sondern vielmehr darauf, daß sie zu einem Ganzen vereinigt sind, daß ein bestimmtes Princip mit Consequenz in ihrem Vortrage durchgeführt ist, und daß wir bey jedem einzelnen Puncte immer auf die Idee des Ganzen hingeführt werden. Scharfe Bestimmung der Begriffe, genügende Analyse der Grundsätze, strenge Consequenz in ihrer Befolgung, und lichtvolle systematische Anordnung, sind die ersten Erfordernisse zu einem solchen Unternehmen. — Und offenbart sich der deutsche Genius in der Bearbeitung der Medicin durch etwas anderes, als gerade durch dieselben Charaktere? Besteht nicht das Eigenthümliche deutscher Wissenschaft in unserem Zeitalter gerade in dem Streben nach letzter Begründung unseres Wissens und nach Universalität? Wer also den Ausländern einen richtigen Begriff von deutscher Medicin verschaffen will, muß die Herrschaft der Idee über die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen in aller ihrer Klarheit darstellen, er muß den inneren Zusammenhang unserer Kenntnisse nachweisen, und mit philosophischem Geiste ein lebendiges Ganzes produciren.

J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

Hr. Sprengel theilt in diesem ersten Bande, vermöge seiner Erudition, den Anfang eines brauchbaren Handbuchs der Physiologie mit, aus dem man das Summarische der bisherigen Verhandlungen über die einzelnen Gegenstände der Disciplin erkennen kann. Aber vermöge des Übergewichtes seiner Erudition gelingt es ihm durchaus nicht, Institutionen, wie sie die Wissenschaft verlangt, zu liefern, noch den Genius der deutschen Literatur aufzufassen und darzustellen. Es sind weder gehörig begründete Principien mit Consequenz durchgeführt, noch auch die Gegenstände in einer wahrhaft systematischen Ordnung vorgetragen. Die wissenschaftliche Seite des Werkes besteht vornehmlich in der Erwähnung einzelner Theorien, welche von deutschen Ärzten aufgestellt worden sind; und die ganze Bearbeitung verhält sich zu wahrhaften Institutionen der Medicin wie eine Theorie zur Wissenschaft. Der Vf. hat nur Sinn für isolirte witzige Erklärungen einzelner Reihen von Naturerscheinungen; aber umfassende Ansichten, welche als Product des Scharffinnes die Totalität ergreifen, ziehen ihn nicht an. Wenn er daher die Theorien des Hungers von *Roose*, der Muskelbewegung von *Niemeyer*, der Weiblichkeit im Organismus von *Autenrieth* u. s. w., mit Wohlgefallen aus einander setzt: so steht er in dem Wahne, als ob er dadurch die Ausländer mit dem Geiste der deutschen Naturforschung bekannt mache. Damit steht der Widerspruch im Einklange, welchen er sich zu Schulden kommen läßt, indem er, der dem Ruhme der deutschen Literatur aufhelfen will, folgendes Urtheil äussert, welches, dem Himmel sey Dank! weder in dieser wissenschaftlichen Beziehung, noch auch überhaupt genommen, in diesem Umfange richtig ist: „*Servili Germanorum indole fit, ut cujusvis scholae, dominium sibi adrogantis, jugum patienter tolerant, imo etiam servitio laetentur, utut inglorio et turpi.*“

Der erste Theil der Einleitung ist: „*Medicinae notitia et (?) ambitus*“ überschrieben. Die Medicin begreift Erkenntnisse und Künste, welche zur Heilung der Krankheiten nothwendig sind. (Diese Definition der Medicin kann für eine medicinische Realschule wohl angemessen seyn, aber der wissenschaftliche Charakter derselben wird dadurch nicht begründet. Der Vf. widerspricht sich auch selbst. Denn wenn dieser enge Maßstab gelten sollte, wie viel hätte er dann nicht aus der Physiologie weglassen müssen, was jetzt eine Stelle darin findet! Oder trägt etwa, was S. 511 ff. über den Ursprung der Sprache, über die Sprachen und ihre Merkmale gesagt wird, etwas zur Heilung der

Krankheiten bey?) Die Medicin gehört sowohl zu den Künsten, als zu den Disciplinen: Künste sind die medicinische Praxis, die Chirurgie und Entbindungskunst. (Wie unzweckmäßig ist hier die Nomenclatur, da Chirurgie und medicinische Praxis als Zweige der Medicin aufgeführt werden! und wie dunkel sind noch die Begriffe, wenn man die Entbindungskunst neben medicinischer Praxis und Chirurgie als selbstständig aufstellt! Mit gleichem Rechte hätten Oculistik, Zahnarzneykunst u. s. w. erwähnt werden müssen.) Die Disciplinen, welche die Heilwissenschaft ausmachen, sind Physiologie, Pathologie, Therapie und Heilmittellehre. Da die Lehre von der Gesundheit des menschlichen Körpers durch die Lehre von der Bildung und dem Baue desselben begründet ist: so muß diese bey dem Unterrichte in der Medicin vorangeschickt werden. (Was dispensirt gleichwohl den Vf. von der Pflicht, die Anatomie in den Institutionen der Medicin vorzutragen?) Die Physiologie ist die Lehre von der Gesundheit des m. K. (In unseren Tagen noch eine solche Definition! Und das von einem Manne, welcher sich für berufen hält, die Ausländer mit dem Geiste deutscher Naturforschung bekannt zu machen! Hr. Sprengel hat durchaus nur die äußere Seite der Fortschritte der Naturwissenschaft in den letzten Jahren aufgefaßt, und ihr eigentlicher Sinn ist ihm fremd. So mag es ihm denn freylich ein Paradoxon seyn, wenn wir seiner Definition entgegensetzen, daß es eine vollendete Bearbeitung der Physiologie geben kann, worin dessenungeachtet kein Wort von der Gesundheit erwähnt wird.) Die Pathologie oder die Wissenschaft von der Erkenntniß der Krankheiten, begreift die Kenntnisse in sich, welche das Uebel seyn erklären. (Also die Lehre von den Krankheiten erklärt die Krankheiten. Was gewinnt man durch diese Definition für einen Begriff?) Die Lehre von den Heilmitteln zerfällt in Akologie und Pharmakologie. Die Kenntniß und (?) Anwendung der mechanisch einwirkenden äußeren Körper ist, so wie die Pharmacie und Receptirkunst, bloß Kunst und von allem Wissenschaftlichen leer. Aber die Pharmakologie ist die Wissenschaft von den Kräften der Medicamente, welche auf die mechanisch-chemischen Gesetze des m. K. sich stützt. (Aber stützt sich denn die Akologie nicht auch auf wissenschaftliche Kenntniß der äußeren Mechanik, z. B. des Hebels, und der mechanischen Natur des Menschen? Muß sie also nicht auch eine wissenschaftliche Sphäre haben? Und wie kommt denn die Pharmacie unter die medicinischen Disciplinen? Mit nicht viel mehr Rechte, als mit welchem *l'art du coutelier* einen Theil der Heilmittellehre ausmacht.) Die Therapie ist die Lehre von den Regeln zur Heilung der Krankheiten. Die Anwendung derselben auf einzelne Individuen ist die Klinik, oder die medicinische Praxis. Zu den Theilen derselben gehört die Entbindungskunst, welche die Geburt erleichtert und ihre Hindernisse beseitigt. (Diese Kunst heilt also keine Krankheiten, kann also auch nach dem aufgestellten Begriffe nicht einen Zweig der Medicin ausmachen.)

Der zweyte Theil der Einleitung ist überschrieben: *Medicinae inventio*. Gegen die Erkenntniß der Natur aus innerer Anschauung, und gegen die Ableitung derselben aus der ersten, wahren und ewigen Substanz läßt sich einwenden (S. 8—10): 1) daß die Untersuchung der Grundursachen und der innersten Natur der Dinge überflüssig ist, weil (?) sie nicht begreiflich ist; 2) daß das Absolute für uns nicht erkennbar ist, weil das Endliche das Unendliche nicht fassen kann; 3) daß nicht das innere Wesen der Dinge uns interessirt, sondern nur die Art, wie sie auf unser Erkenntnißvermögen einwirken; 4) daß die Naturphilosophie der Empirie nicht entbehren kann. — Man muß vielmehr an Empirie und Reflexion sich halten: von der Erkenntniß der Sinne ausgehen, denn die Medicin hat es mit sinnlichen Gegenständen zu thun, — und durch Induction die Wirkungsgesetze aufsuchen (S. 11—13). Das erste ist also Wahrnehmung und Beobachtung (S. 14, 15); dann folgt die Erklärung der Natur durch Analogie, und die Hypothese (S. 16 ff.), d. i. ein Urtheil über verborgene Dinge oder über den Grund der Dinge, welches sich auf Analogie, oder auf wenige und unzweckmäßig angestellte Beobachtungen stützt. (Nicht jeder Schluss, der sich auf Analogie stützt, ist eine Hypothese; es giebt auch auf inductive Schlussart gegründete Hypothesen, und ein Schluss, welcher aus unrichtigen Beobachtungen hervorgeht, ist ein Irrthum, aber keine Hypothese.) Durch Induction gelangen wir zu Erfahrung. Die Erudition muß uns unterstützen, und um bey Erklärung der Natur Irrthümer zu vermeiden, müssen wir uns besonders hüten vor der willkürlichen Vergleichung einer gewissen Erscheinung mit fremdartigen Dingen, vor dem Spiele mit neuen Namen, vor der Annahme unbekannter Kräfte, vor der Ableitung zu vieler Erscheinungen von einer Ursache, vor willkürlichen Fictionen, und vor Erklärung der einen Erscheinung aus einer anderen (S. 18—20). Es werden hierauf Regeln für die Erklärung der Natur aufgestellt (S. 29—35), die Gewissheit der Medicin wird untersucht (S. 40 ff.), und ein Abriss ihrer Geschichte geliefert (S. 48—66).

Das erste Capitel der *allgemeinen Physiologie* betrifft den Begriff dieser Disciplin. Die Physiologie ist also die Lehre von der Natur des gesunden Körpers. Gesund aber ist, was seinem Zwecke entspricht. (So ist also Gesundheit nicht dem Organismus eigenthümlich; auch kann man nach dieser Definition nicht über die Gesundheit eines Organs entscheiden, so lange der Zweck desselben unbekannt ist: so wird man z. B. noch nicht angeben können, ob bey dem Kropfe die Schilddrüse gesund oder krank ist, so lange man ihre Functionen nicht kennt.) Die Verbindung der natürlichen Dinge, welche zu Erhaltung der Welt übereinstimmt, stellt den Organismus der Natur dar. Alle Dinge sind mehr oder weniger individuelle Theile dieses Organismus. Der menschliche Körper (nicht der Mensch?) ist ein individueller Organismus, dessen Theile innig zusammenhängen, den Grund von einander enthalten, und sich nicht von einander trennen

lassen. (Es liegt ganz in dem Charakter von Hn. Sprengels Ansichten, daß er auch im Organismus überall nur Theile erblickt, und daß ihm die Totalität, als das Wesentliche und Primitiv des Organismus, überall nur als das Product der einzelnen Theile erscheint.) Es giebt keine festen Grenzen zwischen dem Organischen und Unorganischen, sondern es findet ein allmählicher Übergang Statt von den Thieren zu den Pflanzen, von ihnen zu den krystallisirten Metallen, und endlich den ungeformten Stoffen. (Also müssen wir denn auch auf einen festen, bestimmten Begriff eines Organismus Verzicht leisten!) Je individueller ein Organismus ausgebildet ist, um so deutlicher offenbaren sich Zwecke in ihm; daher kommt die Gesundheit nur Thieren und Pflanzen zu. (Aber aus diesem Grunde auch zweckmäßig construirten Maschinen.)

2. Cap. Über das Leben überhaupt. Die Materie erfüllt den Raum, ist demnach thätig, hat also Leben. Es giebt aber verschiedene Formen des Lebens. Die Attractivkraft äußert sich als Schwere; daraus geht hervor der Magnetismus, und hieraus Bildung und Reproduction. Die Repulsivkraft stellt sich als Wärme und Licht dar, und erzeugt Electricität, und daraus Irritabilität. Bey vollkommneren Thieren kommt Sensibilität hinzu, welche die Reproduction und Irritabilität mit sich führt und beherrscht. (Wie schnell vergiftet unser Verf. die von ihm aufgestellten Lehren von der Nüchternheit und Bedächtigkeit der Naturforschung! Einige Fragmente der Naturphilosophie, die ihm zu Ohren, aber nicht zur inneren Anschauung gekommen sind, hängen hier zwischen Erde und Himmel, das man nicht weiß, was sie hier sollen, noch wo sie hergekommen sind.) Das Leben κατ' ἐξοχην ist eine innere, durch sich bestehende Wirksamkeit; Bewegung von äußerem mechanischem Impulse ist die Wirkung einer künstlichen Maschine ohne Leben. (Die Gährung ist nach diesem Begriffe Leben; aber die Bewegung des Gehirns durch den Impuls der Arterien ist ein künstlicher Mechanismus ohne Leben.) Die Lebenskraft wird aber, da sie mit den Organen innig zusammenhängt, durch den organischen Bau bestimmt, und daher hat jedes Organ sein eigenthümliches Leben. (Es ist ganz consequent, wenn unser empirischer Naturphilosoph den Organismus überall für eine Suppe ansieht, wo auf die Brocken der Materie die Brühe der Kräfte gegossen ist.) Bey dem Menschen tritt noch ein geistiges Leben hinzu. Da es nun so viele Arten des Lebens giebt: so muß es auch mehr als ein Lebensprincip geben. (Und, fügen wir hinzu, da es so viele Arten des Denkens und überhaupt der Seelenthätigkeit giebt: so muß auch der Mensch mehrere Seelen haben.)

3. Cap. Über den allgemeinen Unterschied der Bildungen. Flüssigkeiten sind gestaltlos und indifferent. So wie das Gleichgewicht von Attractivkraft und Repulsivkraft in ihnen aufgehoben wird: so entsteht in ihnen Polarität, und dadurch feste Gestaltung. (Also eine alkalische Lauge und Vitriolöl sind indiffe-

rent, denn sie sind flüchtig. Wenn sie aber mit einander vereinigt werden und so ein Neutralsalz geben: so hören sie auf, indifferent zu seyn, denn sie bekommen eine feste Gestaltung). Die erste Bildung ist die der Fasern, Kugeln und Bläschen. In dem Menschen bilden sich Zellgewebe, Membranen und Drüsen. Aus dem Zellgewebe bilden sich vier vollkommnere Formen: Gefäße, Muskeln, Nerven und Knochen. (Man muß sich wundern, hier, wo man den Vf. noch mit den allgemeinsten Untersuchungen über die Bildung beschäftigt glaubt, schon die umständliche Beschreibung von der Structur der Nerven, Ganglien u. s. w. zu finden. Aber auch hier bemerkt man nirgends eine allgemeine, umfassende Ansicht des Gegenstandes, sondern bloß einzelne Analogieen von vegetabilischer und animalischer Bildung.)

4. Cap. Über die Wirkung der Imponderabilien, oder der unwägbaren Elemente der Dinge. (Nachdem bereits von serösen und fibrösen Membranen, von Ganglien und Muskeln u. s. w. die Rede gewesen ist, überrascht uns dieses Capitel. Der Vf. beschränkt sich aber nicht etwa darauf, die Wirkungsart der sogenannten Imponderabilien auf den menschlichen Organismus aus einander zu setzen; noch weniger ist es sein Zweck, das Charakteristische und Wesentliche eines jeden Imponderabile zu entdecken, um daraus für die Physiologie Folgerungen zu ziehen: sondern er stellt rhapsodische Bemerkungen, einzelne Thatfachen und Analogieen zusammen, so, daß man gar nicht einsehen, was dieses Capitel, an dieser Stelle und auf diese Weise behandelt, in der Physiologie für einen Zweck hat.) Die Imponderabilien haben das Eigenthümliche, daß man ihre Wirkung ins Unendliche vermehren kann; daß sie auch *per distans* wirken; meist eine polarische Richtung haben; in verschiedenen Richtungen sich verbreiten, ohne sich zu verwirren; und außer einer hohen Veränderlichkeit auch eine große Schnelligkeit zeigen. Es gehört hieher der Magnetismus, das Licht, die Wärme, der Schall (?), die Electricität und (?) der Galvanismus.

5. Cap. Chemische Elemente des m. K. (Wir finden hier rhapsodische Bemerkungen über die Natur und das Wesen der Stoffe, über ihr Vorkommen in der äußeren Natur und im m. K., und über ihre Einwirkung auf denselben.) Wasserstoff kommt besonders vor im Serum und Eyweißstoffe, denn jenes macht bey dem Kochen das Silber schwarz. (Hat aber nicht das Serum diese Eigenschaft bloß vermöge seines Gehaltes an Eyweißstoff?) Er bildet die Kugelform und Wellenlinien: also (?) ist er nicht etwa das Product überwiegender Expansivkraft. Der Kohlenstoff ist der schwerste, contrahirteste Stoff, welcher nach Verflüchtigung der übrigen Stoffe zurückbleibt. (Ist denn die Kohle für sich der schwerste Theil? Geht nicht der Kohlenstoff bey Destillation vorzüglich über; und zwar schnell? Entweicht er nicht in Dunstgestalt während des Lebens? Ist nicht das thierische kohlenstoffige Öl sehr leicht? Bleibt nicht bey der Destillation neben der Kohle auch Stickstoff und Sauerstoff

zurück?) Den Grundstoffen entsprechen die gemeinschaftlichen Theile des Körpers: Gallerte dem Stickstoffe, Fett dem Wasserstoffe, Faserstoff dem Sauerstoffe, Knochensubstanz dem Kohlenstoffe. (*Quae! Qualis! Quanta!* Zuerst welche Zusammenstellung! Gallerte und Faserstoff als zwey allgemeine Bestandtheile der thierischen Mischung, die nie für sich allein vorkommen; Fett eine besondere, secernirte Flüssigkeit; und Knochensubstanz, eine besondere organische Bildung, aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt! Und dann soll die Gallerte den Stickstoff im m. K. darstellen! Aber die Gallerte hat ja unter allen thierischen Theilen den wenigsten Stickstoff, und steht deshalb der vegetabilischen Mischung am nächsten. Das Fett soll wasserstoffig seyn; aber der Kohlenstoff ist ja vielmehr in dem fetten Öle über den Wasserstoff überwiegend. Der fibröse Theil soll sauerstoffig seyn. Warum? Weil *Autenrieth* mit frischer Muskelsubstanz Veilchensaft geröthet und Milch coagulirt hat. Die übrigen Mischungsverhältnisse des Faserstoffes kümmern *Hn. Sp.* nicht: der rothe Veilchensaft macht einen so tiefen Eindruck auf sein Gemüth, daß er alles Übrige darüber vergißt. — In der Knochensubstanz soll Kohlenstoff überwiegen; in welchem Theile des Knochens aber? In der Gallerte nicht, denn diese ist ja nach dem Vf. stickstoffig; also in der phosphorsauren Kalkerde!) Zu den einfachen Bestandtheilen gehört ferner noch Eisen, Phosphor, Schwefel und Kalkerde. Die Erde wird vom Organismus selbst gebildet, denn ihre Quantität in den Nahrungsmitteln ist zu gering, als daß daraus genug Knochensubstanz gebildet werden könnte. (Allein man hat ja in einer Portion Brod, dergleichen ein Mensch in einem Tage verzehrt, einen bis zwey Scrupel Kalkerde gefunden; sollte dies nicht hinreichen, den so langsam vor sich gehenden Abgang der Knochensubstanz zu ersetzen?) Aus diesen Grundstoffen werden die näheren Bestandtheile des Körpers gebildet: Extractivstoff und Serum. (Welche Zusammenstellung!) Das Leben läßt sich aus bloß chemischen Principien nicht befriedigend erklären.

6. Cap. Wirkungen und Gesetze der Lebenskraft.

1) Mit dem Leben ist eine gewisse Mischung verbunden; aus gewissen Mischungen erzeugen sich organische Körper. 2) Zu dieser eigenthümlichen Mischung, als der materiellen Bedingung des Lebens, kommt nun eine Thätigkeit, welche dem Galvanismus verwandt ist. 3) Die mechanischen Erklärungen des Lebens sind daher unzulänglich. 4) Die erste Wirkung desselben ist die gleichförmige Erhaltung der Mischung. 5) Die thierische Wärme. 6) Der stete Wechsel der thierischen Materie. 7) Der Lebensthor. 8) Die einfachste Äußerung des Lebens ist die Reproduction. 9) Irritabilität. 10) Sensibilität. 11) Es ist eine und dieselbe Lebenskraft im ganzen Kör-

per; aber sie äußert sich in verschiedenen Organen unter verschiedenen Formen. 12) Die äußern Dinge sind nur die negativen Bedingungen des Lebens. 13) Receptivität = Sensibilität; Energie = Irritabilität. Jene ist dasjenige Moment der Lebenskraft, wo sie nach außen strebt, und mit der äußeren Natur sich verbindet; die Irritabilität ist dasjenige Moment, wo die Lebenskraft auf den mit ihr zusammenhängenden Organismus reagirt. (Bekanntlich ist der Einfall einiger Naturphilosophen, daß Irritabilität Energie und Sensibilität Receptivität sey, längst widerlegt. Hier soll nun noch gar die Irritabilität in Reaction der Lebenskraft gegen den Organismus, an welchen sie gehet ist, bestehen.) 14) Durch Verminderung von Reizen wird das Wirkungsvermögen vermindert; dasselbe wird bewirkt durch Reize, welche den in einem Organe vorwaltenden Stoff binden oder vernichten. 15) Die Lebenskraft ist in den einzelnen Organen nicht allein dem Grade, sondern auch der Qualität nach verschieden. 16) Periodische Thätigkeiten. 17) Ersatz der Kräfte. 18) Gewohnheit. 19) Antagonismus. 20) Association und Sympathie.

7 Cap. *Vegetatives Leben.* Die Manifestation des Lebens hat zwey Momente: einmal die Bildung und Erhaltung der Mischung, theils durch einfache Anziehung oder Vegetation, theils durch Irritabilität, welche über jene herrscht; zweytens Wirkung nach außen. — In der unorganischen Welt geht ebenfalls die Assimilation vor sich, wie in der organischen: die Mineralien müssen die äußeren Elemente umändern, um ihre Form zu erhalten; wenn diese Reaction aufhört, so zerfallen sie. (Durch welche Beobachtungen und Versuche hat der Vf. diese innere, ja innerste Thätigkeit der Mineralien erkannt? Seinen Grundsätzen gemäß muß sie nothwendig auf dem empirischen Wege entdeckt worden seyn; wir wären sehr begierig, diesen Weg kennen zu lernen.) Das vorzüglichste Element der Nahrung ist der Kohlenstoff, jedoch muß noch ein Reiz hinzukommen. Alle Reize ernähren auch, denn es ist nicht möglich (?), daß die Reize gar keine ernährenden Theile befasen. Alle Vegetation geschieht durch Ansatz und Wegnahme. Im gesunden Zustande werden oxydirte Säfte angesetzt und wasserstoffige ausgeleert. (Die festen Theile müssen also ohne Ausnahme sauerstoffig seyn. Wo kommt dann das wasserstoffige Nervennark her?) Bey schwacher Lebensthätigkeit waltet dagegen der Wasserstoff vor, und es entsteht ein Überfluß an Fett. (Nicht auch, da nach *Hn. Sp.* die Nerven wasserstoffig sind, ein Übermaß an Nervensubstanz und überwiegende Nerventhätigkeit?) Ansatz und Wegnahme stehen übrigens in verschiedenen Organen und zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Verhältnissen zu einander.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Bamberg und Würzburg, b. Göbhardt: *Klinisches Handbuch zum Gebrauch bey den wichtigsten, gefährlichsten und schnell tödtlichen Krankheiten für angehende Ärzte*, von Dr.

C. J. Kilian, königl. bairischem Medicinal-Rathe und Professor u. s. w. 3te Auflage. 1809. 416 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 J A N U A R, 1810.

M E D I C I N.

AMSTERDAM, im Kunst- und Industrie-Comptoir:
Curtii Sprengel institutiones medicae etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

8 Cap. *Sensibles Leben.* Das sensible Leben äußert sich 1) durch Perception äußerer Dinge und Thätigkeit des Gehirns; 2) durch Einwirkung der Nerven auf den übrigen Organismus, auf Muskeln, Absonderung und Blutlauf. Im vegetativen Leben ist Contraction wirksam, Assimilation des Fremdartigen. (Ist nicht die Ernährung und Absonderung eine Bildung des Ungleichartigen aus dem Gleichartigen, also nach dem Vf. Expansion?) Im sensiblen Leben hingegen waltet die Expansion, welche sich durch innere Perception darstellt. (Ist denn die Perception nicht eine Art dynamischer Assimilation, also nach dem Vf. Contraction?) Die Nerven wirken ohne Zeitaufwand, wie die Imponderabilien. (Gleichwohl hat der Vf. oben zugegeben, daß bey der Wirkung der Imponderabilien ein Unterschied in der Zeit wahrnehmbar sey.) Gemeingefühl. Instinct. Die Sensation ist nicht etwas rein Passives, sondern enthält auch etwas Actives. (Gleichwohl wurde oben die Sensibilität der Receptivität gleichgesetzt.) Bey den Sensationen gehen chemische oder mechanische Veränderungen in den Sinnorganen vor sich, und galvanische Veränderungen in den Nerven und dem Sensorium. (Ist denn nicht oft auch die erste Wirkung des Reizes auf die Sinnorgane bloß galvanisch?) Die inneren Veränderungen des Gehirns gehen nicht ausschließlich in den Ventrikeln vor sich. Der Wille stört die ruhige Thätigkeit der inneren Reize; daher wird die Receptivität vermehrt, und die Energie vermindert. (Eine sehr gesuchte Theorie, die man einmal mit anhörte, die aber jetzt nicht aufgewärmt zu werden verdiente.) Die Perception beruht auf einer Veränderung der Hirnsafern. Das Gedächtnis verlangt eine gewisse Agilität des Gehirns. Die Einbildungskraft beruht auf Beweglichkeit des Gehirns, auf der Quantität des einströmenden Blutes und erhöhter Receptivität. Unterschied des Menschen von den Thieren. Rassen. Geschlecht. Alter. (Wie kommt die Lehre von dem körperlichen Unterschieden des Menschen, von Alter, Geschlecht und Rassen in die Lehre von der Sensibilität? Und wie findet die Lehre von den Geisteskräften ihre Stelle in der allgemeinen Physiologie?)

9 Capitel. Tod. Die Ursache des Todes ist 1)
J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

Aufhebung des mechanischen Zusammenhanges der wichtigeren Theile des Organismus; 2) Unterdrückung der Thätigkeit der Hauptorgane, oder Vernichtung ihrer Kraft. (Blutflüsse sollen tödtlich werden durch Unterdrückung der Lebenskraft!) Über Unsterblichkeit. (Einige flache Declamationen.)

Specielle Physiologie. I Buch. Vegetatives Leben. 1 Cap. Aufnahme der Nahrung. Vergleichende Anatomie des Verdauungsapparates. Kiefer. Zähne. (Hier heist es: „*Dentes praeter terram calcaream phosphoratum, omnibus ossibus communes, et acida mineralia, praesertim nitri, solubilem vitream habent coronam.*“ Unstreitig ist hier durch einen Druckfehler der Sinn verunstaltet. Ist es aber auch ein Druckfehler, daß die Zähne eine Krone von Email haben?) Dentition. Infalivation. Deglutition.

2 Cap. *Verdauung.* Magen. Der Hunger hat kein Object, sondern entsteht von Reizung der Nerven durch Magenfaß, oder durch fremdartige Substanzen, oder durch exaltirte Reizbarkeit, wo der gewöhnliche Inhalt des Magens zu stark einwirkt. (Sind dies nicht Objecte für die Sensation?) Der Hunger schwächt, denn der Magenfaß artet aus, und reizt die Nerven. — Der Magenfaß ist oxydirt, denn er wird aus arteriösem Blute abgesondert. (Aber alle Secretionen, mit Ausnahme der Galle, nehmen aus dem arteriösen Blute ihren Ursprung; folglich sind sie alle sauerstoffig; nach der obigen Behauptung des Vfs. aber sind sie alle wasserstoffig.) In den Drüsen wird dem Chylus Lymphe, Eisen und Faserstoff aus dem Blute beygemischt; es geht Stickstoff an das Blut über, und dadurch wird Eyweißstoff und Faserstoff gebildet. (Der Vf. scheut für immer die bildende Kraft der Natur, und ist froh, wenn er den Anfang ihres Gebiets weiter hinauschieben kann.) Der Chylus ist durch die Galle desoxydirt; aber im *Ductus thoracicus* wird er wieder oxydirt, denn der Faserstoff ist wenigstens mehr oxydirt, als der Eyweißstoff. (So verdreht der Vf. die Thatfachen. Thatfache ist, daß der Chylus in seinem Fortschreiten von den Gedärmen nach der *Vena subclavia* immer mehr desoxydirt und an Faserstoff reicher wird. Da aber der rothe Veilchenfaß einmal dem Vf. zu lebhaft vorleuchtet: so muß der grössere Gehalt an Faserstoff eine Folge von zunehmender Oxydation seyn.) Weite Därme und Ausleerung.

3 Cap. *Blut und Blutbereitung.* Der Vf. findet, daß die Blutkugeln $\frac{3}{800}$ Zoll betragen, also viel kleiner sind, als man sie bisher geschätzt hat. (Diese Schätzung ist nichts Neues.) Sie lösen sich in Was-

fer leichter auf, als der Faserstoff, — entweder wegen des vorwaltenden Sauerstoffs, oder wegen des Stickstoffs. (Wahrscheinlich soll es heißen: der Faserstoff löset sich in Wasser nicht auf, wegen des Sauerstoffs oder Stickstoffs; dann hätte aber doch wohl auch bewiesen werden sollen, daß diese Stoffe die Substanzen in Wasser unauflöslich machen.) Das Blut gerinnt wegen Anziehung des Sauerstoffs. (Es gerinnt zwar fester in sauerstoffiger Atmosphäre, aber es gerinnt auch ausserdem.) Daher gerinnt es bey convulsivischen Krankheiten schneller, weil hier mehr Sauerstoff in den Muskeln ist. (Welche Schlüsse! Der Muskel ist seiner Natur nach sauerstoffig: also ist bey Krämpfen, wo doch meistens Schwäche der Muskeln vorhanden ist, ein Überfluß an Sauerstoff! Das Blut gerinnt durch den Sauerstoff der Atmosphäre: also gerinnt das aus der Ader gelassene Blut eher, wenn innerhalb des Körpers mehr Sauerstoff vorhanden war!) Das Blut trennt sich an der Luft in seine drey Bestandtheile: Cruor, Faserstoff und Serum. (Gewöhnlich nur in Blutkuchen und Serum.) — Blutgefäße. Die Arterien endigen sich entweder in Haargefäße oder in Venen. (Hier S. 391 scheint der Vf. unter Haargefäßen bloß die serösen Gefäße zu verstehen. S. 409 heist es dann wieder:.) Die Venen entspringen aus Haargefäßen. — Das Herz. Die vitale Thätigkeit des Herzens ist die Diastole: es ist dies ein activer Turgor, so wie auch die Ausdehnung anderer Muskeln nicht etwas bloß Passives ist. Denn (S. 57 u. 92) bey Krämpfen sieht man die Theile bisweilen angeschwollen; manche Reize bewirken eine Ausdehnung der Muskeln, namentlich das Einstromen eines Imponderabile, und sie ziehen sich erst zusammen, wenn der Turgor cessirt; sie sind bey der Erschlaffung eben so fest, als wenn sie sich zusammenziehen. (Der Vf. geht hier nicht frey mit der Sprache heraus: ihm gefällt *Bichats* witziger Einfall, daß die Thätigkeit der Muskeln auch als Ausdehnung sich darstelle; aber er hat doch auch nicht den Muth, bestimmt zu behaupten, daß die Thätigkeit der Muskeln bloß in ihrer Erschlaffung bestehe, und ihre Zusammenziehung ein Zustand der Unthätigkeit sey. Es kann nun aber doch nur entweder das Eine, oder das Andere Statt finden: denn einen Zufluchtsort müssen die Muskeln doch haben, wo sie Ruhe finden. Jene Beweise sind aber für die Muskelthätigkeit, so fern sie einzig in Ausdehnung bestehen soll, ohne Gehalt.) Haargefäße. Blutlauf. Der Blutlauf beruht darauf, daß die Arterien elektrisch ausstrahlen, und die Venen magnetisch sich erstrecken, während ihr Gegensatz in Herzen vereint wird. (So muß Hr. *Sprengel* auch trotz den *professoribus sapientiae*, welche er in der Einleitung zu einer solideren Naturforschung zurückzuführen bemüht war; mit Elektricität und Magnetismus spielen! Ohne daß eine klare Vorstellung zum Grunde läge, wird er seinen Grundsatzen untreu. Bloß die Eitelkeit verleitet ihn, daß er auch die Sprache unserer modernen Genies führen will. Fern davon, in den Geist der neueren Physiologie eingedrungen zu seyn, begnügt er sich mit

einigen Floskeln derselben, die ihm bey seinem übrigen Benehmen sonderbar genug anstehen.)

4 Cap. *Athmen*. Thorax: Innere Respirationsorgane. Wirkung der Luft auf die Lungen. Besondere Erscheinungen bey Ein- und Aus-Athmen.

5 Cap. *Stimme und Sprache*. Die mitgetheilten Proben mögen hinreichen, den Charakter dieses Werkes zu bezeichnen, welches übrigens durch seine deutlichen Beschreibungen, durch fleißige Sammlung neuerer Beobachtungen, und durch die sorgfältige Benutzung von *Cuviers* und *Blumenbachs* Arbeiten für die vergleichende Anatomie sich empfiehlt. Auch der fließende und im Ganzen reine Styl macht die Lecture des Werkes angenehm, wenn gleich der eigenthümliche Geschmack des Vfs. ihn theils zu häufiger Einstreuung griechischer Floskeln, theils zu so zierlichen Ausdrücken, als z. B. S. 243: *sues ergastulic coërcetur*, — verleitet.

Druck und Papier dieses Werkes gereichen der Verlagshandlung zur Empfehlung.

H.

NÜRNBERG, b. Wittwer: *Über physische Erziehung der Kinder in den ersten Jahren mit Hinsicht auf deren geistige Ausbildung*. Eltern und Erziehern zur Beherzigung vorgelegt von J. A. Bekh. 1808. XII u. 190 S. 8. (16 Gr.)

So lobenswürdig auch die Absicht des Vfs. ist, durch diese Schrift, bey deren Bearbeitung vorzüglich *Campe's*, *Salzmans*, *Niemeyers* und *Hufelands* Werke benutzt sind, das gleichmäßige Fortschreiten der physischen und moralischen Kräfte der Menschen zu befördern: so muß doch Rec. gestehen, daß der Vf. bey seinen Talenten eine bessere Arbeit hätte liefern können. Viele hier aufgestellten Grundsätze sind nicht mit gehöriger Bestimmtheit ausgeführt. Wie oberflächlich sind nicht folgende Fragen beantwortet! Im 5 Cap.: Wie haben sich Mütter und Erzieher bey den Krankheiten der Kinder zu verhalten, wenn sie ihre Pflichten redlich erfüllen wollen? Man frage bey Zeiten einen ordentlichen Arzt; man suche das kranke Kind nicht zum Essen zu zwingen; man lasse es so viel trinken, als es will; die Stube, wo ein krankes Kind ist, beheize man nicht stark. Sind aber gegen kranke Kinder ausserdem nicht mehrere Pflichten zu beobachten? Im 6 Cap.: Welche Personen sind vorzüglich geeignet, die Gesundheit und das Leben der Kinder in Gefahr zu bringen? Daß nicht gehörig gebildete Hebammen in dieser Hinsicht sehr viel schaden können, wird Niemand leugnen. Warum aber erwähnte der Vf. ausser denselben nicht auch Kinderwärterinnen? — Manche gute Bemerkungen des Vfs. betreffen nicht die Erziehung der Kinder in den ersten Jahren. — Die Übungen des Verstandes sollen bey guter Jahreszeit im Freyen geschehen: (jedoch sollte man immer darauf sehen, daß die Sonnenstrahlen dabey die Köpfe der Kinder nicht zu sehr erhitzen.) Sehr wahr und beherzigungswerth ist es, daß bey dem Eintritt der Mannbarkeit ein zu schneller Übergang von einer Lebensweise zur anderen, namentlich

lich von der passiven Lebensart zur activen, und so auch umgekehrt, der Gesundheit des Körpers leicht schaden kann. Schwächliche sollten so wenig, als möglich, zu sitzenden Verrichtungen angehalten werden. (Es wäre zu wünschen, daß bey der Wahl der Lebensart eines Individuums öfter, als gewöhnlich, auf das Urtheil eines einsichtsvollen Arztes über dessen körperliche Constitution Rücksicht genommen würde.) — ca —

NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Kummer: *Vorlesungen über vergleichende Anatomie* von G. Cuvier. Gesammelt und unter seinen Augen herausgegeben von C. Duméril. Erster Theil, welcher die Organe der Bewegung enthält. Übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von L. H. Froriep, Prof. in Tübingen, und L. F. Meckel, Prof. in Halle. Mit sechs Kupfertafeln. XXXII und 512 S. in gr. 8. Nebst neun Tabellen in Fol. (3 Rthlr.)

Cuviers reichhaltiges Werk ist allgemein gekannt, und nach Verdienst geschätzt, so daß es kaum einer Übersetzung desselben bedurfte. Denn es sind wohl sehr wenige deutsche Gelehrte, die es nicht in der Originalsprache lesen könnten, und für bloße Dilettanten ist es nicht. Auch wir hätten viel eher die Hoffnung zu einer neuen Ausgabe desselben fassen dürfen, wenn es nicht übersetzt wäre, da sich jetzt Mancher bloß mit der deutschen Übersetzung begnügen wird. Gewiss aber hätten die Herausgeber, wenn sie die Fülle von Beobachtungen, die Cuvier lieferte, mit ihrem eigenen Vorrath verschmolzen, und mehrere der allgemeinen Capitel ganz umgearbeitet hätten, ein nützlicheres Unternehmen begonnen. Denn so unendlich viel Treffliches das Werk enthält, und so unentbehrlich es ist: so ist doch manches Jahr seit seinem Erscheinen verstrichen, und unsere allgemeinen Ansichten sind in vielen Stücken nicht mehr dieselben. Endlich mochte das französische Publicum den Mangel der Literatur darin nicht sehr empfinden; ein Deutscher hätte aber in einem so umfassenden Werke bey jedem Gegenstande die davon handelnden Schriften bemerkt, und die Kupfer, welche darüber in tausend Schriften zerstreut sind, angeführt und beurtheilt.

Die deutschen Herausgeber hätten sich also leicht ein größeres Verdienst erwerben können: es hat ihnen aber bey der Übersetzung selbst an Zeit gefehlt, wie Hr. Meckel in der Vorrede bemerkt. Hr. Froriep hatte nämlich ursprünglich jene zu liefern übernommen, und da er in der Folge an der Arbeit verhindert wurde, so mußte sie Hr. Meckel vollenden, und zwar in kurzer Zeit. Jeder traut es wohl den beiden Übersetzern zu, daß sie ihr Original verstanden; und von ihren Anmerkungen abgesehen, wovon nachher, ist diese Übersetzung auch im Ganzen richtiger, als die unbedingte von Gotthelf Fischer (Braunschweig 1801, b. Fr. Vieweg) gelieferte; doch sind auch viele Stellen, wo der Sinn des Originals nicht deutlich und gut genug ausgedrückt ist, wovon wir nur ein Paar zur Probe anführen wollen. S. 21 im Original heißt es: *Mais, tout*

éloigné que nous sommes d'une analyse complète, nous voyons assez, non seulement que nous altérons ces composés par nos expériences, mais encore que plusieurs de leurs principes échappent tout-à-fait à nos instrumens. Unsere Übersetzer geben dieß S. 18: „Von einer ganz vollkommenen Analyse sind wir aber so weit entfernt, daß wir sogar einsehen, nicht allein daß wir diese Zusammensetzungen durch unsere Versuche verändern, sondern daß manche ihrer Grundstoffe unseren Instrumenten ganz und gar entgehen.“ Dieß ist nicht allein steif, sondern auch nicht ganz im Sinn des Originals; Fischer übersetzt es S. 26 richtiger: „Allein, so entfernt wir immer von einer vollkommenen Analyse sind: so sehen wir doch hinlänglich, daß wir nicht allein durch unsere Versuche diese Verbindungen verändern, sondern daß auch mehrere ihrer Principe unseren Instrumenten gänzlich entgehen.“ Ebenfalls nicht deutsch, zum Theil nicht einmal grammatikalisch richtig ist folgende Stelle der neuen Übersetzung S. 23: „Das unwiderstehlichste von allen (Bedürfnissen) ist das des Hungers, wodurch das Thier unaufhörlich an die Nothwendigkeit erinnert wird, sich neue Stoffe zu seiner Ernährung zu verschaffen. Diese dritte Function fängt im Munde an, in welchen die Nahrungsmittel aufgenommen, und wenn sie feste Substanzen sind, gekaut und von auflösenden Feuchtigkeiten durchdrungen werden.“ S. 63. Die Familie der Faulthiere: „Ihre Schneidezähne fehlen in beiden Kinnladen.“ Bey Fischer (S. 93) richtiger: Die Schneidezähne u. f. w. S. 67. Mit *langen*, mit *dünnen*, mit *dicken* Schnabel, statt: mit *langem* u. f. w. Ebenda selbst: die Schlangen haben den Körper sehr lang gestreckt, *welcher Form auch die Form* der Eingeweide entspricht; bey Fischer (S. 100): die Schlangen haben einen verlängerten Körper, *welchem* die Länge der Eingeweide entspricht. S. 241. „Der Oberarmknochen der Vögel articulirt zugleich mit dem Schulterblatte und dem Schlüsselbeine, durch eine Hervorragung, welche einem Theile eines Rades entspricht, *was* mit den beiden Leisten fast in einer Ebne liegt.“ Fischer übersetzt dieß (S. 327) richtig: „Der Oberarmknochen der Vögel articulirt zugleich mit dem Schulterblatt und dem Schlüsselbeine, durch eine Hervorragung, welche einen Theil eines Rades ausmacht, und ungefähr in der Ebene der beiden rauen Linien liegt.“ Überhaupt ist das Wort *was* gar zu oft statt *das* oder *welches* gebraucht, etwas, das leicht Verwirrungen macht, und der Sprache nicht angemessen ist. S. 23 kommt es sogar dreymal in einer Periode vor. Eben so ist es nicht richtig, daß *mittels* und *vermittels* (S. 18, 23. 30 u. f. w.) geschrieben wird. Wenn dieß auch Manchem Kleinigkeiten scheinen: so sind sie es doch nicht in einer Übersetzung, die sich immer durch Reinheit der Sprache empfehlen muß. Daß statt Amphibien immer *Reptilien* gesagt wird, ist freylich im Geiste der neueren Franzosen, die eine Ordnung *Amphibia* unter den Säugthieren haben; besser aber nennen wir diese mit deutschen Schriftstellern *Palmata*, und lassen den Amphibien ihren so lange gebräuchlichen Namen. Sehr übel aber ist es, daß die neue Übersetzung häufig nur die deutschen Na-

men der Naturkörper anführt, wobey man sehr oft in Zweifel, und nicht selten in Irrthümer gerathen kann. S. 102 kommt das Wort *Rochner* vor, das Rec. nie gehört hat, und auch nicht bey *Nemnich* findet; aus dem Original sieht man, dafs die Roche (*Raja*) verstanden wird. S. 101, wo mehrere Fische blofs mit deutschen Namen genannt sind, wird vom *Hornfisch* gesprochen: in der Gegend, wo Rec. wohnt, wird *Esox Belone* so genannt; *Nemnich* hat viererley Fische unter dem Namen, nämlich *Ostracion cornutus*, *Syngnathus acus*, *Xiphias* und *Balistes*. In der neuen Übersetzung wird *Balistes* darunter verstanden; allein wer nicht das Original besitzt, muß zweifelhaft bleiben. Ebendasselbst wird die Gattung *Chaetodon* zweymal durch *Klippfisch* übersetzt, welcher Name ihr auch allerdings zukommt; allein Rec. wenigstens dachte nicht daran, sondern an *Gadus Morhua*; und *Treviranus* in seiner Biologie (III, S. 74) nennt so den *Anarrhichas Lupus*.

Die Kupfer sind sehr schlecht nachgestochen, und verdienten umgearbeitet zu werden; fast an jeder Figur ist etwas auszufetzen, an manchen sehr viel. Man vergleiche vorzüglich Taf. 1 Fig. 2—4, Taf. 3—6, vorzüglich Taf. 5. Auf diesen sechs Tafeln der Übersetzung stehen übrigens alle Figuren der ersten funfzehn Tafeln des Originals, und Fig. 11 der 6ten Tafel, welche die Anatomie der *Mactra Neapolitana* liefert, ist hinzugekommen, allein sie ist so roh, dafs sie wenig nützt.

Die Übersetzung wird nur vier Bände ausmachen, da der vierte Band des Originals zum Theil mit dem dritten, zum Theil mit dem fünften verbunden werden soll.

Bis S. 281 sind die Anmerkungen mit F., von S. 300 an mit M. bezeichnert, so dafs die ersteren von *Froriep*, die letzteren viel zahlreicheren von *Meckel* herzurühren scheinen. Sie sind größtentheils sehr schätzbar, und fast sämmtlich von eigenen Beobachtungen hergenommen, beschäftigen sich aber meistens mit speciellen Berichtigungen und Zusätzen. Eine der interessantesten Bemerkungen ist S. 77 mitgetheilt: *Hombert* in Havre hat nämlich entdeckt, dafs das Blut der Sepien, und wohl der weifsblütigen Thiere überhaupt, kein Eisen enthält. Die Tabellen über die Zahl der Wirbelbeine bey den Säugthieren, Vögeln, Amphibien und Fischen sind vermehrt. Bey manchen Schlangen aus den Gattungen *Coluber* und *Boa* sind die Rippen hohl. S. 188. Sehr umständlich wird S. 300 ff. nach *Geoffroy* von den vorderen Extremitäten der Fische gehandelt. Manche interessante Bemerkungen über das Becken der Säugthiere und Amphibien u. s. w. Zu den folgenden Bänden werden noch mehr Zusätze versprochen, und es wird auch nicht an Stoff dazu fehlen, da die folgenden Theile des Originals lange nicht so vollständig sind, als der erste. — Die dem ersten Bande angehängten Tabellen sind häufig durch Zusätze aus *Duméril* vermehrt.

J. K.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. 1) *Freyberg*, b. *Craz* u. *Gerlach*: *Beschreibung des wolkensteiner Bades, zum Gebrauche für dasige Badegäste und Unterricht für alle, die eine Badekur brauchen wollen.* Entworfen von D. *Karl Gottfried Heinse*, prakt. Arzte u. Geburtshelf. in Marienberg. 1808. 76 S. 8. (8 gr.)

2) *Ulm*, in der steinischen Buchh.: *Historisch-statistisch-topographische Beschreibung des Dorfs Überkingen, im ehemaligen ulmischen Gebiet und des daselbst befindlichen berühmten Sauerbrunnens und Bades*, von *W. F. Burger*, Pfarrer in Überkingen. 1809. 96 S. 8. (10 gr.)

Nicht ohne Grund verbinden wir die Anzeigen beider Schriften mit einander. Zwar sind die Bestandtheile beider hier beschriebener Gesundbrunnen verschieden, indem der wolkensteiner mehr dem tölptzer, der überkinger aber dem egerischen und fachinger mineralischen Wasser sich nähert. Beide Kurorte aber liegen in anmuthigen Thälern, bey beiden findet man Reinheit der Luft und ein mildes Klima, angenehme Promenaden, gute und bequeme Wohnungen, beide standen ehemals in einem bedeutenderen Rufe, als jetzt, so, dafs sie vor mehrern Jahrhunderten von Fürsten und anderen Personen vom Stande häufig besucht wurden. Auch vorliegende Schriften über beide mineralische Wasser sind einander ähnlich. Beide sind in einer Schreibart abgefaßt, die dem Zwecke derselben, diese Heilquellen im Auslande bekannt zu machen, und die Zahl der dasigen Kurgäste künftig zu vermehren, nicht ganz entspricht: die bekannten Regeln bey dem Gebrauche derselben sind in beiden Werken eben so, wie in vielen altern Brunnenschriften, fast wörtlich angegeben: in beiden herrschen Grundsätze der alten Pathologie.

Sehr wenige Erfahrungen sind es, die Hr. D. *Heinse* als Arzt bey dem wolkensteiner Bade gemacht und in der ersten Schrift mitgetheilt hat. Sie sind bestimmt, die glücklichen Wirkungen desselben bey langwierigen Rheumatismen, bey Gicht, bey einem Hautausschlag, bey Bleichsucht und weissem Fluß, bey Hypochondrie zu bestatigen. Er wünscht, dafs die Quelle öfter auch innerlich angewendet würde: mit dem Vf. aber auch während der Mahlzeiten den innerlichen Ge-

brauch derselben zu empfehlen, würde Rec. Bedenken tragen. Auch würde er nicht leicht so, wie der Vf., rathen, zwey Stunden im Bade sich aufzuhalten. Den Schlaf im Bade tadelt der Vf. aus folgenden Gründen: 1) weil im Schlafe manche Organe sich in einem unthätigen Zustande befinden, und in so fern weniger mitarbeitenden Antheil bey den guten Wirkungen des Bades leisten können, 2) weil man die rechte Zeit zum Herausgehen leicht verschlafen, mit dem Kopf ins Wasser fallen kann. Warum erwähnt der Vf. nicht auch die Gefahr, vom Schlagflusse befallen zu werden? Eine der wichtigsten Vorschriften bey Bädern ist unstreitig: Man bewege darin so viel, als möglich, den Körper. Der Vf. sagt hingegen S. 43: „Je ruhiger man sich im Bade verhält, desto besser kann es seine guten Wirkungen ausüben.“ Auch will der Vf., dafs das weibliche Geschlecht zur Zeit des Monatlichen eine Pause im Baden machen soll: gewifs aber würde manchen Frauenzimmern dieses auch während der Periode nützen.

Merkwürdig ist es, dafs, wie in der zweyten Schrift versichert wird, die Mortalität in Überkingen, wo das Sauerwasser das tägliche Getränk von Kindern und Erwachsenen ist, viel geringer seyn soll, als in anderen Dörfern des ulmischen Gebietes. Zu wünschen aber wäre, dafs bey diesem Gesundbrunnen künftig kein bleyerner Kanal, kein großer Seih von starkem Kupferblech, keine kupfernen Röhren, keine kupferne Pfanne, aus welcher gewöhnlich das Wasser getrunken wird, gefunden werden möchte. Innerlich gebraucht, nützt die Quelle bey allgemeiner Schwäche, sie befördert alle Absonderungen des Körpers: vorzüglich wirkt sie vorthellhaft auf die Urinwege, bey Nierenschmerzen und erschwertem Urinabgang, äußerlich bey langwierigen Geschwüren, bey Steifigkeit der Glieder, bey rheumatischen und arthritischen Schmerzen, bey langwierigen Augenentzündungen, bey Hautkrankheiten, bey Hypochondrie: zu untersagen ist der Gebrauch derselben bey Blutflüssen, bey Andrang des Bluts nach dem Kopfe, bey schleichenden Fiebern von Eiterung eines Eingeweidcs, bey langanhaltender Epilepsie, convulsivischem Asthma, Wasserfucht, langwierigen Durchfällen.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 J A N U A R , 1810.

P H I L O S O P H I E.

WEIMAR, in Commiff. des Landes - Industrie-Comptoir: *Rüge einer merkwürdigen Sprachverwirrung unter den Weltweisen* von C. L. Reinhold, Professor zu Kiel und Mitglie der Akademie der Wissenschaften zu München. 1809. 32 S. 8. (5 Gr.)

Einheit und Vielheit, Übersinnliches und Sinnliches, oder, in der höchsten Abstraction gefaßt, Unwandelbares und Wandelbares sind die zwey einander gegen überstehenden Grenzpunkte, deren wechselseitige Vermittlung einzusehen, jede wahre Philosophie als ihre erste und wichtigste Aufgabe betrachten muß, weil nur unter Voraussetzung einer richtigen Einsicht in jene wechselseitige Vermittlung jede andere Aufgabe der Philosophie von mehr oder weniger Wichtigkeit genugthuend gelöst werden kann. So wird, um nur ein Beyspiel anzuführen, über das Verhältniß Gottes zur Welt, und der Welt zu Gott kein wahres und falsches Wort gesprochen werden können, bevor gezeigt ist, wie das Wandelbare, seiner Natur unbeschadet, im Unwandelbaren, und dieses seiner Natur unbeschadet in jenem, oder wie beide, ungemischt und ungetrennt, in und neben einander bestehen. Alle, welche von jeher einen natürlichen Beruf zum Philosophiren hatten, haben jene wechselseitige Vermittlung als das erste Problem der Philosophie angesehen; die Auflösung desselben wurde aber von nicht Wenigen als für Menschen unmöglich, und daher das erste und letzte Ziel der Philosophie für unerreichbar gehalten. Bis zur Kluft zwischen Unwandelbarem und Wandelbarem sind von jeher alle der Abstraction Fähigen vorgedrungen; aber vor ihr ist, als einem unübersteiglichen Graben, der größere Theil der Philosophirenden stehen geblieben. Zu den Letzteren gehören nothwendig alle diejenigen, welche bey Philosophiren über ihr persönliches Bewußtseyn nicht hinausgehen zu dürfen glauben: und daher bey Ich und Nicht-Ich, bey Seele und Leib, ohne nach dem gemeinschaftlichen Bande beider zu forschen, in ihrem Nachdenken sich beruhigen. In dieser Classe der Philosophirenden sind alle Dualisten, sie mögen mehr von sinnlicher Erfahrung, wie die empirischen Realisten, oder von den Gesetzen des erkennenden Ichs, wie die transcendentalen Idealisten, oder von der Wechselwirkung des Ichs und Nicht-Ichs, wie diese im Gefühle des Ichs sich offenbaret, wie die sogenannten Sensualisten (sinnlicher oder intellectueller Art), ausgegangen seyn.

So groß indessen die Anzahl der im Wandelbaren dießseits des Unwandelbaren stehen Gebliebenen ist: so hat es doch von jeher nicht an solchen gefehlt, noch fehlt es in gegenwärtiger Zeit, die jene Kluft zwischen Wandelbarem und Unwandelbarem zu übersteigen sich getrieben fühlten und fühlen, weil sie erst im Gebiete des Unwandelbaren jenes Licht zu erblicken hoffen, welches selbst leuchtet, und alle anderen Gegenstände beleuchtet; aber auch diese theilen sich wieder in mehrere Classen. Einige haben die Kluft ganz übersprungen, aus dem Wandelbaren sich ins Unwandelbare versetzt, unbekümmert, wie sie aus diesem wieder in jenes zurückkehren können. Das Unwandelbare wird von ihnen als Urseyn, oder als Urthätigkeit erkannt, und aufgestellt. Wird es als Urseyn aufgefaßt und dargestellt: so verliert sich in ihrer Auffassung und Darstellung die Idee Gottes, und wird zur Allnatur, welche ist die unveränderliche Einheit in dem Viel - und die Ewigkeit in dem Immer-Gestaltigen. Wird das Unwandelbare als Urthätigkeit aufgefaßt und dargestellt: so verliert sich die Natur in Gott, welcher ist die unveränderliche Beweglichkeit alles Thätigen, und weil alles Thätigkeit ist, diese selbst. Jene Allnatur finden wir bey den absoluten Realisten (auch Pantheisten, Spinozisten genannt); diese Allgottheit bey den absoluten Idealisten. Weder der absolute Realismus, noch der absolute Idealismus in diesem Sinne, kann den gefunden und allseitig gebildeten Menschen befriedigen, weil dieser weder Natur ohne Gott, noch Gott ohne Natur, sondern beide als In- und Neben-einander verlangt. — Andere haben Unwandelbares und Wandelbares dadurch zu vermitteln gesucht, daß sie die Scheidewand zwischen beiden eingerissen, und dadurch die Kluft zwischen ihnen auszufüllen gesucht haben. Diese erkennen nun weder Wandelbares, noch Unwandelbares, sondern die absolute Einheit beider, welche sie, an sich betrachtet, als absolute Identität, bezogen auf das Unwandelbare und Wandelbare, als absolute Indifferenz verkündigen. Dieser Classe der Philosophen wird vorgeworfen, daß sie das an und für sich Unvereinbare vereinigen, indem sie Unwandelbares und Wandelbares als Eines setzen, und dann wieder, daß sie das an und für sich Untrennbare trennen, indem sie die absolute Identität bald als Wandelbares, bald als Unwandelbares erscheinen zu lassen, sich gedrungen fühlen. Auch diese verfallen gewöhnlich (dem äußeren Scheine nach mehr oder weniger) in jenen oben gerügten Fehler, daß ihnen die Natur Gott, oder Gott Natur wird, und weil beide nur neben und in einander bestehen, Gott und Natur, wie sie wirk-

lich sind, verloren geht, und an ihrer Stelle ein selbstgemachtes Bild in der Seele zurückbleibt. — Eine dritte Classe sucht über jene Kluft zwischen dem Unwandelbaren und Wandelbaren eine Brücke zu bauen, dadurch, daß sie den Zusammenhang zwischen beiden, den sie wohl von der Einheit, oder dem Seyn des Unwandelbaren unterscheidet, und den Unterschied zwischen beiden, den sie auch von der Verschiedenheit, dem Seyn des Wandelbaren geschieden wissen will, heraushebt.

Die Heraushebung jenes Zusammenhanges und Unterschiedes wird als aus- und durchgeführtes System dargestellt, oder ist nur als eine Licht-Idee im Verstand und Gemüth des Menschen vorhanden. Jenes Erstere finden wir bey *Reinhold*, der seit mehreren Jahren unermüdet dahin gearbeitet hat, jenen Zusammenhang und Unterschied unverkennbar vor die Augen des Publicums hinzustellen. Wenn aber gleich von ihm keine Mühe gespart wurde, um jenen Zusammenhang und Unterschied des Unwandelbaren und Wandelbaren darzustellen: so ist Er doch bis auf den heutigen Tag nur von sehr Wenigen gefast, und vielleicht von Keinem nach Verdienst gewürdigt worden. *Reinholds* neueste Schriften sind in der philosophischen Welt noch eine Stimme in der Wüste, die auch ungehört, und ohne Gegenlaut fortruft: Bereitet den einzigen Weg, auf dem das Studium der Philosophie zum wahren Heil gelangen kann! Den Grund dieses Nichtgehört- und Nichtgefast-Werdens findet er vorzüglich in einer Verwirrung der Sprache, welche auch unter die Weltweisen gekommen ist, und wegen welcher Sprachverwirrung das eigentliche Verhältniß des Unwandelbaren zum Wandelbaren, und umgekehrt, und somit die erste Aufgabe der Philosophie in ihrer Darstellung entweder gar nicht, oder nur irrig verstanden werden kann. Durch diese merkwürdige Sprachverwirrung, die sich aus dem gemeinen vulgären Sprachgebrauche in den wissenschaftlichen, und besonders in den philosophischen eingeschlichen hat, haben zum Nachtheil der wahren Philosophie vorzüglich die Worte *Einheit* und *Zusammenhang*, *Unterschied* und *Verschiedenheit* eine irrite Bedeutung erhalten, indem sie, wie die Kunstsprache der Logik und der bisherigen speculativen Philosophie beweist, verschieden gebraucht wurden. Die *Einheit* heist bald *Zusammenhang* selber, bald die *Wirkung* des Zusammenhanges (und zwar bald des *Nexus*, bald der *Composition*, bald der *Coalition*), bald *Übereinstimmung* (das Gegentheil des *Widerspruchs*), bald *Einerleyheit* (*Identität*), bald *Einzigkeit* (*Unicität*), bald *Einzelheit* (*Individualität*), bald *numerische Einheit* (*Singularität*), bald *Gleichheit* (*Aequalität*), bald *Gemeinschaftlichkeit* u. s. w., bald dieses Alles in und durch einander, bald aber wieder auch nur mehr oder weniger von diesem Allem. *Verschiedenheit* ist und heist bald der *Unterschied* (*Differenz*), bald die *Getrenntheit*, bald das *Gegentheil* des Zusammenhanges, und zwar bald das *Gegentheil* des *Nexus*, bald das *Gegentheil* der *Composition* (*Decomposition*), bald das *Gegentheil* der *Coalition* (*Solution*), bald *Gegensatz*, bald *Ungleichheit*, bald *Widerstreit*, bald *Contrast*, bald *Mannichfaltig-*

keit, bald Vielheit, bald Mehrheit u. s. w., bald dieses Alles in und durch einander, bald aber nur mehr oder weniger von diesem Allem.

In dem beschriebenen *Mancherley* und *Einerley* der Bedeutungen der Worte *Einheit* und *Verschiedenheit* zeichnet sich insbesondere auf dem Gebiete der allgemeineintendenden Logik durch Rang und Titel aus: 1) die *Einheit*, als verworren, nicht unterschieden, vereinerleyt mit dem Zusammenhange unter dem Namen der logischen Vereinigung (*Verbindung*, *Synthesis*); 2) die *Verschiedenheit*, als verworren, nicht unterschieden; vereinerleyt mit dem Unterschiede unter dem Namen des logischen Unterschieds (*Differenz*, *Antithesis*); 3) das beiden Verworrenheiten Gemeinschaftliche, der Nichtunterschied sowohl der *Einheit* mit dem Zusammenhange, als auch der *Verschiedenheit* mit dem Unterschiede, die *Indifferenz* aller jener Charaktere, unter dem Namen der logischen Übereinstimmung, welche der gesammten methodischen Sprachverwirrung in dem bisherigen Wissen der Form des Denkens die Krone aufsetzt. Die irrite Bedeutung dieser Worte ist durch langen Gebrauch zur anscheinend wahren Bedeutung geworden, und in diesem verneintlich wahren, aber an sich irrigen Verständnisse der Bedeutung jener Worte liegt das Geheimniß der, ungeachtet der grossen Anzahl Philosophirender, doch immer noch mißverstandenen, und daher unaufgelöst gebliebenen Aufgabe der Philosophie als Wissenschaft. Denn die Ergründung des Verhältnisses des Unwandelbaren zum Wandelbaren steht und fällt mit der Frage: Wie kann und muß die *Vereinigung* der *Einheit* und der *Verschiedenheit* Statt finden, ohne daß der Unterschied durch Verwirrung von beiden verloren geht? — Diese Sprachverwirrung aufzudecken, und in der ersten Beziehung des menschlichen Wissens darzustellen, ist die Absicht der angezeigten Schrift, die, ungeachtet ihres kleinen Volumens, für den Denker sehr inhaltreich ist, und in welcher der gewöhnliche Scharf- und Tief-Sinn des Vfs., so wie seine dialektische Darstellungskunst, keineswegs vermißt werden.

Folgende wörtlich ausgehobene Stellen mögen dem Leser theils zum Belege des Gesagten, theils zur Empfehlung einer, Schrift dienen, die, wenn sie gleich nur wenige Seiten enthält, doch in ihrer Art mehr philosophischen Werth hat, als manche dickleibige Bücher philosophischen Inhalts aus der neuesten Zeit. Nachdem der Vf. gezeigt hat, wie dasselbe Nichtdenken des Unterschiedes der *Einheit* u. s. w., welches durch das kantische Weggehen von der Materie in die Form des Denkens aufgenommen wurde, sich Anfangs durch *Fichte's* intellectuelles, und bald darauf durch *Schelling's* absolutes Anschauen als die Anschauung des Nichtunterschiedes der *Einheit* u. s. w. ausgesprochen habe, und wie so der schon durch die kantische Schule zur völligen Reife beförderte logische Staat der Denkkraft gegenwärtig als eigenenthümliche Schkraft der modernen Speculation in voller Beschäftigung sey: fährt er also fort: „Der Grundirrtum, welcher allen Mißverständnissen und Spaltungen unter den Philosophen von jeher insgeheim zum Grunde lag, ist endlich durch den Scharf-

sinn und den Fleiß der Deutschen vollständig ausgebildet, als der gemeinschaftliche Grundirrtum der Logik und der speculativen Philosophie hervorgetreten und offenbar geworden. Derselbe Nichtunterschied, dieselbe Verworrenheit, welche in der Logik bald unter dem Namen der Einerleyheit, bald unter dem der Übereinstimmung für die Grundform des Denkens und für die logische Wahrheit gilt, gilt auch in der neuesten Speculation für das Eigenthümliche des absoluten Anschauens, und für die absolute Wahrheit, je nachdem nämlich das herkömmliche und gewöhnliche Nichtunterscheiden der Einheit u. f. w., welches der Logik und der speculativen Philosophie gemeinschaftlich ist, entweder mit Einschränkung auf das sogenannte Denken, oder ohne diese Einschränkung geltend gemacht wird. Sowohl jene gedankenlose Denkform, als auch diese nichtdenkende Anschauung, beide haben eben dieselben Factoren. Beide sind Producte aus der Unwissenheit des Unterschiedes — gepaart mit dem Wahne des Nichtunterschiedes der Einheit u. f. w., nur daß sich in der Logik dieser Wahn hinter jene Unwissenheit, in der Speculation aber die Unwissenheit hinter dem Wahne verbirgt. Beide sind Ausgeburten eines gewissen Grades von Blödsinn, welcher durch einen gewissen Grad von Wahnsinn befrachtet ist; nur tritt bey der Einen die Verwandtschaft mit der Mutter, bey der Anderen mit dem Vater hervor. Dieselbe Asthenie der Denkkraft, welche zum Nichtsehen des Unterschiedes der Einheit u. f. w. erforderlich ist, wird auch zum Sehen des Nichtunterschiedes vorausgesetzt, und wird von derjenigen Hypersthenie der Einbildung begleitet, durch welche man den nicht wahrgenommenen Unterschied als Nichtunterschied wahrzunehmen wähnt. — Allein diese Asthenie und Hypersthenie ist nicht ungewöhnlicher, als der Irrthum überhaupt, dessen wesentliche Bestandtheile Unwissenheit und Wahn sind, und von welchem kein Mensch frey ist. Jede Unwissenheit ist ein Nichtsehen eines an sich vorhandenen Unterschiedes. Sie läßt es bey diesem Nichtsehen bewenden, bis das Sehen eines eingebildeten Nichtunterschiedes das Vereinerleyen eines an sich zu Unterscheidenden sich hinzugesellt, worin das Wesen jedes Wahns besteht, und wodurch aus der Unwissenheit Irrthum wird. Das Nichtsehen des Unterschiedes der Einheit mit dem Zusammenhange und der Verschiedenheit mit dem Unterschiede aber ist die allgemeinste Unwissenheit, und diese macht mit dem von ihr unzertrennlichen Wahne des Nichtunterschiedes der Einheit u. f. w. den allgemeinsten Irrthum aus, denjenigen Irrthum, der bis jetzt dem Philosophen mit dem Nichtphilosophen gemeinschaftlich ist, und der in jedem anderen Irrthume enthalten war, ist und seyn wird. Eine abgeforderte Existenz, ein Bestehen für sich selber, hat dieser Irrthum in der deutschen Philosophie erst dadurch erhalten, daß er in der modernen Logik unter dem Schein und Namen der Denkform und der logischen Wahrheit, — in der modernen Speculation aber unter dem Schein und Namen der absoluten Anschauung und Wahrheit auf-

gestellt worden ist. Mit seiner concreten Existenz und seinem geheimen Einflusse ist aber auch jedes andere speculative Lehrgebäude, und ist ohne Ausnahme überhaupt jeder Denker, Selbstdenker und Nachdenker so lange behaftet und gefangen, so lange der einzige und ewige Unterschied der Einheit u. f. w. unbekannt und verkannt ist, oder, was dasselbe heist, so lange das Nichtunterscheiden der Einheit u. f. w., folglich das verwirrende Vereinigen für das Denken gilt und gebraucht wird. Indem dieses Blendwerk zunächst die Denkkraft im Menschen verblendet, herrscht dasselbe unumschränkt zunächst in denjenigen Wissenschaften, welche mehr vom Denken, als vom sinnlichen Wahrnehmen abhängen, folglich vor Allem in der Logik, in welcher dasselbe theils durch den stehenden Buchstaben der herkömmlichen und gemeinüblichen Formeln, theils durch die Gehaltlosigkeit dieser Formeln, welche die Stelle des Geistes derselben vertritt, festgehalten wird, — und hernach in der speculativen Philosophie, in welcher dasselbe durch das vernünfteln Phantasiren an abwechselnden Versuchen, die gehaltlosen Denkformen auszufüllen, oder, was dasselbe heist, an den einander verdrängenden und herbeyführenden Lehrgebäuden der Speculation fortwährend erneuert wird. — Was hätte durch den verderblichen Einfluß dieses Blendwerks aus dem gesammten Vorrathe der Sprach- und Sach-Kenntnisse, welche wir der fortschreitenden Belehrung durch die Erfahrung zu verdanken haben, werden müssen: würde nicht die dialektische Täuschung der Denkkraft, theils durch die Übermacht der sinnlichen Evidenz auf dem Gebiete des Sinnensfülligen, theils durch das reine und lebendige Gefühl der Wahrheit im Gewissen der Gewissenhaften auf dem Gebiete des Übersinnlichen, — niedergeschlagen und entkräftet! Aber hätte uns nicht die Stimme der Natur in der Erfahrung, und die Stimme Gottes im Gewissen auf dem Wege unserer Veredlung viel weiter bringen müssen, wäre ihr nicht die vorlaute Sprache getäuschter und täuschender Speculation so oft und so viel in die Rede gefallen, und wären nicht die Ansprüche des Gewissens und der Erfahrung durch die Hypothesen, Theorien und Systeme der angeblichen Wissenschaft des Übersinnlichen so oft und so viel gemißdeutet, und insbesondere in den Schriften der Religions- und Rechts-Lehrer und der Sprach- und Sach-Gelehrten, welche die besagte Wissenschaft benutzen zu müssen glaubten, verfälscht worden!“

Am Ende der Schrift verspricht der Vf. eine künftige Abhandlung, die sich mit Aufhebung der ursprünglichen Verworrenheit als des Wesens des Scheins, und mit der Heraushebung des, demselben entgegenstehenden, Wesens der Wahrheit durch die ursprüngliche Unterscheidung beschäftigen wird. — Rec. zweifelt nicht, daß, werden Geist der gegenwärtigen Abhandlung gefaßt hat, mit Sehnsucht die künftige erwarten werde: nur wünschte er, daß der Vf. die für die Fassungskraft der Meisten zu abstracten Sätze durch wirkliche Gegenstände aus der Religion, Moral, Rechtslehre u. f. w. anschaulicher zu machen

suchte. Diese Anschaulichkeit könnte einerseits der dialektischen Strenge nicht schaden, andererseits müßte sie der gewiss lehrreichen Schrift ein ausbreitetes Interesse verschaffen.

Ph. Hel.

P A D A G O G I K.

HIRSCHBERG, b. Thomas: *Über die Bildung der Jugend für Industrie und das bürgerliche und häusliche Leben überhaupt*, von A. W. L. Van-gerow. 1809. VI und 170 S. 8. (12 Gr.)

Rec. hat diese Schrift mit innigem Vergnügen gelesen; denn es spricht in ihr ein Mann, der durchdrungen ist von der Wichtigkeit der Volkserziehung, der den Zustand unserer Land- und Bürger-Schulen, und die Beschaffenheit des gewöhnlichen Elementarunterrichts kennt, der dem Übel mit einem hellen, verständigen Blick auf den Grund geschaut hat, und sehr zweckdienliche Vorschläge zur Beförderung der Religiosität, Sittlichkeit und wahren Aufklärung, und damit auch zur Erhöhung der häuslichen und bürgerlichen Glückseligkeit thut. Was der Vf. (Prediger zu Goldberg in Schlesien) sagt, ist nicht neu; aber es ist mit einer Wärme, mit einer Klarheit und Sachkenntnis gesagt, daß man es nicht ohne ein lebhaftes Interesse lesen kann. Es ist allerdings ein gefährlicher Irrthum, wenn man glaubt, bloß des Staats wegen da zu seyn, und seine ganze Bestimmung erreicht zu haben, wenn man recht brauchbar für das bürgerliche Leben ist. Aber der Mensch steht doch beständig in einem untergeordneten Verhältnisse zum Staate, und er kann nur durch die gesellschaftliche Verbindung seine Bestimmung erreichen; er muß deshalb auch für den Zweck des Staats erzogen und zur objectiven Brauchbarkeit für den bürgerlichen Verein vorbereitet werden. „Erziehen ist in diesem Sinn, (sagt Fichte in seinem angewandten Naturrecht S. 95), nichts mehr, als erwerbsfähig machen, und die Kinder müssen in den Stand gesetzt werden, sich einst selbst ein Eigenthum zu erwerben.“ Wie nun der Mensch für die bürgerliche Gesellschaft gebildet werden muß, ohne seine höhere Bestimmung außer Acht zu lassen, und ohne ihn zu einem Mittel für einen fremden Zweck herabzuwürdigen, das hat der Vf., zwar mit kurzen Umrissen nur, aber doch auf eine befriedigende Art gezeigt. Lichtvoll und klar steht am Ende

der Schrift das Resultat vor unsern Augen: daß derjenige, der als Mensch seine höheren Geisteskräfte am zweckmäßigsten ausgebildet hat, auch der würdigste und brauchbarste Staatsbürger ist, und daß die Veredlung einer Nation mächtig fortchreitet, sobald der Geist der Industrie und ächten Bildung unter ihr einheimisch geworden ist.

Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir in das Detail der Schrift eingehen, den Begriff, den der Vf. von der Industrie und von dem Verhältnisse derselben zur allgemeinen Menschenbildung aufstellt, näher prüfen und die Mittel angeben wollten, durch welche unsere Volksschulen in wirkliche Erziehungsanstalten umgewandelt werden können. Jeder, den der Gegenstand interessiert, wird die Schrift selbst lesen. Nur folgende Stellen, die den Geist und die Schreibart derselben näher bezeichnen, mögen noch hier stehen. S. 47: „Edler Howard! der du einst, von Menschenliebe entflammt, durch alle Länder Europens umherzogest, um die Gefängnisse zu besuchen und das Elend derselben aufzudecken — hätte deine Idee dich einmal in das Innere unserer Volksschulen geführt, was würdest du gefunden haben! O möchten doch alle, die hier Hülfe schaffen können, helfen und sich des Nothstandes der armen Volksjugend erbarinnen! —“ Und S. 129: „Die Religionsstunden eines frommen Lehrers werden mehr Andachtsübungen, als eigentliche Lehrstunden seyn. Auch wird er sie täglich halten, nicht folgend der Gewohnheit unserer modernen Schullehrer, die vor der Menge wissenschaftlicher Lectionen nie recht zur Besinnung kommen; und in der That nicht wissen, wo sie ein paar Stunden die Woche für den Religionsunterricht hernehmen sollen. Dem frommen Lehrer sind eben diese Stunden nicht Stunden, sondern Augenblicke, und zwar die schönsten seines ganzen Schullebens, und wahrlich die, welche seinen Schülern für ihr künftiges Seyn und Wirken den bleibendsten Segen bringen.“

Noch müssen wir bemerken, daß diese treffliche Schrift aus einem Aufsatz entstanden ist, den Hr. V. im J. 1805 bey der Versammlung der jauer'schen theologischen Lesegesellschaft vorlas. Er wurde in der Folge mit beträchtlichen Erweiterungen in den schlesischen Provinzialblättern abgedruckt, und erscheint hier in einer ganz neuen Gestalt mit Weglassung alles dessen, was bloß Beziehung auf Schlesien hat. L. Th.

K L E I N E S C H R I F T E N.

PÄDAGOGIK. Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Geschichte und Beschaffenheit der Bildungsanstalt für künftige Lehrer in Bürger- und Land-Schulen zu Freyberg*. Dargestellt von M. Samuel Gottlob Frisch, Prediger zu Freyberg und Director der genannten Anstalt. 1809. IV u. 76 S. 8. (8 Gr.) Vom Jahre 1797 an gab der Vf. einer Anzahl Gymnasialisten, die sich zu Landschullehrern bilden wollten, Unterricht in der Katechetik, und verband damit auch praktische Übungen. Schon war dadurch mancher tüchtige Lehrer zu seiner künftigen Bestimmung auf eine würdige Art vorbereitet worden, als bey der allgemeinen Versammlung der sächsischen Stände im J. 1805 die Ritterschaft des erzgebirgischen Kreises den Entschluß faßte, dieser nützlichen Anstalt durch einen jährlichen Beytrag von hundert

Thalern eine sichere Existenz zu verschaffen. Mit Hülfe des Superintendenten von Brause gelang es dem, für sein Institut unermüdet thätigen Vf., ein jährliches Einkommen von 260 Thalern zu erhalten, wofür eine Elementarclasse angelegt wurde, und 12 Seminaristen von 4 Lehrern in allen Wissenschaften, die man mit Recht bey jedem würdigen Landschullehrer voraussetzen darf, zweckmäßig unterrichtet werden. Die Geschichte und jetzige Einrichtung dieser nützlichen Anstalt wird in der vorliegenden Schrift mit ermüdender Umständlichkeit erzählt, und die Acten und Rescripte werden *in extenso* mitgetheilt. Jedoch gebührt dem Hn. M. Frisch wegen seines redlichen und uneigennütigen Eifers für das Gute Lob und Aufmunterung.

L. Th.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 J A N U A R , 1 8 1 0 .

N A T U R L E H R E .

JENA, b. Frommann: *Lehrbuch der Naturphilosophie* von Dr. Oken, Prof. in Jena. I. Band. Erster u. zweyter Theil. 1809. XII u. 228 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der Beurtheilung dieses Werks hält Rec. für nöthig eine Übersicht desselben voranzuschicken. Dieser erste Band zerfällt in zwey Theile oder sieben Bücher. I Theil. *Mathesis*. Vom Ganzen (*de Toto*). I Buch. *Theosophie*. 1. Nichts — Gott. 2. Formen des göttlichen Denkens oder Seyns, Handeln Gottes. a. Wesen Gottes. b. Entelechie Gottes. c. Gestalt Gottes. II Buch. *Hylogenie*. a. Wesen des Äthers. b. Entelechie des Äthers. Licht. c. Form des Äthers. Wärme. II Theil. *Ontologie*. Vom Einzelnen (*de Entibus*). III Buch. *Kosmogenie*. Erzeugung der Weltkörper: Sonne, Planeten, Monde, Umlauf derselben; Kometen; Meteore. IV Buch. *Stoechiogenie*. Ousia der Elemente. Charakter u. Zahl derselben. Feuer. Luft. Wasser. Erde. V Buch. *Stoechiologie*. 1. Feuer. a. Licht. Entelechie desselben. Beugung. Durchsichtigkeit und Brechung. Form des Lichts. Farbentheorie. Farben und Planeten. b. Wärme. 2. Luft. Entelechie derselben, Electrismus (*Electricismus*). 3. Wasser. Entelechie desselben — Auflösung. 4. Erde. Ousia derselben. b. Form der Erde — Krytallisations-theorie. Werth der Krytallographie. VI Buch. *Geologie*. 1. Erz. 2. Salz. 3. Erde. Eintheilung der Erden. a. Salzerden (Kalk, Schwererde, Strontian). b. Erzerden, (Kiesel, Thon, Kalk). VII Buch. *Geogenie*. 1. Gestalt des Planeten. (Schichtung, Princip des Maßstabes. Thäler.) 2. Entstehung der Erdformationen in der Urperiode. a. Formation der Granderden. Granit. Gneis und Glimmerschiefer. Lagerung. b. Metamorphose der drey Urnieder schläge. c. Urkalk. Übergangsformation. d. Trapp. e. Laven. 3. Erz. a. Gänge, Gangtheorie. b. Genesis der Erze. c. Eintheilung der Erze. d. Entelechie der Urperiode — Magnetismus. e. Arsenik-Gift. f. Schwefel-Isolation. Verkohlungen. 4. Formationen der Flötzperiode. a. Sand und Flötzthon. b. Flötzkalk. Genesis. Ätztstoff, Erdsäure. Vorkommen. Metamorphose der Kalkerde. c. Salz. 5. Entelechie der Kalkperiode — Chemismus. d. Wiederholte Flötznieder schläge. Versteinerungen.

Der folgende Band wird den dritten Theil, die *Pneumatologie*, oder die Lehre vom Ganzen im Ein-
J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

zeln enthalten, zerfallend in die Organogenie, Phytophobie und Zoosophie.

Der Vf. sagt in der Vorrede: „Ich weiß, daß man diesem Werke nicht die Vorwürfe machen kann, die man den meisten naturphilosophischen Schriften mit Recht gemacht hat; ich weiß, daß es nicht ein Spiel der leeren Phantasie ist, daß es keinen gezwungenen Zusammenhang hat, daß es keine *rudis et indigesta moles* ist, daß es nicht mit Formeln beginnt und nicht mit Formeln beschließt: und dadurch glaube ich die gebildeten, kenntnißreichen Gegner ausgesöhnt zu haben, und der Naturphilosophie eine andere Stimmung in Deutschland zu gewinnen. Man muß erkennen, daß die Naturphilosophie allerdings etwas aus sich selbst hervorzubringen vermag.“ — Diese Sprache hat man noch von keinem Naturphilosophen gehört; doch wird Mancher vielleicht vernuthen: *latet anguis sub herba*, und nicht ganz Unrecht haben.

Vieles, was der Vf. von seinem Werke rühmt, ist allerdings gegründet, und um ein solches Buch schreiben zu können, mußten ihm mancherley Kenntnisse zu Gebot stehen: dessen ungeachtet aber muß man sich bey völliger Unbefangenheit gegen den Vf. erklären, ohne ihm seine Achtung zu versagen.

Erstlich sieht Rec. nicht ein, wie dieses Buch jemals bey Vorlesungen zum Grunde gelegt werden könne. Dieser erste Band enthält in 800 Paragraphen eine solche Menge von Gegenständen, daß sie kaum alle in einem Collegium berührt werden können, und der zweyte Band wird nothwendig eben so stark ausfallen. Ferner möchten sich schwerlich unter den Studirenden irgend einer Universität Zuhörer finden lassen, die über dies Handbuch ein Collegium zu hören im Stande wären. Das Werk ist nämlich so umfassend, und will überall so sehr in die Natur der Dinge eindringen, daß dem Zuhörer, der mit Nutzen darüber hören soll, die Mathematik, Chemie, Physik, Mineralogie, Botanik, Zoologie, Zootomie und Physiologie durchaus bekannt seyn müssen, so wie er auch seinen philosophischen Cursus vollendet haben muß, um das Raisonnement gehörig würdigen zu können. Bekannt müssen ihm aber jene Wissenschaften seyn, da die Data unmöglich von dem Lehrer zugleich erörtert werden können, indem er über die Entstehung und Natur der Dinge philosophirt. Man kann dieses Werk also schwerlich als ein Handbuch, sondern muß es als einen Versuch ansehen, welchen der Vf. den bereits gebildeten Naturforschern vorlegt.

K-

Der zweyte Vorwurf betrifft nicht einzelne Gegenstände, worüber sich der Vf. nicht die vollständige Kenntniß verschaffen konnte, oder die einzelnen irrigen Behauptungen: denn darüber hat sich derselbe mit Bescheidenheit und vollem Recht in der Vorrede erklärt: sondern er betrifft die Behandlungsart des Ganzen, die auf dem hier eingeschlagenen Wege nie gelingen kann. Offenbar nämlich versteigt sich die Naturphilosophie in Gebiete, wozu ihr, wie jeglicher Philosophie, der Eingang ver sagt ist, und was das Schlimmste dabey ist, sie giebt den Geburten ihrer Phantasie den für Unerfahrene so trügerischen Schein, als ob sie rechtmäßige Kinder der Beobachtung und der Speculation wären. Man erhält Lehrsätze ohne Beweis, wahre Orakelsprüche, die als solche geglaubt werden sollen; man erhält alles, nur keinen Aufschluß. *Nam est Phantasia et tota idealis et tota transcendens. Nil agitat nisi summum et super: rerum nempe facillimam signationem: rerum vage varium somnium.* Archimetr. §. CI. 3.

Da bekanntlich der Weg der Transcendenz der Weg der Vernichtung ist: so beginnt das Werk auch mit dem Nichts, läßt aus diesem alles entstehen, und in dieses alles zurückgehen, und dasselbe daher Gott gleich seyn. Zuerst spricht der Vf. von dem Zero, als dem mathematischen Princip; es ist übel, daß er es zugleich Nichts nennt. Es soll das Absolute der Zahl bedeuten; dazu brauchte es aber jenes Ausdrucks nicht, der offenbar Doppelsinn giebt, und dadurch wider Willen dessen, der sich seiner bedient, zur Taschenspielerrey führt. Der Vf. erhält sich selbst nicht rein. Denn so sagt er §. 71: „Es giebt nichts Todtes in der Welt; nur das ist todt, was nicht ist, nur das Nichts.“ Offenbar gebraucht er hier das Wort Nichts in einem anderen Sinne, denn er wollte wohl nicht sagen, daß Gott todt sey, da er an einer andern Stelle den (ebenfalls schiefen) Ausdruck thut: Seyn und Leben sind unzertrennliche Begriffe; oder §. 31 von einem seyenden Nichts spricht. Die Naturphilosophie soll in ihren höchsten Principien Theosophie seyn (§. 38): allein was hier von Gott gesagt wird, ist eigentlich nichts, als daß er das Absolute sey, und dieß ist wohl schwerlich Theosophie. Wie kann ein Theosoph, das Wort in gutem Sinne genommen, jemals von einer Gestalt Gottes sprechen, und den seyenden Gott (§. 95) eine unendliche Kugel nennen? Alle die Sätze von der Vollkommenheit der sphärischen Gestalt u. s. w. sind durchaus ohne Werth. Eine unendliche Kugel ist Nonsens. Denn dadurch, daß etwas Kugel genannt wird, erkennt man schon dessen Grenzen an, und mit eben dem Rechte kann man von einem unendlichen Cubus u. s. w. sprechen. Auch was weiterhin von Gott als Umlinie, als Radius, als rotirende Kugel gesagt wird, und hundert ähnliche Sätze erklären nichts, führen zu keiner Wahrheit, sondern sind Spielereyen und höchst müßige Wortverfetzungen. Soll Gott alles seyn, aus ihm alles hervorgehn, und in ihn alles zurückkehren, worauf sich Rec. hier nicht weiter einlassen kann: so bedarf es der einzelnen Ausführungen, was Gott alles

wird, keineswegs, sondern man findet eine unnöthige, tödtende Herabwürdigung darin. Die Widersprüche in der Hyologie zeigen auch deutlich, wie viel durch die Naturphilosophie gewonnen wird. Nach §. 128 „hat das Materiale an sich keine Existenz, sondern es existirt nur das Absolute in ihr.“ Es ist alles Gott, was da ist, und außer Gott giebt es schlechterdings nichts. Es ist Täuschung zu glauben, als sey die Materie ein wirkliches Etwas für sich bestehend u. s. w. Nach §. 131 „existirt das Immateriale nicht, denn eben das Materiale, welches nicht ist, ist das Immateriale. Alles, was ist, ist material; nun ist aber nichts, was nicht ist, folglich giebt es überall nichts Imateriales. Immaterialität ist nur ein heuristisches Princip, um durch es (dadurch) in der Speculation auf die Materie zu kommen, wie das O in der Mathematik.“ §. 132: „Nur Gott ist immaterial; er ist die einzige bleibende immateriale Heuristik, die Axiom ist, das Formlose, Polaritätslose, Zeitlose. Ein gestalteter Geist ist ein Widerspruch.“ §. 137: „Gott und Äther sind identisch. Der Äther ist die erste Materie der Schöpfung.“ §. 141: „Der Äther hat kein Leben, er ist das einzige absolute Todte, weil er das schwere O ist.“ Man sage! nicht, daß dieß abgerissene Sätze sind; die Widersprüche unter den bis jetzt ausgehobenen Stellen liegen zu klar am Tage.

In der Kosmogonie findet sich manche interessante Idee, z. B. über die Kometen. Wenn der Vf. aber weiterhin in der Geogenie von unserem Planeten behauptet, daß er ein Polyeder sey (§. 497), und es (§. 499) eine Lüge nennt, denselben für ein Sphäroid auszugeben: so würde ihm das Letztere wohl schwer zu beweisen seyn; wenigstens findet es Rec. nicht bewiesen. Daß die Oberfläche der Erde Ungleichheiten zeige, hat ja nie ein Mensch geleugnet; allein diese sind in Vergleichung mit der ganzen Erde so klein, daß man sie wohl mit allem Fug übergeht, wenn man von ihrer Gestalt spricht. Vieles Interesse hatte für den Rec. die KrySTALLISATIONSTHEORIE des Vfs., und sehr richtig urtheilt derselbe über den Werth der Krytallographie als Eintheilungsprincip in der Mineralogie. S. 127 ist es wohl ein Druckfehler: „Daher haben mikrokosmische Kryttalle schon dieselbe vollendete Form, wie die größten.“ Jenes soll wohl mikroskopische heißen; Rec. zweifelt wenigstens daran, daß der Vf. von den krytallinischen Körpern, die sich im Menschen (oder dem sogenannten Mikrokosmos) finden, überall eben das behaupten würde, was er von den anderen Kryttallen sagt, z. B. daß kein Kryttall als Kugel anschießen könne, (denn der Sand im Urin ist nicht selten kugelig), daß der Kern nicht früher da wäre, als die Kryttalle u. s. w. Dieß mag als Probe genügen.

Das Einzelne durchzugehen, wovon oben eine Übersicht mitgetheilt ist, verbietet der Raum; und da der Vf. ein Handbuch schrieb, und seine Sätze daher kurz aufstellt: so müßte die Beleuchtung natürlich weitläufiger werden, als das Buch selbst. Der Naturforscher wird viele Behauptungen des Vfs.

unhaltbar, vieles gezwungen und willkürlich finden, allein auch viele glückliche Ideen bemerken.

Der Vf. bedarf des Flimmers nicht, um den jetzt so viele buhlen, weil sie häufig nichts Besseres kennen, und ihre Armuth der Hülle bedarf. Möge er ruhig prüfen, wie weit der Mensch die Natur zu erforschen vermag, und wo die Grenzen der Speculation aufhören müssen! Der Vf. liebt sein Vaterland, wie viele Stellen seiner Schriften verrathen; wie könnte er seine Liebe thätiger beweisen, als wenn er selbst gegen den Schwindel kämpfte, der jetzt so viele Deutsche ergriffen hat, und sie dem Auslande zum Spott macht, das doch so häufig weit unter ihnen steht!

J. K.

GIESSEN u. DARMSTADT, b. Heyer: *Darstellung der gesammten Organisation*, von Joh. Bernh. Wilbrand, d. A. Prof. Erster Band. 1809. XIV u. 396 S. 8.

Der Vf. will die Einheit der Organisation in allen ihren noch so mannichfaltigen Erscheinungen nachweisen. Dabey setzt er voraus, daß der Leser nicht bloß historisch mit den Bemühungen der Philosophie bekannt, sondern daß der Geist der Wissenschaft in ihm so ins Leben übergegangen sey, daß es ihm klar ist, jedes Stäubchen der erscheinenden Welt habe nur in so weit Werth, als es selbst Reflex des Ganzen ist und im Ganzen lebt; auf der anderen Seite setzt der Vf. die Bekanntschaft mit dem Factischen in der Naturkunde, insbesondere die genauere Kenntniß des Pflanzen- und Thier-Reichs voraus. Rec. glaubt, diesen Forderungen als Leser entsprochen zu haben, wenn er gleich den ersten Satz etwas anders ausdrücken würde; er muß aber gestehen, daß er bey dem Buche die herzlichste Langeweile gefunden hat, ohne das Geringste zu lernen, und sieht nicht ein, wie der Vf. es als Handbuch bey seinen Vorlesungen benutzen will, da er so Vieles ganz übergangen, das Ubrige aber auf das ermüdendste, und mit ewigen Wiederholungen, vorgetragen hat.

In der 20 Sieten starken Einleitung stellt der Vf. mehrere naturphilosophische Sätze aphoristisch auf; sie sind mit Nummern bezeichnet, und im Buche selbst wird bey den Erklärungen häufig auf sie, als Beweise, verwiesen. Diefs ist sehr bequem. Denn darf ich nur 40 beliebige Sätze einer Schrift als ausgemacht voranschicken, so soll mir das Ubrige hernach nicht schwer werden. So nimmt der Vf. n. 14- 16. eine Evolution und Involution der Erde als erwiesen an, und in dem Buche selbst wird hierauf immer zurückgegangen. Waren diese Sätze aber so ausgemacht: so bedurfte es nicht einer solchen Auseinandersetzung, als die Schrift liefert; und sollte diese sie erst beweisen: so konnten die beliebigen Aphorismen nicht als Zeugnisse gelten.

Erster Theil. Die gesammte Organisation von ihrer realen Seite betrachtet. 1. Die ges. Org., wie sie räumlich hervortritt. Wann werden doch unsere Schriftsteller aufhören, sich mit leeren, nichtsagenden Sätzen zu brüsten, wie z. B. S. 28: „Weil aber

die südliche Halbkugel unter dem Exponenten des Idealen und die nördliche unter dem Exp. des Realen hervortritt: so erscheint auch nach dem Südpole hin mehr Wasser, nach dem Nordpole hin mehr Erde.“ Wie viel besser könnte man sagen: Diese ganze sogenannte Philosophie trete unter dem Exponenten des Idealen hervor, und enthalte daher so viel Wasser, und kenne kein festes Land. Überhaupt scheinen der Vf. und seine Collegen in der Naturphilosophie (wie der Name jetzt gebraucht wird, der sonst einer der ehrwürdigsten ist,) die Bedeutungen der kleinen Wörter: *weil, denn, so, daher* u. s. w. nicht zu kennen, denn sie brauchen sie, wo man auch nicht den geringsten Grund dazu findet. „Die Individuen der organischen Schöpfung erscheinen zuerst und am wenigsten individuell gebauet im Meere, später und mehr individualisirt im süßen Wasser, am spätesten und am meisten ausgebildet in der Trennung vom süßen Wasser. In dieser Hinsicht steigt die Organisation in drey Stufen von der starren Erde aufwärts gegen die Sonne.“ Wieder ein durchaus willkürlicher Satz. Vergleicht man nämlich die Thiere des süßen und salzigen Wassers: so hat man gar keinen Grund, jenen vor diesen einen Vorzug zuzuschreiben; der Robben, Seebären u. s. w. wird gar nicht gedacht, und die Fische find dem Vf. ohne Bedeutung. Diefes Letztere ist überhaupt ein gewöhnlicher Nothbehelf in unserer Zeit, der aber eines Philosophen ganz unwürdig ist. Denn finde ich Anomalien oder Widersprüche: so muß ich sie treulich angeben, nicht auslassen, oder mit dem Wort abfertigen: sie sind ohne Bedeutung. Dem Vf. sind aber auch, außer den Fischen, die Mollusken (S. 31) ohne Bedeutung; allein mit eben dem Recht oder mit größerem hält Rec. die ganze Behauptung des Vf. dafür. Eben dahin gehört folgende Tirade S. 34: „Durchgehends haben die Blumen der Pflanzen eine solche Stellung, daß sich ihr Inneres gegen das Licht der Sonne aufschließt, und nur bey *einigen* Pflanzen einer höhern Stufe nehmen die Blüthen andere Richtungen an, die aber jedesmal von der Art sind, daß die Pflanze hierin eben so wenig von einer bestimmten Norm abweicht, wie in der Form ihrer Blätter. Es sind vorzüglich solche Blumen einiger Monokotyledonen und Dikotyledonen, die *ihrer vorherrschenden Materialität wegen* zur Erde gerichtet sind.“ Ist hierin wohl irgend ein Sinn? und wenn man die einblättrigen Blumenkronen nur flüchtig durchgeht, und so oft die schönsten Blumen niederhängend oder am Rachen geschlossen findet, wie kann man auf die Idee des Vfs. kommen? S. 36: „Unter den Amphibien zeigt der Frosch, der mehrentheils das Wasser bewohnt, die wenigste äußere Vollkommenheit, und die wenigste innere Energie. Ihn übertrifft hierin sogar die Kröte, von deren energischerem Leben der ätzende Saft, den sie auf ihrer Oberfläche ausschwitzt, ein Beweis ist.“ Diefs ist wieder ein höchst schielender Satz; doch solcher kommen zu viele vor, als daß Rec. sie einzeln durchgehen könnte. 2. Die gesammte Organisation, wie sie zeitlich hervortritt. Jahres-

wechsel, Tagwechsel. Sonderbar genug ist es, daß der Vf. alles die Nacht ruhen läßt, da doch ein so grosser Theil der Thiere des Nachts seinen Unterhalt sucht und sich begattet; nicht ein Wort von den Raubthieren aller Classen, die doch grösstentheils erst des Nachts auf ihre Beute ausgehen, nichts von so vielen Pflanzen, die sich des Nachts durch ihren Duft und das Öffnen ihrer Blume auszeichnen: wahrscheinlich war dies alles dem Vf. ohne Bedeutung, und hinderte ihn bey seinen allgemeinen Sätzen, oder es war die grösste Flüchtigkeit.

Zweyter Theil. Die gesammte Organisation von ihrer idealen Seite. S. 78. 1. Darstellung der Vegetation. A. Die Vegetation in der Stufe der Akotyledonen. Der Vf. macht hiebey die Anmerkung: „Ob schon nach der Behauptung einiger die Akotyledonen des *Jussieu* nicht alle ohne Kotyledonen seyn sollen, wiewohl es wohl gewiß ist: so kann doch hieraus kein Einwurf gegen unsere Darstellung genommen werden, weil diese Kotyledonen mit dem Keime von gleicher Natur sind, welches sich z. B. bey den Moo-

sen in den Blättern zeigt, die mit dem Stengel gleicher Natur sind.“ Der Vf. hätte ein keimendes Farnkraut betrachten sollen: so hätte er sein: „wiewohl es wohl gewiß ist,“ schwerlich hingefetzt. a. Erster. b. zweyter Ausdruck. B. Die Vegetation in der Stufe der Monokotyledonen. S. 205. C. Die Vegetation in der Stufe der Dikotyledonen S. 260 bis zum Ende dieses Bandes. In diesen Abschnitten wird eigentlich nur *Goethe's* Idee von der Metamorphose der Pflanze ausgeführt, ohne von dieser zu sprechen; was aber *Goethe* genialisch mit wenigen kräftigen Zügen hinstellte, das wird hier auf eine unerträgliche Weise ausgeponnen, so, daß bey den einzelnen Ordnungen und Gattungen; die in jeder Familie genannt sind, alles auf Expansion und Contraction zurückgeführt wird. Damit allein ist doch nicht alles abgethan; das ewige Herfagen dieser Formel tödtet den Geist, und man glaubt am Ende, man habe alles erklärt, während noch alles zu erklären übrig bleibt; man spricht von Tiefe, und schwebt ewig auf der Oberfläche. J. K.

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Königsberg, b. Nicolovius: *Der Clubb oder die vorwitzigen Weiber.* Ein Lustspiel in 4 Acten. Nach *Goldoni* bearbeitet. 1809. 160 S. 8. (14 Gr.) Dieses Stück kann man zu den guten Lustspielen rechnen, das seinen Gegenstand aus der Natur und aus der Erfahrung mit Leichtigkeit entwickelt, das Einfache zu einer grossen Mannichfaltigkeit entfaltet, und demselben recht viel komische Seiten ablichtet und ans Licht stellt. Das allmähliche Fortschreiten, das Schritt vor Schritt dem Ziele näher rückt, und das Benutzen jedes kleinen Umstandes, wodurch die Idee wie von selbst fortwächst, ist vorzüglich daran zu loben. Die Charaktere sind mehr dem Geistesstande dienend, und bilden in zweckmäßiger Verschiedenheit einen passenden Kreis darum, so daß sie durch ihr Spiel und Widerspiel belustigen, ohne daß sie die Aufmerksamkeit auf diesen oder jenen besonders fesseln. Die Wortdarstellung könnte im Ganzen kürzer, gedrängter und gerundeter seyn; und wenn das Stück auf der Bühne vielleicht nicht völlig befriedigen möchte: so dürfte die Schuld allein auf die zu grosse Ausdehnung durch leeres Gespräch fallen, was aber durch ein lebhaftes Spiel sehr vermindert werden kann. In Absicht des Ausdrucks bedarf der Übersetzer und Bearbeiter hie und da einer kleinen Nachhülfe, indem er nicht immer das richtige oder das üblichste Wort gewählt, und Manches für das deutsche Ohr zu derb gegeben hat. So sagt er immer vorwitzig, wofür doch neugierig hier passender seyn würde, weil Vorwitz noch Nebenbegriffe in sich schließt, die hier wohl zuweilen mit berührt, aber nicht völlig erreicht werden. Aber was *Roths* denn? ist steif und ungewöhnlich für: wie ist da zu rathen? Des Geschlechts wegen glaubt sie mir zu allgemein für: weil ich auch ein Frauenzimmer bin. Zu den zu starken Redensarten rechnen wir folgende. Ich fürchte einen Kropf zu kriegen, wenn ich es nicht herauswürge. Wenn Papa das Maul aufthut. Hu! der alte Bock! Hat er schon gerochen, daß ich ein Mädchen bin? Ich habe nichts zum Riechen, als hier das Stümpchen Tulgiäch in der Laterne. Dergleichen Flecken können aber leicht mit einer behutsameren Hand verwischt werden. T. Z.

Gießen, b. Verfaß. u. in Commiss. b. Tafché u. Müller: Vorlegeblätter zu seinem Unterrichte im Planzeichnen von Dr. J. G. J. Cümmerer, großherzogl. hess. Major und Prof. der Mathematik und der Militär-Wissenschaften zu Gießen. 1809. Mit 7 Kupfertaf. und 24 S. Text. (16 Gr.) Diese sauber gestochenen Blätter enthalten Muster, wie die beim Planzeichnen am öftersten vorkommenden Gegenstände angegeben werden, von den einfachsten und leichtesten angefan-

gen, in allmählicher Steigerung bis zu den zusammengefügteren und schwierigeren; und da die Bemerkungen, welche die Kupfer begleiten, den Anfängern über das praktische Verfahren beim Planzeichnen deutliche Nachweisungen geben: so ist die Nützlichkeit dieses kleinen Werks wohl kaum zu bezweifeln. — y — H.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: Neue praktische Singschule für Kinder, nach einer leichten Lehrart bearbeitet u. f. w. von M. C. G. Hering, Conrector und Organist zu Oschatz. 3tes Bändchen. 1809. 36 S. 4. (16 Gr.) Den beiden ersten Bändchen dieser Singschule für Kinder ist schon in dem 273ten Stücke des fünften, und im 139ten Stücke des sechsten Jahrganges dieser A. L. Zeit. das gebührende Lob beygelegt worden. Rec. findet es daher für hinreichend, bloß zu bemerken, daß das so eben angezeigte dritte Bändchen keinen theoretischen Unterricht im Gesange, sondern eine Sammlung von 23 (grösstentheils von dem Vf. selbst componirten) Liedern enthält, deren Inhalt nicht allein den Bedürfnissen der kleinen Sänger angemessen ist, sondern bey welchen auch die musikalische Einkleidung dem Grade der Ausbildung ihrer Singorgane vollkommen entspricht. — 3 —

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Wien, b. Geistinger: The Writing-Masters Assistant, containing four Sets of alphabetical Copies viz: Large Text, Round Text, Round Hand, and Amusing Hand; written by William Thomson, Professor of Writing and Accounts. And accurately engraved on 22 Copper-Plates by S. Drechsler. (Auch unter dem Titel: Englischer Schreibmeister.) 1807. (3 Thlr.) Die hier gegebenen Vorschriften für die verschiedenen Arten der englischen Schreiberey sind mehr in die Augen fallend, als instructiv, und fast scheint es, als wären sie nur gegeben, um uns mit diesen Arten bekannt zu machen, nicht aber, sie uns schreiben zu lehren. Nirgends ein Wink für den Unterricht, nirgends nur eine leise Andeutung oder Erinnerung an das, was die Nachbildung erleichtern könnte. So wie sie sind, gereichen sie also fast mehr dem Schriftstecher, als dem Schreibmeister zur Ehre, es müßte denn seyn, daß sie bloß eine Art-Aushängeschild für eine Schreibstube seyn sollten. Als Probe der Geschicklichkeit und des edlen Geschmacks im Schriftzeichnen verdienen sie alles Lob; so wie von der anderen Seite Hr. D. nichts gespart hat, was in dem Vermögen seiner Kunst gestanden, um ihnen die Eleganz und Präcision des Originals zu erhalten. — L.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 J A N U A R 1810.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HANNOVER, b. Hahn: *Das Buch vom Fürsten*, von Niccolo Macchiavelli. Aus dem Italiänischen übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen begleitet von A. W. Rehberg, Hofrath und Ober-Licentinspector zu Hannover u. s. w. 1810. (1809.) 272 S. 8. (22 Gr.)

Das mit großem Unrecht verrufene Buch *Macchiavelli's vom Fürsten*, hat an Hn. Rehberg einen Bearbeiter gefunden, dessen es sich erfreuen muß: Er wird gewiß mitbewirken, daß das übele Gerücht, in welchem dasselbe bisher gestanden, sich nach und nach auflöse in gerechten Ruhm. Hr. R. giebt, wie schon der Titel anzeigt, nicht bloß eine Übersetzung, sondern er hat eine Ansicht und Erklärung des ganzen Werkes vorausgeschickt, und den meisten Capiteln erläuternde, erklärende, berichtende Anmerkungen hinzugefügt. Rec. hält daher für gut, zuerst Einiges von der Übersetzung selbst zu sagen, und dann von dem Eigenen zu reden, welches Hr. R. über das Ganze und Einzelne vorgetragen hat.

I. Wenn man das Buch liest, ohne es mit dem Originalen zu vergleichen: so findet man es leicht und fließend, deutlich und verständlich; nur hin und wieder dürfte man erinnert werden, daß man eine Übersetzung vor sich habe. Z. B. S. 74: „Hieraus ist eine allgemeine Regel zu ziehen, die niemals, oder doch selten trügt: Derjenige, der einen Anderen groß macht, geht selbst zu Grunde. Denn *dieses* kann nur durch zwey Dinge bewerkstelliget werden: durch kluge Bemühung, oder durch Gewalt; und Beides ist dem, der mächtig geworden ist, verdächtig.“ Geht *dieses* auf das zu Grunde gehen, oder auf das mächtig-machen? Wörtlich heist diese Stelle: „Hieraus daß, wer Ursache ist, daß ein Anderer mächtig wird, zu Grunde geht. Denn diese Macht wird von ihm verursacht, entweder durch Klugheit (*con industria*) oder durch Gewalt, und die eine und die andere von diesen beiden ist verdächtig dem, der mächtig geworden ist.“ Oder S. 84: „Man könnte sich wundern, wie es zugegangen, daß das ganze Reich von Asien, welches Alexander der Große erobert hatte, *als er starb* . . .“ Für: „man könnte sich wundern, woher es gekommen, daß Alexander der Große in wenigen Jahren Herr von Asien ward, und, nachdem er es kaum in Besitz genommen, starb . . .“ Vergleicht man aber die Übersetzung mit der Urschrift: so muß man freylich gestehen, daß der

Sinn im Ganzen richtig getroffen sey, (kleine Verflöße finden sich allerdings, z. B. S. 93, wo der Wohlgeruch falsch ist; S. 101 die Kraft, weil u. s. w.) und oft kann man nicht umhin, sich über den glücklichen Ausdruck zu freuen, mit welchem die Übersetzung der herrlichen Klarheit des Originals nachstrebt; aber hin und wieder stößt man dabey auf kleine Freyheiten, die Hr. R. sich unnöthiger Weise erlaubt, und die um so mehr auffallen, je deutlicher man sieht, daß es ihm, bey seiner Sprachgewandtheit, leicht gewesen seyn würde, sie zu vermeiden. Rec. gehört keineswegs zu den Rigoristen, die von einer Übersetzung verlangen, daß sie eine treue Umbildung der Urschrift seyn soll, und die dieser Forderung genug gethan zu haben meinen, wenn nicht nur die Zahl der Wörter hie und dort gleich ist, sondern auch die Wortfolge dieselbe bleibt: das erzeugt oftmals verrenkte und verdrehte Übersetzungen, die nur mit Hülfe des Originals verstanden werden mögen. Aber er glaubt doch auch, daß der Übersetzer eines Werkes, welches, wie der *Principe Macchiavelli's*, Reichtum und Einfachheit, Kürze und Entfaltung, Schönheit und Klarheit so wunderbar in der Darstellung vereinigt, und durch und durch eigenthümlich und meisterhaft ist, die Pflicht auf sich habe, mit der größten Sorgfalt nach Genauigkeit zu streben, um dem Werke weder etwas zu nehmen, noch zu geben; mit Einem Worte, so zu übersetzen, daß der Vf. des Werkes, wenn er die Sprache des Übersetzers verstünde, sich in der Übersetzung ganz wiederfände. Hr. Rehberg aber scheint von dem Grundsatz ausgegangen zu seyn, der Vielen darum der liebste seyn mag, weil er am bequemsten ist, daß es allein auf den Sinn ankomme, und daß die Form etwas Willkührliches sey. Daher hat er bald etwas hinzugethan, bald etwas ausgelassen, und es überhaupt so genau nicht genommen. Die beiden oben angeführten Stellen können schon zum Beweise dienen; auf gleiche Art geht es durch das ganze Buch. Wir fügen noch ein paar Beyspiele hinzu: sie zu häufen, würde überflüssig seyn. Um nicht auszufuchen, wählen wir den Anfang und das Ende. „Alle Staaten und Gewalten, welche Herrschaft über die Menschen gehabt haben, sind Republiken oder Fürstenthümer gewesen.“ Im Original: *tutti li Stati, tutti i Dominii che hanno havuto e hanno Imperio sopra gli huomini, sono stati e sono ò Repubbliche ò Principati*. Die Fürstenthümer sind entweder ererbt, indem das Geschlecht des Herrschers schon lange regiert hat (im Original: *de' quali il sangue del loro Signore ne sia stato lungo tempo Principe*):

oder sie sind neu. Die neuen sind entweder durchaus neu, so wie Franz Sforza zu Mailand regiert hat (im Orig. bloß: *come fu Milano à F. Sforza*): oder sie sind als Theile (*come Membra*) dem erblichen Staat dessen (*del Principe*), der das Land (*il* nämlich *Principati*) erwirbt, hinzugefügt; so wie das Königreich Neapel dem Könige von Spanien gehört. Solche neuerworbene Staaten (*dominii*, vorher *Gewalten* übersetzt) sind vorher gewohnt gewesen an die Herrschaft eines Fürsten oder an die Unabhängigkeit. Im Original: *o consueti à vivere sotto un Principe, à usi ad-essere liberi*. Der letzte Begriff ist nicht ausgedrückt durch *Unabhängigkeit*. Unabhängig hätten sie auch unter einem Fürsten seyn können; es ist vom Republicanismus die Rede. So ist im Anfange des folgenden Capitels *governare e mantenere* unrichtig übersetzt durch: erwerben und behaupten. So sind S. 100 die Worte: *se non è huomo di grande ingegno e virtù*, unübersetzt geblieben u. s. w. — Das letzte Capitel (26) enthält bekanntlich eine Aufforderung an das mediceische Haus, und zunächst an Lorenzo, Herzog von Urbino, dem das ganze Buch bestimmt ist, zur Befreyung Italiens von den Fremden. Da dieses Capitel, wie Hr. R. sich ausdrückt, „ein Meisterstück der Beredtsamkeit ist“, und da in demselben, wie sich zeigen wird, der eigentliche Schlüssel des Buchs liegt: so sey uns erlaubt, einige Sätze daraus mitzutheilen. Wir wollen der rehberg'schen Übersetzung eine andere zur Seite stellen, die zwar ein Product des Augenblicks ist, und als solches angesehen zu werden wünscht, die sich aber den Worten des Originals näher anschließt, und Hn. R's. Artanschaulicher machen wird.

Hr. Rehberg.

Wenn man alles bisher Vorgetragene erwägt, und mit mir überlegt, ob gegenwärtig wohl in Italien solche Zeitläufe seyen, da man einen neuen Fürsten zu Ehren bringen (?), und da ein Mann von tapferem Gemüthe und Überlegung, eine neue Verfassung schaffen könnte, die ihm selbst zum Ruhme gereiche, und der Nation Vortheil ihm Ehre brächte, und Glück brächte: so scheint es mir, daß so viele Umstände zusammen kommen, daß nie ein günstiger Zeitpunkt dazu vorhanden war. Wie ich gesagt habe: die Kräfte des Moses konnten sich nicht entwickeln, wenn das israelitische Volk nicht in der Dienstbarkeit Egyptens gewesen wäre; die Größe des Cyrus wäre nicht erkannt, wenn die Perser nicht von den Medern vorher unterdrückt wären; den Theseus berühmt zu machen, mußten die Athenienser zu seiner Zeit zerstreut leben; und so mußte auch, da mit ein italiänischer hoher Geist zeigen könne, Italien so tief sinken, sklavischer werden, als die Juden je gewesen sind, werden möchte, nothwendig,

Recensent.

Wenn ich nun den ganzen Inhalt der obigen Betrachtungen bedenke, und bey mir selbst überlege, ob gegenwärtig in Italien Zeiten laufen, einem neuen Fürsten Ehre zu gewähren, und ob ein Zustand sey, der einem Klugen und Tapferen Gelegenheit gäbe, allda eine Verfassung einzuführen, die zum Vortheil eines neuen Fürsten zusammen zu kommen, daß ich nicht weiß, ob jemals eine Zeit günstiger dazu gewesen. Und wenn, wie ich gesagt habe, nothwendig war, damit die Kraft Moses erscheinen konnte, daß das israelitische Volk dienstbar ward in Aegypten; und zur Erkennung der Größe und des Muths des Cyrus, daß die Perser unterjocht wurden von den Medern; und zur Verherrlichung der Vortrefflichkeit des Theseus, daß die Athenienser zerstreut waren: so war gegenwärtig, damit die Kraft eines italiänischen Geistes erkannt werden möchte, nothwendig,

Hr. Rehberg.

Rec.

unterdrückter, als die Perser, daß Italien bis zu dem gegenwärtigen Zustande herab sank, ser, ohne Kopf, ohne Ordnung, geschlagen, ausgeplündert, zerrissen, überrennt, — als die Perser, zerstreut, als das italiänische Volk mußte auf die Athenienser, ohne Haupt, ohne Ordnung, geschlagen, getödtet seyn. — Seht, wie das Volk zu Gott ruft, er möge jemand senden, der es von der Grausamkeit und dem Übermuth wie es zu Gott sieht, daß er der Barbaren erlöse. Seht, wie geneigt es ist, der Fahne zu folgen, wenn nur jemand da wäre, der sie aufpflanzte. Es ist aber gegenwärtig niemand zu finden, auf den man hoffen dürfte, außer in Euerer erlauchtem Haufe, welches durch seine hohen Eigenschaften und durch seinen Glückstern (unter Begünstigung Gottes und der Kirche, an deren Spitze euer Geschlecht gegenwärtig steht) Anführer der Befreyung werden könnte. Dieß wird Euch nicht schwer werden, dafern Ihr nur die von mir vorgehaltenen Exempel vor Augen behaltet. . . . Hier ist gerechte Sache; denn dieser Krieg ist gerecht, nothwendig: hier sind fromme Waffen. Deswegen hofft auf nichts anderes, als auf sie. Alles ist bereit — das Übrige müßt Ihr thun. Gott thut nicht Alles, um der Freyheit des menschlichen Willens keinen Eintrag zu thun, und uns den Theil des Ruhms zu lassen, der unferre Handlungen angeht. . . . Die gegenwärtige Gelegenheit möge also nicht vorübergehen, damit Italien endlich nach so langer Zeit seinen Erretter sehe. Ich vermag es nicht auszudrücken, mit welcher Begierde ihn alle Länder aufnehmen würden, die so viel von den fremden Überschwemmungen gelitten haben; mit welchem Durst nach Rache; welcher unüberwindlichen Treue; welcher frommen Liebe; wie viele Throne für ihn stießen würden. Was für Thore würden wohl gegen ihn verschlossen werden? Welches Volk könnte vertragen, ihm zu gehorchen? Wie dürfte der Neid sich gegen ihn regen? Welcher Italiäner könnte sich weigern, ihm zu folgen? Jedermann eckelt die fremde Herrschaft an. So ergreife denn euer erlauchtes Haus den Entschluß, mit dem guten Muth und der Hoffnung, womit gerechte Unternehmungen angefangen werden, damit das Vaterland unter seinen Fahnen wieder gedeiht werde, und unter seinen Augen die Propheteyung des Petrarca eintreffe: Die Tugend wird gegen die wilde Wuth in

daß Italien bis zu dem gegenwärtigen Zustande herab sank, daß es dienstbarer wurde, als die Hebräer, unterdrückter, als die Perser, zerstreut, als die Athenienser, ohne Haupt, ohne Ordnung, geschlagen, getödtet, zertheilt, zertritten, und daß es jede Art von Verderben erduldet. . . . Seht, wie jemand sende, der es erlöse von dieser Grausamkeit und diesem barbarischen Übermuth. Schon ist es höchst begierig und bereit, einer Fahne zu folgen, wenn nur jemand da ist, der sie aufpflanzt. Und es zeigt sich gegenwärtig Keiner, auf welchen es mehr hoffen darf, als auf Euer erlauchtes Haus, das mit seiner Kraft (*virtu*) und seinem Glück (begünstigt von Gott und der Kirche, deren Fürst es jetzt ist) sich zum Haupt dieser Erlösung machen kann. Dieses wird Euch nicht sehr schwer werden, wenn ihr vor Euch behaltet die Handlungen und das Leben der vorhin Genannten. . . . Hier ist hohe Gerechtigkeit: denn der Krieg ist gerecht, der nothwendig ist, und das sind fromme Waffen. Darum sey die Hoffnung auf nichts gerichtet, als auf sie. Hier ist die größte Bereitschaft — das Übrige müßt Ihr thun. Gott will nicht Alles thun, um uns nicht den freyen Willen zu entziehen, und den Theil des Ruhms, der uns zukommt. . . . Daher darf diese Gelegenheit nicht vorbey gelassen werden, auf daß Italien nach so langer Zeit seinen Erretter erscheinen sehe. Und ich kann nicht ausdrücken, mit welcher Liebe er empfangen werden würde in allen Landschaften, die gelitten haben durch diese fremden Überschwemmungen, mit welchem Durst nach Rache, mit welcher hartnäckigen Treue, mit welcher Frömmigkeit, mit welchen Thränen! Könnte ein Thor sich ihm verschließen? Ein Volk ihm den Gehorsam vertragen? Neid sich ihm widersetzen? Ein Italiäner ihm Ergebenheit vertragen? Einem Jeden stinkt diese barbarische Herrschaft! Ergreife daher Euer erlauchtes Haus diesen Gedanken mit jenem Muth und mit jenen Hoffnungen, mit welchen man gerechte Unternehmungen ergreift, damit das Vaterland unter seinen Fahnen gedeiht werde, und unter seinen Augen dieser Spruch des Petrarca sich bewähre: Die Tugend

Einst kämpft mit wilder Wuth

Hr. Rathberg:

Hr.

Waffen treten, und das Gefecht Die Tapferkeit, und schnell ist bald entschieden seyn: denn der Sieg erworben; die alte Tapferkeit ist in der Denn noch ist der alte Muth Brust der Italiener noch nicht Nicht in der Brust des Italiens erstorben.

II. Was den Inhalt des Buchs selbst betrifft: so ist in der That schwer zu begreifen, wie man den eigentlichen Sinn und die Tendenz desselben so lange hat verkennen können, da beide, wie es Rec. scheint, von *M.* deutlich genug ausgesprochen sind. Aber es ist noch schwerer zu begreifen, wie das Buch, ohne das Sinn und Tendenz erkannt waren, Lobredner hat finden können. Denn so unbedingt dasselbe vielleicht in Beziehung auf seinen Zweck gelobt zu werden verdient: so wenig möchte es zu rechtfertigen seyn, wenn angenommen wird, das allgemeine Maximen, gültig für alle Zeit und unter allen Verhältnissen, darin ausgesprochen seyn, oder das es *M.*s. Wille gewesen, nach solchen Principien solle die Welt regiert werden. Die Meisterschaft verdient freylich immer ihre Krone, und es mag gut seyn, das sie geübt werde, wo sie sich findet; der Scharfsinn, der überall durchgreifende Mittel zu finden weis, der Muth, der die gefundenen Mittel anzuwenden sich nicht scheuet, der feste Blick, der allen Ereignissen unverwandt entgegen sieht, und die Ruhe, die sich ihnen widersetzt, um sie zu lenken — Alles dieses, und was sonst von der Art Vortreffliches seyn mag, kann unsere Bewunderung erregen. Aber das Gemüth wird sich rächen, und die Bewunderung zurücknehmen, die der Verstand gebracht hat. Gut, vollendet, ehrwürdig ist nur das, was den ganzen Menschen befriedigt, und die Meisterschaft ist unglücklich, die von guten Menschen mit Unbehaglichkeit, Scheu und Angst bewundert wird. Daher war es den Menschen gewiss nicht zu verargen, das sie, um das Buch vom Fürsten erträglich zu finden, so früh zu der Meinung kamen, der sie so lange treu geblieben sind, das *M.* wohl nur die Absicht gehabt habe, ein Gemälde der Tyranney und der Mittel, zu ihr zu gelangen, aufzustellen, um den Tyrannen verächtlich zu machen, und um Ekel zu erregen in jedes Menschen Brust vor der Tyranney; das er das Verfahren vieler Fürsten früherer Zeit darum enthüllt und der Welt vor Augen gelegt habe, damit es in Zukunft nicht wieder geübt werden möchte. Durch zwey Fehler verstanden sie das Buch nicht: einmal sahen sie das Werk an, als ein in sich geschlossenes Ganzes; zum anderen betrachteten sie das letzte Capitel des Buchs als eine Zugabe, von welcher nicht recht zu begreifen war, wie dieselbe gerade hither kam, und gaben damit den Schlüssel aus der Hand, den der Vf. ihnen selbst dargereicht hatte. Das Erste ist falsch, weil jede politische Schrift, die nicht rein wissenschaftlich ist, sondern eine praktische Tendenz hat, wie *M.* von seinem *Principe* so deutlich sagt, und dabey Leben und Wahrheit, für die Zeit berechnet ist, aus der sie hervorgeht, und deswegen nur aus der Geschichte dieser Zeit, und aus dem Leben des Vfs. und aus seinen Verhältnissen zu der Zeit verstanden

und erklärt werden kann. Die Verkehrtheit der zweyten Voraussetzung fällt in die Augen. Nun erscheint *M.* in seinen übrigen Schriften, in seiner florentinischen Geschichte, wie in seinen Discorsen, als ein enthusiastischer Freund der Freyheit; die Süßigkeit des freyen Lebens (die *dolcezza del vivere libero*, wie er sich ausdrückt) ist ihm das Höchste und Herrlichste; die Gründung und Erhaltung eines ächten gemeinen Wesens ein Ziel, werth der Bestrebung eines edlen, großgefinnten Mannes; und das eigene Leben *M.*s. spricht für den Ernst der Grundsätze in diesen Schriften. In dem Buche vom Fürsten aber tritt er auf als der Lehrer eines Prinzen, dem er keinen anderen Zweck beylegt, als Erwerbung, Erhaltung, Vergrößerung des Herrschs, und zeigt ihm, wie dieses Ziel zu erreichen sey, mit erschütternder Wahrheit, aber (scheinbar) ohne Achtung für das, was sonst dem Menschen, und ihm selbst, das Heiligste ist, ohne Schonung irgend eines menschlichen Gefühls. Wie liefs sich dieser Widerspruch besser auflösen, als durch die Annahme, *M.* habe im *Principe* nur die Naturgeschichte der Tyranney liefern wollen, um ihr den Abfheu der Welt zu erregen, um die Fürsten zu schrecken, und um die Völker zu ermuntern, festzuhalten über ihrer Freyheit? Aber der Ernst der Darstellung, die consequente Wahrheit, die Liebe, mit welcher *M.* von dem Werke spricht, als von der schönsten Gabe, die er darzureichen vermöge, der Fleis und die Mühe, die auf das Ganze verwandt sind, der seltsame Contrast, in welchem das letzte Capitel mit dem übrigen Werke stehen würde, beweisen, das die Annahme nicht zuzulassen sey. Dennoch ist diese Ansicht besser, als diejenige, die neuerlich ausgesprochen ist, und nach welcher *M.* damit gerechtfertigt werden soll, das er die Anwendung seiner Regeln dem Gewissen des Fürsten anheym gebe, und nie sage: Du sollst das wollen, sondern immer: wenn Du es willst: so mußt Du auf diese Weise verfahren, um Deinen Zweck nicht zu verfehlen. Das heist den Anderen zur Sünde verführen, und das eigene Gewissen retten!

Hr. R. hat den einzig richtigen Weg eingeschlagen: das Buch zu erklären aus der Geschichte der Zeit, aus dem Zustande Italiens, und findet auf diesem Wege, wie es nicht anders seyn konnte, den richtigen Sinn des Werks: Befreyung Italiens von den Barbaren! Florenz, Macchiavelli's Vaterstadt, war zuerst durch die allgemeinen Factionen der Welfen und Gibellinen zerrissen, dann durch eigenthümliche Stürme heftig erschüttert, weil die Florentiner weder die Freyheit behaupten noch die Knechtschaft ertragen konnten, darauf beruhigt durch das Ansehen der Medici, nach dem Tode des Lorenzo von Medici aber mit dem übrigen Italien eine Beute neuer Übel „Franzosen, Spanier, Deutsche, kämpften zu Macchiavelli's Zeit um den Besitz des schönen Italiens, Durch innere Uneinigkeit war es dahin gekommen, das es schien, die Frage könne nur davon seyn, welche auswärtige Macht Herr seyn solle. Das Volk haßte alle diese Fremden, so wie die südlichen Völ-

ker haßen, und so wie der Unwille unterdrückter und mißhandelter Völker haßt. Aber wie konnten die Italiäner die Unabhängigkeit wieder erlangen, die für jedes Volk, das eigenthümliche Denkart, Sitten, Sprache, Gesetze und Verfassung hat, das höchste Gut, und die Bedingung aller Glückseligkeit ausmacht? Dazu *mußten* die gesammten Kräfte der Nation in Verbindung gebracht werden, und eine einzige Richtung erhalten. Dies konnte im damaligen Augenblicke schwerlich durch einen anderen geschehen, als durch einen Medici. Wenn denn Italien der Herrschaft der Barbaren auf keine andere Art entrißen werden kann, und er das Vaterland nicht anders erlösen will, als wenn Florenz sich unterwirft: — nun so herrsche Lorenzo (Herzog von Urbino) über Florenz und über Italien. Wenn er das Land befreiet haben wird: so mögen sich die Florentiner selbst wieder von ihren Tyrannen befreien, und die Republik herstellen, wenn sie können (wenn sie der Freyheit werth sind). So mag Macchiavelli gedacht haben, als er dem Lorenzo den Weg zeigte, zur Herrschaft zu gelangen.“

Schade, daß Hr. R. diesen Gedanken nicht festhält, mit ihm das letzte Capitel in Verbindung setzt, und in dieser Hinsicht alles Einzelne des Werks zu erklären sucht! Er aber bleibt auf halbem Wege stehen. Kaum ist der Gedanke ausgesprochen: so thut Hr. R., als wäre er nie in seinen Kopf gekommen. Es wird sogleich von neuem untersucht, (wie wenn der Grund noch gar nicht gefunden wäre), was wohl den Macchiavelli zur Abfassung und Bekanntmachung eines solchen Buchs bewogen haben könne; und die liebe Nichtswürdigkeit, die Immoralität, die Unbeständigkeit, die Eitelkeit, die Gefühllosigkeit werden aufgezogen, um ein solches Phänomen begreiflich zu finden. Da wird von Macchiavelli prädicirt: „Er habe dem Lorenzo Rathschläge gegeben: ihm die Herrschaft zuzuwenden, damit Er es sey, dem der neue Fürst sie verdanke.“ Es wird gesagt: „auch wohl ein Mann von strengerer Sittlichkeit als Macchiavelli hätte durch die Zeitumstände verleitet werden können, sich über das Gefühl der Menschlichkeit, die gewissenhafte Redlichkeit, und die Scheu vor moralischen Geboten hinweg zu setzen, um einen grossen Plan zum Besten des Volks auszuführen.“ Es wird behauptet: „Macchiavelli sey es nur darauf angekommen, seinen Trieb zu unruhiger Thätigkeit zu befriedigen.“ Dem verschmitzten Unterhändler am franz. Hofe, (wie Hr. R. Macch. nennt) wird sein Briefwechsel mit dem Tyrannen von Siena vorgeworfen; der Umstand aber, daß er den Cäsar Borgia („den König aller Teufel seiner Zeit“) als Muster aufstellt für einige seiner Regeln, wird gar übel gedeutet. Es wird Nachricht gegeben, daß nach Einigen M. im Privatleben ein schlechter Mensch gewesen seyn soll; und die Keckheit der Bekanntmachung des Werks wird dadurch erklärt, „daß M. sich nicht habe enthalten können, das Lieblingskind seines Geistes, das Meisterstück seines Scharffsinns und seiner unvergleichlichen Feder zur Bewunderung aufzustellen.“ Bey dem letzten Capitel heisst es: „die-

se Schlußrede hat für Uns nur als ein Meisterstück der Beredsamkeit Interesse.“ Und dann wird in Beziehung auf das ganze Werk bemerkt: „Wenn man den ganzen mit M. zurückgelegten Weg nochmals mit Einem Blicke überseht: so wird man von einer sonderbaren Empfindung ergriffen. Jedes einzelne Urtheil, jeder Rath, jeder Anschlag ist so zutreffend, daß man der überredenden Kraft nirgends widerstehen kann. Es muß alles so kommen, wie M. sagt. Dennoch bleibt immer in der Tiefe des Gemüths etwas, das widerstrebt, und die Überzeugung zu Schanden macht. M. kann dreist seine Leser auffodern, etwas gegen seine einzelnen Urtheile einzuwenden. Aber wer könnte wohl das Ganze für mehr als für ein bloßes Spiel des Verstandes halten? Das ist es eben; das ganze Buch ist bloße Frucht des Verstandes. Von Theilnahme am Schicksale der Menschen, von Rücksichten auf ihre Empfindungen, von ihrer Zufriedenheit als einem Zwecke an sich selbst, ist gar nicht die Rede. Man vermisst durchaus Alles, was vom Gemüthe abhängt, und aus der Empfindung für Andere entspringt, oder was der Sinn für einen erhabenen, schönen Zweck eingeben könnte. Daher bleibt der Leser immer unbefriedigt, so viel er auch zu bewundern findet. Moralisches Gefühl hat M. entweder gar nicht gehabt, oder es ist in ihm von politischen Leidenschaften ganz unterdrückt.“ Und so stimmt Hr. R. mit der gewöhnlichen Meinung wiederum völlig überein.

Ob M. ein guter oder ein schlechter Mensch gewesen sey, dürfte nicht so leicht zu entscheiden seyn; wenigstens möchte Rec. es nicht auf sein Gewissen nehmen, das Letzte zu behaupten. Auch möchte es jedem schwer werden, den Beweis zu führen. In seiner Geschichte, wie in seinen Discorsen und in anderen Schriften, zeigt M. ein tiefes Gefühl für Tugend und Recht und für Alles, was den Menschen ehrt und ziert; edle Thaten und große Bestrebungen werden von ihm verherrlicht, Laster u. Feigheit gebrandmarkt; Liebe und Freundschaft sind ihm nicht fremd, und die Religion ist ihm heilig. Von seinem freyen Sinn ist schon früher die Rede gewesen. Wer wagt, zu behaupten: Alles dieses sey nur Maske gewesen? M. hatte Verstand und brauchte seinen Verstand: ist er deswegen ein Verschmitzter? Wie kann sein freundschaftlicher Briefwechsel mit dem Pandolfo ihn zum Vorwurfe gemacht werden? Politische Verhältnisse brachten sie zu einander: wer weiß, ob diese Freundschaft mehr als politisch, ob sie mehr gewesen ist, als jene zwischen dem Tyrannen von Siena, und dem unschuldigen Piero Soderini! Und waren nicht edle Männer des Alterthums, Republikaner, große Philosophen oftmals Freunde von Tyrannen? Die Bewunderung hingegen, die M. dem Cäsar Borgia bringt, erhält das kluge Betragen, keinesweges die Schlechtigkeit, durch welche der päpstliche Bastard „König aller Teufel seiner Zeit“ wurde; die Mittel werden gepriesen, aber weder der Zweck noch das übrige Leben desselben.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 J A N U A R 1810.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HANNOVER, b. Hahn: *Das Buch vom Fürsten*, von Niccolo Macchiavelli. Aus dem Italiänischen übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen begleitet von A. W. Rehberg u. s. w.

Der Umstand aber, daß M. mehr als einmal von einer Parthey zur anderen übergetreten, ist gar kein Beweis für seine Charakterlosigkeit, oder für die Verfolgung selbstfüchtiger Zwecke. Ist denn das wirklich so schön und ehrwürdig, wie es Einigen zu seyn scheint, festzustehen auf einer Stelle, entschlossen, Eins durchzusetzen, und, wenn das nicht gehen will, der Welt Lebewohl zu sagen, sich in sich selbst einzuschließen, die Hände in Unschuld zu waschen, etwa das Zeitalter anzuklagen, und gleichgültig und thatlos zu bleiben bey dem Schicksal seines Volks? Bequem mag es seyn; ob es aber weise ist, bezweifeln wir. Den Schein philosophischer Beharrlichkeit mag es geben; aber ein großer Charakter gehört nicht nothwendig dazu. Menschen, die sich meist mit der Ergründung dessen, was geschehen soll, beschäftigen haben, pflegen sich nicht leicht den Verhältnissen des Lebens anzuschmiegen; sie mögen Tugend nennen, was Unbehüllichkeit und Mangel an Kenntniß des Lebens ist. Männer aber, die in der Betrachtung der Geschichte aller Zeiten gelebt haben und leben, vor deren Geist die Schicksale der Völker stehen, welche das Leben und die Handlungsweise verschiedenartiger Menschen in sich selbst wiederholt haben, um sie und ihre Welt zu verstehen — erhalten eine Gewandtheit und Beweglichkeit, die jenen fremd ist; sie wissen sich nach den Umständen zu richten, belehrt durch die Geschichte, daß der Mensch, der gegen die Mauer rennt, sich den Kopf zerschmettern mag, ohne hindurch zu dringen, während ein Anderer, der vorsichtig hinüberstieg, jenseits erreichte, was jener vergeblich erstrebt hatte. Solche Männer können hundertmal ihre Parthey verändern, ohne ihren Grundsätzen einmal untreu zu werden. Sie wollen stets das Beste ihres Volks; aber sie wollen es auf dem Wege, der allein offen zu seyn scheint. Charaktere können sich gerade entgegengesetzt seyn, und doch gleich ehrwürdig. Timoleon und Lucius Brutus stehen herrlich in der Geschichte; aber deswegen soll man Keinen verdammen, welcher der Welt mehr Nachgiebigkeit bewies, als sie, und von dem Satz ausgeht: daß nicht Alles verloren sey, so lange er selbst lebe, stets bereit zu retten, was sich retten läßt. Daß indeß ein solcher Mann, wie M., viele Feinde haben kann, haben muß, ist begreiflich, und

selbst begreiflich, wie er in den Ruf eines schlechten Menschen kommen konnte. Unsere Zeiten könnten uns auch darüber belehren.

Wie aber auch M. im Übrigen gewesen seyn mag: hier kam es darauf an, zu zeigen, wie er in dem *Buche vom Fürsten* erscheint. Hr. R. sagt selbst: „die Unabhängigkeit sey für ein Volk das höchste Gut, und die Bedingung aller Glückseligkeit;“ er sagt ferner: „daß, um Italien die Unabhängigkeit wieder zu verschaffen, nothwendig gewesen, die gesammten Kräfte der Nation in Verbindung zu bringen; und daß dieses in damaliger Zeit nur durch einen Medici geschehen konnte.“ Wenn nun das wahr ist: wie läßt sich von einem Manne, der für dieses Gut eine so hohe Begeisterung zeigt, und von dem Gedanken desselben so ganz durchdrungen ist, wie M., sagen, er habe kein Gemüth, kein moralisches Gefühl? Die Mittel, die M. an die Hand giebt, mögen ohne Rücksicht auf den Zweck abscheulich seyn: sie hätten aber nur in Beziehung auf diesen beurtheilt werden sollen; und wir begreifen nicht, wie das Einzelne ohne das Ganze einiges Lob verdienen kann. Rec. ist keineswegs gemeint, den Satz, daß der Zweck die Mittel heilige, wie er gewöhnlich genommen wird, zu vertheidigen. Wenn der Einzelne sich herausnimmt, seine Meinung als das Höchste zu setzen, und seinem Kopfe alles zu opfern: so ist es abscheulich und nichtswürdig. Aber das Ewige, in der Natur der Dinge Gegründete, kann nicht den kleinen moralischen Erbarmlichkeiten nachgesetzt werden, und die Anwendung der Mittel, durch welche das, was „die Bedingung aller Glückseligkeit ist,“ nur erreicht werden kann, ist nicht verabscheuungswürdig. Die Moral wird den Mord eines Menschen nicht entschuldigen; daß aber für die Unabhängigkeit der Völker hunderttausend geopfert werden, hat noch Keinem unmoralisch geschienen. Es giebt nur Eine und ewige Tugend; und demjenigen, der ganz von einem großen Gedanken erfüllt, und in denselben aufgegangen ist, fallen die Mittel mit dem Zwecke zusammen; er sieht in jenen nur diesen, während der Moralist auf der Stube abwägt und richtet. Eine verzweifelte Krankheit verlangt eine verzweifelte Kur, und der Biß des tollen Hundes kann nicht behandelt werden, wie ein Niethnagel. Macchiavelli empfiehlt nie geradezu die strengste und grausamste Maßregel: wo Sanftheit und Milde ausreicht, da ist er für diese; aber er scheuet jene nicht, wo die Nothwendigkeit gebietet. „Die Geschichte jener Zeit, sagt Hr. R., enthält nichts als Mord, Treulosigkeit, Verrätherey, Gewaltthätigkeit durch gedungene Streiter. Was zur Herrschaft führt, ist gut: war allgemeiner Wahlspruch. Jeder erlaubte sich alles, was den Weg da-

zu bahnen konnte: Alle aber, verfehlten ihren Zweck. Jeder Gewalthaber ging zu Grunde, und die ganze Nation ward eine Beute fremder Eroberer." War bey einem solchen Zustand der Dinge möglich, auszulangen mit der Schwachheit, die man in unserer Zeit so unschicklich Humanität zu nennen beliebt hat? Ist das Humanität, untergehen zu lassen, wodurch der Mensch — Mensch wird, um das zu erhalten, wodurch er Thier ist?

*Summum crede nefas animam praeferre pudori,
Et propter vitam vivendi perdere causas!*

Darum wäre zu wünschen, Hr. R. hätte, den erkannten Zweck *Macchiavelli's* unverrückt im Auge, jedes einzelne Capitel, jeden Rath desselben auf den Zustand der verschiedenen Provinzen und Städte Italiens bezogen, und das abgefondert, welches nur zur Erläuterung oder Bestätigung dient, oder durch welches *M.* seinem Buch ein allgemeineres, wissenschaftliches Ansehen zu geben sucht, als es wirklich haben sollte. Alsdann würde sein Urtheil über das Ganze und über vieles Einzelne anders ausgefallen seyn. Diese Palme ist noch zu verdienen. Wer sie aber verdienen will, der muß die genaueste Kenntniß der Geschichte dieser Zeit mitbringen, nicht nur von Florenz, sondern von allen Provinzen und Städten Italiens, und die Charaktere der Personen, welche die öffentlichen Angelegenheiten leiteten, wohl studirt haben. Völlig wird man den *Principe* doch nicht begreifen, weil er zu individuell für jene Zeit berechnet ist, als daß wir die nöthige Kenntniß dazu haben könnten; besser indeß, als bisher, wird er begriffen werden können. Eine solche Erklärung aber, so sehr sie für den tiefsten Sinn *M's.* reden möchte, würde zugleich der beste *Anti-Macchiavelli* seyn, d. h. sie würde denen, die den *M.* immer im Munde führen, und seine Sätze so blindlings adoptiren möchten, beweisen, wie verkehrt sie den Meister ansehen. Dann es würde aus der Untersuchung *M's.* großer Grundfatz hervorgehen: daß das Eine Nothwendige, welches unter jeder Bedingung erstrebt werden müsse, die Unabhängigkeit des Vaterlandes — die Befreyung Italiens von den Barbaren — sey, daß aber die genaueste Kenntniß der Zeit, des Zustandes des Landes und Volkes in jeder Beziehung nur die Art bestimmen dürfe, wie das Ziel zu erreichen sey. Das könnte eine große Lehre seyn, auch für unsere politischen Schwätzer, die beständig allgemeine, bald begriffene Sätze aufstellen, ohne sich die Mühe zu geben, die Geschichte und den Zustand nur Eines Volkes zu studiren!

Die Anmerkungen, welche Hr. R. den ersten Capiteln hinzugefügt hat, sind eine schöne Zugabe, mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn geschrieben, *M's.* Vorschläge angewandt auf Ereignisse der neuesten Geschichte; oft mit Freymüthigkeit, lebendig, frisch und kräftig. Man erkennt überall den gewandten, erfahrenen, gemüthvollen Mann. Die Leser werden hohen Genuß finden, und viele Leser müssen dem Buche werden.

H. B.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) München, ohne Angabe des Verlegers: *Die Pläne Napoleons und seiner Gegner, besonders in Deutschland und Oesterreich.* 1809. 8.
- 2) Ebend. b. Stöger: *Betrachtungen über die angenommenen Unterschiede zwischen Nord- und Süd-Deutschland.* Ein Beytrag zur Kenntniß der neuesten Äußerungen des Zeitgeistes. Mit dem Motto: *procumbit humi bos.* 1809. 8.
- 3) Ebend.: *Neue oberdeutsche allgemeine Literatur-Zeitung vom Jahr 1809.* No. 132, 134, 135 u. 137.

Nicht ohne ein gemischtes Gefühl von Wehmuth und Indignation ergreift Rec. die Feder, um das Publicum mit einigen Schriften bekannt zu machen, deren Tendenz zu den traurigsten Erscheinungen unserer Zeit gehört. Bey den vielfachen Bedrängnissen, welche Deutschland seit funfzehn Jahren erdulden mußte, gewährte es eine erhebende Beruhigung, daß die verschiedenen Bewohner deutscher Staaten ihrer langen politischen und religiösen Trennung, welche allmählich zu einer nationalen geworden war, vergaßen, und sich, eingedenk der gemeinsamen Abkunft und des väterlichen Namens, die versöhnende Hand boten, durch das Schicksal selbst belehrt, daß ihre wahre Nationalität nicht abhängen von politischen Formen, sondern von dem alten deutschen Sinn und der gemeinschaftlichen Sprache, als dem Palladium ihrer wohl erworbenen intellectuellen und sittlichen Cultur. Ein liberaler Geist offenbarte sich auch immer mehr in den Maximen und Bestrebungen einzelner Regierungen, und ein freudiger Zuruf ertönte von den meisten deutschen Zungen, als Bayerns edler Beherrscher die Universitäten Würzburg und Landshut und die münchener Akademie zum neuen Leben hervorrief, und die Jacobi, Sömmerring, Paulus, Mannert, Breyer, Jacobs, Niehammer, Schlichtegroll, Schelling, Thiersch, und so manche andere Männer von classischer Bildung und deutschem Sinn an diese Institute versammelte. Einige Bayern nahmen dies freylich anders: sie sahen darin Hintansetzung, Verkennung des vaterländischen Guten und Trefflichen, und einige junge Dichter, deren Erzeugnissen man übrigens den südlichen Himmel keineswegs ansieht, begannen schon vor geraumer Zeit, ihren Unmuth laut werden zu lassen. Ein gewisser *Nepomuk Ringsels*, (kein hesperischer Name!) trat zuerst mit einer Aufforderung hervor, welche hier nicht übersehen werden darf, weil sie als die erste Eröffnung des sonderbaren Kampfs betrachtet werden muß, und den Geist der schlaglustigen Parthey treffend bezeichnet. Diese Kriegserklärung lautet, wie folgt:

Herausforderung.

Ha, warum, warum verachtest du mich,
Du kalte Brut, du der andern Zone! (?)
Heraus, du kalte, heraus will ich dich,
Auf den Sand hier des Bayerischen Bodens.
Ich schlage dich nieder bey allen Göttern,
Dich nieder in röthlichen Sand!
Da liegt du schon, ha! von meinen Wettern
Gestürzt, da liegt du im Sand!

Wer will die Fehde noch mit mir wagen?
 Heraus nur! Tausend an Wissenschaft
 Schlag ich; werd alle euch schlagen
 Mit des Willens allmächtiger Kraft!

Nun krönt mich, Freunde, mit grünendem Laub,
 So wie es dem Sieger gehört!
 Und also schlage ich jeden in Staub,
 Der Bayerns Söhne nicht ehrt!

Das klingt freylich bloßs possierlich, zumal da der Sieg so leicht erfochten ward, und so mochte wohl auch die bayerische Policy die Sache ansehen, und sie liefs auch den Herrn Nepomuk Ringseis ohne Weiteres mit seinem Strohkrantz laufen. Die Schriften aber, zu deren Anzeige wir nun schreiten, zeigen die Sache von einer nicht mehr spafshaften Seite.

In No. 1 sucht ein Ungenannter, der sich jedoch in einigen Hinweisungen kenntlich genug macht, die Plane Napoleons gegen seine Widersacher in Schutz zu nehmen: diess ist wenigstens die *vorgegebene, scheinbare* Absicht der Schrift. Die *eigentliche* spricht sich aber S. 55 u. 56 ziemlich unverhüllt aus. Nachdem der Vf. Einiges über die Opposition vorgebracht, welche die Fanatiker gegen die neue Ordnung der Dinge bilden sollen, führt er eine Stelle aus Napoleons Proclamation vom 21 Juny 1797 an seine Soldaten in Ägypten an, und commentirt sie folgendergestalt:

„Welcher Misklang in den Ohren der christlichen Priester von gewöhnlichem Schlage, wenn man Moscheen, Klöster und Synagogen, Mufti's, Rabiner und Bischöfe in eine Classe wirft! Doch das hätten noch viele ertragen, denn gegen Nichtchristen sind sie toleranter als gegen Christen von einer anderen Confession. Das aber werden die protestantischen Geistlichen nie vergessen, daß Napoleon die katholische Religion der übrigen vorzieht, daß er sie für consequenter hält; es ist ihnen ein Greuel, daß er, mit allen Gliedern seiner erhabenen Familie, sich zum katholischen Glauben bekennt. — Es wäre hierüber noch vieles zu sagen, besonders von den *borussirenden* und *anglomanen* Gelehrten in Deutschland. Aber ich halte es für überflüssig. Napoleon kennt ihre geheimen Machinationen, und wenn es Zeit ist, wird er die Missethäter zur Rechenschaft ziehen.“

Hier ist nicht mehr die Rede von *Meinungen*, sondern von *Missethaten*, über welche ein Strafgericht ergehen soll; die Verbrecher werden auch im Allgemeinen bezeichnet, es sind *deutsche Gelehrte*, die über Napoleons Anordnungen nicht bloß unzufrieden sind, sondern dagegen machiniren. Fühlte der Vf., was er hier niederschrieb, und wozu er dadurch seine Regierung und alle Gelehrten Deutschlands nöthigt? Er muß genau unterrichtet seyn, denn er nennt ein bestimmtes und kein geringes Verbrechen. Der bayerischen Regierung kann so wenig als einer anderen in Deutschland gleichgültig seyn, so etwas zu vernehmen, ohne darüber ins Klare zu kommen. Über Missethäter, welche die Ruhe der Völker durch ihre Schwindeleyen gefährden, sollte man ohnedieß nicht bloß zum Publicum sprechen, nicht den Verdacht auf Unschuldige lenken: es ist vielmehr Pflicht des redlichen Bürgers, solche Umtriebe den gerichtli-

chen Behörden namhaft zu machen. Kein deutscher Gelehrter darf schweigen bey einer Beschuldigung, welche eben darum, weil keiner genannt wird, den Unwillen Napoleons auf alle ziehen muß; keine Regierung darf darüber hinsehen, so lange ihr verborgen bleibt, ob nicht auch in ihrem Gebiete sich dergleichen Feinde öffentlicher Ruhe und Ordnung finden. Machinationen zu Gunsten Englands und Preussens setzen große Plane voraus, ihre Ramificationen mögen sich weit erstrecken. Dinge der Art lassen sich auch nicht mit den beschränkten Hülfsmitteln von Gelehrten realisiren, es müssen andere Hände mit im Spiele seyn. In der That, die Sache wird immer ernsthafter, je länger man sie ins Auge faßt. Darum muß Rec. auch von dem gewöhnlichen Ton einer Bücheranzeige abgehen, er muß als *accusateur public* auftreten, damit dem Schuldigen und Unschuldigen gebührendes Recht widerfahre.

No. 2. erörtert die alte Streitfrage über das *nördliche* und *südliche Deutschland*, welche seit einiger Zeit, mit auffallender Animosität, discutirt wird. Diese Schrift ist voll Geist und stechender Ironie, fast zu scherzend für den Ernst, den der Gegenstand jetzt gewonnen hat. Mit fester Hand ergreift der Vf. die Wage, und legt die Gewichte mit gewissenhafter Sorgfalt ein. Daß der Ausschlag nicht ganz zum Vortheile des sogenannten Südens sich ergibt, kann ihn wenigstens nicht als Schuld beygemessen werden. Ungern versagen wir es uns, von dieser ächt lucianischen Apologie einige Proben auszuheben. Der Rauin verengt sich, und die Sache spricht für sich selbst. Was die Bedingung aller Cultur ist, Pflege der classischen Literatur und Bildung der Landessprache — Beides verdanken wir dem Norden von Deutschland, gegen welchen auch die Natur so stiefmütterlich nicht war, als man es da und dort noch dem Pöbel einzubilden sucht. Rec., ein *Süd-Deutscher* und ein *Katholik* (er bittet, beides hier nicht zu übersehen), lebt zwar recht gern im Schooße seiner Heimath, und hofft auch da, wo seine Wiege stand, zu altern und zu sterben, wenn ihn nicht vielleicht der Stoss einer Völkerwanderung noch nach der anderen Hemisphäre mit fortreißen sollte; doch bewahrt er in sich gern und treu die Erinnerungen an die freundlichen Gegenden und an die bieder sinnigen Bewohner des nördlichen Deutschlands, wo er so glückliche Tage hinbrachte. — Die oben angeführte Schrift hat in No. 132 der in München redigirten *oberdeutschen Literaturzeitung* einen verständigen und gerechten Beurtheiler gefunden, aber *noch in derselben Nummer* erhebt sich bereits gegen die Recension ein hämischer Gegner, welcher dem Süden die Genialität als Erbrecht vindicirt. In No. 134 der nämlichen Zeitung ist aus einem Rec. unbekannten *Morgenboten* ein Aufsatz ausgehoben, worin in einer affectirten, undeutschen Sprache, und mit jener geistlichen Dunkelheit, welche so gern als Tiefsinn gelten möchte, der in No. 1 der hier angezeigten Schriften angeknüpfte Faden etwas dreister wieder aufgenommen wird. Das Princip des Protestantismus wird hier — als ein nördliches, erstarrendes — dem Princip des Lebens entgegengesetzt. Umsonst hat sich, wie der Vf. sagt, jenes Princip in die Gelehrsamkeit eingebö-

ren (warum nicht lieber eingebohrt?), denn die *Wahrheit* mußte über die *Lüge* (den Protestantismus?) siegen, und im Innersten der europäischen Menschheit ist die *Idee* erschienen, und nun mag fürder nicht bestehen, was — aus Luthers Geist und Kraft, aus Griechenland und Rom hervorging? Was Leibnitz, Kant und Fichte dachten? Was Winkelmann, Lessing und Herder schrieben? Was Klopstock, Ramler, Voss, Graun, Haßle, die Bach u. A. fangen? Es kommt noch besser. „So wenig, sagt der Vf., vernuthlich eins in Person und Wesen mit dem Vf. von No. 1, so wenig die Priester im südlichen Deutschland das Volk aufzuwiegeln vermochten: eben so wenig konnten es *Gelehrte des nördlichen Deutschlands dahin bringen, die Nation durch geheime Verbindungen, z. B. den Tugendverein, oder durch andere Triebfedern die der neuesten Politik entgegengesetzte Deutschheit zu empören.*“ Bravo, das heißt doch deutlich genug gesprochen. Die *protestantischen Gelehrten* aus dem nördlichen Deutschland sind also jene Missethäter, auf welche der Tag des Gerichts harret? Meisterhaft ist die Wendung, durch welche der Vf. auf Schill, den Herzog von Braunschweig-Öls und die neuesten Ereignisse der Zeit hindeutet, und sie mit seiner Anklage in Berührung zu bringen weiß. Wie die Pfaffen sonst, als es noch San Benito's und Scheiterhaufen gab, die Religion zum Popanz brauchten: so muß jetzt die Politik dazu dienen. Wahrlich, man fühlt sich versucht, mit Herzog Alba im Don Carlos auszurufen:

Der Plan ist trefflich — aber reuflisch!

In No. 135 der mehrgedachten O. Lit. Z. kommen noch einige Verhandlungen vor, welche auf dieses Thema Bezug haben. Ein Ungenannter, wahrscheinlich der Vf. der unter No. 2 aufgeführten Schrift, hatte hier unter anderen gesagt, daß manche norddeutsche Gelehrte gewiss nicht des Klima's wegen, sondern aus anderen Ursachen, dem an sie ergangenen Rufe in das südliche Deutschland, und selbst nach Moskau, Dorpat und Charkow gefolgt seyen. (Dieses harmlos hingeworfene und gewiss keiner Mißdeutung fähige Wort faßt sein Gegner mit zitternder Freude auf, und erwiedert dagegen

in derselben Numer: „Endlich erscheint der *deus ex machina*, die *geheimen* Ursachen (von *geheimen* war gar keine Rede), aus welchen die Norddeutschen in Süddeutschland verweilen wollen. Wir (wer sind diese Wir, als deren Trompeter Nepomuk Ringseis auftrat?) ahneten sie längst, diese *geheimen* Ursachen, und jetzt liegen sie klar am Tage für Jeden, der Augen hat, um zu sehen, und Ohren, um zu hören. *Doch dieses gehört nicht für einen literarischen Gerichtshof!*“ — Also doch für einen Gerichtshof? und so wären diese Delatoren mit den eisernen Masken wirklich da, wo Rec. sie hinfodert. Ein jeder Gelehrter, dem das Loos fiel, im Norden von Deutschland geboren zu werden, hat nun das Recht, zu erwarten, daß diese Herren keine Lüge gesprochen haben. Nach einer solchen offenen Erklärung vor den Augen und Ohren von ganz Deutschland, bey der Wichtigkeit des Gegenstandes, bey der kecken Hinweisung auf die norddeutschen Gelehrten als Staatsverbrecher — nein! keine Regierung in der Welt kann dabey eine ruhige Zuschauerin abgeben; eine gerechte Ahndung muß das schuldige Haupt treffen, der Frevler sey nun Staatsverbrecher oder — Verleumder.

In No. 137 der O. L. Z. wird eine nach dem Franzöf. bearbeitete Geschichte der stockholmer Akademie der Wissenschaften angezeigt. Auch diese Schrift steht im genauesten Zusammenhange mit den bereits aufgeführten Denunciationstibellen. Der *Bearbeiter*, so wie sein Recensent (wenn beide nicht eine physische Person ausmachen), haben sich gegen die Injurienklage allerdings zu sichern gewußt, indem sie statt München Stockholm setzten. Der Kunstgriff ist freylich plump, und man sollte kaum denken, daß diese Menschen zu einer gerichtlichen Klage geeigneten Stoff hätten, da sie zu solchen Mitteln ihre Zuflucht nehmen. Wenn in dieser schmachvollen Geschichte ein wirklich revolutionärer Geist erscheint: so bleibt es für den unbefangenen Leser keinen Moment zweifelhaft, in welche Parthey er gefahren sey. Ein unsauberer Geist geht nie aus seinem Elemente.

B. S. R.

K U R Z E A N Z E I G E N.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. Augsburg, b. Stage: *Le nouveau Maître Allemand, ou Grammaire Allemande pratique, d'une Méthode nouvelle et amusante pour apprendre l'Allemand, composée sur le modèle des meilleurs Auteurs de nos jours et principalement sur celui de Meidinger.* Par J. J. Denter, maître de langue. Ohne Jahrzahl. 357 S. gr. 8. (1 Thlr.) Da der Verleger das Druckjahr auf dem Titelblatte dieser neuen Grammatik nicht angezeigt hat: so ist sie von ihm wahrscheinlich für die Ewigkeit bestimmt worden; für unsere Zeit ist sie nicht. Der Vf. hat sie nach dem Muster von *Gottsched, Junker und Meidinger*, deren Werke er für sehr gebraucht und nützlich hält, verfertigt. Es ist ihm beynahe leid, daß sein Buch nicht noch stärker geworden ist; er entschuldigt sich damit, daß er zu gleicher Zeit ein Taschenwörterbuch in drey Sprachen in Auftrag hat redigiren müssen. Das Ganze ist eine Arbeit à la *Meidinger*, von welchem auch viele Aufgaben und Schnurren hier einverleibt sind. Daß der Vf. nicht in der Gegenwart lebe, sieht man schon aus seinen Vorschriften über die Titulaturen; z. B.: „*On appelle Jungfer une demoiselle bourgeoise, et Fraülein une demoiselle noble. Les mots français: Monsieur, Madame et Mademoiselle, sont aussi usités en Allemand, avec cette différence cependant, que Monsieur passe pour moins poli que mein Herr, et que Madame et Mademoiselle passent pour plus poli que meine Frau et meine Jungfer.* — *On écrit à un Conseiller: Wohlgebohrner Herr, Hochgeneigt, und*

Hochzuehrender Herr Rath, Eure Wohlgebohrne erlauben hochgeneigt, daß u. s. w.

Js.

Mainz, b. Zabern: *Nouvelle Grammaire Française simplifiée et pratique, précédée d'un Syllabaire méthodique, par lequel on enseigne à lire le Français de la manière la plus sûre et la plus facile.* Par M. J. Muller, Professeur de langues, membre du Jury d'instruction etc. 1808. 628 S. gr. 8. (1 Thlr. 20 Gr.) Abschreckend im höchsten Grade. Das Sylbenregister allein nimmt 205 Seiten ein. Es ist nach allen Regeln der Kunst dazu eingerichtet, den Schülern das Studium der Sprache auf Lebenszeit zu verleiden. Dann folgen Tabellen über die Declinationen bis S. 249. Man muß vor lauter Decliniren das Decliniren vergessen. Rec. erbietet sich, einen Knaben die franz. Declination in allen ihren Theilen eher zu lehren, als ein Anderer diese Tafeln abzuschreiben im Stande ist. Nun geht es an eine Reihe langweiliger Übungen, meistens mit bloßen Vocabeln, bis S. 370. Dann kommen Tabellen über *Avoir*, bis S. 380. Wieder Übungen, wieder Tabellen über *Etre*, und so immer weiter. Man gähnt, wenn man das dicke Buch nur ansieht. Wehe dem armen Buben, dessen Geduld dadurch geküßt werden soll! Wie wird er sich wünschen, groß zu seyn! Wie wird er sich freuen, dem Studiren durch die Conscriptio zu entweichen!

Js.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 15 J A N U A R, 1810.

G E S C H I C H T E.

Geschichte der Kreuzzüge.

- 1) LEIPZIG, b. Crusius: *Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten von Friedrich Wilken*, ord. Prof. der Geschichte bey der großherzogl. badenschen Universität zu Heidelberg. *Erster Theil. Gründung des Königreichs Jerusalem*. 1807. VIII u. 424 u. 40 S. Beylagen. gr. 8.
- 2) FRANKFURT a. d. O., in d. akadem. Buchhandl.: *Gemälde der Kreuzzüge nach Palästina zur Befreyung des heiligen Grabes von Joh. Christ. Ludw. Haken*. I Theil. 1808. Mit einer Charte. XVIII u. 403 S. 8. (2 Thlr. 4 Gr.)
- 3) GÖTTINGEN, b. Röwer: *Versuch einer Entwicklung der Folgen der Kreuzzüge für Europa*. Eine vom Nationalinstitut von Frankreich gekrönte Preisschrift. Vom Hofrath A. H. L. Heeren, Prof. der Gesch. (Auch unter dem Titel: *Kleine historische Schriften von A. H. L. Heeren u. s. w. Dritter Theil.*) 1808. XIV u. 439 S. 8.
- 4) PARIS u. STRASSBURG, b. Treuttel u. Würz: *Essay sur l'Influence des Croisades*. Ouvrage, qui a partagé le prix sur cette question proposée le 11 Avril 1806 par la classe d'Histoire et de Littérature ancienne de l'Institut de France: *Examiner quelle a été l'influence des Croisades etc.* Par A. H. L. Heeren, Prof. d'Hist. à l'Univ. de Goett. etc. Traduit de l'Allemand par Charles Villers, Correspond. de l'Institut de France, Membre de la Société royale des sciences de Goettingue etc. XXII u. 513 S. 8.
- 5) PARIS, b. Dentu: *Discours qui a obtenu la première mention honorable, sur cette question proposée par l'Institut de France: Quelle a été l'Influence des Croisades sur la liberté civile des peuples de l'Europe, sur leur civilisation, et sur les progrès des lumières, du commerce et de l'industrie?* Par J. J. Lemoine. 1808. 189 S. 8.

In der geräuschvollsten, für die Geschichte allein überreichen Zeit haben Gelehrte in Deutschland und Frankreich unsere Aufmerksamkeit auf zwey Begebenheiten der älteren Geschichte, *Kreuzzüge* und *Reformation*, hingezogen. Es geschahen zu gleicher Zeit in beiden Nationen Aufforderungen auch durch öffentliche Institute, welche das besondere Interesse dieser Untersuchungen an den Tag gaben.

Wir reden für jetzt davon, was für die *Geschichte* J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

te der Kreuzzüge geschehen ist. Ist dieses außerordentliche Phänomen des Mittelalters, wir dürfen sagen das auffallendste, durch Untersuchungen erschöpft? ist seine Geschichte in ihrem ganzen Zusammenhange würdig dargestellt? sind die Urtheile der verschiedenen Zeitalter hinreichend berichtigt?

Unsere Vorfahren haben sich größtentheils darauf beschränkt, wie in den übrigen Feldern der Geschichte, nur Originalquellen zu sammeln. Bekannt ist, wie rühmlich *Bongars* darin voranging. Was der späteren Zeit vorbehalten blieb, war theils *Kritik* jener Quellen und Ergänzung durch neue, theils *Untersuchung* sowohl über das *Wesen* der Kreuzzüge überhaupt, als über einzelne *Gesichtspuncte* derselben, endlich die *Darstellung*, als Gegenstand der historischen Kunst betrachtet.

Dafs und wie diese Bedürfnisse zu unserer Zeit gefühlt wurden, ist schon einigermaßen aus den Titeln der hier anzuzeigenden Schriften abzunehmen. Nach einigen in Deutschland und Frankreich erschienenen Versuchen über die Periode der Kreuzzüge — wir nennen hier nur *Majer* (Gesch. der Kreuzzüge), *Spalding* (Gesch. des christl. Königreichs Jerusalem), *Mailly* (*Esprit des Croisades*) — faßte Hr. *Wilken* den Gedanken in seinem ganzen Umfange, eine Geschichte der Kreuzzüge nicht nur nach den bisher bekannten, sondern auch, was indeffen noch nicht der Fall gewesen war, aus *orientalischen* Quellen zu geben. In wie fern er diesem Plane, auch in der letzteren Rücksicht, gewachsen sey, hat er schon in dem vorliegenden ersten Bande dargethan, und für die Fortsetzung hat er noch grössere Erwartungen erregt. Im Wettstreit mit ihm trat nach kurzer Zeit Hr. *Haken* auf, und bekrundete gleiche Ansprüche an die nämliche Arbeit, theils durch Verweisung auf seinen schon 1801 erschienenen „Abriss einer Geschichte des ersten Kreuzzuges der Christen nach Palästina“ im berliner hist. Kalender, theils durch Angabe einer besonderen Behandlung, wonach er dieser Geschichte eine vollkommenere Gestalt geben zu dürfen glaubte, so dafs beide, ohne gegen einander zu seyn, nach *Haken's* eigenem Ausdruck, *neben* einander ihr Ziel verfolgen könnten.

Das Interesse der Zeit näher ins Auge fassend, hat einerseits die dritte Classe des Nationalinstituts in Frankreich im J. 1806 über den *Einfluss* der Kreuzzüge nach (den angegebenen) besonderen Rücksichten, andererseits hat die königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen über die Geschichte des byzantinischen Handels bis zum Ende der Kreuzzüge Preisfrage

gen aufgegeben. Was die erstere betrifft — die Beantwortung der letzteren in der Preisschrift von *Hüllmann*, welche nächstens in diesen Blättern angezeigt werden soll —: so wurde unstreitig vorausgesetzt, daß das Wesen der Kreuzzüge, wenigstens der Hauptsache nach, durch die bisherigen Bemühungen der Geschichtsforscher schon bekannt genug sey, um jetzt, da die Blicke wieder mehr nach dem Orient gerichtet sind, das für die Nachwelt *praktisch. Wichtige* mit unbefangenen Auge daraus abzuleiten. Eine Arbeit, in welcher der deutsche Geschichtsforscher neben dem französischen nicht unrühmlich die Bahn betreten.

Schon aus den bisherigen Bemerkungen wird das Verhältniß der hier genannten Schriften zu einander sich ergeben; und daß bey einer solchen Concurrnz die Geschichte selbst nicht anders, als gewinnen konnte, versteht sich wohl voraus. Wir sind jedoch eine nähere Anzeige schuldig.

Zuerst werden wir zu einer Vergleichung der *wilken'schen* und *haken'schen* Arbeit um so mehr aufgefordert, da beide denselben Gegenstand, nach demselben Umfange, und größtentheils nach einerley Quellen bearbeiten: jeder giebt in dem ersten Theile die Geschichte der Kreuzzüge von ihrer Entstehung bis zur Gründung des Königreichs Jerusalem; nur in der Form oder Manier will Hr. *Haken*, wie bereits bemerkt, sich auszeichnen. — Den Titel hat *Haken* etwas bestimmter ausgedrückt; doch bey der Fortsetzung wird sich erst fragen, in wie fern auch auf die anderen Kreuzzüge innerhalb Europa Rücksicht zu nehmen sey. In einem Vorwort nennt *Wilken* den Gegenstand seines Werks, ungefähr wie Herodot das Muster gegeben hat. In der Einleitung entwickelt er eben so einfach aus bestimmten Thatfachen die Verhältnisse, unter welchen die Kreuzzüge *vorbereitet* wurden; das, was dem Leser voraus zu wissen wesentlich nöthig ist: namentlich die *Wallfahrten*, ihre Ursachen, Ausdehnung, Begünstigung, Einschränkungen, und wie sie in die Kreuzzüge übergingen. *Haken* hat eine ähnliche Einleitung im ersten Buch; (das Ganze ist in fünf Bücher abgetheilt.) Nachdem er voraus auf einigen Blättern eine allgemeine Übersicht der Geschichte der Kreuzzüge, ihrer Explosion, ihrer Wirkungen gegeben, wobey sich sogleich Winke in Beziehung auf die Zeitgeschichte anbringen ließen: so sucht er einen *festen Punkt* für die Geschichte der Kreuzzüge, von wo sie ausgehen, und wohin sie zurückdeuten könne, S. 8. Er entwirft den *politischen* und *sittlichen Zustand der Abendwelt*, bey dem Eintritt dieser Periode; geht zurück auf die *Völkerwanderung* und auf die Entstehung des *Feudalsystems*, dieser Verfassung, durch welche endlich „fast ganz Europa einem weiten Slavenbehälter ähnlich wurde," S. 12, oder „einem wimmelnden Immenstocke, der in müßige Drohnen (Pfaffen, Adel) und in verküppelte Arbeitsbienen getheilt war," S. 15. Hierauf eine Übersicht der einzelnen Staaten Europa's: Frankreich, „der erste und vornehmlichste Heerd der heiligen Wuth der Kreuzzüge," S. 17. England unter Wilhelm dem Eroberer; Schottland, Ir-

land; Scandinavien als Mutterland der überkühnen Seeabentheurer des IX und X Jahrhunderts, S. 21. — Rußland, als von unchristlichen Horden besetzt, sagt der Vf., kann unsere nähere Beachtung nicht erheischen; desto mehr die pyrenäische Halbinsel. Dann kehrt sich die Betrachtung zu Deutschland, „dem Herzen der Abendwelt," S. 24, und zu Italien, dem „Brennpunct aller damaligen Politik," S. 26. Niederlassung von normännischen Pilgern auf der Rückkehr von Jerusalem, S. 29. Nun folgt die Darstellung der Hierarchie, Präponderanz der kirchlichen Gewalt, S. 31. Dann der innere Zustand der Gesellschaft, Gesetzgebung, Gerichtspflege (Fehden, Gottesurtheile), Sitten, Wissenschaften. Unter den Auswüchsen der Religion wird vorzüglich die Reliquiensucht ausgehoben, als in Bezug auf die Wallfahrten merkwürdig; sonst aber könnte besonders, was noch von den niedrigen Nebenabsichten der Kirchenhäupter, von Ablasskrämerey u. s. w. gesagt ist (S. 45 f.), eben so gut zu einer Einleitung in die Geschichte der Reformation, als der Kreuzzüge dienen. Unter den Bußübungen werden die Wallfahrten deducirt, und hier trifft nun *Haken* endlich mit *Wilken* zusammen. Was wir bey Letzterem gelesen haben, finden wir auch hier wieder, um Weniges verändert. Am Schluß hat *Haken* nicht Unrecht gethan, seine weiter ausgescholte Einleitung in einige Hauptzüge zusammen zu fassen. Diese sind: der elende Zustand des *Volks*, das, arm und unglücklich, nicht an seinem Boden hing, und die entferntesten Hoffnungen für die lieblichsten hielt; die Kriegslust des *Adels*; das Interesse der *Hierarchie*, der Waffenmacht eine andere Richtung zu geben: dieses zusammen erklärt das Wunder einer auf den ersten Anblick so excentrischen Explosion, die doch so genau zu den Ansichten und Wünschen aller Classen stimmte. *Wilken* seinerseits, von einzelnen Thatfachen aufsteigend, führt seine Einleitung gerade auf das Hauptfactum selbst hin; die allgemeinen Betrachtungen werden unbemerkt dazwischen gestreut, Einiges erst in der Geschichte selbst, z. B. der elende Zustand des Volkes bey der gerade im J. 1096 herrschenden Hungersnoth.

Mit *Peter* von Amiens (Kukupeter) fangen Beide, *W.* und *H.*, die Geschichte an; Letzterer stimmt oft wörtlich mit *W.* zusammen, wie bey dem Zuge *Peters* auf dem Mauthier, S. 80. Vrgl. *W.* S. 49. Papst Urbans II Charakter hat *H.* etwas ausführlicher; auch die Reden des Papsts auf der Versammlung zu Clermont mehr ausgeschmückt. Die Verhältnisse des Papsts mit Kaiser Heinrich IV und K. Philipp von Frankreich welche *W.* gleich Anfangs des I Cap. berührt, hat *H.* etwas später, S. 77, auch nicht unpassend, indem gezeigt wird, wie Urban dadurch für *Peters* Plane gestimmt wurde. — Wenn *W.* S. 55 sagt: der Bischof Ademar von Puy sey zuerst hervorgetreten *mit heiterem Gesicht* (*vultu jocundus*, *Baldr.*), um sich Erlaubniß und Segen zum Kreuzzuge geben zu lassen: so sagt *H.* S. 93: noch ehe der Menschenknäuel sich abgewunden, sey Ademar, wahrscheinlich *nicht ohne vorhergegangene Verabredung*, vorgetreten u. s. w. Die verschiedene Theilnahme der westeuropäischen

Länder an dem ersten Kreuzzuge, wobey natürlicher Weise die verschiedene Lage dieser Staaten zugleich entwickelt werden mußte, bey *W.* 63 ff., hat *H.*, wie wir gesehen haben, in die Einleitung aufgenommen. Dafs *Deutschland* schon das erste Mal mehr Antheil genommen, als man gewöhnlich glaubt, hat *W.* erwiesen. Eine nähere Beweistelle, die ihm nicht bekannt zu seyn scheint, findet sich bey *Berthold. Constant. ad a. 1096.* Dieser nennt unter den Kreuzfahrern den Bischof Otto von Straßburg (aus dem hohenstaufischen Hause), den Bischof Ulrich von Chur, den Abt von Schaffhausen u. s. w. *Müller Schweiz. Gesch. I. S. 343 not. 162* bemerkt, der alemannische Grav *Hermann*, dessen *Alb. Aq.* öfters gedenkt, sey ein Grav von Kiburg gewesen; uns scheint aber, er sollte eher *Hartmann* heißen. — In der Beschreibung der Anführer unterscheiden sich unsere beiden Verfasser dadurch, dafs *W.* schon vor dem Auszug eine kurze, übrigens genau nach den Quellen entworfene Schilderung von ihnen aufstellt, zuerst *Gottfried* von Bouillon, dann die beiden *Roberte* (von der Normandie und von Flandern), *Hugo*, des Königs von Frankreich Bruder, und *Raimund* von Toulouse oder St. Gilles (S. Aegidii); *H.* dagegen bringt die Charakteristik derselben einzeln in der Folge an, wo gerade dieser oder jener zum ersten Mal hervorrägt, z. B. von *Gottfried* zuerst etwas S. 106, dann erst S. 138 seinen ganzen Charakter. Nach der Schilderung der Hauptpersonen (*Boemund* und *Tancred* treten später von einer anderen Seite auf), gedenkt *W.* auch der Wunderzeichen, welche man vor dem Auszug allenthalben gesehen haben wollte, zur näheren Bezeichnung der Volksstimmung; hierauf die Rüstungen der Fürsten, die Unterhandlungen wegen des Zuges und des Vereinigungspunctes für alle; so dafs am Ende des I Cap. alles, was zur Entwicklung des grossen Drama gehört, daliegt. *H.* faßt noch den Aufbruch der ersten regellosen Horden bis zu des Hauptheers Erscheinung an der griechischen Grenze zusammen im zweyten Buch. *W.* setzt die Schicksale der ersteren dem geordneteren Zuge der übrigen in zwey besonderen Capiteln (II und III) entgegen, und erzählt jene abgesondert. — Was *H.* S. 108 von den damaligen Verhältnissen Ungarns sagt, ist bey *W.* schon aus Veranlassung des Landweges, den die Wallfahrter nahmen, in der Einleitung vorgekommen, S. 35, hat also hier die Unterbrechung erspart. Bey den Unfällen, welche *Peters* und *Walters* Heere betrafen, hat *W.* einige nähere Umstände aus *Orderic. Vit.* und *Willh. Tyr.* Er folgt ununterbrochen dem ersten Heerzuge bis zu dessen beynahe gänzlicher Aufreibung bey *Helenopolis*, und gedenkt dann auch des Schicksals der übrigen Horden unter *Gottschalk*, *Wilhelm* dem Zimmermann u. A. zum Schlufs, grösstentheils nach der von *Alb. Aq.* beobachteten Ordnung. *H.* hält sich hingegen seine Gewohnheit mehr an die Zeitfolge, und schaltet die Schicksale der letzteren, den Judenmord u. s. w., vor dem Unglück von *Peters* Heer ein, S. 118–126. — Nach *W.* war den Kreuzfahrern bey ihrem Hervorkommen aus dem Wald bey *Helenopolis* das

türkische Heer ein fürchterlicher Anblick; *H.* erzählt S. 133, sie hätten laut aufgejauchzt vor Wuth und Freude bey dem Anblick des kleinen verächtlichen Hauferns. Nach *Alb. Aq.* (L. I, c. 20. 21), den *H.* auch anführt, jauchzten die Kreuzfahrer blofs innerhalb des Waldes, so lange sie keinen Feind in der Nähe glaubten; bey ihrem Hervorkommen (war es dieser, der sie durch sein Geschrey „*attonitos et stupefactos*“ machte. — *H.* unterbricht den Zug *Gottfrieds* durch eine Darstellung der Lage des griech. Kaiserthums, mit dem Anfange des III Buchs. S. 148 — 156. Hatte das Wesentliche davon nicht schicklicher in die Einleitung gebracht werden können? Veranlassung dazu hätte schon der Landweg der Pilger über Konstantinopel, dessen auch bey *W.* S. 35 gedacht ist, und noch mehr die Gesandtschaft des *Alexius* um Beystand, geben können. Das Letztere ist es eigentlich, worauf der Geschichtschreiber hier wieder zurück zu kommen hatte. Die veränderten Gesinnungen des *Alexius* bey *Boemunds* Anzuge haben *Wilken* und *Haken* auf gleiche Weise. Hingegen bey dem Zuge der Fürsten ist einige Abweichung. *W.* richtet nach *Gottfrieds* Abmarsch zugleich den Blick auf den anderen Weg, welchen *Hugo* mit den übrigen Fürsten über Italien nahm; dann folgen die Pläne des *Alexius*, an ihrer Stelle, bis zu *Hugo's* Ankunft, dessen Retter *Gottfried* wird (S. 111); hernach verfolgt er die Verhandlungen zwischen *Gottfried* und *Alexius* ununterbrochen, bis jener über die Meerenge befördert ist, um den nachrückenden Heeren Raum (oder vielmehr dem Kaiser Lust) zu machen. Den *Hugo* schaltet *Haken* erst S. 158 nach Erwähnung der Pläne des *Alexius* ein, aber zugleich auch die anderen Fürsten, namentlich die beiden *Roberte*, ungeachtet letztere erst später auftreten, und nur *Hugo* allein vorausgeht, S. 165. Dann geht *H.* wieder zu *Robert* von Flandern nach Italien zurück, und beschreibt dessen Zug bis zu seiner Vereinigung mit *Gottfried*, so dafs man glauben muß, dieses sey vor *Boemunds* Ankunft geschehen, weil dieser erst *nahher* auftritt, S. 180. *W.* hingegen hat gezeigt, wie *Robert* dem *Boemund* folgte, und wie er *nach* diesem zu Konstantinopel anlangte, S. 128, so wie zuletzt *Grav Raimund* von Toulouse. — Von dem Letzteren sagt *H.* S. 195, er habe endlich auch den, in der Form nur etwas gemilderten Vasalleneid dem *Alexius* geleistet; der von ihm angeführte *Raimund de Agiles* setzt aber den Schwur desselben (*Alexio vitam et honorem juravit*) ausdrücklich dem *hominio* entgegen, mit der Bemerkung, dafs der Grav aufs stärkste gegen dieses protestirt habe. Mit dem Vorrücken der Kreuzfahrer in Asien, nach gehaltenem Kriegs Rath, beginnt *W.* ein neues Cap. (V): vor der Belagerung von Nicäa wirft er einen Blick auf denjenigen Theil des feldschuckischen Reichs, von welchem Nicäa die Hauptstadt war. *H.* faßt alle diese Begebenheiten noch im III B. zusammen, und kommt erst bey der Belagerung von Antiochien, die er aber dadurch in der Mitte unterbricht, auf die politischen Verhältnisse des muslimänischen Orients überhaupt, (beym Anf. des IV Buchs

so wie das III B. mit dem griech. Reich beginnt.) — In der Beschreibung der Schlacht von Nicäa weicht H. nur darin von W. ab, daß er hinzusetzt, die Schlacht sey am *anderen Morgen* noch einmal von Kilidge Arslan *erneuert* worden, S. 253; davon weiß aber Alb. Ag. (L. II. c. 27), den er dafür anführt, nichts; dieser sagt vielmehr bey dem Rückzug des Sultans, er habe *nullam ulterius pugnam* gewagt. Daß erst nach der Schlacht, während der weiter fortgesetzten Belagerung, Robert von der Normandie mit einer Abtheilung von Kreuzfahrern, welche nach Hugo noch in Calabrien und Apulien geblieben waren, vor Nicäa ankam, *Wilken* S. 145, hat H. nicht bemerkt; nach ihm scheint es, Robert nebst seinen Begleitern sey schon bey Konstantinopel zu dem Hauptheer gestoßen, S. 197, und so weist er ihm auch gleich bey dem Anfang der Belagerung seine Stelle an, S. 200. Die Unterhandlungen mit Alexius um Schiffe zur Belagerung, wobey *Wilken* S. 147 zugleich gedenkt, es sey dieser Anlaß dem Kaiser erwünscht gewesen, näheren Antheil an der Belagerung zu nehmen, hat H. übergangen; dagegen hat er von der heftigen Gegenwehr der Nicäaner ein Beyspiel, das W. nicht hat.

Den weiteren Zug der Franken, nach der Einnahme von Nicäa, womit W. das VI Cap. anfängt, hat H. S. 213 ff. in geographischer Rücksicht etwas ausführlicher, im Ganzen aber, so wie das folgende, Balduin und Tancred betreffend, bis zu des Letztern Seitenmarsch nach Edessa, mit W. ziemlich gleich. Gottfrieds Kampf mit dem Bären hat W. S. 159, ehe er dem Tancred folgt. H. schaltet die Erzählung nachher ein, wo er auf das Hauptheer zurückkommt, weil Gottfrieds Wunde der Grund des längern Aufenthalts gewesen, S. 231. Die Expedition nach Edessa hat W. in ihrem ganzen Zusammenhange, S. 165 — 170, ehe er beschreibt, was auf dem Wege nach Antiochia geschah, weil dieses mit der darauf gefolgten Belagerung zusammenhängt, wo auch H. wieder mit ihm zusammentrifft. — Wenn W. die Zahl der Belagerer auf 300,000 anschlägt, und bemerkt, daß sie doch nicht zugereicht haben, den ganzen Umfang der Mauern einzuschließen, S. 176: so sagt H., das Creuzheer sey um die Hälfte geschwächt gewesen, (600,000 waren's vor Nicäa,) und daß sie unterlassen haben, die Stadt ganz einzuschließen, sey aus Unkenntniß der Belagerungskunst geschehen, wodurch sie sich in den Augen der Belagerten sehr herabgesetzt, S. 248. W. nennt die Ursache: weil der Orontes den Weg zu den übrigen Thoren verschloß.

Rec. hat absichtlich vor den Augen der Leser diese Vergleichung bis hieher angestellt, um Beweise zu geben, daß er keinem Theil Unrecht thun werde; um ihre Geduld nicht zu ermüden, wollen wir nun die Resultate des Ganzen zusammenfassen.

Daß in Absicht des *Inhalts* eigentlich *nichts Neues* bey Haken zu suchen sey, ist kaum noch zu bemerken nöthig. Wir können versichern, daß die zweyte Hälfte des Buchs, die wir eben so sorgfältig verglichen haben, noch weniger Abweichungen hat, als die erste, oder die Einleitung. Die wenigen Zusätze

oder die Erweiterungen, welche H. hie und da angebracht hat, sind nicht von der Bedeutung, um jene Behauptung zu modificiren. Wenn er einige kleinere Facta hat, welche bey W. nicht ausdrücklich vorkommen, z. B. S. 349: so lassen sich noch mehrere bey W. auffinden, die H. übergangen hat, z. B. S. 181. 195. 251. 257 ff. 290. Oft hat H. nur in den Text aufgenommen, was bey W. in den Noten steht. H. S. 135 f. vergl. W. S. 115. not. 22 (von den Turkopulen); H. S. 216 vergl. W. S. 155. not. 3. (von dem „teufelischen“ Schlachtgeschrey der Türken).

Außer den oben bemerkten Abweichungen sind wir noch auf einige Stellen gestoßen, in welchen Haken sich ein kleines Versehen hat zu Schulden kommen lassen: In der Schlacht Korboga's vor Antiochien schreibt H. dem Kilidge Arslan eine Hauptrolle zu, S. 327 ff. Wir finden das in den von ihm angeführten Geschichtschreibern nicht. W. hingegen bemerkt ausdrücklich, dieser Sieg über Korboga sey den Wallbrüdern leichter geworden, als vorinals der über Kilidge Arslan, S. 223. — Bey der Wiederherstellung des christlichen Cultus zu Antiochien sagt H. S. 334, „der lateinische Kirchendienst sey ohne Widerrede auf den griechischen Stamm gepropft worden: zwar habe sich *späterhin* ein griechischer Patriarch gefunden; diesen hätten aber die Lateiner so lange gefährdet, daß er bereits nach zwey Monaten nach Konstantinopel ausgewandert sey.“ *Wilh. Tyr.* (L. VI. C. XXIII.) welchen H. hier citirt, sagt: der (griechische) Patriarch Johannes, der während der Belagerung viel von den Türken ausgestanden, sey auf seinen Stuhl wieder eingesetzt worden; einen lateinischen Patriarchen hätte man sich nicht herausgenommen, neben ihn zu setzen; erst nach zwey Jahren (*evoluto biennio*) sey der Grieche nach Konstantinopel gegangen. *Wilken* meldet letzteres ebenfalls S. 226. not. 37, ohne jedoch den *Wilh. Tyr.* anzuführen. — Haken sagt S. 366, die Vorschläge, welche die zweyte Botschaft des Chalifen von Aegypten mitgebracht, seyen die nämlichen gewesen, wie die der ersten; *Wilken* S. 264, bemerkt, die Gesandten hätten das zweyte Mal Vorschläge mitgebracht, ganz verschieden von denen der ersten; und führt die Beweise der Verschiedenheit an, worauf wir der Kürze halber verweisen. — Ob die hölzernen Thürme, aus welchen die Kreuzfahrer die Mauern von Jerusalem bestürmten, viereckig gewesen, wie *Wilken* sagt S. 255, oder eckig, wie H. S. 383 angiebt, wäre in der Hauptsache wohl gleichgültig; aber Haken verweist selbst auf den *Wilh. Tyr.* L. VIII. C. XII, und diese sagt ausdrücklich, es seyen *aedificia quadrilatera* gewesen. — S. 394 sagt Haken, auch Tancred und Gottfried haben ihre reine Tugend besleckt durch das zwecklose, nur von Erbitterung geleitete, Morden zehntausend Saracenen schwammen hier, (in Omar Moschee) im Blute“ u. s. w.; und doch erzählt er selbst gleich nachher S. 397, daß der edelmüthige Tancred dreihundert Saracenen, welche auf das Dach der Moschee sich geflüchtet, in Schutz genommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 16 JANUAR, 1810.

G E S C H I C H T E.

Fortsetzung der Recension
der neuesten Schriften

Über die Geschichte der Kreuzzüge.

Die Ursachen anderer weniger bedeutender Abweichungen, welche die Vergleichung der *haken'schen* mit der *wilken'schen* Schrift darbietet, werden wir im Folgenden sehen. Wir kommen auf die Darstellung. *Haken* selbst sagt Vorr. S. VII: „Ungeachtet man zugestehen müsse, daß es Hn. *Wilken* gelungen sey, den trockenen, gleichsam topographisch genauen *Grundriss* seiner Geschichte mit dem *Gemälde*, wie in der *Vogelperspective*, zu vereinigen (das letztere Bild ist unpassend): so sey doch noch übrig, um das Ganze zu einem *reinen Gemälde* zu erheben, daß manches mehr versteckt, anderes mehr verwischt, anderes stärker hervorgehoben werde u. s. w.“ Wir haben unsere obige Vergleichung hauptsächlich in Beziehung auf dieses Verdienst angestellt. Aus dieser wird sich leicht ergeben, daß Hr. *Haken* nicht sowohl in der Hauptstellung, als in den einzelnen kleineren Parthieen, eine andere Anordnung, als *Wilken* gewählt hat, die übrigens nach einer solchen Vorarbeit nicht einmal schwer seyn konnte. Was aber die Zweckmäßigkeit der von ihm getroffenen Veränderungen betrifft: so glauben wir, unsere Leser bereits in den Stand gesetzt zu haben, selbst darüber zu urtheilen. Aus der zweyten Hälfte des Buchs wollen wir die wichtigeren Abweichungen, im Verhältniß zu *Wilken*, auch noch hersetzen.

Die Reiterey der Angulanen, welche *W.* gleich bey dem Anzuge des Heeres beschreibt S. 205, hat *Haken* S. 327 unmittelbar vor der Schlacht, wodurch er den Eindruck von ihrer Furchtbarkeit ohne Zweifel verstärkt. So hat er auch die Erscheinung der drey Ritter, deren *Wilken* bey dem Anfange der Schlacht gegen Korboga gedenkt, S. 223, auf den entscheidenden Augenblick aufgespart, S. 329. Die Gegenanstalten der Belagerten in Jerusalem hat *Haken* voraus aufgezählt, und dabey besonders auch den Vorsatz des ägyptischen Befehlshabers, alle christlichen Denkmäler in dieser Stadt zu vernichten, herausgehoben, S. 375 ff. *Wilken* hat die Mafsregeln der Belagerten hin und wieder in der Geschichte der Belagerung angebracht.

Mehrere Beyspiele, als diese, in welchen die
S. A. L. Z. 1810. Erster Band.

von *Haken* gewählte Stellung einen Vorzug verdiente, haben wir nicht gefunden; wohl aber andere, welche weniger gelungen sind. Daß Boemund Verständnisse in Antiochien hatte, setzt *Haken* erst in die Zeit des Waffenstillstandes, S. 285. Aus *Wilken* ist zu ersehen, daß diese Verständnisse schon früher eingeleitet waren, und daß sie nur während des Waffenstillstandes mehr befestiget wurden, S. 198. Daß Korboga schon während des Waffenstillstandes auf dem Marsch war, erfährt man aus *H.* erst bey seiner wirklichen Erscheinung, S. 301, nebst den Ursachen seines Zauderns. *Wilken* berichtet dieses nach der Zeitordnung, und spannt eben dadurch um so mehr die Neugierde, besonders bey den Eröffnungen, zu welchen Boemund genöthiget wird, S. 196 ff. Daß die türkischen Fürsten unter Korboga uneinig waren, sagt *H.* nur beyläufig, S. 328. *W.* schickt diese Bemerkung, als Hauptursache von dem für die Christen glücklichen Ausgang der Schlacht voraus, S. 220. *H.* läßt den Boemund schon bey der Rückkehr von der Schlacht Raimunds Fahne auf dem Schloß zu Antiochien erblicken, S. 332. *W.* bemerkt S. 226, daß die Übergabe des Schloßes durch Vermittelung einiger Lombarden bis zu Boemunds Rückkehr verschoben worden sey; jene Fahne könnte also nicht das Erste seyn, was Boemund erblickte. — Billig wird erwartet, daß Peter von Amiens, mit welchem die Geschichte beginnt; am Ende nicht mit Stillschweigen übergangen werde; *H.* gedenkt seiner nur, um, wie es scheint, den Einfall anzubringen, daß er sich gefreut habe, von Gott „zu Bileams Eselin“ ausersehen worden zu seyn, S. 396; *W.* erzählt in einer kurzen Episode seine Rückkehr nach Europa und seinen Tod, S. 299. Einigemal ist die willkührliche Aufhebung der Zeitfolge der historischen Präcision selbst nachtheilig. Da *H.* die Abreise der ägyptischen Gesandten früher erzählt, als die zwey Gefechte zwischen den Antiochenern und den Kreuzfahrern, deren erstes noch in ihrer Anwesenheit, das zweyte während ihres Verweilens zu St. Simeon vorfiel (*W.* S. 189. 193): so konnte es leicht seiner Bemerkung entgehen, daß die ihnen nachgeschickten Saracenenköpfe vom zweyten Gefecht seyn mußten, nicht vom ersten, wie er angiebt, S. 272. Von dem Tode des Erzbischofs von Puy redet *H.* nach der Abreise des Graven Hugo, als dem zweyten Verluste, den der Kreuzfahrer erlitten, S. 342. *W.* zeigt S. 229, daß der Erzbischof schon vor Hugo's Abreise starb.

Es fragt sich, ob *H.*, was die Gruppierung allein nicht leistet, etwa „durch besser angebrachte Beleuch-

tung“ erreicht habe; oder ohne Bild: ob seine Darstellung nicht sowohl durch neue Anordnung, als durch den Vortrag sich auszeichne, ob sie dadurch der Idee eines Gemäldes näher gekommen sey. Allerdings bemerken wir hier seine vorzüglichste Stärke. Der ganze Reichthum der Sprache; Leichtigkeit und Kraft des Ausdrucks stehen ihm zu Gebot. Einige Schilderungen lassen sich wirklich recht gut lesen. Aber so sehr wir sein Talent hierin anerkennen: so wenig können wir den Gebrauch, den er im Ganzen für die Geschichte gemacht hat, billigen. Was *W.* mit einfachen, ungezierten, aber dem Original so viel möglich getreuen Worten erzählt, das schien *H.* alles zu trocken und arm, und wurde daher größtentheils, ohne übrigens etwas Neues damit zu sagen, wort- und bilder-reicher *ausgemalt*. Dafs er dieses bey jenen *Reden* gethan, welche dem Papst und mehreren Fürsten in den Mund gelegt werden, gehört zu den wenigen Licenzen des Geschichtschreibers. Aber wir finden die nämliche Freyheit auch in Beziehung auf manche *Thatsachen* selbst. Wir tadeln nicht das Bestreben, die Darstellung so viel möglich zur Lebendigkeit zu erheben; wir tadeln nur das, wozu *H.* hiebey verleitet worden ist. Dieses ist Mangel an *Bestimmtheit*, so dafs der Leser, ohne Zuratheziehung der Quellen, nie sicher entscheiden kann, was wirkliche Facta, was Zusätze oder Verschönerungen aus der blofsen *Phantasie* sind; hiezu kommt, was den *Styl* betrifft, in vielen Stellen etwas Gefuchtes, Precioses, oft Schwülftiges, das die Erzählung ins Rednerische, Poetische erhebt, ohne sie darum zur besseren Geschichte zu machen. Der Kürze wegen müssen wir auf die bereits angeführten Beyspiele, oder statt aller auf die Beschreibung der Einnahme Antiochiens, wo die Greuelsen Stoff genug gaben, oder auf die Visionen Peters Barthelemy, wo *H.* genau weifs, wie die Rollen unter den Betrügnern ausgetheilt waren, verweisen, S. 313 ff.; dergleichen auf S. 363 von Peters Feuerprobe.

Diese ganze Darstellungsweise ist genau verwandt mit der *Auffassung* des hist. Stoffs und der durch das Ganze herrschenden *Reflexion*, auf die wir jetzt erst kommen. Einige ebenfalls schon angeführte Stellen der *haken'schen* Einleitung lassen auf den Geist derselben bereits hinreichend schliessen. Wir setzen nur noch ein paar Beyspiele hieher. Wie wenig *H.* den Werth seiner Originale zu schätzen gewusst, beweist er schon dadurch, dafs er S. 39 ohne alle Ausnahme sagt: die ganze Kunst des Geschichtschreibers im Mittelalter beschränkte sich darauf, *elende Chroniken zusammenzuschneiden*, und dabey seine Leichtgläubigkeit, wie seine Thorheit, zur Schau zu stellen. — Für Peter von Anians weifs *H.* keinen anderen Massstab, als dafs er ihn „bald den *Anacharis Kloots*, bald den *Marat* seines Jahrhunderts nennt, dem es vorbehalten gewesen, die Binde eines allgemeinen Zaubers auf Europa zu legen.“ S. 71. Von Grav Robert von Paris, der nach der Ablegung des Leheneides sich dreiste neben K. Alexius niedergesetzt, wird bemerkt: „er *anticipirte* um sieben Jahrhunderte zu früh den Geist des *Samsculottismus seiner Vaterstadt*“ S. 188.

Und Bohemund, „zum *Schwärmer verdorben*, konnte die *Wuth*, das Kreuz zu nehmen, nur als *Schild* ausgehängt haben“ (S. 180). Er machte einen „*Theaterstreich*“, indem er seine Truppen auch dafür zu begeistern wufste, S. 181. Eigentlich ist *H.*s. ganze Ansicht schon in der einzigen Stelle der Einleitung enthalten, S. 41: „Das elfte Jahrhundert war die Mutter der Scholastik, und keines seiner Brüder trägt eine gleiche Verantwortung, der Majestät des höchsten Wesens durch Menschentand mehr gespottet, der Unwissenheit durch abergläubischere Übungen Vorschub gethan, die Leichtgläubigkeit mit dümmern Schimären eingeschläfert oder geschreckt, und die missverstandene Tugend auf trostlosere Abwege verlockt zu haben. Und kann man endlich *mehr* zu seiner Bezüchtigung sagen, als dafs es die *tolle Wuth der Kreuzfahrten* erzeugte?“ — Auch den Saracenen wird in ihrer früheren Periode eine *heilige Wuth* beygelegt, und die Christen hätten nur Gleiches mit Gleichem vergolten. S. 149. 258. — Doch gleich Anfangs der Einleitung ist bemerkt, S. 2: „Der Genius der Menschheit habe durch greuelvolle Unthaten des schwärmerischen Wahns das blinde Geschlecht unverletzt (?) hindurchgeführt zu wesentlich, bestehender Vervollkommenung.“ —

Dies sey hinreichend, die Art und den Geist dieses *Gemäldes* näher zu bezeichnen; eine Manier, welche das Individuelle, Charakteristische abschleift, verwischt, generalisirt, den Leser nicht in jene Zeit, sondern das elfte Jahrhundert in das hochaufgeklärte neunzehnte versetzt, so dafs die ehrwürdigen Gegenstände alter Geschichte reflectirt werden in dem Alltagspiegel dieser Zeit. Und damit auch bey dem Anschauen des Gemäldes nicht durch irgend ein Sternchen oder sonst etwas Citaten - Ähnliches das Auge beleidigt werde: so ist *H.* auf den Gedanken gekommen, alle Citate vorn zusammenzudrucken zu lassen, und, wie bey den *Erratis*, Linie und Seite anzuzeigen, wo sie hin gehören. So weit haben selbst Franzosen diese Delicateffe nicht getrieben. *Lemoine* z. B. hat sich nicht gescheut, in der Preisschrift die eigentlichen Citate gerade unter den Text zu setzen; die grösseren Anmerkungen hat er besonders gegeben, doch so, dafs sie ebenfalls im Texte mit Zahlen angedeutet sind. *W.* hat an mehreren Stellen gezeigt, dafs es mit dem blofsen Citiren dieser oder jener Stelle noch nicht gethan ist. Giebt es Leser, die keine Noten wollen: so giebt es auch wieder andere, die sich freuen, bey gewissen Ausdrücken das Zeichen der Ächtheit unmittelbar beygesetzt zu sehen; warum jenen zu Gefallen diesen die Mühe des Nachschlagens auch noch durch das Linienzählen erschweren?

Dafs *H.* jenem verdorbenen Geschmacke in der Geschichte zu fröhnen sich verleiten liess, ist es allein, worüber wir ihn hier anklagen. Wir sind überzeugt, dafs er, wenn er von diesen Ansichten nicht eingenommen gewesen wäre, sein Talent für die Darstellung rühmlich angewendet haben würde. Wir haben auch so wenig die Absicht, durch offene Missbilligung dessen, was uns nicht gefallen konnte, ihn von der Fortsetzung abzumahnern, dafs wir im Ge-

gentheil aufrichtig wünschen, er möchte, nur nach besseren Mustern, ferner mit *W.* wettsiefern. Was bey ihm unseren ganzen Beyfall hat, sind die geographischen Nachrichten; diese geben die möglichste Anschaulichkeit. Es hat sich auch die Verlagshandlung von dieser Seite durch eine schön gestochene Charte verdient gemacht.

Was *Wilken* betrifft: so ergeben sich die weiteren Resultate unserer obigen Vergleichung von selbst. Nicht seine Ansicht und seine Reflexion, sondern die Geschichte zu geben, wie sie ist, und die Denkart des XI Jahrhunderts, nicht wie wenn Kukupeter im Nationalconvent aufträte, sondern zu Urbans II Zeit, das ist sein Zweck. Er hat nicht gerade die grellsten Züge hervorgehoben, aber er hat nichts desto weniger ein treues Bild jener Zeit aufgestellt. Seine Anordnung folgt, so viel es angeht, der Zeitordnung und dem schon bey den Originalgeschichtschreibern angenommenen Zusammenhange der Begebenheiten: wir sagen damit nicht, daß sie nichts mehr zu wünschen übrig lasse; aber es ist auch nichts in eine unrichtige oder schiefe Lage gestellt worden. Die Schreibart ist genau bezeichnend, ziemlich gedrängt, und hat das Einfache der alten Chroniken grösstentheils nicht unglücklich sich zugeeignet, wiewohl es noch bey der jetzigen Culturstufe unserer Sprache schwer ist, sich darin gleich zu bleiben. Jene Würde des Vortrags, ohne andere Kunst, verfehlt nie ihren Effect. Ein paar Stellen, die wir ohne ängstliche Auswahl aus *Haken* und *Wilken* neben einander hersetzen wollen, werden noch als die anschaulichsten Belege fast für alles bisher Gefagte gelten können.

Wilken S. 203.

„Der alte Bagi Sejan starb eines schmachlichen Todes. In Stadt hinausgeschlüpft, hatte der Nacht floh er aus der Stadt Baghi-Sian unter tausend Gekauf dem Wege nach Haleb; fahnen die Gebirge des Amanus, am Morgen bemächtigte sich auf der Straße nach Aleppo seiner die bitterste Reue, daß er erreicht, und eilte dem längst er seine Familie und seine Gläubigen ersetzten Entsatz entgegen. Alsbald verließen ihn. Er wandte sich um, und da er wehmüthig nach der Stadt hinblickte, sank er ohnmächtig fühlte sich unvernünftig, die von seinem Rofs. Die Gefährten seiner Flucht verließen ihn, nachdem sie mehrere Male versucht hatten, ihn zur Besinnung zurückzubringen. Hülfe- und trostlos irrte er im Walde umher, als die Kräfte ihm zurückgekehrt, bis ihn einige armenische Holzhauer erkannten und seine Handhierung, als Holztödteten. Diese brachten sein graues Haupt und sein Wehrgehenk, welches auf sechzig Byzantien geschätzt wurde, zu den Franken.“

Haken S. 299.

„Mit einigen Reitern zur Stadt hinausgeschlüpft, hatte der Nacht floh er aus der Stadt Baghi-Sian unter tausend Gekauf dem Wege nach Haleb; fahnen die Gebirge des Amanus, am Morgen bemächtigte sich auf der Straße nach Aleppo seiner die bitterste Reue, daß er erreicht, und eilte dem längst er seine Familie und seine Gläubigen ersetzten Entsatz entgegen. Alsbald verließen ihn. Er wandte sich um, und da er wehmüthig nach der Stadt hinblickte, sank er ohnmächtig fühlte sich unvernünftig, die von seinem Rofs. Die Gefährten seiner Flucht verließen ihn, nachdem sie mehrere Male versucht hatten, ihn zur Besinnung zurückzubringen. Hülfe- und trostlos irrte er im Walde umher, als die Kräfte ihm zurückgekehrt, bis ihn einige armenische Holzhauer erkannten und seine Handhierung, als Holztödteten. Diese brachten sein graues Haupt und sein Wehrgehenk, welches auf sechzig Byzantien geschätzt wurde, zu den Franken.“

(Vom Entsatz und von der alten Wunde sagen wenigstens die zwey Stellen, die *Haken* anführt, *Alb. Ag. L. IV, c. 26*, und *Baldv. Archiep. p. 110*, nichts; *Wilken* hat auch den *Abulfeda* und *Abulfaradsch* verglichen.)

Wilken S. 270.

„Endlich von einem Hügel — — indeß das übrige Heer sahen alle Wallbrüder die heilige Stadt, um welche sie so viele Gefahren und Mühseligkeiten erduldet. Ein andächtiger Schauer durchfuhr das ganze Heer, es fiel auf die Kniee nieder, küßten den heiligen Boden, und flehte zu Gott inbrünstig um seinen ferneren Beystand. Viele Ritter stiegen von ihren Pferden, viele entblößten ihre Füße. So näherte sich das ganze Heer mit lautem Singen und Beten den Mauern der heiligen Stadt.“

Haken S. 370.

die Höhen, jenseits Nikopolis, hinarbeitet und hier endlich, am fernen Horizonte, *Jerusalem*, das Ziel ihres Verlangens, den trunkenen Blicken der Kreuzfahrer sich offenbart. „Gott will es haben! Gott will es haben! Gott inbrünstig ben!“ erhebt sich noch einmal der allgemeine frohlockende Ruf durch die Glieder; und donnernd tönen die Felsen umher den tausendstimmigen Jubel zurück. Bald aber löst sich die Begeisterung in eine, nicht minder schwärmerische, Andacht auf. Thränen fliessen, und die Kniee beugen sich, und Küsse regnen (!) auf den geheiligten Boden, dem der fromme Aberglaube die Fußstritte des Erlösers noch eingepreßt wähnt. Ach! und diesen Boden haben andere Fußstritte so freventlich entweiht!“ u. s. w.

Das Verdienst der Quellenforschung hat *Wilken* allein; (*H.* wollte hier nicht concurriren.) Bey näherer Vergleichung mit den Originalen, besonders in den schwierigeren Stellen, hat *Rec.* immer Resultate sorgfältiger Prüfung gefunden; die oben schon vorgemerkten Beispiele mögen genügen. Wo es schwer war, die Angaben zu vereinigen, hat *W.* die Umstände angemerkt, und einmal hat er die Theilung der Geschichtschreiber in zwey Parteyen, auch als historisch merkwürdig, in den Text aufgenommen, S. 273. Ausser einer durchgehends neuen Untersuchung des Geschichtstoffs verspricht *W.* ein vollständiges Verzeichniß aller zur Geschichte der Kreuzzüge gehörigen Quellen, welches dem dritten und letzten Bande beygefügt werden solle. Besser noch, wenn es schon vorausgeschickt worden wäre. Da er zugleich Hoffnung macht, daß die von ihm benutzten, ganz neuen, besonders morgenländischen, Quellen erst in den folgenden Theilen bedeutendere Resultate an die Hand geben werden, und da voraus zu vermuthen ist, daß diese nicht selten von den abendländischen abweichen werden: so fordern wir ihn um so mehr auf, uns recht bald mit einem neuen Theile zu erfreuen.

Etwas, das so gut als ganz neu ist, enthält noch der vorliegende erste Band. Es ist dieses ein ausführlicher Auszug aus dem in Deutschland seltenen Werke: *Assises et bons Usages du Royaume de Jerusalem par Messire Jean d'Ibelin etc. le tout tiré des Manuscrits etc. par Gasp. Thaum. de Thaumasière etc. à Paris 1690*, worüber in den Beylagen nähere Nachricht gegeben ist. Wir stimmen *Hn. W.* vollkommen bey, daß der Inhalt dieses Werkes sehr wichtige Belehrungen über das Lehenwesen gebe; nur über die Stelle, die er diesem Auszug im letzten Capitel gegeben hat, — es nimmt ungefähr den vierten Theil dieses ersten Bandes ein, — hätten wir Einiges einzuwenden: nicht, weil dieses Capitel, wie *Hr. W.* selbst bemerkt, Manchen etwa zu wenig Unterhaltung

gewähren möchte; von einigen Stellen wenigstens, z. B. über den gerichtlichen Zweykampf, ließe sich wohl das Gegentheil zeigen; sondern hauptsächlich aus dem Grunde, weil eine vollendete Constitution des Königreichs Jerusalem, unmittelbar nach Gottfrieds Erwählung, uns noch nicht am rechten Orte zu stehen scheint. Wir würden Hn. W. eher gerathen haben, nur das, was eigentlich historisch ist in dieser Gesetzsammlung, da, wo es in die Hauptgeschichte gehört, einzurücken, und das Actenstück selbst, wenigstens nach seinem Hauptinhalt in den Beylagen abdrucken zu lassen, da ohnehin einige Stücke daraus bereits in diesen gegeben sind. Was den Plan der *Beylagen* selbst betrifft: so hat dieser so sehr unseren Beyfall, daß wir wünschen, Hr. W. möchte einen eigentlichen *Codex diplomaticus*, der alle noch nicht bekannten Quellen und Documente enthielte, herausgeben. Auf diese Weise würde er zweyen Bedürfnissen zugleich entsprechen.

Die oben mit No. 3 — 5 bezeichneten Schriften gehören, wie Jeder sieht, nicht zur *darstellenden*, sondern zur *raisonnirenden* Geschichte. Die Nachwelt fragt nicht bloß: was geschehen ist? sondern auch: wie? und wozu? Man will hier nicht sowohl neue Untersuchungen über den Gegenstand selbst, als vielmehr *Resultate*, und zwar vorzüglich *praktische*. Der Forscher betrachtet daher die Begebenheiten nicht bloß in ihrem nächsten, natürlichen Zusammenhange, sondern er stellt sie in Beziehung auf jene Fragpunkte; er urtheilt. Mit einem Wort, es soll keine *Geschichte* seyn, sondern eine *Abhandlung*. Der Sache nach folgen also diese Schriften nach den bereits angezeigten, ob sie gleich der Erscheinung nach gleichzeitig sind. Die einzige Frage bey ihrer Beurtheilung sollte seyn: ob die vorgelegten Resultate richtig abgeleitet seyen? Aber der Gegenstand ist von der Art, daß auch die Frage, ob es mit den Prämissen seine Richtigkeit habe, nicht übersehen werden darf; das heißt, ob die Ansicht der Kreuzzüge selbst, im Ganzen, wie nach ihren besonderen Verhältnissen und Verwickelungen so weit im Reinen sey, um unbezweifelte Resultate daraus ziehen zu können? Eine solche Ansicht haben nun auch *Lemoine* und *Heeren* ihren beiden Abhandlungen vorausgeschickt. Aber die Differenz, die sich schon hier zwischen ihnen ergeben hat, und die, wie es scheint, selbst auf die Form der Abhandlung Einfluß hatte, wird unsere Bemerkung rechtfertigen.

Voraus haben wir unseren Lesern den Plan eines jeden kürzlich vorzulegen. Nach einer kurzen Einleitung, unter welche Begebenheiten die Kreuzzüge zu zählen seyen, stellt *Lemoine* in I Theil der Abhandlung selbst noch eine kurze Betrachtung an, 1) über den Zustand Europa's vor den Kreuzzügen, 2) die allgemeinen und besonderen Ursachen der Kreuzzüge, 3) den Zustand Syriens vor den Kreuzzügen, und giebt dann 4) ein *Coup-d'oeil rapide* über die Geschichte der Kreuzzüge. *Heeren* entwickelt die Einleitungsfrage ausführlicher, und findet für nöthig,

zur genaueren Bestimmung derselben, ebenfalls noch in der Einleitung, eine „*Darstellung der Natur der Kreuzzüge im Allgemeinen*“ zu entwerfen nach dem dreyfachen Gesichtspunct ihrer *Dauer*, ihres *Umfangs* und ihrer *Einrichtung*. Was bey *Lemoine* über den Zustand Europas nur in den allgemeinsten Zügen auf wenigen Blättern vorausgeschickt ist, das erschöpft *Heeren* in der Abhandlung bey jeder einzelnen Frage nach den näheren Rücksichten. Die Abhandlung selbst zerfällt bey ihm, nach der Preisfrage, in drey Haupttheile: 1) Politische Folgen; 2) Folgen für den Handel und Industrie; 3) für die Wissenschaften. Bey jedem Theile wird in einem besonderen Abschnitte voraus die Lage vor den Kreuzzügen nach den verschiedenen Zweigen des gesellschaftlichen Lebens genauer untersucht, und dann erst, was sich in diesen Beziehungen von den Folgen sagen läßt, auseinandergesetzt. *Lemoine* macht nicht die in der Preisfrage angegebenen Rücksichten, sondern die Frage über den *Werth* der Folgen der Kreuzzüge zur Grundlage seines Plans. Zuerst, im II Theil, handelt er von den unmittelbaren, *nachtheiligen* Folgen; in III Theil, von den *guten*, und im IV Theile werden beide gegen einander verglichen. Bey den Unterabtheilungen wird eben keine strenge Ordnung beobachtet; z. B. unter den unmittelbaren, nachtheiligen Folgen stehen zuerst: 1) *Depopulation*. 2) *Perte de capitaux, ralentissement de l'industrie et de la culture*. 3) *Interruption momentanée du commerce*. Dann im zweyten Abschnitte: *Suite des malheurs attribués aux guerres saintes; des progrès de la civilisation avant elles; de ceux, qu'elle pouvoit faire sans elles, et selon le cours naturel des choses*, unter folgenden Nummern: 1) *Du commerce de l'Europe avant les croisades*. 2) *Etablissement de Normands en Italie*. 3) *Les pèlerins et les missionnaires*. 4) *Des lumières*. 5) *Résultats de la prise de Constantinople par les Croisés*. 6) *Les Croisades étoient-elles nécessaires pour sauver l'empire grec?* 7) *Des progrès naturels de la liberté civile*. 8) *De la puissance royale, et des révolutions, qu'elle a subies dans plusieurs états*. Ein dritter Abschnitt handelt vom Einfluß der Kreuzzüge auf die Sitten; von den Klöstern und dem Ritterwesen; vom Einfluß auf die Religion. Die Gegenstände der übrigen Unterabtheilungen werden unten beyläufig berührt werden. Wir kommen jetzt auf den Inhalt. Hier ist zuerst zu bemerken, daß *Heeren* und *Lemoine* in ihrer Einleitung von der *Völkerwanderung* ausgehen, wie auch *Haken* gethan hat. Daß das Wort nicht im gewöhnlichen Sinne hier anzuwenden sey, hat vorzüglich *Heeren* gefühlt, wesswegen er den Begriff um so scharfsinniger erweitert hat. Nach ihm giebt es drey Perioden der Wanderungen, a) im Nomadenleben, b) im Heldenalter einer Nation, c) durch Kolonien. In die zweyte gehören die Kreuzzüge. In dieser Ausdehnung war das Wort wenigstens bisher nicht üblich; auch scheint uns in dem Begriff der Heldenperiode das Wandern nicht als wesentliches Merkmal zu liegen.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 17 J A N U A R, 1810.

G E S C H I C H T E.

Beschluss der Recension
der neuesten Schriften

über die Geschichte der Kreuzzüge.

Lemoine macht auf die zwey Umstände aufmerksam, daß schon in uralten Zeiten Gallier nach Asien gewandert, und daß die Kreuzzüge der Christen eigentlich eine Reaction gegen die Ausdehnung der Araber nach Westen gewesen seyen. Was die Letztere betrifft: so hat schon Karl Martell lange vor den Kreuzzügen ihr die Grenze gesteckt; und dann fragt sich überhaupt, ob denn die eigentliche Absicht aller Kreuzfahrer gewesen sey, *auszuwandern*; ob nicht der grössere Theil im Sinn gehabt, wie die Pilger, einst wieder heimzukehren; ob nicht wirklich Kükupeter selbst nach der Eroberung Jerusalems das Beyspiel hierin gegeben. Waren die Kreuzfahrten ursprünglich mehr als verstärkte Wallfahrten? — Oder, wäre nicht auf jeden Fall der Begriff der *Religionskriege* näher gelegen, als der unbestimmtere der *Wanderungen*?

Ungeachtet die beiden Preisbewerber von einerley Standpunkt ausgehen: so kommen sie doch bald auf eine verschiedene Vorstellung von den Kreuzzügen selbst. Nach *Heeren* sind die Kreuzzüge zu beurtheilen historisch, nach dem Gesichtspuncte ihres Zeitalters, wodurch von selbst der ihnen so oft gemachte Vorwurf sinnloser Unternehmungen, als Folgen des Aberglaubens und der Bigotterie, verschwindet; sie waren die Früchte von dem erwachten Heldengeist und der Religiosität der fränkisch-germanischen Nationen; *die Heldenperiode des Christianismus*.

Lemoine bemerkt, zwischen die Ansicht des Mittelalters, das die Kreuzzüge betrachtet habe *comme une entreprise vraiment religieuse, légitime, salutaire même*, und die der Späteren, die sie angesehen haben *comme de pieuses folies*, von den nachtheiligsten Folgen, trete eine dritte Parthey ein, welche zwar nicht alles gut heissen, aber auch nicht, ohne ungerecht zu seyn, die Kreuzzüge ganz verdammen könne, in Ansehung der Umstände, und der guten Folgen, die daraus hervorgingen. Die erste Ansicht, (des Mittelalters) sey *peu digne de notre attention*; zu welcher der beiden letzteren Meinungen man sich bekennen müsse, solle eigentlich die Untersuchung lehren. — Im ersten Theil der *heeren'schen* Abhandlung sind die *hierarchischen* Verhältnisse unter Gregor VII

mit Recht an die Spitze gestellt. Nachdem gezeigt worden, daß die Kreuzzüge in die Jahrhunderte des Kampfs der geistlichen und weltlichen Macht fallen, S. 96: so wird die Frage aufgestellt, in welcher Beziehung die Kreuzzüge zu den Entwürfen der päpstlichen Allgewalt stehen; nur werden voraus mehr Hypothesen gegeben, als sich nachher erweisen lassen. Hier kommt die erste Veranlassung der Kreuzzüge vor, und wie diese dem hierarchischen System entgegen kam, S. 97. Zur Beurtheilung des Einflusses auf die *Fürstengewalt* wird bemerkt, welche Veränderungen das (ursprüngliche) strenge *Feudalsystem* in den verschiedenen Reichen Europa's bis auf jenen Zeitpunkt erlitten; und in Rücksicht der Volks-Classen, wie das im Werden begriffene *Ritterwesen*, besonders in Frankreich, bey seiner Ausbreitung über das übrige Europa den hauptsächlichsten Einfluss, neben anderem, von den Kreuzzügen zu erwarten hatte, S. 133; wie der Zustand der *Städte* in Absicht ihrer aufkeimenden Freyheit, je weiter nördlich von Italien, desto mehr zu wünschen übrig liesse, und wie tief besonders noch das *Landvolk* stand: lauter Gegenstände, über welche bey *Lemoine* nur zerstreute Bemerkungen vorkommen. Erst nach dieser ausführlichen Darstellung zeigt *Heeren* in einem zweyten Abschnitt den Einfluss der Kreuzzüge nach jedem dieser besonderen Verhältnisse, wobey nur das unbequem ist, daß jeder einzelne Faden wieder besonders aufgenommen werden muß, und mehrere Wiederholungen nöthig macht. Die Resultate der politischen Folgen für die *Hierarchie* sind: 1) Die Kreuzzüge beförderten die Erhebung der päpstlichen Gewalt über die weltliche. 2) Sie beförderten die päpstliche Allgewalt über den Klerus; (gewann dieser in seinem Theile nicht auch, im Verhältniß zum Volk?) 3) Die Kreuzzüge wurden eine Hauptquelle der Bereicherung sowohl für den römischen Hof, als für den Klerus überhaupt. 4) Sie erhoben die päpstliche Macht durch die aus ihnen hervorgehenden Ketzerstrafen und Ketzerverfolgungen. Die ganze Frage von dem Einflusse der Kreuzzüge auf die *politischen* Verhältnisse der Hierarchie hat *Lemoine* eigentlich übergangen. Wir finden bloß ein ganz kurzes Stück: *Declin de la puissance des papes*, und dieses steht noch dazu in dem Abschnitt von den *wissenschaftlichen* Fortschritten, (als Begünstigung derselben). Von der Abnahme der päpstlichen Macht sollte nicht eher die Rede seyn, als wenn zuvor die Ursachen ihrer Aufnahme angegeben worden, um so mehr, da *Lemoine* selbst hier die Bemerkung hinwirft, die Päpste seyen *le centre de ce*

grand mouvement gewesen, und die Kreuzzüge *le plus grand excès de la puissance papale*, S. 131.

Bey den Folgen für die Fürstenmacht unterscheidet *Heeren* wieder zwischen dem, was die Kreuzzüge wirken konnten, und was sie wirklich zur Folge gehabt. Sie konnten die Erweiterung der Kronländer begünstigen, durch Verminderung der grossen Vasallen, aber eigentlich nur bey einer Verfassung, wie in Frankreich. Sie trugen ferner dazu bey, christliche Fürstengebiete zu erweitern, oder neue zu begründen; H. meint hier nicht die im Orient, sondern was in Spanien und an der Ostsee geschah. (In dieser Ausdehnung ist den Kreuzzügen auch die *Abwendung der tartarischen Überschwemmung von Europa* zuzuschreiben. Wie die deutschen Ritter bey Liegnitz sich aufgeopfert, ist bekannt: der Papst liess aber allgemein das Kreuz predigen. Rec. hat die Vermächtnisurkunde eines deutschen Graven auf den Fall, dass er in dem *Kreuzzug gegen die Tartarn* (1241) mit Tod abgehen würde, vor sich.) — „Ohne die Kreuzzüge keine preussische Monarchie“ ist ein Resultat, das die beiden Preisbewerber als besonders merkwürdig herausheben. Dass auch *Portugall* den Kreuzfahrern hauptsächlich die Befestigung der königlichen Macht verdanke, hat *Lemoine* unter den glücklichen Folgen der Kreuzzüge zuerst aufgestellt; hierauf die allgemeinen Folgen in Rücksicht auf Waffenstillstand, Gottesfriede, unter den Fürsten sowohl als unter den Ständen; dann die Erweiterung der Fürstenmacht in den einzelnen Reichen. Nach *Heeren* gewannen die Fürsten das Meiste durch die Veränderungen, welche bey den übrigen Ständen der Gesellschaft durch die Kreuzzüge bewirkt wurden, S. 203. Der *Adel*, als hauptsächlichster Theilnehmer an den Kreuzzügen, gewann, ungeachtet manches partiellen oder individuellen Verlustes, als Stand betrachtet. Die Kreuzzüge waren es, welche dem Ritterwesen seinen Geist einflössen, S. 205. Sie wirkten auf die Bildung der festeren Formen des Adels. Die Turniere wurden mehr verbreitet, prachtvoller und glänzender, und die in Palästina gestifteten geistlichen Ritterorden gaben dem Adel eine neue Stütze und grösseren Einfluss. Was aber der Adel an Macht gewonnen hat, hebt sich im Grund wieder auf durch die gleichmässige Erhebung der niederen Stände, S. 248. Sehr wird die Aufmerksamkeit gespannt, wenn H. das Entstehen der *Communen*, als freyer Bürgerchaften, eigentlich den Kreuzzügen zuschreibt; es wäre dieses mit Recht als ihre wichtigste und folgenreichste Veränderung anzusehen, S. 249. Wie in der Erwerbung ihrer Rechte und Freyheiten die ital. Städte allen übrigen vorgeleuchtet, wie die französischen und endlich die deutschen darin nachgefolgt, ist sehr ausführlich dargethan, S. 250 — 265; aber wenn wir die Beweise fodern, dass dies alles allein oder doch grösstentheils den Kreuzzügen zuzuschreiben sey: so antwortet der Vf. blos auf zwey Seiten: mit der Entfernung vieler kleiner Tyrannen, als unmittelbare, und durch die Aufnahme des Handels, als mittelbare Folge. In Ansehung des letzteren wird zwar auf die weitere Ausführung im zweyten Theile der Abhandlung verwiesen; wir werden aber sehen, dass

die dort angegebenen Verhältnisse auch noch einige Einschränkungen leiden. Auch ist hier noch zu bemerken, dass die Freyheit der italiänischen und deutschen Städte *näher liegende* Begünstigungen in dem langen Kampfe zwischen dem Papst und dem Kaiserthum fand. Jene wurden bekanntlich durch die Päpste gegen die Kaiser unterstützt; welchen Einfluss hatte der heftige und noch länger fortgesetzte Streit zwischen der welfischen und gibellinischen Parthey! Diese, die deutschen Städte, erhielten vom K. Heinrich IV eines der wichtigsten Vorrechte, das Bewaffnungsrecht, weil sie ihm gegen die Fürsten beystanden. — Bey den Folgen für den *Bauernstand* bekennet *Heeren* geradezu, S. 269, die Abschaffung der Leibeigenschaft, die Schöpfung eines freyen Bauernstandes, die man sonst auch als eine wohlthätige Folge der Kreuzzüge betrachtet habe, sey das Resultat von mehreren ihrer Natur nach sehr verschiedenen Ursachen; auch liesse sich, was die Kreuzzüge betreffe, gar nichts darüber documentiren, S. 271. Dagegen seyen die mittelbaren Folgen für diesen Stand desto bedeutender: diese werden S. 275 — 299 ausgeführt. Als Hauptresultat der beiden letzten Untersuchungen wird bemerkt, die Stütze, welche die Fürsten in der Macht des Adels und der Ritterorden erhielten, sey wenigstens zweifelhaft gewesen; aber durch die Aufnahme des dritten Standes, welcher erst die Nation bildete, seyen erst die Thronen, als durch eine Mittelmacht, mehr befestigt worden, und so sey dann auch, was der päpstliche Stuhl gewonnen zu haben glaubte, von dieser Seite späterhin wieder eingeschränkt worden. (Aber war die Freyheit des Adels nicht auch eine Freyheit, welche den Missbrauch der königlichen Macht einschränken konnte? und bestand die Nation nicht ursprünglich (ehe noch Bürgerchaften waren) im Adel, d. h. in den Grundbesitzern?)

Bey *Lemoine* findet man das Hiehergehörige zum Theil unter der oben schon angeführten Nummer: *des progrès naturels de la liberté civile*, was hierin wohl ohne die Kreuzzüge geschehen seyn würde. (Der ganze Abschnitt übrigens, worunter dieses steht, hätte einer der besten werden können, wenn einige Ideen weiter ausgeführt worden wären; ungefähr wie man in Rücksicht der Reformation öfters schon die Frage aufgeworfen: ob nicht ohne Luther eine allgemeine, umfassendere Kirchenverbesserung zu Stande gekommen seyn würde.) — Das Übrige steht im III Theil unter den glücklichen Folgen der Kreuzzüge.

Eine sehr ausführliche Übersicht des Handels vor den Kreuzzügen giebt *Heeren* S. 303 — 339, und bestimmt gleich voraus, was eigentlich für diese Verhältnisse von den Kreuzzügen zu erwarten war: nicht die Auffindung neuer Seewege oder Entstehung des eigentlichen Seehandels, es blieb nur levantischer Handel; aber die Stapelplätze wurden verändert, und grössere Verbreitung erfolgte. Viele neue, für die Geschichte des Handels überhaupt wichtige Notizen, wenn sie auch nicht alle zunächst die Folgen der Kreuzzüge betreffen, hat *Heeren* aus einem bey uns noch wenig bekannten Werke: *Storia civile e politica del commercio de' Veneziani* von dem Nobile C. A. Marin, geschöpft. Möchte nur die grosse Urkundensam-

lung eben dieses Forschers (über 50 mit eigener Hand abgeschriebene Folianten), welche die Republik nach seinem Tode unter Siegel genommen, nicht ungenutzt bleiben!

In Betreff des europäischen Landhandels hat Heeren vorzüglich darzuthun gesucht, daß die Donau die uralte Communicationslinie war, und daß hingegen vor den Kreuzzügen zwischen Deutschland und Italien noch wenig Handelsverkehr gewesen, S. 136 ff. Hüllmann scheint uns aber durch die vorgebrachten Gründe nicht ganz widerlegt; aber sehen wir nicht gerade einen besonderen Grund in den Kreuzzügen, warum und wie fern sie zur Beförderung dieses Verkehrs besonders beygetragen haben sollten. Wir finden wiederum viel nähere Veranlassungen in der engen politischen Verbindung, welche unter den fränkischen und hohenstaufischen Kaisern zwischen diesen beiden Ländern Statt hatte. — Lemoine hat die Untersuchung über den Einfluß auf den Handel unter verschiedenen Abtheilungen: Einiges ist aus dem oben schon gegebenen Inhaltsverzeichnisse des zweyten Theils der Abhandlung abzunehmen. Im dritten Theil handelt eine besondere Section von den vortheilhaften Folgen für die verschiedenen west- und nord-europäischen Länder, S. 103—114. Über den deutschen Handel ist Schmidts Gesch. d. D. seine Hauptquelle, wie überhaupt durch das Ganze nur mittelbare Untersuchungen zum Grunde liegen. Lemoine bemerkt auch hier wieder, man müsse nicht übersehen, was ohne die Kreuzzüge durch die Pilger und Missionärs geschehen seyn würde; allein die Kreuzzüge fanden eben darin ihre Hauptveranlassung, daß die Wallfahrten immer mehr erschwert wurden. — Was der deutsche Orden für den Handel gethan, ist von ihm besonders ausgehoben, und zuletzt werden einige Ideen über den indischen Handel beygefügt, S. 114. In dem Abschnitt über die Industrie ist Lemoine verhältnißmäßig ausführlicher, als Heeren; die seit den Kreuzzügen zu uns gekommenen neuen Producte und Pflanzen sind vollständiger aufgezählt: Heeren berührt nur die wichtigsten, und faßt das Übrige in allgemeinen Bemerkungen zusammen.

Im III Theile (von der wissenschaftlichen Aufklärung) findet man bey Heeren die näheren Gründe, warum die Wissenschaften nur wenig von den Kreuzzügen erwarten konnten. Er betrachtet die Franken, wie die Saracenen, als Halbbarbaren, S. 409. Lemoine schlägt die Cultur der letzteren höher an, S. 50 u. 126 ff. Heeren zählt den Verlust der Schätze der classischen Literatur bey der Verheerung Konstantinopels nur unter die Ursachen des geringeren Gewinns, den die Kreuzzüge den Wissenschaften brachten: nach Lemoine hätte dieses unglückliche Ereigniß mit Recht unter die unmittelbaren, schlimmen Folgen der Kreuzzüge gezählt werden sollen; er hat aber die Einnahme von Konstantinopel nur von der politischen Seite betrachtet. Wenn Heeren sagt, das XIII Jahrhundert sey das finsterste, S. 437: so behauptet Lemoine S. 128, das XII und XIII Jahrhundert seyen doch noch über dem XI. — Unter den einzelnen Wissenschaften, welche durch die Kreuzzüge gewonnen, nennt H. die Philosophie (durch nähere Bekanntschaft mit den

Schriften des Aristoteles); dann vorzüglich die geographischen, historischen und naturhistorischen Kenntnisse. Lemoine nennt die Dialektik, die Baukunst, die bildenden Künste, die Musik und die schönen Wissenschaften; man kann sich aber leicht denken, daß sich zum Theil nur sehr indirecte Einwirkungen nachweisen lassen. Von dem sittlichen Zustande hat Heeren nicht für nöthig angesehen, etwas zu sagen. Lemoine hat Einiges darüber S. 69.

Da H. und L. schon in der Ansicht von den Kreuzzügen verschieden sind: so ist voraus zu erwarten, daß sie es in der ganzen Tendenz ihrer Schriften, und noch mehr in dem Endresultate seyn werden. Heeren stellt dieses am Schlusse in dem kurzen Satze auf: *die Kreuzzüge schufen nicht auf einmal eine bessere Welt, aber sie bereiteten sie vor.* (Wir hätten nur gewünscht, daß er, nach dem Vorgange im ersten Theile der Abhandlung, die einzelnen Fäden zur näheren Übersicht am Ende wieder zusammengefaßt hätte.) Lemoine hingegen scheint die Vergleichung zwischen den guten und schlimmen Folgen der Kreuzzüge im letzten Theile nur in der Absicht angestellt zu haben, um jene durch diese wieder aufzuheben, und den großen Überschuss der letzteren zu zeigen. Nur die Türken, sagt er, haben gewonnen; (aber würden sie in ihren Eroberungen nicht noch weiter vorgedrungen seyn, wenn ihnen nicht zwey ganze Jahrhunderte lang so muthig widerstanden worden wäre? würde nicht Konstantinopel noch früher in ihre Hände gefallen seyn?) „*Si les croisades n'eussent point eu lieu, c'eût été un anneau de moins dans la longue chaîne des folies et des erreurs humaines.*“ S. 163; *leur attribuer une influence très-puissante sur les progrès de l'état social, c'est mettre en lumière ce qui doit rester dans l'ombre; c'est oublier, que si elles furent pour l'Europe l'occasion de quelques avantages, elles furent aussi la cause d'une foule de crimes et de malheurs,* S. 165.“

Eine nähere Beleuchtung der Resultate dieser beiden Schriften würde die Grenzen einer Recension weit überschreiten. Wir müssen uns begnügen, nur auf das Wichtigere, während dieser Vergleichung, hingewiesen zu haben. Es ist noch übrig, von der Schrift No. 3 zu bemerken, daß Hr. Villers auch dadurch ein besonderes Verdienst um die deutsche Literatur, gegenüber von der französischen, sich erworben hat. Er war es nicht nur, der eigentlich Heeren aufmunterte, um den Preis zu ringen; er übernahm auch die Mühe, die Schrift seines Freundes rein französisch zu übersetzen, damit sie auch in Ansehung ihres Gewandes sich nicht scheuen dürfte, unter den übrigen aufzutreten. Da H. selbst seinem Vortrage diejenige Leichtigkeit und Gewandtheit zu geben wußte, die man sonst nur von französischen Gelehrten erwartet: so mußte jene Arbeit um so mehr gelingen. Wir finden nicht, daß der Sprache zu Gefallen irgend eine wesentliche Veränderung vorgenommen worden wäre. Daß aber der Übersetzer dieses nicht allein war, hat er durch verschiedene literarische Zusätze bewiesen; aber auch die Anmerkungen des Vfs. sind größtentheils von der Art, daß man wohl sieht, er habe mehr Franzosen, als Deutsche, dabey im Auge gehabt.

Schließlich erlauben wir uns, noch einige Bemerkungen über die Beantwortung der Preisfrage herzusetzen. Die Schwierigkeiten, welche sich einer Unterfu-

chung über die *Folgen* der Kreuzzüge in den Weg legen, sind von den beiden Preisbewerbern in der Einleitung berührt worden: Uns scheint es hauptsächlich auf folgende Fragen dabey anzukommen: Stehen jene Ereignisse, welche den Kreuzzügen *gleichzeitig*, oder sonst in irgend einer näheren oder entfernteren Verbindung mit ihnen sind, in wirklichem *Causalzusammenhange*? — Ist nicht manchmal das die *Ursache*, was man für die *Wirkung* hält? oder steht nicht viel häufiger das Meiste im *Wechselverhältniß*? — Ist nicht Manches, was als *Zweck* erscheint, nur *Mittel* eines höheren Zwecks? Nur Ein Beyspiel aus den vielen, die sich bey dem Durchlesen uns dargeboten. Der *Handel* wird durchgehends in dem untergeordneten Verhältnisse betrachtet, als ob die Kreuzzüge allein das *thätige* Princip, der Handel nur der *leidende* Theil gewesen wäre. Man fragt bloß: was für Einflüsse hatte dieser zu erfahren? Vielleicht könnte man auch die Untersuchung umkehren: Würde wohl nach dem ersten Kreuzzuge die *Fortsetzung* dieser Unternehmungen so lebhaft betrieben worden seyn, wenn nicht die Handelsstaaten ihr besonderes Interesse dabey gehabt hätten? und selbst die große erste *Landexpedition*, würde sie wohl ohne Mitwirkung der *Schiffahrt* gelungen seyn? Noch mehr: Was hob die *Wallfahrten* zu der Bedeutung, daß endlich *bewaffnete* Unternehmungen daraus entstanden, wenn es nicht der Handel war, der gerade diese Form des Verkehrs nach den Umständen für die bequemste fand? Wenn auch der eigentliche *Impuls* der Kreuzzüge durch die *Hierarchie* gegeben wurde: so konnte das Ganze doch nur so weit gelingen oder bestehen, als das *Handelsinteresse* damit zusammentraf; beide Theile betrachteten die Kreuzzüge auf gleiche Weise als *Mittel* für ihre Zwecke. — Bey den *entfernteren* Folgen der Kreuzzüge liegt eine Hauptschwierigkeit darin, daß erst ausgeschieden werden muß, was auch andere Ereignisse zugleich dabey wirkten, *da nichts in der Geschichte einzeln da steht*: viele Wirkungen sind auch, wie *Heeren* treffend bemerkt, so versteckt, daß nur mit Mühe der Zusammenhang aufgefunden werden kann. Beide Preischriften unterscheiden gewöhnlich zwischen *mittelbaren* und *unmittelbaren* Folgen; wir setzen hinzu, auch zwischen *absichtlichen* und *unabsichtlichen* Wirkungen, zwischen *wesentlichen* und *zufälligen* Folgen sollte unterschieden werden. Eine ganz *unmittelbare* Folge kann doch nur eine sehr *zufällige*, oft in mehrfachem Sinne, seyn, wie der dreymalige Brand zu Konstantinopel und der dadurch verursachte Verlust so vieler Schätze der alten Literatur. Fragen wir nach den eigentlichen *Absichten* der Kreuzzüge: so müssen wir gestehen, daß sie nur eine zeitlang erreicht, zuletzt alle, zum Glück oder Unglück, vereitelt worden sind. Hier wäre also das Resultat = 0, und die Folge daraus, daß die meisten Wirkungen, welche noch aus irgend einem Zusammenhang mit den Kreuzzügen abgeleitet werden können, eigentlich zu den *zufälligen* gezählt werden müssen, so daß es eben desswegen fast gleichviel ist, sie diesen zum *Verdienst* oder zur *Schuld* anzuschreiben. Ohne diesen Gesichtspunct, scheint uns, hätte das Nationalinstitut nicht Schriften von sehr verschiedenen

Resultaten fast gleiche *Auszeichnung* beweisen können. (Der Ausdruck *zufällig* gilt bloß in Beziehung auf die Kreuzzüge.) Daß die Classification der Folgen in gute und schlimme höchst *relativ* sey, hat *Lemoine* selbst sowohl bey der Entgegensetzung beider, als bey ihrer endlichen Vergleichung, bewiesen. Wer die meisten dieser Folgen unter beide Classen setzt, wird der Wahrheit am nächsten kommen. Sollte z. B. die Entvölkerung von Europa, welche L. als die erste nachtheilige Wirkung anführt, nicht auch ihre guten Seiten haben? Wurden nicht mehrere Staaten dadurch von einem schrecklichen Gefindel befreit? Und sollte der Verlust an Menschen wirklich so groß gewesen seyn im Verhältniß zu zwey vollen Jahrhunderten, welche die Kreuzzüge einnehmen? Die größte Summe wird auf 6 Millionen angegeben, die niedrigste Schätzung auf zwey Millionen. — Was hat die französische Revolution seit 20 Jahren gekostet? — Daß voraus bestimmt werden müsse, was die Kreuzzüge seyn sollten, und was sie wirklich waren, ehe man zeigen kann, was aus ihnen geworden oder hervorgegangen, ist in diesen beiden Schriften anerkannt. Zur Beantwortung der ersten Frage gehört, nicht bloß die *Veranlassungen*, sondern die eigentlichen *Ursachen* und *Absichten* oder *Zwecke*, die dabey zum Grund lagen, auszuzeichnen, um so mehr, da diese gewöhnlich nicht offen da liegen. Bey der zweyten Frage ist nothwendig, auf die verschiedenen Perioden der Kreuzzüge Rücksicht zu nehmen, wie *Heeren* in der Einleitung gethan, wiewohl er in der Abhandlung selbst wenig Gebrauch davon gemacht hat. Gewöhnlich werden die Kreuzzüge als Ein unverändertes Ganzes betrachtet, dessen Facit, — das Resultat von zwey Jahrhunderten — gleichsam unter Eine Linie gebracht werden könnte; da man doch weiß, wie vielerley Factoren sich darin finden, und wie die Unternehmungen selbst ihren Charakter verändert haben.

Daß auch jetzt, nachdem bereits Resultate gezogen sind, der historischen Untersuchung noch manches übrig bleibe, geht aus dem Bisherigen selbst hervor: so wie wir wünschen, daß diese immer unbefangenen ihren Weg fortgehen möchte. Endlich nur noch ein paar Worte in Betreff des dritten Bedürfnisses, dessen wir oben in Ansehung der *Darstellung* gedacht haben. Eine höhere Einheit in die Geschichte der Kreuzzüge zu legen, als die in ihrer Zeit selbst noch befangenen ersten Geschichtschreiber derselben geben konnten, wäre die Aufgabe der historischen Kunst unserer Zeit. Worin jene zu suchen sey, ist in den hier angezeigten Werken mehr oder weniger deutlich ausgesprochen, wie wir auch bey verschiedenen Stellen darauf hingewiesen haben. Aber ganz ausgeführt kann die Idee erst werden, wenn der Sinn und Geist der Originale so treu wiedergegeben seyn wird, als *Wilken* zu thun angefangen hat. Daß der herrliche Stoff, diese großen Ideen, dieser Enthusiasmus zweyer Welttheile, die Helden, die kühnen Thaten, nicht früher einen Kopferwärmt haben, der umfassend und würdig sie darstellte, hat wohl keinen anderen Grund, als weil ein *Tasso* in der Geschichte am seltensten ist. — C. —

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 18 JANUAR 1810.

S C H Ö N E K Ü N S T E.

FÜßINGEN, b. Cotta: *Die Wahlverwandtschaften*. Ein Roman von Goethe. 1809. I Band. 306 S. II Band. 390 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Folgende Bemerkungen über vorliegendes Werk sind für diejenigen Leser dieser Blätter bestimmt, die es bereits kennen, und überhaupt Vergnügen daran finden, über merkwürdige Erscheinungen der Kunst eigene und fremde Gedanken zu vergleichen, und wechselseitig zu berichtigen.

Eduarden und Charlotten sehen wir zuerst in ihrem Garten, mit Entwürfen zu neuen Anlagen beschäftigt. Nach der Ankunft des Hauptmanns, und unter seiner Berathung, gehen diese Entwürfe immer mehr in's Grose. Ein von ihm gezeichneter Grundriß des Gartens und der umliegenden Gegend erleichtert die planmäßige Ausführung der Anstalten, die man macht, neue Wege durch die Felsen zu bahnen, zur Erhaltung der Sauberkeit des Dorfs das durchfließende Wasser einzudämmen, drey Teiche zu einem See zu vereinigen, und auf der höchsten Spitze der bergigen Umgebung ein Lustgebäude aufzuführen. Die ordnende Sorgfalt erstreckt sich auch auf die Bewohner des Dorfs, indem man sich anlegen seyn läßt, die Mädchen und Knaben an regelmäßige Thätigkeit zu gewöhnen. Der Entfernung des Hauptmanns und Eduards ungeachtet, geräth eine so lobliche Wirksamkeit nicht in's Stocken, sondern gewinnt unter dem Einflusse der Frauen neues Leben. Von dem zurückbleibenden Architekten wird die Kirche erneuert, und eine daran stossende bis dahin ganz unbeachtete Kapelle vom Verfall gerettet, und durch geistreiche, mit Andacht und frommer Liebe entworfene und ausgeführte Verzierungen von Neuem geweiht. Eine ganz andere Art von Herrschaft, als die bisher erschienenen Personen über die leblose Natur, übt Lucian über die Herzen der Menschen aus. In ihr sehen wir eine Tyrannin, welche durch Schönheit, Jugend, Witz, Rang, Reichthum und ungebändigte Lustigkeit alles, was ihr nahe kömmt, ihren phantastischen Grillen dienstbar macht. Gebildet war sie mit Ottilien in einer und derselben Anstalt, an welcher als Gehülfe ein Mann arbeitet, der früher durch Briefe, später durch Gespräch, uns die hohe Ehrwürdigkeit des Erziehungsgeschäftes anschaulich macht, wenn es mit Einsicht, Ernst und Liebe behandelt wird. Mittler und der reisende Britte sind beide unstät und flüchtig, der eine, um zu wirken, J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

der andere, um zu genießen; und wie früher der Architekt den Frauen durch seine Zeichnungen den Geist vergangener Jahrhunderte vor Augen gestellt: so läßt der Lord sie durch Vorzeigung seiner Abbildungen reizender Gegenden in Gedanken Besitz nehmen von den schönsten Theilen des Erdbodens.

In allen diesen Verhältnissen zeigt sich der Mensch von der Seite, die uns am meisten schmeichelt, als ein gebieterisches Wesen; das Kraft und Willen hat, was nur in seinen Wirkungskreis fällt, der eigenen, durch Einsicht oder Laune bestimmten Willkühr zu unterwerfen.

Richten wir nun aber unser Augenmerk auf die Hauptpersonen: so finden wir, daß, während sie so eifrig sich bestreben, alles, was von der Welt ihrer Herrschaft übergeben ist, zu ordnen und zu gestalten, sie unvermerkt ihr gegenseitiges Glück untergraben, ja unwissend den eigenen Absichten immer entgegen wirken. In Eduards Vorschlag, den Hauptmann in das Haus zu nehmen, wird zwar nicht ohne ahnungsvolles Zaudern, aber doch bald und gern von Charlotten gewilliget; in den übrigen, Ottilien in das Haus zu nehmen, von Eduarden ohne Bedenken und augenblicklich. Beide freuen sich der Erfüllung ihrer Wünsche, ohne für den häuslichen Frieden Gefahr davon zu besorgen, so wenig als irgend jemand besorgt, daß der mühsam gegrabene See das geliebte Kind verschlingen werde, daß die zur Feyer des Geburtstags Eduards so sorgsam gepflegten Blumen dienen sollen, Ottiliens Sarg zu schmücken, daß tausend Zufälligkeiten, die ihnen ganz gleichgültig scheinen, rastlos geschäftig sind, sie mit Netzen des Verderbens zu umstricken. Der Zufall nämlich, der, einer Bemerkung in den Lehrjahren zufolge, im Roman zu lässig ist, spielt in dem unfrigen, der Idee des Ganzen gemäß, eine Hauptrolle. Eines Abends sitzen Eduard, Charlotte und der Hauptmann zusammen. Eduard liest vor, und Charlotte sieht ihm in das Buch. Er, dem dieß von Natur zuwider ist, äußert seine Empfindlichkeit, worauf sie die zufällige Ursache anzeigt, die sie dazu veranlaßt habe. Hieran knüpft sich ein Gespräch über die Bedeutung des Wortes: *Wahlverwandtschaft* in der Chemie. Diefes in einer anderen, weiter unten zu erwähnenden, Rücksicht höchst merkwürdige Gespräch wird es zunächst dadurch, daß Eduard durch eingestreute Scherze und die Wendung am Schlusse nicht unvernünftig eingesteht, was Charlotte schon bemerkt haben mußte, eine gewisse Entfernung seines Herzens von dem ihrigen. Noch auffallender wird dieß, als bald darauf

Ottlie denselben Fehler macht, und Eduard so weit entfernt ist, darüber zu zürnen, daß er ihr vielmehr näher rückt, um ihr das Einssehen in das Buch für die folgenden Blätter zu erleichtern. Wie hiedurch, und durch die Freude an ihrer musikalischen Begleitung und durch die vorsorgliche Ängstlichkeit, womit er sie beredet, des Vaters Bildniß, das sie am Halste trug, von ihrer Brust zu entfernen, für Ottliens Eduard: so verräth für Charlotten seine Neigung der Hauptmann durch den Eifer, womit er die Anstalten zur Feyer ihres Geburtstages behandelt. Einige Tage nach dieser Feyer, als die wechselseitigen Neigungen schon einen hohen Grad der Leidenschaftlichkeit erreicht haben, statten *zufällig* der Graf und die Baronin Besuch auf dem Schlosse ab. Ohne hier der Tischgespräche zu gedenken, die doch selbst Ottliens reichliches Gefühl können misleitet haben, erinnert man nur an die Reihe kleiner *zufälliger* Umstände, die Eduards nächtlichen Besuch bey seiner Gemahlin veranlassen; und dieses hat die ungeheure Folge, ein Kind in das Daseyn zu rufen, das nur bestimmt zu seyn scheint, in seinem kurzen Leben das Denkmal einer lügenhaften, selbst in den Augenblicken ihrer süßesten Schmeicheleyen treulosen und heuchlerischen Liebe aufzustellen, wie durch seinen Tod diejenige, welche ihm die theuerste gewesen seyn würde, in Verzweiflung zu stürzen. Noch hatten sich die Liebenden nicht bestimmt gegen einander erklärt. Da fügt es sich, daß man zum Verkaufe eines Grundstückes der Abschrift eines Documents bedarf, und daß der Schreiber, der sie machen soll, *zufällig* krank ist. Ottlie übernimmt statt seiner das Geschäft. Wie erstaunt Eduard bey Durchlesung des Papiers, zu sehen, wie Ottliens Schriftzüge mit jeder Zeile den feineren ähnlicher werden, und endlich ganz in diese übergehen. Während er das kostbare Blatt in den Händen hält, als eine, jedem Zweifel trotzen- de Urkunde von der Ottliens ganzes Wesen durchdringenden Liebe zu ihm, befindet sich der Hauptmann mit Charlotten auf dem Teiche, wo der Kahn *zufällig* auf eine Untiefe treibt, so daß er sich genöthigt sieht, die Gefährtin an das Land zu tragen. Indem er sie am Ufer niedersetzt, bezwingt ihn das Gefühl, und in demselben Augenblick vielleicht, wo Eduard im Schlosse ausruft: *Ottlie du liebst mich*, versiegeln der Hauptmann und Charlotte ihre Liebe durch Kuss und Händedruck.

Die Feyer des Geburtstages Ottliens ist der Wendepunct, welcher dem bisherigen Gange der Ereignisse plötzlich eine andere Richtung giebt. Der Hauptmann verläßt das Schloß, um dem Rufe zu einer neuen ehrenvollen Bestimmung zu folgen, den er dem Grafen verdankt. Eduard, ebenfalls von der Nothwendigkeit überzeugt, sich von Ottlien zu trennen, hat die Wahl, entweder selber das Schloß zu räumen, oder jene zu entfernen. Er wählt das erste, und nimmt Kriegsdienste. Indem nun während des Stillstandes der Begebenheiten die vereinsamten Frauen sich dem Gram, der Sehnsucht und den Sorgen der Liebe überlassen, doch nicht ohne große Fort-

schritte zu machen in ihrer Bildung, tritt auch der *Zufall* einstweilen vom Schauplatze ab. Nur ein Mal erinnert er uns an sich, in der Novelle nämlich, und zwar fast kömisch, da er es artiger Weise so *legt*, daß der kühne Schwimmer die von dem Bräutigam und Element erbeutete Schöne nahe bey der Hütte eines jüngstvermählten Ehepaars landet. Dieses, um die durchnästen Ankömmlinge zu trocknen und zu decken, weiß sich bey seiner Armut nicht anders zu helfen, als daß es ihnen seine Hochzeitkleider anzieht, mit welchen angethan jene den nacheilenden Ältern und Freunden ganz stattdlich entgegengehen, und zur größten Bestürzung des armen Bräutigams um Einsegnung des wunderbar geschlossenem Verlöbnißes bitten. — Kaum aber erscheint Eduard wieder: so beginnt der *Zufall* von Neuem sein tückisches Spiel. In den Krieg hatte jener sich gestürzt, wie er sagt, nicht um zu sterben, sondern um das Schicksal herauszufodern, ob es ihn verderben oder erhalten wolle, und im letzten Falle nach glücklicher Bestehung so vieler Gefahr Ottlien als gebührenden Kampfspreis in Anspruch zu nehmen. Ehrvoll entlassen zieht er sich in eine einsame Wohnung zurück, wohin er den zum Major beförderten Hauptmann bescheidet. Durch diesen will er Charlotten die Ehescheidung antragen lassen, um nicht nur sich mit Ottlien, sondern auch ihr mit dem Major die Vermählung möglich zu machen. Beide begeben sich auf den Weg und trennen sich in einem dem Schlosse nahegelegenen Dorfe, wo Eduard zurückbleibt. *Zufällig* befindet sich Charlotte bey der Ankunft des Majors nicht zu Hause, und Eduard, ohne das Zeichen, das ihm dieser von dem glücklichen Erfolge seiner Sendung geben soll, abzuwarten, eilt gegen Abend ungeduldig dem Schlosse zu, und trifft unvermuthet Ottlien an. Diese sitzt dem Lustgebäude gegenüber am Ufer des Sees mit einem Buche in der Hand; das Kind liegt neben ihr schlafend. Eduard erschrickt über die Ähnlichkeit seiner Gesichtszüge mit des Majors; indem es aber erwacht und ihn mit Ottliens Augen ansieht, ruft er aus: „Dieses Kind ist aus einem doppelten Ehebruch erzeugt! es trennt mich von meiner Gattin, und meine Gattin von mir, wie es uns hätte verbinden sollen.“

Ottlie verspricht ihm ihre Hand, wenn Charlotte in die Scheidung willige, worauf sich die Liebenden trennen. Ottlie, im Begriff, den Rückweg anzutreten, befürchtet, durch Verspätung Charlotten zu ängstigen, und zieht vor, statt den See zu umgehen, ihn zu durchschiffen. Ein unglücklicher *Zufall* macht, daß sie im Kahne niederfällt; der rechten Hand entfällt das Ruder, der linken das Kind, das sie zwar bald aus dem Wasser rettet, aber an ihrem Busen zu erwärmen und in das Leben zurückzurufen vergebens strebt. Dieser schreckliche *Zufall* öffnet ihr plötzlich die Augen über das ganze Verhältniß, und über das Maß ihrer Sündhaftigkeit. Um zu büßen, was sie verschuldet hat, thut sie das Gelübde, Eduarden nicht wieder zu sehen, und beschließt, in die Erziehungsanstalt zurückzukehren, und das übrige Leben dem Geschäfte der Jugendbildung zu widmen.

Eduard, hievon unterrichtet, begehrt, sie vorher noch zu sehen, und da er das Haus kennt, wo sie auf der Reise nach dem Orte ihrer neuen Bestimmung übernachten muß, eilt er dorthin voraus. Um sie auf seinen Anblick vorzubereiten, schreibt er ihr, und zwar in dem für sie bestimmten Zimmer. Kaum hat er den Brief geendet: so fährt Ottiliens Wagen vor. Er eilt in die Nebenkammer, besinnt sich aber, daß er hat das Petschaft auf dem Tische liegen lassen, und geht zurück. Zufällig war beym ersten Hineinspringen in die Kammer der Thürschlüssel niedergefallen und innerhalb der Kammer liegen geblieben, so daß er diese vergebens zu öffnen sucht, und Ottilie beym Hineintreten in das Zimmer ihn erblickt. Von jetzo an verstummt sie, giebt den Plan, in die Erziehungsanstalt zu gehen, auf, und geht, von Eduard begleitet, nach dem Schlosse zurück, mit dem Vorfatze, den Mund nicht wieder zu öffnen, und durch Enthaltung von Nahrungsmitteln ihr Leben sich allmählich verzehren zu lassen. Inzwischen langt Mittler an, dessen Weise es mit sich bringt, alles, wovon das Herz ihm eben voll ist, auszuschütten, und bey solchen Gemüths erleichterungen mit Schick und Unschick herauszufagen, was ihm nur in den Mund kommt. Ein zufälliger Umstand führt ihn eines Tages darauf, das Capitel von den zehn Geboten abzuhandeln, und von der, seiner Meinung nach, unzweckmäßigen Behandlung derselben in den Schulen. Unglücklicher Weise tritt die von Gram und langer Enthaltbarkeit fast schon ganz entkräftete Ottilie in das Zimmer, als er eben anfängt, das sechste abzuhandeln. Von der Auslegung, die er den Worten giebt: Du sollst nicht ehebrechen, betroffen, schwankt sie zurück auf ihr Zimmer. Hier liegen die Kleider ausgebreitet, womit sie sich den folgenden Tag zu Eduards Geburtsfeste schnücken will: „Sehn Sie nur, liebste Fräulein, ruft Nanny ihr entgegen, das ist ein Brautschmuck ganz Ihrer werth.“ — Hiedurch von Neuem tief verwundet, stirbt sie.

Abgesehen von der künstlerischen Eigenthümlichkeit, welche das Werk durch diese Behandlung des Zufalls erhält, durch die vielen aufgezogenen und vielfach verschlungenen Fäden, welche das Näheste mit dem Ferneften, das Größte mit dem Kleinsten verknüpfen, wird es dadurch noch in anderer Rücksicht höchst merkwürdig. Wenn freylich fehlt es hier nicht an mancherley günstigen, ungünstigen, warnenden, schreckenden Vorzeichen, nicht an ahnungsvollen Andeutungen, welche dieser Reihe von Zufällen den Charakter unvermeidlicher Nothwendigkeit und gebieterischer Vorherbestimmung geben. Vorbedeutend sind die Flecke, womit Charlottens Brief an den Hauptmann, und bey Bestimmung des Ortes für das Lustgebäude der Grundriß entstellt wird: vorbedeutend die Rede des Maurers; Mittlers, prophetischer Eifer über das Verhältniß des Grafen zur Baronin bey der Nachricht von ihrem bevorstehenden Besuche; die Versengung des ersten Briefs Eduards an Ottilien; die Unfälle bey der Feyer ihres Geburtstages; der Tag, an welchem sie zuerst die Kapelle be-

tritt; der erfolgende Tod oder todähnliche Zustand des Pfarrers bey der Taufe des Kindes; das Schicksal des unglücklichen Mädchens, das Lucianens Muthwille aus seiner Verborgenhelt aufstört. Geheimnißreicher Andeutungen voll über den verborgenen Zusammenhang von Kräften, die wir als ganz ungleichartig zu betrachten pflegen, sind das Gespräch über die Wahlverwandtschaften in der Natur, welches in dem wunderbaren Spiele lebloser Stoffe das bald sich entwickelnde sittliche Verhältniß des Doppelpaars Zug für Zug vorbildend darstellt: ferner Ottiliens zweymalige Betäubung, worin sie weder schlafend noch wachend Eingebungen empfängt, ihre bey gewissen Gemüthsbewegungen entstehende seltsame Verfärbung, die Unwiderstehlichkeit jener von Kindheit an ihr eigenthümlichen unwillkührlichen Gebehrde, womit sie verweigert, die an ihr gelingenden Pendelversuche, der auf ihr Gebet sanft sich erhebende Wind, welcher den Kahn an das Ufer treibt, die Lebendigkeit der Träume, in denen Eduard ihr jede Nacht erscheint, ihre harmonische Begleitung seines unmelodischen Spiels, die Verähnlichung ihrer Schriftzüge, ihrer beider ohne Anlaß so oft wiederkehrendes Kopfweh an entgegengesetzten Seiten, die geheime Kraft, womit sie selbst körperlich von einander angezogen werden. Doch weder diese Andeutungen werden gehörig erwogen, noch jene Zeichen beachtet. Nur einer ist auf manche aufmerksam, Eduard. In dem aus der Luft unzerbrochen wiederkehrenden Glase, worauf die Buchstaben E und O eingegraben sind, erblickt er ein heilweissagendes Zeichen, das seine Hoffnung bis auf den letzten Augenblick nährt. Aber seltsam und schauerlich! Wie die nicht beachteten Vorbedeutungen alle eintreffen: so wird diese eine beachtete trügerisch befunden. — Sehn wir nun die handelnden Personen noch von einer anderen Seite an, auf einer wie hohen Stufe der Geistesbildung sie stehen, wie zart ihre Empfindung ist, wie sicher ihr Urtheil, wie kunstreich und wohlgeübt ihre Zunge, wie reich der Schatz ihrer Erfahrung, mit wie sinnvollen aus dem Innersten des Herzens und den unergründlichen Tiefen des Lebens geschöpften Weisheitsprüchen ihre Unterredungen und Selbstgespräche angefüllt, fast möchte man sagen, überfüllt sind: so wird hiedurch das furchtbare Gemälde vollendet, welches dieses wundersame Werk aufstellt von der Zeit, worin wir leben. Ja, was hier in dem Bezirk weniger Tritte, und in dem Raum einiger Jahre waltet, und mit heimlicher schadenfroher Tücke so unsägliches Unheil und Irrfal anrichtet, ja es ist dasselbe, was seit zwey Jahrzehnten zum Entsetzen des menschlichen Geschlechts von einem Pol zum anderen betäubend, verblendend, zerstörend den Erdkreis durchzieht, zum großen Zeugnisse dessen, was Charlotte sagt: „Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend; Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint, und so

greift es zuletzt durch, wir mögen uns begeben, wie wir wollen“ *).

Bouterwek erklärt für das Wesen des Romans, *erzählendes Charakter - Gemälde*. Dieser sehr gelehrte, scharfsinnige, umsichtige Kritiker weiß wahrscheinlich besser als jeder andere, wo es dieser Erklärung noch fehlen mag. Was aber hindert, sie von einem so geistreichen Mann einstweilen dankbar anzunehmen, da sie Gelegenheit giebt, andere Seiten unseres Romans ans Licht zu stellen?

Otilie, (ihren Namen wird die Nachwelt einst den gefeyerten Kunstmännern bezeugen,) schweigend betritt sie den Schauplatz, und schweigend verläßt sie ihn. Ungewöhnliche Regsamkeit des inneren Sinns und Tiefe des Gefühls, verbunden mit der von Kindheit an ihr inwohnenden Ahnung eines sie bedrohenden außerordentlichen Missgeschicks und räthselhafter Beziehung zwischen sich und der Natur, giebt ihrem ganzen Wesen eine feyerliche Stille, eine geheimnißreiche Verborgenheit. Obgleich sie aber nur selten den Mund öffnet, redet sie doch beständig, sie redet durch Blick, Gang, Stellung, Gebärde, und durch einen Zug sanfter Schwermuth, der auf ihrem himmlischen Antlitze wie ein leichtes Gewebe verbreitet liegt. Diese stumme Beredsamkeit, wodurch sie jedes Männerherz rührt, entzündet gleich bey der ersten Zusammenkunft in Eduards Busen das verzehrende Feuer einer unauslöschlichen Liebe. Als sie diesen einst, da sie noch Kind war, erblickte, verbarg sie sich in dem Schooße ihrer Tante, nicht aus Furcht, wie sie sagt, sondern, wie sie andeutet, vor Bestürzung über seine Liebenswürdigkeit. Vielleicht ahnete schon damals ihr kindliches Gemüth, daß sie sich wechselseitig angehörten, daß zum vollen Gebrauch und Genuß des Guten und Schönen, das ihnen verliehen worden, sie einander

*) Damit Niemand meine, ein solcher Glaube führe nothwendig zu einer feigen nichtswürdigen Verzagtheit, die allen Muth zum Handeln niederschlägt, und nur einer niederträchtigen Geduld zum Leiden Raum läßt, erinnere man sich der Worte des verewigten Johann von Müllers: „Sogar selten ist bey dem Ruhm des wichtigsten Mannes in der Geschichte der Ruhm des besten, und sogar oft entlehnt die größten Dinge aus unvorhergesehenen Ursachen, auf daß die Nationen gewahrt werden, die Wage ihres Schicksals werde nicht gehalten von einer sterblichen Hand. Allein eben dieser Gedanke bringt frommelnde Trägheit um Freyheit und Sieg, verblendet barbarische Völker über die Ursache ihres Verfalls, und begeistert große Männer und verständige Nationen mit alles erhellender Geistesgegenwart in Entwerfung ihrer Rathschläge und mit alles überwindender Zuversicht in Ausführung derselben.“

bedürften; seiner sie, um in die dunkeln Räume ihres Innern Licht, und in ihr Handeln gefällige Heiterkeit zu bringen, ihrer er, um für seine Gedanken mehr Tiefe zu gewinnen, und den verzogenen Eigensinn und oft hartnäckigen Trotz seiner leidenschaftlichen Thätigkeit zu mässigen; vielleicht ahnete sie schon damals, daß sie vereinzelt ein unvollständiges, durch unbefriedigte Sehnsucht stets verkümmertes Daseyn haben, verbunden aber mit Glück und Ruhm und Macht durch das Leben gehen würden. Kein Wunder, daß sie in den Jahren der Reife wie durch eine magische Gewalt unwiderstehlich zu ihm hingetrieben wird. Hatte doch Charlotte selbst sie einander bestimmt. Diese durchaus höchst liebenswürdige Frau bey ihrer heitern Gesprächigkeit, bey der Klarheit des Blicks, der Gewandtheit des Geistes und der Ruhe des Herzens, wodurch es ihr so leicht wird, sich über alles mit sich selber zu verständigen, unter außerordentlichen Unfällen Fassung zu behalten, und sich in Menschen und Umstände schnell zu finden, steht dem Hauptmann viel näher als Otilie Eduarden. Zwischen beiden giebt es weniger zu ergänzen und auszugleichen, so daß die gegenseitige Neigung sie nicht hinreißt, sondern sanft anzieht; und dieß ist die Ursache, warum während der Abwesenheit der Geliebten Otiliens Leidenschaft mit jedem Tage wächst, Charlottens allmählich abnimmt.

Was den Grafen und die Baronin ursprünglich an einander fesselte, war gewiß nur Buhlschaft. Hiedurch bekommt ihre der öffentlichen Meinung und eingeführten Sitte trotzen Verbindung etwas sehr Anstößiges, ihr Thun und Sprechen etwas Freches, das aber freylich durch seinen Weltton in Schranken gehalten, und von dem Grafen durch die Philosophie des Tages gut genug beschönigt wird. Die Schnelligkeit, womit die Baronin das Verhältniß Otiliens zu Eduard entdeckt, die Eifersucht, die sie im Namen ihres ganzen Geschlechts darüber empfindet, der Neid, womit sie einem in ihren Augen so unbedeutenden Mädchen einen solchen Triumph mißgönnt, und der Eifer, womit sie ihr denselben zu entreißen trachtet, dieß alles geht aus von etwas Furienhaftem, das ihrem Charakter und ihrer Leidenschaft zum Grafen beygemischt ist, so daß wir sie füglich in die Classe der *Wuth* setzen können, auf welche Iphigeniens Worte passen: *Zur Wuth wird ihnen jegliche Begier.*

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Landsknecht*, b. Thomann: *Melodien zu den Liedern zur Erbauung und Ermunterung für Schulkinder und Erwachsene*. Gefertigt und gesammelt von dem Singlehrer der Inndorfer Mädchenschule. 1 Heft. 68 S. 4. (10 gr.)

In der Vorerinnerung zu diesen Liedern heist es: „Selbst der Titel sagt, daß man hier und dort Melodien sammelte, und allgemein bekannte, ihrer Schönheit wegen, benutzte, aber ihnen einen brauchbarern, erbaulichern Text unterlegte, um so das Triviale mancher Lieder zu verdrängen. Man wandte öfters aus den Werken mancher vorzüglichen Tonkünstler die schönen, naiven Gedanken an, und hob sie zu einer Melodie

aus.“ u. s. w. Weil in diesen Worten schon alles enthalten ist, was die Kritik über diese Liedersammlung am nöthigsten zu bemerken haben würde: so hat Rec. weiter nichts hinzuzusetzen nöthig, als daß sie mehrentheils in Hinsicht auf Melodie sehr fließend sind, aber in Hinsicht auf ihre Form sowohl als auf den Geschmack der Zeit, ein wenig altern. Auffallend war es uns übrigens, in dieser Sammlung von 60 Liedern, deren 32 zu finden, die in *A dur* gesetzt, so daß in derselben die übrigen der gewöhnlichen Tonarten zu sehr vernachlässigt worden sind.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 J A N U A R , 1810.

SCHÖNE KÜNSTE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Die Wahlverwandtschaften.*
Ein Roman von Goethe u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Des Architekten Gesinnung macht ein Zug kenntlich, der Ungehorsam nämlich, den er Ottilien beweiset, da diese ihn auffodert, der Gesellschaft seine Zeichnungen vorzuzeigen, und die Art, wie er sich entschuldigt. Aus beidem erhellt, daß bey aller Zärtlichkeit, die er für Ottilien empfindet, doch nicht sie die Herrin seines Herzens ist, sondern die Kunst. Gleichwohl thut er den Frauen zu gefallen Manches, wozu sich eigentliche Genialität nicht gern bequemt, die weniger anstellig zu seyn pflegt. Und so erscheint er als werdender Künstler von nicht gemeinem Talent, welches durch Liebe zum Schönen und also auch zu edeln Frauen genährt, zwar nicht die Meisterwerke, deren Anschauen ihn entzückt, mit neuen vermehren, aber zum Vergnügen der Freunde sich glücklich vollenden wird. Seine Bescheidenheit macht den gefälligsten Eindruck dann, wenn wir ihn neben Lucianen sehen. Diese geht auf nichts aus, als zu glänzen, und sich mit ihren Künsten oder Kunststücken auf einem recht grossen Schauplatze sehen zu lassen, wobey es immer nur auf augenblickliche Wirkung, oder, wie sie es nennen, auf den Effect angelegt wird, und zwar zur Befriedigung einer Gefallsucht, die sie auf alles und über alle erstreckt, nicht, um irgend Jemanden Genuß von ihren Reizen zu geben, sondern nur Genuß davon zu haben. Durch seinen milden Ernst, seine Berufstreue, die Sanftheit der Neigung, die er für Ottilien empfindet, und die Zartheit, womit er sie bekennt, erinnert der Gehülfe an den *Gerichtsrath*, wie Nanny an Mignon, Mittler an Lessings Al Hasi den *guten, wilden, edeln*. Nur freylich, statt daß Al Hasi aus Verdruss über das Unrecht in der Welt diese *meidet*, und in die Wüste flieht, wird Mittler dadurch erst recht mit der Welt verwickelt. Bey noch so grossem Hasse dagegen wird er es doch nicht missen wollen, weil es ihm zu thun giebt, und seine allezeit fertige Zunge mit Redestoff versieht. Sollen wir noch des reisenden Lords gedenken, dem ganz Europa kaum genügt zur Befriedigung seines Bedürfnisses der Abwechslung im Gegensatze des Gärtners, der in den Blumenbeeten, Baumschulen und Gewächshäusern, die er von Jugend auf gepflegt hat, die Welt sieht, und selbst je-

da fremde Pflanze, womit man ihn bereichern will, Kopf schüttelnd abweist?

Diese sind die Charaktere, die, durch sonderbare Umstände in vielfache Berührung gebracht, ein so seelenvolles Sittengemälde bilden.

Die Verwandtschaft zwischen dem Roman und dem Epos wird allgemein anerkannt. Der unfrige verleugnet dieselbe auch darin nicht, daß er, wie die Iliade und Odyssee, fast ganz dialogisch ist. Die Schwierigkeit, welche durchgängige Beobachtung des Charakteristischen im Dialog schon im Drama hat, wächst, wenn sich, wie in unserem Roman so oft, die Personen nicht im Zustande der Leidenschaft befinden, sondern ruhiger Betrachtung. Wer von dieser Schwierigkeit Erfahrung oder Vermuthung hat, wird in dem Studium der Wahlverwandtschaften eine unererschöpfliche Quelle der Belehrung und des Vergnügens entdecken.

Bey der Sorgfalt, die der Dichter auf den wörtlichen Ausdruck gewendet hat, und bey dem Glück, womit es ihm gelungen ist, ihn zur Vollendung zu erheben, konnte es nicht fehlen, daß dieses Werk, wie jedes seiner früheren, den Schatz, den unsere Sprache hat, an geistreich gebildeten Worten und Fügungen, mit neuen vermehrte. In der Voraussetzung jedoch, daß bey wiederholter Lesung diese Niemanden entgehen, sondern sich von selber in eines Jeden Ohr und Herz einschmeicheln werden, sey, statt dieselben hier aufzuzählen, vergönnt, zum Schlusse noch einen Blick auf das Ganze zu richten.

Woher rührt es, läßt sich fragen, daß dieses Werk, worin das gräfliche Spiel, welches das Schicksal mit dem Menschen treibt, uns so sehr demüthigt, doch zuletzt in eine Stimmung versetzt, welche die früheren Bewegungen der Furcht, des Schreckens und des Mitleidens in eine erhabene Rührung, in das Gefühl einer hohen und würdigen Ruhe auflöst? Dieses rührt her von der Weise, wie Ottilie ihre Schuld büßt. Nachdem durch den unerwarteten Anblick Eduards ihr Gelübde gebrochen war, geziemte ihr nicht, länger zu leben. In dem Entschlusse, freywillig zu sterben, rächt sie uns an dem Schicksal, so fern sie eine Kraft offenbart, die uns über dasselbe erhebt, und seinen Tücken unerreikbaar macht. Denn was fesselte den, der zu rechter Zeit zu sterben weis, was giebt es Heroisches, das ein Solcher nicht auszuführen vermöchte? Vollendet wird jener Triumph durch die Art des Todes, welchen Ottilie wählt. Denn unter allen Selbstentleibungen ist die

R

Enthaltung von Speise und Trank die edelste und schicklichste, weil sie die grösste Standhaftigkeit voraussetzt, und nicht als eine gewaltsame Empörung gegen die Gesetze der Natur betrachtet werden kann, sondern nur als eine ruhige Abweisung ihrer Forderungen; die nicht mehr gültig befunden werden. Von dem Augenblick an, wo Ottilie verstummt, und anfängt, sich die Nahrungsmittel zu entziehen, erscheint sie als ein überirdisches Wesen, als eine verklärte Heilige, die, ohne mit den Sterblichen ein Bedürfnis zu theilen, tröstend und freundlich unter ihnen einherwandelt. Sehn wir sie sprachlos unter den Ihrigen; scheint sie uns schon todt; sehn wir sie lächelnd im offenen Sarge, scheint sie uns noch lebend. Der Augenblick, wo sie stirbt, läßt sich kaum bestimmen. Wundersam mischt sich in ihr Zeitliches und Ewiges, Himmlisches und Irdisches, und Eduard, dem unter dem Einflusse so grosser Ideen, so lieblicher Bilder, so süsßer Erinnerungen und einer so edeln Sehnsucht das Leben verflucht, stirbt des beneidenswürdigsten Todes.

„So ruhen die Liebenden neben einander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitre verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab; und welch' ein freundlicher Augenblick wird es seyn, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen.“

Alsdann, setzen wir mit dem *Novalis* hinzu, alsdann

Immer wächst und blüht Verlangen,
Am Geliebten fest zu hangen,
Ihn im Innern zu empfangen,
Eins mit ihm zu seyn,
Seinem Durste nicht zu wehren,
Sich im Wechsel zu verzehren,
Von einander sich zu nähren,
Von einander nur allein.

So in Lieb' und hoher Wollust
Sind sie immerdar versunken,
Seit der wilde trübe Funken
Dieser Welt erlosch,
Seit der Hügel sich geschlossen
Und der Scheiterhaufen sprühte,
Und dem schauernden Gemüthe
Nun das Erdgesicht zerfloß.

K. f. d.

1) BERLIN, b. Weiss: 1) *Der Tempel der Diana zu Ephesus* von A. Hirt. Vorgelesen in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin den 4ten Jun. 1804. 1809. 58 S. Text 4. nebst 3 Kupfertafeln. (1 Rthlr. 20 gr.)

2) Ebendaf. *Der Tempel Salomons* von A. Hirt: vorgelesen in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin den 1sten Dec. 1805. 1809. 49 S. Text 4. nebst 3 Kupfertafeln. (1 Rthlr. 20 gr.)

Achtungswerthe Männer, Gelehrte sowohl als Künstler, haben sich schon lange her vielfältig bemüht, über die dunkeln Nachrichten von berühmten Kunstwerken des Alterthums mehr Klarheit zu verbreiten. Besonders sind diese Bemühungen auf das Fach der Baukunst gerichtet gewesen, auf Gebäude, welche Zeit und Gewalt entweder völlig vertilgt, oder doch in verworrene Schutthaufen umgewandelt haben. Die gelehrten Forscher sammelten aus den Schriften der Al-

ten alles, was auf dergleichen Zwecke sich bezog; die Künstler aber waren bedacht, nach Massgabe dieser Nachrichten durch Risse und Modelle die Gestalt solcher verloren gegangener Denkmale der alten Herrlichkeit wieder zur Anschauung zu bringen. Wir könnten mit geringer Mühe eine beträchtliche Liste verfertigen von mehr und weniger gut gerathenen Arbeiten dieser Art, die zum Theil öffentlich erschienen sind, zum Theil weniger bekannt in Sammlungen liegen. Doch es würde uns zu weit von unserm Zwecke ableiten, indem wir bloss darzuthun gedenken, daß Hr. Hirt in den beiden oben angezeigten Abhandlungen einem löblichen Herkommen gefolgt ist. Seine Arbeit hat in Vergleichung mit den anderen dieses Fachs sogar ein doppeltes Interesse, weil er sich im Text als gelehrter Forscher und Erklärer von Stellen aus den Schriften der Alten, und in den beygefügten Grund- und Aufrissen, welche entweder von ihm selbst oder nach seiner Angabe verfertigt sind, als der Baukunst nach Mass und Regel kundig bewiesen. Zwar muß man billig bedenken, wie aus schriftlichen Überlieferungen nur das Allergemeinste von Gestalt und Einrichtung eines Gebäudes kann aufgefaßt werden, und daß der eigenthümliche Geschmack dessen, der den Aufriss unternimmt, unvermeidlich vorherrscht. Wird also auch in Hn. Hirts Aufrissen der beiden Tempel etwas dergleichen wahrgenommen: so ist solches eine nothwendige Folge, und gereicht ihnen nicht zum Vorwurf, denn sie sind übrigens den Nachrichten angemessen.

Der Text in beiden Abhandlungen ist unterrichtend, und, wir glauben hinzusetzen zu müssen, auch befriedigend; letzteres jedoch mehr in der Abhandlung über den Tempel Salomons, als in der vom Tempel der ephesischen Diana, wo der Leser vergebens hofft, über die etwa noch vorhandenen Ruinen desselben einiges Bedeutende zu erfahren, woraus auf den alten noch unversehrten Zustand dieses Gebäudes, das für eins der grössten Wunder der Kunst galt, mit mehrerer Zuverlässigkeit zu schliessen wäre. Es fehlten aber, wie man wohl sieht, auch Hr. Hirt hinreichend deutliche Nachrichten über diese Ruinen, die überhaupt noch gar nicht sorgfältig genug untersucht zu seyn scheinen. Denn es ist kaum denkbar, daß von einem Walde so außerordentlich grosser Säulen (der Schaft einer jeden soll 60 Fufs Höhe und am unteren Ende 7½ Fufs im Durchmesser gehabt haben), als an diesem Tempel angebracht waren, gar keine Überbleibsel mehr vorhanden, und selbst die mächtigen Grundmauern bis auf unbedeutende Spuren vertilgt seyn sollten.

Die Anmerkung: „Über die Bedeckung des Hypaethros,“ welche der Abhandlung vom Tempel der ephesischen Diana angefügt ist, scheint uns der Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher in vorzüglichem Grade würdig zu seyn, indem sie den schwierigen Punct, von der Art des Gebrauchs oder Anwendung der Prachtteppiche in den Tempeln, auf eine leichte und wahrscheinliche Weise erklärt.

W. K. F.

Lairre; b. Götschen: *Altino und Zemira*. Ein Märchen von Carl Streckfuß. Mit einer (artigen) Vignette. 1808. 132 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. fragt am Eingange des dritten Gefanges in einem Gleichnisse, das auch am Anfange und Ende der drey übrigen Gefänge wiederkehrt, und uns an den Erzähler erinnert:

Nun lieben Freunde, sagt mir ohne Scheu,
wie seyd ihr doch mit unserm Weg zufrieden?
Scheint was ihr seht Euch freundlich? scheint's Euch neu?
dann wäre mir der schönste Lohn beschieden.
Doch sollt Euch auch dieß wilde Allerley
zu wunderbar, den ersten Blick ermüden:
so denkt, daß, der zum ersten Mal Euch leitet,
Euch bald vielleicht in bess'res Land begleitet.

Wenn wir auch nach aufmerksamer Lesung dieses Märchens jenes Zweyte, die Neuheit, in so fern wir sie in einem Höheren, der Originalität, befassen, dieser Erzählung des bescheidenen Vfs. absprechen müssen: so gestehen wir ihm doch das Verdienst zu, den ziemlich bearbeiteten Gegenstand: *Prüfung der Treue durch Einwirkungen der Geister*, durch manche freundliche Schilderung gehoben zu haben. Das Ganze laßt sich zwar nicht, als solches, gleichsam in einer Reihe auf einander folgender Gemälde überschauen, wie dieses bey den Abtheilungen in Gefänge der Fall seyn sollte; und darum fehlt es auch an einem Total-efecte; die einzelnen Scenen verschwimmen vielmehr in einer fast monotonen Haltung, ohne kräftige Hervorhebung und Beschränkung durch Licht und Schatten, in einander. — Der Worte und Reime sind oft noch zu viel, wie besonders in dem sehr gedehnten ersten Gefange (so könnte die 4, 5 und 6 Strophe wohl in Eine gefaßt, und selbst die doppelte Erscheinung der Fee auf eine einmalige reducirt seyn); die Diction ist sich nicht durchaus gleich: neben pretiösen Beschreibungen, welche die unpoetische Absichtlichkeit zu leicht verrathen (wie die Schilderung Zirna's

S. 38: Die feidne Hand bedecket halb die Wangen,
Die zarten Finger birgt der Haare Nacht,
und schwarze Locken schlingen voll Verlangen
sich um der halb entblühten Knospen Pracht,
die auf dem weissen Marmorbau prangen;
er sinkt und steigt in banger Sehnsucht Macht.
Die Hand, als wollte sie den Stürmen wehren,
drückt heftig oft die zarten Hemisphären.
Ein Kleid, als wie vom Mondenduft gewebt,
entdeckt verrätherisch den Bau der Glieder,
der sich in beiden Wellentinnen hebt u. s. w.).

Neben solchen stehen oft ganz prosaische Wendungen, wie:

„Da hält ein fremder Etwas sie zurück.“

oder wie in der darauf folgenden Strophe:

„Da hemmt ein Etwas plötzlich ihre Bahn.“

Doch finden sich auch gelungene Schilderungen (wie im dritten Gefange Strophe 7 — 16), zarte Züge (wie Strophe 39 ff., und besonders 44 — 53), um welcher willen wir dem Vf. schon eher, als manchem anderen vielgelesenen Schriftsteller, einen freundschaftlichen Kreis von Lesern wünschen. Die *ottave rime*, in welchen männliche mit weiblichen Reimen ungezwun-

gen wechseln, sind meistens leicht und wohlklingend.

H. . . . t . . . e.

1) WIEN, b. Hoffmeister: *Trois Trios progressives pour deux Violons et Violoncelle, à l'usage des commençans*, par F. A. Hoffmeister. Liv. 1. (16 Gr.) Liv. 2. (16 Gr.)

2) Ebendasselbst, gedruckt auf Kosten der musikalisch - typographischen Gesellschaft: *Acht neue leichte Duetten für angehende Violinspieler u. s. w.* von Dr. Wilhelm Pohl in Wien. (20 Gr.)

3) Ebendasselbst, b. Hoffmeister: *Etude ou 40 Variations instructives pour deux Violons, à l'usage des commençans*. Comp. par Aug. Pont, Neuf. Parthie I. (20 Gr.)

Gemeiniglich glaubt man, es sey bey einer Sammlung von Tonstücken, die zur Übung bey dem Unterrichte des angehenden Künstlers bestimmt sind, schon hinreichend, wenn 1) jedes dieser Tonstücke insbesondere in Hinsicht auf den zu seiner Ausführung nöthigen Grad der mechanischen Kunstfertigkeit sich gleich bleibt, so daß in demselben keine solchen Stellen enthalten sind, die mit dem dabey vorausgesetzten Grade der erlangten Fertigkeit des Anfängers contrastiren, und 2) wenn der Verfolg solcher Tonstücke so beschaffen ist, daß er dem angehenden Künstler Gelegenheit giebt, stufenweis von dem Leichtern zum Schwereren überzugehen.

Es liegt zwar in der Natur der Kunst, daß bey dem angehenden Tonkünstler auf die Vervollkommnung der mechanischen Kunstfertigkeit hauptsächlich Rücksicht genommen werden muß, weil ohne dieselbe der Zweck der Kunst nicht erreicht werden kann. Soll sich aber dem Anfänger bey dem Unterrichte nicht unvermerkt die Vorstellung aufdringen, als sey die mechanische Kunstfertigkeit das *non plus ultra* der Kunst, — soll bey der ihm gegebenen Anleitung, sich die nöthige mechanische Fertigkeit zu erlangen, zugleich Geschmack und Kunstgefühl geweckt und gebildet werden, wozu der Anfang doch nie zu früh gemacht werden kann: so frehet man sich genöthigt, von Tonstücken, die zur Übung angehender Künstler bestimmt sind, weit mehr zu fordern, als man gemeiniglich in dieselben zu legen, für nöthig erachtet.

Es würde zu weitläufig seyn, das hier bloß angedeutete Erfoderniß solcher Tonstücke zu zergliedern. Aber auch bloß in Rücksicht auf die Vervollkommnung der mechanischen Fertigkeit des angehenden Violinspielers, (für welchen die angezeigten Tonstücke insbesondere bestimmt sind,) vermisst Rec. nicht allein in diesen, sondern auch in den mehresten zu eben demselben Zwecke bestimmten Sammlungen, solche Tonstücke, die in der gebundenen oder fugenartigen Schreibart gesetzt sind, und deren Übung für den angehenden Tonkünstler sehr vortheilhaft ist. Denn es ist aus Erfahrung bekannt, daß nichts zweckmäßiger für die Fortbildung eines vollen und unter-

haltenen Töns, und für zu erlangende Tactfestigkeit ist, als öftere Übung solcher Tonstücke, die in gebundenem Style gearbeitet sind. Überdies gewinnt der angehende Tonkünstler durch den öfteren Vortrag solcher Tonstücke noch den Vortheil, daß er nach und nach eine stärkere Verwicklung der Harmonie überhören lernt, als diejenige ist, die man in den Tonstücken findet, die in der freyen Schreibart gesetzt sind.

Ob nun gleich das erste der oben angezeigten Werke weit mehr inneren Gehalt hat, als das zweyte: so kann Rec. dennoch weder dieses noch jenes dem angehenden Violonisten zur Übung anempfehlen, weil keines derselben in die Spielart mit langem und geschleiftem Bogenstriche eingetret, die sich seit einiger Zeit als die herrschende geltend gemacht hat.

No. 3 ist bloß für den ersten Unterricht bestimmt, und zu diesem Zwecke sehr brauchbar eingerichtet.

— o —

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Dion*. Ein Trauerspiel in fünf Acten. 1809. 182 S. 8. (16 Gr.)

Wie schon die gedankenreiche Vorrede des Vfs. bezeugt, daß er sein Vorhaben reiflich erwogen, auf das Theater viel Fleiß und Studium verwandt, und über die Kunst überhaupt gewisse Resultate gesammelt hat: so giebt auch das vorliegende Product selbst einen deutlichen Beweis von dem geregelten Verstande, womit er ans Werk geschritten ist. Nirgends ist in der Verknüpfung ein Verstoß gegen die Schönheit, nirgends eine Beleidigung des Geschmacks; alles schwebt in gleichmäßigen Verhältnissen; nirgends schwebt eine Kühnheit über die angenommene Sitte: ein edler Ernst hat sich des Ganzen bemächtigt, und begleitet den Geist einer würdigen Gesinnung bis ans Ende. Aber damit ist auch schon alles Verdienst und Lob dieses Werkes ausgesprochen; wahrhaft tragische Wirkungen durch Handlungen und Charaktere bringt es nicht hervor. Der Gegenstand ist nicht nur zu einfach, sondern in der Behandlung selbst zu eintönig, indem mehrere Acte sich um den einzigen Punct, um die List eines falschen Freundes beschäftigen, der ei-

nen anderen in Verdacht bringt, um desto sicherer seinen eigenen Anschlag gegen Dion auszuführen. Ein einziger Auftritt entscheidet für den Plan des Ganzen, das Übrige besteht in mündlichen Unterhaltungen, in einem Für- und Wider-Reden, ob diesem oder jenem zu trauen sey, worüber der Fortgang sich bis zur Ausführlichkeit einer gerichtlichen Erörterung und Erwägung verliert. Man sieht wohl die trügeliche List und die Rechtschaffenheit in einem handelnden Verhältnisse gegen einander; aber das Innerste des menschlichen Herzens tritt nicht genug hervor, die Affecte und Neigungen erreichen nicht die tragische Höhe, so daß die Größe und Kraft der menschlichen Natur uns nach allen Seiten in Staunen versetzte. Zwar hat sich der Vf., nach der Vorrede, an den ruhigen Gang und die Regelmäßigkeit des französischen Trauerspiels gebunden; aber wenn wir dieses auch als Vorsatz billigen: so bleibt er doch wieder in dem Übrigen zurück, was den französischen Trauerspielen Glanz und Schönheit giebt. Denn wo ist hier die Wärme des Ausdrucks, das Feuer der Beredsamkeit, wo der Schmuck der reichausgebreiteten Sprache, wo vor allen Dingen der tönende Wohlklang der Verse? Hier erhält die Prosa durch die Regelmäßigkeit des jambischen Ganges weiter nichts, als einen gewissen Ernst, eine gewisse Würde, keinesweges die Kraft und Schönheit, wie sie das Ebenmaß schöner Verse der Poesie verleiht:

Besser, Freund, du wartest noch
Auf eine sich von selbst darbietende
Gelegenheit.
Ein Etwas mir noch unbegreifliches
Liegt in der Sache.

Welche Verse! — Und mit Wendungen, wie

Ein plötzliches Vermuthen blinkt
Mir in den Sinn,

ist der Prosa auch noch nicht bis zur Poesie hinübergeholfen. Alles dies rührt daher, weil hier nicht die lebendige Quelle der Poesie selbst fließt, die sich durch keine Wissenschaft und keinen Verstand erzelen läßt.

T. Z.

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Herborn, b. Krieger: *Sinngedichte* von Joh. Franz Beyer, ord. Prof. der Geschichte und Beredsamkeit zu Herborn. 1809. XIX u. 139 S. kl. 8. (20 gr.) Abermals sehen wir hier eine reichliche Saat tauber Nesseln lustig emporwuchern! Höhere Forderungen an diese Sinngedichte zu thun, wäre sündlich; bessern zu wollen, unmöglich; alle die Unform und den Aberwitz mühsam zu entwickeln, dessen unwerth, der seine Zeit nur einigermassen zu nutzen weiß. Was sich an einzelnen Epigrammen besserer Dichter mitunter Tadelnswerthes hervorhebt, sieht man hier in instructiver Vollständigkeit und Fülle an einem Orte beysammen. Wer aber möchte gern alle die Benennungen sammeln, die ein Product dieser Art charakterisiren würden? Wir halten sie unter der Würde unseres Blattes. So verzichten wir auch darauf, Zeit und Papier durch Proben zu verderben, weil wir unter allen den 200 Epigrammen, benebst angehängten vier längeren Reimereyen, nichts Eigenes wahrgenommen haben, als eine mitunter pöbelhaft-gemeine Polemik gegen Männer, von denen Hr. Prof. Beyer wohl nicht die entfernteste Ahndung haben mag, gegen Görrer, Herder, und besonders gegen Schelling; und nichts Gutes, als feines Papier und gefälligen Druck.

Leipzig, b. Hoffmeister u. Kühnel: *XII Pièces favorites, pour 2 Clarinettes, 2 Cors et 2 Bassons; composées par F. A. Hoffmeister*. (1 Thlr.) Diese aus Hoffmeisters Werken gezogenen und für die angezeigten Instrumente arrangirten Sätze empfehlen sich durch fließende Melodie und durch Leichtigkeit in der Ausführung, und werden daher den Liebhabern der Harmoniemusik um so willkommener seyn, weil es bis jetzt noch an solchen Tonstücken sehr mangelt, die ursprünglich für diese Art der Musik bestimmt sind.

— o —

Dresden, b. Verf.: *Magazin des plus nouveaux dessins françois de Broderie*, Cahier 9. dessiné par Charles Silling. 8 Blätter in buntem Umschlag ohne Text. (1 Thlr.) Mit den früheren Heften dieses Werks ist Rec. nicht bekannt geworden. Die 8 Blätter des gegenwärtigen mit No. 9 bezeichneten Hefts aber erregen eine recht gute Meinung von den übrigen, da die sämmtlichen hier vorkommenden Stickmuster ohne Ausnahme niedlich und nachahmenswerth sind.

— y — H.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 20 JANUAR 1810.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

HEIDELBERG, b. Mohru. Zimmer: *Frid. Creuzeri*, Eloq. literar. Graecar. et Latin. in Academia Heidelbergensi Professoris, *Dionysus, sive commentationes academicae de rerum Bacchicarum Orphicarumque originibus et causis. Cum figuris aeneis.* 1809. 308 S. gr. 4. (3 Rthlr. 8 gr.)

Die gelehrte Kenntniß des Alterthums, welche der Vf. vorliegender Schrift durch seine früheren historischen Untersuchungen documentirte, und die besonnene vorurtheilsfreye Kritik, die man bey Forschungen dieser Art üben lernt, im Gegensatz mit den verworrenen Ansichten der älteren, und den Spielereyen mancher neuerer Mythographen, konnte uns bey der Erscheinung dieses Werkes zu den schönsten Erwartungen berechtigen. Die Zeit hat uns von jenen lästigen Theorien befreyt, die, unter dem Scheine der bündigsten Darstellung, den einfachen Charakter der griechischen Mythologie so ungebührlich entstellten. Überzeugt, daß unsere Ansichten der mythischen Vorwelt nur unter der Bedingung ihrer Wahrheit, d. h. ihrer höchst möglichen Übereinstimmung mit dem Geiste jener Zeiten, ein wahrhaft wissenschaftliches Interesse haben können, begnügt man sich, die alten Mythologeme aus ihrem Zusammenhange, dem Charakter ihres Zeitalters gemäß, ohne Einmischung fremdartiger Religions-Systeme zu erklären, und, wo der Faden reißt und die Fackel verlöscht, die ungewisse Hoffnung des Gelingens nicht mit der gegründeten Furcht vor Verirrung zu erkaufen. Wir zweifeln nicht, daß Hr. Creuzer mit uns über diese, dem heutigen Stande der Kritik angemessenen Grundsätze einverstanden sey; aber ein flüchtiger Blick auf einige Parthieen seines Buchs läßt uns ahnen, daß er sie nicht immer mit gleicher Sorgfalt angewendet habe, was gerade hier um so nöthiger war. Denn wenn es irgend eine Fabelgruppe giebt, die den Charakter einer tiefen Bedeutsamkeit an sich trägt, und doch fast stets nur gemißdeutet wurde: so ist es der Mythencyklus des Dionysos. Und um so verdienstlicher schien uns das Unternehmen des Vfs., diese, mit dem ganzen alten Fabelsystem tief verschlungenen Zweige eines ohnstreitig sehr alten und sehr verbreiteten Religions-Cultus in ihren mannichfaltigen Richtungen zu verfolgen, das Alte von dem Neuen, das Fremde vom Einheimischen zu sondern, und so den erwähnten Mythos gleichsam vor unseren Augen entstehen und reifen zu lassen. Wir erwarteten, nach einer sorgfältigen Epikritik der Quellen, aus

denen hier zu schöpfen ist, ausgeführt zu sehen, wie der junge Gott aus dem Gefolge nyssischer Feldnymphen herausgetreten sey, um sich an die brausenden Reigen der Göttermutter anzuschließen; wie er hier mit den anderen Zöglingen der allpflegenden Göttin, Zeus, Sabazios, Hyes, Attis, sich verbrüderet habe; wenn und auf welchem Wege er endlich in dem europäischen Griechenlande mit der Demeter, nachdem sie mit der Cybele identisch geworden war, in jenes geheimnißvolle Bündniß getreten sey. Wir erwarteten, da von pelagischer Mythologie gesprochen wurde, Belehrung über die ältesten, und mit dem Bacchusdienste engverknüpften Priesterfamilien der Dodoniden, Kabi- ren, Telchinen, Kureten und Korybanten, deren gegenseitiges Verhältniß weder Strabo, noch seine Commentatoren, Freret und Heyne, befriedigend zu entwickeln wußten, und wir freueten uns in voraus, die schwierige Frage über die Verwandtschaft des phrygischen Bakchos, des thebanischen Dionysos, des *Liber pater* und Hebon, ihrer Entscheidung näher gebracht zu sehen. — Dem Vf. hat es gefallen, nicht diesen, sondern einen anderen Weg einzuschlagen, auf dem es bisweilen schwer wird, ihm zu folgen, ohne den Endpunct der Untersuchung aus den Augen zu verlieren, die locker verknüpft, oft durch Embleme unterbrochen wird. So hebt das Werk mit der Behandlung einer Stelle des Athenäus an, wo vom Gebrauch der Hörner zu Trinkbechern die Rede ist; hierauf wird von der Stiergeßalt des Bacchus Manches angeführt, was aus G. Cuper, Mart. Aegyptius und Anderen als bekannt vorausgesetzt werden konnte, endlich auch Schweighäusers unbedachte Äußerung, daß Bacchus nie schlechthin *ταύρος* genannt werde; mit leichter Mühe widerlegt. Die Bemerkung über den Steinfibrotos, S. 9, ist nicht neu, s. *Voss. de Hist. gr. IV*, 7, und wir sehen nicht, wie Hr. Cr. auf seine aus dieser Stelle (die schon der alte Noel de Comte p. 478 benutzte) gezogene Folgerung so viel Gewicht legen könne, da wir so viele ähnliche, gleichzeitige und ältere Zeugnisse von dem frühen Mißbrauche der Erymologie kennen. Unstatthaft und selbst sprachwidrig ist S. 13 die Verbesserung des Scholiasten zum Theokrit, der offenbar nichts anderes sagen will, als daß Chiron die Insel Naxos, um deren Besitz Vulcan und Bacchus sich stritten, so wie Poseidon und Helios um Korinth, andere über Athen und Argos, dem letzteren zugesprochen habe. Daß Naxos demselben in einem besonderen Grade heilig war, ist bekannt, und bedurfte nicht der Berufung auf Münzen. Wir finden es sonderbar, daß unser Vf. die Ermordung

J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

des Dionysos durch die Titanen für einen Gegenstand dramatischer Darstellung hält, S. 16, eine Mythe, die von Onomakritos in die orphische Poesie eingetragen, erst im Zeitalter der Alexandriner in Umlauf kam, und sich nie zu einer solchen Behandlung eignete. Mifslungen ist die S. 17 versuchte Wiederherstellung des Fragments von Euphoriön; ἐν τοῖς περὶ βακχίων ist kein Titel für ein Gedicht, ja nicht einmal sprachrichtig. Βακχιά verfasste angeblich Arignote, aber in ganz anderem Sinne, woran uns Gronov's vergebliche Einwendung gegen die bekannte Äußerung Herodots über die bacchischen Orchien erinnert. Εμπυριβήτην aber, wie der Vf. zu lesen vorschlug, kann in dieser Verbindung keinen Sinn geben. Unstreitig ist zu lesen: 'Εν πυρὶ Βακχία δῖον ὑπὲρ Φιάλης ἐβάλοντο. Eben so wenig genügt uns die kritische Behandlung der Stelle im Cornutus, S. 18, welche aus Diodor. III, 6 zu erläutern war. Aber völlig unerkklärbar ist es bey der vertrauten Bekanntheit mit der bacchischen Mythologie, die ein Unternehmen dieser Art voraussetzt, wie der Vf. Folgendes niederschreiben konnte: *Pertinet enim haec res ad Titavomaxiam, in qua singuli dii Titanibus adversabantur.* Ausser den Hauptstellen bey Himerius, Nonnus, M. Firmicus und aus den Fragmenten orphischer Gedichte ergibt sich, daß der junge Zagreus oder der mittlere Dionysos nicht in jenem Götterkampfe, an welchem alle Olympier Theil nahmen, sondern durch die Hinterlist der Here in der Einsamkeit des väterlichen Pallastes auf Kreta, oder zu Delphi, oder im Olymp getödtet worden ist. Was S. 19 über den doppelten Krater des Orpheus und die Τριασμοὶ des Ion bemerkt wird, finden wir schon bey Fabricius. Unterrichtender wäre eine Zusammenstellung der Überbleibsel des zuletzt genannten Gedichtes bey Zezes u. A., und wahrscheinlich auch in dem Griphus des Aufonius an dieser Stelle gewesen, und hätte vielleicht selbst zu neuen Aufklärungen über diesen Theil der orphischen Mythik geführt.

Mit allem diesem meint der Vf. seine Untersuchungen über die höchstverdorbene Stelle bey Athenäus XI, 269 hinlänglich eingeleitet zu haben; nur ist zu bedauern, daß er durch einige Vorerinnerungen, wie z. B. von der Abstammung der samothracischen Mysterien aus Phöniciern, die er selbst so wenig, als Astor, Guthberlet u. A., zu erweisen vermochte; ferner durch die Behauptung, daß Casimilus in der gemeinen Mythologie für den Hermes, bey den Geweihten aber für den Iacchus gegolten habe, was wahrscheinlich aus dem Scholiasten des Apollonius entlehnt ist, und durch ähnliche durchaus willkürliche Voraussetzungen gegen seine Unbefangenheit gegründeten Verdacht erregt. Wie durch einen Zauberschlag sehen wir alsbald den verdächtigen Astrologen Hermippos in eine Laterne des Hermes (Ἐρμούϊον) verwandelt, die Hr. Creuzer sofort, nicht ohne kunstvolle Verknüpfung, aus indischen, persischen, ägyptischen und griechischen Denkmälern zu erläutern sucht. Wir müssen nämlich dem Leser in voraus berichten, daß Hr. Cr. auf die eben so neue als

frappante Entdeckung gerathen ist, daß die Kugelform und ihre Geschlechtsverwandten, die Ovale, die Kegel, die Rhomboiden u. s. w. für das ganze Alterthum ein Gegenstand tiefer Verehrung gewesen seyen, und daß die tiefsinnigen Alten diese Form den heiligen Tempelgefäßen, so wie selbst dem gemeinsten Haus- und Küchen-Geräthe zu geben beliebt hätten, um dadurch Wissenden und Unwissenden die Kugelgestalt der Erde, die Schöpferkraft der Natur und einige andere gemeinnützige Wahrheiten anzudeuten. So erklärt er sich weiter unten (S. 226), daß jenes mystische Wundergefäß, Hermes-Laterne genannt, ein Symbol des Himmels und der Gestirne, so wie auch der allesumfassenden Erde sey, die durch Wasser und Feuer befruchtet wird. Beides gewähre Osiris, identisch mit Serapis und Bacchus, zum Geschlecht der unterirdischen Götter gehörig. Endlich sein Begleiter Hermes oder Anubis werde bald mit einem Krater, bald mit einer Leuchte (?), bald mit einer Räucherpfanne, den Werkzeugen jener Seegensgaben, vorgestellt. Für jetzt erhalten wir nur durch die Wunderschale des Dshjemshyd, den Spiegel des Dionysos und Nestors gewaltigen Trinkpocal einen leisen Vorschmack von den geheimnißvollen Beziehungen der alten Geschirre. Abgesehen zuerst von der künstlichen Combination, durch welche hier Leuchten und Leuchthürne, Spiegel und Trinkpocale mit einander in Rapport gesetzt werden: so ist es für die Manier unseres Vfs. sehr charakteristisch, daß die Verwandtschaft der persischen und ägyptischen Religion allein aus der (höchst unwahrscheinlichen) Etymologie der Kyraniden gefolgert wird — ein Beweis, der, wo möglich, noch bündiger ist, als jener, den die Bewunderer der Gnosis von den gewaffneten Missionen des Kambyfes und Ochus hernehmen, auf dessen Gültigkeit aber auch einzig und allein die Existenz des hermetischen Kondy beruht. Der darauf folgende wortreiche Excurs S. 31 über die mit Hermes zusammen gesetzten Namen enthält manche schätzbare Bemerkung; doch finden wir in allen Beyspielen keinen passenden Beleg zu der vorgeschlagenen Form Εμπυρος. Der Becher des Dshjemshyd führt uns auf den goldenen Nachen des Herkules S. 35, der nach dem, was in Sturzens Collectaneen Pherec. S. 109 und den mythologischen Briefen bemerkt worden ist, eben keine neue Erläuterung erhält; von da auf den Spiegel des Dionysos, wo die Parallelstelle aus Plotin Enn. III, §. 12, p. 381 an ihrem Orte gewesen wäre, S. 40; worauf die unbefangene Erklärung folgt: *Sam in his ipsi Bacchi crepundiis speculum quoque numeratur, quod quo pertineat, nunc quidem nemini obscurum esse potest.* Wenn der unbedeutende, von Hn. Creuzer viel zu hoch angeschlagene Umstand, daß der junge Bacchus unter seinen anderen Spielsachen, Kreiseln, Puppen u. s. w., auch einen Spiegel hatte, irgend einer Erklärung bedarf: so braucht man doch in der That nicht sie im Herbelot zu suchen. Doch der Accent, den er auf die bey Klemens genannte Sphäre legt, läßt uns ahnen, daß er die einzig wahre Bedeutung des Worts (Spielball) übersehen habe, die

freylich nicht zu seiner ernsthaften Ansicht von der Bedeutsamkeit des alten Gerümpels paßte. In der Anmerkung wird der Leser wieder angewiesen, den Zusammenhang zu bemerken, der zwischen dem Spiegel des Bacchus (Hr. Cr. nennt ihn ohne Grund einen Zauberspiegel) und dem Kessel in dem Tempel des Gottes, der sich zu bestimmten Zeiten zauberisch mit Wein füllte, obwalte, gleich als wenn diese Ähnlichkeit mehr als zufällig, oder der mystische Zagreus mit dem Dionysos der Griechen identisch wäre (S. 41). Endlich findet Hr. Cr. selbst in der Figur des Kanobus, in dem Papyrustopfe, den die ägyptischen Weiber alljährlich, wir wissen nicht wie, nach Byblos schwimmen ließen, und sogar in den ehernen Becken zu Dodona, deren Einklang die Harmonie der Welten angedeutet haben soll, Spuren von der philosophischen Kunst der Alten. Ja selbst der Becher, aus welchem die zuchtlose Baubo die Demeter erquickte, soll bey Orpheus aus keinem anderen Grunde *bunt* (αἶολον ἄγγος) heißen; als daß damit die unendliche Fülle der Natur angezeigt werde. Rec. meint, daß dieses Epitheton sich auf die Art der Mischung oder auch auf die gewöhnlichen Verzierungen der Trinkgefäße beziehe, v. *Salmf. ad S. H. A. T.* II, p. 851. Jedoch übergehen wir alles dies und was sonst über den mystischen Gebrauch gewisser Gefäße entweder Bekanntes gesagt, oder aus dem Bekannten Seltames geschlossen wird, um eine Entdeckung mitzutheilen, die uns um desto wichtiger schien, da sie sich vorzüglich eignet, die Manier unseres Vfs. zu charakterisiren. Sie betrifft jene symbolische Handlung Heraklits, der, von seinen Mitbürgern zu dem Entwurf einer neuen Regierungsform aufgefordert, statt aller Antwort Wasser und Mehl zu einem Breye mischte, und vor aller Augen hinunter trank. Es wird nun dem Erzähler, Plutarch, eingeräumt, daß der Philosoph hiemit seinen schwelgerischen Landsleuten eine frugalere Lebensweise habe empfehlen wollen, aber doch ein noch tieferer Sinn geahnet. Heraklit nämlich wollte unter jener Mischung die wilden, regellos strebenden Kräfte der Materie vorstellen, die die Herrschaft der Natur zu einem harmonischen Ganzen vereinigt — eine Belehrung, die den Ephesiern in ihrer dermaligen Lage gewiß höchst ersprießlich war, und ihnen, als Leuten, die (nach Hr. Cr.'s Meinung) in die orphischen Mysterien eingeweiht, und in solchen Philosophemen tief erfahren waren, bey dem Anblick des Brey's sogleich einleuchten mußte. Erfreulich war uns bey dieser Gelegenheit zu hören, daß Hr. Cr. mit einer Sammlung der Fragmente Heraklits umgehe; nur können wir nicht bergen, daß er die Erklärung des alten Plotins auf einem einfacheren Wege versuchen möge, als er bisher, dem Zeitgeschmacke zu Ehren, gethan hat. Am Ende des Abschnittes wird der Gebrauch der Bacchantinnen, sich Phiolen (oder nicht vielmehr Phallen?) anzuhängen, aus der, so viel Rec. weiß, einzigen Stelle des Nonnus IX, p. 236 angeführt, aber, wie gewöhnlich, das Schwierigere unerklärt gelassen: und zuletzt noch Manches, schon aus Arnaud bekannte, von der Ge-

meinschaft des Bacchus und der Mufen erinnert; wovon der Übergang auf die Ankündigung der Preisaufgaben gemacht wird.

Der erste der folgenden Abschnitte, welche alle sehr prunkende Überschriften führen (als z. B. *de crateribus Bacchi fidereis, de Baccho prisco, praesertim Pelasgio*), beschäftigt sich zunächst mit dem Becher des Bacchus, der, so wie der Spiegel, aus dem tiefsten Indien abstammen soll, wofür eine Stelle aus dem Paulinus (Klenker IV B. S. 61), und, um zu beweisen, daß er selbst den alten Germaniern nicht fremd blieb, eine andere aus dem Parzifal angeführt wird. Was die erste betrifft: so verdient hier ein Fragment des Plutarch (bey *Procl. in Timol. II, p. 138*) verglichen zu werden, indem gleichfalls von dem heiligen Dreyeck der barbarischen Philosophie die Rede ist, das auch in einigen gnostischen Systemen vorkommt. Indefs gestehen wir unverholen, daß uns bey unserer geringen Kenntniß der morgenländischen offenbar sehr interpolirten Documente, ihr Gebrauch zur Erläuterung griechischer Denkmäler höchst unsicher, und in den meisten Fällen eine prunkende Spielerey zu seyn scheint; zumal, wenn man ohne eigene Prüfung, wie bey Hr. Cr. der Fall zu seyn scheint, sich lediglich auf so vorurtheilsvolle Führer, als Anquetil du Perrou oder W. Jones stützt, verlassen muß. — Nach mancher Abichweifung kommt die Rede auf eine, in der Nachbarschaft des Vfs. aufgefundenen Münze des K. Orho, deren Ächtheit nach manchem *pro* und *contra*, dahingestellt bleibt. Auf dem Revers sind zwey enghalsige Gefäße, in denen Hr. Cr. Kühlflaschen (βαυκαλῖς) erkennt. Solche, oder ähnliche Gefäße dienten auch zur Durchfeihung des Nilwassers, und Hr. Cr. ist geneigt, den seinigten einen gleichen Gebrauch zuzuschreiben; er führt aus Horapollon an, daß die Ägypter das Steigen des Nils durch drey Wasserkrüge bezeichneten, und aus Philostrat, daß sie (wenigstens die Bewohner Unterägyptens) ihn als den Geber des Feuers und Wassers verehrten (τοῦτον ἡγοῦνται πῦρ καὶ ὕδωρ); und findet endlich (S. 114) in der Doppelzahl der Flaschen eine Andeutung des Quell- und Himmels-Wassers, und der in beiden schöpferisch waltenden Naturkraft. Hier läßt er zum ersten Mal einen leisen Wink über die geheimnißvollen Kabiren fallen, die ebenfalls in jener Zahl vorkommen, die die ältesten Gottheiten, Himmel und Erde, symbolisiren, und, wie weiter unten klar werden soll, unter der Gestalt von — Töpfen vorgestellt wurden. Zwar ist die Zahl der Kabiren höchst ungewiß, indem einige zwey, andere drey, andere vier, ja, wenn sie mit den Kureten verwechselt werden, zehn derselben anführen: allein dies verdient weiter keine Berücksichtigung, da gerade nicht mehr und nicht weniger als zwey in unser System passen. Damit indess das Licht der Aufklärung nicht zu plötzlich über uns hereinbreche: so fällt der Vorhang von Neuem, und wir werden zu den Kanoben zurückgeführt. Irren wir uns nicht: so verdient folgende Bemerkung vor anderen ausgezeichnet zu werden. Strabo, wo er von der Üppigkeit der Kanobiten spricht, braucht den Ausdruck κα-

ωπιζεν, den Hr. Cr., nach Anleitung des Lexikographen von denen verstanden wissen will, *qui loca peterent auris salutarique temperamento, perflabilia* S. 120. Canopus hatte einen Tempel des Sarapis oder Osiris, welchen man also die Kraft zu erfrischen und zu temperiren zueignete. Ferner: Pollux erwähnt unter verschiedenen persischen Kleidungsstücken die Capyris, und, was noch wunderbarer ist, in demselben Capitel auch die Sarapis; welches letztere, wie Hr. Cr. sich von einem Sprachkundigen versichern liefs, noch jetzt bey den Persern einen Kriegerock bedeutet, S. 120. Wenn man dazu rechnet, dafs die Götter, und also auch Sarapis, bisweilen verschleiert vorgestellt werden, und dafs die Griechen, seit ihrer Bekanntschaft mit den Persern, häufige Meldung von dem Sarapis thun (was freylich nicht erweislich ist): so ist nichts wahrscheinlicher, als dafs Sarapis, trotz seiner Schlangen, die den Persern ein Symbol des bösen Principis waren, eine alte persische Gottheit, mit Namen der verschleierte Gott, gewesen sey, S. 217. Gesetzt, Strabo brauche das Wort *καρυζεν* in der angegebenen Bedeutung: folgt daraus, dafs er es auf den Cultus des Sarapis, wie Hr. Cr. annimmt (S. 121 *de Sarapidis cultoribus*) bezogen habe, oder konnten die Kanobiten nicht einmal frischen Athem schöpfen, ohne den Sarapis zu verehren? Nach einem solchen Verfahren sehen wir nicht ein, warum er noch Anstand nehme, die angeführte Stelle aus Juvenal gleichfalls zu seinem Vortheil zu erklären. Zu der Fabel selbst gab die ägyptische Religion Veranlassung, in deren innerstes Heiligthum hinabzusteigen Hr. Cr. sich jetzt bereitet, S. 131. Er scheint aber, um ohne Bild zu reden, aus der Vergleichung der Kabiren und Patäken bey Herodot wirklich viel zu viel zu folgern. Ungewifs ist die ächthphönische Abkunft der Kabiren, ungewifs die Kanopusform, die der Vf. aus dem Spotte des Kambyses folgert, welcher sich unstreitig nur auf ihre Zwerggestalt bezog; ungewifs endlich, ob die Pygmäenbilder zu Brasä, von welchen Pausanias nicht weifs, ob er sie für Kabiren, Kureten, Dioskuren oder Korybanten halten soll, Patäken gewesen sind, die Herodot doch nur auf phönischen Schiffen fand, und deren Bildung er erst durch die Vergleichung mit den Kabiren, seinen Landsleuten, erläutern zu müfste, n glückte. Und wir können deshalb keineswegs dem Vf. einräumen, dafs alles, was irgnd von den Patäken gesagt werde, auch von den Kabiren gelte. Athenäus versichert, dafs die Alten ihre Trinkgefäfsse rund gebildet hätten, um die Weltkugel anzudeuten: unser Vf. folgt ihm hierin, gleich als wenn nicht, Gefäfsse dieser Art überall rund wären, und will noch dadurch erläutern, wie die Grammatiker dazugekommen seyen, die kleinen Schmuckbilder, die man (wie

bey uns) auf die Tafeln setzte, Patäken zu nennen. Offenbar nur wegen ihrer Zwergform, die auch den Herodot an die Kabiren erinnerte, und ihren Grund in ihrer Bestimmung, als verzierende Aufsätze zu dienen, hatte. Wenn aber die Kabiren, Kureten, Korybanten und ähnliche Gottheiten bisweilen in dieser Gestalt vorgestellt wurden: so geschah es, theils um sie als Nebenfiguren von den Hauptgöttern, in deren Gefolge sie stehen, z. B. der Kybele, Demeter, zu unterscheiden, theils weil sie zu Talismanen dienten; aber nicht, wie der Vf. sich bey Gelegenheit des Herkules *ἐμπράξιος* ausdrückt: *tanquam datores earum rerum, quibus vita sustentatur*. Oder hatten auch die kleinen Thonbilder, die man vor die Schmiedeeisen stellte, und die Kerambelen oder Vögelscheuchen, die ebenfalls so gebildet wurden, eine solche philosophische Tendenz? Was hierauf über die Identität des Herkules, Ammon, Horus und Arpokrates gesagt wird, ist nicht überzeugender, als bey Cuper und Jablonski dargestellt, und die angeführten Zeugnisse gehören sammt und sonders in das spätere Zeitalter der Theokratie. Welche Ansicht wird man von der griechischen Mythologie fassen müssen, wenn Zeugen, wie Porphyry, Macrobius und Jamblichus gelten! Auf die kahle Versicherung des J. Lydus wird angenommen, dafs die drey (Hesperiden-) Äpfel in der Hand des Herkules die drey Jahreszeiten bedeuteten, und Herkules als Sonnengott (seit wann wohl?) die Jahreszeiten theile, woraus in dem *prooemium* der orphischen Argonautika der vielbesprochene Vers *Μήχου καὶ Ἡρακλῆος* etc. so verbessert wird: *Καὶ μὴ λων Ἡρακλῆος περὶ φημὸν ἄμωζιν* hoc sensu, ut se *Herculem cecinisse dicat nobilam temporis sive (sive?) pomorum sectorem*, S. 146, gegen welche Änderung Rhythmus, Sprache und Zusammenhang streitet. Wie unbefangen Hr. Cr. überhaupt in Rücksicht der Eurythmie sey, mögen folgende Anführungen beweisen:

Ἀλλὰ καὶ Μυθώμενης καίταις παλὸ λώιον ἔσται

S. 249; oder:

Πατὴρ δράκοντος ταύρος καὶ πατὴρ ταύρου δράκων,

S. 262. Heyne hat den Zusammenhang sehr richtig beobachtet, wenn er hier nach der Brautwerbung des Jupiter und der Bethörung Persephone's (vgl. *Lucian: de saltat.* 38 p. 291. Reiz. *Clemens Adm.* p. 12) Erwähnung des Bacchus (Zagreus) erwartete. Wenn die Alten Herkulesbilder auf ihre Speisetafeln setzten: so geschah es gewifs weder dem Nonnus zu gefallen, der ihn mit dem Sonnengotte identificirt, noch auch, weil man ihn (nach J. Lydus; den Pythagoras bey Jamblich hat Hr. Cr. vergessen, so wie den Cosmas Indopl.) als das Symbol der Naturkraft betrachtete, sondern weil der Gott als ein guter Esser bekannt war. —

(Die Fortsetzung folgt.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÖNIGS. Leipzig, b. Rein u. Comp.: *Der Alpenwonderer, vom Verfasser des Mazarino*. 1894. 327 S. 8. (1 Theil. 12 Gr.) Der Titel verspricht zwar ein Ganzes, das Buch selbst aber ist nur ein erster Theil; wenigstens ist Rec. nicht mehr davon zu Gesicht gekommen. Da es nicht eben etwas sehr „Abfonderli-

ches“ ist, was man hier zu lesen bekömmt: so mag es genug seyn, ohne weitere Wünsche und Hoffnungen für den noch zu erwartenden zweyten Theil, hiemit der Nachwelt ein Zeugniß für das Dagewesenseyn dieses Romans ausgestellt, und es in dem Archive dieser Zeitung niedergelegt zu haben. 8p.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 22 J A N U A R 1810.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

HIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Frid. Creuzeri, Eloq. literar. Graecar. et Latin. in Academia Heidelbergensi Professoris, Dionysus, sive commentationes academicae de rebus Bacchicarum Orphicarumque originibus et causis etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was das ursprüngliche Verhältniß der Kabiren betrifft, das Hr. Cr. sich vergeblich bemüht hat ins Klare zu bringen: so schien uns immer folgende Ansicht die wahrscheinlichste: Das Orakel, welches den Pelasgern bey anhaltender Unfruchtbarkeit befohl, den Kabiren zu opfern (*Dionys. Halic.*), die scherzhaften Drohungen derselben, kein Fals leer zu lassen, (in dem aschyleischen Drama, in dem sie als Chor wahrscheinlich auftraten, und also die geheimnißvolle Doppelzahl überschritten, *Plutarch. Symp. L. II. 1. T. VIII, p. 505 Reisk.*) und die *ἄγλαὰ δῶρα Καβείρων*, die der Orphiker neben der Demeter erwähnt, so wie ihre wahrscheinliche Verbindung mit dieser Göttin (*Hesych. in Καβείροι*) und einige andere Umstände, die einer wekländigeren Auseinandersetzung bedürfen, machen es höchst glaublich, daß man sie ursprünglich als besuchende segensbringende Götter verehrt, und ihnen namentlich die Regierung der Winde, deren Einfluß auf Wachstum und Gedeihen so sichtbar ist (man erinnere sich an den Ursprung der Etesien), zugeschrieben hat. Daraus erklärt sich, warum sie von seefahrenden Völkern, insbesondere auf der, von gefährlichen Klippen umgebenen Samothrake, verehrt, und hernach mit den Dioskuren verwechselt wurden. Als aber die Mythen, die ursprünglich nichts als ein Familiengottesdienst fremder Stämme waren, immer geheimnißvoller wurden, und die Vorsteher derselben den Ton immer höher spannten; als vorzüglich die Lehre von Unsterblichkeit ihrer Absicht, Furcht und Staunen zu erregen, angemessen schien: da wurden aus den Kabiren Götter der Unterwelt — Pluton, Persephone, Demeter und der Schattensführer Hades. Da aber auch den Eingeweihten oft irdische Vortheile, insbesondere Rettung aus Todesgefahren, verheissen wurden: so bediente man sich der Kabiren-Bilder als Talismane, und sie führen in dieser Eigenschaft die Namen *ἑοὶ μεγάλοι, σωτῆρες, divi potes*, und werden daher hiaweilen mit den Penaten und idäischen Daktylen verwechselt, deren Namen gleichfalls zu Zauberformeln dienten. Wäre die Verehrung der Kabiren

ren ägyptischen Ursprungs, so allgemein verbreitet, und von so tiefer Bedeutung gewesen, als Hr. Cr. will: so läßt sich nicht begreifen, wie sie so ganz aus der ägyptischen Theologie verschwinden konnten, als es erweislich der Fall ist. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß Herodot, wenn er von den ägyptischen Kabiren redet, seine Vorstellungen auf das Ausland, wie die Griechen pflegten, übertragen habe. Daß Pherecydes den (pallenischen) Proteus als Ahnherm derselben nennt, bedarf keiner Erklärung. — Mit vieler Leichtigkeit wird die Stelle in *Cicero de N. D. III, 23 tertium Dionysum Cabiro patre, cui Cabiria sunt instituta*, aus dem J. Lydus verbessert. Aber den Varro halten wir hier, so wie bey allen ähnlichen Untersuchungen, für einen sehr verwerflichen Gewährsmann, wenn er versichert, daß die *divi potes* der römischen Ritualbücher unter den Namen Saturnus und Ops bey den Lateinern, Thaut und Astarte bey den Phöniciern, Serapis und Isis bey den Agyptern und endlich als *ἑοὶ δυνάτοι* auf Samothrake verehrt würden, und überall die ältesten und obersten Gottheiten, Himmel und Erde, Geist und Körper bezeichneten. Die römischen Archäologen, die überhaupt von Varro und Nigidius Figulus an, bis auf den träumenden Macrobius herab, theils wegen ihres Zeitalters, theils wegen ihres Hanges zu etymologischen Deutungen, noch unzuverlässiger sind, als die Griechen, erklären sich so widersprechend über die Penaten, daß man sieht, daß sie bloß schwankenden Muthmassungen folgten. Wenn sie die Penaten und *divi potes* den samothracischen Kabiren vergleichen: so hatten sie, außer dunkeln Sagen von dem Dardanus, als erstem Besitzer der Schutzgötter Troja's, und der Verpflanzung derselben nach Rom, nichts als den allgemeinen Begriff von Haus- und Schutz-Göttern im Auge, welcher Kabiren, Penaten, Daktylen, Patäken u. s. f. einschließt. Aber unser Vf. hat sehr Unrecht, wenn er bey der Frage: wie die Alten ihre Kabiren gestalteten, alles auf sie anwendet, was irgendwo von den Penaten gesagt wird, und wenn er z. B. den Ausdruck des Timäus *κράτους* gerade von topfähnlicher Gestalt verstanden wissen will, da er überhaupt jedes Gebild aus Thon bezeichnet.

Von den in diese Untersuchung einschlagenden Abhandlungen in den pariser und berliner Memoiren, von Guthberlets, Rolands u. A. Collectaneen über die Kabiren und Patäken, finden wir nirgends eine Erwähnung. Desto häufiger beruft sich der Vf. auf den bekannten Excurs, mit welchem Heinsterhuys Lucian's Dialogenausfattere, dessen Ansehen aber kaum

hinreichend seyn möchte, die Behauptung geltend zu machen, daß die *ἑοὶ μεγάλοι* der Samothraker lange vor der Geburt der Tyndariden den Namen Dioskuren geführt haben. Welche Belege aus Schriftstellern dieser Zeit mag es wohl geben? Herodot wenigstens, welcher den Aegyptern die Kenntniß der Dioskuren abspricht, und dennoch die Zwerggestalten zu Memphis für Kabiren hielt, scheint keine Ahnung von der Verwechslung der letzteren mit den ersteren gehabt zu haben. Auch die von Hn. Cr. sehr gepriesene Verbesserung desselben Kritikers im Cicero scheint uns nicht außer allen Zweifel gesetzt, da die spärlichen Nachrichten von den Tritopatoren durchaus nicht damit übereinstimmen. Man höre die Schlussfolge: Euripides sagt, daß die rettenden Dioskuren am flammenden Sternhimmel wohnen (*Φλογεραν αἰθέρι ἐν ἀστροῖς*); Sarapis erscheint auf Münzen in Gesellschaft der Dioskuren, und nimmt gleichfalls die Schiffenden in Schutz (wie beynahe alle Götter, Neptun, Venus, Diana u. s. w.): also wurde beiden Gottheiten die Herrschaft über die Elemente des Feuers und Wassers zugeschrieben. Nun trug man beiden Neuvermählten Feuer und Wasser vor, weil, wie Festus sagt, beide Elemente das menschliche Leben erhalten: also huldigte man mit dieser Ceremonie den — Kabiren, und sie, die Dioskuren, Sarapis und die Tritopatoren, denen die Athenienser (allein, wieder übelberichtete Phanodemus sagt,) bey Hochzeiten opferten, sind eins. Wir können Hn. Cr. noch mit einem anderen Beweise dienen, der dem vorigen an Bündigkeit gewiss nicht nachsteht: Auf gewissen Münzen bey Seguin wollen Einige (z. B. Schwarz *de diis clavig.*) in dem Instrumente, das der Kabiros in der rechten Hand trägt, einen Schlüssel erkennen; und einen Schlüssel erhielten auch die römischen Bräute am Tage der hochzeitlichen Weihe: offenbar den alten punischen Kabiren zu Ehren. Die Richtigkeit der angeführten Schlussfolge voraus gesetzt, kann man die Erklärung der alexandrinischen Münze, auf der ein Sarapis mit der Umschrift *συγαμία* erscheint, ganz wohl gelten lassen. — Hr. Cr. fährt fort, die Spuren des Kabirendienstes zu verfolgen. Er findet sogar in dem Ausdruck: *Ὀπιδίων πῖλος*, den der Komiker (*Avv.* 173) von den weitläufigen Environs der Wolkenkuckucks-Stadt braucht, eine Verspottung der orphischen und heraklitischen Philosophie: denn die Alten (spätere Erklärer vielmehr) wollten unter den wechselsweise sterbenden und wiederauflebenden Dioskuren den Umschwung des Himmels verstehen, und erklärten sogar die eiförmige Gestalt ihrer Hüte für ein Symbol der Himmelskugel. Nun dachten sich aber die Orphiker die Welt eiförmig, und die Vögel werden aus Eyern ausgebrütet: daher jene Anspielung. Nachdem Hr. Cr. hierauf, wie zu erwarten stand, *ad vocem* Eyer des (wahrscheinlich später bekannt gewordenen) Kneph gedacht hat: so schließt er zufrieden: *Jam concludi videtur nostra ratio posse, ita ut statuamus, vulgare illud Graecorum commentum de Leda ovīs Tyndaridarumque orbem ex nulla alia re originem duxisse, nisi ex antiquissimo ovi mundani et (?) dimidiati symbolo,*

quo in volucro Aegyptiorum sacerdotes, eorumque assecra Graecorum philosophi et theologi latere voluerunt, sua decreta de mundi primordiis, quale est Epimenideum (?) illud de principio et masculo et femineo atque monade atque dyade tanquam procreatricibus. Wir wissen nicht, ob wir mehr die Erfindsamkeit der alten Philosophen bewundern sollen, die ihre unschuldigen Einfälle so sinnreich zu verhüllen wußten oder den Scharf sinn, mit welchem die Laien die uralte Weisheit, trotz ihrer Verkleidung, aus Mützen, Eyern und Töpfen wieder herausphilosophirten. Denn wie geübt in solchen Enträthselungen selbst das gemeine Volk zu Athen gewesen sey, kann man schon daraus beurtheilen, daß Aristophanes und Alexis die Grundsätze der orphischen und heraklitischen Schule hinlänglich glaubten signalisirt zu haben, wenn sie von Töpfen, Vögeln und Eyern redeten. Auf ähnliche Manier wird einer bisher völlig mißverstandenen Stelle im Aristophanes Nubb. 1477 ein neues Licht bereitet. Der gläubige Strepsiades hatte sich von Sokrates bereden lassen, den Wirbel (*Δῖνος*) an die Stelle des Zeus zu setzen, aber dabey freylich an etwas ganz anderes, als der Philosoph wollte, gedacht, nämlich an das eben so genannte irdene Gefäß. Jetzt ruft er seine Voreiligkeit beruend aus:

ἀλλ' ἔγω γὰρ τὸν ὠδμήν
Δία τούτων τὸν δῖνον ὃ μοι δειλαίος,
ὅτι καὶ σὲ χυτροῦν εἶτα θεὸν ἡγησάμην.

Wo nennt denn hier Strepsiades den Dinos einen töpfernen Gott, wie Hr. Cr. will? Er beklagt vielmehr seinen Irrthum, in dem er einen Topf für einen Gott hielt. Gleichwohl hat Hr. Creuzer auf diesen Irrthum des Strepsiades, auf den eingebildeten Topf, sein ganzes System gegründet. Die alte Lesart *Δία* hat er unstreitig auf Hermanns Ansehen angenommen, wie man aus dem beybehaltenen *χυτροῦν* sieht, *verbum non graecum, nulla auctoritate munitum, metro perniciosum*, nach Porsons Ausspruch *ad Med.* p. 408. Im Anfange des dritten Abschnitts scheint dem Vf. die Sache schon so weit gediehen, daß er die philosophische Bedeutung der runden Opferkrüge, eyerförmigen Hüte u. s. f. für unbestreitbar erklärt. Er erinnert nur noch an das Weltey, das aus dem Munde des Kneph hervorging, und an die Thermen zu Thermopylä. Über letztere erklärt er sich folgendermaßen. Da Ibykus dichtete, daß Vulkan, um den im Gigantenkampf ermüdeten Herkules zu erquickern, diese Bäder hervorgebracht habe: so hat er damit die befruchtende Kraft des feuchten Elements, oder, was einerley ist, die zeugende und nährnde Kraft der Natur darstellen wollen. Darum glaubte man auch, daß die Kabiren in Bechern und Krügen hausten, und darum nannte man auch Vulkan als Vater der Kabiren. Ja Vulkan wurde selbst deshalb hinkend vorgestellt, und die Kabiren oder Kanoben dickbäuchig (denn mehr ist doch von den letzteren nicht erweislich, und von den ersteren nur in der unrichtigen Voraussetzung ihrer Identität), um zu beweisen oder anzudeuten, daß — der Strahl der Wintersonne matt, die Thätigkeit der Natur gehemmt,

oder wenigstens zur Regenzeit die Erde düster und umwölkt sey — *atque adeo ipsum mortem* S. 178. Und nun sind wir auf dem rechten Flecke: Denn auch die Manen sind mit den Kabiren einerley. Man erlaube uns die Frage: Wenn die Kabiren Söhne des Hephästos hießen, und zwar mit gutem Grunde, wie wir eben belehrt wurden, weil sie so gut, wie Vulcan, das schaffende Princip der Natur symbolisirten: wie konnten sie doch als Tritopatoren für Söhne des Zeus und der Persephone gehalten werden? Oder erlauben sich die alten Mythendichter die Genealogie der Götter nach Willkühr oder mindestens nach sehr zufälligen Ansichten zu bestimmen? Und wenn es so ist: wie kann Hr. Cr. in dem Chaos der alten Mythogenie, welche Dichter und Weltweise unabhängig von einander und nach tausendfachen Zwecken und Beziehungen bildeten, Einheit und Zusammenhang suchen, so daß er oft, bey der entferntesten Ähnlichkeit in ihren zufälligsten Äußerungen, einen bedeutungsvollen Wink auf die alte Urphilosophie von Kugelgestalt der Erde, Schöpfungskraft der Natur u. s. f. wahrzunehmen glaubt? Was diesem Zusammenhange nicht entspricht, wird beseitigt, wie bey weitem der größte Theil dessen, was die Alten über die Kabiren berichten, deren endloser Widerspruch, bey einer solchen Allgemeinheit und Verbreitung der Ideen, wie sie Hr. Cr. annimmt, durchaus unerklärbar bleibt. Was endlich die von ihm behauptete Identität der Manen und Kabiren betrifft: so hat er unstreitig die von zwey sehr verdächtigen Etymologen, Acron und Servius, gegebene Ableitung vor Augen gehabt (von *manum* i. e. *bonum*, *quia manes non boni sunt*), welchen zehn andere widersprechen, und die er selbst nicht für gut befunden hat zu nennen. Die Verbindung aber, in welche einige Schriftsteller die Kabiren mit dem Hephästos setzen, beruht sicher nicht auf kosmogonischen Ideen, sondern auf dem zufälligen Zusammentreffen gewisser Umstände, wie z. B. der gemeinschaftlichen Verehrung auf Lemnos, Imbros u. s. w.

Die vierte Abhandlung ist überschrieben: *de Serapide et Baccho Pelasgio*. Um einem Zeugniß des Tacitus auszuweichen, der, wie alle anderen, dem Sarapis menschliche Bildung beylegt, findet Hr. Cr. für nöthig, anzunehmen, daß der Gott in späterer Zeit umgebildet, sonst aber in der symbolischen Topfform dargestellt worden sey. Diese letztere erhärtet er theils aus der willkührlich angenommenen Identität desselben mit den Kabiren, theils aus dem Scherze des Diogenes, der, als Alexander von den schmeichelnden Atheniensen zum Dionysus war erhoben worden, gleichfalls mit der Bitte einkam, ihn zum Sarapis zu machen. Diese Stelle hat noch einer passenden Erklärung ermangelt. Man denke sich, sagt Hr. Cr., den Diogenes, wie er in seinem Fasse sitzt, und mit dem Obertheile des Körpers daraus hervorragt, und man wird sogleich den Sarapis in seiner ursprünglichen Topfgestalt erkennen, auf die Diogenes mit jenen Worten anspielte. Jene Reform in der Bildung des Sarapis scheint aber schon in die frühesten Zeiten

Griechenlands (wohin der Gott erst zur Zeit der Ptolemäer kam) zu fallen. Denn Apollodor erzählt (sich selbst widersprechend), Apis sey von den Telchinen getödtet, und nach seinem Tode für den Gott Sarapis gehalten worden (*confusus tandem a Graecis Aegyptius Apis* sagt Heyne z. d. St.) Die Telchinen gehören in die Vorwelt Griechenlands, und werden (von Diodor) als die ersten angeführt, die es versucht hätten, die Gestalten der Götter nachzubilden. Diese uralten Plastiker also, deren Bestrebungen noch kein Geschichtschreiber der Kunst gehörig gewürdigt hat, übten schon in der Zeit, wo die griechischen Halbwilden noch Eicheln aßen, ihre Kunstfertigkeit, nicht mit der rohen Einfalt des ersten Versuchs, sondern nach philosophischen Reflexionen — denn sie sind es ohnstreitig, welche dem Serapis jene Kugelform anbildeten, in welcher er nach Hr. Cr.'s Conjectur auch zu Memphis und Rhacotis verehrt wird. Jenes ergibt sich daraus, daß sie den Apis oder nachmaligen Serapis erschlugen. Allein, die Richtigkeit eines solchen Schlusses unangefochten, wer giebt denn diese That den Telchinen Schuld? Welche Aehnlichkeit, außer dem Namen, haben Telchis und Thelxion, die Apollodor nennt, mit dem rhodischen Volksstamme der Telchinen, deren Aufenthalt im Peloponnes weder Strabo noch Diodor kennt, die uns die vollständigsten Nachrichten geben, und den selbst Scaliger (doch wohl mit Unrecht) bezweifelte? Und worauf gründet sich die Behauptung ihres Alterthums? Stefichorus und Simmias sind die ältesten Schriftsteller, die dieses bey den Späteren so verrufene Zaubervölkchen erwähnen. Wir fügen nur noch die seltsame Erklärung hinzu, die von den Worten des Diogenes: *Macht mich zum Sarapis*, gegeben wird; nämlich *se esse Διονυσιον* X96-vioy, *quando Alexander perhibetur Dionysus Superus*. Welch ein Gewebe von Glaukoinen, Paralogismen und Conjecturen! Es soll S. 196 alles beseitigt werden, was neuere Schriftsteller über den Serapis fabeln, und dennoch wird allein Aristides und Porphyrius angeführt, von denen keiner bey der Erklärung alter Mythen Glauben verdient. Wenn Serapis auf Inschriften bisweilen (wie fast alle Götter) *Servator* heist: so wollte man nach S. 198 damit seine Herrschaft über die Elemente des Feuers und Wassers bezeichnen, die das menschliche Leben erhalten. Wenn Philostrat sagt, daß Homer seine Götterkämpfe nach der Manier des Orpheus gedichtet habe, um gewisse philosophische Ideen sinnbildlich darzustellen — τὸν Ὀρφῆως πεφίλοσοφῆσαι τρόπον (wie etwa der Dionysus nach Huets oder Fourmonts Manier) —: so wird dieß so erklärt, daß der Kampf des Scamander mit dem Hephäst (d. h. des Feuers und Wassers) orphischen Dogmen nachgebildet sey S. 199. Daß man sich bey Opfern des Feuers und Wassers bediente, ist keinem Zweifel unterworfen, und daß man, um beides an die Opferstätte zu bringen, sich gewisser Gefäße (*πυρεῖα* und *σπονδεῖα*) bediente, ist eben so gewiß; aber unbegreiflich ist der Schluß: weil bey der gottesdienstlichen Verehrung des Sarapis und anderer

den menschlichen Gottheiten bisweilen von Wasserurnen und Kohlenbecken die Rede ist: so wollte man damit sagen, daß diese Götter über diese Elemente herrschten; eine Idee, zu deren näherer Bezeichnung, wie Hr. Cr. versichert, sie sogar selbst unter der Form von Wassereimern vorgestellt wurden. Beyläufig: wenn die Alten bisweilen auf die Opferschüsseln Lichter stellten: so geschah es zuverlässig aus keinem andern Grunde, als warum man auch die Opferkuchen auf ähnliche Art ausschmückte; gewiss aber nicht, um (S. 123) das wohlthätige Element des Feuers zu verherrlichen. Doch wir ermüden fast, unserm Hodegeten auf seinen labyrinthischen Wegen zu folgen, worauf er uns in tausendfachem Zickzack von der Tiber zum Ganges, von Memphis nach Athen, und aus den geheimnißvollen Kreisen phantastischer Neuplatoniker in die Priesterschulen uralter Pelasger hinüberführt, während uns nur von Zeit zu Zeit sein monotones *sed revertor* aus der Irre zurückruft. Wir theilen nur noch einige Bemerkungen über den vorgelegten Abschnitt *de Baccho Pelasgio* mit, dessen ägyptische Abkunft hier eben so wenig bezweifelt wird, als die Einsetzung der lernäischen Mysterien durch Philammon, die gleichwohl erst sehr spät Celebrität erhielten. Daß in denselben von der Höllenfahrt des Dionysos die Rede gewesen sey, ist eine eben so grundlose Behauptung, als daß der unalterthümliche, und damit in keinem Zusammenhange stehende Mythos von der Ermordung des Bacchus zu Argos einheimisch gewesen sey, was weder Philochorus, noch Dinarch, noch der hier übergangene Eustathius ahnen lassen. So führt auch hier Hr. Cr. seine Hypothesen mit kühner Hand fort, unbekümmert, wie fest sie begründet seyn mögen. Nun soll diese Erzählung in den Mysterien auf den Wechsel des Frühlings und Winters bezogen, aber vor den Augen der Ungeweihten verborgen worden seyn. Wenn Hr. Cr. sich hätte erinnern wollen, daß Cephalio und Philochorus, und (wenn man die Excerpte aus kritischen Schriftstellern bey Diodor vergleicht) wahrscheinlich auch Dinarchus, auf deren Zeugniß die ganze Sache beruht, zu jenen Schriftstellern gehörten, die die alten Mythen historisch erklärten; wenn er sich an die ähnliche Behandlungsart des Dionysius und Euhemerus erinnert hätte: so

würde er es unnöthig gefunden haben, an den Offenbarungen der Mysterien seine Zuflucht zu nehmen, ob wir gleich nicht leugnen wollen, daß auch die Hierophanten und Telesten zu gewissen Zeiten von jener Erklärungstheorie, so wie von den meisten andern ausgezeichneten Systemen, Gebrauch gemacht haben (vgl. *Augustin. de Civ. D. L. XVIII. c. 13. Plin. H. N. IX, 17*). — Daß Bacchus ein Symbol der Sonne gewesen sey, finden wir S. 242 und mehrmals wiederholt; aber statt des Beweises die Versicherung: es sey nun einleuchtend dargethan, daß, wo von Phallus und dem Tode eines gewissen Gottes die Rede sey, und dabey noch die Lehre von einer belebenden Urkraft und dem Wechsel zwischen Tod und Leben aufgestellt werde, alles dieses sich auf den Cultus des Bacchus beziehe. Nach dem, was H. Alexander (*Tab. Hel.*), Trifan (*T. II. Comment. p. 646*), Hüet und Cuper für die Identität des Bacchus und Helios gesagt haben, die wir uns höchstens bis zum Zeitalter des Parmenides hinaufzuführen getrauten (*f. Menand. de Enc. I, 2. p. 30*), hätte man von Hr. Cr. andere Erweise erwarten sollen, als die unzuverlässige Stelle im Sophokles Antig. 1146. Oder will er uns im Ernste glauben machen, der zum Herkules verkleidete Bacchus führe in den Fröschen des Aristophanes deswegen eine Keule, weil er die Frühlingssonne andeute? Doch jetzt zum pelasgischen Bacchus! Unter Gigon oder Gignon verstehen Einige (nach Hesychius), den ägyptischen Herkules: denselben Namen führt auch Dionysos von einer Gegend in Thracien, welche wieder (nach Steph. Byz.) von einem äthiopischen Könige Gigon, den jener besiegte, ihren Namen erhielt. Der Grammatiker findet bey Hn. Cr. vollen Glauben, wenn er den Gigon für den Dionysos erklärt: der Ethnograph aber nur in sofern, als er den Namen von Aethiopien herleitet; denn dieß giebt Gelegenheit, an den Ammon zu erinnern, den der alte Verfälscher der Mythologie, Dionysius, dem Bacchus zum Vater gegeben haben soll. Wenn jedoch Stephanus dem Gigon von dem Dion. unterscheidet: so will ihn Hr. Cr. gar keiner Widerlegung würdigen. Es ist genug, daß Gigon nach Aethiopien gehört, dessen nächste Grenz-nachbarn Pataken hatten.

(Der Beschlus folgt im nächsten Stücke.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

GESCHICHTE. Lübben, b. Driemel, u. Züllichau, b. Darumann: *Geschichte des deutschen Reichs, von seinem Anfange 843 bis zu seiner Auflösung 1806, in besonderer Hinsicht auf das Herzogthum und Kurfürstenthum, jetzige Königreich Sachsen, nebst einer kurzen geographischen Beschreibung des letzteren.* Für Schulen und Freunde einer nützlichen Lektüre (Lectüre) in zwey Bänden herausgegeben. Erster Band, welcher die Geschichte bis zum Tode Ferdinands III (1657) enthält. 1809. XVIII u. 1044 S. 8. (3 Thlr.) Der Vf. wollte sein Publicum mit der Vaterlandsgeschichte bekannt machen. Er glaubte ihm diese, ohne Verbindung mit der deutschen Geschichte, nicht deutlich genug erzählen zu können. So entstand dieses Werk. Des Vfs. Publicum sind die Schulen und die Freunde einer nützlichen Lektüre. In den Schulen kann das dicke Werk unmöglich zum Vorlesebuche gebraucht werden; es könnte also höchstens den Lehrern zur Vorbereitung und den Schülern zum Nachlesen dienen. Für die Freunde einer nützlichen

Lectüre ist es aus mehr als einem Grunde nicht recht passend. Zu dieser Absicht ist der Vortrag nicht gewählt, der Erzählungen nicht leicht genug. Man sieht der Arbeit zu sehr das Ausschreiben aus größeren Werken an. Sie hat sehr oft einen zu geizigen Anstrich, und doch fehlt Manches, was der Deutlichkeit wegen, nicht hätte wegleiben sollen, fehlt manche Erläuterung aus der Culturgeschichte, zu welcher doch Schmidt, Gallati u. a. m. vorgearbeitet haben. Dagegen ist von der italienischen, von der nordischen Geschichte unzweckmäßig viel erzählt. Es fehlt dem Buche auch an Unterabtheilungen. Erst S. 325 kommt die Nachricht, daß sich hier die mildere Geschichte endige. Die Schiller's nacherzählte Geschichte des dreißigjährigen Krieges steht gegen den übrigen Vortrag sonderbar ab. Gegen die Richtigkeit der Erzählung läßt sich übrigens wenig einwenden, und der Fleiß des Vfs. ist sichtbar.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 23 JANUAR, 1810.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Frid. Crenzeri, Eloq. literar. Graecar. et Latin. in Academia Heidelbergensi Professoris, Dionysus, sive commentationes academicae de rerum Bacchicarum Orphicarumque originibus et causis etc.*

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Patäker ferner waren nach Herodot sehr lächerlich anzusehn, wahrscheinlich ein wenig säbelbeinig, nach Art der Kobolde, und man erstaune! Nonnus gesteht, daß der Name Dionysus von dem syrakusanischen Worte *vũsos* (lahm) herkomme, weil Jupiter, als er sich den Bacchus in die Hüfte genäht hatte, unter der ungewohnten Last gehinkt habe. *Habemus igitur*, ruft der Vf., *claudicantis Jovis filium, indeque nuncupatum Διόνυσον — agnoscimus prisci symboli reliquias, agnoscimus praeterea Dionysum in Pataecorum numero!* S. 244. Dito: Die Pythia gebot einst den Athenienfern, unter schattigen Lauberkünten (nach Art der Karneen) während der Hundstage sich des Dionysus zum Arzte zu bedienen. Was heisst das anders, als um diese Jahreszeit die lechzende Zunge mit Wein zu befeuchten, wie schon Alcäus gebot und Anakreon, und fast alle alten Trinker: *Τέγγετς πνεύμονα οἴνω, ἃ στρον γὰρ περιτέλλεται*. Aber Hr. Cr. führt dies als ein Beyspiel an, daß die ärztlichen Belehrungen der Priester schon von Alters her mit den *rebus Bacchicis* verknüpft gewesen; und aus der Bestimmung der Jahreszeit will er eingesehen haben, warum die Gottheiten, welche die erhöhte und verminderte Kraft der Sonne andeuten, wie Herkules, Harpokrates und unser Bacchus selbst, zu den heilbringenden Göttern (*diis medicis*) gerechnet werden — *quae quidem rursus conjuncta sunt cum Pataecorum vi et natura*. Mit gleicher Bündigkeit wird auch S. 249 die Topfgestalt des Bacchus aus dem von dem Orakelfeinde Onomaeus angeführten Götterspruche erwiesen, dessen Alter eben so unbekannt ist, als seine Ächtheit verdächtig und seine Erklärung ungewiss. Denn wie hängt der Ausdruck *Φαλλήνιον* mit dem *Διονύσω καφαλλήνι* bey Pausanias zusammen, und mit welchem Rechte wird der letztere von *καφαλή* hergeleitet? Solcher Mißverständnisse giebt es unzählige. S. 251 wird die Etymologie des Aristodemus angeführt, der den Namen Dionysos *ἀπὸ τοῦ Διὸς ὑποῖς κεράννυσθαι, ὃ ἐστὶν ὑδαίν*. Es ist hier von der gewöhnlichen Mischung des Weins mit Wasser, und nicht vom Diony-

fus als Symbol des Wasserstoffs, die Rede. Eben so wenig dachte man bey dem gewöhnlichen Epitheton des Gottes *πυρίσκοπος* oder *πυρίγενής* an die Sonnenfeuer, oder bey *Αἰκνίτης* an die wannenförmige Gestalt, die Heraklit der Sonne zuschrieb; welches letztere hier so ausgelegt wird, als habe der Philosoph hiemit das Gestirn mit der mystischen Wanne vergleichen wollen, in welcher der flammengeborene Gott, der zugleich auch die Sonne sey, als Säugling gewimmert habe.

So hat der Wunsch, alles und jedes seinem Systeme anzupassen, unseren Vf. nach den seltsamsten, erkünsteltesten Deutungen zu haschen verleitet. Überall wird von dem Zufälligen auf das Allgemeine, von dem Neuen auf das Alte geschlossen, ohne Prüfung des Zusammenhangs, ohne Kritik der Zeugen. Je sicherer wir erwarten, daß der Vf., der sich herablassen konnte, dem Zeitgeschmacke zu fröhnen, in seinem Kreise Beyfall und Nacheiferung finden werde: desto nöthiger finden wir unsererseits zu erklären, daß uns seine Hypothesen völlig grundlos, seine Beweise unpassend, sein Vortrag verworren und oft in grammatischer Hinsicht unrichtig, und sein Versuch, ein System zu gründen, aus dessen Mittelpunkte sich ein neues Licht über die dunkeln Regionen des Alterthums verbreite, gänzlich mißslungen scheint.

G. St.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Mythologie für Schulen und Liebhaber dieser Wissenschaft*, von C. Ph. Funke, Erziehungsrathe in Dessau. Mit 8 Kupfertaf. 1808. II und 278 S. 8. (1 Thlr.)

Laut der Vorrede bearbeitete der sel. Funke diese Mythologie in der letzten Zeit seines Lebens für die Verlagshandlung; die Herausgabe derselben besorgte Hr. Lippold, der Schwiegersohn des Verstorbenen. Letzterer glaubt, daß nicht nur studirende Jünglinge, sondern auch angehende Künstler, und überhaupt Liebhaber der Mythologie, diese Schrift mit Nutzen gebrauchen können. Rec. kann dieser Meinung nur unter großen Einschränkungen beypflichten. Nicht zu gedenken, daß eine zweckmäßige Belehrung so verschiedener Classen von Lesern geradehin unmöglich seyn möchte: so würden selbst diejenigen unter ihnen, welche, ohne gelehrte Bildung erhalten zu haben, eine vorläufige Bekanntschaft mit den bekanntesten mythischen Erzählungen machen wollten (und solche Leser scheinen dem Vf., nach der ganzen Anlage seines Werkes, eigentlich vorgeschwebt zu ha-

U

ben), nicht immer ihre Wünsche befriedigt finden. — Die Einrichtung des Ganzen ist folgende: Nach einer ziemlich dürftigen Einleitung, in welcher zugleich von S. 6 — 19 einige Grundbegriffe der mythischen Kosmogonie und Kosmographie beygebracht sind, wird im ersten Abschnitte von den Göttern der Griechen und Römer; im zweyten von den Heroen, im dritten (der füglich in die beiden ersten verwebt werden konnte) von mythischen Erzählungen, und in dem vierten von den Göttern der Aegyptier gehandelt. Als Hülfsmittel dienten dem Vf., wie man aus einzelnen Andeutungen und Vergleichen ersieht, hauptsächlich die bekannten Handbücher und Compendien von Herrmann, Damm, Moritz u. A.; weshalb eine Prüfung des aus ihnen Entlehnten hier am unrechten Orte seyn würde. Dagegen muß die Ungleichmäßigkeit in der Darstellung gerügt werden, indem manches Wissenswürdige übergangen, oder doch nur berührt worden ist (man sehe S. 29 vgl. m. S. 9 über das Schattenreich, S. 80 über den Götterstaat, S. 131 über die Urgeschichte des Menschengeschlechts), während Anderes (z. B. mehrere Sagen aus der Heroenwelt) eine vollständige Auseinandersetzung erhalten hat. Noch tadelnswerther sind, in Beziehung auf die hier angenommene Classe von Lesern, die überall, ohne gehörige Auswahl und Prüfung, beygefügte *Deutungsversuche* (vgl. S. 16, 24, 144, 153, 172, 199, 219), und dies um so mehr, da dem Verf., nach S. 5, die richtige Ansicht von dergleichen Versuchen nicht unbekannt war. Was endlich den Vortrag anbetrifft: so hätte Rec. gewünscht, daß der Herausgeber denselben einer sorgfältigen Prüfung unterworfen, und namentlich manche Flecken (unter anderen in der Erzählung von *Ulysses* S. 233) weggewischt hätte, die auf eine sehr unangenehme Art an *Benj. Hederichs* Zeiten erinnern. L — s.

LEIPZIG, b. Schwickert: *Aeschylus Trauerspiele*. Deutsch mit erklärenden Anmerkungen von Dr. J. T. L. Danz. Zweyter und letzter Band, enthaltend die Hülffelehnden, Agamemnon, die Choephoren und die Eumeniden. 1808. XII und 107 S. 8. (1 Rthlr.)

Der höchste Zweck der Übersetzungen aus dem classischen Alterthume ist der Zweck der Philologie überhaupt, das Alterthum zur lebendigen Anschauung zu bringen. Die wenigen Trümmer, die sich aus dem großen Schiffbruche der Zeit gerettet haben, liegen tot da. Nur ihren Buchstaben hat uns das Pergament aufbewahrt. Es gehört viele Anstrengung und Beharrlichkeit dazu, viel Beten und Nachwachen, um das salomonische Siegel zu lösen, das den Genius Jahrtausende lang gefangen hält; und nie mag es gelingen, aus den spärlichen Resten jenes Bild vollständig zurück zu zaubern, das sich ehemals in dem Leben und Weben des griechischen Volkes offenbarte. Eine unendliche Annäherung zum Ziele ist möglich; das Ziel selbst bleibt unerreicht. Seitdem die griechische Sprache aus dem Leben gewichen ist, haben die guten Alten gewiß Manchen, der sich ihnen nah-

te, unerquickt gelassen: denn in der todten Sprache zu empfinden, diese war wenigen gegeben; und eine lebendige Sprache, als Organ zum Verstehen, fehlt noch. Erst seit 50 Jahren dürfen wir uns des Besitzes einer gebildeten Muttersprache rühmen, und mehr diese Eigenthum des Volkes zu werden anfangen, desto lauter wird auch die Aufforderung an den Einzelnen, sich eines so köstlichen Organes zum Anschauen der Alten zu bedienen. Wer nicht im Stande ist, einen Alten zu übersetzen — gleichviel ob auf dem Papier oder in der Seele —, wenn nicht für jede Schattirung des Gedankens und der Empfindung ein stellvertretender Ausdruck in einer ihm geläufigen Sprache zu Gebote steht, der mag strotzen von Gelehrsamkeit — die Alten versteht er nicht; er sieht nur ihr trüben Schattengefalten, die dumpf und besinnungslos im Hades umherschwärmen. Der vollendete Übersetzer der Alten ist zugleich der vollendete Philologe. Er windet sich mühsam durch die Dornen der Kritik, erforscht jedes Einzelne, prüft, sondert, und erreicht endlich die Höhe, wo ihm das Bild seines Autors in seiner ganzen Reinheit erscheinen kann. Dann bietet er auf, was Sprache, was Rhythmus vermögen, wird zweyter Schöpfer des Kunstwerkes, und sucht ihm auch die kleinsten Züge der Physiognomie einzuprägen; und so giebt er, ein beharrlicher Odysseus, den Schattengefalten frisches Blut und Leben, daß sie unter uns wandeln, und uns ansprechen freundlich und herzerhebend.

Nach diesem Ideale einer Übersetzung strebte Hr. Danz nicht, wie er in der Vorrede zum ersten Bande aufrichtig bekennt. Er wollte vielmehr ein Abbild geben, das im Einzelnen, so viel wie möglich, modern wäre, und wählte deshalb auch — wodurch freylich der Titane nicht zu bändigen war — das gewöhnliche Deutsch der Umgangssprache, moderne Sylbenmaße, und für die Chöre die sogenannte poetische Prosa. Auf dieses Geständnis haben wir ihn schonend beurtheilt (1806. Aug. 189. 190), und nur die Stellen gerügt, wo der Übersetzer sich selber untreu geworden war. Bey diesem zweyten Bande müssen wir bemerken, daß Hr. D. sich etwas aus seinen modernen und engen Ansichten herausgearbeitet hat; der Reim, der Anfangs in Sentenzen spielte, ist verbannt worden, die Sprache ist voller, und hebt sich an einigen Stellen zum lyrischen Schwunge (S. 118: *Es ist ein langgesprochener unter den Menschen, ein uralter Spruch*). Man stößt auf manche glückliche Wortverbindung (z. B. *ob dieser Heilbegebenheit*); in den Choephoren ist sogar ein Versuch mit dem alten Trimeter gewagt. Vor allen aber gebührt Hn. Danz das Verdienst, den ersten vollständigen deutschen Aeschylus geliefert zu haben; denn die Choephoren und die Schutzlehenden waren bis auf ihn unübersetzt.

Dem Agamemnon — einem der schwierigsten Gedichte aus dem Alterthume — scheint Hr. D. die meiste Aufmerksamkeit geweiht zu haben, und Lob verdient, daß er hier manchmal — in anderen Stücken seltener — Muth hatte, von Schütz abzuweichen. Gleich im zweyten Verse: *der jahrelangen*

Wache, sehen wir, daß Hr. D. die ursprüngliche Lesart *Φρουρὰς ἐρείας μῆκος* zurückgerufen hat, die schon der Scholiast richtig durch *ἐρείας κατὰ μῆκος* erklärt. So *μῆκος* Antig. 398, wo Musgr. nachzusehen ist. — V. 32 ist *εὖ* richtig mit *πίσονται* verbunden. — V. 305 wird *γραία ἐρείκη* recht ordentlich durch „alte Heide“ übersetzt. — V. 341 scheint Hr. D. *πρὸς ἀρίστοισιν* nicht auf die *Frühmahlzeit* gedeutet zu haben. — Den schönen, ächt äschylischen 834 Vers: *Ἰππου νεοσσὸς, ἀσπιδηστρόφος* λεῶς, hat sich Hr. D. auch nicht nehmen lassen. — V. 919 ist *πορ-
φύραστρωτος πόρος ἐς δῶμ' ἀελπτον* verbunden. — Die Verse 970, 972:

Οἶκος δ' ὑπάρχει τῶνδε σὺν θεοῖς ἀναξ
Ἐχειν, πένεσθαι δ' οὐκ, ἐπίσταται δόμος

Und unser Haus ist „Dank den Göttern! dessen (des Purpurs) Herr;

Besitzes und nicht Mangels kundig ist die Burg.

sind von Hn. **Danz** gut verstanden; die andere, von Schütz so gepriesene Abtheilung:

Οἶκος δ' ὑπάρχει τῶνδε, σὺν θεοῖς, ἀναξ,
ἔχειν πένησθαι δ' οὐκ ἐπίσταται δόμος.

die sich wegen des *πένεσθαι* ὃ οὐκ ἐπ. δόμ. auf den ersten Anblick empfiehlt, ist ungrischisch, da *ἔχειν* in diesem Sinne nicht mit dem Genitiv verbunden wird; und dann geht auch der schöne Gegensatz zwischen *ἔχειν* (in dieser Bedeutung bey Soph. Aj. 157: *πρὸς τὸν ἔχοντα ὁ Φρόνος ἔρπει*) und *πένεσθαι* verloren. Noch fünf solche von Schütz abgehende, gut verstandene Stellen, sind im Agamemnon, und dreyzehn in den drey übrigen Stücken, welche mitzutheilen der Raum verbietet.

Die Zahl der misverständen Stellen ist nicht unbeträchtlich, und die Recensentenpflicht fodert, auch von diesen einige auszuheben. V. 517: Οὐ γάρ ποτ' ἤσυχον ist nicht: *kaum wünscht' ich*; sondern: *so weit ging nie meine Hoffnung, das dacht' ich niemals*. Eben so misverständlich ist V. 562: εὖ γάρ κέφαται ταῦτα, wo Schützens Erklärung nichts zu wünschen übrig läßt. V. 839 lieft Rec.:

Τὰ δ' ἐς τὸ σὺν Φρόνημα (μέμνημαι· κλύων)
Καὶ Φημι ταυτὰ, καὶ ξυτήγορόν μ' ἔχεις.

Was dein Erinnern dann belangt (wohl denk' ich desse),
So mein' ich gleiches, und du hast einstimmend mich.

So Oed. tyr. 706: Τό γ' εἰς αὐτὸν. Antig. 889: Τούτῃ τήνδε τὴν κόρην. Hr. D. hat sich leicht gemacht, und den zweyten Vers unübersetzt gelassen. — Wie Hr. D. 655 — 660 gelesen hat, ist nicht deutlich. Rec. liest:

Τοιῶνδε μῦθοι πημάτων σεσαγμένον
 Πρίτει λέγειν παῖσιν τῶν Ἑρινύων·
 Σωτηρίων δὲ πραγμάτων εὐάγγελον
 Ἥκοιτα πρὸς χαίρουσαν εὐεστοί πόλιν — —
 Πῶς καὶνὰ τοῖς κακοῖσι συμμείξω; κ. τ. λ.

Σεσαγμένον ist richtig von Stanley aus σεσαγμένων wiederhergestellt, εὐάγγελον ἦκοντα nicht gut von Stanley und Pauw in εὐάγγελος ἦκων τε verwandelt.

Πημάτων σεσαγμένον und εὐάγγελον erfordern denselben Casus, und was sollte auch das nichts sagende τε? Bey πόλιν ist ein kleiner Inhalt; die Rede, die mit einem neuen πρέπει fortgehen sollte, wendet sich plötzlich im Munde des Redners, denn er selbst ist der εὐάγγελος, und das Allgemeine erhält dadurch die schönste specielle Anwendung. V. 955:

Πολλὴ γὰρ αἰδῶς σωματοφθορεῖν, ποσὶν
φθείροντα πλουτὸν ἀργυρωνήτους δ' ὑφάς.

Rec. möchte nicht gern mit Schütz *σωματοφθορεῖν* lesen, da *σωματοφθορεῖν* ohne Zwang heißen kann: *seinen Leib ins Verderben bringen*. Denkt man an die antike, im Herodot oft ausgesprochene Idee, daß die Sünden der Väter an Kindern und Enkeln bestraft werden: so liegt *σωματοφθορεῖν* mit darin, und der vollständige Sinn wäre: *Ich habe Scheu, mich und meinen Stamm zu Grunde zu richten*. — V. 975:

ῥίζης γὰρ οὔσης Φυλλᾶς ἵκετ' ἐς δόμους.

Σκίαν ὑπερτάνασα σείριου κυνός·

Καὶ σοῦ μολέντος δωματῆτην ἐστίαν

Θάλλπος μὲν ἐν χειμῶνι σημαίνει μολῶν·

Μολών verwandelt Sch. in δόμοις (obgleich dies Wort zwey Verse vorher da war, und zwey Verse später wiederkehrt), und übersetzt: *cum tu ad lares domesticos reverteris, hiemali tempore calorem aedibus affers*. Aber kann τοῦ μολόντος σημαίνει verbunden werden? Wir meinen, so wenig, wie *te reverso affers*, und so hätte Schütz eigentlich übersetzen müssen. In σημαίνει steckt der Fehler; und augenscheinlich ist, daß wir *ἑρμαίνει* (sc. ἡμᾶς oder δόμοις) μολόν lesen müssen; dann knüpft sich auch das Folgende gut an:

ὅταν δὲ τεύχη Ζεὺς ἀπ' ὀμφακος πιναῖς
οἶνον, τότε ἤδη ψῦχος ἐν δόμοις πέλει.

Ἔς δόμους im 973 V. gehört zu ἵκετο: δόμοι sind die Stockwerke und Wohnungen des Palastes; Οὐλ-
λὰς ist Jahrtwuchs, Laubsprossen, wie Soph. Col. 676.
701; man muß sich Weinstöcke um den Palaß des
Agamemnon denken, die aus gesunder Wurzel kräf-
tig aufschießen, und nach allen Seiten hin Laubzwei-
ge treiben, als hätten sie eine Freude daran, die geliebte
Wohnung zu beschatten. Wir übersetzen:

Wenn Wurzel da ist, grünet Laub am Hauf' empor,
Ein Schattendach ausbreitend vor dem Hundsgefrirr;
Und kehrest du zum Heerde deiner Wohnung heim:
Dann kehret Wärm' auch, die bey Wintersturm durchglüht.
Wann aber Zeus ausschafft des Herlings Bitterkeit
Zu Wein, so gleich herrscht Kühle durch die Wohnungen.

Von der Scene der Kassandra wird der bescheidene Vf. selbst eingestehen, daß sie unter seinem Ideale geblieben ist. Sollte wohl Einer in dem *otototöh popöh dah!* den Ausbruch einer von der Gottheit erfüllten, von heiligem Wahnsinn durchbehten Seherin ahnden? Zumal wenn der Chor erwiedert:

Was ototöheſt du zum Loxias?
Er iſt der Gott nicht, dem *Gehen!* gefällt?

Wenn nachher Kassandra zum Chöre sagt:
 Apollo hat mir dieß Talent verliehn:
 so dünken uns dieß gar Worte eines bescheidenen

Mädchens, die mit einer schalkhaften Verneigung ausgesprochen werden. Gelungener ist die Erzählung Klytämnestra's von der Fackelbotschaft, die

wir zum Schlusse ausheben, und mit einer eigenen Übersetzung, welche die Stelle einer Kritik vertreten mag, begleiten wollen.

Hr. Dons (V. 291—326)

Chor.

Durch welches Baten Schnelligkeit ist dir
Von Troja's Sturz die Nachricht zugekommen?

Klytämnestra.

Hephästos brachte sie vom Ida her,
Sein glänzend Strahlenheer zu uns verbreitend;
Von einer Fackel gings, ein lausend Feuer,
Zur andern hin. Vom Ida leuchtet' es
Nach Lemnos bis an Hermes Vorgebirg.
Von dieser Insel nahm das dritte Feu'r
Des Berges Athos königlicher Gipfel
Und trug es übern Rücken Helleponts —
Da ging es auf der Wache des Makistos,
Als wie der Morgensonne goldner Strahl,
Und ohne Zaudern, unbeseigt vom Schlaf
Erfüllte er seine Botenpflicht;
Der Fackel Licht, den Strom des Euripus
Weit überfliegend, kam zur Wache des
Messapios — Und die hinwiederum
Gab die empfangne Bothschaft leuchtend weiter,
Mit altem Heidekraut die Flamme nährend,
Die starke Flamme, keineswegs verdunkelt,
Ging über des Asopos Fluren hin
Dem hellen Monde gleich, und weckte aus
Kithärons Höhen eine andre Gluth.
Den ferngesandten Schein verachtete
Die Wache nicht; sie zündete ein Feuer
Noch größer, als die vorgenannten, an.
Es schien das nicht bis übern See Gorgopis,
Und bis zum Berge Agiplanktos kommend,
Erinnert es die Hüter ihrer Pflicht.
Und diese, einen grossen Flammenbart
Anzündend, unverdrossen, senden's weiter;
Und nun erglänzend über des saronischen
Meerbusens Vorgebirg, erstrahlet es
Den Hügel der Arachne, nah der Stadt,
Und nun erreichte dieses Licht, vom Ida
Abstammend, den Palaß der Atreusföhne.
So kam von einer Fackel zu der andern
Von Troja's Fall die Nachricht her zu mir.
Der erste und der letzte Läufer sind
Des Weges Sieger. So weist du denn nun,
Auf wessen Zeugniß ich dir Troja's Sturz
Verkündiget. Es hat mein Ehgemahl
Aus Troja selber mir es angedeutet.

Die mit Zahlen gezeichneten Verse gehören Bredow, dessen Übersetzung von dieser Rede im *Genius der Zeit* (Jun. 1797 S. 195) vergraben liegt. — Möge

Rezensent.

Chor.

Und welcher Bot' ist wohl so schnell hier angelangt?

Klytämnestra.

Hephästos, welcher Flammenglanz vom Ida strahl.
1. Denn Leuchte sandte Leuchte fort, das Botenfeu'r
Ablösend. Ida nach des Hermes Vorgebirg'
Auf Lemnos; dann aus diesen Höh'n den dritten Strahl
Empfing des Athos Felsenhaupt, dem Zeus geweiht,
2. Dafs über Helle's große Flut herwandelte
Die Kraft des regen Feuerbrands mit Freudigkeit,
3. Von fettem Kien, goldschimmernd gleich der Sonnenglut,
4. Makistos Warten ihren Glanz ankündigend.
Nicht aber liefs faumfelig, noch sorglos vom Schlaf
Bewältigt, jener aus der Acht des Boten Amt.
5. Fern zu Euripos Strudel Bog der Fackel Licht,
6. Und trug die Kunde Messapions Bergwächtern hin.
Sie dort entflammten Gegenglanz, und meldeten
Fortan, durch alter Heide hochgehäuften Brand.
Die starke Glut nun, ungeschwächt von Dunkelheit,
Hinlodernd durch Asopos Niederung, nach Art
Des hellen Mondes, auf Kithärons steilen Fels,
7. Erweckte neuen Wechsel dort des Sendefeuer's.
Den ferngesandten Fackelschein versagte nicht
Die Warte, die noch hell're Loh' anzündete.
Den See Gorgopis dann hinüber drang der Glanz;
Bey Agiplanktos Felsenköhn nun angelangt,
Gebot er, dafs Entflammung aufwallt' ungespart,
Da senden Glutanschürer Stracks in voller Kraft
Der Flamme grossen Ba t; sodann des saronischen
8. Meerbusens Uferfelsen überhoht der Brand
Weit hin, und vorwärts schlug er und beleuchtete
Arachne's Felswart', unsrer Stadt Angrenzerin.
9. Dorthier nun schlägt diess Dach der Atreionenburg
10. Der Strahl vom urgrossmütterlichen Idafeu'r.
11. Also gefertigt ward der Fackelwärter Dienst,
Und Flamm' auf Flamm' in steter Folge fortgereiht.
Doch siegt der Anfangsläufer und der endende.
Solch abgeredet Zeichen nun verkünd' ich dir,
Das fern aus Troja mein Gemahl mir hergesandt.

doch Schütz für seine neue Ausgabe des Äschylos die trefflichen Anmerkungen benutzen, die Bredow hin zugefügt hat.

D. A. E.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Weygand: *Die Gräfin von Frondberg aus dem Hause Löwenstein*. Eine vaterländische Geschichte aus den Zeiten des Mittelalters. 1806. 328 S. 8. (2 Thlr.) Wenn man es auch nicht andersher wüßte, dafs ein Frauenzimmer — die Vfn. des Walther von Montbarry, Fontanges u. f. w. — Vfn. dieses Romans wäre: so müßte schon alles in dem Buche selbst auf die Vermuthung führen. Der ganze Gang der Begebenheiten dreht sich so weiblich und zart um Weiblichkeit und weibliche Angelegenheiten; die Erzählung verweilt so gern da, wo die Geschichte dem weiblichen Herzen, sich zu öffnen, erlaubt; und der Ton des Vortrags ist so frey von Fehlern, die den Männern immer nur eigen zu seyn pflegen, dafs man sich bald für das entscheiden muß, was wir schon wissen. Die Zeiten des Mittelalters sind übrigens gar sehr modernisirt, und ausser dem Titel kaum noch in einigen

Begebenheiten zu finden. Die Briefform, welche die Vfn. zur Einkleidung ihrer Erzählung gewählt hat, macht diess noch um so auffallender, da sie die eigene Sprache der handelnden Personen seyn mußte, und diese gar zu sehr nach den neuesten Zeiten schmeckt. So schreibt z. B. Hedwig an Mathilden: „Ein Glück befalls ich bisher noch, ich litt unschuldig, litt reinem Gewissen; auch dieses ist dahin! Hier liegt ein unseliger Engel, den meine Unachtsamkeit gleichsam mit der Hand mordete. Und was zog mich von dem Aufmerken auf meine Pflicht ab? Hörte ich nicht auf Worte, denen ich keinen Augenblick mein Ohr hätte leihen sollen? — O verrätherisch Herz, ich habe dich auf Gefühlen betroffen, denen du kein Raum geben solltest!“ Übrigens hat die Geschichte manche anziehende Parthie, und gewährt gute Unterhaltung.

App.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 24 J A N U A R, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, in der Realschulbuchhandl.: *Über die Idee der Universitäten.* Vorlesungen von *Henrik Steffens*, ordentl. Prof. der philosoph. Naturwiss. auf der Friedrichs-Universität zu Halle. 1809. 155 S. 8. (18 Gr.)

Eine Reihe von Schriften hat seit dem letzten Decennium jene höheren Bildungsanstalten von verschiedenen Seiten betrachtet (vgl. Jen. A. L. Z. 1809. No. 115 f.), und immer wurde die Überzeugung unterschiedener und allgemeiner, daß sie in der Form, wie sie Deutschland hat, für die wissenschaftliche Bildung von unübertrefflichem Werth seyn. Hr. *Schleiermacher* zeigte dieses ohnlangst durch seine philosophische Begründung und scharfsinnige Entwicklung der Idee deutscher Universitäten: obige Schrift ist von gleichem Geiste, tiefblickend in das Wesen der Sache, würdig, sich an die geistesverwandte anzuschließen. Beide bilden zwey schöne Seitenstücke, deren geniale Eigenthümlichkeiten zusammen gehören, um die Idee vollständig zu erfassen. In der kurzen Vorrede sagt Hr. St.: „Über die Art deutscher Universitäten, wie sie dem Ausländer erscheinen müssen, hat ein achtungswerther Ausländer geredet, den tiefem nationalen Sinn derselben hat einer der trefflichsten Geister der Nation entwickelt; mir schien es nicht überflüssig, den Studirenden selbst über die akademische Bildung Aufschlüsse zu geben.“ Der Inhalt dieser Vorlesungen ist folgender:

Erste Vorlesung. Anrede. Die akademische Bildung ist jetzt gerade wichtiger geworden, und man muß dabey ihre Beziehung auf das wirkliche Leben im Auge behalten. Sie ist bestimmt, freye Geister in Übereinstimmung mit sich selbst zu versetzen. Nach dem bisherigen trägen Anhängen an das Herkömmliche, und der sanftmüthigen Schlawheit, wobey doch ein eitles Nachjagen nach Neuerungen Statt fand, wird jetzt eine neue Zeit vorbereitet. Diese Zeit begann schon im 13ten und 16ten Jahrhundert, wo die Geister, durch die Buchdruckerkunst, die Erde, durch Columbus, die Einsicht in die Gesetze der Weltkörper und der Natur, durch Copernikus und Keppler, zu einem Ganzen verbunden wurde. Hufs war das Opfer, Luther der Held dieser Zeit. Hierauf folgte indeß eine Richtung zum entgegengesetzten Extrem, wodurch das Herrliche wieder verank; Politik, Lug und Trug, Convenienz, Trennung von dem Mittelpuncte, von der Religion; Frankreich gab den

J. A. L. Z. 1810. *Erster Band.*

Ton an, unter Ludwig XIV und den Encyclopädisten, und da wurde Deutschland unterjocht. Der Aberglaube war in Unglauben gerathen, das Göttliche wurde aus dem Leben verdrängt und verkannt, es entstand eine chaotische Verwirrung; ein nichtiges Gerede über die Dinge und das Leben; überall Mäßigung und große Verbrechen eben so selten als große Tugenden; und daher stürzte auch alles zusammen. Jetzt aber drängen sich die Wunder verklungener Zeiten wieder hervor, und nun ist die Hinweisung auf den Mittelpunct das Nothwendigste geworden; und dieses zu bewirken, das ist die Idee unserer Universitäten, denn sie sollen die Schulen der Weisheit seyn. Eine begeisterte Hoffnung einer bedeutungsvollen Zukunft erhebt aus dieser Idee.

Wenn der Leser auch nicht zu hart finden sollte die Vorwürfe gegen die nächstvorhergehende Zeit: so findet er doch übersehen das Gute, das auch sie hatte, namentlich in der wissenschaftlichen Freyheit der Universitäten, und in der Wiedererzeugung des besseren Geistes, indem der gerechte Unwille des Redners bloß bey der Anklage der Schlechtigkeit verweilt. Er begeistert so für den neubeginnenden besseren Geist. *Schleiermacher* zeigt in seiner Darstellung beistimmend auf die alte Sitte in jenen Nationalanstalten hin, die auch in der bisherigen Zeit sich noch erhielt, so daß die jetzige um so lauter anzuklagen wäre, wenn sie dieses Gut verlöre.

Zweyte Vorlesung. Die Universitäten unterscheiden sich von anderen Bildungsanstalten nur in der Art, wie gelehrt wird; diese ist wissenschaftlich, im Höchsten der Speculation den Punct auffassend, aus welchem sich alles Wissen organisirt. Man macht dagegen bedeutende Einwürfe, die in dieser Vorlesung ausführlich aufgestellt werden. Widerspricht nicht eine solche Anstalt sich selbst? Schadet sie nicht dem Staate? Wie kann es eine Lehranstalt der Weisheit geben, da die Weisheit, als das ethische Gleichgewicht der Seele, durch Erziehung, durch das Leben selbst, in stiller Betrachtung erwächst? Wie sollte auch der Mittelpunct alles Wissens, diese höchste Einheit, mitgetheilt werden können, da nicht einmal die Wenigen, die sich etwa in Besitz derselben befinden, einig sind? Auch zeigt sich genugsam der Erfolg in den Verirrungen der Speculation, worein die jungen müßigen Köpfe gerathen sind, in dem höhnenenden Übermuth frecher Jünglinge. Gerade im Wege steht dieses Verfahren der Wissenschaft und Weisheit, es führt nur zum Egoismus. Das, worin noch allein Eignigkeit herrscht, ist das Empirische; mit diesem fülle

man die Seele der Jugend, statt sie in ihrer Leerheit ins Gewebe eigener Ansichten zu fesseln, Selbst suchen muß der Jüngling das Höchste, durchlaufen muß er die Bahn seines eigenen Nachdenkens: was Tollen denn also jene Treibhausanstalten? Der Staat nun kann sich auf nichts einlassen, was über die Dürftigkeit des Daseyns hinausgeht, und mit dieser hat er genug zu thun. Wie könnte er sich auch auf die Wissenschaft einlassen, da er alles, was er einrichtet, auch muß kontrolliren können, und widersprüche das nicht der Freyheit der Wissenschaft? Nein, das Geistige liegt über der Grenze aller Staatsgewalt, so in der Wissenschaft wie in der Religion. Der Staat duldet so wenig Schwärmerey als Proselytenmacherey; er, der selbst kämpfend in der Wirklichkeit seine Erhaltung suchen muß, verlangt, daß jeder in seinen häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen das Seinige thue, und also in keiner Ideenwelt leben solle. Denn sie entzieht den Mann dem wirklichen Leben, die Speculation macht dazu untüchtig; könnten also auch jene wissenschaftlichen Anstalten ohne inneren Widerspruch eingerichtet werden: so würden sie doch den Staat der kräftigen Bürger berauben.

So weit diese Einwürfe, auf welche sich die *schleyermacher'sche* Schrift weniger eingelassen, weil diese sogleich das Verhältniß des Staates zu dem wissenschaftlichen Verein positiv bestimmt. Wir finden indeffen die Einwürfe so dringend, daß sie eine eigene Rücksicht verdienen. Hr. St. hat nicht unterlassen, mit seinem ganzen Rednerfeuer besonders jene Verirrungen des Speculirens zu rügen, welche der akademische Lehrer bald genug beklagen mußte. Indessen scheint uns doch der letzte Einwurf noch mehr motivirt werden zu können; denn gewiß ist es, daß ein speculatives Studium, wäre es auch durch Strenge der Ordnung und des Fleißes das vortrefflichste, dem jugendlichen Geiste eine Richtung giebt, welche ihn für die Ausübung mehr oder weniger schwächt, ungefähr wie die Muskelkraft durch die sitzende Lebensweise geschwächt wird. Und auf diesen bedeutenden Einwurf muß man doch auch in der Einrichtung des akademischen Studiums Rücksicht nehmen.

Dritte Vorlesung. Die drey Stufen der Selbstständigkeit sind: Geburt, Unterscheidung des Selbstes, Jünglingsalter. Für diese letztere, für den Übergang zur männlichen Besonnenheit, ist die Universität. Die Stillung aller Sehnsucht, die Seligkeit wird da gefunden, wo Wahrheit und Sittlichkeit sich vereinigen, wo sich das Wissen und das Leben einander durchdringen, wo sich aller Widerstreit des inneren und äußeren Lebens löset, in der Weisheit. Auch im Staate soll sich auf diese Weise Erkennen und Daseyn durchdringen, und die Regierung soll in dieses Gemeinsame der Wahrheit und Sittlichkeit einschauen, auf daß der Staat, gleich dem einzelnen Menschen, die Herrlichkeit des Ewigen verkündige. Aber die Erkenntniß ist das Werk nur der Nation; diejenige, welche das nicht anerkannte, wäre eine barbarische, und die, welche vor allen der Wahrheit huldigte, würde auch vor allen zu einem glanzvollen Daseyn

gelangen. Ein höheres Leben ist es, welches sich durch alle einzelnen Richtungen im geselligen Vereine erzeugt, und wie der Mensch Herr der Natur ist: so wird derjenige Staat, in welchem das Höchste und Tiefste menschlicher Bestrebungen heimisch geworden, der natürliche Beherrscher aller übrigen. In Leben soll sich auch die Wissenschaft mit den Bedürfnissen des Staats einigen, denn wo dieser und der Gelehrte sich von einander entfernen, sind beide gleich nichtig. Der Staat will das Glück Aller. Man würde daher in einen argen Widerspruch gerathen, wenn man den Einzelnen in dem allgemeinen Begriff des Staats verloren gehen liesse. Mit der Einheit des Staates muß also die Mannichfaltigkeit der Bürger gegeben seyn; wie in einem Organismus. Aber jenes heilige Band, das den Bürger mit ihm verbindet, kann nicht in etwas Einzelnen, kann noch weniger in Thierischen bestehen: dasjenige, dem der Bürger alles, auch das Leben, opfert, muß das Höchste selbst seyn, es ist das wahre innere Leben des Staats, Wahrheit und Sittlichkeit, und deren Erscheinung, die heilige unantastbare Ehre. Nein, der Mensch ist nicht ein Futterkraut, zur Nahrung abzumähen für das alles verschlingende Ungeheuer; vielmehr ist der Staat ein fruchtbarer Garten, worin sich das Herrlichste entfaltet. Jeder gelange nur zur Übereinstimmung mit sich selbst: so ist er auch für das Ganze auf die beste Weise da, und nur so entsteht, statt des Kampfes und der inneren Zerstörung, worin sonst der Staat wie der Einzelne geräth, die anmuthige Schönheit, als die höchste gemeinsame Blüte der Natur und Geschichte.

Diese Vorlesung und die beiden folgenden verweilen mit Liebe bey der Idee des Staates, um dessen Verhältniß zur Wissenschaft in seinem tiefsten Grunde aufzufassen. Es ist die Einheit der beiden. *Schleierm.* hatte in der angeführten Schrift den wissenschaftlichen Verein nach seinem Princip und in seiner Selbstständigkeit betrachtend, und ihn der Menschheit über die Staatsgrenzen und Nationalität hinaus zueignend, das Nebeneinanderseyn beider bezeugt, und, indem er beide in ihrem verschiedenen Interesse aufser einander hält, den gegenseitigen Einfluß in ihren äußerlichen Verhältnissen bestimmt nachgewiesen. Hr. St. eröffnet den Blick tiefer in ihre innere Einigung; nur scheint sich darüber die schärfere Bestimmung jener Bedingungen zu verlieren, unter welchen die wissenschaftlichen Anstalten in dem Staate und von dem Staate zu realisiren sind. Ungemein belehrend ist es daher für den nachdenkenden Leser, beide Ansichten mit einander zu combiniren; wobey wir uns des Wunsches nicht entschlagen können, daß es den beiden Vfn. möchte gefallen haben, sich etwas auf das Historische, wie die Universitäten wirklich entstanden sind, vergleichend einzulassen.

Vierte Vorl. Wissenschaft u d Kunst, in jeder geistigen Richtung, gehören demnach zum Wesen des Staates. Obgleich der Staat die Härte der Natur hat, deren eiserne Nothwendigkeit er darstellt, weil alles, was That geworden ist, der letzteren ange-

hört: so behauptet sich doch auch die Freyheit; und in und mit der Freyheit des Menschen besteht eben jene Nothwendigkeit der Natur. Denn das freye Wesen ist die Vernunft, und die Vernunft stellt sich in dem Erkennen ihrer selbst die Naturgesetze vor. Der Staat nun ist die gemeinsame Organisation der Vernunft der Bürger; in seinem Ganzen hat der Einzelne seine Freyheit. Nur wenn sich beides im Aeusseren trennt, entsteht Unheil, entweder Tyranny oder Anarchie. Natur und Freyheit müssen also vereinigt seyn, wie es in jeder Staatsverfassung möglich ist, denn diese ist ja doch immer das Product der Geschichte, und selbst die Gesetzgeber sind es, wie Zamolxis, Solon, Lykurgos, Moses, jeder gerade in seiner Nation. Doch giebt es einen Typus zu 4 Grundformen des Staats, deren jede noch viele Modificationen zuläfst. Die Form ist aber nicht sein Wesen. Zu diesem seinem Wesen gehören nun die wissenschaftlichen Forschungen, die dann auch in ein äusseres Verhältniß treten müssen, so dafs der Staat nur nicht den geistigthätigen Bürger zum Knecht mache. Hiedurch geschieht es denn, dafs die Gesetze als die von jedem selbst entworfene Vernunft erkannt werden; das Forschen des Geistes ist es, wodurch die Freyheit besteht, und doch die in der Natur der Dinge wurzelnde, mithin dauernde Einrichtung bewirkt wird; und so bringt dann der Bürger seine Opfer freywillig. Alles dagegen, was der Staat anders hervortreibt, ist, wie die gefüllte Blume des Gärtners, nur für den vorübergehenden Moment. Indem der Staat den physischen Druck bekämpft, um dem Talente und Geiste freyes Gedeihen zu verschaffen, sorgt er, dafs jedem Bürger die Idee des Staats dargelegt werde, also jeder die wahre Republik in sich repräsentirt. So wird sein strengster Gehorsam zur freudigen Freyheit, und selbst bey begangenen Fehlern opfert er sich freudig der vorübergehenden Schmach; jeder Bürger ist dann ein König. Das Leben eines solchen Staats ist das höhere Leben jedes Bürgers, und er kann wohl ausgerottet werden, aber unterjocht wird er nie. Dafs der Staat doch immer der Heloten oder Knechte bedarf, kann man zugeben; allein es wird auch nie an solchen fehlen, die an einer dem Staate fremden Existenz hängen, d. h. die Knechte sind durch ihre eigene Sündhaftigkeit; der Staat bändige sie nur, und weise ihnen ihren Platz an: so wird sein Wohl vollkommen bestehen.

Der Eindruck, den man bey dem Lesen und Wiederlesen dieser tiefgehenden Theorie über das Wesen des Staats erhält, ist doch mit der Besorgniß verbunden, dafs man auf der Höhe dieser Idee das unten liegende Land verloren habe. Indem die Wissenschaft so wenig von dem Staate geschieden wird, als die Vernunft von dem Menschen, da sie nur seine innere Seite ist: so sind wir wegen des scheidenden Princip verlegen, wodurch doch beide in ihrer äusserlichen Anstalt so bestimmt aus einander gehen, damit auch die Wissenschaft ihr Aeusseres, und gleichsam ihren Körper habe, und dafs sie, nicht identisch mit dem Wesen der Nation, vielmehr der Menschheit

angehörig, doch wieder mit dem Staate ein Ganzes ausmache. Auch was diesen betrifft, läfst es sich nicht absehen, wie jener freudige Gehorsam bis zur eigenen Schmach unter Menschen möglich sey, wo es immer noch Knechte giebt und geben mufs, und also nach dem Gesetze der Continuität in jedem Bürger wenigstens etwas von jenem knechtischen Sinnlich einfinden wird, und wo der weisere auch da, wo der Staat einer besseren Verwaltung sich erfreuen mag, noch Unvollkommenheiten und Bedrückungen fühlt, denen er doch gewifs nicht freudig sein Opfer bringen kann.

Fünfte Vorl. Die Seele des Staats, jener Mittelpunkt, worin sich Freyheit mit der Nothwendigkeit einigt, ist die Weisheit. Hiezu nun sind die Universitäten. Schulen der Weisheit zu seyn, ist ihre Würde. Der nationale Geist blühte durch sie; auch sind sie innig mit dem Wesen deutscher Eigenthümlichkeit verschmolzen, und der Sinn für diese Anstalten hat sich in unserm Vaterlande am längsten erhalten, und ist auch jetzt nicht verschwunden. Prag und Wittenberg waren die Geburtsstätten einer Zeit, deren Geist gewaltig eingriff. Betrachten wir die Universitäten in ihrem Unterschiede von den Schulen: so sehen wir Folgendes. Die Schulen sind für die Jugend, so lange sie noch in fremdem geistigem Daseyn wurzelt; bey ihr mufs die Erziehung nur pflegend, nicht bestimmend, nicht nach endlichen Zwecken strebend, aber jeden nach seiner Eigenthümlichkeit behandelnd, auf das, was das Gemeinsame aller Geister ist, gerichtet seyn, welches man, als eine wahre Gymnastik, mit Strenge mitzuthellen hat, nicht sowohl die Mannichfaltigkeit und Masse, als vielmehr den nothwendigen Zusammenhang der Kenntnisse suchend; eben so mufs das Kind auch im Sittlichen strengen Gehorsam lernen: gerade in der Strenge gewinnt es Freyheit. Wenn nun in der Familie Bürgerinn herrscht: so wird er auch in dem Kinde lebendig. Dabey erzeuge man aber auch frühzeitig bey ihm den Hang zum Überfinnlichen, wie es vornehmlich durch die reine Einfalt der christlichen Religion geschieht: es lerne seinen Kreis nur aus seiner Tiefe bilden. Einfach und streng sey der Unterricht, entfernt von aller Fiction, von nichtigen Erklärungen, von Raïsonnement, damit jeder nur sich vorerst mit sich selbst verständig, und seinen wahren Beruf finde. Deshalb werde auch der Jüngling nicht zu früh der äusseren Leitung entledigt, nicht eher, als bis der Trieb der Selbstforschung hervorbricht. Jetzt nun darf der Jüngling nicht unmittelbar vom Staate ergriffen werden, dann würde nur jener höhere Trieb in ihm erdrückt, und so ein Ganzes, worin jeder seine abgesonderte Richtung hat, ein kümmerlich Zusammengesetztes. Hier tritt nun die Universität ein; sie soll die Freyheit des Geistes bewirken, und darum ist sie eine Sache des Staats. Was als Wissen blofs mitgetheilt wird, mufs der Studirende schon erlangt haben, oder er müßte sich erst noch in einen Schüler verwandeln. Der Schüler steht in der nächsten Verbindung mit dem Lehrer, weil er von diesem auf jedem Punkte beglei-

tet wird: der Lehrer auf der Universität überläßt Jeden der Selbstbildung durch den freyeren Vortrag, er soll keine Schüler mehr vor sich haben. Die Universität ist eine solche Veranstaltung des Staats, wo es allen Geistern vergönnt ist, der eigenen Richtung ungebunden zu folgen. Es herrscht keine Gewalt über die innere Richtung der Thätigkeit. Daher ist auch der Ort dieser Freyheit dem Staate im höchsten Grade heilig. „Hier werden die wahren Augurien gesucht, und aus den Nachforschungen der Meister, welche die Natur der Dinge und der Geister zu erspähen suchen, aus dem Einverständnisse derselben, erwartet der Staat die bedeutende Weissagung seines künftigen Schicksals.“ Der rege Trieb eines jeden Studirenden wird vorausgesetzt; er soll sich nicht durch knechtischen Sinn irre machen lassen; das äussere Glück soll er entbehren lernen; in seinem inneren Berufe finde er sein Höchstes. Auch wird ihn der Zwiespalt im Reiche der Geister nicht irren, denn wer Übereinstimmung in sich selbst findet, der findet auch im Widerstreite der Geister wieder Einigung. Für den Studirenden gehören mehr die Früchte der mühsamen Untersuchungen, als diese selbst; er hat nur wissenschaftliche Thätigkeit nöthig. Eine Hauptsache ist es, daß er sich nicht trenne vom Staate, denn er soll vielmehr in dem Mittelpunkte, in der Weisheit, mit ihm verbunden seyn. Jeder ergreife nur seine Richtung mit vollem Fleisse; nicht Alle vermögen Alles. Keiner täusche sich durch jenen Dünkel, als sey er klüger, wie seine Zeit; vielmehr gewinnt ja die wahre Weisheit für das Leben, und ihr sollt ja heilen jede Wunde eurer Zeit. Es sind krankhafte Gemüther, die ein einseitiges Ideal äußerlich aufstellen wollen: suche doch dafür Jeder Übereinstimmung mit sich selbst, er schaue von den Götzen weg, nach den ewigen Ideen in Gott. Der Vf. deutet in dieser Vorlesung auf die Vereinigung der Natur, und der Freyheit, wie sie schon in der geistigen Bildung der Jugend Statt findet, und durch die Universität für den Staat vermittelt wird. Der Unterschied der Schule und der Universität ist mit wenigen Zügen so trefflich bezeichnet, daß man alles Weitere daraus entwickeln kann. Auch hat der Vf. hierin schon manche achtungswürdige Stimme auf seiner Seite. Was *Hoffbauer* (über die Perioden der Erziehung; besonders zur Grenzbestimmung des Unterrichts auf Univers. u. s. w. Leipz. 1800) angab, bedurfte freylich der Berichtigung, die es auch schon damals von einem geistvollen Rec. erhielt: aber es war doch eine gute Tendenz. — *Schleiermacher* hat indeß am bestimmtesten über die Sache gesprochen, da er die 3

Anstalten: Schule, Universität, Akademie, scharf sondernd charakterisirt. Die letztere hat Hr. St. ganz übergangen, etwa weil die Universität das geistige Leben schön völlig in den Staat einführt, und es also weiter keiner Anstalt bedarf? Dieses scheint uns consequent nach der ursprünglichen Ansicht jener Einheit. Nicht ganz klar finden wir es übrigens, wo denn der Studirende sich auch die Masse der Kenntnisse erwerben soll, da es der Schule und der Universität abgesprochen wird.

Sechste Vorl. Da zum Wesen der Universität nicht die Masse der Kenntnisse, sondern die Art des Lehrens grührt: so kommt alles hier auf den ordnenden Geist an. Die Weisheit des Wissens soll hier bewirkt werden, und darum ist die *philosophische Facultät* die erste. Der Geist sucht das Unwandelbare; er findet es nicht im erscheinenden Leben, auch nicht im erscheinenden Gedanken, in nichts findet er es, was in Verhältnissen geboren ist; eine Anschauung muß er suchen, worin Bedingtes und Unbedingtes vereint ist, und welche über die Zeit erhebt. Diese wird auch gefunden. In der Sittlichkeit und in der Schönheit offenbart sich uns jene selige Einheit. Aber auch in der Geschichte, in dem Leben, in der Natur findet das betrachtende Gemüth das Unwandelbare und Herrliche; von den Dichtern der nicht barbarischen Nationen wurde es ausgesprochen. Auch die deutsche Nation hat ihre dichterische Vorzeit, worin sich ihr inneres Leben offenbart, das auch nach den Winterstürmen wieder einen nahen und wahren Frühling verkündet. Die sehnende Seele schaut mit innigem Ergötzen das Göttliche, und das ist das Ziel alles wissenschaftlichen Strebens, es ist in Gott, dem Grunde der Wahrheit und der Sittlichkeit. Zwar nicht die göttliche Herrlichkeit vermag der Mensch zusehen, aber ein göttlicher Sinn ist doch mit dem Bilde Gottes in ihn gelegt, welcher ihm eröffnet, was sonst nicht durch Lernen und Schließen, nicht durch Relationen, auch nicht durch anhaltende Beschäftigung mit den Wissenschaften gewonnen würde. Dieser Sinn der kindlichen Einfalt muß nur durch Erforschung der Natur und Geschichte gepflegt werden. Die Universität bewirkt dieses, indem sie diese zwey Formen des ewigen Seyns in dem Mittelpunkte ergreift, und so die Natur darstellt als das Allgemeine des Geistes in dem Besonderen der Gestaltung, die Geschichte aber als das Besondere der Natur im Allgemeinen des Geistes. Jedes kommt in einer doppelten Richtung vor.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. *Heidelberg*, b. Mohr und Zimmer: *Der Goldfaden*, eine schöne alte Geschichte, wieder herausgegeben von *Clemens Brentano*. Mit Vignetten. 1809. 371 S. 8. (2 Rthlr. 2 gr.)

Dieser von *Georg Wichram* von Collmar zu Straßburg im Jahr 1557 herausgegebene Roman ist eine von den alten Geschichten, die wirklich schön und einer Erneuerung werth sind. Besonders anmuthig ist die erste grössere Hälfte des Buchs, wo die wunderhaften Jugendschicksale des Helden und sein geheimes Liebesverständnis mit der Tochter des Grafen, seines

Herrn, dem er erst als Küchenjunge, dann als Kammerbube, und zuletzt als Kämmerling dient, in jener einfachen und ungekünstelten Weise erzählt werden, welche uns die ältesten Geschichten so überaus lieb gewinnen läßt, indem hier alles ganz unmittelbar, und ohne eine besondere Absicht, zu uns spricht. Weniger anziehend ist die letztere Hälfte, wo der Roman einen etwas gewöhnlichen Gang nimmt; doch findet sich auch hier im Einzelnen manches Schöne, und der Schluß, wo die Pietät des Helden sich erst recht verherrlicht, ist wiederum vortrefflich. Ha. Ha.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 J A N U A R, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Über die Idee der Universitäten.* Vorlesungen von Henrik Steffens u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das Erste: Die Natur soll gezwungen werden, a) sich im Allgemeinen und Ganzen dem Staate einzuverleiben, durch Industrie — dieses lehrt die *cameralistische* oder ökonomische *Facultät*, deren philosophische Bedeutung man verloren hat, woher denn auch das Unbestimmte in Absicht derselben kommt; — b) im Besonderen und Einzelnen, durch Gesundheitspflege — die *medizinische Facultät*. Das Zweyte: Die Geschichte, das innere Leben des Staats, wird a) im Allgemeinen fixirt als Recht — die *juristische Fac.*; b) im Besonderen, bey jedem Bürger, durch religiösen Cultus — *theologische Fac.* In allen aber soll der Geist der Natur und der Geschichte in seiner hohen Einheit gefasst werden. Giebt es nun noch untergeordnete Bearbeiter dieser Wissenschaften: so verdanken sie doch dieser Universitätseinrichtung den ordnenden Geist, denn in ihr ist der Centralpunct. — Diese originelle Ableitung der Facultäten aus dem Streben nach dem Höchsten, aus dem Ziele der Einheit, verdient auch darum Aufmerksamkeit, weil die *cameralistische Facultät* hier auch in die Reihe tritt, und eine Bedeutung erhält, die sich zwar schwerlich historisch nachweisen lässt, die aber doch zu dem Cyklus der Weisheit in dem Wissen zu gehören scheint. Nach *Schleiermacher* sind es nur 4 Facultäten, aber ebenfalls die philosophische die Regentin des Ganzen. Es wäre gut gewesen, wenn Hr. St. auch einige Winke über den Studiengang gegeben hätte, um zu zeigen, wie der akademische Bürger philosophisch und Philosophie studiren solle, ohne in jene Verirrungen zu gerathen, die in der ersten Vorl. mit gerechtem Unwillen gerügt werden. Erfreulich ist es, dass die beiden geistreichen und erfahrenen Männer der Verbindung der Facultäten zu dem Ganzen der Universität, wie es schon der bedeutungsvolle Ausdruck will, so gründlich das Wort reden.

Siebente Vorl. Das Erkennen des höheren Seyns dringt sich in die gefangene Seele; man fasse nur mit gereinigtem Blicke Natur und Geschichte auf: so wird man beides in seiner Einheit schauen. Nicht in das Abgefonderte ist die Weisheit gebannt, und von dem Endlichen wird nicht das Ewige angegeben, vielmehr ist alles Wahre unmittelbare Offenbarung, die
J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

göttliche Mitgabe einer herrlichen Natur; Glaube ist der feste Grund, seine Blüte die Liebe, und der lebensschwängere Keim des zukünftigen Lebens die fröhliche Hoffnung. Der eigentliche Staat, d. h. die Idee des Staats, ist die Gemeinschaft der Heiligen, und sein Geist die Kirche; da löst sich aller äußerer Unterschied in göttlicher Gleichheit gemeinsamer Gnade. So soll der Staat aufblühen in der Kirche, und die Kirche das ewige Vorbild des Staats seyn; nur da, wo heilige Andacht die Gemüther verbindet, ist der Staat gesund und frisch. Aber auch die Wissenschaft steht in der Einheit mit der Kirche, indem diese darin das Wahre anerkennt, dass der edle Geist durch For-schen und Streben sich selbst zu ergreifen suche, und durch Befiegung alles Irdischen das wahre Leben, das Seyn in Gott, erringt; alsdann aber steht er im Mittelpuncte des Lebens und der Wissenschaft. Hier ist eine Versöhnung, durch Opfer, und Jesus Christus, den wir anbeten, der eingeborne Sohn Gottes, giebt uns hier das Vorbild, das die ganze Natur feyert. Er wird unter uns wiedergeboren werden; er ist der gemeinfame Mittelpunct des Geistes und Lebens; er ist der König der Reiche, der Herrscher aller Völker, sein Sinn ist der wahre Bürgerinn; und durch diesen Sinn heiligt die Liebe jedes Daseyn, und verklärt jede That.

Unser Vf. spricht hier in mystischen Redensarten seine eigene Begeisterung aus, und will damit die Begeisterung des Zuhörers im Innersten anregen. Ob das der rechte Weg sey, lassen wir dahin gestellt seyn. Entkleiden wir die Gedanken von diesen Ausdrücken: so sehen wir alles zur höchsten Einheit eingehen, und jenes Dreyfache des Lebens und Geistes, Wissenschaft, Kirche, Staat, zu Einer ewigen Idee zurückgeführt. Eine erhabene philosophische Ansicht! In ihr zeigt sich alles, was der Vf. gesagt hat, in sich selbst geschlossen. Es wurde das Verhältniss des Staats zur Universität so aufgezeigt, dass die Weisheit, die jedem Menschen inneres Leben giebt, auch dieses dem Bürger giebt, und somit ihm seine Freyheit in dem Staate sichert, dem Staate aber seine Einheit ertheilt und eine bessere Zukunft begründet. Wissenschaft mit Sittlichkeit vereint ist die Weisheit, und durch die Wissenschaft ist die Universität die Schule der Weisheit, also diejenige Anstalt, wodurch der Staat sein inneres und wahres Leben erhält. Die Universität giebt dem Staate den Geist. Nur ist uns hiebey noch nicht ganz klar geworden, wie sie zugleich die Schule der Sittlichkeit sey. — Durch jene Aufzeigung der Einheit hat Hr. St. einen Wunsch erfüllt, welcher

bey der Theorie von Hn. *Schlilei*macher entstand. Da nun dieser Lehrer seine Idee mehr nach den bestimmten äußeren Verhältnissen hin entwickelt, sich scharfsinnig einlassend auf die wirkliche Universitätsverfassung; jener dagegen mehr zur Tiefe der Idee alles zurückführt: so setzt jede von beiden philosophischen Abhandlungen das Verdienst der anderen ins Licht, und sie zeigen sich, obwohl jede von origineller Ansicht ausgehend, als zusammengehörig zur vollständigen Beleuchtung jenes wichtigen Gegenstandes.

Wir brauchen kaum noch etwas über den Ton der vorliegenden Vorlesungen hinzuzusetzen. Die blühende Sprache des Vfs. läßt die Tiefe der Naturphilosophie durchblicken, und eine hinreißende Wärme spricht zugleich den studirenden Jünglingen ans Herz.

— p —

Ohne Angabe des Druckorts: *Die Biene*. Eine Quartalschrift von A. v. Kutzew. 1808. I Heft 234 S. II Heft 236 S. III Heft 236 S. IV Heft 228 S. Zweyter Jahrgang 1809. I, II, III Heft. 378 S. IV, V u. VI Heft. 376 S. VII, VIII, IX Heft. 380 S. X Heft. 128 S. 8. (Der ganze Jahrgang 8 Rthlr.)

Der Vf. charakterisirt seine Zeitschrift im Ganzen sehr treffend und unseres Erachtens zugleich mit lobenswerther Bescheidenheit, wenn er in der Vorrede zum ersten Hefte des ersten Jahrgangs zu seinen Lesern sagt: „Dieses Allerley enthält, was ich in Nebenstunden gedacht, gelesen, gedichtet, ungeschmolzen, erzählt und nacherzählt habe. So sind nach und nach kleine Sammlungen entstanden, die solchen Herren und Damen, deren Geschmack nun gerade mit dem meinigen übereinstimmt, auch wiederum in Nebenstunden eine angenehme Unterhaltung gewähren können.“ Im Einzelnen möchten wir die angenehme Unterhaltung jenen Herren und Damen nicht immer verbürgen, denn wir besorgen, daß sie bey aller Sympathie mit ihrem Lieblingsautor doch manches, wie die gefährliche Liebesprobe — *Vertheidigung der Menschenfresser* u. s. w., gar zu gewöhnlich, zu anstößig und zu langweilig finden werden; einiges muß ihnen völlig ungenießbar seyn, wie z. B. die *Fragmente aus der Geschichte der spanischen Dichtkunst*; auch mögen die unter ihnen, welche mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit lesen, bey mancher sonderbaren Behauptung gar nicht wissen, was sie von dem Verfasser denken sollen. So läßt er z. B. keine von den unzähligen Gelegenheiten unbenutzt, gegen die Eroberungstucht und den Despotismus zu declamiren, und noch preist er mehr als einmal Ludwig XIV als einen „wahrhaft großen Monarchen!“ Indessen, wenn auch selbst für sie viel Langweiliges mit unterläuft: so müssen sie sich an manchen Stücken wiederum ungemein ergötzen, und zwar an solchen, wo Hr. v. K. recht in seinem Elemente ist. Zu diesen gehören unter andern die beiden kleinen Romane: *Reise - Abenteuer, dem Englischen nachgeahmt* — und *die Kapelle am Ufer des adriatischen Meeres*. Die *Reise - Abenteuer* sind sehr munter erzählt, und

mit komischer Laune durchgeführt; dabey ist alles so darch und durch frivöl, und die Romanheldin von so zweydeutiger Tugend, daß die Herren und Damen es sich unmöglich schöner wünschen können. In dem zweyten Romane hingegen ist alles nach ihrem Mafstabe des Tragischen eingerichtet. Da treiben Schwäche, Hinterlist, Tücke und Bosheit ihr Wesen; damit die halbe Unschuld recht gräßlich zu Grunde gehe. — Es giebt aber auch für solche Leser, die gerade nicht zu den sympathisirenden gehören, Einiges in dieser Zeitschrift, das ihnen in den Nebenstunden eine genussreiche Lectüre gewähren kann. Besonders sind die historischen Stücke größtentheils von nicht geringem Interesse, von denen wir die anziehendsten namhaft machen wollen: *Vermählungsgeschichte Ludwig XIV. ein Fragment aus den Memoiren der Madame de Motteville*, wozu der Bericht der Hebamme, die *Heinrich IV sein erstes Kind brachte*, ein angenehmes Seitenstück abgiebt. Ferner: *Besuch der Königin Christine von Schweden in Frankreich*, gleichfalls aus jenen Memoiren gezogen. — *D'Aubigné* mit interessanten Zügen von Heinrich IV. — ein Schreiben des Cardinal Granvella — *Pedro de la Gasca* — die *Ausforderung des Kurfürsten von der Pfalz an den Marschall Turenne* — *Historische Betrachtungen über den Tod Heinrich IV.*, wo es sehr wahrscheinlich gemacht wird, daß der Herzog d'Espemon und die Königin die Anstifter der Ermordung waren. — *Die wahren Wohlthäter der Menschen*, wo interessante Charakterzüge von der Kaiserin Katharine mitgetheilt werden. — *Pratolino*. Eine unterhaltende Beschreibung dieses Lustschloßes der Bianca Capello. *Eine vornehme Liebesgeschichte und zugleich ein Gewebe von Niederträchtigkeiten*. — Auch findet sich in den satyrischen Anspielungen auf die Geschichte des Tages und in einigen komischen Aufsätzen mancher ächte Witz, der be-lustigend genug ist. So liest man in der spasshaften Vertheidigung des Vfs. wider einen seiner Gegner folgende glückliche Wendung: „Er hält mich für eine Bestie, ich halte ihn für einen Menschen, und wir haben vielleicht beide Unrecht.“ — Zuweilen wird Hr. v. K. obendrein sehr ergötzlich, ohne daß er es gewollt hat. So trifft man in der oben erwähnten tragischen Erzählung auf folgende Stelle: „Der Sturmwind, der durch die Zimmer der Burg saufte, und mit losgerissenen Dachziegeln, wie die Schwalbe mit Federn, in der Luft spielte, führte ihren halbwachen Sinnen fürchterliche Träume zu.“ — Die kurze Lobrede auf *Katharine von Parthenay* hebt also an: „Ein edles Weib zu feyern, ist eine der angenehmsten Beschäftigungen eines Schriftstellers, wenigstens eines Solchen, als ich bin, der, seit seinem achten Jahre, das Glück hatte, fast ununterbrochen verliebt zu seyn.“ — Anderswo ist von der *Academia della Crusca* die Rede und folgendes zu lesen: „das Wort *Crusca* heist eigentlich der Schall vom Mehle. Was sollte das bedeuten? Wollte man damit sagen: man begnüge sich mit dem Schall und lasse anderen das Mehl?“ — Im dritten und

achten Heft des zweyten Jahrgangs wird handgreiflich der Beweis von der Behauptung geführt: „Die Idee des Unendlichen ist doch nur vom Endlichen abstrahirt, dessen Schranken man wegnimmt“, worauf wir die Philosophen zu ihrer Belehrung verweisen. — Ha. Ha.

LEIPZIG, b. Bruder und Hoffmann: *Die Leiden der Thiere. Ein Buch für Jedermann, besonders für die Jugend zur gerechten und liebevollen Behandlung der Thiere.* Mit 6 illuminirten Kupfern. 1808. VI u. 136 S. 8.

Rec. dankt es dem Vf. dieser Schrift, daß er von Neuem darin eine Sache zur Sprache gebracht hat, welche alle Beherzigung verdient. Der stolze Mensch, der sich als den Herrn und Beherrscher der Erde betrachtet, setzt sich nur zu leicht über die heiligen Pflichten hinweg, welche er der Thierwelt schuldig ist. Mit Härte und Grausamkeit werden die Thiere oft besonders von Kindern aus Leichtsinne und Vorurtheilen behandelt. Es ist daher löblich, die Kinder schon frühe in dieser Hinsicht mit ihren Pflichten und der Heiligkeit des Lebens auch in der Thierwelt bekannt zu machen, welches auf eine vollkommen zweckmäßige Art in dieser Schrift geschieht. Der Vf. schickt bey jedem Thiere, von welchem in dieser Schrift die Rede ist, die kurze Naturgeschichte desselben zur Belehrung der Kinder voraus, und zeigt alsdann, auf welche Art ein jedes Einzelne gewöhnlich von den Menschen, und insbesondere von den Kindern, mißhandelt wird. Das Ganze wird darauf S. 134 — 136 mit einigen allgemeinen Bemerkungen beschlossen. — Diesen Bemerkungen wäre etwas mehr Vollständigkeit zu wünschen. Rec. fügt noch das eine und das andere hinzu, worauf der Vf. bey einer zweyten Auflage, welche dieß Buch um seiner Gemeinnützigkeit willen verdient, vielleicht Rücksicht nehmen kann.

Rec. ist überzeugt, daß wir die Thierwelt in Anschauung ihrer Seelenkräfte noch lange nicht so gut kennen, als wir uns zu überreden pflegen. Unser Stolz und unsere Vorurtheile halten uns ab, unbefangene Beobachtungen in solcher Menge anzustellen, als wir nöthig haben, um die Thierwelt tiefer zu erforschen. Wo von den Eigenschaften und geistigen Ausserungen der Thiere die Rede ist, reden wir immer nur von *Trieben*, von bestimmten, nach unwillkührlichen und unveränderlichen Gesetzen sich äussernden und wirkenden *Naturtrieben*, und mit diesem Zauberwort ist alsdann sofort Alles (wie wir meinen) in ihrer *inneren* Natur erklärt. Sehen wir uns dessen ungeachtet genöthiget, von Liebe oder Abscheu, von

Leiden oder Fliehen bey ihnen zu reden: so bemerken wir dabey, um uns nicht zu widersprechen, daß von eigentlichen Neigungen, Trieben und Begierden bey dem Thiere überall keine Rede seyn könne, indem demselben keine Willkühr, wie dem Menschen, zukomme, sondern daß da wieder nur bloße feststehende, in sich begrenzte *Naturkraft* nach *nothwendigen* Gesetzen wirke und spiele. Nur allein vermittelt der Sinne werde auf die Thiere gewirkt; wenn sie daher auch manches angenehm, manches widerlich zu finden, Liebe oder Abscheu u. s. w. zu verathen schienen: so komme dieß nicht daher, als ob in ihnen angenehme, oder widrige Vorstellungen erregt werden könnten, denn diese seyen bloß mit dem Bewußtseyn verknüpft. Dieses sprechen wir nun allerdings ohne Weiteres den Thieren ab. Aber was berechtigt uns denn dazu? Haben wir dabey nicht die Erfahrung gegen uns? Und kennen wir die Thierwelt bereits genau genug, um so absprechend urtheilen zu dürfen? — Bey solchen Voraussetzungen aber ist es denn nun ganz natürlich, daß wir das Gebot Moses: „Herrschet über die Thiere des Feldes,“ so ganz nur nach den Eingebungen unserer eigennützigen Willkühr auslegen, und demzufolge in der gesammten Thierwelt kein Leben und keine Bestimmung an sich, sondern nur in Beziehung — auf den Menschen anerkennen. Nun glaubt der rohe üppige Muthwillen, die gesammte Thierwelt sey bloß zu seiner Ergötzlichkeit da; der Lüftling bewundert höchstens in ihr den Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Natur, die bey ihren Werken seinen Gaumen nicht vergaß; der Jäger überzeugt sich ohnehin so leicht, die ganze Schöpfung existire nur für — ihn. Man bringe dem Kinde daher das fremde Leben und Ich schon frühe genug vor das seinige, daß es lieben, und Leben überhaupt und an sich, im Menschen, im Thiere, ja! wie in der untergegangenen schuldlosen Welt in der zarten Blume, heilig achten lerne. Anstatt Kinder an Härte und Grausamkeit gegen Thiere zu gewöhnen, gebe man ihnen auch in unseren Gegenden, wie *Jean Paul* sich ausdrückt, lieber das Herz eines Hindus. Dieser Gelehrte hat überhaupt so viel Treffliches in der *Levana* (Th. II) über die gerechte und liebevolle Behandlung der Thiere gesagt, daß wir alle theilnehmenden Erzieher und Lehrer darauf verweisen müssen.

Die Kupfer zu dem vorliegenden Buche sind im Ganzen gut und zweckmäßig, nur sollten sie, eben weil sie zunächst für Kinder bestimmt sind, denen man nichts Geschmackloses vor die Augen bringen darf, weniger grell und flüchtig übermalt seyn.

H. II.

KURZE ANZEIGEN.

GESCHICHTLICHE. Ohne Druckort: *Über die Grenzen und (die) Eintheilung des Erzbisthums Bremen. Ein Beytrag zur kirchlichen Geographie Deutschlands vom Archivar Delius zu Wernigerode.* 1808. 68 S. 8. Wir machen auf diese kleine Schrift aufmerksam, nicht bloß wegen der gründlichen Untersuchung des genannten Gegenstandes, wie sie von einem Archivar zu erwarten

ist, sondern noch besonders, weil wir zugleich eine Anzeige erhalten von dem, was der Vf. ferner zu leisten gesonnen ist, und wozu er auch andere auffodern zu dürfen glaubt.

Was seit dem verstorbenen Abt *Bessel* für die Geographie des Mittelalters geschehen ist und geschehen sollte, namentlich durch die Arbeiten und Sammlungen eines *Pistorius, Lünig, Wurdwein,*

Wenk, Schultes, Lamey, Kremer, Uffermann, Neugart, das scheint hauptsächlich durch die Ungunst der Zeit gänzlich ins Stocken gerathen zu seyn. Der Vf. dieser Bogen, der sich nach seiner Versicherung seit längerer Zeit sowohl mit der politischen, als mit der kirchlichen Geographie des Mittelalters beschäftigt hat, wünscht ernstlich, daß diese Forschungen wieder neu belebt werden möchten, jetzt oder nie. Er ist der Meinung, daß mit der kirchlichen Geographie der Vorgang gemacht werden müsse, theils weil es doch an sich die Mühe werth sey, den bisherigen Zustand vor seiner gänzlichen Auflösung genau gekannt zu haben, theils und hauptsächlich, weil die kirchliche Geographie nothwendige Vorarbeit für die politische sey, da für jene weit mehr Documente erhalten worden, als für diese. Da bekanntlich für Norddeutschland in diesen beiden Rücksichten noch am wenigsten gesehen ist, ungeachtet schon 1778 und 1781 eine Preisfrage der mannhemer Akademie dazu einlud: so wollte Hr. *Delius* hier vorzüglich mit seinen Untersuchungen anfangen. Eine Hauptfrage, auf die es hier ankommt, ist nach seiner Bemerkung allerdings diese: ob es sich erweisen lasse, daß auch im Norden von Deutschland die kirchlichen Eintheilungen mit den politischen übereinstreffen, wie dieses vom südlichen Deutschland größtentheils schon dargethan worden; und ob zu hoffen sey, daß unter jener Voraussetzung, besonders vermittelt der Archidiaconats- und Ruralcapitel-Verzeichnisse, welche sich bekanntlich noch am vollständigsten erhalten haben, auch die verloren gegangenen politischen Bestimmungen gefunden werden können.

Diese Aufgabe ist es, zu deren Ausführung der Vf. auch andere Geschichtsforscher auffodern will. Er ersucht besonders die Bewahrer der Urkunden dringend um gütige Mittheilung von noch unbenutzten Daten über Angehörigkeit eines Orts an einen Gau, eine Grafschaft, über die Grenzen der Bistümer, vornehmlich aber der sich findenden Archidiaconats- und Ruralcapitel-Verzeichnisse, oder in deren Ermangelung wenigstens einzelner, dahin gehöriger Notizen. Er hofft, in Deutschland keine Fehlbitte zu thun. Besonders fragt er, wo die Sammlungen des Weihbischof *Wurdtwein* geblieben seyen, und ob die Arbeiten der alten Bewohner von St. Blasien, als ihr Eigenthum, auch mit ihnen zerstreut worden oder ob sie, die einst nicht vergebens um Beyträge geworben, jetzt auch zur Erwidderung geneigt seyn möchten?

Rec. billigt so sehr diese Aufforderung (besonders auch in der letzteren Beziehung, da er selbst die St. blasischen Forschungen ganz besonders schätzt,) daß er es sich zur Pflicht macht, die Bitten des Hn. *Delius* durch die gegenwärtige Anzeige vor ein größeres Publicum zu bringen. Wir haben nur noch zu sagen, daß der Vf., ungeachtet er diese Bogen als eine bloße Gelegenheitschrift, nicht als eigentliche Probe von dem, was ausgeführt werden solle, angesehen wissen will, doch durch die darin bewiesene Gründlichkeit das Recht zu einer solchen Aufforderung dargethan habe. Der Inhalt ist kürzlich dieser. Nachdem in der Einleitung vorzüglich die oben berührte Frage näher erörtert worden ist, zeigt die Abhandlung selbst, §. 1, die Geschichte des Bisthums Bremen, (oder seine Stiftung) §. 2. Grenzen des Bisthums im Allgemeinen; Stiftungsurkunde Karls von 788. §. 3. Genauere Grenze; östlich der Weser. §. 4. Spätere Veränderung. §. 5. Fortsetzung, östlich der Weser. §. 6. Grenze im Südwesten der Weser. §. 7. Eintheilung des Stifts in Archidiaconate. §. 8. Archidiaconat des Domprobsts. §. 9. Des Domdechants. §. 10. Archidiaconat Hadeln und Wursten. §. 11. Archidiaconat des Probsts zu Bücken. §. 12. Archidiaconat Rulstingen. — Wir wünschen aufrichtig, daß der Vf. zur Ausführung seiner oben dargelegten Pläne so viele Unterstützung finden möge, daß er nicht nur, nach seinem Vorhaben, von der kirchlichen Geographie zur politischen fortschreiten, sondern auch an eine neue Bearbeitung dieses, noch immer unentbehrlichen Theils des *Prodromus des Chronicon Gottwicense* wirklich Hand anlegen könne. Auch die Geschichte des Mittelalters würde nicht wenig dabey gewinnen.

— C. —

Königsberg, b. Nicolovius: *Lehrbuch der preussischen Geschichte zum Gebrauch der Schulen*; von Ludwig von Buczko, Prof. des Gesch. bey der Artillerie-Akademie zu Königsberg. 1809. X u. 124 S. 8. (8 Gr.) Dieses Werk ist auf Verlangen des Ministers von Schrötter zum Gebrauch in den neuostpreussischen Schulen ausgearbeitet worden, und für diesen Zweck nicht ganz unpaßend ausgefallen, obgleich darin den Fode-

runge nicht entsprochen ist, welche Rec. an ein solches Lehrbuch machen muß. Wir finden hier das, was man aufserer Geschichte eines Landes nennen möchte; und die Erzählung derselben lieft sich in einem leichten und nicht unangenehmen Styl, der nur bisweilen Spuren von Nachlässigkeit aufweist, welche durch den bekannten unglücklichen Zustand des Hn. v. B. entschuldigt wird, ohne Anstoß weg. Über die aus dem reichen Stoffe hervorgehobenen und hier vorgetragenen Begebenheiten, die ganze Manier des würdigen Vfs. in der Behandlung dieser Geschichte kann Rec. eines Urtheils überhoben seyn, da diese hinlänglich bekannt ist, und Rec. nur auf die Anzeige des *buczko'schen Handbuchs* zu verweisen braucht, auch durch die Bemerkung, daß wir hier nur einen bloß politischgeschichtlichen Auszug aus den größeren Werken des Vfs. vor uns haben, zur Würdigung des Lehrbuchs in diesem Punkte genugsam geforgt seyn dürfte. Neue Ansichten oder tiefere Forschungen und wichtige Berichtigungen wird hier Niemand suchen, sie ständen auch an einer unrichtigen Stelle. Dieser Auszug ist mit löblicher Kürze angelegt, die bisweilen (z. B. bey der Erzählung der clevischen Erbfolgestreitigkeiten S. 97) noch hätte vergrößert, aber auch oft weniger mager, und, an einigen Stellen, ohne schädlich werdende Dunkelheit gegeben werden können (S. 83 ist die Stelle vom Chan von Kaptschack unverständlich). — In Hinsicht auf die Ökonomie des Werks, welche ebenfalls der des Handbuchs ähnelt, ist nur noch zu bemerken, daß die dargestellten Begebenheiten in 6 Zeiträume getheilt sind, deren Endpunkte, mit Ausschluss des ersten aus der ganzen Masse dieser Geschichten angemessen gewählt, allein dem eigentlichen Preussen angehören; daß die Geschichte aller damaligen Provinzen des Königreichs neben und durch einander wegläuft; daß Citate und Beweise, wie billig, nicht angebracht sind, und daß die Angabe der Zeit einer Begebenheit sich unter dem Texte findet. Berichtigung einzelner Behauptungen und Darstellungen wird man vom Rec. nicht fordern, obgleich manche Stellen derselben bedürften. Nur das bemerkt er noch, daß er gleich den ersten Gedanken des Werks nicht richtig ausgedrückt findet. Der Vf. sagt: „Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der Menschen, ihr Andenken und ihr Daseyn verlängern zu wollen.“ Aber wo sind denn die andern Wesen, mit denen wir unsere Gattung hierin vergleichen könnten, um diese Eigenthümlichkeit herauszufinden? steht der Mensch hier nicht ganz allein?

H. St. F.

Bremen, b. Heyse: *Anekdoten und Charakterzüge zur Bildung der Sitten und zur nützlichen und angenehmen Unterhaltung aus der alten und neuen Geschichte*. 1808. 274 S. 8. (18 Gr.) Ein Inhaltsverzeichnis, das vorausgeht, bringt die hier gesammelten kleinen Erzählungen wieder in besondere Abtheilungen nach den Tugenden, denen sie zur Erläuterung und Empfehlung bey der Jugend dienen sollen. Es würde zu dem Zwecke, den sich der Vf. vorgesetzt hat, sehr oft viel passender gewesen seyn, wenn er seine Beispiele weniger aus den höheren, und mehr aus den mittleren Ständen genommen hätte. So find die ersten acht Erzählungen der Tugend der Wohlthätigkeit gewidmet; aber fast scheint es, als wären sie mehr den Fürsten, als den Bürgern, zur Lehre gesammelt. Ja, die vierte Erzählung beginnt sogar mit dem Gemeinspruche: „Wohlthätigkeit und weise überdachte Ökonomie müssen bey einem Regenten vereinigt seyn.“ Wenn bey der neunten Erzählung, die zur Empfehlung des Muths dienen soll, das Kriegsheer des Xerxes, womit er Griechenland überschwemmt habe, auf 5,283,200, und das Corps der Griechen zu 11,200 Mann angegeben wird: so wäre eine kleine Anmerkung über das Bedenkliche dieser Angabe nicht am unrechten Orte gewesen. Dergleichen Mängel abgerechnet, ist indess das Ganze der Sammlung nicht ohne Werth, obgleich Sammlungen in der Art genug vorhanden sind. Bey den Eigennamen aus der alten Geschichte stößt man öfter auf orthographische Fehler, z. B. Thermopila, Selaucus u. t. Aber besonders auffallend ist der Unterschied, den der Vf. zwischen C und K in denselben Wörtern „Anekdoten und Charakterzüge“ gemacht hat.

AN.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 J A N U A R 1810.

H O M I L E T I K.

GOtha, in der becker'schen Buchhandl.: *Predigten über die Sonn- und Festtags-Evangelien*, zur Beförderung häuslicher Andacht, von Herrmann Gottfried Demme, herzogl. sächs. Consistorialrath und Generalsuperintendenten des Fürstenthums Altenburg. 1808. 2 Alphab. 8½ Bogen. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Es liefs sich von dem Vf., der durch mehrere Schriften ungemaine Menschenkenntniß und lebhaftes Gefühl, verbunden mit Grundsätzen wahrer Lebensweisheit, an den Tag gelegt hat, erwarten, daß, wenn er im Fache der Homiletik als Erbauungsschriftsteller auftreten wollte, er auch als solcher etwas Vorzügliches leisten würde. Und dieß findet man denn in der vorliegenden Sammlung von Predigten, die einen vollen Jahrgang bilden, bestätigt. Der Vf. erscheint freylich nicht als glänzender Redner, der durch lange wohlverbundene Perioden, durch starke, erschütternde Schilderungen und Paränesen, und durch Bilder, Figuren und Tropen der rednerischen Kunst auf das Gemüth, und besonders auf die Phantasie seiner Zuhörer wirken will; aber er sucht durch eine ungeschminkte, klare und lebhaft Darstellung die Überzeugung seiner Zuhörer und Leser zu gewinnen, und durch ein sanftes Feuer der Wohlredenheit ihr Herz zu erwärmen. Etwas von der Beredsamkeit, welche diese Predigten bey dem mündlichen Vortrage wirklich haben mochten, kann auch dadurch verloren gegangen seyn, daß der Vf. sie, zufolge der Vorrede, zu Vorlesungen für christliche Familien ungearbeitet hat. Der Styl hat aber doch eine gewisse Frische, Lebendigkeit und Leichtigkeit; die an den Verstand gerichtete, nie trockne und langgedehnte Entwicklung wechselt sehr schön mit dem Tone der Empfindung, der das eigene religiöse Gefühl des Vfs. und seinen Eifer für die sittliche und religiöse Wohlfahrt seiner Mitmenschen deutlich verräth; zuweilen ist die Darstellung durch wohlgewählte und gut durchgeführte Gleichnisse (z. B. in der ersten Predigt), oder durch Hervorhebung von Scenen aus dem menschlichen Lebenskreise und durch Benutzung der inneren und äußeren Erfahrungen der Zuhörer und Leser sehr überraschend. Einen künstlichen Schematismus der Disposition hat der Vf. vermieden; zuweilen hätte er aber allerdings die einzelnen Abtheilungen und Unterabtheilungen mehr hervorheben, und so den Zuhörern und Lesern das Behalten der Haupt-

sätze erleichtern können. Die Perioden übrigens sind kurz und nicht verwickelt, also auch leicht zu übersehen und verständlich; auch sind die Predigten selbst nur von mittelmäßiger Länge, ohne daß man im Ganzen die Ausführung unbefriedigend nennen könnte. Es sind daher diese Predigten solchen angehenden und wirklichen Homileten zu empfehlen, die sich an eine gewisse Breite der Darstellung und an eine Ausführlichkeit, die alles erschöpfen und den Zuhörern nichts zu denken übrig lassen soll, gewöhnt, vielleicht nach dem Beyspiele berühmter Kanzelredner gewöhnt haben, und davon mit Recht wieder zurückkommen sollten. Man predigt ja mehr als einmal, und kann dieselbe Materie zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Seiten behandeln. Überdies wird es rathsamer seyn, die Aufmerksamkeit der Zuhörer oder Leser bey religiösen und moralischen Gegenständen auf eine gute halbe, als auf eine ganze Stunde in Anspruch zu nehmen. — Unter den vom Vf. behandelten Hauptsätzen sind einige gewähltere und interessantere, z. B. folgende, die wir mit der Zahl der Predigt bezeichnen wollen. II. *Über pflichtmäßiges Verhalten gegen solche Unglückliche, von denen wir glauben, daß sie ihr Unglück selbst verschuldet haben.* XV. *Daß man aus Liebe zum Frieden selten und sündigen könne.* XXIX. *Lebe in Friede und Eintracht mit dir selbst.* XXXI. *Über pflichtmäßiges Verhalten an Kranken- und Sterbe-Betten.* XXXVI. *Über Heiligung durch Selbstprüfung.* L. *Über den Vorzug des Menschen, sprechen zu können.* LII. *Über pflichtmäßiges Verhalten nach wiedererlangter Gesundheit.* LIII. *Mit weiser Güte vereinigte Gott das Schöne mit dem Nützlichen in der Natur.* LVIII. *Über das reiche Mahl der Freude in jeder Jahreszeit.* LIX. *Über den Hang zum Wunderbaren.* LXI. *Der Staat unter dem Bilde einer guten, durch Bande der Liebe und des Wohlwollens vereinigten Familie.* LXV. *Wie lehrreich der Gedanke für uns werden könne: Unsere Mitmenschen sind sterblich, wie wir selbst.* Auch 2 Predigten, welche über 2 bekannte treffliche religiöse Lieder gehalten sind, verdienen Auszeichnung, nämlich die 28te für den 2ten Ostertag: *Noch einige Gründe für den Glauben an Unsterblichkeit der Seele — nach Anleitung des Liedes: „Unsterblichkeit! Gedanke, der den Geist des Sterblichen belebt,“* (in der vorausgehenden Predigt für den ersten Ostertag sind auch schon Gründe für den Glauben an Unsterblichkeit ff. vorgetragen,) — und die 30te Pr.: *Über die Weisheit und Güte Gottes in der Natur — nach Anleitung des Liedes: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht u. j. w.“* Dagegen aber hat

der Vf. auch manche ganz bekannte, schon oft in gedruckten Predigtsammlungen behandelte Gegenstände nicht verschmähet, als: *Warnung vor Vergnügensucht; vom Vertrauen auf Gott; über weise Benutzung der Einsamkeit; das Abendmahl Jesu, ein Mittel zur Heiligung; über Geduld u. s. w.* Nach der besonderen Bestimmung dieser Predigtsammlung für Leser, die der häuslichen Andacht an Sonn- und Fest-Tagen nicht abhold sind, läßt sich die Wahl solcher bekannter, aber doch fruchtbarer Themen auch keinesweges mißbilligen, zumal da der Vf. Talent genug besitzt, sie von einer neuen, oder doch nicht ganz gewöhnlichen, Seite zu fassen und auszuführen. Besonders zeigt der Vf. mehrere aus dem Kreise der mittleren Stände gesammelte Menschenkenntnis, ein tieferes Eindringen in den religiösen Sinn seiner Leser, und ein vorzüglicheres Streben, ein lebendiges Gefühl für die uns umgebende Natur bey ihnen hervorzurufen, als man in vielen anderen Predigtsammlungen antrifft. Hin und wieder hätte man indess wohl die Wahl anderer, nicht so allgemeiner Gegenstände vom Vf. erwarten können; so z. B. zeigte er in der Predigt am ersten Weihnachtstage: *Wie würdig Jesus unserer dankbaren Verehrung sey* — und am zweyten Weihnachtstage untersucht er: *Sind wir wahre Verehrer Jesu?* — In einigen Predigten folgt der Vf. wegen Ermangelung einer genauen Disposition des gewählten Gegenstandes zu sehr einer zufälligen Ideenverbindung, und liefert Manches, das man gerade an dem Orte nicht erwartet; indess ließt man auch dieß mit Interesse. Nur kann Rec. in dieser Hinsicht jungen Männern, die durchaus zum strengen Disputiren sich gewöhnen sollten, die Arbeiten des Vfs. nicht unbeschränkt zur Nachahmung empfehlen. Auch glauben wir erinnern zu müssen, daß der Vf. sich oft um die Erklärung und Benutzung seines Textes zu wenig bekümmert, und an ihn mit zu losen Fäden den Gegenstand der Predigt angeknüpft hat. Beyfall dagegen verdient es, zumal für den Zweck der häuslichen Erbauung, wozu diese Predigtsammlung bestimmt ist, daß darin öfters, besonders am Anfang und Schluß der Predigten, von wohlgewählten Liederverfen Gebrauch gemacht ist. Zuweilen geht der Vf. von diesen Liederverfen zu einem eigenen Gebete über, worin ganz der angemessene Ton des religiösen Gefühls herrscht. Überhaupt sind die Anfangsgebete dieser Predigten sehr gelungen, und den Vf. trifft nicht der Vorwurf, den man manchem neueren berühmten Kanzelredner, der jede Predigt mit einem Gebete beginnen zu müssen meint, machen kann, nämlich, daß er nicht zu beten verstehe. — Bey einem Schriftsteller, wie Hn. Demme, braucht es übrigens wohl kaum bemerkt zu werden, daß er von liberalen dogmatischen Ansichten ausgeht, überhaupt Theologie und Religion zu unterscheiden, und Lehre und Beyspiel der Schrift zur Aufhellung und Befestigung der Religion des guten Herzens trefflich zu benutzen weiß. Daß er bey den Wundererzählungen in den Texten sich aller Aufklärungen enthält, die der Erweckung religiöser Gefühle nicht förderlich, sondern

wohl gar hinderlich sind, daß er z. B. in dem Evangelium am 1sten Weihnachtstage die Existenz der Engel unangefochten läßt, ja ihre Erwähnung für die Feyer des Tages benutzt, das wird jeder Unbefangene billigen müssen. Gern würden wir jetzt, wenn es der Raum verstättete, mehrere Stellen als Proben der von uns charakterisirten Darstellung des Vfs. mittheilen. Wir beschränken uns auf zwey Stellen, in deren einer Sokrates auf eine ungesuchte Art, jedoch nicht namentlich, erwähnt wird. S. 29: „Gesetzt, unsere Mitmenschen fehlten mit offenkbarer Verschuldung, hörten nicht die Stimme des warnenden Freundes, nicht die Stimme ihres eigenen Gewissens; stürzten durch strafbare Handlungen, die sie selbst als strafbar erkennen mußten, sich ins Unglück: nun dann haben sie freylich keinen Anspruch auf unsere Achtung zu machen — aber auch nicht auf unser Mitleid, auf Schonung und Menschenmilde? Wer ist der Unglücklichere, der, welcher mit, oder der, welcher ohne Schuld leidet? Wie richtig drückte sich hierüber ein edler Weiser der Vorwelt aus, der von den Feinden des Lichts und der Wahrheit verfolgt, verläundet, und endlich zum Tode verurtheilt wurde! Da einer seiner Freunde ihn darum besonders beklagte, daß er so ganz unschuldig leiden müsse: so entgegnete der Weise: „Wünschtest du denn, daß ich lieber schuldig leiden möchte? Ist es nicht eben meine Unschuld, welche mich unter dem Druck der Leiden aufrecht erhält?“ — Wie richtig! Was uns auch hienieden begegnen mag, welche Leiden uns treffen mögen — leiden wir unschuldig, besitzen wir ein ruhiges Gewissen, dürfen wir uns selbst nicht Vorwürfe machen: so wird uns jedes Leiden gemildert werden.“ — S. 113: „Es giebt Pflanzen, die nur unter einem sehr milden, es giebt andere, die nur unter einem rauhen Himmelsstriche gedeihen. Und so giebt es Menschen, auf welche Glück und Freude, so giebt es andere, auf welche Schmerz und Unglück keinen wohlthätigeren Eindruck zu ihrer Besserung machen. Überlassen wir es doch dem, der die Tiefen der Herzen erforschet, der uns besser kennt, als wir selbst, auf welchem Wege er uns zur Heiligung bringen will. Genug für uns, daß es der Weg der Heiligung ist, der zur Seligkeit des Geistes führt. Doch setzen wir das angefangene Gleichniß fort: Die Pflanze, die unter einem gar zu milden Himmel emporkeimte, von der man jede rauhere Luft entfernte, ist nur selten für die Dauer. Gleiche Erfahrung sagt dieß von den Menschen. Wenige sind im Stande, anhaltendes Glück ohne Nachtheil für das Wohl ihres Geistes und Herzens zu ertragen. Gereifte ausdauernde Güte findet man in der Regel nur bey denen Menschen, die durch Wechsel von Glück und Unglück geprüft und bewährt wurden.“

RMD.

EISENACH, b. Wittekind: *Predigten von Joh. Friedrich Habersfeld*, herzogl. sächs. Ober-Consistorial-Rathe, Generalsuperintendenten und Pastore Primario zu Eisenach. Erster Theil. 1810. 632 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Der Vf. dieser Predigten ist dem Publicum schon als geschmackvoller Philolog, und als gelehrter Theolog rühmlichst bekannt. Besonders erhielt sein Werk: *Über die Doxologien der Schrift*, (das 1806. No. 129 dieser Zeitung von einem anderen Recensenten angezeigt wurde,) den verdienten Beyfall aller Bibelforscher und Alterthumkenner. Um so erfreulicher ist es, daß ein solcher Mann nun auch als Kanzelredner auftritt, und durch seine Vorträge einen neuen Beweis für die Wahrheit liefert: daß wissenschaftlich gebildete, gelehrte Prediger der Regel nach — die besten sind. Denn ohne daß der Vf. seine gelehrten Kenntnisse zu einem unnützen Prunk benutzt, wendet er sie bloß zu einer festeren Begründung der Religionswahrheiten, die er dem Volke vorträgt, an; zeigt seinen durch die Lectüre classischer Schriften geläuterten Geschmack und seine durch Kritik geschärfte Urtheilskraft durch eine zweckmäßige und passende Auswahl der jedesmaligen Materie, so wie durch eine edle eingreifende Form ihrer Darstellung; weiß, vermöge seiner Bildung, selbst bekannten und oft abgehandelten Sätzen das Gewand des Alltäglichen zu benehmen, und ihnen durch unerwartete Wendungen, Ansichten, Beyspiele, Gleichnisse u. s. w. das Gepräge des Neuen zu geben; nimmt endlich als Beobachter der Gegenwart überall Rücklicht auf das Charakteristische seiner Zeit, ohne als Kenner der Geschichte das salomonische: *Es geschieht nichts Neues unter der Sonne* — aus den Augen zu verlieren; kurz, er erfüllt in einem hohen Grade die Forderungen, die mit Recht, besonders in unseren Tagen, an einen Kanzelredner gemacht werden. Die engen Grenzen einer Recension erlauben es uns nicht, von allen den eben genannten Vorzügen ausführliche Beweise vorzulegen; aber wir halten auch einige wenige Beyspiele schon für hinreichend, um die Leser auf den Werth der ganzen Sammlung aufmerksam zu machen. Doch wollen wir zuvörderst solche Beyspiele wählen, die uns Gelegenheit zu einigen Bemerkungen geben, welche zugleich unsere Unparteylichkeit beweisen können. In der zweyten Predigt am ersten Weihnachtsfeiertage wird gezeigt, daß die Verhältnisse, in denen Altern zu ihren Kindern stehen, etwas Göttliches in sich schließen, oder, wie sich der Vf. weiter darüber erklärt, daß sie dem Menschen die wichtigste Gelegenheit darbieten, zur Ähnlichkeit mit Gott hinaufzustreben, und gerade die Vorzüge an sich blicken zu lassen, gerade die Tugenden zu üben, wodurch Gott uns so unendlich vollkommen und liebenswürdig erscheint. Wie anziehend dieses Thema an sich ist, fühlt jeder, und noch mehr fühlt man sich erheben und gerührt durch die schöne Ausführung. Betrachten wir, sagt der Vf., die älterlichen und kindlichen Verhältnisse aus dem angegebenen Gesichtspuncte: so bemerken wir in ihnen eine schöpferische Würde; eine uneigennützigte Liebe; einen reinen Sinn für alles Wahre und Gute; und eine ausdauernde Bständigkeit, die jeden, der diese Vorzüge zu schätzen und zu behaupten weiß, Gott näher bringt. —

Alles dies wird mit einer Klarheit, Gründlichkeit und Lebendigkeit erwiesen und anschaulich gemacht, daß dem Rec. nichts zu wünschen übrig bleibt, als nur eine etwas allgemeinere Anwendung von dieser das Gemüth eines jeden Menschen ergreifenden Betrachtung im zweyten Theil. Hier werden nämlich bloß die Altern angeredet, und auf das *Erweckende, Ermunternde und Tröstende* aufmerksam gemacht, welches in dieser Ansicht ihres so schönen Verhältnisses liegt; aber es hätte leicht auch für Andere, die nicht Altern sind, manches Lehrreiche und Erhebende daraus abgeleitet werden können; und so lange der Prediger nicht einzelne Chorabtheilungen, (so wie sie Niemeyer im 17ten Band des Prediger-Journals und Andere vorgeschlagen, und einzelne kleine Parteyen bey sich eingerichtet haben,) sondern ein ohne Rücksicht auf äußere Verhältnisse vermischtes Auditorium vor sich hat, sollte er seine Rede nie, am wenigsten an dem ersten Tage eines hohen Festes, ausschließend an Eine Classe allein richten, und auch nicht einmal den Schein sich geben, als ob er diesmal für alle Übrigen nicht gepredigt habe. — Die vierte Predigt handelt von der Erwartung besserer Zeiten am Neujahrstage. Nach einem wahrhaft rednerischen Exordio wird gezeigt, daß diese Erwartungen natürlich, möglich, ermunternd und trostreich seyen. Aber so zeitgemäß und begeisternd diese ganze Predigt ist: so hätten doch die Erwartungen, die der Mensch auf den verschiedenen Stufen der Cultur sich bildet, gleich Anfangs genauer bestimmt, strenger gewürdigt, und besonders hätte im zweyten Theil ausdrücklich gezeigt werden sollen, welche Erwartungen ihrer Natur nach nicht erfüllt werden können. Denn dachte sich nicht der große Haufe der Juden, auf deren Hoffnungen der Vf. sich im Übergange bezieht, und denkt sich nicht noch immer die sinnliche Menge unter den Bestandtheilen einer besseren Zeit Manches, dessen Realisirung absolut unmöglich ist, und was doch von jeher die Phantasie so vieler Menschen auf eine für das praktische Leben äußerst nachtheilige Art beschäftigte? Zwar ermuntert der Vf. im dritten Theil seine Zuhörer, durch eigene sittliche Besserung zur Herbeyführung besserer Zeiten mit zu wirken. Aber werden diese Ermunterungen denen verständlich und einleuchtend gewesen seyn, die unter einer besseren Zeit gar nichts anders sich vorstellen und erwarten, als eine sinnliche Glückseligkeit ohne Arbeit und Mühe, ein paradiesisches Eden, das den Menschen ohne sein Zuthun mit allen seinen Bedürfnissen versorgt? Ja konnten nicht diese eine Bestätigung ihrer Träumereyen zu hören glauben, wenn der Vf. im zweyten Theil S. 88, ohne irgend eine Bedingung hinzuzufügen, ihnen zurief: *Ein Segensblick von oben herab! und die Erde eröffnet ihre Schätze, und bietet Mittel die Fülle zur Erhaltung lebendiger Wesen dar, und Nahrung und Wohlstand verbreitet sich wieder ergiebiger etc.* Doch um nicht zu weitläufig zu werden, fügt Rec. nur noch die Anzeige einiger Hauptsätze hinzu, deren Ausführung ihm vorzüglich gefallen

hat. Die Predigt am Feste Trinitatis hat das Thema: *Die freye Geistesthätigkeit des Christen unter dem Einfluß des Geistes Gottes.* I) Unter d. E. d. G. G. wird unser Geist unabhängig von dem Einfluß der Sinnenwelt, von unserer eigenen Sinnlichkeit, und von den in beiden gegründeten Unvollkommenheiten. II) Unter eben diesem Einfluß gelangen wir auch zur edelsten Thätigkeit — es bieten sich derselben die wichtigsten Gegenstände dar; sie findet eine freye Beschäftigung mit denselben, und diese Beschäftigung mit ihnen wird unendlich. Der zweyte Theil scheint nicht ganz im Thema ausgesprochen zu seyn. Am Johannisstage beweist der Vf., *dass, wenn wir selbst gut sind, auch alles um uns her das treue Abbild unsers bessern Selbst wird.* Denn es wird bey einem heitern und zufriedenen Sinne die Welt uns reizender, bey frommer Liebe die Menschheit schätzbarer, bey Glauben und Ergebung der Gang des Schicksals heilsamer und lehrreicher, und bey

einem frommen Selbstbewußtseyn die Zukunft heiterer uns erscheinen. Ein schöner Commentar zu den Worten: *dem Reinen ist alles rein etc.* Nur hätte vielleicht einige Rücksicht auf die unvermeidliche Einwirkung des *Temperaments* etc. in die Gemüthsstimmung selbst des besseren Menschen hienieden genommen werden sollen. Am zwölften Sonntag nach Trinitatis zeigt der Vf., *dass die stille Empfindung oft mehr sage und einen höhern Werth habe, als die lauteste lebhafteste Ausrufung.* Denn, sagt er, sie spricht unseren Charakter treffender und empfehrender aus; erklärt sich anderen bescheidener und ruhrender; und ist das bewährteste Mittel der Unterhaltung mit Gott. Diese Predigt hielt der Vf. unmittelbar nach der Geburtstagsfeyer seines Fürsten, und nicht leicht hätte er ein zweckmäßigeres und ruhrenderes Thema bey einer solchen Veranlassung wählen können.

D. K. N.

KURZE ANZEIGEN.

HOMILETIK. Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Geist und Tendenz der christlichen Sittenlehre.* Eine Rede, wie sie an Akademiker gehalten werden könnte, von Dr. J. L. Ewald, Kurbadischen Kirchenrath und ord. Prof. der Theol. zu Heidelberg. 1806. 58 S. kl. 8. (8 gr.) Wurde diese Rede mit der Wärme gehalten, mit der sie niedergeschrieben wurde: so konnte sie wohl die Wirkung nicht verfehlen, die Gemüther der Zuhörer für den Gegenstand der Vorlesungen zu beleben, auf welche sie eine einweihende Vorbereitung seyn sollte. Es scheint auch der Hauptzweck des Vfs. gewesen zu seyn, seine Zuhörer zu überzeugen, daß das Studium der Sittenlehre nicht bloß Sache des Verstandes seyn, sondern auch das Gemüth innig ergreifen soll, daß man, um für das Sittliche in Anderen zu wirken, nicht bloß den Inhalt der Sittenlehre kennen, sondern selbst von sittlicher Gesinnung durchdrungen seyn müsse, und daß besonders das Studium der christlichen Sittenlehre das größte Interesse verdiene. Es ist wohl nur Mangel an philosophischer Präcision des Ausdrucks oder gehört zur eigenen Manier des Vfs., wenn er S. 3 sagt: „Sicher wird es Ihnen in der Folge klar werden, nicht nur, daß christliche Sittlichkeit aus Elementen ent- und besteht, die nicht aus der Vernunft hervorgehen, die sich der Vernunft als geistige Objecte darstellen; — also (!) nicht bloß, daß die christliche Sittenlehre, unabhängig von allen philosophischen Systemen ist — sondern auch, daß nichts Sittliches von Vernunft ausgehen, sondern die Vernunft, in seinen Urstoffen wenigstens gegeben werden muß. In Ansehung der Definition, so wie an anderen Orten, drückt sich der Vf. als Lehrer der Moral sehr schwankend aus. „Christliche Sittenlehre ist, nach S. 6, die Anleitung, wie nach den Vorschriften Jesu und seiner Gefährten die Elemente der Sittlichkeit aufgeregt, entwickelt, in Thätigkeit und in die Richtung gesetzt werden, daß dadurch die Bestimmung des Menschen erreicht wird.“ „Dieser Zweck setze voraus, daß es solche sittliche Kräfte gebe, daß sie ausgebildet werden können, daß es mehrere Kräfte in dem Menschen gebe, daß sie zu dem Zwecke der Sittlichkeit ausgebildet werden können, und daß beides durch die christliche Sittenlehre geschehe.“ — Mit dieser Ausführung beschäftigt sich der erste Theil der Rede: so wie der zweyte mit der Natur der Sittenlehre, und besonders der Sittenlehre Jesus. Nachdem der Vf. die wesentlichen Eigenschaften einer wirklichen Sittenlehre, wie er sich hier bestimmter ausdrückt, aufgezählt hat: so findet sich natürlich, daß sie so vollkommen auf die christliche Sittenlehre passen, als wenn sie nach ihrer inneren Beschaffenheit geformt worden wären. Wir leugnen der christlichen Sittenlehre diese ihr hier beygelegten Eigenschaften nicht ab, aber wir möchten nur nebenbey darauf aufmerksam machen, daß allen Bearbeitern der christlichen Moral bey den verschiedensten

Ansichten derselbe Fund zu Theil wurde: Eudämonisten und Puristen fanden, was sie wünschten. Der dritte Abschnitt der Rede beschäftigt sich mit einigen Erörterungen über die Verbindung der Sittlichkeit mit Glückseligkeit. Diese wenigen Bogen theilen manche feine schätzbare Bemerkung mit. V. Pi.

Wien, b. Pichler: *Bemerkungen über einige in der Leidensgeschichte Jesu vorkommende Charaktere in Fastenpredigten.* Von August Ferdinand Ortman, Stadtpfarrer zu Egenburg in Niederösterreich. 1805. VIII u. 264 S. gr. 8. (20 Gr.) Diese Predigten gehören zu den vorzüglicheren in der Kirche des Vfs. Sie sind moralisch-religiöse Vorträge, was — klinge es sonderbar — leider von jeher viele Predigten nicht waren, und manche noch jetzt nicht sind. Nicht Dogmatik, Polemik oder Legendensagen boten den Stoff zu ihnen dar, sondern auf dem Gebiete der Religion ist er gesammelt, und wo Religion gepredigt wird, da wird man keine kirchliche Scheidewand gewahr, da ist Einigkeit im Geiste. Man kann mehrere dieser Predigten lesen, ohne gewahr zu werden, zu welcher Kirche der Vf. gehört; und sieht man das endlich an der Anführung einiger Stellen aus Kirchenvätern: so sind diese so wohl gewählt, daß sie als wahre Aussprüche weiser Lehrer in jedem Vortrage eines protestantischen Lehrers eingebt seyn dürften. Auch der schöne Vortrag über den Charakter der Maria ließe sich mit Befriedigung einiger einzelnen Worte in jeder Kirche halten. So ist das wahrhaft Praktische für Alle, und hielten wir fest an demselben, dem lauterem Geiste der Religion, der Weg zur geräuschlosen Vereinigung aller Christusverehrer wäre gefunden! — Die Geschichte der Leiden Jesu bietet reichen Stoff zu veranschaulichenden erbaulichen Lehrvorträgen dar, und es ist sehr zweckmäßig, daß der Vf. die Bearbeitung einiger der interessantesten in ihr erscheinenden Charaktere zu Gegenständen der Belehrung für die nachmittägigen Erbauungsstunden in der Fastenzeit wählte. Er hatte in einer im Jahre 1794 erschienenen Sammlung von Predigten schon einige jener Charaktere, wie z. B. des hohen Rathes, des Petrus, Judas u. A. gezeichnet; in der vorliegenden behandelt er nun praktisch die Charaktere des Annas und Kaiphas, des Pilatus, des reuigen Schächers, des Johannes, der Maria und des leidenden Jesus, und fügt als Schluß des Ganzen noch eine Predigt hinzu: Jesus der Erstgeborene. Wenn gleich diese Charakter schilderungen nicht mit tiefem psychologischen Scharfsinn gearbeitet sind: so kann man ihnen doch Wahrheit und Billigkeit nicht absprechen; und sind gleich in der Anwendung nicht alle praktischen Momente benutzt: so sind doch die herausgehobenen wahr und herzlich angewendet. Hätte der Vf. nicht bisweilen sich einer gewissen Redseligkeit überlassen, in den Schilderungen sich kürzer gefaßt, und den Anwendungen vielseitigeres Interesse gegeben: so würden seine Arbeiten allerdings dabey gewonnen haben. V. Pi.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 27 J A N U A R 1 8 1 0 .

GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, b. Weigel u. Liebeskind in Comm.:
Graecae linguae dialecti recognitae opera Michaelis Maittaire. Post Joh. Fred. Reitzium, qui praefationem et excerpta ex Apollonii Dyscoli Grammatica addiderat, totum opus recensuit, emendavit, auxit Frid. Guil. Sturzius. 1807. XLVIII u. 573 S. 8. (3 Thlr. 12 gr.)

Der gelehrte Herausgeber, welcher sich so viele Verdienste um eine bessere Kenntniß griechischer Dialekte erworben hat, giebt uns hier das wiederholt herausgegebene Werk von *Maittaire*, das bisher immer noch in seiner Art einzig war, in einer sehr verbesserten Gestalt, in welcher es sich selbst vor der reitzischen Ausgabe auf das lobenswertheste auszeichnet. Zwar hat Hr. St. die unvollkommene Anordnung des Ganzen beybehalten, aber sonst zeugt jede Seite von seinem mühsam aufgewendeten Fleiße, um die Brauchbarkeit des Buches auch in seiner alten Gestalt, so viel möglich, zu erhöhen. Das ganze Werk zerfällt bekanntlich in sechs Theile, wovon der erste den attischen, der zweyte den ionischen, der dritte den dorischen, der vierte den dichterischen, der fünfte den vermischten Sprachgebrauch in allen grammatikalischen Hinsichten lexikalisch verzeichnet, und der sechste endlich einen kurzen Auszug des Ganzen, sofern es die dialektischen Abweichungen einzelner Laute umfaßt, nebst gelegentlicher Vergleichung der lateinischen Sprache, in alphabetischer Ordnung enthält. Die griechischen Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen, Redner und andere Classiker sind als begründende Quellen, und die Grammatiker, Lexikographen und Scholiaften als erläuternde Hülfsmittel benutzt; und drey Register schließen das Ganze. Angehängt ist von Reitz der Auszug des *Isaac Vossius* aus dem Grammatiker *Apollonios Dyskolos*, welchem Hr. St. nun auch ein Verzeichniß der darin angeführten Schriftsteller beygefügt hat. Wenn man das Buch als ein lexikalisches Verzeichniß der mancherley Eigenheiten griechischer Mundarten betrachtet: so kann man ihm eine deutliche Anordnung des reichhaltigen Stoffes nicht absprechen; und es verdient dieses Hülfsmittel zu einer umfassenden Kenntniß der griechischen Sprache, wegen seiner Brauchbarkeit und seines gelehrten Inhaltes, in aller Philologen Händen zu seyn. Gleichwohl ist jedem, der Gebrauch von diesem Buche macht, Vorsicht zu empfehlen, weil es fast

J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

alles, was nur in einzelnen Fällen Statt findet, zu allgemein darstellt, die Schriftsteller und Zeiten nicht gehörig unterscheidet und würdigt, und seine Dictate zuweilen auf fehlerhafte Lesarten in den gebrauchten Quellen gründet. Zu einer gründlichen Belehrung über die griechischen Dialekte bedarf es mehr einer dialektischen Grammatik nach Schriftstellern geordnet, als eines Lexikons, welches alles, was sich in griechischen Schriften Besonderes und vom gemeinen Schriftdialekt Abweichendes findet, Archaismen, Idiotismen, Solöcismen, Barbarismen, Traulismen, Dichterfreyheiten, Wortverdreungen, Volksausdrücke u. dgl., in bunter Reihe ordnet. Da indeß die Abfassung einer räsonnirenden dialektischen Grammatik noch zu viel Vorarbeiten erfordert, und mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, als daß man ihre Vollendung vor der Hand erwarten darf: so nehmen wir mit Dank an, was Hr. St. zur Vervollkommenung des *maittaire'schen* Werkes beygetragen hat.

Die Vorzüge der neuen Ausgabe bestehen hauptsächlich in Folgendem. Eine bedeutende Anzahl fehlerhafter Lesarten ist verbessert oder wenigstens bemerkt gemacht; die angeführten Stellen sind nicht mehr bloß nach den Seitenzahlen alter und seltener Ausgaben, sondern zur Erleichterung des Nachschlagens und zur beliebigen Selbstbelehrung, wo es möglich war, nach Büchern und Capiteln angegeben, und überall ist mehr auf neuere und gewöhnliche Ausgaben Rücksicht genommen, als auf kostbare Bibliothekenhüter, deren Benutzung nur Wenigen vergönnt ist. Die Beweisstellen aus den Grammatikern sind vermehrt, ohne durch zu große Menge derselben überladen zu seyn, und überhaupt nur wenige Seiten ohne belehrende Zusätze oder Berichtigungen geblieben, wenn gleich nicht immer des Herausgebers Anmerkungen und Abänderungen mit der Sigla seines Namens bezeichnet sind. Die beträchtlichsten Zusätze sind unter andern das kleine Verzeichniß ionischer Wörter aus mehreren Schriftstellern, von welchen wir nur noch einzelne Bruchstücke besitzen, und gleich zu Anfange die Entwicklung der verschiedenen Bedeutungen, welche die Alten mit dem Wort *διάλεκτος* verbanden, so wie der Entstehung der von *Maittaire* aufgezählten griechischen Dialekte. Zu bedauern ist nur, daß Hr. St. sich selbst in der Bestimmung der griechischen Dialekte irrt, und von der Vorstellung ausgehend, daß jeder Dialekt ein Volk voraussetze, welches sich dadurch von anderen unterschied, die dichterischen Dialekte eben so ver-

wirft, wie einen allgemeinen Hellenendialekt, oder die Schriftsprache der späteren Zeit, welche Hr. St. freylich mit der griechischen Ursprache verwechselt, aus der die besondern Mundarten hervorgingen. Die historischen Data über die Entstehung griechischer Dialekte aus den spät erdichteten Sagen von dem Ursprunge der Hellenen und deren Abtheilung in Aolier, Dorier und Ionier schöpfend, nimmt er an, in Thessalien und Makedonien sey das Griechische in seiner ursprünglichen Form geredet worden, woraus allmählich zwey Hauptdialekte, der ionisch-attische und dorisch-äolische, hervorgegangen seyen. Kurz wir finden hier fast mit den nämlichen Worten dasselbe wiederholt, was Hr. St. schon vor 24 Jahren in seiner Dissertation *de dialecto Alexandrina* mit vielen Stellen der Alten erwiesen zu haben glaubte. Zu einer bessern Belehrung über die Entstehung eigener Dichterdialekte, die sich von den Volksdialekten gänzlich unterschieden, empfehlen wir aufer den Grammatiken von Matthiä und Eutmann vorzüglich Hermann's Programm *de dialecto Pindari*; zur Entfernung der irrigen Vorstellung aber, daß die Unterscheidung von drey oder vier griechischen Hauptdialekten eine Folge der verschiedenen Abstammung von Hellen's Söhnen Aolos, Doros und Xuthos sey, wollen wir nur Folgendes erinnern.

Schon bey der ersten Einwanderung der griechischen Völker in die nachmals von ihnen benannte Halbinsel wurde der Grund zu zwey wesentlich von einander abweichenden Dialekten gelegt, und mancherley Umstände trugen dazu bey, den Unterschied derselben immer grösser und bleibender zu machen. Es läßt sich kaum verkennen, daß Hellas seine ersten Bewohner aus Asien auf zwey ganz verschiedenen Wegen erhielt, indem ein Theil derselben zu Lande über Thrakien nördlich herunter zog, ein anderer eben so beträchtlicher Theil aber zur See über die Inseln des ägäischen Meeres in das attische Uferland und in die pelopische Halbinsel einwanderte. Die Völker, welche landwärts durch die thrakischen Wälder herunter zogen und den nördlichen Theil Griechenlands bis an Attika bevölkerten, lebten als ursprüngliche Jägerhorden in gebirgigen und waldigen Districten, und prägten dadurch ihrer Sprache den Charakter einer kräftigen Gebirgssprache ein, welche helle und breite Vocale und rauhe und starktönende Kehllaute liebt. Die Völker hingegen, welche sich als kühne Fischer von Insel zu Insel wagten, und eine lange Reihe von Jahren hindurch auf dem Meere lebten, ehe sie an Griechenlands Küsten ankamen, gaben ihrer Sprache ein sanfteres Gepräge, das sich von jenem durch das Vorherrschen feintönender Vocale und weicherer Lippen- und Zungen-Laute unterschied. Als die rohen Wilden allmählich zum städtischen Leben übergingen, ward bey den jagdliebenden Gebirgsvölkern Viehzucht und Ackerbau, bey den seefahrenden Fischervölkern hingegen Schifffahrt und Handelsindustrie Lieblingsbeschäftigung. Viehzucht und Ackerbau führten aristokratische, Schifffahrt und Handelsindustrie demokrati-

sche Verfassung herbey, woraus allmählich eine solche Antipathie zwischen den beiden Hauptzweigen des griechischen Stammes erwuchs, daß der ursprüngliche Unterschied der Sprache, statt durch gegenseitige Annäherung immer mehr zu verschwinden, immer grösser ward, und Verschiedenheit des Sprachdialekts und der politischen Verfassung von einander unzertrennlich schienen. Daraus entsprang die von Hegewisch (im 14 Capitel seiner geographischen und historischen Nachrichten, die Kolonien der Griechen betreffend) sehr richtig bemerkte Eigenthümlichkeit der Griechen, daß die veränderte Staatsverfassung fast überall auch eine Veränderung des Dialekts nach sich zog, und umgekehrt ein verschiedener Dialekt überall eine verschiedene Staatsverfassung erzeugte. Man kann die beiden Hauptdialekte der ältesten Griechen füglich durch die Namen des äolischen und ionischen unterscheiden, welcher letztere sich wieder Anfangs in den ionischen und achäischen, nachher aber, da der dorische Dialekt vor dem übrigen äolischen herrschend geworden, und durch die Übermacht der Dorier der achäische Zweig aus der Zahl der herrschenden Völker verschwunden war, in den ionischen und attischen abtheilte. Die Geschichte des Heraklidenzuges belehrt uns, daß kurz vorher zu Homer's Zeiten, den hoffentlich kein besonnener Kritiker mehr, welcher innere Gründe vor den Erfindungen späterer Griechen zu schätzen weis, in eine spätere Zeit versetzen wird, in Attika und Agialea Ionier wohnten, welche dem ionischen Meere den Namen gaben. Allen übrigen Peloponnesiern, Arkadiern und Eleern etwa ausgenommen, war der Name Achäer gemein, welchen daher Homer auf alle Griechen übertrug, und nur II. II, 530 von den Panhellenen oder dem Hellenenbunde des äolischen Stammes in Hellas unterschied, dem Homer in der Odyssee Argos oder den Peloponnes entgegensetzt. Es ist hinlänglich bekannt, wie der Heraklidenzug das achäische Pelopidenreich vernichtete, und die mitstreitenden Dorier zum herrschenden Volke erhob; wie die vertriebenen Achäer zum Theil auf die Ionier in Agialea stürzten, und diese nöthigten, zu ihren Brüdern in Attika zu fliehen, wie darauf die äolischen, ionischen und dorischen Kolonien in Asien gegründet wurden, welche die naheliegenden, zum Theil von jeher schon durch Griechen gleiches Stammes bewohnten Inseln in ihren Bund aufnahmen; wie dann gegen die übermächtigen Spartaner das Volk der Athener sich empor schwang, und durch seine Seeherrschaft zu den dreyherrschenden Dialekten in Kleinasien, dem äolischen, ionischen und dorischen, noch den attischen fügte. Es ist aber eine irrige Vorstellung, wenn man glaubt, daß die Unterscheidung dieser vier Dialekte sich auf so wesentliche Merkmale in der Sprache gründete, daß nur sie, nicht aber die politischen Verfassungen, die Griechen bestimmten, immer nur von Aoliern, Doriern, Ionern und Athenern zu reden, und zur Erklärung dieser Eintheilung des griechischen Völkstammes die Sagen von Deukalions und Hellens Söhnen zu erfinden. Die weitverbreiteten Völker, wel-

che man um ihrer Verfassung und politischen Verbindung willen zu den Doriern zählte, redeten zum Theil viel abweichendere Dialekte, als jene; und nur die Politik der herrschenden Völker, die sich einander das politische Gleichgewicht hielten, machte jene Unterscheidung geltend. Zwar äufserte das herrschende Volk immer auf die Sprache des beherrschten einen solchen Einfluß, daß am Ende der Dialekt der Gewalthaber den Dialekt der Unterdrückten verdrängte; allein die Bestimmung, ob ein Volk dorisch oder ionisch sey, hing nicht von ursprünglicher Abstammung des Volks, sondern vom Systeme der Herrscher ab.

Aus der eben gegebenen Ansicht erhellet, wie irrig es war, wenn *Maittaire* seine Einleitung mit dem Satze begann: *Omnes Linguae Graecae Dialecti ad tres praecipuas commodissime reduci possunt, videlicet Atticam, Ionicam et Doricam*; und wie wenig wir es gut heißen können, daß Hr. *Sturz* die *maittaire'sche* Vermischung des Aolischen mit dem Dorischen nicht nur beybehielt, sondern sogar zu beschönigen suchte. *Maittaire* hat nicht nur alle Grammatiker wider sich, sondern selbst diejenigen Schriftsteller, welche für ihn zeugen sollten; am meisten aber den *Pausanias*, welchen Hr. *Sturz* noch hinzufügt. Welche Verwirrung muß entstehen, wenn unter dem dorischen Dialekte die Ätolier, Arkadier, Argiven, Böotier, Byzantier, Kotr, Korkyreer, Korinthier, Kreter, Dodonier, Lakëdämonier, Lokrier, Megarer, Messerier, Rhodier und Sikuler in bunter Reihe auftreten, wozu nachher noch Achäer, Äolier, Alexandriner, Asiaten, Karier, Kyrenäer, Kyprier, Delphier, Dryopen, Eleer, Herakleoten, Lydier u. Myfier, Makedonier, Phrygier, Thessalier, Thrakier und Tyrrhener kommen. Anstatt die Vermischung so verschiedener Dialekte um einer ursprünglichen Verwandtschaft oder um des dorischen Systems willen, zu welchem die meisten jener Gemeinheiten gehörten, zu billigen, zweifeln wir sogar, ob die vierley Dialekte der asiatischen Ionier, welche Herodot I, 142 anführt, bloße Abarten eines Dialektes waren. Denn nachdem Herodot, welcher hier der gültigste Zeuge ist, den ionischen Bundesstaaten in Karien, Miletos, Myos und Priene, einen gemeinschaftlichen Dialekt beygelegt hat, sagt er von den Bundesstädten in Lydien, Ephesos, Kolophon, Lebedos, Teos, Klazomenä und Phokaia: Αὔται δὲ αἱ πόλεις τῇσι πρώτου λεχθείσῃσι ὁμολογέουσι κατὰ γλῶσσαν οὐδέν, σφὶ δὲ ὁμοφωνέουσι. Wie konnte es auch anders seyn bey dem Gemisch der verschiedensten Volkerschaften, aus welchen der ionische Bundesstaat nach Herod. I, 146 zusammengesetzt war? Die Volksdialekte zu erläutern ist dem zufolge eine schwere Aufgabe, und man verfährt am sichersten, wenn man das Wenige, was man aus ausdrücklichen Zeugnissen, aus Inschriften und treu erhaltenen Decreten von Magistraten als bestimmte Eigenheiten gewisser Volksdialekte kennt, als Beiträge zur griechischen Linguistik besonders sammelt, und die Dialekte der Schriftsteller zu philologischem Gebrauche von den

Volksdialekten gänzlich scheidet, da es bekannt genug ist, daß die Schriftsteller die gewählten Volksdialekte so veredelten, daß sie in gleicher Reinheit und Clässicität eben so wenig irgendwo gesprochen wurden, als unser Hochdeutsch in Deutschland. So verfahren auch die alten Grammatiker, welche daher im Allgemeinen nur vier Dialekte zählten, weil sie nur vier zu solcher Clässicität ausgebildet fanden, daß sie darin besondere Muster aufstellen konnten. Die ältesten Epiker und Lyriker gehören nur nach dem, was ihrer Sprache zum Grunde lag, einem besondern Dialekte an, indem sie den gewählten Dialekt meistens nach dem Bedürfnisse der die Gesänge begleitenden Musik durch die Aufnahme fremdartiger Dialektformen, die schon vor ihnen clässisch geworden waren, so umschufen, daß daraus gleichsam eine eigene Sprache erwuchs. So nahmen Homer und Hesiod aus früheren äolischen Dichtern, die für uns sogar dem Namen nach verloren sind, aber unverkennbare Vorgänger der Homeriden waren, so vieles in ihren ionischen Dialekt auf, daß ihn kein Unbefangener mehr für irgend einen ionischen Volksdialekt halten kann. Auf ähnliche Weise sang Anakreon ionisch, äolisch aber Alkaios, Sappho und Korinna, die alle in ihrer Art Muster waren, wovon jedoch Korinna dem böotischen Dialekte besonders angehörte. Die übrigen Lyriker, und selbst die Tragiker in den Chören, wählten die dorische Mundart, welche sie, ein Jeder auf seine Weise, besonders aber Pindar, durch andere clässisch gewordene Dialekte milderten, und nach eigener Wahl, und nach dem Bedürfnisse ihrer Harmonie in eine ihnen eigenthümliche Sprache umschufen. In der griechischen Prosa sind nur dreyerley Dialekte clässisch geworden. Dorisch schrieben, wenn gleich Pythagoras selbst zu den Ioniern gezählt wird, die Pythagoreer, unter denen Archytas von Tarent als Kanon betrachtet wird, die Kyrenäer und andere Philosophen und Mathematiker; von Dichtern ferner, außer den Lyrikern, die Idyllen-Dichter, der Komiker Epicharmus, und der Minen-Dichter Sophron, welche jedoch der syrakussischen Mundart, so wie Rhinthon der tarentinischen, besonders angehörten. Im attischen Dialekte schrieben Thukydides, Xenophon und Plato nebst beynahe allen Rednern und Dramatikern; im ionischen, außer den Epikern, Gnomikern, Anakreon und anderen Dichtern, die ältesten Geschichtschreiber, Geographen, Philosophen und Ärzte. Herodot und Hippokrates sind darin als Muster zu betrachten. *Maittaire* ist so vollständig in der Angabe aller Schriften eines Dialektes, daß auch die ägyptischen und persischen Könige Anafis und Artaxerxes neben dem Rathe von Abdera unter den ionischen Schriftstellern figuriren, weil man von ihnen noch Briefe in den ionischen Dialekt übertragen besitzt: so auch Bias von Priene wegen einiger Sentenzen, Pittacos von Mitylene wegen eines Briefes an Krösos, der reicher an Aolismen als Ionismen ist, und sogar die Gefanden von Mitylene bey Thukydides III, 9—14. Unter der dorischen Mundart, wozu alles gerechnet ist, was weder attisch

noch ionisch war, ist auch die fehlerhafte Aussprache perfilirter Stammler und barbarischer Ausländer aufgeführt. Warum mußte hier gerade die Orthographie der alten Inschriften ihren Platz finden? Wozu nützte hier das Verzeichniß barbarischer Wörter? zumal so unvollständig, als es hier geliefert wird? Etwa, um die Verdrehungen fremder Wörter in griechischem Munde zu zeigen? Dazu bedarf es auch einer Kenntniß der angeführten fremden Sprachen. In anderer Rücksicht gehören die barbarischen Wörter eben so wenig hieher, als das βῆ βῆ der Schaaf, und das βρεκεκεκεξ κοαξ κοαξ der Frösche. Doch was das dritte Capitel zu viel enthält, hat das vierte zu wenig, welches, da es nie einen allgemeinen Dichterdiakot gegeben hat, überhaupt sehr schlecht gerathen ist. Alle Dichtergattungen aller Dialekte sind nach ganz irrigen Vorstellungen über dieselben unter einander gemischt, und überall nur einzelne Bruchstücke des mannichfaltigen Dichtergebrauchs geliefert.

Wollten wir alle Mängel dieses Buches auch im Einzelnen durchgehen: so würden wir nicht nur ermüden, sondern auch dem neuen Herausgeber desselben Unrecht thun, der sich absichtlich enthielt, von dem Schatze seiner gelehrten Kenntnisse vollen Gebrauch zu machen. Wir wollen daher nur noch bemerken, daß wir wünschten, Hr. Sturz hätte die als Beyspiele der äolischen Mundart aufgeführten sapphischen Oden correcter geliefert, oder wenigstens die wahrscheinlicheren Lesarten unter dem Texte angezeigt, zumal solche, die auf die Beurtheilung des Dialektes Einfluß haben. Statt aller weiteren Bemerkungen über *Maittaire's* Werk wollen wir lieber einen kleinen Beytrag zur Berichtigung des allerdings wichtigen Auszuges aus der Grammatik des *Apollonios Dyskolos* hersetzen, damit wenigstens der bedeutendste Theil desselben, welcher von den Pronominalformen der classisch gewordenen Dialekte handelt, jedem lesbar und verständlich werde. Hr. Sturz fand zwar nicht die gewünschte Hülfe zur Verbesserung dieses Zusatzes von *Reitz*, hat aber dennoch weit mehr geleistet als dieser, und uns nur noch Folgendes zu bemerken Gelegenheit gegeben.

S. 545 der St. Ausgabe. Bey ὁ ποιητῆς (i. e. Homer) συνεχῶς διὰ τοῦ ν (scil. ἐγών), ὅτε φωνῆεν ἐπιφέρειτο κ. τ. λ. ist, um Mißverständnissen vorzubeugen, anzumerken, daß Homer nur dann vor Vocalen ἐγών für ἐγώ gebrauchte, wenn dessen letzte Sylbe in die Hebung des Fußes fällt, und also lang bleibt. Das Bruchstück der Sappho: Ἐγὼν δ' ἐμαυτᾶ (oder mit zurückgezogenem Accent nach äolischer Sitte ἐμαυτᾶ) τοῦτο σύνοιδα ist das Ende einer sapphischen Strophe, und wahre Lesart. Die Stelle S. 554, wo fast dasselbe in anderer Wortstellung gesagt wird, sind, wie wir unten sehen werden, Worte des Apollonios selbst, nicht der Sappho.

S. 546. Nach dem Worte Ἀβρων schreibt man vielleicht richtiger: Ἰέμα ἐστὶν ἰώ. Σοφύγους οἱ αὐτοὶ φασιν τῇ μὲν ἐγών τὴν ἰών εἶγε τὸ ἐπὶ Ἀωριεύσιν εἰς ἡ μεταβάλλεται (vgl. S. 151) τῇ δ' ἐγώνγα τὴν ἰώνγα. Daß man ἐγώνγα und ἰώνγα schreiben müsse, scheint der Vergleichung dieser Formen mit ἐγῶγε zu widersprechen. Im Bruchstücke der Korinna steht wirklich ἰώνγα, nicht wie *Maittaire* S. 382 der St. Ausg. schreibt, ἰώνγα, und in den anderen Fällen hatte *Vossius* ohne Accente excerptirt. Bemerkenswerth ist die Beybehaltung des ν vor γ. Das zweyte Bruchstück der Korinna lautete vielleicht also: Ἰὼγ', εἰγδ', ἡρώων ἀρετὰς χαίρω ἄδων. S. 547. Wenn συνάγεται geändert werden soll: so möchten wir σύγκριται vorschlagen, und das Folgende οὐ τε καὶ τὸ σὲ lesen. Weiterhin möchten wir schreiben: Καὶ τὸ Διὸς σύγατες. Der Anfang des Abschnitts über das Pronomen der dritten Person ἡ (englisch *he*) scheint also gelesen werden zu müssen: Ἀξιολιστότερος τῷ ἡ Σοφονλῆς μάρτυς χρητάμενος ἐν Οἰνομάῳ. ἡ μὲν κ. τ. λ. S. 548. Ἰγνῆτες scheint dem Apollonios zufolge aspirirt werden zu müssen. In Beyspiele des Alkman muß mit zurückgezogenem Accente κάρος geschrieben werden, und das Beyspiel der Sappho lautet: φαίνεται φοι κῆρος ἴσος θεοῖσιν Ἐμμεν' ὦνῃρ (vergl. S. 556). Für ἀνδρείοις schreibt man besser Ἀνδρείοις, wie auch S. 549, vergl. S. 564. S. 549. Nach Ἀκουε νῦν ist der Punct wegzutreiben. Zu Ende dieser und zu Anfang folgender Seite scheinen zwey Beyspiele der Sappho angeführt zu seyn: Ἐμέθεν δ' ἐχέισθα λάθαν' ἐπὶ δ' ἄλλον ἀνθρώπων ἐμέθεν φίλησθα. Beide Bruchstücke sind in verschiedenem Rhythmus geschrieben; jenes im Versmaße von δύναμαι κρέκειν τὸν ἰστόν, dieses im gewöhnlichen sapphischen Rhythmus. — S. 550. Für ἐμέο ist wohl ἐμῶ zu lesen, vergl. S. 552. S. 551. Das äolische Ἀρενα möchte doch wohl dem *valckenaersischen* Ἀρηα vorzuziehen seyn. Vor Ἐκπέφανται ist Τέος zu ergänzen, und für Τέος zu schreiben Τεῦς, so wie τῇ ἐμῶς für τῆς μεῦς. In den folgenden Beyspielen ist τεῦς keine Enklitika, und Apollonios setzt ausdrücklich hinzu, daß es circumfleclirt werde. S. 552. Für ἄλλης soll wohl ἄλλῃ stehen. Das Bruchstück des Alkman heisst: Ἐμέ, Λατοῖδα, τέου ὅς χορόν. Für προσνέμησαν ist wohl zu lesen προτυθέσαν, und für γέθεν im Bruchstück des Alkaios φέθεν. S. 553. Das Bruchstück der Korinna lautete vielleicht also: Νικαὶ ὁ μεγαλοσθενὴς Ωαρείων, χῶραν τ' ἀπ' ἐοῦς πᾶσα ὠνούμηνεν, vicit fortissimus ille Orion, regionemque se totam denominavit. Für τήνῳ καὶ τοῦτῳ muß man nach des Apollonios Vorschrift τήνῳ καὶ τοῦτῳ schreiben; aber das adverbialische τοῦτῳ mit einer Circumflex auf der letzten Sylbe, wie αὐτῳ.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Bamberg und Würzburg, b. Göbhardt: Allgemeines Lehrbuch für katholische Bürger und Landleute, für Stadt- und

Land-Schulen eingerichtet von einem kathol. Geistlichen in Franken. Neue umgearb. u. verm. Aufl. 1809. XXIV u. 608 S. 8. (12 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 29 J A N U A R, 1810.

GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, b. Weigel u. Liebeskind in Comm.:
Graecae linguae dialecti recognitae opera Michaelis Maithaire. — auxit Frid. Guil. Sturzian etc.
(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 554. Ἐμαυτῷ παλαμάσσομαι ist ganz richtig; denn es ist das Ende eines choriambischen Verses, wie sie bey Alkaios häufig waren, und wie er auch S. 554 u. 563 leicht hergestellt wird; wenn man in der letzten Stelle in α: Τὸδ' ἔργον ἀγῆσαι το τεὰ κῶρα lieft. Eben so richtig scheint εαυτῷ πάνταν ἀέρρει (äolisch für αείρει) zu seyn: denn dass von εαυτῷ die Rede ist, lehret das Folgende. Aus eben diesem erhellet, dass alle vorher angeführten äolischen Beyspiele dem Alkaios angehören, und also weder an Sappho noch an Antimachus zu denken sey. Die Worte εμαυται τοῦτ' ἐγὼ σύννοϊδα stimmen nur zufällig mit dem S. 545 angeführten sapphischen Bruchstücke zusammen. Wir lesen die ganze Stelle also: Καὶ παρὰ τοῖς Αἰολικοῖς δὲ, ὡς ἐν παραθέσει ἀνεγνώσθη ἐμαυτῷ, τοῦτ' ἐγὼ σύννοϊδα: Ἐμαυτῷ παλαμάσσομαι. Ἄλλ. ἐν α, καὶ ἐτι. Ὁ τὸν οἶνον εαυτῷ πάνταν ἀέρρει, ὅπερ ἀσύνηθες ἐν ἀπλότῃ μὴ οὐχὶ τὸ ε προσλαμβάνειν καὶ ἐτι ὁμοίως παρὰ τῷ αὐτῷ Ἀλκαίῳ ἐν ἑβδόμῳ. Σὺ δ' εαυτῷ τομίαις (für ταμίαις, wie S. 560 ονίαις für ανίαις) ἐση, ἀλλὰ σαυτῷ μετέγον (oder vielmehr πεδέχων) ἅμα πρὸς πόσιν. S. 555. Für εμινγα ist εμινγα zu schreiben, wie im Bruchstücke des Sophron, vergl. ἐγωνγα. Σοὶ δ' ἐγὼ λευκάς ἐπὶ δῶμον (für δῆμον) αἶγας ist sapphischer Vers. Die Abschnitte sind auf dieser Seite besonders unrichtig abgetheilt: die Worte Σοὶ Ἀττικῶς sollten erst den zweyten Abschnitt beginnen. Für δαριος ist Δωριος zu lesen, und für ἀδοιδιος im Bruchstücke des Alkman Ἀδοι Διός. In der letzten Zeile endlich muss mit dem Acutus zu bezeichnen. S. 556. Οἱ müsste ausgerückt und mit einem Circumflex bezeichnet seyn. Für κιν und κινῶ lesen wir ἦν und ἦν, S. 557. Wir lesen Ἀλέξανδρον θαμάσαι, ferner Ἡδὲ αἰσυρος τῇ σέ, κοινῇ ἐν διαλέκτοις. Αἰολαῖς μετὰ τοῦ F. Das Bruchstück des Pindarus findet man bey Schneider gleich nach dem Anfange unter den Epiniciis. Für ἐξεκουλίσθη wird aber wohl ἐξεκουλίστῃ erfordert, wie S. 562 τελέση für τελέσθη, und νιν ist als Plural zu nehmen, so wie auch in dem folgenden Bruchstücke des Bakchylides. Vor Βακχυλίδῃ muss man die Präposition παρὰ ergänzen, vgl. S. 567. Für νῶν καὶ σφῶν ist wohl νῶν καὶ σφῶν zu schreiben, und S. A. L. Z. 1810. Erster Band.

νῶν καὶ σφῶν für νῶν καὶ σφῶν. S. 558. Für Φίλοις schreibe man Φίλοις, νῶ für νῶ, und σφῶς für σφῶς wie auch auf der folgenden Seite. S. 559. Für καὶ σφῶ schreibe man καὶ σφῶ, und τέ σφῶ ἀγεν für τε σφῶ ἀγεν. Hinter Ἰξίον ist δ zu suppliren. Für ἐπ' εἰδωλοφανεῖ lieft man S. 572 ἐν πάθει προφανεῖ. Das Folgende scheint also gelesen werden zu müssen: Τμῆες Αἰόλιον περχεύετε παρὰ Παρθενίῳ. Für ἀμες schreibe man ἀμές. Μελισκον soll vielleicht μελικόν heißen. Das Beyspiel οὔτι μοι ὕμνος scheint aus Hom. II. I. 335 zu seyn. Für θέλετε ist θέλετ' zu schreiben, für ὕμμε vielleicht ὕμμες. S. 560. Für μετὰ Φορροτότῳ lesen wir μετὰ Φορροτότῳ τοῦ θυ, für ἐπ' aber ἔπ' mit zurückgezogenem Accent, und εἰς eis für εἰς ει; ferner ἀμῶν καὶ ἀμῶν καὶ ἀμῶν, und so auch ἀμῶν für ὕμῶν im Bruchstücke des Alkaios. In der aus Hom. II. XIX, 153 angeführten Stelle schreibt Wolf richtig ὡδὲ τις. S. 561. Sollten nicht die Äolier auch ὕμῶν gesprochen haben? und σφῶν? und sollte wohl nicht ὦν γαν; ὦν abgeleitet richtiger seyn, als ὦν? Weiter unten muss für αὐτῶν im Fem. αὐτέων geschrieben werden. S. 562. Wir lesen Πάλιν τινὰς ἐτιθύνουσι. πῶ τις (scilicet in ἡμεῖς) ἡγούμενοι τὸ ε ἐγκείσθαι; ferner καὶ ἐπ' ἄλλων μένει (τὸ ν). S. 563. Man lese προπερισπᾶται für περισπᾶται, vgl. S. 562, und ὀζύνεται für οὐ μαντοί, und dem zufolge ὕμιν für ὕμιν. Für τῷ μονου lesen wir τῶμον οὐ, d. h. τὸ ἄμον οὐ, und für ἀμιν bey Sophron ἀμιν. S. 564. Die Dorier sprachen wohl ἀμέ und ὕμέ, die Äolier aber ἄμμι und ὕμμι: dem zufolge ist auch ἀμέας für ἀμέας zu schreiben. S. 565. Für σφῶς in der Überschrift erwartet man ἀμῶς, oder ἡμέτερος, vgl. S. 566. S. 566. Für εὐνομοῖς könnte man ἐν Ὀλυμπίῳ vermuthen; für ἐλγῶν aber λέλγῶν i. e. λέλγῶν, so wie für πηδεγόν (vgl. S. 207) πῆδ' ἐγὼν i. e. καὶδ' ἐγὼ, und Φεᾶς Φιλῆς τε καὶ καλῆς für εα Φιλῆς εγκαλῆς; ferner λέξις für λέξον, σφωῖτερα für σφωῖτέρου. Die beiden Bruchstücke des Alkman scheinen ganz richtig zu seyn, wenn man nur ὕμμε mit einem Acutus auf der letzten Sylbe schreibt. Wegen des Folgenden erinnern wir nur noch, dass S. 568 zu lesen seyn möchte: Παρὰ τοῦ ἑτερος τὸ ἐτέρως ἢ παρ' ἐπιρρήματος ἐτέρως, und so weiter unten παρὰ τοῦ νέος. Theils zur Erleichterung des Überblicks obiger Verbesserungen, theils aber auch, um zu zeigen, wie viel sich selbst aus diesen Excerpten in Maithaire's Werke noch nachtragen liefse, fügen wir das Resultat des Ganzen über die Personal-Pränomina bey. Apollonios Dyskolos verbreitet sich über alle zur Clafficität ausgebildeten Dialekte der Griechen,

doch spricht er selten vom attischen Dialekte, weil dieser in den Pronominalformen wenig vom Schrift-dialekte abweicht. Für jeden Dialekt dient ihm ein classischer Dichter oder eine Dichterin als Muster, aus welchem er die Beweise seiner Behauptungen her-nimmt. Als Muster des ionischen Dialekts gilt ihm, ungeachtet seiner Äolismen und Dorismen, Homer, welcher nur einmal *ὁ ποιητής*, sonst niemals nament-lich genannt wird; nur zuweilen werden ionische Pro-saiker angeführt, wie der Geschichtschreiber Hekataios und die Philosophen Demokritos und Pherekydes. Die Beweise für den dorischen Dialekt nimmt er aus So-phron, Epicharmos und Rhinthon, wiewohl er bey

diesem auch Eigenthümlichkeiten der tarentinischen, und bey jenen Eigenthümlichkeiten der syrakusischen Mundart findet; und aus Alkman, ungeachtet er ihm einmal das Prädicat *συνεχῶς αἰολίζων* giebt. Theo-krit, Pindar und Bakchylides u. A. werden nur für besondere Fälle angeführt. Vom äolischen Dialekte unterscheidet Apollonios Dyskolos den böotischen, in welchem sich auch Dorismen finden; Muster des äoli-schen sind Alkaios und Sappho, des böotischen Korin-na. Auf folgender Tabelle kommen die mit durch-schlossener Schrift gedruckten Formen bey Apollo-nios vor; bloß orthotonische Formen sind mit O, bloß enklitische mit E bezeichnet.

Tafel der dialektischen Formen in Bezug auf die griechischen Personal-Pronomina.

Hellenisch.	Attisch.	Ionisch.	Dorisch.	Böotisch.	Äolisch.
Erste Person. Singularis.					
N. ἐγώ. O.	ἐγώ, ἐγωγε. O.	ἐγώ u. ἐγών. O. ἐγωγε. O.	ἐγών, ἐγώνη. O. ἐγωνγα, ἐγωγα. O.	ἐγώ und ἐών. O. ἰωνγα, ἰωγα. O. auch mit Spir. asp. ἐμοῦς. O. μοῦς? E.	ἐγώ und ἐγων. O.
G. ἐμοῦ. O. μοῦ E.	ἐμοῦ. O. μοῦ. E.	ἐμέο, ἐμεῦ. O. μαῖω, poet. O. μοῦ. E.	ἐμεῦ, ἐμεῦν? O. ἐμέος, ἐμεῖς, und ἐμοῦς. O. Epicharm. ἐμέω, ἐμέω, ἐμέως, ἐμεῖως, u. ἐμῶς. O. Rhinth. μοῦ, μέθων. E. ἐμίν, ἐμινγα. O. ἐμίνη. O. Rhinthon. μοῖ. E. ἐμέ. O. Sophron. ἐμεῖ. O. Epicharm. μέ. E.		ἐμέθων, ἐμεῖ. O. μέθων, μοῦ. E.
D. ἐμοί. O. μοί. E.	ἐμοί, ἐμοίγε. O. μοί. E.	ἐμοί, ἐμοργε. O. μοί. E.		ἐμύ. O. μύ? E.	ἐμοι. O. μοί. E. Foī. E. Reflex. Sappho.
A. ἐμέ. O. μέ. E.	ἐμέ. O. ἐμοργε. O. μέ. E.	ἐμέ. O. μέ. E.		ἐμέ. O. μέ. E.	ἐμέ. O. μέ. E.

Dualis, bloß orthotonisch. N. und A. νῶρ, Attisch νῶ. G. und D. νῶν, Attisch νῶν.

Pluralis.					
N. ἡμεῖς. O.	ἡμεῖς. O.	ἡμέες, ἡμεῖς. O.	ἐμέις. O.	ἡμεῖς? O.	ἡμεεῖς. O.
G. ἡμῶν. O.	ἡμῶν. O.	ἡμέων, poet. ἡμέων. O. ἡμῶν? E.	ἐμέων, ἐμῶν. O. ἐμῶν? E.	ἡμῶν? O.	ἡμεῶν. O.
D. ἡμῖν. O.	ἡμῖν. O.	ἡμῖν und ἡμῖν. O. ἡμῖν und ἡμῖν. E.	ἐμῖν und ἐμῖν. O. ἐμῖν und ἐμῖν. E.		ἡμεῖ(ν) und ἡμεεῖ(ν). O. ἡμεεῖ. O.
A. ἡμᾶς. O.	ἡμᾶς. O.	ἡμέας und ἡμᾶς. O. ἡμας und ἡμας. E.	ἐμέις. O. auch im Sing. Theocr.		

Zweyte Person. Singularis.

N. σὺ. O.	σὺ, σέγε. O.	σὺ, σέγε. O.	τὺ, τύγα. O. τύνη. O.	τεύνη. O.	τὺ, τύνη. O. σὺ. O.
G. σεῦ. O. E.	σεῦ. O. E. σεύγε. O.	σέο, σεῦ. O. E. σεῖο, poet. O. σεῖο, Hom. II. VIII, 37, richtiger vielleicht σεῖο.	τέο, O. E. τέου, τέους. O. τέος, O. τέος. Cret. Lac. τεῖς. O. E. Epicharm. τίος, τέους. O. τίω, τίως. Rhinth. τῖν, τῖνη, τῖν. O. τεῖ. E.	τέους, τεῖς.	σέων, σεῖ. O. E.
D. σοί. O. E.	σοί. O. E. σοίγε. O.	σοί. O. E. σοίγε. O. τοί. E.	σῖ. O. E. τῖ, τῖ. τὺ. E. τύγα. O. τῖν. Theocrit.	τῖν.	σοί. O. E. το. E. σῖ. O. E.
A. σέ. O. E.	σέ. O. E. σέγε. O.	σέ. O. E. σέγε. O.		σέ. O. E. τῖ.	

Dualis. N. u. A. σφῶϊ. O. σφῶ, als Accus. auch enklitisch. G. u. D. σφῶϊν, Attisch σφῶν.

Pluralis.

N. ὁμαῖς. O.	ὁμαῖς. O.	ὁμαῖς, ὁμαῖς. O.	ὁμαῖς. O.	ὁμαῖς. O.	ὁμαῖς. O.
G. ὁμαῖν. O.	ὁμαῖν. O.	ὁμαῖν, p. ὁμαῖν. O.	ὁμαῖν. O.	ὁμαῖν. O.	ὁμαῖν. O.
D. ὁμαῖν. O.	ὁμαῖν. O.	ὁμαῖν und ὁμαῖν. O.	ὁμαῖν. O.	ὁμαῖν. O.	ὁμαῖν. O.
A. ὁμαῖς. O.	ὁμαῖς. O.	ὁμαῖν und ὁμαῖν. E.	ὁμαῖν. E.	ὁμαῖν. E.	ὁμαῖν. E.
		ὁμαῖς und ὁμαῖς. O.	ὁμαῖ. O.		ὁμαῖ. O.

Dritte Person. Singularis.

N.	ἷ oder ἷ? O.	(ἷ oder ἷγ. Hom.)	ἷ oder ἷ Rhod. O.	ἷς.	ἷς. O. E.
G. ἷ. O. E.		ἷ, ἷ, poet. ἷ. O. E.	ἷ. O. E. ἷς. O.		
D. ἷ. O. E.	ἷ, selten.	ἷ. O. Apollon. Rh.	ἷ. O. E.	ἷ. O. ἷ. O.	ἷ. O. E.
A. ἷ. O. E.	ἷ, selten.	ἷ. O. E. ἷ. O.	ἷ. O. E.	ἷ. O. E.	ἷ. O. E.
	ἷν, dichterisch. E.	ἷν, dichterisch. E.	ἷν, dichterisch. E.	ἷν, dichterisch. E.	ἷν, dichterisch. E.
	auch im Plural.	Demonstr. und reflex.	auch im Plural.	ἷν. Reflex. Cypr.	

Dualis. A. σφῶε, σφῶ. G. u. D. σφῶϊν. O. E.

Pluralis.

N. σφῶς. N. σφῶς. O.	σφῶς σφῶς. O.	σφῶς. O. E. ψῶν. Syr.	σφῶς. O. E.
G. σφῶν. O.	σφῶν. O. E.	poët. σφῶν.	poët. σφῶν.
	poët. σφῶν.	ῶν für ῶν. Sophron.	ῶν für ῶν. Sophron.
D. σφῶς (ν). O. E.	σφῶς (ν). O.	σφῶς (ν) auch im Singul.	σφῶς (ν).
	σφῶ (ν). E.	Sophocl.	
	σφῶς u. σφῶς. O. E.	ψῶ (ν) Syrac. Sophron.	
A. σφῶς. N. σφῶς. O.	N. σφῶς. Herodot.	ψῶ. Lac. a. Callimach.	σφῶς.
		σφῶ. E. poet. für alle	
		Numeros und Genera.	
		ψῶ. E. Syrac. wie in	
		anderen einsylbigen u.	
		pluralischen Formen.	

Pronomen demonstrativum: ἐκεῖνος.

N. ἐκεῖνος, η, ο. ἐκεῖνός.	ἐκεῖνος, η, ο.	ἐκεῖνός, α, ο.	ἐκεῖνός, α, ο.
G. ἐκεῖνός etc.	ἐκεῖνός cet.	ἐκεῖνός cet.	ἐκεῖνός cet.
		selten ἐκεῖνός und	
		ἐκεῖνός.	

ψῶς.

KLEINE SCHRIFTEN.

GRIECHISCHE SPRACHKUNDE. München, b. Fleischmann: Über einen Vorzug der griechischen Sprache in dem Gebrauche ihrer Mundarten. Eine akademische Rede zur Feyer des allerhöchsten Namenstages Seiner Majestät des Königs gehalten in einer öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 12 Octob. 1808. von Friedrich Jacobs. 1808. 28 S. 4. (6 Gr.) Man ist schon längst gewohnt, von allen, auch den kleinsten Erzeugnissen des würdigen Vfs. nichts als Gutes zu erwarten; es bedarf daher nur einer kurzen Anzeige des Inhalts, um auch diese kleine Gelegenheitschrift jedem Freunde des griechischen Alterthums und classischer Bildung überhaupt zur Beherzigung zu empfehlen. Nachdem der Vf. die Veranlassung seiner Rede und den Grund der Auswahl ihres Stoffes angedeutet hat, würdigt er mit wenigen, aber treffenden Zügen den Ruhm der alten Griechen im Gegensatze ihres jetzigen in Verfunkenheit gerathenen Zustandes, und geht so auf die besonderen Eigenthümlichkeit jenes Volks über, auf den Gebrauch der verschiedenen Mundarten seiner Sprache in vollendeten und classischen Werken der redenden Kunst. Bey dieser Erscheinung, welche, wie der Vf. mit wenigen Worten bündig zeigt, einzig in der Geschichte der Völker ist, wird nun zuerst zweyerley erwogen: einmal, wie es überhaupt gekommen, daß sich in Griechenland mehrere Mundarten zu einer classischen Vortreflichkeit ausgebildet; dann aber, wie sich ihr Gebrauch in gewissen Zweigen der Kunst, auch außer ihren Grenzen und über die Zeit ihrer physischen

Dauer hinaus erhalten habe. Das Erstere wird aus der eigenthümlichen Verfassung der hellenischen Nation erklärt, insbesondere aus der inneren Verfassung, deren erstes Element in allen Staaten Freyheit und Gleichheit war, und aus der Beschaffenheit der öffentlichen Mittheilung in den griechischen Staaten. Zur Erklärung des Letzteren nimmt der Vf. nicht, wie gemeinlich geschieht, seine Zuflucht zu dem Ansehen einiger Schriftsteller, welche die anderen an sich gezogen und ihnen ihre Mundart gleichsam aufgedrungen hätten, sondern er weist auf eine weit befriedigendere Art dieß anomalisch scheinende Ereigniß aus der organischen Entwicklung der hellenischen Bildung, aus der Kindheit derselben in der ionischen Epik, dem Jünglingsalter in der äolischen und dorischen Lyrik, und dem männlichen Alter im attischen Drama und in der veredelten Prosa höchst anschaulich darzustellen. Er zeigt dabey, daß keines von beiden eine Wirkung des Zufalls war, daß sich vielmehr auch hier der eigenthümliche Sinn der Hellenen für die Harmonie aller Theile eines organischen Ganzen, und ihre fromme Scheu, an das Alte zu rühren, wenn es durch die Kunst geheiligt war, wovon die Unsitte der modernen Welt, immer das Neueste dem Neuen, und das Neue dem Alten vorzuziehen, so grell absticht, offenbarte. Hierin eben findet der Vf. den Vorzug, wodurch sich das ewig merkwürdige Volk in der Sprache sowohl, wie in allen Theilen seiner Kunst, vor allen anderen Völkern der Erde so wundervoll auszeichnet. Keine andere Nation bietet ein ähnliches Beyspiel der Vollendung in

so mannichfaltigen Formen dar, noch ein solches harmonisches Zusammentreffen und Durchdringen der verschiedensten Elemente in denselben Werken; selbst die deutsche nicht, die bey aller ihrer Ähnlichkeit gleichwohl den stärksten Contrast zwischen dem festen Gange der hellenischen und dem schwankenden der deutschen Kunst darbietet. VI—VII.

RÖMISCHE LITERATUR. Landshut, b. Attenkofer: *Horazens Oden*, erstes Buch, dem Versbaue der Ursprache nachgebildet, von Franz v. Gunter. 1805. 65 S. Zweytes Buch. 1805. XVI u. 44 S. Drittes Buch. 1807. 64 S. 8. Der Titel verkündigt nur Vermasche des Originals, die Vorrede zum zweyten Buch S. VIII spricht auch von selbstgewählten — an beiden wird der Leser wenig Freude haben, denn abscheuliche Verse sind lange nicht geschrieben worden. Die sapphische Strophä bewegt sich folgendermaßen:

Brüßend nur Rache den Wohlklagen Ijens,
Stürzt sich der Strom wild über linkes Ufer,
Jupiters Tadel selbst verspottend, nur dem
Weibe gefällig.

Auf jeder Seite liest man Creticos, wie *Umtriebe*, *Weispapeln*, *Merkur schnell*, Daktyle wie *Anschläge*, *vorlaute* etc. — Die Sprache ist deutsch und andeutsch, durch einander, voll Inversionen, harter Zusammenziehungen, Nachlässigkeiten; war eine Lücke im Vers: so wurde sie mit *Hu! ach! leider!* und ähnlichem Flickwerk ausgestopft; war zu viel vorrätig: so wurden der Periode ein paar Ohren und Nasen abgehakt. Ausdrücke, wie *gefällt*, *gegen dein Will wird ich nie rucken dich*, *bergt st. birgt*, *den verachten Stamm*, *rückgeprellte Tiber*, kommen in jeder Ode vor. Von poetischem Ausdrucke kann unter solchen Umständen die Rede nicht seyn.

Wie Hr. v. G. sein Original aufgefaßt hat, mögen folgende Stellen zeigen. Od. 1, 2, 43: *patiens vocari Caesaris ultor*: Zu nennen stolz sich Rucher des Cäsars (sic). — 1, 6, 10: *Imbellisque lyrae Musa potens vetat* etc.: Ihrer Saitenspiels schämt kriegerische Muse sich. 1, 13, 10: *sen tibi candidos turparunt humeros imm. mero rixae*: wenn unmaßiger Trunk dann dir Hadernden das Weiße der Schultern fleckt. Od. 1, 14, 9:

— non tibi sunt integra lintea
non Dii, quos iterum pressa voces malo.
Sieh! die Segel verletzt, fort deine Götter, den
Müß umarmend, die du einst um Errettung baßt.

Der plumpe Ausfall (Vorr. S. XIV) gegen den Rec. in der Oberd. L. Z., welcher diesen Schnitzer gerügt hatte, macht Hn. v. G. wenig Ehre, und die Art, wie er seine faule Sache zu beschönigen sucht, ist höchst lächerlich: „Horaz stellt folgendes Bild auf, das ich absichtlich verdeutlichen wolte. Die Götter, die oben an dem hohen Maße angebracht waren,“ (etwa im Maßkorbe? — wer hat Hn. v. G. diesen Unflath eingebildet?) „sind mit dem Maße in die See gestürzt“ (wo sagt Horaz nur eine Sylbe davon?). „Im Brange des Sturms (pressa malo) bemühte sich das Schiffsvolk“ (wo kommt das Schiffsvolk her? vom Schiff ist ja die Rede), „den Maß mit den Göttern zu reuten. Doch er stürzte“ etc. Dafs *voces* auf das Schiff selbst gehe, soll dem Hn. v. G. kein Recensent einreden, denn er hat „noch nie ein Schiff rufen hören.“ — Einen Sprachfehler begehen, ist etwas sehr verzeihliches: aber ihn so zu vertheidigen — das zeugt entweder von grenzenloser Einfalt — oder von Unwahrhaftigkeit.

Am Schlusse der Vorrede zum dritten Bande fodert Hr. v. G. die Leser auf, seine Übersetzung Ode für Ode mit der vorstlichen zu vergleichen, „des Preises vor der vorstlichen sey er gewiß.“ D. A. E.

Leipzig u. Züllichau, b. Darnmann: *Johann Christian Friedrich Meißner*, beider R. D. königlich preussischer Criminalrath, und Prof. der Rechte in der Univ. Frankfurt a. d. Oder. Über *Aulus Persius Flaccus* Sat. 6, 37 — 40. *Hernach* über S. 6, 78, 79., *beylängig* über Sat. 3, 74, 75. Sat. 5, 54, 55. und über Horaz in den *Serm.* 2, 8, 15. 1810. 75 S. 8. (8 gr.) Der treffliche Vf. erfreut uns jetzt zum drittenmal mit einer gehaltvollen Schrift über seinen Lieblingsdichter, den *Persius*, dessen tiefsinnige Darstellung er sich in hohem Grade angeeignet, und dessen Studium er unaufhör-

lich, unter fremdartigen Berufsgeschäften fortgesetzt hat. Der Haupttheil vor uns liegender Arbeit verbreitet sich mit ergründender Genauigkeit und einer dialektischen Bestimmtheit, die auch allen möglichen Einwendungen im Voraus begegnet, dem Verfahren *Bentleys* ähnlich, über eine der dunkelsten Stellen des Dichters, Sat. VI, 37 — 40.

— — — *Bestius urget*

*Doctores Gruios: ita fit postquam sapere urbi
Cum pipere et palmis venit nostrum hoc maris experti:
Foenissae crasso viturunt angine pulter.*

Zuerst wird die nach Reiz von König in den Text genommene Lesart: *vestrum hoc maris experti*, mit Recht wieder ausgeworfen, wie schon im neuesten Abdruck des Textes durch *Passow* geschehen. Rec. fügt hinzu, dafs jene Verbesserung, deren Ursprung König nicht weifs, von *Bentley* zu *Horat.* Epist. 1, 15, 37 herrührt, und dafs ihr noch zwey Stellen des *Perlius*, 1, 104 und 2, 62 aufs entschiedenste widerprechen. Sodann geht Hr. M. die verschiedenen vorhandenen Erklärungen der Reihe nach durch, und zeigt auch von den drey neuesten Auslegern behielten, das *maris experti* als gleichbedeutend mit *effeminatum* verlegenden, die Unhaltbarkeit mit siegenden Gründen. Mit grossem Scharfsinn läßt er nun seine eigene Ansicht folgen. Aus einer lebenswerthen Skizze der Geschichte des philosophischen Studiums in Rom entwickelt er mit steter Hinweisung auf classische Autoritäten, dafs die griechische Weisheit, ob zwar transmarinischen Ursprungs, dennoch zu Nero's Zeiten in Rom schon dergestalt eingebürgert war, dafs sie als durchaus einheimisch angesehen werden konnte, und so angesehen wurde; dafs also das *hoc nostrum maris experti* nothwendig mit dem vorausgegangenen *supere* zu verbinden ist, wie sowohl die Sprache als der innere Zusammenhang gebieten. Besondere Erwähnung aber verdient noch die hübsche Auslegung „des Pfeifers und der Dottein“, die ganz in unseres Dichters Geist ist. Es wird nämlich gezeigt, dafs gerade von den Serpizaten aus, von welchen beide Handeisgegenstände nach Rom geschickt wurden, auch die meisten griech. Weisheitslehrer nach der Kaiserstadt ausgewandert waren, und wie Wahrscheinlichkeit gewinnt es, dafs diese Worte einen sehr scharfen Seitenblick auf den, dem *Perlius* begreiflicher Weise verhassten *Seneca*, den Landsmann der schlechtesten Sorten von jenen beiden Producten, einbauen. Auch der Nachsatz: *Foenissae crasso viturunt angine pulter*, der uns nicht wohl miszuverstehen scheint, wird mit lebendiger Wahrheit entwickelt, und zu näherer Bestimmung des mit wenig Worten, aber scharf und kräftig gezeichneten Charakters des *Bestius* angewendet. — Der andere, kleinere Theil der Schrift handelt von dem zuweilen misverstanden, uns nicht schwierig dünkenden Ausdruck: *in rugam redire* Sat. 6, 78, 79, und es wird mit Recht die casaubonische, von den beiden neuesten Übersetzern ausgedrückte Erklärung behauptet und begründet. Noch kann beydrückte werden *Beroalans annot. in div. 9. in Gruteri lampas* T. I p. 317 und *Ruperti zu Juvenal.* 14, 323 p. 748.

Die gelehrte Ausführlichkeit der Behandlung veranlaßte gar manche Nebenbemerkung, z. B. über zwey andere Stellen des Satyrikers. 3, 75 und 5, 54, 55 S. 55. Wir bemerken besonders den Excurs zu *Horat.* Sat. 2, 8, 15, wo das *Chium maris experti* richtig, und in Übereinstimmung mit dem einsichtsvollen *Huberfeld*, von chinschen Wein verstanden wird, der nicht mit Meerwasser aufgefüllt worden. Noch passender als die nachgewiesene Stelle des *Cato*, wo eigentlich vom Most die Rede ist, scheinen einige im ersten Buch des *Athenaeos* p. 31 F. 32 D. E., durch welches Verfahren der liebliche *Anthosmias* entstand. Vollkommen aber entspricht der Meinung des horazischen Fundanias eine Notiz in *Plin. hist. nat.* 14, 7 T. I p. 717 *Harduin.*, der zufolge der klazomenische Wein in Rom geschätzt zu werden anfang, als die klazomenier ihn ohne den vorher üblichen Zusatz des Seewassers verstanden. —

Wenn wir Hn. M. schliesslich im Namen aller Freunde des *Persius* für diesen neuen wichtigen Beytrag danken: so bitten wir ihn zugleich, des S. 71 gethanen Versprechens, uns mit einer Abhandlung über die Individualität und Lebendigkeit der Charaktergemälde im *Persius* zu beschreiben, nicht über seiner anderweitigen literarischen Thätigkeit zu vergessen, obgleich wir ungern sehen, dafs er damit den Cyklus seiner Bemühungen um den *Persius* zu beschliessen gedenkt. P.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 30 JANUAR 1810.

NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Jacobäer: *Über das Gebärgorgan des Menschen und der Säugthiere im Schwangern und nicht schwangern Zustande*, von Dr. J. Ch. G. Jörg. 1 Bd. Mit einer Titelvign. und 4 Kupf. 1808. 12 $\frac{1}{2}$ Bog. Fol. (1 Friedrichsd'or.)

Dieses Werk ist wieder eines von den wenigen, von denen man sagen darf, daß sie die Wissenschaft weiter bringen, sey es durch neue Untersuchungen und Aufschlüsse, oder durch entschiedene Beistätigung alter, oder durch bessere Anordnung. In unseren Zeiten hält Rec. dieses Bekenntniß für ein großes Lob, besonders in der Thiergeschichte, wo die Deutschen gewöhnlich nur den Ausländern lobpreisend nachsprechen, während sie die Entdeckungen ihrer Landsleute entweder absichtlich gering ansetzen, oder sie wohl gar nach einigen Jahren auch den Ausländern, die sie indeß weiter gebildet haben, geduldig zuschreiben, wovon Rec. auffallende Beyspiele anführen könnte. Die Anlage dieses Werkes ist gut, die Ausführung ziemlich gelungen, die Ordnung klar, die Gegenstände sind wichtig, manche neu und schon lange vermißt. Die Meinungen, denen der Vf. zugehan ist, sind gewöhnlich die besseren: der Plan aber scheint nicht zur völligen Klarheit gekommen zu seyn. Manche bekannte Schriften sind dem Vf. fremd geblieben, und die Klage, er habe keine Untersuchungen über diesen oder jenen Gegenstand zu seiner Kenntniß bringen können, klingt für einen Ort, wie Leipzig, wo eine gute Anzahl von reichen Gelehrten und Buchhändlern sich findet, sonderbar. Einige Ansichten, denen der Vf. beytritt, sind durch seine Untersuchungen noch nicht so ausgemacht, wie er dafür hält; manchen weniger bedeutenden, und kaum in das Entwicklungsgeschäft des Thieres eingreifenden, Dingen sind zu lange und fleißige Beschreibungen gewidmet.

Der Vf. hat sich vorgenommen, die anatomischen Untersuchungen über das ganze Thierreich auszubreiten, um dadurch eine vollständige und durchgreifende physiologische Übersicht der Schwangerschaft und Geburt der Thiere möglich zu machen, und endlich eine Physiologie des menschlichen Weibes daraus zu ziehen. Zu diesem gewagten Vorfatze benutzt er auch die Entdeckungen anderer Naturforscher, und giebt sie treulich an, was wir leider auch loben müßten. Im zweyten Bande werden die Darstellungen sich über die eyerlegenden Thiere erstrecken, und

J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

dann wird auch ein physiologischer Theil, aber in Octav, folgen. Es ist unter den Physiologen ausgemacht, und wird es hoffentlich auch bald unter allen Ärzten und Naturforschern werden, daß vom Menschen nichts begriffen werden kann, wenn es nicht durch die Vergleichung aller Thiere vermittelt ist, ja, daß sogar die Bedeutung der anatomischen Theile nur in den Thieren zu finden ist. Um zu einer klaren Theorie zu kommen, muß daher allerdings das ganze Reich der Thiere zur Musterung aufgestellt werden; aber dazu bedarf es eines Mannes, der, mit Talent und Kraft ausgerüstet, sich an einer Anstalt befindet, wo ihm die nöthigen Vorkehrungen und Hände zu Gebote stehen. Von einem praktischen Arzte muß ein solches Unternehmen immer mangelhaft bleiben. Der Vf. macht in der Einleitung die sehr wahre Bemerkung, daß das Studium der Anatomie alles Abschreckende und Eckelhafte verliert, wenn man nicht bloß Menschen, sondern auch Thiere auf die anatomischen Tische bringt, und stellt dann, nach einigen Wiederholungen des schon in der Vorrede Gesagten, die Fragen auf, welche er sich zu lösen vorgesetzt hat. Sie sind für diesen Theil: „Ob der Uterus der Thiere Muskel- oder andere Fasern habe; wie der Mutterkuchen bey den verschiedenen Thierfamilien gebauet sey; wie das Ey mit der Gebärmutter zusammenhänge; wie es sich mit dem Nabelbläschen oder der Tunica erythroidea verhalte; ob alle Thiere und auch der Mensch die Allantois besitzen; und welches ihre Verrichtung sey.“ Fragen, die zwar schon alle vollkommen gelöst sind, für die es aber von großer Wichtigkeit ist, daß der Vf. neue Data hinzubringt.

Cap. I. Vom nichtschwangeren Uterus; zeigt, daß in den Affen und den Faulthieren der Uterus dem Uterus des Menschen noch am nächsten komme (*uterus simplex*); daß dann in den Einhufern die Hörner, welche jedoch in den Affen sich schon zeigten, stärker hervortreten (*uterus simplex bicornis*), und sich vielleicht alle größeren Thiere, die nur ein Junges tragen, sowie der Elephant, das Nashorn, das Nilpferd, und die Wallfische, hier anschließen; daß in den Wiederkäuern der Körper des Uterus beynahe verschwunden ist, indem die Hörner gleich hinter dem Muttermund anfangen (*uterus bicornis divisus*), bey den Fledermäusen, Nagern und Fleischfressenden aber die Hörner noch allein da sind, indem sich jedes mit einer eigenen Mündung in die Scheide öffne (*uterus duplex*). Der Vf. rechnet gegen Hn. Oken, der beyin Schweine immer nur von einem Muttermunde spreche, auch dieses Thier hieher;

Cc

allein ist wohl diese ganze Ansicht richtig? Giebt es in der That und in der Idee zwey Uteros? Gewiß ist es, daß bey den Thieren dieser Abtheilung die Jungen allein in den Hörnern liegen, und nicht aus einem in das andere durch den Körper des Uterus überreichen, wie in den Wiederkäuern, und noch bestimmter im Pferde; aber eben so gewiß ist es auch, daß während der Trächtigkeit nicht die Mündungen der einzelnen Hörner in die Höhle des Uterus (oder der Scheide) verengert und verschlossen sind, sondern daß diese gewöhnlich durch angeschwollene Falten bewirkte Verengung sich vor beiden genannten Mündungen finde, also in dem Muttergange an eben derselben Stelle, wo man bey den Schafen den knorpeligen Muttermund hinsetzt. Es ist also ein wahrer Uterus vorhanden, und in diesem Falle ist die von Blumenbach gebrauchte Benennung — *Uterus bicurvis* — anzunehmen. Den Beschluß macht der sonderbare Uterus der Beutelhthiere, dessen verwickelter Bau aber nicht so schwer zu erklären ist, wie man glaubt. Der Vf. bedauert, daß er keine Zeichnungen und näheren Beschreibungen über den Uterus des Elephanten, des Nilpferdes, des Nashorns und der Wallfische habe finden können. Ausser sehr guten Monographien, die über die meisten dieser Thiere existiren, geben die *Philosoph. Transact.* Aufschluß; der Uterus des Elephanten aber ist in *Stukeley's of the Spleen etc.* und besonders sehr gut und deutlich in *Perraults Abhandlungen* abgebildet. Über die Beutelhthiere und die Zahnlosen, z. B. *Ornithochynchus* und *Echidna* geben auch die älteren und neueren *Philos. Transact.*; *Reils Archiv für Physiol.*, und das *Bulletin des Sciences* gute Zeichnungen und Beschreibungen. Alsdann folgt die Beschreibung der fälschlich so genannten Ovarien (eigentlich Geilen). Die Anwesenheit der graafischen Bläschen ist gut, aber zu kurz dargestellt; auch kommt die traubige Form der Schweinsgeilen keinesweges von den Bläschen. Dann die *Trompeten*, die *Scheide*, der Muttermund, die Gebärmutterwände, wo deren Fasern angegeben werden, und endlich die Lage des Uterus: alles zu kurz und an zu wenigen Thieren dargestellt, als daß man es vergleichend nennen dürfte.

Cap. 2. Von der schwangeren Gebärmutter; wo die Thiere wieder nach der obigen Reihe, aber ausführlicher und unterrichtender durchgegangen werden. Neu ist die Beschreibung — wer sollte es glauben? — des trächtigen Uterus des Pferdes; auch des Bibers, und mithin eine wahre Bereicherung der Zootomie. Wir wissen jetzt (erst), daß das Pferd keine Kotyledonen hat, sondern daß das Chorion, welches ohne partielle Placenten überall mit Gefäßen übersät ist, sich an die innere Fläche des Uterus gleichförmig anlegt. Dieser Bau ist mithin ganz gleich dem im Schweine, und wir vermuthen, daß auch in dem Elephanten und seinen Nachbarn ein gleiches Verhalten Statt finde, so daß die Thiere dieser ganzen Sippschaft auch in der Entwicklungsart des Embryo sich nahgerückt find. Beym Biber ist das Merkwürdige, daß er eine

sehr kleine Placenta um die Insertion der Nabelschnur in das Chorion hat, daß aber noch über diese Placenta hinaus die Gefäße sich eben so über den größten Theil des Chorions, wie bey dem Schweine, verbreiten, und dieses Thier daher die Nager mit den Hufthieren verbindet. Nach diesem Mangel aller Kotyledonen und Placenten im Pferde, treten sie einzeln und zerstreut hervor in den Wiederkäuern, wo der Name Kotyledon vorzüglich gilt. Hier ist der Punct, wo wir besonders dem Vf. nicht beystimmen. Bekanntlich sind die Kotyledonen verlängerte Gefäßbündel der inneren Haut des Uterus, wie es der Vf. selbst angiebt. In Verfolge zeigt er, daß bey den *Fleischfressenden* diese Kotyledonen sich vereinigen, und einen Gürtel im Uterus machen, der um die ebenfalls gürtelförmige Placenta liegt, bey den Nagern aber nur eine runde oder eckige Scheibe von Gefäßbündeln (*Corpus glandulosum Everardi*), die auf eine gleiche Placenta passet, vorhanden sey: alles klar, vergleichend und instructiv beschrieben und abgebildet. Aber nun stellt er diese Scheiben oder Gürtel, wie richtig, mit der *Decidua Hunteri* zusammen, und bemüht sich, gegen Hrn. Oken zu beweisen, daß er sich irre, wenn er behauptet, daß die *Decidua* nur die aufgelockerte innere Haut des Uterus selbst sey. Es ist allerdings wahr, daß das *Corpus glandulosum* sich nicht schwer von dem Uterus ablösen lasse, eben so die Zona in den Hunden; aber auch die Kotyledonen der Wiederkäufer sind eben nicht schwer, wenigstens durch das Messerheft, abzulösen. Nun gesteht der Vf. selbst, daß diese bey dem Wurf nicht mit fortgehen, sondern am Uterus hängen bleiben und wieder einschrumpfen: wie ist es nun physiologisch zu verantworten, daß das gleiche Organ in den Hunden und Mäusen sich von dem Uterus *normal* ablöse, und *normal* bey dem Wurf mit fortgehe? Ist aber dieses ein Widerspruch: so ist es auch widersprechend, daß die *Decidua*, welche nach dem Vf. doch ganz dieselbe Bildung im Menschen sey, sich ablösen müsse, ausser in einem krankhaften Zufalle, den die Blutungen bey hiehergehörigem Abortus ohne Zweifel mit Grund vermuthen lassen. Übrigens sey dem, wie ihm wolle: gewiß ist, daß das *Corpus glandulosum* im Hunde eine Fortsetzung und Auflockerung der inneren Haut des Uterus ist. Hierüber kann Niemand besser Aufschluß geben, als der Leibarzt Hr. Dr. Reuss in Stuttgart, dessen Sammlung von Embryonenhüllen für eine Meinung entscheidend ist.

Cap. 3. Vom Chorion und dem kindlichen Mutterkuchen: wieder in derselben Ordnung. Wie schon bemerkt, haben wir dem Vf. die erste Beschreibung und Abbildung des Chorions des Pferdes und Bibers zu danken, was wir unbedingt für das Wichtigste im Werke halten müssen. Die Übergänge vom Mangel einer Placenta im Pferde und Schweine und zum Theil im Biber, was jedoch der Vf. nicht so bestimmt, wie wir hier, heraushebt, zu den vielen Kleinen der Wiederkäufer, zu der *zonalis* mancher

Fleischfresser, und endlich zu der scheibenförmigen der Nagethiere, an die sich demnach der Mensch anschließt, ist interessant, und kann leicht aus der Darstellung gefunden werden. Dafs der Vf. von der *Decidua* des menschlichen, ausgetragenen Mutterkuchen redet, will uns nicht recht einleuchten; auch hat er über diese Gegenstände nicht genug Werke verglichen. Auf diese Unterlassung gründet sich unsere Bemerkung, dafs das Werk nicht nach gehörig überdachtem Plane geschrieben worden sey. Über die Placenta der Fledermäuse existiren allerdings bestimmte Beobachtungen, wenn wir nicht irren, in *Roziers Journal de physique etc.*, eben so über die der Ameisenbären.

Cap. 4. *Vom Amnion, vom Schafwasser und vom Embryo*; enthält Einiges über die Anwesenheit der Gefäße in der Amnionshaut, von der Länge der Nabelschnur in verschiedenen Thierfamilien, einiges Wenige von der Lage des Embryo und von der Natur des *Liquor amnii*. Dieses Cap. ist ganz unvollständig, kaum vergleichend. Nur die entschiedenen Gefäße im Amnion des Pferdes sind der Stelle werth. Es schließt sich mithin an die Kuh an, und so scheinen die Hufthiere, wenn man auch das Schwein dahin rechnen will, bey dem wir jedoch die Gefäße nur zwischen dem Amnion und der Allantois und nur auf einer kurzen Strecke gefunden haben, die einzigen zu seyn, welche Amnionsgefäße haben. Wahrscheinlich ist es aber, dafs deren Anwesenheit nicht mit irgend einem Familiencharakter, sondern lediglich mit der Gröfse des Thieres zusammenhängt.

Cap. 5 macht den Beschluß mit der *Allantois* und dem *Nabelbläschen*, und stimmt ohne Zweifel mit der besseren Meynung überein. Der Vf. vertheidigt die Gegenwart der Allantois in allen Thieren und auch im Menschen, woran nach den neuesten Untersuchungen mehrerer Physiologen hoffentlich kein Arzt und Naturforscher mehr zweifeln wird, wie auch nicht daran, dafs sie nicht zur Aufnahme des Harns bestimmt sey, wofür auch der Vf. wieder Analysen des Liquors, von einem feiner Zuhörer, Hn. Heller, zu den schon bekannten altern beybringt. Übrigens ist die Angabe des Verhältnisses der Allantois zu den anderen Hüllen nicht hinreichend, da man nicht erfährt, ob sie auch den Foetus umgebe, wie das Amnion, welches bestimmt der Fall nicht ist und nicht seyn kann. Was der Vf. für die Allantois im Menschen ansieht, ist weiter nichts als die bekannte *Membrana media Halleri*, die allerdings das ganze Amnion umgiebt; aber eben darum hätte der Vf. erkennen müssen, dafs sie nicht Allantois seyn kann. Da der Vf. vernachlässigt hat, die Lage und Structur

der Allantois klar zu machen, die ja nur als eine geschlossene Blase zwischen Chorion und Amnion liegen, mithin den Foetus nicht umschließen kann: so müssen wir auch bedauern, dafs er dieses Problem bey dem Pferde nicht gelöst hat, indem er wieder das Alte vorbringt, als umgebe die Allantois das ganze Amnion. Die Nachlässigkeit auf den vielen fürstlichen Stuttereyen in der wissenschaftlichen Untersuchung der Foetushüllen ist in der That unbegreiflich. Bey keinem Hausthiere sind wir hierin so weit zurück wie bey dem Pferde, gerade dem Thiere, auf das am meisten Sorgfalt verwendet wird, und bey dessen Wurf eine Menge müßiger Zuschauer gewöhnlich zugegen ist. Wir bitten daher, und bitten abermals, dafs es doch irgend einem Vorsteher einer Stutterey gefallen möge, sich ein Werk über die Allantois der Thiere anzuschaffen, und dieses Organ, wobey auch besondere Rücksicht auf die Anhängel oder Überbleibsel der Darmblase zu nehmen ist, bey den Pferden zu untersuchen.

Die Lehre von der *Darmblase* (Nabelbläschen oder *Tunica erythroides*) ist gut dargestellt, und durch die Thierfamilien, in denen etwas davon bekannt ist, richtig durchgeführt. Der Vf. tritt Hn. Okens Entdeckung bey, dafs die Därme daraus entstehen, und bestätigt sie durch eigene Zeichnungen von einem sehr kleinem Schafseimbryo. Es ist zu bedauern, dafs der Vf., welcher über den trächtigen Zustand des Pferdes so viele herrliche Aufschlüsse gegeben hat, keine hinreichend junge Hülle zu untersuchen bekam, wo er noch die Darmblase, die von den daselbstenden Gekrösnabelgefäßen bestimmt angezeigt wird, auch hätte beobachten können.

Die Kupfertafeln, zur Hälfte illuminirt, sind deutlich und bestimmt gezeichnet und gestochen von Schröter. Die Sprache des Vfs. ist nicht immer bestimmt genug, die Construction nicht ganz fehlerfrey, und der Titel des Werks durchaus unrichtig. Es ist in dem Werke nicht blofs vom Gebärgen die Rede, sondern auch von allem, was es enthält, und dann, was ist Gebärgen? Streng müßte der Titel heißen: *Über das Empfängnisorgan und das Empfangene*. Ungeachtet der hin und wieder gerügten Mängel ist diese Schrift ein Hauptwerk in diesem Fache, und darf keiner Bibliothek fehlen. Da es aber nur vier Tafeln hat, und nur 12½ Bog. Text beträgt: so ist der Preis offenbar um die Hälfte zu hoch angesetzt. Dieses schadet dem Fortgang der Wissenschaften eben so sehr, als schlechte Werke, weil die theuern Ideen nicht in Umlauf kommen. Wir schließen mit dem Wunsche, dafs der Vf. im zweyten Theile eben so viele neue Untersuchungen liefern könne, als in diesem ersten.

O.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATUROESCHICHTE. Hildesheim: *De strigibus ab Aristotele, Plinio ceteraque scriptorum veterum grege commemoratis —* dissertuit — Henr. Ludov. Jul. Billerbeck, Gymnasii Director. 1809. 36 S. 4. Der Vf. setzt die in den vorigen Programmen

angefangenen Untersuchungen fort, und geht hier die von den Alten genannten Nachtvögel durch, deren Untersuchung, wie er selbst eingesteht, viele Schwierigkeit selbst noch in unseren Tagen hat. Die Methode des Vfs. ist aus den vorhergehenden

Proben bekannt, und die Hülfsmittel sind dieselbigen. Unter diesen vermisst Rec. mehrere, welche dem Vf. die Arbeit erleichtert haben würden, wie z. B. die französische Ausgabe von Aristoteles Thiergeschichte von Camus, obgleich an einigen Stellen daraus Lesearten angeführt zu seyn scheinen. Unter der ersten Rubrik: *Striges auriculatae*, Ohreulen, werden *βῡας*, *ὠρίς*, *νυκτιπόραξ*, *ἀσκάλαφος*, *κῡμινδης*, *ὕβρις*, und nebenbey *ὠρίς* und *σκῶψ* abgehandelt. Unter der zweyten: *Striges inauriculatae*, Käuze (*γλαῦξ*, *νυκτιμῖνη*, *κικαβή* (*κικιβή*, *κικυμῖς*, *κικυμος*, *κικυβος*), *τυτῶν*, *νυκτιβῶας*, *κρίγη*), *ἀλῆος* (*στρίγξ*, *στρίξ*, *αἰκνῆς*), *ἀνκαλος*, *ἀλολυγών*, *στρινθάρης*, *αἰγῶλιος* (*αἰγῶλιος*). — Unter *βῡας*, den der Vf. richtig für den Uhu erklärt, findet man aus Artemidorus *βῡας* und *βῡας*, hernach auch aus Aristotel. h. A. 8, 3 *βῡας* seu *βῡας*. In der nicht angezeigten Stelle von Artemidorus Onirocr. 3, 66 hatten die alten Ausgaben *βῡας*, die venetianische Handschrift aber hat *βῡας*. Im Aristoteles haben die ältesten Handschriften und Übersetzungen *βῡας*. Aber ausserdem findet man noch in dem Auszuge aus Nikanders Verwandlungen, welchen Antoninus Liberalis C. 10 gegeben hat, den Namen *βῡας*, ganz verschieden von dem Meervogel *βῡσα* aus Borus ebendaseibst C. 15. — Unter *ὠρίς* aus Aristot. H. A. 9, 33 hat nicht allein Plinius, sondern selbst Gaza die Lesart übersetzt, welche die Handschriften darbieten statt *αἰ ὠρίδας*. Sie haben nämlich *οὐκ ἔλαττον ὠρίδας*. Diesen Vogel hält der Vf. für den Uhu oder den Halsegeier. Da Arist. hier bloß einer fremden Erzählung folgt: so läßt sich nach der allgemeinen Angabe nichts mit Sicherheit bestimmen. — Den *ἀσκάλαφος* nennt Aristoteles nur einmal H. A. 3, 17 nach *νυκτιπόραξ* und dem noch unbekannten *ἀνκαλος*, so daß sich aus dieser Stelle durchaus gar nichts schliessen läßt; denn sie enthält eine anatomische Angabe. Hingegen nennt Ovidius Metam. 5, 539 einen solchen Mann, der in einen *bubo* verwandelt worden seyn soll. Apollodorus aber 2, 5, 12 nennt den Vogel *ὠρίς*. Einen ganz verschiedenen *ἀσκάλαβος* läßt Nikander bey Antoninus Lib. c. 24 in eine bunte Eidechse verwandelt werden. Diese Stelle sollte der Vf. nicht hieher ziehen, sich weniger mit Etymologieen abgeben, welche nichts lehren, da sie von Leuten herrühren, die in der Naturgeschichte ganz unwissend waren, und noch bemerken, daß der Name des Vogels sich nicht in allen Handschriften des Arist. findet. — Die schwierige Frage über die Stelle H. A. 9, 12 von den Vögeln *χάλκεις*, *κῡμινδης* und *ὕβρις* wagt der Vf. so zu entscheiden, daß *χ.* und *κῡμ.* denselben Vogel, den die Athenienser *γλαῦξ* nannten, und *ὕβρις* den Uhu bedeute. Den Namen des Vogels *κῡμινδης*, oder nach der Handschr. *κῡμιν*, verwandelt er in *κῡμινδης*, und erklärt ihn, so wie *φῶνξ* H. A. 9, 18, für die Rohrdommel. Aber zuvor mußte erst die ganze Stelle des Arist. kritisch berichtigt werden. Denn in manchen Handschriften fehlt die Nachricht von dem Vogel *ὕβρις*. — Den *ὠρίς* erklärt er für *Strix otus* Lin. oder den kleinen Schubin. Die Untersuchung ist aber zu tumultuarisch geführt, und die Stellen der klassischen Schriftsteller nicht gehörig von denen der Nachschreiber, Excerptoren und Grammatiker unterschieden. Denselben Vogel nannten andere *νυκτιπόραξ*, wie Arist. sagt H. A. 8, 12. Daher will der Vf. an allen Stellen des Ar., wo *νυκτιπόραξ* ohne *ὠρίς* genannt wird, den letzteren verstanden wissen. — Die aristotelischen *σκῶψ*; erklärt er für *Strix scops* Lin., die *αἰσινῶνας* aber für *Strix passerina* L. Die *γλαῦξ* für *Strix aluco*, den Nachkauz. In der ersten Abhandlung war sie für *Strix stridula* L. ausgegeben worden; jetzt setzt der Vf. hinzu, daß man noch mit Recht zweifle, ob diese nicht einerley mit *Strix aluco* sey. Der *ἀλῆος* Aristot. H. A. 8, 3 wird für die Schleyereule, *Strix flammea* L., erklärt. Von derselben versteht der Vf. auch den Namen *Strix*. — Über die zweifelhafte *ἀλολυγών* als Vogel lautet des Vfs. Resultat aus den (nicht bestimmt) angeführten Stellen also: *In desertis igitur toxis et frigidis degens matutino praefertim tempore frigis sentit et canit. — Quis non videt hanc avem esse motacillam erithacum L.*, das Hausrothschwänzchen. Rec. darf also seinen Augen nicht trauen, denn er sieht noch nicht

ein, woher die Worte *desertis* und *frigidis* genommen sind. Wenn bey Aratus der Vogel *ἰσημαίη* heißt: so folgt daraus noch nicht, daß der einsame Vogel auch in einsamen Gegenden lebe. Und wenn Cicero übersetzte: *quam primum gelidus rores aurora remittit*, um den Morgen anzudeuten: so ist damit nicht bewiesen, daß der Vogel kalte Gegenden liebt. Ferner soll derselbe Vogel bey Aristot. H. A. 8, 3 *περὶ ὧρας* heißen, auch *πυρρίας*, *πυράλις*, *πυράλλης*, *πυρῆαλις*. Bey Theokritus Idyll. 7 soll *ἀδολυγών* die Nachtigall seyn. — *Στρινθάρης*, *spinturnix* und *avis incendiaria*, von welchen auch nicht das geringste besondere Kennzeichen angegeben wird, hält der Vf. dennoch für die Schleyereule. Weil Servius sagt: *eo si fudem ad tecta devulisset, incendium portendebat*: so vergleicht der Vf. hiemit als ähnlich die Erzählung bey Aristoteles H. A. 9, 1 vom *Χλωρίω*, den er für *Oriolus galbula* L. erklärt: *ὅν σῖναι μὲν δολοχοῖσι γινέσθαι ἐν πυρκαϊᾷς*. Er fügt auch eine Erklärung derselben hinzu, welche nur zu deutlich beweiset, daß ihm der Sinn der aristotelischen Stelle und der darin erwähnten Verwandlung entgangen sey. — Die wenigen Stellen von *αἰγῶλιος* berichtigten den Vf. schwerlich zu sagen: *haud dubie est strix ulula* Lin. Die zu Hülfe genommenen Etymologieen können noch viel weniger bewirken. Eine Probe davon will Rec. aus diesem Artikel S. 34 anführen. In der Stelle des Arist. H. A. 9, 1, wo *κίκαρος* der Vogel erwähnt wird, vertheidigt der Vf. diesen Namen gegen Cour. Gelsner, erklärt ihn für *motacilla alba* L. und leitet ihn a *κῡμιν* τὸν *κῡλον*, i. e. a *caudam movendo* ab. — Das schwierige Wort *δισαλός* in der Stelle H. A. 9, 17 verbessert er also: *Suspicio vocem esse corruptam, ac legendum δυσῆλας vel δυσῆτος vel simile quid. Melius tunc omnia procedunt. Vertendum enim: Colie haec etiam saxa et speluncas inferrima enim est ejus conditio*. In der Anmerkung wird noch hinzugefügt: *Nisi forte δισαλός, ut ἐπισαλός, a δῖνος, vel δισάλαμος a δαλάμῃ h. l. existit*. So leicht wachsen die Muthmaßungen auf des Vfs. Boden. Noch muß Rec. die Erinnerung an den Vf. hinzufügen, daß, wenn er will, daß ihm seine Leser überall in dem Raisonement folgen sollen, er in der Folge alle Stellen genau nach Büchern und Capiteln anführe. Jetzt sieht manche halbe Seite gerade so aus, als wenn sie aus Cour. Gelsner oder einer ähnlichen Sammlung übergetragen wäre; welche Vermuthung die vielen Lesearten zu bekräftigen scheinen, welche man jetzt gar nicht mehr in den guten Ausgaben bey den angeführten Stellen findet.

Cl. Salm.

LITERATURGESCHICHTE. Berlin, b. Dunker u. Humblot: *Leben und Kunst der Frau Margarete Luise Schick*, geb. Hamel, königl. preuss. Kammerfängerin und Mitglied des Nationaltheaters zu Berlin. Von Konrad Levezow. Mit dem Bildnisse. der Künstlerin. 1809. 73 S. gr. 8. (16 Gr.) Hr. L. hat in diesen wenigen Bogen der verewigten Schick, die vom Schicksale in der glorreichsten Periode ihrer Künstlerbahn und allzufrüh für Berlins kunstliebende Bewohner vom dem Schauplatze der Welt abgefodert wurde, ein ihr würdiges Denkmal errichtet. Von der Wiege bis zum Grabe — von ihrem vom sechsten Jahre an erhaltenen Unterrichte ihres Vaters auf dem Klaviere bis zu dem hohen Grade der Vollendung, den jeder Kenner und Kunstfreund an ihr bewunderte, führt sie der Vf. dem Geiste des Lesers vorüber, ohne einen wichtigen Gegenstand ihres Erden- und Künstlerlebens zu übergehen. Vorzüglich interessant ist die Erzählung von den Vorbereitungen und von dem Erfolge der Aufführung der Werke Glucks und anderer in hohem tragischem Style verfaßtem Kunstwerke auf dem Nationaltheater zu Berlin, wozu die vorzüglichsten Talente der verewigten Schick eine der Hauptveranstaltungen waren, wodurch sie aber auch zugleich Gelegenheit bekam, diese Talente in vollem Glanze strahlen zu lassen. — Auch Druck und Papier dieses Werks sind der Künstlerin würdig, deren Andenken es ehren soll.

Monatsregister

von

Januar 1810.

I. Verzeichniß der im Monat Januar in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer., die zweyte die Seite.)

A.

- Aeschylus* Trauerspiele. Deutsch von Daus. 2 Bd. 20, 155.
Alpenwanderer, der 28, 143.
Anekdoten und Charakterzüge zur Bildung der Sitten und zur nützlichen und angenehmen Unterhaltung aus der alten und neuen Geschichte 22, 176.
Ansch über die Bekanntheit Marcions mit unferem Kanon des neuen Bundes 2, 13.

B.

- Barto Lehrbuch der preussischen Geschichte 22, 175.
Bek über physische Erziehung der Kinder in den ersten Jahren 8, 60.
Betrachtungen über die angenommenen Unterschiede zwischen Nord- und Süd-Deutschland 12, 92.
Beyer Singedichte 17, 135.
Billerbeck de Strigibus ab Aristotele, Plinio ceteraque scriptorum veterum grege commemoratis 26, 205.
Brentano der Goldfaden 21, 167.
Burger historisch-statistisch-topographische Beschreibung des Dorfs Ueberkingen und des dafelbst befindlichen Sauerbrunnens und Bades 8, 64.

C.

- Cammerer Vorlageblätter zu seinem Unterrichte im Pflanzzeichnen 19, 79.
Clubb, der, oder die vorwitzigen Weiber, nach Goldoni 10, 79.
Code Napoléon. Edition seule officielle pour le Royaume de Westphalie 3, 17.
Crenzers Dionysus 12, 137.
Cuvier Vorlesungen über vergleichende Anatomie, herausgegeben von Duméril. 1 Th. Uebersetzt von Froriep und Meckel 8, 61.

D.

- Delius über die Grenzen und Eintheilung des Erzbisthums Bremen 22, 175.
Demme Predigten über die Sonn- und Festtags-Evangelien 25, 177.
Dexter Le nouveau maître allemand, ou Grammaire allemande franque 12, 95.
Dion 17, 135.

E.

- Ewald Geist und Sitten der christlichen Sittenlehre 25, 125.

F.

- Freudentheil Siena 2, 13.

- Frisch Geschichte und Beschaffenheit der Bildungsanstalt für künftige Lehrer in Bürger- und Land-Schulen zu Freyberg 9, 71.
Funks Mythologie für Schulen und Liebhaber dieser Wissenschaft 20, 154.

G.

- Geschichte des deutschen Reichs, in besonderer Hinsicht auf Sachsen. 1 Bd. 19, 151.
Goethe die Wahlverwandtschaften. 1. 2 Bd. 16, 121.
Gräfin, die, von Fronsberg aus dem Hause Löwenstein 20, 159.

H.

- Haberfeld Predigten. 1 Th. 25, 130.
Haken Gemälde der Kreuzzüge nach Palästina zur Befreyung des heil. Grabes. 1 Th. 13, 97.
Heeren Essay sur l'Influence des Croisades. Trad. de l'Allemand p. Villers 15, 97.
— — Versuch einer Entwicklung der Folgen der Kreuzzüge für Europa 15, 97.
Heins Beschreibung des wolkensteiner Bades 8, 65.
Hering neue praktische Singeschule für Kinder. 3 Bänden. 10, 80.
Hirt der Tempel der Diana zu Ephesus 17, 131.
— — der Tempel Salomons 17, 131.
Hoffmeister Trois Trios progressives pour deux Violons et Violoncelle. Liv. 1. 17, 134.
— — — XII Pièces favorites pour 2 Clarinettes, 2 Cors et 2 Bassons 17, 156.
Horazens Oden, dem Versbaue der Ursprache nachgebildet von v. Gunter. 1—3 Buch 25, 195.
Hug Einleitung in die Schriften des N. T. 1. Theil 1, 1.

I.

- Jacobi über einen Vorzug der griechischen Sprache in dem Gebrauche ihrer Mundarten 25, 197.
Jörg über das Gebarorgan des Menschen und der Säugethiere im schwangern und nicht schwangern Zustande. 1 Bd. 26, 201.

- Kilian klinisches und bey den wichtigsten lichen Krankheiten v. Kotzebue die 1. Jahrg. 1—10 Heft 22, 171.

L.

- Loiden, die, der Thiere 22, 175.
Lemoine quelle a été l'Influence des Croisades sur la liberté civile des peuples de l'Europe etc. 13, 97.

Lesebuch, allgemeines, für katholische Bürger und Landleute. Neue Aufl. 24, 191.
Levezow Leben und Kunst der Frau *Marg. Luise Schick*, geb. *Hamel* 26, 208.
 Literaturzeitung, neue oberdeutsche allgemeine, vom Jahr 1809. No. 132. 134. 135 und 137 12, 92.

M.

Macchiavelli das Buch vom Fürsten. Aus dem Italienischen von *Rehberg* 11, 81.
Maittaire Graecae linguae dialecti. Post *Reizium* rec. *Sturzius* 24, 186.
 Melodien zu den Liedern zur Erbauung und Ermunterung für Schulkinder und Erwachsene. 1 Heft 16, 127.
Meister über A. *Perfius Flaccus*. Sat. VI, 57—40 u. f. w. 25, 199.
Muller Nouvelle Grammaire française simplifiée et pratique 12, 96.

N.

Napoleons Gesetzbuch. Einzig offizielle Ausgabe für das Königreich Westphalen 5, 17.

O.

Oken Lehrbuch der Naturphilosophie. 1 Bd. 1. 2 Th. 10, 75.
Ortmann Bemerkungen über einige in der Leidensgeschichte Jesu vorkommende Charaktere in Fastenpredigten 23, 184.

P.

Plane, die, Napoleons und seiner Gegner, besonders in Deutschland und Oesterreich 12, 92.

Pohl acht neue leichte Duetten für angehende Violinspieler 17, 134.
Pont-neuf Etude ou 40 Variations instructives pour deux Violons 17, 154.

A.

Reinkold Rüge einer merkwürdigen Sprachverwirrung unter den Weltweisen 9, 65.
 Repertorium oder alphabetisches Sachregister zur officiellen Ausgabe des napoleonischen Gesetzbuchs für das Königreich Westphalen 5, 17.

S.

Silling Magazin des plus nouveaux dessins françois de Broderie. Cah. 9 17, 136.
Sprengel Institutiones medicae. T. I 7, 49.
 — — institutiones physiologicae. P. I 7, 49.
Steffens über die Idee der Universitäten 21, 161.
Streckfuß Altamor und Zomira 17, 153.

T.

Thomson the Writting-Masters Assistant (englischer Schreibmeister) 10, 80.

V.

Vangerow über die Bildung der Jugend für Industrie und das bürgerliche und häusliche Leben überhaupt 9, 71.

W.

Wilbrand Darstellung der gesammten Organisation. 1 Bd. 10, 77.
Wilken Geschichte der Kreuzzüge. 1 Th. 15, 97.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademische Buchh. in Frankfurt an der Oder 13.
 Anonyme Verleger 12, 17, 23 (2), 26.
 Attenkofer in Landshut 26.
 Beckersche Buchh. in Gotha 23.
 Bruder und Hoffmann in Leipzig 22.
 Cotta in Tübingen 1, 16.
 Craz und Gerlach in Freyberg 8, 9.
 Crusius in Leipzig 13.
 Darnmann in Züllichau 19, 25.
 Dentu in Paris 15.
 Driemel in Lübben 19.
 Duncker und Humblot in Berlin 26.
 Fleischer d. J. in Leipzig 10.
 Fleischmann in München 25.
 Frommann in Jena 10.
 Geisinger in Wien 10.
 Göbhardt in Bamberg und Würzburg 7, 24.
 Götschen in Leipzig 17.
 Hahn, Gebr., in Hannover 11, 20.
 Haslinger in Linz 2.
 Hoyer in Gießen und Darmstadt 10.

Heyse in Bremen 22.
 Hoffmann in Hamburg 1.
 Hoffmeister in Wien 17 (2).
 Hoffmeister und Kühnel in Leipzig 17.
 Jacobäer in Leipzig 26.
 Krieger in Herborn 17.
 Kummer in Leipzig 8.
 Kunst- und Industrie-Comptoir in Amsterdam 7.
 Landes-Industrie-Comptoir in Weimar 9.
 Levraut in Straßburg 3 (2).
 Mohr und Zimmer in Heidelberg 18, 21, 23.
 Musikalisch-topographische Gesellschaft in Wien 17.
 Nicolovius in Königsberg 10, 17, 22.
 Pichler in Wien 23.
 Realschulbuchhandlung in Berlin 21.
 Rein und Comp. in Leipzig 18.
 Röwer in Göttingen 13.
 Schwicker in Leipzig 20.
 Stage in Augsburg 12.
 Stettinsche Buchh. in Ulm 8.
 Stöger in München 12 (2).

Tafché und Müller in Gießen 10.
 Thomann in Landshut 16
 Thomas in Hirschberg 9.
 Treutzel und Würz in Paris und Straßburg 15.
 Weigel und Liebeskind in Leipzig 24.

Weiß in Berlin 17 (2).
 Weygand in Leipzig 20.
 Wittekind in Eisenach 25.
 Wittwer in Nürnberg 8.
 Zabern in Mainz 12.

III. I n t e l l i g e n z b l a t t d e s J a n u a r.

Literarische Nachrichten.

Beyträge zur Geschichte der Schaumünzen aus
 neuerer Zeit. Programm I—VIII.

Ankündigungen.

Andreä'sche Buchh. in Frankf. am Mayn Verl. 6. 45.
 Archiv für Literatur und Kunst 7. 52.
 Barth in Leipzig Verl. 4. 32.
 Bruder in Leipzig Verl. 5. 17.
 Cotta in Tübingen Verl. 7. 53.
 Darumann in Züllichau und Freystadt Verl. 2. 15.
 Erhard Kritik aller deutschen Uebersetzungen des
 Codex Napoleon 4. 30.
 — — Uebersetzung der Supplemente zum Ge-
 setzbuche Napoleons und zur franz. Civilge-
 richtsordnung 4. 30.
 Engelhardt Lehrbuch der Erdbeschreibung Sach-
 sens für Schulen, neue Aufl. 6. 47.
 Fleckeisen in Helmstädt Verl. 7. 54.
 Göpferdt in Jena Verl. 6. 46.
 Hartknoch in Leipzig Verl. 7. 53.
 Heigl und Comp. in Straubing Verl. 4. 31.
 Hermann in Frankfurt am Mayn Verl. 6. 48.
 Heyer in Gießen und Darmstadt Verl. 2. 11. 12.
 Industrie-Comptoir in Leipzig Verl. 8. 62.
 Keyser in Erfurt Verl. 2. 15.
 Landes-Industrie-Comptoir in Weimar Verl. 6. 45.
 Linde's Wörterbuch der polnischen Sprache. 2 B.
 1 Abth. 8. 63.
 Martini in Leipzig Verl. 2. 10.
 Mohr und Zimmer in Heidelberg Verl. 6. 46. 8. 61.
 9. 69. 70.
 Nestler in Hamburg Verl. 8. 59.
 Nicolovius in Königsberg Verl. 2. 15. 14. 3. 17. 6. 48.
 Niemann und Comp. in Lübeck Verl. 8. 61.
 Ohmigte der Aelt. in Berlin Verl. 4. 31.
 Oken Lehrbuch der Naturgeschichte 3. 18.
 Perthes in Hamburg Verl. 8. 62.
 Salfeld in Berlin Verl. 9. 67. 69.
 Schwügrichen Supplement zu Hedwigs Species
 muscorum frondeorum 3. 19.
 Tafché und Müller in Gießen 4. 29.
 Vots in Leipzig Verl. 3. 17.
 Weigel in Leipzig Verl. 4. 31. 5. 53.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Baruch in Frankfurt am Mayn 1. 8.
 Bischoff im Großherzogthum Berg 4. 26.

Böckmann in Karlsruhe 4. 26.
 Brann in Weilburg 1. 5.
 v. Buchwald in Jena 4. 26.
 Busch in Dünkelsbühl 1. 8.
 Danz in Jena 4. 26.
 Dénon in Paris 7. 49.
 Fischer bey Moskau 8. 57.
 Gaum in Mannheim 7. 49.
 v. Grauvogl in Ulm 1. 8.
 Guérault in Paris 7. 49.
 Guldenapfel in Jena 7. 49.
 Heeren in Göttingen 7. 49.
 Heinrich in Weimar 4. 26.
 Hermann in Nürnberg 1. 8.
 Horner in Zürich 7. 49.
 Hufchke in Rostock 4. 26.
 Klefer in Nordheim 8. 57.
 Kleindienst in München 1. 8.
 Link in Neunburg am Walde 1. 8.
 Meinert in Göttingen 7. 49.
 Mirus in Jena 4. 26.
 Neef in St. Gallen 4. 26.
 Quatremère in Paris 8. 57.
 v. Reinhard in Cassel 8. 57.
 Scheurl in Nürnberg 1. 8.
 Schmid in Jena 4. 26.
 Schöman in Jena 4. 26.
 Schram in Duffeldorf 1. 8.
 Schulze in Spandau 7. 49.
 Seifer in Stuttgart 1. 8.
 Timkowsky in Charkow 8. 57.
 Voigtel in Halle 7. 49.
 Wetter in St. Gallen 4. 26.

Nekrolog.

d'Alayrac in Paris 4. 27.
 Bachmann in Aschaffenburg 4. 27.
 Baumgärtner in Erlangen 7. 50.
 v. Birkenstock in Wien 7. 50.
 Bonn, Gebrüder, in Amsterdam 4. 28.
 Crété Graf v. Champmol in Paris 4. 27.
 Dilschmann in Tangermünde 7. 50.
 Falquerolles in Batavia 4. 26.
 Ford in London 4. 26.
 v. Grollmann in Gießen 7. 50.
 v. Grofs in Weimar 4. 26.
 v. Hügelin in Wien 7. 49.
 Jaffoy in Batavia 4. 26.
 Laspeyres in Berlin 4. 27.
 Rönberg in Rostock 4. 26.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

- Erlangen, Sitzung und Preisaufgabe der camera-
 listisch-ökonomischen Societät am 6 Nov. v. J.
 Göttingen, Stiftungsfeyer der königl. Gesellschaft
 der Wissenschaften am 4 Nov. v. J., Preisver-
 theilung und Preisfragen
 Leland, Stiftung einer Gesellschaft für Aufklä-
 rung und Beförderung der Industrie in Leland
 und Falter
 Mannheim, Preise für die besten Biographien
 großer Deutschen
 München, Sitzung der Akademie der Wissen-
 schaften am 12 Oct. v. J.
 Neapel, Sitzung des königl. Instituts zur Auf-
 munterung
 Norwegen, Preisaufgabe die Anlegung einer dor-
 tigen Universität betreffend
 Paris, kaiserl. Decret, die zehnjährigen großen
 Preise betreffend
 Petersburg, kaiserl. Befätigung der Akademie
 der Medicin und Chirurgie
 Rotterdam, Preisvertheilung der Gesellschaft der
 Naturkunde

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

- Berlin, Fonds der neuen Universität
 Coblenz, Promotionen
 Darmstadt, Examen und Redeübungen am
 Gymnasium
 Erlangen, Promotionen und Gedächtnisschrift
 Frankfurt am Mayn, Prüfungen am Gymnasium
 Göttingen, Preisvertheilung und Preisaufgaben
 für die Studirenden
 Jena, Weihnachtsprogramm
 München, Preisvertheilung in den königl. Schulen
 Nürnberg, Preisvertheilung am Gymnasium, ge-
 genwärtiger Zustand desselben.
 Paris, *Cuvier* und *Coëffier* bereisen Toskana
 Rostock, Promotionen
 Torgau, Redeactus am Lyceum
 Wetzlar, Programm zur Eröffnung der Rechts-
 schule — Vereinigung des lutherischen und ka-
 tholischen Gymnasiums
 Zwickau, Examen am Lyceum

- Vermischte Anzeigen und Nachrichten.**
 Abfertigung des Predigers *Fuhrmann* zu Hamm
 Anfrage
Angelos jüngstes Gericht ist in Kupfer erschienen
 Aufruf der Universität zu Charkow, wegen Be-
 setzung einiger Lehrstellen
 Barth in Leipzig Anzeige, den V. der Recepte
 und Curarten der besten Aerzte aller Zeiten be-
 treffend
 Berichtigung zu der Beurtheilung von *Haydn*
 Biographie
 Bücher-Auction in Heimsfädt
 — — — — in Jena
 — — — — in Leipzig
 — — — — in Stuttgart
 Bücher-Verkauf, wohlfeiler
 Cours historique et élémentaire de Peinture,
 75 Lieferung
Duncker in Rathenau Pränumerationsanzeige auf
 Mikroskope
Kolbe Antikritik
 Kopenhagen, die königl. Kunstkammer wird
 durch zwey Oelgemälde bereichert
 Kummel in Halle Anzeige, das Journal für Pre-
 diger betreffend
 Loos in Heidelberg Anfrage nach einem anony-
 men Rec.
Lütke in Berlin malt eine Gegend in Pommern
Mesmer, über, von O.
 v. *Mulzer* in Wetzlar soll dem Congress in Gie-
 ssen beywohnen, und eine Instruction zur Ein-
 führung des C. N. bearbeiten
Oken Anfrage nach dem anonymen Rec. seiner
 Naturphilosophie
 Paris, ein Gemälde von *Lemoumier* wird im Saale
 des Cassationshofs aufgestellt
 — — Vorschläge zu einem Obelisk
Ringseis Herausforderung eines anonymen Rec.
Schaller in Pfaffenhofen Antikritik nebst Antwort
 des Rec.
Stichel in Wetzlar soll dem Congress in Gießen
 beywohnen
 v. *Strombeck* Berichtigung
Vulpiaz in Weimar Bücher zum Verkauf
Weigel Berichtigung und Zusatz
 Wetzlar, die Bibliothek erhält 2000 fl. vom Für-
 sten-Primas
Wiebeking hat seine Brückenbaukunde vollendet
Wilhelmi in Jena Bücher zum Verkauf

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 1 F E B R U A R , 1 8 1 0 .

T H E O L O G I E .

ALTENBURG u. LEIPZIG, b. Richter: *Über Kirchenzucht. Mit besonderer Hinsicht auf die protestantische Kirche.* Von Jonathan Schuderoff, Superintendenten und Oberpfarrer zu Ronneburg. 1809. 7 Bogen kl. 8. (8 gr.)

Unter allen religiöse und kirchliche Verhältnisse betreffenden Schriften, welche seit Kurzem erschienen sind, ist die jetzt von uns anzuzeigende eines schon längst verdienstvollen Gelehrten unstreitig eine der gehaltreichsten, und wir hoffen, daß dieselbe, wenn auch nicht so sehr durch Realisirung der in ihr dargelegten Ideen und Vorschläge, doch durch die von ihr zu erwartende Anregung des Untersuchungsgeistes in Dingen, die bis dahin wenig oder gar nicht untersucht worden, von sehr wohlthätigem Einflusse seyn werde. Wundern muß man sich, daß bisher bey den Klagen und Nachforschungen über den Verfall der öffentlichen Religiosität der Verfall oder vielmehr das gänzliche Aufhören der Kirchenzucht so gut wie gar nicht in Betracht gezogen worden. Daß der Vf. dieß that, ist schon an sich verdienstlich: er leistet aber noch mehr; er stellt eine förmliche Theorie der Kirchenzucht, so wie überhaupt der Kirchenorganisation auf, eine Theorie, die jedoch in den Augen mancher Leser ein zu kühnes und paradoxes Ansehen haben dürfte. Wir wollen uns bemühen, das Wesentliche seines Ideenganges und das Gewichtvolle seiner Behauptungen kurz darzulegen; und unsere Bemerkungen hinzufügen. Der Vf. geht davon aus, daß der Begriff der Kirche auch ihr Daseyn voraussetze. „Ist jener nothwendig: so ist es auch dieses. Unter einer Gesellschaft vernünftiger Wesen soll es ohne Zweifel nicht bloß Sittlichkeit und Religion geben, sondern öffentliche Sittlichkeit und öffentliche Religion. — Jeder hat das Ideal des guten, Gott wohlgefälligen Menschen in sich, und alle sollen gemeinschaftlich nach diesem Ideale ringen, und sich unter einander zur Heiligkeit der Gesinnungen und des Wandels ermuntern und stärken, damit Gott unter ihnen wohne. — Die äußere Kirche geht also hervor aus dem Ideal von öffentlicher Sittlichkeit und Religion. Die Menschheit kann nicht ohne Kirche seyn, und nicht ohne Kirche gedacht werden. — Von allen bekannten Religionsanstalten entspricht keine besser der Idee einer Kirche, als die christliche. Ihr Stifter hat Heiligkeit zum Princip und Ziel derselben erhoben. —

J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

Sie ist — Erziehungsanstalt im weiteren Sinne. Denn wiewohl sie keine Unmündigen in eigentlichen Verstande erzieht: so muß sie doch, um bestehen zu können, ihre Glieder an eine gewisse Ordnung und Regel binden, damit der Zweck, die Heiligkeit der Gesinnungen im Leben darzustellen, so gut als möglich erreicht werde. — Wo es Bildung und Erziehung giebt, da giebt es auch Zucht. — Tugend und Religion sind (freylich) keine Gegenstände der Zucht; sie gedeihen nur auf dem Gebiete der Freyheit, und der Kirche liegt bloß ob, ihren Gliedern diese Ideale durch bestellte Lehrer so nahe als möglich zu bringen u. s. w. Zucht soll daher in der Kirche zuvörderst um derer willen Statt finden, welche zwar in der kirchlichen Gemeinschaft stehen mit denen, welche in dieser Gemeinschaft der Heiligung alles Ernstes nachjagen, gleichwohl aber diese Gemeinschaft bloß dem Scheine nach und wegen ihres Vorthells und Wohlbefindens unterhalten, und übrigens nur, so oft es ihnen beliebt, von Zufall und Laune bestimmt, Zeichen des kirchlichen Lebens von sich geben, und sich als Gemeindeglieder betragen. Ihr Grundsatz heist: *Wer zur christl. Gemeinde gehören will* (und zu derselben gehören in christl. Staaten alle, die sich nicht ausdrücklich von ihr lossagen), *muß auch äußerlich keinen Zweifel übrig lassen, daß er ein Christ sey, und sich demjenigen fügen, was die Kirche zu ihrer Erhaltung für nothwendig erklärt.* (Hier hätte der Vf. unserem Bedünken nach angeben müssen, welche Vortheile derjenige bis jetzt genießt, der bloß dem Scheine nach, also ohne an den Wohlthaten, welche die Kirche als religiöse und sittliche Bildungsanstalt darbietet, ernstlich Theil zu nehmen, die kirchliche Gemeinschaft unterhält. Mancher, der bloß nach Zufall und Laune „Zeichen des kirchlichen Lebens“ von sich giebt, wird gar nicht wissen, was für besondere Vortheile er zur Zeit als Kirchengesellschaftsglied habe, bey einer strengeren Kirchenzucht aber verlieren könne und solle. Ein Anderes wäre es, wenn in christlichen Staaten die oberste Behörde den Grundsatz zum Gesetz gemacht hätte: *Wer ein Bürger oder Schützling des Staats seyn will, soll sich auch alles Ernstes zur kirchlichen Gemeinschaft halten; dieses ist die Bedingung von jenem.* Unten S. 36, wo der Vf. sagt: *Der Staat ist in der Kirche*, heist nichts als: *Jeder Staatsbürger soll auch Kirchenglied seyn.* — scheint er auch allerdings zu wollen, daß der Staat jenes Gesetz aufstelle — obgleich dieß freylich mit der Ausrufung S. 34: „Mag der Staat seine Cassen und Am-

D d

ter immerhin Menschen anvertrauen, die das kirchliche Band für ihre Person aufgelöst haben; er thut dieß auf seine Gefahr, und die Kirche muß es sich gefallen lassen u. s. w.“ — nicht harmonirt; bis jetzt aber ist vom Staate jener Grundsatz noch nicht geltend gemacht oder wenigstens nicht in gesetzlicher Kraft erhalten worden, und so kann auch nicht als anerkannt vorausgesetzt werden, daß mit der wirklich oder nur zum Schein unterhaltenen kirchlichen Gemeinschaft Vortheile verbunden sind, die außerhalb des religiösen und sittlichen Zwecks dieser kirchlichen Gemeinschaft liegen. Daß Mancher, der diesen Zweck nicht beachtet oder geringschätzt, auch gar keine Vortheile von der kirchlichen Gemeinschaft für sich erwartet und verlangt, wollen wir hier unberührt lassen.) Der Vf. fügt bald nachher hinzu: „Die Kirchenzucht ist *vornehmlich* für diejenigen, welche durch ihr unchristliches und unkirchliches Verhalten Ernst und Schärfe gegen sich aufrufen, *dann aber auch für alle Kirchenglieder ohne Ausnahme*“; in Beziehung auf den oben von ihm selbst zugegebenen Satz: „Tugend und Religion sind keine Gegenstände der Zucht,“ scheint er uns diese Behauptung nicht hinlänglich begründet zu haben. Der Vf. fährt fort: „Man muß durchaus darauf bestehen, daß sich Niemand, wer er auch sey, der äußeren Gemeinschaft mit der sichtbaren Kirche entziehe. Denn die sichtbare Kirche ist nicht, wie der Staat um seiner selbst willen, sondern für die unsichtbare und um dieser willen da.“ — „Das Eingehen der sichtbaren Kirche droht dem Reiche Gottes selbst Gefahr, und mit der Entfernung der Menschen von jener wird das Streben nach innerer Heiligkeit oder nach der Gemeinschaft mit der unsichtbaren selbst zweifelhaft und unsicher.“ (Wohl wahr! Indefs wer *wahrhaft* *sittlich und religiös* *gebildet* ist, wird sich der Theilnahme an der sichtbaren Kirche nicht entziehen. Um es aber zu werden, dazu dienen unstreitig auch noch andere Mittel, als diese Theilnahme selbst; und Jemanden zu dieser Bildung und zu der äußeren Erweisung derselben, der öffentlichen Religiosität durch Zuchtmittel, sie seyen von welcher Art sie wollen, *nöthigen* zu wollen, wäre doch immer mit der Natur der menschlichen Seele, so wie mit der Natur der Religion selbst, unverträglich. Die innere Religion muß ja offenbar ein Act der menschlichen Freyheit, und die äußere Religion sollte nur eine Folge von jener seyn.) „Von einer Zucht in der Kirche kann bloß die Rede seyn, in wie fern sie gewisser Vorkehrungen und Einrichtungen bedarf, welche ihr *Daseyn*, ihre *Erhaltung* und ihren *Fortschritt*, ihr fröhliches Gedeihen betreffen.“ „Das *Daseyn* einer Kirche ist bloß denkbar unter dem Begriffe der *kirchlichen Gemeinschaft* — und nicht ohne *Einweihung zur Mitgliedschaft*. — Siehe da, die Hauptmomente der christlichen Kirchenzucht —: *Taufe* und *öffentliche Gottesverehrungen* in eigends dazu bestimmten Häusern. Die sich hieraus ergebenden Regeln — heißen: 1) Jeder, der zur christlichen Kirchengemeinschaft gehören will, soll sich taufen lassen, und kein Ungetauf-

ter kann ein Christ seyn. (Sehr richtig; nur setz diese Regel voraus, daß die Taufe nicht an Unmündigen, sondern an erwachsenen, des eigenen Urtheil in der wichtigsten Angelegenheit fähigen Subjecten vollzogen werde. Der Vf. berührt diesen Punct gar nicht, billigt vielmehr den Inhalt der bekannten königl. preuss. Verordnung über den *Termin der Kindertaufe* und stellt nachher als Nebenregel auf: „Kein Kind soll der *Confirmation* entzogen werden, und wer als Kind getauft wurde, kann nicht als Kirchenglied angesehen werden, wenn er nicht auch confirmirt worden ist.“) 2) „Jeder in die christliche Gemeinde Aufgenommene soll die öffentlichen Gottesverehrungen besuchen.“ — „In der *Kirchenpoliceordnung* müßte bestimmt angegeben seyn, wie lange ein Kirchenglied sich der Theilnahme an öffentlichen Gottesverehrungen entziehen könnte, ohne sich einer officiellen Mahnung und Weisung auszusetzen.“ (Daß eine solche Bestimmung, und noch mehr die Aufrechthaltung ihrer Befolgung von *allen* Ständen und Individuen — große Schwierigkeiten habe, daß dabey viele Ausflüchte und Täuschungen Statt finden würden, braucht Rec. wohl kaum anzudeuten.) In Betreff der *Erhaltung der Kirche* stellt der Vf. zuvörderst den Grundsatz auf: „*Wer die Sittsamkeit verletzt, und der Sittlichkeit Hohn spricht*, in wie fern diese ein Gegenstand äußerer Wahrnehmung ist und sich durch Thaten kund giebt, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er in *Strafe* verfällt, und unter die *Büssenden* gezählt wird.“ (Jeder Wohldenkende wird neben unseren bürgerlichen Richtersthühlen noch gern eine andere wirkliche Anstalt zur Förderung der Sittsamkeit und Sittlichkeit wünschen, wenn die Ausführung nur nicht so schwer, nur nicht unmöglich wäre. Würden hier nicht Collisionen zwischen dem bürgerlichen und dem kirchlichen Richter- und Straf- Amte zu befürchten seyn? Und würden nicht manche moralisch Verirrte, die, wenn sie am öffentlichen kirchlichen Cultus ferner Theil nähmen; gerade dadurch gebessert werden könnten, sich ganz der kirchlichen Gemeinschaft entziehen, wenn sie darin eine Censur oder Bestrafung erwarten müßten?) Das zweyte Gesetz des Vfs. zur Erhaltung der Kirche ist folgendes: „So wie Jeder getauft werden, und in die Kirche gehen soll: so soll auch Jeder das *Abendmahl* genießen, denn es ist — *Bürgschaft des Bekenntnisses zur christl. Religion*, und der Kirche kann es nicht gleichgültig seyn; ob eine ihrer Glieder diese Garantie giebt oder verweigert. Wie oft jeder sich dieses Genusses bedienen solle, ist zwar schwer zu bestimmen; aber *bestimmt muß ein Zeitraum werden, binnen dessen jeder communiciren soll*; und achtet er nicht darauf: so ist er ohne Weiteres gewisser Vorrechte verlustig.“ Rec. ist vollkommen der Meinung, daß, wer zur christlichen Religionsgesellschaft gehören will, auch hin und wieder an der öffentlichen Feyer des Gedächtnismahls Jesu Theil nehmen müsse, gerade um zu zeigen, daß er sich nicht des Evangeliums von Jesu schäme, andere Gründe zu geschweigen, und wir glauben, daß die Prediger den angehenden und wirklichen Kirchen-

gliedern dieß öfter und ernstlicher, als sie zu thun pflegen — die Rücksicht auf das, freylich hässliche, Beichtgeld braucht sie nicht davon abzuhalten, wenn sie nur die gehörige Wendung mit Freymüthigkeit zu treffen wissen —, vorstellen müßten. Aber daß in der Kirche und von Seiten der Kirche mehr geschehen könne, bezweifeln wir; die Vernachlässigung jener Feyer mit kirchlichen Strafen zu belegen, dürfte selbst nicht im Geiste Jesu seyn, der die Handlung ja gar nicht einmal als eine öffentliche Handlung angeordnet hat, dürfte auch dem Charakter und Zwecke der Handlung selbst nicht angemessen seyn. Ueberhaupt glauben wir, daß zur Hervorbringung heiliger Gefinnungen, welche doch der Endzweck aller kirchlichen Anstalten und Gebräuche ist, von der kirchlichen Gemeinschaft und deren Lehrern keine anderen Mittel, als Belehrung, Ermunterung und Erziehung angewandt werden dürfen. Die Lehrer, Vorsteher und Glieder der kirchlichen Gemeinschaft mögen für sich urtheilen, daß der, welcher an jenem kirchlichen Ritus keinen Theil nimmt, vielleicht kein würdiges, einsichtsvolles Mitglied ihrer Gesellschaft sey, wenn er den wiederholten allgemeinen und besondern Erinnungen zu jener Theilnahme kein Gehör giebt; aber gewisser (äußerer) Vortheile sollte man ihn deswegen nicht verlustig erklären. — Für positive Kirchenstrafen will Hr. Sch. selbst nicht stimmen; aber die negativen sollen ohne Ansehen der Person vollzogen werden und unabkäuflich seyn. „Die Strafen selbst, die sowohl auf Verletzung der äußeren Ehrbarkeit und Rechtlichkeit, als auch diejenigen, welche auf Verletzung der vorgeschriebenen Kirchenordnung verhängt würden, könnten etwa folgendermaßen classificirt werden: 1) Erinnerung durch den Kirchenvorstand. (Der Vf. bemerkt selbst, daß sie bey bürgerlich vielgeltenden Menschen, mißlich seyn werde; uns scheint sie überhaupt mißlich, wenn sie schon wegen vernachlässigten Kirchenbesuchs bey Personen auch der mittleren und niederen Stände Statt haben soll.) 2) Drohung der Anzeige an den Kirchenrath. (Sie dürfte in vielen Fällen in den Wind geschlagen werden, zumal wenn die vom Kirchenrath zu ergreifenden Strafmittel (s. im Folgenden) keine furchtbare Kraft haben.) 3) Sind diese Mittel umsonst: so mag nun der Unverbesserliche büßen. Er kann nie ein Kirchenamt bekleiden, z. B. nie Mitglied des Kirchenvorstandes werden; 4) nicht Gevatter stehen.“ (Irren wir nicht: so ist schon in einem andern kritischen Blatte erinnert, daß beides von denen, die sich durch ihr Betragen von der kirchlichen Gesellschaft lossagen, nicht für Verlust und Strafe, sondern für Gewinn werde geachtet werden; ja in unsern Zeiten möchte wohl Mancher sich absichtlich vom kirchlichen Bunde trennen, um dem beschwerlichen Amte eines Kirchenvorstehers und den lästigen Verhältnissen eines Taufpathen zu entgehen. Sehr inconsequent und unschicklich ist es freylich, wenn eine Obrigkeit, wie nicht selten der Fall ist, Männer, deren Gleichgültigkeit gegen Religion und öffentliche Gottesverehrung bekannt genug ist, darum weil

sie übrigens bürgerliches Ansehen haben, zu Kirchenvorstehern bestellt, und wenn notorisch irreligiöse oder doch den öffentlichen kirchlichen Verein nicht achtende Personen zu Taufzeugen gewählt werden.) 5) „Er darf nicht getrauet werden.“ Der Staat mag seine Ehe als eine gültige anerkennen; er selbst kann keinen Anspruch auf Einsegnung des Predigers vor dem Altar machen, von welchem er sich eigenwillig entfernt hat.“ (Auch dieß wird einem solchen kein Verlost oder nur ein belachenswerther Verlost dünken; nur wenn der Staat sich mit der Kirche in der Nichtanerkennung oder Unterfagung der Ehe eines die kirchliche Gemeinschaft oder, was hier einerley ist, die öffentliche Gottesverehrung verachtenden Menschen vereinigte, würde es in manchen Fällen Strafe seyn; in allen Fällen oder bey allen Individuen gewiß nicht. Denn Manchen würde es nun um so weniger Überwindung kosten, so gut außer der Ehe, wie außer der Kirche zu leben, die sinnliche Lust aber doch zu befriedigen. Wenn nun aber der Staat die bey ihm nachgesuchte Anerkennung ehelicher Bündnisse auch ohne religiöse Feyer gewähren wollte — wie er dieß allerdings aus moralischen und staatswirtschaftlichen Gründen thun würde und thun müßte —: thut denn die Kirche wohl, dadurch, daß sie ihren Verächtern die religiöse Trauung ver sagt, sich die Gelegenheit zu rauben, möglichen Falls die, wenn auch nicht religiöse, doch moralische Führung einzelner Ehen befördern zu helfen? Darf überhaupt, um zu strafen, etwas entzogen werden, das ein Mittel seyn kann, auf das Innere des Menschen zu wirken, und ihn zur Heiligkeit der Gefinnung zurückzuführen? Und müßte nicht die Kirche am allerwenigsten auf solche Art strafen? Doch — wir dürfen dem Vf. kaum diese Erinnerungen entgegenstellen; er ist seinen eigenen Grundfätzen nur nicht ganz treu geblieben.) 6) „Er darf nicht Vormund werden.“ (Hier gilt dieselbe Bemerkung, wie bey No. 3 u. 4.) 7) „Keinen Eid schwören.“ (Rec. hält es für vollkommen gegründet, daß der Staat keinen Bürger einen Eid leisten und keinen Justizbeamten Anderen einen Eid abnehmen lassen sollte, der nicht durch wahre Theilnahme an dem kirchlichen Vereine, also auch durch Theilnahme an der öffentlichen Gottesverehrung einen Beweis gäbe, daß er religiöser Mensch, daß er Christ sey; aber eine wirksame Strafe für den, der dieß nicht ist und nicht seyn will, wird die Zurückweisung vom Eide, auch wenn nicht die Kirche, sondern der Staat sie vollzieht, keineswegs seyn. Der Staat würde zur Handhabung der Gerechtigkeit, wenn der Eidswur einzelner Personen um der Kirchenzucht willen wegfiel, auf Surrogate des Eides denken müssen, so daß das Privatinteresse der nicht zum Eide Gelassenen doch nicht leiden würde.) 8) „Ein der Kirchengemeinschaft Entsagender darf auch nicht vor Gerichte zeugen.“ (Hier wird das eben Bemerkte gleichfalls anwendbar.) 9) „Nicht einmal Richter kann er seyn.“ (Daß hier der eilenden Feder eine unpassende Wendung des Ausdrucks entschlüpft ist, darauf braucht man einen Schriftsteller, wie Hn. Sch., wohl

nicht erst aufmerksam zu machen. Rec. ist übrigens ganz der Meinung, daß der Staat nicht wohl thut, wenn er Männer, die öffentlich wenig oder gar keine Achtung gegen die Religion und den kirchlichen Verein blicken lassen, zu Richtern bestellt, oder sie das ihnen anvertraute Richteramt länger ohne Rüge verwalten läßt: aber daß die Kirche, oder vielmehr der Kirchenrath, in dieser Hinsicht etwas verfügen, oder auch nur Anträge bey der Staatsbehörde zu Verfügungen der Art machen dürfe, bezweifeln wir; auf jeden Fall wäre dieser Vorschlag kein im Ganzen wirksames und sehr in Betracht kommendes Strafmittel, da unter den vielen Verächtern der Religion und Kirche immer nur äußerst wenige sind, die Richter sind und werden können.) 10) „Endlich soll derjenige, welcher nichts auf die Kirche giebt; und sich der christlichen Zucht und Ordnung nicht unterwirft, *auch nicht nach christlichem Gebrauche begraben werden.*“ — „Es wird nicht geläutet, nicht gesungen, nicht gepredigt, kein Segen gesprochen, kein Geistlicher geht mit zu Grabe, kein Kreuz wird vorgetragen u. s. w. Die christliche Gemeinde nimmt gar keine Kenntniß von seinem Ableben, und wär' er übrigens ein noch besserer Mensch gewesen. Daher fällt auch die gewöhnliche Abkündigung seines Todes in der Gemeinde hinweg.“ (Sind aber nicht diese kirchlichen Ceremonieen fast schon in allen Ländern abgekommen, oder doch in den Augen derer, welche aufgeklärt seyn wollen, werthlos geworden? Und würden nicht die, welche Religion und Kirche geringschätzten, nach ihrem Tode solche Ceremonieen zurückweisen, wenn sie es sodann könnten? Wird also die Entziehung einer solchen Ehre als Strafe dienen können? —) Es ergiebt sich nun nach den von Rec. gemachten Andeutungen, daß alle vom Vf. vorgeschlagenen Strafmittel, zumal von der Kirche selbst oder deren Repräsentanten angewandt, zur Aufrechthaltung einer strengeren Kirchenzucht wenig leisten würden. Und wenn dies auch nicht der Fall wäre: so dürfte doch, unserem Bedünken nach, *Liebe zur Kirche und Bereitwilligkeit*, ihre edlen Zwecke zu ergreifen und zu befördern, durch eine von ihr selbst eingeführte und ausgeübte *Zucht* keinesweges bewirkt werden können; wir fürchten im Gegentheil, daß dadurch noch mehrere Gemüther von der Kirche würden entfremdet werden, oder daß eine Herrschaft der Religion, durch Strenge, die dem Zwange ähnlich ist, oder doch ähnlich sieht, erzielt, über die Gemüther keine Kraft haben werde. — Wenn wir nun zwar bezweifeln, daß die Kirche selbst eine Zucht ausüben und dazu beytragen dürfe, daß die Religiosität bey manchen Menschen aufhöre, ein Act der Freyheit zu seyn: so ist es indess eine andere Frage, ob nicht der Staat sich *wenigstens bey gewissen Personen* einer Art von Zucht bedienen könne, um dem Verfall der Religiosität und der kirchlichen Gemeinschaft in der bürgerlichen Gesellschaft abzuhelpen. Dem Staate ist es um seiner selbst willen wichtig, daß dieser Verfall nicht fortdaure und nicht weiter fortgehe; er hat sogar die Pflicht auf sich, dafür zu sorgen, daß seine Bürger

und Schützlinge ihre religiöse und sittliche Bildung nicht verlieren, und hiezu können nun die öffentlichen kirchlichen Anstalten allerdings Ein Mittel seyn; er kann mit Recht Bedenken tragen, Männern, welche sich als Verächter der Religion und Kirche zeigen, oder wenigstens keine Beweise geben, daß sie religiös gesinnt sind, öffentliche Ämter anzuvertrauen, und so glauben wir denn allerdings, daß der Staat eines Theils das Recht habe, allen öffentlichen Beamten, welche er anstellt; vorzuschreiben, daß sie sich zur kirchlichen Gemeinschaft halten, also den öffentlichen religiösen Versammlungen fleißig beywohnen, und auch der Abendmahlshandlung, als einem öffentlichen Achtungsbeweise gegen den Stifter des Christenthums, sich nicht entziehen, und daß dem Staat andern Theils auch die Pflicht obliege, auf die Erfüllung dieser Vorschrift strenge zu halten, und also diejenigen, welche sich darein nicht fügen, nach fruchtlos gebliebener Rüge und Verwarnung, aus der Zahl seiner Beamten auszuschließen. Erlangt nun der Staat hiedurch, daß Obrigkeiten und Volksvorsteher, daß Lehrer der Jugend und Ausbilder der Wissenschaften, und daß überhaupt Personen von Ansehen und Einfluß mit gutem Beyspiele in öffentlicher Anerkennung der Religion und Kirche den übrigen Staatsbürgern vorangehen, und sorgt er zugleich, so viel es möglich ist, (— in allen Ländern des protestantischen Deutschlands ist hierin noch keinesweges geschehen, was möglich ist —) für Anstellung würdiger Religionslehrer, die das Wort der Wahrheit auch durch äußere Beredsamkeit und Weisheit des Wandels unterstützen, imgleichen für eine zweckmäßige Liturgie und eine gute Kirchenpolicey überhaupt, insbesondere aber für eine *bessere Erziehung der Jugend zur Religion*: so, glauben wir, ist alles geschehen, was in einem nicht idealischen, sondern wirklichen Staate für Aufrechthaltung der Religion und Kirche geschehen kann, und man muß alles Ubrige der Vorsehung und der Kraft der Religion selbst überlassen. Jene vom Staate gegen seine öffentlichen Beamten ausgeübte Zucht ist nun freylich auch eine (oben von Rec. selbst gemißbilligte) Beschränkung der Freyheit in Betreff der Religion und Religiosität: allein theils bezieht sie sich nur auf einzelne Individuen, und zwar vorzüglich nur auf solche, die zugleich am ersten durch sich selbst Kinder der Freyheit werden, sich am ersten zur freyen Schätzung der Religion und Kirche erheben können; theils ist auch die Sache eine ganz andere, wenn sie vom Staate aus dem oben angedeuteten Gesichtspuncte, als wenn sie von der Kirche, der Repräsentantin der Religion, die so wenig nöthigen, als zwingen darf. (man sehe den Vf. S. 50 unten), verfügt wird. Aber freylich dürfte bey diesen Grundätzen eine Trennung der Kirche vom Staate nicht möglich seyn, oder jene müßte doch einen Stützpunkt an diesem haben, und dürfte die Einwirkung der weltlichen Regierung in ihre Angelegenheiten nicht ganz verschmähen.

(Der Beschluß folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 F E B R U A R , 1 8 1 0 .

T H E O L O G I E .

ALTENBURG UND LEIPZIG, b. Richter: *Über Kirchengenozucht. Mit besonderer Hinsicht auf die protestantische Kirche.* Von Jonath. Schuderoff u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir kommen hiemit zu dem zweyten Haupttheile der vorliegenden Schrift, in welchem der Vf. gleichfalls eine grosse Abweichung von den gewöhnlichen Grundfätzen und der gewöhnlichen Observanz ausspricht, oder wenigstens auszusprechen scheint. Was er über den dritten der oben erwähnten Punkte, den Fortschritt oder das Weiter- und Höherkommen der Kirche, und zwar über das Mittel dazu, die Schulen, sagt, die er unter die Oberaufsicht des Kirchenraths, jedoch mit Zuziehung eines Deputirten des Staates, gestellt wünscht, übergehen wir als etwas, das in manchen Ländern dem Wesentlichen nach schon realisirt ist, und auch keine grossen Schwierigkeiten hat. Der zweyte Haupttheil der Schrift betrifft das gegenseitige Verhältniß der Kirche und des Staates. Der Vf. behauptet: beide sind einander nicht subordinirt, auch nicht coordinirt; auch kann keine absolute Einheit beider Statt finden: dagegen aber stehen sie in Wechselwirkung, und nur dann ist eine vollkommene kirchliche, nur dann eine vollkommene Staatsverfassung möglich, wenn beide sich freundschaftlich die Hand reichen." Hiegegen wird wohl nichts Bedeutendes eingewandt werden können. Präciser aber möchten folgende Grundsätze seyn: 1) „Die Kirche ist ein für sich bestehendes, selbstständiges Ganzes.“ — Sind gleich die Grenzen zwischen Staat und Kirche nicht überall scharf gezogen: so wird doch jeder Staat sich bescheiden, das Gebiet des Glaubens jenseits des seinigen liegt.“ (Letzteres sollte allerdings so seyn; ein Anderes aber ist: ob der Staat nicht auf die (äussere) kirchliche Gemeinschaft, auf deren Einrichtungen, auf die Rechte, welche sie haben und ausüben will, einen Einfluss haben wolle und könne. Das räumt freylich der Vf. selbst dem Staate ein, daß er in dem Kirchenrathe einen Deputirten halten könne, der bey den Verfügungen desselben dahin sehe, ne quid resp. detrimenti capiat. Wir glauben aber fast, daß eine so oftmalige und wichtige Berührung kirchlicher und weltlicher Angelegenheiten eintreten könne, daß der Staat mehr als dieß, daß er eine obere Aufsicht und Leitung in Betreff der kirchlichen Gesellschaft fernerhin für sich fordern werde. Und wird denn auch der Kirche, um die Ver-

bindung ihrer Glieder aufrecht zu erhalten, und ihren Zweck, die Beförderung der Religiosität und dadurch zugleich der Sittlichkeit, verfolgen zu können, die Hülfe und Unterstützung des Staats entbehrllich seyn? (Man vergleiche unseren obigen Vorschlag.) Will man indess jene obere Aufsicht des Staats auf das kirchliche Gemeinwesen — wobey es freylich immer auf die Art und Weise ankommt — und diese Mitwirkung des Staats für die Erhaltung der Kirche bloß ein freundschaftliches Handreichen nennen, wobey die Kirche als ein selbstständiges Ganzes für sich bestehen könne: nun gut. — 2) „Die Kirche ist im Staate; kein Mensch kann Kirchenglied seyn, er sey denn Staatsglied; (sehr richtig!) nun aber auch umgekehrt: der Staat ist in der Kirche, jeder Staats-Bürger soll auch Kirchenglied seyn.“ (Dieser Satz ist kühner; nach consequenten Principien freylich ganz richtig; aber in wirklichen Staate leider! wohl schwerlich ausführbar (— der Vf. hat dieß selbst durch eine schon oben von uns berührte frühere Äußerung, S. 34, gleichsam zugegeben —). Wir beschränken den Satz so: jeder Staats-Beamte soll, nicht bloß zu seinem eigenen Frommen, sondern auch zum guten Beyspiel für die übrigen Staatsbürger, auch Kirchenglied seyn. Die Kirche kann freylich durch ihre Lehrer die christliche Jugend ohne Unterschied an das moralische Solen in Ansehung der Theilnahme an der kirchlichen Gesellschaft erinnern: aber alle Staatsbürger kann sie dazu nicht anhalten, nicht nöthigen; auch der Staat selbst kann es nicht; seine Beamten aber könnte er wohl (s. oben) dazu anhalten und nöthigen). 3) „Der Fürst ist nicht summus episcopus.“ — „Der Fürst ist zwar nicht aufser, aber über dem Staate, wie daraus erhellet, daß der Souverän von Niemanden gerichtet werden kann, und für alles, was er thut, nur Gott und dem Gewissen verantwortlich bleibt; — aber er muß deshalb nicht auch höchster Bischof im Lande seyn.“ „Dies läuft parallel mit dem Begriffe des Papstes, und man bekäme dann so viele Kirchen, als man Staatsoberhäupter hätte. Fürwahr, ein lustiges Kirchenrecht!“ (Hier geht der Vf. in seiner Vergleichung offenbar zu weit. Der Papst will in allen Ländern das Oberhaupt der Kirche seyn; der Fürst nur in dem Lande, das er regiert, und der Begriff des Oberhauptes der Kirche ist in der Person des Papstes und in der eines protestantischen Landesfürsten ganz verschieden; jener will auch über die Gewissen herrschen, dieser, im Gebiete des Glaubens mit keiner persönlichen Autorität obwaltend, sondern die Autorität der nach richtigen Auslegungsregeln erklärten Bi-

E e

bel achtend, will nur das Wohl der kirchlichen Gesellschaft nach Ordnung und Recht durch seine fürstliche Kraft erhalten und fördern; alle Landesfürsten stehen zu ihrer Landeskirche in gleichem Verhältnisse, und so läßt sich also auch nicht behaupten, daß, wenn die Fürsten Kirchenoberhäupter sind, es so viele Kirchen, als Fürsten, gäbe.) „Der Fürst soll selbst Kirchenglied seyn.“ (Als solches zeigt sich auch jeder, Religion und Kirche achtende, Fürst.) „Er kann nicht Kirchenglied seyn, als Kirchenoberhaupt, so wenig, als er in der Eigenschaft des Staatsoberhauptes Staatsbürger ist.“ Man sieht wohl, der Vf. hat den Begriff des *Souveräns*, den er mit dem Begriff des *Staatsoberhauptes* verbindet, jetzt auch mit dem Begriff des *Kirchenoberhauptes* verbunden. Bis jetzt aber hat man sich denn doch in protestantischen Ländern — einzelne Mißbräuche kommen nicht in Anschlag — unter *summus episcopus* keinen über die Kirche erhabenen Beherrscher derselben, sondern eine in derselben vorhandene, mit der höchsten bürgerlichen Macht und Autorität bekleidete Person gedacht, welche beides zur Aufrechthaltung der Kirche mit anwende, Verfügungen zum Besten derselben treffe, bestätige und geltend mache. — Warum will man jetzt den protestantischen Fürsten einen anderen Begriff unterschieben? Daß die ihnen politisch eingeräumte *Souveränität* auch auf die Kirche werde erweitert werden, daß sie selbst sie so werden erweitern wollen, läßt sich doch nicht erwarten, denn darin läge die Zerstörung des Protestantismus selbst. — Daß der Name „*summus episcopus*“ für weltliche Fürsten wegen anderweitiger heterogener Verhältnisse derselben nicht passe, mag Manchem mit Recht so scheinen; aber warum sie nicht, nach vorausgegangener Wirksamkeit weiser Räte, den Anordnungen in kirchlichen Angelegenheiten so gut, als in weltlichen, ihre Billigung und Bestätigung ertheilen, und ihr Ansehen und ihre Macht zur Wohlfahrt der Kirche anwenden sollten, das sehen wir nicht ein. Wir haben auch oben bereits unsere Meinung ausgesprochen, daß diese zu ihrer Erhaltung vielleicht der höchsten obrigkeitlichen Unterstützung nicht ganz entbehren könne. — In einem höchst wichtigen Punkte kann der Vf. selbst nicht umhin, dem Fürsten eine große Macht in der Kirche einzuräumen. Er sagt: „die Gemeinde übertrage nicht unschicklich [*stillschweigend versteht sich*] dem Fürsten, oder überhaupt der Regierung, die *Ernennung des Kirchencollegii* (oder Kirchenraths), wodurch die *Kirchendisziplin gehandhabt werden soll*.“ — Gut! Wenn der Fürst das Kirchencollegium ernennt: so ist er dadurch das höchste Organ der kirchlichen Anordnungen und Verfügungen, er ist der *summus episcopus* im wahren, reinsten Sinne. Ob die schriftlichen Ausfertigungen des Kirchencollegiums den Namen des Fürsten an der Spitze und zur Unterschrift haben (wie noch in vielen Ländern üblich ist), oder nicht, darauf kommt wenig an; genug wenn die kirchlichen Verordnungen nur nicht bald aus dem fürstlichen Cabinet, bald aus der Regierung, bald aus den einzelnen bestehenden Landesconsistorien erge-

hen, wodurch die Einheit der kirchlichen Verfassung aufgehoben und Geistliches und Weltliches unnötig und auf eine leicht nachtheilige Art vermischt würde. — Das Kirchencollegium, will der Vf., ergänzt sich selbst, wenn ein Mitglied abgeht. Dies kann allerdings eben so gut, ja noch weit schicklicher der Fall seyn, als wenn unwissenden Gemeindegliedern, wie in manchen Ländern, das vermeinte Recht gelassen wird, sich selbst ihren Prediger zu wählen. — Manches andere, worüber der Vf. sich mit Freymüthigkeit äußert, z. B. ob der Fürst mit kirchlichen Strafen belegt werden könne — ferner über die ungerechten Klagen der Vornehmen und so genannten Aufgeklärten in Betreff der schlechten Predigten und der schlechten Liturgie, müssen wir, da unsere Recension ohnehin schon so ausführlich geworden, unberührt lassen, so wie wir uns auch über die beiden schätzbaren *Reylagen*, die — jedoch mehr nur skizzirten, als vollendeten Plane zur *Organisation des Kirchenraths* und zur *Einrichtung des Codex der Kirchengesetze* — hier nicht verbreiten können. — Wir versichern nur noch, daß es Niemanden von denen, welche eben so wenig, wie wir, der Theorie und den Vorschlägen des Vfs. einen ungetheilten Beyfall zu schenken geneigt sind, gereuen wird, diese, auch durch Klarheit und Lebhaftigkeit des Styls sich empfehlende, Schrift gelesen zu haben.

RMD.

HAMBURG, b. Perthes: *Geschichte der Religion Jesu Christi*. Von Fr. Leop. Grafen zu Stolberg. Fünfter Theil. 1809. XVI u. 687 S. gr. 8. (Nebst einer Charte vom jüdischen Lande unter den Römern.) (2 Rthlr. 8 gr.)

Nachdem der Vf. in den 4 ersten Theilen dieses Werks die alttestamentliche Geschichte als Vorbereitung der christlichen Religion ziemlich weitläufig vortragen (s. J. A. L. Z. 1809 No. 26 u. 27): kommt er nun endlich zur Geschichte Jesu selbst, wonach sich mancher gelangweilte Leser eben so sehr gefehnt haben mag, als der Vf. „Denn (sagt er in der Vorrede, die in einem, wo möglich noch frömmelnderen Tone geschrieben ist, als die des ersten Theils) obgleich ich die Geschichte der Urwelt, der Erzväter und des erwählten Volkes mit Freudigkeit und mit Liebe schrieb: so sehnte mein Herz sich doch immer darnach, mit meiner Arbeit, „die Fülle der Zeit“ zu erreichen, in welcher, aus heiliger Pflanze, deren Samen die Verheißung Gottes in die Herzen unserer ersten Ältern fallen ließ, die Er Erzvätern anvertraute, dann in ein heiliges Land versetzte, die Blume des Heils hervorgehen sollte, das geoffenbarte Geheimniß der Liebe Gottes, „in welches auch die Engel gelüftet einzufchaun.““ — Dieser Band enthält „die Geschichte des ersten Zeitraums im zweiten Zeitlaufe, von Ankündigung der Geburt Johannes des Tüfers bis auf die Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel, die Geschichte der Tage, welche der Sohn Gottes hienieden lebte,“ wie sie der Vf. „den heiligen Verfassern nachschrieb.“ Er trägt

die vier Evangelien in einer Harmonie vor, nach (*Rondelet*) *Concorde des saint évangélis*, die sich im 13 Th. der *Sainte Bible de Vence* findet. Der Vf. gesteht die Mißlichkeit dieses Geschäfts ein, und giebt zu, daß er Mißgriffe gethan haben könne, äußert sich aber gleich darauf über den „Vorthail, den uns die erbarmende Weisheit Gottes dadurch zuwandte, daß sie uns die göttlichste aller Geschichten aus dem Munde vier verschiedener Erzähler mittheilen liefs.“ Darum verschmelzte der Vf. auch nicht die verschiedenen Berichte, und ordnete sie nur der Folge nach, ohne einem dieser „Geheimfchreiber Gottes“ seine Eigenthümlichkeit des Ausdrucks zu nehmen. Diefes war die kritisch pragmatifche Verfährungsart des Vfs., die wir nicht kritisch beleuchten wollen. Im Ubrigen ist der Vf. seiner vorigen Manier treu geblieben. Er durchwebt den biblischen Text mit erbaulichen Betrachtungen, und setzt sie mit Josephus jüdischer Geschichte, besonders aber auch mit der christlichen Tradition in Verbindung, gegen welche ihm kein Zweifel ankommt. In den Noten giebt er auch bisweilen geschichtliche und philologische Bemerkungen nach seiner Art zum Besten. So vertheidigt er unter andern die unbesleckte Jungfrauschaft der Maria durch die philologische Erläuterung der *Conjunct.* bis in der Stelle Matth. 1, 25. Es sey uns erlaubt, was uns bey dem Durchlesen aufgefallen ist, auszuheben.

Der Vf. ist freygeisterisch genug, statt des Sternes der Magier ein feuriges Phänomen in Gestalt eines Sternes anzunehmen. Wir rühmen uns nicht der Frömmigkeit des Vfs.; aber diese Sünde gegen die Bibel haben wir uns doch noch nicht zu Schulden kommen lassen! Die Magier hält der Vf. mit Consequenz für arabische Emirs nach der Stelle Pf. 81, 10 und Jes. 60, 6. 7. — Daß Hirten die Geburt Jesu offenbart wird, ist nach dem Vf. nicht ohne Bedeutung; Jesus ist ja auch ein *Hirt*. Wir dachten hiebey an den allegorischen Schmidt in *Tiek's* Zerbino. Der Stern der Weisen ist Sinnbild christlicher Lehrer, welche, wie jener Stern, hinführen zu Jesu Christo. — Mit einem französischen Ausleger (*Sacy*) findet der Vf. auch die Geschenke der Magier bedeutsam: das Gold war Bild der Almosen, der Weihrauch des Gebets, die Myrrhen der Abtödtung des Fleisches. — Zu Joh. 3, 26 lesen wir diese Bemerkung: „Wie haben Manche meinen können, daß der Sohn Gottes Seine Taufe erst nach Seiner Auferstehung gestiftet, und vorher mit der Taufe Johannes getauft habe? — Wer wollte glauben, daß Jesus Christus den noch ungetauften Jüngern Sein heiliges Abendmahl gegeben?“ — Zu Matth. 9, 14 — 17, wo Jesus sich gegen das Fasten erklärt, bemerkt der Vf.: „Es versteht sich von selbst, daß hier nicht vom gesetzlichen, vorgeschriebenen Fasten die Rede sey, sondern von selbst aufgelegten Fasten.“ — „Daß Seine Kirche Fasttage ordnen würde, „wenn der Bräutigam von ihr würde seyn gewonnen worden,“ sagt er deutlich voraus.“ Das Gleichniß vom neuen Lappen auf's alte Kleid, welches doch offenbar sagt, daß das alte Institut des Festes nicht zur neuen Lehre Je-

su passe, weiß der Vf. mit Hülfe des heil. Chrysostomus und Hieronymus ebenfalls so zu deuten, daß das Fasten der katholischen Kirche nicht gefährdet wird. — Bey Matth. 5, 10 prophezeit der Vf. blutige Religionsverfolgungen, welche auf die jetzige Verhöhnung der Religion folgen sollen. — Bey der Geschichte von den Schweinen der Gergesener macht der Vf. folgenden Ausfall: „Einem angesehenen Theologen unter den Protestanten, welcher, wie manche seiner Genossen, den Zustand der Befessenen durch Hypochondrie zu erklären meinte, legte ich die Frage vor: ob Schweine dieser Beschwerde unterworfen wären? ob plötzlich ganze Heerden von Säuen davon überfallen würden? und mit solcher Heftigkeit? Hätte man zu Christi Zeit eine solche Behauptung gewagt: so wäre sie mit den hinabstürzenden Schweinen verschwunden.“ Matth. 16, 18 veranlaßt den frommen Bekehrten zu diesem polemischen Rückblicke auf uns Protestanten: „Unsere, von der auf den Felsen gegründeten Kirche getrennten Brüder mögen erwägen, ob der Sohn Gottes in stärkeren und deutlicheren Worten sich ausdrücken könne, um dem heiligen Petrus vor den anderen Aposteln einen Vorrang zu geben, welcher weder zu bezweifeln, noch zwecklos seyn sollte u. s. w.“ — Bey Joh. 7, 16 erzählt der Vf. eine Anekdote von der verst. Fürstin von Gallizin geb. Gräfin von Schmettau, die wir, um auch etwas Besseres auszuheben, hieher setzen. „Eine der reichhaltigsten, größten und liebevollsten Seelen, so ich gekannt habe, war schon in früher Jugend durch die große Welt von der christlichen Religion entfremdet worden, aber nie hatte ihr die Welt genügt, immer hatte sie der Tugend gehuldigt; und sie suchte Wahrheit mit dem Durste, welchen Gott nicht umsonst suchen läßt. Sie hoffte lang ihn zu stillen an der Weisheit des Sokrates, dessen erhabene Einsalt, Sehnsucht nach dem Überirdischen, glühender Eifer für erkannte Wahrheit und liebenswürdige Bescheidenheit sie mit sympathetischer Gewalt anzogen. Dennoch fing sie an nach Höherem sich zu sehnen; und als aus dem Wandel und Wesen einiger Christen dasjenige hervorging, was sie immer mehr geahnet hatte, da begann sie zu lesen das Evangelium des Johannes. Sie ward ergriffen von dieser Hoheit! von dieser Einsalt! von dieser Reinheit! von dem Wahren dieser Liebe! Als sie an die Stelle kam, wo unser Heiland sagt: Meine Lehre ist nicht mein, sondern des, der mich gesandt hat. So jemand will Dese Willen thun, so wird er inne werden, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selbst rede:“ da sprang sie freudig auf, und rief aus: Nein! so hat kein Weiser, der nur Mensch war, gesprochen! Solcher Prüfung unterwarf kein Weiser der Erde seine Lehre! Sie forschte nun mit desto mehr Eifer, und mit immer wachsender Liebe. . . Sie ward vollkommen inne, wess diese Lehre sey, da sie Seinen Willen that. . . sie ward vielen Führerin, Trösterin, und ein so erhabenes als holdes Beyspiel von dem, was die Religion Jesu Christi

vermag u. f. w.“ — Bey Joh. 10, 8 macht der Vf. wieder seinem polemischen Eifer Luft: Diebe und Räuber sind alle falchen Lehrer. Desto ärger sind sie, wenn sie unter der Larve des heiligen Lehramts das Wort des Lebens durch Deuteleyen ihrer Aferweisheit zu entkräften suchen (d. h. nach dem Zusammenhange: die Wunder natürlich erklären!) — Eine scharfsinnige Bemerkung zu Joh. 12, 29 können wir nicht übergehen. Als eine Stimme vom Himmel sprach: ich habe ihn verkläret u. f. w., sagten einige vom Volke: es donnert; andere: es redet ein Engel mit ihm. „Jenes (sagt unser Vf.) sagten wahrscheinlich Judengenossen aus fremden Ländern, welche das Hebräische nicht verstanden.“ — Der Typologie hat der Vf. auch im N. T. nicht abgesagt, wie sich erwarten läßt. S. 468 f. belehret er uns so: „Es ist ein so gewöhnlicher als erhabener Charakterzug der biblischen Weissagungen, daß sie oft zugleich von naher und auch von ferner Zukunft reden. Manchmal hat das nähere Ereigniß keine unmittelbare Beziehung auf das entferntere, aber die Erfüllung der Weissagung des Früheren bürgt für die Erfüllung des Späteren. Manchmal ist das frühere Ereigniß ein Vorbild des späteren. . . So hat auch diese Weissagung des Sohnes Gottes (Matth. 24) zween gesonderte Gegenstände, die Gerichte Gottes über Jerusalem und das Weltgericht; und dieses ward durch jene vorgebildet etc.“ Die Erfüllung dieser Weissagung sollte übrigens nach dem Vf. „den Unglauben vieler getaufter Heiden unter uns zum Stillschweigen bringen, da man unmöglich leugnen kann, daß die drey Evangelien, welche diese Weissagung enthalten, viele Jahre vor Jerusalem's Zerstörung in dreyen Welttheilen gelesen wurden.“ — So orthodox dies ist: so müssen wir doch den Vf. wiederum der Freygeisterei anklagen, daß er in dieser Weissagung das Herabfallen der Sterne nicht eigentlich nimmt, sondern vom Abfall der Lehrer versteht. — Der Vf. begnügt sich nicht bloß mit der Erklärung der heiligen Schrift, er sucht sogar die Lücken derselben zu ergänzen. Er zweifelt nicht, daß Jesus seiner Mutter nach seiner Auferstehung erschienen sey; ja sie war ohne Zweifel eine der ersten, welcher er sich offenbarte. „Ehren wir aber, setzt er hinzu, den jungfräulichen Schleyer, in welchen die heilige Schrift die vor allen Hochbegnadigte einhüllte!“ — Indem wir das Ausgehobene überschauen, sehen wir, daß es wenig merkwürdig und unterhaltend ist. Hievon mag man auf den Inhalt des Ganzen schließen! Wir finden in diesem Theile nicht so viel Unsinn und Unvernunft als in den früheren, oder richtiger: wir finden weniger des Aushebens werth, da wir schon an die Art des Vfs. gewöhnt sind, und es eher loben als tadeln müssen, wenn er derselben getreu bleibt; denn man muß auch in der Unvernunft die Consequenz billigen. Daß im ganzen Werke dem ärgsten Köhlerglauben das Wort geredet, und alles im ächt katholischen Sinne genommen ist, versteht sich von selbst.

Die Beylagen dieses Theiles sind: I. Über die

zweyfache Stammtafel Jesu Christi bey den Evangelisten Matthäus und Lukas vom Herrn Dir. und Prof. *Kistemaker*. II. Über das mit seinen Jüngern gehaltene Passah unferes Heilandes. (In der Inhaltsanzeige wird diese Beylage Hn. *Kistemaker* zugeschrieben, wahrscheinlich durch einen Druckfehler. Sie ist dem ganzen Geiste nach vom Vf.) III. Ein Wort über die Beseffenen.

In No. I sucht Hr. *Kistemaker* die Übereinstimmung der beiden Genealogieen darzuthun auf die bekannte Art, daß die eine die Genealogie Josephs, die andere die der Maria enthalte. In No. II sucht der Vf. die bekannte Differenz zwischen Johannes und den übrigen Evangelisten über die Zeit der Passahfeyer Jesu zu lösen, und entscheidet sich für die Meinung des Vossius, daß Jesus am Donnerstag den 14 Nisan, also zur gesetzlichen Zeit, das Passah gefeyert, die Hohenpriester aber und der hohe Rath erst den Freytag, als den 15, aus dem Grunde, daß nicht zwey Sabbathe zusammenkommen sollten. Jesus nahm an dieser Neuerung keinen Theil. Die Worte Luc. 22, 7: „Es kam nun der Tag der süßen Brode, an welchem man opfern sollte das Osterlamm,“ enthalten nach des Vfs. Vermuthung eine leise Rüge des willkührlichen Verfahrens der unwürdigen Haupter Israels. Wichtig ist es unserm Vf., daß Jesus zu derselben Zeit verschieden sey, da die Passahlammer geschlachtet wurden, des Vorbilds wegen; und dies kommt nach dieser Erklärung heraus. No. III. Das Wort über die Beseffenen ist noch zu guter Letzt ein polemischer Ausfall. „Was die Synagoge und Julian eingestand (nämlich daß Jesus Teufel ausgetrieben), das wird von getauften Sadducäern, welche gleich den beschnittenen Jüngern Sadduoks sagen, es sey weder Auferstehung noch Engel, noch Geist, keck geleugnet. Aber nicht etwa nur von solchen, die es gerade herauslagen, daß sie keinen Theil am Sohne Davids haben wollen, noch Erbtheil an dem neuen Jerusalem, sondern auch von falschen Lehrern, die das Christenthum bekennen, um es zu untergraben. Einige leugnen die Besitzungen, weil sie die Teufel leugnen; und von dieser Seite haben neulehrige Theologen der Protestanten theils mit Arglist, theils mit dreister und verblendeter Unbesonnenheit einen verderbten Angriff auf das Christenthum selbst, diese begonnen, jene begünstigt. Der Eingang, welchen sie bey so vielen fanden, ist ein redender Beweis von der Nothwendigkeit einer auf den Felsen erbauten Kirche u. f. w.“ Hierauf folgt eine eifrige Apologie des Glaubens an die Teufel. Heftig wird die Erklärung der Teufelaustreibungen durch die Annahme, daß Jesus sich in die Volksvorstellungen gefügt, und daß er selbst die Beseffenen für natürliche Krankheiten erkannt habe, getadelt. Die Schweine der Gergesa müssen wieder als Widerlegungsgrund dienen. — Wir bedauern den Vf., daß er, nachdem er den freyen Gebrauche des Verstandes entsagt, sich den einzigen Vortheil, den er davon haben könnte, Ruh des Gemüths, durch polemische Stimmung raube läßt.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 F E B R U A R 1 8 1 0 .

J U R I S P R U D E N Z .

GIessen u. Wetzlar, b. Tasché u. Müller: *Lehre vom Schadenersatze* von Dr. Franz Schoeman. Zweyter Theil. 1806. VIII und 197 S. 8. (20 Gr.)

Dasselbe vortheilhafte Urtheil, welches Rec. über den ersten Theil dieses Werkchens im Ganzen fällte (J. A. L. Z. 1807. No. 28—30), kann er großentheils auch in Ansehung dieses zweyten Theiles bestätigen, wiewohl derselbe jenem an Interesse und Neuheit der Ansichten bey weitem nachsteht, woran wohl zum Theil die geringere Schwierigkeit des bearbeiteten Gegenstandes, nicht wenig aber auch die sichtbar flüchtigere Bearbeitung, Schuld ist.

„Die Theorie der *Culpa* wurde in ersten Bändchen vollständig abgehandelt; ausser der *Culpa* giebt es aber noch mannichfaltige andere Gründe, woraus man zum Schadenersatze verpflichtet wird, und welche doch ihrem Begriffe nach mit *Culpa* gar nichts gemein haben, namentlich *dolus*, *mora*, *pactum*, *edictum*. Jedoch darf sich mit der Entwicklung aller dieser Rechtsgegenstände die Lehre vom Schadenersatze noch nicht schließen; sondern hiernächst sind noch das überaus wichtige *id quod interest* oder das Quantum der Entschädigung, und zuletzt die Lehre vom *Casus* übrig.“ Eine Erörterung aller dieser Gegenstände hat der Vf. in dem gegenwärtigen Theile seiner Schrift versucht. Wir wollen ihm bey deren Darstellung im Einzelnen folgen, und vorläufig nur bemerken, daß der angegebene dritte und vierte Grund der Verbindlichkeit zum Schadenersatze, *pactum* und *edictum*, sehr unpassend hieher gezogen sind, wie wir unten ausführlicher zeigen werden.

1) *Dolus* ist, nach dem Vf., jeder Vorsatz, dem Mitbürger widerrechtlich zu schaden, ohne alle Rücksicht auf Feindschaft oder Gewinnsucht. Selbst Handlungen, welche mit dem Bewußtseyn, einem Dritten zu schaden, aus Freundschaft und Gefälligkeit vorgenommen wurden, sollen als *dolus* betrachtet werden. Diese letztere, hauptsächlich gegen Hn. von Löhr (Theorie der *Culpa*) gerichtete, Behauptung findet in der mitgetheilten psychologischen Erklärung einiger gegentheilig verfügenden Gesetzstellen keine hinreichende Unterstützung, und die auf den Richter zu beschränkende L. 15. §. 1. D. de *judiciis* kann aus den besondern Amtsverhältnissen dieses letzteren, als Ausnahme, sehr wohl gerechtfertigt werden. Auf die neue Lehre des Hn. v. Löhr, daß *dolus* und *cul-*
J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

pa lata sich nur durch die Beziehung auf Handlung oder Unterlassung unterscheiden, konnte der Vf., da seine Abhandlung früher, als die von Löhrschen Beiträge erschienen ist, noch nicht Rücksicht nehmen.

II) *Mora*. Ohne Zweifel der beste Aufsatz. Es wird darin vorerst die Unrichtigkeit der bisher fast allgemein angenommenen Meinung, daß der Begriff der *mora* als einer *injusta dilatio* deren Daseyn von *dolus* oder *culpa* stets abhängig mache, durch eine zweckmäßige Zusammenstellung der darüber verfügenden Gesetze dargelegt, und Rec. kann dieser Ausführung seinen Beyfall nicht versagen. Hierauf folgt zur Bestimmung des eigenthümlichen Wesens der *mora* die Maxime, daß nichts den Rechtsforschungen der Vernunft und der Rechtsgleichheit der Geschäftsinteressenten gemäßer sey, als daß jeder Theil die nachtheiligen Folgen eines Mangels trage und vergüte, welcher sich in seiner eigenen Person, auf was immer für eine Weise, gleichwohl auch durch Zufall, ereignet. Reiner Sache - Mangel zur Zeit, da die Verbindlichkeit erfüllt werden mußte, schade dagegen demjenigen Theile, welcher die Sache erhalten sollte. In Ansehung des letzteren könne daher der Promittent, wegen des verschuldeten oder nicht abgehaltenen Naturalhindernisses, in *dolo* oder *culpa*, aber nicht in einer eigentlichen *mora*, seyn; diese hingegen sey vorhanden, sobald, ohne dergleichen Umstände, die vom Promissor sofort erwartete Ablieferung des Verbindlichkeitsgegenstandes unterblieb, ungeachtet aller etwaigen Mängel, die sich am Tage der Leistung in der Person des Promittenten, wenn gleich zufällig, ereigneten, und ihn an der wirklichen Leistung hinderten. — Die beygefügteten Gesetzstellen lassen über die Richtigkeit dieser Vorstellungsweise kaum noch einigen Zweifel. — Viel zu kurz sind dagegen die Wirkungen der *mora*, daß nach deren Eintritt auf Seiten des Gläubigers nur noch *dolus* von dem Mitcontrahenten verlangt werden könne, daß die *mora* des Debitors den Zinselauf eröffne, und zur Vergütung des ganzen Interesses verpflichte, abgehandelt worden; nur der (freylich auch bedeutendsten) Wirkung, daß der morose Debitor den *Casus*, welcher sich an der Sache ereignet, unbedingt vergüten müsse, vorausgesetzt, daß es nach den angegebenen Umständen dem Creditor nicht ganz unmöglich gewesen wäre, dieselbe, wenn er sie zur rechten Zeit erhalten hätte, an einen Dritten zu verkaufen, hat der Vf. etwas mehr Aufmerksamkeit gewidmet. Er widerlegt hiebey die Meinung derjenigen Schriftsteller, welche aus dem

Worten der L. 47. §. 5. D. *de legat. I*: *potuit enim legatarius acceptum cum vendere*, den Schluss ziehen, daß der Debitor immer nur dann den *Casus* trage, wenn der Creditor wirklich eine Gelegenheit gehabt hätte, sich gegen den Verlust der Sache sicher zu stellen, wobey ihnen das *interdum* in der L. 12. §. 4. D. *ad exhib.* allerdings das Wort redet, indem der Ausdruck *tanto magis*, mittelst dessen die Subsumtion des angeführten Beyspiels dahin gehöriger Fälle geschieht, eine Abweichung in der Gattung der Fälle nicht rechtfertigt, sondern nur dasselbe als vorzüglich auffallendes Beyspiel der nämlichen Gattung darstellt, wie es denn, durch die Voraussetzung einer besonderen, bey dem Creditor gar nicht eingetretenen Todesursache, ein solches in der That auch ist. Dessen ungeachtet billigt Rec., bey der Allgemeinheit so vieler anderer gesetzlicher Verfügungen, auch hier die von dem Vf. vorgeschlagene, und dem Wortsinne vollkommen angemessene Deutung der Worte: *potuit vendere*, auf die bloße Möglichkeit, nicht aber auf die Wirklichkeit, einer Verkaufsgelegenheit, und nimmt daher mit demselben an, daß nur jene, nicht auch diese, erfordert werde, um die Verbindlichkeit, für den *Casus* einzustehen, zu begründen. Übrigens kann diese Abhandlung über *Mora*, welche aus des Vfs. Handbuche des Civilrechts, wo sie unter einem weit anspruchsfoller Titel vorkommt, wörtlich abgedruckt ist, für eine vollendete Darstellung der Lehre von der *Mora* keineswegs gelten, wie denn z. B. der Vf. selbst sich in Ansehung der *mora ex persona* statt aller Ausführung auf die L. 32 D. *de usuris*, und das darin vorkommende Geständniß Marcians: *difficilis est hujus rei definitio*, lediglich bezieht.

III) *Pactum*. Unter dieser Aufschrift sollte man, wenn sie als Titel eines eigenen Abschnittes in der Theorie des Schadenersatzes aufgeführt wird, wohl etwas mehr, als die nackte Regel suchen, daß man sich gegen Schaden auf keine sicherere Weise, als durch die Verabredung eines unbedingten Einstehens für allen Schaden, decken könne; eine Regel, die, wie der Vf. selbst sagt, gar keiner Erläuterung bedarf, aber eben so wenig einer Erwähnung bedurft hätte. Eine genaue Auffuchung und Beurtheilung der verschiedenen Modificationen, welche die gesetzlichen Regeln durch die Übereinkunft der Interessenten erleiden könnten, hätte man — wenn einmal das *pactum* als besonderes rechtliches Fundament des Schadenersatzes hier eine Stelle erhalten sollte — vielmehr erwarten dürfen; aber freylich würde eine solche Abhandlung in eine allgemeine Theorie vom Schadenersatz so wenig gepaßt haben, als in die Lehre von jedem anderen Rechtsinstitute eine Aufzählung aller der Verabredungen gehören würde, wodurch die Interessenten möglicher Weise die gesetzlichen Verfügungen abändern oder aufheben können. Statt alles dessen findet man hier, außer dem angeführten allgemeinen Satze und dessen Beziehung auf die L. 23 *de reg. jur.* und L. 6 *de pact. dos.*, nur eine etwas genauere Auseinandersetzung der *assimilatio venditionis causa*, als Abart eines stillschweigenden Versprechens,

für allen, auch zufälligen, Schaden zu haften, nebst deren Anwendung auf den Trödelcontract. Der Vf. selbst führt die Gesetze an, welche in dergleichen Fällen den Umfang der Verbindlichkeit zwischen den Interessenten bestimmen; diese Gesetze sagen mit keiner Sylbe, daß sie bey ihrer Bestimmung ein stillschweigendes Versprechen dieser letzteren zum Grunde legen. Hätten sie dies aber auch gethan: so würde doch nicht das stillschweigende Versprechen, sondern allein das Gesetz den Grund der Verbindlichkeit abgeben. Wie also kommt Hr. Sch. dazu, diesen Fall von allen übrigen, worin die Gesetze eine Verbindlichkeit zum Schadenersatze auflegen, und deren Umfang bestimmen, zu trennen, und unter der eigenen Aufschrift: *Pactum*, abgesondert hinzustellen? — Die Bemerkungen selbst sind überdies ohne Bedeutung. —

IV) *Edictum*. Von diesem Abschnitte läßt sich ungefähr das Nämliche, wie von dem vorigen, sagen. Es ist willkürlich, das Edict als unmittelbaren Grund der Verbindlichkeit zum Schadenersatze, welche Schiffern und Wirthen *ex recepto*, so wie den Bewohnern eines Hauses, aus welchem etwas geworfen oder gegossen worden, obliegt, anzugeben. Zudem ist des Vfs. Ansicht auch völlig unrichtig. Schiffer und Wirthe haften *darum* für jenen Schaden, weil das Gesetz sie zur *custodia* verbindet; in die Lehre von der *Custodia*, also in den ersten Theil der vorliegenden Schrift, gehörte folglich dieser Gegenstand, und man sollte fast glauben, daß der Vf. denselben nur in der Absicht hier eine besondere Stelle angewiesen habe, um das Übergehen desselben an jenem Orte mit dem Anscheine der Consequenz zu bedecken. — Die *actio de effusis vel dejectis* entspringt freylich unmittelbar aus dem Gesetze; indessen würde es nicht leicht Jemanden, außer dem Vf., eingefallen seyn, bloß um ihrer willen einen eigenen Abschnitt in die Theorie des Schadenersatzes zu bringen, da sie leicht an einem schicklichen Orte hatte eingeschaltet werden können.

V) *Id quod interest*. Dieser Abschnitt ist dem Vf. unter allen am wenigsten gelungen, so sehr er sich als Kritiker aller seiner Vorgänger — großentheils berühmten Namens — selbst zu gefallen scheint. Zuerst entwickelt er klar und richtig die Begriffe von Interesse *circa rem* und *extra rem*, mit der bishergeöhnlich übersehenen Bemerkung, daß diese Eintheilung auch auf das *damnum* anzuwenden sey, und zeigt, daß im Allgemeinen bey der Interesseneistung auf den Unterschied, ob *dolus*, *culpa* oder *mora* vorausgegangen, nichts ankomme, stößt aber hiebey auf die beiden bekanntlich so schwer zu vereinigenden Stellen des römischen Gesetzbuchs L. 2, §. 8. D. *de eo quod certo loco* und L. ult. D. *de peric. et comm. rei vend.*, und bemüht sich, den anscheinenden Widerspruch dadurch zu heben, daß er folgende philosophische Ansicht aufstellt, die wir als vorzüglich merkwürdig unverkürzt ausheben zu müssen glauben. „Mit einer Sache zu jeder Zeit frey schalten und walten so, daß jeder Dritte diese Handlungen in ihrem vol-

len Umfange und mit ihren Folgen anerkennen muß, und schlechterdings nicht hindern darf, kann nur der Eigenthümer, oder der, welchem der Eigenthümer so zu disponiren erlaubte. Darum ist derjenige, welcher eine solche Disposition vereitelte, Ersatz auch dafür, d. h. auch für die vereitelte Disposition über die Sache, zu leisten schuldig (*damnum, lucrum extra rem*). — Dahingegen ist kein Grund abzusehen, warum der Eigenthümer oder ein jeder andere Besitzer, wenn er gleichwohl als Schuldner dieselbe, an einen Dritten einst abzuliefern verbunden ist, die vorläufigen Dispositionen dieses Dritten über eben diese Sache anerkennen mußte. Hindert er also eine Disposition der Art von Seiten seines Mitpaciscenten: so ist er keineswegs zum Ersatze für die vereitelte Disposition, sondern immer nur zur Leistung der Sache oder deren wahren Gemeinwerthes verbindlich. — Auch Rec. ist der Meinung, daß es bey Widersprüchen der römischen Gesetze, die sich durch die gewöhnlichen Interpretationsmittel nicht heben lassen, das zweckmäßigste sey, die Rechtsgrundsätze philosophisch zu entwickeln, und hiernach jene Gesetze durch eine bloß hypothetische Subsumtion zu erläutern. Ehe er jedoch, um diesen Zweck zu erreichen, zu solchen Grundsätzen seine Zuflucht nähme, die keine Rechtsphilosophie für gültig anerkennen kann, möchte er lieber die absolute Unvereinbarkeit der widerstrebenden Stellen eingestehen. Daß der Vf. es hiemit nicht so genau nimmt, davon überzeugt ein Blick auf die obige Darstellung. Denn wer möchte wohl den von ihm angegebenen so wesentlichen Unterschied der Verbindlichkeit dessen, welcher die einem Anderen gehörige Sache von demselben erst empfang, und dem, welcher als früherer Besitzer dieselbe noch in seinen Händen behielt, für gegründet halten? wer also möchte jenen sogar wegen bloßer *culpa*, diesen selbst nicht einmal wegen *dolus* zur vollständigen Interesseleistung verbunden halten? — Nur eine ganz ausdrückliche Verfügung der positiven Gesetze würde eine so weite Ausdehnung der Wirkungen der römischen Tradition rechtfertigen können; ohne eine solche Verfügung aber erscheint sie als unzeitige Frucht des überspannten Scharffsinns ihres Urhebers, der — wir müssen es seiner Rechtlichkeit zutrauen — allzu eingenommen von der neuen Entdeckung, die Folgen wohl schwerlich berechnet hat, welche aus einer consequenten Anwendung seiner Grundsätze nothwendig entstehen müßten. — Rec. ist über die Ansicht der ganzen Sache längst mit sich im Reinen, dabey jedoch frey von dem Anspruche, den Widerstreit jener Gesetze dadurch vollkommen aufgeklärt zu halten. Zur Leistung des Interesses in dem gewöhnlichen Sinne ist Jeder verbunden, der durch sein Verschulden — *dolus, culpa, mora* — eine Verbindlichkeit unerfüllt läßt, oder die Rechte eines Anderen verletzt; diese Leistung aber begreift nur den Schaden und Gewinn, welcher mit der nicht erfüllten Verbindlichkeit oder dem verletzten Rechte in unmittelbarer Beziehung steht. Weiter erstreckt sich diese allgemeine Verbind-

lichkeit nicht; soll er daher auch für den Schaden, den der Andere nur mittelbar durch jenes Verschulden erlitten, für den Gewinn, den derselbe nur mittelbar dadurch verloren hat, ebenfalls einstehen: so muß dazu nothwendig ein specieller Verbindlichkeitsgrund vorhanden seyn, indem man für die Folgen seiner Handlungen (oder Unterlassung) in der Regel, und so lange sie nicht den Charakter von Verbrechen, oder diesen gleich zu achtenden dolosen Handlungen, annehmen, nur in sofern zu haften schuldig ist, als man diese Folgen voraussehen konnte, oder wenigstens nach der Lage der Umstände erwarten mußte. Hieraus ergeben sich denn sogleich zwey solcher speciellen Verbindlichkeitsgründe, nämlich 1) *dolus*; der Dolose muß für jede auch nur in entferntem Zusammenhange stehende Folge seiner widerrechtlichen Handlung haften, und 2) die Voraussetzung, daß durch gewisse besondere Umstände die an und für sich nur mittelbaren und zufälligen Wirkungen eines Geschäfts mit demselben in unmittelbaren Zusammenhang gebracht, z. B. die Erreichung bestimmter aussergewöhnlicher Vortheile zum eigentlichen Gegenstande des Geschäfts gemacht worden ist. Dahin gehört die Warnung, welche das preussische Landrecht als Grund zur Leistung des vollständigen Interesses annimmt, und hierauf scheint auch die Ausrufung Malblancs in der vom Vf. S. 117 extrahirten Stelle: *nisi pro illius singulari conditione et negotiationis, quam exercuit, specie, quae alteri cognita fuit, lucra quoque accidentaliter facere consuevit*, hinzudeuten. (Hr. Sch. fertigt diese Meinung sehr vornehm ab.) Ein solcher specieller Verbindlichkeitsgrund ist endlich bey der Verfügung der l. 2 §. 8 D. de eo, quod certo loco unterzufallen, hat nun Ulpian denselben in der eigenthümlichen Gattung des in Frage stehenden Geschäfts, hat er ihn vielleicht insbesondere darin gesucht, daß der, welcher das Geld zum Überfahren verdungen hat, damit ohne Zweifel einen bestimmten Zweck an dem bestimmten Orte und zu der bestimmten Zeit erreichen wollte, und dieß der Schiffer wissen konnte, oder doch mit größerer Sicherheit voraussetzen mußte, als man solches von dem Käufer oder Darleiher in Ansehung des von ihnen zu bezahlenden Geldes erwarten darf, — oder hat ihm irgend eine andere Idee, die wir nicht einsehen, dabey vorgeschwebt: genug das Gesetz enthält keine Regel, sondern einen Ausnahmefall. Rec. hält jedoch für nöthig, zu dessen besserer Erläuterung noch zu bemerken, daß darin nicht von einem einzigen Falle die Rede sey, sondern daß dasselbe eine Reihe von einander unabhängiger Beyspiele enthalte. Hr. Sch. hat dieß nicht wahrgenommen. Die Art des Auszugs, worin er solches mittheilt, zeigt, daß er geglaubt habe, der Jurist hätte den Fall, wo der Übersender das Geld bey Strafe oder mit Hingabe eines Unterpfands versprochen hatte, noch weiter dahin ausdehnen wollen, daß ausserdem auch gewisse Handelsvortheile mit dem Gelde erreicht werden konnten. Ulpian erwähnt aber in der That diesen letztern Umstand als neues

Beyspiel, er wirft, nach der Entscheidung des zuerst vorgetragenen Falles, die Frage auf: wie, wenn der Absender das Geld wegschickte, um seiner Gewohnheit nach Waaren einzukaufen? — Die Verschiedenheit dieser Ansicht ist darin sehr wesentlich, daß hiernach der Schiffer nur für den vom Absender bezweckten Handelsvorteil verantwortlich gemacht wird, nach Hn. Sch. hingegen auch für das *lucrum*, „welches durch jede erweisliche Handelsgelegenheit für ihn zu machen gewesen wäre.“ (S. 127.) — Die nun folgende, allerdings hieher gehörige Erörterung des *juram. in litem* kann, nach den früher erschienenen zum Theil recht gründlichen Abhandlungen von *Drummer*, *Müller* und *Wirsching*, deren beide letztere Hr. Sch. nicht gekannt zu haben scheint, nicht anders als dürftig genannt werden; sie eignet sich daher nicht zu einer ausführlichen Kritik, und nur beyläufig bemerkt Rec., daß er mehrere darin vorkommende Behauptungen, z. B. die Beschränkung jenes Eides auf den Fall der Restitution fremdes Eigenthums, die Unterscheidung des *juram. in litem affectionis* und *singularis interesse*, neben dem *juram. veritatis*, endlich die Zulassung dieses letzteren für den Fall der bloßen *culpa* durch kein Gesetz gerechtfertigt halten kann. — Eben so hält Rec. sich bey der eigentlich hieher nicht ge-

hörigen (30 Seiten langen) Abhandlung über die Frage: ob und in wiefern der Besitzer in gutem Glauben die Früchte einer fremden Sache erwirbt, welche er vor der Interpellation des Eigenthümers bezogen hat? weiter nicht auf, obwohl es ihm auch hier nicht an Stoff zu Berichtigungen fehlen würde.

VI) *Casus*. Auffallend ist die Kürze, womit dieser Abschnitt behandelt, man möchte sagen, durchsogen ist. An neue Ansichten ist gar nicht zu denken; einige triviale Sätze, die man in den meisten Compendien eben so gut und besser findet, sind der ganze Gewinn: doch selbst diese wenigen Sätze sind zum Theil so schwankend hingestellt, daß sie nur zur Ungewissheit führen. Wer z. B. vermöchte wohl aus dem Satze: „Kann der Promittent, durch den *Casus* in seiner Person gehindert, die Hauptverbindlichkeit nicht erfüllen: so muß er den, dem Promissar hiedurch zugehenden Schaden, welcher sich wohl auch auf *lucrum circa rem* erstrecken kann, ersetzen; ein Zufall in der Person kann auch *mora* begründen.“ ein sicheres Rechtsprincip zu nehmen? zumal derselbe als allgemeine Regel durchaus falsch seyn würde, und nur durch die so schwankend angedeuteten Beschränkungen eine richtige Wendung erhält.

P — r.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Landshut, b. Weber: Versuch über die Darstellung einer im Urgrundsatzes des Rechtes gegründeten und in allen Theilen vollendeten Theorie der Natur-Rechtswissenschaft.* Von J. K. Schmid. 1807. 87 S. und 17 Tabellen in 8. (14 Gr.) Der Vf. schrieb im Jahr 1801 über die Grundlage des Naturrechts, den Urgrund des Strafrechts und die Duelle, und eine Recension dieser drey Schriften in der *Oberdeutschen Literatur-Zeitung* vom 2 Dec. 1802, wird von ihm hier verbessert mitgetheilt, mit einigen Zusätzen begleitet, und in Tabellen wiederholt, alles in der Absicht, ein Beyspiel einer wissenschaftlichen Behandlung der Rechtswissenschaft aufzustellen. Der Urgrund, und die Realdefinition des Rechtsbegriffs (!) besteht nach S. 19 in „den vollkommen gleichen Schranken, welche die Handlungsfreyheit eines freyen Wesens jeder Handlung eines anderen freyen Wesens setzt, insofern diese Handlung die Freyheit des Ersten beschränkt. Diese, in den gewöhnlichen Lehren des Naturrechts defultorisch, und nicht überall befriedigend, weiter durchgeführte Idee möge eben so, wie das beliebte *sum cuique*, wahr seyn, und dem Idealisten bey seinen Reflexionen über die Rechtsverhältnisse genügen. Da aber die Rechtswissenschaft von Haus aus nicht eine contemplative Wissenschaft, sondern eine praktische des Schutzes des Vermögens der Einwohner gegen die Verletzungen ihrer Mitbürger ist: so sind noch Grundsätze nöthig, die die Erwerbung, Verletzung und das Schützen des Vermögens in Rücksicht der Möglichkeit und Wirklichkeit reguliren, und welche zwar gegen obige Idee nicht anstoßen, aber ihren Erkenntnisgrund erst in dem stets von Neuem zu benutzenden logischen Satz des Widerspruchs haben. Überdies ist ein solcher Erkenntnisgrund noch lange nicht dargelegt, wenn man, wie der Vf., bloß den Charakter dessen, was man sucht, ausbreitet. 2.

Frankfurt u. Leipzig: Einleitung in die Wissenschaft, Verbrecher zu entdecken und den Händen der straffenden (sic) Gerechtigkeit zu überliefern. Eine philosophisch- (?) juristische Abhandlung ohne Rücksicht auf specielle (sic) Gesetze. 1806. 72 S. 8. (8 Gr.) Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß an dieser Schrift auch nicht eine Periode gut sey. Sie besteht aus drey Abschnitten, wovon der erste von den Verbrechen überhaupt, der zweyte von der Wachsamkeit über Verbrecher, und der dritte von der Erhebung des *corporis delicti* überschrieben ist. Der unge-

nannte Vf., der sich S. 9 ein Schüler des Hn. von Sonnenfels zu seyn rühmt, trägt in dem ersten Abschnitte das ganze System des Strafrechts auf d. e. leichteste und oberflächlichste Weise vor, und beurkundet dabey gänzlichen Mangel an Urtheilskraft und totale Ignoranz in dem Gebiete dieser Wissenschaft, weil es sonst durchaus unmöglich gewesen seyn würde, daß diese Arbeit zum Drucke gekommen wäre. „Der große Urheber der Natur, beginnt diß Werk, ich will den Menschen, rüstete seine Seele mit vielen Erkenntnißkräften aus, drückte auf ihn das Siegel des göttlichen Ebenbildes, und pflanzte in seine Seele den Trieb zur Glückseligkeit, die der eigentliche Zweck ist, warum ihn Gott aus dem Nichts hervorwinkte; die Auswahl der Mittel aber, sie zu erreichen, überließ er seiner eigenen Klugheit, seinem eigenen Ermeßen. So wandelten die Sterblichen einzeln, lebten froh ihre Tage dahin, und sahen ruhig der Vermehrung ihrer Gleichen entgegen. Allein die Zeitfolge lehrte, daß nicht alle Menschen gleich gekniet, nicht gleich gut gearret waren. — Manche vergaßen des erhabenen Zweckes ihrer Schöpfung, ließen sich von dem Stromme (sic) ihrer Leidenschaften fortreißen, störten den Ruhestand der Guggarten, und machten den Besitz ihres Habes, ihres Lebens unsicher; so wurde der Stand natürlicher Freyheit zur Zügellosigkeit herabgewürdigt.“ Hieraus und auf diese Art leitet der Vf. die Möglichkeit der Verbrechen her, und geht dann, wie gesagt, das ganze System des Strafrechts durch. Da die hiebey gehaltenen Auserungen unter der Kritik sind: so rede auch hier nur der Vf. selbst. „Böser Voratz fällt nicht bloß damals zu Schuld, wenn vor oder bey der Unternehmung oder Unterlassung gerade dasjenige Übel, welches wirklich daraus erfolgte, bedacht und beschloffen, sondern auch, wenn aus einer anderen bösen Absicht eine Handlung begangen, oder unterlassen worden ist, woraus das Übel gemeinlich zu erfolgen pflegt oder leicht erfolgen kann. Ein Beyspiel wird die Sache erklären. Fritz hat ein Mädchen, das er herzlich liebt; bemerk aber, daß Karl seiner Schönheit wegen ihr besser gefalle. Au Eiferfacht ladet er seine Flinte mit kleinen Schrotten, und hat lediglich die Absicht, Karls schönes Gesicht zu verunstalten. Fritz schiesst, und Karl fällt todt zu Boden. — Kommt nun Fritz böser Voratz zur Schuld? — Allerdings u. s. w.“ Denn die Leser haben ohne Zweifel an dieser Probe genug.

Dr.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 5 F E B R U A R , 1 8 1 0 .

M E D I C I N .

RUDOLSTADT, b. Klüger: *Beobachtungen über die Witterung und die Krankheiten in Würzburg im Jahr 1807. Nebst einer ausführlichen Nachricht von der klinisch-technischen Bildungsanstalt des Arztes als Kliniklers und als Staatsdieners, von Philipp Joseph Horsch, der Philos. Medicin und Chirurgie Dr. u. f. w. 1808. 162 S. 8. (16 gr.)*

Wie schon der etwas weitläufige, mit Pleonasmen versehene und gegen die richtige Interpunction häufig verstoßende Titel aufsaget: so hat es Hr. H. bey dieser Schrift vorzüglich auf zwey Hauptpunkte angelegt. Einmal, den Witterungszustand während des J. 1807, und die damit in Verbindung stehenden Krankheiten zu schildern; dann eine fernere Ankündigung und Lobpreisung der schon in einer besonderen Schrift: *Über die Bildung des Arztes als Klinikler und als Staatsdiener*, angekündigten ambulatorischen Klinik zu liefern.

Ist es gleich sehr erfreulich, sich auch bey dieser Gelegenheit von dem regen Eifer des Vfs. für das Interesse der Wissenschaft und der höheren Ausbildung seiner Zuhörer und Schüler, denen diese Schrift besonders zugeeignet ist, zu überzeugen: so bleibt es doch immerhin eine befremdende Erscheinung, in einer Stadt wie Würzburg, welche an öffentlichen Krankenanstalten des Vortrefflichen so vieles darbietet, eine ambulatorische Klinik entstehen zu sehen! Denn so viel Schönes man auch über den Werth solcher Anstalten sagen mag, — und was hat man seit einem Decennium nicht alles über diesen Gegenstand declamirt, und durch welche, an das Lächerliche grenzende Scheingründe sogar den Vorzug solcher Institute vor gut eingerichteten Krankenhäusern zu beweisen gesucht! — so kann es doch dem ächten Kenner dessen, was die Klinik in ihrer höheren Bedeutung leisten soll, nicht verborgen bleiben, daß auch die musterlauffest eingerichtete ambulatorische Klinik ininner nur ein nothdürftiges Surrogat eines wohleingerichteten Krankenhauses, und vom wissenschaftlichen Gesichtspuncte aus angesehen, eine Art von Mißgeburt sey. — Die Aufgabe des klinischen Arztes, im wahren Sinne des Wortes, ist keine andere, als das Problem unserer Kunst in ihrer höchsten Bedeutung zu lösen. Dies Ziel ist aber nur da zu erreichen, wo alle Bedingungen zur Heilung gegeben sind. In sofern ein solches glückliches Zusammenreffen aller nöthigen Umstände nur

in wohleingerichteten Krankenhäusern erwartet werden kann: so ist die Behauptung zugleich gerechtfertigt, daß nur in solchen Anstalten ein ächter klinischer Unterricht möglich sey.

Bey einer genauen Untersuchung überzeugt man sich davon, daß alle jene, welche sich in neueren Zeiten als Lobredner der ambulatorischen Klinik aufwarfen, entweder nicht dahin gelangen konnten, Lehrer in einem, der Klinik gewidmeten Krankenhause zu werden, oder an solchen Orten leben, welche ihrer Geringfügigkeit und des Mangels an Fonds wegen keinen Anspruch auf eine wohleingerichtete Krankenanstalt machen können. Das Lobpreisen der ambulatorischen Klinik unter solchen Umständen, bringt unwillkürlich die Erinnerung der Fabel des Fuchses mit der Weintraube vor die Seele! — Niemals wird man hören, daß sich Ärzte, welche als Klinikler wohleingerichteten Krankenhäusern vorstehen, zu Panegyrikern der ambulatorischen Klinik aufgeworfen hätten. — Was man gewöhnlich, was auch Hr. H. als einen besonderen Vorzug der ambulatorischen Klinik vor jener in öffentlichen Krankenhäusern geltend zu machen sucht, daß nämlich der junge Arzt hier die beste Gelegenheit habe, sich mit den mannichfaltigen Schwierigkeiten der wirklichen Ausübung unserer Kunst vertraut zu machen, scheint uns von keiner so großen Bedeutung, um die Bedeutungslosigkeit der Sache damit zu entschuldigen. Jene Schwierigkeiten lernt der Arzt noch frühzeitig genug kennen, und wir sehen wirklich keinen Gewinn davon, den jungen Arzt, welcher der Kraft und Lebendigkeit des Geistes so sehr bedarf, mit diesen, den Geist zum Theil so niederbeugenden, Grenzen unserer Kunst so frühe bekannt zu machen.

Was nun besonders die Gründe betrifft, wodurch der Vf. die Entstehung, den Zweck, den Nutzen der von ihm organisirten ambulatorischen Klinik zu motiviren sucht: So haben wir darüber nichts weiter zu bemerken, als daß diese Deduction einen Beleg für den Satz abgeben kann, daß keine Sache so mangelhaft sey, der sich nicht eine gute Seite abgewinnen läßt. Entspräche die ambulatorische Klinik ihrem Namen, wäre sie nicht in sich selbst etwas Widersprechendes, da eine solche Krankenbesuchanstalt keineswegs auf den Namen Klinik Anspruch machen kann: so könnte man mit dem, was Hr. H. über die verschiedenen Gesichtspuncte der Klinik sagt, in sofern sie bald die Krankheiten des Individuums, bald die des Volkes im Auge hat, wohl einverstanden seyn. — Wie es über bey einer

G g

solchen ambulatorischen Klinik möglich sey, den Schülern ein wahres Bild von Diagnose, Ätiologie, Prognose und Indication einzelner, und der wahren Succession der Volkskrankheiten zu verschaffen, können wir keineswegs begreifen. Eben so wenig vermögen wir einzusehen, wie es, trotz aller Anstrengung des Lehrers und der Schüler, möglich sey, zu einer Krankheitsgeschichte in der wahren Bedeutung des Wortes zu gelangen. Die in dieser Schrift mitgetheilten Krankheitsgeschichten rechtfertigen diese Vermuthung nur zu sehr, indem sie größtentheils sehr mangelhaft sind. Wir wollen dies Hn. H. keineswegs zum Vorwurf anrechnen, da in der Natur der Sache der eigentliche Grund dieses Misslingens enthalten ist. Ärzte, welche sich jemals viel mit Bejorgung armer Kranken beschäftigt haben, das Innere ihrer Wohnungen, ihre kärgliche Lebensart, ihre häufige Unsauberkeit, die Summe ihrer medicinischen Vorurtheile, ihre Unfolgsamkeit kennen, werden mit uns darin einverstanden seyn, daß unter solchen Umständen die Ergründung der ursächlichen Momente, des Entstehens, der Entwicklung, des Verlaufes der Krankheit, und der Gewißheit der richtigen Befolgung der gegebenen Vorschriften, ein fast unerreichbares Ziel sey. —

Ein anderer sehr lobenswerther Zweck des Vfs. bey dieser klinisch-technischen Schule gehet dahin, seine Schüler mit den Geschäften des gerichtlichen Arztes bekannt zu machen. Zur Erreichung dieser Absicht ist er entschlossen, die Gelegenheiten zu benutzen, welche sich ihm als Physicus der Stadt Würzburg darbieten. Die am Ende dieses Aufsatzes mitgetheilten Gesetze dieses Instituts sind zweckmäßig und der Sache angemessen.

Die Wetterbeobachtungen von 1807, welche einen Raum von 28 Seiten einnehmen, haben, so nackt wie sie hier stehen, nur für den Bearbeiter einer medicinischen Topographie Würzburgs Interesse, und möchten daher wohl von der Mehrzahl der Leser überschlagen werden. — Wir übergehen die Aufzählung der verschiedenen Krankheitsformen, welche in den einzelnen Monaten des Jahres 1807 vorkamen, und verweisen die Leser auf die eigene Lectüre dieses Abschnittes. — Angehängt sind diesem Capitel einige, nicht uninteressante Reflexionen über die Mortalität, nach dem verschiedenen Alter, Geschlecht, Ständen beurtheilt. — Die hierauf folgenden Bemerkungen über die Witterungs- und Krankheits-Beobachtungen nehmen den größten Theil der Schrift ein. Hr. H. eröffnet diese Untersuchung mit einer Erörterung des Wesens der Volkskrankheiten, und der mannichfaltigen Vortheile, welche durch ihr Studium sowohl für den klinischen Arzt, als besonders auch für den Staat erwächst. Es sey ferne von uns, den Werth dieser Auseinandersetzung in Anspruch zu nehmen; die Idee der Volksarzneykunde ist im Ganzen richtig aufgefaßt, und ihre Wichtigkeit für das Einzelne und Ganze gut dargehan. Nur hätten wir gewünscht, der Vf. hätte sich eines weniger pretiosen, oft in Dunkelheit und Unverständlichkeit

ausartenden Styls bedient, und es verschmähete, einfachen Wahrheiten, z. B. über Krankheitsdiagnose, durch eine oft sehr schwülstige Sprache einen falschen Glanz zu leihen.

Sehr weitläufig verbreitet sich der Vf. über die rheumatische Krankheit, welche, nach seiner Versicherung, in allen Monaten des ganzen Jahres zu Würzburg beobachtet werde. Die bey dieser Gelegenheit entwickelten Begriffe über das eigentliche Wesen des Rheumatismus sind wenig geläutert. Als Beleg dieser Behauptung führen wir folgenden Satz S. 101 an: „Die Formen des Rheumatismus sind so mannichfaltig, weil es fast kein Organ giebt, welches nicht von demselben befallen werden kann, und weil er sich bald über mehrere, bald über weniger Gebilde verbreitet. Der Rheumatismus ist eine Krankheit des Hautsystems u. s. w.“ Dies ist eine ganz neue, aber keinesweges sinnreiche Erklärung der Natur des Rheumatismus. Bisher nahm man nämlich allgemein an, der Rheumatismus sey nicht eine Krankheit des Haut-, sondern des Muskelsystems. Diese Annahme vorausgesetzt, fällt die Irrigkeit der Behauptung von selbst in die Augen, daß es kein Organ gebe, welches nicht von dem Rheumatismus ergriffen werden könne. Die entgegengesetzte Behauptung ist vielmehr die wahre, daß diese Krankheit auf eine bestimmte Sphäre des Organismus beschränkt, viele Organe und Gebilde frey von derselben sind. — Nach diesen irrigen Vorderätzen, kann man sich über die Falschheit mehrerer, hiernit in Verbindung stehender, Nachsätze nicht wundern. Hr. H. äußert nämlich S. 103: „Es sey sehr einleuchtend, daß man sich mit einem vorgefaßten Schulbegriffe begnügen werde, wenn man den Rheumatismus als Entzündung betrachten wollte. Der Rheumatismus könne von Entzündung begleitet seyn, oder auch in selben übergehen, ohne selbst Entzündung zu seyn u. s. w.“ — Wir wären wirklich sehr begierig zu wissen, worin denn, nach der Vorstellungsart unseres Vfs., das Wesen des Rheumatismus bestehe. Früher, S. 101, bezeichnete er denselben als eine Krankheit des irritable Moments der Reproduction; hier will er die Entzündung nur als etwas Accidentelles, bald Vorhandenes, bald Fehlendes, gelten lassen. — Was soll man von solchen Widersprüchen denken? Daß Hr. H. mit sich selbst im größten Widerspruche über die Theorie ist, welche er seinem Raisonement zu Grunde legt. Es ist nämlich einleuchtend, daß Hr. H., der vor wenigen Jahren noch ein sehr eifriger Anhänger des Brownianismus war, sich gegenwärtig einer, von dieser Lehre sehr abweichenden Ansicht hingeeben, die Eigenthümlichkeit derselben aber noch keinesweges recht begriffen hat. Aus vielen Stellen dieser Schrift zu schließen, hat er die Ansicht von Marcus über Entzündung und Fieber aufgefaßt, ohne jedoch zu einem durchgreifenden Verständniß derselben gelangt zu seyn. — Hieraus lassen sich die Widersprüche, in die unser Vf. so oft mit sich selbst geräth, und das Dunkel, welches seinen theoretischen Vorstellungsarten anklebt, genü-

gend erklären. Bey diesem Zustande der Dinge, würde es den Werth dieser Schrift offenbar erhöht haben, wenn er sich freyer von der Speculation gehalten, und die Thatfachen rein und unbefangen gegeben hätte.

Unter den am häufigsten beobachteten Formen des Rheumatismus wird besonders des rheumatischen Fiebers gedacht. Meistens besaß es einen gutartigen Charakter, wurde aber auch zuweilen sehr bösartig, wenn sich die Krankheit verschlimmerte. Sonderbar ist die Behauptung, daß dieses Fieber öfters unter einem bloßen diaphoretischen Regimen, ohne eigentliche therapeutische Behandlung, vorübergegangen sey, als wäre ein diaphoretisches Regimen nicht auch eine therapeutische Behandlung! Dieselbe irrige Vorstellung, welche dem Vf. über die Natur des Rheumatismus anklebt, äußert er auch über die des Rothlaufs, indem er behauptet, diese beiden Krankheitsformen hätten einen gemeinschaftlichen Sitz, da doch der wesentlichste Unterschied unter ihnen obwaltet. Denn bey dem Rheumatismus ist das Muscularsystem, bey dem Rothlaufe dagegen die seröse Membran des Hautsystems ergriffen.

Es würde uns zu weit führen, in die, über das Wesen der Entzündung, S. 107, entwickelte Deduction einzugehen. Eine irrige physiologische Ansicht des Capillargefäßsystems scheint ihn von dem richtigen Wege abgelenkt zu haben. — Die S. 113 aufgestellten Sätze über fieberhafte Krankheiten beweisen es fast unwidersprechlich, daß Hr. H. sehr fleißig aus Marcus Entwürfe einer speciellen Therapie geschöpft habe, ohne jedoch seiner Quelle zu gedenken. Mit anderen Worten werden hier dieselben Ansichten über *Synocha*, *Synochus* und *Typhus* dargelegt. Unter den exanthematischen Krankheiten beobachtete er in den Monaten Januar, Februar und März besonders das Scharlachfieber, welches mit dem Frühjahr 1806 erschien, und bis zum September 1807 anhielt. Hr. H. glaubt, man könne sich nicht über eine besondere Bösartigkeit dieser Krankheit in den letzteren Jahren beklagen, indem unter anderen der Prof. *Wilhelmi* zu Würzburg in seinem Programm: *Über die Scharlachfieberepidemie in Würzburg im J. 1766*, den Krankheitsverlauf gerade so beschrieben habe, wie auch er ihn diesmal gefunden. — Auch uns scheinen im Ganzen die außerordentlichen Exclamationen mehre-

rer Ärzte über die zugenommene Bösartigkeit dieser Krankheit in den neueren Zeiten, zum Theil sehr übertrieben. Es möchte nicht schwer seyn, zu beweisen, daß diese grössere Bösartigkeit in vielen Fällen mehr einer verkehrten Behandlung, als dem Genius der Epidemie selbst, beyzumessen war.

Die Mortalität war nicht sehr groß; vom September 1806 bis 1807 starben in allen 37 Personen von 300 an dieser Krankheit Leidenden; ein gewiss sehr günstiges Verhältniß. — Im Ganzen war die Krankheit gelinde; nur in ihrem späteren Verlaufe, und in einzelnen Fällen nahm sie einen bösartigen Charakter an. Bey vielen wurde ein frieseartiger Ausschlag beobachtet, bey wenigen Aphten. Die Halsentzündung hatte selten schlimme Folgen. In den verschiedenen Theilen des Großherzogthums Würzburg trat die Krankheit unter mannichfaltigen Modificationen auf. Bey dieser Gelegenheit verbreitet sich der Vf. über Hn. *Stieglitz* bekannte Schrift über das Scharlachfieber, und behauptet, daß durch dieselbe kein besonderes neues Licht über diesen Gegenstand verbreitet worden sey, ein Ausspruch, wogegen wir nichts einzuwenden wissen. —

Hierauf folgen mehrere Krankheitsgeschichten. Weder diese, noch die dabey angegebenen Receptformeln können als Muster in ihrer Art gelten. Unter Vf. mischt in seinen Recepten oft die heterogensten Dinge unter einander, z. B.

Rec. Aq. Chamom. ʒij.

Spir. Minder.

Syrup. Cort. Aur. ʒʒ ʒiv.

Essent. Cort. Aur. ʒʒ.

wo man wirklich nicht einseht, welche Wirkung Hr. H. von dem *Spiritus Mindereri*, in Verbindung der Pomeranzenessenz, beabsichtigt. So ist es auch tadelnswerth, daß der Vf. dem ohnehin schon so sehr zusammengesetzten *Balsamus vitae Hoffmanni* Mixturen von Baldrian und aromatischem Calmus zusetzt. Wenn man die Recepte als den eigentlichen Reflex der theoretischen und praktischen Einsichten des klinischen Arztes betrachtet: so möchten diese Vorschriften kein sehr günstiges Vorurtheil erwecken; da sie ein Aggregat aller möglichen Ingradienzen darstellen, und von der, von allen guten Klinikern geforderten Simplicität so weit entfernt sind. 88.

KURZE ANZEIGEN.

MANIGW. 1) *Freyberg*, b. Craz u. Gerlach: *Das Bad zu Godelheim an der Weiser nebst seinen reizenden Umgebungen. Für Freunde und Kenner der Natur beschrieben von W. A. Lampadius*, Prof. der Chemie u. Oberhüttenamtsassessor zu Freyberg. 1808. 39 S. 8. (6 Gr.)

2) *Hannover*, b. Hahn: *Eilzens Heilquellen und deren Umgebungen, in einigen Briefen dargestellt von Dr. J. Heinicke*, Prof. der Naturlehre und Physik in Bremen. 1808. 122 S. 8. Nebst einem Plan der Badeanstalt zu Eilzen. (16 Gr.)

In einem der reizendsten Thäler des nördlichen Deutschlands entspringt an dem schönen Gestade der Weiser die heilsame Mineralquelle bey Godelheim. Wenig gekannt und von ihren benachbarten älteren Schwestern zu Pyrmont und Dri-

burg beherrscht, wirkte die bescheidene Nymphe dieser Quelle bisher wohlthätig im Verborgenen. Mancher Schwache näherte sich ihr mit banger Erwartung, und entfernte sich von ihr mit dem Gefühle erneuerter Gesundheit. Auch dem Vf. schenkte diese Quelle neue Lebenskräfte. Dank diesem verdienstvollen Naturforscher für die zwar kurze, doch anziehende Schilderung der vorzüglichen Naturschönheiten, welche die Umgebungen Godelheims darbieten, hauptsächlich aber für die sorgfältige chemische Untersuchung dieses Mineralwassers! Man findet daselbst zwey besondere Quellen eingefasst, wovon die eine, zum Trinken bestimmt, der Salzbrunnen, die zweyte aber, zum Baden, der Stahlbrunnen genannt wird. Der Vf. entdeckte

in einem kölnischen Pfunde des
Salzbrunnens

Kohlenfaures Gas	32 $\frac{3}{4}$	Gran des Apothekergewichts.
Salzfaures Natron	8	—
Schwefelfaures Natron	2 $\frac{1}{4}$	—
Schwefelfaure Talkerde	2	—
Schwefelfaure Kalkerde	7	—
Salzsaure Talkerde	3 $\frac{3}{4}$	—
Salzsaure Kalkerde	4 $\frac{1}{2}$	—
Kohlengesaüerte Talk- erde	2 $\frac{1}{4}$	—
Kohlengesaüerte Kalk- erde	5	—
Kohlengesaüertes Eisen	1 $\frac{1}{2}$	—

in einem Pfunde des
Stahlbrunnens.

—	22 $\frac{1}{2}$	Gran des Apothekergewichts.
—	7	—
—	2 $\frac{1}{8}$	—
—	2	—
—	1 $\frac{1}{8}$	—
—	3 $\frac{3}{8}$	—
—	7	—
—	1 $\frac{1}{4}$	—
—	2 $\frac{1}{2}$	—
—	1 $\frac{1}{2}$	—

Kieselerde) eine Spur.
Extractivstoff)

Hieraus erhellet, daß beide Godelheimer Mineralquellen wegen ihres Gehalts an freyer Kohlensäure, an kohlengesaüertem Eisen und wegen der übrigen Bestandtheile unter die vorzüglich wirkfamen eisenhaltigen Sauerlinge Deutschlands zu zählen sind. Möchte doch diese Schrift dazu beytragen, daß zu dieser reichhaltigen Mineralquelle künftig mehrere Kranke ihre Zuflucht nehmen! Und wie viel könnte der zu Godelheim allgemein geschätzte Brunnenarzt, Hr. Dr. Becker, dazu mitwirken, wenn er seine Erfahrungen, welche die medicinischen Wirkungen dieser Quellen bekräftigen können, in einer besonderen Schrift mittheilte!

No. 2. Das reizende eilzner Thal bey Bückeburg hat einen Reichtum an Quellen, dessen sich nur wenige Brunnenörter zu erfreuen haben; es sind daselbst sechs Schwefelquellen, die eine größere Menge Schwefelgas enthalten, als andere jetzt bekannte Schwefelbrunnen, vier eisenhaltige und eine von schönem reinem Trinkwasser. Welche Wohlthat für viele Kranke, daß sie hier vereint dasjenige finden, was sie sonst erst nach beschwerlichen und kostspieligen Reisen an verschiedenen Orten abgefordert suchen müssen! — Daß der würdige Vf. in dieser sowohl für Brunnengäste, als auch für Ärzte interessanten Schrift nicht ausführliche Nachrichten von dem chemischen Gehalte dieser Quellen mittheilt, darf nicht beistimmen, da bereits ein *Westrumb* die Bestandtheile derselben in einer bekannten Schrift musterhaft bestimmt hat. Die Hauptabsicht des Vfs. war, auf die Krankheitsfälle aufmerksam zu machen, in welchen sich von der Anwendung dieser Quellen Nutzen erwarten läßt. Den wohlthätigen Einfluß des inneren und äußeren Gebrauchs der Schwefelquellen bewunderte er bey mehreren Krankheiten, als chronischen Hautausschlägen, besonders Flechten, rheumatischen und gichtischen Beschwerden, hartnäckigen Geschwüren der Füße, Lähmungen, Knochenfäule, Hämorrhoidalbeschwerden, Schleimhusten, Engbrüstigkeit, knotischer und selbst eitriger Schwindfucht. Trefflich sind besonders die Bemerkungen des Vfs. von dem Einathmen einer mit Schwefelgas angeschwängerten Luft in dem Schleimasthma und der Schleimfucht, in den Knoten der Lungen und in der Schwindfucht, welche die Folge einer langsamen Vereiterung der Lungen ist. Um die Gasbäder mit Nutzen zu genießen, muß sich eigentlich der Kranke Tag und Nacht unausgesetzt an solchen Orten aufhalten, wo die Atmosphäre beständig mit Her als Heilmittel zu gebrauchenden Gasart angeschwängert ist. Wahrscheinlich stiftete das Einathmen künstlicher Gasarten aus Gefäßen noch nicht den davon erwarteten Nutzen, weil dieses nur kurze Zeit geschehen konnte, und die Zwischenräume, in welchen der Kranke die gewöhnliche ihm schädliche atmosphärische Luft einzog, zu groß waren, als daß nicht der durch erstere bewirkte Vortheil wieder hätte vernichtet werden sollen. Hierzu kommt noch, daß bey dem künstlichen Einathmen aus Gefäßen immer einige Anstrengung der Respirationswerkzeuge nothwendig ist, die mit der Zeit nachtheilig werden muß. Mit Recht betrachtet der Vf. auch die Schwefelschlammbäder als eins der wirksamsten Heilmittel bey allen Folgen von Schwäche der Haut und innerer Function derselben, bey Unthätigkeit des damit in Verbindung stehenden Muskel- und Gefäß-Systems und den davon abhängenden Krankheiten, und empfiehlt daher die

Errichtung eines zweckmäßigen Schlammbadehauses. Hoffentlich werden diese Briefe, die ein geschmackvolles Ganzes bilden, mehreren Leidenden zur Aufmunterung, das eilzner Thal zu besuchen, dienen. Möchte nur die daselbst befindliche Brunnen- und Bade-Anstalt in Hinsicht der Gebäude bald mehr Ausdehnung erhalten! — — ea —

Heilbronn, b. Rausche: *Über Spitalrichtungen als Unterricht für Krankenwärter und solche, welche sich dazu bilden wollen*, von Dr. Brawn, prakt. Arzt in Göglingen. 1808. 63 S. 8. (4 Gr.) Diese lefenswerthe Schrift enthält manche nützliche Vorschläge; z. B. Krankenwärter sollen ausschließlich aus dem bürgerlichen, nicht aus dem Militär-Stande gewählt werden, weil bey dem ersten im Allgemeinen mehr Religiosität und Zartgefühl vorausgesetzt würde. Da aber in jedem Hospital, wo die Anzahl der Kranken sich auf 100 beläuft, mehrere Oberkrankenwärter seyn müssen, welche die nächste Aufsicht über die übrigen Krankenwärter haben: so sollten rechtschaffene Männer aus dem Militärstande solche Stellen bekleiden, da sie bessere Mannszucht und Ordnung halten könnten. — Der Dienstfeier der Krankenwärter würde mehr gereizt und erhöht werden, wenn sie im Alter, wo sie nicht mehr dienen können, gesichert wären. — Bey Vertheilung der Patienten in verschiedene Zimmer oder Säle eines Hospitals sollte man nicht nur auf Verschiedenheit der Krankheiten, sondern auch auf Nationalität Rücksicht nehmen. Z. B. Franzosen und Engländer sollten wegen ihres stets genährten Nationalhasses nicht zu nahe an einander gelegt werden; der Ungar, der Böhme, der Franzose liebt lieber neben seinem Landsmanne, als neben einem anderen, dessen Sprache und Manieren ihm fremd und zuwider sind. Möchte nur nicht gewöhnlich der Mangel an Raum die Ausführung dieses Vorschlags hindern! — — ea —

Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Lymphatologie, oder Abhandlung über das lymphathische System und dessen Leiden*, von H. L. Attenhoffer, d. A. und Wundarzt. Doctor, und Arzt im allgemeinen Krankenhause in Wien. 1808. XII u. 193 S. 8. (1 Thlr.) Es ist Schade, daß die Vorrede dieses sonst wirklich brauchbaren Buches so sonderbar ausgefallen ist, daß man sogleich von vorne herein alles Vertrauen für das Werk verlieren muß. Das Werk ist ruhig, bescheiden, mit Plan und Ordnung, und ziemlich vollständig bearbeitet; die Vorrede dagegen abspringend, ohne Ordnung und dem Gegenstande fremdartig. Man muß diese vergeffen, um gerecht zu urtheilen; man kann sie vergeffen, da es die erste Schrift eines Arztes, und in dieser Hinsicht eine lobenswerthe Arbeit ist, die Aufmunterung verdient, indem der Vf. für die Zukunft vielen Fleiß, Gründlichkeit, und Vollständigkeit erwarten läßt. Die Schrift zerfällt in sechs sehr natürlich gewählte Abschnitte. Im ersten macht der Vf. auf den Werth des Lymphsystems aufmerksam, giebt seine Entdeckung und die Literatur mit einiger Kritik an, worin kein bedeutendes Werk vermisst wird. Der zweyte Abschnitt behandelt das Anatomische des genannten Systems. Der Bau, die Lage und der Lauf der Lymphgefäße werden von allen Organen angegeben. Im dritten Abschnitt ist die Physiologie desselben, eigentlich die Beschreibung der Erscheinungen in den Lymphgefäßen; nichts Neues, aber für den Zweck Hinreichendes. Diese drey Abschnitte sind vorzüglich denjenigen von großem Nutzen, welche sich nicht die theuern Werke eines *Muscagni* oder *Cruikshank* anschaffen können. Der vierte Abschnitt beschäftigt sich mit der Pathologie des Systems, und handelt die Leiden desselben ganz speciell und ausführlich ab; ein praktisch brauchbarer Abschnitt, so wie die zwey folgenden. Es kommen da vor: die Wunden, die Entzündung der Saugeadern, ihre Erweiterungen, Verstopfung, Verknorpelung und Verknöcherung, die Wassersucht, Skropheln, die englische Krankheit, der Scorbut, die Luftsucht, Entzündung überhaupt, Ausschläge, Pest, Rheumatismus und Gicht, Katharr, Gallenruhr, Gelbsucht, Lienterie, Atrophie, Hypochondrie, Eiterbrust, Lungenfucht, Auszehrung, Luftgeschwülste, Krebs und Skirrhus, Harnruhr, Wuth, Gifte, spanische Fliegen, Fettgeschwülste, Gelenksteifigkeit, Beinfract und Metastasen. Der fünfte Abschnitt betrachtet wieder ganz ausführlich die Arzneyen, welche zunächst auf das Lymphsystem wirken, und giebt eine Menge Recepte an. Im letzten Abschnitt werden sechs bedeutende Krankengeschichten angeführt. — Es ist Schade, daß der Vortrag des Vfs. oft schwankend und unrichtig ist. Auch die Correctur ist sehr vernachlässigt. O.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 F E B R U A R , 1 8 1 0 .

M A T H E M A T I K .

PARIS, b. Courcier: *Exposition du système du monde*, par Laplace, Chancelier du Sénat - Conservateur, Grand - Officier de la Légion d'Honneur etc. Troisième Edition, revue et augmentée. 1808. 405 S. 4. Mit dem Bildnisse des Verfassers.

Es ist eine seltene und merkwürdige Erscheinung, daß ein Mann, wie Laplace, die geheimsten Gemäcker der Wissenschaft verläßt, um die dort eingesammelten Schätze auch Anderen, deren Blicken sie sonst ewig verhüllt bleiben würden, zu zeigen. In vielfacher Rücksicht ist es interessant, die Entdeckungen aller Zeiten in einer Sprache vortragen zu hören, die die Resultate von den hieroglyphischen Bezeichnungen der zu ihrer Erfindung angewandten Analyse absondert, die selbst dem Laien verständlich ist, indem sie lichtvolle Kürze mit völliger Bestimmtheit verbindet. Fast auf jeder Seite des vor uns liegenden Werkes haben wir die Kunst bewundern müssen, mit welcher Laplace eine gewisse Mittelstraße zu halten wußte, die es schwer macht zu entscheiden, für welche Classe von Lesern dieses Werk eigentlich geschrieben ist: kein in die Wissenschaft Eingeweihter wird es ohne das höchste Interesse und kein Ungeweihter ohne Nutzen lesen. Was die *Mécanique céleste* für den Geometer allein ist, ist die *Exposition* auch für ein größeres Publicum. Denn alle in jenem unsterblichen Werke gefundenen Resultate sind hier populärer vortragen, und noch Manches, was dort nicht vorkommen konnte, ist hier nach einem scharf gezeichneten Plane hinzugefügt.

Das Werk ist in fünf Bücher getheilt, die folgende Gegenstände umfassen: die scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper; die wahren Bewegungen; die Gesetze der Bewegung; die Theorie der allgemeinen Schwere; die Geschichte der Astronomie. Wir werden aus ihrem Inhalte das ausheben, was uns für eine Anzeige am passendsten scheint, die weder eine eigentliche Recension — wer würde sich anmaßen, einen Laplace zu meistern? — noch ein bloßes Inhaltsverzeichnis seyn soll.

Im ersten Buche handelt der Vf. von dem, was wir am Himmel unmittelbar beobachten; er geht alle Stufen der Wissenschaft durch, und zeigt, wie man unsere jetzige Kenntniß des Weltsystems aus den Himmelererscheinungen erlangt hat, oder doch hätte erlangen können. So interessant es ist, hier dem philosoph. A. L. Z. 1810. Erster Band.

losophischen Gange seiner Ideen zu folgen: ein so vergebliches Unternehmen würde es seyn, wenn man diese Ideen noch mehr zusammendrängen wollte. Rec. glaubt daher, dieses erste Buch ganz stillschweigend übergehen zu müssen, um so mehr, da es nicht sein Zweck seyn kann, für Leser zu schreiben, die mit dem eigentlichen Gegenstande dieses ersten Buches nicht schon bekannt wären. Da indess selbst die Meinungen eines Laplace eine gewisse Wichtigkeit haben: so unterlassen wir nicht, einige, problematische und außer den Kräften der Analyse liegende Gegenstände betreffende, anzuführen. Die Ursache des schnellen Wachstums der Helligkeit einiger Sterne und ihrer plötzlichen Wiederabnahme sucht der Vf. in grossen Entzündungen, die durch außerordentliche Ursachen auf ihrer Oberfläche entstehen; diese Idee unterstützt er durch die Veränderung der Farben, die man gewöhnlich an solchen Sternen beobachtete, und die den beym Verbrennen eines Körpers auf unserer Erde vorkommenden Erscheinungen analog sind. Auf der Oberfläche des Mondes vermuthet der Vf. Vulcane, deren einige er noch für thätig hält.

Im ersten Cap. des zweyten Buchs thut der Vf. aus den bisher vorgetragenen Phänomenen die Rotation der Erde um ihre Axe dar; im zweyten die Bewegung um die Sonne, für welche Bewegungen er so triftige Gründe anführt, daß selbst ein Riccioli davon überzeugt werden mußte. Das dritte Capitel handelt von den von der Bewegung der Erde herrührenden Erscheinungen. Körper, die von einer beträchtlichen Höhe fallen, entfernen sich bekanntlich von der Verticale gegen Osten, weil die Geschwindigkeit, die die Rotation der Erde ihnen mittheilt, in der Höhe größer ist, als auf der Erdoberfläche; Laplace berechnet diese Abweichung für einen Ort unterm Äquator und eine Höhe von 100 Met. = 21,952 Millinet. Versuche, die man in Deutschland und Italien hierüber angestellt hat, stimmen zwar mit der Theorie, verdienen aber doch mit neuen Vorsichtsmaßregeln wiederholt zu werden, weil die Unterschiede der Beobachtungen oft mehr betragen, als die ganze zu bestimmende Abweichung. Vorzüglich zeigt sich die Rotation der Erde durch die Wirkung der Centrifugalkraft auf die Gestalt der Erde selbst, und auf die Abnahme der Schwere unterm Äquator; die Gradmessungen, und unter verschiedenen Breiten beobachteten Pendellängen, haben die Existenz dieser Phänomene bewiesen, und man würde sie schwerlich ohne die Rotation der Erde erklären können. Die Bewegung um die Sonne erzeugt die scheinbaren Unregelmäßigkeiten.

mäßigkeiten in den Wegen, die die Planeten am Himmel beschreiben, die Aberration der Gestirne u. s. w. Im 4 Cap. kommt *Lapl.* bis zu den *Kepler'schen* Gesetzen von der elliptischen Bewegung der Planeten, und hier giebt er ein vollständiges, nach den neuesten Untersuchungen entworfenen Tableau der Elemente der 7 älteren Planeten, mit ihren Säcularänderungen. Die Epochen sind nach der neuen französischen Art für die Mitternacht des 31 Dec. ange-
 setzt, die mittleren Längen u. s. w. in Decimalgraden, so wie im ganzen Werke das Decimalsystem beybehalten ist. Die vier neuen Planeten sind in eine eigene Tafel zusammengestellt, indem ihre Elemente noch nicht so genau bekannt sind als die der älteren. Cap. 5. Über die Figur der Bahnen der Kometen, und die Gesetze ihrer Bewegung um die Sonne. Hier äußert der Vf. u. a. sehr sinnreiche Gedanken über die diese Gestirne umgebende Nebelhülle und ihre Schweife, die er durch die außerordentlich starke Wärmezunahme, welche die Kometen beym Niedersteigen in ihren Bahnen erfahren, erklärt. So empfing der Komet von 1680 in seiner Sonnennähe ein 27500 Mal intenseres Licht, als die Erde, und das es wahrscheinlich ist, daß die Wärme wie die Intensität des Lichts zunimmt, auch 27500 Mal so viel Wärme. Ein so ungeheurer Grad von Hitze, von dem uns irdische Erscheinungen keinen Begriff machen können, mit dem selbst die den Diamant in Dämpfe auflösende Kraft eines Brennsiegels sich kaum vergleichen läßt, muß eine Menge sonst solider Körper verflüchtigen; der Vf. glaubt, daß ihm die wenigsten irdischen Substanzen Widerstand leisten würden. Indessen liegen die Grenzen der größten Wärme und Kälte der Kometen nicht so weit aus einander, als es auf den ersten Blick scheint; der Vf. gründet dieses auf den Satz: „In allen durch Wärme bewirkten Veränderungen eines Systems von Körpern wird ein Theil der Wärme angewandt, diese Veränderungen hervorzubringen: dadurch wird er latent, d. i. am Thermometer unmerklich; allein er erscheint wieder, wenn das System seinen ersten Zustand wieder annimmt.“ — Nach diesem Satze, welcher die merkwürdigen Phänomene, die sich beym Gefrieren und Aufthauen der Flüssigkeiten zeigen, erklärt, wird die Hitze in der Sonnennähe sowohl, als die Kälte in der Sonnenferne, gemindert. Übrigens hält *Lapl.* die Kometen nicht für selbstleuchtend, und den sogenannten Kern nur für den dichtern Theil des den eigentlich sehr kleinen Kern umgebenden Nebels. Die sehr schnellen Oscillationen, die man in den Schweifen der Kometen zu sehen geglaubt hat, sind nur scheinbar; *Lapl.* erklärt sie durch sehr feine Wolken unserer Atmosphäre. Cap. 6. Von den Gesetzen der Bewegungen der Satelliten um ihre Planeten: eine Darstellung der Elemente und Ungleichheiten der Jupiterstrabanten, und dessen, was wir von den Begleitern des Saturns und Uranus wissen. — „Was für Kräfte sind es nun, sagt *Lapl.* am Schlusse dieses Buchs, die die Planeten, Monde und Kometen in ihren Bahnen er-

halten? was für Kräfte stören ihre elliptische Bewegung? welche Ursache läßt die Nachtgleichen zurückgehen, welche bewegt die Axen der Erde und des Mondes? was erhebt das Meer täglich zweymal? — Die Voraussetzung eines einzigen Princips, von welchem alle diese Gesetze abhängen, ist der Einfachheit und Majestät der Natur würdig.“

Eine Vorbereitung zur Beantwortung dieser Fragen enthält das dritte Buch, denn es handelt von den allgemeinen Gesetzen der Bewegung. „Alles gehorcht ihnen in der Natur; alles folgt aus ihnen eben so nothwendig, wie die Rückkehr der Jahreszeiten; und die vom leichtesten Stäubchen, welches der Wind zufällig wegzuführen scheint, beschriebene Curve wird durch sie eben so gewiß bestimmt, wie die Bahnen der Planeten.“ Die in diesem Buche abgehandelten Gegenstände sind: Cap. I. Von den Kräften, ihrer Zusammensetzung und dem Gleichgewichte eines körperlichen Puncts; II. Von der Bewegung eines körperlichen Puncts; III. Von dem Gleichgewichte eines Systems von Körpern; IV. Vom Gleichgewichte der Flüssigkeiten; V. Von der Bewegung eines Systems von Körpern. In diesem Buche sind die einzigen und wahren Fundamente der Mechanik zusammengestellt, einer Wissenschaft von unendlichem Umfange, von welcher die ganze Theorie der Bewegung der Himmelskörper nur ein Problem ausmacht. Vor 200 Jahren wußte man noch nichts von den Gesetzen der Bewegung: wie würde *Galilei* erkennen, wenn er die bewundernswürdigen Fortschritte sähe, die man auf einer von ihm gebrochenen Bahn machte! —

Im vierten Buche setzt sich *Lapl.* vor, zu der Kenntniß der Kräfte zu gelangen, die auf die himmlischen Bewegungen wirken, und das Gesetz der allgemeinen Schwere durch eine Reihe geometrischer Schlüsse ohne Hypothese aus ihnen herzuleiten. Hier glauben wir dem Vf. etwas näher folgen zu müssen, um unsern Lesern den Weg, den er geht, wenigstens anzudeuten. Die Beobachtungen haben gezeigt, daß in den Bahnen der Planeten und Kometen die Radii Vectores und die Bogen der um die Sonne beschriebenen Curven Räume einschließen, die der Zeit proportional sind; daraus folgt, daß die Kraft, die sie von der geraden Linie zu entfernen strebt, gegen die Sonne gerichtet ist. Das *Kepler'sche* Gesetz, daß die Cubi der mittleren Entfernungen sich verhalten wie die Quadrate der Umlaufszeiten, zeigt, daß die Kraft der Sonne auf zwey Planeten wirkt verkehrt, wie das Quadrat der Entfernungen. Die elliptische Figur der Planetenbahnen beweiset die Existenz dieser Wirkung in dem Umfange der Bahn; die Bewegung der Kometen in sehr langen Ellipsen zeigt, daß das nämliche Gesetz sich weiter erstreckt, als unser Planetensystem; endlich folgt aus der fast kreisförmigen Bewegung der Monde um ihre Hauptplaneten, daß auch sie der Attraction der Sonne unterworfen sind. Man würde also schon aus diesen Phänomenen den sicheren Schluss ziehen können, daß die Sonne alle himmlischen Körper in reciproken Verhältnisse

des Quadrats der Entfernungen anzieht, wenn nicht die kleinen Fehler, denen alle Beobachtungen unterworfen sind, und die kleinen Änderungen der elliptischen Bewegung der Planeten, die man beobachtet hat, einen Zweifel erzeugen könnten. Indess kann man leicht erweisen, daß schon eine sehr kleine Änderung dieses Gesetzes eine merkwürdige Bewegung in den Aphidenlinien der Planetenbahnen zur Folge haben müßte. Für die Erdbahn würde z. B., wenn man die Attraction in dem Verhältnisse $r^{-2,0001}$ statt r^{-2} annähme, eine jährliche Bewegung von $200'' (= 64''.8 \text{ Sexag.})$ folgen; statt dessen beobachtet man eine von nur $36''.4 (= 11''.8 \text{ Sexag.})$, die aber eine andere Ursache hat: das Gesetz ist also, man kann es nicht leugnen, wenigstens äußerst nahe wahr. Aber auch die Planeten ziehen ihre Monde im Verhältnisse des Quadrats der Entfernungen an, wovon uns die Satelliten des Jupiters und Saturns den Beweis geben; unser Mond wird von einer Kraft nach dem Mittelpunkt der Erde gezogen, die genau mit der Fallhöhe schwerer Körper auf der Erdoberfläche übereinstimmt, wenn man sie in dem angegebenen Verhältnisse verkleinert; die Übereinstimmung dabey ist so groß, daß man die von Bürg aus Beobachtungen geschlossene Parallaxe nur um $2'' (= 0''.6 \text{ Sex.})$ verändern darf, um die vollkommenste Harmonie zu erhalten. Was indess am meisten für die allgemeine Verbreitung dieses Gesetzes im ganzen Weltraume spricht, ist die Gleichheit, die immer zwischen Wirkung und Gegenwirkung existiren muß, und die es beweist, daß die Planeten die Sonne im Verhältnisse der Massen, und nach demselben Gesetze anziehen, nach welchem die Sonne auf sie wirkt. Die Erscheinung der Ebbe und Fluth und einige andere Phänomene auf der Erde zeigen uns, daß die Attraction nicht bloß den Schwerpunkten der Himmelskörper zukommt, sondern daß jeder körperliche Punct alle anderen im Verhältnisse seiner Masse anzieht; wäre dieses nicht der Fall: so würde das Meer eine ungeheure Höhe erreichen. Man kann sich also zu dem großen Naturprincipe erheben, „daß alle Theilchen der Materie sich gegenseitig in dem Verhältnisse der Massen und im verkehrten Verhältnisse des Quadrats der Entfernungen anziehen.“ — zu einem Principe, welches eben so einfach ist, als seine Wirkungen mannichfaltig sind, aus welchem die sonderbaren und äußerst verwickelten Erscheinungen, die wir im Weltraum beobachten, nothwendig folgen, und welches eben durch die genaue Übereinstimmung dessen, was man daraus herleiten kann, mit dem, was sich wirklich ereignet, über alle Zweifel erhoben wird. Unzählige Ungleichheiten in der Bewegung der Himmelskörper, die der mit einer oberflächlicheren Mechanik und einer minder tiefen Geometrie Ausgerüthete als Widersprüche dieses Gesetzes betrachten würde, geben, von dem hohen Standpunkte betrachtet, den diese fast wunderbare Wissenschaft jetzt erreicht hat, die schönsten Beweise für dasselbe. Im 2ten Capitel *Lapl.* von den Störungen der elliptischen Bewegung der Planeten. Die großen Ungleichheiten

in den Bewegungen des Jupiters und Saturns gaben dem französischen Geometer die Veranlassung zu einer seiner schönsten Entdeckungen. Zuerst suchte *Euler* die Ursache dieser Ungleichheiten in den Säcularbewegungen dieser Planeten; indess fand er, und später *Lagrange*, nicht die Auflösung dieses Räthfels. *Lapl.*, der denselben Weg betrat, war glücklicher, obgleich er auch das Gesuchte Anfangs nicht fand; er entdeckte nämlich, daß die mittlere Länge der Planeten gar keine Säcularungleichheiten hat, wenn man die Approximation auch bis zu den 4ten Potenzen (*excl.*) der Excentricitäten und Neigungen treibt, ein Resultat, welches *Lagrange* durch eine unübersehbare Analyse auf alle Potenzen ausdehnte. Alle anderen Dimensionen der Planetenbahnen sind sehr langsamen Änderungen unterworfen, die nach Jahrtausenden auf ihre Lagen und Excentricitäten einen sehr beträchtlichen Einfluß äußern werden; die Beobachtungen haben die Existenz dieser Änderungen bewiesen, u. a. bey der Lage der Ekliptik gegen den Äquator. Es war eine sehr interessante Frage, ob diese Änderungen ohne Aufhören fortgehen, und z. B. die Ekliptik dem Äquator bis zur Coincidenz nahe bringen würden; ob die Excentricitäten der Planeten so lange zu- oder abnehmen würden bis zur Verwandlung der jetzt fast kreisförmigen Bahnen in sehr abgeplattete Ellipsen, deren Perihelium endlich die Oberfläche der Sonne berühren müßte. — *Lapl.* hat diese Frage beantwortet, und erwiesen, daß alle diese Änderungen nur Schwankungen um einen mittleren Zustand sind, daß das ganze Planetensystem nur periodisch wiederkehrenden Oscillationen unterworfen ist, und daß z. B. die *maxima* und *minima* der Schiefe der Ekliptik kaum 3° von einander entfernt sind. Es folgt hieraus, daß die Planeten nie Kometen gewesen seyn, oder wenigstens, daß ihre fast parabolischen Bahnen durch die allgemeine Attraction des Planetensystems nicht in kreisähnliche Ellipsen verwandelt seyn können. Diese Entdeckung hat *Lapl.* auf die Bestimmung einer gewissen Ebene im Planetensystem geführt, die sich immer parallel bleibt, und die man zu jeder Zeit durch die dann Statt findenden Elemente der Bahnen wieder erkennen kann; er hat die Lage dieser Ebene selbst in Zahlen angegeben, die die jetzt bestimmten Massen der Planeten voraussetzen.

Nachdem *Lapl.* die Unveränderlichkeit der mittleren Bewegung entdeckt hatte: nahm er wieder die Untersuchung der großen Ungleichheiten des Jupiters und Saturns vor, und jetzt fand er die wahre Ursache dieser Störungen, die für Saturn $49' 12''.1$ und für Jupiter $20' 5''.4$ betragen können, und die nach $929\frac{1}{2}$ Jahren wiederkehren, in der zwischen der fünffachen mittleren Bewegung des Saturns und der doppelten des Jupiters fast Statt findenden Gleichheit, die die Coefficienten der, von dem Unterschiede dieser fünf- und zweyfachen Bewegungen abhängenden, Glieder der die Perturbationen ausdrückenden Reihe so groß macht, obgleich sie nur von Größen der dritten Ordnung abhängen. Durch diese Entdeckung

wurden die Theorien des 4 und 5 dem Himmel so nahe gebracht, daß man sie jetzt als völlig übereinstimmend mit den Beobachtungen ansehen kann; wir verdanken sie dem Gesetze der allgemeinen Schwere, von welchem *Lapl.* bey dieser Gelegenheit sagt: „Es war das Loos dieser glänzenden Entdeckung, daß jede Schwierigkeit, die sich erhob, nur der Gegenstand eines neuen Triumphs für sie wurde; dieses ist das sicherste Kennzeichen des wahren Natursystems.“ Interessant ist es, das, was die wahre Geometrie aus den angegebenen Verhältnissen der mittleren Bewegungen dieser beiden Planeten schloß, mit dem Systeme zu vergleichen, welches die Astrologie darauf bauete. Cap. 3. Von den Massen der Planeten und der Schwere auf ihrer Oberfläche. Der Vf. giebt hier eine Tafel der Massen und setzt die Methoden auseinander, durch welche man zu ihrer Kenntniß gelangt ist; sie gründen sich theils auf die gemessenen Elongationen der Satelliten, theils auf die Vergleichung der berechneten Störungen mit den beobachteten, welches letztere Verfahren zuerst von *Lapl.* vorgeschlagen und angewandt worden ist. Cap. 4. Von den Störungen der elliptischen Bewegungen der Kometen. Der berühmte *Halley'sche* Komet hatte bekanntlich seine Revolution von 1607 — 1682 in einer 13 Monat kürzern Zeit zurückgelegt als die von 1531 — 1607; schon *Halley* setzte die Störungen der Planeten als die Ursache dieses Unterschiedes voraus, und bestimmte durch ein gewisses Tatonnement seine Wiederkehr für das Ende von 1758 oder den Anfang von 1759. *Clairaut*, der sich um diese Zeit mit der Auflösung des Problems der drey Körper beschäftigte, unternahm ungeheure Rechnungen über diesen Gegenstand, deren Resultat war, daß der Komet gegen die Mitte des Aprils 1759. (613 Tage später als nach der Periode von 1607 bis 1682) wieder im Perihelio seyn würde; er fügte hinzu, daß die kleinen in seinen Rechnungen vernachlässigten Quantitäten sich bis auf einen Monat angehäuft haben könnten, daß der Komet nach unberechenbaren Störungen durch einen unbekannten, sich vielleicht in den entfernteren Regionen bewegendem Planeten erfahren haben könne. Später verbesserte er seine Rechnungen noch etwas, und fixirte die Wiederkehr auf den 4ten April; *Lapl.* zeigt, daß ihm ein richtigerer Werth der Saturnsmasse noch 13 Tage weniger (den 24 März) gegeben haben würde. *Clairaut* hatte das Vergnügen, seine Vorhersagung erfüllt zu sehen, indem der Komet den 12 März wirklich im Perihelio war. Der kleine Unterschied von 12 Tagen liegt weit innerhalb der von *Clairaut* angegebenen Grenzen der Sicherheit seiner Rechnung, und kann auch leicht durch die Attraction des damals unbekannten Uranus erzeugt worden seyn. — Ein anderes Beispiel sehr beträchtlicher Störungen gab der Komet von 1770, dessen Beobachtungen sich nicht mit einer parabolischen Bahn vereinigen ließen; *Lexell* fand endlich, daß eine elliptische Laufbahn mit einer Um-

laufszeit von weniger als 6 Jahren Alles befriedigend darstellte. Allein man wollte dieses sonderbare Resultat nicht ohne die schärfsten Prüfungen annehmen; und machte diese deshalb zum Gegenstande eines vom Pariser Nationalinstitute ausgesetzten Preises, den bekanntlich unser Landsmann *Burchard* davon trug. Seine Untersuchungen führten ihn bey nahe auf dasselbe Resultat, welches *Lexell* gefunden hatte. Je mehr dieses an Sicherheit gewann, desto räthselhafter wurde der Komet, denn warum war er vor 1770, da ihn die gefundene Bahn doch so oft zur Sonne führen mußte, nie gesehen? warum sah man ihn nach 1770 nie wieder? — Schon *Lexell* hatte einen Wink zur Beantwortung dieser Fragen gegeben, indem er bemerkte, daß die Bahn ihn 1767 und 1779 sehr nahe bey dem Jupiter vorbeiführte, dessen Attraction die Figur seiner Bahn so geändert haben konnte, wie es die Erklärung der Erscheinungen erforderte. *Burhard* wandte nachher *Lapl.* Analyse auf diesen Kometen an, und fand dadurch die sehr merkwürdigen Resultate, die wir hier aus der *Mécan. céleste* IV. p. 224 ff. anführen, obgleich das vor uns liegende Werk sie nicht so detaillirt enthält. Er setzte nämlich bey der gefundenen elliptischen Bahn kleine Änderungen voraus, die innerhalb der Grenzen der durch die Störungen der Planeten verursachten Unsicherheit liegen; und fand unter dieser Voraussetzung, daß der Komet, der 1767 dem Jupiter bis auf 0,019 der mittleren Entfernung der Sonne von der Erde nahe kam, von diesem Planeten so gestört wurde, daß seine elliptische Bahn aus einer vorher statt findenden anderen erzeugt ward, deren größte und kleinste Entfernungen von der Sonne = 21,503 und 3,0826 betrug, so daß der Komet der Erde vorher nie nahe genug kam, umgesehen werden zu können. Von 1767 bis 1779 beschrieb er die *Burhard'sche* Ellipse, die ihn aber unglücklicherweise im März 1776 zu einer Zeit in die Nähe der Sonne führte, wo die Stellung der Erde nicht erlaubte, ihn zu sehen. Beym Aufsteigen in dieser Bahn 1779 traf er wieder den Jupiter, und kam ihm bis auf 0,0075 nahe; seine Bahn wurde dadurch in eine andere verwandelt, deren aphelische und perihelische Entfernungen 9,441 und 3,3346 betrug, so daß auch die nachherige Unsichtbarkeit des Kometen dadurch erklärt wird. Es ist wahr, man würde diese Resultate auf unzählige Art ändern können, wenn man die willkürlich vorausgesetzten kleinen Variationen der Elemente anders annähme allein man kann voraussehen, daß man in den wenigsten Fällen für die jetzige Bahn des Kometen eine Ellipse erhalten würde, deren perihelische Distanz erlaubt, ihn von der Erde aus zu beobachten. Die durch diese Rechnungen bewiesene Möglichkeit, daß Jupiter die Bahn des Kometen so stark ändern konnte, wird zur dringenden Wahrscheinlichkeit, wenn man sie mit dem wirklichen Ausbleiben des Kometen zusammenhält.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 F E B R U A R 1 8 1 0 .

M A T H E M A T I K .

PARIS, b. Courvier: *Exposition du système du monde, par Laplace cet.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Auch der Erde kam dieser Planet sehr nahe; *Lapl.* zeigt, daß ihre Attraction seine Periode um 2,046 Tage verminderte. Was indessen den Kometen noch merkwürdiger macht, ist die Idee, die er uns von der GröÙe der Kometenmassen giebt. Denn *Lapl.* beweiset, daß er die Dauer des syderischen Jahres um 11612" (= 2° 47' 13") vergrößert haben müßte, wenn seine Masse der Erdmasse gleich gewesen wäre; aber *Delambre* hat durch die Discussion der maskelynischen Beobachtungen gefunden, daß diese Zunahme seit 1770 gewiß keine 2", 8 (= 2", 419 Sexag.) beträgt, woraus sich ergibt, daß die Masse des Kometen kleiner ist, als $\frac{1}{855}$ der Erdmasse. Bedenkt man noch, daß der Komet 1767 und 1779 das System der Jupitersmonde durchwanderte, ohne dort die geringste merkliche Störung zu verursachen: so muß man zugeben, daß seine Masse wahrscheinlich noch geringer ist. Interessant wäre es vielleicht, wenn man diesen Kometen noch einmal, und mit Berücksichtigung aller Störungen, berechnete; das, was jetzt nur Wahrscheinlichkeit ist, würde sich dann der Gewißheit vielleicht noch näher bringen lassen. Cap. 5. Von den Störungen der Bewegung des Mondes. Die Theorie des Mondes, die *Lapl.* in seiner *Mécanique céleste* gab, hat den Zweck, alle Ungleichheiten dieses Himmelskörpers aus dem einzigen Gesetze der Schwere herzuleiten. Kenner wissen, wie er die für unübersteiglich gehaltenen Schwierigkeiten dieser Aufgabe zu besiegen wußte, wie sich selbst das Hartnäckigste vor der Gewalt seiner Analyse beugte. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, wo das Genie des großen Geometers am vorzüglichsten glänzte: nur von den frappantesten Resultaten die er fand, werden wir einige ausheben. In diese Classe gehört unstreitig eine neue Ungleichheit der Mondbreite, die dem Sinus der wahren Länge des Mondes proportional ist; sie ist die Reaction der Nutation der Erdaxe, hängt also von der Abplattung der Erde ab, und giebt ein Mittel an die Hand, diese durch die beobachteten Breiten des Mondes zu bestimmen; *Bürg* fand ihren Coefficienten = $-24' 60'' 14$ (= 8° 0 Sexag.), welches, mit *Lapl.* Theorie verglichen, die Abplattung [= $\frac{1}{231.2}$] giebt. Eine ähnliche Ursache hat die Gleichung der Länge, die von dem Orte des Knotens abhängt, und deren Coeffi-

J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

cienten *Bürg* = $20', 987$ (= 6°, 8 Sexag.) fand, woraus die Erdabplattung [= $\frac{1}{231.2}$] folgt. Eine andere Längengleichung, die von der Sonnenparallaxe abhängt, hat *Lapl.* benutzt, diese zu bestimmen; *Bürg's* Coefficient gab ihm $26'. 42$ (= 8°, 56 Sexag.). Die Harmonie dieser Resultate mit den auf anderen Wegen gefundenen ist einer der schönsten Beweise der allgemeinen Attraction; die beiden zuerst erwähnten Ungleichheiten würden gar nicht existiren, wenn nur der Mittelpunkt der Erde, und nicht jedes ihrer Theilchen, den Mond anzöge. Wer hätte es wohl geglaubt, daß man aus so fremdartig scheinenden Beobachtungen die Abplattung der Erde und ihre Entfernung von der Sonne schliessen kann? Über die sogenannte jährliche Ungleichheit des Mondes verbreitet sich *Lapl.* etwas weitläufiger, weil er im Stande war, ohne Analyse einen klaren Begriff von ihr zu geben, und weil sie so nahe mit der berühmten Säcularungleichheit zusammenhängt. Diese Säculargleichung, die die Bewegung des Mondes seit den ältesten Beobachtungen immer mehr und mehr vergrößerte, war lange unerklärlich; alle Geometer machten fruchtlose Versuche, dieses Räthsel zu lösen, und selbst *Laplace* irrte Anfangs weit vom Ziele umher. Indess liefs ihn sein philosophischer Geist bald erkennen, daß der Weg, den er ging, nicht der rechte war; die Ueberzeugung, daß alle Erscheinungen im Weltsystem sich aus dem newton'schen Gesetze erklären lassen müssen, liefs ihn alle Hypothesen verwerfen, um desto eifriger aus dieser einzigen lauterer Quelle zu schöpfen. Auch hier errang er sich und *Newtons* Gesetze neue Triumphe, denn er fand nicht allein die befriedigendste Erklärung der Säculargleichung, sondern entdeckte noch zwey andere, den Ort des Knotens und des Perigeums afficirende Säcularungleichheiten, die die Beobachtungen aufs Vollkommenste bestätigen. Wir können nicht unterlassen, hier von dieser Entdeckung einen kurzen Begriff zu geben, da sie einen der schönsten Fortschritte unserer Kenntnisse vom Weltgebäude ausmacht und noch das Interesse hat, daß sie unseren Mond betrifft, dessen Bewegung wir zur Erreichung geographischer und nautischer Zwecke so oft benutzen. Die Attraction der Sonne auf die Erde und den Mond vermindert die Angulargeschwindigkeit dieses letzteren um ihren 179sten Theil, dividirt durch den Cubus der Distanz der Erde von der Sonne; entwickelt man dieses in eine Reihe, die nach den Sinussen und Cosinussen der mittleren Länge der Erde, und ihrer Vielfachen fortgeht: so erhält man ausser den periodischen Gliedern auch ei-

nen constanten Theil, der das Quadrat der Excentricität der Erdbahn enthält: die mittlere Bewegung des Mondes hängt also von dieser Excentricität ab, und muß sich mit ihr ändern. Nun ist es bekannt, daß die Excentricität der Erdbahn wirklich einer Säcularänderung unfähig ist, aus welcher sich also die Säcularänderung der mittleren Bewegung durch eine leichte Rechnung ergibt. Die Langsamkeit der Abnahme der Excentricität erlaubt, sie während eines Zeitraums von einigen Jahrhunderten der Zeit proportional anzunehmen: also wird auch die Bewegung des Mondes fast wie die Zeit, und das, was man der mittleren Länge hinzufügen muß, fast wie das Quadrat der Zeit zunehmen. Eine genauere Entwicklung verwandelt indess die ganze Säculargleichung in eine Reihe, die nach den Potenzen der Zeit fortgeht, und deren beide erste Glieder *Laplace* $= 31''.5017 t^2 + 0''.057214 t^3$ (oder $10''.20655 t^2 + 0''.0185374 t^3$ Sexag.) gefunden hat, wo t die Anzahl der nach 1800 verfloffenen Jahrhunderte bedeutet. Diese Gleichung, deren Effect sich seit 2000 Jahren auf $1'5''34''$ angehäuft hat, stellt die Beobachtungen der Alten aufs Vollkommenste dar. Ähnliche Säculargleichungen hat *Lapl.* für den Ort des Knotens und des Perigeums gefunden; diese verhält sich zu der vorigen, wie $-3,00052$ zu 1 , jene wie $-0,735452$ zu 1 . In der Folge der Jahrtausende werden diese Gleichungen ihr *Maximum* erreichen, zu einer Zeit, wenn die Excentricität der Erdbahn im *Minimum* ist; dann werden sie, nach *Lapl.*s. Schätzung, die wahren Orte des Mondes und des Perigeums von den mittleren um $9''$ und $28''$ entfernen. Sonderbar scheint es jetzt, wenn man die leichte Derivation der Säculargleichung der Länge betrachtet; daß man nicht früher ihre Ursache entdeckte; indess kann man selten ein Urtheil über die Schwierigkeit einer schon gemachten Entdeckung fällen. — Eine interessante Folge dieser Entdeckungen war die Bestätigung der Unwandelbarkeit der Dauer des mittleren Tages, die sich daraus ergab. Denn wenn man seit Hipparch eine Abnahme von nur $0'',01$ ($= 0'',00864$ Sex.) annehmen wollte: so würde man gezwungen seyn, den alten Mondsbeobachtungen grössere Fehler zuzuschreiben, als sie der Natur der Sache nach haben können. — Einige haben sich eingebildet, der Mond sey am Himmel, um die Erde zu erleuchten; — Andere, er sey früher ein Komet gewesen: *Lapl.* thut den Ungrund dieser Meinungen dar, indem er bemerkt, daß die Erde einen sich immer in Opposition mit der Sonne befindenden Begleiter haben könnte, der den Zweck des Beleuchtens weit besser erfüllen würde; er zeigt auch, daß so wenig unser Mond als irgend ein den anderen Planeten zugehöriger, je ein Komet gewesen seyn kann. — Im 6 Cap. führt *Lapl.* uns auf einen neuen Schauplatz seines Ruhms, denn er trägt darin die Theorie der Jupiterstrabanten vor. Es existirt ein Verhältniß zwischen den mittleren Bewegungen der drey ersten Jupitersmonde, nach welchem die Bewegung des ersten, + der doppelten des dritten, der dreyfachen des zweyten gleich ist; ein anderes

zwischen den mittleren Längen, so daß die Länge des ersten, — der dreyfachen des zweyten, + der doppelten des dritten, immer eine Summe von 180° ausmachen. Die Genauigkeit, mit welcher die Erscheinungen sich in dieses Verhältniß fügen, machte einen physischen Grund desselben wahrscheinlich, denn welcher sonderbare Zufall hätte eintreten müssen, um die Umstände der ersten Bewegung so zu ordnen? Es war gerade der entgegengesetzte Fall mit dem bekanntlich von einigen Astronomen in den mittleren Abständen der Planetenbahnen vermutheten Gesetze, denn obgleich es einfach genug ausah: so fehlte ihm doch das, was seine Existenz allein wahrscheinlich machen konnte, — die genaue Übereinstimmung mit dem Himmel. *Lapl.* fand in der That den physischen Grund der erwähnten Erscheinung an Jupiterstrabanten in der gegenseitigen Attraction der Satelliten, die ihre Bewegungen ewig einander coordiniren wird, und die das angegebene Verhältniß in aller Schärfe genau machen mußte, wenn es Anfangs auch nur ungefähr existirte. *Delambre*, der sich um diese Zeit mit der Verbesserung der Tafeln beschäftigte, wurde durch seine Untersuchungen mit einer seltenen Genauigkeit auf die von *Lapl.* Theorie erforderliche Übereinstimmung der Bewegungen und Epochen geführt; durch deren Benutzung er den Tafeln einen neuen Grad von Präcision gab. Dieses merkwürdige Gesetz dehnt sich auf alle Ungleichheiten der drey ersten Satelliten, die sehr lange Perioden haben, aus; so ist ihm die Säculargleichung subordinirt, und selbst die Wirkung des Widerstandes einer ätherischen Materie würde es nicht stören können. Die Analyse geht noch weiter; sie entdeckte selbst die Umstände der primitiven Bewegung der Satelliten durch eine Ungleichheit, die *Lapl.* Libration nennt, die aber die Beobachtungen bis jetzt nicht verathen haben. So wie bey unserer Erde, hat *Lapl.* auch das Axenverhältniß des Jupiters weit sicherer, als directe Messungen, die nichtsdestoweniger genau damit übereinstimmen, es geben können, aus der Theorie der Satelliten $= 1:0,9287$ gefunden; die Messungen gaben $14:13$ oder $1:0,9286$. Auch die Massen der Monde giebt die Theorie, so wie die Lage des Äquators des Jupiters, und noch manches andere schöne Resultat, wovon wir aber schweigen müssen, um die Grenzen dieser Blätter nicht zu überschreiten. Erlaubt sey es uns aber zu bemerken, daß die zahlreichen Ungleichheiten der Bewegung der Satelliten, deren beträchtlichere *Wargentin* und Andere schon aus den Beobachtungen der Finsternisse geschlossen hatten, wie *Lapl.* findet, sämmtlich eine notwendige Folge des newton'schen Gesetzes der Schwere sind. *Lapl.* schlägt den Astronomen vor, die Ein- und Austritte des Schattens der Trabanten auf der Jupiterscheibe zu beobachten, welche er der Theorie für nützlicher hält, als die Finsternisse. — Cap. 7. Von den Satelliten des Saturns und Uranus. Das einzige Resultat, welches *Lapl.* aus den wenigen uns bekannten Daten ziehen konnte, ist, daß die Wirkung des Saturns und seiner Ringe hinreicht,

die Bahnen der sechs ersten Satelliten sehr nahe in ihrer Ebene zu erhalten. Cap. 8. Von der Figur der Erde und der Planeten, und dem Gesetze der Schwere auf ihrer Oberfläche. Es giebt zwey Gesetze, nach welchen eine Kugel einen außer ihr gelegenen Punct anziehen kann, als wäre ihre Masse in ihrem Mittelpuncte vereinigt; das eine ist das Gesetz der Schwere im einfachen Verhältnisse der Entfernung, das andere das Naturgesetz. Allgemein giebt jedes Gesetz von der Form $\frac{a}{r^2} + \beta r$ und kein anderes,

wo r die Entfernung bedeutet, der Kugel diese Eigenschaft; allein von allen diesen Gesetzen ist das Naturgesetz das einzige, welches die Attraction in einer unendlichen Entfernung $= 0$ macht. Nach diesem Gesetze ziehen hohle Kugelschalen, oder Couchen eines Ellipsoids einen in ihrem Inneren befindlichen Punct gar nicht an, so daß er allenthalben in Ruhe bleiben, oder sich *geradlinig* bewegen würde. *Lapl.* zeigt, daß die Erde nicht homogen, sondern aus Lagen zusammengesetzt ist, die im Inneren dichter sind, als an der Oberfläche; die Pendelversuche, die Erfahrungen über die Attraction der Berge und die neuerlich von *Cavendish* beobachtete Attraction sehr großer Bleykugeln haben dieses gezeigt, und die Sicherheit des Gleichgewichts des Meeres erfordert es. Dann geht er zu dem Satze über, „daß in allen Hypothesen über die Beschaffenheit des vom Meere bedeckten Kerns die Ellipticität der Erde von der, die sie im Falle der Homogenität haben würde, so viel übertroffen wird, als die Zunahme der Schwere vom Äquator zum Pole die in dieser Hypothese Statt findende übertrifft.“ — Dieser in der That äußerst merkwürdige Satz führt zu einer Bestimmung der Figur der Erde aus den Pendelversuchen; *Lapl.* findet so die Abplattung $= \frac{1}{335}$. Eine allgemeine Theorie der Attraction der Sphäroide und des Gleichgewichts auf ihrer Oberfläche führte *Lapl.* zu der Entdeckung noch mehrerer interessanter Eigenschaften der Sphäroide; Rec. hat diese Theorie immer für eine der schönsten, obgleich mit minder auffallenden Farben glänzenden, durch das Genie unseres Geometers hervorgebrachten Blumen gehalten. Cap. 9. Von der Figur des Saturnsringes. *Lapl.* untersucht, welche Figur die Ringe haben müssen, wenn die Theile auf ihrer Oberfläche im Gleichgewichte seyn sollen; er findet, daß ein senkrecht auf ihrer Ebene durch sie geführter Durchschnitt eine Ellipse seyn muß. Nimmt man die Ringe nach *Schröter's* Beobachtungen als unbeweglich an: so muß man zugeben, daß auf ihrer Oberfläche kein Gleichgewicht Statt finden kann; in diesem Falle fällt die von *Lapl.* seiner Untersuchung zum Grunde gelegte Voraussetzung und folglich auch das Resultat weg. Cap. 10. Von den Atmosphären der himmlischen Körper. Die Dichtigkeit der atmosphärischen Flüssigkeiten kann nicht genau im Verhältnisse des sie zusammendrückenden Gewichts seyn, und es muß ein Zustand existiren, wo diese Flüssigkeiten ihre Elasticität verlieren; wäre dieses, nicht der Fall, so würden die Atmosphären sich immer weiter aus-

dehnen, und am Ende sich ganz zerstreuen. Alle Theile der Atmosphären rotiren in derselben Zeit, wie die Körper, die sie umgeben; ihre verschiedenen Lagen bis zur äußersten sind Ellipsoide, die sich desto mehr abplatteten, je näher sie der Grenze kommen: indessen kann die Polaraxe nie kleiner werden, als $\frac{2}{3}$ der Äquatorialaxe, und diese kann sich nicht weiter erstrecken, als bis zu dem Puncte, wo die Centrifugalkraft der anziehenden gleich ist. So erweist *Lapl.*, daß die Sonnenatmosphäre sich nicht bis zur Mercursbahn ausdehnen, und nicht die Erscheinung des Zodiacallichts erklären kann, welches sich viel weiter erstreckt, und auch eine viel abgeplattete Form hat. Cap. 11. Von der Ebbe und Fluth des Meeres. Ein sehr ausgedehntes Capitel, in welchem *Lapl.* alle Resultate seiner in der *Mécanique Céleste* gegebenen Analyse anführt. Diese Untersuchung ist eine der schwierigsten von allen, die das Weltsystem darbietet; die größten Geometer, und selbst der uuerbliche *Newton*, sind dabey in Irrthümer verfallen: *Lapl.* hat sie auf die Eigenschaften der Bewegungen der Flüssigkeiten gegründet, und ist zur genauesten Darstellung aller beobachteten Phänomene gelangt. Um die Schwierigkeiten, die er dabey zu besiegen hatte, kennen zu lernen, inasmann die *Méc. Céleste* selbst nachlesen; der beschränkte Raum erlaubt uns nicht einmal, die Resultate anzuführen. Cap. 12. Von der Sicherheit des Gleichgewichts der Meere. Schon oben erwähnten wir, daß diese dann Statt findet, wenn die mittlere Dichte der Erde größer ist, als die des Wassers, und nur in diesem Falle kann sie Statt finden; da dieses auf unserer Erde wirklich existirt: so müssen andere Ursachen — *Lapl.* glaubt, das Zusammentreffen von Cometen mit der Erde — das Wasser auf die höchsten Gebirge erhoben haben, wovon man so viele Beyspiele findet. Cap. 13. Von den Schwankungen der Atmosphäre. Sie ist eben so, wie das Meer, einer Ebbe und Fluth unterworfen: allein die Wirkungen dieser auf das Barometer sind sehr gering; indessen ladet *Lapl.* die Physiker ein, durch eine lange Reihe von Beobachtungen sich ihrer wo möglich zu versichern. Die Erklärung der Passatwinde, die der Vf. hier giebt, dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Die Sonnenwärme verdünnt die Luft in der heißen Zone, erhöht also ihre Ausdehnung, und verursacht dadurch in den oberen Schichten ein Überströmen nach Norden und Süden; zur Wiederherstellung des Gleichgewichts strömt die kältere Luft in den unteren Schichten aus den den Polen näher gelegenen Erdgürteln dem Äquator zu. Da nun die Erde sich von Westen nach Osten dreht, die zuströmende Luft aber eine geringere Rotationsgeschwindigkeit hat, als die in der Gegend des Äquators gelegenen Puncte: so muß dadurch ein *relativer* Luftzug von Osten nach Westen entstehen. Cap. 14. Von der Präcession der Nachgleichen und der Wankung der Erdaxe. Eine tiefe Analyse hat dem Vf. u. a. das merkwürdige Resultat gegeben, daß die Präcession und Nutation gar nicht von dem Gesetze der Tiefe des Meers abhängen, und daß diese Phänomene ungeändert bleiben

würden, wenn auch das Meer eine feste Masse mit der Erde ausmachte. Dieses Resultat ist wichtig, weil man bey der Analyse dieser Erscheinungen die Voraussetzung machte, die Erde bestehe aus fest mit einander verbundenen Theilen. Die Präcession giebt eine Grenze, die die Erdabplattung nicht überschreiten kann $= \frac{1}{227,7}$; sie stimmt also mit den Pendelversuchen u. s. w. darin überein, daß sie die Hypothese der Homogeneität ausschließt. Auch die Unveränderlichkeit der Rotationsperiode und der Rotationsaxe der Erde hat *Lapl.* durch diese Untersuchungen erkannt; nur, wenn eine sehr große Masse aus der Gegend der Pole in die Gegend des Äquators versetzt würde, würden beide sich merklich ändern können, wie dieses aus dem mechanischen Satze von Erhaltung der Winkelflächen folgt; indess sieht man keine Ursach, die eine solche Wirkung hervorbringen könnte. Cap. 15. Von der Libration des Mondes. Die Gleichheit zwischen der Rotation und der Umlaufszeit des Mondes, die man beobachtet hat, ist nach dem allgemeinen Gesetze der Schwere in aller Strenge genau; sie sucht sich immer wieder herzustellen, wenn sie auch etwas gestört werden sollte; sie wird selbst durch die großen Säculargleichungen des Mondes nicht aufgehoben, und verursacht, daß der Mond der Erde *immer* fast denselben Punkt zukehrt. Wenn Anfangs diese beiden Bewegungen nur ungefähr gleich waren: so mußte die Attraction den Unterschied ganz aufheben; allein dieser Unterschied mußte eine gewisse Oscillation der großen Axe des Mondsellipsoids bewirken, deren Existenz aber die Beobachtungen bis jetzt nicht verrathen haben. Indessen muß man zugeben, daß die bis jetzt über die Flecken des Mondes angestellten Observationen nicht fein genug waren, um auf sie ganz rechnen zu können. Auch die Coincidenz der Knoten des Mondsäquators und seiner Bahn auf der Ekliptik, die man beobachtet hat, ist eine nothwendige Folge der Attraction. Die Theorie der Wahrscheinlichkeit lehrt uns, daß der Mond seit einer unendlichen Zeit einigemal mit Kometen zusammentreffen mußte, und doch ist die erwähnte Libration, auf welche ein Anstoß schon einen merklichen Einfluß haben mußte, wenn die Masse des Kometen auch nur 0,00001 der Erdmasse betragen hätte, so gering, daß sie unseren Beobachtungen ganz entgeht. *Lapl.* versichert sich durch diese Bemerkung noch mehr von der Kleinheit der Kometenmassen, und hält die Furcht, daß sie die Bewegung der Himmelskörper beträchtlich stören könnten, für ganz grundlos. Cap. 16. Betrachtungen über das Gesetz der allgemeinen Schwere. Noch einmal führt *Lapl.* die Erscheinungen im Weltgebäude unserm Blicke vorüber, um dadurch die Evidenz des Gesetzes der Schwere mit einem Male übersehen zu lassen. „Es ist unnöthig, bey dem Zusammentreffen dieser Beweise unüberzeugt zu bleiben, und zu leugnen, daß nichts in der Naturwissenschaft besser be-

wiesen ist, als die Bewegung der Erde und das Gesetz der allgemeinen Gravitation im Verhältnisse der Massen, und verkehrt wie das Quadrat der Entfernungen.“ Dieser Kraft hat man u. a. die Eigenschaft der *augenblicklichen Wirkung* gegeben, und es war wohl der Mühe werth, die Rechtmäßigkeit dieser Voraussetzung einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Früher, als man noch glaubte, die Säculargleichung des Mondes folge nicht aus dem *newtonschen* Gesetze, hatte *Lapl.* die Idee, die Wirkung einer successiven Verbreitung der Schwere zu untersuchen, indem er hoffte, hier die Ursache jener räthselhaften Erscheinungen zu entdecken. Er fand in der That, daß eine nicht momentane Verbreitung eine Acceleration in der mittleren Bewegung der Planeten zur Folge haben müßte, und die beobachtete Säculargleichung des Mondes gab ihm, wenn er sie dieser Ursache zuschrieb, die Geschwindigkeit, mit welcher die Wirkung der Schwere sich verbreitet, mehr als 7000000 mal so groß, als die Geschwindigkeit des Lichts. Jetzt ist die wahre Ursache der Säculargleichung des Mondes bekannt; die Beobachtungen lassen sich also selbst mit dieser ungeheuern Geschwindigkeit nicht vereinigen, sondern beweisen, daß sie noch ungleich größer seyn muß, und daß wir sie, ohne wenigstens merklichen Irrthum, als unendlich annehmen können. Eben so hat *Lapl.* gefunden, daß der Widerstand ätherischer Flüssigkeiten seit 2000 Jahren noch nicht merklich auf die Bewegungen der Himmelskörper gewirkt hat, und daß man ihn bis jetzt ganz vernachlässigen kann. Da es scheint, daß die Masse der Sonne durch das unaufhörliche Ausströmen des Lichts sich verringern muß. So hat *Lapl.* auch dieses der Analyse unterworfen, die ihm gezeigt hat, daß die Masse jetzt noch nicht ein Zweymilliontheilchen kleiner ist, als zur Zeit der ältesten astronomischen Beobachtungen. — Cap. 17 ist einem von unserm Geometer fast ganz neu geschaffenen Zweige der Naturwissenschaft, der Betrachtung der Attraction sehr kleiner Theilchen, gewidmet. „Die anziehende Kraft, sagt er, verschwindet zwischen Körpern von sehr geringer Größe: in ihren Elementen erscheint sie in unzähligen verschiedenen Formen wieder. Die Festigkeit, die KrySTALLISATION, die Strahlenbrechung, die Erhebung und Erniedrigung der Flüssigkeiten in Haarröhrchen, und allgemein alle chemischen Combinationen, sind das Resultat von Kräften, deren Erkenntniß einen der Hauptgegenstände des Studiums der Natur ausmacht.“ Diese Kräfte äußern sich nur in unmerklichen Entfernungen, wodurch es beynahe unmöglich wird, die Function der Entfernung anzugeben, welche ihre Wirkung bestimmt. Glücklicherweise ist schon die Bedingung, daß die Wirkung nur in unmerklichen Entfernungen merklich wird, hinreichend, ihren Einfluß auf viele Phänomene der Analyse zu unterwerfen.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 F E B R U A R 1 8 1 0 .

M A T H E M A T I K .

PARIS, b. Courvier: *Exposition du système du monde, par Laplace etc.*

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Newtons Theorie der Strahlenbrechung ist allein auf diesen Grund gebaut; *Lapl.* hat erkannt, dass die Haarröhrchenphänomene dieselbe Ursache haben, und demzufolge hat er die Erscheinungen, die daraus hervorgehen, einer strengen Analyse unterworfen, und so einen Zweig der Physik, der wichtiger ist, als er vielleicht auf den ersten Blick scheint, fest begründet. Diese Theorie, die *Lapl.* in zwey Supplementen zur *Mécanique céleste* umständlich aus einander gesetzt, hat er an die allgemeinen Gesetze des Gleichgewichts der Flüssigkeiten geknüpft; sie hat nicht allein die vollständige Erklärung der beobachteten Phänomene gegeben, sondern ist sogar den Beobachtungen vorgeeilt, indem sie merkwürdige noch nicht bekannte Eigenschaften angab, die *Gay-Lussac's* Versuche nachher aufs vollkommenste bestätigten. So giebt sie z. B. die Kraft, mit welcher eine auf eine Flüssigkeit gelegte Platte an dieselbe anklebt; die Bewegung eines Tropfens zwischen zwey einen sehr kleinen Winkel mit einander machenden Glasplatten u. s. w. Interessant ist es, dem Vf. auf diesem ganz neuen Wege zu folgen, der sich so vorthellhaft vor den Irrwegen auszeichnet, welche schlechtere Physiker, unbekannt mit der mathematischen Analyse, der einzigen Quelle der Wahrheit ausser der unmittelbaren Beobachtung, so oft betreten; merkwürdig sind die neuen Ansichten, zu welchen er ihn führt, und welche ihn veranlassen, eine Verbindung zwischen vielen Erscheinungen zu ahnden, die man für sehr fremdartig zu halten pflegt. Diese Untersuchungen charakterisirt der ächt mathematische Geist; keinen Schritt entfernt sich *Lapl.* von seiner treuen Wegweiserin, der Analyse; man findet hier kein vages Raisonnement, keine Meinungen — nur die nothwendigen Folgerungen aus einer Reihe unumstößlicher Schlüsse, wie es einem *Lapl.* geziemt.

Wir bedauern, dass wir uns bey der im 5ten Buche gegebenen Geschichte der Astronomie nicht aufhalten dürfen; nur aus dem 6 Cap., welches die Überschrift „Betrachtungen über das Weltgebäude und die zukünftigen Fortschritte der Astronomie“ führt, heben wir Einiges aus. *Lapl.* äussert hier einige Vermuthungen über das Entstehen des Welt-

systems, die ohne Zweifel sinnreich sind, und vor vielen anderen über diesen Gegenstand gemachten Hypothesen den Vorzug haben, dass sie in allen Punkten den Gesetzen der Natur und der Bewegung entsprechen. Ist es übrigens irgendwo erlaubt, Hypothesen aufzustellen: so kann es gewiss hier geschehen, wo wir zu einer fest erweislichen Wahrheit nie gelangen werden. Der Umstand, dass alle Bewegungen der Planeten und Monde von Westen nach Osten gehen, dass auch die Rotationen diese Richtung haben, macht eine allgemeine Ursache, die bey allen diesen Körpern ungefähr gleich wirkte, sehr wahrscheinlich; 42 solche Bewegungen, die wir beobachtet haben, befolgen diese Richtung, keine einzige die entgegengesetzte. — *Lapl.* schliesst daraus nach der Theorie der Wahrscheinlichkeit, dass man wenigstens 4 Billionen gegen 1 wetten könne, dass eine allgemeine Ursache sie erzeugte; eben so deutet die geringe Grösse der Excentricitäten auf eine allgemeine Ursache. Die Kometen bewegen sich im Gegenheil in allen Richtungen, und ihre Excentricitäten sind der Einheit äusserst nahe. Man hat also fünf Erscheinungen zu erklären: die Bewegung der Planeten nach einer Himmelsgegend und fast in einer Ebene; die der Satelliten nach derselben Richtung; die Rotationsbewegungen dieser Körper und der Sonne nach der Richtung ihrer Projectionsbewegungen und fast in denselben Ebenen; die Unbeträchtlichkeit der Excentricitäten der Planeten und Monde; endlich die grosse Excentricität der Kometenbahnen, während ihre Lage ganz dem Zufalle überlassen zu seyn scheint. Will man diese Bewegungen der Planeten erklären: so muss man eine Ursache annehmen, die auf alle wirkte, und das kann wohl nur ein Fluidum seyn, welches die Sonne wie eine Atmosphäre umgab, und welches durch einen ungeheuern Grad von Hitze so weit ausgedehnt wurde, dass es die Grenzen unseres Planetensystems einschloss; das könnte etwa durch Ursachen bewirkt worden seyn, denen ähnlich, die den Stern in der *Cassiopeja* 1572 so hell glänzen und nachher verschwinden liessen. Die grosse Excentricität der Kometenbahnen deutet auf das Verschwinden einer Menge anderer von kleineren Excentricitäten, denn es ist nicht wahrscheinlich, dass auch ursprünglich nur jene und nicht diese existirt haben sollten. Auch dieses lässt sich durch die angenommene Atmosphäre erklären, denn die Bewegungen der Kometen, die, während sie die Sonne umgab, sich in ihrem Umfange befanden, oder zur Sonne herabstiegen, mussten durch den Wider-

stand vernichtet werden, und die Körper selbst sich mit der Sonne vereinigen. Es existiren also keine Kometen mehr, als solche, die sich nicht in der Atmosphäre bewegten; nur die können übrig geblieben seyn, die weit entfernt waren, wegen ihrer grossen Excentricität und langen Umlaufszeit erst zur Sonne zurückkehrten, als die Atmosphäre sich schon verloren hatte, folglich keine Störung durch sie erlitten, und fortfuhren, sich in ihren nach allen Himmelsgegenden geneigten Bahnen zu bewegen. Nun fing die Atmosphäre an sich abzukühlen und zusammenzuziehen, und an ihren successiven Grenzen in der Ebene ihres Äquators gelegene Zonen von Materie abzusondern, die als Ringe sich um die Sonne bewegen konnten, aber wahrscheinlicher sich in mehrere Körper zertheilten, die durch die Attraction des grössten unter ihnen vereinigt wurden, und so einen Planeten bildeten. Da die von der Sonne entfernten Theile eines solchen Ringes eine grössere Geschwindigkeit hatten als die näheren: so mußte dadurch eine, in der Richtung der Bewegung vor sich gehende Rotation bewirkt werden. Die Satelliten und der Ring des Saturns wurden dann auf eine ähnliche Weise in den Atmosphären der Planeten erzeugt. Blieben endlich noch Theile der Atmosphäre übrig, die zu flüchtig waren, um sich unter einander, oder mit den Planeten vereinigen zu können: so mußten sie fortfahren, sich um die Sonne zu bewegen, und die Erscheinungen darbieten, die wir am Zodiacallichte beobachten, ohne den Bewegungen der Planeten einen merklichen Widerstand entgegen zu setzen. — Dieses System ist ganz auf den Grundsatz von Erhaltung der Winkelflächen gebaut; *Lapl.* fügt hinzu, daß es nur mit dem Mißtrauen gebe, welches Alles, was nicht das Resultat von Beobachtungen oder Rechnungen ist, einflößen müsse. — Noch eine Bemerkung, die gewiss Aufmerksamkeit verdient, können wir nicht unerwähnt lassen: alle Sterne, die plötzlich in einem hellen Glanze erschienen, sind wieder gänzlich verschwunden, und doch sind sie noch auf ihrem alten Platze, weil sie während ihrer Sichtbarkeit keine Ortsveränderung zeigten; es giebt also im Weltraume dunkle Körper, vielleicht eben so grosse, und in eben so grosser Anzahl, als die Fixsterne. Es sind in diesem Capitel der grossen und schönen Gedanken so viele, daß wir es als eine Zierde selbst dieses Werkes, welches sonst nur fester begründeten Materien gewidmet ist, betrachten.

Durch einige Anmerkungen, die *Lapl.* seinem Werke am Ende noch hinzufügt, zeigt er die Uebereinstimmung der alten Beobachtungen mit den Säculargleichungen des Mondes, der Schiefe der Ekliptik und der Excentricität der Erdbahn. Man muß gestehen, daß die Harmonie oft grösser ist, als man von so rohen Angaben erwarten sollte; indess scheint die Schiefe der Ekliptik hienach doch eine etwas grössere Abnahme zu haben, als *Laplace* (*Méc. cél.* III, p. 157) berechnete: eine Vergrößerung der Venus-Masse von $\frac{1}{5}$ würde dieses erklären.

LL. AL.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ohne Druckort: *Der Morgenbote*. Eine Zeitschrift für die österreichischen Staaten. I–III Heft. 1809.

Diese Schrift verdient eine ausführlichere Anzeige, zwar nicht ihres Umfangs und Gehalts, aber doch ihrer Tendenz wegen. Nach der Vorrede ist es eine Gesellschaft *biederer* (?) *Österreicher* (?), welche, in der politischen Schule *Josephs* erzogen, durch *Verfolgung* und *Druck* mit wichtigen Erfahrungen bereichert, die gewagte Operation des Staarteichens an ihren Landsleuten, wie es scheint, bloß um einen Gotteslohn, vornehmen will. Diese Gesellschaft von Patrioten (im Sinne des Jahrs 1793) erklärt sich sehr bestimmt über ihre Absicht, und man muß es ihr wenigstens zum Lobe nachsagen, daß sie nie aus ihrem Charakter falle.

Der erste Aufsatz des 1 Hefts enthält eine „Vorstellung *österreichischer Biedermänner* an *Napoleon* den Grossen, um Abstellung der bisherigen Mißbräuche, und um Einführung einer besseren Regierungsform in *Österreich*.“ Das Prädicat der *Biederkeit*, womit der *Morgenbote* bey jeder Gelegenheit prunkt, erinnert Rec. an einen Juden, welcher im J. 1796 der französischen Armee nach Deutschland gefolgt war, um geplünderte Effecten zu kaufen, und mit der bescheidenen Anrede in das Zimmer des Rec. trat: Herr, ich bin ein ehrlicher Mann! — Jene Vorstellung ist durchaus im revolutionären Sinne abgefaßt, und wenn *Napoleon* sie je zu Gesicht bekommen sollte: so müßte Er, der allein Revolutionswesen ein Ende zu machen strebt, von gerechter Indignation ergriffen werden. Eine ähnliche Tendenz zeigt sich unverhüllt im zweyten und dritten Aufsatz, über die *wiedereingeführte* (?) Pressfreyheit, und über *Joseph II.* Aber noch stärker tritt diese Absicht in den Bemerkungen über Böhmen S. 59 hervor. Den übrigen Raum des 1 Hefts füllen Titel von Büchern, die von der wiener Censur das *admittitur* erhielten, oder auf Veranlassung des letzten Kriegs erschienen. Bey dieser Gelegenheit wirft der *Morgenbote* den Hnn. *Gentz* und *Fr. Schlegel*, sowie den norddeutschen Gelehrten überhaupt — Mangel an Correctheit in der Sprache vor!

Der zweyte Heft ist noch merkwürdiger. Der Vf. lüpf hier seine Maske so weit, daß man ihn zur Noth erkennen kann. Die in diesen Blättern (No. 12) bereits gewürdigte Schrift: *Über die Gegner der Pläne Napoleons* — wird hier in weitläufigen Auszügen abermals aufgetischt. Der Vf. des *Morgenboten*, der mit dem Vf. jenes Libells nahe befreundet seyn mag (auf die Identität der Person werden wir weiter unten hinweisen können), versichert, fast etwas einfältig, es sey gedachte Schrift in die lateinische, französische, spanische, ungarische (am Ende wohl gar in die malaysche) Sprache übersetzt, und allgemein gelesen worden. Dann aber bedurfte es ja hier der Auszüge nicht. An diese Excerpte schliessen sich ausführliche Nachrichten über das Betragen der Öster-

reicher in Baiern, mit Bemerkungen über ihr bisheriges Revolutionsystem. Wenn dieses mit Recht getadelt wird: so begreift man um so weniger, wie der *Morgenbote* dasselbe System gegen Österreich in Anwendung bringen könne, und noch unbegreiflicher ist es, daß österreichische Biedermänner ihren Landsleuten so viel Schlimmes nachsagen mögen.

Der 3te H. des *Morgenboten* ist bey weitem der wichtigste, besonders durch den Aufsatz unter No. 2: „*Süden und Norden, Roman und Geschichte zugleich*.“ Ein Sudddeutscher schreibt aus dem Norden an seinen Freund: „Es gäbe daselbst nur Köpfe, keine Herzen; die Bewohner jenes verwünschten Erdstrichs zerfließen auf ihren Heiden von purer Sentimentalität, und da ihnen die Natur, außer Heidekorn und Kartoffeln, nichts für den Gaumen angewiesen: so hielten sie sich an die poetischen Surrogate. Die eingeböckelten Nordmänner suchten das südliche Feuer durch künstliche Mittel aus ihren vertrockneten Seelen *herauszunothzuchtigen*. Die Grundsuppe des süddeutschen Charakters sey Kraft, des norddeutschen — Schwäche. Daher bey jenen — Ausschweifungen im Genuß der Liebe, kriegerischer Geist, Herzensgüte, Offenheit, bey diesen: Onanie, Hypochondrie, Falschheit, Feigheit, Ränkesucht. Es könne nichts Herzloseres geben, als ein Wein- oder Punsch-Lied des *berücktigten Voss*“ (dem österreich. Biedermanne schwebte wohl hier dunkel der fatale baierische Schulplan vor?), „und es sey in dem norddeutschen Tamarindenpunsch und in den norddeutschen Butterscheiben kein Härchen von Ehrlichkeit zu finden.“

Wie kommen, möchte man hier fragen, österreichische Biedermänner zu solchem Groll und zu so albernem Vorstellungen von dem nördlichen Deutschlande? — S. 272 wird der *Morgenbote* in der Fülle seines südlichen Patriotismus gar zu naiv. „Die Südländer, heist es daselbst, genießen das Vergnügen, und die Nordländer schwatzen davon. Wir trinken Wein und Punsch, sie besingen die Freuden der Tafel bey leeren Schüsseln und Gläsern. Wir küssen den Busen, *der ausgefüllt*, sie phantasiren und radotiren ein paar Stunden lang darüber. Wir genießen unsere schönen Mädchen und Weiber, sie phantasiren und machen — kalte Betrachtungen. Dafür wollen sie uns als Genußmenschen verdammen; aber wenn sie zu uns kommen: so lassen sie sich gut schmecken, und finden unsere vollen Schüsseln und Gläser eben so allerliebste, als wir. Sie würden ihren Bauch so gut pflegen, wenn sie könnten, aber sie würden nicht halb so liberal seyn, als wir.“

Die Natur ist gerecht! Wo sie Schweine schafft, da giebt sie auch Futter für das Schwein, und Pfützen, damit es sich wälzen könne in seiner Luft. Den Menschen läßt sie selbst für sich sorgen, denn sie verlieh ihm die Kraft dazu. Übrigens dürfen die Süddeutschen eben nicht stolz seyn auf ihren Sachwalter, denn fast sollte man glauben, er habe die bitterste Satire auf sie schreiben wollen.

S. 273 wird von der *Herzenserstorbenheit* der Lutheraner gesprochen, und dabey gesagt, die Mitglie-

der dieser Kirche in Baiern hätten die Herausgabe von Jugendblättern, welche in München angekündigt worden, zu hintertreiben gewußt. Wenn der *Morgenbote* diese Jugendblätter schreiben wollte: so haben die Protestanten etwas sehr Verdienstliches gethan. — S. 277 wird eine Stelle von Fichte angeführt, und von folgender Exclamation begleitet: „In dieser meisterhaften Stelle vom Fichte liegt die Erklärung alles dessen, was die Ausländer in Baiern eingeführt oder veranlaßt haben. Komischer ist in der Welt nichts anzusehen, als ein verliebter oder deutsch tanzender Lutheraner. Diese auf dem sonst so kalten Gesicht ausgedrückte unglückliche Ahndung des Widerspruchs mit sich selbst, dieser in tausend linkschen Bewegungen sich äussernde Streit zwischen der größten Sinnlichkeit und der listigsten Heuchelei, zwischen angeborener Steifheit und ausbrechendem Muthwillen, zwischen pedantischem Stolz und dem Gefühle der eigenen Erbarmlichkeit — — nein, ein solcher Anblick ist der größte Triumph für einen guten Katholiken.“

Rec. würde hier die Feder aus der Hand legen, und das Urtheil über solche Schaamlosigkeit und Verworfenheit seinen Lesern überlassen, wenn er nicht noch auf Einiges aufmerksam zu machen hätte. In der *münchener politischen Zeitung* vom 30 Nov. 1809 steht die Anzeige: „Der Vf. eines aus dem *Morgenboten* mitgetheilten Aufsatzes sey wahrscheinlich der durch seine Gelehrsamkeit berühmte *Freyherr Christoph von Arétin*, welchem, wie es scheint, die *Zeitschrift, der Morgenbote*, viele geistreiche Aufschlüsse über Politik und Literatur verdanke.“

Hr. von Arétin hat, unseres Wissens, dieser Angabe nicht widersprochen. Er ist also einer der österreich. Biedermänner, die Österreich revolutioniren wollen, und die protestantischen Gelehrten mit beyspielloser Frechheit verhöhnen. Die österreichische Regierung, die protestantischen Gelehrten aller Länder wissen nun, an wen sie sich zu halten haben. Es ist keine literarische Fehde, welche hier begonnen wird, es ist freche Verletzung aller gesellschaftlichen Rechte, Verunglimpfung des Heiligsten, was der Mensch besitzt, Herabwürdigung der baierischen Regierung, welche mehrere Protestanten in ihr Land rief, und hundert Tausende unter ihren Unterthanen zählt, indirecter Aufruf an das Volk zum Aufstande gegen friedliche Staatsbürger, Felonie im eigentlichsten Sinne! Mit gerechter Erwartung blickt jeder redliche Deutsche auf den gerechten deutschen Fürsten hin, unter dessen Augen so etwas geschehen konnte, und der nicht ermangeln wird, das beleidigte Gesetz zu rächen.

S. A. R.

MITAU, b. Steffenhagen und Sohn: *Kurländische Sammlungen*. Herausgegeben von Ernst Hennig. Mit Kupfern. Ersten Bandes erster Theil. 1809. XXIV und 384 S. 8.

Viel historische Vorarbeiten, viel genaue Geschichten einzelner Anstalten, Verhältnisse, Gegenden, Städte, sind noch erforderlich, wenn einem künftigen historischen Genie die vollständige, lebendige Darstellung

des Mittelalters gelingen soll, dieser an Inhalte reichsten von allen Perioden der Geschichte, reicher, als selbst das classische Alterthum, das zwar, da kleinere Gebiete von Vielen beherrscht wurden, mannichfache bewundernswürdige Formen der Gesetzgebung aufzuweisen hat, wogegen aber das Mittelalter, wo grössere Gebiete von Wenigen regiert wurden, nicht bloß durch Eigenthümlichkeiten in der Verwaltung sich auszeichnet, sondern, was mehr ist, durch jenen Kampf der Hierarchie, Aristokratie und Demokratie, der an Umfang, Verwicklung und Dauer die Reibungen der Aristokraten und Demokraten des Alterthums weit übertrifft. Zwar kein besonderer, ursprünglicher Theil jenes fruchtbaren Ganzen; aber höchst denkwürdig als Inbegriff der meisten Elemente desselben, ist *der deutsche Orden am baltischen Meere*: ein Spiegel der wichtigsten Erscheinungen des Mittelalters: hierarchisch, adelsaristokratisch, militärisch, kaufmännisch: einzig. Eine pragmatische Geschichte desselben würde den Freunden historischer Weisheit ein köstliches Geschenk

seyn, aber eine *pragmatische, und eine Geschichte!* Verdienstlich ist jede mit Sachkenntniß unternommene, mit Eifer betriebene, Vorarbeit. Dahin gehört die angekündigte Schrift des eben so fleißigen, als zur Unternehmung durch historische und diplomatische Kenntniße geeigneten, *Hennig*. Denn in dem vorliegenden Bande wird bloß die Geschichte Goldingens ausgeführt, der ältesten und Haupt-Comthurey des Ordens in Kurland, der die übrigen Comthure und Vögte untergeordnet waren (S. 92-117). Daher ist die Geschichte von Goldingen als Grundlage der Geschichte Kurlands, als besonderer Ordensprovinz, zu betrachten. In *Hupels* nordischen *Miscellaneen* ist ein Verzeichniß der Comthure von Goldingen; das hier befindliche (S. 119-137) enthält über die Hälfte mehr. Des Vfs. Thätigkeit bezeugen die Aufsuchung und Benützung vieler urkundlichen Quellen. Zu wünschen bleibt höchstens, der Vf. möchte den Ernst der Ordensgeschichte durch freundliche Bemerkungen aus dem damaligen Leben an der Ostsee gemildert haben. N. N.

KURZE ANZEIGEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer: *Johannes Baptista van Helmont* von Dr. J. J. Loos, ausserord. Prof. der Medicin zu Heidelberg. 1807. II u. 79 S. 8. (8 Gr.) *Joh. Baptista van Helmont*, geboren zu Brüssel im J. 1577, einer der Männer, die von Zeitgenossen und Nachlebenden häufig verunglimpft worden, verdiente wohl der Vergessenheit entrissen zu werden, da durch ihn die Chymie eine gänzliche Umänderung erfuhr, viele theoretische und praktische Irrthümer aus den Schulen der Ärzte verbannt wurden, und wo er auch irrte, dennoch sein reges Streben nach Wahrheit und Erkenntniß, welches ihm von seiner frühen Jugend an eigen war, Bewunderung und Nachahmung verdient. Man darf nicht rechten mit dem Vf., daß er hier nicht neue Aufschlüsse über die besonderen Schicksale und äußeren Verhältnisse van Helmonts geben wollte; mögen Andere auffuchen, ob er eine Schrift in diesem oder jenem Jahre aufsezte, ob er an dieser oder jener Krankheit starb, denn dieß alles ist doch das weniger Interessante bey einem Manne seiner Art, bey dem, wie bey allen ähnlichen, viel wichtiger die Geschichte seines inneren Lebens, seiner allmählichen Entwicklung ist, die wir auch aus seiner Selbstbiographie, angehängt seinem *tumulo pestis*, und aus seinen anderen Schriften, die sein Sohn zum Theil erst nach seinem Tode herausgab, kennen lernen. Wie er alles, wo er Licht zu finden hoffte, mit Feuereifer ergriff, es mit rastloser Anstrengung durchforschte, und unbefriedigt und mit Ekel von dem meisten sich wendete, um mit gleichem, nie erhaltendem Feuer etwas anderes zu erfassen, dadurch Befriedigung und Stille seines Wissensdurstes zu erhalten, alles dieß, und wie er nach und nach weiter drang, und zu hellerer Einsicht, zum Frieden mit sich selbst gelangte, wird uns mit seinen eigenen Worten vorgelegt. Keiner, dem es Ernst ist mit seiner Bildung, und der zu fühlen vermag, was es heißt, wenn Faust nach allen Anstrengungen ausruft:

Da sitz' ich nun, ich armer Thor,

Und bin nichts klüger, als wie zuvor!

wird ohne Interesse diese Blätter lesen. Auch das Urtheil des Vfs. über van Helmont unterschreibt Rec., daß man seinen Arbeiten eher einen negativen, als positiven Werth beymessen könne.

Weniger Lob verdient der zweyte Theil dieser kleinen Schrift, wo zu kurz, zu rhapsodisch einige aus v. Helmonts Schriften ausgehobene Sätze mitgetheilt werden, weil, wie der Vf. sagt, es schwer sey, aus seinen eigenthümlichen Lehren ein zusammenhängendes System der Naturphilosophie zu bilden. Ohne Hinweisung auf alles, was v. Helmont vorgearbeitet fand, besonders auch durch Paracelsus, und ohne Zusammenhang unter einander, stehen diese Sätze dunkel und unverständlich da; man sieht nicht, in wie fern ihr Vf. weiter ging, als seine Vorgänger, da seinem Systeme hauptsächlich

lich die Meinungen der Spiritualisten zum Grunde lagen, er aber das von ihnen Entlehnte nach seinen Ansichten verarbeitete, und Neues, ihm Eigenthümliches hinzufügte. Daß es schwer sey, ihn zu verstehen, erhellt aus seiner eigenen Erklärung: „Sie verkennen mich also, so oft sie diese Worte an mich schreiben: „Lieber, erkläre Dich doch, rede offener von der Zubereitung der Arcanen.“ Dieses ist eine neue Methode, die Philosophie zu erlernen, welche man auf dieselbe Art erlernen muß, wie ich sie gelernt habe. Denn in spagyrischen Dingen ist nichts in der Absicht geschrieben, daß es ohne Unterschied von Allen verstanden werden soll, sondern vielmehr, daß es nicht verstanden werden soll.“ F. L.

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Nachrichten über des Conrector Hüblers Leben, Charakter und Schriften*; herausgegeben von M. Christian Gottlob Flade, drittem Lehrer am Gymnasium zu Freyberg. 1806. 280 S. 8. (1 Thlr.) Ohne eine Lobrede zu schreiben, die man ohnedies in unseren Tagen nicht mehr achtet, hat Hr. Fl. durch diese Schrift doch viel zum Lobe und Ruhme des verstorbenen Hüblers beygetragen. In dem sie uns Aufklärung giebt über Hüblers Leben, als das Leben eines verdienten Schulmanns, empfiehlt sie ihn gerade von der achtungswürdigsten Seite. Hr. Fl. sucht nämlich die Fragen zu beantworten: Welches waren die Eigenschaften Hüblers in Rücksicht seines Geistes und seines Gemüthes? Wie bildete er sie aus? Und wie benutzte er sie im gesellschaftlichen Leben, als Schullehrer und als Schriftsteller? Was ihm von Nachrichten, die zu Beantwortung dieser Fragen dienen konnten, zu Gebote gestanden, hat Hr. Fl. zweckmäßig und mit Einsicht benützt. Die Leser entbehren zwar „der Bezauberung der Harmonie eines nach den Gesetzen der Schönheit vollendeten Charakter-Gebildes,“ wie sich der Vf. etwas schwülstig ausdrückt; aber die gegebenen Charakterzüge reichen hin, das Buch von der einen Seite interessant, und von der andern instructiv zu machen: denn aus allen geht hervor, daß Hübler das ganz war, was er war, Schulmann. Er befaß gerade so viel Originalität, als nöthig war, sich selbst einen Schwung zu geben; hatte aber auch Angelerntes und Angeübtes genug, um nicht aus seinem Geleise zu kommen. Seine Lehrmethode war im Ganzen gewiß gut, wenn sie auch in einzelnen Stücken einer Verbesserung fähig war. Daß er der spielenden Methode so abgeneigt war, ist ein Beweis, daß er gründliche Gelehrsamkeit zu schätzen wußte. Doch wir sprechen von dem Beschriebenen, und sollten von dem Beschreiber reden. Für ihn ist das schon Lob, daß er sich den Lesern auf solche Weise entzieht, und so selten an sich erinnert. Anspruchslos und bescheiden hat er den Pinsel in seine Hand genommen, und obschon kein Kunstwerk, doch ein gutes Portrait geliefert. — g.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 9 FEBRUAR, 1810.

S T A T I S T I K.

MÜNCHEN, b. Lentner: *Statistik des Königreichs Baiern*. Erster Cursus. Aus den neuesten und zuverlässigsten Quellen zum Gebrauche für die königl. bayerischen Schulen bearbeitet von G. H. Keyser, königl. Professor der geschichtlichen Studien am physiko-technischen Institute zu Augsburg. 1809. 247 S. 8. (16 Gr.)

Hr. K. bittet, die Beurtheilung dieses ersten Cursus bis zur Erscheinung des zweyten aufzuschieben; aber eben diese Aufsehung wird für den Rec. dringende Aufforderung, sie gleich nach der Durchlesung des Buchs in das Publicum, und dadurch vor die Augen des Vfs. zu bringen. Nicht aus hämischer Scheelfucht, über welche er in der Vorrede, wir wissen nicht, aus welchen Gründen, klagt (Rec. kennt ihn nicht, hat auch nie in Verhältnissen mit ihm gestanden), sondern um ihn vor der Ausgabe des zweyten Cursus auf das nochmalige Überdenken seines Plans hinzuleiten, und dadurch zur Vervollkommnung der mit Anstrengung und vielen Kenntnissen ausgefertigten Arbeit beyzutragen. Hr. K. hat sich seit dem preßburger Frieden auf die statistische und geographische Beschreibung des Königreichs Baiern vorbereitet; er hat alles über diesen Gegenstand im Drucke Erschienene gelesen, und noch anderweitige Aufklärungen durch den Hn. GR. Adam von Aretin erhalten. Diefs versichert er nicht nur, sondern wir müssen bezeugen, daß die Resultate der neuesten Volkszählungen nach dem Regierungsblatte richtig eingetragen, bey manchen Landgerichten, vorzüglich in Franken, durch anderweitige Nachrichten in das Bessere geändert sind; daß über die Cultur und den Kunstfleiß der einzelnen Gegenden kurze, aber wahre Bezeichnungen vorkommen, die er aus gedruckten Büchern nicht durchgehends schöpfen konnte; daß vorzüglich der letzte, Tyrol begreifende, Abschnitt vielfache Aufklärungen darbietet; daß die allgemeine Darstellung von den Producten, Manufacturen, Regierungsanstalten u. s. w. gut gerathen ist; und daß sich gegen die Bündigkeit der Darstellung, sowie gegen den reinen gedrängten Vortrag, nur äußerst wenig erinnern läßt; daß folglich die Arbeit viele empfehlungswürdige Seiten hat, und der Vf. den Dank des Publicums verdient. Diefs alles ist sehr wahr, und demungeachtet ist das kleine Werk, als Compendium der Statistik betrachtet, völlig ungenießbar. In Deutschland findet sich schwerlich ein Statistiker, welcher nicht überzeugt wäre, daß man vor allem das Land nach sei-

J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

ner Lage, natürlichen Vortheilen und Nachtheilen, und dann den Menschen mit seinen Anstrengungen, um die Vortheile des Landes zu benutzen, darstellen müsse; oder, mit anderen Worten, die Schilderung der natürlichen Kraft geht voraus. Dann folgt nothwendig die Verfassung, durch welche die natürliche Kraft concentrirt wird; und die Verwaltung des Staats in ihren mannichfaltigen Zweigen, aus welcher erst die Wirksamkeit des Ganzen beurtheilt werden kann, macht den Beschluß. — Und nun vergleiche man die Rubriken des vorliegenden Quodlibets! Im Anfange wird richtige Auskunft über die Gröfse, Grenzen, Gebirge und Flüsse des Landes gegeben; dann folgt plötzlich die Constitution mit der Bemerkung, daß sie monarchisch sey. Bey allein dem wird von dem königlichen Hause, von der Successionsfolge, den Kronbeamten, Wappen und Siegel erst weiter unten im dritten Abschnitte gesprochen. Bey der Constitution hingegen ist die Rede von dem Ministerium, dem Geheimen-Rathe, den General-Kreiscommissären und den untergeordneten Behörden: Gegenstände, welche sammt und sonders nicht zur Verfassung, sondern zur Staatsverwaltung gehören. Diefs ist auch der Fall mit den unmittelbar folgenden Paragraphen, welche einige Worte über die Justiz, Finanzen, das Militär- und die Policey-Anstalten enthalten; wo mit äußerster Ungleichheit geringfügigere Artikel, z. B. die Schutzpocken u. s. w., eine größere Entwicklung als der ganze das Militär betreffende Paragraph enthalten. Zu allerletzt im vierten Abschnitte, unter der Aufschrift: Nationalvermögen, kommen endlich die Producte nebst den sehr cavalierement behandelten Manufacturen des Landes zum Vorschein, und noch ein eigener Abschnitt über den Nationalgeist macht den Beschluß. Wir lernen aus demselben, daß die kraftvollsten Menschen, die Bewohner des Isarkreises und in den fruchtbaren Bezirken des Regen-Kreises sind, daß der Unterthan im Rezat- und Main-Kreise gewandter, berechnender im Nab-Kreise, streng religiös im Inn-Kreise ist, und daß vom frischen Lebensmuth unter seinem südlichen Himmel leicht bewegt wird der Einwohner des Etsch-Kreises. — Hiemit ist die Statistik zu Ende, und Hr. K. liefert durch seine Arbeit den Beweis, daß er von dieser Wissenschaft sich noch keine hinlängliche Notiz verschafft habe. Doch vielleicht irrte Rec.; vielleicht soll diese durch 29 Seiten sich erstreckende Abhandlung bloß statistische Notizen als Einleitung zu der darauf folgenden geographischen Beschreibung der einzelnen Kreise des Reichs liefern. In diesem Falle können die Forderungen an den Vf. so streng nicht seyn; und diese Voraussetzung wird desto wahrscheinlicher,

weil sich außerdem nicht erklären läßt, wie die bey weitem den größten Raum einnehmende geographische Beschreibung des Landes in einem Compendium der Statistik Platz finden sollte. Vielleicht liefert hier schon Hr. K. das Lehrbuch der Geographie, von dessen baldiger Förderung er in der Vorrede spricht. Aber außerdem bleibt noch eine wichtige Frage übrig, die wir nicht vermögend sind, uns zu beantworten. Für wen ist denn dieses Compendium bestimmt? Für Schüler? Diesen wird doch Hr. K. keinen so wunderlichen Sinn von der Statistik beybringen wollen? Also für erwachsene Jünglinge, welchen durch eingreifenden mündlichen Unterricht das Fehlende ergänzt, und der richtigere Gang vorgezeichnet werden kann. Aber der Vf. spricht ja von der baldigen Erscheinung eines zweyten Cursus, welcher doch wohl seine Bestimmung nur für die mehr ausgebildeten Classen der Zöglinge haben kann. Rec. gesteht, daß dies alles, und selbst die Ankündigung eines gedoppelten Cursus in der Statistik für Schulen ein Räthsel ist. Wahre Statistik faßt noch kaum der jüngere Studierende auf Universitäten; es gehört schon eine Reife des Verstandes, eine durch Erfahrungen erlangte Menschenkenntniß dazu, um zu begreifen, warum diese und jene Verfügungen gerade diesem Staate anpassend sind, um seine Verhältnisse gegen andere Staaten, um sein Eigenthümliches zu beurtheilen. Für den Schüler, zumal für den minderjährigen, giebt es noch keine Statistik, noch weniger einen gedoppelten Cursus derselben; statistische Notizen über Gröfse, Bevölkerung, Manufacturen u. s. w. soll er sich bey Erlernung der Geographie sammeln; sie werden ihm Erleichterung bey dem späteren Unterricht in der wirklichen Statistik geben, welche schwerlich ein Gegenstand für Schulen seyn kann.

Diese Erinnerungen mußte Rec. gegen das Allgemeine des Plans und der Ausführung machen, weil sich der Vf. die Miene giebt, daß seine Arbeit ein allgemein eingeführtes Lehrbuch werden könne. Weit weniger haben wir gegen die einzelnen Angaben einzuwenden; sie sind größtentheils richtig, und, wie schon oben bemerkt wurde, zum Theil neu, nicht entlehnt aus einem früher gedruckten Werke. Einige Bemerkungen sind also gar nicht als Tadel, sondern als kleine Ergänzungen bey einer künftigen umgearbeiteten Ausgabe anzusehen. S. 2 klagt der Vf., daß die stetige Verbindung der Gebirge auf den Charten umsonst gesucht werde. So wie er die Verbindung angiebt, kann sie freylich auf keiner Charte gefunden werden. „Aus dem Gotthard geht die mächtige Alpenkette aus, welche das Land von dem Aarberg und Tyrol durchschneidet, auf der einen Seite in den Schwarzwald und die Schwäbische Alpe sich ausbreitet, auf der anderen in die österreichischen Staaten übertritt.“ Der Himmel mag wissen, wie hier die Tyrolerherge und der Schwarzwald in Zusammenhang treten. S. 3 soll der Lech seinen Ursprung aus der tyrolischen Alpe Formanin haben; so viel Rec. weiß, entspringt der Lech im Vorarlberg. — Die Artikel über das Justizwesen sind kurz, wie sich für ein Compendium ziemt, aber sehr gut und bündig vorgetragen; mit den Fi-

nanzen hingegen sieht es sehr dürftig aus, doch werden die verschiedenen Arten der neueingerichteten Steuern pünktlich aufgezählt und richtig bestimmt. Bey der Militärverfassung erfahren wir nichts über die Zahl der Truppen, ihre Einrichtung, Kosten u. s. w. Mit Recht rühmt er S. 17 die bequemen und trefflichen Chaussees Baierns, welche noch immer gut bleiben, ob sie gleich durch den Krieg vieles erlitten haben. S. 18. Die neue Organisation der Armenpflege wird vorge stellt, als wenn sie schon vollendet wäre; so auch S. 21 die künftige Einrichtung der National-Repräsentation. S. 23 versichert Hr. K., das Land habe herrlichen Wiesewachs im südlichen Theile des Isarkreises. Warum nur im südlichen? Der Vf. kennt doch gewiß die äußerst ergiebigen Wiesen an der Amber, in den Gegenden um Landshut u. s. w. Und warum übergeht er die reichen, mit Sorgfalt gepflegten Wiesen an der Altmühl und in dem Pegnitz-Kreise ganz mit Stillschweigen? — Mit Unrecht fällt Hr. Keyser S. 24 das Urtheil: „der Pferdeschlag ist gewöhnlich schlecht.“ Wenn er von dem alltäglichen Bauernpferde, zumal in Oberbaiern, spricht, hat er freylich Recht; da findet sich, wie in den meisten Gegenden Deutschlands. Aber der Vf. muß doch oft genug zu München die großen, starken und doch nicht grobgliedrigen Pferde der Getreidebauern gesehen haben. Sie kommen alle aus dem Unterlande, aus den Gegenden von Straubingen, Ottenburg, dem Rothale, auch aus dem Landgerichte Erding, werden daselbst von den Bauern in beträchtlicher Anzahl gezogen, und geben dem hollsteiner Pferde nur in Rücksicht des noch feineren Wuchses nach; und im Rezatkreise ist die Pferdezucht zur Zeit der Markgrafen von Anspach durch englische Beschäler sehr veredelt worden. Auch hätte die treffliche Rindviehzucht im bairischen Walde, durch welche die Hauptstadt ihr meistes gemästetes Schlachtvieh erhält, nicht ohne Auszeichnung bleiben sollen; und unter den wichtigeren Steinarten Baierns durften die sehr guten durch ganz Deutschland verführten Schleifsteine schlechterdings nicht unbemerkt bleiben. — Den reinen Ertrag der Saline zu Reichenhall und Frauenstein giebt Hr. K. S. 25 auf mehr als eine Million an. Das heißt viel gesprochen. Da wir unterdessen vermuthen, daß er gerade in solchen Punkten nicht ohne anderweitigen Einfluss seine Sätze niedergeschrieben habe: so wagen wir es nicht, die Angabe auf ungefähr die Hälfte zu reduciren, wünschen aber eine nähere Bestätigung der so zuverlässig hingeworfenen Summe. Eine Untersuchung über die Gegenstände, welche Baiern von dem Auslande zu beziehen hat, und eine Vergleichung zwischen Ein- und Ausfuhr suchen wir vergeblich. — Eine Stelle S. 28, wo von den Landesschulen die Rede ist, bleibt uns auch nach wiederholter Durchlesung unverständlich. „Für die höhere Belebung des Geistes in allen einzelnen Gliedern des Staats wirken die Schulen, an deren Verbesserung ununterbrochen gearbeitet wird, damit sich die Kenntnisse, ohne welche ein menschliches edles Daseyn gar nicht denkbar und das Vor-

urtheil, das andere mit uns politisch Verbündete als fremdartige Bestandtheile betrachtet, unverilgbar ist, immer mehr unter dem Volke verbreiten." Über die Beschreibung der einzelnen Kreise enthält sich Rec. fernerer Bemerkungen um so mehr, da sie mit Einfachheit und vieler Sachkenntnis bearbeitet sind. Nur auf einen hässlichen Druckfehler (denn weiter ist es nichts) will er aufmerksam machen. Beym Landgerichte Nördlingen heist es S. 101: Größe und Volkszahl mit der Stadt Nördlingen 9½ □ Meilen und 6404 Einwohner. Es muß nach dem Regierungsblatte heißen 30600 Einw., und diese große Menschenzahl ist nicht übertrieben, weil die Stadt mit dazu gerechnet, und das herumliegende fruchtbare Getreideland, auf dem Ries genannt, sehr gut bevölkert ist. Aber bey anderen Angaben des Regierungsblattes wäre zuweilen wohl ein Fragezeichen des Vfs. nicht an unrechter Stelle gewesen. Z. B. gleich bey dem nächsten Landgerichte Höchstädt wird auf 6 □ Meilen die Menschenzahl auf 22464 Einw. festgesetzt. Nun haben zwar einzelne Theile dieses Landgerichts guten Boden; aber längs der Donau zieht sich ein beträchtliches, wenig angebautes Moos am linken Ufer hinab, und Manufacturen finden sich nicht, auch keine beträchtlichen Orte. Wer kann unter solchen Umständen an eine Bevölkerung von mehr als 3700 Seelen auf die □ Meile glauben? Dagegen sind S. 72 die fürstlich schwarzenbergischen Besitzungen mit 3½ □ Meilen und 10012 Einw. gewiß zu gering angesetzt. — Der Vortrag des Vfs. ist rein deutsch; nur selten blickt der Dialekt, welchen auch der gebildete Baier von der Schulzeit her sich angewöhnt hat, hervor. So S. 2 und öfters die *Mooser* statt die *Moose*, S. 11 *eigends* statt *eigens*, *wenigst* statt *wenigstens*; ein Druckfehler ist S. 22 *verbirgt* statt *verbürgt*.

AMSTERDAM, b. den Gebr. van Cleef: *Koninklijke Almanak voor den Jare 1809*. 688 S. 8. (4 Thlr. 8 gr.)

Da dieses der erste Staatskalender ist, welcher vom K. Holland erscheint: so halten wir für nöthig, umständlicher von seiner Einrichtung zu sprechen, damit wir in den folgenden Jahren desto kürzer seyn können. Voran steht die Constitution des Königreichs in holländischer Sprache, dann folgen einige astronomische Bemerkungen, und endlich erst der gewöhnliche Kalender, dann der russische, jüdische und türkische. Der Almanach hat 20 Capitel. Das erste enthält, ganz nach dem Muster des französischen, die Souveraine und ihre Familien, ihre Ministerien und Gesandten, und die Gesandten des Königs bey denselben. Das 2te Cap. hat die Minister (8) und Großofficiere, 3 Marschälle und 3 charakterisirte Marschälle, 2 Capitän der Garde, 3 Colonels generaux. Das 3 Cap. enthält den Hofstaat des Königs, der Königin, des Prinzen, und maison militaire. Im 4 Cap. folgt in der ersten Abtheilung der Staatsrath, getheilt in 4 Sectionen, in der zweyten der gesetzgebende Körper, in der dritten der hohe Gerichtshof, in der vierten die Rechnungskammer, in der fünften der hohe militärische Gerichtshof, in der sechsten der Gerichtshof in allen Sachen zu Wasser und zu Lande. Bey allen diesen

verschiedenen Institutionen ist der Umfang der Geschäfte genau bezeichnet. Das 5 Cap. enthält in der ersten Abtheilung den am 14 Febr. 1807 gestifteten Orden der Union, und zwar das Ordenscapitel, die Großkreuze (27), die Commandeurs (50), und die Ritter (498); darauf folgen die Ausländer, welche diesen Orden erhalten haben, und zwar in Frankreich (nur Ein Großkreuz), in Rußland, in Westphalen, Luca, Spanien, Baiern, Wirtemberg und Baden, überhaupt 31 Großkreuze, 16 Commandeurs und 23 Ritter. In der zweyten Abtheilung stehen die Personen, welche von auswärtigen Höfen ertheilte Orden tragen dürfen. Die Zahl ist, die Ehrenlegion ausgenommen, nicht ansehnlich. Der König selbst hat die Orden von Frankreich, Italien, Rußland, Spanien, Dänemark, Baiern, Baden und Wirtemberg. Im 6 Cap. sind in 9 Abtheilungen die verschiedenen ministeriellen Departements enthalten, und zwar in der ersten das Finanzministerium mit allen seinen Abtheilungen und Bureaus nach dem Muster des französ.; in der zweyten das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, wo man auch die fremden Consuls in den holländischen Häfen, und die holländischen im Auslande findet; in der dritten das Ministerium des Cultus; in der vierten das Marine- und Colonial-Ministerium, sehr weitläufig; in der fünften das Ministerium des Vicepräsidenten vom Staatsrath ohne weiteres Personale. Er ist der Chef des in anderen Reichen bestehenden geheimen Secretariats, macht Rapporte an den König etc. In der sechsten Abtheilung steht das Militär-Ministerium. Es ist in 4 Divisionen, und jede wieder in mehrere Bureaus getheilt. Die siebente Abtheilung enthält das Justiz- und Policey-Ministerium; die achte das Ministerium der inländischen Sachen; die neunte endlich das Departement der öffentlichen Schuld, an dessen Spitze ein Staatsrath (ohne Prädicat Excellenz) steht. Im 7 Cap. werden unter der Aufschrift *Waterstaat* alle Anstalten und Angestellte in den verschiedenen Departements aufgeführt, welche die Aufsicht über das Deich- und Polter-Wesen haben. Das 8 Cap. handelt überaus umständlich und bis ins kleinste Detail von den gottesdienstlichen Anstalten der verschiedenen christlichen Gemeinden im Königreiche, und zwar zuerst von den Reformirten. Diese sind eingetheilt in 9 Synoden, und jede wieder in Classen (zusammen 52 Classen): dann folgt eine Synode von den französisch Reformirten in allen Departements, und endlich die englischen und schottischen Kirchen. Überhaupt zählen die Reformirten 1260 Gemeinden mit 1541 Predigern, wovon 1216 mit 1473 Predigern zur niederländischen, 35 Gemeinden mit 56 Predigern zur französischen, und 9 Gemeinden mit 12 Predigern zur englischen Kirche gehören. Die römisch-katholische Kirchengenossenschaft theilt sich seit dem ersten und letzten *katholischen* Erzbischof von Utrecht in die sogenannte holländische Mission, und in die vormaligen Bisthümer. In beiden zusammen sind 623 Kirchen und 941 Geistliche, worunter jedoch die Franciscaner, Dominicaner, Carmeliten und Augustiner zu Amsterdam, Leyden, Haag, Delft, Rotterdam u. s. w. begriffen sind. An der Spitze der Mission steht

ein päpstlicher General-Vicarius oder Bevollmächtigter. Die ganze Mission ist in 8 Erzpriesterschaften, und jede wieder in Districte eingetheilt. Die übrigen Katholiken gehören zu den Bisthümern Münster, Roermonde, Lüttich, Herzogenbusch u. Antwerpen. Hier sind abermals Generalvicarien an der Spitze, die unmittelbar unter dem Papste stehen. Die 7 münsterischen Pfarreyen scheinen noch vom münsterischen Generalvicariat zu resortiren. Die lutherische Kirchengenossenschaft hat in den 9 Departements 62 Pfarrer oder Prediger; einige Gemeinden davon mit 7 Predigern haben sich von der Kirchengenossenschaft zwar losgesagt, führen aber noch den nämlichen Namen. Mennonitengemeinden sind 140, wobey die Bemerkung, daß nur etliche wenige zahlreich, und einige ganz klein sind. Die römisch-katholische Kirche der Jansenisten hat überhaupt nur 33 Gemeinden. An ihrer Spitze steht der Erzbischof von Utrecht, unter ihm das Bisthum Harlem und Deventer. Die Remonstranten haben 28 Gemeinden und 30 Prediger. Die neue israelitische Gemeinde zu Amsterdam trennte sich 1796 von den hochdeutschen Juden, hat ihre eigenen Oberrabbiner, Synagogen u. s. w., und nähert sich mehr den portugiesischen Juden. Herrnhuter haben nur einen Prediger zu Zeist, und zu Delft ist eine Genossenschaft *Christo Sacrum*. Die griechischen und armenischen Christen bilden jede eine Gemeinde zu Amsterdam. Die Juden theilen sich in die hochdeutschen und portugiesischen; jene bilden 101 Gemeinde (worunter mehrere sehr zahlreich sind); letztere findet man nur in Amsterdam, Haag und Maarsen. Das 9 Cap. enthält die Militärorganisation, und zwar in der ersten Abtheilung den Generalstab der Armee, in der zweyten die militärische Territorialeintheilung in 11 Arrondissements, die commandirenden Officiers in denselben, die Platzcommandanten und Adjutanten. In der dritten Abtheilung findet man alle Officiers bey den Regimentern. Die Infanterie besteht aus einem Regiment Garde des Königs und 8 Linienregimentern, jedes zu 2 Bataillons; ferner 1 Regiment Jäger, 1 Regiment Fusaillerie, 3 Compagnieen reitende Artillerie, ohne die bey den Regimentern eingetheilte, eine Compagnie Pontonniers, 1 Compagnie Mineurs und Sappeurs, ein ansehnliches Geniecorps, 1 Comp. Train-Soldaten und 1 Corps Gens d'armes von 5 Compagnieen. Die Cavallerie besteht außer der Garde in einem Regiment Curassiers und 2 Regimentern Husaren. Ferner findet man 8 Compagnieen Veteranen, ein Werb-Depot zu Groningen, und Anzeigen von den Depots sämmtlicher Regimentern und Corps. — Im 10 Cap. findet man die Organisation der Seemacht, und zwar in der ersten Abtheilung das königliche Corps der Marine. Es besteht aus 3 Marschällen, 2 Viceadmirals, 4 Schouten bij Nacht, 4 Brigadiers, 14 Obristen, 15 Majors, 38 Obristlieutenants, 37 Oberlieutenants, 95 ersten Lieutenants, 73 Lieutenants, 48 Flaggenjunkers, 45 Marinezöglingen. Die zweyte Abtheilung enthält die Eskader, Hafen- und Rheden-Commandanten; die dritte die verschiedenen Ingenieurs u. s. w.; die vierte die Werften, Institute, Hospitäler u. s. w. Im 11 Cap. steht das Kolonialwesen; und zwar in der ersten Abtheilung die westindischen Kolonien und Etablissements, in der

zweyten die westindischen Kolonien und Besitzungen, in der dritten die Kolonien in Afrika und auf den Küsten von Guinea. Hier findet man die Bemerkung, daß, da die Besitzungen in den Händen des Feindes seyen, so würden solche nur zum Andenken (*voor Memorie*) hiehergesetzt. — Das 12 Cap. enthält die Departementaleintheilung. Jedes Departement wird eingetheilt in Quartiere, jedes Quartier in Gemeinden von der ersten und zweyten Classe. An der Spitze des Departements steht ein Landdrost (Präfect) mit 4 — 6 Assessoren und einem Generalsecretär, in jedem Quartier ein Drost und in jeder Gemeinde von der ersten Classe ein Bürgermeister. Ihre Geschäfte sind jene der Präfecte, Unterpräfecte und Maires in Frankreich. Bey jedem Departement sind die Grenzen angegeben, aber die Volkszahl ist nicht bemerkt. Hierauf folgen die städtischen Vorstände in den Gemeinden von der ersten Classe; endlich die Generalgouvernements. Das 13 Cap. ist der richterlichen Macht gewidmet. Da sie aber noch nicht organisirt war: so ist solche nicht ausgeführt. Das 14 Cap. enthält die finanzielle Organisation, nämlich die Administration der Domainen, der directen und indirecten Steuern, der Lotterie, der Maut, der Amortisationscasse. Das 15 Cap. begreift die Organisation des Handelswesens, und zwar den levantischen Handel, die Seefischerey, die Handelsrechenbank, die Börsen, die Bankiers und Makler, die Collegien der Kaufleute, der Wechselbanken. Das 16 Cap. ist dem Jagd- und Forst-Departement gewidmet. Das ganze Königreich ist in 114 Districte in dieser Hinsicht eingetheilt. Im 17 Cap. sind die verschiedenen Anstalten für den öffentl. Unterricht, für Wissenschaften u. Künste beschrieben. Hier findet man sämmtliche hohe Schulen oder Universitäten, die Gymnasien in den verschiedenen Departements, sodann mehrere Schulen für besondere Gegenstände, z. B. die Artillerie- und Genie-Schule zu Amersfort, die Militärschule zu Hondscholredyk, die Reitschule zu Leyden; auch mehrere Privat-Institute, ferner das K. Institut, das Museum, die Bibliothek, die verschiedenen gelehrten Gesellschaften und Collegien in den Departements. Das 18 Cap. handelt vom Medicinalwesen und detsaligen Anstalten; das 19te vom Landbau. Im 20 Cap. wird der Staat von Amsterdam dargestellt, und zwar das Gouvernement, die Policey-, Justiz-, Finanz- und Handels-Organisation, die gottesdienstlichen und Unterrichts-Anstalten, die gelehrten Gesellschaften, die Theater-, die Medicinal-Anstalten u. s. w. Angehängt ist aus dem französischen Almanach die Bevölkerung der vier Welttheile und einzelnen Reiche Hollands Bevölkerung wird auf 1,880,000 Seelen angegeben. Dann folgt die Bevölkerung von 109 Städten des Königreiches mit Angabe des Departements in alphabetischer Ordnung. Endlich findet man noch die Postanstalten, das Statt findende Maß und Gewicht verglichen mit dem französischen, Berechnung der Münzen in holländischem Current, eine Vergleichung der verschiedenen Gewichte u. s. w. in den Departements. Den Beschluß macht eine Nachricht von der Etikette bey Hof. Ein vollständiges Register erhöht die Brauchbarkeit dieses Almanachs.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 F E B R U A R , 1 8 1 0 .

S C H Ö N E K Ü N S T E .

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder*, gesammelt von L. A. v. Arnim und Clemens Brentano. Zweyter Band. 1808. 448 S. Dritter Band 1808. 253 S. *Kinderlieder*. Anhang zum Wunderhorn, 1808. 103 S. 8. (4 Thlr. 12 gr.)

Nachdem eine unverkennbare Meisterhand den ersten Band des vorliegenden Werkes in diesen Blättern (1806. No. 18) angezeigt, und die einzelnen Lieder desselben mit sicheren und treffenden Zügen nach ihrer inneren Bedeutung geistvoll und kunstreich gewürdigt hat: so ist es allerdings bedenklich, die von derselben nicht beliebte Fortsetzung zu übernehmen. Rec., dem diese zu Theil geworden ist, hält es auch in keinem Wege für gerathen, in derselben Art fortfahren zu wollen, und hofft sich am besten aus der Sache zu ziehen, wenn er hier seine Betrachtung besonders auf die andere bis dahin noch übersehene Seite, die literarische und historische, und zwar diesmal besonders in Beziehung auf den 2. Band richtet; um so mehr, da ihn hiezu auch der bekannte, neuerlich zwischen Voss und den Herausgebern deshalb erhobene Streit veranlaßt. Ohne uns hier geradezu mit darein einzulassen, bemerken wir jedoch, daß die Herausgeber den hauptsächlich und von vielen Seiten her ihnen gemachten Vorwurf der Interpolation dadurch zu schwächen suchen, daß sie (S. 23 des vorj. Int. Bl.) auf die erste Ankündigung ihres Buches verweisen, worin es ausdrücklich heiße, daß diese Lieder von ihnen gesammelt, *geordnet* und *ergänzt* sind. Wiewohl man diese leicht zu übersehende Anzeige, die freylich unter andern auch im Intell. Bl. dieser Zeit. v. 1805 S. 891 steht, auf dem Titel oder sonst irgendwo in dem Buche selbst ausgedrückt zu sehen wünschen muß: so kann doch über die Sache selbst nun kein Streit mehr obwalten. Dieser besteht freylich noch über die andere Frage: ob die Herausg. hier nicht auch ganz eigene Poesieen mit einfließen lassen? Die Nachweisung derselben, zu welcher sie (S. 104 des vorj. Intell. Bl.) aufgefordert haben, möchte auf jeden Fall sehr schwierig seyn. Da diese Aufforderung noch keine gerade Ableugnung enthält: so darf Rec. wohl sagen, daß er seiner Seite allerdings geneigt ist, an die Einmischung von dergleichen Liedern zu glauben, und diese nicht eben für die schlechtesten der Sammlung zu halten. Rec. hätte auch

eben so wenig etwas dagegen, als gegen die eingestandene Interpolation, wenn die in beiden, so wie in der Aufnahme ganz neuer bekannter Lieder und der eigenmächtigen Behandlung der wirklich alten sich ausdrückende Absicht vollständig durchgeführt wäre. Es wäre nämlich gar kein geringes Unternehmen, den großen Kreis des nationalen Lebens, seiner Sitten, Gebräuche, Denkweise, Empfindungen, Fabeln, Sagen und Geschichten, in allgemein verständlichen, wahrhaft volksmäßigen Liedern zusammen zu stellen, ohne alle Rücksicht auf Alt oder Neu oder sonstige gelehrte Beziehung, sondern ganz in der Art, wie einige bekannte *goethe'sche* Lieder von denen vielleicht Niemand mehr weiß, ob sie oder wie viel von ihnen dem Volke oder ihm angehören. Etwas dem Ähnliches hat den Herausg. gewiß vorgeschwebt. Aber so wie ihre Befugniß und Fähigkeit dazu noch dahin gestellt bleibt: so ist auch ihr Werk gar nicht in diesem Geiste vollendet. Einmal ist die Auswahl des Gesammelten gar nicht dadurch bestimmt, sondern sehr vieles hat nur ein antiquarisches oder historisches Interesse, z. B. so manche von den historischen Liedern und Gedichten. Sodann stellt sich die ganze Sammlung durch die jedesmalige Hinweisung auf ihre Quellen, wie es auch um einige derselben, besonders um das so häufige: *Mündlich*, und: *altes Manuscript*, stehen mag — unwiderruflich vor die zwar eben nicht geachtete (vgl. Bd. I. S. 457) Kritik, und giebt ihr selber den Maßstab in die Hand, die Hinweisungen zu prüfen, die Quellen so weit als möglich aufzusuchen und zu vergleichen. Die Herausg. können sich darüber um so weniger beschweren, als kürzlich auch einer von ihnen (Brentano, im vorj. Intell. Bl. S. 147) ähnliche Anmerkungen über ihre Sammlung angekündigt hat.

Im Allgemeinen fällt sogleich Jedem auf, daß die Überschriften der Lieder meist ganz wunderlich, gesucht, unverständlich und unschicklich sind; wie sich hier solches bey einigen zeigen wird. Es scheint, daß die Herausg. einen besonderen Accent darauf legen; aber wenn dieses ist: so zeigen sie dadurch, daß ihnen der rechte Sinn für die Bedeutung vieler dieser Lieder eben nicht beywohnet, oder daß sie ihn muthwillig verleugnen. Manchmal ist es freylich, als wenn sie dadurch nur ihre Leser zum Besten haben wollen; aber auch dann fällt der Äbel angebrachte Spas nur auf sie selber zurück. S. 10 „Mutter, ach Mutter! es hungert mich“ steht fast wörtlich übereinstimmend auch in L. v. Seckendorfs *Musenalma*.

M m

nach f. 1808 S. 32, aus Mittheilung des Dr. Hohenbaum. Hier fehlt nur das am Schluss jeder Strophe wiederkehrende Reimwort: *geschwind*. — S. 12 „*Komm heraus, komm heraus, du schöne, schöne Bräut etc.*“ trägt seine Melodie sehr vernehmlich an sich, so daß man sie zu hören glaubt. Es wäre aber überhaupt sehr zu wünschen, daß die Herausg. auch hierauf einige Rücksicht genommen, und die Melodien, wo es dergleichen gab, beygefügt hätten. So manches sonst unscheinbare und gemeine Lied gewinnt dadurch erst Bedeutung und Leben. Auch bestimmt die Musik nicht selten die richtige Darstellung und Abtheilung der Verse und Strophen. — S. 3 *Birkenmaier* (hier steht *Birkene-Mayer*) heissen in manchen Gegenden Deutschlands, z. B. in und um Jena, große, aus einem Birkenstamm gemachte Becher. — S. 14 „*Stürmt, reißt und raßt ihr Unglückswinde!*“ erinnert sich Rec. auch aus einem nur handschriftlich ungehenden parodischen Trauerspiel: *Artaxerxes und Marieliese* (nach Art des Blutbades, in Vetter Jacobs Launen), das dem verstorbenen Herzog v. Braunschweig-Ols beygelegt wird, und worin es eine sehr komische Wirkung thut. Es ist also gewiss Volkslied, dessen Melodie auch noch bekannt seyn muß. — S. 19 steht ein Lied, überschrieben: *Lenore*, und darunter: „Bürger hörte dieses Lied Nachts in einem Nebenzimmer.“ Es ist durch *A. W. Schlegel*, Bürgers Jugendfreund, ausgemacht, daß diesem bey seiner Lenore nur einzelne verlorne Laute eines alten Volksliedes vorgeschwebt haben. (*Charakteristiken und Kritiken*. Bd. 2 S. 44. Vgl. auch *Morgenblatt* 1809 im Octob. und *Bürgers Leben*, beyf. f. Werken; auch im *T. Merkur* stand einmal etwas hierüber.) Man hätte also anstatt jener ganz unsicheren Angabe viel lieber eine aufrichtige Nachricht von der Quelle des mitgetheilten Liedes gewünscht. Übrigens kannte auch ein Freund des Rec. ein Kindermädchen, welches einzelne Verse aus einem ähnlichen Liede wußte, und es noch ganz zu besitzen glaubte; aber leider war es nicht aufzufinden. — Der Schluss von dem Liede S. 31 ist mehreren gemein; vgl. z. B. *Büschings* und *v. d. Hagens* Volkslieder S. 26. Aber das ganz unverständliche *bat* darin ist offenbar niederländisch für *hilft*. Vgl. a. a. O. S. 331. — Das aus *Docens* Miscellaneen (nach einem Exemplar v. 1580) aufgenommene Lied, S. 33, hat einige zwar nicht bedeutende, jedoch unnöthige Veränderungen erfahren. „Gewinn es Kunst, gewinn es Glück“ ist undeutlicher, als: „Wer's g'wöne' aus Kunst oder durchs Glück.“ Unrichtig ist „nach mein — Verstand“ f. *meim* (meinem). Dieses Lied steht auch in dem *Venus Kränzlein Neuer Musikalischer Gesäng und Lieder*. Mit 4 und 5 Stimmen, Durch *Joh. Staden, von Nürnberg*. Jhna. 1610. 4. Nr. 2. und bey *Herder* (Stimmen der Völker S. 507) aus dem Ausbund schöner weltlicher und züchtiger Lieder, queer 8. Vgl. ebend. S. 483 und *Seckendorfs* Aln. Nr. 24—26. — S. 34 *Vom Buchsbaum und vom Felbinger*; wird erwähnt in *Fischarts* Geschichtklitterung. Cap. 8. Von des Trunkenen Litaney: „Kann keiner kein Lied-

lein? Holla Fritz, du fingst vns disß vnd sonst noch mehr, vom Buchsbaum und vom Felbinger. Nein, nein, ein anders.“ — S. 45 *Kirbin* f. *Kirchweihe* verstehen wohl wenige. S. 44 *Dimppen* ist dunkel. S. 45 müssen die 2 Strophen in 4 getheilt und abgesetzt werden; dieß fodert, das S. 425 folgende, in derselben Strophe gedichtete Lied, aus welchem der Anfang hergenommen, und nach dessen Melodie es ohne Zweifel gesungen worden. — S. 48 „*Ach wie sanft ruh' ich hie*“ steht schon ganz gleichlautend in *Bräur. III. 278*, und in *Büschings* und *v. d. Hagens* Sammlung, S. 9. Rec. ist auch die Melodie davon bekannt. — Die Epistel S. 55 scheint einzelne Stellen aus mehreren Liedern zu enthalten, vgl. die eben angeführte Samml. S. 146, 282. — S. 59 steht seltsam *Götterin* f. *Göttin*. — Es fragt sich, ob der S. 64 am Schluss eines Gedichtes sich nennende *Niklas Wohlgemuth* ein wirklicher Dichtername ist. — S. 65. Der Krieg des Winters und des Frühlings erinnert an ein Lied in jener Samml. S. 74. Der Meistergesang S. 74 hat ganz den Schmiedehammer-Tact und Ton; und in seinen wort-schöpferisch und spielend zusammenge schmiedeten Reimen und gelehrten Anspielungen einen Anklang von *Fischart*. — S. 90. „*Zieh, Schimmel, zieh!*“ ist einer Strophe nach bekannt genug aus einem Studentenliede, worin sich ohne Zweifel auch noch die Melodie dazu erhalten hat. — S. 98 ff. folgt eine ganze Reihe historischer Kriegs- und Siegs-Lieder. Das S. 100: „*Lill, du allerhöchste Stadt*“ kennt Rec. auch aus einem berliner fliegenden Blatt, im Ausdruck, wie in einzelnen Strophen und deren Folge abweichend. Str. 7 lautet hier:

Lieber Herr, nicht dergestalt
Wollt ihr handeln mit Gewalt;
Ludewig bin ich vermählet,
Den hab' ich zum Schatz erwählet,
Den lieb' ich bis in das Grab.

Eugen. So, Konstabler, frisch daran,
Feuert, wer da feuern kann.
Blitz und Donner, Feu'r und Flammen,
Spielet auf die Lilg'sche Damen;
Bombardiert das löse Weib.

Lilge. Thut, was ihr nicht lassen wollt;
Ihr an mir nichts schaffen sollt u. f. w.

Eugen. Halt' das Maul und schweige still u. f. w.

Lilge. Liebster Herr, das glaub' ich wohl u. f. w.

Eugen. Lilge du allerhöchstes Kind,
Warum bist du denn so blind,
Daß du mich nicht willst annehmen?
Thust du dich denn meiner schämen?
Oder, sag', was fehlt dir?

Mein allerhöchstes Lamm u. f. w.

Auf demselben Blatte befinden sich noch Lieder von *Eugens* Sieg über die Türken und *Laudons* Eroberung von *Belgrad*. S. 107. *Die magdeburger Zehde*, angeblich aus *Spangenberg's* Chronik von *Afchersleben*. *Eisleben*, *Petri* 1572, welche Rec. noch nie gesehen hat. Doch kennt er dieses Lied aus *Spangenberg's* sächsischer oder, wie sie in der ersten Ausgabe hieß, *mansfeldischer* Chronik, aus welcher es in *Joh. Pomarii* Chronica der Sachsen und Niedersachsen (Wit-

tenbergk 1589 Fol.) S. 482 wiederholt wurde. Vgl: Herders Vorrede zu den Volksliedern (Stimmen der Völker S. 78). Spangenberg sagt (S. 538 der Ausg. v. 1585. Frankf. a. M. b. Sign. Feyerabend. Fol.) von demselben: „Es hat d'azumal ein eyfferiger Bürger zu *Afchersleben* gewohnet, der von jetzterzehletem Magdeburgischem Kriege ein Lied in *Sächsischer Sprache* gemacht, welches ich allerley vrsachen halben (in *unser Teutsch* gesetzt) diser Historien habe mit anhängen wollen, denn darauß zu sehen, daßs auch zu derselben zeit, nit alle Leute jeen der Bapstlichen Prelaten vnbillliches fürnehmen haben gefallen lassen, vnd daßs man auch vnter den gemeinen Leyen gefunden, die darumb geeyffert. So wirdt in solchen Liedern je bißweilen auch etwas mit eyngeführet, das sonst in Chronicken nicht verzeichnet worden, Vnd haben denn solche Lieder, darinnen sie ire Händel vnd Thaten kürztlich verfasst, vnd auff die Nachkommen gebracht haben.“ Die beiden ersten Strophen lauten:

Ein neues Lied zu dieser frist,
Zu *Afchersleben* gedichtet ist,
Daron so wil ich singen,
Hilff Jesus Christus vnser Herr,
Daßs vns thu wol gelingen, gelingen.

Man schreibt tausent vier hundert jar,
Ein vnd dreyßig vernemst mich klar,
Hat sich ein Krieg begeben
Zwischen Bischoff Günther genannt,
Der Statt Magdeburg merck eben, ja eben.

Letzte Strophe:

Vnd der das Lied gedichtet hat,
Wohnt zu *Afchersleb* in der Statt,
Wol auff dem lieben wanne (?),
Er ist genennet *Pfaffenfeind*,
Das haben sie zu lohne, zu lohne.

Niederländische Überbleibsel finden sich noch hie und da, besonders in den Reimen: Str. 3 *Lahre f. Lehre*; Str. 11 *merken und Kirchen* (niederd. *Kerken*); Str. 42 *Bulgen f. Wellen*; Str. 48 *Lawe f. Leue, Löwe*. Von diesem 63 Strophen langen Liede ist nun das im *Wunderh.* ein höchst wunderlicher, durch einander gewürfelter, unverständlicher und ganz unnützer Auszug, wie man sich schon aus dieser Folge der blind herausgegriffenen 22 Strophen überzeugen wird: Str. 13. 26. 29. 8. 9. 18. 31. 32. 42. 13. 44. 48. 49. 50. 51. 53. 41. 35. 57. 58. 59. 60. Rec. überhebt sich daher aller Herstellung eines solchen Textes, wie nöthig sie diesem auch sonst noch im einzelnen Ausdruck und überall wäre. — S. III. Das Klagelied der *Churfürstin, Frauen Sybille von Sachsen* (über ihres Gemahls Entsetzung und Gefangenschaft bey dem Kaiser) ist einem *Peter Watzdorf* zugeschrieben, ohne Angabe woher. Es steht aber auch in der „neu vermehrten geistlichen Wasserquelle: darinnen sich ein jedes fromme Hertz, beydes auf der Reise und daheim, bey guten kühlen Tagen, und in mancherley Hitze der Anfechtung, leiblich und geistlich erquicken und erfrischen kan. Aus dem heylsamten Hauptbrunnen der Heiligen Schrift, und andern Christlichen Büchern zugerichtet: Samptlicher Königlichen, Fürstlichen und Gräflichen

Personen *Symbolis* und Gedénksprüchen“ u. s. w. Berlin 1670. 12, und zwar hier im V Cap. unter diesen „Gedénksprüchen mit Christlichen Liedern. Deren etliche zur Zeit dessen Durchläuchtigsten, Hochgebornen Fürsten und Herrn, Hertzog Johann Friedrichs, Churfürstens u. s. w., als theuren beständigen Helden, und Bekenners der Wahrheit Gottes, Anno 1548, und etliche bis daher an Tag kommen sind.“ Gleich voran stehen hier drey Lieder über denselben Gegenstand, von denen das erste, laut der Überschrift, der Churfürst Johann Friedrich selbst gemacht hat, und anfängt: „Von aller Welt verlassen u. s. w.“ Das vierte ist dann „Seines Hochgebornen Gemahls Frauen Sibyllae, Lied, zu der Zeit.“ Es ist, ohne die sonst hier gewöhnliche Bezeichnung des Vfs., in der Melodie: O Welt, ich muß dich lassen u. s. w., welches Lied wieder, nach der Überschrift in den unten näher zu berührenden Christlichen Hausgesängen II, 93, gedichtet ist im Thon: *Innsbruck ich muß dich lassen* (S. 12). Welches Lied wohl ursprünglich einerley mit denen im *Wunderh.* I, 289, und *Büschings* und v. d. *Hagens* Samml. No. 86 seyn möchte, wiewohl die Versart beider von der des geistl. Liedes verschieden ist. Vrgl. noch Bragur V, I. S. 26. Andere, meist bessere Lesarten sind: Str. 1: *da ist f. jetzt*. Dem f. Den; mir f. ihn. Str. 2: Daßs er es recht bedencke; dißs *Gezäncke f. dieses Zänken*; gib f. geb. Str. 3: *hat f. hätt*; wohl f. g'nug; weg f. ab; *berühret f. gerühret*. Hinter ihn steht noch ganz. Auch folgende noch zwey im *Wunderh.* fehlende Strophen:

„Ich hoff, es sol sich wenden,
Man spürt an allen Enden
Des Pabstes falschen Rath,
Damit der Käyfr gehetzt,
Teutschland damit verletzt
Das klag ich allzeit früh und spat.

Damit wil ichs beschließen,
Hoff auch des zu genießen,
Mein Hoffnung steht zu Gott,
Der woll uns helfen allen,
Nach seinem Wolgefallen,
Uns erretten aus aller Noth.“

S. 112 das Klagelied des Landgrafen *Philipp von Hessen*, in seiner Gefangenschaft zu Oudenar in Brabant (1550), ist wahrscheinlich auch nicht von ihm selber. Die S. 115 beygefügt 2 Strophen einer geistlichen und einer verliebten Veränderung desselben Liedes gehörten doch wohl nur in eine literarische Anmerkung. In einer solchen muß hier auch folgendes für das Volkslied sehr wichtiges altes Gesangbuch erwähnt werden: „Nye Christlike Gesenge vnde Lede, vp allerley ardt Melodien, der be-

sten olden, düdeschen Leder. Allen framen Christen tho nütte, Nu erstlick gemaket, vnde in den Drück gegenen: Dörch Herm. *Vespasium* Predyger tho Stade. P. K. (Paul Knoblauch zu Lübeck) 1571. 23 Bogen kl. 8. Deren Überschrift ist: „Etyke der besten olden Leder *Geistlich vörändert*, doch also, dat se nicht allenen ehre gewandtlyke *Melodien*, sunder ok *dath meiste deel, shre Wordt beholden hebben*.“ Vrgl. Bragur V. 1. S. 20 — 27, wo der sel. *Kindertling* auch die Anfänge der einzelnen Lieder mitgetheilt hat (das Buch selbst besitzt jetzo Rec.); und darunter steht auch Str. 11: „Swer lanckwylchs is my myne tydt.“ — S. 116. Das *Lied vom Landgrafen* (vom schamalkaldischen Krieg) wurde zuerst bekannt gemacht durch C. C. am Ende, in den *viedererischen* nützlichen und angenehmen Abhandl. (Altdorf 1768. 4 St. 8.) S. 374, wahrscheinlich aus einem alten Flugblatt. „Ein schön Newes lied, gemacht zu lob vnd Eer, Römischer Kayserlicher Mayestat, Wie Sy Im 1546 Jar Vor Ingolstat widern Landgrauen von Hessen, vnd Hertzog Hansen von Sachsen, zu veldt gelegen.“

*Imperio populos regito tu Carole magne
Hae tibi erunt artes pacique imponere morem
Parcere subjectis et debellare superbos.*

In der weifs wie die *schlacht von Pavia* gesungen wirt. Plus Ultra.“ Darunter ein Holzschnitt: ein doppelter Adler zwischen zwey Säulen (denen des Herkules). Der Abdruck im *Wunderh.* läßt nicht nur 7 ganze Strophen aus, sondern ist auch im Einzelnen sehr ungenau und willkürlich verändert; was doch bey einem historischen Liede am wenigsten zulässig ist. Auch ist nicht einzusehen, warum hier nicht die Eigenheiten der oberdeutschen Mundart beybehaken sind, da doch sonst Lieder in verschiedenen Mundarten in dieser Sammlung durch einander stehen. Str. 1 steht: *Das machte uns viel Freude, f. Das ist ihm warlich laide.* Str. 2 ist aus dem *Erchtag* (Dienstag) *Morgen* ein *schöner Morgen* geworden. Str. 3. *Wohl f. mehr dann.* Str. 4. *So will ich auch nicht grausen schön, f. So will ich mir nit grausen lon.* Nach der vierten fehlt folgende Strophe:

Der Kaiser ist ain ehrlich Mann,
Allzeit ist er der vorderst dran
Zu Ross und auch zu Fussen.
„Seind wohlgemuth, ihr Lanzknecht gut; —
Da sprach der edle Kaiser gut —
Wir woll'n uns pit ergaben!“

Desgleichen nach Strophe 5:

Der Kaiser reit im Läger umb,
Er sprach: „Ihr lieben Lanzknecht frummb,
Laßt uns gar dapfer streiten;
Seind die Feind' aller Ehren werth,
Als unsers Herzen Gemüth begehrt,
Wir wollen ihr (er) erwarten.“ (Vielleicht erbaiten.)

Ferner nach Strophe 6:

Den Püchsenmaistern sagt man Preis;
Sie schussen hinaus mit ganzem Fleiß,
Man horr' die Kugel singen.
Ain jeder sach sein Läger an,
Mit Püch'n, Spiels'n, in Schlachtordnung stahn,
Harpißch und Helm auffspringen. (binden?)

Str. 7 *gewandt f. zuhand.* Nach Str. 11 fehlen wie der 2 Strophen:

Landgraf, du darfst nit schelten noch fluch'n,
Der Kaiser wird dich selbst noch sueh'n
Auf mancher grüner Haide,
G'schieht das nit bald mit großem G'walt,
Zu jeder Zeit, in seiner G'falt
Wirstu haben groß Laide.

Landgraf, das sag' ich dir fürwahr,
Der Kaiser kriegt nit auf ein Jahr,
Dazu nit auf vier Wochen;
Wenn's ihm ein Jahr nit eben ist,
So sätzt er ihm ain' andere Frist;
Man muß ihm's anderst kochen.

Ferner nach Strophe 12:

Der Landgraf ließ schlagen umb:
„Wohlauf, ihr lieben Lanzknecht frummb,
Von dannen woll'n wir weichen,
Ein' halbe Meil' vom Läger hindan,
Hiemit beschirmt wird der gemain Mann,
Ein Dorf, heist Gerelßingen.“

Str. 13 *Der Rauch ist weit geflogen, f. Ist wahr, und nit erlogen.* Endlich fehlt auch die Schlussstrophe:

Wer ist, der uns das Liedlein sang?
Ein freier Lanzknecht ist er's genannt,
Er hat's so frei gesungen;
Ist dreimal vor Ofen gelegen, —
Geb ihm Gott das ewig Leben! —
Ist allzeit wiederkommen.

S. 119. *Des Königs Ladislaus Ermordung* (1457) aus *Senckenberg Selecta Juris et Historiar.* T. V. p. 42 — 49, der seine Quelle nicht näher angiebt, hat auch *Anton* aus einer Hdf. des 17 Jahrh. bekannt gemacht im D. Mus. 1778. Bd. 2 S. 456 ff. Die Sprache ist etwas älter. Die in beiden älteren Abdrücken fast wörtlich gleichlautende Anfangsstrophe ist im *Wunderh.* weggelassen; sehr ungeschickt, da sie mit der folgenden Strophe durch die Construction verbunden ist, und diese ohne sie keinen Sinn hat.

Nun will ich aber heben an
Des allerbesten, das ich kann,
Ich will gar fröhlich singen, —
Hilf, reicher Christ vom Himmelreich,
Dafs es mir nicht misslinge! —

Von einem König lobesam u. f. w.

Desgleichen die Schlussstrophe:

Und der nun dieses Liedlein sang,
Ein gelehrter Mann ist genannt,
Er hat's gar wohl gesungen,
Von König Laislaw lobesam,
Ist ihm recht wohl gelungen.

Bessere Lesarten sind: Str. 6: *Zu Hand ihm ein falscher Ketzler las f. zur Hand ihm ein f. K. sass.* Str. 15: *Aus — Reiche f. Zu — Ruhe.* Str. 17: *Gewäch f. Genick.* Str. 23: *Verrätherey f. Bannerey (Brennerey?).* Vgl. auch über dies Lied M. Z. *Theobaldi Hussitenkrieg* Th. 2 S. 320. — Vielleicht dachte *Fischer* auch hieran, wenn er Bl. 97 h. der Geschichtsklitterung die Namen „Zisca vnd Rockenzan“ anführt. —

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 F E B R U A R 1810.

SCHÖNE KÜNSTE.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder*, gesammelt von L. A. v. Arnim u. Clemens Brentano u. f. w. II. u. III Bd.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ein Lied desselben Inhalts v. J. 1457 aus einer gleichzeitigen mülker Hdf. steht in *Pez. Scriptor. rer. Austr.* II, 679. Es ist mehr eine Klage und Erzählung von der Bestattung des Ladislaus und den Folgen seines Todes, der hier auch, als durch Vergiftung bewirkt, vorgestellt wird. Sonst ist es mit dem vorigen in derselben Versart, welche damals überhaupt zu historischen Liedern beliebt gewesen zu seyn scheint. Vgl. *Wunderh.* I, 125. II, 167. 327. *Christl. Hausgesänge* I, 17. „Eyn schön Geystlich Lied, Im Thon: Was wollen wir aber heben an“ ist dieselbe Strophe, und bezieht sich auch wohl auf dies Lied. „Ein hüpfch Lied von König Lafflaw, getr. zu Augsburg durch Math. Franken“ o. J. kennt Rec. nur aus einer literar. Nachweisung. Zusammen das von dem Räuber Frische bey Görlitz vom J. 1430 (vgl. *Wunderh.* I, 276) und der Gefang wider die, so vor Auslig flüchtig geworden, v. J. 1426. S. 124. *Die Schlacht am Krenner Damm* machte zuerst G. F. Sprengel bekannt in den greifswalder krit. Nachr. 1765, St. 21, worauf es, nach Buchholz, auch Bießer wiederholte, als Anfang einer Reihe von 6 Liedern aus der brandenburgischen Geschichte des 14ten und 15ten Jahrh. mit Anmerkungen und historischen Erläuterungen, in der berliner Monatsschr. 1796. Dec. Bd. 2 S. 521 — 546; die Geschichte fällt ins Jahr 1334. Im *Wunderh.* ist Str. 4: in de Erden holl unrichtig f. in de Erd en Hal. Desgleichen Str. 9 wo f. we't (wer es). Str. 11: *Wunne* ist *Wunde*. Str. 13 l. krowelt (kribeilt) f. Crewelt; und *Harte* f. *Hare*. Letzte Strophe l. *Lüde* f. *Bütte*. Überhaupt ist der Abdruck in einzelnen Buchstaben und Tönen, die der plattdeutschen Mundart eigenthümlich sind, gar nicht genau; wie denn wohl in diesem Punkte die Herausg. überall mehr Fleiß und Sorgfalt zu wünschen übrig gelassen haben. — Die Zusammenstellung jenes Liedes mit dem S. 127 ist wohl nicht ohne gesuchte Beziehung; desgleichen die nächste Folge des *Tellenliedes* S. 129. Wenn nämlich ein Grund da ist, daß die historischen Lieder hier ohne Ordnung der Zeiten und der Völker durch einander folgen: so ist es wohl kein anderer, und man darf ihn den Herausg. wohl zutrauen. Von dem trefflichen *Tellenliede* in der Stanze des J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

Heldenbuches, dem nationalen epischen Vers, hat Rec. zwey ältere Exemplare, wodurch der hiernach einem, wahrscheinlich neuen, fliegenden Blatte abgedruckte Text, der dann auch wohl noch, gleich den vorigen Liedern, durch die Hände der Herausg. gelitten hat, verbessert und hergestellt wird. 1) „Ein schön New Lied, Von Wilhelm Thell: Durch Hieronimum Muheimb von neuen gebeffert vnd gemehret. Im Thon: Wilhelmus von Nassawe, bin ich etc. Gedruckt im Jahr 1633.“ Dieselbe Ausgabe, welche Haller in der Bibl. der Schweizergesch. Th. V, S. 23, No. 67 anführt, 8 S. 8; woselbst auch zwey neuere Ausgaben von 1673. 8. angezeigt sind. 2) Bey folgendem Buche: „Ein Schönes Spiel, gehalten zu Vry in der Eydgnoßschaft, Von Wilhelm Thellen, ihrem Landmann, vnd Ersten Eydgnoßen. Sammt dem Thellen Lied. Gedruckt im Jahr Christi M. DC. XCVIII. 8. führt auch an Koch I, 271. Eine ältere und eine spätere Ausgabe des Spiels, v. 1648 u. 1740. 8., erwähnt Haller a. a. O. Nr. 71, vermuthet aber mit Unrecht, daß die auch bey Gottsched, Nöth. Vorrath II, 264, vorkommende v. 1698 einerley sey mit der v. 1648. Das *Tellenlied*, ist nebst einem anderen historischen Liede von der Schlacht gegen Herzog Karl von Burgund und einem schweizer Kriegsliede, dem Schauspiel auf 8 S. 8. angehängt. Die Sprache ist jünger und nicht so gut, als in dem älteren Drucke. Beide aber haben Abweichungen von der ursprünglichen, die gewiß mehr in der Schweizermundart war, wie besonders die Reime verrathen: Str. 11: *dahin* und *sein*; Str. 12: *Gefahr* und *daher* (wofür im älteren Dr. noch *dahar* steht); Str. 17: *Muthwill* u. *Eil*; Str. 26: *blind* und *Feind*. Folgende Verbesserungen gewähren aber beide. Str. 2: *Unterwalden* — *Gewalten* f. *Unterwald* — *Gewalt* (der Reim muß weiblich seyn, wie der regelmäßige Abschnitt, woraus er entstanden, z. B. in den Nibelungen; auch fodern es Ohr und die alte Melodie). Str. 3: *Nun höret* f. *Uld hörte* (zu dem Folgenden). Str. 5: *verdros* f. *schmerz* te. Str. 6: *ohn' Verletzen* f. *unverletzet*. Str. 10: *gnädete* f. *klagte*; *thät mir g'schwinden* (Schwindel, Ohnmacht ankommen) f. *mochte verschwinden*. Str. 11: *der Sonnen Schein* f. *des Sonnen Scheins*. Str. 12: *stahn* f. *stehn*. Str. 13: *thät ich gern* f. *thäte ich*; *der Blatten* f. *den Platten*; *hindunn* f. *hinan*. Str. 14: *gleich einem Leuen* — *Dräuen* f. *wie ein Löwe* — *Drohen*; *mir jach* f. *meine Sach*; *Schutz* (alt) f. *Schufs*. Str. 16: *Also gab* f. *Als gab*; *Herre* f. *Herr*; *ich mich Gewalts* f. *mich mit Gewalt*. Str. 17: *kein Genad* f. *seine That*; *Landaberg* f. *Landberger*. Str. 18: *auszu* Na.

reuten f. auszureiten. Str. 19: mehren f. wehren. Str. 19: *Muſt' erschlagen sein* f. *Der Letzt wollt keiner sein*. Str. 23: *Freiheit, den* f. *Die Freiheit der; Geit* (alt) f. *Geiz*. Str. 24: in großen Summen f. ein große Summe; *ſprechen* f. *reden*. Die vorletzte Strophe fehlt wieder:

Den Theſſen ſollen wir loben,
Sein' Armbruſt halten werth,
Der uns vom grimmen Toben
Der Herren hat errett (ursprünglich gewiſſ *ernährt*,
daſſelbe bedeutend).

Viel Städte' und Schlöſſer brochen,
Geſchliffen auf den Grund,
Errett von ſchwerem Joche,
Gemacht der Schweizer Bund.

Str. 27: *Der Muheim* oder, 'wie in dem älteren Dr. ſteht, *Muchheim* f. *Ein Urner*. — Auf mehrere dieſer Verbeſſerungen hätten die Herausg. wohl kommen ſollen, wenn ſie nicht in ihrem Texte ſtanden, oder ſie dieſelben nicht gar hinausgebeſſert haben. Einige ältere und dunklere Leſarten darunter (dahar, Schutz, Geit), ſo wie die obigen Eigenheiten der ſchweizer Mundart, durften doch wohl eben ſo gut Platz finden, als das Str. 20 beybehaltene *geſträuft* und *ernert* f. *geſtraft*, *gerächt*, und *erarbeitet*, *erworben*. — Das Lied iſt urſprünglich gewiſſ ſehr alt, und leicht nicht viel jünger, als der Held und die That; *Fifchart* hatte es wohl im Sinne in der Geſchichtklitterung (Ausg. v. 1600) Bl. 264 b., „wie dem *Wilhelm Tell* der Boltz im *Goller* (ſtak).“ Stellen daraus ſtehen auch als Belege in *Müllers* Schweizergesch. N. A. Erneuet und vermehret, wie ausdrücklich geſagt wird, hat es der *Muheim*, den *Haller* a. a. O. einen Priſchmeiſter nennt. Wahrſcheinlich beginnen ſeine Zuſätze mit Str. 19, wo im Allgemeinen von dem Wachstume der Eidgenoffenſchaft und dem Siege bey Morgarten angehoben wird, bis er am Schluſſe wieder auf Tellen zurückkommt. — Das Lied: *Wilhelmus von Naſſawe* in deſſen Ton es gedichtet iſt, beſitzt *Eſchenburg* in einem Flugblatte v. J. 1646. 8. (demſelben, welches *Koch* II, 86 a. anführt), zuſammen mit dem Liede von dem *Lindensmidt* (vgl. *Wunderh.* I, 125). Eſiſt, wie ſchon die Reime: *Naſſawe* und *getreue*, *Noth* und *groß*, *Süß* und *Gemüth*, *regiert* und *begehrt*, deſsgleichen die Wörter: *Tempeſt* und *obediiren*, und überhaupt der Inhalt vermuthen lieſſen, aus dem Niederländiſchen überſetzt, und das Original findet ſich in dem merkwürdigen „*Geuſe Lietboek*, Waer in begrepen is den oorsprongh van de Troublen der Nederlantſche Oorlogen en 'gene daer op gevolgt is. Miſſgaders ſommige Refereynen ende Liedekens, in deſen Druck hier by gevoeght. Mettschoone Figuren na't leven verciert, Als mede het Tweede en Derde Deel: Dit Jaer in druck uyt-gegeven.“ Darunter im Holzschnitt ein Bruſtbild, ohne Zweifel *Wilhelms* von Oranien, und zwey verſchlungene Hände, mit der Überſchrift: *Vive le Gues*. Ganz unten: „Tot Dordrecht. By Michiel Feernans op den Boom, in den Nieuwen Staten-Bybel. An. 1645.“ 112 Blätter in 8, gedruckt mit den in den Niederlanden und Holland für Volksbücher, Bibeln und Geſangbücher noch

immer gebräuchlichen f. g. gothiſchen Buchſtaben, den engliſchen, noch auf Büchertiteln ſichtbaren *black letters*. In der Vorrede ſagt der Drucker, daſſ er das alte „*Geuſe Liedtboeckken*,“ da es vergriffen, hier erneut und vermehrt habe, ſo daſſ man darin die vornehmſten Sachen ſeit 1566 finde. Dieſs Lied auf Oranien, der Niederländer, wie Tell der Schweizer, Freyheitshelden, iſt eins der bedeutendſten der Sammlung, welche auch mehrere andere Lieder in deſſen Weiſe enthält. Es ſteht hier Bl. 25., und iſt nebt wenigen anderen, wie es ſcheint zur Auszeichnung, mit lateiniſchen Buchſtaben gedruckt. „Een nieu Chriſtelyck Liedt, gemaect ter eeren Den Doorluchtigſte Heer *Wilhelm* (Prince van Orangien waer van de eerſte Capitael Lekteren van elck veers zyner. D. G. Name brenghen. Na de wyſe van *Charters*.“ Die Anfangsbuchſtaben der Strophen bilden (auch in der deutſchen Überſetzung) den Namen: *Willem van Naſſov*. Über das Lied von *Charters* weiſs Rec. gegenwärtig noch nichts anzugeben; das von dem Naſſauer iſt aber in Holland noch jetzo, wenigſtens in einer Parodie bekannt, ſo wie deſſen Weiſe für andere Lieder in derſelben Strophe beliebt. Rec. hat ſie ſelbſt dort gehört, und ſie iſt nur eine kleine Variation von der Weiſe des bey uns genug bekannten Liedes: Auf, auf, zum fröhlichen Jagen! in *Bäſchings* und v. d. *Hagens* Samml. S. 186. Von der deutſchen Überſetzung des Naſſauer Liedes führt auch ſchon *Joh. Mechtel* (ſchrieb 1610) in ſ. *Limburgiſchen Kronik* (in *Hontheim. prodrom. hiſt. Trevir.* p. 1135) die erſte, mit *Eſchenburgs* Exemplar ganz übereinſtimmende Strophe an, und fügt hinzu: „Dieſes Liedt wart eben in dieſen Jaren (1576) gemacht, und gemein zu ſingen.“ In *Dan. Sidermans* von Straßburg, geiſtlichen Liedern, handſchriftlich in der berliner Bibliothek Th. I Bl. 228 a. findet ſich v. J. 1593 „Ein Lied Im Thon: Ich dank dir lieber Herre etc., *Du fond de ma penſee* etc., Mit Lieb bin ich vmbfangen etc. (ſteht in den Neuwen auſerleſenen Gefängen mit 4 und 5 Stimmen, durch *Jacob. Meilandum*. Frankf. a. M. 1577. 4. Nr. 7. und in den Nawen vnd lüſtigen Weltlichen Deutſchen Liedern, mit 4, 5 und 6 Stimmen, durch *Anton. Scandellum*. Dresden 1570. 4. Nr. 15.), Menſch nun beſſer dein leben etc., Ich verkünd euch neue mehre etc., Ich hort ein Mägdlein ſingen etc., *Wilhelmus* von Naſſawe etc., Die Brünlein die da flieſſen etc. (vgl. unten zu S. 193), oder zu Bruder Veiten thon etc., Wol mit betrubten etc.“ Und ſo finden ſich hier mehrere Lieder in dieſer Strophe, über welche mehr oder weniger von dieſen Anfängen ſteht. Durch die geiſtlichen darunter muſs ſich die Melodie auch noch in den alten Choralbüchern auffinden laſſen. Der Bruder *Veiten*-Ton war im 15ten und 16ten Jahrh. ſehr bekannt in geiſtlichen und weltlichen Liedern (*Bergveihen*. Nürnberg. 1547. Nr. 26. Chriſtl. Hausgeſänge. I. 7. „Ein schön Liedt, des Himmels ſtraffen genant, Im Thon: Wollauſſ gut Gefellen von binnen, oder im Bruder Veiten thon.“ Vgl: ebend. II, 72. *Koch* II, 87 und *Docen* in v. *Art-*

tins Beytr. 1804. Nov. S. 110. Das Lied: Wollauf gut Gefell von hinnen, mein bleiben ist nimmer hie etc. hat auch *Meiland*. Nr. 4). Das geistliche Lied in dem Christlichen Gesangbüchlein. Coburg 1621. 4. (dessen weltliche Liederanfänge zur Bezeichnung der Melodien Koch II, 86, 87, aber bey weitem nicht vollständig, angegeben hat), S. 75, in der Weise: „O Rolandt lieber Rolandt etc.“ ist in derselben Strophe, dergleichen des *Joh. Dorian* Gedicht auf die alte deutsche Hanse „im Thon des Rolands“ bey *Morhof*, Unterricht etc. S. 347. Endlich ist diese Strophe auch einerley mit der eines Liedes in demselben Gesangbüchlein S. 52 unter der Melodie: „Ich will zu Land aufreiten sprach sich Meister Hildebrandt etc.“, in welcher dieses bekannte Heldenlied noch vorhanden ist (*Wunderh.* I, 128): also der eigenthümliche Vers des Heldenbuches, wie er sich aus der älteren Strophe desselben und der Nibelungen entwickelt hat. Und wie hierin schon deutliche Neigungen dazu vorkommen: so zeigen sich in jener Romanze, wie in dem obigen Liede bey *Docen* und selbst in unserem Tellen-Liede, noch Spuren der älteren Form, in den gar nicht oder doch unregelmäßig und unvollkommen gereimten Abschnitten, wodurch erst diese achtzeilige Stanze aus der alten vierzeiligen entsteht. Der neuere Gebrauch jener in weltlichen und geistlichen Liedern von *Goethe*, *Tieck*, *Schlegel* und *Novalis* ist bekannt. — Man vgl. mit diesem Tellen-Liede das Bd. I, 17. Folgende treffliche, so einfache und treuerzige, als sinnvolle Inschrift der Tellen-Kapelle, zu Bürglen im wilden Schächenthal, verdient unter den vielen Denkmälern dieses Schweizerhelden hier vorzüglich eine Stelle:

Hier an dem Platze dieser Kapell
Hat gewohnet der Wilhelm Tell,
Der treue Retter des Vaterlands,
Der cheure Stifter des freyen Stands;
Dem zum Dank, Gott aber zur Ehr',
Ward diese Kapell gebauet her,
Und dem Schutze befohlen an
Sanct. Wilhelm, Rochi und Sebastian:
Ihr lieben Eidgenossen, denket daran,
Was euch die alle für Gutes gethan.

S. 137. *Schloß Orban* (vielleicht der Ort, wonach bekanntlich der wälische Dichter von Flor und Blanckor benannt wird) ist, wie angegeben, aus einem längeren Gedicht *Veit Webers* bey *Diebold Schilling*; und wirklich sind die 43 Strophen desselben bis auf 19 verkürzt. Diefs Verfahren ist unverantwortlich. War das Lied zu lang: so hätte man es lieber weglassen sollen. Durch diese Abkürzungen hat es gar nicht das doch wohl dabey beabsichtigte Interesse einer Romanze gewonnen, sondern nur die klare Folge und Ausführlichkeit des historischen Liedes und seine eigenthümlichen patriotischen Beziehungen verloren. Die heimatliche Mundart ist auch wieder in die Schriftsprache verändert, nicht überall richtig und genau. Str. 6 ist *Wann* nicht bedauernder Ausruf, sondern alt für *Denn* (sie hatten sich ergeben). Str. 9 l. *weder Wurf noch Schofs* f. *gar kein Wurf-*

geschofs (!), und *hieben* f. *hauen*. In der letzten Str. ist wohl wohl nur Druckfehler f. wohl. — S. 140. *Herr Burkhart Münch*. Diefs Lied bezieht sich auf die berühmte Schlacht bey St. Jacob an der Birs, unfern Basel, am 26 Aug. d. J. 1444. Vgl. *Müllers* Schweizergesch. Th. IV S. 91, 92, wo aber so wenig, als in *Hallers* Bibl. der Schweizergesch., desselben gedacht wird. Wie hier der Burkhart, über das blutige Leichenfeld hinreitend, ausrief: „Ich bade in Rufen!“, so sagte auch die Königin Agnes, als sie die 63 Männer von Farwanger der Blutrache ihres Bruders, Kaisers Albrecht, opferte, i. J. 1309. „Nun bade ich Maitheu!“ (*Müller* II, 17). — S. 142. Ein merkwürdiges Lied von einem *Zug der Urner und Zuger nach Morea* gegen die Türken; es fragt sich, ob es historischen Grund hat. Hier sind wieder alte und örtliche Formen stehen geblieben: Str. 5 *wend* f. *wollen*, und *seit* f. *sagt*; Str. 8 und 9 *münd* f. *müssen*; Str. 11 und 13 *hend* f. *haben*. Str. 8 ist *Meerflangen* wohl *Meerfladen*, Gestade. *Plangen*, ebend., ist *belangen*, *verlangen*. Der in dem Endvers fast jeder Strophe wiederkehrende Ausruf: *He!* ist das *Hei!* in den Nibelungen. Die Ungleichheit in Str. 2 und 3, wo die zweyte Zeile offenbar in zwey Verse zerfällt, hebt sich wahrscheinlich dadurch, daß in den übrigen Strophen bey dem Singen der zweyte Vers wiederholt wird; wie diefs häufig in Volksliedern geschieht. — S. 145. *Conradin von Schwaben*, nach der Chronik der Hohenstaufen (welcher?), ist in der, unter dem Namen *Berners Weise*, oder *Herzog Ernsts Ton* bekannten zwölfreimigen Strophe, in welcher mehrere Gedichte des Heldenbuches, *Ecken Ausfahrt*, *Dietrich und Siegand*, und *Dietrich und seine Helden*, gedichtet sind. Vgl. über sie die Einleitung zu *Veldecks* Herzog Ernst, in den deutschen Ged. des Mittelalters. Bd. I. S. XVIII-IX, und die Zusätze in dem Museum für altd. Lit. und Kunst. Bd. I. S. 284-85, auch S. 142; wobey Rec. nur noch anmerken will, daß sich in dem oben erwähnten coburgischen Gesangbüchlein, S. 53, ein geistliches Lied in eben dieser Strophe findet, mit der Überschrift: „Im Thon: *Ich will zu Land aufreiten*.“ Es ist aber wahrscheinlicher, daß diefs eine Verwechselung des obigen eben so anfangenden Liedes von Hildebrand mit den vorhin genannten Gedichten ist, worin dieser berühmte Held auch eine Hauptrolle spielt, als daß es noch eine andere Bearbeitung jenes Liedes in dieser Strophe gegeben habe. — Der Text des Liedes von Conradin scheint ziemlich verderbt; die Reime sind vernachlässigt. Stroph. 3: *Bestreiten* und *erbiten*; Str. 4: *rücken* und *zucken*; *ein* und *Stimm*. Str. 5 muß die eilfte und zwölfte Zeile in umgekehrter Folge stehen: die vorletzte ist immer ungereimt. Str. 6 muß im Reime *thun* und *verloren* gewiß in *than* und *verlan* hergestellt werden. Dergleichen Str. 8 *hart* in *gar*. — S. 149. *Der alte Landsknecht*, scheint aus der Zeit der burgundischen Kriege. — S. 151. *Hennecke Knecht*, liess nach einem einzelnen halben Bogen in 8, v. J. 1645, den *Eschenburg* besitzt, auch Koch abdrucken, nebst

den Lesarten bey *Baring* und ausführlichen Sprach-erläuterungen, in *Bragar*. II. 311 - 23. *Baring* nahm es wahrscheinlich aus des edelen *Hennecken von Lauensteine* kurzer, doch umständlicher Relation der wider den Erbfeind, den Türken, des 1663 und 64ten Jahres angetretenen, und nunmehr abgelegten Kriegsexpedition, vorgestellt in einem Gespräch, gehalten mit seinem Vetter *Chianne von Deister* o. O. 1665. 12. Durch die hochdeutsche Übertragung hier im *Wunderhorn* aus der ursprünglichen niederdeutschen Mundart, hat das Lied viel von seinem eigenthümlichen launigen Ton verloren; auch ist sie nicht überall genau und richtig. Str. 4 u. 13. *Habersack* f. *Habersath* — *sait* (*Haferfaat*). Str. 8. *Anderer* f. *kasker* (*kascher*, *rascher*). Str. 9. *Verzagtes* f. *verjagtes*. Strph. 10. *Kein* f. *ein* (nämlich: ein Arm-langes, seufzendes Wort). — S. 154. „Es trägt ein Jäger ein grünen Huth“, ist offenbar eine lustige Variation von dem bekannten: „Es blies ein Jäger wohl in sein Horn“ (Bd. I. S. 34), in derselben Strophe, und ohne Zweifel auch zu derselben im *Feym. Alm.* I. 65 aufgezeichneten Melodie. Jene Variation findet sich auch, nach einem bairischen Flugblatt, aber weit unvollständiger, in *Seckendorfs Alm.* S. 27, woselbst noch eine andere, durch *Herders* Blätter deutscher Art und Kunst stellenweis bekannte Variation, aus einer musikalischen Sammlung desselben, Rehet, die aber eine andere Strophe und Melodie hat. S. 163. *Wieben Peter*, (eigentlich *Peters*, Sohn nämlich), aus *Ant. Viethens* Beschreibung und Geschichte des Landes Dithmarschen. Hamburg 1733. 4. Vor diesem Liede, dessen Katastrophe in das Jahr 1545 fällt, und das, nach der Angabe am Schluß von einem Gleichzeitigen, vielleicht Augenzeugen, *Reinholt Junge*, gedichtet worden, steht (S. 205-9) eine ausführliche Geschichte seines Inhalts, welcher dadurch erst recht verständlich wird. Dann heist es: „Von obiger Geschichte ist folgendes Lied fertigget,“ ohne weitere Nachweisung. Der Abdruck im *Wunderh.* ist zwar vollständig, und in der alten dithmarsischen Mundart, aber wiederum fehlerhaft und ungenau. Str. 1 kortelich f. körtelich. Str. 2 u. 5 tög f. toeg (toog). Str. 3 salvest f. fülvest, müste f. moße. Str. 4 szon und szolde f. schon und scholde. Str. 5 Ammer f. Ummer; war f. ward. Str. 6 gekohinen und genohinen f. gekahnen und genahnen; Frehen f. Fresen (Friesen). Str. 7 Upenen Sonnavent f. Up enen Sönnavent; kohren und wohren f. kahren und wahren. Str. 8. 10 u. 18 hilligen Lande f. Hilligen Lande (die Insel Helgoland). Str. 9 Kruth f. Kruth; darmit f. darmet; wohl f. wol. Str. 10 u. 16 blief f. blief. Str. 12 lößigen f. lößichen; Darnack f. Darnach. Str. 13 szall f. schall. Str. 14 gift für giff; Schlog f. Schloeg. Str. 16 Hansen f. Hanßen; dehte f. dehde; Twen f. Twee; darby f. daby. Str. 17 geer f. veer; Bruder f. Broder. Str. 19 schloten f. schloten; openen f. op enen. Str. 20 Liedlein f. Liedlin; Jahref. Jahren. Str. 21 sprach f. schreef; vol f. veel; hinter denn fehlt het. — S. 167. Das Lied von den berühmten Hauptleuten der Vitalien-Brüder, *Claus Störtebeker* und *Gödeke Michael*, gegen welche die Hambur-

ger, im J. 1402, unter Anführung ihres nachherigen Bürgermeisters, *Simon von Utrecht* (Str. 20) ausliefen, sie schlugen und gefangen nahmen, und den Sieg besonders ihrem Schiffe: die bunte Kuh von Flandern genannt (Str. 16), zuschrieben: dieses Lied ist in der *Quartalschrift*, 1804. St. I. S. 11-36 von einem Ungenannten mit schätzbaren historischen Erläuterungen herausgegeben, und genommen (S. 26) aus dem *Venusgärtlein*, allen züchtigen Jungfrauen und Junggefallen zu Ehren vermehrt, Hamb. 1659. Hier wird auch schon bemerkt (S. 29), daß das Lied ursprünglich niederdeutsch gewesen; wie der Ort der Geschichte vermuthen lassen und auch die Reime: *Michael* und *Theil* (*Deel*), Str. 10 aus (*ut*) und *Fluth*; Str. 21 stecken und Stürzebecher, beweisen, dergleichen die Wörter *Hölk* (Str. 12) für Schiff, *Schwerken* (Str. 10, 11) für Regengewölk, und die Formen *Stürmann*, *Stürbost* (Str. 17); *Gewade* f. *Gewande* (Str. 23). Der Abdruck im *Wunderh.* ist ziemlich genau; Str. 11 muß aber V. 1, 2 zusammengezogen und der letzte in zwey getheilt werden; ebend. I. *darmen* f. *darinnen*; Str. 12 fehlt hinter *Flandern sein*; Str. 13 I. *Gesella* f. *Gefella*. Str. 18 fodert der Reim die Umstellung: entzwey sein Vorkastel. Str. 19 I. *Gesund* f. *Gestalt*; Str. 23 fehlt ihn (ihnen) hinter *thäten*. Dies Lied hatte wahrscheinlich auch *Fischart* im Sinn, in der *Geschichtklitterung*, Cap. 8 (*Trunkenen Litoney*) Bl. 87 b. „Hui stözt den Becher, *Gödeke Michel*, da hat der Teuffel ein gleichs geworffen.“ Derselbe, in dem podagranischen Trostbüchlein (*Straßburg* 1623. 8.) E. 6. „von Winholden, Schwinharten — Näglinklopffern, stözt den Bechern u. s. w.“ — S. 175. *Hammen von Keystatt* erinnert an den *Lindenschmidt* (Bd. I. S. 125). Str. 19 ist wohl *Bahre* f. *Borne* zu lesen. Vgl. 263. — Auch der *Schittensamen* (S. 180), gedichtet von *Hans Kugler* zu Nürnberg, ist aus den Zeiten des f. g. Faustrechts, der Raubritter und der endlosen Fehden zwischen den Reichstädten und dem Adel. Eine Anspielung auf dieses Lied, oder doch dessen Inhalt, findet sich bey *Fischart*, *Geschichtklitterung*, Bl. 87 b. „Gelt Raumsattel, mein *Schittensamen*.“ Ein Wortspiel damit, ebdf. Bl. 96, a: „Erichthon der Athener König aufs Volckans *Schüttensamen*.“ — S. 189. Ein *Vagabunden-Lied*, mit eingemischtem Rothwälsch. Nachrichten von den verschiedenen alten Banden, welche sich dieser noch gebräuchlichen Spitzbubensprache bedienten, sammt einem Glossar derselben, finden sich in einem kleinen Büchlein: *Expertus in Truphis* von den falschen Bettlern und ihrer Büberoy 1668. o. O. 12, welches aber weit älter ist, und schon im J. 1528 mit einer Vorrede von *Luther* wiederholt wurde. Das Glossar hat auch, wahrscheinlich hieraus, aber vollständiger, *Philander* 41, 692-52. *Gfar* (Str. 3) ist hienach *Dorf*. Str. 4 I. *setzt* f. *satz*, und *aus* f. *anf*. St. 6 I. *Doul*, *Mess* f. *Dralmess*. Die Überschrift dieses Liedes bey *Philander*, S. 658: „Vff die löbliche Gesellschaft *Maselfar*“, bezieht sich wohl auf den Aufenthalt der Bande an der *Mosel* und *Saar*.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 F E B R U A R , 1810.

S C H Ö N E K Ü N S T E.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder*, gesammelt von L. A. v. Arnim und Clem. Brentano u. f. w. II, III Band.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 193. „Wann alle Wässerlein fließen,“ ist das oben bey dem Tellenlied erwähnte: „Die Brunnlein die da fließen.“ Es steht hier aber in kurze vierzeilige Strophen abgesetzt, und die Wiederholung in der dritten Zeile deutet auf eine ganz andere Melodie. Woher es genommen, darüber erhellt wieder nichts. Die erste Str. desselben Liedes aus einer musikalisch. Samml. zu Anfang des 16. Jahrhundert. bey Docen, Miscell. I, 261, hat nichts davon; desgleichen bey Fischart, Gesichtsclitterung, Cap. 8. (Bl. 81. 6): „He, He, die Weinlein die wir gießen, die soll man trinken, die Brunnlein die da fließen, die sollen schwincken. Vnd wer ein stäten Bulen hat u. f. w.“ In den Christl. Hausgef. II, 89, ist ein Lied „von der gnad Gottes, Im Thon: die Brunnlein da fließ“, wovon die erste Str. eine geistliche Bekehrung der weltlichen ist. Überhaupt hat dieses alte Gesangbuch, neben dem erwähnten Vespasius eins der wichtigsten für die älteren Volkslieder, häufig eben wie jener, fast durchgehende geistliche Parodien derselben, so wie auch manche schon mehr historische Lieder, z. B. aus der damaligen Türkennoth. Der Titel ist: „Hundert: Christenliche Hausgefänge, welche in andern Kirchengesang nit begriffen sindt, vnd von frommen Christen mögen gesungen werden. Allen frommen Christen, so Lust haben, Got mit Gesang zu loben, mit vleiss zusamen getragen. Der erste Theil.“ 8. o. J. Hinten steht: „Gedruckt zu Nürnberg durch Johann Koler.“ Der andere Theil, oder das zweyte Hundert, erschien ebd., und in der Vorrede dazu wird noch ein drittes und viertes versprochen (sind diese erschienen?). In der Vorr. zu Th. I heisst es: „Es sind aber diese Gesänge nicht der gestalt zusamen gezogen, als ob sie in Kirchen vnd andern Christlichen Versamblungen solten gesungen werden, Sondern sind nur nach laut des Titels Hausgefänge, dann ihr viel darin in Weltlichen Melodeyen gedichtet sind, ohne zweyffel auß dieser vrsach, damit das Junge Volck von denselben Schamparen vnd vnzüchtigen Bulenliedern abgehalten, vnd an statt derselben bösen Text, seine Christliche vnd zur Besserung dienstliche Lieder in denselben Melodeyen singen mögen.“ Koch, II. 87-88, hat diese weltlichen Melodeyen nicht vollständig ausge-

zogen. — S. 194—208 folgt eine ganze Reihe mündlich aufgenommener Lieder, unter welchen einige vortreflich sind, und nur noch die Aufzeichnung ihrer lebendigen Weisen wünschen lassen. — S. 204. „Joseph, lieber Joseph“ könnte wohl die Veranlassung zu Schillers Kindesmörderin (in der Anthologie v. J. 1781) gegeben haben. — S. 209. *Eigensinn*, scheint aus zwey Liedern zu bestehen. Die vierte Str. ist bekannt aus Bd. I. S. 35. — S. 212. *Das wackre Maidlein*. In den oben gedachten Christl. Hausgefängen, I, 62, findet sich auch in derselben Strophe: „Ein schön new ehren Liede, die jungen Leuth von vnzüchtigen Liedern abzuhalten, Im Thon: des *Wackermidleins*.“ Str. 3 u. 4 das alte *vergießen* f. *vergeffen*, fahren lassen, verstehen wohl Wenige. — S. 216. *Ständchen*, kennt Rec. auch aus berliner Flugblättern, worin es aber erst mit Str. 3 anfängt; Str. 4 fehlt. Str. 5 lauten die beiden letzten Verse viel besser, und ohne Wiederholung aus der letzten Strophe:

„Die Sonne und der Mond, das Firmament,
Das trauert über mich bis an mein End.“

Str. 7, 8 fehlen, und auf die letzte folgt noch diese:

„Ich geh' von hier, bleib doch bey dir;
Allerschönstes Kind, bleib' beständig mir.
Obschon das Scheiden schwer und kränket mich
gar sehr;

Drum wird mir auch das Scheiden grausam schwer.“

Uns scheint dieser Text mehr im Volkston. — S. 222. *Des Pfarrers Tochter von Taubenheim*. Ist dies Lied, über dessen Quelle wieder nichts gesagt wird, ächt: so mag es wohl Veranlassung zu *Bürgers* bekannter Romanze gegeben haben; man hört, bey dem gleichen Stoff, auch verschiedene Anklänge des Tones darin. — S. 223. *Der Traum*. Eine Art von Todtentanz, in des *Regenbogen überlangem* Ton. Diese fast unübersichtbare Strophe, die sich bey *Wagenseil* nicht verzeichnet findet, besteht aus 54 Reimen; nämlich von den 51 Zeilen, worin sie hier abgesetzt, ist die vierzigste ungereimt, dagegen die 34ste, die 45ste, 49ste und letzte in sich selber reimen. Zur leichteren Übersicht hätte dieselbe aber auch in ihre beiden Strophen und den Abgesang getheilt werden sollen; die ersten bestehen ja aus 11 Reimen, und der letzte aus den übrigen. Dennoch werden die oft so weit auseinander stehenden Reime dem Ohr schwer zu vernehmen seyn. Darum aber, und weil der Meistergesang, dergleichen dieses Gedicht doch ohne Zweifel, in der älteren besseren Bedeutung, wiewohl nicht in der späteren Beschränkung des Gegenstandes ist, es erforderte, hätten diese sorgfältig behandelt seyn

folllen. Str. I, Z. 19 i. sach f. sah. Z. 23: brücken f. brücke. Z. 41: kranz f. kränz. Letzte Z. was f. war. Str. II, Z. 16, welche der Z. 3 entsprechen mußt, ist offenbar mangelhaft, und vielleicht so zu ergänzen: „Zu Tische ward allda hofiert. Str. III, Z. 10: floch f. flok. — Diese zum Theil alten Formen konnten um so eher bleiben, da sie Gesellschaft finden, z. B. *Wad* f. Gewand; *Pfeler* f. Sammt, Seide; *konterdiret* f. konzertiert; *einliesen* ist dunkel, wenn nicht Druckfehler f. *einliesen*; dergleichen *kittert*. — S. 229. Der *Bremberger*. Der Stoff dieser Romanze ist sehr bekannt aus den altfranzösischen Erzählungen (bey *Le Grand* III, 265. 280) und *Boccaccio* (Decam. IV, 1. 9), und ohne Zweifel wälschen Ursprunges. Auch eine Erzählung *Gottfrieds von Straßburg* oder *Konrads von Würzburg* (in der müllerschen Samml. hinter dem Parzifal) enthält ihn. Hier in der Romanze wird der unglückliche Ritter *Bremberger* genannt, auf dessen Geschichte auch *Fischart* im Podagramm. Trostbüchlein B. iij anzuspielen scheint: „Es ließt sich einer sonst eben so mehr hengen, vnd sich darnach wie *Bremberger* als ein Salmen zu Riemen schneiden.“ Es ist nämlich von *anatomia virorum* die Rede. Der Dichter sagt, daß er in dessen *Ton* wohl singen könne; das Lied ist aber nicht, wie man hienach denken sollte, in der bekannten 12reimigen Strophe des *Reinmann von Brennenberg* (Maness. Samml. I, 148), welche unter dem Namen *Brandberger* und *Bremberger* noch im 15ten und 16ten Jahrh. gebräuchlich war (vgl. Mus. für altl. Lit. Bd. I, S. 115. 118-119), sondern in einer anderen 14reimigen Strophe. Denn darin muß sie hergestellt und abgetheilt, die ungereimten Zeilen zu den gereimten gezogen, und die in sich selbst reimenden getrennt werden. — Der alte Text ist etwas verdorben: Str. 2 sollte *wirs* und *viel* reimen, dergleichen Str. 4 *mein* und *schwer*, *verrathen* und *Noth*. Ob nun auch die Strophe dieses Liedes dem R. v. Brennenberg angehöre, ist wohl eben so ungewiß, als aus dem Inhalte desselben etwas für seine Geschichte zu entnehmen. — Auch *Fischart* gedenkt der *Bremberger* in der Geschichtklitterung (Bl. 172): „oder sonst der Kälen zu lieb, die zu vben vnd zu entrostigen, ein gut Gesetzlin Bergreyen, *Bremberger*, Vilanellen, vnd Winnenbergische Reuterliedlein zu singen, zu gurgeln vnd im Hals Nachtigallisch zu dichten vnd zu vberwerffen.“ — Merkwürdig ist der Gebrauch solcher künstlicher lyrischer Strophen zu erzählenden Gedichten; aber der Gegenstand oder die Stimmung des Dichters bot oder foderte sie zuweilen. (So gebrauchte man frühe, und braucht wohl noch, selbst das Sonnet.) Mehrere dergleichen Stellen finden sich schon im Krieg auf Wartburg und sonst bey den älteren Minnesingern. Ähnlicher und näher dem vorliegenden Gedichte ist besonders das Lied von dem Grafen von Savoyen in des Regenbogen langem Thon (*Eschenburgs* Denkm. S. 341); noch tiefer steht gewis das Gedicht von Heinrich dem Löwen, im langen Thon Heinrich Müglings (von 20 Reimen, und so wie jener von 23 Reimen, einer der 4 gekrönten

Töne; s. *Wagenseil* S. 554 ff.), in einem augsburger Meistergesangbuche v. J. 1565 (s. *Beyschlags* Beytr. zur Gesch. der Meisterf. 1807. S. 14). Später bey den eigentlichen Meisterängern entartete solches in Künsteley und Manier; wie man aus ihren unzähligen Meistergesängen über die biblischen Geschichten sattsam ersehen kann. Und wenn ihre Satzungen vom Meistergesang, als solchem, auch jene profanen Geschichten ausschlossen: so mochte derselbe doch nicht ohne Wirkung auf diese, so wie auf die gesammte damalige Poesie, bleiben: theils durch die Meister selbst, ausser der Schule, indem sie heilige und profane Gegenstände in volksmäßiger Form dichteten, wie Hans Sachs, oder die letzten in Meistergesänge brachten; theils durch andere, mehr Volksdichter, auf ähnliche Weise, oder noch besser, indem sie die künstlichen Formen wirklich popular machten, vielmehr die populären weiter ausbildeten. Die vielen nationalen Heldengedichte in der oben gedachten Berners oder Herzog Ernsts Weise zeugen davon. Diese Strophe war schon im 13 Jahrh. in solchem Gebrauche (vgl. *Docens* Miscell. II, 194); wie sie aber in meistersängerischer Behandlung, wiewohl bey romanstischem und profanem Stoff, auch ganz zu einem Meistergesange erstarrte, zeigt, ausser einigen anderen Gedichten, besonders die oben zu S. 145 berührte Romanze: Konradin von Schwaben. Nur eine ähnliche spätere Verkünstelung dieser Strophe, auch ihrer Form nach, ist *Georg Schillers* Hofson (vgl. *Adelungs* Nachr. II, 304. 322, und *Fischart* a. a. O. Bl. 45 a.) — S. 235. „Es war einmal ein Zimmergesell“ steht auch nebst der Melodie, mündlich aufgenommen und nach einem Flugblatte, im Feyn. Almanach. I, 34. Hier ist der Held ein Schustergefell, aber der Text nicht so klar und vollständig. — S. 237. *Albertus Magnus*, ein sinnvolles, kunstreiches Lied, dessen Strophen aber je 2 und 2 zusammen gehören. — S. 243. „Es wohnt Lieb bey Liebe“ steht ebenfalls als Melodie über zweyen der mehr erwähnten christl. Hausgesänge I, 2. II, 83. Dergleichen: „Ein hübsch lied von einer junckfrawen die da trew jagt, vnd von einem jungen gesellen, einem jeger vnd einem waldrüder. In Thon: *Es wonet lieb bey liebe*. Nürnberg, durch Jobst Gutknecht. 1519. 8. 4 Bl. *Panzers* Zusätze zu den Annalen S. 165. Auch *Herder* in der Vorr. zu den Volksliedern (Stimmen der Völker S. 86) erwähnt dieses Liedes. Alte dunkle Überbleibsel sind wieder: Str. 1: *gemayt* f. edel, züchtig; Str. 6: *lützel* f. wenig, wo aber dicht daneben das alte Präteritum *schein* (*schien*) in *scheint* verkehrt ist. In der letzten Str. gehört hinter die 5te Zeile ein ? — S. 248 — 249. (Ein) *Trämecken - Tanz* und *Springel- oder Lange - Tanz*, beide aus *Ant. Vieths* oben erwähnter Beschreibung und Geschichte des Landes Dithmarschen. Zum rechten Verständniß der Überschriften und überhaupt des Ganges und der Art dieser *Tanzlieder* oder *Reihen* muß man hören, was der alte Herausg. zur Einleitung derselben beybringt: „Ferner so erkennet man die guten Ingenia derer Dithmarscher daran, daß sie sich in der Poesie und in

der Music stark geübet, und denen Sächsischen *Bar-*
den darin nichts nachgegeben, wie solches die vie-
len alten Gesänge, von ihren Kriegen, heldenmüthi-
gen Thaten und wunderlichen Geschichten, künst-
lich nach damaliger Art gedichtet, ausweisen, so
sie in ihren Freuden - Tagen und Gesellschafften ab-
gesungen, ihre Thaten nicht allein in frischem Ge-
dächtniß zu erhalten, sondern auch die Jugend zu
gleicher Tapferkeit anzufrischen, und von Laster und
Schande abzumahnern; wiewohl unzählige Lieder ver-
lohren gangen, die uns sonst von vielen Geschichten
hätten unterrichten können. (Es ist die Frage, ob
die in der Vorrede zu den *dänischen Lämpewiser* er-
wähnten „*Cantilenae Antiquae Dithmaricae Msc. in*
Bibl. Lindenbrogiana Hamburgi“ etwa die hier von
Fisch mitgetheilten sind? Sonst finden sich auch un-
ter den Lämpewiser selbst einige, die auf dithmarfi-
sche Geschichten Bezug haben, z. B. P. II. Nr. 48. 53.
IV. 46.) Damit aber die übrigen desto länger in Ge-
dächtniß bleiben möchten, haben sie nach denselben
sich im Tantz bequemet, daß sie nach Erforderung
der Worte und Melodie den Tritt zu halten, den Fuß
fortzusetzen wissen, und mit allen Geberden verglei-
chen können. (Nach der Andeutung am Schlusse ist
auch wohl das obige Lied von *Wieben Peters* zum Tanz
gesungen worden.) Es sind aber solcher Tantz -
Lieder zweyerley. 1) Wenn 2 und 2 tanzten, welches
sie einen *Paaren - Tantz* nennen, so allererst Ao. 1559
kurz vor der Fehde bekandt geworden. 2) Der *Lang-*
ge - Tantz, darin sich alle, so tanzten wollen, nach
der Reyhe anfassen, und dieser ist wieder zweyfach,
erstlich der *Trümmecken - Tantz*, so mit Tritten und
Hand - Geberden sonderlich verrichtet wird; er ist aber
bey vielen nicht mehr im Gebrauch: hernach der
lange Tantz, bestehet fast in *springen* und *hüpfen*;
dieser Art sind die meisten dithmarscher Lieder und
Gesänge, deren etliche ich auch dem Leser bey Ge-
legenheit mittheilen werde, um ihn einige Geschich-
te so viel deutlicher vorzustellen. Dieser *lange Tantz*
wird also gehalten: Der Vorsänger mit einem Gläs-
lein in der Hand singet an, und singet einen Vers,
darauf die ganze Gesellschaft, so singen können, an-
worten und selbige Worte repetiren; wenn der Vor-
sänger den andern Vers angefangen, tritt derjenige
hervor, den Huth in der Hand haltend, so forttan-
zen, und den Tantz führen will, tanzet gemählig in
das Zimmer umher, und führet dadurch die andern
zum Tantz, so dann fassen sie sich alle nach der Rey-
he an. und wie der Vortantz sich richtet nach dem
Gesang des Vorsängers, so richten sich die übrigen
nach ihrem Vortantz, und geschicht dieser Tantz
mit solcher Einigkeit und Harmonie durch einander,
daß auch ein Vortantz in die 200 Perfohnen in der
Reyhe führen kann, ohne die geringste Confusion zu
besorgen. Fehler des Abdrucks im *Wunderh.* sind
im ersten Liede: Str. 3 und häufig voll f. vull; Str.
4: mir willkommen f. my willkamen. Str. 11: schäl-
len f. schällen. Im zweyten Liede: V. 3: Meder f.
Moder; V. 11: *Vielmehr* f. *Vedmehr*; V. 13: stören f.
tören; V. 14: he f. je. *Mönnecken* (V. 3 u. 6) ist nie-

derdeutsch f. *Mütterchen*. — S. 250. „Es hatt' ein
Herr ein Töchterlein“ ist offenbar nur eine Variation
von *Hans Markgraf* in der *büfching - v. d. hagen'schen*
Samml. No. 12. Die Ungleichheit der Strophen wird
wahrscheinlich dadurch gut gemacht, daß in der Me-
lodie bey den 3zeiligen die eine Zeile wiederholt wird.
Dieselbe Romanze, auch nach mündlicher Überliefe-
rung, aber nicht so vollständig, steht in *L. v. Seck-*
endorfs Almanach für 1808 S. 23. — S. 252. *Edelk-*
nigs Kinder ist ebenfalls nur eine Variation von der
Königstochter in der genannten Samml. No. 72, sammt
der Melodie. Der Text des *Wunderh.* motivirt und
erklärt mehr, bringt aber etwas Fremdartiges hinein,
und giebt der Romanze die Wendung von *Hero* und
Leander. — S. 254. Die *Braut von Bessa* steht in
derselben Samml. Nr. 120. — S. 258 — 262. Drey
noch ganz unbekannte Lieder aus der schlesischen Ge-
schichte, mitgetheilt, doch ohne die gewünschte nä-
here Anzeige der Quelle, von Hn. D. *Hinze*. — Die-
se unerlässliche Anzeige fehlt auch den beiden fol-
genden historischen Romanzen. — S. 269. Das vier-
te Gebot. Eine sehr bekannte Erzählung (vgl. *Le Grand,*
Fabliaux et Contes du XII et XIII siecle, T. III, 220.
228 ff.), welche sich unter andern auch, doch anders,
in einer dresdner Handschrift des 15ten Jahrh. (vgl.
Adelungs Vorrede zu den fortgesetzten Nachr. von
den vatikan. Hdss. S. XXI) Bl. 14 findet. Ebd. Bl.
24 steht noch eine andere bekannte Erzählung (z. B.
aus englischen Romanzen und dem *Lear*) ähnliches
Inhalts, aus welcher sich das Sprichwort erklärt:

Wer seinen Kindern giebt das Brot,
Und leidet selber Noth,
Den soll man schlagen mit Keulen todt.

In der mündlich aufgenommenen Romanze ist merk-
würdig: *Winter - weiter Weg*, wie *Sommer - langer*
Tag in den Nibelungen. *Rappelbraunes Pferd* aber
scheint eine Verwechslung mit *Rappe*, rabenschwarz.
— S. 272. „*Kuchlebu, Schifflebu*“ (*Küchen - Schiffs-*
Bube) ist nur eine Variation von der Romanze Th. I,
S. 259. Noch eine andere Variation derselben steht
in *Seckendorfs Alm.* S. 25 aus einer Musiksammlung
in *Herders* Besitz. Rec. kennt auch die Melodie dazu.
Str. 3 l. dir f. mir. — S. 277. Eine merkwürdige Va-
riation der vorhergehenden aus *Seckendorfs Almanach*
nach einem schweizer Flugblatte aufgenommenen Ro-
manze. Auch diese ist nicht genau wiederholt: Str.
10: wölt f. wött. Str. 11: *Herzog f. Herr*. Vorletzte
Str. *Was f. Wo*, welches das schweizer Relativum,
das engl. *who*, wie unser *so*. — S. 282. „Ich bin
durch Frauen Willen,“ ebendaher, nach einem Exem-
plar der münchener Bibl. — S. 289 — 298. Zwey Lie-
der, wovon das erste offenbar, auch aus *Seckendorfs*
Alm. S. 19 genommen, nur eine unvollständige Über-
tragung des letzten ins Hochdeutsche ist. Solche dop-
pelte Mittheilung ist, wie die bey dem vorigen Liede,
doch nur literarisch wichtig, wie sich dergleichen
Lieder nach Ort und Zeit verändern und anders fas-
sen. — Die Mittheilung der S. 302 angedeuteten
Melodie würde über die seltsam durch einander lau-
fenden Verse des Liedes Bestimmung gegeben haben.

— S. 302—318. Rhapsodische Auszüge aus *Georg Thym's* Gedicht von *Theudel Unverferden von Walmoden*, nach Art derer aus der Geschichte des Ritters *Peter von Stauffenberg* und der *Meerfeye* (Bd. I, S. 407), über deren Quelle man *Docens* Miscellan. I, 77 und den N. lit. Anz. 1806, Sp. 333 nachsehe. Der vollständige Titel einer älteren Ausgabe, als die wolfsbütteler v. 1563. 12, der, nach *Freytags* Vermuthung, noch eine andere vorangegangen, ist: „Des Edlen, Gestrengen, weitberühmten und streitbaren Helden, *Theudel Unverferden von Walmoden*, tapferer menlicher und Ritterlicher Thaten, viel hübsche, alte wunderbarliche Geschichte, für etzlichen Jaren zum heiligen Grabe, im Liefelandt, in St. Halberstadt und im Lande zu Braunschweig warhaftig ergangen, kurtzweilig zu lesen, aufs fleissigste in Rein gebracht durch *M. Georgium Thym* von Zwickau, Schulmeister zu Wernigerode. Gedruckt zu Magdeburg, bey Pangraz Kempf. Im Jar MDLVIII. 8.“ Von dem Vf. hat *H. K. Schütze* 1754 in einem lateinischen, und *E. C. Reichard* 1767 in einem deutschen Programm gehandelt; wonach er eigentlich *Klee* geheissen, und erst zu Magdeburg, seit 1548 zu Zwickau, dann zu Goslar, seit 1550 zu Wernigerode und seit 1552 zu Wittenberg Lehrer gewesen, und am letzten Orte 1561 gestorben. In der zu Wernigerode geschriebenen Zueignung des Buches an *Theodulus von Walmoden*, der eine zeitlang zu Goslar sein Schüler gewesen, versichert er, daß die wunderbarliche Historie von dessen Ahnherrn wirklich und wahrhaftig also geschehen sey, wie ihm nicht nur dessen Vater *Ludolph von Walmoden* mündlich berichtet, sondern ihm auch eine Familien-Chronik oder Denkschrift mitgetheilt und ihn gebeten habe, diese darin ausführlich erzählte Geschichte zu beschreiben und drucken zu lassen. Diese Zueignung enthält noch eine Geschlechtsreihe derer von Walmoden, welche *E. C. Reichard*, der in den vermischten Beyträgen zur Beförderung einer näheren Einsicht in das gesammte Geisterreich (Helmstedt 1781. 8.) Bd. I S. 603—38 umständlich von diesen Werke u. dessen Vf. handelt, und nach dem magdeburger Abdruck einen Auszug mit Anmerkungen giebt, ebd. S. 635—37 historisch erläutert, und sich dabey auch auf ein Familienbuch der Hn. v. *Walmoden* in *Walm* aus dem 14. Jahrh. bezieht, welches wohl jene Chronik seyn könnte. — Merkwürdig ist die Zusammenstellung dieses Helden mit *Heinrich dem Löwen*, von dem ähnliche Fabeln bekannt genug sind. — *Schütze*, und alle nach ihm, nennen *Thym's* Gedicht, wohl aus Unbekanntheit mit demselben, eine Komödie, zu einem Scholactus bestimmt. Es ist aber außer dem Eingange, in 20 Puncte, Abschnitte, getheilt, zusammen an 2000 Verse stark, von welchen die 6 im *Wunderh.* nur ein sehr verkürzter, die Auslassungen mit eigenen Versen ersetzender, stark überarbeiteter und auch in dem Beybehaltene ohne Noth abweichender Auszug sind. Eine nähere Vergleichung und Herstellung würde hier also unzweckmäßig seyn und zu weit

führen. Nur merkt *Rec. an*, daß S. 312 aus dem *Hohl alldar* ein komischer *Hohlaltar* geworden, und daß die 6 vorletzten Verse moderner Zusatz sind. Vielleicht aber gab zu manchen dieser Veränderungen schon die spätere, von den Herausg. benutzte wolfsbütteler Ausg. Veranlassung. — S. 319 *Tragödie*. Eine treffliche Legende von der h. Katharina. — S. 325. *Dorothea* und *Theophilus*, die bekannte Legende (vgl. *Kosegartens* Legenden Bd. I S. 281), in vierzeiligen Strophen. — S. 327. *St. Jacobs Pilgerlied*, aus *Seckendorfs* Almanach, nach einem Original der münchener Bibl.; wiederholt, nicht sehr genau. Str. 5 l. wellkum (schweizerisch) f. wallkum; Str. 17 immer f. nimmer. Die *armen Gecken* (Str. 7) sind ohne Zweifel die *Armagnacs*, welche i. J. 1407 aufkamen (vgl. *Müllers* Schweizergesch. III, 590 und *Fischart*, Geschichtsklitterung Bl. 17 a, 206 b, 226 a); so wie in der vorletzten Strophe, der *finster Stern* das *Cap Finisterrre*. Str. 24 l. hinter f. unter. — In den Christlichen Hausgefängen, I, 96—98 stehen „Drey Geystliche Jacobs Lieder, All zu singen Im Thon: Wie Sanct Jacobs Lied.“ Sie sind in derselben Strophe (vgl. oben zu S. 119), fangen auf gleiche Weise an und sind nur Variationen von dem hier im *Wunderh.*, aber allge meiner und ohne dessen Beziehung auf St. Jakob und die dort vorgefallene Geschichte. Auch *Vespasius*, a. a. O. Nr. 103 hat: „Wol (wer) dat Elend luwen wil“ — S. 336—41. Zween Lieder von der Belagerung Frankfurts a. M., das erste vom J. 1552. Auf den Inhalt derselben bezieht sich wahrscheinlich *Fischart*, a. a. O. Bl. 232 b, „vom Juden, der den Herzog Albrecht von Mechelburg vor Frankfurt erschoss.“ Das zweyte Lied ist im Ton der *Schlacht von Pavia*, in welchem auch schon das obige Lied von *Schärtlin von Burtenbach* S. 116 war. Dessgleichen in *Joh. C. Wagenseils* Belehrung der Jüdisch-Teutschen Red- und Schreibart (Königsberg 1699. 4), S. 119—45 ist ein jüdisch-deutsches Lied von dem durch *Vincenz Fettmilch* i. J. 1614 zu Frankfurt a. M. gegen die dortigen Juden gestifteten Aufruhr abgedruckt, mit der Überschrift: „Hab ich ein Niggun (Weise, Ton) drauf getracht. Als von Pavia is die Schlacht,“ und: *Beniggun* (im Ton). „Die Schlacht v. Pavia.“ Es muß also ein besonderes damals sehr bekanntes Lied von dieser Schlacht gegeben haben, dessen Nachweisung dem *Rec.* sehr willkommen seyn würde. Eins der beiden folgenden von *G. Frundsberg*, obwohl in Beziehung auf diesen Sieg, den er hauptsächlich mit erfochten hat, kann es nicht seyn, da es zu kurz ist, auch in anderer Weise; und *Wagenseil*, a. a. O. S. 118, sammt den dort angeführten *V. L. von Seckendorfs* (Widerlegung des *Mainburgs* II, 2, 27) irren, daß es in jenem beliebten Tone gedichtet sey. Sonderbar ist aber, daß die drey obigen ausdrücklich darin gedichteten Lieder sämmtlich im Strophenbau bedeutend abweichen, so daß kaum Eine Melodie zu ihnen denkbar ist —

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 F E B R U A R , 1 8 1 0 .

S C H Ö N E K Ü N S T E .

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder*, gesammelt von L. A. v. Arnim u. Clemens Brentano u. s. w. II u. III Bd. (Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Frundsbergs beide Lieder stehen zuerst in Reisers *Historia* Herrn Georgen vnd Herrn Caspar von Frundsberg, Vatters vnd Sons, beyder Herrn zu Mündelheym etc. keyserlicher Oberster Feldtherrn, Ritterlicher vnd Löblicher Kriegsthaten.“ Frankf. a. N. 1568. Fol. Das erste am Schlufs, „Im Thon: Mein fleifs vnd müh.“ Vorher heisst es noch: „Desshalben die gemeldte Herrn von Frundsberg den berühmtesten Helden, als Herculi, Scipionibus, Hannibali, Dietherichen von Bern, vnd andern fürnemesten Heerfürsten, wol mögen vergleicht werden.“ Das zweyte Lied, in dessen Ton eben jenes gemacht ist, steht Bl. 168 b. Am Ende seines thatenreichen Lebens sah er sich mit Undank belohnt. „Desshalben er nach *Papier Schlacht* (1527) diß Liedlin gemacht, vnd im oft vor Tisch mit vier Stimmen oder mit Instrumenten singen lassen, sonderlich wenn er mit Hauptleuten oder andern Gästen frölich war. Herder, in der Vorr. zu den Volksliedern (Stimmen der Völker S. 85), bemerkt hievon, dafs es auch in *Joh. Höfels* histor. Gesangbuch stehe, von *Adam Reusner* zu seinem Lobe parodirt, und dadurch wahrscheinlich *Luthers cantio de aulis*, etwa 2 Jahre jünger und in derselben Weise, veranlaßt worden. Vgl. ebd. S. 515. Auch bey *Vespasius*, a. a. O. Nr. 5 findet sich: „Myn Eyth vnd moy etc.“ — S. 353. *Die feindlichen Brüder*, ein gegenseitiges Spottlied des Schneiders und des Müllers, in einem Gespräch zwischen *Don Geishaar* und *Don Mahtmehl*. „Der lieben Dummheit muß hiebei bemerkt werden, dafs dieß ein *Scherz*, wenn sie weifs, was Scherz ist, kein *Schimpf* gegen *Schiller* sei.“ Wenn die Angabe wahr ist, dafs das Lied aus einer Handschrift mit Noten v. J. 1600 — 1700 genommen: so liegt der ganze Spafs, wie hier so oft, blofs in den Überschriften. Rec. aber, der sonst auch wohl Spafs zu verstehen glaubt, gesteht, dafs ihm dieser hier fast kindisch und unbedeutend vorkommt, und dafs er die (im vorjäh. Int. Bl. S. 24) angedeutete Tiefe desselben nicht ergründen mag. — Eines Spottliedes gegen die Müller gedenkt auch *Fischart*, *Aller Praktik Großmutter* (1598. 8) Gy: „die-bische Becken und Müller, — von denen das Lied gehet: Die Müller han die besten Schwein, Die in dem ganzen Larde sein, Sie messen aufs der Bauren Secke etc.“

J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

S. 358. Nun gehen mir alten seeligen Mann erst die Augen auf!, aus *Docens* Miscell. mit unnöthigen Veränderungen wiederholt: Str. 2 *Jenen f. Jovem*. Str. 3. *Wolls f. Wollts*. Str. 5 ist Dir eingeschoben; *werthes f. rothes*; *Zwey ein Drey f. Zweien Drei*. — S. 363. *Schadenfreude*, ist bey *Philander* S. 113 zu suchen, ebenfalls ohne Noth in Kleinigkeiten geändert, in der letzten Strophe auch der zweyte Vers neuer Zusatz. Das Lied ist übrigens breit und pedantisch und hat allenfalls nur literarischen Werth. — S. 366. *Rinaldo Rinaldini*, d. i. ein Schneidergesell, der den Teufeln in der Hölle, ungestraft, allerley handwerksmäßigen Schabernack thut. Vgl. *Büschings* und v. d. *Hagens* Samml. S. 349. — Von dem alten Spottlied gegen die Schneider (S. 374), dergleichen hier eine ganze Folge steht, kennt Rec. auch eine kürzere, noch gangbare Variation, des Anfanges:

„Es waren einmal hundert neun und neunzig Schock Schneider, Die wollten nach Niederviehland (bey Bremen) hinreisen etc.“

Auch das S. 376 kennt Rec., aber kürzer und so anfangend:

„Die Schneider gaben ein Gastgebot
Und waren alle froh;
Da fraßen ihrer neune,
Neun mal neunzig neune,
Einen halben gebratenen Floh.

Auf ein dergleichen Spottlied gegen die Schneider deutet auch wohl *Fischart* *Geschichtklitterung* Bl. 255 a „ich will euch tödten wie die Mucken, neun in ein Streych, wie jener Schneider“, und in der *Flöh-Hatz* (Strafsb. 1601. 8.), B. 4:

Hörst nicht vom tapffern Schneiderknecht,
Der drey (Mücken) in ein Streich zu tod schlecht? —

Das Schneiderlied, S. 381, ist von *Schubart*, vielleicht nach einer Sage. — S. 383. „Seid lustig und fröhlich“, das allgemeine und Haupt-Lied der wandernden Gefellen, ist mit seiner fröhlichen Melodie überall bekannt, aber immer mit anderen Namen und Folgen von Ländern und Städten, nach der Heimat und Wanderschaft des Singenden. — S. 386. „Bruder Liederlich.“ Die erste Str. wird noch in lustiger Trinkgesellschaft wohl nach der empfindsamen Melodie von: Ich klage dir u. s. w. gefungen. — S. 399. *Construktion der Welt*, kennt Rec. in der Mundart des Harzes um *Andreasberg*, sammt der Melodie, aber mit Str. 7 schließend. — S. 403. „O wie gehts im Himmel zu“, ist eine Variation von Bd. I. S. 304. — S. 405. „Wer hat Lust mit mir zu ziehen?“ ist sammt der Melodie noch bekannt genug. Hier fehlen aber nach der zweyten 3 Strophen: „Auf dem Schlosse kann man haben Kaffee, Schokolad' und Thee u. s. w.“ „Hat

Pp

man etwa Luft zum Jagen u. f. w.“ „Hat man etwa Luft zu singen u. f. w.“ Dersgleichen die Hälfte der letzten Strophe:

„Treue Liebe, edle Liebe
Hasset allen Wankelmuth:
Von den Ketten zu erlösen,
Führe mich in Canaan.“

Es ist fast, als wenn es ein getaufter Jude gemacht hätte. — S. 407. „Ei Jungfer ich will ihr was auf zu rathen geben“, ist ebenfalls sehr gangbar, zwar immer verschieden an Zahl, Art und Folge der Räthsel. Die Melodie ist der bekannte dessauer Marsch; wonach die erste Str. bey jeder folgenden wiederholt wird. Dersgleichen die entsprechende, hier ganz fehlende Antwort des Mädchens: „Und wenn es mir der Herr nicht vor ungut will halten, so will ich ihm sagen den wahren Grund.“ Ähnlich ist das englische Lied in *Herders Stimmen der Völker*, S. 378, wovon Rec. auch noch eine deutsche Variation nebst ihrer Melodie kennt, anfangend:

„Es ritt einmal ein Ritter
Die Welt berg aus, berg ein.
Da fand er auf der Straße
Ein hübsches Mägdelein;
Der Ritter grüßt das schöne Kind,
Steigt ab, setzt sich zu ihr geschwind.“

S. 410. *An den Meißbietenden gegen gleich baare Bezahlung.* Das Lied unter dieser wunderlichen Überschrift, wofür man lieber eine Angabe seiner Quelle gesehen hätte, ist auch nur eine Variation von den vorigen und ursprünglich dasselbe mit einem, welches *Vieth* unter den oben berührten Tanzliedern der alten Dithmarscher (S. 109-10) bekannt gemacht hat. Der Anfang lautet hier so:

Von eiteln unmöglichen Dingen..

„Ich weet my een schöne Maget,
De minen Harten wol behaget,
Ich nehm se gern thon Wyffe..

Konde se my van Haverstroh
Spinnen de kleene Sieden.“

Die Verse sind hienach anders in die Strophen vertheilt, aber diese, so wie die meisten der gegenseitigen Aufgaben, einerley. Abweichungen sind Str. 3:

„So schalst du my de Scheere hahn,
So middewege uth den Riene.“

Str. 4. 5 fehlen. Str. 6 steht *de Glasenburg* statt des *Münsterthurms*. Str. 12 *graven Steen* statt *Riesen*. Str. 13:

„So schalst du my alle wilde Schwien,
In enen Kafem driefen.“

Str. 15 fehlt. Die letzte Str. lautet:

„So schalst du hangen 7 Jahr,
Und wedder warn thon Lieve,
De Düvel uth de Hellen-Grund,
De kan dy my verdriefen.“

Gelegentlich merkt Rec. hier noch an, daß *Vieth* hierauf noch ein ähnliches *Lügenlied* mitgetheilt hat, von welchem das in der *büsching- von der hagen'schen* Sammlung Str. 107 nur eine hochdeutsche Modernisirung ist. — S. 414. „Zu Klingenbergh am Maine“, steht auch in *Seckendorfs Alm.* S. 37, woraus es wahrscheinlich genommen ist. Es ist eine Art Gegenstück zu *Claudius* bekanntem Rheinweinliede. — S. 417.

„Ich ging einmal nach Grabsdorf nein“, ist offenbar eine neue Variation von dem *armen Schwartenhals*, Bd. I, S. 22. — S. 423. „Die liebste Bule“, die ich han“, ein altes, sehr beliebtes und vielfach wiederholtes Lied: in *Joh. Balhorn's* güldenem A B C, o. O. u. J. 12. Nr. 12. (vgl. Koch II, 100); in *Fischarts* Geschichtklitterung, Cap. 8 (Bl. 75), in der oben erwähnten musikal. Samml. des *Anton. Scandell.* Nr. 2, in *Thomas Mancini's* erst Buch: neuer lustiger höflicher weltlicher Lieder: Helinstadt 1588, und hieraus in *Seckendorfs Alm.* S. 41. In allen diesen Exemplaren hat es aber nur 2 Strophen, die erste des *Wunderh.* und darauf eine hier fehlende, die bey *Fischart* also lautet:

Von diesem Bulen den ich meyn,
will ich dir bald eins bringen.
Es ist der aller beste Wein,
macht mich lustig zu singen:
frischt mir das Blut,
gibt freyen Mut:
Als durch sein Krafft,
vnd Eigenschaft:
Nun grüß ich dich mein Rebenafft.“

Die im *Wunderh.* folgenden 5 Strophen finden sich bey *Fischart* (Bl. 81. 82) sämmtlich in zwey anderen Liedern, in abweichender Folge und Strophe; das eine, anfangend mit den 4 ersten Strophen des Liedes [Bd. I. S. 46, schließt mit der letzten, aber also:

„Weistu vns ins Bett hinein.
Ach Gretlein laß dein weynen sein,
Gehst du mit einem Kindlein klein,
Ich will der Vater sein..

Ja ist es dann eyn Knäbelein,
Ein kleins Knäbelein,
So muß es lernen schießen:
Die kleine Waldvögelein.

Ist es dann eyn Meydelein,
Ein kleines Meydelein,
So muß es lernen nehen:
Den Schlemmern ihr Hemmelein: ja Hemmelein.“

Das andere, die vier vorletzten Strophen enthaltend, lautet also:

„Wann der best Wein ins faul Fals käm,
darinn müßt er ersauren,
So wann jungs Meydlin ein alten nām,
jhr Hertz müßt drob ertrawren:.

Vnd nimpt das Meydlin ein alten Mann,
So trawren all die Gäste,
Drumb bitt ich zart Jungfräwlein nun,
Halt du dein Kränzlin feste.

Soll ich mein Kränzlin halten fest,
will es doch nicht meh bleiben,
lieber wollt ich mit ein jungen Knaben,
mein Zeit und Weil vertreiben.

Vnd wer das Fäßein noch so rein,
So find man Trüßen drinnen,
So welch Jungfrauen feuberlich sein,
Die sind von falschen Sinnen,
Ein Zuckerlad mit Spinnen, ja Spinnen.“

Nicht weniger bekannt ist das folgende Schlemmerlied: „Wo soll ich mich hin kehren.“ Es findet sich: bey *Ivo de Vento*. Nr. 2, zum Theil bey *Fischart*. Cap. 8 (Bl. 79 b. 85 b), vollständig in den *Bergreihen*. Nürnberg. 1547. 8. Th. I. Nr. 37, und hieraus in dem *Feyn. Alm.* II. 61; welcher, beyläufig gesagt, in diesem zweyten Jahrgang den größten Theil des Inhalts aus jener alten Sammlung entlehnt hat. In den Berg-

reißt lautet die dritte Strophe, wovon bey *Fischart* nur die hintere Hälfte, welche im *Wunderh.* die vordere ausmacht:

„So wil ich doch nicht sparen,
Vndt ob ichs alls verzer,
Vndt wil darumb nit sorgen,
Got beschert myr morgen mer.
Waz hilfts daz ich lang spar,
Vlleicht verliur ichs gar.
Solt myrs ein Dyb austragen,
Es rewet mych eyu Jar.“

Die folgenden 4 Str. fehlen im *Wunderh.* ganz, außer dem 2ten und 4ten Vers, der hier der 6te und 8te der vorigen St., dergleichen bey *Fischart*, bis auf die vordere Hälfte der ersten, zu welcher der Schluss wahrscheinlich eigener Zusatz ist:

„Wann wir das Gelt verprassen,
Darnach so trinkt man Wasser.
Wie geschrieben stath, *Sitientes venite ad Aquam etc.*“

Die 4 Str. der Bergreih. sind:

„Ich wil meyn Gut verprassen
Mit schlemmen frů vndt spat,
Vndt wil eyn sorgen lassen,
Dem es zu Hertzen gat,
Ich nym mir eyn Ebenbyldt,
Von manchem Thierleyn wyld,
Daz springt auff breiter Heyde,
Got behüt ja sein Gefild.“

Ich sich auff preytter Heyde
Vil manches Blümleyn stat,
Daz ist so wol bekleydet,
Waz Sorg solt ich denn han,
Wie ich gut aberkum.
Ich bin noch frisch und jung,
Solt mych eyu Not anlangenn,
Meyn Hertz weis nichts darumb.

Kein größer Frewd auff Erden ist,
Denn gutes Leben han.
Myr wirt nicht meer tzu djer Frift,
Denn schlemmen vmb vndt am,
Dartzu eyn guter Mut,
Ich reys nicht seer nach Gut,
Als mancher reycher Burger
Nach großem Wucher tut.

Der gewinnt seyn Gut mit schabenn,
Dartzu mit großer Not.
Wenn er seyn Rhu soll habenn,
So leyt er als sey er todt.
So bin ich noch frisch vndt jungk.
Got verleyh mir vil der Stund
Got behüt mych jungen Knaben,
Daz mir kein Vnmut kum.“

Die folgenden 3 Str. hat das *Wunderh.*, die hintere Hälfte der ersten lautet aber im den Bergreih. und bey *Fischart*:

„Daz Wammes auch dartzu,
Ich hab weder Raft noch Ru,
Den Abend als den Morgen,
Bis daz ichs gar vertu.“

Die zweyte und dritte Strophe fehlt im Feyn Alm, und bey *Fischart* die hintere Hälfte der dritten. Beide haben aber, mit den Bergreih., die im *Wunderh.* mangelnde Schlussstrophe, deren vordere Hälfte in der letzten eines anderen Liedes, ebdf. S. 430, vorkommt.

„Ich bind mein Schwerdt an d'Seyten.
Vndt mach mych bald darvon,
Hab ich dann nit tzu reuten,
Zu Fußen muß ich gan.
Es ist nit allzeyt gleich,
Ich bin nit allweg reich,

Ich muß der Zeyt erwartē,
Bis ich daz Glück erschleych.“

Eine geistliche, fast Vers für Vers verfolgende Parodie dieses Liedes steht endlich in den Christl. Hausgesängen, I, 78: „Der Geistlich Schlemmer, Im Thon: Wo sol ich mich hin keren, ich dummes Brüderlein.“ — S. 427: „Dort unten an dem Rhein.“ Mit der 2ten Str. anfangend, und überhaupt etwas anders, steht dies Lied in folgender Sammlung: Musicalischer Zeitvertreiber, das ist, Allerley feltzame lecherliche Vapores vnd Humores, ehrlche Collation und Schlaftrunksbissen, *Quodlibet*, Judenschul und andere kurtzweilige Liedlein, dergleichen zuvorn nie also in einen Model gegossen worden: von mehrerley furtrefflichem *Musici* mit 4, 5, 6, 7 und 8 Stimmen componirt: vnd durch einen der Music Liebhabern an tag gegeben. Nürnberg 1609. 4. Nr. 7. Der Schluss der dritten Str. kommt auch vor bey *Fischart* (Bl. 76). — S. 428: „Man sagt wohl in dem Mayen.“ Auch dies Trinklied ist häufig: Bey *Ivo de Vento*. Nr. 12, *Scandell*. Nr. 3, und *Fischart* (Bl. 73 b. 76 b). Der letzte beginnt das Lied mit folgender im *Wunderh.* fehlender Str., die auch *Scandell*, aber, wohl mit Unrecht, als zweyte:

„Nun bis mir vecht willkommen,
Du Edler Rebenast:
Ich hab gar wol vernommen,
Du bringst mir süsse Krafft:
Lafst mir mein Gmüt nit fricken,
Vnd sterckst das Hertze mein,
Drumb wöllen wir dich trincken,
Vnd alle frölich sein.“

Von den Str. des *Wunderh.* hat *Fischart* sonst nur noch die zweyte und dritte, und zwar jene mit folgendem Schluss, Cadenz und Übergang:

„Das kann vns Frewden geben,
Das weis doch Weib vnd Mann.
Das ist gut Hew,
Dess ieh mich frew,
Mich belangt wann es reissen thut,
Macht vns allzeit viel Frewd vnd Muth,
Das ist gut Hew,
Das macht gut Strew,
© führets sauber ein.“

Hierauf deutet auch *Fischart* in Aller Praktik Großmutter H. 8: „O du jung Büßlein hüt dich vor dem Hew, dann es ist vndewig, aber das Hew darvon die Lieder singen, das laßt vns bringen.“ — S. 436: „Ach Gott, was wollen wir aber heben an“ findet sich ebenfalls in den Bergreih. Th. 3, Nr. 4 fast wörtlich übereinstimmend. Die Strophe, die im *Wunderh.*, wahrscheinlich wegen der anscheinenden Unregelmäßigkeit, nur bis zur dritten abgesetzt ist, wird hier hergestellt dadurch, daß in den folgenden die ersten 4 Wechselreime verdoppelt werden, welches bey den beiden ersten nicht also verdoppelten Strophen wahrscheinlich durch Wiederholung dieses Satzes der Melodie, die wohl der am Schlusse genannte *Hauer-Ton* ist, ausgeglichen wurde. Die letzte der hienach entstehenden 7 Strophen ist jedoch am Schlusse unregelmäßig und überzählig, und hat vielleicht eine Art von Cadenz. Bessere alte Lesarten sind: Str. 1: *leis f. liegt*, Str. 2: *fuhr f. fährt*; *er f. ihr*; *nieder f. wieder*. Str. 3: *er wol f. Erz woll*; *Jahr f. gar*. Str. 5: *Auff. Auch*; *wenken* (winken) *f. wanken*. Str. 6: *brennen f. bringen*. Str. 4 ist wohl *gā in geit* (giebt) *her-*

zustellen. — S. 438. „Braunbier braunisch kurirt“ ist verdünntes Dünnbier. — S. 445. „Die schwäbische Tafelrunde,“ der obige (S. 374) Schneiderscherz in einen Schwabenstreich verkehrt. — S. 447. „Die Kastanie“ und das vorige Lied erinnert an *Fischart* in der Geschichtsklitterung Bl. 252 b: „Hey, der schönen langen Walnufs (nämlich der am Baum hängende Mönch), da es kein Schwab kein Kern draufs,“ und in Aller Practick Großmutter C iij: „Es soll, wie ich meyn, inn dieser zeit den Bauren erlaubt sein, Oepffel vnd Biren vngeschelet zu essen. O Gockale, beiß daran aufs kein Zan.“ — S. 448. „Ygels Art“ schliefst diesen Band „in Zucht und Ehren.“ v. d. H.

BREMEN, b. Heyse: *Theatro Español*. Dado à luz por A. Norwich. Tomo primero. 1809. 555 S. gr. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Im Vorbericht giebt der Herausg. den Plan seines Unternehmens so an: „Aus dem unermesslichen Reichthum der dramatischen Literatur der Spanier soll eine solche Auswahl getroffen werden, daß kein vorzüglicher Dramatiker ganz übergangen, und von jedem das Beste, ihn am meisten Charakterisirende mitgetheilt wird. Findet das Unternehmen beym Publicum Unterstützung: so kann auf diese Weise in etwa zwölf Bänden eine vollständige Übersicht der spanischen dramatischen Literatur geliefert werden.“ Man sieht, daß ein so umfassender Plan, wie ihn selbst *Huerta* in seiner Schauspielsammlung nicht hatte oder wenigstens nicht ausführte, seine nicht geringen Schwierigkeiten hat. Hr. Norwich versichert jedoch, diese nicht zu verkennen, und nach dem ersten Bande zu urtheilen, legt er auch durch die gute Auswahl, so er getroffen, ein unverwerfliches Zeugniß ab, daß er dem Werke, welches er unternommen, gewachsen ist, so wie durch den Fleiß, den er auf kritisches Vergleichen mehrerer Ausgaben und auf die Correctheit des Textes verwandt hat, daß es ihm ernstlich um die Sache selbst zu thun ist. Wir können und müssen daher dieses *Theatro Español* als eine Sammlung empfehlen, die aller Unterstützung werth ist, und wir hoffen, es werde das begonnene Werk einen erwünschten Fortgang haben.

Vier der vorzüglichsten Dramen des ersten Dramatikers der Spanier, des *Calderon*, eröffnen die Sammlung, deren zweyter Band noch vier andere der vorzüglichsten Werke dieses großen Dichters enthalten wird. Sehr wahr sagt der Herausg.: Bey *Calderon* war die Wahl schwer, um zu bestimmen, was nicht abgedruckt werden sollte — und wir fügen den Wunsch hinzu, daß, wenn das Unternehmen nach Verdienst gefördert wird, eine Ausnahme gemacht und ihm noch ein Band gewidmet werde; denn ein solcher ausgezeichnete Meister verdient eine solche Auszeichnung. Sehr zweckmässig sind, „um den reichen vielseitigen Geist des Dichters zu zeigen, die Schauspiele aus verschiedenen Gattungen gewählt, und in dem ersten ein geistliches, in dem zweyten und dritten ein heroisches, und in dem vierten ein Mantel- und Degen-Stück gegeben.“ Zwey von diesen Dramen, nämlich das erste und das dritte: *La devoción de la Cruz* — und *El Principe constante*, sind den Freunden der spanischen Poesie bereits durch A. W. Schlegels

Übersetzung bekannt. Die beiden anderen sind: *La vida es sueño* — und *Los empeños de un acaso*; das letztere, ein Mantel- und Degen-Stück, hat *Thomas Cornille* zu einem französischen Lustspiel verarbeitet; und es ist unstreitig eine von den künstlichst verwickelten Komödien; was ihr aber abzugehen scheint, ist ein auf sich selbst beruhendes Interesse, das allgemeine Theilnahme erweckt; das Verwirren erscheint als Hauptfache, so daß uns die Personen in dem Wirrwarr fast verschwinden. Dieses ist z. B. in dem gleichfalls sehr verwickelten, von A. W. Schlegel übersetzten Lustspiele: *La vanda y la flor* nicht der Fall, denn hier schimmert durch alle die mannichfaltigen Verwirrungen die treue unwandelbare Liebe *Lisidas* und *Enricos* hindurch. Wie es dem Dichter in den *empeños de un acaso* um das Verwickeln vorzüglich zu thun ist, beweist auch schon zum Theil der Titel, aber noch mehr das mehrmalige Recapituliren des Vorgefallenen und das öftere Wiederholen der Hauptumstände, welches zwar zur Vermeidung gänzlicher Verworrenheit nöthig ist, aber doch immer ein lästiger Übelstand bleibt, den aller Aufwand von Kunst nicht ganz zu heben im Stande ist. — Aber durchaus vortrefflich finden wir das originelle Drama: *Das Leben ein Traum*, welches wirklich in den Hauptscenen in eine Art von traumähnlichen Zustand bey aller Besonnenheit versetzt; auch hat die Dichtung einen tiefen Sinn. —

Was nun einen Hauptpunct, die Richtigkeit des Drucks, betrifft: so haben wir ihn in den beiden Stücken, welche wir durchgelesen, nicht gleich correct gefunden. In *La vida es sueño* ist uns kein Fehler aufgefallen, die unrichtige Bezeichnung des *ful* mit einem Accent, wenn es *war* bedeutet, angenommen. Wenn S. 153 *Clarín* sagt: *Yo lo pijo*: so ist dieß gewiß eine richtige Verbesserung der in der Ausgabe des *Apontes* keinen Sinn gebenden Worte: *Yo lo viso*. — In dem Lustspiele; *los empeños de un acaso* aber sind uns mehrere Druckfehler aufgefallen, die sich nicht unter den angezeigten befinden, und zwar folgende: S. 397 l. 8 steht *que le obligò que sacara* — für *à que sacara*. S. 406 l. 18. *por mas que yo procuré* — f. *procure*. Derselbe Fehler kommt noch dreymal vor, nämlich S. 412 l. 4. *434 l. 10* und *507 l. 2*, wo es heißen muß; *imagino, busque* und *Ucque*. — S. 415 l. 10 *exando* für *dexando*. — S. 419 l. 7 *bastara* für *bastará*. S. 419 l. 6 von unten *vea* für *veo*. S. 420 l. 6 *alborotó* für *alborotó* — ebend. l. 9 unten *desto sucefo* für *deste*. S. 445 fehlt bey A *ni atajarlo me importa* — am Rand das *à. p.* S. 453 unten l. 8 fehlt ein Comma hinter *hallò*. S. 472 l. 15 unten *valeos* für *valeos*. S. 479 l. 15 unten *qualquiero* für *qualquiera*. S. 481 l. 4 fehlt bey de *que el precepto obedezta* am Rande das *l'ase*, und desgleichen S. 487 l. 6 bey *à Dios* — und l. 6 unten bey *à Dios*. S. 488 l. 1 unten *sequió* für *fiquió*. S. 491 l. 9 unten *atrevio* für *atrevió*. S. 521 fehlt bey der letzten Zeile am Rande das *Vase*. S. 546 unten l. 2 *impiendome* für *impiendiendome*. —

Wir fügen nur noch die Notiz hinzu, daß der letzte oder die beiden letzten Bände der Sammlung eine Auswahl der *Autos sacramentales*, *Entremeses*, *Saynetes* u. f. w. enthalten sollen. Druck und Papier sind gut. Ha. Ha.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 15 FEBRUAR, 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Weidmanns und LONDON b. Payne:
*Sophoclis dramata quae supersunt et deperditorum
 fragmenta, Graece et Latine*, denuo recensuit et
Rich. Franc. Phil. Brunckii annotatione integra
 aliorum et sua selecta illustravit *Fridericus Hen-
 ricus Bothe*. 1806. Tom. I. XXVIII u. 796 S.
 Tom. II. 136 u. 732 S. gr. 8. (6 Rthlr.)

Die Einrichtung dieser Ausgabe ist im Wesentlichen die des *bothischen* *Äschylos*. Zuerst *Bothens* und *Bruncks* Vorrede, dann das Leben des Sophokles mit der lateinischen Übersetzung des Herausgebers; hierauf die *Epigrammata in Sophoclem* mit einer metrischen Nachbildung; endlich die Tragödien; unter dem Texte, in gespaltenen Columnen, die *brunckische* Version, die nicht bloß nach Lesart und Interpunction, sondern oft auch, wo der Herausgeber in der Erklärung abwich, bedeutend abgeändert ist (manchmal mit *Musgraves* und Anderer Worten z. B. T. 844), und mithin als ein ergänzender Theil des Commentars angefehn werden muß. Leider ist sie nicht mit gehöriger Sorgfalt gemacht. Nachlässigkeiten des Ausdrucks sind stehn geblieben, neue hinzugekommen, und häufig ist sie den Worten des Textes nicht angepaßt, wie C. 380. Den zweyten Band eröffnen die Fragmente 1—136; dann folgen die Anmerkungen zu dem Leben 1—15, zu den Epigrammen—19, zu den Tragödien—578; hienächst ein *conspetus metricus*—603, das *Lexicon Sophocleum*—656, der *Index*—726, beide mit Zusätzen vermehrt; zum Schluß 6 Seiten *addenda et emendanda*. Die *brunckischen* Anmerkungen sind unverkürzt, und mit so gewissenhafter Genauigkeit abgedruckt, daß sogar eine zu T. 706 (wir bedienen uns bey Anführungen, wo es angeht, der *brunckischen* Ausg.), die sich nach 606 hin verirrt hatte, an ihrer Stelle stehen geblieben ist. Nur zweymal S. 35. Anmerk. 640 u. S. 82 Anm. 1259 ed. *Both.* fehlt zur *brunckischen* Anmerkung der *brunckische* Name, und S. 63 zu V. 826 ed. *Both.* eine ganze Anmerkung von *Brunck*, hier um so störender, da sie eine von *Bothe* beybehaltene, verunglückte Einnadation vertheidigt. Ausser der *brunckischen* sind die Ausgaben von *Johnson*, *Vauvilliers* (dem *Bothe* mit gebührender Achtung begegnet) und *Musgrave*, besonders die letzte fleißig benutzt und Auszüge aus ihnen mitgetheilt worden; unter den neueren die Arbeiten *Erfurdt's*, seltener *Äst's* und *Purgold's* Bemerkungen. *Spalding* und *Buttmann*, denen B. in der Vorrede

J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

dankt, haben nur Weniges, zum Theil Unbedeutendes, beygefeuert. Häufig fanden wir *brunckische* Lesarten, und darunter erhebliche, *Heat*, *Pierfon*, *Reiske* und Anderen zugesprochen, wodurch der Herausgeber seine Belesenheit sowohl als Gerechtigkeitsliebe beurkundet; aber gewiß dachte der gradlinnige *Brunck* so wenig an ein Plagiat, wie *Bothe*, der aus einem verzeihlichen Versehen *Aj.* 135, 790. *Tr.* 730 und sonst noch, Lesarten aufführt, die *Äst*, *Reiske*, *Wakelfield* und Anderen zugehören.

Schon aus dem Gefagten erkennt, wer mit des Herausgebers *Äschylos* bekannt ist, daß *Bothe* dem *Sophokles* eine weit größere Aufmerksamkeit schenkte. Auch eilte er nicht eher zum Drucke, bis sein Manuscript fertig war. Alles greift in einander. Wenn wir manchmal bey Nachweisungen nicht fanden, was wir suchten: so lag die Schuld an verschriebenen Zahlen, die freylich noch eine strenge Revision bedürfen. Nachlässigkeiten gröberer Art (*Tr.* 1192 ed. *Both.* wird *ζυγχεῖ* getadelt, und im Text beybehalten; wird auf 1124 hingewiesen, wo nichts steht) finden sich selten.

Auch sind die Abweichungen von der *brunckischen* Ausgabe diesmal mit Sorgfalt angezeigt, wie derkehrende Kleinigkeiten abgerechnet, auf die einmal hinzuweisen genug war, wie *πόρω* st. *πρόσω*, *οὕτω* st. *οὕτως*, *καί με* st. *καί με*, *σικκρά* st. *μικρά* u. f. w. „*ets et ξυν* (heißtes zu T. 70) *scripsi ubi per metrum licuit.*“ Doch folgende Änderungen: *Aj.* 933: *οὐλίω* *El.* 873 *οὐδ'* statt *Bruncks* vielleicht nur verschriebenen *κοὐδ'*—577: *κείνος* (wie paßt das?)—840 *ε* und 1160: *μοι* getilgt. T. 511: *τῷ γ'*—1185: *δ'* st. *τ'* C. 826: *γς* eingeschoben. *Tr.* 336: *τ* st. *γ'*—715: *χῶγ-περ*—außerdem in 9 Versen Umstellungen einzelner Worte, und fünf Verwandlungen des *νυν* in *νυν*: all diese, zum Theil guten, Änderungen hätten eine Anzeige verdient, um so mehr, da *Aj.* 28 und anderswo *Brunck* wegen einer ähnlichen Unterlassung von *Bothe* getadelt wird. Den Dorismus läßt B. nur in den melischen Strophen zu, nicht in den Anapäst, aus welchem Grunde *El.* 90: *πλάγας* wieder in *πληγας* verwandelt ward.

Auf die Interpunction, wo sie den Sinn nicht ändert, hat der Herausgeber einen vorzüglichen Fleiß gewandt, und fast möchten wir ihn hier einer zu ängstlichen Genauigkeit beschuldigen, wenn der Tadel nicht überhaupt unseren Hang zur übertriebenen Deutlichkeit und die ungelenkere Sprache beträfe. Der Grieche konnte wohl auch ohne Interpunction schreiben, denn sie ging in der Rede selbst lebendig aus den Partikeln hervor; wir müssen sie von außen her, als

Stützen unserer Perioden, herbeyholen. Wenn wir schwerfällig ein Wort unterstreichen, und so einen Nachdruck erkünsteln: so hatte der Grieche zu diesem Zweck sein γα. *Ant.* 206: πρὸς κουνῶν ἐδεστὸν αἰκιστόν τ' ἰδεῖν liegt das Komma in τε, und 224: δῦσ-πινος ἰκάνω κοῦφον ἐξάρas πόδα im Particip; wir erkennen das nicht an, und freuen uns, wenn es sichtbar und fühlbar nach ἐδεστὸν und ἰκάνω hingepflanzt wird. Die Fälle, wo durch Interpunction der Sinn geändert wird, sind wirkliche Emendationen, und sollen als solche weiter unten berührt werden.

Für den Senar ist wenig geschehen; wir haben vergebens nach Aufschlüssen über den Bau dieses schönen Verses gesucht. Nach unserer Meinung sind eigentliche Alexandriner im Äschylos und Sophokles so wenig anzutreffen, wie Verse, die nach Art des aristophanischen: Φιλόξενος, Μιλήσιος, Ἀμύνιος, in drey reine Dipodieen zerfallen. Denn nur Verse, deren zwey Hälften aus ungemischten Jamben bestehen, darf man tadelnd Alexandriner nennen, nicht aber Verse wie:

ἡ μνημενεὺς οὖν, ἃ σοι παρήνεσα *Ph.* 121,

die, bey dem Spondeus im dritten Fusse, und der *Penthem. jamb.* sogar angenehm aufs Gehör wirken; auch nicht:

δαίσαντες ἐκπλαγῆτ' ἀπηργισμένον, *Ph.* 226,

wo die beiden Wortfüsse durch den Apostroph verbunden sind, und die erste Sylbe des letzten von der letzten des ersten gleichsam herangeriffen wird, was sogar dann geschieht, wann zwey Wortfüsse durch einen starken Abschnitt der logischen Periode getrennt werden, wie *El.* 696:

καὶ ταῦτα μὲν τοιαῦθ' ὅταν δέ τις θεῶν.

Ein ächter Alexandriner wäre trotz der *Penthem. jambica*:

πέλοι μὲν ἔλλος ἐν τὸ δῆμιον τυχεῖν *Ag.* 651,

wenn nicht ἐν dem Sinne nach zum Folgenden gehörte. *Bothe* giebt uns *Aj.* 104:

ἔγωγ' Ὀδυσσεῖα || σὺν ἰσotάτην λέγω,

den zu vertheidigen wir nicht im Stande sind. Fast eben so verwerflich dünkt uns der *bothische* Dreymesser *Tr.* 1131:

οἱ μοι πρόβους! || χρῆν σφ' εἰς ἐμῆς || θανεῖν χερὸς,

wo durch den grellen Abschnitt die *Penthemimeris* ganz verloren geht; und gar nicht zu dulden *Tr.* 878:

ἐλαθρία || τρέπω τῆν || θανεῖν σφθ Φῆς,

ein Vers, der weder in *Tr.* 939:

πλευρὰν παρῆς, εὐεῖτο || πᾶλλ' ἀναστάνων

noch in *El.* 1056:

Φρονεῖν, Φρονεῖν || τοιαῦθ', ὅταν γὰρ || ἐν κινῶς,

wo der Apostroph in der Mitte, und der Einschnitt nach γὰρ den Rhythmus herstellen, seine Vertheidigung finden kann. — Der Anapäst ist aus den gleichen Regionen ganz verbannt; *Aj.* 1008 ft. ἡ ποὺ Τελαμών, ὁ σὸς Πάτηρ ἐμὸς θ' ἄμα liest er mit Recht: ἡ ποὺ με Τελαμών, σὸς κ. τ. λ.; wenn er aber zu

Tr. 292 lehrt; *Anap. in pari regione, nisi quam nomina proprium occupet, ferri nequit*: so begreifen wir doch nicht, warum er die *brunch.* Lesart nicht beybehielt, zumal da ihm auch der cäsurlöse Vers nicht anstößig seyn durfte. Die Lesart ὦ φίλτατε σχές *Col.* 1169. billigen wir. In den Senaren der melischen Strophen (denen *Lobeck* grössere Freyheiten zugesteht, und selbst *Bothe*, indem er *El.* 126, 7 in einen Senar zusammenrückt) hätte dieser Anapäst wohl stehen bleiben gedurft, z. B. *Aj.* 706, wo auch die sinnreichste Emendation das schöne ἔλυσε γὰρ αἰνὸν nicht ersetzen wird. Der Anapäst im vierten Fusse scheint uns *Ph.* 491 glücklicher weggebracht, als *El.* 691. Den aus zwey Worten bestehenden Anapäst im ersten Fusse *El.* 4 und *Col.* 1360 (warum nicht auch *Aj.* 571, wo ihn ein Solöcismus verdrängt, und *Ph.* 795?) behält B. mit Recht bey; aber seine Vertheidigung wird den Mann, gegen den sie gerichtet ist, wenig befriedigen, da unter 24 angeführten Beweistellen auch nicht eine ist, die beweist, was gefodert wird. Der Anapäst im dritten und fünften Fusse, wenn er aus mehreren Sylben besteht, wird nach *Porsons* Vorgange (doch ohne hinreichenden Grund) überall ausgestossen, *Aj.* 524 mit Glück, nicht so *C.* 808; *Ant.* 263 wird drum ἐφύγε in ἐφύγε verwandelt, wogegen *Erfurdt* sehr wahr bemerkt, dafs das Imperfect hier das einzig richtige Tempus sey. Etwas weniger schlimm geht es dem Tribrachys im fünften Fusse. *T.* 719 liest *Bothe* mit *Herm.* wohlklingender ἄβατον εἰς ὄρος — und *T.* 763, was sich wenig Beyfall erwerben wird: ἀξίως γ' ἀνὴρ ὅδε. Hingegen *Aj.* 459 bleibt πεδία τὰδε stehen, *Ph.* 1327: τὸν ἀκαλυψῆ, *El.* 326: ἐντάφια χερσὶν, und *Ph.* 234 wird sogar ein Tribrachys hineincorrigirt: ὦτ'ι καταλαβεῖν ft. des schönen: Φεῦ τὸ καὶ λαβεῖν. —

Mit der *porsonischen* Regel, die im Senar den Ausgang (— || — || —) tadelt oder verbietet, scheint B. nicht im Reinen gewesen zu seyn. Gewiss ist, dafs die Tragiker diesen Ausgang wegen des „schweren Falles am Ende des Verses“ (*Solgers* Sophokles *Vorr.* LXV) sowohl im Senar, als im trochäischen Tetrameter *) sich selten erlaubt haben; da sie ihn aber doch nicht ganz vermeiden: so dürfen wir wohl den Bedingungen einer solchen Vergünstigung nachforschen. Vorerst bemerken wir, dafs Ausgänge, wie πρὸς μὲν γὰρ φύσιν nicht gegen die Regel streiten (so wenig wie im bukolischen Hexameter ein Vers mit dem Ausgange: ἐπεὶ καὶ μάλα νομεύει *Theocr.* 1, 109), weil hier der Einschnitt die Wirkung eines Spondeus aufhebt. Auch wenn beide Worte durch den Begriff enge verbunden sind, wie *Ph.* 593: ἡ μὴν, ἡ λόγῳ, oder durch den Apostroph verknüpft werden, wie *Tr.* 943: ὥστ' εἴ τις οὖο; es sind immer nur Spondeen für das Auge, nicht fürs Ohr; der,

*) Anmerkung: Der troch. Tetr. catal. ist von der vierten Sylbe an ganz Senar, gewöhnlich ein Senar mit der *Penthem.*, seltener mit der *Hepthemimeris jamb.*: weishaib wir *Ph.* 1402:

(εἰ δοκεῖ) στειχόμεν Φ. ὡς γενναῖον εἰρημῶς ἔπος. mit *Erfurdt* nicht für falsch erklären können.

wenn auch noch so kleine, doch merkbare Einschnitt nach der ersten spondeischen Länge hemmt den schweren Fall des Spondeus. Dann muß die Beschaffenheit der zweyten spondeischen Länge erwogen werden. Es liegt in der Natur der Sache, daß eine Positionslänge nicht den vollen Werth einer selbstständigen Länge erhalten kann, denn hier entsteht die Länge durch etwas Zufälliges, und gleichsam erst hinterdrein. Sogar die Vertheilung der beiden für die Position nothwendigen Consonanten macht einen feinen Unterschied. Ein Ausgang: ἀλλὰ ξυλλαβών würde am leichtesten ins Ohr fallen, um ein wenig schwerer: καὶ ῥὸς γὰρ καλεῖ Ph. 422. 467. 533, und beides steht nur eine Stufe höher als εὐνὶς ἐσπόμεν Tr. 563 (wo der *Spir. asp.* wohl nicht ganz unwirksam ist) und Ph. 469: ἐρεσσε προσφιλῇ Solche Längen möchten wir mit den leichteren und schwereren Mittelzeiten unserer Sprache vergleichen in Ausgängen wie: *Schicksal* unterjocht; *Hoffnung* ihn umfängt, die auch das zarteste Ohr duldet. Nur die vollwichtigen Spondeen, die vermögend sind, einen Versniederzudrücken, können hier in Betracht kommen, und bey dem Gebrauche dieser zeigt sich bey *Soph.* u. *Äschylos* (*Euripides*, als den ungeschickteren Verskünstler, übergehen wir) zweyerley, wodurch das Gleichgewicht scheint erhalten zu werden; entweder der Spondeus wird durch den Apostroph an den folgenden Creticus gebunden, und dadurch sein zu schweres Einsinken gemildert, oder der Spondeus wird durch ein nachfolgendes einsylbiges Wort unterstützt, und so der Spondeus-Creticus fürs Gehör in einen Moloss-Jambus umgeschaffen. Zur ersten Classe gehören: *Aj.* 1101: ἡ γὰρ οἴκοθεν, zur zweyten *El.* 357: μισεῖς μὲν λόγῳ — *T.* 142: ὑμεῖς μὲν βάσανον — *C.* 664. *Tr.* 718. 932; zu beiden *Ph.* 22: σήμερον εἴτ' ἔχει (*T.* 1267: τάνθ' ἐνδ' ἡν ὄραν ist nur Emend. von *Brunch*). Wer möchte wohl den Ausgang *Sturmwind* umgewöhlt tadeln, zumal da nach ihm, wo nicht ein Einschnitt, doch eine Einbiegung statt findet, die schon in *Sturmwind* unterging wegfällt? aber auch dieser Ausgang ist ohne Fehler. Welches Ohr wird sich durch *Jungfrau Wort* gehört beklagt fühlen, während sich bey: *Jungfrau Ebenbild* schon ein leises Mißbehagen regt? Daher dünkt uns verwerflich *Tr.* 562 die Lesart πατρῶν ἡνίκα, die zum Glück auch nur Emendation von *Brunch* ist; aber *Ph.* 531: ὑμῖν ἐμφανὲς glauben wir durch den Schein von Einschnitt nach der angehängten Präposition ἐν noch vertheidigen zu können, und wäre das zu kühn, wie leicht ist mit *Erf.* die Emendation ὑμῖν gemacht. *Bothe* zeigt sich auch hier inconsequent. *C.* 664 wird κᾶνευ τῆς ἐμῆς als fehlerhaft verworfen (in eleganter ingratissime numeris), und *Hermanns* κᾶν ἐμῆς ἀνευ dafür eingesetzt (soll etwa κᾶνευ der zweyten Länge nicht in thesi haben? aber eben so *C.* 816: ἡ μὴν σὺ κᾶνευ etc.) u. *Ph.* 533: προσκύσαντες τῆς ἐσθ' mit *Porsons* προσκύσαντες etc. vertauscht; dagegen *Tr.* 280: οὐδὲν δαίμονες, *El.* 1345: καίτοι μὴ καλῶς *Tr.* 1255: πολλῶν τοι κακῶν. *Ph.* 584: ἀμύσσοι νεκα, derselbige Rhythmus hineineinander,

was wir nach dem oben Gesagten schon dulden könnten, wenn uns der veränderte Sinn nur freundlicher anspräche, und ausserdem noch neun Mal durch das attische ξ (z. B. *Phil.* 799: ἀλλὰ ξυλλαβών), wogegen wir in metrischer Hinsicht nichts einzuwenden haben.

Die Pronomina ἐμοῦ, ἐμοί, ἐμέ werden von *Bothe* gewöhnlich, sowohl am Schlusse als auch in der Mitte der Verse, in μου, μοι, με verwandelt, ein einziges Mal *T.* 597 wird ἐκκαλοῦσι ἐμέ gedruckt, wo die Handschriften, *Br.* und *Erf.* ἐκκαλοῦσι με haben, und *T.* 1009 wird διδάσκει ἐμέ unverändert gelassen. Die Regel, worauf sich dieß gründet, wollen wir im Ganzen nicht bestreiten; wenn wir aber wahrnehmen, daß gewaltsame Änderungen deshalb gemacht werden z. B. *Ph.* 347, wo sich πατὴρ ἐμὸς τὰ Πέρσων ἀλλων ἢ μ' ἐλπεῖν in π. τ. Πέρσων ἀλ. ἀντ' ἐμοῦ γ' ἐλπεῖν umgestaltet, wenn wir sehen, daß wenigstens 30 Verse dadurch an ihrem Rhythmus einbüßen: so darf die Frage erlaubt seyn: Wird die Regel überall richtig angewandt? Es ist etwas so Ausgezeichnetes im Senar, daß der letzte Versfuß sich wo möglich auch in einem jambischen Wortfusse darstelle, daß wir wohl annehmen dürfen, die Dichter haben sich in Mittelfällen, wo die Bezeichnung durch με, oder ἐμέ von der Willkühr abhing, durch metrische Gründe bestimmen lassen, dieß jenem vorzuziehen, und manchmal gern einen etwas größeren Nachdruck des Pronomen geduldet, damit nur dem Senar sein volles rhythmisches Recht geschehe.

Ein größerer Spielraum für Änderungen manichfaltiger Art fand sich in den melischen Parthieen, wo leider nur zu sehr noch der Sturm und Drang des tumultvollen bothischen Äschylos sich regt. Man kann *Bothen* die Anlage zu einem guten Metriker nicht absprechen; ob er sie aber bey seinem Haschen nach Originalität gehörig entwickeln werde, bezweifeln wir. Die Quantität der Sylben ist genau erwogen, wie sich aus mehreren glücklichen Änderungen ergibt, die wir weiterhin mittheilen wollen; und überhaupt entsprechen sich die Zeilen der Strophen und Antistrophen aufs genaueste, ein paar Nachlässigkeiten abgerechnet, wie *Ph.* 185 ed. *Both.*, wo ein ganzer Jambus fehlt. Auch zeigen hin und wieder eingestreute feine Bemerkungen (z. B. zu *Aj.* 596), glückliche Versabtheilungen, leichte Versetzungen, daß den Herausg. manchmal ein richtiges Gefühl geleitet habe. Sobald er aber nur den geringsten Anlaß zur Willkühr bekommt: erscheint diese ohne Maß und Ende. Kleinigkeit ist, wenn in anapästischen Versen der monometer immer vor den paroemiacus gestellt, oder wenn *Ph.* 1089 durch die Änderung τιπ' ἀν einem glycon. Verse die anapäst. Basis geraubt wird; dafür möchte immer noch ein Grund anzuführen seyn: er treibt es viel höher, er weiß aus allem alles, und sogar das Unmögliche möglich zu machen. „Passim, heist es zu *Ant.* 351, in disponendis versibus choricis peccant editores“. Dadurch wird die Sache ganz aus dem Gebiete der Kritik in das dunkle der subjectiven Gefühle hinübergespielt, und wir können nichts dar-

auf antworten, als daß auch *Bothe in disponendis versibus* zu fehlen scheine, und daß die wenigen guten Anordnungen, die unmittelbar ansprechen (wie *El.* 833—5. *Tr.* 97, 8) von den schlechten und ungreiflichen weit überwogen werden. Daß nicht eine einzige Lücke im Sophokles sey, wird stillschweigend angenommen. Kommt nun eine lückenhafte Strophe: so wird sie durch einen herzhaften Schnitt in die Gegenstrophe ausgefüllt, natürlich, da Zerstören leichter ist als Schaffen. Was er wegschneidet nennt er Einschießel dummer Abschreiber, oder kluger (*Ant.* 1293, *ed. Both.*), ohne sich in die Frage einzulassen, warum ein Abschreiber grade nur hier, und nicht auch anderswo, den Text mit den Ausgeburten seines Hirnes vermehrt habe. Am mörderischsten geht er mit dem Sophokles um, wenn *monostrophica* in *strophica* zu vertheilen sind, z. B. *T.* 167—215, eine Stelle, die sich bey *Solger* und *Erfurdt* so leicht fügt. Eben so verunglückt ist *El.* 86—120, wo ein *Spondeus octonarius* zu Hülfe gerufen wird. Bedeutender werden die Änderungen *C.* 178 f. Gleich in der ersten Zeile merzt er zwey unentbehrliche Worte aus, 183 vier andere; *V.* 211 muß *πέρα* springen, bald darauf zwey *μοι*, *V.* 218 ein *ἀλλ' ἐρῶ*, *V.* 219: *ἀλλὰ ταχύνετε*, der vielen Worte nicht zu gedenken, die umgeformt, und wie in einem Lotterierade durcheinandergeschüttelt werden. Am Ende kommen vier Strophen und Antistrophen hervor. Aber nun fängt die Noth an, groß zu werden. Es bleibt nach ein Chorlied von 9, ein Gesang der Antigone von 17 Zeilen. Da diese nicht leicht in Übereinstimmung zu bringen sind: so zerschneidet *B.* die Worte der Antigone in zwey Hälften, und bestimmt die eine zur Antistrophe, die andere zum Epodos. (Hier hätten wir seine Ansicht von Strophe, Antistrophe und Epodos gewünscht.) Die Antistrophe soll nun zur Strophe passen. — Sie will nicht. — Sie muß! — Der Herausgeber streicht die Worte *ἀλλὰ — γεράν — πατέρα — ἐργων — τοῦ μόιου ἄντρομαι — τὸν ἄθλιον* (wofür ein mageres *σφε* geboten wird), versichernd, es seyen lauter Interpretamente; den Rest zieht und reckt und stellt er, bis alles paßt. Und was haben wir nun? Einen entblätterten und dann glattgehobelten Eichbaum, dessen starre Form kaum noch an das ehemalige Leben erinnert. Der Epodos ist nun natürlich mit Interpretamenten verschont geblieben, und ein Glück noch, daß, wo die Noth aufhört, die Inconsequenz beginnt. Am wüthendsten ist der Orkan der *brunckschen* Kritik in *Ph.* 859—64 gefahren, wo eine Hälfte *ἰσθλὸς — οὐ χερὸς, οὐ ποδὸς, οὐ τινος — ὀρᾶς — καίρια — πόνος ὁ μὴ φοβῶν* ganz verweht ist. Ob er diese höchst verdorbenen Verse hergestellt habe, heisst es in der Anmerkung, „*pene Wolfios horumque similes per paucos esto judicium.*“ Wie paßt zu einem solchen Verfahren, was *Tr.* 857 gegen *Erfurdt* erinnert wird: *Hæc in duas Strophas redigere conatus est Erf., quod si absque violentis fieri posset mutationibus, sane probarem; nunc minus probo?* Wo hat *Erfurdt*, der in seinen neuesten Ausgaben als ein Muster von Besonnenheit da steht, je zu so gewaltsamen Mitteln seine Zuflucht genommen? Und hätte er's,

was wir nicht zugeben: so hat ihn *Bothe* durch sein überschwengliches Maß von Leichtsinne und Verwegenheit längst selig gesprochen.

Die *brunckschen* Emendationen sind oft mit Glück verworfen, und mit der zurückgerufenen *Vulgata* vertauscht worden. *El.* 160 ist *ὁλβιος* hergestellt, und gut vertheidigt. — *El.* 1466: *οὐ* — *T.* 379: *Οὐ γάρ με μοῖρα πρὸς γε σοῦ πεσεῖν.* — *T.* 1266 ist die Lesart der Handschriften wieder in ihre Rechte eingesetzt, und von *Brunck* nur das wohlklingendere *τλήμων* *ἔκειτο* beybehalten. — *C.* 1424: *ἐκφέρει*, das *Br.* u. *Tyrwh.* ausstießen. *Ant.* 25: *νεκροῖς* — 93: *ἐχθροῖ* — 531: *ὕφειμένη* — *Ant.* 601: *Φοινία θεῶν* — 699: *λαχεῖν* — 747: *οὐκ ἂν δ' — γε — ἐμέ.* Besser jedoch liest *Erf.* *οὐτ' ἂν* — 781: *ἀνικατε μάχαν.* Warum auch soll Eros nicht unter dem Bilde eines Kämpfers gedacht werden dürfen? er ist ja nicht bloß der sanfte Gott, sondern manchmal sogar ein furchtbarer, wenn er als *Gierde ἐμπέττει στρατῷ* *Ag.* 351. — *Ant.* 929 scheint *ἐτι τῶν glücklich zurückgerufen.* *Ph.* 190: *ὑποκείται* — 324: *θυμῷ — χεῖρα.* Auch *Ph.* 782 ist die alte Lesart, die *Brunck* gewaltsam in einen Senar verwandelte, gut wieder hergestellt u. s. w. Doch ist hier lange nicht genug geschehen; *T.* 80 hätte *τω* müssen zurückgeholt werden (so *C.* 280: *τοῦ*, wo *Bothe* unnöthig *τοῖ* liest). — *T.* 250: *γένοιτ' ἐμοῦ ξυνειδότος* *Schäf.* *Mel. cr. p.* 107. — 425: *ἄ σ' ἐξισώσει*, was *Vauv.* und *Erf.* (zu *El.* 1191) richtig erklärt haben — 1136: *ἐπλησίαζον τῷδε τὰν δρι*, denn daß *ὅδε ἀνὴρ* nicht immer für *ἐγὼ* steht, mag *T.* 1160, 1128, 1177 u. *El.* 1461 beweisen. — *Ant.* 740 hätten wir *συμμαχεῖν* aufgenommen gewünscht, und aus demselben Grunde *Tr.* 1238 *νεμεῖν* nicht mit *νεμεῖ* vertauscht — *Tr.* 34 *εἰς δόμους τε καὶ δόμων* — 40: *ὅπου*. Auch hätten die von *Brunck* ausgestoßen Verse *Ph.* 1364 einiger Aufmerksamkeit können gewürdigt werden,

An etwa 80 Stellen ist der *bruncksche* Text zwar dem Buchstaben nach beybehalten, aber durch Interpretation oder Interpunction verändert worden, und darunter fanden wir bey viel Argem auch recht viel Gutes. Vor allem freuten wir uns der kurzen aber richtigen Erklärung von *δεινῶν ἄγμα πνευμάτων ἐκοίμισε πάντων* *Aj.* 674, die der Herausgeber aus dem einen Scholiasten nahm, der seiner Umschreibung *πνοή μεγάλων ἀνέμων* ein erläuterndes *πασσαμένη δηλονότι καὶ ἡσυχάσασα* beyfügte. Dagegen ihn der scharfsinnige *Lobeck* aufgetreten ist, welcher *δεινῶν* in jeder Hinsicht verdammt, und *Musgrave's* *λαίων* als einzig richtige Lesart mit großer Gelehrsamkeit zu begründen sucht: so wird eine verständlichere Erläuterung vergönnt seyn. Gern geben wir zu, was die angeführten Stellen beweisen, daß *leise* Winde oder Windlosigkeit das Meer beruhigen; gern verworfen wir alle Stellen zur Aufrechthaltung der *Vulgata*, wenn sie von der Art sind, wie die zwey aus *Homar* und *Lucan*. Hier gilt die Frage, ob der Gedanke: *leise Winde beruhigen das Meer*, in den Zusammenhang paßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 F E B R U A R 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Weidmanns und LONDON, b. Payne:
Sophoclis dramata quae supersunt et deperditorum fragmenta, Graece et Latine. — edidit Fr. H. Bothe etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Inhalt von Vers 666 — 673 ist: *Wie in der Natur Jahreszeiten und Jahreszeiten, Tag und Nacht sich wechselnd ablösen, so auch dem Menschen die Gefinnungen.* Daran schließt sich 674: *Die ganze Natur fodert zum Mafshalten auf, auch mein Zorn gegen die Atreiden soll der Besonnenheit weichen; oder mit des Dichters phantasievollen Worten:*

δεινῶν τ' ἄγμα πνευμάτων ἐκοίμισα
στένοντα πότον ἐν δ' ὁ παγκρατὴς ὕπνος
λύει παθήσας, οὐδ' αἰεὶ λαβὼν ἔχει.
ἡμῖς δὲ πῶς οὐ γνωσόμεθα σωφρονεῖν;

Die Ausdrücke σωφρονεῖν und παγκρ. machen die Lesart λειών fast unimöglich; denn wie? der kräftige Ajas soll ein Beyspiel an einem leisen Zephyr nehmen? Ein Zephyr, der nie Übermafs ausübt, wie kann der Mafs halten? Nein! ein gewaltiger Sturm, der das ruhige Meer aufregt und dann wieder zur Ruhe bringt (*Eur. Herc. f. 102*), ein gewaltiger Schlaf, der alles Lebendige fesselt, und allmählich wieder die Bande löst, muß den gewaltigen Helden zum σωφρονεῖν auffodern! Der scheinbare Widerspruch, daß ein Sturm das Meer beruhigt, ist nur darinn auffallend, weil die Personification fehlt; denn wäre Poseidon genannt oder Aiolus, von denen jener bey *Virgil. Aen. I. 124*, dieser nach Homer, als Schafner der Winde, bald einpört, bald sanftigt; wäre auch nur so viel geschehen, wie in dem horazischen: *rabiem noti, quo non arbiter Adriae major tollere seu PONE-RE vult freta. Od. I. 3, 15*, wo der arbiter schon dem Notus einen Schein von Persönlichkeit giebt: so wäre kein Anstofs möglich; und so erklären wir uns, warum den selbigen Widerspruch in ὕπνος λύει παθήσας keiner als Widerspruch auffasste, da das Binden und Lösen schon die Vorstellung einer verkörperten Macht mit sich führt. Aber auch wo der Dichter nicht ausdrücklich personificirt, müssen wir bedenken, daß er vor Athenern redet, die in jedem Quell eine Gottheit, und im Brausen des Sturmes eine lebendige Macht ahndeten. Ähnliche Ausdrücke erlauben sich auch die Römer, z. B. *solvit jam fibula restes Val. Flac. I. 434; amor divulsus querimoniis*

solvit amantes Hor. Od. I. 13, 19; arcani fides prodiga I. 18, 16, die, unrichtig aufgefaßt, tolle Widersprüche enthalten. So darf es nicht befremden, daß die Göttin der Weisheit den Ajas. wahnfinnig macht (indem sie ihm ihre Gabe entzieht) *Aj. 452*; und dagegen *V. 706 Ares* (hier so viel als λύσσα. *μανία* Schol.) den Ajas von der Raserey befreyt, eine Stelle, die *Musgrave* viel Kopfbrechen kostete, und die erst von *Lobeck* trefflich behandelt ist. So *Tr. 653: Ἀρης οἰστροθεῖς ἐξέλυσ' ἐκίπωνον ἀμέραν*. Beide, *Athene* und *Ares*, können ihr Geschenk nach Belieben nehmen und geben; *Apollon* ist nicht bloß der verderbende, sondern, eben weil er dies ist, auch der erhaltende Gott; und unser δεινῶν ἄγμα πνευμάτων, von dem gilt, was der Scholiast des *Pindar (Ol. I. 38)* vom Poseidon sagt: ἐπεὶ γὰρ ἐκ' αὐτῷ ἐστὶ τὸ κινεῖν, ἐκ' αὐτῷ δηλονότι ἐστὶ καὶ τὸ μὴ κινεῖν, ist der wahre arbiter maris, dem das Meer gehorchen muß. — Über den Schlaf, der alles, was sich regt in der Natur, bindet, vergl. *Orph. Arg. 1006* und *Hufschk. das. — Ant. 126: δυσχείρωμα δράκοντι*: der Drache kann nichts anderes bedeuten, als die drachengeborenen Thebaner; die Argeier kommen *V. 113* unter dem Bilde des Adlers vor, und Kämpfe zwischen Adlern und Drachen sind bey den Alten häufig, vgl. *Hor. Od. 4. 4, 11. Aen. XI, 751. Cerd.* Wenn *B.* schon von *117* an alles auf den δράκων bezieht: so macht er den Dichter sehr ungeschickt; denn abgesehen von dem unbeholfenen Übergange aus einer Metapher in die andere, wie in aller Welt kann der Hörer jetzt schon an den Drachen denken, der erst zehn Verse später genannt wird, da ihm der Dichter eben das Bild vom Adler gegeben hat? Vor *V. 124* dürfte die Metapher von den Drachen - Argeiern, wenn sie sich überhaupt vertheidigen liesse, nicht beginnen. Einzig wahr ist *dusx. dr.* von *Solger*, und nach ihm von *Erfurdt* in seiner kleineren *Antigone* erläutert worden. *hostili draconi tractatu difficilis.* — Befremdet hat uns die *Anm. z. C. 1352*, wo βαίνειν, ἐρχεσθαι, ἵκειν, ἵναι, μολεῖν Synonyma von εἶναι genannt werden; zu diesen gesellen sich *Aj. 207: ἰσθάναι und κῆσθαι, Tr. 444: ὀπτεσθαι, T. 333: φαίνεσθαι, T. 482. Ant. 82: ζῶειν* (warum nicht auch κελῆσθαι *El. 366* und *Phil. 85*?) In allen diesen Beyspielen ist nackter Begriff und Bildlichkeit des Ausdrucks verwechselt. — *Bruncks* Bemerkung *C. 74*, daß die *Activa* bey *Sophokles* oft statt der *Pass.* stehen, verdient noch eine eigene Untersuchung, wo und unter welchen Umständen es geschehen kann. Gewiss ist an dieser Stelle ὀρῶντα nicht caligine non obvoluta,

Rr

sondern *videntia*, hellsehend, und was liegt darin ungewöhnliches: *bin ich blind gleich, so ist doch meine Rede nicht blind?* — Col. 794 spricht B. in einer übrigens fleissig geschriebenen Anmerkung eine Idee aus, die ihn durch den ganzen Sophokles wie ein Gespenst verfolgt, ihm den wahren Sinn von mehr als zwanzig Stellen aus den Augen rückend, die Idee von der *periphrasis personae*. Nach dieser soll τὸ σὸν ἀφικται στόμα nichts mehr sagen, als *tu huc venisti*. — Tr. 574: *ῥέμμα Ἀερναίας ὕδρας* nur *Lernaea hydra* — Ant. 43: σὺν τῇδε χερὶ nichts weiter, als *mecum* — Tr. 203: ὄμμα Φήμης bloß *fama* bedeuten u. s. w. Wir meinen, Sophokles, wenn er einzig den statuen Begriff geben wollte, hätte unrecht gethan, ihn durch eine Redensart auszudrücken, die zugleich der Phantasia ein reiches Bild vorführt. Aber wahrhaftig das wollte er auch nicht. Wie schön und ganz aus der Natur aufgefaßt ist *Aj. 140: πεφόβημαι πτηνῆς ὡς ὄμμα πελίας*, *Bothens volucris instar col.* kann auch ein Dorfschulze festschwingen. Tr. 357: ὀπίτῳ Ἰφίτου μόρος ist Todessturz des Iphitos. Tr. 942 wird sogar dieser *periphras. pers.* zu lieb βίου (*Wakef.* liebt βίον) in βίος verwandelt; höchst unglücklich! Denn am Schlusse der Periode erst sagen, wovon eigentlich die Rede ist, heisst Leser und Hörer in den April schicken. Eben so falsch ist, was Tr. 654 über die *periphrasis* von ἡμέρα bemerkt wird, wo *Musgr.* zu *Phoen.* 543 nicht durfte übersehen werden. Ph. 975: οὐκ εὖ, μεθεῖς τὰ ταῦτ' ἐμοὶ πάλιν; trennt B. πάλιν durch ein Komma, ganz gegen die natürliche Wortstellung, nach welcher es zu μεθεῖς gehört. So V. 1232: πάλιν δοῦναι — 1248: πάλιν μεθεῖναι ταῦτα — El. 647: ἐμπαλιν μεθεῖς. „*Odyseus habe den Bogen noch nicht in Händen gehabt,*“ sagt B. Wohl! aber er wußte sich doch schon im Besitze des Bogens, und der Eifer giebt ihm die Worte ein in dem schrecklichen für das ganze Heer gefährlichen Momente, wo Neopt. das Geschloß dem Phil. einhändigen will: *Willst du mir wohl den Bogen wieder geben?* — Nicht schön ist Ant. 826 das Komma nach ὡς gesetzt. Wenn man ἀτενῆς mit κισσὸς verbindet: so wirkt es auch auf πετραία βλάστα fort, nicht aber zurück auf κισσὸς, wenn man es bloß auf das folgende bezieht. — T. 1244 ist *Bruncks* mit der Wortstellung unverträgliche Interpunction beybehalten, da doch *Musgr.* die bessere so gut erklärt hatte. — Ἀλλὰ γὰρ steht im *Sophokles* auf doppelte Weise, entweder eng verbunden, wie unser *aber ja*, Col. 988:

ἀλλ' οὐ γὰρ οὐτ' ἐν τοῖσδ' ἀνούσθηναι καὶς γάμοισιν

El. 595. 619; oder so, daß γὰρ einem Mittelsatze angehört, und den Grund von etwas giebt, das erst hinterdrein genannt wird (in welcher Bedeutung γὰρ auch ausser der Construction mit ἀλλὰ vorkommt, T. 1078. El. 577. 783). So *Aj.* 328:

ἀλλ' ὦ φίλοι, τούτων γὰρ οὐκ ἐστ' ἀλγὺν, ἀρῆξαι.

C. 755. Ant. 1409. Ph. 874. In diesem Falle nimmt B., wo er nicht emendirt, die Parenthese zu Hülfe, die nach ἀλλ' eingesetzt wird. Von folgenden drey Stellen:

Ph. 81: ἀλλ' ἡδὺ γὰρ τοι κτήμα τῆς νύκτος λαβεῖν τόλμα.

Ph. 1020: ἀλλ' οὐ γὰρ οὐδὲν θεοὶ νέμουσιν ἡδὺ μοι.

El. 256: ἀλλ' ἡ βία γὰρ ταῦτ' ἀναγκάζει με δεῖν εὐγυνωτε.

die B. zur zweyten Classe rechnet, sind wir überzeugt, daß sie der ersten angehören. Die *Asyndeta τόλμα, εὐγυνωτε* stehen mit eben der Kraft, wie Ph. 480:

ἰσ' ἡμέρας τοι μέχθας οὐχ ὅλως μίᾳς τόλμῃσιν, ἐμβαλοῦ μ' ἡ. τ. λ.

Col. 985 wird richtig ἀλλ' ἐν γὰρ gelesen.

Wir gehen jetzt über zu den eigentlichen Änderungen unseres Herausgebers, die wir bisher nur im Vorbeygehen berührt haben. Keine Handschrift, keine alte Autorität hat Werth in seinen Augen; was im Sophokles nicht mit seinen Ansichten übereinstimmt, wird verändert, oft sehr ingenüös, oder weggeworfen. *Aj.* 109 — 111 sind drey gesunde Verse in zwey Krüppel verwandelt — Tr. 585 wird ein *Vers furcillis* ausgestossen, ausserdem noch 9 Verse, die fehlenden einzelnen Worte nicht mitgerechnet. Die eigenen Emendationen, die mit *wakefieldischer* Leichtigkeit und oft bewunderungswürdiger Geistesgewandtheit hingespült sind, finden alle im Text ihren Platz, bis auf drey, die bescheiden in den Anmerkungen bleiben, El. 624. Tr. 247 u. 665, wo er *τι ἐστὶ* emendirt, und *τι δ' ἐστὶ* beybehält. Dafs die Vulg. richtig sey, beweist schon Tr. 329. 738. Rec. bekennet, daß er den meisten *bothischen* Emendationen keinen Geschmack hat abgewinnen können, sondern geneigt ist, auf sie anzuwenden, was *Bothe* irgendwo von den *bruncksischen* sagt: *in conjecturis Bothii, ceterum et eruditiss et acutis, probabilitatem illam desideramus, qua destituti ipsa corrumpunt ejusmodi commenta.* Doch wir wollen den Leser selbst urtheilen lassen. Ph. 69 wird οὐκ ἔστι πέρσαι σοι τὸ Δαρδάνου πέδον des Kluges wegen in οὐκ ἔστι σοι πέρσαι umgestellt, wodurch die Bewegung etwas Schwerfälliges gewinnt; und Ph. 540 νεὼς σῆς ναυβάτης in νεὼς σοι ναυβ. verwandelt, „wegen des πολύσιγμα.“ Zwey Verse weiter bleibt δὲ ἡν νεὼς σῆς ζῆν unverändert. Wie oft hat Sophokles Fügungen, die nach unserer Aussprache, vielleicht auch nach seiner, nicht wohlklingend sind, und die man darum noch nicht verwerfen kann! Von großer Bedeutung sind die gehäuften klagenden Töne ταῖν δ' ἀθλίαιν οἰκτραῖν τε παρθένοι ἐμαῖν T. 1462. C. 365. 443. Ob die häufigen Reime im Verse Ph. 101: λέγω σ' ἐγὼ — 107: ἐγὼ λέγω — 636: Ὀδυσσεὺς νεὼς — T. 79: Κρέοντα προσστείχοντα — 99: χρῆναι μιγῆναι — Tr. 1086: παῖσον. Ἐνσεῖσον — El. 648: πλούτου τοῦ — 1036: ἀτιμίας μὲν οὐ, προμηθείας δέ σου, oder am Ende zweyer Verse, *Aj.* 807. 8: ἡπατημένη und ἐβεβλημένη — 1085. 6: ἡδόμεθα u. λυπόμεθα — T. 314. 15 mit besonderer Absichtlichkeit stehen, darüber wagen wir nicht zu entscheiden, sondern bemerken nur, daß B. alle diese Dinge ungeändert läßt, sogar Ph. 837: οἰσσοῖ σ' οἶδε — Ant. 446: εἰπέ μοι μὴ μῆκος — Ant. 896: πρὶν μοι μοῖραν. — Auf eine furchtbare Weise wüthet B.

an etlichen und dreyßig Stellen gegen die sogenannten Tautologieen, die er nur mit dem Verstande auf-
faßt. Fülle des Ausdrucks, die von Fülle des Ge-
müths zeugt, scheint ihm störender Überfluß, von
dem man den Dichter säubern müsse. Gedanken
und Gefühle verlangt er nur angedeutet, nicht in ih-
rer ganzen Stärke ausgesprochen. Dafs in der An-
häufung synonymier Worte (von denen doch keins
dem anderen völlig gleich ist) eine Steigerung enthal-
ten seyn könne, die uns des Dichters Anschauungen
stufenweis zuführt, oder eine naive Kindlichkeit des
Ausdrucks, scheint er kaum zu ahnden. Dabey wim-
melt es von Inconsequenzen, mag nun seine Aufmerk-
samkeit ermattet, oder der bessere Genius mitunter
erwacht seyn. *Aj.* 205: νῦν γὰρ ὁ δεινός, ὁ μέγας
ἡμικρατὴς, ein herrlicher Pleonasmus, der uns den
Ajas in seiner ganzen Kraft und Gröfse und Gewaltig-
keit vor Augen stellt, wird in νῦν γὰρ ὁ γ' ἡμικρατὴς
zusammengestrichen; dagegen die leidenschaftlich
überfüllte Rede der Elektra *V.* 131: οἶδ' αὖτε καὶ ξυν-
ἰμνυτὰς οὐ τί με Φρυγᾶναις bleibt nicht blofs stehen,
sondern wird noch durch zwey passende Stellen aus
Hom. u. Callim. erläutert. *Aj.* 289: ἀκλῆτος οὐδ'
ὑπ' ἀγγέλων κληθεῖς wird in κλέπτως κ. τ. λ. ver-
wandelt (*S. Br.* zu *T.* 58); aber *Ph.* 771: ἐκόντα μὴτ'
ἀκόντα nicht angerührt. *Aj.* 139: μέγαν ὄκνον ἔχω
καὶ πεφύβημαι (könnte das Zagen und Beben schön-
ner ausgedrückt werden?) muß sich in ein psycho-
logisch unrichtiges οἶκτον (wahrscheinlich nach *Tr.*
298, wo einige nicht gut ὄκνον lesen) verwässern;
Aj. 989 wird den θανοῦσι κειμένοις mit δεινοῖσι das
Garaus gemacht. — In *Col.* 1622:

οὐδ' ἔτ' ὀρώρει βοή,
Ἦν μὲν σιωπῇ

bewunderten wir immer die Steigerung, wie nach
dem allmählichen Verstummen der Klage die feyerliche
Stille eintritt. *B.* sagt: *putide; nam si clamor cessave-
rat, silentium nimirum fuit,* und giebt ein widriges
ἐ μὲν σιωπῇ κ. τ. λ. *Aj.* 1013 wird δορὸς πολέμιου
durch die *garrulitas senis, quam exprimit Teucer,* ent-
schuldigt. *Tr.* 110 wird κακὰν δύστανον ἐλπίζου-
σαν αἶσαν in κακὰν κ. τ. λ. umgebildet. *S. Hes.*
Theog. 160: δολιχὴν δὲ κακὴν ἐπεφράσσατο τέχνην u.
Wolf das. — *Tr.* 878 wird τάλαινα in τάλαιν' ὀλέ-
σθαι verstoffsen, aber *T.* 1462: ἀθλίαιν οἰκτραῖν τε
nicht angefochten. Auch ἀρτίως νεοσφαγῆς *Aj.* 898
u. *Tr.* 1130, und ἄγαν ὑπερβριδὲς *Aj.* 951 finden
Gnade. — *Ant.* 445: ἔξω βαρείας αἰτίας ἐλεούε-
ρον duldet er nicht; noch weniger *Aj.* 464: γυ-
μνὸν — τῶν ἀριστείων ἄτερ, diesen ächt homerischen
Ausdruck, und verwandelt den Ajas in einen γίννον,
d. i. krüppel, Knirps. Aber *Aj.* 730: οἶος Ἀτρεΐδων
εἶχα — *Aj.* 909: οἶος (*Solger* liest nicht gut οἶος)
— ἀφρακτος Φίλων u. *Col.* 502 bleiben unverän-
dert. Zu *Col.* 744: πλεῖστον κακίστος heisst es:
„non est pro elegantia Sophoclea," *Ph.* 631 dagegen
wird πλεῖστον ἐχθίστης ἐχθόνης ohne Weiteres ge-
duldet; und wie treffend drückt auch der doppelte
Superlativ den allerhöchsten Grad des Abscheues aus.
Phil. 55: ὅπως λόγοισιν ἐκκλέψεις λέγων halten

wir mit dem *Rec.* des *bothischen* Äschyl. (*J. A. L. Z.*
1806 No. 20, S. 155) für ächt: während der Rede täu-
sche ihn durch die Rede. Gerade so *Ag.* 1060: ἔπω
φρεσὼν λέγουσα πείθω νιν λόγῳ *Aj.* 1096. *El.*
288. *Ant.* 282 und an vielen anderen Stellen. Auch
ἐλθεῖν μολόντ' *C.* 1164 halten wir für unverdorben.

Im Gebrauche der Sentenzen zeigt sich Sophokles
vorzüglicher, als Euripides. Bey diesem kann man
oft Verse wegnehmen, ohne dafs der Zusammenhang
leidet; im Sophokles wird jedesmal eine sichtbare
Lücke entstehen. Die euripideischen Sentenzen ste-
hen auch für sich als kleine in sich abgeschlossene
Kernsprüche; den sophokleischen fehlt, wenn sie her-
ausgerissen sind, gewöhnlich etwas, das sie nur in
der ursprünglichen Umgebung wieder erhalten. *Aj.*
260 — 262 ist die Sentenz so gestellt, dafs sie sich nicht
blofs auf die Person des Ajas, sondern sogar auf den
gegenwärtigen Fall von selbst anwendet; nicht an-
ders *Aj.* 1230. *El.* 305. *Ph.* 387, und besonders schön
Aj. 1344:

αἰδρᾷ δ' οὐ δίκαιον, εἰ θάνει
βλάπτειν τὸν ἐσθλόν, οὐδ' εἰ μιστῶν κυρῆς

wo die letzten Worte bey aller Allgemeinheit (vergl.
Br. zu *Tr.* 2) zugleich das besondere Verhältniß
zwischen Agam. und Ajas ausdrücken. Nicht selten
ist es, dafs das Besondere sogar überwiegend er-
scheint, z. B. *El.* 339:

εἰ δ' ἐλευθέρων με δεῖ
ζῆν, τῶν κρατούντων ἐστὶ πάντ' ἀνοστήα

wo man με erst in τινα verwandeln muß, um eine
vollkommene Sentenz zu erhalten. In *Ph.* 298:

οἰκουμένη γὰρ οὐν στήγη, πύρρς μετὰ
πάντ' ἐκπορίζει πλὴν τὸ μὴ νοσεῖν ἐμὲ.

wo das Allgemeine fast ganz verschwindet, ist dies
noch auffallender; *Bothens* ἐμοὶ verwandelt den Satz
in einen ganz speciellen, *Hermanns* τινα in einen
ganz allgemeinen, aber lieber lassen wir ihn mit dem
Dichter in der Mitte schweben.

Statt des unverdorbenen λιθόλευστον ἄρη *Aj.*
254 liest *B.* ἄδην (nach dem mißverstandenen πόντιος
ἄδης *Ag.* 678, den er sich als Tod in den Wellen
denkt; es ist aber Todeschlund des Meers), und
Ant. 624: ἄδαν st. ἄταν, weil er *Bruncks* unglückli-
ches πρᾶσσειν beybehielt. Liest man mit den Hand-
schriften und *Erf.* πρᾶσσει: so wird die Wiederho-
lung von ἄτα sogar nothwendig. *Col.* 1679, wo Ein-
ige (wahrsch. nach *El.* 949) ἄδης emendiren wollen,
hat *B.* das richtige ἄρης. — *Aj.* 308: ἐπειφθεῖς ἔζετ'
ist so ächt, wie 325: θανεῖ πεσών — *Aj.* 424 wird
τινα nach οἶον gestrichen; es ist hier so wenig Ein-
schießel, wie *V.* 1044. — *Aj.* 582 wird die Lesart
τραύματι aus einem Cod. heraufgeholt. Aber dann
ist blofs von leiblichen Wunden die Rede; wie viel
schöner πῆματι, das auch *Wunden des Gemüthes* be-
greift; und wer wird das Schneiden hier ernsthafter
nehmen, als *Ag.* 858 das Schneiden und Sengen? —
Aj. 554 verstößt *B.* von den zwey verdächtigen Ver-
sen den, welchen *Br.* aufnahm, und rückt den von
Br. verstoffsenen in den Text. Vorzüglicher ist die-
ser allerdings wegen des schönen ἀνώνυμον κακόν.

aber er schließt sich noch weniger an den vorhergehenden an, als *Bruncks* Vers an den folgenden. Dem Sinne nach verwandt ist *Tr.* 136 f. — *Aj.* 758:

τὰ γὰρ περισσὰ κἀνόητα σώματα
πίπτειν βαρεῖαις πρὸς θεῶν δυσπραΐαις
ἔφασχ' ὁ μάντις, ὅστις ἀνθρώπου φύσιν.
βλαστῶν, ἔπειτα μὴ κατ' ἀνθρώπων φρονεῖ.

Dieſs iſt die Leſart der Handſchriften. Wenn *B.* ſagt: *sed inutile corpus minime vocandus erat Ajas, post Achillem fortissimus. Recipienda igitur Vauvillieri conj.* κἀνόητα: ſo fürchten wir, ſeine Theorie von der *Periphr. pers.* habe ihm auch hier einen Streich geſpielt. Κἀνόητα dünkt uns wegen des folgenden *αἰνους* 763 und *ἀφρόνως* 766, beſonders aber deſſhalb überflüſſig, weil dieſer Begriff ſchon in *περισσὰ* liegt. *Ant.* 68: τὸ γὰρ περισσὰ πράσσειν οὐκ ἔχει νοῦν οὐδένα. *Περὶ* σῶματα (nicht viel anders *σῶμα μέγα* *Aj.* 1077) ſind Maſſen, die das geſetzliche Maß der Natur überſchreiten, entweder durch materielle Ausdehnung, oder durch übermüthiges Trachten, und ſind dem νοῦς (dem Geiſtigen und Befonnenen) entgegengeſetzt. *Aj.* 1251:

οὐ γὰρ οἱ πλατεῖς
οἷδ' εὐφρύνονται Φῶτες ἀσφαλίστατοι
ἄλλ' οἱ φρονεῦντες εὐ κρατοῦσι πανταχοῦ

wo die *φρονεῦντες* εὐ dieſelbigen ſind, die *Ant.* 667 durch *σμικρὰ καὶ δίκαια* bezeichnet werden. *El.* 1241: *περισσὸν ἄχθος* γυναικῶν. — *Ἀνόητα*, halb euphemiftiſch, iſt nichtswürdig, weil die *σώματα* ihren Zweck (das κατ' ἀνθρώπων φρονεῖν vergl. *Tr.* 474) nicht erfüllen. Den Sinn unſerer Stelle hat *Herodot* trefflich ausgedrückt VIII, 10: ὁρᾷς τὰ ὑπερέχοντα ζῶα ὡς κεραυνοὶ ὁ θεὸς, οὐδὲ ἐὰν φαντάζεσθαι. — *Aj.* 866: das ſchöne πόνος πόνω πόνον φέρει nennt *B.* eine *repetitio infulsa* und ändert πόνος πονον φρεῖ: ähnliche Wiederholungen finden ſich *El.* 742 und *T.* 1250. *Aj.* 1043: γελῶν δὲ κακοῦργος. So *Ph.* 584: οἱ ἀνὴρ πένης. *T.* 763. *Bothens* ἀδην iſt ſehr unverſtändlich. — *El.* 1007. 8 werden lächerlich der *Elektra* zugetheilt. — *T.* 381: πολυζήλος iſt nicht *invidendus*, ſondern *exoptatus*, *multis expetitus votis*, wie *Tr.* 185 u. *Eur. Hipp.* 169: πολυζήλωτος. *Bothens* πολυζήλος paßt gar nicht, — *T.* 724: ὧν γὰρ ἂν θεὸς χρεῖαν ἔρευνᾷ. So *Ag.* 1102: ὧν ἀφευρήσει φόνον *B.* ἣν empfiehlt ſich nicht dagegen. — *T.* 866: ὧν νόμοι πρόκεινται ὑψίποδες findet *B.* anſtoßig, und emendirt ὑψίπετες, *leges ex alto delapsae*. Dachte er aus den Wolken gefallene Geſetztafeln? Wie ſchön dagegen *Sophokles*! Die ewigen „ungeſchriebenen Geſetze“ (*Ant.* 454), in *Ather* erzeugt, wandeln dort oben, wohin keine Zerſtörung dringt. Sie werden dem phantaſiereichen Dichter zu Göttern; und ſolche beſondere Dichtervorſtellungen müſſen wir ſcharf von den allgemeinen mythologiſchen unterſcheiden, wie in *El.* 489 u. *T.* 418, wo die χαλκόπους Ἐριννύς und die δεινύπους Ἀρά ebenfalls dem Dichter und nicht der

Nation angehören. Die Verbindung πρόκεινται ὑψίποδες darf nicht auffallen, πρόκεινται gehört zu νόμος, als Begriff gedacht; erſt mit ὑψίπ. beginnt die Perſonification, die in κατ' ἑρμόνος vollendet wird. Wie oft finden ſich ſolche Vermiſchungen: *Hor. Od.* 1, 7, 12: *quam domus Albunae resonantis*, wo *domus* der *Nymphen*, *resonantis* der *Quelle* angehört; *Od.* 4, 1, 1: *intermissa Venus diu rursus bella moves*; *Epod.* 16, 48: *levis crepante lympa desilit pede*, wo *Quell* und *Quellgöttin* beynah ununterſcheidbar eins ſind. — *C.* 45 iſt ἔδρας γῆς τῆςδ' unverdorben wie *V.* 605. 1125. *B.* em. γε und verweißt auf 85, wo aber ἔδρας τῆςδε γῆς erſt durch eine Emendation weggebracht wird. Dieſs begegnet ihm öfter. *Ant.* 144 *z.* *B.* wird eine ſchlechte Emendation durch ein noch ſchlechteres αὐτοποιήτων aus der *Elektra* vertheidigt. — *C.* 267 iſt nicht gut hinter den folgenden Vers geſtellt. Die Periode wird dadurch zu lange in der Schweben gehalten, und 269 will ſich nicht anſchließen. — *C.* 660: αὐτοῦ ſt. αὐτοῦ iſt gewiſſ falſch. *S. Ph.* 950: ἐν αὐτοῦ γενεῶ. *Aj.* 432. — *C.* 1200: τῶν σῶν ἀδέρκτων ὁμμάτων τητῶμενος. *B.* lieft ἀδέρκτως, *nam oculi dum erant, non erant ἀδέρκ.* Allein die Wirkung der Handlung, welche das Verbum ausdrückt, wird in ἀδ. anticipirt, wie *Aj.* 69: ὁμμάτων ἀποστρόφους αὐγὰς ἀπειρῶ. *S. Lob.* zu *Aj.* 517. *Solg.* zu *Ant.* 783. So *Hor. Od.* 3.16.19: *late conspicuum tollere verticem*. Und nach dieſer Formel möchte auch *El.* 242 am leichtesten zu erklären ſeyn. — *C.* 1212: τοῦ μετρίου παρεῖς iſt ſinnreich in πάρος verwandelt; aber die *Vulg.* ſcheut richtig zu ſeyn, und iſt gewiſſ nicht auffallend, wenn man παρίμι ich achte nicht faßt. Daß *Soph.*, deſſen Sprachgebrauch ſehr originell iſt, den Genitiv liebt, beweifen *Ph.* 320: συντυχῶν κακῶν Ἀτρεΐδων — *C.* 1482: ἐνασίῳ δὲ συντύχοιμι (wogegen der *Dat. Ph.* 683 nicht ſtreitet) *Ph.* 1333 — *Ph.* 190: οἰμωγὰς ὑπόκειται, deren Unächtheit noch keiner überzeugend dargethan hat. So möchten wir auch *Ph.* 552: προστυχόντι τῶν ἰσών, die Leſart aller Handſchriften, feſthalten, und überſetzen: da ich meines Gleichen (i. e. Landsmänner) gefunden. So *El.* 1463: ἐμὸν κλαστοῦ προστυχῶν. *Bruncks* Erklärung von ἰσών läßt ſich aus dem *Soph.* nicht rechtfertigen. und *Musgr.* *Conj.* iſt ſehr hart. — *C.* 1436 giebt *B.* eine wunderliche Emendation, bey der wir bloß fragen: warum ward *Ant.* 1109: οἱ τ' ὄντες, οἱ τ' ἀπόντες — ὁρᾶσθε nicht auch emendirt, da es ja i. d. die Augen ſpringt, daß man Abweſende nicht anreder kann? — *A.* 95: ἀλλ' ἔα wird zu ἔα trotz dem geſtügten *Aſyndeton* (ſ. *Both.* zu 960); u. *T.* 1451 zu ἀλλ' ἐν, was die Falſchheit an der Stirn trägt. *C.* 1192 muß ſich ἀλλ' ἔα ὕπνῳ in ἀλλήλων umgeſtalteten. Daß ἔα immer zweyſylbig ſey, kann nicht bewieſen werden; und warum ſoll ἔα nicht ſo geſchrieben ſeyn, wie ἐως *C.* 1361 und andere Worte?

(Der Beſchluss folgt im nächſten Stücke.)

J. E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 17 FEBRUAR 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Weidmanns und LONDON, b. Payne:
Sophoclis dramata quae supersunt et deperditorum fragmenta, Graece et Latine — edidit Fr. H. Bothe etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ant. 952: ἀ μοιριδία τις δύνασις δεινά· οὐτ' ἄν νιν ὀμβρος, οὐτ' Ἄρης, οὐ πύργος, οὐχ ἀλίκτυποι κελαίναί νᾶες ἐκφυγοίεν. Erfurds ingenioser Einendation ὀλβος würde Rec. unbedingt beytreten, wenn er sich entschließen könnte, das schöne ὀμβρος der Handschr. aufzugeben. Der Gedanke ist: *der gewaltigen Macht des Schicksals kann keine Macht in der Welt widerstehen.* Diesen drückt der Dichter durch eine *enumeratio partium* aus, in der, wie gewöhnlich, mehr auf das ganze Bild zu sehen ist, als auf die einzelnen Theile, die gemeinschaftlich erst das Bild hervorbringen. "Ομβρος ist Platzregen, Regenschlag (*Jupiter plurimus descendit*), wofür der Dichter auch Donner und Blitz hätte setzen können, Ἄρης, Wuth des Krieges, πύργος, Thurm, Festung, die νᾶες, vom Dichter durch ἀλίκτυποι beflügelt, äufsern ihre Macht als Schnelligkeit, und knüpfen hier das Verbum an die drey ersten Subjecte an, zu denen ἐκφυγοίεν nicht passen würde, wenn nicht die Schiffe dazwischen träten. Und so entsteht der grofse verbildlichte Gedanke: *keine Macht des Himmels und der Erde.* Eine ähnliche Enumeration lesen wir Tr. 132 und eine vorzüglich schöne Hor. Sat. 1, 1, 38. — Tr. 3 wird nach Porfons Bemerkung, dafs τοι gern in Gnomen stehe, τῷ in τοι verwandelt; auch am Schlusse eines Verses? Wir bitten, Porf. zu Heec. 374 nachzusehen, wo τῷ als ächt anerkannt wird — 174: ὡς in ᾧ verwandelt, weil ein ὡς τε nachfolge. M. vergl. Tr. 523, 628, 1241. Ant. 735 etc. — 103: ποθομένα, das wie ein Druckfehler läfst, hätte B. schwerlich für ποθουμένα geschrieben, wenn er Hufchleus Comm. de Orph. Arg. p. 9 gekannt hätte — Tr. 298: ἐμοὶ γὰρ οἶκτος δεινὸς εἰσέβη soll Soloc. seyn; vom Gegenheil überzeugt Steph. Thes. V. εἰσερχομαι. Vergl. Ph. 965, damit man ja nicht οἶκτος in ὀκνος verwandle. Auch C. 1636 mufs οἶκτου bleiben. — Tr. 323: διοίσει γλώσσαν, welches B. durch Interpunction zerreisst, ist von Erf. trefflich erläutert. So C. 132, El. 596, C. 953, 1375, Tr. 741. Jakobs διοίξει γλώσσαν enthält einen unrichtigen Gedanken; Wakefields δήσει läfst sich einfacher erklären, als W. selbst gethan hat. — Tr. 554: τῷδ' ὑμῖν Φράσω ist so ächt, wie C. 1300: ταύτη κλυῶ. B's. ταῦδ' ist matt; seine Erklärung J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

von λυτήριον λύπημα weniger genügend, als die *astische*. — Tr. 660: πανήμερος sinnreich, aber πανήμερος, den ganzen Tag hindurch, ist ächt. So Hippol. 369. Orph. Arg. 509. Auch Prom. 1032 darf πανήμερος nur in dieser Bedeutung genommen werden, wie Hes. Theog. 525 beweist. — Tr. 773: αἴτιον τοῦ σοῦ κακοῦ, wahrscheinlich wegen des Doppelsinns, in τόσσου κ. verwandelt. Eben so doppelsinnig sind Prom. 388 ὄρηος οὐμὸς. Pers. 701. Ag. 236. El. 343: τὰ μὰ νοῦ-δετήματα. T. 969 u. f. w., die wir alle für ächt halten; Wo der eine Sinn Unsinn ist, findet kein Doppelsinn Statt. — Ph. 328: γόλον κατ' αὐτῶν· ἐγκαλῶν soll fort; es will aber nicht, und beruft sich auf C. 1339. So hält sich Tr. 1120: εἰπὼν ὃ χροῖσεις λήξον an Ag. 1054 fest.

Ph. 333: εἰ τέθνηχ'. Locella's ἡ τέθνηχ' dünkt uns eine *emendatio* πλείστον κακίστη καὶ ἐχθίστη. Den Phil. rührt die Nachricht vom Tode des Achilleus wie ein Donnerschlag, und was ist der Bestürzung, worein uns unerwartet frohe oder traurige Nachrichten versetzen, eigenthümlicher, als von neuem nach Dingen zu fragen, die man — freylich schon weifs. Gerade so fragt Tr. 232 im Übermafs ihrer Freude nach etwas, das ihr Lichas mit εὐ μὲν ἴγμεθ' schon gesagt hatte. An solchen Zügen erkennen wir den göttlichen Dichter! Vergl. Shakspeare's Macb. am Schlusse des dritten Actes u. Stevenss daf. u. Buthe's vortreffliche Bemerkung zu Phil. 882 ed. Both. Ph. 425 ὅς περ ἦν μόνος steht wie *μονογενὲς τέκνον πατρὶ* Ag. 907, und bedarf keiner Änderung — 668: das schöne δόντι δοῦναι ist von Solger erläutert, vergl. Ph. 774 u. C. 1288. — Ph. 794 (ᾧ) Ἀγάμεμνων ist gewifs ächt, wie 744: (ᾧ) δύστηνος — Ph. 1093: Rec. erklärt sich, wie ehemals in der Rec. des *astischen* Soph. für die Lesart πτωάδες; Bothe, der *Gedikes* πλωτάδες vorzieht, scheint die späteren Harpyen mit den früheren, die beide nur den Namen gemein haben, zu verwechseln, und die Idee dieser wegraffenden Göttinnen nicht gefasst zu haben. Homer sagt: die Harpyen haben ihn geraubt, wo wir sprechen, er ist *verschwunden*, *verschollen*, man hat ihn *vermisst* (ᾧχετ' αἴστος ἀπυστος), in Fällen wie Xen. Anab. 1, 6, am Schlusse, und ähnlichen. Die Harpyen (*Raffinnen* schlagen wir *Campen* vor) waren weibliche Genien der Stürme, die einen in den Äther hineinrafften (*Ἀρπυιαὶ ἀν' ἡρεΐσαντο*), eine Vorstellung, auf die ein phantasiereiches Volk an der stürmischen See leicht verfallen konnte. Hienach mufs Aj. 1192: αἰθέρα δῶναι μέγαν und Tr. 955 erklärt werden, wo Musgr. nachzusehen. Eher als πλωτάδες möchte Rec. noch πτωάδες anerkennen, und mit Riemer im *schneid. Lex.*

durch flüchtig enteilend erklären. — Ph. 1149: Φυγὰ μ' οὐκ ἐτ' ἀπ' αὐλίων πελάγης. Φυγὰ ist vom Schol. richtig durch μετὰ φόβου (vgl. T. 118) erläutert, aber zu eng aufgefaßt. Φυγή ist im eigentlichen Sinne *Flucht, Fliehen*; und konnte der Mittelzustand der halb schüchternen, halb beherzten Thiere glücklicher ausgedrückt werden, als durch die Verbindung zweyer widersprechender Worte? Völlig so Orph. Arg. 435: ὅρρεσ ἀλυσκάζοντες ἔμμνον, und Xen. Anab. 1, 6, 3 vom Strauße (χερσαίου ἄμα καὶ πτηνὸν Diod. Sic. 2, 50): ἀπέπτα ἀποφεύγων. So Ph. 848: ὕπνος αὐπνος. Hom. δακρυόεν γέλασσαν. El. 726: τελοῦντες ἔκτον ἔβδονον τε δρόμον. — Auch Ausdrücke wie *cunctari trepide*, Ant. 231: σχολῇ ταχύς. Hor. facilis faevitia u. s. w. gehören hieher. Bothe giebt Φυγὰν πάλλει. Rec. versuchte, den gaukelnden Gedanken festzuhalten; als ers nicht vermochte, liefs er ihn weiter flattern. Wenn wir eine Feuerprobe für die Emendatoren hätten, — wie manche emendierende Hand möchte schon zu Kohlen verbrannt seyn! Noch liegen vor uns 705 (sieben hundert und fünf) Verse, die, nach unserer Überzeugung, durch den Herausgeber nicht glückliche Veränderungen erlitten haben. Da wir sie hier unmöglich auf unsere Art durchgehen können: so wollen wir, um nicht strenger gegen B. zu seyn, als er gegen Sophokles es war, sie mit all den *obscure, inconcinne, perquam frigide, putide, pessime, minus bene, inepte, incondite, sine omni gratia, sine venere et sale, frigidiuscule*, die er den Lesarten der Handschriften aufs freygebigste ertheilt, ausschmücken, und bis auf weitere Gelegenheit einstweilen auf sich beruhen lassen.

Wir wenden uns nun zu dem erfreulicheren Geschäfte, das Gute und Wahre, oder doch wenigstens Ingeniöse, welches wir ausser dem bereits angeführten vorfinden, in möglichster Kürze mitzutheilen, wobey wir bemerken, daß die nachfolgende Liste noch stärker geworden wäre, wenn wir alle trefflichen Lesarten aufgezeichnet hätten, die der Herausgeber nach Vorgängern aufnahm. Allein von diesen gebot uns der enge Raum nur einige herauszuheben, die wir ohne Unterschied den *bothischen* Emendationen beygefallen wollen. — Aj. 28 liest Bothe: τήνδ' — 61: πόνου — 80: ἐς δόμους (vergl. Hes. Th. 95. 304) — 282: προσέπτατο — 285: φράζειν πάσας. 304: ἐκτίσσιτ' — 306: ἀπόζας unnöthig — 334: ἡ st. Br. stillschweigender Emend. ἡ — 358: ἄλιον — 372: χερσὶ — 423: ἐξέρω — 512: Komma nach Φίλων — 534: τ' ἂν ἦν nach Porf., doch s. Lob. — 537: τί δ' ἡτ' ἄγ' ὥς ἐκ τοῦτ' ἂν ὠφελοίμιν σε. Allein nach Lobeck wird keiner sich bedenken, die ursprüngliche Lesart vollends zurückzurufen — 604: εὐνώμω — 614: εἰν — 615: Bruncks γε getilgt — 620: ἐπεί ἐπεσε — 726: στρατῷ, was auch Schäf. vorschlägt — 727: ἀρκεοί — 731: τὰ προσώτατα, besser Lob. τοῦ προσωτάτω — 799: ἐλπίζειν φέρει, doch kann die Vulgat. vertheidigt werden. Hieher gehört Voss. Bemerkung über φέρειν, die sich nach 802 hin verirrt hat — 871: δοῦπον γάρ — 914 und 956 ὁ getilgt — 925: ἐμῆλεις zurückgerufen — 1056: ἐλοιδόρει sinnreich, aber

falsch — 1058: οὖν, gut, aber der Scholiast zu El. 691 ist dagegen — 1134: ἐπίστασο — 1368: σὺν γ' ἄρα' —

El. 76: παντός ἐστ' st. Br's. παντός ἐστ' — 132: οὐ δ' — 148: ἄτ' Ἴτυν geändert, und γ' getilgt — 172: ἀπαξιοῖ verdient Aufmerksamkeits — 198: δεινῶν unnöthig — 309: πολλή τ' — 345: ἐπειδ' — 364: λαχεῖν — 591: ταῦτ' — 674: οἱ γὰρ wie Aj. 803 — 686 Musgrave's treffliche Conf. δρόμου δ' ἰσώσας τῇ φέσει τὰ τέματα, die den Ausdruck einer fast unglaublichen Schnelle gewährt, mit Recht beybehalten. Ähnliche Ausdrücke hat Shaksp. Temp. 5, 1. Ar. I drink the air before me. Henry IV. P. 2. Act. 1. Sc. 1: He seem'd in running to devour the wag. Catull. 35, 7: vorare viam — 757: κέαντες — 760: ἐκλάχῃ — 800: κατὰζ' ἂν — 914: ἐλάνθανεν — 973: λόγων, schön, aber unnöthig — 1065: ἀπόνητοι — 1070: σφίσι δ' ἡ, wenn die Regel, daß σφίσι nicht elidirt werden darf, feststeht — 1083: εὐκλειάν γ' und 1091 hergestellt, wie der Vers vor Br. war — 1174: ποῖ λόγων ἀμηχανῶν ἐλθω; — 1200: ἐποικτεῖρας με σὺ — 1239: τὰν ἀδμήτιν — 1273: χρόνῳ mit Weglassung des überflüssigen μακρῷ, das schon in der elenden hall. Ausgabe durch Schuld des Setzers fehlt. — 1322: ἐξόδοις — 1419: παλιόρουτον — 1458: πέλας.

T. 64: καὶ σ' statt καὶ σ' — 101: ὥς τοῦ αἵμα gut hergestellt, aber die Interpunction taugt nichts — 248: ἄμορον — 270: γῆς. Schöner jedoch ist γῆν, indem nun ein Subject an der Spitze steht. Die Erde, als allgemeine Mutter, sendet παῖδας γυναικῶν, die sie von Weibern geboren werden läßt. — 305: κλύεις — 332: ἐγὼ τ' ἑμαυτὸν, οὔτε σ' — 364: τι st. τί — 472: ἀναμπλόκητοι — 482: περίξ — 598: αὐτοῖσι πάντ' — 684: καὶ τίς ἦν λόγος; — 797 (wie 1176) γ' nach χρησµῶν eingesetzt — 943: τέθν. Πόλυβος, ὃ γέρον; — 993: ἡ οὐ θειμιστόν — 1217: μηκῶ ποτ' εἰδόμεν — 1245: καλεῖ (καλεῖ ist wohl nur Druckfehler, da Bruncks' κάλει mit *frigidiuscule* belegt wird) — 1250: ἄνδρας — dann τέκνα δ' ἐκ τέκνων wohlklingender, aber nicht wahrer als die Vulgat., τέκν' steht gewöhnlich einfylbig und kurz — 1337: ἄτ' ἐμοί — 1349: ἀπ' gestrichen.

Col. 125: ἐγχεωρος — 152: ὁ σ' st. ὡς, des Rhythmus wegen nicht übel — 153: ἡμῖν — 181: προβιάζει ist der Prüfung werth — 335: ποῦ νεανίαί πονῶν — 349: νηλίπους — 370: ἀγλίου, so 344: τὰμα δυστήνου κακὰ — 380: ἡ — ἡ vortrefflich hergestellt und vertheidigt — 421: μήτι — 541: πόλεος — 552: διαφθοράς (In Br's. Ausgabe steht διαστροφάς ohne Anzeige; woher diese Lesart? Auch Valcken. Phön. 877 kennt sie nicht.) — 616: Τανῦν γ' — 687: Κηφισοῦ (s. Plut. Thef. 12) — 726: ἐγὼ — 809: ταῦτά τ' ἐν — 816: τοῦδε — 821: τήνδε τ' st. γ' sehr gut — 826: ὑμῖν γ' ἂν, vielleicht unnöthig, vergl. Odyss. 2, 75 — 1069: Φάλαρα getilgt — 1078: αὐθαίμων — 1089: τελειώσαι — 1114: τοῦδε — 1204: ἐμὸν verdient Aufmerksamkeit — 1218: ποσέ, ὅταν κ. τ. λ. — 1234: τό τ' ἂν. Besser dünkt uns τό τ' αὐτ' — 1251: ἀστακτα. Hat ἀστακτι nothwendig das τ lang? 1266: τὰλλα — 1463: ὅδ' in ὁ verwandelt und vor διοβ. gesetzt. 1470: οὐκ trefflich wiederhergestellt; die Copula γύρ

de schwächen. Warum behielt B. nicht auch *Aj.* 379: *ἀπάντων ἀει bey?* — 1492: *εἴτ' ἄκρον ἐπὶ γυάλαν ἐνάλη Ποσειδωνίω* — 1565: *δῶμα* — 1725: *ῥέζομεν* — 1736: *τελάμεν*.

Ant. 84: *προμηνύσεις* — 100: *ἀελίοιο, κάλλιστον* — 103: *ποτε. ft. πότ' ὦ* — 168: *κρίνου γ' ἔτι* — 203: *ἐκκεκρήκονται* — 231: *σχυρῇ ταχύς* (das Gegenheil ist *Ph.* 1223: *σὺν σπουδῇ ταχύς*) — 345: *καὶ θηρῶν* — 392: *εὐκτὸς unnothig* — 423: *πικρῶς*, doch *πικρῶς ὄρνιθος* ist schöner; *πικρός* ist traurig, wie *Ph.* 355 u. besonders *Aj.* 966 — 467: *ισχύομεν* — 521: *κάτωθεν* — 528: *ἰμερτόν*, schön, aber unnothig — 613: *ἔρπειν*, doch möchten wir drum nicht ἔρπει verdrängen, wofür *νόμος ὅδε* zu sprechen scheint. V. 621 f. haben wir die *oratio obliqua*, aber auch kein hindeutendes *ὅδε*, das die Sentenz einleitet — 619: *προσάψῃ*, aber *τις*, welches B. stillschweigend tilgt, darf nicht fehlen. V. 608 inufs *ἀγῆρω δὲ χρόνῳ* stehen — 654: *νυμφεῦσαι* — 699: *λαχεῖν* — 706: *ὅ* — 735: *τάδ'* — 840: *οὐλομέναν* — 960: *τε* — 962: *γλύσσας* — 1080: *ἔχθρα unnothig* — 1117: *γέννα* — 1120: *παγκοίνους* — 1239: *τίφης, παῖ, νέον; τίν' αὐδᾶς λόγον;*

Tr. 7: *ἔτλον* — 88 — 91 sind gut wieder zu recht gestellt, nur *εἶ*, das wohl stehen bleiben durfte, in *εἶα* verwandelt — 101: *δισσαῖς ἀπείροις* beyhalten und gut vertheidigt. (*Soph.* folgt der alten Vorstellung von der Zweytheilung der Erde, und die zwey *Vesten* stehen sprichwörtlich, wie unser *Abend und Morgen*. Die Erwähnung *I. ybiens* wäre unpassend gewesen. Stellen, die von der Zweytheilung der Erde handeln, hat *Schäfer* gesammelt *mel. cr.* p. 37. So möchte *Rev. Musäos* V. 298: *δρυθᾶδι* wieder einsetzen, und nur *ἀπέκλασε* in *ἀπείρουσε* oder *ἀφείλυνσε* verwandeln:

ἦδη νῦν μέλαιναν ἀπείρουσε διχθᾶδι χειρῶν.

Schon hatte überall der Schiffer sein Schiff aufs Land gezogen. *Brussels* *διψᾶδι*, vor Durst und Hitze lechzend, paßt nicht für die stürmische Regenzeit — *Tr.* 108: *Φέρουσαν* — 114: *κύματ' ἀν' εὐρεῖ πόντῳ*. Doch fragt sich, ob *ἀνὰ*, das sich hier schwerlich durch *auf* übersetzen läßt, wie in den *musgr.* Parallellstellen, nicht *Erf.* *ἐν* weichen müsse? — 120: *ἀναμπλάκνυτον* — 130: *κυκλοῦσιν* — 285: *τε* aus *γ' ὅ* und V. 333 aus *γ'* hergestellt — 304: *που* — 335: *τοῦ καὶ τήνδ' u. τ.λ.* Zu dem ungewöhnlichen Gebrauche des *καὶ* gehört auch *Tr.* 229: *εἴ τι καὶ Φέροι, u. Prom.* 343: *εἴ τι καὶ πονεῖν θέλεις* — 358: *ὅ* ft. *ὅν*, nicht durchaus nothwendig. — Hier hat *Solg.* ein gutes Wort geredet — 367: *μήτι* (so *Prom.* 367. 1034) — 499: *καὶ ὅπως* — 514: *ἀελλεῖς* (wahrsch. nach C. 1081) sinnreich, aber nicht eben nöthig. S. d. Schol., den *Bothe* nicht richtig anführt. — 536: *γ'* — 562: *τὸν πατρῶον ἡνίκα στέλον* — 648: *πάντα* — 672: *αὐ* — 675: *ἐχρίον ἀργῆτ', οἷς εὐεῖρω πόκῳ* nicht ganz übel, wenn die Regel, das *ι* im Dat. nicht elidirt werden dürfe, unerschütterlich fest steht. Im *Aeschyl.* bewährt sie sich durchaus; im *Soph.* macht C. 1435 wanken, eine Stelle, die so gesund ausieht, und wenigstens durch B. nicht geheilt ist. Ein Übelstand bleibt es

immer, *εὐεῖρου* und *οἷς* zu trennen (*Theocr.* 8, 9: *εἰροπέκων οἷων*); was soll *εὐεῖρω πόκῳ*, das man nur nothdürftig erklären kann? — 678: *ψῇ* — 764: *κατεύχετο* — 767: *προσπύσσεται* — 833: *πλευρά* — 924: *ψ* — 951: *μελόμεν'* — 1037: *τάν* — 1099: *δείμα unnothig* — 1186: *τότ'* — 1191: *Οἴτη Ζηνὸς ὑψίστου πάγον* wie *Ph.* 1289: *ἀγὼν Ζ. ὑψίστου*. Doch scheint an der ersten Stelle die *Vulgata* vorzüglicher.

Ph. 32: *οὐδ'* — 134: *Ἀθάνα* — 140: *σκάπτων* — 156: *μὴ προσπεσὼν με λάθῃ* — 217: *ὄρμον αὐγάζων*, ohne Anzeige, vortrefflich — 251: *ὄνομά γ'* — 291: *πρὸς τοῦτ' ἂν* zum Vorigen gezogen — 371: *ὠν. κυρεῖ* — 426: *δύ' αὐ τῶδ' ἐξέειξας* — 491: *δέραδα* — 494: *βεβήκη* — 677: *τῶν* — 711: *πανῶν πανοῖς* — 714: *πώματος* — 790: *ἀτατταταί* *baf. jamb.* — 800: *ἀνακαλουμένῃ* und gut erklärt — 818: *μεθ' ἡμ'* — *ἢ τι δὴ* — 895: *ὡς τοῦνθένδ'* — 896: *λόγων* — 1032: *εὐξέσθ'* — 1055: *οὐτι* — 1082: *τε* getilgt — 1147: *ὅδ'* hergestellt — 1161: *μηκέτι μηδένος κρατύνων*, *ὅσα πέμπει βιόδωρος αἰα* — 1199: *βρονταῖς αὐταῖς* — 1202: *ὡ ξένοι. ft. ἀλλ', ὡ ξένοι* — 1245: *σοφόν* — 1288: *οὐ γάρ* — 1304: *τὸδ' ἐστίν, οὔτε σοί, καλὸν* — 1381: *καλὸν ὄρῳ* — 1455: *προβλής θ'*.

Für die Fragmente ist wenig gethan; hinzugekommen sind drey, eins aus dem *Terens*, zwey aus dem *Inachos*; hin und wieder findet sich eine glückliche Verbesserung. Die Zusätze zum *Lexicon Sophocleum* sind zum Theil aus dem Magazin für Schullehrer von *Ruperti* und *Schlichthorst* I Bd. 2 St. etc. S. *Soph.* Bd. 2, p. 612. Vom *Index* wird, wann erst der *erfurdtsche* da ist, nicht weiter die Rede seyn. D. A. E.

RÖMISCHE LITERATUR.

WITTENBERG, b. Herausgeber: *Quinti Horatii Flacci opera*, qualia restituit, suisque ipsius sumtibus, adjuncta textus, in carminibus quidem Mitscherlichiani, in sermonibus vero atque epistolis Bentlejani, diversitate, typis excubenda curavit *J. Chr. Godofr. Praediciow*, AA. LL. M. 1806. 604 S. gr. 8.

Diese Ausgabe des Horaz dünkt uns eine der wunderlichsten Erscheinungen im Gebiet der Philologie, das bisher noch vor den Invasionen der genialen Luftspringer so ziemlich geschützt geblieben. Auf eigene Kosten, wie der Titel besagt, giebt uns Hr. Pr. den anscheinlich gedruckten Text des ganzen Dichters, wie er ihn hergestellt hat; alle seine zahllosen Veränderungen sogleich in den Text gerückt, und nichts dazu, als bey den lyrischen Gedichten Angabe der alten Schreibart aus *Mitscherlich's*, bey den Sermonen und Episteln aus *Bentley's* Edition: Gründe der Abweichungen oder Autoritäten der Emendationen nirgends. Bemüht, beidem nachzuspüren, überzeugten wir uns bald, dafs erstere dem Herausgeber selbst nirgends klar waren; letztere aber überflüssig gewesen wären, da er fast ohne Ausnahme *ex ingenio* emendirt, fekten aber zu vorhandenen, abgestandenen Varianten und Druckfehlern früherer Ausgaben, noch tekener zu den Verbesserungen Anderer seine Zuflucht

nimmt, oder zu verdrängten alten Lesarten zurückkehrt. Nur in einem kurzen hexametrischen Gedicht, zugeschrieben den *Quintiliis*, *quales depinxit Horati Musa canora*, giebt er die Hoffnung, „wenn diese gegenwärtigen *labores* gefallen würden, solle die Kühnheit wachsen, die Furcht abnehmen, und mehreres ans Licht gegeben werden, was noch die Schränke bewahren, und die verschämten Siegel verschließen, alte Muster von Hellas und Latium, durch *Praedicows* heilende Hand von sehr vielen Makeln gefäubert, welche die Kritiker mit zu langmüthigem Auge geduldet haben.“

Die Oden theilt unser Herausgeber in zwey Fasciculos. Der erste hat die erste Ode an den Maecenas zum Prologus. So ist das Erste Buch schon um Eine Ode gebracht: aber Hr. P. verbindet überdies, trotz dem verschiedenen Metrum, die 14te und 15te, so wie die 16te und 17te, und die 34te mit der 35ten, die Sutura bloß durch ein paar Sternchen angedeutet. Im zweyten Buch beschränkt die Willkürlichkeit sich darauf, die Oden 3, 25. 2, 19. 3, 1—6 unter der Aufschrift: *Ad pueros et virgines* zu Einer zu machen: und das dritte Buch hat von dieser Art nichts erlitten. Der zweyte Fascikel hat das 4te Buch nebst den Epoden und den Säculargesang als Ein-Buch, und die Ode an Venus als Dedication an der Spitze. Verbunden finden wir hier 4, 14 mit 15: das Übrige ist bey den Alten gelassen. So auch bey den Sermonen und Episteln, außer daß der 17te Brief des zweyten Buchs mit dem folgenden an den Lollius zusammengewachsen ist, wo nicht einmal die Sternchen erscheinen.

Diese geringe Achtung gegen die alte Form springt zunächst in die Augen bey der dialogischen Anordnung, die mit wunderlicher Vorliebe folgenden Gedichten angezwängt wird: *Carm.* 1, 12 (wir citiren nämlich nach der alten Folge), wo, vom 45ten Vers an, Clio redet. 1, 27. V. 14: *Quae te domat — amore peccas*, spricht der Bruder der Opuntia. 3, 11 bis V. 24 Horatius, von da bis zu Ende Mercurius et testudo. 3, 21, 1—7 *descende*. Horatius. *Corvino?* — *jubenti, promere languidiora vina*. Amphora. Das Übrige wieder Horatius. 3, 27, von *aderat* V. 66 an, Galatea, bis zu Ende. *Epod.* 8 muß die alte Vettel selbst sich zu den Worten V. 7: *Sed incitet te pectus et mammae!* bequemen, denen Horaz mit einem kräftigen *putres* u. s. w. begegnet; auch V. 15. 16 wird ihr in den Mund gelegt. Mit noch künftlicherer Mühe wird ein solches Colloquium in den drey ersten Sermonen durchgeführt, in deren erstem Horaz mit dem Maecenas, in der zweyten mit Cerinthus, in der dritten wieder mit dem Maecenas Conversation hält: aber es würde zu weitläufig werden, die ganze Abtheilung herzusetzen, und wir haben noch das dritte und weitläufigste Gebiet der Willkürlichkeiten unseres Editors, seine Abänderungen der Lesarten in einzelnen Stellen, zu berühren.

Haben wir richtig gezählt: so hat Hr. Pr. den horazischen Text an neunhundert dreyzehn Stellen geändert, wie gesagt, fast ohne Ausnahme nach eigener Machtvollkommenheit. Wir zweifeln nicht, daß bey einem verhältnißmäßigen so wenig corrupten, und zum

Theil so fleißig bearbeiteten Dichter schon diese Zahl von Abweichungen das schlimmste Vorurtheil erregen wird: doch wollen wir genugsame Proben geben, um ein bestimnteres Urtheil inöglich zu machen.

Uneingedenk der schönen horazischen Stelle, *Serm.* 1, 10, 28 sqq., ist es bey Hn. P. herrschende Liebhaberey, den lateinischen Text mit griechischen Wörtern auszustaffiren: und wie? davon müssen wir einige Beyspiele geben. *Carm.* 1, 1, 20. Mitsch. *solido demere de die*. *Praed. solidae demere* εδηντος (wir schreiben, wie Hr. P., alles Griechische ohne Häuche und Tonzeichen). 1, 2, 10. Mitsch. *nota sedes fuerat columbis* Pr. *fuerat κολωνοις*. 1, 2, 17. Mitsch. *Iliae dum se nimium querenti*. — Pr. *νομιον querenti*. 1, 3, 18. Mitsch. *qui siccis oculis*. — Pr. *qui ουχχοις* oc. 1, 4, 8. Mitsch. *Vulcanus ardens urit officinas*. Pr. *Volcanus αρδεις urit officinis*. 1, 16, 22. Mitsch. *compesce mentem*. *Praed. compesce μηνιν*. 1, 17, 25. *Suspecta Cyrum*. Pr. *suspecta κυρον*; eben so 1, 33, 6. — 1, 36, 14. *Bassum Threicia vincat amysside*. Pr. *Βασσρον Θρ.* 3, 3, 12: *purpureo bibit ore Caesar*. *Praed. bibit ηρι* Cäsar. 3, 4, 2: *longum, Calliope, melos*. *Praed. λυρον* Calliope. *μελος*. 3, 13, 1: *o fons Bandusiae*. *Praed. ο* fons Πανδοσις. 3, 14, 1: *Herculis ritu modo dictus, o plebs*. *Praed. modo dictus αβλαβς*. 4, 2, 58: *Tertium lunae referentis ortum*. *Praed. ηερτιαν* Lunae referentis orbem. *Serm.* 2, 2, 123 Bentr. *cupa potare magistra* (wo aber die alte Lesart *culpa* die einzig wahre). *Praed. κωττβω* potare magistro.

Wir lassen Proben solcher Verbesserungen folgen, wobey der Sprache mindestens geschont ist. *Carm.* 1, 2, 19: *Jove non probante*. *Praed. Jove nunc* pr. 1, 6, 18: *sectis uiguibus*. *Praed. fertis unguibus*. 1, 7, 15 sq.: *albus ut obscuro — perpetuos: sic tu sapiens*. — *Praed. albus at obscuro — perpetuo fuccus. Sapiens*. — 1, 10, 14: *dives Priamus*. *Praed. divus Priamus*, und so überall, wo *dives* in ähnlicher Verbindung vorkommt. 1, 11, 3: *Ut melius, quicquid erit, pati!* *Praed. Et melius, cui, quod erit, patet?* 2, 4, 2: *Xanthiae Phocae!* *Praed. Xanthiae Phocae*. 2, 6, 3: *ubi Marra semper aestuat unda*. *Praed. ubi mar'na semper*. — 2, 12. die *Domina Licymnia* ist zur *Glycymnia* gemacht; unter dem Texte wird noch *Glychymnia* vorgeschlagen, beides aber für einerley mit der *Livia* erklärt, und beygefügt: *Quae vero* V. 25 *commemorantur flagrantia oscula, ea et dantur et denegantur Augusto, ad quem eundem referenda sunt cetera*. 2, 14, 6: *eunt dies, amice*. *Praed. eunt dies annive*. *Epod.* 12, 1: *nigris dignissima barris*. *Praed. barb'ris*. *Carm. saec.* 25 sq.: *Vosque, veraces cecinisse, Parcae, quod semel dictum est, stabiliisque rerum terminus servat, bona jam peractis Jungite fata*. *Praed. Utque — veraces cecinisse Parcae; quod semel dictum est, stabile usque; — rerum ad terminos servet. Bona jam peractis j. f.* —

Aber wir begnügen uns mit diesen Mittheilungen, bey deren Auswahl wir nur die Rücksicht haben walten lassen, was unseres Herausgebers sonderbare Individualität zu charakterisiren schien. Alle Lobes und Tadeln enthalten wir uns: urtheile der Leser selbst.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 F E B R U A R , 1 8 1 0 .

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, b. Crusius: *Praktische Grammatik der russischen Sprache* in Tabellen und Regeln nebst Uebungsstücken zur grammatischen Analyse, einer Einleitung über Geschichte der russischen Sprache und die Anordnung ihrer Grammatik, und Berichtigungen der *Heymischen Sprachlehre* von D. *Johann Severin Vater*, Prof. der Theol. etc. Mit 1 Kupfer. 1808. XL u. 160 S gr. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Praktisch wird diese Grammatik genannt, weil sie dem Deutschen, welcher die russische Sprache erlernen will, außer der in den Tabellen und Regeln enthaltenen Theorie, auch eine hinlängliche Anzahl von Uebungen darbietet. Dafs sie sich aber nicht nur dadurch, sondern durch viele andere Vorzüge vor ähnlichen Werken in hohem Grade auszeichne, darf Jeder zum voraus erwarten, da Hr. V. schon ein Dutzend Grammatiken verschiedener Sprachen herausgegeben, und eine Menge nicht blofs europäischer, sondern auch sogar amerikanischer und anderer fremder Sprachen studirt, auch seine besondere Kenntniss der slavisch. Sprachen schon durch Beforgung einer polnischen Grammatik bewährt hat. — In der That giebt die vorliegende Grammatik nicht nur eine leichtere Übersicht der russischen Sprache, sondern auch einen tieferen Blick in die Natur derselben. Denn der V. hat eine Menge Fragen über die Einrichtung dieser Sprache, auf die ihn die Kenntniss und Vergleichung anderer Sprachen leitete, theils durch sorgfältige Benutzung zerstreuter Winke *Lomofows* und Anderer, theils durch Berathung anderer gründlicher Kenner ihrer Muttersprache, glücklich gelöst. Er hat ein Gebäude der russ. Grammatik aufgeführt, das zu Umfassung aller Formen der Sprache passender, und zur leichteren Erlernung derselben gefchickter ist, als das in den gewöhnlichen Sprachlehren. Auch zeichnet sich dieses Werkchen, so gering sein Umfang ist, durch Deutlichkeit der Begriffe und Vollständigkeit vortheilhaft aus. Selbst das, was jede Grammatik nothwendig liefern mußte, trifft man hier mit manchen nützlichen Zusätzen bereichert an. So findet man im 1 Cap. in der Tafel der russischen Buchstaben S. 2, nicht blofs das gewöhnliche Druckalphabet, sondern auch die bisweilen ziemlich abweichende Cursivschrift, und auf dem dazu gehörigen Kupferblatte das russische Alphabet beym Schreiben; S. 1 die wenigen nur noch in altrussischen Schriften und Kirchenbüchern vorkommenden Buchstaben; auch die Buchstaben in der Ordnung, in welcher sie, wie bey den Griechen, die Zahlen bezeichnen. Die Aussprache bestimmt

J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

Hr. V. so genau, als es nur möglich ist. So sagt er z. B. vom *Г* nicht blofs, dafs es fast wie ein *h* ausgesprochen werde, sondern auch: es sey zwar ein *g*, werde aber am Anfange einer Sylbe oft etwas durch die Kehle gesprochen, und gehe in vielen, besonders slavonischen und gottesdienstlichen Wörtern, ganz in *h* über, am Ende aber laute es entweder wie *k*, oder wie *ch*. Freylich wird man auch durch diese Bestimmung nicht in allen Fällen aus der Ungewissheit gerissen; daher wäre es wohl zu wünschen, dafs die Russen, wie ihre Vorfahren schon in etlichen gedruckten Büchern gethan haben, zwar *Г* als *h*. aber einen besondern Charakter als *g* gebrauchten. Hr. V. bedient sich mit Recht in russischen Sätzen der jetzt durchgängig eingeführten lateinischen Interpunction; jedoch hätte bemerkt werden sollen, dafs die griechische wenigstens noch im vorigen Jahrhundert von Vielen, in Kirchensachen aber von Allen, beybehalten worden sey. Auch würde die Bemerkung der gewöhnlichsten Abbreviaturen nicht überflüssig gewesen seyn, weil sie in alten gedruckten Büchern und Handschriften häufig vorkommen. Im 2 Cap. von der Formenlehre hat der 1 Abschnitt von der Declination der Substantive durch Tab. I eine nützliche Beylage erhalten, in welcher die einzelnen Paradigmen so neben einander gestellt sind, dafs man die eigentliche Form eines jeden, und den Unterschied von den übrigen sogleich mit einem Blicke übersehen kann. Den Ablativ, den die russische Sprache ausser dem instrumentalis hat, nennt Hr. V. nicht Praepositivus, wie Einige den russischen Namen unrichtig übersetzen, sondern richtiger Praepositionalis, weil er nie anders, als mit Vorsetzung einer Präposition, vorkommt. Die vielen Beyspiele zu den Tab. I dargestellten Declinationen, S. 21 ff., sind um so wichtiger, da sie alle im täglichen Leben oft vorkommende Gegenstände bedeuten. Die Declination aller Arten der Adjective ist in der zum 3 Cap. gehörigen Tab. II in 3 Paradigmen dargestellt, welche auch die Gradus comparationis formiren lehrt. Hr. V. spricht den russischen Adjectiven nicht, wie einige Grammatiker, den Comparativ ab, sondern bemerkt nur, dafs seine Form nicht declinabel sey, und daher mit dem Comparativ der Adverben übereinkomme. 4 Cap. Von den Zahlwörtern. Im 5 Cap. werden die verschiedenen Arten der Verba, und zwar 1) der Form nach, angegeben. Hier hat diese Grammatik vor den älteren viele Vorzüge. Man begnügte sich lange damit, blofs 2 Conjugationen, d. i. zwey Hauptclassen der Verba aufzustellen, nämlich die auf *ju* mit vorhergehendem Vocale, und die auf *je* mit vorhergehendem Consonanten. Allein unter diese Classen lassen sich nicht alle Verba bringen. Daher folgt

T:

der Vf. mit Recht der in neueren Zeiten eingeführten Eintheilung der Verba auf *ju* in 4 Conjugationen. Er liefert uns dieselbe auf T. III in mehreren Beyspielen; auch stellt er auf derselben sechserley Formen der Endung des Praesens dar, von welchen nur 2 auf *ju*, 4 aber auf *u* ausgehen. Den bey der eingeführten Eintheilung verlassenen Verbis auf *ju* mit vorhergehendem Consonanten ist hier ein besonderer Platz eingeräumt, auf den sie nicht bloß wegen ihrer Conjugationsweise, sondern auch wegen ihres Einflusses auf die Bestimmung der abgeleiteten Verba, einen gerechten Anspruch machen konnten. Auch muß man es dem Vf. Dank wissen, daß er die Verba auf *schu*, *tshu*, *schu* u. *shtschu* auf Tab. III mit ihren Abweichungen besonders aufgeführt hat. Richtig erkennt Hr. V. bloß das Verbum substantivum *būity*, *seyn*, für ein Verbum auxiliare das Verbum *imjetj*, *haben*, welchem Andere denselben Namen beylegen, weil es bisweilen zu Formirung des Futuri gebraucht werde, erklärt Hr. V. mit mehr Gründe durch *müssen*, und vergleicht es mit *haben* in der deutschen Redensart: *ich habe zu lesen*. S. 60 trägt der Vf. die wichtigste Abtheilung der russischen Verba vor, nach welcher sie entweder eine *fortdauernd geschehende*, oder eine *völlig zu Ende gebrachte* Handlung bedeuten. Weil die Verba der ersten Art eine *noch nicht vollendete* Handlung anzeigen: so wird, wie er glaubt, das von ihnen formirte Präteritum immer nur ein Präteritum indefinitum, oder imperfectum. Diese Verba endigen sich größtentheils auf *aju*, oder *jaju*, sie haben aber gemeinlich ein anderes Verbum von eben demselben Stamme neben sich, welches entweder nach dem Endconsonanten bloß *u* oder *ju* hat, oder mit einer Präposition zusammengesetzt ist, und dessen praesensartige Form die Bedeutung eines Futuri exacti bekommt. Viele Verba auf *aju* oder *jaju*, und einige auf *ju* mit vorhergehendem Consonanten haben auch noch ein anderes Verbum desselben Stammes bey sich, bey welchem *nu* zu dem letzten Stamconsonanten tritt, und welches die Bedeutung einer *einmaligen*, aber *völlig vollbrachten* Handlung hat, und auch durch die praesensartige Form auf *nu* ein Futurum exactum ausdrückt. Jedes von diesen 2 oder 3 Einem Stamme angehörenden Verbis bildet seine Tempora für sich. Aber diese Tempora verschiedener Verba werden von den neueren Grammatikern, wie in Griechischen, zusammengenommen, als Tempora eines Verbum betrachtet. Daher kommt es, daß sie so viele Tempora haben (*Lomossow* zählt ihrer zehn), da doch die älteren Grammatiker der russischen Sprache ausdrücklich nur 3 Tempora, ein Praesens, ein Präteritum und ein Futurum, zuschreiben. Der Vf. der Anfangsgründe der russischen Sprache, welche dem 1731 bey der kais. Akademie der Wissenschaften in Petersburg zum Druck beförderten *deutsch - lateinisch - und russischen Lexikon* angehängt sind, behauptet, daß die russisch. Verba von dem Imperfectum und Plusquamperfectum eigentlich nichts wissen, und daß man, wenn es nöthig sey, das erstere genauer zu bestimmen, zu dem Perfectum *nedawno*, *nicht längst*, hinzusetze, das andere aber durch Hinzusetzung des Adverbium *dawno*, *längst*, ausdrücke.

Dieser scheinbare Widerspruch hebt sich nun allerdings durch Hn. V's. richtige Bemerkung, daß das russische Verbum, wie man es in neuern Grammatiken findet, gleichsam in 3 Systeme der Formation zerfalle, welche sich so in einander geschoben haben, daß man sie als ein Verbum betrachtet, welches aus 10 Temporibus und dreyerley Imperativen und Infinitiven (wozu bey manchen Verbis noch ein unmittelbar vom Plusquamperfectum gebildeter Infinitivus hinzukommt, den man frequentativus nennt), so wie aus dreyerley Gerundiis und Participiis besteht. Die Art und Weise, alle diese Formen zu bilden, findet man im Eingange von Tab. III und IV, die Tempora der 2ten Reihe, welche die mit einem Male zu endigende Handlung ausdrücken, nach der Mitte von Tab. IV, und die, welche die *völlig zu Ende kommende* Handlung andeuten, nach der Mitte von Tab. III genau auseinander gesetzt. Das 2te und 3te Plusquamperfectum aber hat Hr. V. von den Formen der Tabelle ausgeschlossen, weil sie sich nicht als Formen unterscheiden, sondern durch Vorsetzung der Hülfsörter *būwalo* oder *būilo* vor das Imperfectum oder vor das erste Plusquamperfectum gebildet werden. Nach diesen Bemerkungen wird es Niemanden schwer fallen, die Verba aufzufinden, aus welchen z. B. das S. 64 ff. gegebene Paradigma zusammengesetzt ist. Das Präteritum indefinitum oder imperfectum *ja dwigal*, ich bewegte, setzt ein Praesens voraus, welches *dwigu* hieß, dessen St. IIe aber, weil es nicht mehr gebräuchlich ist, die Form eines Verbi frequentativi *dwigaju* vertritt. Das Präteritum simplex, d. i. der mit einem Male zu Ende kommenden Handlung *ja dwinul*, ich habe bewegt, setzt ein Praesens *dwinnu* voraus, welches auch noch gebräuchlich ist, aber durch den Sprachgebrauch die Bedeutung des Futuri simplicis, d. i. einer mit einem Male zu beendigenden Handlung bekommen hat. Das Plusquamperfectum *ja dwigiwal*, ich hatte bewegt, setzt ebenfalls ein besonderes Praesens *dwigiwaju*, voraus, welches so, wie das von *daju*, ich gebe, abgeleitete *dawaju*, ein Frequentativum seyn würde, wenn es gewöhnlich wäre. Dies bestätigt der wirklich vorhandene Infinitivus frequentativus *dwigiwatj*, oft bewegt haben. Hier wünschte Rec. von einem geborenen Russen darüber Auskunft zu haben, ob das erwähnte Plusquamperfectum bloß wegen des Zusammenhanges *ich hatte bewegt* bedeute, und außer demselben so viel wie *ich bewegte* oft oder *ich habe oft bewegt* heiße? Wäre dieß letztere: so liefse sich das Räthsel, daß der Sprachgebrauch der Russen in neueren Zeiten den Gebrauch eines Präteriti frequentativi statt des Plusquamperfecti eingeführt hat, nicht anders, als folgendermaßen lösen: Weil man das, was man oft bewegt, auch lange bewegt, und man ehemals *ich habe lange bewegt* anstatt *ich hatte bewegt* sagte, wie bereits erinnert worden: so konnte, so oft der Zusammenhang ein Plusquamperfectum verlangte, die Übertragung dieser Bedeutung an das Präteritum frequentativum dem Russen, der bloß die erwähnte Umschreibung des Plusquamperfecti kannte, gar nicht so fremd klingen, wie dem Lateiner das statt *moveram* unter-

geschobene *motavi* oder *motitavi* vorkommen würde. Dafs ein Verbum, vor welches, um eine völlig zu Ende kommende Handlung anzudeuten, die Präposition *po* oder eine andere gesetzt wird, ein von dem einfachen Verbo verschiedenes Verbum sey, bedarf keines Beweises. Auch das ist richtig, was Hr. V. S. 67 vom Präsens im Passivo bemerkt, dafs bey demselben ein anderes Verbum zum Grunde liegt, als bey dem Präterito und Futuro. Denn *dwischem*, ich werde bewegt, stammt nicht von *dwigaju*, sondern von dem gleichbedeutenden *dwischu*, da hingegen *dwigan*, das zur Bildung des Präteriti und Futuri gebraucht wird, von *dwigaju* oder dem veralteten *dwigu* abzuleiten ist. Alles bisher Angeführte verbürgt uns die Richtigkeit dessen, was Hr. V. in der Einleitung S. XXIII bemerkt, dafs jede der verschiedenen Branchen des Zeitworts, d. i. jedes der gleichbedeutenden Verba, aus welchen die neueren Grammatiker ihre Conjugation zusammensetzen, nur 2 verschiedene Tempusformen bilde (wie es in anderen slavischen Sprachen, z. B. im Polnischen, ja auch der Fall ist). Und was Hr. V. durch eine Menge von Gründen bewährt fand, ist, wie er S. XXIV zeigt, sogar die alte Lehre der slavonischen Grammatik. Diese hat allerdings auf die Bildung der russischen Conjugationen einen grossen Einfluß gehabt; aber glücklicher Weise ist dadurch die alte Anlage dieser Sprache so wenig verändert worden, dafs die allgemein angenommene Meinung, die russische Sprache sey eine Tochter der altslavonischen, dadurch widerlegt wird. Rec. benutzt daher die Gelegenheit, seine Gründe Hn. V. und anderen Kennern zur Prüfung vorzulegen. Die beiden Tempora, auf welche sich jedes der in eine Conjugation zusammengeschmolzenen Verba zurückführen läßt, sind das Präteritum und Futurum oder Präsens. Das Präteritum ist eigentlich ein Participium oder Adjectivum verbale. Deswegen behalte dasselbe in allen 3 Personen einerley Endung, jedoch mit verschiedenem Genus und Numerus. Daher kommt es auch, dafs in der verwandten böhmischen Sprache das Präteritum oft als Substantiv gebraucht wird, und z. B. *wadil* nicht nur *er hat gezankt*, sondern auch *ein Zänker* heifst. Aus eben diesem Grunde müssen auch bey den Präteritis die Pronomina personalia nothwendig zu Unterscheidung der Personen hinzugesetzt werden. Völlig so sagten die alten Hebräer *וַיֵּלֶךְ* Gen. 22, 12, woraus hernach das Präteritum *וָלַךְ* entstanden ist. Im Alt-Slavonischen ist diese Entstehungsart des Präteriti nur noch in der zweyten Person sichtbar, welche sich auf *it* endigt. Allein hier wird als Kennzeichen der zweyten Person *jesi* dazu gesetzt, welche Art, die Person anzuzeigen, schon einen neueren Ursprung verrath. Denn in den alten Sprachen vertraten die Pronomina personalia die Stelle des Verbi substantivi, wie jedem Kenner der orientalischen Sprachen bekannt ist. Dafs dieses noch jetzt im Russischen der Fall ist, dieß ist ein Ueberbleibsel des Alterthums. Zwar scheint die von Hn. V. in der Einleitung S. XXVI aus einer altslavonischen Grammatik entlehnte Bemerkung, dafs nach dem Gebrauche der altrussischen Sprache das Imperfectum oder Präteritum durch Hinzufü-

tzung des Verbi substantivi gebildet werde, damit zu streiten. Allein da die neuere russische Sprache statt des Verbi substantivi die Pronomina personalia braucht: so kann man wohl nicht annehmen, dafs dieser Sprachgebrauch, der das Gepräge des grauen Alterthums an sich trägt, der Willkühr neuerer Schriftsteller seinen Ursprung zu verdanken habe, sondern man muß vielmehr vermuthen, dafs sich derselbe seit den ältesten Zeiten in der Sprache des Umgangs erhalten, und nur einige Zeitlang durch eine von verschiedenen Schriftstellern zu weit getriebene Nachahmung des Altslavonischen verdrängt worden sey. Dafs aber im Altslavonischen ausser der zweyten Person alle übrigen im Präterito ganz eigene Personalendungen angenommen haben, dieß ist ein offener Beweis, dafs diese Sprache von der Ursprache der slavischen Sprachen weit mehr ausgeartet sey, als die russische, folglich diese nicht von jener abstammen könne. Diese Ursprache glaubt zwar Rec. in der alten medischen aufgefunden zu haben; allein dieß zu beweisen, gehört nicht hierher. Das zweyte Haupttempus, das Futurum oder Präsens, hat im Russischen, so wie im Slavonischen, eigene Personalendungen, und verräth daher einen neueren Ursprung. Doch darin hat dieß Tempus mit dem Futuro der älteren orientalischen Sprachen eine unverkennbare Ähnlichkeit, dafs die präsensähnliche Form oft die Bedeutung des Futuri hat, ja das Präsens sogar zuweilen die Stelle beider Tempora vertritt, wie im Hebräischen. So heifst z. B. *שמעתיך* *ich werde verstehen* und *ich verstehe*. Vielleicht läßt sich auch noch in der Endung der ersten Person *ju* die Entstehung dieses Tempus durch Beyfügung des Pron. pers. *ja*, *ich*, zu dem Stammworte entdecken, so, wie man im Futuro der Hebräer *יִהְיֶה* die Entstehung der ersten Person durch Vorsetzung des *א* aus *יָא*, *ich*, nicht verkennen kann. Doch in den übrigen Personalendungen sind alle Spuren der Pronomina personalia verwischt. Sowohl das vorhin erwähnte Präsens, als das Prät. Passivi, sind durch Versetzung des Personalpronomen vor ein abgekürztes Adjectivum verbale oder Participium entstanden. Zwar setzt Hr. V. S. 68 das Verbum auxiliare *bail* vor das Participium *dwigan*. Allein dieser Zusatz ist nicht bey jedem Verbo nöthig, um das Präteritum auszudrücken. Denn *Sija kniga sdjelana* heifst: *Dieses Buch ist gefertigt worden*. Es kommt auch diese Art, das Passivum auszudrücken, sowohl im Präsens, als im Prät., mit der Gewohnheit der Hebräer überein, statt dieser Tempora des Passivs das Participium *Paul* nebst einem Personalpronomen zu setzen. Die anderen Tempora, welche erst in neueren Zeiten dazugekommen sind, stellt Hr. V. auf Tab. IV dar. Die Gewohnheit der Russen, das Passivum durch Anhängung des Reflexivpronomen an das Activum auszudrücken, wird erst S. 124 unter den Umschreibungen des Passivs angeführt, da hingegen Andere dieses Passiv für das ganz gewöhnliche erklären. Hierüber darf man sich nicht wundern, da auch bey den Hebräern in älteren Zeiten z. B. Gen. 22, 18 *וַיִּבְרַח* für *וַיִּבְרַח* steht, welches in der Parallelstelle Gen. 28, 14 vorkommt, und da in der chaldäischen

Sprache alle Passiva mit der Form der hebräischen Conjugation Hitpael einige Ähnlichkeit haben. Zwar bemerkt Hr. V. S. 124: es sey irrig, zu glauben, daß von jedem Activo das Passivum so formirt werden könne, und S. 125: diese Construction finde nicht leicht Statt, wenn der Urheber der Handlung mit der Präposition von dabey steht. Allein der Vf. der dem oben erwähnten Lexikon angehängten Grammatik, der doch ein geborner Russe war, behauptet geradezu das Gegentheil. Denn er sagt ausdrücklich, um das Passivum zu formiren, dürfe man nur allemal der letzten Sylbe des Activs die Sylbe *sja*, sich, anhängen, und erläutert diese Construction durch folgendes Beispiel: *ja sčjelahsja nesčtschastliw ot teba*, ich habe mich unglücklich gemacht durch dich, d. i. ich bin durch dich unglücklich geworden. Im Altflavonischen, im Böhmischen, Polnischen und Wendischen kommt die Redensart: *er hat sich empfangen durch den heiligen Geist*, d. i. *er ist vom heiligen Geiste empfangen worden*, ebenfalls vor. Indessen wird man Hn. V. gern zugeben, daß man sich dieser Construction enthalten müsse, wenn sie zu einem Mißverständnisse Anlaß geben könnte. Die wenigen Verba Anomala liefert Tab. V. Zu den syntaktischen Bemerkungen S. 129 gehört manches, was schon oben beyläufig, z. B. S. 47, 51, 124 beygebracht ist, und besser bis zum 7 Cap. verspart worden wäre. So wenig aber auch Hr. V. in diesem Cap. auf Vollständigkeit Anspruch macht: so muß man ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seine Leser mit den wichtigsten Idiotismen der Sprache bekannt macht. Rec. kann sich nicht enthalten, einige auszuzeichnen, welche diese Sprache mit den oriental. gemein hat. So sagt z. B. der Russe, wie der Hebräer, *ja bolen, ich krank st. ich bin krank*; er braucht aber hiebey, wie der Deutsche, die abgekürzte Form. Auch steht oft der Instrumentalis statt des Nominativs völlig so, wie im Arabischen ein Substantivum mit dem *Beth essentialis* einen Nominativ darstellt. Daß *jesti* impersonell vor Plural-Subjecten steht, läßt sich durch die Gewohnheit der Hebräer, das Verbum im Singulari zu setzen, wenn ein Substantiv im Plur. darauffolgt, erläutern. Wenn unsere Leser dieß mit dem, was bereits oben von der Entstehungsart der beiden Haupttempora im Russischen gesagt worden ist, zusammenhalten: so wird es vielleicht nicht so gar sehr befremden, wenn Rec., obgleich alle Kenner diese Sprache bis jetzt für occidentalisch erklärt haben, sich für berechtigt hält, zu behaupten, ihre Anlage sey ganz orientalisch. Den Unterricht von der russischen Prosodie vermisst Rec. ungern. Im 8 Cap. findet man, als eine sehr nützliche Zugabe, Übungsstücke für grammatische Analyse. Diese sind theils aus den neuen monatlichen Aufsätzen (St. Petersburg auf Kosten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften 1787 und 1788), theils aus Hn. Karamzins, des russischen Lafontaine, kleinen Schriften entlehnt. S. 136 ist auch ein Gedicht an die Wolga aus den trefflichen Gedichten des Hn. Iwan Dmitriew angehängt. Unter jeder Zeile steht eine Übersetzung, in welcher Wort auf Wort paßt, und auf jeder Seite sind analytische Noten darunter gesetzt.

Durch die vorausgeschickte *Einleitung über die Geschichte der russischen Sprache und die Anordnung ihrer Grammatik* hat Hr. V. auch den Kennern derselben ein angenehmes Geschenk gemacht. Mit Recht erklärt er die russische Sprache für einen Zweig des östlichen Hauptastes des slavischen Stammes. Daß er aber das Böhmische zu dem westlichen Hauptaste rechnet, darin kann ihm Rec. nicht beystimmen. Denn in dieser Sprache wird, wie im Russischen, da oft ein *t* gesetzt, wo die Polen und Wenden *Zischlaute* brauchen. So heißt z. B. *dati* im Böhmischen, wie im Russischen, *geben*, da hingegen der Pole und Wende *dasch* oder *dasch* dafür sagt. So ist auch das böhmische *tele*, das Kalb, und *tielo*, der Leib, dem russischen *telja* und *tjelo* ähnlich, und vom polnischen *schiele* und *schialo*, so wie vom wendischen *schelje* und *schielo* völlig verschieden, wie viele plattdeutsche Wörter von den hochdeutschen. Indessen wird jedermann zugeben, daß beide Hauptäste der slavischen Sprachen von Einem Stamme entsprungen sind. Ob man aber mit Hn. V. die altflavonische Bibelübersetzung des 9 Jahrhunderts für ein Denkmal der gemeinschaftlichen Stammsprache halten könne, da, wie aus dem Obigen erhellet, die russische Sprache mehr Merkmale des Altherthums an sich trägt, und daher auf eine andere Stammsprache deutet, ist eine Frage, welche sich wohl nicht bejahen läßt. Da aber diese Übersetzung, wie Hr. V. sagt, für das Reich, dessen Hauptsitz sich in Mähren befand, bestimmt war: so muß sie mit der mährischen und der dieser sehr ähnlichen böhmischen Sprache noch mehr übereinkommen, als mit der russischen. Diese hat zwar, weil diese Übersetzung schon 987 mit der christlichen Religion nach griechischem Ritus in Rußland eingeführt und immer beybehalten wurde, sich der flavonischen Sprache innewerter mehr genähert, aber doch ihre verschiedene alte Anlage behalten, dahingegen der Einfluß dieser Übersetzung in die mährische und böhmische Sprache aufhörte, sobald sie der Ehre, kirchenübersetzung bey den erwähnten Nationen zu seyn, durch die Vulgata beraubt wurde. S. XIX behauptet Hr. V., die Vff. dieser Übersetzung, welche Griechen waren, hätten der Sprache derselben aller Wahrscheinlichkeit nach manche Form gegen die eigenthümliche Einrichtung derselben aufgedrungen. Hieher rechnet er z. B. den Dual. Allein da die flavonische Sprache nicht nur diesen Numerus, sondern auch den doppelten Ablativ, den instrumentalis und localis, oder praepositionalis, ja sogar manche Formen des Verbum und nicht wenige Wörter mit der samserdanischen Sprache gemein hat, wie Rec. zeigen könnte, wenn es der Raum erlaubte: so muß wohl der Dualis aus der gemeinschaftlichen Stammsprache der flavonischen und samserdanischen, wofür Rec. die altmedische halt, und nicht aus der griechischen entlehnt seyn. Noch folgen S. XXIX Berichtigungen der *heymischen Grammatik*, und zwar der Formenlehre derselben, welche jeder Kenner der russischen Sprache gegrumdet finden wird.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 20 F E B R U A R, 1810.

ERDBESCHREIBUNG.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Lettres sur Paris, ou Correspondance de M... dans les années 1806 et 1807.* 1809. 450 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Zwanzig Briefe, aus Paris an einen Freund in der Provinz geschrieben, machen die Gestalt dieses Buches aus. Der Vf. ist ein Deutscher, der das Französische fließend schreibt; wofür wir ihn schon an einer gewissen Solidität und Gehaltenheit erkennen würden, wenn er es nicht an einigen Stellen ausdrücklich sagte. Er durchdringt seine Materie kurz, hält sich mehr bey Beschreibungen, als Urtheilen, auf, und versteht sich nicht übel aufs Darstellen. Er macht weder den Lobredner, noch den Tadler, läßt sich in keine politischen Verhältnisse ein, und reizt den Leser nie zum Widerspruche. Mit vielem Vergnügen hat Rec. diese Briefe durchgelesen, und will nun den Inhalt derselben stückweise anzeigen. Der erste Brief ist den 13 März 1806, der letzte den 23 Octob. 1807 überschrieben.

Br. I. Der Vf. beschreibt seine Reise in der Dilligence von Straßburg nach Paris. Über Pfalzburg geht er durch Luneville und Nancy, den beiden Residenzen des Königs Stanislaus, den wir nicht, wie er, den Unglücklichen genannt haben würden. Befänden sich manche abgesetzte Könige im Inneren und Auseren so wohl, wie dieser musterhafte Stanislaus: so könnte man ihnen zum Verlust ihrer Kronen gratuliren. Von Nancy über Vois, Bar-le-Duc, Vitry, Chalons, Epervay, Chateau-Thierry, Meaux und Pantin nach dem Bestimmungsorte. II. Der unendliche Gassenlärm in Paris. Der eifengraue klebrichte Gassenkoth. Manche wollen den Namen *Lutetia* daher leiten. Die Gassen haben kein Seitenpflaster (*trottoirs*) wie in London. Doch ereignet sich selten ein Unfall aus dem häufigen und geschwinden Fahren, weil unvorsichtige Kutscher sehr strenge bestraft werden. Die hohen Häuser und engen Gassen verhindern den Durchzug der Luft; mehrere Gassen werden auch im Sommer nicht trocken. Wasserwagen. Ehrlichkeit der Savoyarden. Der Vf. geht auf einen Ball, der um 11 Uhr anfangt, und bis 4 Uhr dauerte. Der gesellschaftliche Tanz ist in P. aufs Höchste gebracht. Hauswesen und Herrlichkeit einer eleganten Pariserin. Wenig sind der reichen Leute, die ein Haus machen können. Jetzt giebt es nur Schmäufe und Feste; die alte freye Geselligkeit ist verwundet. III. Umkehrung der Tageszeiten in Paris. Man kommt auf die Ordnung der uralten Lebensart zurück; man

J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

frühstückt um Mittag, um 6 Uhr dinst man, und das Souper ist ganz gestrichen. In der Hauptstadt der Moden sieht man alle Costumen, selbst achtzigjährige, ohne darauf zu achten, oder sie lächerlich zu finden. Schöner Fuß und Fußwerk der Weiber. Die reichen Stoffe und Broderieen kommen wieder auf, weil der Kaiser sie liebt, um die Manufacturen in Lyon zu heben. So auch Equipagen und Livreen. Luxus in jungen Bedienten ist nicht zu treiben; das verhindert die Conscription. Für eine schöne Miethkutsche, um innerhalb der Stadt zu fahren, bezahlt man täglich 21 Liv. Der immer zu Gebot stehenden Fiacres sind etwa 3000, der Cabriolets 2000. Bey Nacht müssen sie mit einer brennenden Laterne versehen seyn. Das pariser Pflaster nennt man die Hölle der Pferde. IV. Vom *Palais-Royal*, das während der Revolution *Palais-Egalité* hieß, und jetzt den Namen *Palais du Tribunat* angenommen hat. Geschichte und anschauliche Beschreibung desselben. Unter vielen Gewölben, von Kaufleuten, Künstlern, Handwerkern, Luftdirnen, wird auch der Werkstatt eines Schneiders gedacht, bey dem man sich in 2 Stunden von Kopf zu Fuß neu kleiden lassen kann, und der deswegen den Titel *Véloci-Tailleur* erhalten hat. Originale Kaffeehäuser. In einigen werden kleine Schauspiele, vorzüglich *Vaudevilles*, aufgeführt, die den verzehrenden Zuschauern nichts kosten, und wobey die Acteurs täglich 30 Sous, nebst einer Flasche Bier und einem Schluck Brantwein verdienen. Beschreibung der berühmtesten Spelunken für Hazardspieler, die, zusammen mit den übrigen Häusern dieser Gattung in Paris, der Regierung jährlich über 5 Millionen eintragen. *Ombres Chinoises*. Spaziergänge in den Gärten und Gallerieen des *Palais du Tribunat*. Elegante öffentliche Weibsbilder. Spitzbübereyen und Schnellgriffe. Erleuchtung der Gewölbe, mit Inschriften, unter anderen die eines Hutnachers: *C'est ici le Temple du Gout*. Toben, Braufen und Lärmen im Bezirk des Palais. Mit darin angelegten Abritten hat sich ein Unternehmer ein ansehnliches Vermögen erworben. V. Vom *Théâtre de la Montansier*, welches der Vf. den Hypochondristen empfiehlt. Fünfzig Stadtdirnen gehen zur Lockung jeden Abend gratis hinein; daher es von keinen ehliebenden Frauenzimmern besucht wird. Es scheint auf die Neige zu kommen. *Théâtre François*. Über *Talma*, dessen unnatürliches Spiel das jetzt zum eigenen Urtheilen nicht mehr befugte pariser Parterre aufmuntert. Aufser ihm und *Lafond* ist kein Schauspieler in der Tragödie von Bedeutung. Abweichende Talente der beiden Schauspielerinnen *Duchesnois* und *Georges Weymer*. Die Zeiten einer *Chiron*,
Uu

Dumesnil, St. Val, eines *Lekain* und *Larive* sind vorbey. Vorzüge des französischen Lustspiels vor dem deutschen. Sowohl die Verfasser, als Schauspieler haben in Frankreich Gelegenheit, gute Gesellschaft zu sehen. Bauchredner in dem Kaffeehause des Irlands *Fitz - James*. VI. Der Vf. sieht den Kaiser, nach seiner Zurückkunft von dem Feldzuge gegen Oesterreich, in einem Privatconcerte der Kaiserin, hört *Rhigel* und *Kreutzer* spielen, *Crescentini*, *Martin* und *Lais* singen. Der kaiserliche Hof bildet sich auf einen höchst glänzenden Fuß; die Etikette ist nach dem Muster des alten Hofes, nach der Convenienz des Augenblicks, eingerichtet. Von den Gallakleidern. Ausser den Ceremonieen trägt sich Napoleon ganz einfach. Seine Livree ist Grün mit Gold. Er fährt immer mit Achten. Prachtige Parade in den Tuilerieen. Sie währete diesmal bey nahe drey Stunden, weil der Kaiser die Tornister der Infanterie selbst durchsah, um sich zu überzeugen, daß den Soldaten ihr Recht geschehen wäre. Seinem scharfen Blicke entgeht nichts. Jeden Montag Abends ist *Cercle* bey Hofe. Beschreibung der Zimmer und Haltungsart derselben. Nach einem kurzen Vocalconcert folgt ein Ballet, wobey aber die Illusion verliert. Das Abendessen dauert eine Viertelstunde. Napoleons Gesundheit hat sich seit 1797, wo ihn der Vf. zum ersten Mal in Raftadt sah, erstaunlich gebessert. Ausser einigen wenigen Schlafstunden widmet er alle Augenblicke bey Tage und Nacht der Arbeit. Er kann ohne Müdigkeit mehrere Nächte nach einander wachen, und dann, so bald und so lange er will, schlafen. Oft hat er 2 bis 3 Wochen lang sein Pult nicht einen Augenblick verlassen, und ist vom Schreiben auf die Hirschjagd gegangen, welche ihm viel Vergnügen macht, und am besten bekommt. Seine mannichfaltigen Beschäftigungen, von welchen er so viel Zeit abspart, daß er noch die neuen interessantesten Producte der Literatur kennen lernen kann. Mameluckengarde, die selten zur Parade kommt, und in Paris nicht in Garnison liegt. Rußan, Lieblingsmameluck des Kaisers. Schloß der Tuilerieen, dessen Geschichte und Beschreibung. Die aus Venedig hergebrachten vier bronzenen Pferde sind nicht gut aufgestellt. Carrouselplatz, wo am 10 Aug. 1792 der Angriff auf das Schloß gemacht wurde, wo die Schweizer umkamen. Seitdem war es der Sitz des Nationalconvents. VII. Verschönerungen der Stadt seit 10 Jahren. Geschwindigkeit des Aufbaus. Bausteine, brüchig und verwitternd. *Pont des arts*, eine Privatunternehmung. Die Brücke ist nur für Fußgänger, deren jeder einen Sou bezahlt; an manchen Tagen werden über 1100 Liv. eingenommen. Kayen; Kleinhandel und Hökerei auf derselben. *Pont - neuf*, angelegt unter Heinrich III. Monument des Generals *Desaix*. Reines Bürgerleben der Einwohner in der Cité, dem eigentlichen alten Lutetien. *Isle St. - Louis*, von stillen Rentiers. *Pont - au - Change*, vormalig von Wechslern bewohnt. *Théâtre Feydeau*. Der während der Revolution verschrieene *Richard Coeur de Lion* ist wieder unmäßig beliebt. Die Schauspieler werden gelobt. Widriges Schreyen der Limonadajungen. VIII. Vom Louvre, dessen Geschichte und Bauart.

Musée Napoléon, in 8 Sälen. Kurze Schilderung der darin befindlichen Kunstwerke. Von den *Champs - Elysées* und dem *bois de Boulogne*. Auf der *place de la Concorde* verloren im J. 1770, bey dem Feuerwerk, das man zur Vermählungsfeyer Ludwigs XVI gab, über 600 Menschen das Leben; 1793 ward dieser unglückliche Monarch auf demselben Platze enthauptet. Magdalenen - Kirche und Kirchhof. Über die Restaurateurs; der Vf. bespöttelt *Reichard* und *Meyer*. Es sind ihrer zur Zeit über 2000 in Paris. IX. Medaillen - Cabinet im Louvre, unter *Venant - Demons* Aufsicht. Institut der Taubstummen des *Abbé Sicard*, von *de l'Epée* angelegt. Die Zahl der von der Regierung erhaltenen Zöglinge kann nicht 120 übersteigen; doch werden auch Pensionärs aufgenommen. Für jene werden jährlich von der Regierung 500, für diese 600 Franken bezahlt. Das aufzunehmende Kind muß nicht unter 12, noch über 16 Jahre seyn. Es bleibt 5 Jahre in dem Institut, wird im Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen, der Geographie und in einer mechanischen Kunst so weit unterrichtet, daß es sich nachher selbst ernähren kann. Die Taubstummen haben eine Zeichensprache unter sich, welche bey allen dieselbe zu seyn scheint, und welche die Lehrer kennen zu lernen sich bemühen. „Es wäre interessant, sagt der Vf., zu erforschen, ob diese Mittheilungsart der Ideen dem Menschen angeboren, oder nur eine Folge der ersten, in der frühesten Kindheit durch die Erziehung empfangenen Eindrücke sey. Dieses Studium würde vielleicht zu einer sehr wichtigen Entdeckung führen, nämlich ob es eine dem Menschen eigene allgemeine Ursprache gebe, deren Kenntniß er mit zur Welt bringt.“ Sicards Taubstumme sind froh und munter. Es ist ein in den Wäldern des Departements Aveyron gefangener wilder Jüngling von etwa 18 Jahren unter ihnen; er ist ganz gutartig, aber entläuft gern. In *Hauy's* Institut für Blinde wird im Lesen, Rechnen, in der Geographie, Musik, im Buchdrucken und in sehr vielen mechanischen Künsten Unterricht gegeben. In dem von Ludwig dem Heiligen im J. 1260 gestifteten Spital für Blinde, gewöhnlich *les Quinze - Vingt* genannt, befinden sich jetzt 420 dieser Unglücklichen, für welche unter anderen eine Tuchmanufaktur angelegt ist, bey welcher auch ihre Frauen und Kinder Unterhalt finden. Die große Oper heist jetzt *Académie impériale de Musique*. Im Ballet wird wohl der berühmte *Vestris* dem jungen *Duport* Platz machen müssen. Beschreibung des *Panthéon*. *Voltaire* und *Rousseau* befinden sich noch darin; die Asche des Letzteren hat der Besitzer von Ermenonville reclamirt. Von der Hauptkirche *Notre - Dame*, unter Valentinian im J. 365 zuerst errichtet. *L'Hôtel - Dieu*. *La Morgue* am Ufer der Seine, wo die in dem Flusse oder auf den Gassen gefundenen Verunglückten zur Schau gestellt werden. Selten vergeht ein Tag, wo man nicht einige frische Leichname darin antrifft. X. *Place de la Grève* vor dem Rathhause. Erinnerungen an die dort vorgestellten Gräuel der Revolution. Vermählung des Erbprinzen von Baden mit der Prinzessin Stephanie; Feyerlichkeiten dabey. Der Vf. besucht die Marktplätze, und handelt die Fischweiber, unter dem Namen der *Dames*

de la Halle bekannt, ab. Er äußert seine Verwunderung darüber, wie die, durch die vielen Auswanderungen, die Schreckenregierung, und durch einen steten sechzehnjährigen Krieg erschöpften Departements noch im Stande sind, einen solchen Schlund, wie Paris, mit Lebensmitteln zu versorgen. Er rechnet die Bevölkerung der Hauptstadt auf beynahe 600000; durch die Revolution hat sie etwa 200000 Seelen eingebüßt. *Halle au blé*, von Katharina von Medicis aufgebaut. Policey mit ihren unzählbaren Verzweigungen. Niemals, auch vor der Revolution, war Paris so ruhig und sicher, als jetzt. Spital der Invaliden, die reichlich unterhalten und versorgt werden; Geld bekommen sie nicht, aufser eine Kleinigkeit zu Taback. Der Kaiser hat im J. 1800 diefer Anstalt eine Bibliothek von 20000 Bänden geschenkt, vornehmlich reichhaltig im historischen Fache. Über das in derselben aufgestellte Bildniß Napoleons von David. XI. Beschreibung des *Palais du Corps législatif*, sonst *Palais Bourbon* genannt. *Palais du Sénat - conservateur*, sonst *du Luxembourg*. Über die in dem letzteren befindlichen schönen Gemälde. Das jetzt unschattige boulogner Hölzchen wird noch stark besucht. Beschreibung der scenenvollen Boulevards, Kapuzinergarten, Apollons Saal, Ponorämen. Ansicht des Tempels, wo Molay, der letzte Ordensmeister, und Ludwig XVI, vor ihrer Hinrichtung aufbewahrt wurden. Theater der Kaiserin, oder *Louvois*, wo nur bürgerliche Stücke, den 18ten J. zu vergleichen, aufgeführt werden. Die italienische Opera Buffa wird nicht sehr besucht. XII. Der Kaiser stellt Übungen an mit den Zöglingen der Militärschule zu Fontainebleau. *Monuments françois*, von Lenoir gesammelt. Unter vielen Denkmälern alter und neuer Zeiten sieht man vier gallische Altäre, die 1711 in den Gewölben der Hauptkirche gefunden wurden, Bildsäulen von Clodwig I und Clotilde, die Bilder der Könige von Frankreich vom merovingischen und karolingischen Stamme, auf Befehl Ludwigs IX verfertigt. In dem anstossenden Garten befindet sich unter vielen anderen der Sarkophag Dagoberts I. Der Vf. besucht den allbekannten *Montgolfier*, dessen Bescheidenheit er rühmt, und bey dem er ein Modell des von ihm erfundenen *Bélier hydraulique* betrachtet. Modelle von Geräthen und Werkzeugen, im *Conservatoire des arts et métiers* befindlich, *Pots-de-chambre*, worin man sehr wohlfeil nach St Cloud, Versailles u. s. w. ausfährt Sprützenleute; ihre große Geschicklichkeit. XIII. Pfarrkirche St. Sulpice, wo sich, unter dem Directorium von *Larévillière - Lépeaux*, die Theophilanthropen versammelten. Waifenhaus für Knaben; es enthält einige Tausend. *Malmaison*. Schöner Weg dahin. Hier lebt Napoleon ganz wie ein Privatmann. Beschreibung des Inneren Englischer Garten daran, mit einer kleinen Menagerie zu seltenen Vögeln. Große Neigung der Kaiserin zur Botanik. Kleine Schaubühne, wo die kaiserliche Familie spielt. Der Maler *Isabey*. Über die Dürftigkeit vormaliger reicher Familien. Sternwarte. Die nächtliche Beleuchtung der Stadt ist unter aller Kritik. Der Reverberiren sind zu wenig, und sie brennen zu dunkel.

XIV. *Jardin des plantes*, unter Ludwig XIII angelegt. Weitläufigkeit, Theile und Seltenheiten desselben. Vortreffliche Einrichtung aller auf Kosten der Regierung unterhaltenen Museen. Das Armenhaus *Bicêtre*, unter Karl V gestiftet. Es sind über 3000 Arme darin. Dazu gehört das Criminalgefängniß, und Hütten für Wahnsinnige, *Petites - Maisons* genannt. Man hat bey ihnen, wie in England, die enge Weste eingeführt. Ihrer sind nahe an 600. Pierre's mechanisches Theater, wo die Natur bis zur höchsten Täuschung nachgeahmt wird. XV. *Salpêtrière*, für alte, arme und wahnsinnige Weiber. Man baute damals den *Pont d'Austerlitz*, von den Parisern *Osterlisch* ausgesprochen. Lustigkeit in den Kneipen der Handwerker, die auch ihr Vergnügen im *Théâtre des jeunes Troubadours* suchen. Beschreibung des Schlosses und der Gärten von St. Cloud. Ergötzlichkeiten dafelbst. Über die Porcellanfabrik zu *Sevres*, von der Regierung unterhalten. Sie enthält viele prächtige Stücke, die aber altmodisch geworden sind, und Ladenhüter abgeben. Die Regierung thut ihr Mögliches, ihren gänzlichen Verfall, der sich von der Revolution hereschreibt, zu verhüten; es wird aber noch lange dauern, bis sie sich wieder heben kann. Menschenfischerey mit Netzen nach Verunglückten in der Seine. XVI. Die zerstörten Gräber der Könige zu St. Denis werden hergestellt, um zu Grabstätten der kaiserlichen Familie zu dienen. Das Thal *Montmorency*. *Saint - Len*, das Lustschloß des Prinzen Ludwig, nachher Königs von Holland. Ungezwungene Lebensart seiner Familie und ihrer Gäste. Gemälde - Gallerie im *Musée Napoléon*; sie ist mehr als 1000 Fuß lang. Herzahlung der vorzüglichsten Stücke, nach Schulen, der französischen, deutschen, flämischen und italienischen, geordnet. Cardinal *Mauri* Calvarienberg, sonst *Mont-Valérien*, wohin vor der Revolution gewallfahrtet wurde. *Merlin* von Thionville kaufte ihn als ein Nationalgut. Da jetzt der letzte Besitzer gestorben ist: so soll er seiner vormaligen Bestimmung wieder gewidmet werden. Man hat hier eine weite Aussicht über Paris und die anstossenden Gegenden. XVII. *Versailles*. Diese einstmalige Residenz der Könige hatte eine Bevölkerung von 70.000 Seelen, jetzt sind kaum 15,000 da. Beschreibung des Schlosses. Grauensvolle Einsamkeit und Verwüstung darin. Orangerie am Schlosse, worin sich noch zwey Bäume aus der Zeit Franz I befinden. Park. *Klein - Trianon*, Lieblingsort der letzten Königin. Gewehrfabrik in dem vormaligen *Hôtel de la maison du Roi*, oder *Grand-Commun*. Die Einwohner von Versailles wiegen sich noch mit der Hoffnung, daß der Kaiser seinen Sitz bey ihnen nehmen werde. Kaiserliche Bibliothek zu Paris, aus mehr als 350.000 Bänden bestehend. Die Manuscripte füllen verschiedene Säle, worunter die seltensten Sachen aus der vatikanischen Bibliothek sich befinden. Garten zu Tivoli. Nachgemachte mineralische Wasser. Der Vf. war bey der Vorstellung des türkischen Gesandten. Ceremonieen dabey. Nachdem Napoleon die Geschenke des Sultans angesehen, sagte er zu dem Gesandten: „Sage Deinem Herrn, daß ich seine Geschenke mit Vergnügen annehme.“

weil ich weiß, daß er sie mir gerne giebt. Der Vf. verläßt Paris. XVIII. Nach 16 Monaten kommt er zurück. Stille, traurige Weinlese in Champagne; nur Weiber, Kinder und Greise damit beschäftigt. Paris sieht wie ausgestorben aus; der Hof befindet sich zu Fontainebleau, wo der Kaiser wöchentlich zwey bis dreymal auf die Hirschjagd geht. Dieser Aufenthalt zieht dieser Stadt für den Augenblick eine Vermehrung von 10,000 Seelen zu. Man lebt entsetzlich theuer und schlecht zu dieser Zeit, und hat Langeweile. Glänzender Hofstaat des Königs von Westphalen und des Großherzogs von Berg. Veränderungen in der Hofetikette. Kurze Beschreibung des Schlosses. XIX. Kriegserklärung gegen Portugal. Illumination zu Ehren des Königs von Westphalen. Großer Zuwachs der

Bauten seit einem Jahre. Alle pariser Schauspiele sind auf 4 große und 4 kleine herabgesetzt worden. Denkmal zu Ehren *Vaubans*. Friedrichs Degen, Stock und Schärpe, aufgehängt in der Invalidenkirche. Bäcker. Vermehrung der Gallerie durch Stücke aus Berlin, Salzdahlum, Cassel und Braunschweig. XX. Spiegelfabrik in der Vorstadt *St. Antoine*, von *Colbert* gegründet. *Barrière du Trône*, wo die permanente Guillotine war. Das Schloss von *Vincennes*, königliche Wohnung und Staatsgefängniß, existirt seit 1270. *Palais du Sénat-Conservateur*. Thron des Kaisers. Gemäßigtes Klima von Paris. Gegen das Ende des Octobers merkt man noch keine veränderte Farbe am Laube; man weiß wenig von Epidemien, und es giebt viele alte Leute daselbst. Dyl.

KLEINE SCHRIFTEN.

STATISTIK. *Frankfurt a. M.*, b. Mohr: *Vergleichende Uebersicht des Areals und der Volksmenge, der Cessionen und Acquisitionen des österreichischen Kaiserthums in den letzten fünf Jahren.* 1809. IV und 12 S. Fol. Die österreichische Monarchie, vor der so oft Europa erzitterte, hat seit ungefähr zehn Jahren so große Veränderungen erlitten, daß es der Mühe lohnte, die vielen Cessionen und Acquisitionen so gegen einander zu stellen, daß mit einem Blicke das Ganze übersehen werden könnte. Zwar fehlt es nicht an statistischen Schriften, in welchen die Veränderungen, so wie sie erfolgten, dargestellt wurden; aber eine vollständige vergleichende Uebersicht hatten wir noch nicht. Diese liefert nun der ungenannte Vf., der bescheiden genug ist, in der Vorbemerkung zu sagen, daß die Schrift bloß ein Beytrag zur künftigen vollständigen Bearbeitung dieses Gegenstandes sey. Das Ganze ist in tabellarischer Form bearbeitet. In der ersten Tabelle stellt der Vf. Oesterreich dar, was es vor dem presburger Frieden war. Die hier angeführten Urkunden sind: 1) der Friede zu Campo Formio; 2) der Friede zu Lüneville; 3) die Convention mit Frankreich vom 26sten Dec. 1802; endlich 4) der Deput. Abschied vom 28sten Febr. 1803. Er theilt die Monarchie in vier Haupttheile, wie *Hassel*, in West-, Ost-, Nord- und Süd-Oesterreich. Von jedem Theile führt derselbe Flächeninhalt und Volksmenge im Allgemeinen an, und läßt hierauf die einzelnen Provinzen zur Erläuterung und zum Beweise der Hauptsummen folgen. In der Angabe des Areals und der Volksmenge folgt derselbe *Hassel* selten, meistens *Lichtenstern*, auch *Bisfinger*, und hie und da *Demian*. Zu wünschen wäre, der Vf. hätte überall die Quellen und die Varianten angeführt, indem dadurch das Nachschlagen erspart worden wäre. Durch Zusammenhang bringt der Vf. 12,689³⁰/₁₀₀ geographische □ Meilen und 25,733,126 Seelen heraus. Man sieht hieraus, daß er das Mittel zwischen den höchsten und niedrigsten Angaben hält. Bey den einzelnen Theilen ist kurz die Zeit des Erwerbs angegeben, und in einer Anmerkung wird bemerkt, was Oesterreich im Frieden von Campo Formio u. s. w. abtrat, ohne jedoch dieses mit der Acquisition genau zu vergleichen. Die Angaben der einzelnen Provinzen liegen bey den folgenden Tabellen zum Grunde, so daß Wiederholungen jener Provinzen, in denen nichts geändert wurde, nicht notwendig waren. — Die zweyte Tabelle stellt die Cessionen und Acquisitionen als Folge des presburger Friedens dar. Die Cessionen betrug überhaupt 1310³⁷/₁₀₀ □ M. und 2,719,000 Seelen, die Acquisitionen (etwas zu hoch nach neueren Berechnungen) 181 □ M. 216,000 Seelen, der Verlust überhaupt bestand also in 1129³⁷/₁₀₀ □ M. und 2,503,000 Seelen; der Bestand der Monarchie war 11559⁹³/₁₀₀ □ Meil. und 23,230,126 Seelen. Dieser wird nun specieller dargestellt, in der Tabelle III. Wir bemerken jedoch hier, daß der Vf. den Verlust, welchen Oesterreich durch die Convention d. d. Paris vom 10ten Oct. 1807 erlitt, zwar angedeutet, aber nicht in Abzug gebracht hat, wodurch im Bestande des Ganzen eine Differenz von wenigstens 14 □ M. und 24,000 Seelen entsteht. Dieses gleicht sich aber in Tabelle IV wieder aus, da nach dem wiener Frieden das Ganze cedirt wurde. In Tabelle IV

werden die Cessionen als Folge des Friedens zu Wien dargestellt. Der Vf. setzt die einzelnen Provinzen und Districte nach seinen bisherigen Angaben hier an, und bringt so den Total-Verlust auf 2038⁶⁰/₁₀₀ □ M. und 3,475,536 Seelen. Diese Angaben weichen von denen anderer Statistiker ab, welche den Total-Verlust theils nur (offenbar zu gering) auf 1930 □ M. und etwa 3 Millionen Seelen angeben, theils ihn auf 2200 □ M. mit 3,300,000 Seelen setzen. Diese Differenzen rühren von der Berechnung der Lande Salzburg und Berchtesgaden, des Stückes des Hausrückviertels, des Districts um Krakau; der böhmischen Enklaven in Sachsen, endlich der Abtretungen an Rußland her, von welchen überhaupt der Flächeninhalt dormalen noch nicht genau angegeben werden kann. Die Angabe von 164 □ M. für Rußland ist indessen hier gewiss zu gering, so wie 83 □ M. von der agrarischen Gespannschaft. Wenn die bis jetzt über diesen Verlust erschienenen Charten in Ansehung der Grenzen richtig sind: so dürfte sich die Angabe von 2200 □ M. am meisten der Wahrheit nähern. Bey Berechnung der Volksmenge ist die Variante minder bedeutend. Übrigens hat der Vf. bey jeder Verlust-Angabe zwar bekannte, aber hier am rechten Orte stehende Anmerkungen beygefügt. — Die fünfte Tabelle enthält das Resultat der vorigen, nämlich den jetzigen Bestand der Monarchie, welche auf 9501 □ M. und 19,754,599 Seelen kommt; Andere nehmen 9100 □ M. und 20 Millionen Menschen an, welcher Unterschied sich aus obigen Bemerkungen erklären läßt. — In der sechsten Tabelle endlich werden die Veränderungen, welche sich mit den Staaten des Erzherzogs, Großherzogs von Würzburg, des Erzherzogs von Modena-Breisgau, und dem Deutschmeisterthum ergeben haben, auf die nämliche Art nach den besten Quellen dargestellt.

Aus dieser Anzeige sieht man, daß diese Tabellen zum Handgebrauch von Nutzen sind, und einen leichten Überblick des Ganzen gewähren; einen weit größeren würden sie gewährt haben, wenn hiebey auch der Verlust des National-Reichthums mehr berücksichtigt worden wäre. Das ist unstreitig im jetzigen Augenblicke für das ganze Publicum von sehr hohem Interesse; die Arbeit würde nach den vorhandenen schätzbaren Schriften von *Lichtenberg*, *Demian*, *Bisfinger* und anderen österreichischen Statistikern eben nicht schwer seyn. Die Veränderungen, welche hier Statt finden, betreffen nicht bloß die österreichische Monarchie, sie betreffen den ganzen Handel, sie berühren eine große Menge Menschen in Deutschland, von denen viele ihr ganzes Vermögen dem Hause Oesterreich anvertraut haben, und nun, vielleicht ohne Grund, dasselbe ganz zu verlieren befürchten. Eine lichtvolle Darstellung der Verhältnisse würde wahrscheinlich darthun, daß, bey dem ungeheuren Verluste Oesterreichs, dieses dennoch so unendliche Quellen des National-Reichthums behält, daß es bey guter Wirtschaft, und bey Einschränkungen aller Art im Stande seyn wird, sich aus allen den Verlegenheiten zu helfen, in welche es durch eine lange Reihe unglücklich geführter Kriege gestürzt worden ist. Vorzüglich wäre nützlich, bey dieser Gelegenheit umständlich zu entwickeln, welchen Einfluß besonders die Abtretung von Triest für Deutschlands Handel haben wird. S. i.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 21 FEBRUAR, 1810.

LITERATURGESCHICHTE.

HALLE U. BERLIN, in d. Buchhandl. des hallischen Waisenhauses: *Leben, Charakter und Verdienste Johann Augst. Nösfelts*, königl. preuss. Geheimen Raths, Doctors und Professors der Theologie (zu Halle). Nebst einer Sammlung einiger zum Theil ungedruckten (r) Aufsätze, Briefe und Fragmente. Herausgegeben von D. Augst Hermann Niemeyer. I Abtheilung. Biographie und Charakteristik. XXXII u. 256 S. II Abtheilung. Sammlung nösfeltischer Aufsätze und Fragmente. 266 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Der unvergessliche Mann, dessen Gedächtniß dieses Buch gewidmet ist, war einer von jenen achtungswürdigen Theologen, die, ohne den oft verführerischen Reformations- oder gar Revolutions-Drang in ihren stillen Geist eindringen zu lassen, mit Ruhe und Besonnenheit selbst forschen, sich durch kein leicht und einladend entgegenkommendes Resultat blenden lassen, sondern, ohne je zu ermüden, aber sich dessen stets bewußt, was sie wollen, ihre Forschungen verfolgen, die — immer misstrauisch gegen sich selbst auf einem Felde des Wissens, wo keckes Selbstvertrauen am leichtesten verderblich wird — anspruchslos und bescheiden, was sie gefunden, nur als eine Wegweisung für die künftigen Forscher aufstellen, die mit Gelehrsamkeit und Unparteylichkeit die Bemühungen und Verdienste älterer, von Vielen undankbar vergessener Theologen prüfen und anerkennen, die mit tiefblickender besonders historischer Erudition keine auch weniger kenntliche Spur eines helleren Meinens, eines freyeren und gründlicheren Wissens in der abgewichenen Zeit übersehen — die, je mehr bey dem allem der Geist wahrer Religiosität zu den Grundzügen ihres Wesens gehört, desto mehr dem Studium der Gottesgelahrtheit nach ihrem rechten Sinne und nach ihrem ganzen Einflusse förderlich werden. Er war einer von jenen umfassenden und selbstständigen Gelehrten, welche, von der allgemeinen Erkenntniß des Ganzen ihrer Wissenschaft ausgehend, mit einem durch sich selbst angeregten und belohnten Eifer, von ihrer Untersuchung keine der besondern Wissenschaften ausschließen, die zu dem Cyklus der theologischen gerechnet werden, — auch die nicht vernachlässigen, welche der Geist der Zeit in seiner oftmals frivolen Schätzung geringer anschlägt, keine zum Nachtheil der anderen vorziehen, auch dann nicht, wenn eine Privatneigung sie ihnen werther

J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

machte, und bey einer jeden das Ziel, wohin das Studium leiten soll, beharrlich festhalten. Nie gewohnt, irgend eine Mühe zu scheuen, zog er vor und empfahl geflissentlich die mühsamen Untersuchungen, weil — wie er zu sagen pflegte — deren, welche den Lorbeer leicht erringen wollten, mit einem oberflächlichen Wissen zufrieden, ohnedieß eine zu große Schaar sey. Bey allem aber, was er so unverdrossen arbeitete, und mit so seltenem Erfolge erarbeitete, suchte er nichts so wenig, als eigene Ehre; nur darin wollte er etwas seyn, daß er jenem ihm über alles theuren Heiligthum — der Religion — mehr erkenntliche, verständige und gemüthliche Priester wecken und bilden möchte. Nicht war er einer von denen, die bey einem selbstischen Neuerungstriebe, oder bey der Hingebung an irgend eine sich selbst verkennende Systemphilosophie, bey Vielen selten der Anklage entgegen, daß das Selbstgefallen über den erkämpften Sieg ihnen mehr anliege, als der rechte Triumph der Wahrheit, und daß die Neigung eben so vielen Antheil an ihrem festen Auftreten und an ihrem Umsturz oder doch Angriff des bis dahin Festgestellten habe, als das reine Interesse an der Forschung. Er trat überall leise auf, aber bey seinem leisen Tritt ward man an Melanchthon erinnert, der nie wegen verschuldeter Schwachheit oder wegen eines Mangels an Energie leise ging, sondern weil er sich selbst kannte, und es sich tief bewußt war, daß gerade durch dieses geräuschlose, aber ernste und besonnene Wirken am gewissesten dem Reich der Freyheit und der Liebe geholfen werde. Auch die köstliche Moderation in allem, was und wie es N. niemals unkräftig ergriff, die Umsicht auf die Nebenpunkte, durch welche die Ausmittlung der Wahrheit Vollständigkeit und Gründlichkeit erhält, die von ihm so gepflegt und gern angewandte analytische Methode, die Benutzung derselben für das exegetische und historische theologische Studium, das verhältnismäßig Wenige von literarischer Thätigkeit, der Eifer und die Liebe für das akademische Lehramt — alles dieß möchte zu Ähnlichkeitspunkten zwischen ihm und Melanchthon hinführen, auf die wir indeß durchaus kein Gewicht legen mögen.

Doch wir vergessen, daß wir hier keine Charakterisirung des ehrwürdigen Verstorbenen geben wollen, sondern eine Anzeige der *Denkschrift* auf ihn. Uns war diese eine desto willkommener Erscheinung, je weniger wir sie fast erwartet hatten, und je mehr sie uns gleichwohl geeignet schien, das

Urtheil des gröfseren Publicums über einen Mann, der, wie es uns vorkam, von diesem nicht immer gewürdigt wurde, so wie ers verdiente, — vielleicht wegen seiner geringern literarischen Celebrität, besonders in den letzten Jahren — zu berichtigen. Hatte doch nicht einmal *Nöffelts* vormaliger berühmter College — *Sewler* — seinen Biographen gefunden, so viel ihm durch die 'eigne angefangene Lebensbeschreibung des merkwürdigen Mannes vorgearbeitet war: wie durfte man es — die trübe und drangsalvolle Zeit, wo N. starb, hinzugenommen — von diesem erwarten! Gleichwohl ist es ihm so gut geworden, den zu seinem Lebensbeschreiber zu erhalten, den er sich, sofern er darüber je einen deutlichen Wunsch hegte, gewifs vor Allen dazu erwählt haben würde. Wenn irgend einer, so war Hr. Kanzler *Niemeyer*, als ehemaliger Schüler, dann als College, und — was mehr ist — als vieljähriger Freund *Nöffelts*, also in so vielen und verschiednenartigen Verhältnissen mit ihm auf das genaueste bekannt und vertraut, dazu berufen, sein Biograph zu werden. Ausser seiner eigenen Beobachtung und Kenntniß des Verstorbenen, konnte er mehrere ihm von den Erben übergebene Papiere aus seinem Nachlass nutzen, besonders die *Fragmente einer Selbstbiographie*, die N. leider zu spät zu bearbeiten anlang. Wie dieß geschehen sey, mit wie viel Unsicht, mit welchem behutsamen Urtheil, mit wie viel Geist — und mit welcher anziehenden Wärme und Kraft der Darstellung; wie dieses Buch nicht bloß interessant für den geworden sey, der an einer Denkschrift auf *Nöffelt* irgend einen dankbaren Antheil nimmt, sondern auch lehrreich für Jeden, den die Geschichte der Zeit, in welche *Nöffelts* Leben fiel, in ihrer Verbindung mit der Geschichte der Theologie interessiert, lehrreich insonderheit für den jungen Theologen, der hier ein seltenes Beyspiel des geordneten Fleißes, der Amtstreue, der Gewissenhaftigkeit und Frömmigkeit gerade in seiner musterhaften Natur aufgestellt sieht: das können wir hier nur andeuten. Die Leser, die mit Sinn zu lesen wissen, werden es erfahren.

Das Buch sollte nicht eine Lobschrift auf N. seyn, die vielleicht mit geringen Abänderungen auf jeden verdienten akademischen Lehrer oder Theologen anwendbar wäre. Alles, was in den Urkunden der Geschichte seines äusseren und inneren Lebens und Wirkens zu finden war, sollte gesammelt werden, damit ihn der Leser von den ersten Stufen seiner Bildung an bis auf die letzte begleiten, und aus dem Gange seines Geistes und der Einwirkung der äusseren Umstände sich erklären könnte, wie und wodurch er das gerade ward, was man als das Eigenthümliche seines ganzen Wesens erkennt. Ein schönes Resultat geht hervor, nämlich das das Streben nach Wahrheit und das Freymachen des Geistes von allen Fesseln verjährter Meinungen und Lehrformen, auch in religiöser Hinsicht, mit der Innigkeit des Gefühls verträglich sey, das in so manchen seiner Vorträge, in so vielen seiner Aufsätze und Briefe unverkennbar ist, aber das auch diese Innigkeit und Tiefe des

Gefühls nichts weniger als nothwendig zur Schwärmerey oder zu einem alles verdunkelnden Mysticismus führe. Man sieht, das *Nöffelt* — so wie kein wahrhaft frommer Charakter ohne Mystik zu denken ist — ein Mystiker war in dem edelsten Sinne des Worts; aber das seinem klaren Geiste eben so sehr alles geoffene Streben nach dem Unverständlichen widerstand, wo man verständig werden konnte, alles gesuchte Helldunkel, wodurch sich oft eine Parthey vor der anderen interessant machen, und jener leicht beweglichen und habhaften Gemüther bemächtigen will, so wenig ihr auch dieser Sieg Ehre bringt. — Rec. hat die Biographie, so wie die mitgetheilten literarischen Fragmente, mit einem desto höheren Interesse gelesen, je inniger seine Liebe und Hochachtung gegen den Verstorbenen schon in jener Zeit war, als er ganz in seiner Nähe, und oft in seinem Umgange lebte, und als ihn vor Vielen die Gelegenheit wurde, seinen Geist und seinen Charakter genau kennen zu lernen. Das Buch verschaffte ihm, und wird Vielen von denen, welchen es gewidmet ist, nämlich „den Freunden und Zuhörern *Nöffelts*“ — eine höchst angenehme Freude gewähren, schon durch die vergegenwärtigte Erinnerung an glückliche Jahre, die unstreitig für Jeden, der sie nur einigermaßen zu benutzen verstand, zu den schönsten wie zu den freyesten des Lebens gehören.

Der erste Theil zerfällt in fünf Abschnitte, in deren beiden ersten *Nöffelts* Biographie und Charakteristik geliefert, hierauf *Nöffelt* als Gelehrter, besonders als Theologe, dann als akademischer Lehrer, zuletzt als Schriftsteller geschildert wird. Diese Zerstückelung in den drey letzten Abschnitten mögen wir nicht gut heißen. Bemerkungen, wovon die eine auf die andere ein Licht wirft, werden ohne Noth getrennt, die Einheit des Ganzen unterbrochen, und einige Wiederholungen sind unvermeidlich.

Nöffelts Lebenslauf ward, wie es selten bey Gelehrten, zumal bey akademischen Docenten, der Fall ist, nicht durch besondere Katastrophen merkwürdig. Er ward in Halle am 2 May 1734 geboren, und ausser einer durch die Ökonomie seines Vaters (eines Kaufmanns) allzusehr beschränkten und übereilten Reise durch einige Theile von Deutschland, der Schweiz und Frankreich, die er nach Vollendung seiner akademischen Studien unternahm, verlief er seinen Geburtsort, wo er alsdann nach und nach in den akademischen Würden und Ämtern höher stieg, nie wieder auf längere Zeit. Sein Leben war ein stilles, nur der Wissenschaft und seiner Familie geweihtes Leben. Der Vf. hat es verstanden, auch ein solches weit mehr inneres als äusseres Leben, durch überall eingemischte sprechend charakteristische Züge, durch beständige, die Geschichte der Facultät, deren Mitglied N. war, in merkwürdigen Perioden bezeichnende und aufhellende Gesichtspuncte interessant zu machen. So führt die Periode, in welcher der Streit dieser Facultät theils mit dem in Berlin errichteten Oberschulcollegio, theils mit der besonders durch *Hermes* organisirten Examinationscommission, vulgo Glaubenscommission ge-

nannt, so rühmlich durchgeführt wurde, zu Resultaten, die eben so entscheidend sind für Nöfse's männlichen und freyen Sinn, als für die musterhafte Einmüthigkeit und Consequenz der Facultät. Je weniger der Vf. hier als bloßer Referent erscheint, je mehr er selbst werththätiges Mitglied der Facultät in dieser Zeit war: desto belehrender und individueller wird die Darstellung. Merkwürdig, auch für die gegenwärtigen Zeitumstände, sind die S. 42 eingeschalteten Briefe, wodurch ein berühmter Lehrer in Göttingen damals N. für diese Universität zu gewinnen suchte. „Sollten Sie sich nicht entschließen können (schreibt er einmal), einen Aufenthalt bey uns anzunehmen, wo mit der *größten Unabhängigkeit und Freyheit* die anständigste Begegnung der Obern und wohlwollende Anerkennung jedes Verdienstes das Leben angenehm macht?“ — Und in einem anderen Briefe: „Sie kommen in ein *freyes Land*, auf eine Akademie, wo der Gelehrte geschätzt, geehrt und selbst vom stolzesten Adel gescheuet wird, und wo man, zumal dem theologischen Professor, mit einer seltenen Ehrerbietung begegnet. *Unabhängig* leben Sie hier von Allen“ u. s. w.

Ganz vorzüglich hat uns der folgende Abschnitt — die *Charakterbeschreibung* — angezogen. Er ist mit Liebe gearbeitet, und verräth überall die sichere und geübte Hand, die nie einen Zug ohne Zweck für das Ganze und ihn immer am rechten Orte anbringt, die ohne das Bild verschönern zu wollen, doch nie etwas thun mag, wodurch der wohlgefällige Eindruck, den es nothwendig auf den Beschauer machen muß, geschmälert werden könnte. Es ist wahre Erbauung, was dieser Theil des Buchs in dem Leser zurückläßt. Man kann diese Erklärungen über die Religiosität, über den Glauben und die Liebe in dem Gemüth des Verstorbenen, über seine Strenge gegen sich selbst, und über die Bescheidenheit, Billigkeit und Schonung Anderer, über die Stille und den Ernst, über die Festigkeit seines Charakters — nicht lesen, ohne sich selbst erhoben und erwärmt zu fühlen, ohne Muth zu der Menschheit zu bekommen, weil so ehrwürdige Gestalten in ihr erscheinen. Rec. fühlte hier wieder und empfing dieselben Eindrücke, die ihn die Lectüre des herrlichen „*Lebens J. J. Spaldings*“ gegeben hatte. — Eine Anmerkung erlaube uns der Vf. In Nöfse's Charakter lag — was die nicht leugnen werden, die ihn aus der Nähe beobachten konnten — eine gewisse Passivität, die sich am meisten durch eine Nachgiebigkeit, ein Sich leiten lassen verrieth, wodurch er vielleicht bey denen, die ihn nicht ganz kannten, den Schein einer Schwachheit auf sich lud, die ihm doch in Wahrheit fremd war. Über diesen Zug hätten wir etwas zu lesen gewünscht. Der Grund dieser Eigenthümlichkeit war gewiss die überwiegende Bescheidenheit, jene *Demuth* des seltenen Mannes, die weit lieber auf sich selbst irgend ein nachtheiliges Licht fallen liefs, als dafs sie den Gedanken hätte ertragen können, Anderen drückend zu werden. Auch seine merkwürdige Scheu vor jedem *faustosen* Wesen, das sich durch irgend eine Äußerlichkeit geltend ma-

chen will, die sich in seiner hohen Simpliçität der Kleidung, ja in dem schwarzen Amtsrock kenntlich machte, worin er, jeder Mode und Bequemlichkeit zum Trotz, in seinen Vorlesungen erschien, hätte vielleicht Erwähnung verdient. Hiemit hing die Eigenthümlichkeit zusammen, wonach er — ein abgefagter Feind aller Titel der Gelehrten — wenn er einen Mann citirte, *nie* ein anderes Prädicat als „*Herr*“ davor setzte. — Die schweren Familienleiden, die N. trafen, werden mit Innigkeit und Zartheit erzählt. Warum werden sie nicht in dem vorübergehenden Abschnitt, wohin sie eigentlich gehören, erwähnt? — Die eingestochene Schilderung einer vortrefflichen Frau, die N's. Freundin war, erregt den Wunsch, mehr von ihr zu wissen.

Der Abschnitt: *Nöfse als Gelehrter, besonders als Theologe* — entwickelt, nach einem vorher gegebenen Überblick der Geschichte der Theologie im vorigen Jahrhundert, seine Verdienste als *Exeget, Kirchenhistoriker, Literator, Dogmatiker, Moralist*. Überall lehrreiche Winke und gediegene Würdigung. Es geht hervor, dafs — wenn N. in der Wissenschaft, welcher er vorzüglich lebte, nicht unter den originalen Köpfen zu nennen ist, er desto mehr zu ihren Pflegern und Conservatoren gehörte, die eine unverwandte Aufmerksamkeit auf alles, was sie fördern und ihr nachtheilig werden kann, rastloses Arbeiten an ihrer Vervollkommnung, und kräftiger Widerstand gegen jeden Versuch, zur Unwissenheit, zur blinden Autorität, oder zur bodenlosen Schwärmerey zurückzuführen, auszeichnet. Wir hätten gewünscht, dafs N. insonderheit auch als *Begründer einer theologischen Encyclopädie* in das verdiente Licht gestellt wäre. Von dem ausgezeichneten Verdienste, welches er sich durch seine nicht genug zu schätzende „Anweisung zur Bildung angehender Theologen“ erworben, indem darin die Grenzen der theologischen Wissenschaften gegen einander bestimmt, und herrliche Ideale von dem, was jede derselben leisten soll, gegeben werden, sammt praktischen Fingerzeigen für die Neophyten — alles dies von einem Veteran, von einem Meister der Wissenschaft — hätte nach unserer Einsicht desto gesüßlicher behandelt werden sollen, da sich N. auf diesem Felde gewissermaßen eine neue Bahn brach.

Von seinem Verdienste als *akademischer Lehrer*, also von seinem eigentlichen Amtsverdienste, wird in dem Folgenden eine getreue und in jeder Rücksicht befriedigende Darstellung gegeben. Reichthum an Sachen, wobey man doch immer wahrnahm, dafs, was er gab, aus einem noch weit größeren Schatz von Kenntnissen genommen sey, Gründlichkeit, Deutlichkeit, Bestimmtheit, lichtvolle Ordnung, strenge Rücksicht auf das Bedürfnis der Zuhörer, war in jeder seiner Vorlesungen als der Endpunkt, worauf seine Methode berechnet war, sichtbar. — Als eine bemerkenswerthe charakteristische Eigenthümlichkeit durfte vielleicht noch die Ausführlichkeit erwähnt werden, womit N. die Einleitung zu seinen Vorlesungen zu behandeln pflegte, namentlich zu den hermeneutischen (über *Erneſti's Interpret*) und zu der theologischen

Urtheil des gröfseren Publicums über einen Mann, der, wie es uns vorkam, von diesem nicht immer gewürdigt wurde, so wie ers verdiente, — vielleicht wegen seiner geringern literarischen Celebrität, besonders in den letzten Jahren — zu berichtigen. Hatte doch nicht einmal Nöffelts vormaliger berühmter College — *Semler* — seinen Biographen gefunden, so viel ihm durch die eigne angefangene Lebensbeschreibung des merkwürdigen Mannes vorgearbeitet war: wie durfte man es — die trübe und drangsalvolle Zeit, wo N. starb, hinzugenommen — von diesem erwarten! Gleichwohl ist es ihm so gut geworden, den zu seinem Lebensbeschreiber zu erhalten, den er sich, sofern er darüber je einen deutlichen Wunsch hegte, gewifs vor Allen dazu erwählt haben würde. Wenn irgend einer, so war Hr. Kanzler *Niemeyer*, als ehemaliger Schüler, dann als College, und — was mehr ist — als vieljähriger Freund Nöffelts, also in so vielen und verschiedenartigen Verhältnissen mit ihm auf das genaueste bekannt und vertraut, dazu berufen, sein Biograph zu werden. Ausser seiner eigenen Beobachtung und Kenntnifs des Verstorbenen, konnte er mehrere ihm von den Erben übergebene Papiere aus seinem Nachlass nutzen, besonders die *Fragmente einer Selbstbiographie*, die N. leider zu spät zu bearbeiten anfang. Wie dies geschehen sey, mit wie viel Umsicht, mit welchem behutsamen Urtheil, mit wie viel Geist — und mit welcher anziehenden Wärme und Kraft der Darstellung; wie dieses Buch nicht blofs interessant für den geworden sey, der an einer Denkschrift auf Nöffelt irgend einen dankbaren Antheil nimmt, sondern auch lehrreich für Jeden, den die Geschichte der Zeit, in welche Nöffelts Leben fiel, in ihrer Verbindung mit der Geschichte der Theologie interessiert, lehrreich insonderheit für den jungen Theologen, der hier ein seltenes Beyspiel des geordneten Fleisses, der Amtstreue, der Gewissenhaftigkeit und Frömmigkeit gerade in seiner musterhaften Natur aufgestellt sieht: das können wir hier nur andeuten. Die Leser, die mit Sinn zu lesen wissen, werden es erfahren.

Das Buch sollte nicht eine Lobschrift auf N. seyn, die vielleicht mit geringen Abänderungen auf jeden verdienten akademischen Lehrer oder Theologen anwendbar wäre. Alles, was in den Urkunden der Geschichte seines äusseren und inneren Lebens und Wirkens zu finden war, sollte gesammelt werden, damit ihn der Leser von den ersten Stufen seiner Bildung an bis auf die letzte begleiten, und aus dem Gange seines Geistes und der Einwirkung der äusseren Umstände sich erklären könnte, wie und wodurch er das gerade ward, was man als das Eigenthümliche seines ganzen Wesens erkennt. Ein schönes Resultat geht hervor, nämlich das das Streben nach Wahrheit und das Freymachen des Geistes von allen Fesseln verjährter Meinungen und Lehrformen, auch in religiöser Hinsicht, mit der Innigkeit des Gefühls verträglich sey, das in so manchen seiner Vorträge, in so vielen seiner Aufsätze und Briefe unverkennbar ist, aber das auch diese Innigkeit und Tiefe des

Gefühls nichts weniger als nothwendig zur Schwärmerey oder zu einem alles verdunkelnden Mysticismus führe. Man sieht, das Nöffelt — so wie kein wahrhaft frommer Charakter ohne Mystik zu denken ist — ein Mystiker war in dem edelsten Sinne des Worts; aber das seinem klaren Geiste eben so sehr alles geöffnende Streben nach dem Unverständlichen widerstand, wo man verständig werden konnte, alles gesuchte Helldunkel, wodurch sich oft eine Parthey vor der anderen interessant machen, und jener leicht beweglichen und habhaften Gemüther bemächtigen will, so wenig ihr auch dieser Sieg Ehre bringt. — Rec. hat die Biographie, so wie die mitgetheilten literarischen Fragmente, mit einem desto höheren Interesse gelesen, je inniger seine Liebe und Hochachtung gegen den Verstorbenen schon in jener Zeit war, als er ganz in seiner Nähe, und oft in seinem Umgange lebte, und als ihm vor Vielen die Gelegenheit wurde, seinen Geist und seinen Charakter genau kennen zu lernen. Das Buch verschaffte ihm, und wird Vielen von denen, welchen es gewidmet ist, nämlich „den Freunden und Zuhörern Nöffelts“ — eine höchst angenehme Freude gewähren, schon durch die vergegenwärtigte Erinnerung an glückliche Jahre, die unstreitig für Jeden, der sie nur einigermaßen zu benutzen verstand, zu den schönsten wie zu den freyesten des Lebens gehören.

Der erste Theil zerfällt in fünf Abschnitte, in denen beiden ersten Nöffelts Biographie und Charakteristik geliefert, hierauf Nöffelt als Gelehrter, besonders als Theologe, dann als akademischer Lehrer, zuletzt als Schriftsteller geschildert wird. Diese Zerstückelung in den drey letzten Abschnitten mögen wir nicht gut heissen. Bemerkungen, wovon die eine auf die andere ein Licht wirft, werden ohne Noth getrennt, die Einheit des Ganzen unterbrochen, und einige Wiederholungen sind unvermeidlich.

Nöffelts Lebenslauf ward, wie es selten bey Gelehrten, zumal bey akademischen Docenten, der Fall ist, nicht durch besondere Katastrophen merkwürdig. Er ward in Halle am 2 May 1734 geboren, und ausser einer durch die Ökonomie seines Vaters (eines Kaufmanns) allzusehr beschränkten und übereilten Reise durch einige Theile von Deutschland, der Schweiz und Frankreich, die er nach Vollendung seiner akademischen Studien unternahm, verliess er seinen Geburtsort, wo er alsdann nach und nach in den akademischen Würden und Ämtern höher stieg, nie wieder auf längere Zeit. Sein Leben war ein stilles, nur der Wissenschaft und seiner Familie geweihtes Leben. Der Vf. hat es verstanden, auch ein solches weit mehr inneres als äusseres Leben, durch überall eingemischte sprechend charakteristische Züge, durch beständige, die Geschichte der Facultät, deren Mitglied N. war, in merkwürdigen Perioden bezeichnende und aufhellende Gesichtspuncte interessant zu machen. So führt die Periode, in welcher der Streit dieser Facultät theils mit dem in Berlin errichteten Oberschulcollegio, theils mit der besonders durch *Hermes* organisirten Examinationscommission, vulgo Glaubenscommission ge-

nannt, so rühmlich durchgeführt wurde, zu Resultaten, die eben so entscheidend sind für Nöf-
selt's männlichen und freyen Sinn, als für die mu-
sterhafte Einmüthigkeit und Consequenz der Fa-
cultät. Je weniger der Vf. hier als bloßer Referent
erscheint, je mehr er selbst werththätiges Mitglied der
Facultät in dieser Zeit war: desto belehrender und in-
dividueller wird die Darstellung. Merkwürdig, auch
für die gegenwärtigen Zeitumstände, sind die S. 42 ein-
geschalteten Briefe, wodurch ein berühmter Lehrer
in Göttingen damals N. für diese Universität zu gewin-
nen suchte. „Sollten Sie sich nicht entschließen könn-
en (schreibt er einmal), einen Aufenthalt bey uns an-
zunehmen, wo mit der *größten Unabhängigkeit und*
Freyheit die anständigste Begegnung der Obern und
wohlwollende Anerkennung jedes Verdienstes das Le-
ben angenehm macht?“ — Und in einem anderen
Briefe: „Sie kommen in ein *freyes Land*, auf eine
Akademie, wo der Gelehrte geschätzt, geehrt und
selbst vom stolzeften Adel gescheuet wird, und wo
man, zumal dem theologischen Professor, mit einer
seltenen Ehrerbietung begegnet. *Unabhängig* leben
Sie: hier von Allen“ u. s. w.

Ganz vorzüglich hat uns der folgende Abschnitt
— die *Charaktersschilderung* — angezogen. Er ist mit
Liebe gearbeitet, und verräth überall die sichere und
geübte Hand, die nie einen Zug ohne Zweck für das
Ganze und ihn immer am rechten Orte anbringt, die oh-
ne das Bild verschönern zu wollen, doch nie etwas
thun mag, wodurch der wohlgefällige Eindruck, den
es nothwendig auf den Beschauer machen muß, ge-
schmälert werden könnte. Es ist wahre Erbauung,
was dieser Theil des Buchs in dem Leser zurückläßt.
Man kann diese Erklärungen über die Religiosität,
über den Glauben und die Liebe in dem Gemüth des
Verstorbenen, über seine Strenge gegen sich selbst,
und über die Bescheidenheit, Billigkeit und Scho-
nung Anderer, über die Stille und den Ernst, über
die Festigkeit seines Charakters — nicht lesen, ohne
sich selbst erhoben und erwärmt zu fühlen, ohne Muth
zu der Menschheit zu bekommen, weil so ehrwürdi-
ge Gestalten in ihr erscheinen. Rec. fühlte hier wie-
der und empfing dieselben Eindrücke, die ihn die
Lectüre des herrlichen „*Lebens J. J. Spaldings*“ ge-
geben hatte. — Eine Anmerkung erlaube uns der Vf.
In Nöfslt's Charakter lag — was die nicht leugnen
werden, die ihn aus der Nähe beobachten konnten
— eine gewisse Passivität, die sich am meisten durch
eine Nachgiebigkeit, ein Sich leiten lassen verrieth,
wodurch er vielleicht bey denen, die ihn nicht ganz
kannten, den Schein einer Schwachheit auf sich lud,
die ihm doch in Wahrheit fremd war. Über diesen
Zug hätten wir etwas zu lesen gewünscht. Der Grund
dieser Eigenthümlichkeit war gewiss die überwiegen-
de Bescheidenheit, jene *Demuth* des seltenen Mannes,
die weit lieber auf sich selbst irgend ein nachtheiliges
Licht fallen liefs, als dafs sie den Gedanken hätte
ertragen können, Anderen drückend zu werden. Auch
seine merkwürdige Scheu vor jedem *faßlosen* Wesen,
das sich durch irgend eine Ausserlichkeit geltend ma-

chen will, die sich in seiner hohen Simpli-
cität der Klei-
dung, ja in dem schwarzen Amtsrock kenntlich machte,
worin er, jeder Mode und Bequemlichkeit zum
Trotz, in seinen Vorlesungen erschien, hätte vielleicht
Erwähnung verdient. Hiemit hing die Eigenthüm-
lichkeit zusammen, wonach er — ein abgeflagter Feind
aller Titel der Gelehrten — wenn er einen Mann ci-
tirte, *nie* ein anderes Prädicat als „*Herr*“ davor setz-
te. — Die schweren Familienleiden, die N. trafen,
werden mit Innigkeit und Zartheit erzählt. Warum
werden sie nicht in dem vorhergehenden Abschnitt,
wohin sie eigentlich gehören, erwähnt? — Die ein-
geflochtene Schilderung einer vortrefflichen Frau, die
N's. Freundin war, erregt den Wunsch, mehr von
ihr zu wissen.

Der Abschnitt: *Nöfslt als Gelehrter, besonders
als Theologe* — entwickelt, nach einem vorher ge-
gebenen Überblick der Geschichte der Theologie im
vorigen Jahrhundert, seine Verdienste als *Exeget, Kir-
chenhistoriker, Literator, Dogmatiker, Moralist*. Über-
all lehrreiche Winke und gediegene Würdigung. Es
geht hervor, dafs — wenn N. in der Wissenschaft,
welcher er vorzüglich lebte, nicht unter den origina-
len Köpfen zu nennen ist, er desto mehr zu ihren Pfl-
gern und Conservatoren gehörte, die eine unverwand-
te Aufmerksamkeit auf alles, was sie fördern und ihr
nachtheilig werden kann, rastloses Arbeiten an ihrer
Vervollkommnung, und kräftiger Widerstand gegen
jeden Versuch, zur Unwissenheit, zur blinden Auto-
rität, oder zur bodenlosen Schwärmerey zurückzufüh-
ren, auszeichnet. Wir hätten gewünscht, dafs N. in-
sonderheit auch als *Begründer einer theologischen En-
cyclopädie* in das verdiente Licht gestellt wäre. Von
dem ausgezeichneten Verdienste, welches er sich durch
seine nicht genug zu schätzende „Anweisung zur Bil-
dung angehender Theologen“ erworben, indem da-
rin die Grenzen der theologischen Wissenschaften ge-
gen einander bestimmt, und herrliche Ideale von dem,
was jede derselben leisten soll, gegeben werden, sammt
praktischen Fingerzeigen für die Neophyten — alles
dies von einem Veteran, von einem Meister der Wis-
senschaft — hätte nach unserer Einsicht desto geis-
tentlicher behandelt werden sollen, da sich N. auf die-
sem Felde gewissermaßen eine neue Bahn brach.

Von seinem Verdienste *als akademischer Lehrer*,
also von seinem eigentlichen Amtsverdienste, wird in
dem Folgenden eine getreue und in jeder Rücksicht be-
friedigende Darstellung gegeben. Reichthum an Sachen,
wobey man doch immer wahrnahm, dafs, was er gab,
aus einem noch weit größeren Schatz von Kenntnissen
genommen sey, Gründlichkeit, Deutlichkeit, Bestimm-
theit, scharfvolle Ordnung, strenge Rücksicht auf das
Bedürfnis der Zuhörer, war in jeder seiner Vorle-
sungen als der Endpunkt, worauf seine Methode
berechnet war, sichtbar. — Als eine bemerkens-
werthe charakteristische Eigenthümlichkeit durfte viel-
leicht noch die Ausführlichkeit erwähnt werden, womit
N. die Einleitung zu seinen Vorlesungen zu be-
handeln pflegte, namentlich zu den hermeneutischen
(über *Erneft's Interpret*) und zu der theologischen

Literatur. Die weniger denkenden Zuhörer, die nur etwas in die Feder haben wolten, waren damit oft unzufrieden. Die mehr überlegenden fanden darin unschätzbare Winke über die Methode, über den Werth, über die Hülfsmittel und Geschichte des vorliegenden Studiums, die er freygebig aus dem reichen Fonds seiner Gelehrsamkeit mittheilte, und durch die er Gesichtspunkte aufstellte, aus welchen seine eigenthümliche Behandlung der Wissenschaft erst als die nutzbarste für die Zuhörer und für die theologische Erudition überhaupt sich beurtheilen liefs. — Dafs er gewöhnlich am Schluss des Halbjahrs sich durch Dupliren und Tripliren der Lehrstunde helfen mußte, um den Curfus zu Ende zu bringen, davon war — ausser dem hier angegebenen — wohl Hauptgrund die häufige Kränklichkeit, welche N. zwang, seine Vorlesungen sehr oft auszusetzen. Der gewissenhafte Mann wollte davon nachholen, so viel er konnte. — Wenn mit Recht angeführt wird, dafs es immer hervorstechende Tendenz bey N. war, den Sinn der Gerechtigkeit und Dankbarkeit gegen früheres Verdienst in seinen Zuhörern rege zu erhalten: so hätte dabey die schöne Sitte Erwähnung verdient, dafs er, bey dem Todesfall irgend eines verdienten Theologen, die Anzeige davon an seine Zuhörer gern mit kurzen Memorien begleitete, worin von seinen Bemühungen für die Wissenschaft und von den Werken, die sein Gedächtnifs der Nachwelt erhalten, gehandelt wurde. Rec. erinnert sich zwey solcher mit tiefem Gefühl gesprochenen Memorien bey *Morus* und *Döderleins* — der Unvergesslichen — Tode.

Der letzte Abschnitt redet von „*Nöffelt als Schriftsteller*“ und fügt zugleich eine dankenswerthe „*Uebersicht seiner sämtlichen Schriften in chronologischer Ordnung*“ bey. Seine „*Vertheidigung der christlichen Religion*“ war achtungswerth und wirksam für ihre Zeit. Die „*Anweisungen zur theologischen Bücherkunde und zur Bildung angehender Theologen*“ sind und bleiben Schätze in der Hand derer, die ihren Werth zu würdigen, und sie danach zu gebrauchen verstehen. Die *Opuscula ad interpret. sac. script.* und die *Exercitationes*, welche die Fortsetzung davon ausmachen, sind leider die einzigen schriftlichen Ueberbleibsel, um über N. als Exegeten ein Urtheil fällen zu können, das doch hienach noch immer nicht genügend ausfallen würde.

Die zweyte Abtheilung der Schrift ist ganz aus hinterlassenen, zum grossen Theil ungedruckten *Aufsätzen des sel. Nöffelt* zusammengesetzt. — Das voranstehende *Fragment einer Selbstbiographie* geht nur bis zum Anfang seiner Universitätsjahre. Wenn man ihr gleich anmerkt, dafs N. sie erst im Alter (1806) zu entwerfen anfang: so erbält sie doch ein hohes Interesse durch die Offenheit und Reinheit des Gemüths, die sich in diesen Selbstbekenntnissen vernehmen läßt, die nichts künstlich verzieren will, sondern alles so treu und einfach wieder giebt, dafs man wie in einen Spiegel, in dieses klare Bild — wie sich das Innere des Jünglings in einer wohl durch-

lebten Jugend zur Religiosität und zu einem festen und aufrichtigen Willen bildete und gestaltete — hineinschaut. Auch manche specielle Ausführung, wie über das eigenthümliche Gepräge der damals in Halle blühenden pietistischen Schule und ihrer Methoden; über einige in dieser Schule geltende Männer, wie *Kätemeyer* und *Bogatzky* etc., machen diese Blätter lehrreich. — Die darauf folgenden „*Fragmente eines geheimen Tagebuchs*“ sind nur als Belege zu der durch die eben genannte Schule in dem Vf. angelegten religiösen Stimmung in seinem 21sten Jahre merkwürdig. Ohne Nachtheil für das Ganze konnten sie bedeutend abgekürzt werden. — Ein sehr willkommenes Geschenk waren uns die Briefe von *Ernesti* an *Nöffelt*, auch die wenigen hier von *Rocho*, *Dahlberg*, *Spalding* mitgetheilten. Sie beziehen sich grösstentheils auf Schriften, die N. an diese Männer übersandt hatte. Die sehr interessanten lateinisch geschriebenen Briefe *J. A. Ernesti's* lassen auf ein intimes freundschaftliches Verhältniß schliessen, das für beide Männer gleich ehrenvoll war. — Es folgen „*Ansichten der Bestimmung und der Würde der Universitäten*.“ — Excerpte aus Vorstellungen, welche N. im Namen des akademischen Senats an die Regierung übernahm. Dann „*Fragmente aus einem handschriftlich vorhandenen Ideenmagazin*“ für die man, auch so wie sie sind, dem Herausgeber danken wird, wenn man gleich nicht selten Reife und Vollendung vermissen sollte. Es sind hingeworfene Ideen, meist über moralische Gegenstände, dem am verständlichsten, der *Nöffelts* ganze Denkweise, auch seine Vortragsmanier durch Erfahrung kennt. — Die *Denkschriften* auf *Knapp*, *Semler*, *Struensee* — waren schon vorher gedruckt, aber der Wiederaufnahme in dieser Sammlung in mehrfacher Rücksicht würdig. — Zum Schluss: „*Fragmente aus vertrauten Briefen*“ — Schöne Denkmäler des reichen, tiefen Gemüths und des achtfürmen Sinnes des Verewigten in Briefen an seine Gattin und in Ergießungen bey dem Tode geliebter Kinder und Enkel. —

Das ganze Buch ist — gewifs das schönste, was wir von ihm sagen können — ohne es im Mindesten zu wollen, eine herrliche Lobschrift auf den weisen und frommen *Nöffelt* geworden. Auch die Aufsätze der zweyten Abtheilung sind nach einem überlegten Plan sehr glücklich geordnet. Gerade das wehmüthig Erfreurende, das Rührende, das Tröstende ist für den Schluss aufgespart. Die *vertrauten Briefe* scheinen uns die Perle der Sammlung. Was ist erfreuender, als in dem, der ein Gelehrter war in dem ganzen Sinne dieses Wortes, den menschlichfühlenden, kindlichen Menschen so rein und so treu wiederzufinden!

Nöffelt starb den 11 März 1807 in einer für Halle und besonders für die dortige Universität sehr schweren und angstvollen Zeit. Seinen Sarg deckt eine Platte mit der Inschrift:

„Weil es Tag war, hat er gewirket; doch als die Nacht kam,
Schied er von uns und wirkt droben im Reiche des Lichts.“
NA.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 22 F E B R U A R 1810.

H O M I L E T I K.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Homiletisches Ideenmagazin*. Herausgegeben von Bernhard Klefeker, Pastor an der Jacobskirche zu Hamburg. 1 Bandes 1 Heft. 1808. 119 S. 2 Heft. 1809. 180 S. 3 Heft. 1809. 206 S. gr. 8. (1 Thlr. 18 Gr.)

Ein *Ideenmagazin* könnte und sollte sich eigentlich jeder Prediger anlegen, der sein Amt nicht mit Leichtsinne und handwerksmässig verwaltert, sondern seine Studien und übrige Bildung mit seinem Beruf in gehörige Verbindung zu bringen weifs. Ideen strömen dem Denkenden und Beobachtenden von allen Seiten zu: nicht blofs bey dem Nachdenken über die zu behandelnden Perikopen, sondern auch bey dem Nachdenken über ganz fremdartige Gegenstände. So werden wir auch oft bey der Lectüre durch die Ideenassociation und die nicht blofs empfangende, sondern auch schaffende Kraft in uns auf Ideen hingeleitet, die uns selbst als neu und gehaltreich überraschen, und die der Schriftsteller, dem wir unsere Aufmerksamkeit widmen, gar nicht beabsichtigte. So geht oft während der Ausarbeitung einer Materie überraschend eine andere noch gehaltreichere aus ihr hervor. So kann die Beobachtung des menschlichen Lebens, die Conversation, die Beschäftigung in der freyen Natur, die Kunst, vorzüglich die dramatische, kurz vieles, wovon wir dies eigentlich nicht erwarteten, uns einen Schatz von Ideen zuführen. Wer nur dieselben nicht wiederum durch die elfenbeinerne Pforte verschwinden läßt, sondern festhält und sorgfältig aufzeichnet, der wird binnen Jahresfrist einen Gedankenvorrath für mehrere Jahre eingesammelt haben, und nicht wegen Erfindung, sondern nur wegen der Wahl des Stoffs in Verlegenheit seyn. Da aber nicht Alle diese Fülle zu erzeugen vermögend sind: so ist ein *Ideenmagazin*, welches der Selbstthätigkeit noch viel überläßt, unter allen den vielnamigen Mitteln, womit man in unseren Zeiten der Schwachheit und Trägheit zu Hülfe gekommen ist, gewifs das unschuldigste und nützlichste. Vorzüglich ein Magazin von dem Gehalte des gegenwärtigen, welches selbst für den, der des Arztes nicht bedarf, sehr interessant und lehrreich werden mufs, wenn er sieht, wie mehrere wackere Männer, vorzüglich ein Klefeker, die nämliche Aufgabe bearbeitet haben, und seine Ideen und Erfindungen mit den ihrigen vergleicht.

Da dieses *Ideenmagazin* durch Ächtheit der Grundsätze, Neuheit der Ansichten und praktischen
J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

Sinn vor seinen Aftergeschwistern sich vortheilhaft auszeichnet, und der Empfehlung besonders würdig ist: so hält sich Rec. verpflichtet, den Gehalt desselben etwas ausführlicher zu entwickeln, überzeugt, dafs die Herausgeber einige Winke zur Vervollkommenung ihres Werks als einen Beweis der aufrichtigen Anerkennung seines Werthes aufnehmen werden.

Über den Zweck ihrer Arbeit erklären sich die Vff. S. V und VI der Vorrede folgendermassen: „Wir wünschten über jede Perikope Ideen, und nur Ideen, mitzutheilen; wir wünschten die Wahl und Bearbeitung der Materien für alle Amtsarbeiten des Predigers durch Darbietung von Texten und Ideen zu erleichtern. — Ein *Ideenmagazin* also wollen wir geben, eine Sammlung von Ansichten, Gedanken, Materien, wie sie eine Perikope oder ein freyer Text darbietet, begleitet mit diesem oder jenem Winke zu ihrer fruchtbaren Behandlung.“ S. XI. „Wir sind weit von der Anmaßung entfernt, zu glauben, als könnten wir älteren Amtsbrüdern etwas Neues, oder etwas Besseres, als was sie selbst finden können, darbieten. — Aber um den Ideentsaufsch bleibt es doch immer eine schöne, nützliche, gute und lobenswerthe Sache.“ S. XIII. „Entlehnt ist nicht eine Sylbe. — Haben unsere Ideen mit denen, die schon von Anderen aufgestellt sind, irgend eine Verwandtschaft: so mag das auf die Rechnung des Stoffs selbst gesetzt werden, den eine Perikope oder ein Text darbietet.“

Die Einrichtung dieses Magazins (an welchem, nach S. III der Vorrede, ausser dem Herausg. noch Hr. Ebers, Rentzel, Rambach und ein Landprediger arbeiten) ist folgende. In 4 Abschnitten werden Ideen 1) über die sonn- und festtäglichen Perikopen, Evangelien sowohl als Episteln; 2) über selbst gewählte Texte; 3) zu kleineren Amts- und Casual-Reden, wie auch Festpredigten, und 4) Abhandlungen und literarische Notizen geliefert. (Die literarischen Notizen könnten hier wohl wegbleiben, theils weil wir eher Überflufs daran haben, als Mangel leiden, theils weil doch nichts Vollständiges geliefert, und der Raum zu etwas Zweckmässigerem angewendet werden kann.)

Von den Ideen selbst haben Rec. die des Herausg. am mehresten gefallen. Hier nur einige zur Probe aus dem 1 Hefte (auf das sich Rec. der Kürze wegen, und weil die übrigen gleiches Gehaltes sind, beschränkt). S. 6, No. 2. *Wie vortheilhaft es für Glauben und Tugend sey, dafs es für beide schwere Proben giebt.* S. 7, No. 1. *Dafs wir Ursache haben, gegen unsere Gefühle um so misstrauischer zu seyn, je lebhafter sie sich ankündigen.* 8, 3. *Wie viel es worth sey, besser zu seyn,*

als die öffentliche Meinung uns schätzt. 10, 3. *Wir selbst die Zeiten einer öffentlichen Unruhe vortheilhaft für unsere Sittlichkeit zu benutzen haben.* 12, 6. *Der Krieg, auch in den glänzendsten Thaten, die er hervorbringt, immer eine Entwürdigung der Menschheit und eine Ungerechtigkeit gegen sie.* S. 55. 4. *Warnung vor dem so gewöhnlichen Fehler unseres Zeitalters, Unmündige schon als Erwachsene zu behandeln.* 63, 15. *Die nöthige Aufmerksamkeit bey dem Geschäfte der Erziehung auf die Gewalt früher Eindrücke und Gewohnheiten.* Wären übrigens hier nicht Ideen, die man nach eigenem Gutdünken umformen kann, sondern Themata angegeben: so würde Rec. 1) die Gleichförmigkeit bey Ankündigung derselben, z. B. S. 5. 9. 10, wo alle mit *wie: Wie viel — wie nöthig — wie sehr — wie wir — anheben*; 2) eine zu große Weitläufigkeit mißbilligen. Z. B. S. 18, No. 2: *Wie sehr wir Ursache haben, unser Herz von den ängstlichen Sorgen für unseren Unterhalt auch deswegen frey zu halten, weil gerade sie uns den Muth und die Kraft rauben, deren wir zur Zeit der Noth bedürfen.* So auch S. 19, No. 1. 2, 4 u. f. w. Die Idee S. 60, No. 6: *Über den Gebrauch des göttlichen Worts bey dem Vortrage religiöser Wahrheiten*, gehört mehr unter die Ideen zu Casualreden, z. B. bey Einführungen der Geistlichen. Über das Zusammentreffen mit anderen Kanzelreden, z. B. S. 28, No. 2 mit Reinhard, will Rec. nicht rechten, da die Vff. in der Vorrede sich hinlänglich darüber erklärt haben, und bey ihren Grundsätzen und ihrer eigenen Kraft so ein Zusammentreffen nicht bedenklich, sondern ehrenvoll ist.

Die Ideen über die epistolischen Perikopen haben Rec. in der Überzeugung bekräftigt, daß diese Perikopen nicht so fruchtbar sind, als man sich gemeinlich einbildet. Wer sie bearbeitet hat, wird eingestehen müssen, daß nicht halb so viel Stoff aus ihnen hervorgeht, als aus den evangelischen, da der Gesichtskreis, in dem sie sich herumdrehen, gar zu eng und einförmig ist. Daher hat der Vf. über die mehresten nur eine Idee geliefert, ja oft, um praktisch zu werden und Einförmigkeit zu vermeiden, zu unrichtigen Erklärungen (wie er selbst aufrichtig gesteht) seine Zuflucht nehmen müssen. Z. B. S. 31 a, wo aus den Worten: *sintemal unser Heil jetzt näher ist, als da wir es glaubten*, d. i. da wir durch Annahme des Christenthums unserem Heil näher gekommen sind, die Idee hergeleitet wird: *daß man in traurigen Zeiten den glücklichen Tagen oft näher ist, als man glaubt.* S. 36 g, wo nach den Worten: *seyd niemand nichts schuldig, vor dem sündhaften Schuldenmachen gewarnt wird.* Rec. billigt solche von der unrichtigen Übersetzung oder Erklärung ergriffene Nothbehelfe nicht, da der Zuhörer, wenn er die richtige Erklärung schon weiß, oder in der Folge hört, mißtrauisch werden muß.

Über die Perikopen aus dem Briefe an die Galater S. 39 ff. ist zwar viel Gutes gesagt, und manche fruchtbare Idee daraus hergeleitet; aber die Ideen fließen auch oft in einander, wenigstens können sie nicht mehrere Jahre unmittelbar hinter einander abgehandelt werden, ohne daß man sich wiederholt.

Man vergleiche nur S. 52, No. 20. 21. 22. 23. 24. 25, wo alles sich um den Gedanken *Kinder Gottes*, oft nur in andern Worten, herumdreht.

Der Abschnitt über selbstgewählte Texte S. 67 ist einer der fruchtbarsten. Auch ist es hier (wie bey der Behandlung der Perikopen) sehr zweckmäßig, daß die Art angegeben ist, wie die Ideen aus dem Texte herzuleiten sind, sonst möchten sie oft zu weit hergeholt scheinen. Begierig war Rec. auf die S. 92 angekündigte Vorbereitung eines Delinquenten; aber erfand, daß nicht die so schwierige Vorbereitung des Delinquenten auf die Execution, sondern nur die des Publicums gemeint sey. Die Idee kann übrigens zu einer Predigt vor oder nach der Execution gebraucht werden. Die Ansichten der Abendmahlsfeyer S. 87 sind sehr wahr, zweckmäßig und dem Zeitalter angemessen. Auch mögen die Erndtepredigten S. 94 an dem Orte, wo, und bey den Umständen, unter denen sie gehalten wurden, ganz angemessen und erbaulich gewesen seyn. Da aber Gelegenheiten, wie die hier berücksichtigten, nicht oft wiederkommen: so ist ihr Gebrauch sehr beschränkt, und sie passen nicht ganz in ein Ideenmagazin; auch kann Jeder solche Themata, wie hier gegeben werden, leicht selbst finden. Zweckmäßiger wäre es gewesen, wenn S. 103 bey den Festpredigten die Gelegenheit mehr berücksichtigt worden wäre; aber bey vielen paßt weder Text noch Behandlung auf das Fest, und sie sind eben so gut für jeden andern Sonntag geeignet. Ganz wider den Plan des Ideenmagazins aber sind die dabey gelieferten weitläufigeren Entwürfe.

Die zu Ende von dem Herausgeber gelieferte Abhandlung: *Ein Wort über die Perikopen*, verräth den Kenner und Praktiker. Die Gründe *dawider* sind zwar in ihrem ganzen Umfange und ihrer ganzen Kraft dargestellt, und, so viel Rec. glaubt, ist keiner übergangen; dagegen sind aber auch die Gründe für ihren praktischen Werth und ihre Beybehaltung mit siegendem Übergewicht erörtert. Die gewöhnlichen Perikopen scheinen freylich dem gebildeteren Publico vorzüglich deswegen unschmackhaft geworden zu seyn, weil man sie ihm schon so oft vorgekauet hat, und Viele keine textgemäße Predigt zu liefern wähen, wenn sie nicht die größere Hälfte mit Erklärung und Anwendung des Textes ausfüllen. Aber hiedurch entsteht nicht bloß eine ermüdende Einförmigkeit, sondern es wird auch die Zeit zu einer ausführlicheren Erörterung des Thema hinweggenommen; der gebildete Zuhörer verlangt stärkere Speise, und will nicht bloß hören, sondern auch denken. Man lege also in dem Übergange (wenn man es nöthig findet) den Text aus, fasse ihn dann von der Seite, wo er auf den zu erörternden Hauptgedanken hinweist, schweife nie von diesem auf Nebensachen ab, behalte bey der Ausführung seinen Text stets vor Augen, berühre ihn hin und wieder mit einigen Worten und bedeutenden Winken: und der Gebildete wird, auch ohne daß man ausführlich darauf hinweist, von selbst auf die Anwendung des Textes kommen, und seinen moralisch - ästhetischen Sinn weit mehr befriedigt hin-

den, als bey der gewandtesten und scharfsinnigsten Behandlung des Textes. Denn der Text ist alsdann weder Motto noch Hauptinhalt, sondern was er seyn soll, Grundlage.

Nicht minder schätzbar als die vorige Abhandlung ist die im 2 und 3 Heft fortlaufende des Hn. Hauptpastor Höpfner in Uttersen: *Über die Popularität im Predigen*; welche aber Rec., um nicht zu weitläufig zu werden, der eigenen Beurtheilung überlassen muß. Übrigens wünscht er diesem schätzbaren Magazine eine Aufnahme, welche seinem inneren Gehalt, und einen Gebrauch, welcher der Absicht der würdigen Vf. entspricht. — rf —

DUISBURG U. ESSEN, b. Bädecker u. Kürzel: *Entwürfe zu Predigten über die sonn- und festtäglichen epistolischen Perikopen*. (Auch unter dem Titel: *Entwürfe zu Predigten. Zweyter Band.*) von B. C. L. Natorp, luth. Pred. in Essen (jetzt Oberconsistorialrath in Potsdam). 1809. 374 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Rec., von welchem auch des Vfs Entwürfe zu Predigten über die evangelischen Perikopen in dieser A. L. Z. (1807 No. 193 S. 334 ff.) beurtheilt worden sind, hat in diesen Dispositionen über die epistolischen Abschnitte weniger Verstoße wider die Logik bemerkt. Sonst aber sind sie jenen ersteren ziemlich gleich. Zuweilen erhält auch der Leser hier Winke, wie eine Materie sehr zweckmäßig ausgeführt werden kann. Wenn z. B. in dem zweyten Entwurfe die Unduldsamkeit so beschrieben wird, daß ein einzelnes Beyspiel aus der biblischen Geschichte mit einem oder dem anderen Verhalten, wie es auch jetzt vorkommt, verglichen, und daraus erst zuletzt der allgemeine Begriff der Unduldsamkeit zusammengesetzt wird: so ist diese seltenere Art, moralische Fehler oder Vorzüge zu beschreiben, die aus einzelnen Beyspielen das Ganze zusammensetzt, für die Kanzel viel nützlicher, als die gewöhnliche, die erst allgemeine Kennzeichen einer Tugend oder eines Lasters bekannt macht, und diese hinterher durch Beyspiele erläutert, zuweilen sogar auch nur durch andere eben so allgemeine Ideen ausführt. Überhaupt verdient die Art, wie der Vf. seine Themata abhandelt, mehrentheils viel Lob. und junge Prediger werden in dieser Rücksicht viel von ihm lernen können. Wenn hier mehrere ganz gewöhnliche Kanzelthemata vorkommen, z. B. *wie sehr wir Ursache haben, uns vor Gott zu demüthigen*, *Gott hat uns zur Reue berufen* u. s. w.: so könnte das wohl in sofern getadelt werden, als man in solchen Sammlungen von Entwürfen hauptsächlich neue Materialien an die Hand geben soll. Aber Rec. hat sie doch gern in dieser Sammlung gefunden, theils, weil die Ausföhrung auch dieser ganz gewöhnlichen Themata nichts weniger, als gewöhnlich, und besonders durch Beziehung auf den Text alles in einem nicht unheimlichen Lichte dargestellt ist, theils, weil junge Prediger, wenn sie lauter neue Themata in solchen Sammlungen abgehandelt sehen, sich leicht zu dem Wahne

verführen lassen, sie müßten auch immer ihren Hauptsätzen den Reiz der Neuheit geben, welches doch nur selten geschehen kann, da das Allbekannte oft wiederholt und dringend eingeschräuft werden muß. Doch finden sich hier auch einige gar nicht gemeine Themata, z. B. *über Verkennen und Verkanntwerden*. Wenn auch solche vorkommen, worin bloß ein Bild erklärt, Jesus z. B. mit der Sonne, das Leben mit einem Kampf, mit einer Reise zur Heimath, verglichen, die christliche Gemeinde als eines guten Hirten gute Heerde beschrieben wird: so wünscht Rec. nur, daß der Vf. darin nicht sehr nachgeahmt werde. Denn wie viel sonderbare Predigten daraus entstanden sind, wenn man solche Hauptsätze auf die Kanzel brachte, zeigt die Geschichte der Homiletik. Daß übrigens viele Entwürfe so reichhaltig sind, daß sie ohnöglich in einer Predigt gut können ausgeführt werden, schadet hier um so weniger, da mehrentheils angegeben ist, daß darüber mehrere Vorträge gehalten worden sind.

Dfr.

NEUSTADT an der Orla, b. Wagner: *Predigten zum Vorlesen in Landkirchen* von M. Dinter, Pfarrer zu Görnitz. 1809. 1680 S. 8. (3 Rthlr. 12 Gr.)

Der Vf. dieser Predigten hat, wie sich nach seinen früheren Schriften (vgl. J. A. L. Z. 1809. No. 102) erwarten ließe, und auch aus der Vorrede zu diesen Predigten erhellt, sehr richtige Begriffe von den nöthigen Eigenschaften einer zum Vorlesen in Dorfkirchen bestimmten Predigtsammlung. Nur würde Rec. hinzufügen, daß man darin nicht zu sehr ins Einzelne gehende Materien, sondern mehr die Hauptwahrheiten der Religion und Moral abhandeln müsse, weil Belehrungen über jene dem eigentlichen Prediger überlassen, diese aber nach gedruckten Vorträgen an jedem Orte gegeben werden können. Diese Forderung aber hat der Vf. nicht an sich gemacht. Denn es kommen hier fast lauter specielle Themata vor. z. B. *die Hoffnungen, die wir uns von unseren Kindern machen*; *woran liegt, daß wir die Obrigkeit oft so unbillig beurtheilen*; *über Luthers Liebe zum Volk* u. s. w.; auch solche, über welche ein Vortrag aus dem Munde des vorlesenden Küsters sich nicht besonders ausnimmt, z. B. *über wahre und falsche Aufklärung*, eine Materie, die so, wie sie hier bezeichnet und abgehandelt ist, sich überhaupt wenig für eine Dorfkanzel eignen möchte. Hievon abgesehen, wird man sich über die Erscheinung dieses Predigtbuchs sehr freuen können. Wirklich ist auch das Meiste in demselben so abgehandelt, wie es Landleuten sehr verständlich, lehrreich und erwecklich ist; und so vielerley Predigten und Predigtsammlungen wir haben, die vorzüglich Landgemeinen bestimmt sind: so hat doch, nach Rec. Urtheil, noch kein Verfasser den für solche Vorträge sich schickenden Ton so richtig getroffen, als Hr. Dinter; weshalb Landprediger, ja alle diejenigen, die nach wahrer Popularität im Predigen streben, und denen es schwer fällt, sie sich eigen zu machen, sehr viel von ihm lernen können. Zwar bleibt auch bey ihm man-

ches zu tadeln. Sein Vortrag ist etwas zu abgebrochen, die einzelnen Sätze sind fast gar zu kurz. Er hat zwar eingesehen, daß kurze Sätze viel populärer sind, als lange Perioden; aber er scheint in dem Bemühen, keinen Satz in den anderen zu schalten, zu weit zu gehen. Zuweilen ist er etwas zu poetisch; einige Male fällt er auch etwas ins Niedrige. Aber das sind kleine, selten vorkommende Fehler, die wie Nichts zu rechnen sind gegen die wirklich großen Vorzüge, die der Vf. seinen Predigten zu geben gewußt hat. Rec. will nichts von der richtigen, selbst von Gelehrsamkeit zeigenden Bibelerklärung sagen, die fast überall bey Benutzung der Texte zum Grunde liegt, und woraus angehende Prediger leicht lernen können, wie vortrefflich es sey, wenn auch der, welcher vor Landleuten predigt, theologische Kenntnisse, wenn gleich nicht zur Schau trägt, doch besitzt, ja wie sie nöthig sind, wenn man überall auf der Kanzel der Wahrheit die Ehre, die ihr gebührt, geben und nicht sagen will, ein Text sey so zu verstehen, der doch ganz anders zu erklären ist. Auch wollen wir den Reichthum der Sachen, der wirklich groß ist, die Erbaulichkeit alles dessen, was gesagt ist, den Geist der Andacht und Religiosität, der aus der ganzen Abhandlungsart überall hervorblüht, die logisch richtigen Eintheilungen der Begriffe, woran es fast nie fehlt, die leichten und trefflichen Übergänge, durch welche die Vorträge zu einem schönen Ganzen verbunden werden, mit Stillschweigen übergehen, obgleich in diesem allem viel nachzuahmen seyn würde. Nur die Art der Popularität, nach welcher der Vf. gestrebt, und in der er es wirklich weit gebracht hat, wollen wir etwas beschreiben. Wie viele werden bey diesem Bestreben langweilig! Der Vf. erhält die Aufmerksamkeit vom Anfang bis zu Ende, und macht, daß man ihn gerne hört. Er ist nichts weniger, als trivial. Viele meinen *dadurch* gemein verständlich zu werden, daß alle Worte und Redensarten, die sie gebrauchen, aus dem gemeinen Leben genommen sind: der Vf. folgt dieser Regel zwar auch; aber nicht ängstlich, überzeugt, daß manches Wort an der Stelle, wo es steht, leicht verstanden wird, wenn es an sich oder in einer anderen Verbindung auch unverständlich seyn würde. Seine Popularität liegt in den Sachen und ihrer Darstellungsart. Fast jeder Satz ist so gesagt, daß ein verständiger Landmann

ihn, wie er ihn hört, sogleich nicht nur verstehen, sondern auch wahr finden kann, und wahr findet. Mehrentheils wird alles in solchen einzelnen Fällen dargestellt, die der Zuhörer in seinem eigenen Leben hat oder haben kann. Nicht wird das Allgemeine durch solche einzelne Exempel erläutert, sondern aus einzelnen Theilen wird das Allgemeine zusammenge setzt, aus einzelnen Bemerkungen das Allgemeine gefolgert. Was gesagt wird, ist dem Landmann brauchbar und wichtig, ja es ist so gestellt, daß er leicht erkennen kann, wie es ihm brauchbar und wichtig ist. Nicht der Verstand vornehmlich, sondern auch und noch mehr das Gefühl, das Gemüth wird angesprochen, doch so, daß man merkt, es liegen bey allem, was gesagt wird, die besten Einfichten zum Grunde, wenn sie auch nicht ganz mitgetheilt oder deutlich gemacht werden. Statt kalter Vernunftschlüsse wird öfters das, was dadurch bewiesen werden könnte, durch ein Gleichniß ins Licht gesetzt; statt trockener Definitionen werden Bilder gebraucht. So wird der Styl zuweilen rednerisch, selbst etwas, und wie gesagt, zuweilen etwas zu sehr poetisch. Der Vf. hat aber ganz Recht, wenn er in der Vorrede sagt, daß eine solche Bildersprache verständlicher sey, als die, welche überall sich ganz eigentlich ausdrücken will.

In dieser Rücksicht werden unsere jungen Prediger viel von dem Verf. lernen können, und der Gebrauch dieser Sammlung wird gewiß nicht auf den Zweck, zu welchem sie eigentlich erschienen ist, eingeschränkt werden dürfen. Denn diese Predigten würden auch, abgerechnet, daß die gebrauchten Beyspiele aus dem Leben des Landmanns mehrertheils hergenommen sind, wenn statt ihrer andere aus den Erfahrungen der Städter gesetzt würden, in den ansehnlichsten Stadtgemeinden gehalten werden können, und dies rechnet ihnen Rec. nicht als einen Fehler an. Denn die Art, wie auf der Kanzel geredet werden muß, ist, kleine Abänderungen angenommen, vor den angesehensten Stadtgemeinden und in den kleinsten Dorfkirchen in Ganzen dieselbe. Überall darf darin nicht der Bauer, der Bürger, der Gelehrte, der Staatsdiener, sondern es muß der Mensch als Mensch und sein religiöser Sinn angesprochen werden. Möchten doch das recht Viele von dem Vf. lernen!

Dir.

NEUE AUFLAGEN.

Breslau, b. Korn: *Katechetisches Handbuch über den in Schlesien eingeführten Katechismus, Auszug aus der heiligen Schrift nach dem Zusammenhange der christlichen Lehre.* Von G. A. Krowinski, Superintendent und Pastor primarius in Schweidnitz. 1ster Theil. 2te verbesserte Auflage. 1809. XVI und 336 S. 8. (18 Gr.) Auch unter folgendem Titel:

Versuch einer faßlichen Darstellung aller Glaubenswahrheiten und Sittenlehren nach sokratischer Methode.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Auswahl der vorzüglichsten Andacht- und Tugend-Übungen für alle, besonders die nach christlicher Vollkommenheit trachtenden Christen.* Gesammelt von F. P. Schenack, einem vieljährigen Pfarrer. 2te verm. Aufl. 1809. 372 S. kl. 8. (8 Gr.)

Erlangen, b. Palm: *Leitfaden zum Religionsunterrichte der Confirmanden.* Von D. H. Stephani, kön. baier. Kreisschulrath zu Augsburg. 2te verbess. Aufl. 1809. 112 S. 8. (6 Gr.)

Leipzig, b. Hinrichs: *Hübners biblische Historien zum Gebrauch für niedere Volksschulen.* Umgearbeitet und herausgegeben von M. Fr. Chr. Adler, Pastor in Kilitz b. Weissenfels. Neu mit Kupf. verm. Aug. 1810. 1ster Theil. Die Historien des Alten Testaments. X und 176 S. 2ter Theil. Die Historien des Neuen Testaments. 166 S. 8. (8 Gr.)

Frankfurt a. M., b. Wilms: *Neue unterhaltende und lehrreiche Geschichten für Kinder* von L. J. Snell, Rector zu Ullrich und Pfarrer zu Westerfeld und Hausen. Mit Kupf. 3te vermehrt und verbess. Aufl. 1809. 232 S. 8. (20 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 F E B R U A R 1810.

B O T A N I K.

AMSTERDAM, im Kunst- und Industrie-Comtoir:
Curtii Sprengelli Historia rei herbariae. T. I. 1807.
XV u. 534 S. T. II. 1808. XVII u. 574 S. gr. 8.
(6 Thlr.)

Diese Schrift ist unter denen, womit der berühmte Vf. die Botanik bereichert hat, unstreitig die wichtigste, und ein neuer ehrender Beweis seiner Sprachkenntnisse und Belesenheit. Nicht bloß für den Botaniker, auch für den Philologen ist das Werk von vielem Interesse, besonders der erste Band, den wohl wenige der jetzt lebenden Botaniker so zu schreiben im Stande gewesen wären.

Der erste Band ist in vier Bücher getheilt. *Liber I. Prima rei herbariae rudimenta.* Cap. 1. *Flora biblica.* 2. *Flora Homerica.* 3. *Monumenta artis antiquae et mythi de plantis.* 4. *Flora Hippocratica.* 5. *Priscorum philosophorum res herbariae.* 6. *Aristoteles.* 7. *Rhizotomi.* Lib. II. *Rei herbariae incrementa.* Cap. 1. *Theophrastus Eresus.* 2. *Schola Alexandrina.* 3. *Res herbariae sub Romanorum imperio.* Lib. III. *Rei herbariae decrementum.* Cap. 1. *Romana ac Graeca barbaries.* 2. *Caroli magni capitularia.* 3. *Monastica res herbariae.* 4. *Arabum res herbariae.* 5. *Latino-barbara aetas.* Lib. IV. *Rei herb. post renatas literas instauratio.* Cap. 1. *Veterum fontium examen.* 2. *Patriarum herbarum examen.* 3. *Hortorum cultura.* 4. *Peregrinationes et itinera, quae rei herbariae amplificandae inservierunt.* 5. *Instauratio, collectio et dispositio inventorum.* Der zweyte Band hat drey Bücher. Lib. V. *Fundamenta phytotomiae et systematum aet. 1600—1700.* Cap. 1. *Fabrica plantarum indefigata et doctrina de partium usu exposita.* 2. *Systemata condita.* 3. *Itinera, quae rem herbariam amplificaverunt.* 4. *Hortorum botanicorum incrementa.* 5. *Patriarum herbarum examen.* Lib. VI. *Systematis sexualis initia.* 1700—1739. Cap. 1. *Praeparationes.* 2. *Itinera et exoticarum plantarum cognitio.* 3. *Plantarum patriarum examen.* 4. *Horti botanici.* 5. *De fabrica plantarum et partium usu quaestiones.* Lib. VII. *Aetas Linnaeana.* 1737—1778. Cap. 1. *Auctor systematis et fata hujus.* 2. *Anatomia et physiologia plantarum.* 3. *Itinera botanica et exoticarum plantarum cognitio.* 4. *Plantarum patriarum examen.* 5. *Horti botanici.*

Mit Linné's Todesjahre schließt sich das Werk. Freylich ist fast unmittelbar nach seinem Tode eine neue Periode angegangen; doch werden die Botani-

ker bedauern, daß sich diese Geschichte nicht weiter erstreckt. Denn Haller's nie genug zu rühmende *Bibliotheca botanica* geht fast eben so weit, nämlich bis 1772, so daß eine bloße Geschichte der Botanik bis dahin verschmerzt werden konnte. Aus dem gegebenen *Conspectus* selbst ergibt sich, daß einige Abschnitte, z. B. V u. VI, wenig natürlich sind, und Haller's Abschnitte möchten, wenn nicht vorzuziehen, doch wenigstens eben so gut gewählt seyn. Daß der Plan auch nicht völlig zu billigen sey, erhellet schon daraus, daß er den Vf. zwang, manches zu übergehen, das wohl einen Platz in dieser Geschichte verdient hätte. So z. B. ist Haller's in dem 6ten Abschnitt Cap. 3 (*Plant. patriarum examen*) gedacht, und seine Verdienste um die schweizerische und deutsche Flora erwähnt: dabey wird auch seine *Monographia de Allio* genannt, die eigentlich schon nicht in dieses Capitel gehört; aber seine übrigen Aufsätze über die *Cerealia* u. s. w. sind übergangen, und der *Bibliotheca botanica* wird nicht weiter erwähnt. An ein paar Stellen seines Werks rügt der Vf. einige ganz unbedeutende Fehler derselben; gewiß aber hätte dies Meisterwerk eine Würdigung verdient. Eben so wird Segner's nur in Hinsicht auf seine *Plantas Veronenses* gedacht, seine Bibliothek ist nirgends genannt. Dasselbe gilt von allen ähnlichen Werken. Hatte der Vf. nach seinem Plan für diese Schriften keinen Platz: so mußte er in einer Einleitung zeigen, was bisher für die Geschichte und Literatur der Botanik gethan war; setzte er dies als bekannt voraus, und überging es deshalb: so konnte er auch vieles andere allgemein Bekannte übergehen. Wenn auch seine Hauptabsicht gewesen zu seyn scheint, anzugeben, von wein jede Pflanze entdeckt sey: so mußte schon deshalb Haller's Bibliothek angeführt werden, da sie so vieles berichtigt, und da ohne sie unser Vf. bey dem vorliegenden Werk wohl zehnfache Mühe gehabt hätte, so wie sie durch dasselbe keinem entbehrlich gemacht wird, indem sie vieles hier nicht Vorkommendes enthält, und nach einem anderen Plan angelegt ist. — Häufig findet man bey den Schriften bemerkt, daß sie der Vf. vor sich hatte, nicht selten aber wird man zweifelhaft darüber gelassen. Es wäre daher sehr gut gewesen, wenn er nach Haller's Vorgang die selbst beurtheilten Schriften mit einem Stern versehen hätte. Seine Urtheile sind übrigens in Ganzen gerecht und bündig, hin und wieder möchte des Lobes etwas zu viel seyn. So nennt er z. B. *Zaluziansky's* schlechte Eintheilung der Orchiden einen *memorabilis elenchus*, und theilt

ihn ganz mit; so widmet er dem *Aristoteles* ein eigenes Capitel, das dieser als Botaniker (wenigstens so viel wir von seinen botanischen Kenntnissen wissen) nicht verdiente, so groß er auch als Zoolog und Zootom ist; dafür hätte es wohl *Tournefort* eher verdient. Von *Forster* weiter unten. Die Vorliebe für *Linne* ist zu groß, sie hat unseren Vf. sogar dahin gebracht, die Entdeckungen aller Völker und Schriftsteller nach dessen künstlichem System zu rangiren, wodurch das ganze Werk etwas Steifes und Einformiges bekommt. Wie viel passender wäre es gewesen, von den phytologischen Werken nach *Haller's* Art einen Abriss zu geben, und bey jedem Abschnitt die neu vorkommenden Pflanzen aufzuführen! Dabey wäre der Geist und die Darstellungsart des Vfs. nicht verloren gegangen; allein nun kommt bey jedem vor, was er in der Monandrie u. s. w. entdeckt hat. Die Pflanzen sind mit den neuesten Benennungen aufgeführt; oft erfährt man nicht einmal, wie sie der Schriftsteller selbst nannte, z. B. bey *Boccone*, *Barrelier* u. s. w. Nirgends ist auch über die abbreviirten Namen der citirten Schriftsteller Nachweisung geschehen, und häufiger hätten *Linne's* Namen als Synonyme beygebracht werden sollen, da das Werk doch auch für den angehenden Botaniker brauchbar seyn soll.

Die Bemühungen des Vfs., die Pflanzennamen der Alten zu erklären, sind sehr groß gewesen, und er hat alle Quellen dazu benutzt. Da ihn aber der Raum zwang, an den inchrsten Orten seine Meinung ohne Gründe anzugeben: so wird noch immer Anlaß zu Zweifeln bleiben, und dieses kann auch nie aufhören. Wir thun den ältesten Schriftstellern gewiß kein Unrecht, wenn wir ihre Pflanzennamen mit unseren deutschen zusammenstellen; diese gehören aber oft vielen Pflanzen an. So nennt z. B. *Nennich* sechs Pflanzen, die den deutschen Namen Raute führen, und Rec. kann noch die siebente (*Artemisia abrotanum*) hinzufügen; eben dieser Schriftsteller hat 9 Pflanzen, die Blutkraut, 10, welche Ochsenzunge, 13, welche Berufkraut heißen u. s. w. Wie ist es nun möglich, wenn man den Namen allein liest, zu sagen, von welcher Pflanze eigentlich die Rede sey? Häufig muß also unsere Erklärung auf einer bloßen Conjectur beruhen, und oft ist gar keine zu geben. Nicht selten wird ein *Nomen collectivum* auch späterhin für einen einzelnen Naturkörper gehalten, wie es unserem Vf. z. B. begegnet ist, wenn er die *Carex acuta Virgils* (Georg. 3, 231) für die *Carex acuta Linne* nimmt; jener sprach ja offenbar bloß von scharfen und schneidenden Riedgräsern, und hatte wohl nicht den Einfall, eine einzelne Segge unterscheiden zu wollen, die noch jetzt oft eine *crux botanicorum* gewesen ist. Der Name verführte hier, so wie auch sonst. So erklärt der Vf. die *Cicuta* des *Virgils* für *Cicuta virosa*, und setzt hinzu: *e fistulosis caulis possunt tibiae confici*: allein von einer so giftigen Pflanze wird man wohl nur einmal aus Versehen etwas in den Mund nehmen, und gewiß keine Flöten machen; *Plinius* hat auch die Worte: *e segete evellito cicutam* (wie *Retzius* in seiner *Flora Virgiliana* sehr richtig bemerkt), und die *Cicuta* wächst nur im Wasser.

In der Erklärung des *Dioscorides* kommen viele

solcher Stellen vor, wo der Vf. viel zu speciell die Namen angiebt; z. B. *avaypa* wird durch *Epilobium roseum* erklärt. Dahin gehören die einzelnen *Rumires*, *Polygona* u. s. w. Wenn er unter dem *αλίσμα* lieber das *Alisma parnassifolium*, als *A. plantago*, verstehen will: so ist dies wohl nur ein Versehen. Denn *A. parnassifolium* hat ja kleine und nach Verhältniß breite Blätter, hingegen *A. plantago* variirt oft mit *foliis lineari-lanceolatis*, so wie es auch Rec. zuweilen viermal so klein, als gewöhnlich, gefunden hat, obgleich sonst die *A. plantago angustifolia* ein paar Fufs hoch ist. Das *Sisyr* des *Plinius* erklärt der Vf. durch *Sium sisarum*, obgleich er selbst die Stelle jenes Vfs. anführt, nach welcher es *Tiberius* jährlich aus Deutschland kommen ließ; beym *Columella* erklärte unser Vf. es richtig durch *Daucus carota*, und so muß es auch hier heißen. Denn die Zuckerwurzel ward wohl zu der Zeit nicht so häufig oder vorzüglich in Deutschland gebaut, und *Plinius* (Lib. 20, c. 5) sagt auch: *nemo tres siseres edendo continuaret*, welches wohl nicht auf die kleine Zuckerwurzel gehen kann. Diese Bemerkungen, auf welche wir uns hier in Hinsicht der Alten einschränken wollen, zeigen hinlänglich, wie auch die größte Gelehrsamkeit keinen in den Stand setzt, hier alle Klippen zu vermeiden. Wir werden nie dahin kommen, die alten Pflanzennamen völlig genügend zu erklären; doch macht dies auch gerade bey den noch schwierigen wenig aus, und unser Vf. hat immer sehr viel geleistet. Rec. hätte übrigens gewünscht, daß die hebräischen und arabischen Namen auch mit lateinischen, und nicht bloß mit ihren eigen thümlichen Charakteren geschrieben wären.

Auch bey den folgenden Schriftstellern sind die Schwierigkeiten sehr groß. So möchte vielleicht nur *Vahl*, oder Jemand, der die pariser Sammlungen benutzen könnte, im Stande gewesen seyn, die Pflanzen des *Clusius* befriedigend zu erklären. Dem Vf. konnte es nicht gelingen; man muß es daher mit den Worten: *Indicem exhibeo plantarum a Clusio inventarum ordine Linnaeano* weder hier, noch bey ähnlichen Werken, so genau nehmen. Häufig nämlich ist die Erklärung zweifelhaft, hin und wieder falsch, und oft gar nicht versucht, indem eine große Menge der Pflanzen, die *Clusius* beschrieben und abgebildet hat, gänzlich mit Stillschweigen abgegangen ist. Um nicht zu weitläufig zu werden, will Rec. nur bey ein paar Pflanzen des *Clusius* stehen bleiben. Die *Erica corisfolio* VII — IX würde Rec. zur *E. herbacea* ziehen; *E. corisfolio* II möchte Rec. nicht gerne zur *E. mediterranea* citiren, die schwerlich so hoch wird, sondern mit N. III zur *multiflora* bringen, deren der Vf. gar nicht gedenkt, und die hier doch bestimmt vorkommt. Denn *E. viridipurpurea*, wie er N. III nennt, ist es keineswegs; auch ist *E. purpurascens*, wozu er N. VII rechnet, keine eigene Art. *E. corisfolio* XIII oder *E. tetralix* übergeht der Vf. ganz. Alle Cisten des *Clusius* zu erklären, wagt Rec. nicht. Denn von vielen sind die Beschreibungen und Abbildungen zu unbestimmt; und manches scheinen nur Spielarten zu seyn. Wie der Vf. so viele kleine Cisten oder *Chamaecisti* *Clusii* bestimmen kann, sieht Rec. wenigstens nicht ein. So scheint selbst der *Cistus foliis lavandulae*, 72,

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 24 F E B R U A R, 1810.

O K O N O M I E.

HANNOVER, b. den Gebr. Hahn: *Grundsätze zur Verfertigung und Beurtheilung richtiger Pachtanschläge über alle Zweige der Landwirthschaft für Domainen, Kammern, Gutsbesitzer und Pachtbeamten nebst dazu dienlichen Mustern* vom Ober-Landesökonomie-Commissär Johann Friedrich Meyer in Celle. Mit einer Vorrede von Albrecht Thaer. 1809. 484 S. 4. (3 Rthlr. 16 Gr.)

Der Inhalt dieses Werkes ist die allgemeine Abschätzung des Werths der Güter. Hiezu war erforderlich, alle Zweige der Wirthschaft zu berühren, um genau auf den Punct zu kommen: die eigentliche Rente, den Pachtwerth oder *Produit net* des Guts von dem Profit, welcher aus der Wirthschaftsindustrie hervorgeht, und von den Gewerbszinsen, welche das angelegte Betriebs-Capital tragen muß, zu unterscheiden, und beides von einander abzusondern. Die Größe eines Guts nach der Einfaat, den Werth derselben nach dem Ertrage in Körnern zu berechnen, ist gar zu unsicher und unbestimmt. Deshalb haben rationelle Landwirthe schon längst so ungern vom Ertrage nach Körnervermehrung gesprochen, und längst die alte Regel verworfen, daß man ein Korn zur Saat, gewöhnlich zwey zur Wirthschaftsführung, und die übrigen zum Pacht rechnen könne. Bey der großen Verschiedenheit des Erfolgs landwirthschaftlicher Ereignisse, und weil durch den Anschlag der Ertrag im Voraus berechnet werden soll, muß ein Theil der Berechnung natürlich auf vorausgesetzten Grundsätzen beruhen, deren Zutreffen mehr oder weniger ungewiß ist. Daher kann der vollkommenste Anschlag nie mit dem wirklichen Ertrage in jedem Jahre ganz übereinstimmen. Ihn aber diesem durchschnittsweise so nahe als möglich zu bringen, muß das Bestreben des Anschlags-Versassers seyn. Die einfachste Art zu veranschlagen, wäre unstreitig: die Einnahme und Ausgabe aus den Wirthschaftsrechnungen auszuziehen. Allein das Resultat würde nur in dem Falle, daß diese Rechnungen in allen Theilen der Wirthschaft und unausgesetzt genau geführt worden wären, völlig zuverlässig ausfallen. Hätte man auch einen solchen, der Wirthschaft völlig entsprechenden Anschlag: so würde man keinen Pächter bekommen, weil für denselben zu wenig oder nichts zum Lebensunterhalte und fürs Risiko übrig bleiben würde, wenn er den Pacht nach jenem Anschlage bezahlen sollte. Wollte man ihm zur Subsistenz

J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

in diesem Anschlage etwas auswerfen: so würde er, genau besehen, ein Administrator, und zwar unter der lästigsten Bedingung seyn; ihn würde nämlich der Verlust treffen, und seine Aussicht zum Gewinn ganz, oder doch größtentheils wegfallen. Der Vf. hat diesem Hinderniß abzuheffen gesucht. Er unterscheidet den Ertrag eines Landguts in den *Natural*- und *Geld*-Ertrag. Ein Gutsanschlag beschäftigt sich mit der Ausmittlung beider; bey einem von beiden muß er wegen des obigen Hindernisses hinter der Wirklichkeit einigermassen zurückbleiben. Am meisten ist der Geldertrag dazu geeignet, weil dieser an sich schon mehr als der Naturalertrag von äußeren Umständen abhängt, letzterer daher bestimmter ausgemittelt werden kann, und diese Ausmittlung, indem sie gleichsam ein Bild der wirthschaftlichen Verfassung darstellt, zugleich die nächste und sicherste Veranlassung zur Kenntniß der Verhältnisse und Kräfte eines Landguts, so wie zur Beurtheilung und Übersicht größerer oder kleinerer Verbesserungen, liefert. — Nach diesem Grundsatz ist hier verfahren, mithin der Naturalertrag so genau wie möglich ausgemittelt, der Geldertrag aber nach Sätzen, die etwas unter den gewöhnlichsten wirklichen Preisen bleiben, angesetzt, und noch überdies beym Schlusse der Berechnung ein angemessener Theil des Ertrags zur Unterhaltung des Pächters berechnet.

I Cap. *Von der Ackerwirthschaft*. Hier ist immer von callenbergischen Morgen die Rede. Von der chemischen Zerlegung des Bodens wird §. 18 ganz richtig bemerkt, daß ein auf dem Wege der Zerlegung herauszubringendes sicheres Resultat, bey einer grossen Ackerfläche und der ewigen Abwechselung der Erde, schwer zu erhalten sey. Rec. setzt noch hinzu, daß es ohnehin bey der Ackererde nicht bloß auf das Verhältniß der Mischung, sondern mehr auf die Qualität der gemischten Theile ankomme. — Die Versuche über die verschiedenen Futtermaterialien im Verhältnisse des davon erhaltenen Düngers, welche der Vf. in seinem höchst schätzbaren Werke über Gemeintheilung bekannt gemacht hat, werden hier §. 37 mit den Versuchen des Hn. Oberamtmanns Gericke verglichen. Im Ganzen verhält sich der Unterschied dieser Versuche wie 8 : 7, d. h. Hn. G's. Versuche gaben $\frac{1}{2}$ Dünger mehr. — Diese zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten gemachten Proben beweisen wenigstens so viel, daß man auf diesem Wege weit sicherer, als bisher, den Dünger aus den dem Viehe zukommenden Nahrungsmitteln, und so den erforderlichen Viehstand berechnen kann. Über das Maß der Einfaat werden von §. 60 — 99 die wich-

Urtheil des gröfseren Publicums über einen Mann, der, wie es uns vorkam, von diesem nicht immer gewürdigt wurde, so wie ers verdiente, — vielleicht wegen seiner geringern literarischen Celebrität, besonders in den letzten Jahren — zu berichtigen. Hatte doch nicht einmal *Nöffelts* vormaliger berühmter College — *Sewler* — seinen Biographen gefunden, so viel ihm durch die eigne angefangene Lebensbeschreibung des merkwürdigen Mannes vorgearbeitet war: wie durfte man es — die trübe und drangsalvolle Zeit, wo N. starb, hinzugenommen — von diesem erwarten! Gleichwohl ist es ihn so gut geworden, den zu seinem Lebensbeschreiber zu erhalten, den er sich, sofern er darüber je einen deutlichen Wunsch hegte, gewifs vor Allen dazu erwählt haben würde. Wenn irgend einer, so war Hr. Kanzler *Niemeyer*, als ehemaliger Schüler, dann als College, und — was mehr ist — als vieljähriger Freund *Nöffelts*, also in so vielen und verschiedenartigen Verhältnissen mit ihm auf das genaueste bekannt und vertraut, dazu berufen, sein Biograph zu werden. Ausser seiner eigenen Beobachtung und Kenntnifs des Verstorbenen, konnte er mehrere ihm von den Erben übergebene Papiere aus seinem Nachlass nutzen, besonders die *Fragmente einer Selbstbiographie*, die N. leider zu spät zu bearbeiten anfang. Wie dies geschehen sey, mit wie viel Unsicht, mit welchem behutsamen Urtheil, mit wie viel Geist — und mit welcher anziehenden Wärme und Kraft der Darstellung; wie dieses Buch nicht blofs interessant für den geworden sey, der an einer Denkschrift auf *Nöffelt* irgend einen dankbaren Antheil nimmt, sondern auch lehrreich für Jeden, den die Geschichte der Zeit, in welche *Nöffelts* Leben fiel, in ihrer Verbindung mit der Geschichte der Theologie interessiert, lehrreich insonderheit für den jungen Theologen, der hier ein seltenes Beyspiel des geordneten Fleiffes, der Amtstreue, der Gewissenhaftigkeit und Frömmigkeit gerade in seiner musterhaften Natur aufgestellt sieht: das können wir hier nur andeuten. Die Leser, die mit Sinn zu lesen wissen, werden es erfahren.

Das Buch sollte nicht eine Lobschrift auf N. seyn, die vielleicht mit geringen Abänderungen auf jeden verdienten akademischen Lehrer oder Theologen anwendbar wäre. Alles, was in den Urkunden der Geschichte seines äufseren und inneren Lebens und Wirkens zu finden war, sollte gesammelt werden, damit ihn der Leser von den ersten Stufen seiner Bildung an bis auf die letzte begleiten, und aus dem Gange seines Geistes und der Einwirkung der äufseren Umstände sich erklären könnte, wie und wodurch er das gerade ward, was man als das Eigenthümliche seines ganzen Wesens erkennt. Ein schönes Resultat geht hervor, nämlich dafs das Streben nach Wahrheit und das Freymachen des Geistes von allen Fesseln verjährter Meinungen und Lehrformen, auch in religiöser Hinsicht, mit der Innigkeit des Gefühls verträglich sey, das in so manchen seiner Vorträge, in so vielen seiner Aufsätze und Briefe unverkennbar ist, aber dafs auch diese Innigkeit und Tiefe des

Gefühls nichts weniger als nothwendig zur Schwärmerey oder zu einem alles verdunkelnden Mysticismus führe. Man sieht, dafs *Nöffelt* — so wie kein wahrhaft frommer Charakter ohne Mystik zu denken ist — ein Mystiker war in dem edelsten Sinne des Worts; aber dafs seinem klaren Geiste eben so sehr alles geiffene Streben nach dem Unverständlichen widerstand, wo man verständig werden konnte, alles gesuchte Helldunkel, wodurch sich oft eine Parthey vor der anderen interessant machen, und jener leicht beweglichen und habhaften Gemüther bemächtigen will, so wenig ihr auch dieser Sieg Ehre bringt. — Rec. hat die Biographie, so wie die mitgetheilten literarischen Fragmente, mit einem desto höheren Interesse gelesen, je inniger seine Liebe und Hochachtung gegen den Verstorbenen schon in jener Zeit war, als er ganz in seiner Nähe, und oft in seinem Umgange lebte, und als ihm vor Vielen die Gelegenheit wurde, seinen Geist und seinen Charakter genau kennen zu lernen. Das Buch verschaffte ihm, und wird Vielen von denen, welchen es gewidmet ist, nämlich „den Freunden und Zuhörern *Nöffelts*“ — eine höchst angenehme Freude gewähren, schon durch die vergegenwärtigte Erinnerung an glückliche Jahre, die unstreitig für Jeden, der sie nur einigermaßen zu benutzen verstand, zu den schönsten wie zu den freyesten des Lebens gehören.

Der erste Theil zerfällt in fünf Abschnitte, in denen beiden ersten *Nöffelts* Biographie und Charakteristik geliefert, hierauf *Nöffelt* als Gelehrter, besonders als Theologe, dann als akademischer Lehrer, zuletzt als Schriftsteller geschildert wird. Diese Zerstückelung in den drey letzten Abschnitten mögen wir nicht gut heiffen. Bemerkungen, wovon die eine auf die andere ein Licht wirft, werden ohne Noth getrennt, die Einheit des Ganzen unterbrochen, und einige Wiederholungen sind unvermeidlich.

Nöffelts Lebenslauf ward, wie es selten bey Gelehrten, zumal bey akademischen Docenten, der Fall ist, nicht durch besondere Katastrophen merkwürdig. Er ward in Halle am 2 May 1734 geboren, und ausser einer durch die Ökonomie seines Vaters (eines Kaufmanns) allzusehr beschränkten und übereilten Reise durch einige Theile von Deutschland, der Schweiz und Frankreich, die er nach Vollendung seiner akademischen Studien unternahm, verlief er seinen Geburtsort, wo er alsdann nach und nach in den akademischen Würden und Ämtern höher stieg, nie wieder auf längere Zeit. Sein Leben war ein stilles, nur der Wissenschaft und seiner Familie geweihtes Leben. Der Vf. hat es verstanden, auch ein solches weit mehr inneres als äufseres Leben, durch überall eingemischte sprechend charakteristische Züge, durch beständige, die Geschichte der Facultät, deren Mitglied N. war, in merkwürdigen Perioden bezeichnende und aufhellende Gesichtspuncte interessant zu machen. So führt die Periode, in welcher der Streit dieser Facultät theils mit dem in Berlin errichteten Oberschulcollegio, theils mit der besonders durch *Hermes* organisirten Examinationscommission, vulgo Glaubenscommission ge-

lung befundene Schwere des lebendigen Thiers durch das eben angegebene Verhältniß von 1000: 600 auf die darunter begriffene eigentliche Fleischmasse, und b) die natürliche Schwere der Fütterungsmittel auf den bey der Milchnutzung angenommenen Heuwerth. In dem letzten wird dann mit der Tagezahl der Mastzeit, und in dem dadurch herausgebrachten Quotienten mit der Quadratwurzel aus der erwähnten nach oben auszumittelnden Fleischmasse dividirt. Das Product aus dieser letzteren Division giebt die tägliche Zunahme des Thiers an Pfunden. Z. B. Eine Kuh von 400 Pf. erhält, in 13 Wochen oder 91 Tagen, täglich 29,8 Pf. Futter. Sie hat vor dieser Fütterung an Fleisch und Talg 240 Pf., und daraus ist die Quadratwurzel 15,49. Mit diesen in 29,8 dividirt, giebt 1,92 Pf. für einen Tag, folglich 175 Pf. für 91 Tage. Von dem Mist. Über den specifischen Werth des animalischen Düngers läßt der Vf. die Chemiker urtheilen. Über die Menge werden Erfahrungen aufgeführt. Bey dem obengenannten nothdürftigen Weide- und Winter-Futter giebt eine Kuh von 300 Pf. in den 6 Wintermonaten gefüttert

mit 2172 Pf. Stroh mit 2,7 multiplicirt 5864 Pf.
mit 452 Pf. Heu mit 1,8 multiplicirt 814 Pf.
in den 6 Sommermonaten
für die 184 Sommernächte à 19 Pf. 3496 Pf.

10174 Pf. = 3,0 Fuder.

Eine Kuh von 400 Pf. Gewicht giebt 5,75 Fuder; eine Kuh von 800 Pf. giebt 8,80 Fuder Mist bey dem verhältnißmäßigen vermehrten Futter. — Bey den Schafengehören zum starken Pferch 19 Stück 210 Tage auf einen Morgen; zum mittelmäßigen 14,3 Stück; zum schwachen 11,4. — Ein Schaf bepficht in einem Tage stark 7,7 Quadratfuss; mittelmäßig 10,2; schwach 12,8 Quadratfuss. — Die Menge des von den Schweinen erfolgenden Mistes richtet sich nach der Quantität des ihnen gereichten Futters. Wo sie sehr kärglich und mager abgespeist werden, beträgt der Mist des Jahres von einem Stück etwa $\frac{1}{2}$ vierpfänniges Fuder. Wo sie aber recht gut gefüttert werden, geben sie beynahe ein volles vierpfänniges Fuder.

V Cap. Von Nebenpachtstücken. Von der Teichwirthschaft, dem Mahlwesen, der Bierbrauerey, Brantweinbrennerey etc. wird hier ausführlich geredet. Dann folgen Ertragsanschläge eines Guts nach der Dreyfelder-, Koppel- und Wechsel- Wirthschaft. Die Haupttrubriken in diesen Überschlüssen sind: Von dem Acker-, Wiesen- und Weide-Lande überhaupt; von der Eintheilung des Acker-Landes, von der Bestellungsart, dem Durchschnitts-Ertrage, dem Viehstande, von Auseinandersetzung der Pflug-, Eggen- und Mistfuhr-Arbeit mit dem darauf zu haltenden Zugvieh, Anschlag der Pferdegespanne, der Pflugschsen; Berechnung über Einnahme und Ausgabe des Strohs und Heues, von der Fuderzahl des nach dem Futter und der Streu berechneten Düngers, vom Geldertrage der Ackerländlererey, der Wiesen und Weide. Von der Nutzung des Hornviehs, der Schafe, Schweine. Vom Unterhalte des Pächters, und was

dafür und für die kleineren Unglücksfälle an Procenten anzurechnen sey. Den Beschluß des Werks macht eine Berechnung der Forstnutzung, in so weit solche bey Pachtunterfuchungen oder Gemeinheitsaufhebungen in Frage kommen kann.

Wenn über jene Gegenstände, worüber der Vf. hier Versuche und Beobachtungen geliefert hat, hundert Ökonomen neue Erfahrungen einziehen: so werden alle Versuche nicht völlig übereinstimmen. Diefs hat auch nichts zu sagen, wenn die Resultate nur nicht zu entfernt von einander sind. Kleine Veränderungen haben Localitäten zum Grunde. Vor dem Vf. hat man wenige Versuche in der Art angestellt, noch seltner dieselben so oft wiederholt, daß man Schlüsse daraus hätte ziehen können. Wenige Landwirthe waren bisher so gute Mathematiker, um alles so genau zu berechnen, so systematisch zu ordnen, wie es hier geschehen ist. Wenn wir auch durch vorliegendes Werk in allen Fällen der ökonomischen Berechnung noch nicht auf ganz festen Grundsätzen stehen: so haben wir doch durch Hn. M's. Arbeit sehr viel gewonnen. Mit Hn. Thier steht Hr. M. unter den rationellen Ökonomen in Deutschland oben an.

Stbt.

MÜHLHEIM a. Rhein, b. Lumscher: *Behandlung der Bienen, ihren Naturtrieben gemäß*; durch vieljährige Erfahrung bewährt erfunden und dargestellt von J. C. Knauff. 1805. 192 S. 8. (14 Gr.)

Hr. K. sagt zwar in der Vorrede, daß er im Schriftstellerfache nicht bewandert sey, und bittet um Nachsicht, wenn er, aus Mangel an Sprachkenntnissen, hie und da gefehlt habe; allein Kenner der Bienenzucht und beobachtende Wärter der Bienen werden es ihm gewiß Dank wissen, daß er ihnen seine Beobachtungen und Erfahrungen nicht vorenthielt. Denn der Zusatz auf dem Titel: „ihren Naturtrieben gemäß“ ist in der That kein Aushängeschild. In jedem Abschnitte, — das Buch enthält deren 14, welche wiederum in 59 §§ abgetheilt sind — zeigt sich der Vf. als einen sorgfältigen Beobachter der Natur, der sich eben deswegen berechtigt fühlt, Hn. Wurster oft zu recht zu weisen. Zum Beweise dessen wollen wir eins und das andere ausheben, das vorzüglich bemerkenswerth ist. Körbe, welche für Bienen zweckmäßig seyn sollen, sollen nicht über 12 Zoll Weite haben; ist die Wohnung weiter: so kann sie ein mittelmäßiges Volk nicht gehörig besetzen, und veranlaßt leicht Räuberey. Magazinwohnungen haben vor den einfachen Körben den Vorzug. Das Volk eines Stocks durch das Aufhören zum Beysammenbleiben zwingen, ist dem Naturtriebe der Bienen zuwider, und hat eben so üble Folgen, wie die Schwarmfucht. Ein Stock, der zur Zucht taugen soll, muß folgende vier Eigenschaften haben: 1) Er muß junge frische Waben haben, d. h. sein Bau darf nicht über 2 Sommer alt seyn. 2) Er darf weder zu schwer, noch zu leicht seyn, d. h. er darf nicht über 30 Pf. und nicht unter 24 Pf. inneres Gut (Bienen, Honig und Waben) haben. 3) Er muß volkreich seyn. 4) Er muß eine

Urtheil des gröfseren Publicums über einen Mann, der, wie es uns vorkam, von diesem nicht immer gewürdigt wurde, so wie ers verdiente, — vielleicht wegen seiner geringern literarischen Celebrität, besonders in den letzten Jahren — zu berichtigen. Hatte doch nicht einmal Nöffelts vormaliger berühmter College — *Semler* — seinen Biographen gefunden, so viel ihm durch die eigne angefangene Lebensbeschreibung des merkwürdigen Mannes vorgearbeitet war: wie durfte man es — die trübe und drangsalvolle Zeit, wo N. starb, hinzugenommen — von diesem erwarten! Gleichwohl ist es ihn so gut geworden, den zu seinem Lebensbeschreiber zu erhalten, den er sich, sofern er darüber je einen deutlichen Wunsch hegte, gewifs vor Allen dazu erwählt haben würde. Wenn irgend einer, so war Hr. Kanzler *Niemeyer*, als ehemaliger Schüler, dann als College, und — was mehr ist — als vieljähriger Freund Nöffelts, also in so vielen und verschiedenartigen Verhältnissen mit ihm auf das genaueste bekannt und vertraut, dazu berufen, sein Biograph zu werden. Ausser seiner eigenen Beobachtung und Kenntniß des Verstorbenen, konnte er mehrere ihm von den Erben übergebene Papiere aus seinem Nachlass nutzen, besonders die *Fragmente einer Selbstbiographie*, die N. leider zu spät zu bearbeiten anlang. Wie dieß geschehen sey, mit wie viel Umsicht, mit welchem behutsamen Urtheil, mit wie viel Geist — und mit welcher anziehenden Wärme und Kraft der Darstellung; wie dieses Buch nicht bloß interessant für den geworden sey, der an einer Denkschrift auf Nöffelt irgend einen dankbaren Antheil nimmt, sondern auch lehrreich für Jeden, den die Geschichte der Zeit, in welche Nöffelts Leben fiel, in ihrer Verbindung mit der Geschichte der Theologie interessiert, lehrreich insonderheit für den jungen Theologen, der hier ein seltenes Beyspiel des geordneten Fleißes, der Amtstreue, der Gewissenhaftigkeit und Frömmigkeit gerade in seiner musterhaften Natur aufgestellt sieht: das können wir hier nur andeuten. Die Leser, die mit Sinn zu lesen wissen, werden es erfahren.

Das Buch sollte nicht eine Lobschrift auf N. seyn, die vielleicht mit geringen Abänderungen auf jeden verdienten akademischen Lehrer oder Theologen anwendbar wäre. Alles, was in den Urkunden der Geschichte seines äufseren und inneren Lebens und Wirkens zu finden war, sollte gesammelt werden, damit ihn der Leser von den ersten Stufen seiner Bildung an bis auf die letzte begleiten, und aus dem Gange seines Geistes und der Einwirkung der äufseren Umstände sich erklären könnte, wie und wodurch er das gerade ward, was man als das Eigenthümliche seines ganzen Wesens erkennt. Ein schönes Resultat geht hervor, nämlich daß das Streben nach Wahrheit und das Freymachen des Geistes von allen Fesseln verjährter Meinungen und Lehrformen, auch in religiöser Hinsicht, mit der Innigkeit des Gefühls verträglich sey, das in so manchen seiner Vorträge, in so vielen seiner Aufsätze und Briefe unverkennbar ist, aber daß auch diese Innigkeit und Tiefe des

Gefühls nichts weniger als nothwendig zur Schwärmerey oder zu einem alles verdunkelnden Mysticismus führe. Man sieht, daß Nöffelt — so wie kein wahrhaft frommer Charakter ohne Mystik zu denken ist — ein Mystiker war in dem edelsten Sinne des Worts; aber daß seinem klaren Geiste eben so sehr alles geßiffene Streben nach dem Unverständlichen widerstand, wo man verständig werden konnte, alles gesuchte Helldunkel, wodurch sich oft eine Parthey vor der anderen interessant machen, und jener leicht beweglichen und habhaften Gemüther bemächtigen will, so wenig ihr auch dieser Sieg Ehre bringt. — Rec. hat die Biographie, so wie die mitgetheilten literarischen Fragmente, mit einem desto höheren Interesse gelesen, je inniger seine Liebe und Hochachtung gegen den Verstorbenen schon in jener Zeit war, als er ganz in seiner Nähe, und oft in seinem Umgange lebte, und als ihn vor Vielen die Gelegenheit wurde, seinen Geist und seinen Charakter genau kennen zu lernen. Das Buch verschaffte ihm, und wird Vielen von denen, welchen es gewidmet ist, nämlich „den Freunden und Zuhörern Nöffelts“ — eine höchst angenehme Freude gewähren, schon durch die vergegenwärtigte Erinnerung an glückliche Jahre, die unstreitig für Jeden, der sie nureinigermassen zu benutzen verstand, zu den schönsten wie zu den freyesten des Lebens gehören.

Der erste Theil zerfällt in fünf Abschnitte, in deren beiden ersten Nöffelts *Biographie* und *Charakteristik* geliefert, hierauf Nöffelt als *Gelehrter*, besonders als *Theologe*, dann als *akademischer Lehrer*, zuletzt als *Schriftsteller* geschildert wird. Diese Zerstückelung in den drei letzten Abschnitten mögen wir nicht gut heißen. Bemerkungen, wovon die eine auf die andere ein Licht wirft, werden ohne Noth getrennt, die Einheit des Ganzen unterbrochen, und einige Wiederholungen sind unvermeidlich.

Nöffelts Lebenslauf ward, wie es selten bey Gelehrten, zumal bey akademischen Docenten, der Fall ist, nicht durch besondere Katastrophen merkwürdig. Er ward in Halle am 2 May 1734 geboren, und ausser einer durch die Ökonomie seines Vaters (eines Kaufmanns) allzusehr beschränkten und übereilten Reise durch einige Theile von Deutschland, der Schweiz und Frankreich, die er nach Vollendung seiner akademischen Studien unternahm, verließ er seinen Geburtsort, wo er alsdann nach und nach in den akademischen Würden und Aemtern höher stieg, nie wieder auf längere Zeit. Sein Leben war ein stilles, nur der Wissenschaft und seiner Familie geweihtes Leben. Der Vf. hat es verstanden, auch ein solches weit mehr inneres als äufseres Leben, durch überall eingemischte sprechend charakteristische Züge, durch beständige, die Geschichte der Facultät, deren Mitglied N. war, in merkwürdigen Perioden bezeichnende und aufhellende Gesichtspunkte interessant zu machen. So führt die Periode, in welcher der Streit dieser Facultät theils mit dem in Berlin errichteten Ober Schulcollegio, theils mit der besonders durch *Hermes* organisirten Examinationscommission, vulgo Glaubenscommission ge-

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 26 FEBRUAR, 1810.

M A T H E M A T I K.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Versuch einiger Beyträge zur hydraulischen Architektur* von F. J. E. Schulz, königl. preuss. Kriegs- u. Domainen-Rath und Wasserbaudirector für Ostpreussen und Lithauen. 1808. XIX u. 292 S. u. 26 Kupf. 4. (8 Thlr.)

Da dieses Werk vier ganz von einander verschiedene Abhandlungen über hydraulische Architektur enthält: so liess sich, wie der Vf. in der Vorrede sagt, von ihrem speciellen Inhalte kein allgemeiner Titel hernehmen; die Beyträge selbst aber, welche es liefert, gehören gewiss zu den sehr gelungenen.

Der erste Haupttheil enthält *hydrotechnische Reisebemerkungen*, gesammelt in den J. 1803 und 1804 auf einer Reise durch verschiedene Gegenden Frankreichs. Im ersten Abschnitt kommen folgende *wichtigere* Gegenstände vor. Beschreibung des massiven Krahns in Nymwegen. Beschreibung der fliegenden Brücke bey Coblenz. Diese ist mit sehr vollständigen Zeichnungen erläutert, von denen man zu vermuthen geneigt wird, dass der Vf. sie nicht nach der bloßen Ansicht, sondern mit Benutzung von Zeichnungen, welche die ganze Construction darstellten, entworfen habe. Über die neue Chaussee zwischen Coblenz und Mainz, deren Anlage mit grossen Schwierigkeiten verknüpft war. Vortheilhafte Einrichtungen bey der mainzer Pontonbrücke. Hängewerk des darmstädter Exercierhauses. Einrichtung der Krähne in Mainz. — 2 Abschnitt. Über die Brücken in Paris, mit Zeichnungen, welche der Vf. aus der *école des ponts et des chaussées* erhielt, und für deren Mittheilung wir ihm vielen Dank schuldig sind, da an ähnlichen Zeichnungen, zumal in deutschen Schriften, eben kein Überflus ist. Beschreibung und Zeichnung einer Maschine, deren man sich in Paris bediente, um Pfähle unter Wasser in genau bestimmten Höhen abzuschneiden. Über Maschinen zur Erhebung des Wassers in Paris. — Von allen diesen Gegenständen, die durch zahlreiche, schön gestochene Kupfer erläutert sind, lässt sich hier fast nichts weiter sagen, als dass die Beschreibungen und Bemerkungen gewiss für viele Leser lehrreich seyn werden. — Der 3 Abschnitt ist ganz der *école polytechnique* und der *école des ponts et des chaussées* gewidmet, und giebt von den Lehrgegenständen (die in Deutschland aus den zum Unterricht dienenden Lehrbüchern doch auch zum Theil schon bekannt sind) ausführliche Nachricht. So sehr wir dem Vf. im Ganzen beystimmen, wenn er die Vollständigkeit des Unterrichts in den mathematischen u. a. Hauptwissenschaften rühmt: so möchte doch Rec. es nicht für ganz wünschenswerth halten, dass man die gänzliche Beschränkung der Studien auf die Brodwissenschaft in Deutschland zu sehr nachahmte. Freylich kann man bey jener Beschränkung auf Ein Hauptfach in diesem sehr gross werden, aber man entbehrt dann auch alle die Vortheile, welche in einer vielseitigen Ausbildung des Geistes liegen, und opfert gerade das auf, wodurch die deutschen Universitäten, durch Betreibung der Sprach- und anderen Wissenschaften, sich so vortheilhaft auszeichnen. — Obgleich des Vfs. Reise nach den Seehäfen wegen der damals intendirten Landung in England nicht erlaubt ward: so fand er doch Gelegenheit, manche Werke, die er nicht selbst zu sehen bekam, aus den vollständigen Zeichnungen in der *école des ponts et des chaussées* so genau kennen zu lernen, dass er sehr lehrreiche Beschreibungen davon mittheilen konnte. Diesen Beschreibungen ist der 4 Abschnitt gewidmet; — er enthält Folgendes. Beschreibung und Zeichnungen von einer Schleufe des Hafens von *Havre de Grace*. Diese Schleufe ist ohne Spundwände, blos auf einen liegenden Rost gegründet; man hat indess das Durchsickern durch eine besonders gewählte Construction des Bodens, so wie durch vorzüglich gute Ausführung der Arbeit zu hindern gesucht; der Boden bildet ein verkehrtes gerades Gewölbe, und die Steinlagen werden noch durch eine horizontale gewölbartige Verbindung an beiden Enden des offenen Theils gegen jede Verrückung gesichert. Vor und hinter der Schleufe befindet sich ein stark unterrainmter Vorherd und Abschußboden, welcher das Unterspülen des starken Spülstroms (denn neben dem Durchfahrtsthore sind Drehthore zum Spülen des Vorhafens) hindert. Ausser einigen kleinen Modellen beschreibt der Vf. ferner eine sinnreich eingerichtete, aber nicht im Großen ausgeführte Schiffsahrts- und Spül-Schleufe von Pitrou. Ausser der breiten Mittelöffnung hat sie zwey schmalere Seitencanäle. Die Thore sind so eingerichtet, dass dasjenige, welches den einen Seitencanal schliesst, mit dem, welches den halben mittleren Canal schliesst, unter einem Winkel von 120 Gr. fest verbunden ist; beide Hälften dieses zusammen verbundenen Thorwerks sind gleich, damit sie genau gleichen Druck leiden, und wenn der Mittelcanal geschlossen ist: so sind es die Seitencanäle auch. Da dieses doppelte Thor sich um den Scheitel des Winkels drehen kann: so bleiben beide Canäle geschlossen, das Wasser mag innerhalb oder ausserhalb hoch stehen, weil der Druck auf den einen Flügel dem Drucke auf den anderen das Gleichgewicht hält. Will man spülen: so öffnet man Schütze in den Flügeln, welche den grossen Canal verschliessen, und da dann der Druck auf die an-

Bbb

dere Hälfte größer wird: so öffnen sich die Flügel, nehmen aber nun eine Stellung an, bey welcher die Seitencanäle geschlossen sind, der mittlere aber offen bleibt, indem der Flügel, welcher vorhin den kleinen Canal schloß, sich jetzt an der Mittelwand anlegt, der andere aber den kleinen Canal schließt. Auch zum plötzlichen Hemmen des Spülstroms ist eine Einrichtung angebracht. Man sieht, wie sinnreich alles ausgedacht ist; aber es ist auf die allgeräueste Ausführung gerechnet, und keine Rücksicht darauf genommen, daß der Wellenschlag, der im breiten Canal freyer ist, leicht das genaue Gleichgewicht stören kann u. s. w. — 5 Abschn. Von dem Canal de l'Ourcq. Er ist bestimmt, der Stadt Paris einen größeren Vorrath an Trinkwasser zuzuführen. Das Project zu diesem Canale veranlaßte den Ingenieur *Girard*, allgemeine Untersuchungen über die zweckmäßigste Vertheilung des Gefälles u. a. Umstände anzustellen. Das gesammte Gefälle bestimmte man so, daß das Wasser hinlängliche Geschwindigkeit bekäme, um nicht faulen zu können, aber auch keine zu große, um den Grund nicht anzugreifen, wodurch es trübe geworden wäre. Dieses gesammte Gefälle wünschte *Girard* nun so zu vertheilen, daß das Wasser an allen Stellen des Canals gleiche Kräfte gegen sein Bett ausübe, und bey gleicher Breite allenthalben gleiche Tiefe und gleiche Geschwindigkeit behalte; diesen Zustand des beharrlichen Abflusses glaubte er zu erreichen, wenn er für das Längenprofil des Canals eine Kettenlinie nähme. Hr. *S.* bemerkt gegen *Girard's* theoretische Untersuchung, wie es uns scheint, sehr richtig, daß die Theorie eigentlich nur für Röhren passe, nicht aber für Canäle mit freyer Oberfläche, da in diesen das Wasser durch nichts gezwungen wird, eine mit dem Boden parallele Oberfläche zu behalten, und *Girard's* Beweis hierfür nicht genügend ist. Auch *Prony* in seinen nächstens anzugebenden *Recherches sur la théorie des eaux courantes* wendet die Rechnung nur auf Röhren an, und findet die Kettenlinie als diejenige, für welche der mittlere Druck ein Kleinstes wird. *Girard's* Behauptung, daß die Bewegung der Flüsse sich einer ganz strengen Rechnung unterwerfen lasse, ist also etwas zu voreilig, und auch *Prony* erkennt es an, daß die Bestimmung der Oberfläche eines Flusses von veränderlichem Gefälle noch unüberwindliche Schwierigkeiten habe. *Prony* scheint übrigens die Aufgabe, diese Oberfläche zu bestimmen, für wenig interessant zu halten, worin Rec. ihm nicht beystimmen möchte. — Ausser diesen theoretischen Überlegungen befolgte man auch noch die Regel bey der Anlage des Canals, die Richtung so zu wählen, daß die ausgegrabene Erde ganz oder größtentheils zu den Dämmen an der Seite und zu Füllung der niedrigen Gegenden, wo der Canal durchgehen mußte, verwandt ward, damit die Ausgrabungskosten möglichst klein würden. Der Vf. handelt hievon und von anderen diesen Canal betreffenden Gegenständen umständlich, und geht dann zu Nachrichten von den Chauffeen und Windmühlen bey Paris über. Letztere sind nicht aufs beste eingerichtet, doch theilt der Vf. einige interessante Bemerkungen mit; — wir hätten gewünscht, daß er auch etwas

von der Windschiefe oder der Krümmung der Flügelflächen gesagt hätte, da diese Materie noch keinesweges erschöpft oder völlig genügend bearbeitet zu seyn scheint. — Der sechste Abschnitt giebt umständliche Nachrichten von dem Canal von St. Quentin; der 7te vom Loigny-Canal; der 8te von den Canälen von Briare und von Orleans. Die Ursache, warum der Canal von St. Quentin, welcher die Seine und Schelde verbindet, nicht über die Gebirge geführt ward, sondern unterirdisch geleitet werden mußte, liegt darin, daß in den höchsten Gegenden der Gebirge nicht Wasser genug zur Speisung des Canals zu erhalten war. Bey des Vfs. Anwesenheit war man sehr lebhaft beschäftigt, diesen Canal, welcher in 3 Jahren fertig werden sollte, zu vollenden, und war genöthigt, zumal in dem unterirdischen Theile, manche Arbeit, die sonst hätte erspart werden können, vorzunehmen, um dem Befehle, den Canal schnell zu vollenden, Genüge zu leisten. Der Vf. beschreibt die Anlagen bey diesem Canal sehr umständlich. — Auch die Brücken-Canäle wurden hier ohne Pfahlwerk gegründet, so wie man dieses überhaupt bey vielen der wichtigsten Wasserbaue in Frankreich thut. In der 4000 Toisen langen unterirdischen Canaltrecke erschwerte das von oben zudringende Wasser die Arbeit sehr, und dieses mußte mit großen Kosten fortgeschafft werden. Man hätte diese Kosten sparen können, wenn man bloß von beiden Enden her gearbeitet hätte; aber die vorgeschriebene Beeilung der Arbeit machte nöthig, daß man zugleich in der Mitte anfang, wo das Wasser nicht abfließen konnte.

Die zweyte Abtheilung des Werkes, *über die Bauart mit Senkflücken*, erlaubt keinen Auszug, und scheint uns nur das Bekannte, obgleich recht gut dargestellt, zu enthalten.

Die dritte Abtheilung: *Versuch eines Beytrags zur Theorie der Buhnen*, erschöpft diesen Gegenstand zwar bey weitem nicht, indess ist jeder, auch kleine Beytrag zur Vervollkommenung einer so wichtigen Lehre dankenswerth. Der größere Theil dieser Abhandlung beschäftigt sich mit den Einbauen an solchen Strömen, die keine Ebbe und Fluth haben, wo also nur von einem beständigen Strome die Rede ist. Alle Wirkung der Buhnen, oder der gesammte Einfluss, welchen sie auf den Strom und das Strombett haben, wird bestimmt 1) durch die Beengung des Stroms, welche eine vermehrte Geschwindigkeit in dem beengten Theile hervorbringt; 2) durch das natürliche Stromgefälle für den Theil des Stromes von der Wurzel bis an die Spitze; 3) durch Adhäsion der Wassertheilchen an einander. Bey senkrechten Einbauen findet wegen der plötzlichen Beengung des Stroms die vermehrte Geschwindigkeit nur in der Nähe des Buhnenkopfes Statt, und die schnellere Bewegung theilt sich weniger dem ganzen Stromprofile mit. Es läßt sich nämlich leicht denken, daß bey der altnählichen Beengung, welche durch declinante Buhnen bewirkt wird, die Ablenkung der Stromfäden vom Ufer eine größere Einwirkung auf den entfernteren Theil des Stroms hat, als die zwar heftigere, aber nur in einem Punkte Statt findende Ablenkung bey senkrechten Buhnen; indess müßte man

wohl etwas mehr, als der Vf. zu thun scheint, Rücksicht auf das oberhalb in dem Winkel der senkrechten Bühnen stillstehende Wasser nehmen, welches zwar in geringerem Masse als ein fester, schief liegender Einbau, aber doch immer etwas beyträgt, die Richtung der Stromfäden zu bestimmen. Das aber scheint uns am wenigsten richtig, und sogar anderen Behauptungen des Vfs. selbst widersprechend, daß dicht an der oberen Seite des Einbaues ein Strom nach der Spitze, und dann dicht an der unteren Seite ein Rückstrom von der Spitze gegen das Ufer entsteht; — das letztere findet schwerlich je so bestimmt Statt. Darin aber scheint der Vf. Recht zu haben, daß die declinanten Bühnen, weil jedem Gesetze einer stetigen Krümmung näher kommen, nicht die Unordnung im Strome hervorbringen, als die senkrechten, und daß sie desswegen nicht so viel Vertiefung am Kopfe bewirken, als diese. Das natürliche Stromgefälle kömmt nur bey Einbauen, die schief gegen den Strom liegen, und auch da hauptsächlich nur bey hohem Wasser in Betrachtung. Das Wasser steht nämlic. in dem unteren spitzen Winkel ohngefähr so viel niedriger, als das Gefälle des Stromes für die Länge von der Wurzel bis neben dem Kopfe beträgt; es entsteht daher ein Übersturz, der zwar nicht ganz so wie bey einem Wehre wirkt, aber doch den im spitzen Winkel gesammelten Schlamm und Sand wegspült, und oft gerade an der Wurzel des Einbaues sehr gefährliche Vertiefungen bewirkt. Dieses ist der Grund, sagt der Vf., warum die einmal entstandene Verlandung bey senkrechten Einbauen sich sicherer hält, und auch der Grund, weshalb man declinante Bühnen nicht auf einmal zu lang anlegen, sondern abwarten soll, daß die entstandene Verschlammung des unteren Winkels erst Festigkeit gewinne, ehe wegen der zu großen Länge der Übersturz zu heftig wird. Die Wirbel, welche neben der Spitze der Einbaue theils oberhalb, theils und besonders unterhalb derselben entstehen, schreibt Hr. S. der Adhäsion der Wassertheilchen zu. Sie sind am bedeutendsten bey senkrechten Einbauen, weil da die Geschwindigkeit dicht vor dem Kopfe größer ist, als bey declinanten Einbauen, die den Strom eben so sehr beengen. Diese schnell bewegten Wassertheilchen reißen die hinter der Bühne ruhenden mit fort, und es entsteht daher ein Zufluß vom Ufer her, der sich offenbar weiter unterwärts, wo die schnelle Bewegung gemildert ist, durch einen Rückstrom längs des Ufers ersetzen muß, und so die beständigen Wirbel bildet. Aber dieser Wirbel ungeachtet verlanden sich die beiden Winkel an der senkrechten Bühne, weil die Wirbel doch nicht so schnelle Bewegung bewirken, als nöthig ist, um die im Wasser schwebenden Stoffe am Sinken zu hindern; der Vf. gesteht daher den senkrechten Einbauen den Vorzug zu, daß sie zur Sicherung eines abbrechenden Ufers zu empfehlen sind, und es scheint zu weit getriebene Beforgnis, wenn er hinzusetzt, daß unterdeß die Bühnengewöhnlich an der Spitze unterspült werde, und wohl gar nachstürze. Diesem letzteren Übel, und selbst den zu starken Wirbeln kann man, wie der Vf. auch an einer anderen Stelle anzuerkennen scheint, durch eine Dollirung des Bühnenkopfes vorbeugen. Eine solche

Abflächung wirkt nämlich nicht bloß dadurch vortheilhaft, daß sie die Wirbel an verschiedene Stellen bringt, wie der Vf. sagt, sondern da der zunächst am Ufer bey der Spitze vorbey oder überfallende Wasserfaden eine geringe Tiefe hat, und also an der Bühne großen Widerstand leidet: so ist seine Geschwindigkeit ansehnlich vermindert, und es findet kein so plötzlicher Unterschied zwischen dem fast stillstehenden und dem so äußerst schnell bewegten Wasser Statt. — Alles, was der Vf. hier zum Nachtheile der senkrechten Bühnen gesagt hat, daß sie die Bewegung des Stroms so irregulär machen und dadurch tiefe Kolte an der Spitze bewirken, ja wohl gar die ganze Stromrinne näher heranziehen, fällt größtentheils weg, wie er auch selbst einräumt, wenn mehrere solche senkrechte Einbaue in passender Entfernung nahe bey einander liegen. Hier findet die plötzliche Einengung des Stroms nur bey dem ersten Einbaue Statt, und die Spitzen der übrigen bilden gleichsam ein neues reguläres Ufer, welchem der Strom folgt, und nicht mehr die irreguläre Bewegung behält, wie bey einer einzelnen Bühne. Die Beforgnis des Vfs., daß die Verlandung sich nicht bis ans Ufer erstrecken möchte, wenn die Einbaue zu nahe an einander liegen, scheint uns wenig gegründet, da, wenn auch keine deutlichen Wirbel ganz bis an das Ufer gehen, doch gewiß eine allmähliche Erneuerung des Wassers Statt findet, und also selbst gegen das Ufer hin neue Erdtheilchen kommen. Nimmt man alles zusammen, was der Vf. sagt: so möchte, obgleich er den declinanten Bühnen gewogener scheint, doch das Resultat zum Vortheil der senkrechten ausfallen. Gewöhnlich nämlich legt man die Bühnen nicht einzeln, sondern mehrere nahe bey einander, und diese Anlage findet besonders in concaven Krümmungen Statt. Man würde also alle Nachtheile der senkrechten Bühnen vermeiden, wenn man eine oberwärts gegen das Ufer convergirende Linie festsetzte, in welcher sich die Bühnenköpfe befinden sollten; dann würden die zuerst vom Strome getroffenen Bühnen kurz ausfallen, und also keinen so nachtheiligen Einfluß haben, so wie der ganze Zwang, den man dem Strome anthäte, mehr nach einem stetigen Gesetze erfolgte. Die Fangkribben, da man von der Spitze einer declinanten Bühne einen senkrechten Arm gegen das Ufer zieht, hält der Vf. für nicht sehr zweckmäßig, weil in den eingeschlossenen Raum kein frischer Schlamm gelangt, und also keine Verlandung entstehen kann. Dieser Meinung stimmt auch Rec. bey. — Was der Vf. von Seebühnen sagt, ist unbedeutend, und hat am wenigsten unseren Beyfall. So z. B. stimmt es mit unserer Erfahrung nicht überein, daß sehr hohe Bühnen wegen des überstürzenden Wassers hinter sich Ausspülungen bewirken. Da das Wasser hier nie unmittelbar auf den Boden fällt, sondern schon hohes, aber ruhiges Wasser findet, auch gut angelegte Einbaue in der Krone so breit sind, daß die Wellen sich darauf zerschlagen: so ist dieß niemals der Fall. Auch über die Entfernung der Seebühnen urtheilt der Vf. nur oberflächlich; indess sind wir überhaupt noch sehr weit davon entfernt,

über diesen Gegenstand ganz genügende Vorschriften zu besitzen. Bey den Seebühnen, wo fast einzig der Wellenschlag in Betrachtung kömmt, ist die Wirkung desto gröfser, je länger die Einbaue sind, und je näher sie einander liegen, dann aber auch je höher die Bühnen sind, und je höher der Grund, worauf sie angelegt werden, schon ohnehin ist. Da man die Höhe der Werke nicht gut viel gröfser, als die gewöhnliche Fluthhöhe, anlegen kann: so nimmt ihre Wirkung zwar wegen der allmählich entstehenden Erhöhung des Wattgrundes mit der Zeit zu, aber von einer anderen Seite nimmt sie ab, wegen der immer geringer werdenden Vorrangung der Bühne über den Wattgrund, und es scheint zuweilen, als ob diese einander entgegengesetzten Ursachen einen Stillstand in der Anschlämmung bewirken. Es hat daher grofse Schwierigkeiten, die gehörige Länge und Entfernung der Seebühnen an jedem Orte den Umständen gemäfs zu bestimmen.

Von dem letzten Haupttheile des Buches: *Versuch eines Beytrags zur Theorie der Gewölbe*, läfst sich hier keine vollständige Darstellung geben, da dieses ohne Mittheilung vieler Formeln unmöglich ist; wir begnügen uns daher, nur den Hauptinhalt dieser Abhandlung, welche uns alle Aufmerksamkeit zu verdienen scheint, anzuzeigen. Der Vf. bemerkt selbst, dafs die Untersuchung nicht so weit fortgeführt sey, um unmittelbare Anwendung zu gestatten, und es ist allerdings zu bedauern, dafs andere Geschäfte ihm nicht erlaubten, den vor 6 Jahren ausgearbeiteten Aufsatz zu vervollkommen; indess hätten wir wenigstens gewünscht, dafs er die Darstellung durch Beyfügung der für weniger geübte Leser nöthigen Erläuterungen verbessert hätte. Wer gerade die *Mécanique analytique* von Lagrange zur Hand hat, oder einige Fertigkeit in der Variations-Rechnung besitzt, der wird freylich sich die fehlenden Zwischensätze selbst nachtragen können. Aber für die Ungeübten — und das sind doch gewifs die meisten — ist dieses eine schwere Aufgabe; und ein Buch, wie dieses, ist doch gerade für diejenigen geschrieben, welche bey ihren auf das Praktische gerichteten Arbeiten gewöhnlich nicht alle Lehrsätze der höheren Analysis gegenwärtig haben können, und deshalb leicht die Abhandlung ganz ungelesen lassen, weil es ihnen an Hülfsmitteln fehlt, zu übersehen, ob der Vf. Recht habe. — Hr. S. fängt damit an, aus der allgemeinen Lehre vom Gleichgewichte den Druck herzuleiten, den jedes Theilchen des Gewölbes leidet. Er folgt hiebey ganz den Formeln von Lagrange, und leitet aus den drey Bedingungen: 1) dafs jedes Theilchen ds sich nicht zusammenpressen läfst, als $\delta s = 0$; 2) dafs $L = 0$ die Gleichung für die unveränderliche Gestalt des Gewölbes sey, und 3) die auf jedes Theilchen wirkenden beschleunigenden Kräfte $= P$ und $= Q$, nach der horizontalen Richtung der Abscissen x und nach der Vertical-Richtung der Ordinaten y sind, die Gleichung her: $P\delta x + Q\delta y + \mu\delta L + \lambda\delta s = 0$, die ihn dann durch Integriren dahin bringt, für die noch ganz unbestimmte Gröfse λ und μ , die Gleichungen

$P - d \cdot \frac{\lambda}{ds} \frac{dx}{ds} + \mu \frac{dL}{dx} = 0$, und $Q - d \cdot \frac{\lambda}{ds} \frac{dy}{ds} + \mu \frac{dL}{dy} = 0$ zu finden. Da P und Q immer gegeben seyn müssen: so kann man entweder gewisse Voraussetzungen für μ (welches eine auf jeden Theil des Bogens normale Kraft bezeichnet,) annehmen, und daraus die Gleichung $L = 0$ bestimmen, oder auch für $L = 0$ eine bestimmte Gleichung setzen, das heifst eine bestimmte Form des Gewölbes annehmen, und daraus λ und μ herleiten, deren allgemeine Werthe dann angeben, wie grofs der Tangentialdruck und der Normaldruck in jedem Punkte des Gewölbes sey. Der Vf. bemerkt, dafs für $\mu = 0$, oder wenn keine fremde Kraft das Gewölbe hält, und zugleich blofs die Schwere wirkt, das Gewölbe nach der Kettenlinie gezogen werden mufs; wir glauben aber, dafs es manchem seiner Leser schwer werden wird, dies aus den Gleichungen $d \cdot \frac{\lambda}{ds} \frac{dx}{ds} = 0$ und $nds - d \cdot \frac{\lambda}{ds} \frac{dy}{ds}$, mit Überzeugung zu erkennen. Es wäre daher gut gewesen, wenn er mit wenig Worten gezeigt hätte, wie die Integralgleichungen $\frac{\lambda}{ds} \frac{dx}{ds} = \text{Const.}$ und $ns = A - \frac{\lambda}{ds} \frac{dy}{ds}$, wenn man λ eliminirt und für dy seinen Werth setzt, zu den in unseren Lehrbüchern häufiger vorkommenden Ausdrücken für die Kettenlinie führen. — Der folgende Theil des ersten Abschnitts lehrt die beständigen Gröfsen für die Gleichungen finden, wodurch λ und μ bestimmt werden; zeigt die Anwendung auf Gewölbe, die eine bestimmte Dicke haben, u. s. w. Der zweyte Abschnitt untersucht die verschiedenen Arten, wie ein Tonnen-Gewölbe — denn darauf allein gehen diese Untersuchungen — brechen kann. Im Allgemeinen kann dies geschehen entweder durch das Übergewicht der verticalen Kräfte, oder durch das Übergewicht der horizontalen Kräfte. In beiden Fällen lassen sich drey Arten des Brechens denken, nämlich blofses Verschieben, oder blofses Drehen, oder beides zugleich, und die Stelle, wo der Bruch geschieht, giebt dann mehrere specielle Verschiedenheiten. Der Vf. zählt 36 Fälle auf, unter denen aber mehrere sind, die vielleicht nie vorkommen, sondern nur der Vollständigkeit wegen mit aufgeführt werden musten; er zeigt dann, wie man für jeden Fall rechnen, und die Stärke der Widerlagen oder des Gewölbes selbst bestimmen könne. Der dritte Abschnitt enthält eine Anwendung auf kreisförmige Gewölbe, die wir aber übergehen müssen, weil Mittheilung des Details der Rechnungen nicht hieher gehört, und ohne dieses sich nur etwas höchst Oberflächliches würde sagen lassen.

Wir wünschten sehr, dafs der Vf. auf dem von ihm betretenen, — wie es uns scheint, neuen — Wege weiter fortgehen möge. Der Verleger hat für einen sehr schönen Stich der vielen Kupfertafeln gesorgt, und in Hinsicht auf diese kann man den Preis des Buches gar nicht zu hoch finden.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 28 F E B R U A R , 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MANNHEIM, b. Schwan und Götz: *Über Götz und Ramler. Kritische Briefe von Johann Heinrich Voss.* 1809. 164 S. 8. (1 Thlr.)

Hr. v. Knebel, an den diese Briefe gerichtet sind, hatte in Herder's *Adrastra* 5 B. 2 St. 1803 an den ehemaligen Superintendenten zu Winterburg, Johann Niklas Götz, durch die Erzählung eines Besuchs bey diesem Dichter, erinnert. Bekanntlich gab Ramler 1805 vermischte Gedichte von Götz in drey mässigen Bändchen heraus, verbessert und zum Theil umgearbeitet, wie des Vfs. eigene Verfügung ihm nicht allein gestattet, sondern aufgetragen hatte. Nach jener Erzählung in der *Adrastra* hatte aber Götz gegen v. Knebel ausdrücklich erklärt, er wünsche seine Gedichte durchaus so, wie er sie seinem Gaste in sieben Abtheilungen vorzeigte, und nicht anders gedruckt; die ramlerische Ausgabe wird daher von dem Erzähler nicht allein der Unvollständigkeit beschuldigt, sondern auch Ramler selbst wegen Entstellung der götzischen Gedichte durch seine Veränderungen getadelt. Der Wunsch nach einer vollständigen, unveränderten Ausgabe der götzischen Gedichte beschließt jenen Aufsatz in der *Adrastra*.

Voss, dem über das Verändern sowohl eigner als fremder Gedichte ohne Zweifel ein entscheidendes Wort zu steht, giebt in diesen Briefen eine documentirte Erzählung der Correspondenz zwischen Götz und Ramler, über die Herausgabe der götzischen Gedichte durch Ramler, und über die Befugnis des letzteren, zu ändern und umzubilden; zugleich aber giebt er eine sehr interessante und belehrende Gegeneinanderstellung der götzischen Originale mit den Änderungen, welche theils Ramler, theils Götz selbst, aus eigem Gefühl oder durch Ramler veranlaßt, mit seinen Gedichten vornahm. Das Resultat dieser Gegeneinanderstellung ist nun freylich mit dem Urtheil des Hn. v. Knebel in der *Adrastra* nicht übereinstimmend. Denn Ramlers Änderungen zeigen sich hier nicht, wie Manche vielleicht mehr der laut gewordenen Stimme nachsprechen, als aus eigener Prüfung behaupten, als mühsame Abglättungen von Eigenheiten, welche Convenienz oder Pedanterey für Härten ausgiebt, sondern oft ist die ramlerische Umbildung erst die Form, in welcher Götzens Gedanke zum Gedicht wird; oder wie Voss S. 133 treffend das Verhältniß beider Freunde charakterisirt: „Unser Götz hatte, gleich dem Erzvater Moses, S. A. L. Z. 1810. Erster Band.

eine schwere Zunge und unbeschnittene Lippen. Weshalb er, was ihm selbst auszusprechen nicht gelang, dem wohlredenden Bruder auftrug, der inneren Stimme des Genius getreu: Er soll dein Mund seyn, und du sein Begeisterer.“ Ramlers Ausgabe ist nach dem Resultat dieser Correspondenz und dieser Vergleichung so wenig unvollständig, daß sie vielmehr noch weniger reichhaltig seyn sollte, um vollkommener, und der Idee, welcher Götz nachstrebte, ohne sich ihrer bemächtigen zu können, würdiger zu seyn.

Daß ein Dichter, Kritiker und Sprachkenner, wie Voss, solche Untersuchungen nicht geführt habe, ohne, abgesehen von dem speciellen Gegenstand, auch über Verbesserung eigener und fremder Werke manches Bedeutende im Allgemeinen einzumischen, läßt sich erwarten. Ausser der Vorrede enthält auch der zweyte Brief treffende Abfertigungen solcher Poetiker, welche vom Dichter erwarten, „er solle plötzlich, was ihm der Geist eingiebt, Erfindung und Darstellung daher sprudeln, ohne Feile, Ämigkeit und Geduld,“ und eigentlich giebt das ganze Buch einen Beweis, wie durch Feile, Ämigkeit und Geduld aus rohen Versuchen und Entwürfen etwas Beyfallswerthes entstehen kann. Es zeugt von Unbekanntschaft mit dem Wesen der Dichtkunst, von einer Unfähigkeit, durch die Worte des Kritikers in den Sinn der Kritik einzudringen, und von einer Einseitigkeit der Ansicht, welche den Tadlern fremder Einseitigkeiten nicht wohl ansteht, wenn Beurtheiler von Dichtwerken den Fleiß des Dichters belächeln, und die Vollendung dessen, was sie für erlernbar halten, als Zeichen ermangelnder Genialität ankündigen. Fleiß und Genie machen überhaupt selbst in ihrer Verbindung noch keinen Dichter und Künstler, es muß ein Drittes dazu kommen, was durch Fleiß geübt werden kann, nämlich das Talent. Denn Fleiß und Genie werden sich niemals vereinigen, ausser in dem Talent, dem Mittler zwischen beiden. Talent nämlich ist die natürliche Fähigkeit, aufzufassen oder darzustellen, welche durch üben den Fleiß zur Fertigkeit wird. Seine Bedingung ist glückliche Organisation; es ist daher Geschenk der Natur, ein angebornes, nicht zu erwerbendes Gut, wiewohl der Fleiß schwache Fähigkeiten so steigern kann, daß sie als Fertigkeiten das ungeübte Talent an Gewandtheit, niemals aber an Energie übertreffen. Das Genie hingegen ist der Geist, welcher das Talent belebt, es ist Fähigkeit für Ideen und daher zugleich Combinationsvermögen, Umfassungskraft. Will es sein Ideales im Re-

alen darstellen: so ist sein Organ das Talent; ohne Talent fehlt ihm die Activität. Seltsamer Irrthum ist es also, wenn jene phantastischen Poetiker, von welchen der zweyte Brief spricht, meinen, das Genie werde sich lieber eines ungelenten rohen, als eines gebildeten gewandten Organs bedienen, und fast sollte man eine Verkenennung des Genies hinter einem solchen Urtheil argwohnen. Und, um die Sache mit dem Namen zu nennen, so ist es auch. So unschön diese Kritiker gewöhnlich von dem sprechen, was sie Talent nennen: so ist doch ihr enthusiastisch gepriesenes Genie eben nichts anderes, als jene glückliche Bildung des Organismus, welche ihm jede geistige und körperliche Bewegung leicht und angenehm macht, also Talent. Der Talentmensch, nicht der Begünstigte des Genius, ist dem Dünkel unterworfen, als überhebe ihn die Gabe der Natur der Pflicht des Fleisses und der Arbeit; das Talent, nicht das Genie, kann in Übermuth Montrositäten hervorbringen, welche das urtheilende Genie (der Geschmack, nicht reflectirende Theorie, welche irren kann,) verwirft; mit einem Wort, das Talent, nicht das Genie, ist das unbändige Ross, das, von einem sterblichen Phaethon misleitet, Zerstörung bringt, und nur von dem himmlischen Genius gezügelt, Leben und Schönheit hervorruft. Jene Verworrenheiten aber, von welchen wenige Kritiken unserer Zeit keine Beyspiele aufstellen, werden einst den Zustand unserer Kritik der Poesie, aber nicht allzuvertheilhaft, der einsichtvolleren Nachwelt charakterisiren.

Bey richtig aufgefaßtem Unterschied von Talent und Genie beantwortet sich die Frage leicht, ob das Talent durch seine Einmischung die Spuren des Genies austilge, ob Fleiß dem genialen Produciren hinderlich sey, und ob, auf Götz und Ramler angewendet, der Vorwurf gegründet sey: Ramler habe, indem er der Poesie eine kalte grammatikalische Beschränktheit aufdringen wollen, den Reiz und den Nachdruck derselben vermindert und entstellt. (Könnte man nicht einem Maler vorwerfen, er verdränge durch richtige Zeichnung den Reiz der Malerey? Richtigkeit schließt freylich die Schönheit nicht ein; schließt aber darum Schönheit die Richtigkeit aus? Ein solcher Trugschluss liegt jenem Tadel zum Grunde.) Wer dem Dichter Götz Genie zugesieht, wird wenigstens, wenn er seine Originale gelesen hat, gestehen müssen, daß es ihm an Talent gefehlt habe, denn langsames, mühseliges Arbeiten zeigt allemal Mangel an Talent. Wer Ramlern Genie abspricht, muß ihm wenigstens Talent zugestehn, oder, wollte er auch hieran zweifeln, erworbene bewundernswerthe Gewandtheit und Fertigkeit. Wie kann nun wohl Talent und Fleiß des Genies Kraft schwächen, wo sie nicht darauf ausgehen, das vom Genie Gegebene in Ansehung des Stoffs zu kritisiren, sondern es aufzunehmen, und mit glücklicherem und geübterem Organ wiederzugeben? Abgesehen von dem Urtheil derer, welchen Unbeholfenheit und Nachlässigkeit das Kriterium des Genies ist, könnte nur mangelhaftes Talent dem Genie schaden, und wer aufmerksam den Grund betrachtet, warum

spätere Veränderungen gewöhnlich misslingen, findet ihn eben in einem Mangel des Talents. Der Verbesserer nämlich hält sich zu oft an den einzelnen Fehler, und substituirt ihm, wenn es ja gelingt, ihn auszumergen, einen anderen, nämlich Steifheit. Fast aber der Verbesserer nicht das einzelne Wort, die Redensart, den Reim, sondern den ganzen Gedanken auf, und giebt ihn correct wieder: so wird und muß diese Correctheit keine Spur von Steifheit, sondern alle Leichtigkeit eines Originals haben. Belege hiezu geben die, von Voss in diese Briefe aufgenommenen Verbesserungen götzischer Gedichte, welche seine Befugniss zu diesem Geschäfte deutlich documentiren.

Erfreulich ist es übrigens, in diesen Briefen, die gegen jenen Aufsatz in der *Adraستا* gerichtet sind, den anständigen würdigen Ton zu finden, welcher Männern ziemt, die ihrem Gegenstand gewachsen sind, ohne Perßilage und Derbheit, den Waffen des Unvermögens und der Barbarey.

D. c. A.

FRANKFURT a. d. O., in d. akad. Buchhandl.: *Orthometrie für Schulen jeder Art, besonders deren Lehrer, für beginnende Dichter, für höhere Lehrstühle und Kanzeln, für Schaubühnen und für Musiksetzung poetischer Stücke.* Von Perschke. 1809. XVIII u. 370 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Über die Beschaffenheit der *Orthometrie*, die ingewöhnlichem Buche als eine Göttin auftritt, und von Meistern und Schülern in nicht meisterhaften Distichen und Hymnen besungen wird, sucht die Vorrede Auskunft zu geben, welche mit dem Motto: *Valle et prodesse et delectare Orthometria*, beginnt. Der Herausgeber schrieb „uranfänglich“ nicht für den Druck. „Seit einer Reihe von Jahren spürte er Licht in der Sache.“ (In welcher? das wird so eigentlich nicht gesagt.) „Nach und nach ward es ihm immer heller. Bey Benutzung des Lichtes; das er erhielt, empfing er dessen mehr. Er sah sie endlich in ihrer wahren Gestalt, die lang’ ersehnte *Orthoepometrie*.“ (Die Göttin ist eine vielmamige, sehen wir). Zuerst wurde sie unter die Kinder geführt, wo sie sich als „wahre Kinderfreundin“ bewies; dann zu den „gelehrten Söhnen des Lichts“, welche sie „recht ins Auge faßten, sie als ächt anerkannten, und nun bezeugten, sie sey nicht nur eine wirkliche *Epometrie*, sondern auch eine *Orthometrie*, und könne mit Recht diesen Namen führen, besonders da manche *Pseudometrien* praktischen Unfug trieben.“ Dadurch ermuntert, faßte Hr. P. den Entschluß, seine Göttin durch die Hände des Setzers und Druckers in Deutschland überall herumzuschicken. Sehen wir sie nun recht genau an: so werden wir gewahr, sie sey die personifizierte Kunst, Sylben zu würdigen, Verse zu „rhythmisiren“, und Gedanken „sprachnaturgemäßerichtig“ dem Ohre darzustellen. Über „*Urtlängen*“ und „*Urkürzen*“, „*Aftertlängen*“ und „*Afterkürzen*“, „*tonhebig*“ und „*tonsenkig*“ Sylben wird Bekanntes und zum Theil Wahres in einem Style voll wunderlicher sich selbst persö-

flirender Originalität (oder *Urtheit*) vorgetragen. Die Vocale unterscheiden sich durch „*Forthalligkeit*,” die „*etwas fortflössliches*,” und durch „*Rückpralligkeit*,” die „*etwas abbrüchliches*” ist. Das *e* in *eben* ist ein „*schaufautforthalliges*,” in *setzen* ein „*ziegenlautrückpralliges*.” — Der Abschnitt über Vers und Strophe S. 41 ist dürftig ausgefallen und sehr verworren: „aus mehreren Füßen (heißt es unter andern) entstehen Verse (wie? wird nicht gesagt), mehrere Verse vereinbart geben einen *Versenkraufs*.” Den Beschluß macht das Distichon:

Στροφὴν benannten die Griechen den Vers von einziger Zeile;
Einige Verse in Eins wurden ἡ στροφή genannt.

— Der folgende Abschnitt enthält einen flüchtigen Hinblick auf die lateinische Prosodie, welche vom *Vf.* die Ruthe kriegt. Sonderbar dünkt ihm, daß „Jupiter, Wahngott zwar, doch der erhabenste Begriff, den die Römer kannten, in zwey Kürzen abgefertigt werde, *Jovis*, und daß die Menschen sich mit 4 Kürzen überhüpfen lassen, *hominibus*.” — „Manches habe der Römer aus Noth lang und kurz gemacht in Dranggefühle: *Hilf Muse, laß mirs gelingen, die Sylben zur Quantität zu zwingen!* und weil die Sprache fürs Metrische unbehülflich und unlenksam war, und doch die griechische Metrik einmal nachgebildet werden sollte: so habe man gegen alle logische und ästhetische Schönheit die Begriffe und Bilder weit aus einander geworfen und umhergestreut, daß sie der Leser mühsam wieder zusammenlesen müsse.” — Der 14te Abschnitt zeigt die Nothwendigkeit, den Fufsarten eigene Namen zu geben. Die gewöhnlichen Benennungen werden verworfen, weil sie weder „*deutlich*” (significant) noch „*deutsch*” sind, und das „*Gedächtnis* beladen.” Dagegen werden Personennamen „*vorzüglicher Dichter*” aufgenommen, besonders „*solcher, die sich um die Metrik verdient gemacht haben, zugleich um in den Gemüthern der metrischen Bildlinge ein bleibendes Denkmal jenen Männern zu stiften.*” Die einsylbige Länge empfängt den Namen *Voss* oder *Vossfuß*. *Voss* doppelt genommen, giebt *Klopstock* (— —), „den unsterblichen Vater der hohen und heiligen Poesie,” oder den „*Klopstockfuß*.” *Klopstock* mit *Voss* vermehrt, giebt den *Klopstockvoss* oder *Klopstockvossfuß*, vulgo *Molofs*. Repräsentant des Trochäus ist *Hölty* (— υ), „der früh vollendete Dichter,” des Daktylus *Offian* (— υ υ). *Hölty* vor *Voss* gestellt, bringt den *Sonnenberg* hervor (— υ —), den „*früh entschlafenen unsterblichen Dichter des Donatoa*”; hinter *Voss* gestellt den *Blumauer* (— — υ), „den geistvollen und munteren Sänger der österreichischen Kaiserstadt” u. s. w. Glückliche für Hn. P., daß sich für diese Füße noch Dichternamen fanden; besonders reich sind wir an Dichtern in der Bewegung des *Klopstockfußes*, z. B. *Streckfuß*, *Langbein*, *Ringseis*. Aber bey den Antispaßen gingen unserm Orthometriker die Benennungen aus. Hier hilft er sich, wie bey *Molofs*, durch Namenverknüpfungen und Namenwiederholungen. Z. B. *Todtenaufernehmung* ist ihm ein *Höltyhöltyhölty* (also ein dreifaches Monument), *Abgeschmacktheiten* ein *Sonnenberg-*

hölty; — oder durch andere rhythmische Worte. Der zweyte Päon, der zur Noth ein *Jerusalem* seyn konnte, ist ein *Ertönder*, mithin das Wort *Vaterlandsvertheidiger* ein *Sonnenbergertönder*. *General-superintendenturangelegenheiten* wäre demnach ein *Derhomersonnenbergklopstockvossfußvonhallerhölty*, und folgender Trimeter:

Des Oberconsistorialraths dicke Frau
bestände aus einem *Vonhallerhöltyhöltyklopstock*, einem *Hölty* und einem *Voss*, der hinten „gleichsam ein natürliches Haltein!” gebietet. S. 66.

Die folgenden dreyhundert und etliche Seiten enthalten größtentheils Übungsstücke zum richtigen „*metrisieren*” (vulg. *scandiren*), und sind mit der allerunbegreiflichsten Weitichweiffigkeit abgefaßt, dem *Rec.* freylich sehr erwünscht, aber schwerlich den orthometrischen Bildlingen, die das Buch kaufen sollen. Erst werden die „*Missnase*” der ersten 130 Seiten von Jacobs Teinpe durchgemustert. Dann folgt zur Erholung: die mittelzeitige Sylbe, eine Fabel, „*nichts-sagend*” und langweilig. Dann hexametrische Vorübungen zum Metrisiren. S. 75. Der *Vf.* fängt damit an, daß er die ganze Lehre vom Hexameter (und in Parenthesis auch vom Pentameter) — voraussetzt. Erst S. 118 wird etwas über den Hexameter beygebracht, nämlich daß er 6 *Klopstock*-, *Offian*- oder *Hölty*-Füße und eine Cäsur haben müsse; auch merkt man, daß der *Vf.* die Versfüße von den Wortfüßen, die er *Rhythmosfüße* nennt, zu unterscheiden weiß. Aber welche Begriffe er von Cäsur und Tact habe, der feineren Erfordernisse gar nicht zu gedenken, sehe man aus folgenden als fehlerlos aufgeführten Hexametern:

Hörst du nicht die Nachtigall im Walde dort schlagen.

Und auch dir, Freund Eckholdt, vieles will ich dir sagen.

Stellen aus der *Messias*, aus dem *Donatoa* und anderen gewöhnlich ungenannten Dichtern werden in überschwenglicher Anzahl ausgehoben, mit fadem Geschwätze begleitet, und vor unseren Augen scandirt, so langweilig, daß selbst die Langeweile Langeweile bekommen mußte. Und welche Muster! Ein *Sonnenberg*, dem es durchaus an metrischer Kunst gebricht! Dichterlinge, die nicht einmal die Grundregeln von Quantität und Vers inne haben! Nach einer Portion *Donatoa*, die schwer hinunterzuwürgen ist, kömmt gewöhnlich eine Portion *Schemata*, die noch schwerer hinuntergeht, ja einmal (S. 98 ff.) werden 3½ Seiten hindurch nichts als solche Verse gegeben:

Offian — Offian — Hölty — Offian — Offian — Hölty,
die allein schon diese ehrwürdigen Namen verleiden könnten. — Vom Pentameter versteht der *Vf.* vollends nichts, denn er zählt auch Verse wie:

Große Menschen verschmühen eülen Minutenglanz
und noch schlechtere darunter. — Das beste ist, daß sich der *Vf.* manchmal unterbricht, und was zu Lachen giebt. Das Gespräch des Hexameters und Pentameters, und die elegische Unterredung des Wachstlichen und Talglichtes wären sehr gut, wenn es ihnen nicht an Geist fehlte. Vortreflich fanden wir S. 93

das Briefchen eines jungen Orthometrikers sammt der Antwort des Lehrers: „Lieber Lehrer, gestern hab' ich ein Distichon gemacht, weil Sie erlaubten, daß nun jeder eins zu machen versuchen dürfte. Ich habe es auch etliche Mal metrisirt und rhythmisirt, und kann nichts finden, was unrichtig wäre. Nun bin ich recht begierig, von Ihnen zu hören, ob es wohl so bleiben kann. Hier ist es:

*Wer die Orthometria nicht liebet, bestrafet sich selber,
Ist des vortheilhaften Guts deutscher Sprache nicht werth.“*

Der Lehrer antwortet: „Du hast mir, mein Lieber, mit Deinem Verspaar viel Freude gemacht. Es ist Dir gut gelungen, und ich finde nichts darin umzuändern. Siehst Du wohl, wie angenehm es sich belohnt, daß man correcte Sachen machen kann. — Siehe, liebes Kind, weil Du solchen Sinn für Orthometrie und deutsche Sprache hast, beehre ich Dich auch mit dieser schriftlichen Antwort“ u. s. w. Nicht weniger possierlich und angenehm unterhaltend ist der 30ste Abschnitt über die „Besorgniß, wohl gar im alltäglichen Prosa Schreiben ins Hexameterbilden zu gerathen.“

Die Verehrung, welche Hr. P. dem Vf. des Donatoa beweist, scheint nicht Satyre, sondern bitterer Ernst. So hat denn der einzige vielstimmige Lobredner dieser von der Bremse gestochenen, in der Welt herumspringenden Aftermessiade, ein Mann, der, ohne die Feder in der Hand, sich selbst der Stimmlosigkeit gerne bescheiden wird: so hat auch der seinen Nachfolger gefunden! — In den Achtzigern des vorigen Jahrhunderts kam ein westphälischer Schuster auf den Einfall, einen neuen Messias zu erzielen. Den Bart in einem Zopfe mit vorragenden Sauborsten, stellte er sich Sonntags an die Kirchenthür, um Aufsehen und wo möglich Verfolgung zu erlangen. Der verständige Prediger ging gleichgültig vorbey. Der Erfolg war, daß zu dem Messiaserzeuger in der Gemeinde nur Ein Gläubiger sich gefellte — ein Schneider!

D. A. E.

LEIPZIG, im Industrie-Comptoir: Beschreibung der vierten Säcular-Feyer der Universität zu Leipzig am 4 December 1809. Mit 9 illum. Kupf. 26 S. 4. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Von so einem denkwürdigen Ereigniß, als die 4te Säcular-Feyer der leipziger Universität war, mußte auch eine flüchtige Beschreibung willkommen seyn, wenn sie nur schnell genug die Aufmerksamkeit oder Neugierde befriedigte, welche so viele Tausende der deutschen Nation gespannt hielt. Die vorliegende Schrift wird in dieser Hinsicht ihren Zweck bereits erreicht haben, oder wird ihn, in einem größeren Umkreise bekannt, noch erreichen. Wir können sie zu diesem Behuf empfehlen. Von dem Inhalte sagen wir nichts, da wir selbst in den Intell. Blättern dieser A. L. Z. 1809. No. 85 und 1810 No. 20 eine Beschreibung jener Feyerlichkeit geliefert, und die dabey erschienenen Schriften, so wie die zum Andenken des Festes gestifteten Legate und andere literarisch merkwürdige Umstände erwähnt haben. Alles dies wird auch in vorliegender Schrift beschrieben. Unter den angehängten Kupfern hat uns das siebente Blatt, auf welchem das Costüm der Studierenden aus den 4 letzten Jahrhunderten dargestellt ist, am meisten gefallen. Die übrigen enthalten den Rector Magnificus in seiner Amtskleidung, dem samtenen Palium mit Hermelin; einen der Decane ebenfalls in feyerlicher Amtskleidung; die Anführer der Studirenden bey dem Aufzuge, einen insignien-Träger, General-Adjutanten, Fahnenträger, Marschall u. s. w. alle in ihrer (nur allzu militärischen) Festkleidung; ferner einen Pedell in seiner Kleidung bey feyerlichen Gelegenheiten, mit dem Zepter; das Costüm der Geistlichkeit der vier Confessionen, welche an der Procession Theil nahmen; endlich die dabey getragenen Fahnen und die Abdrücke der beiden in Dresden auf die Jubelfeyer verfertigten Denkmünzen.

ΔΗ.

KURZE ANZEIGEN.

ΠΑΙΔΑΓΩΓΙΚ. Altova, b. Hammerich: *Winke zu einer angemessenen Amtsführung für Landschullehrer*, von C. F. Callison, Probst der Probstei Hütten. 1807. 478. 8. (4 gr.)

„Diese Winke sind zwar zunächst für die Schullehrer der Probstei Hütten bestimmt, vielleicht daß aber auch hier und da außer denselben sie anderen Schullehrern unseres Vaterlandes nicht unbrauchbar seyn werden. Viel neues wird man hier nicht finden, und wahrscheinlich auch nicht suchen; aber das ganze Amt des Landschullehrers bey uns nach seinen Hauptverhältnissen in einen bestimmten Gesichtspunkt aufzufassen, und es so seinen Hauptzügen nach den Schullehrern vorzulegen, war mein Wunsch. Auch sollte hier nicht alles ins Detail gehend ausgeführt werden; Winke wollte ich ja nur geben.“ — Dieses Urtheil, welches der Vf. selbst in der Vorrede über seine Arbeit gefällt hat, unterschreibt Rec. sehr gern, und setzt noch hinzu, daß in den häufigen Noten meistens brauchbare Bücher angeführt sind, welche über die Winke weiters Auskunft geben können. O. m. r.

Erlangen, b. Palm: *Ein Mittel zur Zeitersparniß bey Corrigiren dictirter Aufsätze und zur Erreichung verschiedener anderer Zwecke*. Zum Gebrauch für Lehrer in Stadt- und Landschulen, herausgegeben von D. Johann Pankus Pöhl-

mann. Zweyte Lieferung. 134 S. nebst 6 Wandvorschriften in Fol. 1805. 8. (12 gr.) Rec. hat schon öfter Gelegenheit gehabt, sich über Hn. Pöhlmanns Verdienste um die Pädagogik, und über seine catechetische Manier in diesen Blättern ausführlicher zu erklären, und das Eigenthümliche der vorliegenden Schrift ist bereits bey der Anzeige der ersten Lieferung in No. 91 unserer Zeitung vom J. 1807. hinlänglich angegeben worden. Wir wünschen, daß die dritte Lieferung bald erscheinen, und damit das ganze Werk geschlossen werden möge. — m —

SCHÖNE KÜNSTE. Ohne Anzeige des Verlags: *Seltene Historie von der tugendhaften hochbelobten Königin Wunderlich sammt deren daroblanthigen Ehegespons König Phoenix der Gutmüthige genannt, und welche wunderbare Begebenheiten sich mit den Kindern dieses königlichen Paares zugetragen*. Gedruckt in diesem Jahr. 32 S. 8. (8 gr.) Wäre dies Märchen nur etwas weniger märchenhaft, und gäbe sich der Vf. nicht gar zu viel Mühe, wüßte zu seyn: so — wäre es und vieles besser. Auch ist die Erzählung aphoristischer, als die das Märchen verträgt. Doch kostet es keine Anstrengung, diese zwey und dreyßig Seiten durchzulesen.

24 x 37.

Monatsregister

v. o. m.

Februar 1810.

I. Verzeichniß der im Monat Februar in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

- Almsnak**, koninklijke, voor den Jare 1809 34. 269.
Attenhoffer Lymphatologie oder Abhandlung über
das lymphatische System und seine Leiden 30. 240.

B.

- Beschreibung der 4 Secularfeyer der Universität
zu Leipzig am 4 Dec. 1809 49. 392.
Bittner Handbuch der Mathematik. 1 Bd.
Int. Bl. 15. 114.
Bouché der Zimmer- und Fenster-Gärtner 46. 366.
Brann über Spizaleinrichtungen als Unterricht
für Krankenwärter 30. 240.

C.

- Callisen** Winke zu einer angemessenen Amtsfüh-
rung für Landschullehrer 49. 391.

D.

- Dietrich** vollständiges Lexikon der Gärtnerey und
Botanik. 9 Bd. 46. 368.
Dinter Predigten zum Vorlesen in Landkirchen 45. 368.
Dobrowsky vollständiges Lehrgebäude der böhmischen
Sprache. Int. Bl. 15. 114.
Dürand neues auf langjährige praktische Erfah-
rung gegründetes Kochbuch. 1. 2 Abth. Neue
Auß. 47. 375.

E.

- Einleitung in die Wissenschaft, Verbrecher zu
entdecken und den Händen der strafenden Ge-
rechtigkeit zu überliefern 29. 231.

F.

- Flade** Nachrichten über Hüblers Leben, Cha-
rakter und Schriften 33. 264.

G.

- Gärten, das, auf dem Zimmer, im Winter
und bey einem kleinen Raume 47. 375.

H.

- Heineken** Elzens Heilquellen und deren Umge-
bungen 30. 237.
Hennig Kurländische Sammlungen. 1 Bds. 1 Th. 33. 262.
Herrmann Fastenreden. Int. Bl. 15. 113.
— — — Gespräche zur Minderung des Aber-
glaubens und der gewöhnlichen Volksirrhü-
mer. Int. Bl. 15. 113.
— — — Schul- und Erziehungs-Reden. Int. Bl. 15. 113.

- Historie, seltsame, von der tugendfamen hochbe-
lebten Königin Wunderlich sammt deren durch-
lauchtigen Ehegeßpons König Phönix der Gut-
müthige genannt 49. 392.
Horatii opera, quallia restituit Praedico 41. 326.
Horck Beobachtungen über die Witterung und
die Krankheiten in Würzburg im J. 1807 30. 233.
Hübners biblische Historien, umgearbeitet von
Adler. 1. 2 Th. Neue Auß. 45. 360.

K.

- Keyser** Statistik des Königreichs Bayern. 1 Curfus 34. 265.
Kindertlieder. Anhang zum Wunderhorn 36. 273.
Kiefeker homiletisches Ideenmagazin. 1 Bd.
1—3 Heft 46. 355.
Knauff Behandlung der Bienen, ihren Naturtrie-
ben gemäß 47. 374.
Knowski catechetisches Handbuch über den in
Schlesien eingeführten Katechismus. 1 Th.
2 Auß. 45. 369.
— — Versuch einer fasslichen Darstellung al-
ler Glaubenswahrheiten und Sittenlehren nach
sokratischer Methode 45. 369.

L.

- Lampadius** das Bad zu Godelheim an der We-
ser nebst seinen reizenden Umgebungen 30. 237.
Laplace Exposition du système du monde. 3 éd. 51. 241.
Lefer, der, in romantischer Gegend oder etwas
zum Zeitvertreib. Int. Bl. 15. 115.
Lettres sur Paris ou Correspondance de M * *
dans les années 1806 et 1807 45. 337.
Loos Johannes Baptista van Helmont 33. 263.
Luftgärtner, der kleine, oder der kleine Ob-
und Blumen-Gärtner 47. 375.

M.

- Maders** Reise von Böhmen-Krumau durch das
oberenrösische Salzammergut nach Salzburg und
Berchtesgaden. Int. Bl. 15. 114.
Meyer Grundätze zur Verfertigung und Beur-
theilung richtiger Pachtanschläge über alle
Zweige der Landwirthschaft 47. 369.
Morgenbote, der. 1—3 Heft 33. 260.

N.

- Natorp** Entwürfe zu Predigten. 2 Bd. 45. 357.
— — Entwürfe zu Predigten über die sonn-
und festtäglichen epistolischen Perikopen 45. 357.
Nendoecker, geb. Ertl, die bayerische Köchin in
Böhmen. 2 Auß. 47. 375.

Niemeyer Leben, Charakter und Verdienste J. A.
Nöfelts. 1. 2 Abth. 44, 345.

P.

Paritzek Legende der Menschenliebe. Int. Bl. 15, 114.
Parfchke Orthometrie für Schulen jeder Art
u. f. w. 49, 388.
Pohl Tentamen Florae bohemicae. Versuch ei-
ner böhmischen Flora. Int. Bl. 15, 115.
Pöhlmann ein Mittel zur Zeitersparnis bey
Corrigiren dictirter Aufsätze. 2 Lieferung 49, 391.

S.

Schenack Auswahl der vorzüglichsten Andacht-
und Tugend-Uebungen. 2 Aufl. 45, 359.
Schmid Versuch über die Darstellung einer im
Urgrundsatz des Rechtes gegründeten und in
allen Theilen vollendeten Theorie der Natur-
Rechtswissenschaft 29, 231.
Schöman Lehre vom Schadenserfatz. 2 Th. 29, 225.
Schuderoff über Kirchenzucht 27, 209.
Schulz Versuch einiger Beyträge zur hydraulischen
Architektur 48, 377.
Seidel Unterhaltungen über Gegenstände der Er-
ziehung, der Moral und der vaterländischen
Naturgeschichte. 2 Theile. Int. Bl. 15, 114.
Saell neue unterhaltende und lehrreiche Geschich-
ten für Kinder. 3 Aufl. 46, 360.

Sophoclis dramata quae supersunt et deperdito-
rum fragmenta ed. Bathe. 1. 2 Tom. 59, 305.
Sprengelii historia rei herbariae. 1. 2 Tom. 46, 361.
Stephani Leitfaden zum Religionsunterrichte der
Confirmanden. 2 Aufl. 45, 360.
Stolberg, Graf zu, Geschichte der Religion Jesu
Christi. 5 Th. 28, 220.

T.

Tausendkünstler, der. 2 Aufl. 47, 376.
Theatro Español por Norwich. T. I. 58, 303.

U.

Uebersicht, vergleichende, des Arealis und der
Volksmenge, der Cessionen und Acquisitionen
des österreichischen Kaiserstaats in den letzten
5 Jahren 45, 343.

V.

Vater praktische Grammatik der russischen Spra-
che 42, 329.
Voss über Götz und Ramler 49, 385.

W.

Waller der Stubengärtner 46, 366.
Wilde Lob- und Sitten-Reden auf die Feste
des Jahres. 2 Theile. Int. Bl. 15, 113.
Wunderhorn, des Knaben. Alte deutsche Lieder,
gesammelt von v. Arnim und Brentano. 2. 3 Bd.
nebst Anhang 55, 276.

II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie
oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademische Buchhandlung in Frankfurt an der
Oder 49.
Anonyme Verleger 29, 33, 41, 49.
Bädecker und Kürzel in Duisburg und Essen 45.
Bruder in Leipzig 47 (2).
Calve'sche Buchh. in Prag. Int. Bl. 15.
van Cleef, Gebr., in Amsterdam 34.
Courcier in Paris 31.
Craz und Gerlach in Freyberg 50, 53.
Causus in Leipzig 42.
Enders in Prag. Int. Bl. 15.
Gädicke in Berlin 46.
Hahn in Hannover 30, 47 (2).
Hammerich in Altona 49.
Herrl in Prag. Int. Bl. 15.
Heyse in Bremen 38.
Hinrichs in Leipzig 45.
Hoffmann in Hamburg 45.
Industrie-Comtoir in Leipzig 49.
Klüger in Rudolstadt 30.
Kor. in Breslau 45.
Kunst- und Industrie-Comtoir in Amsterdam 46.
Lentner in München 54.
Lumscher in Mühlheim am Rhein 47.
Maurer in Berlin 46.
Meyr'sche Buchh. in Salzburg 47.
Mohr in Frankfurt am Mayn 45.
Mohr und Zimmer in Heidelberg 33, 35, 43, 45.
Neureuter in Prag. Int. Bl. 15.
Nicolovius in Königsberg 48.
Nitzsche in Nordhausen 46.
Palm in Erlangen 46, 49.
Payne in London 59.
Perthes in Hamburg 28.
Rausche in Heilbronn 30.
Richter in Altenburg und Leipzig 27.
Schaumburg und Comp. in Wien 30.
Schumann in Leipzig und Zwickau 47.
Schwan und Götz in Mannheim 49.
Steffenhagen und Sohn in Mitau 33.
Tasché und Müller in Gießen und Wetzlar 29.
Wagner in Neustadt an der Orla 46.
Wallenhausbuchhandlung in Halle und Berlin 44.
Weber in Landshut 29.
Weidmanns in Leipzig 39.
Widmann in Prag. Int. Bl. 15 (7).
Wilms in Frankfurt am Mayn 45.

III. Intelligenzblatt des Februar.

Literarische Nachrichten.

Notizen aus Prag

15. 115.

Ankündigungen.

Amelang in Berlin Verh.	10. 79.
Andreä'sche Buchh. in Frankfurt a. M. Verl.	11. 85. 87.
Barth in Leipzig Verl.	16 u. 17. 125.
Crone'sche Buchh. in Osnabrück Verl.	14. 110.
Fleischer d. J. in Leipzig Verl.	15. 101.
Franzen und Gröfse in Stendal Verl.	10. 89.
Gefner'sche Buchh. in Zürich Verl.	12. 96.
Gräff in Leipzig Verl.	12. 95. 96. 13. 99. 14. 109.
Hacker Erinnerung an die Erweisungen der Vaterhuld Gottes unter den Drangsalen des scheitenden Jahres	14. 118.
Hitzig in Berlin Verl.	16 u. 17. 127.
Klüger'sche Buchh. in Rudolstadt Verl.	16 u. 17. 136.
Lange in Berlin Verl.	14. 107.
Maucke in Chemnitz Verl.	15. 115.
Mohr und Zimmer in Heidelberg Verl.	11. 86.
Salfeld in Berlin Verl.	16 u. 17. 127.
Schöhl in Paris Verl.	12. 93.
Schulze'sche Buchh. in Oldenburg Verl.	11. 88.
Stendel in Gotha Pränumerations- und Lotterianzeige	15. 117.

Beförderungen und Ehrenbesetzungen.

v. Alagovics in Ungarn	12. 90.
Ampère in Paris	16 u. 17. 123.
Bader in Erfurt	11. 85.
Baumgarten - Crusius in Leipzig	16 u. 17. 123.
v. Benzel - Sternau in Mannheim	15. 97.
Bernhardi in Erfurt	11. 85.
Bonzel in Rotterdam	16 u. 17. 123.
Brandt in Warschau	16 u. 17. 122.
Brauer in Carlsruhe	15. 97.
Breitenbach in Erfurt	11. 86.
Brückner in Neubrandenburg	13. 98.
Brunner in Carlsruhe	15. 97.
Bucholz in Erfurt	11. 86.
Bühle in Moskau	15. 98.
v. Bulow in Cassel	16 u. 17. 123.
Bund in Erfurt	11. 85.
Colinsky in Warschau	16 u. 17. 122.
Coninx in Cassel	16 u. 17. 123.
Crede in Merzbürg	11. 84.
Czekierski in Warschau	16 u. 17. 122.
Döring in Bamberg	14. 105.
Dümge in Heidelberg	12. 90.
Erhardt in Merzbürg	16 u. 17. 123.
Ewald in Carlsruhe	13. 97.
Friedrich in Mannheim	15. 97.
Gärtner in Neuwied	13. 98.
Gespari in Königsberg	14. 103.
Gilbert in Halle	15. 98.

Gotthold in Königsberg	14. 108.
Göts in Zell	16 u. 17. 125.
Gulex in Paris	16 u. 17. 123.
Hartleben in Freyburg	15. 98.
Hartung in Erfurt	11. 86.
Hebel in Carlsruhe	15. 97.
Henry in Jena	11. 85.
Herbart in Königsberg	14. 103.
Hofer in Carlsruhe	15. 97.
Hoffmann in Warschau	16 u. 17. 123.
Hüllmann in Königsberg	14. 103.
Hufcher aus Aisch	14. 105.
Jakob in Charkow	15. 98.
Kindinger in Würzburg	16 u. 17. 122.
Klein in Würzburg	14. 105.
Krause in Salzwedel	15. 99.
Koch in Marburg	14. 84.
Kühlenthal in Carlsruhe	15. 97.
v. Kurbelyi in Ungarn	12. 90.
Labuillere in Paris	16 u. 17. 123.
Lacroix in Paris	16 u. 17. 123.
Leist in Cassel	16 u. 17. 123.
Lichtenhaler in Sulzbach	14. 105.
Löber in Erfurt	11. 85.
Lotzen in Erfurt	11. 85.
Löw in Ulm	14. 107.
Metzger in Wümburg	16 u. 17. 122.
Müller in Plauen	10. 90.
v. Müller in Mecklenburg - Schwerin	15. 98.
Münter in Kopenhagen	15. 98.
Muth in Erfurt	11. 86.
Nefenmayer in Ulm	14. 106.
Nüßlein in Bamberg	14. 106.
Pingel in Erfurt	11. 86.
Resch in Bamberg	14. 105.
v. Rudnay in Ungarn	12. 90.
Röding in Erlangen	14. 107.
Sander in Carlsruhe	15. 97.
Schäfer in Carlsruhe	15. 97.
Schmid in Jena	11. 84.
Schumacher in Kopenhagen	15. 98.
Schwabe in Wormsstadt	15. 98.
Sensburg in Carlsruhe	15. 97.
Sinner in Coburg	16 u. 17. 123.
Steinruck aus Baunach	14. 105.
Stephan in Bamberg	14. 105.
Stolz in Kempten	14. 106.
Thilow in Erfurt	11. 86.
Thomasy in Kirchdorf	12. 90.
Tock in Georgenberg	12. 89.
v. Trenka in Pesth	12. 90.
Trommsdor in Erfurt	11. 86.
Vater in Königsberg	15. 98. 14. 103.
Vetter in Ulm	14. 107.
Voigt d. J. in Jena	16 u. 17. 123.
Völker in Erfurt	11. 86.
Volz in Carlsruhe	15. 97.
Wad in Kopenhagen	15. 98.

Waltz in Carlsruhe
Wedekind in Heidelberg
Weiss in Warschau
Wolf in Warschau
Wolfbradt in Cassel
Wunder in Bamberg
Wuttig in Kasan
Zernetsch in Erfurt

Nekrolog.

Barthe in Auch
Beck in Bordeaux
Cavallos in London
Cherpitel in Paris
Conradt in Rudolstadt
Dacheröden in Erfurt
Fourcroy in Paris
Friedrich in Kopenhagen
Geheis in Wien
Keerl in Ansbach
Pait in Neapel
Ritter in München
Rupp in Stadt Volkach
Sauszl in Regensburg
Vallofsky in Prefsburg
Vermell in Paris

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Langensalza, Preisaufgabe der thüringischen
 Landwirtschaftsgesellschaft

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Bamberg, neue Organisation des Gymnasiums
 und Schulschriften 14, 106.
 Braunschweig, das *Collegium Carolinum* ist durch
 eine Militärschule ersetzt 11, 81.
 Erfurt, Weihnachtsprogramm, und daraus Nach-
 richten über den gegenwärtigen Zustand der
 Universität 11, 84.
 Frankfurt an der Oder, Promotionen 16 u. 17, 122.
 Göttingen f. Westphalen.
 Haag, Einrichtung der Militärschule 16 u. 17, 122.
 Halle f. Westphalen.
 Heidelberg, Geburtstagsfeier des Großherzogs,
 Preisvertheilung an die Studirenden und Pro-
 motionen 16 u. 17, 121.
 Helmstadt, die Universität wird durch ein kö-
 nigl. Decret aufgehoben 11, 81.
 Kärmark, Bestand des evang. Lyceums 12, 89.
 Kefsthely, Errichtung einer Sonntagschule für
 Handwerker 12, 89.
 Klosterbergen, das Pädagogium wird aufge-
 hoben 11, 81.
 Holland, Verlegung und Einrichtung der Mili-
 tärschule 16 u. 17, 122.
 Madrid f. Spanien.

15, 97.
 13, 98.
 16 u. 17, 122.
 16 u. 17, 122.
 16 u. 17, 123.
 14, 105.
 13, 93.
 11, 86.
 Marburg, königl. Decret die resp. Befähigung
 und Aufhebung der westphälischen Universitä-
 ten betreffend — Deputation der Universität
 an den König — Promotionen 11, 81.
 Pesth, Verordnung wegen der Studirenden wäh-
 rend des Kriegs — Disputation 12, 89.
 Prefsburg, die ausgesetzten Vorlesungen wurden
 bald wieder fortgesetzt 12, 89.
 Preussen, Einrichtung einer wissenschaftlichen
 Deputation 14, 107.
 Riddagshausen, das Seminarium wird aufgehoben 11, 81.
 Rinteln, die Universität wird aufgehoben 11, 81.
 Schweiz, Commission zur Untersuchung des ge-
 ologischen Nationalinstituts 16 u. 17, 123.
 Spanien, in jeder Provinzialhauptstadt wird ein
 Lyceum errichtet 14, 108.
 Tübingen, Geburtstagsfeier des Königs und
 Preisvertheilung zur Aufmunterung des Stu-
 diums der Chirurgie 14, 105.
 Ulm, neue Organisation des Gymnasiums 14, 106.
 Warschau, Eröffnung des medicinisch-chirurgi-
 schen Collegiums 16 u. 17, 122.
 Weßphalen, soll nur drey Universitäten haben 11, 81.
 Würzburg, Promotionen 16 u. 17, 121.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Auction eines physikalischen Apparats in Helm-
 stadt 12, 96.
 Auktionen zwey wichtiger Münzsammlungen in
 Dresden 14, 110.
 Berichtigungen und Zusatz, Niz griechisches
 Wörterbuch betreffend 10, 80.
 Bröder Rüge eines schändlichen Nachdrucks 14, 110.
 Bücher-Auction in Helmstadt 16 u. 17, 136.
 Camenz dem leipziger Rec. meines catechetischen
 Handbuchs zur Antwort 14, 112.
 Canova, unter seiner Leitung gelingt der Guss
 der colossalen Statue Napoleons 16 u. 17, 125.
 Krünes und Langen entdecken das Geheimniß,
 Krystallglas zu verfertigen 16 u. 17, 126.
 Langen f. Krünes.
 Musée françois p. Robillard - Peronville et Lau-
 rent, 73 Lieferung 16 u. 17, 124.
 Napoleons Statue wird zu Rom gegossen 16 u. 17, 125.
 Oesterreich, Einfluß des Kriegs auf den Buch-
 handel 12, 93-94.
 Oken Aufschluß über die Natterngeschichte im
 Canton Thurgau 12, 91.
 Roggero erfindet ein Instrument für die Perspe-
 ctivzeichnung 16 u. 17, 126.
 Rüge eines literarischen Falsch in der N. Oberd.
 A. L. Zeitung 10, 75.
 Rumi macht Versuche, das Opium aus inländi-
 schen Mohostauden zu gewinnen 12, 94.
 Ungarn, Einfluß des Kriegs auf den Buchhandel 12, 94.
 Wien, Verfügung des französischen Gouverne-
 ments den Bücherverkauf und das Theater be-
 treffend 12, 95.

DEN 1 MÄRZ 1810.

THEOLOGIE.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Briefe, den Werth der schriftlichen Religionsurkunde, als solcher, betreffend. Aus Veranlassung neuer Hypothesen.* (Auch unter dem Titel: *Briefe, den Werth der schriftlichen Religionsurkunde, als solcher, und das Studium derselben, besonders ihrer Sprachen, betreffend.*) Von M. Carl Victor Hauff, Prof. u. Pred. am königl. Seminarium zu Maulbronn. 1809. I Bändchen. XX u. 228 S. II Bändchen. X u. 262 S. kl. 8. (1 Thlr. 18 Gr.)

Der schon durch frühere theologische Schriften vortheilhaft bekannte Vf. tritt hier gegen neuere Hypothesen, hauptsächlich gegen die des Vfs. der neuen Erklärung des höchst wichtigen paulinischen Gegensatzes *Buchstabe und Geist* u. s. w. Jena 1799, von der Entbehrlichkeit der schriftlichen Religionsurkunde und überhaupt der positiven Religion, als Anwalt der Bibel und des positiven Christenthums auf. Er würde als solcher grosse Aufmerksamkeit verdienen, wenn er das Interesse seiner Schrift nicht selbst dadurch beschränkt hätte, daß er, nach seiner eigenen Erklärung, die eigentlichen Gelehrten vom Fach von dem Publicum, für welches er schrieb, ausschloß. Er hatte zunächst nur junge Studierende, die sich einst der Schriftgelehrsamkeit widmen, und gebildete Leser aus anderen Ständen im Auge. Daß er sich darum in einer populären Sprache, ohne gelehrte Terminologie, auszudrücken suchte, rechnen wir nicht zu den daraus entspringenden Nachtheilen; denn warum sollte der Gelehrte nicht auch aus einer populär geschriebenen Schrift Nutzen ziehen können? Aber das ist ein wesentlicher Nachtheil, zu welchem den Vf. die populäre Darstellung verleitete, daß er Vieles, was schon bekannt ist, oder was sich der denkende Leser leicht ergänzen kann, auf das ausführlichste auseinandersetzt, und daß er sich überhaupt zu sehr jener Weiterschweifigkeit überläßt, welche man gewöhnlich in Predigten findet, und welche den, Gedanken, nicht Worte suchenden Leser langweilt und ermüdet. Zwar hätte sich eine gedrungene, gedankenschwere Sprache recht gut mit populärer Behandlung vertragen, und in so fern ist die Popularität unschuldig an dieser Weiterschweifigkeit; allein hätte der Vf. für ein gelehrtes Publicum geschrieben: so würde er sich wahrscheinlich mehr zusammengekommen haben. Für Leser, welche die Kürze lieben, und einen Gedanken auszuführen verstehen, ist es sehr be-

J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

quem, daß der Vf. eine Inhaltsanzeige vorausgeschickt hat, die so ausführlich ist, daß sie oft den Text entbehrlich macht. Auch ist es auf Rechnung der populären Einrichtung des Buchs zu schreiben, daß der Vf. seine Leser, statt mit haltbaren Gründen, mit prodigialreichen Rhetorikationen abspeist. Er schreibt bald für den Verstand, bald für das moralische Gefühl, bald für die Einbildungskraft; und dadurch entsteht ein Gemisch, das dem Geschmack eines wahrhaft gebildeten Menschen, sey er auch weder Theolog, noch sonst Gelehrter, schwerlich ganz behagen kann. Die Wahl der brieflichen Form würden wir ebenfalls zu tadeln haben, wenn man mehr von ihr gewahr würde, als hier und da eine zufällige, eben so leicht auch wegfällende Anrede an den fingirten Briefempfänger. Doch machen wir uns mit dem Gedankengange des Vfs. etwas näher bekannt.

Seine Vertheidigung der Autorität der Bibel als Offenbarungsurkunde stützt sich auf eine doppelte Reihe von Gründen. Zuvörderst sucht er die äußere Bestimmung der neutestamentlichen Schriften zu einer Religionsurkunde gegen die bekannten Zweifel zu schützen und zu befestigen. Einen historischen unbezweifelten Grund oder einen ausdrücklichen Befehl von Jesus oder seinen Aposteln, daß das Christenthum schriftlich fortgepflanzt werden solle, wodurch das Ansehen des N. T. gegen alle Angriffe gesichert wäre, giebt es nicht; aus diesem Stillschweigen haben die Gegner der schriftlichen Religionsurkunde einen sehr eindringenden Grund gegen sie hergenommen. Hätte Jesus, sagen sie, die Absicht gehabt, daß seine Lehre auf eine schriftliche Urkunde gestützt werden sollte: so würde er für eine solche gesorgt haben. Da er dies nicht gethan hat: so ist eher auf die entgegengesetzte Absicht zu schließen. Diesen Einwurf sucht der Vf. zuerst dadurch zu schwächen, daß er aus einigen Aussprüchen Jesu und der Apostel ihren Beruf und Autorisation zu schriftlicher Mittheilung der Lehre darthut. Wenn z. B. Jesus Matth. 10, 20 sagt: *ihr seyd es nicht, die da reden, sondern meines Vaters Geist ist es, der durch euch redet*: so soll das „Reden“ auch das Schreiben mit umfassen. Ganz recht! Aber der Vf. verwechselt hier und im Folgenden schriftliche Mittheilung der Lehre überhaupt, und Aufstellung einer schriftlichen verbindenden Religions-Autorität; und diese Verwechselung bringt in seine Argumentation viel Verwirrung. Allerdings lag in dem Befehle Jesu: *Gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker*, zugleich der Befehl und die Autorisation, die Lehre auch schriftlich zu verbreiten, so-

D d d

bald es die Umstände nöthig oder rathsam machen; allein das lag nicht in jenen Worten, daß die Apostel Urkunden verfertigen sollten, welche für alle Folgezeit gesetzgebende Kraft haben sollten. Wirklich sind nun auch die Schriften der Apostel, zumal die Briefe, ganz allein für die nächsten Leser und deren Verhältnisse und Bedürfnisse berechnet. Diefs geschieht der Vf. auch ein; aber dennoch sucht er wahrscheinlich zu machen, daß die Apostel bey Verfertigung ihrer Schriften an die Sammlung, Aufbewahrung und Aufstellung derselben als Religionsurkunden gedacht haben könnten. „Sie setzten ohne Zweifel immer voraus, und mußten es ihrer Bestimmung nach voraussetzen, daß, wie ihre Aussprüche, so ihre Schriften, die das Wesentliche der neuen Religion betreffen, werden aufbewahrt und fortgepflanzt werden. Man könnte vielmehr den Schluss umkehren, und gerade aus ihrem Stillschweigen über diesen Punkt die Folgerung ziehen, daß sie von der sicheren Aufbewahrung ihrer Schriften und der Sammlung und Fortpflanzung derselben innigst überzeugt gewesen seyen, und diese Sache als ganz natürlich und unfehlbar, da es doch wohl kein anderes sicheres Mittel der Fortpflanzung und Erhaltung ihrer Lehre gab, darum mit keinem Worte berührt, und weder von einem Auftrag ihres Herrn, der deshalb an sie ergangen wäre, geredet, noch auch von irgend jemand in einer ihrer Schriften gefodert haben, daß doch diese bey der Hand behalten und aufbewahrt werden möchten.“ — Wie sich diese Annahme mit dem Geiste der neutestamentlichen Schriften vertrage, wird jeder, der sie nur oberflächlich kennt, beurtheilen. Hätte der Apostel Paulus in seinen Briefen eine ewige Religionsurkunde niederlegen wollen: wahrlich er hätte geordneter, überdachter, vollständiger und allgemeiner geschrieben! Und hätten die Evangelisten für Leser nach Jahrtausenden geschrieben: sie hätten Manches hinzugefügt, was für ihre Zeitgenossen und Landsleute überflüssig und leicht zu ergänzen war, uns aber, die wir des Landes, der Sitten, der Verfassung u. s. w. unkundig sind, nicht hätte verschwiegen werden sollen. Man bemerke auch die eigene Art zu schliessen, durch welche der Vf. zu seiner Annahme gelangt. Dieselbe Kunst übt er aus, wenn er auf folgende Art argumentirt: Das Stillschweigen Jesu über eine schriftliche Urkunde seiner Lehre beweist eher, daß er eine solche gewollt hat, als das Gegentheil; denn hätte er eine schriftliche Urkunde für schädlich gehalten: so würde er ein Verbot dagegen gegeben haben. Der Vf. sucht wahrscheinlich zu machen, daß Jesus vorausgesehen habe, daß sich nach ihm eine Religionsurkunde bilden könne. „Wenn diese Forderung zu groß scheint, daß es der Stifter der neuen Religion hätte voraussehen sollen, wie einst seine Lehre in Schriften verfaßt, und in einer schriftlichen Urkunde aufbehalten werde, und daß er eben diefs wegen der übeln daraus entspringenden Folgen hätte auf irgend eine Weise verhüten sollen, der erinnere sich an die vielen auffallenden Beweise, die wir von seiner Menschenkenntnis,

von seinen Einsichten, seiner Vorhersehung zukünftiger Dinge, haben, und ich frage ihn dann, ob es nicht, von dem wenigstens, der seine Größe und Hoheit oft so deutlich auf solche Weise zu erkennen gab, zu erwarten gewesen wäre, daß Er diefs genau vorausgesehen, und auf diese oder jene Art zu verhindern gesucht haben würde. Er, der so vieles, was man seiner Bestimmung und seinem ganzen Plan absichtlich oder zufälligerweise in den Weg legte, zu zerstören wußte; Er, dem oft in solchen Fällen, wo der scharfsichtigste Verstand und die geübteste Klugheit kein Rettungs- oder Hülfsmittel gesehen hätte, die zweckmäßigsten Mittel zu Gebote standen, das zu erreichen, zu befördern, oder zu verhüten, was so seinem Sinne gemäß war u. s. w.“ Auch vom Apostel Paulus ist der Vf. lebhaft überzeugt, daß er die Sammlung und Aufbewahrung seiner Briefe vorhergesehen, und wenn er sie gemißbilligt, verhindert haben würde. „Dieser Apostel, der Schriften, die vor seinem Zeitalter in Umlauf gekommen waren, gelesen hat, er, der mit guten Autoren Griechenlands, mit Dichtern und Philosophen höchst wahrscheinlich bekannt war, — er, der als Kenner dieser alten Schriften wohl wußte, wie die Lehrsätze der alten Weisen fortgepflanzt werden, wie diese oder ihre Freunde oder ihre Schüler dieselben in Schriften verfaßt haben . . . (wir lassen Vieles aus) dieser Apostel mußte doch um so leichter auf den Gedanken kommen, daß man seine Schriften, besonders da er mehrere an verschiedene Gemeinden verfaßte, aufbewahren und sammeln, die apostolische Lehre aus diesen schöpfen, nach diesen erklären und bestimmen, seine Schriften demnach als Religionsurkunden behandeln werde.“ — Den Einwurf, daß, wenn Jesus eine schriftliche Religionsurkunde gewollt hätte, er selbst eine verfertigt, oder doch einen Beytrag dazu geliefert haben würde, sucht der Vf. dadurch zu beseitigen, daß er Jesus sicher voraussetzen läßt, die Apostel würden nach seinem Tode seine Lehre in Schrift niederlegen, und dann erst um so schicklicher, weil sie auch zugleich seine Geschichte der Nachwelt überliefern konnten. Der Vf. scheint den Geist des Urchristenthums ganz mißverstanden zu haben! So wenig Jesus eine politische oder auch nur hierarchische Tendenz hatte: eben so wenig ging er mit seiner Lehre auf etwas Positives, Fixes aus, das er hätte in Schrift niederlegen können, als Grundlage und Norm für künftige Zeiten. Nicht diefs oder jenes Dogma, diese oder jene Ansicht gehörte wesentlich zum Christenthum, und schied es charakteristisch vom Judenthum, sondern der allem Verderbten, Todten, Gebundenen und Geheminten entgegengesetzte freye und befreiende moralischneugebärende und belebende religiöse Geist ist Charakter der wahren Christus-Religion. Sobald man sie positiv fassen und fixiren wollte, entfloß dieser flüchtige Geist, und erst die Reformation, die uns von einem neuen Judenthum befreyte, rief ihn wieder herab, konnte ihn aber nicht festhalten, da die menschliche Tragheit bald einen protestantischen Lehrbegriff

gebar. — Auch scheint der Vf. nicht daran gedacht zu haben, daß man noch lange nach Christus bis ins zweyte Jahrhundert herab von einer verbindenden schriftlichen Religions-Autorität nichts wußte, sondern sich hauptsächlich an die wenig beschränkende Tradition hielt; wenigstens hat er sich sehr unbestimmt ausgedrückt, wenn er als äußere Empfehlung einer Religionsurkunde anführt: „Wie sehr man in *den ersten Zeiten* des Christenthums davon entfernt gewesen sey, dasselbe auf einem anderen Wege, als aus den Schriften des N. T., nachdem diese hinlänglich gesammelt und als heilige Schriften anerkannt worden waren, kennen zu lernen, davon haben wir sehr viele Beweise.“ Ein schlechter Beweis möchte nur das seyn, daß die Bücher, welche die Traditoren in der diokletianischen Verfolgung auslieferten, die neutestamentlichen Bücher gewesen seyn sollen, wie der Vf. annimmt!

Der *zweyte* Beweis des Vfs. für die Autorität des N. T. als Religionsurkunde aus *inneren* Gründen ist bey weitem wichtiger, und würde, gut geführt, unstreitig entscheidend seyn. Hier sucht er zu zeigen, „daß das Schreiben in Bezug auf die neue von Jesus gestiftete Religion sogar nothwendig, nicht nur gut gewesen sey. Die Beschaffenheit der auf Geschichte gegründeten Lehren — die Beschaffenheit der reinen christlichen Sittenlehre — überhaupt die Beschaffenheit der zum Wesen einer wahren Religion gehörigen Grundsätze, foderte die Mittheilung und Aufbewahrung in Schriften, wodurch alles gegen Veruntfaltung leichter verwahrt wird, als durch mündliche Fortpflanzung.“ (?) Ferner wird angeführt: „die beynah unglaublich schnelle Ausbreitung der christlichen Religion, vermittelt der Schrift, hätte nie von einer bloß mündlichen Tradition erwartet werden können.“ (?) — Auch scheint dem Vf. die bloß mündliche Fortpflanzung mit dem Begriff einer höheren Offenbarung, den man voraussetze, widersprechend zu seyn. Denn da man sich die Entstehung und Gründung der christlichen Religion als unter einer höheren Leitung stehend denken müsse: so sey es nicht consequent, anzunehmen, daß sie der mündlichen Fortpflanzung überlassen gewesen sey. Allein da der Vf. die Inspiration nicht annimmt: so ist ja doch auch die schriftliche Abfassung nicht unfehlbar und von aller Zufälligkeit frey; und kommt es nur darauf an, daß man den consequenten Glauben an die Inspiration der Kirche annimmt: so steht man ganz auf einer und eben so sichern Stufe mit denjenigen, welche nach altdogmatischen Sinn die Bibel als einzige Offenbarungsquelle ansehen. — Zuletzt verbreitet sich der Vf. über den mannichfaltigen Nutzen, den das N. T. sowohl unmittelbar für die Religion, als mittelbar für Cultur, Gelehrsamkeit, Poesie etc. gestiftet. Das Bibel-Studium wird als ein besonderes Mittel der Geistesbildung angeführt. Hier sind manche sehr gute Bemerkungen gemacht. Sprachstudium und Auslegung der Gedanken Anderer ~~hat~~ der Vf. mit Recht für eine herrliche Bildungs-Schule; doch befriedigt er uns nicht

in Aufzeigung der eigenthümlichen Vortheile, welche die biblische Philologie gewährt im Vergleich mit der profanen. „Die vorher nicht deutlich erkannten, oder wenigstens zum Theil nur vermutheten Wahrheiten der Religionsurkunde; das Befriedigende in ihren Ausprüchen, das mit unseren Anlagen, Wünschen, Bedürfnissen so innig harmonirt; die Tendenz derselben aufs Sittliche, Geistige, Überfinnliche, auf den letzten höchsten Zweck unserer Bestimmung — wie sollte nicht gerade schon dieser Inhalt an sich die reinste lauterste Quelle seyn, unsere Ideen zu vermehren u. s. w.“ Wo bleibt aber der Geschmack? — Auch das wird zum Vortheil der Bibel benutzt, daß wir ihr die Entstehung von Miltons verlorne Paradies und Klopstocks Messias verdanken. „Hätten (fragt der Vf.) Klopstock und Milton in einer anderen Gattung und in einem anderen Fache eben dieß geleistet?“ Wir glauben annehmen zu dürfen: noch mehr; denn dieser biblische Stoff ist der Poesie mehr ungünstig als günstig.

Im *zweyten* Theil läßt sich der Vf. auch auf die mit der Verwerfung der schriftlichen Religionsurkunde verwandten Meinung einiger Aufklärer ein, daß jetzt oder bald eine allgemeine Vernunftreligion, mit Beseitigung des Positiven, herrschen solle. Er widerlegt diese Meinung aus mehreren, mitunter recht guten, Gründen. Hier streitet der Vf. gegen einen schon besiegten Feind. Das Zeitalter hat, zum Theil aus anderen Gründen, eingesehen, daß das Streben zur Ungebundenheit nichtig und thöricht, und daß eine positive Religion nothwendig sey. Man erlaube Rec. nur eine Bemerkung. Ist nicht eine theoretische Religion, dergleichen die christliche, zumal nach protestantischer Ansicht ist, in Widerstreit mit einer auf allseitige intellectuelle Bildung ausgehenden Cultur, wie die unfrige ist? Es konnte nicht fehlen, daß gewisse Lehren des Christenthums durch unsere philosophischen Kenntnisse widerlegt wurden. Zwar heben diese Mängel nicht das Christenthum auf, der Geist des Christenthums steht über allem positiven Inhalt; allein die positive Autorität desselben leidet doch durch solche partielle Correctionen. Nur eine Religion, die auf den ästhetischen Sinn ihrer Bekenner berechnet ist, kann auf ewige Dauer Anspruch machen; denn ihre Infallibilität kommt nie in Gefahr, in Anspruch genommen zu werden. Man suche daher das Christenthum immer mehr von der zufälligen, ihm vom Judaismus geliehenen theoretischen Tendenz abzuziehen, und seinen ewigen religiös-moralischen Geist in anderen positiven Formen wieder herzustellen. Wären nur die beiden herrlichen Ceremonien des Urchristenthums, die Taufe und das Liebesmahl, unentstellt auf uns gekommen! Damit ließe sich mehr wirken als mit allem Predigen und Katechisiren.

Auf diese Briefe will der Vf. noch andere folgen lassen, welche Bemerkungen enthalten sollen, die er „bey seinen Berufsgeschäften mit den heil. und Profan-Scribenten meist gelegentlich machte, über das Studium der Bibel und ihrer Sprachen, mit Hin-

sicht auf solche neue Entdeckungen in diesem Gebiete, welche eine um so stärkere Aufforderung zu demselben enthalten, je weiter sie entweder seinen Umfang ausdehnen, oder je tiefere und gründlichere Sprachforschungen sie verlangen." Der Zweck, den der Vf. dabey hat, „zu zeigen, daß selbst auch bey der, von der ehemaligen ganz abweichenden Behandlungs- und Erklärungs-Art der Religionsurkunde, welche hie und da in Vorschlag gebracht wird, und jenem Stadium ungünstig zu seyn scheint, dieses dennoch nicht herabgesetzt, sondern vielmehr in gewissen Hinsichten um so wichtiger gemacht, und der enge Bund, in welchem die biblische und alte Profan-Literatur steht, bey solchen neuen Hypothesen nur noch enger geknüpft werde" — verdient alle Aufmunterung. Nur rathen wir dem Vf., sich einer gedrungeneren Sprache und Darstellung zu befleißigen, und jene unglückliche Art von Popularität aufzugeben.

LANDSHUT, b. Thomann: *Die öffentlichen Gottesverehrungen der katholischen Christen waren Anfangs anders beschaffen, als jetzt, und sollten wieder anders werden.* Aus der Geschichte, Religion und Vernunft dargestellt von einem alten, katholischen Pfarrer in Baiern und königlichen Bezirksinspector der Volksschulen. 1810. XVI und 675 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

In dieser, mit Fleiß und aus reiner Liebe zum Guten ausgearbeiteten Schrift werden Gegenstände untersucht, welche in der protestantischen Kirche längst ausgemacht, in der katholischen aber zwar auch nicht unbekannt, aber doch weit seltener zur öffentlichen Discussion gebracht worden sind. Das Ganze besteht aus 4 Büchern. I. Wie waren die Kirchen der ersten Christen gebaut und eingerichtet? II. Was geschah in den Kirchen der ersten Christen? Dieser Punct zerfällt in folgende Abtheilungen: 1) Über das Vorlesen in den Kirchen. 2) Über das Erklären und Ermahnen. 3) Über das gemeinschaftliche Gebet. 4) In den christlichen Kirchen ward gemeinschaftlich gesungen. 5) Über die Feyer des heil. Abendmahls, über das Messopfer. III. Welchen Antheil nahm das Volk an der öffentlichen Gottesverehrung? 1) Ward in der ersten Kirche oft Messe gelesen? 2) Welchen Antheil hat das Volk an den Messen genommen? 3) Die öffentlichen Gottesverehrungen wurden viele Jahrhunderte in der Volkssprache gehalten. IV. Darf und soll die gemeinschaftliche Gottesverehrung der katholischen Christen geändert, und was, und wie soll darin geändert werden?

Der letzte Punct ist der wichtigste, und die ganze vorhergehende historisch - antiquarische Abhandlung ist eigentlich nur die Prämisse zu der nun folgenden Conclusion. Der Vf. zeigt sehr gut, daß Veränderungen vorgenommen werden können und müssen, und giebt beherzigenswerthe Rathschläge, wie diese Änderungen auf eine nützliche, unanstoßige Weise vorgenommen werden sollen. Seine Hoffnungen sind S. 666 concentrirt zu lesen: „Die Änderung und Ausföhrung dieses Geschäftes ist sehr schwer, aber nicht unmöglich, vorzüglich zu dieser Zeit. Die Verbrüderungen der Mönche haben aufgehört, die Zahl der Meseleser hat abgenommen, die Ämter, von Pralaten mit allem Prunk gehalten, sind größtentheils verschwunden; das Volk ist durch mehrere Änderungen, die es sah, an das Wechseln gewöhnt; es lernt durch Verschiedenes, was es liest, höret und sieht, nachdenken; aus den Schulen und Kirchen gehet Licht aus; an der Spitze der Regierung und in verschiedenen Bezirken arbeiten größtentheils vernünftige und wohlwollende Männer; viele Volkslehrer fühlen das Bedürfnis einer bessern Liturgie; Einige wagen es, manches kirchliche Geschäft auf eine wohlthätige Art zu ändern. Das Werkchen: Über die Wirkksamkeit der gottesdienstlichen Gebräuche, die Beyträge zur Verbesserung der katholischen Liturgie in Deutschland und andere Schriften *Werkmeister's*, *Prachers* neues Ritual und andere Werke, *Winter's* Versuche einer Prüfung u. Liturgie, die *Zeitschriften Kapler's* und *Felders*, die von Linz, und vorzüglich die von Konstanz; die Arbeiten und Gesinnungen des Fürsten Primas Deutschlands und des Freyherrn von *Wessenberg*; die Hoffnung, die deutschen Bisthümer werden mit Männern besetzt werden, welche ihren Beruf, das christliche Lehramt, kennen, und Kraft und Lust und Mühe und Zeit haben, es im ganzen Umfange zu erfüllen, ist sehr gegründet. Bey dieser Stimmung bey diesen Vorarbeiten und Aussichten kann sich dieses Unternehmen einen guten Fortgang versprechen."

Diese Stelle dient zugleich zum Beweise, daß Vortrag und Styl keinesweges correct sind. Doch sind beide noch immer besser, als man sie in den meisten Schriften des katholischen Deutschlands zu finden gewohnt ist. Der größte Theil der Schrift ist eine Compilation aus bekannten Werken über die christlichen Altenthümer; aber sie ist nicht ohne Einsicht und gute Auswahl gemacht. Bloß der Abschnitt S. 9—101 über die Einrichtung der christlichen Kirche dürfte zu weitläufig gehalten seyn.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Weygand: D. Joh. Pet. Millers, ehemal. königl. großbrit. u. kur-hannoverschen Consistorialraths und öffentl. ordentl. Profess. der Gottesgelahrtheit in Göttingen, *erbauliche Erzählungen der vornehmsten biblischen Geschichten zur Erweckung eines lebendigen Glaubens und der wahren Gottseligkeit in der Jugend.* 12te verbesserte Auflage. 1808. 208 S. 8. (3 Gr.)

Auf Kosten u. im Verlage des Vfs. u. Breslau, b. Korn, d. alt.: *Worte des Herrn an die Freunde des Vaterlandes.*

Oder: *Katechismus der christlichen Vaterlandsliebe, für die Bürger und Landmann.* Auch belehrend für den Soldaten für diejenigen, welche dazu erwählt werden. Von. M. Jo. Gottfr. Schwedler, P. u. R. zu Gottesberg. 2te Aufl. 1804. 48 S. 8. (3 Gr.)

Wien, b. Linz: *Christliche Sittenlehre* von Ferdinand Wankler, d. d. Theol. u. ordentl. öffentl. Prof. der Moral-Theologie auf der großherzogl. badischen hohen Schule zu Freiburg im Breisgau. 3te verm. Aufl. 1870. 284 S. 8.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 2 M Ä R Z , 1810.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ.

CASSEL, b. Aubel: *Bulletin des loix du Royaume de Westphalie*. Tome III contenant les loix et décrets rendus depuis le 19 Août, jusqu'au 31 Décembre 1808. No. 36 à 77. 663. XXIII u. 16 S. Regist. Tome I, de l'an 1809, cont. les loix et décr. rendus depuis le 3 Janvier jusqu'au 29 Mars 1809. No. 1 à 17. 691. XIX u. 16 S. Reg. Tom. II contenant les décrets rendus pendant le deuxième trimestre 1809. No. 18 à 31. 463. XIX u. 16 S. Reg. 1808. 1809. 8. Mit gegenüberstehendem deutschem Titel und Texte. Der Jahrgang Subscription 20 Fr.

(S. J. A. L. Z. 1809. No. 5. 6. 7.)

Das Königreich Westphalen, noch vor Kurzem zusammenhängende Theile verschiedener Staaten, regiert nach den mannichfachen Grundsätzen, bildet bereits jetzt ein wohlorganisirtes Ganzes. Eine Erscheinung, die in der That an das Wunderbare grenzt. Bereits jetzt kann man das Staatsgebäude selbst als fast vollendet ansehen; und hätte Westphalen schon ein Criminal-Gesetzbuch: so würde man es als ganz beendigt betrachten können. Zur inneren Ausschmückung dieses Gebäudes gehört freylich längere Zeit, als das Königreich stand; aber auch in dieser Ausschmückung wird mächtig fortgeschritten, obgleich hier, der Natur der Sache nach, nie an eine Vollendung zu denken ist. Denn so will es (und unstreitig zum Besten der Menschheit) das Schicksal, das das, was heute vortrefflich und im höchsten Grade zweckmäßig genannt wird, morgen, nach veränderten Umständen, schädlich und unpassend gefunden werden muß.

(No 118.) Das Gesetz vom 19 Aug. 1808 betrifft die *peinliche Process-Ordnung*. Da dieses Gesetz als ein für sich bestehendes Werk gedruckt ist, und eine ausführliche, mit dem französischen Criminal-Process-Gesetze vergleichende Anzeige verdient: so wird dasselbe hier übergangen, so wie auch alles auf die bürgerliche Pr. Ord. Bezug habende übergangen wird. (No. 122.) Das k. Decret vom 27 Sept. 1808 organisirt die neue Einrichtung des *Hypothekenwesens*. — Den C. N. isollt in einem Staate einführen wollen, wäre eine legislative Unmöglichkeit. Soll er eingeführt werden: so müssen ihn nothwendig die sämtlichen französischen Institute begleiten, durch welche seine ganze Wirksamkeit erst möglich wird, und die

gleichsam seine *Ergänzung* enthalten. Die französische Hypotheken-Verfassung gehört hieher. Das gegenwärtige Decret enthält im Wesentlichen darüber folgende Bestimmungen. Die Geschäfte, welche in Bezug auf die Eintragung und Bewahrung der Hypotheken, ehemals von den Regierungen, Amtleuten, Magistraten der Städte und anderen Behörden versehen wurden, sollen von einem bey jedem Districts-Tribunale eigends angestellten *Secrétaire (Greffier-conservateur des hypothèques)*, der vom Könige ernannt wird, verwaltet werden. Er hat für die Städte, welche über 10000 Einw. haben, einen vom Tribunale ernannten *Gehülfen (Commis-greffier)*. Er führt seine Amtsgeschäfte unter der Aufsicht des Tribunals, oder eigentlich des Tribunals-Präsidenten und des Procurators des Königs; eine unstreitig zweckmäßige Abänderung des französischen Hypotheken-Wesens, wo der Conservateur unter gar keiner *speciellen* Aufsicht steht. Ihm werden die alten Hypotheken-Bücher ausgehändigt; er ist verpflichtet, daraus auf Erfodern Auszüge zu geben. Da das Königreich Westphalen keine adelichen und eximirten Grundstücke mehr kennt (nur mißbräuchlich hört man jetzt noch bisweilen von *Rittergütern* reden): so giebt es auch für diese keine besonderen Register. Um die Aufbewahrung und Nachforschung der älteren, sowohl gesetzlichen oder stillschweigenden, als gerichtlichen oder anderen öffentlichen Hypotheken zu erleichtern, sollen sie in jedem Districte, auf Antrag des Interessenten, in die neuen Register *unentgeltlich* eingetragen werden. Es ist zu dieser unentgeltlichen Eintragung nachher durch ein königl. Decret der Lauf des Jahres 1809 zur Frist bestimmt; wahrscheinlich dürfte aber, da die Conservateurs die requirirten Eintragungen, ihrer Menge wegen, zu vollenden außer Stande sind, eine Verlängerung nöthig geworden seyn. Jeder, der eine neue Hypothek, den Vorschriften des C. N. gemäß, eintragen lassen will, ist verpflichtet, unter der Strafe, als Betrüger (*Stellionataire*) verhaftet zu werden, die auf seinem Grundstücke haftenden älteren sämtlichen Hypotheken gehörig vorher eintragen zu lassen. Die Gebühren betragen, nach einer späteren Verordnung, für die neuen Hypoth. 1 p. C. Der Conservateur berechnet sie. Sein Gehalt beträgt so viel, als der eines Tribunalrichters erster Classe (2000 — 4000 Fr.); überdies erhält er, nach einer späteren Verordnung, die vollkommen hinreichende Summe von 3000 Fr. Bureau-Gelder, wofür er seine Schreiber zu befehlen hat. Das Amt der Conservateurs ist unvereinlich mit solchen Stellen, welche auf Kosten des öffentlichen Schat-

E e e

tzes befördert werden, auch mit der eines Notars. Procurators, Huissiers. — Die Arbeit der Conservateurs ist übrigens durch eine officiële, mit der größten Klarheit abgefaßte, und mit Formularen versehene Instruction des Justizministers *Siméon* außerst erleichtert, und überdies dadurch durch das ganze Königreich gleichförmig gemacht, daß die sämtlichen nöthigen Register (für jede Conservation acht) von dem königl. Buchdrucker *Collignon* zu Cassel mit den erforderlichen Rubriken und Columnen in Royal-Folio gedruckt sind. Bereits jetzt ist dieses neue Hypotheken-Institut in der vollständigsten Activität, und läßt, seiner Einfachheit und der bestimmten Grenzen wegen, die jede Hypothekenconservation hat, nichts zu wünschen übrig. — (No. 122.) Das Gesetz vom 21 Aug. 1808 organisirt die künftige *Grundsteuer im Königreiche*. Einige in dem ersten Projecte desselben aufgestellte Grundsätze waren gegen die Überzeugung der Mehrheit der Reichsstände, welches die Veranlassung gab, daß es bey seiner ersten Proposition am 7 Aug. 1808 von den Ständen nicht angenommen wurde. Der König, nur für das Wohl seiner Unterthanen besorgt, weit entfernt, diese *Aufrichtigkeit* übel zu deuten, wie ein weniger erhaben denkender Monarch vielleicht gethan hätte, ließ Erkundigungen darüber einziehen, welche Gründe die Nichtannahme veranlaßt hatten, ließ diese Gründe prüfen, das Gesetz modificiren und zum *zweiten Male* vorlegen, worauf es denn mit einer außerordentlichen Mehrheit der Stimmen angenommen wurde. War es möglich, daß die Liebe der Westphalen zu ihrem Könige noch vergrößert werden könnte: so müßte dieses durch solche wahrhaft königliche Handlungsweise veranlaßt werden, welche überdies die Constitution in ihrem schönsten Lichte zeigte, und bewies, daß sie nicht bloß auf dem Papiere vorhanden sey. — Das Gesetz selbst ist größtentheils, doch mit wesentlichen Modificationen, aus den französischen Grundsteuer-Gesetzen entlehnt. Die Steuern bestehen im K. Westphalen aus *directen* und *indirecten* Steuern. Zu den ersteren gehören die Grundsteuer und die Gewerb- oder Patent-Steuer. In jedem Jahre wird von der Regierung eine Grundsteuer ausgeschrieben, und der Betrag derselben durch das *Finanz-Gesetz* bestimmt, welches, nach dem 33ten Art. der Constitution, jährlich den Reichsständen vorgelegt wird. Die Grundsteuer wird in verhältnißmäßiger Gleichheit auf alles Grundeigenthum, nach Masgabe des steuerbaren *reinen* Einkommens, und ohne alle weitere Ausnahmen, als diejenigen, welche zur Beförderung des Ackerbaues, der Anpflanzung der Gebölze, der Anbauung von Häusern u. s. w. gestattet werden, und die genau im Gesetze bezeichnet sind, veranlagt. Das *steuerbare reine Einkommen* besteht in dem, nach einer bestimmten Anzahl von Jahren berechneten Mitteltrage des reinen Einkommens. Um den Steuerpflichtigen gegen Mißbräuche in der Vertheilung der Steuern sicher zu stellen, soll alle Jahre von der Regierung, mit Zuziehung der Stände des Königreichs, ein all-

gemeines Verhältniß zwischen der Grundsteuer und dem Einkommen von den Ländereyen festgestellt werden, welches bey der *Quote* eines jeden einzelnen Steuerpflichtigen nicht überschritten werden darf. Auf keinen Fall kann, nach der Constitution, der Steuerbetrag den *fünften* Theil des reinen Einkommens von dem Grundstücke überschreiten. Da jetzt in Westphalen, bis zur Verfertigung der neuen Kataster, die alten Grundsteuern noch beybehalten sind so kann, im Ganzen, noch nicht die Rede davon seyn, der wievielte Theil der Einnahme *jetzt* als Grundsteuer bezahlt wird. Da jedoch die alten Exemtionen, aufhörten: so mußte für die bisher eximirten Güter eine Quote festgesetzt werden. Dieses ist geschehen, und sie ist nur auf den *achten* Theil des reinen Einkommens festgesetzt. Bey der Berechnung des *reinen* Einkommens selbst sind aber so gelinde Grundsätze angewendet, daß derjenige, welcher sich über diese Abgabe beschweren würde, gewiß sehr Unrecht hätte. — Die Total-Summe der Grundsteuer wird jährlich von der Regierung unter die 27 Districte des Königreiches vertheilt, und diese Vertheilung den Reichsständen mitgetheilt. In den Districten geschieht die weitere Vertheilung unter die Communen durch die Districts-Räthe nach Masgabe des Katasters. Es würde zu weitläufig seyn, die Grundsätze darzulegen, wonach das steuerbare reine Einkommen ausgemittelt werden soll. Sie sind natürlich, nach Masgabe der Verschiedenheit der zu versteuernden Gegenstände, sehr verschieden; allenthalben aber ist bey der Art und Weise dieser Ausmittlung die größte Billigkeit beobachtet. Die Gegenstände selbst, welche der Grundsteuer unterworfen sind, sind folgende: Ackerland, Küchen- und Baum-Gärten, Wiesen, Brüche, Viehweiden, Weinberge, wüste Felder, Waldungen, eingezogene Grundstücke, Teiche, Canäle, Torfgruben, Bergwerke, Salzwerke, *Häuser*, Mühlen, Hammerwerke, Fabriken und Hüttenwerke. Der reine steuerbare Ertrag von Häusern, wo diese auch immer belegen seyn mögen, es mag der Eigenthümer sie selbst benutzen, oder an andere unentgeltlich oder gegen Vergütung überlassen haben, soll nach dem, nach einem *5jährigen* Durchschnitte berechneten Miethswerthe derselben bestimmt, von diesem aber, in Rücksicht des allmählichen jährlichen Abganges an Gebäuden und für Unterhaltungs- und Ausbesserungskosten, die *Halfte* dieses Ertrags abgesetzt werden. Das *erste* Project des Gesetzes enthielt die Bestimmung eines *10jährigen* Durchschnitts und des Absetzes eines *Drittels*. Wie man behauptet, so soll dieses hauptsächlich der Punct gewesen seyn, wesswegen die Stände Anfangs Anstand nahmen, das Gesetz zu sanctioniren. Gegen die Steuer selbst konnten sie unmöglich gegründete Einwendungen haben. Denn, sagte der Redner der Regierung, soll der reiche Eigenthümer eines Capitals in Häusern nichts bezahlen, während die Landbesitzer den 8ten Theil des Ertrags ihrer Ländereyen abgeben, und so gar bis zum 5ten Theil zur Besteuerung gezogen werden könn-

ten? Ist das nicht der aristokratische Kampf der Städte gegen das platte Land? Sollen die Städte größere Rechte haben, als die bisher steuerfreyen Güter genießen? Alles muß zu den Staatslasten, im Verhältniß seines Ertrages, beytragen. Diese allgemeine Regel hat die Wohlthat zur Folge, daß die Steuern dem Einzelnen nicht schwer fallen. — Die unbewohnten Häuser werden übrigens nur nach dem Umfange ihres Bodens besteuert; so auch alle Ökonomie-Gebäude. Die königl. *Domainen*, welche einen Ertrag gewähren, sollen eben so, wie die Privat-Besitzungen von gleicher Beschaffenheit und von gleichem Einkommen, angeschlagen werden. Die Ausnahmen zum Besten des Ackerbaues und der Waldanpflanzung sind mannichfaltig und im hohen Grade zweckmäßig: So z. B. soll die Grundsteuer der seit 15 Jahren unbebauten wüsten Plätze, wenn sie urbar gemacht werden, binnen den ersten 10 Jahren, und wenn sie mit Holz bepflanzt werden, binnen den ersten 30 Jahren nicht erhöht werden. Wird urbares Land mit Holz bepflanzt: so bezahlt es 30 Jahre lang nur den 4ten Theil der gewöhnlichen Grundsteuer. Bereits bestehende Steuerfreyheiten, die aus ähnlichen Gründen ertheilt wurden, dauern bis zum Ablaufe des bewilligten Termins fort. — Die Schätzung des steuerbaren reinen Ertrags geschieht durch Repartitoren, deren aus der Anzahl der Steuerpflichtigen sieben für jeden Canton von dem Unterpräfekten ernannt werden. Außerdem werden in jedem District, um die Arbeiten der Canton-Repartitoren zu revidiren, noch drey Revisoren ernannt. Die Weise, wie sowohl die Repartitoren als Revisoren zu verfahren haben, ist in dem Gesetze genau bestimmt, und läßt nichts zu wünschen übrig. Ubrigens ist diese neue Grundsteuer noch keinesweges eingeführt, vielmehr sollen vorläufig und bis dahin, daß ein neues Steuer-Kataster für das ganze Königreich fertiggestellt seyn wird, die gegenwärtig in jeder Provinz oder in jeder Gemeinde vorhandenen Steuer-Rollen beybehalten werden, um als Basis der aufzulegenden Grundsteuer zu dienen. Nur in solchen Provinzen, wie z. B. im ehemaligen Irubenhagenschen, wo keine eigentliche Grundsteuer statt hatte, hat solche provisorisch, wie bey den ehemaligen eximirten Gütern, ausgemittelt werden müssen. — (Nr. 128.) K. Decret vom 19 Oct. 1808 in Betreff einer *Anleihe von 20 Millionen Franken zur Zahlung der dem französischen Gouvernement schuldigen Rückstände an Kriegescontributionen und ordentlichen Einkünften des Königreichs.* — Die Nothwendigkeit, diese Rückstände zu bezahlen, war dringend. Da sich nun die Nachtheile nicht verheimlichen ließen, welche die Exportation einer so großen Summe Geldes aus dem bereits sehr erschöpften, einer Handelsrefourcen größten Theils durch die Perrung des Seehandels beraubten Königreiche haben würde: so wurden alle möglichen Versuche gemacht, nach Maßgabe des ständlichen Decrets vom 7 July 1808, die Summe von 20 Millionen Franken durch eine im Auslande, und namentlich in Holland, gecürte Anleihe herbeyzuschaffen. Die Ausländer-

machten aber zu nachtheilige Bedingungen für das Königreich, als daß sie hätten eingegangen werden können, und es mußten daher Anstalten gemacht werden, das Geld durch eine im Lande selbst eröffnete, in gewissen Hinsichten gezwungene Anleihe herbeyzuschaffen. Dies geschah durch das gegenwärtige kön. Decret, und zwar unter Bedingungen, die für die Herleiher in der That nicht unvortheilhaft sind, und die noch vor wenigen Jahren mit Eifer angenommen seyn würden. Jeder Staatsbürger und Ausländer kann nach Belieben an dieser Anleihe Theil nehmen. Der erste muß es, wenn er ein Vermögen von 5000 Fr. und darüber besitzt. Besitzt er zwischen 5000 und 10,000 Fr., so trägt er 100 Fr. bey:

zwischen	10,000	—	20,000	200 Fr.
—	20,000	—	40,000	400 Fr.
—	40,000	—	80,000	800 Fr.

und so weiter, bis zu 1,800,000 Fr. Besitztum, in welchem Falle er 20,000 Fr. beyträgt. Über die Capitalien werden einzelne Obligationen à 200 Fr. ertheilt, welche nach Maßgabe, daß das Capital früher oder später bezahlt würde, 6, 5, 4 und 3 p. C. Zinsen tragen. Die Zinscoupons werden baar bezahlt, oder auch als baares Geld bey Entrichtung der, zum Behuf der Reichsschulden, Zins- und Capital-Bezahlung ausgeschriebenen Personen-Steuer angenommen. — Es hat diese Anleihe im Königreiche einen guten, von dem Wohlstande und Patriotismus der Staatsbürger zeugenden Fortgang gehabt. Auch zeigt der Staat, daß ihm seine Verpflichtungen theuer sind, denn es werden nicht nur die Zinsen prompt ausgezahlt, sondern die Coupons von den Personen-Steuer-Bureaux auch unweigerlich als baares Geld angenommen. Diese Personen-Steuer beträgt für das ganze Königreich 4 Millionen Franken. Sie wird *familieweise* bezahlt, und zwar so, daß keine Familie höher als mit 50 Franken, und niedriger als mit 60 Centimes angesetzt werden kann. Das Nähere darüber enthält das kön. Decret vom 27 October 1809. (No. 130.) Zu bemerken ist, daß der König diese für die höheren Classen außerst mäßige Abgabe, für das Jahr 1809 auf die Hälfte herabgesetzt hat, weil sie für die niederen zu drückend schien, in dem, um die einem Departemente zugetheilte Quote, welche z. B. für das Elb-Departement 584, 290 Fr. betrug, aufzubringen, manche Familien in eine höhere Classe gesetzt werden mußten, als worein sie wirklich gehörten, da es durch das Gesetz verboten war, eine auch noch so reiche Familie höher als mit 50 Fr. anzusetzen. Es wird nun über eine Modification des Gesetzes auf dem nächsten Reichstage von den Ständen, den königlichen Propositionen gemäß, berathschlagt werden, da es nothwendig ist, den Ausfall von 2 Millionen, der durch die Herabsetzung der Steuer auf die Hälfte entstand, zu decken. Zu bemerken ist, daß dieser Ausfall keinen Einfluß auf die Bezahlung der Zinsen gehabt hat, und also den Landescredit nicht im Geringsten hat vermindern können. (No. 135.) Durch das k. Decret v. 29 Oct 1808 sind den *Tribunalen die Überschüsse ihrer Sportelcassa,*

nachdem daraus die Ausgaben an den Greffier, Commis-Greffier, das sämmtliche Canzley-Personale, auch alle übrigen Canzley-Ausgaben bestritten worden, zugebilliget. Diese Überschüsse werden zu gleichen Theilen unter die sämmtlichen Mitglieder vertheilt, nachdem die Rechnungen selbst von dem Justiz-Ministerium geprüft worden sind. Es war eine solche Verbesserung der Einnahme des Richterstandes, der verhältnißmäßig gegen andere Staatsbeamten, besonders gegen Cassenbediente, noch stets zu gering befördert wird, äußerst nothwendig. Doch, dem sicheren Vernehmen nach, ist das für das Beste des Staats so besorgte Gouvernement ernstlich darauf bedacht, einem Stande, der seine ganzen Kräfte dem ersten und edelsten Zwecke des geselligen Vereins aufopfert, auf eine reichlichere Art zu belohnen, als bis jetzt, bey den beschränkten Kräften des jugendlichen Staats hat geschehen können. (No. 139.) Das k. Decret v. 3 Sept. 1808 bestimmt die *Art und Weise, wie die Grundsteuer erhoben werden soll*. Die directen Steuern werden monatlich und zwar jedesmal mit einem Zwölften des Ganzen entrichtet. Zur Erhebung ist in jedem Canton ein Einnahmer bestellt. (Da man nachher fand, daß dieses zu viele Perceptions-Kosten veranlasste: so sind die Cantoneinnehmer wiederum entlassen, und für mehrere Cantons Kreis-Einnehmer bestellt.) In jeder Gemeinde ist ein Orts-Einnehmer (*percepteur élémentaire*), welcher aus den Grundbesitzern in der Gemeinde, die für ihn resposabel ist, gewählt wird. Dieser sendet die Gelder an den Canton (jetzt Kreis-) Einnehmer, und dieser wieder an den General-Districts-Einnehmer. Die Orts-Einnehmer stehen übrigens unter der Controlle des Communen-Maire, die Canton-, jetzt Kreis-Einnehmer unter der des Canton-Maire, und die General-Einnehmer unter der Aufsicht des Unter-Präfecten. Überall ist durch zweckmäßige Dispositionen, welche sämmtlich aufzuzählen zu weitläufig seyn würde, dafür gesorgt, daß der Staat der ihm zukommenden Gelder wegen vollkommen sicher gestellt ist. — Zur Beytreibung der Rückstände, selbst gegen die Orts- und Canton-Einnehmer, werden *Zwangsbefehlsträger* (*porteurs de contrainte*) gebraucht, welche, auf Befehl des General-Einnehmers, auch gegen die Säumigen agiren, und, in dieser Hinsicht, ganz die Functionen eines Huissiers ausüben, so daß sie sogar, ohne weitere gerichtliche Procedur, zum Verkauf von Effecten schreiten können. Außerst menschlich, und daher auch wahrhaft politisch, ist es, daß der 39 Art. (im Geiste der Processordnung) verordnet: Wegen rückständiger Steuern und dieserhalb verursachter Kosten, sollen nicht mit Beschlagnahme belegt werden dürfen: 1) die dem Steuerpflichtigen und seiner Familie nöthigen Betten und Kleidungsstücke; 2) das Handwerksgeräthe, Werkstühle, Ackergeräthe u. s. w.; 3) die Pferde, Ochsen und das übrige Vieh, welches zum Ackerbau gebraucht wird. Auch muß jedem in Rückstand gebliebenen Steuerpflichtigen eine Milchkuh gelassen werden, in Ermangelung dieser, eine Ziege, dergleichen das nöthige Saatkorn. Zur Warnung der Zwangsbefehlsträger setzt der 60ste Artikel hinzu, daß

diejenigen, welche gegen Obiges handeln, in eine Geldstrafe von 100 Franken genommen werden sollen. — (No. 140.) Das kön. Decret vom 7 Nov. 1808 betrifft die *Reise-Pässe*. Vom 1 Januar 1809 an soll in jeder Mairie ein Register gehalten werden, in welches aller Einwohner der Gemeinde Namen genau eingetragen werden. Der Maire kann nur solchen Einwohnern Pässe ertheilen, deren Eintragung in dieses Register beweiset, daß sie seit 6 Monaten in der Gemeinde wohnten. Denen, die dieses nicht im Stande sind, nur dann, wenn zwey Westphalen für sie Zeugniß ablegen. Kein Westphale kann sich ohne Pass über acht Myriameter (16 Stunden) von seinem Wohnorte entfernen, ohne zu riskiren, daß er arrestirt werde. Um ins Ausland zu reisen, haben die Inländer einen Pass des Präfecten ihres Departements nöthig. Westphalen, die sich im Auslande aufhalten, können die nöthigen Pässe von den westphälischen Residenten erhalten. Den Ausländern, welche das Königreich verlassen wollen, sollen die zu diesem Ende bestimmten Pässe entweder von dem General-Director der hohen Policey, oder von dem diplomatischen Agenten ihrer Nation ertheilt werden. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten visirt diese Pässe. Jeder *Fremde*, welcher durch das Königreich ohne westphälischen Pass reiset, läßt den fremden Pass bey der ersten Unterpräfector, oder in der Grenzstadt, visiren. Will er länger als 14 Tage im Königreiche verweilen: so giebt er seinen Pass bey der ersten Unterpräfector gegen einen Schein ab. Der erste wird an die Direction der hohen Policey gesendet, welche dafür dem Fremden einen westphälischen Pass ertheilt, und ihm auch den seinigen bey der Abreise zurückgiebt. — Rec. hat geglaubt, daß diese Notizen manchem Ausländer von Nutzen seyn könnten, und daher die kleine Mühe nicht scheut, sie verkürzt mitzutheilen. — (No. 143.) Das kön. Decret vom 13 Nov. 1808 verfügt die *volle Auszahlung der Civil-Pensionen*, welche den Betrag von 600 Fr. nicht übersteigen. — (No. 144.) Das k. Decret vom 21 Oct. organisirt das *Postwesen*, und enthält einen Tarif für die Posten, Extraposten und das Fuhrwesen. Der *einfache*, weniger als ein halbes Loth wiegende, Brief kostet bis zur Entfernung einer Meile 15 Centimes (1 Gr.), von 1 — 4 Meil. 20 Cent., von 4 — 8 M. 30 Cent., von 8 — 12 M. 40 Cent., von 12 — 18 M. 50 Cent. u. s. w.; bis von 70 — 100 M. 1 Fr. 20 Cent. Eine Taxe, die, bey der geringen Schwere, welche der einfache Brief haben darf, allerdings hoch ist, und daher den allgemeinen Wunsch einer Heruntersetzung im In- und Auslande erregt hat. Da der König keinen billigen Wunsch seiner Unterthanen unbefriediget läßt, da eine erleichterte Correspondenz einen so großen Einfluß auf Ausbildung des Volks und die Literatur hat: so darf man nicht zweifeln, daß die Brief-Posttaxe werde herabgesetzt werden. Die Taxe der fahrenden Post für Paquete u. s. w. ist äußerst billig. Für jedes Extra-Postpferd wird für die Meile 1 Fr. 60 Cent. (9 Gr. 6 Pf.), und 80 Cent. (4 Gr. 11 Pf. für jeden Postillon) bezahlt.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ

CASSEL, b. Aubel: *Bulletin des loix du Royaume de Westphalie* cet.

(S. J. A. L. Z. 1809. No. 3. 6. 7.)

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

(No. 149) Das königl. Decret vom 17 Nov. be-
stimmt die Attributionen der Reichsschulden-Amorti-
sationscasse. Ihre Geschäfte bestehen: 1) in der Er-
hebung der Personen-Steuer zu 4,040,000 Fr.; der
Cautions-Gelder; der Depositen-Gelder; der 500,000
Fr., welche ihr der König aus der Okenomats-Casse
angewiesen hat; 2) in der Bezahlung der Interes-
sen der Nationalschuld; der Interessen der Cautio-
nen; der Depositen; der Rückzahlung beider; der
Rückzahlung der Nationalschuld, so wie das Loos die
zur Zahlung kommenden Capitalien bestimmt. — Sie
ist überdies beauftragt mit der Erhebung des Anlehns
von 20 Mill. Franken; mit der Bezahlung der dem
französischen Gouvernement schuldigen Rückstände;
mit der Wiederbezahlung eines Vorschusses, welcher
zur Tilgung der magdeburgischen und altmärkischen
Rückstände aufgegeben wurde. — (No. 160) Das
k. Decret vom 5 Dec. 1808 organisirt die *Administration
der indirecten Steuern*. Zu diesen gehören die Consum-
tions-Steuer, das Salzregal, die Zollabgaben, das
Chaussée- und Wege-Geld. Die *General-Administra-
tion*, unter der Aufsicht und Leitung des Finanzmini-
sters, hat ihren Sitz zu Cassel. Sie besteht aus zwey
General-Inspectoren, von welchen der eine zugleich
das Amt eines General-Secretairs verwaltet. Ihr sind
alle Officianten der indirecten Steuern unmittelbar
untergeordnet. In jedem Departement ist eine *Di-
rection*. Sie besteht aus einem Director, einem In-
specteur und so vielen Controlleurs, als Districte
im Departement sind, ferner aus einem Rechnungs-
Bureau von einem Chef und zwey Verificatoren, und
aus so vielen Unterbedienten aller Grade und Super-
numerarien, als es den verschiedenen Arten von in-
directen Steuern und dem Umfange des Departements
angemessen ist.

(No. 161) Das königl. Statut vom 23 Dec. 1808
enthält eine wichtige *Ergänzung der Constitution*, wel-
che bekanntlich durch den 54 Art. derselben Statt ha-
ben konnte. Durch dieses Statut wird die allgemei-
ne Verwaltung der Justiz und des Inneren, welche
bisher nur ein Ministerium ausgemacht hatte, in zwey
getrennte Ministerien getheilt. Im Gefolge dieses
Statuts behielt der bisherige Minister der Justiz und
des Inneren, Hr. Siméon, das Ministerium der Justiz,
das des Inneren aber wurde dem Hn. Baron v. Wolff-
J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

radt, Präsidenten der Section der Justiz und des In-
neren des Staatsraths und vormaligem herzogl. braun-
schweig. Justiz- und Finanz-Minister, übergeben.

1809. I Band. (No. 11) Das k. Decret vom 22
Jan. verordnet, daß die Foderungen und Revenuen
der aufgehobenen Zünfte zur Amortisationscasse abge-
liefert, dahingegen aber auch ihre Schulden aus der-
selben bezahlt werden sollen. — (No. 17) Das kön-
Decret vom 27 Jan. errichtet eine *General-Admini-
stration der Berg-, Hütten-, Salz- und metallurgischen
Werke und Münzen*, so wie der Brücken und Chaussées.
Der Bergbau ist im K. Westphalen für jeden, der ihn
betreiben will, frey erklärt, so daß Niemanden
Scherfscheine, unter den nöthigen Bestimmungen,
verfaßt werden. Rec. liefert aus diesem k. Decrete
keine Auszüge, da es, bis zur Verfertigung einer de-
finitiven Berg- und Hütten-Ordnung, nur provisorische
Verfügungen enthält, und im Ganzen die bisherigen
Hütten- und Berg-Ordnungen nicht aufhebt. — (No.
22) Das k. Decr. vom 17 Febr. 1809 enthält die *No-
tariats-Ordnung*. Eine ausführliche Darstellung die-
ses wichtigen Instituts wird bey Gelegenheit der Re-
cension des Werks: *Instruction sur le Notariat*, Cassel
1809, geliefert werden. — (No. 23) Das k. Decret
vom 15 Febr. organisirt die *Verwaltung und Erhe-
bung der Consumtions-Steuern*. Es erstrecken sich
diese nicht nur über die Städte, sondern auch über
das platte Land. Alle bisherigen Accisen, Licente
und ähnlichen Abgaben sind aufgehoben. Die Steuern
selbst, die nach dem dem Decrete angehängten Tariffe
erhoben werden, sind mäßig, und kommen im Gan-
zen den preussischen ähnlichen Steuern nicht gleich.
(No. 35) Das k. Decret vom 4 März führt eine neue
Stempel-Abgabe ein. Der ordentliche Stempel beträgt
15 Cent. (1 Gr.) für jeden Bogen. Diesem ordentli-
chen Stempel sind unterworfen: 1) alle Papiere, wel-
che zu bürgerlichen und gerichtlichen Handlungen
und zu solchen Privat-Scripturen bestimmt sind, die
vor Gericht producirt werden können. 2) Alle Ge-
suche an Minister und Behörden. 3) Die übrigen in
dem gegenwärtigen Decrete bezeichneten Acten oder
Schriften. Ausser diesem ordentlichen Stempel, der
jämmtliche Bogen trifft, giebt es noch besondere hö-
here Stempel, die nur auf den ersten Bogen der
Schrift gesetzt werden. Von Kauf- und Mieth-Con-
tracten, auch Erbschaften wird die Stempel-Steuer
nach Maßgabe ihres Betrags errichtet. — (No. 37)
Das k. Decret vom 11 März organisirt das *Institut
der Huissiers*. Wer sich unter einem französischen
oder westphälischen Huissier einen gewöhnlichen
Gerichtsboten denken würde, verbandt mit dem Am-
te eines solchen einen sehr irrigen Begriff. Ein Thail
Fff

der Functionen dieser wird zwar von ihnen ebenfalls verwaltet, aber ungleich selbstständiger, wurden ihnen mehrere andere zu Theil. Sie sind Justizbediente, welche dazu bestellt sind, die Partheyen vor Gericht zu laden, und sowohl die richterlichen Aufträge, als die authentischen mit dem Vollstreckungsbefehle versehenen Urtheile und Urkunden zu insinuiren und (ohne Concurrenz des Richters) zur Execution zu bringen. Jedes Tribunal hat seine *Audienz-Huissiers*, welche den Dienst in den Audienzen versehen, und die in dem ganzen Districte instrumentiren können, und seine *gewöhnlichen Huissiers*, die in den einzelnen Cantons wohnen, bey den Friedensgerichten den Dienst versehen, und die nur in dem Umfange ihres Cantons instrumentiren können. Die Schwierigkeit, tüchtige Huissiers zu finden, war außerordentlich groß; auch ist sie bey weitem noch nicht überwunden. Mehrere Jahre werden darüber hingehen, ehe dieser Theil der Justizverwaltung diejenige Vollkommenheit in Westphalen erlangt hat, zu der er in Frankreich gediehen ist. — (No. 44) Das k. Decret vom 18 März enthält die *Gerichtsordnung in Corrections-Sachen*. Dieses Decret wird nach Massgabe seines letzten Artikels erst noch den Ständen zur Sanction vorgelegt werden, um, wie mit der Policeygerichts- und Criminalgerichts-Ordnung bereits geschah, zwischen welchen beiden es die bisher bestandene Lücke ausfüllt, in ein Gesetz verwandelt zu werden. Alle drey Gerichtsordnungen werden sodann ein Ganzes ausmachen, genau so, wie dieses mit dem französischen *Code d'instruction criminelle*, mit dem sie eine große Ähnlichkeit haben, der Fall ist. Bereits ist auch eine besondere Ausgabe dieser Gerichtsordnungen unter dem Titel: *Code de procédure criminelle et correctionnelle du Royaume de Westphalie*, Cassel 1809, mit vorhergedruckter Rede des Hn. Staatsraths v. Leift (die dem deutschen Publicum auch durch den in der Minerva enthaltenen Abdruck bekannt wurde), erschienen, wobey zu wünschen gewesen wäre, daß die Policey-Gerichts-Ordnung mit in diesem Bande aufgenommen worden. Da die Corrections- und Criminal-Gerichtsordnung der Gegenwart einer besonderen ausführlichen Recension seyn werden: so erwähnt hier Rec. nichts weiter davon. — (No. 47) Das k. Decret vom 28 März verfügt die *Allodification sämmtlicher im Umkreise des K. Westphalen liegenden Lehen*. Eine unständlichere Relation aus diesem Decrete wird in der Recension der diesen Gegenstand betreffenden Schrift des Advocaten Wehrs abgefaßt werden.

II B. 1809. (No. 53) Durch das k. Decret vom 5 April wird eine Mafsregel verordnet, welche jetzt, nachdem Deutschland durch den Frieden Frankreichs mit Oesterreich wieder beruhiget wurde, als überflüssig wiederum aufgehoben ist. Es verordnet nämlich dasselbe, daß drey besondere Militär-Gerichte (*tribunaux speciaux militaires*) zu Cassel, Braunschweig und Magdeburg errichtet werden sollen. Dieses Decret setzte diese Gerichte freylich nur auf zwey Monate ein; die Unruhen aber in Hessen, der Durchzug des schillischen Corps, und andere von den Zeitbegebenheiten abhängige Vorfälle veranlaßten, daß sie bis zum Frie-

den in Activität blieben. Vermöge dieses Decrets wurde jeder Deferteur, jeder falsche Werber, welcher von der bewaffneten Macht arretirt wurde, jeder Theilnehmer eines wider die öffentliche Ordnung bewaffneten Complots vor das Special-Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurtheilt und unverzüglich hingerichtet.

(Nr. 69) Durch das k. Decret vom 13 May werden folgende Nonnenklöster aufgehoben: Marienthal, Distr. Magdeburg; Wöltingerode, Distr. Goslar; Burckhardt zu Halberstadt; Adersleben, Distr. Halberstadt; Gestungenburg, Distr. Duderstadt; Hadmersleben, Distr. Halberstadt. Die Nonnen und Laienschwestern dieser Klöster wurden, insofern sie nicht vorzogen, sich in die Welt zurückzugeben, in welchem Falle sie eine Pension erhalten, in andere Klöster versetzt. Überdies wurde verordnet, daß diese Veretzung der Nonnen mit Achtung und Berücksichtigung alles dessen, was man ihrem Alter und dem Geschlechte schuldig ist, bewerkstelligt werden solle. Zum Transporte wurde Spannwerk geliefert, jede Nonne bekam 200 Fr. Reisekosten und die sämmtlichen zu ihrem Gebrauch bestimmt gewesenen Kloster-Effecten. So blieb auch hier sich die westphälische Regierung in ihrer Handlungsweise treu, und führte eine Mafsregel, die das Wohl des Staats erforderte, mit einer Menschlichkeit aus, die man, unter ähnlichen Umständen, nur zu oft in anderen Ländern vernachlässigt hat. Die aufgehobenen Klöster sind verkauft, und die Kauffummen zur Tilgung der Staatsschulden verwandt. So hat z. B. das Kloster Wöltingerode der berühmte Präsident des israelitischen Consistoriums Israel Jacobson gekauft, der nun vielleicht diese Landbesitzung dazu anwenden wird, um seiner Nation, die ihm bereits so viel verdankt, praktische Gelegenheit zu geben, den Ackerbau, wovon sie seit ihrer Zerstreuung ganz entfernt war, zu erlernen.

(No. 80) Das k. Decret vom 20 May enthält das *Reglement über die vor den Staatsrath gebrachten streitigen Sachen*. Nach der Constitution des Königreichs versteht der k. Staatsrath auch zugleich die Functionen eines Cassations-Gerichts; es enthält daher das gegenwärtige Reglement die Vorschriften, wie in diesen Sachen von ihm zu verfahren, und bestimmt zugleich die Art und Weise, wie die *streitigen Verwaltungsfachen* vermittelt des Gefuchs der Partheyen bey dem Staatsrathe anhängig gemacht werden. Da dieses Reglement gleichsam als eine Ergänzung der Process-Ordnung anzusehen ist: so zieht es Rec. vor, wenn er den noch nicht angezeigten, bis jetzt noch nicht in ein Gesetz verwandelten Theil derselben anzeigen wird, auch den Inhalt des gegenwärtigen Reglements mit darzulegen, und so dem Leser das ganze System der Gerichtsordnungen des Königreichs durch alle Instanzen in Eins vor Augen zu bringen. Gewiss war es auch zweckmässig, wenn die Gerichtsordnung des Staatsraths der Proc. Ord. in dem definitiven Abdruck derselben angehängt würde, da dieses k. Decret eben so sehr täglich in den Händen der Richter und Anwalde seyn muß, als die Process-Ord. selbst. Auch in Frankreich hegte man diesen Wunsch in Hinsicht des *Code de procédure*, indem

mehrere Appellations-Gerichte seine Vervollständigung durch eine Cassations-Gerichtsordnung wünschten: Politische Rücksichten scheinen in Frankreich der Erfüllung dieser Wünsche entgegen gestanden zu haben.

Rec. schließt hier diese Anzeige mit der Bemerkung, daß es ihm leid thut, daß er eine *nicht geringe* Anzahl merkwürdiger Verfügungen ganz übergehen mußte, andere nur sehr kurz und in ihrem wesentlichsten Inhalte berühren konnte, durch den Raum, den billigerweise eine einzelne Recension in diesen Blättern fodern kann, eingeschränkt. Über wie manches königl. Decret ließe sich nicht ein interessantes Buch schreiben! und hier konnten die Bemerkungen darüber nur einen kleinen Theil eines beschränkten Aufsatzes ausmachen. Möchte es doch einem der großen Staatsmänner Westphalens nicht an Muth und Willen fehlen, das schöne Staatsgebäude des jugendlichen Königreichs, und die ganze Vollkommenheit seiner inneren Einrichtungen dem Publicum vor Augen zu stellen, und so sich und seinen Mitarbeitern ein dauerndes *neues* literarisches Denkmal zu errichten! F. k.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Vollständiges Handbuch bey Verhandlung der Civilstandsacte, und bey Führung der Civilstandsregister, für Civilstandsbeamte und Quartiermeister, mit vorzüglicher Rücksicht auf Prediger, als die gegenwärtigen Stellvertreter der Civilstandsbeamten im Königreiche Westphalen.* Von Friedrich Carl Roloff, Prediger zu Eichenbarleben im Elb-Departement. 1809. 241 S. 8. (20 Gr.)

Diese Schrift schließt sich auf eine sehr ehrenvolle Art an die *pfeiffer'sche* über diesen Gegenstand, (f. J. A. L. Z. 1808. No. 232.) an, und übertrifft sie sogar in manchen Stücken an Vollständigkeit, selbst da wo sie innerhalb der Grenzen desselben bleibt. Sie enthält 1) das königliche Decret vom 22 Jan. 1808, wodurch die Prediger und Geistlichen aller Religionen verpflichtet werden, provisorisch die Stelle der Civilstandsbeamten (in Frankreich haben meistens die Maire's diese Function) zu vertreten; 2) einen Auszug aus dem Circularschreiben des Ministers *Siméon* vom 23 Jan., die Anwendung des Code Napoléon betreffend; 3) Auszüge aus dem Code Napoléon, worin alle die Stellen bemerkt sind, in welchen der Amtspflicht des *officier de l'état civil* Erwähnung geschieht — alles begleitet mit Anmerkungen und Zusätzen, welche mit dem mühsamsten Fleiß und der größten Sorgfalt, aus der Instruction des Ministers *Siméon* — *pour la rédaction des actes et pour la tenue des registres de l'état civil*, den späteren in *Rondonneau's Supplément des Codes Napoléon, et de procédure civile*; dem *Code de procédure (français)*; der *Analyse* von *de Malleville* (nicht *Malleville*); dem *Code administratif* von *Flourigéon*, und *Keil's und Reinhard's* vollständigem Handbuch für Maire zusammengetragen sind; zu welchen auch einige wenige in Klammern geschlossene des Vf. selbst kommen. Außerst interessant und belehrend sind die unter No. 4 aufgestellten Ansichten einiger besonderen Civilstandsgeschäfte und Verhältnisse, meistens aus dem Gesichts-

puncte der Prediger. Leider zeigt es die Erfahrung, daß sich die Prediger noch gar nicht in dieses neue Geschäft zu finden wissen, und daß sie die Mittelstrasse zwischen einer zu nachlässigen und einer zu scrupulösen Verrichtung derselben nicht treffen können. — Beweggründe genug, die den Vf. veranlassen mußten, in einigen schwierigen Fällen seine Meinung mitzutheilen, und Anfragen aufzuwerfen, die bloß einer höheren Behörde zur Bestimmung überlassen werden müssen. Rec. erlaubt sich bey einigen derselben seine individuelle Meinung zu äußern. Er würde z. B. die Frage, wo die Ehe geschlossen werden müsse, wenn die Verlobten sich nirgends sechs Monate aufgehalten, mithin nie das nach dem Art. 74 des C. N. erforderliche Domicil erlangt haben, dahin beantworten, daß sie dieselbe so lange aufschieben müssen, bis einer von beiden die erforderlichen sechs Monate an dem Orte seines gegenwärtigen Aufenthalts gelebt hat. Des Vfs. Beforgniß, daß in gewissen Fällen manche Heirath zurückgehen würde, sieht Rec. nicht ein, und was das *Periculum in mora* anlangt, so sind mit der unehelichen Geburt keine solchen Nachtheile verbunden, wie nach der früheren Legislation, und dann würde sie ja doch durch die spätere Ehe völlig legitimirt. In dem Domicil ihrer Dienstherrschaft können sie, ob sie gleich majoren sind, nicht getraut werden, weil das Domicil des Abschlusses der Ehe *allein* durch die osterwähnten sechs Monate begründet wird. (Vgl. die Rec. über *Bank*, 1808 No. 232.) Was die Ehe *in extremis* anlangt: so kann es keinen Zweifel haben, daß, wenn dieselbe überhaupt stillschweigend gestattet ist, wie sie dies ist, — der Civilstandsbeamte den Heirathsact im Hause des Sterbenden vornehmen mußte, weil er seiner Natur nach nirgends anders vorgenommen werden kann, und das Gesetz, wenn es ein Institut erlaubt, auch die Bedingungen und Mittel erlauben muß, wodurch ein solches Institut *allein* nur eingegangen werden kann. — Bey einer Pfarrvacanz ist es wohl eben so natürlich, daß der Prediger, welcher den *turnus* des Vicarirens hat, die Urkunden des Civilstandes aufnehmen muß, als daß er ebenfalls, wenn ein solcher *turnus* statt findet, die Trauung seines Collegen mit der Tochter eines der Gemeindeglieder desselben vornehmen muß, und daß die Pronunciation bey Ehescheidungen strikte nach den Vorschriften des *Code Napoléon*, wie des Civilgesetzbuches geschehen muß. Überhaupt hat sich der Vf. dadurch manche Schwierigkeit geschaffen, daß er das Amt eines Predigers, der bey seinen Zeugnissen die Wahrheit des Umstandes, worüber er dasselbige aufstellt, untersuchen muß, von dem Amte des Civilstandsbeamten, der nur das auf eine glaubhafte Art protocolliren soll, was ihm vorgetragen wird, ohne die Wahrheit dieser Vortragungen zu untersuchen, oder sonst Bemerkungen zu machen, nicht gehörig unterschieden hat, ob er gleich diese letztere Verpflichtung S. 7 selbst anerkennt, und durch Art. 35 des *Code Napoléon* bewiesen hat. So würde Rec. dem Prediger nicht rathen (wie der Vf. S. 107 thut), bey einer Erklärung des N., daß er vorliegendes Kind mit seiner Frau erzeugt habe, da sie doch nur seine Concubine ist, diese so in das Civilstandsregister

einzuzeichnen, daß er die Mutter *weder* als Frau, *nach* als Concubine nenne. Auch in dem S. 117 berührten Fall hatte der Prediger nichts weiter zu thun, als über das Kind, welches der Vater nicht präsentirte, die Geburtsurkunde unter Beyseyn der der Wöchnerin assistirenden Hebammen u. s. w. abzufassen, gleichsam als über ein uneheliches, vom Vater nicht anerkanntes Kind. Das Weitere gehörte für das Gewissensamt des Predigers, oder vor das Tribunal, nur durfte die Abfassung des Geburtsprotocolls auf keine Weise, wie der Vf. will, aufgeschoben werden. — Durch diese Vermischung des Predigeramts, und des Amtes des Civilstandsbeamten, wird auch der Vf. oft von einer falschen Delicatesse hingerissen, wie S. 94, wo er sehr darüber eifert, daß einige Prediger die neugebornen Kinder nicht bloß sehen, sondern gar auch, „besonders Mädchen“, besichtigen wollten, S. 118, wo er bey Findlingen die Hebammen herzurufen lassen, und von ihr die nöthigen Untersuchungen wegen des Geschlechts, wegen der Malzeichen des Körpers u. s. w., vornehmen lassen will. Wann werden wir uns endlich einmal von Vorurtheilen losreißen, das unanständig zu finden, was an sich nicht anständig ist, und da eine falsche Scham zu zeigen, wo sie ganz am unrechten Orte angebracht ist! Warum soll es unanständig für den Civilstandsbeamten seyn, sich von Thatsachen selbst zu vergewissern, welche nicht auf einer Erklärung der Comparenten beruhen, und wo er als Augenzeuge sein Zeugniß ausstellen muß, wie es aus Art. 57, 58 des C. N. erhellt. Sogar würde es Niemand für einen *unverheiratheten* Prediger unanständig finden, einer Gebärenden im Todeskampfe beyzustehen, weil er seine Predigerpflicht abwartet; warum sollte es hier geschehen, weil er seine Pflicht als Civilstandsbeamter ausübt? — Rec. gesteht, daß ihm die Durchlesung der Ansichten des Vfs., die in diesem Abschnitte enthalten sind, sehr viel Vergnügen gemacht haben, und muntert denselben auf, seine erwanigen weiteren Bemerkungen über die Geschäfte der Civilstandsbeamten seinen Amtsbrüdern, die daraus mannichfaltige Belehrung schöpfen müssen, etwa in einem Journale von Zeit zu Zeit mitzutheilen. Er erlanbt sich daher, den Vf. noch auf einige Punkte aufmerksam zu machen, welche an diesem gehaltvollen Werkchen zwar als minderbedeutende Flecken anzusehen sind, aber doch weggewünscht werden. So schreibt der Vf. immer *Geburtsact* (*masc.*), welches einen ganz andern Sinn giebt, *Civilact* für *Civilacte*, denn ersteres ist *gerichtliche Handlung*. S. 69 wird jeder Nichtjurist eine kleine Erklärung verlangen, was *Wahl des Domicils* hier bedeuten soll. S. 80 sind die *Meilen* nicht *lieues*, sondern *myriametres* (vgl. Art. 1 des *Cod. Nap.*). S. 95 ist die *authentische* und *doctrinelle* Interpretation unrichtig *gesetzgebende* und *unterrichtende* übersetzt, denn nicht jede authentische Interpretation bewirkt immer ein *neues Gesetz*, und die *doctrinelle* *unterrichtet* nicht *allein*. S. 127 ist die Proclamation von dem Wohnort der Adoptivältern nicht nöthig, weil die französische Adoption, abweichend von der römischen, keine väterliche Gewalt bewirkt, sondern mehr als Erbvertrag anzusehen ist. Sehr ungern hat auch der Rec. die Ausbrüche einer bittern

Empfindlichkeit gegen Nichtgeistliche bemerkt (S. 21, 113), welche, wenn sie sich auch auf Localverhältnisse des Vfs. bezögen, am allerwenigsten in einem solchen Buche, wie das vorliegende, und welches für einen eigenen Stand bestimmt ist, ihren Platz finden durften. — 5) Folgen Überlichten der bey den verschiedenen Civilstandsgeschäften und Verhältnissen zu beachtenden gesetzlichen Vorschriften; fragweise abgefaßt. — 6) Formulare zu den verschiedentlichen Civilstandsurkunden, die sich nicht slavisch an die von dem Justizminister Simon angegebenen; dessen Erlaubniß zufolge, binden — und 7) ein sehr zweckmäßiger Vortrag an ehelich Verlobte aus ungebildeten Ständen zur Vorbereitung auf die vom Prediger bey der Trauung an sie zu richtende Frage: Ob sie in ihrer künftigen Ehe in der Gemeinschaft der Güter leben, oder eine Dotalverfassung eingehen wollen. — Druck und Papier sind gut; doch finden sich mehrere bedeutende Druckfehler. Sehr vollständig ist das angehängte Register. J. J.

CASSEL, b. Krieger: *Die Vermögensrechte der Ehegatten nach den Grundsatzen des Gesetzbuchs Napoleons*. Zur praktischen Anwendung systematisch dargestellt. 1808. 38 S. kl. 8. (6 Gr.)

Die Lehre über die Gütergemeinschaft unter den Ehegatten gehört bekanntlich zu den schwierigsten des Code Napoleon; weil man bey Abfassung derselben die verschiedenartigsten Landrechte vergleichen mußte, und doch aus jedem, um eine nicht zu ungewöhnliche Norm bey den allgemeinsten Handlungen des Lebens aufzustellen, die brauchbarsten Sätze beybehalten wollte. Eine systematische Zusammenstellung aller Rechtsätze des Gesetzbuchs, welche mittelbar oder unmittelbar zur Erklärung dieser Lehre dienen, würde daher ein sehr verdienstliches Unternehmen seyn, und in manche dunkle Parthieen derselben Licht bringen. Dieses hat freylich der ungenannte Vf. dieser kleinen Schrift nicht beabsichtigt, sondern sie vielmehr für seine Landsleute bestimmt, um ihnen eine faßliche Darstellung der von ihnen bey der Ehe abzuschließenden Gütergemeinschaft zu geben; und deshalb macht er selbst auf theoretischen Werth seiner Abhandlung keinen Anspruch. Obgleich Rec. allem Popularisiren einer positiven Wissenschaft von Herzen Feind ist: so will er doch, wenn einmal bey Abschluß einer Ehe keine Notarien zugezogen werden sollen, um sie bey Abfassung eines solchen Ehevertrags um Rath zu fragen, die Nützlichkeit dieser Arbeit nicht in Abrede stellen; nur findet er sie etwas zu mager, da sie nichts als eine einigermaßen systematische Paraphrase des Titels des Code Napoleon enthält, in welchem die Gütergemeinschaft abgehandelt ist. Denn größtentheils findet man die Rubriken desselben auch in dieser Abhandlung wieder, wie aus Folgendem erhellt: I Abtheil. *Von der Gütergemeinschaft*. I Abschn. *Von der gesetzlichen Güterg.* 2 Abschn. *Von den Verabredungen, wodurch die gesetzliche Güterg. abgeändert werden kann*. II Abtheil. *Von der Ausschliefung der Güterg.* III Abtheil. *Von der Vermögensabsonderung*. IV Abtheil. *Von dem Dotalverhältnisse*. — Anhang. *Von dem Brautschatz*. Druck und Papier ist, wie bey allen jetzt in Cassel herauskommenden Schriften, ausnehmend schön; auch sind die Bücher sauber brochirt. J. J.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 5 M Ä R Z, 1810.

M E D I C I N.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *System der gesammten Heilkunde nach der Erregungstheorie* von Dr. J. H. Müller. IV Bände. 1 Bd. *Handbuch der Physiologie nach der Erregungstheorie*. 1803. 275 S. 2 Bd. *Handbuch der allgemeinen Krankheitslehre nach der Erregungstheorie*. 1804. 323 S. 3 Bd. *Systematisches Handbuch der Lebens- und Arzneimittellehre*. 1807. 386 S. 4 Bd. *Systematisches Handbuch der praktischen Heilkunde*. Nebst einer Einleitung von Burdach. 1809. VIII u. 456 S. gr. 8. (6 Thlr.)

Nach dem Titel vorliegender Schrift, der ein System der gesammten Heilkunde ankündigt, müssen wir unsere Kritik gleichfalls systematisch, ohne sonderliche Rücksicht auf getrennte Bände, zu ordnen suchen; aber da, nach unserer Einsicht, nicht alles, das den Namen eines Systems an der Stirne trägt, diesen verdient: so sehen wir uns genöthigt, die Sache, wie sie befunden wird, zu behandeln. Dieses ist der Grund, warum wir jeden rhapsodisch abgefassten und zum Ganzen verknüpften Theil erst als solchen einzeln durchgehen, und dann beym letzten unsere Kritik über ihre Gesammtheit fallen wollen. Indem nun der Vf. des sogenannten Systems, laut der Vorrede, Alles, was für die Medicin geleistet werden kann, vorzüglich auf die Praxis bezieht, erhebt er, ausser den neuen Entdeckungen der Chemiker und Physiker, den Einfluss der Erregungstheorie auf die Medicin, behauptend, dass sie durch Niemand so viele Vortheile, als durch Brown, erlangt habe. Er stellt dann die schwer erweisliche Behauptung auf, dass die Medicin durch den genannten Reformator zur Wissenschaft (!) geworden sey. Nach dem Plane, wie Hr. M. die brown'sche Theorie mit der Erfahrung übereinstimmend darstellt, zerfällt sie in die Physiologie, Pathologie, in die Lehre von den Nahrungsmitteln, in die Lehre von den Arzneimitteln, in die Diätetik, und endlich in die allgemeine und besondere Therapie: eine Eintheilung, worüber wir erst späterhin ein Mehreres zu sagen Gelegenheit finden werden.

Was den ersten *physiologischen* Theil anlangt: so schmeichelt sich der Vf. vor anderen über die Vortheile, welche die Erregungstheorie ihm gewähren soll, und hofft dann von den galvanischen Versuchen die Enträthselung der noch dunkel gebliebenen Natur der Reize. Schon in der Einleitung, wo von der

Eintheilung der Körper in lebendige und leblose gehandelt wird, steht die beschränkte Äußerung, dass man von dem Daseyn des Lebens überhaupt im Mineralreiche aus Mangel an Beobachtungen nichts bestimmen könne. Beruht denn unser Wissen bloß auf der äusseren und an die Erde gehefteten Beobachtung? Wie würde selbst ein Rückschritt von dem Lebendigen zum Todten Statt finden können, wenn hier eine ewige und wesentliche Kluft vorhanden wäre? Im ersten Abschnitte, von den zum Leben erforderlichen Kräften überschrieben, wird das Leben und die Erregung für gleichbedeutend erklärt, ohne dass dabey in Anschlag kommt, wie auf solche Weise die unorganische Natur von der organischen nicht unterschieden ist, indem man auch ersterer Erregbarkeit zueignen darf, weil sie ohne diese keiner Wechselwirkung fähig wäre. Auch ist dann der weiterhin aufgestellte Satz, dass die Erregbarkeit mit den Reizen im umgekehrten Verhältnisse stehe, falsch, weil er nur auf den einen Factor derselben, die Receptivität, mit Wahrheit sich beziehen lässt. Aus dieser sowohl, als vielen anderen Stellen ist es klar, dass nicht einmal der Begriff der Erregbarkeit richtig aufgefasst worden. Leicht begreiflich ist es daher, warum der noch viel zusammengesetztere Begriff des Lebens weit mehr missverstanden werden musste, und nach dem §. 2 ein blosses Causalverhältniss zwischen dem Leben und der Organisation, vergleichbar einer Maschine mit ihren bewegenden Kräften, angenommen werden konnte. Ferner soll es im gesunden Zustande Verrichtungen geben, welche mit der strikten Idee des Lebens sich nicht vereinigen lassen, und daher die Erregbarkeit höher seyn, als das Leben. Nach §. 4 wird behauptet, dass die Organe jedes lebenden Körpers aus Fibern bestehen. Aber worin liegt denn nun der Beweis von diesem so einfachen und beschränkten Urschema aller Gestaltung? Mit diesen unerwiesenen angenommenen Fibern will nun der Vf. nach ihrer Lage und Richtung die Gleichmässigkeit der Erregbarkeit erweisen. Eben so ungereimt ist dann die Behauptung, dass alle Reize gleich seyen, dass sie in den erregbaren Fibern Erregung hervorbringen, und die Erregbarkeit dieser Fibern verzehren. Indem ferner der Vf., von der Luft redend, dem Sauerstoffe allein reizende Kraft zueignet, und durch ihn die Erregbarkeit verzehren, wie auch durch denselben und den Wärmestoff alles dirigiren lässt: so verbindet er die chemische Theorie mit der Lehre von der Erregbarkeit, so dass das ganze Werk nach diesem doppelten Gesichtspuncte vorzüglich betrachtet werden muss.

Ggg

Da aber in der Natur kein Stoff ohne seinen Gegensatz denkbar ist: so halten wir die Annahme eines Wärmestoffes für ein Unding; wenn man nicht etwa auch einen Kältestoff annehmen will. Solche und ähnliche gemeinbrownsche Sätze, wie z. B. das Wärme stärker, Kälte schwächer, die in diesem Buche häufig vorkommen, übergehen wir hier. Auffallend seichte sind ferner solche Behauptungen, dass die Leidenschaften und Affecte nur gradweise verschieden seyen, Traurigkeit und Furcht, Schreck und Verzweiflung sich als geringe Grade von Freude und Hoffnung verhielten. Die auffallende Ähnlichkeit, welche der Vf. zwischen dem Galvanismus und der Erregbarkeit erkennt, und wesswegen er §. 18 die Frage hinwirft, ob sie nicht wohl eine und eben dieselbe Kraft seyen, hätte ihn doch auch aufmerksam machen sollen, die Erregbarkeit nicht bloß in den lebenden Körpern zu suchen. Im 2 Abschnitte, welcher den Ursprung, Entwicklung, Wachstum und Vervollkommenung des menschlichen Körpers zum Gegenstande hat, finden wir es unrichtig, wenn dem Keime ein beträchtlicher Grad von Erregbarkeit zugeschrieben wird. Auch können wir nicht zugeben, dass der männliche Same auf das *Ovulum* nur als Reiz wirken soll, welches der höheren Bildungskraft der Zeugung und auch deutlich aller Erfahrung widerspricht. Dass der Vf. einen sehr vagen Begriff von der Erregbarkeit hat, wird noch durch §. 22 bestätigt, wo er selbst gleichbedeutend mit der Reizbarkeit erklärt, da er sie doth vorher gewöhnlich mit der blossen Empfänglichkeit für äussere Eindrücke verwechselte. Zeugung, Geburt u. dgl. werden hier entweder bloß mechanisch, oder nach den oberflächlichen Begriffen der Erregungstheorie erklärt. — Im 2 Cap., wo von den Veränderungen nach der Geburt die Rede ist, wird das Athemholen als Folge der allgemeinen Einwirkung der Luft auf die Muskeln des Körpers, und zwar zunächst auf die Intercostralmuskeln erläutert. Wir geben dieses in so fern zu, als durch die allgemeine Einwirkung der Luft auch das Athmen von aussen begünstigt und angeregt wird; sind aber dabey gezwungen, die Wirkung auf die Respiationsorgane im engeren Sinne (denk im weiteren Sinne gehören auch die allgemeinen Bedeckungen dazu) als gleichzeitig anzunehmen. Dass in der Beschreibung des Wachstums vom Vf. angenommen wird, der Körper habe um so mehr Erregbarkeit, je näher er seinem Ursprunge sey, deutet theils auf einen Missverstand dieses Begriffs, theils auf die Unmöglichkeit, nach einer so einseitigen und karglichen Theorie die Mannichfaltigkeit der Naturerscheinungen erklären zu können. — Im 3 Abschnitte, der sich mit den unwillkürlichen Verrichtungen beschäftigt, ist die im Eingange angegebene Eintheilung der Verrichtungen in willkürliche und unwillkürliche durchaus nicht genau genug, indem der Mittelzustand übergangen wird. Daher musste auch die Classification der besondern Verrichtungen unvollkommen ausfallen, und es mag dieses ein allgemeiner Wink für diejenigen seyn, welche eine Physiologie

schreiben wollen, dass sie, statt sich mit einer ärmlichen logischen Classification zu begnügen und alles danach zusammenzutragen, lieber die geschichtliche Darstellung wählen, wozu aber etwas mehr, als bloß gemeine Kenntniss von der Natur, erfordert wird. Der Begriff, welchen der Vf. mit den Bestandtheilen des Bluts verbindet, wo er den Blutkuchen für vorzüglich animalisch im Gegensatz des Blutwassers hält, ist sehr unbestimmt, und man könnte in gewisser Rücksicht gerade das Gegentheil beweisen. Dasselbe gilt von demjenigen, was von dem Verhältnisse des Käse der Milch zu dem Molken an einer anderen Stelle gesagt wird. Bey der Erwähnung des Athmungsprocesses (§. 51) wird ferner behauptet, dass die Verbindung des Sauerstoffs mit dem Kohlenstoffe die Wärme erzeuge, und der Wärmestoff mit dem Kohlenstoffe in geradem Verhältnisse stehe. Diese Meinung halten wir für falsch, indem wir, keinen Wärmestoff anerkennend, ihn für ein blosses Product der Wechselwirkung der irdischen Metallität und des Sonnenlichts erklären, und wenn wir ja alles auf Stoffe zurückführen wolten: so müssen wir die Erzeugung der Wärme in der Wechselwirkung des Kohlenstoffs und Sauerstoffs aufsuchen. Bey der Untersuchung, worin die Verrichtungen der Milz und der Leber bestehen, wird die Frage aufgestellt, ob, wenn die Galle eine wirkliche Seife (?) ist, durch die Milz die alkalischen Theile aus dem Blute ausgezogen, und der Pfortader zugeführt würden. Hierauf müssen wir erwiedern, dass die Milz vorzüglich geeignet sey, kohlenstoffhaltige Theile der Pfortader zuzuführen, hingegen die übrigen Bestandtheile der Galle theils die Pfortader durch die übrigen Venen, theils vorzüglich die Leberarterie herbeyzuschaffen habe, welche letztere durch den Sauerstoff die Bildung der Galle am meisten zu vermitteln hat. Dass der Vf. aber nicht weiß, ob die Leberarterie zur Gallenbereitung beitrage, zeugt von seinen mangelhaften physiologischen Begriffen. Der Wechsel der körperlichen Bestandtheile ist nach §. 62 zu mechanisch angegeben, als dass eine solche Erklärung Beyfall finden könnte. Denn dass die Theile sich abreiben, dann auflösen, und so ausgeführt werden sollen, entspricht zwar der Thätigkeit einer Maschine, nicht aber der des lebendigen Organismus. Bey der Angabe des Ersatzes desjenigen, was verloren geht, wird der Umstand, dass mehrere Theile des menschlichen Körpers nicht ersetzt würden, so gedeutet, als wenn dieses dämliche, weil sie von der Erregbarkeit nicht erreicht werden könnten. Also, könnte man hierauf erwiedern, ist die Erregbarkeit unabhängig von den Organen, und verhält sich etwa wie das Wasser, welches eine Mühle treibt? Eben so ist die anderweitige Erklärung der Ernährung (§. 68), wonach sie durch den in dem Blute befindlichen Leim, welcher sich in die leeren Zwischenräume ergießen soll, geschieht, sowohl falsch, als des Lebens unwürdig. Auch ist es unrichtig, wenn man nach §. 68 die Urinbereitung als bloße Excretion begreifen soll. Sonderbar finden wir es ferner, wenn der Vf. aus teleologischen

Gründen die ähnliche Verrichtung der Haut und der Lungen bezweifelt, als wenn es zweckwidrig wäre, daß verschiedene Respirationsorgane im menschlichen Körper Statt fänden. — Der 4 Abschnitt, welcher die willkürlichen Verrichtungen in Untersuchung nimmt, enthält nichts Neues, und überdiess sehr beschränkte physiologische Kenntnisse. So sollen z. B. die Blutbehälter im Schädel nach §. 71 dazu dienen, um den Rückfluß des Blutes zu erleichtern und Verstopfungen zu verhüten; das Hirn soll wahrscheinlich aus Fibern bestehen; die Nerven alle einerley (!) seyn u. s. f. Doch wollen wir dem Vf. gerne die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er zuweilen die Wahrheit geahndet habe. Zum Beyspiele diene hier, daß er nach §. 81 glaubt, das Auge stelle die Bilder äußerer Gegenstände aufrecht dar, welches allerdings dem Leben des Auges im gesunden Zustande entspricht. Der nun folgende 5 Abschnitt, von den Geschlechtsverrichtungen, enthält das gewöhnliche Anatomische und Mechanische dieser Rubrik, und dabey einige nichtsagende Vermuthungen über die Ursache und den Grund der monatlichen Reinigung. Im 6 Abschnitte wird endlich vom Schlaf und natürlichen Tode gehandelt; aber sehr dürftig und auf den mangelhaften Begriff der Erregbarkeit bezogen. Dies ist der Schluss dieser unvollständigen Physiologie.

Die im zweyten Band behandelte *Pathologie* zeigt eben so deutlich, daß man nicht Ursache habe, sich über die Vortheile zu freuen, welche *Brown* durch seine Lehre dieser Wissenschaft geleistet. Nach einer einleitungsweise mit der Oberflächlichkeit der Erregungstheorie angegebenen Erörterung des Begriffs von Gesundheit und Krankheit, und der darauf gegründeten Physiologie und Pathologie, geht der Vf. in dem 1 Abschnitte zu einer allgemeinen Übersicht des krankhaften Zustandes über. Wie es bereits nach den einseitigen Principien zu erwarten war, ist hier die Krankheit, bezogen auf ihre Verrichtungen, nur durch das quantitative Verhältniß von der Gesundheit geschieden; eben so verhält es sich mit der Krankheitsanlage. Was hier unter Verrückungen begriffen wird, nämlich Fehler der Organisation, die keine Verrichtungen stören, sollte lieber Krankheitsanlage heißen; da hingegen die hier angenommene Krankheitsanlage genau genommen schon Krankheit ist. Denn ob eine Störung der Verrichtungen groß oder klein ist, hat nur auf den Grad der Krankheit Bezug, vermag also, wenn bloß in der Störung der Verrichtungen die Krankheit gegründet ist, diese nicht auszuschiessen. Daß das Leben, wie *Brown* ausgesprochen hat, und hier wiederholt wird, ein erzwungener Zustand sey, gilt nur von der Lebensäußerung, und auch hier nur bedingungsweise, in wiefern sie im Verhältniß mit äußern Einflüssen steht. Es soll ferner, wenn die Einwirkung äußerer Potenzen aufhört, der Tod erfolgen, welches wiederum sehr unbestimmt ist, indem auch bey einem Menschen, den wir als solchen für todt erkennen, die äußern Potenzen noch fortzuwirken vermögen, welches wir aus der Metamorphose des Leichnams ersehen. Die Eintheilung der Krankheiten in örtliche und allgemeine

geben wir zu; dagegen wir die sthenischen und asthenischen, als nirgends in der Natur gegründet, und bloß von einem einseitigen Typus hergenommen, verwerfen. — In 2 Abschnitte, welcher die Ätiologie begreift, stellt der Vf. den falschen Grundsatz auf, daß der lebendige Körper von dem todtten nur durch die Erregbarkeit unterschieden sey. Ferner behauptet er, die Erregbarkeit sey bloß Lebensfähigkeit, und Leben und Gesundheit würden nur durch äußere Kräfte hervorgebracht, wie auch unterhalten. Eben so irrig ist es, wenn die Krankheit in der Erregung, mithin in einem bloßen Producte und nicht vielmehr in dem Producirenden gesucht wird. Mit gleichem Rechte, wie wir die sthenische und asthenische Krankheit verwerfen, mißbilligen wir die sthenische und asthenische Anlage. Auch sehen wir nicht ein, warum jede örtliche Anlage asthenisch seyn soll: denn der besondere Organismus muß doch immer die Charaktere des Allgemeinen enthalten. Bald darauf wird gesagt, daß wahre örtliche sthenische Anlage nicht Statt finde, indem sie entweder in indirecte Asthenie übergehen müßte, oder zu den örtlichen Krankheiten zu zählen sey. Dann ist auch die Meinung zu verwerfen, daß äußere Ursachen hinreichen, um eine Krankheit hervorzu bringen, welcher Irrthum unkreitig auf den mangelhaften Begriff des Lebens, als eines erzwungenen Zustandes, sich gründet. Die Eintheilung der Schädlichkeiten in widernatürliche und natürliche ist, genau genommen, gleichfalls irrig. Indem nun zuerst die natürlichen Potenzen in Untersuchung genommen werden, behauptet der Vf., daß der große Druck der Luft auf die Oberfläche des Körpers deswegen unschädlich sey, weil er gleichmäßig Statt habe; welches Gleichmäßige aber selbst aus physikalischen Gründen widerlegt werden kann. Auch dürfte wohl selbst ein gleichmäßiger Druck von so außerordentlichem Gewicht, als die Luftmasse ist, widrig seyn, wenn er nicht durch die innere Luft des Körpers und durch die Lebenskraft der Organe bestimmt würde. Ferner ist es nicht genau bestimmt, ja in manchem Betracht sogar unrichtig, daß die Entstehung des Typhus, der intermittirenden Fieber, der Wasserfucht, durch den Mangel des Sauerstoffgases begründet sey: denn wäre dieses, so müßte das Sauerstoffgas auch zur Heilung derselben hinreichen. Daß der Mangel des Sauerstoffgases in der Atmosphäre keinen Einfluss auf die thierische Wärme habe, ist höchst unrichtig. Nicht minder verwerflich ist die Behauptung, daß die der Luft beygemischten Gasarten nicht sowohl durch ihre eigenthümliche Beschaffenheit, als vielmehr wegen des fehlenden Sauerstoffgases, nachtheilig wirkten. Wie falsch ist es überdiess, wenn gesagt wird, daß eine Säure bloß durch die Menge des Sauerstoffes schade!!! Daß allein der Sauerstoff sthenische Krankheiten hervorbringen könne, wird schon durch die spirituösen Getränke, so viel wir wissen, satßam widerlegt. Auch ist es nach unserem Dafürhalten aller Erfahrung widersprechend, daß ein Übergewicht der Wärme sthenische Krankheiten auch selbst der Lunge erzeuge; so daß sogar nach §. 20 eine verhältniß-

mässig zu große trockene Wärme im Winter dieselben hervorzubringen vermöge. Wider alle Consequenz ist es überdies, daß eine sogenannte indirecte Asthenie ohne vorhergehende Sthenie entstehen könne. Dann soll die im Körper erzeugte Wärme keine Krankheitsursache werden können. §. 22 äußert der Vf. darüber einen Zweifel, ob es wohl auch sthenische Augenkrankheiten geben könne. Bey den animalischen Speisen wird von ihm die Bemerkung gemacht, daß der größte Theil derselben schwerer zu verdauen sey, als die meisten vegetabilischen. Aber ist denn eine Substanz nicht um so leichter zu verdauen, je homogener sie dem menschlichen Körper ist? Von den Polarländern wird behauptet, daß sie durch den Genuß der Fleischspeisen den Reiz der Wärme und des Lichts ersetzen, welches durch die Pflanzenkost nicht so füglich geschehen könnte. Wie reimt sich dieses mit der frühern Behauptung, daß die Wärme mit dem Kohlenstoffe in geradem Verhältnisse stehe? §. 29 wird ganz unrichtig behauptet, daß nur die willkürlichen Verrichtungen Krankheitsursachen abgeben könnten, nicht aber die unwillkürlichen. Die Bestimmung des Giftes als alles desjenigen, was nicht unter die natürlichen Reize oder Schädlichkeiten gehört, und, dem thierischen Körper auf irgend eine Art beygebracht, entweder auf seine Organisation, oder auf seine Erregbarkeit einen schädlichen Einfluß äußert, ist viel zu weit, indem jede mechanische oder chemische Verletzung auf eine solche Weise als Gift angesehen werden müßte. Auch können wir überhaupt keine mechanischen Gifte anerkennen. Im §. 37, worin von der Wirkungsart aller Ursachen und ihren Folgen geredet wird, kommt die Behauptung vor, daß alle auf eine und die nämliche Art auf die Veränderung der Erregung, und zwar bloß gradweise, wirkten. Aber müßte dann nicht auch die Erzeugung jeder Krankheit als Product einer einzigen Substanz angesehen werden können, die mit verschiedener Intensität verstärkt oder vermindert würde? Bezogen auf die Materie nach ihrem absoluten Begriffe, hat der Vf. allerdings Recht; allein an diese möchte er wohl schwerlich gedacht haben, eben so wenig als wir dieses *Brown* zueignen können. Auch möchte wohl kein vernünftiger Arzt gegenwärtig noch glauben, daß jede Krankheit entweder durch Stär-

kung oder Schwächung geheilt würde, in dem Sinne nämlich, daß die ganze Ausübung der Medicin eine bloße Addition und Subtraction sey. — Im 3 Abschnitt, welcher die Nosologie enthält, können wir uns gleichfalls nicht mit dem Vf. vereinigen, wenn er §. 44 keinen wesentlichen Unterschied zwischen Entzündung und Krampf anerkennt, und in dieser Bedeutung doch die sthenische Entzündung der asthenischen und dem Krampfe entgegensetzt. Der Unterschied zwischen Pyrexien und Fiebern, wovon jene als Sthenien, diese als die heftigsten Asthenien aufgezählt werden, ist eine bloß willkürliche Annahme. Die örtlichen asthenischen Krankheiten werden §. 76 nicht, wie gewöhnlich, in 3, sondern in 7 Abtheilungen gebracht, indem der Vf. zu den von *Brown* schon aufgestellten die angeborenen organischen Fehler und die Folgen unserer Verletzungen hinzufügt. Auch in dieser Eintheilung läßt sich mit leichter Mühe zeigen, wie fehlerhaft und inconsequent die Erregungstheorie in ihren Behauptungen ist. So möchten wir, um ein Beispiel statt vieler anzuführen, fragen, ob wohl folgende Abtheilung aus der Natur genommen sey. §. 87 folgen ansteckende Materien, welche von außen dem Körper beygebracht, und in dem Körper vorbereitet werden, ohne Bezug auf Erregbarkeit zu haben. Diese Rubrik sagt ja offenbar, daß es Krankheiten ohne Leben geben könne. Wir möchten also wohl die Krätze, Flechte u. s. f. sehen, welche der Vf. unter eine solche Abtheilung bringen will. Die angeborenen Fehler aber, welche derselbe unter die örtlichen Krankheiten bringt, sind, wie aus seiner eigenen Angabe erweisbar ist, keine wahren Krankheiten, sondern sie haben mit den Temperamenten gleiche Bedeutung. Die leichtere Heilbarkeit der Quotidian- und Tertian-Fieber vor den Quartanfiebern wird daher geleitet (§. 103), daß, wie bey letzteren eine gelindere Ursache vorangehe, die Schwäche weniger groß, folglich die Erregbarkeit weniger angesammelt sey, als bey den vorhergehenden u. s. f. Wir aber behaupten, daß das Quartanfieber mehr in dem lymphatischen Systeme, das Quotidian- und Tertian-Fieber mehr in den Digestionsorganen hafte, und ersteres nach der Qualität die Organe überwiegend für chronisch, letztere hingegen eher für acut zu halten seyen.

(Der Beschluss folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Katechismus oder leichtfasslicher Unterricht für Kinderwärterinnen*. Auch allen guten Altern gewidmet, denen daran gelegen ist, nicht nur gesunde, sondern auch gutgeartete Kinder um sich zu haben. Von *Erhard Mongold*, Kaplan der Pfarrey Haug zu Würzburg. 1809. 152 S. 8. (8 Gr.) Wer die Wichtigkeit des Berufs einer Kinderwärterin beherzigt, wird gewiß dem schon durch seinen *Katechismus für Krankwärterinnen* rühmlich bekannten Vf. für diese nützliche Schrift danken, und mit Vergnügen zur baldigen Verbreitung derselben in mehreren Gegenden das Seinige beytragen. Sollte auch Manchen die Einkleidung in Fragen und Antworten nicht gefallen: so muß man doch gestehen, daß der Vf. die Fragen nicht zu sehr gehäuft, und daß er das Wissenswürdigste aus der Lehre von der physischen und moralischen Erziehung der Kinder mit Ordnung und Deutlichkeit vorgetragen, hat. Wenige Punkte sind es, welche Rec. hier vermiste. In dem Abschnitte

vom Schlafe wären folgende Warnungen am rechten Orte gewesen. Kinderwärterinnen dürfen den Schlaf der Kinder nicht durch Berührung der Geschlechtsheile zu erregen suchen. Die Kinder müssen sogleich bey dem Erwachen aus dem Bette genommen werden; haben sie aber ihr Bette verlassen: so dürfen sie nicht noch eine Zeitlang, wie es leider oft geschieht, in das Bette der Altern oder der Kinderwärterin gelegt werden. S. 59 hätte von der schädlichen Gewohnheit der Kinderwärterinnen, Kinder, unter beide Achseln fassend, in die Höhe zu heben, und sie dann wieder auf ihre noch schwachen Füße schnell fallen zu lassen; etwas gesagt werden sollen. Wenn der Vf. S. 8 sagt: „eine Kinderwärterin erlaube sich nie, ein Kind zu schlagen, wozu nur einzig die Altern das Recht haben,“ und dann S. 97: „sollten die Kinder Jemanden im Ernste schlagen: dann muß sie sogleich Wiedervergeltung an ihnen ausüben:“ so weiß bey einem solchen Widerspruch eine Kinderwärterin nicht, wie sie sich zu verhalten habe.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 M Ä R Z , 1 8 1 0 .

M E D I C I N .

LEIPZIG, b. Hinrichs: *System der gesammten Heilkunde nach der Erregungstheorie* von Dr. J. H. Müller u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Eben so nichtig, wie die vorhergehende Erklärung aus der Beschaffenheit der Erregbarkeit in genannten Fieberformen, ist die, welche den Typus der intermittirenden Fieber betrifft, nach welcher bloß die Quantität zurückgehaltener Wärme ihn bewirken soll. Eher möchte der Einfluss der Sonne und des Mondes in ihrer Wechselwirkung mit der Erde in Übereinstimmung mit der nächsten Ursache mehr Licht gewähren, welches näher zu erläutern, hier der Ort nicht ist. Dafs, wie §. 103 ausagt, die Krisis gar nichts von dem Krankheitsstoff auszuleeren vermöge, ist eine Behauptung, welche sich schwerlich beweisen läßt. Der Vf. scheint dies auch selbst gefühlt zu haben, indem er im folgenden § behauptet, dafs der Ansteckungsstoff, der in die Säftemasse aufgenommen worden sey, und während der Krankheit mit den Säften circulirte habe, oft durch Schweiß und Urin ausgeleeret werde; womit er also offenbar sich selbst widerspricht. Auch sehen wir nicht ein, warum die Periode der Rohigkeit und Kochung nach §. 107 ganz verworfen werden soll, indem wir mit mehrerem Rechte hier der besonderen Vorstellungsweise der Alten, welche die Natur, so gut sie konnten, zu deuten suchten, folgen, als der oberflächlichen Richtigkeit der Brownianer. Eben so ist die Verwerfung einer Eintheilung der Krankheiten nach ihrem Sitz ein grosser Fehler, und vorzüglich nachtheilig für die Praxis. — Im 4 Abschnitte wird die Symptomatologie abgehandelt. Hier bezweifelt der Vf. (§. 122), dafs ein sthenischer und asthenischer Zustand nach Verschiedenartigkeit der Gefässe in Einem Theile des Körpers Statt finden könne. Aber können denn nicht zu gleicher Zeit sthenische und asthenische Einflüsse auf den Körper wirksam seyn, und kann nicht ein und ebenderelbe Einfluss nach seiner Qualität auf ein Organ potenzirend, und auf das andere depotenzirend wirken? Wir bejahen dieses. Im §. 123 bezweifelt der Vf. die Verknöcherung und Verknorpelung der Gefässe, welches eben keine genaue Bekanntschaft mit der pathologischen Anatomie verräth. Im §. 131 finden wir die wahre Beschaffenheit des Pulses unrichtig angegeben, indem z. B. ein schneller und häufiger Puls u. f. f. für einerley erklärt werden. Die Erklärung des Schluckens §. 139, nach welcher es eine durch Krampf unterbrochene geräuschvolle Respiration seyn, und auf den convulsivischen Bewegungen des Zwerchfelles beruhen soll, ist sehr unbestimmt, indem hier die Affection des Pharynx ausser Acht gelassen ist. Auch haben wir die im §. 152 gegebene Erklärung des Erbrechens, bezogen auf dessen Ursprung, zu tadeln, da selbiges von verdorbenen Stoffen herrühren soll, die im Magen dergestalt überhand genommen haben, dafs sie denselben sehr ausdehnen und heftig reizen; denn bekanntlich kann das Erbrechen noch durch viele andere Ursachen bewirkt werden, ohne dafs gerade diese Bedingungen da sind. Dabey ist die hier angegebene Bemerkung, der untere Magenmund sey erregbarer, als der obere, unrichtig. Der Vf. will ferner, der Tod solle nur als Folge directer und indirecter Schwäche, nicht aber der Sthenie angesehen werden. — 5 Abschnitt. Semiotik. Die Zeichen, welche in diesem Abschnitte aus dem Pulse genommen werden, sind zum Theil unrichtig, zum Theil nicht sorgfältig genug angegeben, und auf die entsprechenden Zustände bezogen worden. So soll z. B. ein kleiner, schneller und harter Puls ein Zeichen eines krampfhaften oder convulsivischen Zustandes seyn; da er doch mit dieser Bestimmung auch eben so gut entzündlich seyn kann, vorzüglich bey Entzündungen der Eingeweide des Unterleibes. Wenn aber der Puls neben dem obigen Charakter zugleich unregelmässig, oder aussetzend gefunden würde: so könnte er mehr auf allgemeine Weise auf einen krampfhaften oder convulsivischen Zustand bezogen werden. Auch müssen wir durchaus leugnen, dafs, wie weiterhin gesagt wird, das Herzklopfen immer ein Zeichen directer Schwäche sey; dieses ist eben so wenig gegründet, als wir die Krämpfe immer für asthenischer Art halten dürfen. Wie wenig überhaupt die Zeichen nach dem gemeinen Brownianismus dem Arzte wichtig sind, indem sie zu allgemein ohne genaue Beziehung auf die besondere Qualität der Krankheit anerkannt werden, läßt sich in dieser Schrift oft auf das bestimmteste darthun. So sagt der Vf. z. B. §. 207, ein stinkender, klebrichter Schweiß sey ein schlimmes Zeichen, weil er grosse Verdorbenheit der Säfte und eine sehr gefunkene Erregung anzeige. Aber welche Bedeutung erhält denn ein solcher Schweiß, wenn er kritisch ist, wie dieses in der Arthritis nicht selten der Fall seyn möchte? Auch wissen wir nicht, ob der Vf. selbst nach den Principien seiner Theorie ganz Recht hat, wenn er §. 209 behauptet, dafs ein zäher, weißer, dicker, geruch-

H h h

und geschmackloser Schleim nach der Peripneumonie bey langer Dauer den Übergang der sthenischen Krankheit in indirecte Schwäche andeute. Und was helfen uns so unbestimmte Zeichen, als wenn §. 218 gesagt wird, Pervigilium sey ein gewöhnlicher, und wenig gefährlicher Zufall, wenn er nicht gar zu lange dauert; er zeige sthenische Beschaffenheit, oder den Zustand directer Schwäche an. — Der 6 Abschnitt enthält eine Übersicht der besonderen Krankheiten. Die Krankheitsformen sind hier, nach der gewöhnlichen Eintheilung der Erregungstheoretiker, in sthenische, asthenische und örtliche classificirt, und die besonderen Formen derselben unter sie aufgenommen. Wir erinnern hier wiederum beyläufig, theils daß manchmal die Folgerung nicht genau beobachtet worden ist, theils daß die Subsumtion unter die Asthenie und Sthenie oft eben so viel Unbestimmtheit verurtheilt, als überhaupt ein solches Eintheilungsglied nothwendig mit sich führen muß, so oft es auf Naturgegenstände bezogen wird. Im §. 236 heist es nämlich: die Beschaffenheit oder der Zustand der Erregung, welcher eine Entzündung oder einen Ausschlag begleite, nenne man Pyrexie; Entzündung und Pyrexie zusammen Phlegmasie. Im §. 239 aber wird behauptet, daß nicht in allen Phlegmasien eine eigentliche Entzündung Statt finde; es sey nur bey einigen ein entzündungsartiger Zustand, wobey die Erregung eben so stark gefunden werde, als sie sonst bey Entzündungen zu seyn pflege, ohne eine begrenzte Entzündung zu bilden, aber doch sey dabey immer ein besonderes Leiden eines Theiles vorhanden. Dann werden die Phrenitis, der Rheumatismus und Katarrh als Belege genommen. Ein genauer und sorgfältiger Pathologe möchte gegen dieses Raisonnement des Vfs. wohl Vieles zu erinnern haben, was wir, um Weidlichkeit zu vermeiden, jetzt übergehen wollen.

Über den Gehalt der zwey letzten Bände können wir uns nicht nur kürzer fassen, sondern auch die Beurtheilung beider mit einander verbinden, wozu uns noch die untrennbare Verwandtschaft der in ihnen abgehandelten Kenntnisse auffodern. Die Eintheilung des dritten Bandes ist ebenfalls keinesweges systematisch, indem die Arzneimitteln durchaus nicht nach ihrer inneren Verwandtschaft geordnet sich vorfinden. Im 1. Abschnitte geht der Vf. von den äußeren Lebensmitteln zu den Nahrungsmitteln über, welche letztere er dann nach den Speisen und Getränken behandelt. Allein bey den animalischen Speisen anfangend, gehet er von den Säugthieren zu den Würmern herab, und bey den Vegetabilien steigt er von den Kräutern und Wurzeln, und noch dazu ohne alle Ordnung, aufwärts zu den Gewürzen. Die Arzneimitteln ferner werden, nach dem 2. Abschnitte, in die oberflächliche Abtheilung von flüchtig und anhaltend reizenden, gelind reizenden und nährenden gebracht, und endlich die schwächenden Mittel nach ihrem praktischen Gebrauch betitelt hinzugefügt. Hiebey wird gar keine Ordnung beobachtet, welche einen mit der Natur vertrauten Arzt verrathen könnte. Von

den Vegetabilien geht der Vf. zu den chemischen Präparaten, von diesen zu den animalischen Theilen, und dann auf einmal zu den Mineralwassern über.

Der ganze dritte Band enthält überdies wenig Neues, viel Unrichtigkeit der Begriffe, und verräth nicht selten Mangel an praktischen Kenntnissen. Hier nur Einiges zum Beweise unserer Behauptungen! In der Einleitung wird gesagt, daß Leben, Gesundheit, Krankheit und Tod keine selbstständigen Zustände seyen, sondern durch äußere Einflüsse hervorgebracht würden, und demnach diejenigen Mittel, wodurch der natürliche Zustand erhalten, oder der widernatürliche verbessert werde, die diätetischen und Arzneimittel begreifen. Ist diese Meinung gegründet: so fragen wir wiederum, wesswegen Leben und Gesundheit nicht durch diätetische Mittel erzeugt, sondern bloß erhalten werden könne. Auch soll es nur positiv reizende, und keine negativ reizenden Mittel geben, als wenn in der Natur etwas schlechthin Positives in einzelnen Substanzen, als solchen, angenommen werden dürfte! Wo von der atmosphärischen Luft die Rede ist, wird dem Stickgase keine Wirksamkeit zugeschrieben. Gibt es denn einen Stoff in der Natur, der schlechthin ohne Wirkungskraft existirt? Zur Verbesserung der atmosphärischen Luft wird bloß die Salzsaure vorgeschlagen, da es doch Fälle giebt, wo die Essigsaure empfehlungswerther ist. Sonderbar ist es, daß die Wärme eine feinere Materie als das Licht seyn soll, wogegen ja selbst alle physikalischen Experimente sprechen. Dann wird die Frage aufgestellt, ob denn nicht etwa die Sonne ein kohlenstoffartiger Körper sey, der eine nöthige Quantität von Sauerstoff enthielte, um in beständiger Erhitzung und Erleuchtung zu bleiben. Wir geben zwar dem Vf. Recht, daß er die Bäder mit unter die diätetischen Mittel zählt; allein einen wichtigeren Theil der Diätetik, die heilsame Einrichtung der Wohnungen, scheint er übersehen zu haben. Die Ungesundheit des Schweinefleisches wird auf das starke Salzen bezogen, da das Salz doch vielmehr jene Eigenschaft verbessert, und da gerade umgekehrt ohne Salz jenes Fleisch seine schädliche Natur, welche in dergleichen Qualität des Thieres beruhet, am meisten offenbart. Aus einem gleichen Grunde läßt es sich erklären, warum Eichelmaftung das Schweinefleisch gesünder macht. Unrichtig ist es, wenn §. 12 behauptet wird, daß die Fische sowohl sämlich in der Nahrhaftigkeit übereinstimmen, als auch überhaupt wenig nahrhaft seyen. Eben so unrichtig ist es, wenn sie im Allgemeinen für unverdaulich gehalten werden, und bezogen auf die Vegetabilien, ist es durchaus falsch, eine solche Regel aufzustellen. Daß die *Lacerta agilis* unter den Nahrungsmitteln aufgeführt wird, ist zweckwidrig, so wie auch die *Tesudo Mydas* in ein Handbuch von beschränktem Umfange, wie gegenwärtiges ist, nicht gehört. — Im 2. Abschnitte wird behauptet, daß man von den flüchtig reizenden Mitteln zu den permanent reizenden übergehen müsse: eine Regel, welche nicht durchaus gültig ist. Opium soll das flüchtigste aller Reizmittel seyn.

das *Ol. Menth. piperit.* den Moschus vertreten können, die Weidenrinde der Chinarinde gleich zu achten seyn u. s. f. Welcher erfahrene Arzt wird hiemit einstimmen! Dann wird auch das *Extr. Aloes aquos.* verworfen, und überdies das *Elix. acid. Hall.* für veraltet erklärt. Auch ist die Dosis nicht selten unrichtig. So soll z. B. die Aloe in Substanz zum Laxiren zu einem halben bis ganzen Scrupel gegeben werden müssen. Bey den äusseren Mitteln wird endlich behauptet, daß die Schröpfköpfe in sthenischen Krankheiten wegen des örtlichen Reizes schädlich seyen. Und so liesse sich leicht noch mehreres Tadelhafte angeben.

Der vierte Band zerfällt in zwey Hauptabtheilungen, wovon die erste die *Diätetik*, und die zweyte die *praktische Heilkunde* befaßt. In letzterem werden ferner die Krankheiten in zwey Ordnungen vertheilt, in die allgemeinen und in die örtlichen. Die erste Ordnung zerfällt nun in zwey Abtheilungen, in die Classe der sthenischen und asthenischen Krankheiten, wovon die erste vier Gattungen, letztere zwölf als Unterabtheilungen enthält. Die zweyte Ordnung begreift bloß sechs Gattungen unter sich. Wir erinnern hier nur beyläufig, daß, so wie diese Eintheilungsweise von dem künstlichen System des *Linne* hergenommen ist, sie auch alle Nachteile desselben mit sich führe, die daraus hervorgehen, daß ein solches System der Natur nicht gemäß ist. Dieses hat für den Arzt um so schlimmere Folgen, je mehr das Verdienst desselben darin bestehet, stets mit der Natur vertraut zu seyn, und sie auf keine Weise gewaltsam zu verschrauben.

Die Diätetik ist kurz abgehandelt, und enthält die gewöhnlichen Regeln derselben im Allgemeinen gut vorgetragen. Nur können wir einige Vorschläge des Vfs. nicht ganz billigen. Z. B. daß dem Säuglinge gleich nach dem Verlauf einiger Tage schon eine festere Nahrung, und zwar feines Mehl mit Milch abgekocht gegeben werden solle. Wir würden lieber geriebenen Zwieback oder Kruken Weißbrod mit Milch als allgemeines Nahrungsmittel empfehlen. Ferner ist uns die Behauptung des Vfs. nicht einleuchtend, daß Leute, welche eine sitzende Lebensart führen, keine geistigen Getränke genießen sollen. Wir behaupten vielmehr, daß solche am allerersten derselben bedürfen, da hingegen der Landmann, weil er schon durch seine viele Bewegung alle Theile des Körpers in Erregung setzt, am wenigsten der geistigen Getränke bedarf. — In der Lehre von der praktischen Heilkunde behauptet der Vf. §. 8, der sthenische Rothlauf werde vorzüglich durch grobe Wärme und starke Bewegung hervorgerufen. Wir möchten umgekehrt behaupten, daß er dann leicht entstehe, wenn bey starker Strömung des Bluts nach der Haut doch sehr kalte und feuchte Luft die Ausdünstung unterdrückt wird. Ferner soll (§. 9) der Rheumatismus einen entzündungsartigen Zustand der Gelenke enthalten, und gleichfalls grobe und zu schnell einsetzende Wärme, wie auch zu heftige Bewegung, Veranlassung dazu geben. Nach unserem Dafürhalten

hat diese Krankheit in den Muskeln ihren entsprechenden Sitz, und kalte Witterung bey Mangel an Bewegung veranlaßt sie noch eher, als Wärme. Nach §. 24 sollen die Würmer eine Ursache von Krankheiten seyn, woran wir sehr zweifeln. Von den Krankheiten der Ausleerung wird §. 32 gesagt, daß sowohl die unterdrückten und zu sparsamen, als die zu häufigen und zu starken, einen gleichen Heilplan erforderten, und auf gleiche Art gehoben würden, weil gleiche Ursachen sie hervorbrächten und unterhielten (!). Opium soll eins der besten Mittel seyn, um Verstopfungen zu heben. Dieses möchte wohl schwerlich von einem erfahrenen Arzte zugegeben werden, es sey denn, daß Krämpfe in einem besondern Falle Verstopfungen veranlassten. Ferner soll Opium und das doversche Pulver in den intermittirenden Fiebern am wirksamsten seyn, und sie am schnellsten heben. Auch dieses möchte sich durch die Erfahrung schwerlich bestätigen, so wie die Theorie dieser Behauptung offenbar widerspricht. In §. 46 wird gesagt, daß der Keichhusten Erwachsene nicht befaße, wie auch in einer sthenischen Beschaffenheit sich nie einstelle. Wir müssen aber aus eigener Erfahrung angeben, daß diese Regel Ausnahmen erleidet. Nach §. 55 soll keine Ansammlung des Wassers zwischen den Lungen und dem Rippenfelle; sondern nur in der zelligen Substanz der Lungen Statt finden, welche Meinung jedoch in dem folgenden §. zurückgenommen wird. In §. 74 verwirft der Vf. die Eintheilung in *Apoplexia sanguinea, serosa* und *nervosa* aus dem Grunde, weil es eine Lähmung des Gehirns sey. Aber kann denn das Gehirn, wegen der zusammengefügten Beschaffenheit seiner Organisation, nicht auf verschiedene Weise gelähmt werden? Das Aderlassen wird in dieser Krankheit ganz verworfen, und behauptet, daß sie immer von Erschöpfung der Erregbarkeit zeuge. Beides ist unrichtig, und bezeichnet nicht den erfahrenen Arzt. Auch ist es nicht durchaus richtig, daß bey der Hypochondrie ein falsch gestimmtes Empfindungs- und Vorstellungsvermögen die Krankheit charakterisire, die Zufälle im Unterleibe nur secundär seyen. Bey der *Angina typhosa* will der Vf. erst das örtliche Übel so weit beseitigen, bis innerliche Mittel gebraucht werden können. Wehe aber oft dem Kranken, wenn er warten soll, bis dieses Ingestionsorgan der Arzneimitteln geöffnet ist! Der Magen soll (§. 97) außer der Lunge das einzige (!) Eingeweide seyn, welches einer dynamischen Entzündung ausgesetzt ist. §. 104 wird gesagt, das neue Fleisch in Wunden sey nicht organisch, weil kein organischer Theil wiedererzeugt werde. Kann denn ein unorganischer Theil wachsen? Nach §. 122 wird die Meinung geäußert, die Erzeugung der Harnsteine sey dem Mangel an Phosphorsäure und dem Überflusse an Schleim zuzuschreiben, welches sich nicht ganz richtig verhält. Was aber §. 134 gesagt wird, daß der Eiter aus Blut und Fett bereitet werde, hat Vieles für sich. Von der *Crusta lactea*, *Favus* und *Achores* heist es, daß sie aus einem Überflusse des Nahrungsstoffes ihren Ursprung entlehnten, und daher

mit Laxirmitteln zu behandeln wären. Dieses ist nicht durchaus richtig. Zufriedener sind wir mit einer Behauptung des Vfs. (S. 158), nach welcher die ächten Pocken aus einer Ausartung der Kuhpocken entstanden seyn sollen.

Wir schliessen hiemit unsere Kritik. Wir hätten in wenig Worten können, das dieses Werk den Namen eines Systems nicht verdiene, wenn man den Begriff desselben streng behaupten will. Wir hätten ferner kurz zeigen können, das die Erregungstheorie, mag sie auch in einem Gewande vorkommen, in welchem sie nur immer will, der Medicin, sowohl

nach ihrer theoretischen, als nach ihrer praktischen Seite, nicht viel Vortheile gewähre. Aber weil die Kritik nicht nur Richterin, sondern auch Lehrerin seyn soll: so haben wir uns auch über das Einzelne verbreitet. Wir glauben daher, das der Vf. da am meisten durch seine Schrift nütze, wo er von der Erregungstheorie sich mehr entfernend, auf die Natur Rücksicht nimmt. Wir bemerken übrigens, das die Sprache in dem Werke nicht ganz rein ist, und das sich ausnehmend viele Druckfehler eingeschlichen haben.

v * n.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Tübingen, b. Heerbrandt: *Über ärztliche Untersuchung des Gemüthszustandes.* Enthaltend 1) ein ärztliches Parere über den Gemüthszustand eines in Canstein 1808 enthaupteten Mörders, nebst Bemerkungen über dasselbe. 2) Erörterung der Frage: Ob und wiefern es Sache des gerichtlichen Arztes sey, über zweifelhaften Gemüthszustand zu erkennen, von D. Emanuel Gottlieb Elvert, königl. württembergischem Hofmedicus u. s. w. Anhang. Beobachtungen, welche an dem Kopfe und Rumpfe des Enthaupteten unmittelbar nach der Enthauptung gemacht worden, mitgetheilt von Hn. Hofmedicus D. Klein in Stuttgart. 1810. 79 S. 8. (6 Gr.)

Diese Schrift enthält dreyerley: 1) ein ärztliches Gutachten über den Gemüthszustand eines Mörders, und die Erzählung des ganzen Vorfalles. Ein, mit einem Klumpfuß behafteter Mensch, dessen Vater sich erkennt hatte, ermordete einen Mehlhändler, welcher ihn seinem Stiefvater als einen Dieb verrathen hatte. Da der Verbrecher beym Verhör aus sagte, er habe diesen Mord aus Lebensüberdruß begangen: so erhielt der Vf. den Auftrag mit noch einem anderen Arzte, den Gemüthszustand des Inquisiten zu untersuchen, und sein Gutachten darüber zu geben, welches dahin ausfiel: das keine hinlängliche Anzeige einer melancholischen Gemüthsstimmung des Verbrechers vorhanden sey. Ob nun gleich nicht zu leugnen ist, das das Gutachten acutenmäßig abgefaßt worden: so scheint es doch, wenn man alles genau erwägt, und besonders das, was der Vf. erst nach Abfassung des Gutachtens erfuhr, wahrscheinlich zu seyn, das Inquisit in einem Gemüthszustande war, welcher die vollkommene Freyheit der Vernunft beym Handeln beschränkte. Merkwürdig ist es, das der Mördersinn nach Gall sehr entwickelt war. — 2) Erörterung der Frage: Ob und wiefern es Sache des gerichtlichen Wundarztes sey, über zweifelhaften Gemüthszustand zu erkennen. In der Beantwortung dieser Frage giebt der Vf. erst die Gründe der Rechtsgelehrten und Arzte an, und entscheidet dann gegen sie, indem er festsetzt, das der gerichtliche Arzt nur in solchen Fällen sein Gutachten geben könne, wo aus Krankheit und Anomalie des Körpers auf den Zustand des Gemüths geschlossen werden könne; alle übrigen Fälle seyen der philosophischen Facultät zu überlassen, die allein über rein psychische und moralische Fälle entscheiden könne. — Allein 1) kann gar kein rein psychischer oder moralischer Fall vorkommen. Denn wäre er auch an sich möglich: so könnte er doch kein Gegenstand der Wahrnehmung, der Untersuchung und Entscheidung seyn,

da der Mensch immer als gemischtes Wesen, immer in Verbindung mit seinem physischen Ich handelt, nie als ein rein geistiges Ich; alles, was er thut, ist mithin empirisch, nicht rein. Ferner 2) die philosophische Facultät, in wiefern sie Logik und Metaphysik vorträgt, beschäftigt sich bloß mit den reinen Geistesvermögen und ihren Verhältnissen, und dem Seyn der Dinge a priori; in wiefern sie aber Moral vorträgt, könnte sie bloß entscheiden, ob eine gegebene Handlung mit dem Sittengesetz übereinstimme. Davon kann aber hier die Rede nicht seyn, sondern die Frage ist die: Ist eine gewisse Handlung von einem Menschen verrichtet worden, der an Körper und Geist gesund war im Momente, wo er die Handlung beging, der mithin frey war? Der Geist kommt hier so gut in Betracht, als der Körper, und dieser so gut als jener. Denn wir müssen hier den Menschen als ein Ganzes betrachten, da die Gesundheit des einen Theils immer mehr oder weniger von der Gesundheit des anderen abhängt, und wir überhaupt den einen Theil ohne den anderen gar nicht als handelnd wahrnehmen können. Da nun die Gesundheit des Geistes und ihre Wiederherstellung eben so gut ein Gegenstand der Heilkunde ist, als die Gesundheit des Körpers: so kann und muß folglich auch die Frage, ob eine gegebene Handlung von einem an Geist und Körper gefunden, d. h. von zwingenden Einflüssen, die von Anomalieen seines Ichs herrühren, freyen Wesen verrichtet worden sey, von Niemanden anders als von dem Arzte entschieden werden. Ob jeder Arzt die hiezu erforderlichen Kenntnisse habe, kann hier gar nicht in Erwähnung kommen; genug er soll sie haben, eben so wie ein Phykus zugleich die nöthigen hebrätschen Kenntnisse haben muß. Die Wissenschaft, welche sich besonders damit beschäftigt, die Erscheinungen am Menschen, als einem gemischten Wesen, zu beobachten und zu untersuchen, ist die Anthropologie, eine Wissenschaft, die leider noch in ihrer Kindheit ist, und von Niemand anders als von philosophischen Ärzten cultivirt und erweitert werden kann. 3) Eine kurze Erzählung der Beobachtungen des D. Klein am Kopfe und Rumpfe des Enthaupteten. Der Kopf behielt die Augen, ob sie gleich gegen die Sonne gerichtet waren, noch 1 bis 2 Minuten offen, und die ganze Miene blieb dieselbe, nur das sich die Augen sanft verzugneten, bis der Nachrichter ihn auf die Erde warf; folglich erfolgten krampfhaftes Zusammenziehungen, die bald vorüber waren. Es war keine Spur von fortwährendem Bewußtseyn zu entdecken. Versuche wurden nicht gemacht.

H. H. H.

NEUE AUFLAGEN.

Augsburg, b. Stage: *Der triester Correspondent.* Eine Samml. kaufmännischer Briefe zum Unterrichte für junge Leute, welche sich der Handlung widmen wollen. A. d. Franz. überf. v. D. J. F. Müller. Mit einer gründlichen Abhandlung über die Wechselgeschäfte. 2te neu durchgesehene Aufl. Ohne Jahrzahl. X u. 172 S. 8. (16 Gr.)

Leipzig, b. Barth: *Anacreontis et Sapphus Carmina.* Graece edidit notisque illustravit perpetuis ex optimis interpreti-

bus, quibus et suas adjecit *Fredericus Gottlob Born.* In ulum scholasticum. Editio altera emendatio et auctior. 1809. LXII und 224 S. 8. (14 Gr.)

Augsburg, b. Stage: Des berühmten Herrn *Francesco Marconi* neu verbessertes und aus dem Italiänischen überseztes *Trambüchlein*, in welchem man auf verschiedene Art sein Glück in der Lotterie finden kann. M. 360 K. 8te verbeß. Aufl. Ohne Jahrzahl. 16 S. 8. (5 Gr.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 7 M Ä R Z 1810.

PHILOSOPHIE.

WIEN, b. Degen: *Principes metaphysiques des Êtres et des connoissances* par l'Abbé Mann. 1807. XXXII u. 368 S. 4. (3 Thlr. 8 gr.)

Das Werk, das wir hier anzeigen, hat einen hohen Zweck, und wenn es denselben erreicht hätte, würde es die wichtigste wissenschaftliche Ausbeute und ein unsterbliches Denkmal des Ruhms für den Vf. seyn. Er wollte nichts Geringeres unternehmen, als ein vollständiges System der metaphysischen Lehren, aus unmittelbaren gewissen Principien, welches an Evidenz einer mathematischen Theorie nicht nachstehen soll; er wollte bis auf den Ursprung und die ersten Anfänge unserer Erkenntnisse aufsteigen, die Natur, die Gewissheit und die Grenzen derselben bestimmen, und vermittelt evidenter Principe und Axiome, die nichts weiter voraussetzen, die man nicht streitig machen könne, ohne in die größte Ungereintheit zu gerathen, die Folgesätze mit der strengsten Schärfe so weit verfolgen, als die mathematische Evidenz reicht, dadurch die höchsten Grundsätze aller Wissenschaften aufstellen, und die Idee einer ersten Philosophie, wie sie *Baco, Cartes, Locke, Newton* und *Leibnitz* entwickelten, ohne sie auszuführen, und *Wolff*, wenn er nicht die nur in der *leibnitzischen* Philosophie geltenden, außer derselben aber mit Recht bestrittenen Principe angenommen hätte, wirklich ausgeführt haben würde, realisiren. Es dürfte zwar scheinen, als sey es eine Verwegenheit, ein solches Werk begonnen zu haben. Allein der Vf. hat seit seiner Jugend eine natürliche Neigung für solche wissenschaftliche Untersuchungen gehabt; er fing schon 1770 dieses Werk an, vollendete es in vier Jahren, feilte, besserte und revidirte an demselben unablässig bis 1800. Ein mehr als dreißigjähriger Aufwand von anhaltendem Fleiß, ein rühmliches Interesse für die Wissenschaft, eine lobenswürdige Achtung für Wahrheit, erwecken allerdings Zutrauen zu dem Vf., aber nie Zutrauen zu dem Gelingen des Unternehmens; wenn wir weiter in der Vorrede S. VI lesen, daß er in der strengen Befolgung der mathematischen Methode geglaubt hat, die Philosophie auf denselben Grad der Gewissheit zu erheben, als die Mathematik besitzt, ohne zu ahnden, daß beide Wissenschaften wesentlich von einander verschieden sind, und wenn er diejenigen, welche die mathematische Methode auf die Mathematik einschränken, eines Mangels an aufrichtiger Liebe der Wahrheit beschuldigt. „*Ceux qui veulent restreindre aux Mathématiques l'usage des Définitions distinctes et inva-*

S. A. L. Z. 1810. Erster Band.

riablement soutenues des Termes, des Axiomes clairs et évidens des Démonstrations rigoureuses et des Corollaires qui s'en deduisent, font voir qu'ils ne cherchent point sincèrement la vérité, ou que (pour des raisons qui leur sont connues) ils ne veulent pas suivre le chemin qui y mène le plus directement.“ An dem Suchen und am Willen, die Wahrheit zu entdecken, hat es diesen so wenig gefehlt, als denen, welche, wie der Vf., alles Heil in der Philosophie von der Anwendung der äußern mathematischen Methode erwarteten. Der Unterschied ist nur der, daß die letzteren, trotz aller Definitionen, Axiome und Demonstrationen, doch, keine sichere Entdeckung auf dem Gebiete der Speculation machen konnten, die nicht von Anderen bezweifelt und bestritten worden wäre, die ersteren aber mit Erforschungsbegierde auch Sagacität, kritischen Geist, Umsicht und Behutsamkeit verbanden. Das Resultat seines Denkens ist eine Metaphysik, ein absolutes System der Erkenntniß der Dinge an sich und ihres Zusammenhangs unter einander und mit dem Urwesen, welches unbedingt, aber die Bedingung alles Seyns ist — ein System, welches alle die Fehler des Dogmatirens in sich vereinigt, welche *Kant* so treffend aufgedeckt hat, und keine feste Überzeugung hervorbringen kann, weil der Vf. mit allgemeinen Sätzen anfängt, die er aus der Erfahrung gezogen hat, und ohne bestimmte Regeln ihres objectiven Gebrauchs, sie auf die große Sphäre des Denkbaren anwendet, das Denken mit dem Erkennen verwechselt, und auf den Unterschied der analytischen und synthetischen Urtheile nicht achtet. Der kritischen Widerlegung des Dogmatismus durch *Kant* wird kaum ein paarmal gedacht, und der Vf. hat sich nicht die Mühe gegeben, durch eine Widerlegung des kritischen Verfahrens sich zuvor freyen Raum für seinen Dogmatismus zu verschaffen, dagegen die leichtere Parthie sich gewählt, das eine Resultat, daß alle wahre Erkenntniß sich auf das Gebiet der Erfahrung beschränkt, *ipso facto* aus seinem aufgestellten Systeme durch ein einziges Corollarium §. 503 zu widerlegen. Diese Widerlegung charakterisirt die Beschaffenheit dieses Systems der Metaphysik und die morschen Stützen desselben so vollkommen, daß wir uns nicht enthalten können, sie *in extenso* herzusetzen. „*Son Principe est, qu'on ne peut en aucun cas conclure de la vérité ideale même démonstrative, à l'existence réelle de son Objet, d'où il conclut, que toute notre connoissance réelle est renfermée dans les limites de nos sens et de notre expérience. C'est la base sur laquelle la Philosophie Kantienne est*

fondée. Peu de mots suffiront pour en faire voir l'erreur. De ce qui a été dit ci-dessus (§. 503; 504) il résulte clairement que nous pouvons conclure avec une certitude métaphysique absolue de notre propre existence à l'existence réelle d'un Être nécessaire existant de soi-même, sans lequel absolument rien n'aurait pu exister (§. 176.): car nous-mêmes existant, la supposition de la non-existence d'un Être nécessaire est absurde et implique contradiction; par conséquent ne peut pas être faite sans déraisonner. Ces conclusions ne sont pas moins certaines et absolues, que ne l'est celle de notre propre existence déduite de notre sentiment intime: par ce qu'il implique contradiction, que nous-mêmes aurions l'existence, si n'existoit pas un Être nécessaire; autant qu'il implique contradiction d'admettre notre sentiment intime et en même temps nier notre propre existence. Donc il faut nier toute existence universellement, (ce qui est absurde et impossible) ou il faut admettre l'existence d'un Être nécessaire et infini: ce Dilemme n'admet aucun milieu.“ Die Zweifel, welche jeden Denkenden beunruhigen müssen, ob unsere Vorstellungen sich auch auf etwas Reales beziehen, und ob sie dem Realen entsprechen, kannte auch der Vf., und stellte daher in Rücksicht der Erfahrungserkenntniß bescheidne Grundsätze auf. Nur was die Speculation betrifft, traut er den Schlüssen von den Wirkungen auf Ursachen, und von den bedingten Ursachen auf eine unbedingte, eine unbegrenzte Gültigkeit ohne das geringste Mißtrauen zu, was mit jenen Grundsätzen gar nicht zusammenstimmt. Es ist daher ein gewisses subjectives Interesse wohl im Spiele gewesen, das den Schlüssen den Schein des Objectiven gegeben hat. Der Vf. wollte nämlich auch zugleich Vernunft und Offenbarung in die vollkommenste Harmonie bringen. — Es ist eine unbestrittene Wahrheit, daß, wie der Vf. sagt, Vernunft und Offenbarung, als göttliche Mittheilung gedacht, ihre Realität vorausgesetzt, in ihren Aussprüchen einstimmen, einander nicht widersprechen dürfen. Aber es folgt nicht daraus, daß beide als verschiedene Erkenntnisquellen nun auch dieselben Erkenntnisse darbieten, und daher Sätze, die der Offenbarung eigenthümlich sind, aus Principien der Vernunft hergeleitet werden müssen. Dadurch würden beide Quellen mit einander vermengt, die Vergleichung derselben würde nicht allein unmöglich seyn, sondern auch die Täuschung entstehen, daß eine Erkenntnis in der einen Quelle gegründet sey, die doch nur durch die andere bedingt war. Wenn nun noch die Behauptung, daß die Bibel eine göttliche Offenbarung ist, aus Gründen bewiesen werden muß, die der Vf. nicht gegeben, sondern nur stillschweigend auf Autorität angenommen hat; wenn er ferner selbst mit dem Inhalte der Bibel das Dogmensystem der Kirche ohne Weiteres für identisch, und daher menschliche Meinungen, z. B. die Trinität, für göttliche Belehrungen gehalten hat: so mußte er nothwendig, durch jenen falschen Grundsatz von der Identität der Offenbarung und Vernunft verleitet, eine Menge Sätze als Vernunftwahrheiten annehmen, wodurch die richtige Schätzung des Vermögens, des Umfangs und der Gültigkeit der Vernunft ganz verkehrt wurde. Hieraus entsprang die

vermeinte Demonstration der Trinität, welche wir hier mittheilen wollen. Wir sind nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen; die Seele ist ein einfaches immaterielles Wesen. Ausser der Existenz und dem wesentlichen Seyn finden wir an der Seele drey verschiedene allgemeine Formen oder Zustände des Seyns, die Lebensthätigkeit, die Erkenntniß, das Wollen oder Liebe (*liberté unitive*). Da nun Gott das Urbild unseres Seyns ist: so müssen sich in Gott ebenfalls die drey wesentlichen Modificationen des Seyns, Thätigkeit, Erkenntniß, Wollen, aber in der höchsten Vollkommenheit nothwendig finden. *En Dieu ce sont de même trois modes nécessaires et distincts de l'existence d'un seul et même être infini, simple et immuable* — *ce sont trois modes personnels nécessaires*. In dem folgenden §. werden daraus *trois personnes divines*, mit allen Attributen, welche die katholische Religion fordert. Im §. 890 wird das Hervorgehen der zweyten Person aus der ersten, und der dritten aus der ersten und zweyten bewiesen, und behauptet, daß das erste eine wahre Zeugung, das Hervorgehen der dritten aber keine Zeugung sey, *parcequ'en Dieu tout est un, où il n'intervient pas de relation personnelle*. Das Resultat endlich in dem folgenden §.: *Ce sont trois modes distincts, infinis et éternellement co-existans, de l'existence de Dieu, dans lesquels il existe nécessairement à la fois comme Actif, comme Intelligent, comme Volitif, de manière à constituer trois personnes divines, infiniment terminées et parfaitement distinctes entr'elles, mais identifiés avec l'essence divine et par là vraiment consubstantielles: par conséquent ces trois divines personnes ne sont pas trois êtres ni trois dieux, mais un seul être éternel et infini existant nécessairement en trois manières très-distinctes et différentes, comme Actif, comme Intelligent et comme Volitif*. Das heißt nun eine strenge directe Demonstration des Geheimnisses von der Dreyheit der Personen in der Einheit Gottes. Auf diese Art läßt sich alles demonstrieren.

In der Einleitung wird von den Vorstellungen, Denken, Erkennen, Wahrheit, wissenschaftlichen Methoden und allgemeinen Grundsätzen des *Raisonnements* (diese sind ihm der Grundsatz der Einmüthigkeit und des Widerspruchs, des zureichenden Grundes oder der Causalität der menschlichen und göttlichen Autorität) gehandelt. Das erste Buch enthält die ersten Principe der Dinge und die Demonstrationen von der Existenz und Verschiedenheit der Dinge. Nach vorausgeschickten Definitionen und Axiomen wird von der Existenz eines denkenden Wesens und seinen Grundkräften, von der Existenz eines nothwendigen und unendlichen Wesens und der Natur desselben, von der Existenz der endlichen abhängigen Wesen, ihren wesentlichen Unterschieden und Stufengehandelt. Das zweyte Buch hat die Überschrift: Theorie der Dinge und allgemeine Grundsätze der Erkenntniß und des Systems der Dinge. Das erste Capitel handelt von der Harmonie, Einmüthigkeit und Unveränderlichkeit der allgemeinen Wahrheit; das zweyte von der Natur, Gewissheit und den Grenzen der menschlichen Erkenntniß; das dritte von den metaphysischen Principien der Dinge. Das System der Dinge wird endlich in dem dritten Buche selbst aufgestellt, welches also eine Anwendung der metaphysischen Grund-

sätze enthält. So weit geht der allgemeine Theil. Der besondere enthält wieder eine Anwendung der vorhergehenden metaphysischen Grundsätze auf metaphysische, moralische und physische Gegenstände, nämlich das Unendliche und Endliche, Raum und Dauer, Gott, Dreyeinigkeit, die beste Welt, Ursache des Bösen, Mitwirkung Gottes, Vorsehung, die höheren Geister, Mensch, Vereinigung der Seele und des Körpers, Freyheit, Ursprung und Unsterblichkeit der Seele, Thierseelen, Vollkommenheit, Güte und Richtigkeit der Dinge überhaupt, Moralität des Menschen, Wirklichkeit, Natur und Fortpflanzung der Erbsünde, Zustand nach dem Tode, besondere und allgemeine Anziehung der Körper, Wirkung und Gegenwirkung der Körper. Man findet über diese Gegenstände meistens die bekannten Sätze gewöhnlicher Metaphysik, mit einigen, die dem Vf. eigenthümlich sind, z. B. das Gott Urbild, alle Dinge sein Nachbild, das also auch alle unsere Erkenntnisse ein Theil der göttlichen unveränderlichen Erkenntnis, und mit derselben übereinstimmend, und darum wahr sind; das Wirkungen und Ursachen nicht allein adäquat, sondern auch völlig einartig seyn müssen. Es ist ein Gemisch von wahren, bestimmten und unbestimmten Begriffen und Urtheilen, von Sätzen *a priori* und *a posteriori*, ohne bestimmte Grundsätze von deren Gültigkeit und Gebrauch; es fehlt dem Systeme an strenger Ordnung und Consequenz, und den Grundsätzen an Evidenz. Das Ganze dringt dem Leser die Überzeugung auf, das es dem Vf. mehr um materielle, als formelle Wahrheit zu thun, und das ihn vor der Untersuchung schon ausgemacht war, was als Wahrheit gelten sollte, wozu er hernach die Gründe aufsuchte. Bey einem solchen Werke in eine umständliche Prüfung einzugehen, würde eine vergebliche Mühe und nur Zeitverlust seyn.

T. mn.

LEMGO, b. Meyer: *Encyklopädisches Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Philosophie und ihrer Literatur. Nebst Beyträgen zum weiteren Gebrauch der Hiftmannischen Anleitung zur Kenntniss der auserlesenen Literatur in allen Theilen der Philosophie.* Von Johann Heinrich Martin Ernesti. In zwey Theilen. 1807. XII und 656 S. 8. (2 Rthlr.)

Aus den gröfseren Werken eines Meiners, Tiedemann, Buhle, Tennemann, Stäudlin, Degerando und Anderer einen kurzen und berichtigen Auszug zu liefern, war der lobenswerthe Plan des Vfs. vorliegender Schrift, um den Studirenden die Übersicht des innermosten Feldes der Geschichte der Philosophie zu erleichtern, und sie zugleich aufzunehmern, selbst an die Quellen zu gehen, und auf diese Weise sich eine genaue Kenntniss der älteren und neueren Meinungen und Systeme zu erwerben. Bey jedem Abschnitte finden sich Literarnotizen, und der Vf. behauptet, am Ende der Vorrede, das wohl nicht leicht eine solche Reichhaltigkeit der Literatur gefunden werde, als er hier gebe.

Das Werk ist unvollendet, und scheint auch, dem Titel nach, nicht fortgesetzt werden zu sollen, obgleich ein S. 186 gegebenes Inhaltsverzeichnis bis auf die neuesten Zeiten geht. Der erste Theil enthält,

bis S. 184, die Literatur der Geschichte der Philosophie, Bemerkungen über die Vorgeschichte derselben und über die Philosopheme der Morgenländer und ältesten Griechen. Was die Literarnotizen anbelangt: so dürfte man eher über zu grosse Fülle, als über Mangel klagen; da selbst alle Zeitschriften und Werke, die nur irgend auf Geschichte der Philosophie sich beziehen, angeführt werden. Für Studirende aber kann ein solcher ungeordneter Reichthum eher schädlich als nützlich seyn, da die Menge nur verwirrt, und leicht zu dem Wahne verführt, das die Kenntniss der Büchertitel genüge, und den Mangel der Bekanntschaft mit den Quellen und Hauptwerken ersetze. Verdienstlicher wäre eine strenge Auswahl der besten Werke alter und neuer Zeit, mit weiser Sparsamkeit und kurzen, treffenden Bemerkungen über ihren Werth, gewesen. Bey einigen Schriften finden wir Nachweisungen dieser Art, bey anderen fehlen sie; bey neueren, z. B. bey denen von Buhle, Tennemann u. s. w., sind die Recensionen aus den Literaturzeitungen theils wörtlich, theils in Auszuge gegeben, wodurch unnöthiger Weise das Buch angeschwellt ist, wie überhaupt auf die bey solchen Handbüchern so nöthige Sparsamkeit nicht Rücksicht genommen ist, und häufig dieselben Schriften an mehreren Stellen (S. 129, 174, 184 u. s. w.) ausführlich citirt sind, da die Anführung derselben in der Einleitung schon genügt. Bisweilen ist das früher Gesagte später wörtlich wiederholt, so S. 29 und 93, und die Bemerkungen über Aristoteles S. 396 und 399.

Bey einigen Schriftstellern wird auf die Ächtheit oder Unächtheit der unter ihrem Namen bekannten Werke aufmerksam gemacht; bey anderen fehlen solche Winke, z. B. bey Manetho S. 141, wo Gatterer in seiner synchronistischen Universalgeschichte nachgesehen zu werden verdient. Ähnliche Nachweisungen fehlen bey Plato, Aristoteles, Xenophon; bey dessen Memorabilien des Sokrates Schneider Addenda et Corrigenda in ed. Mem. Socr. ad IV, 8 zu vergleichen ist. Auch bey der Auswahl der angeführten Ausgaben vernimmt man die nöthige Sorgfalt. Wozu werden die Editionen und Übersetzungen von Hülsemann, Hörstel und ähnlichen angeführt, da bessere vorhanden sind? Es ergibt sich schon aus dem bisher Bemerkten, das es so schwer nicht halten würde, die Literarnotizen bedeutend zu vermehren; Rec. will nur auf Einiges noch aufmerksam machen. Da S. 287 Meiners Abhandlung über die Knabenliebe angeführt ist: so hätte auch Plessings sonderbare Erklärung in seinen Versuchen zur Aufklärung der Philosophie Bd. 2. Th. 2. S. 983 Erwähnung verdient, wenn auch nur um vor ähnlichen Versuchen zu warnen. S. 74 hätte noch Duhamel Histor. philos. veter. et nov. Norimb. 1682 erwähnt werden können; S. 136 Michaelis Einleitung in die Schriften des alten Bundes. Hamburg 1787; S. 136 Basnage histoire des Juifs. Vol. I—XV, a la Haye 1716; S. 150 Lettres edifiantes et curieuses des missions étrangères. Voll. 42, und Reichardts deutscher Auszug aus dem französischen Auszuge in 20 Bänden, Leipzig 1781—84 in 4 Bänden; S. 656 Weiss de scepticismi natura et causis. Lips. 1801. 4 S. 513 bey Carneades:

Levezow de Carneade, Diogene et Critolao et de causis neglecti studii philosophiae apud antiquiores Romanos. Stettin 1795. S. 470 und 484 bey Epikur hätte noch vorzüglich Stobäus angeführt zu werden verdient, der hier neben Lucretius und Diogenes von Laerte seinen Platz erhalten mußte.

Bei dem grossen Sammlerfleisse, den der Vf. gezeigt hat, vermißt man ungern eigenes Urtheil; daher denn auch den Forderungen, die an eine solche gedrängte Darstellung der Geschichte der Philosophie gemacht werden können, daß immer auf die Fortbildung der Philosophie als Wissenschaft gesehen, nur das Wichtigste ausgehoben, und kurz, deutlich und bestimmt dargestellt werde, um dem Leser eine klare Ansicht des Systems zu verschaffen, nicht inner Genüge geleistet wird. Alles mußte gerundeter und geordneter seyn, und es sollte mehr Übereinstimmung in den einzelnen Theilen und im Ganzen herrschen. So gehen die Nachrichten am Ende des zweyten Theils zu sehr ins Breite, da hingegen im Anfange zu wenig gesagt wird, und Alles zu unbestimmt hin-

gestellt ist, bis auf die Sophisten, so daß man ganze Paragraphen liest, ohne genaue Darstellung der einzelnen Philosopheme und der Systeme zu finden, und nur abgerissene, schwankende Bemerkungen erhält. Was eigentlich die orientalischen Völker für die Philosophie thaten, was Pythagoras, die Eleaten und andere lehrten, erfährt man nicht. Über Indien liessen sich viel genauere Nachrichten geben, so wie über Pythagoras, wenn der Vf. nicht bloß seinen genannten Vorgängern gefolgt wäre, unter denen er Meiners gar zu hoch setzt, wie ihn schon die Recension im zweyten Bande der *Biblioth. crit.* hätte zeigen können. Gegen das Ende sind häufig nur fast wörtliche Auszüge aus Tiedemann, Buhle, Staudlin u. s. w. aufgenommen, und daher können wir bey diesen Abschnitten auf die Beurtheilungen dieser Werke verweisen. — Auf dem Titel werden noch Beyträge zum weiteren Gebrauche der *hissmannschen* Anleitung u. s. w. versprochen: wir finden dafür bloß bey jedem Abschnitt, wie schon oben erwähnt ward, reichhaltige Literarnotizen.

F. L.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. Regensburg, b. Zeidler: *Versuch einer Erläuterung der Grundwahrheiten der Philosophie. Nebst anhängender systematischer Übersicht der Kunstlehre.* Von Dr. E. B. Brauser. 1808. VIII u. 86 S. 8. (8 gr.) „Bei dem rühmlichen Streben nach lebendiger Einheit und absoluter Ganzheit, welches den Geist der neuesten Zeit charakterisirt, mag es nicht ganz unverdientlich seyn für Keinen (der Hr. Doctor sagt hier gewiß etwas anderes, als er sagen will), auch seine Kräfte anzuwenden, und, indess das System die reine Sonne der Wahrheit in würdig glänzender Schönheit heraufführt, wenigstens Nebel und Wolken verscheuchen zu helfen, daß immer weniger das Auge jener gestört werde, hervorzubrechen, und mit seinem lebensvollen Blicke den ganzen Horizont zu beleuchten und zu erheitern.“ Mit diesem angelenken, lahmen und schiefen Satze beginnt die Vorrede. Er macht Angst; aber der Form nach ist er wohl der schlechteste in der ganzen Schrift; und das erfreuet wenigstens. Hn. B's. Absicht erhellt schon aus ihm; er hat sie noch deutlicher ausgesprochen. Nicht den Zwigblinden will er den Staar stechen, sondern solchen, die noch zwischen Fichte und Schelling stehen, nicht wissend, ob jener vorzuziehen sey, oder dieser, will er den rechten Weg zeigen; Manchem, welcher der Wahrheit redlich nachstrebt, hofft er einen Umweg zu ersparen, auch wohl gar einen vernünftigen Gegner zu dem Geständnisse zu bringen, daß er eigentlich nicht gewußt, was er gewollt habe. Vorzüglich sieht er auf Anfänger in der Speculation; und „weil er sich bewußt ist, von den Göttern bey Vertheilung der Denkkräfte nicht ganz stiefmütterlich beschenkt worden zu seyn“: so hofft er, nicht unter die blinden Nachbeter gerechnet zu werden. Man siehe, Hn. B's. Zweck bey dieser Schrift, von welcher er mit Bescheidenheit spricht, ist recht gut; wir wollen kurz anzeigen, was dafür geschehen ist. — Er giebt zwey Gespräche. In dem ersten unterhalten sich (auf 92 Seiten) Eudoxus und Eldor; jener der Lehrer, dieser der Schüler. Das Gespräch ist etwa in der Manier der *fichteschen*, in der Bestimmung des Menschen, aber, wie zu geschehen pflegt, im gehörigen Abstand. Eldor, der einen hohen Berg hinaufgestiegen, den Strom, wie er über ungeheure Felsenmassen stürzt, bewundernd, fühlt sich von dem fragenden Gedanken bedrückt: wozu das alles seyn möge, ob um unfertwillen, oder wozu sonst. Eudoxus sagt ihm, daß der, welcher nach dem Wahren strebe, sich nicht von unmäßigem Staunen und passiver Entzückung über Einzelheiten dürfe überwältigen lassen, sondern daß er ruhig forschen müsse. Eldor hätte daher, anstatt zu fragen: wozu? nur erst fragen sollen: was? nur erst untersuchen sollen: ob er denn auch wirklich einen wahrhaft hohen Berg, einen wahrhaft breiten Strom sehe. Und damit geht die Belehrung an, in welcher dargehan werden soll, daß unser Wissen nichts ist, daß Alles, was wir wissen, nicht positiv ist, und daß die Einzelheiten nur

durch den Glauben Realität und Werth erhalten. Mit Freude und Erstaunen bemerkt man dabey, wie die Empfänglichkeit für philosophische Einnichten seit einem Jahrzehend zugenommen hat. Wie quälte sich Fichte ehemals, ehe es ihm gelang, bey demselben Resultat anzukommen! Wie mußte sich der Leser auf dem Meere der Untersuchung hin und her werfen lassen, ehe er auf die Küste des Glaubens abgesetzt werden konnte! Hier aber hat man sich kaum niedergelassen: so ist man schon an Ort und Stelle, und das thut einem fast Leid, weil es so sanft und eben fortging. Indess war dieses ganze Gespräch auch nur Vorspiel; die Hauptsache liegt im zweyten, in welchem Eusebius und Benedict sich unterhalten und belehren und belehren lassen. Je länger Eusebius die sogenannte absolute Philosophie überdenkt, desto mehr wird er an ihr irre. Es ist ihm unmöglich, einen vernünftigen Zusammenhang zu finden ihrer Lehren und Principien; Alles, scheint ihm, widerspricht sich. So ist ihm sogleich der Satz: „Alles ist eins und also Alles wahr; — Kein Gegenfatz ist,“ ein gewaltiger Stein des Anstoßes. Indess ist er äußerst billig; wiewohl er von des glücklichen Benedicts Talente in diesem Punkte noch keine Proben gesehen: so hält er doch dafür, daß man sich, ehe man die Dinge ganz gewirft, an den rechten Mann wenden müsse. Benedict übernimmt mit Vergnügen die Lösung der Räthsel. Einen ganz vorzüglichen Werth setzt er auf seine *Theorie der Freyheit*, welche dem Eusebius nicht wohl vereinbar scheint mit der absoluten Nothwendigkeit. Er macht sich ordentlich ein wenig breit, und selbst in der Vorrede sagt Hr. Br., daß es ihm recht um die klare Auseinandersetzung dieser Lehre zu thun sey. Wer es noch nicht gewußt hat, der kann hier erfahren, daß Freyheit und Nothwendigkeit Eins seyen, daß es keine Freyheit gebe, die nicht zugleich nothwendig wäre. „Wie ich mich der Nothwendigkeit ganz hingebe, so bin ich frey.“ Und dies wird geschmackvoll durch den Zustand dessen erläutert, der in Amors Fesseln gebunden ist, und doch keinen Zwang fühlt.

Rec. glaubt allerdings, daß hier für Anfänger in der Speculation etwas zu finden sey: sie mögen wenigstens manche Idee in sich angeregt fühlen: nur müssen sie nicht glauben, sie hätten genug, oder auch nur viel. Aber den Gegnern der Philosophie, für welche Hr. Br. streitet, trauet er zu, daß sie solche Belehrungen, als hier gegeben werden, nicht mehr nöthig haben; unmöglich könnten sie dann Gegner seyn. Im Übrigen scheint Hr. Br. Bekanntheit mit den Schriften der berühmtesten Philosophen zu haben.

Was den Anhang, die *kurze systematische Übersicht der Ästhetik*, betrifft: so muß man darüber nichts sagen, oder sehr viel; das Letzte würde am unrechten Orte seyn. Auf 10 Seiten hat man Alles in 26 §§.

Bx.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 8 M Ä R Z , 1 8 1 0 .

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LÜNEBURG, b. Herold und Wahlstab: *Grundzüge zu einer Theorie der Policywissenschaft* von Georg Henrici, Doctor der Philos. 1808. VIII u. 374 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Der Vf. will eine neue Begründung der Policy als Wissenschaft, und zugleich eine neue positive Definition des Begriffs der Policy aufstellen. Nachdem er im ersten Abschnitte die bisherigen Meinungen über den Begriff der Policy geprüft und widerlegt hat, indem sie den Begriff der Policy theils zu enge, theils zu weit fassen, und dieselbe nicht gehörig von der Justiz und anderen verwandten Wissenschaften trennen: so giebt er uns im zweyten Abschnitte eine neue Deduction der Policy und die nähere Bestimmung ihres Begriffs. Die Sicherheit des physischen, so wie die Ausbildung seines höheren geistigen Wesens, sind die Zwecke, welche der einzelne Mensch durch die Unterwerfung unter den allgemeinen Willen, durch seinen Eintritt in den Staat zu erreichen strebt. Zur Garantie dieser Zwecke reicht die Justiz allein nicht hin. Denn 1) hat sie es nur mit Menschen zu thun; 2) nimmt das Recht jeden Menschen für ein Subject, dessen Rechte geschützt werden sollen; aber nicht alle einzelnen Rechte dürfen in ihrer ganzen Consequenz und Reinheit durchgesetzt werden, wenn das Total der Rechtsobjecte nicht zu sehr gefährdet werden soll; 3) sichert das Recht nur negativ die wesentlichen Bedingungen des Daseyns gegen wirkliche Angriffe und Zerstörung, trägt aber zur Erhöhung des Wohlfeyns positiv nichts bey, und endlich 4) würde es mit dem Geiste des Rechts unverträglich seyn, den Menschen auch gegen die meisten möglichen Angriffe zu schützen. Daher ist im Staate eine Macht nothwendig, welche die Menschen gegen die Angriffe der Natur schützt, welche das Individuum mit dem Ganzen zusammenfasse, die Bedürfnisse seines intellectuellen und Gefühls - Vermögens befriedige, und endlich die Dauer des Staats, so wie die Sicherheit seiner Bürger, gegen alle möglichen Erschütterungen und Zerstörungen sichere. Diese Macht ist die Policy. — Dieser Deduction gemäß definirt der Vf. die Policy als denjenigen Theil der Staatsdisciplin, welcher den Staatszweck (nicht nach rechtlichen Grundsätzen, sondern) nach den Gesetzen des physischen Causalzusammenhanges fördert. — Die bisherigen Deductionen der Policy werden alsdann geprüft und widerlegt.

Allein der Vf. kann selbst nicht leugnen, daß er
S. A. L. Z. 1810. Erster Band.

die Finanz- und Cameral-Wissenschaft, dieser Definition gemäß, mit zur Policy gerechnet habe. Freylich entschuldigt er sich (S. 137) damit, nach Absonderung beider verwandter Wissenschaften sey es schlechterdings unmöglich, einen scharf begrenzten positiven Begriff der Policy zu erhalten. Rec. glaubt dieß sehr gern! Er hat sich immer überzeugt gehalten, daß eine negative Definition der Policy, welche aber freylich unser Vf. ausdrücklich verwirft, die einzig mögliche sey. Rec. war noch nicht darauf gefallen, wie man es anzufangen habe, um neue Definitionen aufzustellen. Die Sache ist ja sehr leicht! Hast du eine neue Definition, und das zu Definirende paßt nicht hinein: schneid ab und setz zu, so lange, bis es paßt! — So hat es doch wenigstens offenbar unser Vf. hier gemacht. Darum sind wir aber noch um nichts klüger als vorher. Jetzt wissen wir, was Policy mit Inbegriff von Nationalökonomie und Finanzwissenschaft ist; fragen wir aber nach einer Definition von dem, was bisher der Sprachgebrauch Policy benannte, und wahrscheinlich immer so nennen wird: so erhalten wir keine Antwort. Wozu doch überhaupt, möchte Mancher fragen, das Einpreffen in philosophische Formen bey einer empirischen Wissenschaft, bey der es ja doch immer unmöglich seyn wird, ein vollkommen schulgerechtes System aufzustellen? Wir erfahren hier ferner, daß die Kenntniß der auswärtigen Angelegenheiten gleichfalls mit zur Policy gehöre. Wahrlich, die Policy hat hier eine recht väterliche Behandlung erfahren; mit jedem Schritte wächst sie zusehends. —

Den bisher üblichen Gegensatz zwischen Sicherheits- und Wohlfahrts - Policy verwirft unser Vf. mit Recht, da die Sicherheit ja ein Haupttheil der Wohlfahrt ist. Die bisher sogenannte Wohlfahrtspolicy nehm er dagegen Vervollkommnungs- oder Vollkommenheits - Policy. Die Meinung derjenigen, welche, verführt durch *Adam Smith's* Autorität, ohne zu bedenken, daß dieser große Mann offenbar allein England im Auge hatte, alle positive Einwirkung des Staats auf das Wohl und die Vervollkommenung der Bürger als unzulässig verwerfen, weshalb vorzüglich *Laeder* mit einer unbegreiflichen Einseitigkeit alle Sorge des Staats für Religions- und Lehr-Anstalten verwirft, wird von unserem Vf. mit Recht als vollkommen ungegründet angesehen. Sehr wahr behauptet er dagegen: 1) es lasse sich keineswegs erweisen, daß der Staat nicht die Befugniss zu solchen positiven Einmischungen habe; 2) habe man bey dieser Behauptung zu sehr auf die in einzelnen Staaten

K k k

mißglückten Versuche gesehen. — Nachdem der Vf. über Policeygesetze, Policeyvergehen, Criminalpolicy und Policeystrafen manches Gute beygebracht hat, giebt er eine tabellarische Übersicht der ganzen Policeywissenschaft. An dieser Tabelle haben wir nur den schon bemerkten Fehler auszufetzen, daß sie zu reichhaltig ist. Der 4te Abschnitt des Buchs handelt endlich noch von den individuellen und feinen Rücksichten des policeylichen Gesetzgebers. Mit Vergnügen haben wir die wahren und zum Theil sehr scharfsinnigen Bemerkungen des Vfs. gelesen.

A. A.

P Ä D A G O G I K.

- 1) WÜRZBURG und BAMBERG, b. Göbhardt: *Worin sind die guten Erziehungsanstalten des Fürstenthums Würzburg noch zu verbessern?* Beantwortet in zwey gekrönten Preiss(s)chriften von Niklas Albrecht Förtisch, Licentiat der Theologie, Präses der Bürger-Sodalität und Kaplan am Julius-Spital zu Würzburg (X und 92 S.), und von Georg Ludwig, der Theol. Doct. und Pfarrer zu Geldersheim. 1808. IV u. 100 S. gr. 8. (14 Gr.)
- 2) LEIPZIG, b. Bruder und Hofmann: *Auch den trefflichsten Erziehungsanstalten fehlt noch Vieles, selbst vom Wesentlichsten; Oder: Entwurf eines auf Menschennatur und Menschenbestimmung gegründeten vollständigen Erziehungssystems.* Eine gekrönte Preisschrift über die Aufgabe: Was fehlt den sonst trefflichen Erziehungsanstalten im Hochstift Würzburg? von Dr. Franz Oberthür. 1808. 168 S. 8. (14 Gr.)

[Von zwey Recensenten.]

Im Jahre 1804 gab der, um die Verbesserung des Schulwesens und um die Ausbreitung ächter Gelehrsamkeit so hochverdiente Fürst Primas die in vorliegender Schrift beantwortete Preisfrage zu einer gründlichen und freymüthigen Erörterung auf, um dadurch in den Stand gesetzt zu werden, die öffentlichen Lehr- und Erziehungs-Anstalten im Hochstift Würzburg, von welchem er Domprobst war, so viel es in seinen Kräften stand, zu verbessern. *Fünfzehn* Geistliche dieses Fürstenthums sandten ihre Vorschläge zur Beantwortung jener Frage ein; und *vier* von ihnen erhielten den festgesetzten Preis. Die Schrift des Hn. Förtisch zeigt von einer vertrauten Bekanntschaft mit dem Zustande des Lehr- und Erziehungswesens seines Vaterlandes, und die Vorschläge, die er zur Verbesserung desselben macht, sind ganz den Forderungen einer gesunden und vorurtheilsfreyen Pädagogik angemessen. Er hat jedoch überall nur auf die Volksschulen Rücksicht genommen, ohne etwas von den höheren Lehranstalten zu sagen. Dieß that er darum, weil doch in den Volksschulen der Grund zu jeder weiteren Bildung gelegt wird, und der größte Theil von den Bewohnern des Fürstenthums in jenen Schulen seine Bildung erhält, und weil über die Einrich-

tung der gelehrten Schulen damals schon der bekannte, vom Landesherrn autorisirte Lehrplan für alle kurpfalz-baiersche Mittelschulen, Gymnasien und Lyceen erschienen, und dadurch eine gänzliche Umwandlung mit denselben vorgegangen war. Zuerst giebt der Vf. eine gedrängte Übersicht von dem damaligen Zustande der öffentlichen Erziehungsanstalten des Fürstenthums, wobey er die seit den letzten dreißig Jahren erschienenen landesherrlichen Verordnungen zum Grunde legt. Diese geben aber den Zustand der Schulen nur an, wie er nach dem Willen der Regierung seyn sollte, nicht aber wie er wirklich war, und wie er es nach den wenig vorhandenen Hülfsmitteln und nach dem geringen Kostenaufwande auch nur seyn konnte. Auch hier blieb überall noch viel zu wünschen übrig, und es fehlte sowohl an äußeren Mitteln und Veranstaltungen, als auch an der inneren treibenden Kraft. Zwar sucht der Vf. die Fürsten Würzburgs dadurch zu entschuldigen, daß sie wegen ihrer beschränkten Einkünfte nicht mehr für die Schulen hätten thun können; aber wenn gleich durch Geld viel auszurichten ist: so kommt doch der lebendig wirkende und alles Gute kräftig fördernde Geist anders woher. — Auf das Charakteristische des würzburgischen Schul- und Erziehungswesens können wir uns hier nicht füglich einlassen; aber der Vf. scheint es im Ganzen richtig aufgefaßt zu haben. Einige von seinen Wünschen und Vorschlägen sind seitdem in Erfüllung gegangen, z. B. die Wiederherstellung des Schullehrer-Seminariums, die Errichtung eines eigenen Collegiums, dem die Leitung des Schulwesens anvertraut ist, und die Vermehrung des Schulfonds aus den aufgehobenen Stiften, Abteyen und Klöstern.

Hr. Ludwig beantwortet in seiner Preisschrift die Fragen: *Was sind gute Erziehungsanstalten in einem Staate? Was geschah im Bezug auf jene im Fürstenthum Würzburg? Und wie lassen sich dieselben verbessern?* Man sieht auch aus dieser Darstellung, daß es dem Erziehungswesen des oft erwähnten Fürstenthums an Einheit, Vollständigkeit und innerem Zusammenhange fehlt, daß kein fester, sorgsam durchdachter Plan bey den verschiedenartigen Lehranstalten zum Grunde liegt, daß von Seiten des Staats nicht Wachsamkeit, und von Seiten der Schulbehörden nicht Wärme und Interesse genug gezeigt wird. Übrigens gehen die Vorschläge des Vfs. nur auf die nächsten und dringendsten Bedürfnisse, und in den Geist der wahren Pädagogik scheint er nicht eingeweiht zu seyn. Es ist alles ziemlich oberflächlich und trivial, ob es gleich aus einem Herzen kommt, das für die gute Sache der Erziehung und Volksbildung erwärmt ist. Am gelungensten ist der Abschnitt über die Bildungsanstalten der Schullehrer. Die Schreibart des Hn. F. ist etwas gedehnt und wortreich, die des Hn. L. zwar gedrängter, aber auch nicht selten incorrect.

Rec. wünscht wohl, daß beide Vf. die Vorschläge benutzt hätten, die in *Feders Magazin* zur Beför-

derung des Schulwesens in katholischen Deutschland (Würzb. 1791—1795) zur Verbesserung der Schulen im Fürstenthum Würzburg gemacht worden sind. Auch findet er die kleine Schrift von Schelhorn: *Disciplina Gymnasii Wirceburgensis, inde a novissimo exeuntis saeculi XVIII tricennio descripta*, nicht angeführt.

L. Th.

Die Schrift des Hn. D. Oberthür (No. 2), welche einen Theil des Preises erhielt, ist wegen des Mangels an Übersicht, die vorangeschickt hätte werden sollen, und wegen der öfteren Wiederholungen, die der Vf. S. 108 mit seinen Berufsarbeiten entschuldigt, beschwerlich zu lesen, und verräth überall das Bedürfnis der an einer pädagogischen Schrift zu fordernden Ordnung. Der Vf. vermisst in der Hauptstadt eine höhere Bildungsanstalt für Mädchen aus höheren Ständen, die bereits aus den Elementarschulen entlassen sind, und bezieht den Unterricht daselbst, nach S. 73, vorzüglich auf Moral und Religion; eigene Handwerkschulen für Lehrlinge und Handwerksbursche, wo im Zeichnen und in den, jedem Handwerke besonders nützlichen Kenntnissen Unterricht ertheilt würde; eine Bildungsanstalt für Ökonomen, Kaufleute, Soldaten, Künstler; ein Fortinstitut, wo Theorie und Praxis verbunden würde; eine bestimmte Anzahl philologischer Schulen, und bey den schon bestehenden lateinischen Schulen die nothwendige Anzahl Lehrer. Auf dem Lande wünscht er eine eigene Anstalt für reichere Mädchen oder Kinder von Staatsdienern, Vorbereitungsschulen für Knaben, die studiren wollen, Anstalten für den höheren Unterricht in der Landwirthschaft. Vier Gymnasien oder gelehrte Elementarschulen hält er für nothwendig für das Land. Er vermisst Harmonie und Zusammenhang der schon bestehenden Schul- und Erziehungs-Anstalten, eine zweckmäßige Disciplin, die jetzt durchaus fehlt, einen besseren religiösen Unterricht, Erziehungsanstalten auch für die Erholungsstunden der Zöglinge und bey dem Unterrichte selbst, richtige Wahl der Lehrgegenstände, Geist, Ordnung, Methode. Von S. 108 werden nun die genannten Schulen nach einander durchgegangen, und Materialien geliefert zur Verbesserung der bisher bestehenden sowohl, als zur Errichtung der neuen. Jede Pfarrey in der Hauptstadt muss ihre eigene Schule haben, und das muss eine Bannschule für ihren Bezirk seyn. Vom 6ten bis 12ten Jahr muss das Kind hin; keines darf früher aufgenommen, keines später entlassen werden, und die Hauserziehung wird durchaus aufgehoben. Die Elementarschule theilt sich in die Knaben- und Mädchen-Schule, und jede derselben in drey Classen unter eben so viel Lehrern und Lehrerinnen. In jeder Classe muss der Zögling zwey Jahre bleiben; warum? weil er vom 6ten bis 12ten Jahre in die Schule zu gehen hat!! Auch ist S. 113 nicht zu begreifen, warum sich ein Geistlicher zum Director einer solchen Erziehungsanstalt am besten schickt. Der grössere Erziehungsplan der Menschen, in dem auch der Erziehungsplan für die Jugend liegt, welcher erstere

dem Geistlichen vorzüglich angehört, soll ihn dazu berechtigen; aber bey den Erweiterungen der Erziehungswissenschaft hätte der Vf. doch bedenken sollen, dass der hundertste Geistliche kein Pädagog ist, und als Director mehr Böses als Gutes oftmals anstiften möchte. Die Lehrgegenstände sind Künste und Wissenschaften. Unter Künsten begreift er Lesen (?), Schreiben, Rechnen (?), Geometrie (?), Musik; unter Wissenschaften Religionskenntnis, Geographie, Geschichte, Kirchen- und Staats-Verfassung des Vaterlandes. Da von der Geometrie nur Etwas (?) gelehrt werden soll, von der Musik nur Gefang, der Staat keine weite Ausdehnung hat, und seine Geographie nicht weit verirrt: so werden die sechs Lehrjahre gewiss nichts übereilen. Von S. 118 wird ein Plan zum Religionsunterricht entworfen, der in zwey Classen gegeben wird. Die erste Classe erhält Unterricht in der praktischen Religion oder Pflichtenlehre; in der zweyten wird höhere Religionstheorie (?), Begründung des Glaubens, Geschichte der Offenbarung, Erklärung der Kirche, ihre Bestimmung und Einrichtung gelehrt. Im Fortgange der Schrift werden die philologischen Schulen ganz kurz berührt, deren Verhältniss zum Gymnasium oder Lyceum gar nicht sichtlich ist, Eigenheiten des Lyceums, Eigenheiten des Gymnasiums gegeben, ohne diese aus ihrem Inneren zu deduciren. Die dann folgende Bildungsanstalt für Töchter edleren Herkommens, die Universität und die Erziehungsanstalten auf dem Lande, werden hier nicht aus einem festen pädagogischen Gesichtspuncte betrachtet, auch nichts weniger als erschöpft, sondern es wird wie auf einem Spaziergange darüber gesprochen, wo man nicht lauter neue Ansichten findet, sondern vielen alten bekannten wieder begegnet, zwar diesen und jenen gefunden Einfall entdeckt, aber nichts für die Wissenschaft gewinnt, und bey dem Durcheinanderwerfen der Gegenstände unter dem Sichten ermüdet.

Z.

BERLIN, im Taubstummen-Institut, und in Commission b. Maurer: *Beschreibung des Taubstummen-Instituts in Berlin*. Von Ahlmann, Archidiaconus an der Hauptkirche zu St. Marien in Frankfurt an der Oder, vorher Feld- und Garnison-Prediger zu Berlin. Zweyte Auflage. 1804. IV u. 114 S. 8. (12^{gr.})

Hr. A. liefert in dieser Schrift, die aus den *Jahrbüchern der preussischen Monarchie*, Jahrg. 1798. B. 3. zum ersten Male im J. 1801 besonders abgedruckt worden ist, und von der wir hier die zweyte unveränderte Auflage vor uns haben, mehr als der Titel verspricht. Denn er giebt uns auch eine Biographie des Stifters, eines Schülers und Schwiegersohns des verstorbenen Heinike, die uns um desto willkommener seyn muss, weil sie uns, obgleich nur obenhin, mit einem Manne bekannt macht, der Menschenliebe und Muth genug befaß, sich der leidenden Menschheit ohne äussere Aufforderung und ohne höhere Unterstützung anzunehmen. Seine Anfangs zu Schön-

hausen nahe bey Berlin gegründete, und jetzt nach Berlin verlegte wohlthätige Anstalt hatte sich nämlich nicht bey ihrem ersten Entstehen, sondern erst in der Folge einer Unterstützung von Seiten des Staats zu erfreuen. Zur Ehre des Hn. Oberschulrath *Eschke* sey uns erlaubt, folgenden Zug aus der Nachricht, die Hr. *A.* von ihm ertheilt, herauszuheben. Als eine vornehme noch lebende Dame beschloffen hatte, ihm in ihrem Testamente eine beträchtliche Summe von mehreren tausend Reichthalern zu vermachen: so ruhte Hr. *Eschke*, der es erfuhr, nicht eher, bis er es dahin gebracht hatte, dafs dieses Geld nicht ihm, sondern dem Institute ausgesetzt wurde; — eine That, die nicht nur dem Herzen dieses verdienstvollen Mannes zur Ehre gereicht, sondern auch seine liebevolle Anhänglichkeit an die Taubstummen hinreichend beurkundet. — Die Beschreibung des Institutes selbst, die von S. 35 bis 81 geht, schränkt sich hauptsächlich darauf ein, dafs sie uns von den Grundsätzen, denen Hr. *Eschke* bey der Erziehung und Behandlung der Taubstummen folgt, eine — nur allzu — kurze Nachricht ertheilt, woraus indessen doch erhellet, dafs die Lehrart, deren sich derselbe bedient, im Ganzen naturgemäfs ist, und dafs er mit Liebe, Treue und Geduld sich der Unglücklichen annimmt, die seiner Unterweisung anvertraut werden. Der Nachricht im *Intell. Bl.* der alten *Allgem. Lit. Zeit.* von 14 Dec. 1793, dafs in dem berlinischen Taubstummen-Institute auch in der Musik und im Singen

Unterricht gegeben werde, wird von Hn. *A.* widersprochen. Es wird, aufser im Sprechen, Lesen und Schreiben, blofs im Rechnen, Zeichnen und Messen, in der Religion, in der Geographie, in der Naturgeschichte und Technologie unterrichtet, und zur festen und anständigen Haltung des Körpers, so wie zur Bildung des Herzens, Anleitung gegeben, wobey auch der Gartenbau und gymnastische Übungen nicht vergessen werden. — Hn. *A.* Darstellung ist einfach und deutlich, die Sprache im Ganzen correct, doch könnte sie hin und wieder etwas fließender seyn. Wenn S. 81 einer S. 70 erwähnten Gesellschaft großmüthiger Menschenfreunde in Berlin gedacht wird: so muß man diese Gesellschaft nicht S. 70, sondern S. 75 suchen. — Angehängt sind von S. 82 — 114 ein in das *Int. Bl.* der alten *A. L. Z.* von 14 Dec. 1793 eingerücktes Schreiben, und vier in der *königl. Berlin. Zeit.* No. 43. 1801., in den *berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen* No. 41, 1801, No. 115 u. 119 1803 befindliche Aufsätze, aus welchen Rec. hier noch anführen will, dafs ein von Hn. *Eschke* gebildeter Taubstummer, Namens von Schulzendorf, in der Kanzley des neuostpreussischen Departements des berliner Generaldirectoriums im J. 1800, und ein anderer Taubstummer, ebenfalls ein Zögling des Hn. *Eschke*, Namens Karl Habernafs, im J. 1803 als Lehrer bey dem Taubstummen-Institute angestellt worden ist.

— m —

KLEINE SCHRIFTEN.

PADA000IX. *Genua: Esperimento delli sordi-muti liguri Antonio Doneri Filippo Castelli Luigi Oliva Domenico Megliorino Biagio Viano Luigi Scotto sulla loro istruzione dei primi tre anni.* 1804. 52 S. Fol. Der Pater *Ottavio Assarotti* hat zu Genua eine Anstalt für Taubstumme errichtet, und liefert uns hier ein Programm zu dem ersten Examen, angefüllt mit 1649 Fragen, 549 aus der Religion, 38 aus der Logik, 134 aus der Grammatik, 70 aus der vaterländischen Geschichte, 26 Arithmetik, 214 Geschichte des alten Testaments, 61 Weltbeschreibung, 96 über die Armillarsphäre, 123 aus der Erdbeschreibung, 20 Algebra, 175 Geschichte des neuen Testaments, 49 Naturgeschichte, 37 Physik, 55 Geometrie, und als Anhang 12 geometrische Probleme. Das Verhältniß zweyer Menschen, wovon der eine blofs fragt und der andere immer antworten muß, ist eine höchst unnatürliche Lage, welche besonders einen Taubstummen in Angst setzt und wie eine Furie ihn geist. Dennoch haben zwey der auf dem Titel genannten Taubstummen auf alle Fragen, die übrigen vier nur auf viele geantwortet. Tadelnswerth wären wir, wenn wir hierüber nicht erstaunt; denn fast alles im ganzen Programm ist für Taubstumme gar nicht geeignet, viel zu gelehrt, und Manches darin ihnen unbegreiflich. Offenbar hat Hr. *A.* den wahren Maßstab zur Beurtheilung der Kenntnisse der Taubstummen verfehlt, und sein eigenes Maß von Kenntnissen zum Maßstabe angenommen. Es ist durchaus zweckwidrig, wenn ein Taubstummer lo examinirt wird, als sollte er Pater werden. S. 1, Fr. 26 — 30: „L'anima dell' uomo è semplice? L'anima dell' uomo ha la facoltà di conoscere, e di volere? Se l'anima dell' uomo avesse parti, come sarebbe? Se l'anima dell' uomo fosse composta, potrebbe avere la forza, per cui l'uomo distingue se dagli oggetti, che sono posti fuori di lui, e gli oggetti posti fuori di lui tra di loro? Se l'anima dell' uomo fosse composta, potrebbe avere la forza, per cui l'uomo liberamente si determina ad abbracciare gli oggetti, o a rigettarli?“ Der Taubstummer wird höchstens die Eigenschaften der Seele erforschen lernen, aber noch viel we-

niger, als der Hörende, bis zu der Erkenntniß ihres eigentlichen Wesens gelangen, man mag über diesen Gegenstand ihn so viel fragen und lehren, als man will! Die Seele wird nie ein eigentliches Object des Denkens, ja überhaupt gar nicht Object für den Taubstummen werden. Wenn seine Seele sich ihrer Impressionen und ihrer Thätigkeit bewußt wird: so ist alles geschehen, was man ihm beybringen konnte. — Über die sonderbare Ordnung, in welche Hr. *A.* die vierzehn verschiedenen Wissenschaften gebracht hat, enthält sich Rec. jeder Anmerkung: wo etwas gleich in die Augen fällt, bedarf es keines Fingerzeiges. — Unter der Rubrik: *Grammatik*, findet man folgende Fragen: S. 16. Fr. 390 — 391. „Gli uomini pensano? Gli uomini, quando pensano, che fanno?“ (Denken die Menschen? Was thun die Menschen, wenn sie denken?) S. 17 Fr. 393 — 398: „L'azione, per la quale gli uomini percepiscono gli oggetti esteriori presenti al loro corpo come si chiama? Le sensazioni per quale forza si hanno? Che è la forza di sentire? Per quale mezzo gli uomini sentono? Le parti del loro corpo, per mezzo delle quali gli uomini sentono, come si chiamano? Gli organi dell' uomo quanti, e quali sono?“ und noch zwanzig dergleichen Fragen, von welchen Niemand erräth, wie sie in die *Grammatik* kommen. Auch die Fragen aus der Arithmetik und Algebra beweisen, dafs Hr. *A.* keinesweges ein Examinator ist, welcher die Natur der menschlichen Seele überhaupt und die Denkart der Taubstummen insbesondere kennt. Wenn die Taubstummen zu Genua in dem Zeitraume von drey Jahren geübt worden sind, die 1661 Fragen und Probleme nebst den dazu nöthigen Antworten und Auflösungen dem Gedächtnisse einzuprägen, ohne den Sinn und Inhalt zu kennen: so sind sie allerdings zu bedauern, und Hn. *A.*s. ganzes Programm (mit der Cerimonie des Examens) war dann, wie Cicero sagt, *audax et gotium et impudens*, mit Einem Worte: Charlatanerie.

Ad.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 M Ä R Z 1 8 1 0 .

M A T H E M A T I K .

BERLIN, b. Weiß: *Untersuchung über den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen*. Ein Beytrag zur Geschichte des gestirnten Himmels. Von *Ludewig Ideler*, Astronomen der königlich preuss. Akademie der Wissenschaften, und Correspondenten der göttinger Societät. 1809. X und 452 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die Namen der Sterne sind zwar in allen Compendien der Astronomie angeführt, allein über die Bedeutung derselben, besonders der arabischen, findet man nicht so leicht sichere Auskunft. Hr. I. hat daher eine verdienstliche Arbeit übernommen, daß er dieselben aufs Neue kritisch untersuchte, und ihrem Ursprunge näher nachforschte. Seit *Scaligers* und *Grotius* Zeit ist bekanntlich hierin wenig geschehen, und doch noch so vieles zu wünschen übrig. Den grössten Theil von Hn. I.'s Schrift nimmt die Übersetzung der Gestirnsbeschreibung des Persers *Zakaria Ben Mahmud El-Kazwini* ein, die aus einem der königl. Bibliothek zu Berlin gehörigen Codex der arabisch geschriebenen *Naturwunder* desselben genommen ist. Hr. I. rühmt die Unterstützung, welche er von zwey gelehrten Orientalisten dabey erhalten hat. Hr. Canzleyrath *Tychsen* zu Rostock gab ihm noch Aufschlüsse über verschiedene Stellen jenes Codex, theilte ihm eine Zeichnung des borganischen Globus mit, und berichtete die Abschrift der darauf vorkommenden Sternnamen. Hr. Legationsrath *Beigel* zu Dresden übersandte demselben die Liste der Namen, welche sich auf der von Hn. *Beigel* selbst im astronomischen Jahrbuche 1808 beschriebenen arabischen Himmelskugel zu Dresden befinden. Diese Übersetzung nun hat Hr. I. mit einem Commentar begleitet, in welchem er die Namen der Sternbilder kritisch mit Sach- und Sprach-Kenntniß untersucht, manche Irrthümer der vorhergehenden Schriftsteller, *Scaliger's*, *Bayer's*, *Lach's* u. A. berichtigt, vieles, was die Geschichte der Sternbilder betrifft, erläutert, und auch noch mehrere treffliche Bemerkungen von den Hnn. *Beigel* und *Buttmann* hinzufügt. Er beschränkt sich hiebey nicht bloß auf die arabischen Namen, sondern er schickt auch noch Notizen und Untersuchungen über die griechischen und lateinischen Benennungen voraus. Um sein Werk gemeinnütziger zu machen, hat er den griechisch und arabisch gedruckten Namen zugleich die Übersetzung, und letzteren auch die Aussprache beygefügt. Bey der Nachweisung der Orte
J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

der Sterne verweist Hr. I. auf *Bode's Uranographie*. Des historischen Zusammenhanges wegen fängt er mit einer allgemeinen Einleitung an, worin er von den Schriftstellern Nachricht giebt, die von den Sternbildern geschrieben haben, von *Eudoxus*, *Arat*, *Cicero*, *Caesar Germanicus*, *Avienus*, *Eratosthenes* bis auf *Bayer* und *Lach*. Von *Arats* bekanntem Gedichte fügt er eine ausführliche Inhaltsanzeige bey. In einem Anhange folgen die 28 Mondsstationen der Araber, eine chronologische Übersicht der neueren Sternbilder, und der übersetzte Text des *Kazwini* selbst in der Ursprache, wobey Hr. Hofrath *Dasdorf* dem Vf. noch einen Codex zur Vergleichung aus der dresdner Bibliothek mittheilte. Den Beschluß endlich macht eine Abhandlung über die Gestirne der Araber. Diese ist als ein Resultat aus dem Commentar anzusehen, welches wir mit einigen Worten anführen wollen. Von der Menge arabischer Sternnamen sind ein grösser Theil derselben griechischen Ursprungs, wie die beiden *Böckchen*, die *Krippe*, die beiden *Esel*, das *Löwenherz*, die *Ahre*, die beiden *Scheeren*. Andere bezeichnen die Stellen der Sterne in den griechischen Bildern, wie der *Kopf des Drachens*, *Kopf des Schlangemanns*, *Kopf des Knieenden* u. s. w. Viele andere aber beziehen sich bloß auf das Nomadenleben der Araber, und ihre häusliche Einrichtung, und sind ein deutlicher Beweis, daß jedes Volk sich seine eigenen Gestalten am Himmel bildete, und daß es dabey nicht immer auf die Ähnlichkeit der Gruppen selbst, sondern auf die Phantasie und die Umstände ankam, welche der Zufall herbeyführte. Bald sind es einzelne, bald mehrere Sterne, welchen die Namen von Thieren oder Geräthen aus dem häuslichen Leben der Araber beygelegt sind. So findet sich in der Nähe des Nordpols ein *Hirte* γ *Ceph.* mit seinem *Hunde* ρ *Ceph.*, eine *Heerde Schaafe*, α, β, η , und einige andere kleinere Sterne des *Cepheus*, zwey *Kälber*, β u. γ im kleinen Bären, eine *Ziege*. ζ im großen Bären, zwey *Ziegenböcke*, vier *Kameelmütter*, ein *Kameelfüllen* und ein einzeln *weidendes Kameel*, alle in dieser Gegend und am Kopfe des Drachen. Um diese Heerde schleichen zwey *Schakale*, ζ und η im Drachen, welche besonders dem Kameelfüllen nachstellen, mehrere *Hyänen* mit ihren Jungen. Sonderbar ist dabey, daß, obgleich die Schakale nur Sterne ausdrücken sollen, doch zwey andere Sterne, w und f im Drachen, die Namen ihrer Klauen führen. Eben so kommen noch andere Hirten und Benennungen vor, bey welchen wir nicht verweilen wollen. Zu der zweyten Classe rechnet Hr. I. wirkliche Bilder lebloser Gegenstände,

welche aus mehreren, aber doch immer aus wenigen Sternen zusammengesetzt sind, wie das *Zelt*, welches aus den Sternen λ , μ , σ des Fuhrmanns, oder ein anderes, das aus den Sternen des Raben besteht. Eine dritte Classe von Sternnamen endlich drückt bloß Eigenschaften aus, welche sich auf die Sphäre oder auf andere Umstände beziehen. Das ganze Werk beschließt ein Register der griechischen, arabischen und neueren Gestirne. Mit des Vfs. Ansichten und Erklärungen sind wir größtentheils einverstanden, bis auf wenige Fälle, die wir noch ganz kurz hinzufügen wollen: S. 47 bemerkt Hr. I., es sey nicht klar, ob *Hesiodus* unter dem Namen *Arcturus* bloß den Stern erster Größe, oder das ganze Bild verstanden habe. Vermuthlich das letztere. Wir glauben dagegen, daß das erstere das einfachere, folglich für jene Zeit das wahrscheinlichere sey. Das Sternbild des *Arctophylax* gehört wohl nicht zu denen, wovon sich die Sterne so leicht zusammenstellen ließen. Hatten ihn denn die noch wenig cultivirten Griechen nicht eben so gut *Hüter des Bären*, wie die Araber *Hüter des Himmels*, nennen können? Was Hr. I. weiter in den Nachträgen zu dieser Stelle S. 299 über die Verwechslung der Namen *Bootes* und *Orion*, und über die Veranlassung dazu sagt, hat unseren Beyfall; eben so die Erklärung des Irrthums der alphonsinischen Tafeln S. 71, welche das *Aquila cadens* in eine *pupilla deferens* verändern; oder S. 77 die Erläuterung des *Milvus* bey den Römern, welcher um die Frühlingsnachtgleiche erscheinen soll, wo nach Hn. I. nicht von einem *Sterne*, sondern von einem *Zugvogel* die Rede ist. Weniger können wir ihm hingegen beypflichten, wenn er *Boulliaud's* Behauptung, der arabische Name der *Capella*, *Aijūk*, sey eine bloße Corruption des griechischen $\alpha\iota\gamma$, bloß mit der Bemerkung zurückweist (S. 92): Es sey nicht wahrscheinlich, daß der Name eines so bedeutenden Sterns erst mit der griechischen Astronomie in den Orient gekommen seyn sollte. Daß der Stern jedem Volke leicht in die Augen fallen mußte, wird Niemand leugnen. Darthun läßt sich aber wohl nicht, ob die arabischen Namen vor den Griechen, oder durch dieselben entstanden sind. Hr. I. gesteht ja selbst, daß manche auf diesem Wege entstanden seyn könnten. Wenn er ferner behauptet (S. 110), *Tycho Brahe* habe in seinem Sternkataloge die Zahl der alten Sternbilder durch das *Haupthaar der Berenice* vermehrt: so ist dies wohl nur von der genaueren Bestimmung der Örter der dazu gehörigen Sterne zu verstehen, da das Sternbild, nach Hn. I.'s eigener Äußerung in der Einleitung, bekanntlich älter war. *Eratosthenes* und *Ptolemäus* führen die Sterne schon an. S. 174 kömmt Hr. I. auf den bekannten Streit über das hohe Alter der Wage zurück, und setzt hinzu, Hr. *Buttmann* habe es für jeden Unbefangenen völlig befriedigend erklärt, wie es zugegangen sey, daß dieses Sternbild unter den Griechen durch die ungebührlich erweiterten Scheeren ($\chi\eta\lambda\alpha\iota$) des Scorpions verdrängt worden wäre. Die Wage sey ein uraltes, wahrscheinlich aus dem Orient gekommenes Sternbild. *Cäsar* habe sie vermuthlich auf

Sofigenes Veranlassung (worin wir ihm beypflichten) aufgenommen. Aber schon *Cicero* kenne sie, so wie der Astronom *Geminus*. „Die Griechen lernten also, fährt er fort, schwerlich dieses Bild erst durch die Römer kennen, wie diejenigen anzunehmen genöthigt sind, die dem *Hygin* aufs Wort glauben, daß sie eine römische Erfindung sey. Hr. I. folgert wohl zu viel aus der Meinung dieser Partey. Mögen Römer oder Alexandriner die Erfinder des Sternbildes seyn: vor *Cäsars*, oder, wenn Hr. I. will, *Geminus* und *Cicero's* Zeit kömmt es in der griechischen Sphäre nicht vor. Wer aber das Zeugniß der Schriftsteller, wie *Hygin*s über das Alter der Wage, oder *Plinius* über das Alter des Widders und des Schützens (S. XII), also was uns die Geschichte sagt, einer Hypothese, welcher keine Facta zum Grunde liegen, aufopfern will, der mag es. Die Phantasie behält hier freyes Spiel, wie die vielen Proben zeigen. Das Alter des indischen Thierkreises bleibt sehr problematisch, und die eben angeführten Zeugnisse von *Hygin* und *Plinius* stimmen mit dem unsicheren, schwankenden, aber natürlichen Gange, den die Astronomie unter den Griechen nahm, und wovon wir noch genug Proben finden, so schön zusammen, daß alle Hypothesen ziemlich überflüssig sind. Damit also der Unbefangene desto leichter urtheilen möge, wollen wir *Buttmann's* Meinung und unsere Zweifel hinzufügen. Zuerst findet er es höchst unwahrscheinlich, daß es Völker gegeben haben sollte, die ohne allen Sinn für Regelmäßigkeit den *Zodiakus* in elf Bilder und zwölf Zeichen theilten. (Aber Völker, welche für ihren Kalender auf den Auf- und Untergang der Gestirne achten mußten, und dazu die Gruppen formirten, brauchten nicht gleich dazu einen Thierkreis. Die hellsten Sterne und die auffallendsten Gruppen waren ihnen die willkommensten, sie mochten stehen, wo sie wollten. Bedarf es dazu noch einer Autorität: so können wir uns auf das Urtheil des Oberhofm. von *Zach* monatl. Corresp. B. IV, S. 376 berufen. Der Scorpion war durch seine Sterne leicht kenntlich, und es ist ganz begreiflich, ja wir glauben, selbst nach *Buttmann's* Vorstellung von der Entstehung der Sternbilder erklärbar, daß man ihn mit seinen Scheeren anfänglich gleich bis zu den Sternen der späteren Wage ausdehnte, wie man nachher durch die leichte und überall vorkommende Eintheilung des Kreises in 12 Theile, welche der jährliche Lauf des Mondes hier noch unterstützte, die Eintheilung des Thierkreises in 12 gleiche Theile machte, kamen auf den Scorpion 2 derselben, wie die Alten ausdrücklich versichern. *Buttmann* behauptet nun ferner, $\chi\eta\lambda\alpha\iota$ habe in einer veralteten Bedeutung geheissen die *Schalen*, die *Wagschale*, die *Wage* (*lances*), und sey alsdann mit der *Schale* (*testa*) der gefäß- oder schalenartigen Thiere verwechselt worden. Wir wollen es zugeben, daß das Wort $\chi\eta\lambda\alpha\iota$ mit $\chi\eta\lambda\alpha\sigma$ eine *Lade*, ein *Kasten*, einerley Abstammung von $\chi\alpha\omega$, ich fasse in mir, habe: es scheint uns aber unwahrscheinlich, daß die Bedeutung von einem *Behälter* auf die Wage selbst ausgedehnt werden könnte, und

nach unwahrscheinlicher, daß dieser Begriff sich in Griechenland so ganz verloren haben sollte, und nur in der Bedeutung von Huf und den Klauen der Thiere, von Krebs- u. Scorpions-Scheeren übrig geblieben wäre. Wenn sich bey den Gelehrteren (aber doch nur von *Geminus* an, denn die früheren wissen nichts davon) die ausländische Vorstellung des *ζυγας* erhalten haben soll, warum nicht auch die doppelte Bedeutung von *χρημ*? Sollte also aus dieser Untersuchung für die Geschichte eine Folgerung gezogen werden: so müßten entweder Nachrichten vorhanden seyn, daß die Wage in der ältesten Zeit vorhanden gewesen sey, (nur auf den indischen Thierkreis darf man sich dabey nicht berufen), oder die doppelte Bedeutung des Worts *χρημ* müßte durch den Sprachgebrauch erwiesen seyn. Im letzteren Falle erhielt die Behauptung wenigstens eine Wahrscheinlichkeit, die jetzt, da keiner der beiden Fälle Statt findet, nach des Rec. Überzeugung bloß Vermuthung bleibt. Die Namen *Bootes*, *Helice*, *Suculae* und *Arcturus*, welche Hr. *Buttm.* als Beispiele anführt, können für keinen Beweis gelten, weil über die dabey zum Grunde liegenden Mißverständnisse und Deutungen Geschichte und Sprache vollkommene Auskunft geben. Von Hn. Bs Forschungen über die Entstehung der Sternbilder, die in gegenwärtiger Schrift angekündigt werden, erwartet übrigens Rec. interessante Resultate, so wie sich von Hn. Ps. Sach- und Sprach-Kenntnissen selbst, vorzüglich in der arabischen Astronomie, ebenfalls noch viele neue Aufschlüsse erwarten lassen.

A. M.

PRAG, b. Widtmann: *Handbuch der Mathematik mit Rücksicht auf leichte Fasslichkeit und praktische Anwendung* u. s. w. von *Adam Bittner*, Prof. der praktischen Mathem. und Adjunct an der kön. Sternwarte. I Band. Arithmetik und Algebra. 1809. XII u. 458 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Diese Anleitung zu den Elementarlehren der Arithmetik und Algebra verdient den vorzüglicheren Schriften dieser Art beygezählt zu werden. Die Ordnung der einzelnen Lehren ist gut gewählt, ihr Zusammenhang nirgends unterbrochen, und nur selten vermißt man die nöthige Strenge und Bündigkeit der Darstellung. Dagegen ist des Vfs. Vortrag sehr oft zu weitläufig, und gleicht fast durchgehends mehr den rüthlich aufgeschriebenen ausführlichen Vorträgen eines geübten Lehrers, als einem Compendium, welches erst noch der Erläuterung des Lehrers bedarf. War sagt der Vf. (S. IV der Vorrede): „Die Darstellung ist bey dem doppelten Endzwecke, für leichte Fasslichkeit und praktische Anwendung zu sorgen, etwas weitläufig ausgefallen. Dies konnte bey der Methode, die ich gewählt habe, und für die Gattung von Zuhörern, wofür ich schreibe, wählen mußte, nicht wohl anders seyn. Der größte Theil meiner Zuhörer besteht aus jungen Leuten, die sich der Ökonomie, dem Fortwesen, den Mess- und Bau-Geschäften u. dgl. widmen, und die Hälfte davon hat gewöhnlich keinen wissenschaftlichen Unterricht ge-
essen.“ Allein wir müssen nichts desto weniger die-

se Ausführlichkeit, welche sich durch das ganze Buch gleich bleibt, als einen nicht zu rechtfertigenden Fehler rügen. Nach unserer Meinung könnte der Vortrag der ersteren Lehren allerdings etwas ausgedehnt seyn, müßte aber, so wie der Lehrling indess an die mathematische Darstellung gewöhnt wird, sich stufenweise beschränken, und in den letzten Abtheilungen des Werks mit der gewöhnlichen Gedeignetheit enden. Diesen Stufengang vermiften wir hier ungerne, da er die Brauchbarkeit dieser Schrift sehr erhöht hätte. Die Methode des Vfs., die Lehre von den Brüchen und entgegengesetzten Zahlen durch Figuren in Linien zu erläutern, hat unseren Beyfall, so wie auch die zahlreichen und gutgewählten Aufgaben aus der Ökonomie, Forstwissenschaft u. dgl., die zur Erläuterung der theoretischen Regeln eingestreut sind.

Diesem allgemeinen Urtheile müssen wir noch, besonders für Lehrer, die sich dieses Buchs als Leitfaden ihres Unterrichts bedienen, folgende Bemerkungen über die einzelnen Materien zugesellen. Die §. 17 vorgeschlagene Probe der Addition ist, wenn der zu addirenden Zahlen viele sind, nicht mit Leichtigkeit anzuwenden. Mehr zu empfehlen ist die von dem Vf. selbst noch angeführte Methode, von unten nach oben, und dann noch einmal von oben nach unten zu addiren. Obgleich die Lehre von den gemeinen Brüchen mit vieler Ausführlichkeit abgehandelt ist: so fehlt doch sowohl die Erklärung des Begriffs Bruch, als auch deren Eintheilung in eigentliche und uneigentliche Brüche. Bey der Aufgabe §. 46 hätte bemerkt werden sollen, daß die Auflösung nur dann mit Vortheil angewandt werden kann, wenn der Nenner des gegebenen Bruchs ohne Rest in dem Producte seines Zählers in den neuen Nenner enthalten ist. Vor den vier Rechnungsarten mit Brüchen hätte noch die Aufgabe: zu finden, wie viele Ganze in einem uneigentlichen Bruche enthalten sind, aufgelöst werden sollen. S. 59 wäre es systematischer gewesen, die Aufgaben §. 52: Brüche unter einerley Nenner zu bringen, vor die Betrachtung über die Addition der Brüche (§. 51) zu setzen. §. 87 sollte durch mehrere Beispiele gezeigt werden, wie Brüche, deren Nenner z. B. die Zahl 6, 7, 9 u. s. w. ist, in Decimalbrüche verwandelt werden, deren Decimalstellen ins Unendliche fortgehen. Auch hätte die Ursache dieses Fortschreitens ohne Ende erörtert werden sollen. Bey der Multiplication mit Decimalbrüchen §. 92 u. f. vermißt man die Multiplication eines solchen Bruchs mit einer ganzen Zahl, so wie auch das Verfahren bey der abgekürzten Multiplication. Der Satz §. 93 läßt sich aus Gründen des dekadischen Systems weit einfacher beweisen, wie selbst der Vf. in der Anmerk. zu §. 96 bemerkt. §. 93 fehlt der Fall, wenn an der Decimalzahl mehr Nullen hängen, als der Bruch Decimalstellen hat. Bey der Aufgabe §. 97 fehlen die Fälle, wo entweder der Divisor ein Decimalbruch, und der Dividend eine ganze Zahl, oder wo dieses umgekehrt ist. Auch fehlt hier die abgekürzte Division. In der Rech-

nung mit entgegengesetzten Gröſſen hätten wir ſtatt der Beweiſe, welche der Vf. über die Multiplicationsfälle in Betreff der Zeichen giebt, die höchſt überzeugende *käſtneriſche* Beweisart lieber geſehen. Auch fehlen hier ſowohl zuſammengeſetzte Multiplications- als Diviſions - Aufgaben zur Übung der Anfänger. Der Satz §. 149 könnte leicht mit weniger Weitläufigkeit und gröſſerer Deutlichkeit erwieſen werden. §. 150 fehlt ein Beweis des Satzes, daſs dasjenige, was, bey einer zweytheiligen Wurzel, die man zum Quadrate erhebt, das doppelte Product in die linke Claſſe bringen kann, nie ſoviel betrage, daſs der erſte Wurzeltheil hiedurch um 1 vermehrt werde. Überhaupt würde es zweckmäßiger gewefen ſeyn, wenn ſich der Vf. in den folgenden §§. der Buchſtaben-Rechnung bedient hätte, um ein allgemeines Geſetz für die Theile zu finden, woraus die Quadratzahlen mehrtheiliger Wurzeln beſtehen. Ingleichen vermiſſt man §. 154 und f. einen ſtrengen Beweis über die Nothwendigkeit der Irrationalzahlen durch das Ausziehen der Quadratwurzeln. Der Vf. erklärt hier nur die bekannte Näherungsmethode. Die Urſache, warum man hiebey die Nullen paarweiſe anhängen muſs, hätte auch kürzer und deutlicher angegeben werden können, als es §. 155 geſchehen iſt. Ähnliche Bemerkungen, wie dieſe über das Ausziehen der Quadratwurzeln, laſſen ſich auch bey dem Auffinden der Cubikwurzeln inachen. Der Satz §. 172 könnte füglich an die Stelle von §. 171, und letzterer an die Stelle vom erſten geſetzt werden. Bey den Erklärungen der Verhältniſſe §. 176 u. f. fehlt ſowohl der Begriff des Verhältniſſes überhaupt, als auch der Unterſchied zwiſchen Verhältniſſen der Gleichheit, und der Ungleichheit vom Gröſſeren zum Kleineren, und vom Kleineren zum Gröſſeren. Der ſehr gedehnte Beweis des §. 189, daſs in $a:b=c:d$ das Product $ad=bc$ ſey, laſſt ſich weit kürzer und faſſlicher ſo darſtellen. Aus $a:b=c:d$ folgt $\frac{b}{a} = \frac{d}{c}$, mithin iſt $\frac{bc}{ac} = \frac{ad}{ac}$, alſo auch $bc=ad$.

In §. 197 werden die Fälle 3, 4, 5, 6 und 7 überzeugender aus der Gleichheit der Verhältniſſe der neuen Proportionen, als aus der Übereinkſtimmung der Producte der äuſſeren und inneren Glieder hergeleitet. Bey der einfachen Regel Detri iſt der Vortrag von §. 207 — 217 zu ſehr gedehnt. Die Regel zum Anſatze der drey Glieder in die Proportion kann mit weniger Worten und gröſſerer Deutlichkeit gegeben werden. Eben dieſes gilt von der zuſammengeſetzten Regel Detri §. 220 — 227. — Die weiter folgenden Geſellſchafts- und Vermählungs-Rechnungen ſind, nebst der Kettenregel, ſehr gut abgehandelt. — Auch die Lehre von den Gleichungen hat unſeren Beyfall, nur wünſchten wir die Regeln zur Auflöſung der unreinen quadratiſchen Gleichungen §. 301 — 305 in einer bündigern und dem Anfänger verſtändlichern Kürze dargeſtellt. Δ .

ALTONA, b. Hammerich: *Handbuch der Mathematik für angehende Studierende und zum Selbſtunterrichte*, entworfen von Jacob Struve, Prof. und Director des königl. Chriſtiane zu Altona. I Theil.

Arithmetik. 1808. VIII u. 447 S. II Theil. Syntaktik oder Combinationslehre. 1809. II u. 404 S. gr. 8. (3 Thlr. 12 Gr.)

Wer in dem Gebiete der Arithmetik ſaſt noch Fremdling iſt, und ſich etwa nur die Rechnung mit ganzen und gebrochenen Zahlen, nebst den Grundlehren der Verhältniſſe und Proportionen eigen gemacht hat, dem können wir dieſes Handbuch nicht als Leitſaden zur Erweiterung ſeiner mathematiſchen Kenntniſſe empfehlen. Dem Vortrag des Vfs. gebricht es zwar nirgends an Strenge, öfters aber an jener leichten Faſſlichkeit, welche der erſte Anfänger fodern darf. Wer ſich hingegen ſchon im Beſitze der gewöhnlichen Elementarlehren der Arithmetik befindet, kann ſich des erſten Theils dieſer Schrift mit Nutzen bedienen. Der Vf. ſetzt deſſhalb jene Elemente, als Grundlage ſeines Gebäudes, voraus, um daſſelbe deſto ſchneller zum höchſten Gipfel zu erheben. Wir ertheilen dieſem Werke das Zeugniſs, daſs es wenige Schriften giebt, welche die Arithmetik, auf gleicher Seitenzahl, mit gröſſerer Gründlichkeit und Vollſtändigkeit darſtellen. Auſſer den gewöhnlichen Lehren findet der Leſer hier noch die endlichen und unendlichen Reihen, die verſchiedenen Zahlensysteme, die periodiſchen u. Kettenbrüche, das *newton'sche* Binomialtheorem, die unmöglichen Gröſſen, die Polygonal- und Pyramidal-Zahlen mit Gründlichkeit und Klarheit entwickelt. Was wir an der Darſtellung des Vfs. zu tadeln finden, iſt, daſs er ſich öfters da einer ſchwereren Methode bedient, wo man eine leicht faſſlichere und gleich ſtreng hätte gebrauchen können. Deſſhalb, und wegen der Reichhaltigkeit des Stoffs, halten wir dieſes Werk weniger für Gymnaſien als für Lyceen u. Akademien und für einen ſoliden Privatunterricht paſſend; beſonders, wenn man den Inhalt des zweyten Bandes, welcher der Syntaktik und Combinationslehre gewidmet iſt, mit dem Lehrvortrage verbinden will. Der Vf. benutzte bey dieſem wichtigen, bis jetzt noch nicht in gehörige Aufnahme gekommenen, Theile der reinen Mathematik die bekannten Schriften von Hindenburg und Lorenz, und bemerkt mit Recht, daſs ſich dieſe Werke nicht zu Handbüchern für den öffentlichen Unterricht eignen. — Die Trennung des ſogenannten Ordnungssystems von dem Claſſenſysteme ſcheint uns auch nicht vortheilhaft für die Darſtellung, und wir billigen in ſo weit die Methode des Vfs.; obgleich wir den Wuſch nicht bergen können, ein Mathematiker vom erſten Range möge hier die letzte Hand anlegen, und den Lehren der Syntaktik den Stempel einer ſtrengwiſſenſchaftlichen Form aufdrücken. Vielleicht würde es mehr zur allgemeinen Verbreitung dieſer ſo ſehr intereſſanten Wiſſenſchaft beygetragen haben, wenn der Vf. ſich nur auf die *erſten Elemente* beſchränkt hätte, da nicht wohl zu erwarten iſt, daſs man auf den niederen gelehrten Bildungsanſtalten ſo viel Zeit auf den Vortrag der Combinationslehre verwenden werde, als dieſes Lehrbuch erheiſcht. Der Vf. könnte ſich daher durch eine faſſliche Anleitung zur Syntaktik für die *erſten Anfänger dieſes Studiums* neues Verdienſt um die gelehrte Bildung der Jugend erwerben. Δ .

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 10 MÄRZ, 1810.

LITERATURGESCHICHTE.

MÜNCHEN, b. Giel: *Literarisches Handbuch für die bayerische Geschichte und alle ihre Zweige* von Joh. Christ. Freyherrn von Aretin, königl. bayerischem Oberhofbibliothekar u. s. w. — Literatur der Staatsgeschichte I Theil. 1810. 174 S. — Literatur der Geographie und Statistik I Theil. 1810. 268 S. 8.

Mit inniger Theilnahme sieht nicht bloß Baiern, sondern ganz Deutschland einem Werke entgegen, welches ihm als getreuer Wegweiser bey Baierns interessanter, so oft in die allgemeinen Angelegenheiten Europens verflochtener Geschichte dienen kann. Der Forscher findet, was bisher ist geleistet worden und was noch zu leisten übrig bleibt; ihm verschwindet durch die dargebotene Unterstützung die Ängstlichkeit, ob er nicht bey seinem Studium manche wichtige Quelle übersehen habe; er lernt durch das beygefügte Urtheil die einzelnen Schriftsteller näher würdigen, oft auch seine schon gefasste Meinung durch die beygebrachten Gründe berichtigen, und erhält mit einem Worte einen unentbehrlichen Führer. Ein solches Werk ist das Publicum berechtigt von Hn. v. A. zu erwarten, der seine mannichfaltigen Kenntnisse vorzüglich im literarischen Fache schon längst durch mehrere Schriften bewährt hat, und dem die unumschränkte Benutzung der großen Hofbibliothek, dieser reichen Quelle, in welcher alle geistigen Schätze Baierns sich vereinigen, zu Gebote steht. Er entspricht in dem hier vorgelegten Anfange der Arbeit den gerechten Erwartungen nur zum Theil durch Vollständigkeit der Anzeigen und meist auch durch die Richtigkeit der Urtheile: ob aber in Rücksicht auf Plan und Anlage, wagt Rec. nicht zu behaupten; unsere Leser sollen aus der Vorlegung des Inhalts urtheilen.

Dafs der Vf. zwey zu seinem Werke gehörige Haupttheile zugleich anfängt und von jedem ein Bruchstück liefert, scheint etwas sonderbar, und wir sind nicht vermögend, näheren Aufschluß über die Paradoxie zu geben, da kein diesen Aufsätzen beygefügter Entwurf über die Anordnung des Ganzen belehrt. Doch ein Schriftsteller läßt sich das Recht nicht nehmen, nach Herzensguthdünken seine Sache zu Tage zu fördern, wenn nur am Ende alles sich passend findet; ein nachtheiliges Urtheil würde also voreilig seyn.

Die *Literatur der Staatsgeschichte* schickt eine reichhaltige und gutgerathene Einleitung über die Schriften voraus, welche Nachrichten von den zur bayerischen

Geschichte gehörigen Werken enthalten. Dann folgt die Rubrik: „Schriften, welche angeben, wie die bayerische Geschichte geschrieben werden müsse u. s. w.“ Da aber solche Schriften nicht existiren: so werden aus Joh. Heumann die Wünsche angeführt: man soll in einem Specimen erweisen, dafs man in Franken und Baiern der alten ächten deutschen Sprache näher, als in Oberfachsen, komme; dafs ein Lexikon über die bayerischen Provincialworte sehr nützlich sey; dafs die Eintheilung Baierns in seine Pagos unter Ludovicus Germanicus eine genauere Untersuchung und eigene Charte verdiene; dafs man ein eigenes Werk unter dem Titel *Monumenta Germanica* sammeln soll. Rec. ist weit entfernt, die Ausführung dieser Wünsche zweckwidrig zu finden; aber er begreift nicht, dafs aus diesen Vorschlägen zu erlernen sey, wie man die bayerische Geschichte schreiben müsse. Die ganze Rubrik scheint daher bloß hier zu stehen, um des Hn. v. A. eigenen „Ideen über Historiographie, besonders in Beziehung auf Baiern,“ welche von S. 29 bis 64 folgen, ein Plätzchen zu verschaffen. In ein *literarisches Handbuch für die bayerische Geschichte* gehören sie gewifs nicht; auch wird ein künftiger Geschichtschreiber aus ihnen wohl kaum die Bezeichnung seiner Bahn entlehnen oder entlehnen können, obgleich manche sehr treffende und gutgesagte Gedanken eingewebt sind. Dahin rechnen wir das Urtheil S. 31 ff., dafs eine gute bayerische Geschichte bis jetzt noch nicht geschrieben sey, weil die Vf. sich zu leichtgläubig an manche Sagen des Mittelalters hielten, nicht gehörig an unparteyische Kritik sich fesselten, und keine reine Übersicht der Folgen aus ihren Wirkungen lieferten, kurz weil sie zu wenig pragmatisch wurden. Wenn Hr. v. A. aber glaubt, man habe die vorhandenen Facta nicht hinlänglich gesammelt: so muß Rec. nach seiner Überzeugung geradezu widersprechen; es findet sich wohl schwerlich ein anderer Hauptprosse des deutschen Volks, welcher, so wie der bayerische, mit bekümmelter Sorgfalt jeden auch noch so kleinfügigen, ihn nur von ferne berührenden Gegenstand aufzuspueren und in das vortheilhafteste Licht zu stellen gesucht hätte. Andere sehr brauchbare, für jeden Geschichtschreiber anwendbare Gedanken kommen S. 47 ff. über die Behandlung und Eintheilung der Geschichte u. s. w. vor; sie einzeln zu prüfen, würde hier zweckwidrig seyn, um desto mehr, da die meisten derselben längst als wahr und nothwendig anerkannt wurden. Auch stimmen wir mit inniger Überzeugung dem Satze des Vfs. S. 58 bey: „Die Methode, das Studium der einheimischen Geschichte

M m m

periodenweise ohne Übersicht des Ganzen auf Schulen mehrere Jahre hindurch zu schleppen, dergestalt, daß man in einzelnen Jahren nur einzelne Zeiträume hernimmt, trägt nicht wenig bey, die Geschichte ekelhaft, und die freye historische Ansicht unmöglich zu machen.“ Lieber gar keine neuere Geschichte auf Schulen, als eine lahme Zerstückelung, durch welche der Geschmack und richtige Blick in dem Zöglinge für sein ganzes Leben verkrüppelt wird! — Gewiss findet jeder Leser die Stelle S. 64 über den Adel als ein Wort zu seiner Zeit gesprochen. „Er genoß die Lehen und die Steuerfreyheit nebst dem erblichen Vorzuge der Ämter auch ohne Dienste fort; schloß sich dagegen kastenmäßig zusammen als eine enge den Hof inhabende Innung, und suchte die Ehre des Dienstadels oder der vornehmsten Staatsdiener, so wie auch durch seine Fideicommiss die Vortheile des Geldadels, um so mehr sich zuzueignen, als die Kaufleute seit dem Landfrieden, zwar nicht mehr durch Faustrecht, aber durch Kriege zu Grunde gerichtet wurden, der Feldbau aber noch in der Wiege lag.“ Also wahre und schöne Ansichten zeigt diese Abhandlung allerdings; aber ohne von einigen misrathenen zu sprechen, müssen wir wiederholen, in einem Handbuche der Literatur sollten sie ihre Stelle nicht finden. — Erst S. 65 beginnt die eigentliche Literatur mit den Sammlungen der Quellen, wo unter den einheimischen nothwendig Osele, die *Monumenta Boica* (von denen aber nichts gesagt, sondern nur auf die Recensionen hingewiesen wird,) und Westenrieders Beyträge zur vaterländischen Historie u. s. w. den vorzüglichsten Platz einnehmen, Canisius und Basnage aber völlig übergangen werden. Von auswärtigen Quellensammlungen stehen hier bloß die Namen Schilter, Muratori, Pez und Leibnitz, ohne alle weitere Aufklärung, in wiefern sie hieher gehören; und die übrigen, selbst der wichtige Freher, fehlen sogar dem Namen nach. In Rücksicht auf diesen Abschnitt bleibt also das Werk ganz ohne Brauchbarkeit. Ungleich reichhaltiger und sorgfältiger bearbeitet ist die nächstfolgende Abtheilung, welche von den ältesten Urkunden der Landesgeschichte spricht. Sie liefert eine gründliche Untersuchung über die *Notitia Imperii*, über mehrere Handschriften und über die Ausgaben derselben, und steht hier an richtiger Stelle, weil in dieser *Notitia* mehrere Namen bayerischer Orte vorkommen, welche man in den Itinerarien vergeblich sucht. Die *Edicta* des Ostgothenkönigs Theodorich zählt der Vf. ebenfalls mit auf, weil er das Rhätien, von welchem in ihnen die Rede ist, für Baiern erklärt. Besonders wichtig bleibt aber die Untersuchung S. 92 ff. über die *Leges Bajuvariorum*, ihre ihm bekannten Handschriften und die zehn vorhandenen Ausgaben, unter welchen die von dem gründlichen Geschichtsforscher, I. M. Mederer, in Ingolstadt 1793. 8. edirte bey weitem den ersten Rang behauptet. Mit flüchtiger Hand eilt Hr. v. A. über das zweyte Capitel S. 103 ff. hinweg, welches die gleichzeitigen Schriftsteller enthält, zu welchen jedoch auch die bisher angeführten gehören. Unter der Rubrik: „Zustand des Landes

und seiner Bewohner, bevor es den Römern unterworfen war,“ folgt ein leerer Katalog aller römischen und griechischen Geschichtschreiber und Geographen, obgleich die meisten derselben von dem Lande der Bojer in dieser frühen Periode mit keiner Sylbe sprechen. Bey der folgenden Rubrik: „Baiern unter den Römern“ beruft sich der Vf. auf die nämlichen Schriftsteller, fügt aber aus *Tillemont hist. des Emperours* einen äußerst unvollständigen Auszug der vorzüglichsten Data bey, welche Illyricum betreffen. Wozu dieses? Rhätien und Vindelicien gehörte, so viel Rec. weiß, nicht zur Praefectura Illyricum, sondern zu Italien; und wenn sie dazu gehörten: so durften ja nur wenige von diesen das ganze große Illyricum betreffenden Angaben auf das einzelne Rhätien angewendet werden; überdies kann ja in diesem Handbuche nicht von historischen Auseinandersetzungen, sondern nur von literarischen Angaben, die Rede werden. — Der folgende Paragraph S. 114 hat die Aufschrift: „Baiern in Verbindung mit den Ostgothen,“ und als Quellen für diesen Zeitraum werden, außer dem Cassiodor, welcher die oben angeführten Edicte des K. Theodorichs enthält, S. Severin, Paulus Warnefried, Jornandes und einige Legenden des Mittelalters bemerkt, ob sie gleich sammt und sonders nicht das Geringste von einer Verbindung der Bajuvarier mit den Ostgothen enthalten. S. 121 ff. sollen die von Baiern in Verbindung mit den Franken sprechenden Schriftsteller in ihrer Reihe auftreten; es folgt auch ein langer Katalog. Aber sie stehen da ohne die mindeste Bezeichnung ihrer grösseren oder geringeren Glaubwürdigkeit, ohne Hinweisung auf die eigentlichen Quellen und die übrigen zahlreichen Copisten derselben, kurz ohne alle literarische Bemerkung, und ohne Rücksicht auf ihre chronologische oder anderweitige Ordnung. Überdies sucht man mehrere der wichtigsten Schriftsteller vergeblich, z. B. den Fredegar, eine der Hauptquellen, den gut unterrichteten Regino, und sogar Karls Geschichtschreiber Eginhard. Dagegen stehen viel spätere Geschichtschreiber, ein Hermannus Contractus, welche für diesen älteren Zeitraum nicht mehr als Quelle gelten können, mitten in der Reihe ihrer älteren Brüder. — Reichhaltiger erscheint S. 126 das dritte Capitel mit der Aufschrift: „Spätere Chroniken.“ Es enthält 23 Annalisten, nicht, wie bisher, nach ihren bloßen Namen, sondern mit näherer Angabe ihrer Lebensumstände, Verhältnisse, historischen Glaubwürdigkeit u. s. w., kurz, so, wie man es von einem Literator zu erwarten berechtigt ist; und wir machen es dem Hn. v. A. nicht zum Vorwurfe, daß diese Angaben größtentheils aus Osele's Einleitungen zu den nämlichen Schriftstellern entlehnt sind (ob es gleich löblicher gewesen wäre, darauf hinzuweisen), sondern beklagen vielmehr, daß er auf die älteren Annalisten nicht den nämlichen Fleiß verwendete, da er doch aus Bouquet u. A. manches zum Zwecke Passendes hätte auführen können. Auf Vollständigkeit darf man übrigens auch hier keinen Anspruch machen. Die meisten der hier genannten sind bloß bayerische Anna-

listen, obgleich die Aufschrift einen allgemeinen Umfang verspricht, und auch unter diesen vermisst man viele von denen, welche nicht in Ofele's Sammlung stehen, z. B. den Stero, die salzburgischen Chroniken etc. Rec. hat nach allen bisherigen Belegen nicht nöthig, den Ausspruch zu rechtfertigen, daß dieses Handbuch erst nach einer sorgfältigen Umarbeitung Brauchbarkeit erhalten kann.

Zu einer Klage von ganz entgegengesetzter Art giebt die *Literatur der Geographie und Statistik* Veranlassung, da sie durch eine zweckwidrige Überladung dem Leser lästig wird. Der erschienene erste Theil enthält eigentlich nur das erste Capitel: „von den bayerischen allgemeinen und speciellen Landcharten, Planen, Grundrissen u. s. w.“ Da nun jedermann weiß, daß über Baiern nur eine oder zwey trigonometrisch aufgenommene Charten existiren, die apianische und die sinkische; daß alle späteren aus diesen entlehnt sind, und nur zum Theil durch richtigere Bestimmungen der Längen und Breiten einige Vorzüge gewinnen konnten; daß ferner außer diesen die riedelschen Weg- und Fluß-Charten sich ein anderweitiges Verdienst in einzelnen Theilen erwerben, folglich der Reichthum an brauchbaren Zeichnungen sehr beschränkt ist: so begreift man kaum, wie Hr. v. A. mit diesem einzelnen Gegenstande 268 Seiten füllen konnte. Die Sache wird durch die Darstellung des Benehmens leicht begreiflich werden. Die Einleitung spricht sehr zweckmäßig und gut von den Schriftstellern, bey welchen man sich über Baierns Landcharten Rathsholen kann, über die Fehler der bisherigen Zeichnungen, über die Messungen des Cassini, und über die neueste, vorzüglich auf Betrieb des verdienstvollen Obristen von Riedl unternommene Vermessung einer Basis, welche zur Grundlage der großentheils ausgeführten trigonometrischen und geometrischen Vermessung des Landes dient, und von dem topographischen Bureau zu München, welches die Arbeiten der Ingenieure reducirt in ein zusammenstimmendes Ganzes bringt. Dann beginnt die Beschreibung der bayerischen Landcharten selbst mit dem Ptolemäus. Daß von diesem Griechen im Vorbeygehen Erwähnung geschieht, ist ganz natürlich, da unter seinen alles umfassenden Beschreibungen auch Rhaetia vorkommen muß. Aber so leicht läßt Hr. v. A. seine Leser nicht entschlüpfen; sie erhalten von seiner Hand eine Beschreibung aller ihm bekannt gewordenen Ausgaben des Ptolemäus, welche indeffen nichts weniger als vollständig ist; es fehlt sogar die erste griechische Ausgabe, Basel 1533, durch Erasmus, ob er gleich ihren Nachdruck, Paris 1546, anführt. Was sollte aus unserer Literatur werden, wenn jeder Schriftsteller, welcher Nachrichten von den Landcharten seines kleineren oder größeren Landes liefert, auf den unfliegenden Gedanken käme, den Ptolemäus mit dieser Weitschweifigkeit an die Spitze seiner Arbeit zu stellen! Die peutingerische Tafel wird nicht nur mit ähnlicher Ausführlichkeit behandelt, sondern es ist auch ein Steinabdruck von der Partikel, welche Rhaetien betrifft, aus der scheybischen Ausgabe, diesem Thei-

le des Hn. v. A. in zwey Blättern beygefügt. Interessant ist die Angabe S. 33, Kurfürst Karl Theodor habe den Rest der scheybischen Auflage nebst den Kupferplatten für die Akademie zu Mannheim gekauft. Von S. 41 an folgen die elenden Zeichnungen des Aventin, Lazius u. s. w., und aus ihnen werden die römischen Ortsnamen und Völkernamen sorgfältig ausgehoben. Wie undankbar diese Mühe ist, wird einleuchtend genug durch die Bemerkung werden, daß hier unter Baierns Völkernamen die *Geloni*, *Hisi*, *Senones* u. s. w. vorkommen. Auf diese Art schreitet er bis S. 70 immer nur mit der Aushebung alter Römernamen bis auf die neueren Erklärer fort. Von S. 71 an werden die Charten von Baiern im Mittelalter ohne übermäßige Ausführlichkeit und sehr gut beschrieben; die im *Chronicon Gottevicense* befindlichen Zeichnungen machen dabey die Hauptsache aus. Merkwürdig wird die hier zum ersten Male bestimmt beschriebene Charte des Cardinals Nicolaus von Cusa, welche 1491 in Kupfer gestochen wurde, und die älteste bisher bekannte Charte von Deutschland ist. Ein Exemplar befindet sich auf der kön. Bibliothek, man darf also nun auf die Gewißheit ihres Daseyns rechnen. Unter den neueren Charten von Baiern steht die seltene Zeichnung Aventins, welche 1523 in Holz geschnitten wurde, an der Spitze. Den verschiedenen Ausgaben derselben folgt die Charte des Lazius. Beide werden mit einer Ausführlichkeit durch Aushebung aller einzelnen Orte behandelt, die sie bey weitem nicht verdienen. Zweckmäßiger und verdienstvoller ist die genaue Untersuchung über Philipp Apians 24 bayerische Landtafeln v. 1568. Zwar dürfte man Hr. v. A. die buchstäbliche Aushebung der langen Dedicationen, der angebrachten lateinischen Verse, des diplomatisch genau abgeschriebenen Privilegiums, daß die Charten 30 Jahre lang nicht sollen nachgestochen werden u. s. w., gerne schenken; aber Apian bleibt der Vater aller bayerischen Charten seit beynahe 250 Jahren, lieferte mit unbegreiflicher, nicht hinlänglich belohnter Anstrengung in kurzer Zeit eine vollständige Vermessung des Landes, und eine Reihe guter Charten, wie sie nach der sehr richtigen Bemerkung des Hn. v. A. damals kein anderer Staat aufzuweisen hatte. Bey einem solchen Manne nimmt man es also immer mit Dank an, wenn des Guten etwas zu viel geschieht. Auch die beygebrachten historischen Notizen von dem verdienstvollen Apian sind zwar schon durch Westenrieders Bemühungen bekannt, stehen aber dessenungeachtet hier am gehörigen Platze. Hr. v. A., welchem die vollständige Sammlung auf der königl. Bibliothek zu Gebote steht, findet vier verschiedene, bisher nicht sorgfältig genug bemerkte Ausgaben von Apians Tafeln, wozu noch als fünfte der von Petrus Weinerus besorgte Nachsich kommt. An dieses Hauptwerk schließt sich eine Reihe elender im Auslande erschienener Charten von Baiern, welche vielleicht der Vollständigkeit wegen eine leere Anzeige, gewiß aber nicht die beygefügtten Bemerkungen verdienen. Mit vieler Genauigkeit wird S. 148 ff. die sinkische Charte in 28 Quartblättern angezeigt, welche zwar

im Grunde nichts als eine Reduction von Apians Chartre ist, aber doch zum ersten Male die Oberpfalz mit in das Ganze schließt, und mehrere theils neu entstandene, theils von Apian übersehene Ortschaften enthält. Andere Orte hat Fink übergangen, deren vollständiges Verzeichniß sich bey Hn. v. A. findet; man darf aber die Bemerkung nicht vergessen, daß der dreißigjährige Krieg manches Dorf und Einöde in Baiern um seine Existenz gebracht hat. Die apianische und finkische Charte sind nun die Grundlage zu allen späteren, welche Hr. v. A. mit unnothiger Punctlichkeit anführt und mit Anmerkungen begleitet, da bey weitem der grössere Theil derselben nicht einmal das Verdienst getreuer Copieen hat. Unter ihnen verdienen bemerkt zu werden die homänische Charte als getreue Reduction, die bunaische in 9 Bl. wegen der beygefügtten historischen Angaben, die von der Akad. der Wissensch. zu Berlin in 4 Bl. herausgegebene wegen der besseren astronomischen Bestimmungen. Besonders folgt die Anzeige der Charten vom Königreich Baiern, wo ausser der Charte von Mannert und vom weimarischen Institute noch keine brauchbare vorhanden ist. Von beiden spricht der Vf. nur im Vorbeygehen, und beschäftigt sich dagegen auf mehr als vier Seiten, um die Fehler der lotterischen Charte auszuheben, von welcher jeder Kenner bey dem ersten Anblicke sieht, daß es eine völlig unbrauchbare Arbeit ist. Wenn man nun glaubt am Ende der allgemeinen Anzeigen zu seyn: so fängt das Ganze wiederum von vorne an, indem der Vf. von S. 192 bis 211 die Charten besonders aushebt, welche den Titel vom bairischen Kreise führen, obgleich ihr Inhalt mit den vorhergehenden ganz der nämliche ist. Sie enthalten nicht das geringste Merkwürdige. Merkwürdiger, und eine wahre Bereicherung sind der bairische Reise-Atlas von Hn. Obrist von Riedl, und noch mehr der prächtige und genaue Strom-Atlas des nämlichen Verfassers. Ob es aber nicht belehrender für das Publicum gewesen wäre, wenn Hr. v. A. als ein Mann, der an den Quellen sitzt, sich das Verdienst gemacht hätte, die Vorzüge, so wie die einzelnen Fehler, welche jedem auch noch so vorzüglichen Werke dieser Art ankleben, in das nöthige Licht zu stellen, als daß er uns, wie hier geschieht, die einzelnen in jeder Lieferung enthaltenen Chausseen aus dem Buche abschreibt, bleibt eine andere Frage. Überhaupt wäre es wohl gut gewesen, über die Arbeiten und Verdienste des zu früh verstorbenen Hn. v. Riedl im Zusammenhange zu belehren. Aber so leicht inacht es Hr. v. A. seinen Lesern nicht; aus einer Note S. 6, wo von Cassini's Messungen die Rede ist, müssen sie sich Rathsholen über die übrigen Producte dieses Mannes. Wir heben aus dieser Note die Notiz aus, daß von Riedls Charte des Königreichs Baiern in vier Blättern zwey Blätter vollendet da liegen. Möchte sie doch durch seine Gehülfen im Bureau topographique bald vollendet werden, damit das Publicum eine ausführlichere Zeichnung des Königreichs in die Hände bekäme, und damit das weimarische Institut doch einigermaßen näheren Beystand zur glücklichen Ausführung seines grossen Atlases

von Deutschland erhielte! Denn beynahe scheint die Ankündigung S. 191 eine Ironie zu seyn, wenn Hr. v. A. den Leser auf die neue in Weimar erscheinende Charte vom Königreich Baiern in 39 Bl. aufmerksam macht. Der unternehmendste und arbeitsamste Kopf ist ja wahrhaftig nicht vermögend, etwas Vollständiges zu liefern, wenn man es ihm an dem unentbehrlichen Materiale fehlen läßt. In Rücksicht der einzelnen Charten, welche zum Königreiche, aber nicht zur Provinz Baiern gehören, müssen wir noch beyfügen, daß ihre Anzeige grösstentheils fehlt. So erscheinen zwar viele Charten vom nürnberg'schen Gebiet, aber nicht die neueste von Hn. Späth; nicht die Charten Hn. Hammers von Bamberg und von Franken; nicht die amman-bohnenbergerische Charte von Schwaben.

Man sieht aus der bisherigen so viel möglich getreuen Darlegung und Beurtheilung des Inhalts, daß die literarische Beschreibung der Charten zwar ihre beträchtlichen Fehler, aber auch Vorzüge hat; daß hingegen bey der Literatur der Staatsgeschichte Plan und Ausführung durchgängig nichts als Lücken zeigen. Da Hr. v. A. das Mangelhafte dieser Arbeit unstreitig selbst fühlen muß: so gewinnt es das Ansehen, er habe ohne Weiteres abdrucken lassen, was ihm seine Collectanea darbieten, bloß um die merkwürdigen, mit dem Werke selbst in keiner Verbindung stehende Vorrede der Lesewelt übergeben zu können. Sie ist 18 Seiten lang, und anstatt das Publicum über den Plan und die Art der Ausführung seines Werkes zu belehren, spricht sie von dem populären Fürsten und dem Enthusiasmus einer kräftigen Nation. „Max der Vielgeliebte ist der Wiederhersteller des bairischen Namens, und das bairische Volk wird ihn unvergänglich machen.“ Wann und wo war denn der bairische Name verloren, und wie kommt diese Äußerung an die Spitze einer Literärgeschichte? Doch bald fühlt der überraschte Leser, daß dieß nur eine kleine Einleitung zu ungleich kräftigeren Sätzen ist. „Wenn wir in Bezug auf die Bildung des National-Charakters die alte Geschichte lesen: so glauben wir unter Wesen ganz anderer Art versetzt zu seyn. Was ist anders, was uns hindert, den grossen Männern des Alterthums gleich zu kommen, als unser Mangel an National-Charakter, oder mit anderen Worten: unsere Vorurtheile und unsere selbstsüchtigen Gesinnungen? diese Erzeugnisse politischer Einrichtungen, bey welchen das Gepräge des Genies — nicht sichtbar ist.“ Bezeichnet Hr. v. A. durch die selbstsüchtigen Gesinnungen seine eigenen: so hat Rec. keine Einwendung zu machen; aber daß der in den nachfolgenden Worten gegen die am Staatsruder stehenden Männer gerichtete grelle Anfall in München durfte gedruckt werden, liefert einen ausgezeichneten Beweis nicht bloß von Censurfreyheit, sondern noch mehr von dem innigen Bewußtseyn der bairischen Regierung, bey ihren Verfügungen zweckmässig gehandelt zu haben. Ob übrigens zu irgend einer Zeit in Baiern grösserer Enthusiasmus vorhanden war, als gerade in der gegenwärtigen Periode, würde wohl schwerlich durch die Geschichte bewiesen werden können. (Der Beschluß folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 M Ä R Z, 1810.

LITERATURGESCHICHTE.

MÜNCHEN, b. Giel: *Literarisches Handbuch für die bayerische Geschichte und alle ihre Zweige*, von Joh. Christ. Freyh. von Aretin u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hr. v. Aretin fährt nun in seinen Äußerungen fort, was für ganz andere Gesetzgeber ein Moses, Lykurg und Numa gewesen seyen, ohne auch nur auf den Gedanken zu kommen, dass jene Männer in ganz anderen Verhältnissen waren, und rohe Haufen erst zum eingerichteten Volke umbilden mussten, welches er doch wahrhaftig nicht bey den Baiern annehmen wird. Nationalgebräuche und Einrichtungen sind es nach seiner Meinung, welche den Genius u. s. w. eines Volks bestimmen; und da diese nicht bloß in Baiern, sondern überall fehlen: so giebt es auch keine Deutschen, keine Franzosen, Engländer, Spanier mehr, sondern nur Europäer. Daher haben sie die nämlichen Leidenschaften, werden unter gleichen Umständen gleich handeln, und begehen Schelmenstreiche u. s. w. Es ist der Mühe werth, die Stelle S. 9 u. 10 im Zusammenhange zu lesen. „Also gebe man den Baiern durch National-Einrichtungen eine National-Physiognomie, die ihnen die Luft benehmen wird, sich mit anderen Völkern zu verschmelzen. Zugleich wird Thatendrang in ihren Charakter kommen, der das gefährliche Spiel wechselnder Verordnungen ersetzen wird u. s. w.“ Wahrscheinlich will durch alles dieses Hr. v. A. nur eine Probe seines eigenen Berufs zum Gesetzgeber darlegen, liefert aber in der That die Probe von der grossen Beschränktheit seiner Einsichten. Man setze den für unsere Zeiten in der That unmöglichen Fall, der Baier könne durch National-Einrichtungen ganz in sich selbst zurückgezogen, und von anderen Völkern isolirt werden. Würde in diesem Falle Baiern selbstständig und unerschütterlich in politischer Rücksicht bleiben, wie Hr. v. A. annimmt und sich auf Johannes von Müller beruft. Gewiss gerade das Gegentheil. Durch seine isolirte Eigenheit müsste er gegen alle anderen Völker anstossen, und zwar gerade am ersten gegen den Franzosen, dessen Charakter schon jetzt so viel Abrechendes gegen den Deutschen und besonders gegen den bayerischen hat. Ferner, wollte Hr. v. Aretin in seine Ausbildung des Charakters alle Bewohner des Königreichs aufnehmen? Dies ist wohl kaum sein Gedanke; auch würde diese Ausbildung bey den Schwaben und Franken schwerlich Eingang finden. Folglich wäre

J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

der neue Nationalcharakter auf ungefähr eine Million eigentlicher Baiern beschränkt, welche durch innere Kraft dastehend der übrigen Welt Trotz bieten sollten! Im Grunde meint es der Vf. mit seiner Nationalumwandlung so arg nicht; die Vorschläge, welche er weiter unten über gleiche Vertheilung der Auflagen, über eine streng geordnete Finanzverwaltung, über das Lehren der vaterländischen Geographie, Geschichte u. s. w. auf Schulen macht, sind ja ohnehin in Baiern, so wie in anderen Ländern, in voller Ausübung, ohne dass deswegen Jemand auf den seltsamen Gedanken kommt, das Volk von allen übrigen isoliren zu wollen. Dem Hn. v. A. war es bloß um einen passenden Übergang zu thun, um auf die aus Norddeutschland nach München berufenen Gelehrten zu kommen, welche nach seiner Meinung zu der vorgeschlagenen Nationalbildung schlechterdings nicht passen. „Die Baiern, heisst es S. 12, sollen keine ausländischen und ja keine kosmopolitischen, am wenigsten nordländische Erzieher haben.“ Dass diese Norddeutschen ihm irgend einen Plan gestört haben, geht nun freylich aus dieser Stelle deutlich hervor; ob dadurch, dass einer von ihnen eine Stelle erhielt, in deren Besitz sich Hr. v. A. selbst gerne gesehen hätte, oder dadurch, dass sie sich gegen die Eingebornen übermüthig benahmen (welches auf alle Fälle gerechten Tadel verdienen würde), ist Rec. nicht vermögend zu beurtheilen. Aber laut und hart spricht sich dieser Haß in der beygefügtten Note aus. „Die Norddeutschen (mit wenigen Ausnahmen) verachten und hassen die Süddeutschen, glauben sich weit vor ihnen voraus, und werden nie den herzlichen unbefangenen Sinn derselben zu fassen oder zu schätzen wissen. Wenn es ihnen gelingt (wovon Gott sey), unsere üppige Lebensfülle mit ihrer nördlichen Kälte und Steifheit zu erstickern: so ist unser Vaterland unwiederbringlich zu Grunde gerichtet.“ Hier erscheinen also derber ausgesprochen alle die seltsamen Bocksprünge wieder, welche das Publicum schon seit einiger Zeit in den öffentlichen Blättern mit Widerwillen erblickt. Sie dürften ohne alle weitere Bemerkung hier stehen, da sie das Zeichen der Lächerlichkeit so offenbar an ihrer Stirne tragen, wenn nicht auf der einen Seite ein nachtheiliges Urtheil über die bayerischen Gelehrten sich in Deutschland verbreiten könnte, welches doch mit Recht nur den Hn. v. A. trifft, und wenn nicht auf der anderen die Eingebornen Baierns auf den Gedanken kommen müssten, so laut und öffentlich ausgesprochene Anklagen könnten doch unmöglich grundlos seyn. Rec. nimmt daher

N n n

zwar keinen Antheil an dem ihm fremden Streit der Parteyen, hält aber einige nähere Auseinandersetzungen des oben angeführten Textes für ein Wort zu seiner Zeit gesprochen. Über die Zugrunderichtung Baierns durch die nördliche Kälte geht er stillschweigend weg, da Jedermann fühlen muß, daß einige aus Norddeutschland berufene Männer unmöglich die bezeichnete hässliche Wirkung hervorbringen könnten, wenn sie auch die ihnen untergeschobene Absicht hätten; es ist bloß ein Streich in die Luft. Auch vor der durch die nördliche Kälte erstickten üppigen Lebensfülle geht er mit wenig Worten vorüber. Der Norddeutsche genießt die Freuden des Lebens so gerne als der südliche; ist aber die Rede davon, daß er sie erst nach vollendeter Arbeit genießt, und nicht leben will, um zu essen: so mag es gar nicht übel seyn, wenn er diesen üppigen Lebensgenuss da, wo er wirken kann, zu ersticken sucht; ein Gelehrter, dem Essen, Trinken u. s. w. die Hauptsache des Lebens ist, wird in Baiern so wenig als anderswo sich Lorbeeren zubereiten. Aber näher am Herzen liegt uns die nun häufig wiederholte Anklage von der Verachtung und dem Haß gegen die Süddeutschen. Sie ist völlig grundlos; jeder gebildete Mann weiß es, und ist durch tausendfältige Erfahrungen überzeugt, daß gute Köpfe nicht in einem bestimmten Klima erzeugt werden; und hat Hr. v. Arctin jemals Sachsen gesehen: so muß er doch wahrhaftig gefunden haben, daß das Klima von dem bayerischen kaum um das Merken sich unterscheidet. Es ist bekannte Sache, daß nicht bloß Süddeutschland im Ganzen, sondern namentlich Baiern, zu jeder Zeit in den meisten Fächern ausgezeichnete Köpfe, auch gründlich gelehrte Männer hatte, und sie noch jetzt vielleicht mehr als jemals besitzt. Wenn also irgend einmal ein Sprudelkopf aus nördlicherer Gegend von Baierns Gelehrten herabwürdigend sprach: so darf dies so wenig für die allgemeine Stimme gelten, als wenn Jemand die Baiern im Allgemeinen über die Verachtung der Norddeutschen anklagen wollte, weil das einzelne Individuum, Namens Hr. v. A., nachtheilig von ihnen spricht. — Heißt aber die gemachte Anklage: norddeutsche Gelehrte haben häufig ein nachtheiliges Urtheil über den Geschmack und die Sprache bayerischer Schriftsteller gefällt: dann ist sie treffend, und dieses Urtheil wird das nämliche bleiben müssen, so lange bis sie besser schreiben, nicht weil sie Baiern, sondern weil sie keine guten Schriftsteller sind. Sie können es nicht werden, so lange selbst gelehrte Männer wenigst statt wenigstens, gemalen statt gemalt, Mühler, genohnen, statt Müller und genoinnen u. s. w. schreiben und aussprechen. Man halte diese Bemerkungen ja nicht für unbedeutend; es knüpft sich an sie ein schleppender Gang des Vortrags und eine nicht hinlängliche Klarheit der Gedankenfolge, welche die Hauptursache sind, daß sehr gründliche Werke bayerischer Schriftsteller im übrigen Deutschlande wenig Leser finden werden. Wer sich die Miene giebt, er verlange diese Leser nicht, spricht nicht nach dem inneren Gefühle seines Herzens; jeder Schriftsteller,

und besonders der, welcher mit dem Bewußtseyn auftritt, dem Publicum neue Aufklärungen gegeben zu haben, schreibt, um von recht vielen gelesen zu werden, und oft muß dies die vorzüglichste Belohnung seiner Anstrengungen seyn. Wegen dieser richtigen Ansicht haben sich auch mehrere Gelehrte sehr glücklich bemühet, ihrem Ausdruck Reinheit und Rundung zu geben. Man halte z. B. die älteren Schriften des Hn. Westenrieders, welchen Rec. gewiß mit Recht unter die vorzüglichsten Gelehrten Baierns zählt, mit seinen neuesten Aufsätzen zusammen, und kaum wird man in Rücksicht auf den Vortrag sich überzeugen können, daß beide aus der Feder des nämlichen Mannes kamen. Dergleichen Beyspiele lassen sich mehrere aufzählen; aber bis jetzt machen sie nur Ausnahme von der allgemeinen Regel, weil es in der That äußerst schwer ist, als Mann einem Uebervollständig abzuhehlen, zu welchem der Grund auf Schulen gelegt wurde. Gewöhnlich fühlt man auch die Fehler dieser Art erst nach Ablegung derselben, und hält jeden für einen Gegner, welcher auf dieselben aufmerksam zu machen sucht. Sollte durch Zufall nach einigen Jahren ein Baier diese Rec. lesen: so findet er wahrscheinlich, daß wir die unbefangene Wahrheit sprechen; für jetzt läßt sich wohl kaum die Anerkennung derselben erwarten. Wenn daher das königlich bayerische Ministerium zur Berufung mehrerer fremder, durch ihre Schriften ausgezeichneten Gelehrten auch gar keine weitere Absicht gehabt hätte, als im inländischen gelehrten Betrieb den Stolz zu einer Umwandlung zu bewirken: so verehrt schon jeder aus der Ferne hinblickende unparteyische Zuschauer die Weisheit und Zweckmäßigkeit der gewählten Mafsregel. Diese Männer müssen wirken, vielleicht kräftiger wirken, als sie wohl selbst glauben. Weniger durch ihre Lehre, denn diese möchte bey der gegenwärtigen Krisis wohl schwerlich von jeder Seite zuvorkommend aufgenommen werden, sondern hauptsächlich durch die Eifersucht. Bey allen Regierungen zählt man dem Mann reichlicher, welcher erst durch vortheilhafte Bedingungen aus anderen Gegenden muß herbegezogen werden, als dem Einheimischen, über den sich leichter schalten und walten läßt. Auf unseren Universitäten, wo der Regel nach immer die größere Hälfte der Lehrer aus Ausländern besteht, ist man so ziemlich an diese Maxime gewöhnt, und der Neid wird beyin Falle der Noth in seine Schranken zurückgewiesen. In Baiern hingegen, wo der Fall nie, wenigstens nie in der gegenwärtigen Ausdehnung, erschienen war, mußte die Gährung zum heftigeren Ausbruche kommen; man dachte nicht weiter an die menschenfreundliche Absicht der Vorsteher der Nation, sondern nur an seine persönliche Zurücksetzung. Jeder bestrebt sich, mit größerem oder geringerem Erfolge den Beweis zu liefern, daß man der Fremdlinge nicht bedürfe, beweiset aber schon durch diese Anstrengung, welche eine wirkende Triebfeder diese Fremden in sie gelegt haben. Alles muß daher mächtig und schnell in die Höhe schreiten; ge-

diegene Schriftsteller erwachsen mit jedem Tage mehr, und bald werden wir den Fall erleben, daß der bayerische Gelehrte eben so in das Ausland berufen wird, wie bisher der Ausländer bey ihm einheimisch wurde. Die Collision hat also gewiß ihre vor-

theilhaften und schnellen Folgen, welche einzig durch das ächtjacobinische Benehmen eines Hn. v. A. zwar nicht gehemmt, aber doch gehindert werden könnten.

Vd. Hg.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *München*, in Commiß. b. Lindauer: *Über die frühesten universalhistorischen Folgen der Erfindung der Buchdruckerkunst.* Eine Abhandlung, vorgelesen in einer öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften in München, als diese den Tag ihrer Stiftung zum fünfzigsten Male feyerte am 28. März 1808. Von J. Christ. Freyherrn von Aretin, kön. Central-Bibliothek-Director. 1808. 50 S. gr. 4. (1 Thlr. 2 Gr.). Der gelehrte Vf. beschenkt uns hier wieder mit einer literar-historischen Abhandlung, wie sie ein Anderer zu geben nicht leicht vermöchte. Was er sagt, ist nicht Sprache der Oberflächlichkeit, sondern der Erfahrung und Gründlichkeit. Das Geschichtliche der Typographie haben in älteren und neueren Zeiten viele In- und Ausländer behandelt; es fehlt nicht an Schriften, welche uns über das Entstehen dieser Kunst, über den Ort, wo sie entstanden seyn so, über die Urheber derselben, über die ersten Producte dieser Erfindung, über die Verbreitung und Aufnahme derselben in verschiedenen Ländern belehren; aber eine philosophische Geschichte dieser Kunst und ihrer literarischen, politischen und kirchlichen Folgen vermißt man noch immer. Hr. v. A. versucht daher in dieser Abhandlung, diesen Gegenstand unter solchen Ansichten darzustellen, die auch der philosophische Universalhistoriker seiner Aufmerksamkeit würdig finden wird. Zuerst spricht er von ihrer Entstehung, aber freylich ganz anders, als viele vor ihm, und dann von ihren Folgen, wie noch sehr Wenige, und auch nur in zerstreuten Bemerkungen, ohne das Ganze zu umfassen, davon geschrieben haben. Verweilen wollen wir aber nicht bey dem, was der Vf. von der Geschichte dieser Kunst selbst gegeben hat. Wir sagen also nichts von dem, wie die Werke der Alten ohne Typographie sich bey den großen Stürmen der Zeit erhalten haben; nichts von den Materialien, welchen die Alten ihre Schriften anvertrauen; nichts von dem, was das Christenthum, das Mönchthum und die mittleren Jahrhunderte zur Bewahrung der gelehrten Schriften gethan haben; nichts von den Bemühungen eines Petrarca, Boccaccio, der Mediceer und anderer Heroen, um die classische Literatur wieder ins Leben zurückzurufen; nichts über die Entstehung gelehrter Institute, von der Erfindung des Linienpapiers und von der Kostbarkeit der Handschriften vor dem typographischen Jahrhunderte; nichts von den traurigen und hierarchischen Zeiten vor dem 15ten Jahrh., wo alles eine neue Ordnung der Dinge erwartete; auch endlich nichts von den Vorerfindungen, welche den Weg zur Buchdruckerkunst bahnten, und wie, wo und von wem dieselbe erfunden worden ist, und daß sie fast hundert Jahre brauchte, ehe sie ihre Vollendung erreichte. Dank hoffen wir aber zu verdienen, wenn wir ihnen mit dem Vf. erzählen, welche Kraftäusserungen oder Folgen durch die Buchdruckerkunst hervorgebracht wurden. Es entstanden durch dieselbe eine Menge neuerer Beschäftigungen und Arten von Künstlern, welche die Vorwelt nicht gekannt hatte. Buchdrucker waren die ersten, welche hervortraten, aber auch im Anfange nicht so geschätzt und belohnt wurden, als sie verdienten. Der geistreiche Erfinder Gutenberg wurde von dem unwissenden aber reichen Faß um die Früchte seiner Anstrengung betrogen und der Noth Preis gegeben, ja er mußte sogar erfahren, daß ihm der Ruhm der Erfindung durch Faß und Schöfer (andere nennen ihn Schöffer) entrissen wurde, und daß nicht er, sondern diese, vom Kaiser Friedrich III. eine auszeichnende Belohnung erhielten. In Deutschland, dem Vaterlande dieser Kunst, sahen sich die Buchdrucker oft genöthigt, weit umher zu wandern, und an vielen Orten einzeln Versuche zu machen, ehe sie einen schicklichen Wohnsitz fanden; daher in den Annalen dieser Kunst so viele Städte, in welchen nur ein oder zwey Bücher gedruckt worden sind (ja sogar einige, deren Namen unbekannt sind). Sie wanderten daher in andere

Länder aus, vorzüglich nach Italien, wo sie mit vorzüglicher Auszeichnung überall, besonders in Venedig, aufgenommen wurden. Damals waren die Buchdrucker zugleich Buchhändler, und eben dadurch machten sie bedeutende Geschäfte, ob sie gleich oft auch eine große Menge selbstverlegter Bücher, besonders wenn sie dem Zeitgeiste nicht huldigten, auf ihrem Lager behielten und — darboten. Solche unangenehme Erfahrungen haben ohne Zweifel verursacht, daß sich diese beiden Stände trennten, und die Buchhandlungen ihre Firma, so wie vorher die Buchdruckerofficinen ihren Namen, den Werken beysetzten. Diese Kunst brauchte ferner auch Schriftgießer, Correctoren, Cenforen; durch sie wurden die Geschäfte der Papiermüller, Buchbinder, Holzschnyder, Kupferstecher, Illuminatoren und Rubricatoren vermehrt, der beiden letzteren jedoch nur auf kurze Zeit. Die wichtigsten Gehülften aber, welcher diese Kunst bedurfte, waren die Correctoren, meistens Gelehrte, die sich sogar durch einen Schwur verbindlich machen mußten, keinen Druckfehler stehen zu lassen. Auch der Nachdruck drängte sich schon im 15ten Jahrh. zu dieser Kunst, wie die vielen Privilegien aus jenen Zeiten beweisen. Doch auch auf die Gelehrten selbst hatte diese Kunst einen Einfluß, wie ihn noch keine andere gehabt hatte und hatte haben können. Sie konnten nun über Ort und Zeit mehr als ihre Vorfahren gebieten, und nichts konnte sie mehr hindern, allezeit und allenthalben zu seyn, und die ganze Welt zu ihrem Publicum zu machen. Sie gewannen mehrere Zeit zu ihren Studien, da das Abschreiben und Verbeßern der Handschriften aufhörte. Die Preise der Bücher wurden sehr vermindert, so daß, da sie vorher nur Günstlinge des Glücks sich verschaffen konnten, sie recht eigentlich ein Gemeingut der Menschheit wurden. Es entstand zugleich das ganz eigene Verhältniß zwischen Mäcenen und gelehrten Schützlingen. Da in den ersten Jahren der Typographie, durch welche die politischen und historischen Studien vorzüglich geweckt wurden, noch keine Pressbeschränkung herrschte: so konnten Gelehrte den Großen der Erde Dinge sagen, die hundert Jahre später nicht ohne Rüge würden geblieben seyn. Es entstanden auch mehrere bis dahin unbekannte, oder doch nicht allgemein bekannte Zweige der Literatur, als Kritik, Methodik und encyclopädisches Studium. Auch der Zustand der Universitäten und niederen Schulen wurde dadurch wesentlich verbessert, und besonders, wie Rec. hinzusetzt, das Lesen und Erklären der griech. und röm. Classiker in denselben, obgleich nicht gleich und allgemein, befördert und erleichtert, weil die Anzahl der ersten gedruckten Bücher noch immer zu gering und ihr Preis noch zu theuer war, so daß junge Studierende, z. B. in Leipzig, sogar noch in den Jahren 1515 — 1517, welche Riccard. Cracum einige Stücke vom Herodot, Plato und Pindar erklären hörten, sich dieselben, um darüber hören zu können, vorher abschreiben mußten, wovon Rec. selbst drey Hefte von einem nachher in der gelehrten Welt berühmten Manne ab- und nachgeschrieben besitzt. Doch auch diesem Bedürfnisse half in den folgenden Jahren die Typographie völlig ab. Unter den gelehrten Anstalten, welche durch diese Kunst befördert wurden, darf man auch die Bibliotheken nicht vergessen, welche sie als ihre zweyte Schöpferin verehren müssen. Einige Gelehrte, nicht zufrieden, Bibliotheken anzulegen, schafften sich sogar eigene Druckereyen an. Die dritte Classe der durch die Buchdruckerkunst in Thätigkeit gesetzten Personen waren Künstler. Die Holz- und Form-Schnyder sahen sich bald nach Einführung der Druckerey genöthigt, ihren Tafeldruck aufzugeben, und sich der höheren Zeichnung zu widmen; und daher verdrängten sie nach und nach die Illuminatoren und Rubricatoren, welche die Anfangsbuchstaben malten, weil sie dafür in Holz geschnittene Initialen einführten, und ihre Kunst schon am En-

de des 15ten Jahrh. zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit brachten. Bisweilen erhielten die Künstler auch Aufträge, Prachtwerke mit Handzeichnungen und Gemälden zu ziern. Die Kupferstecherkunst schritt, von der Holzschneidekunst gehindert, mit der Typographie nur langsam vorwärts. Die Erfindung der Buchdruckerkunst hatte aber auch nicht geringe Vortheile für das lesende Publicum, welches nun eine Menge von historischen Facten, von Länder- und Völkerkunde, von reinen philosophischen, religiösen und politischen Begriffen erhielt, von welchen man früher nicht einmal eine Ahnung gehabt hatte. Eine neue Welt öffnete sich vor, den Augen aller, die nur lesen konnten und wollten, und nichts mehr konnte verheimlicht werden. Auf diese Art bildete sich jener schon damals so furchtbare Richterstuhl, die öffentliche Meinung, gegen welche weder die weltliche Macht, noch auch die härtesten Zwangsmittel der geistlichen Obrigkeiten etwas vermochten, obgleich diese alles aufboten, durch die Censurgerichte die Freyheit zu denken und zu schreiben einzuschränken. Gelinder und weiser verfuhr die weltliche Macht. Sie bemühte sich, nach und nach die Vortheile der Typographie sich selbst eigen zu machen; sie belohnte die Ausüher derselben, beschenkte sie mit verschiedenen Vorrechten, und verwilligte ihnen Ehrenbezeugungen, die keinem anderen Gewerbe ertheilt wurden. Eine andere wichtige Veränderung brachte die Typographie dadurch hervor, daß sie die Geistlichen von den wichtigsten Staatsämtern entfernte, wovon sie, als die Alleindepositäre der Schreibekunst, bis dahin in beynahe ausschließendem Besitze gewesen waren. Das Lesen und Schreiben drang nun auch in den Ritterstand ein, das ihm bisher fast unbekannt geblieben war. Nichts aber glaubt der Vf. von dem Einflusse, den die Typographie auf die Reformation hatte, sagen zu dürfen, da sich mit ihr ein neuer Abschnitt in der Universalgeschichte anhebe, und weil sich mit ihr die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst endige, wiewohl man ihn eben so gern davon, wie über die früheren Zeiten, würde sprechen hören. Wenn der Vf. am Schlusse dieser gehaltvollen Abhandlung den Gedanken äußert, daß die Typographie, wenn sie später erfunden worden wäre, keine classische Literatur mehr würde angetroffen haben, und daß unsere Bildung dann eben den Gang hätte nehmen müssen, wie bey den Barbaren, welchen keine Muster aus dem Alterthume vorleuchteten: so möchte doch die Geschichte etwas gegen diese Vermuthung einzuwenden haben. Länger, glaubt Rec., würde der Gang der classischen Literatur durch die alte Barbarey aufgehalten, aber doch nicht ganz gehindert worden seyn. Man braucht es dem gelehrten Vf. wohl nicht erlt zu sagen, daß dieselbe in Italien auch schon vor der Typographie wieder aufgeregt sich unaufhaltsam verbreitete, durch die geistlicheren Griechen, durch Petrarca, Boccaccio und Andere wieder aufgeweckt, allgemein geschätzt, und von großen Mäcenen begünstigt wurde, und daß alte Handschriften mit dem größten Eifer aufgesucht und vervielfältigt wurden, und mit den sich immer vermehrenden Freunden der alten Literatur sich vervielfältigt haben würden, wie wir denn die meisten Handschriften, welche wir besitzen, den kurz vor der Typographie hergehenden Jahrhunderten zu verdanken haben. Ein besserer Geist war einmal rege, der sich nie ganz verdrängen läßt, und auch nie ganz verdrängt worden war; das Gefühl für das Gute, Edle und Schöne war einmal wieder geweckt, welches sich nie ganz einschläfern läßt; das Licht, welches in Italien wieder angezündet worden war, fing auch schon in finsternen Gegenden, wo Breviere und Pfalter noch immer mehr als Homer und Horaz geschätzt wurden, wenn auch nicht zu glänzen, doch zu dämmern an, und ausländische Studierende, welche Italiens Universitäten besuchten, brachten Begriffe in ihr Vaterland zurück, welche überall, obgleich im Stillen, auf die öffentliche Meinung zu wirken angingen. Ja es ist sogar zu glauben, daß die Barbarey selbst die Barbarey vertrieben haben würde.

Noch verdient von dieser Abhandlung gerühmt zu werden, daß sie der Vf. aus der Fülle seiner literar. Kenntnisse mit schätzbaren Anmerkungen und Notizen bereichert hat, die den Literaturfreund oft mehr als die Abhandlung selbst

interessiren und belehren werden: z. B. S. 3 N. 5) von der Incunabeln Sammlung der münchener Centralbibliothek; S. 9 N. 9) von dem großen Werthe der alten Handschriften; S. 14, N. 16) von der richtigen Würdigung des Mittelalters; S. 18, N. 18) über die Geschichte der Erfindung der Typographie; S. 32, N. 34) über die *editiones principes*, ihren Werth und Unwerth, und andere mehr. S. 20, N. d) wie auch auf dem Titelblatte, ehe es umgedruckt worden war, hat der Vf. von dem ältesten Druckdenkmal: *Die Mannung der Christenheit wider die Turken*, vom Jahre 1454, wovon das einzige bis jetzt bekannte Exemplar in der münchener Centralbibliothek aufbewahrt wird, und von welchem der neue allgem. Literar. Anzeiger 1807 eine ausführliche Nachricht giebt, einen diplomatisch genauen lithographischen Abdruck beizufügen verprochen, welchen aber Rec. bedauert in seinem Exemplare nicht vorgefunden zu haben.

H. i. k.

PÄDAGOGIE. Oldenburg, b. Schulze: Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung der Töchter Schule in Oldenburg. Zur Einladung einer am 9 Nov. mit derselben anzustellenden Prüfung von J. R. Ricklefs. 1808. 48 S. 8. (6 Gr.) Hr. Prof. Ricklefs verweilt zuerst in dieser Nachricht bey der Erörterung des Ausspruchs: *das Weib soll nicht gelehrt seyn*; er setzt die Richtigkeit desselben ins Licht, und zeigt, daß das Weib in seinem Charakter und seiner Bestimmung gemäls ausgebildet werden soll. Einen bitteren Austail auf die zu Nordhausen unangenehm eingerichtete Töchter Schule läßt man S. 7 ungern, wo es heißt: „Keine Anthropologie als besondere Wissenschaft, keine Klugheitslehre, keine Mythologie, keine 7 ernunftlehre, wie ein neueres Institut dieser Art (zu Nordhausen nämlich) zu lehren verpflichtet, ist von uns angekündigt.“ Wenn wir nun gleich nicht umhin können, Hn. R. darin beizustimmen, daß die Gegenstände des Unterrichts in allen Schulanstalten, und in den Töchter Schulen besonders, lehrer vereinfacht und beschränkt, als ohne Noth erweitert werden sollten: so können wir dennoch auf keine Weise dergleichen Bitterkeiten gegen die verdienstvollen Vorsteher der Töchter Schule zu Nordhausen (Sparr und Heyse) billigen, und das um so weniger, da Hr. R. noch vor Kurzem mit Hn. Heyse in collegiallicher Verbindung stand. — Innige Freude hat es uns aber gewährt, daß man auch in Oldenburg darauf bedacht gewesen ist, für die Erziehung und Bildung des aufblühenden Weibes, besonders im Mittelstande, künftig bessere Anstalten zu treffen. Nur dann erst kann es unter uns Deutschen wirklich besser werden, wenn ein ähnlicher Sinn alle Gegenden und Städte Deutschlands ergreift. Es gereicht Hn. R. und allen seinen würdigen Mitarbeitern zur Ehre, wenn sie erklären, daß es bey der Gründung des Instituts auf gar keinen Gewinn abgesehen sey, daß man vielmehr der neu aufblühenden Anstalt schon Opfer gebracht habe, und im eigentlichen Sinne noch bringen wolle. So etwas erheitert in dieser selbstkritischen Zeit! Auch hat es uns nicht wenig gefreut, in dieser Nachricht zu lesen, daß Hr. R. und seine Mitarbeiter, mit Hinzunehmung, eigenes Gewinns, der bey dieser Schule angestellten Lehrerin, für einen Unterricht von 26 Stunden wöchentlich, 200 Thaler Fixum, freye Wohnung und Feuerung zugesichert haben, indest man anderswo die Lehrerinnen an den Töchter Schulen medien theils darben läßt. — Befremdend ist es, wenn man in dieser Nachricht S. 23 liest: „daß in dem Institute bis jetzt noch kein Unterricht im Gesange ertheilt wird; oder S. 26: „bey dem Unterrichte im Lesen sind gar keine neuen Methoden gebräuchlich“; oder S. 28: „die meisten Schiuerinnen haben, nach ihrem Wunsche, gestickt, ob aber zu ihrem grösseren Nutzen, das ist die Frage!“ Auch bey manchen anderen Gegenständen des Unterrichts vermiffen wir die Anwendung gelauterter pädagogischer Grundsätze, wenn wir uns gleich, bey der nothwendigen Beschränktheit dieser Anzeige, nicht ausführlicher darüber verbreiten können. — Die Überfüllung der Conduitenlisten mit schlechten Puncten und schlechten Kreuzen, mit guten Puncten und guten Kreuzen, wovon S. 44 — 46 ein ermüdender Bericht erstattet wird, können wir am wenigsten in Töchter Schulen gut heissen.

Übrigens wünschen wir der jungen Anstalt etwas Unterstützung von oben herab, damit der edle Plan des Hn. R. und seiner würdigen Mitarbeiter unter dem Jammer der Zeit nicht scheitern, sondern immer glücklicher ausgeführt werden möge.

aryr.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 M Ä R Z 1810.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Sander: *Elemente der Staatskunst*. Öffentliche Vorlesungen vor Sr. Durchlaucht dem Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar, und einer Versammlung von Staatsmännern und Diplomaten, im Winter von 1808 auf 1809, zu Dresden, gehalten von Adam H. Müller, herzogl. sächs. weimarisch. Hofrath. 3 Theile. Mit 3 Kupfertafeln. 1809. I Th. XXVIII u. 298 S. II Th. 375 S. III Th. 328 S. 8. (4 Rthlr.)

Der Titel dieses Werkes erinnert an den Titel eines anderen, das, seit mehr als zwey Jahrtausenden ein Gegenstand der Hochachtung und Bewunderung ist; wir meinen die *Elemente des Euklides*. Gleichwohl dürfte sich selbst der Vf. der *Elemente der Staatskunst* jede Vergleichung mit den *Elementen des Euklides* verbitten, indem er, um consequent zu seyn, nicht anders als mit Verachtung auf jenen alexandrinischen Gelehrten herabblicken kann, der, einer allgemeinen Schwäche huldigend, seine Idee durch lauter Begriffe aussprach, und es immer nur darauf anlegte, seinen Begriffen die höchste Bestimmtheit zu geben; eine Todsfunde in den Augen des Vfs. der *E. d. Staatskunst*, welcher nichts mit Begriffen zu thun haben will, weil sie ewig todt sind. Wir wollen ihm hierin für den Augenblick nachgeben, und uns von dem Titel seines Werkes zu dem Werke selbst wenden.

Dieses zerfällt in 36 Vorlesungen, welche durch sechs Bücher vertheilt sind. Das 1ste dieser Bücher handelt von der *Idee des Staats und vom Begriffe des Staats*; das 2te von der *Idee des Rechts*; das dritte von dem *Geiste der Gesetzgebungen im Alterthum und im Mittelalter*; das 4te von der *Idee des Geldes und des Nationalreichthums*; das 5te von den *ökonomischen Elementen des Staats und vom Handel*; das 6te vom *Verhältniß des Staats zu der Religion*. Es ist die Rede vom Allem, was seit dem Erwachen des politischen Sinnes in Deutschland, oder vielmehr seit dem Wiedererwachen desselben in den letzten zwanzig Jahren, Gegenstand der öffentlichen Debatte, sofern Schriftsteller sie geführt haben, gewesen ist; und die Absicht des Vfs. ist keine andere, als den großen Streit zu beendigen, die Geister mit einander auszuföhnen, und durch Zurückführung des Verstandes zur Vernunft alles um einen gemeinschaftlichen Leuchthurm zu versammeln, der, wie sich ganz von selbst versteht, kein anderer ist, als er selbst. *Quid dignum tanto feret hic promissor hiatus?*

Die erste Vorlesung, worin behauptet wird: „dass
J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

es den politischen Systemen unserer Zeit an Bewegung mangle, und daher die Theorie mit der Praxis im Widerspruch sey:“ — diese erste Vorlesung enthält den Kern aller übrigen; wir müssen sie also einer genaueren Kritik unterwerfen, wenn wir darüber ins Reine kommen wollen, ob der Vf. in einer so zwietrachtvollen Zeit, wie die gegenwärtige ist, den thebanischen Orpheus zu wiederholen, Aussicht und Geschick habe. Er lehnt sich gegen die Staatstheorien der gegenwärtigen Zeit auf. „Die Zusammensetzung eines Staates, so beginnt er, ist etwas so Großes, Mannichfaltiges und Ungründliches, daß die Eilfertigkeit und der Leichtfinn, womit das Studium desselben gegenwärtig, besonders in Deutschland, getrieben wird, billig befremden muß. Käme es bloß darauf an, die äußere Maschinerie, das Gerüst des erhabenen, wie zu vollendenden Baues zu beobachten und zu kennen: so möchte innerhin ein geübtes Auge, eine gewisse leicht zu gewinnende Fertigkeit in Einsammeln von Kenntnissen, auch ein gutes Gedächtniß, hinreichen, einen Meister der Staatskunde zu Stande zu bringen. Aber wer nennt den Staat eine Maschinerie, und seine Glieder todes Räderwerk? Wo bleibt dieses, wo bleiben alle anderen Gleichnisse, wenn man die *Bewegung* der bürgerlichen Gesellschaft, ihr Fortschreiten, ihr Umsichgreifen, den rastlosen Umlauf ihrer Kräfte und Reichthümer wahrzunehmen anfängt, wenn die Geschichte uns den Staat durch ganze Jahrhunderte in ewigem Kampfe und Wettlaufe mit anderen Staaten zeigt? — In der *Bewegung* also will der Staat betrachtet seyn, und das Herz des wahren Staatsgelehrten soll, so gut wie das Herz des Staatsmanns, in diese Bewegung eingreifen. — Die Staatswissenschaft soll den Staat im Fluge, in seiner Bewegung, auffassen, nicht bloß Gesetze hineinwerfen und hinein würfeln, und dann müßig zusehen, wie es gehen wird. — Der Staat, und alle großen menschlichen Angelegenheiten haben das an sich, daß ihr Wesen sich durchaus nicht in Worte oder Definitionen einwickeln oder einpressen läßt; jedes neue Geschlecht, jeder neue große Mensch, giebt ihnen eine andere Form, auf welche die alte Erklärung nicht paßt. — Der Staat (um dies aus der zweyten Vorlesung vorwegzunehmen) ist nicht eine Manufactur, Meyerey, Assurance-Anstalt, oder mercantillische Societät; er ist die *innige Verbindung der gesammten physischen und geistigen Bedürfnisse, des gesammten physischen und geistigen Reichthums, des gesammten inneren und äußeren Lebens einer Nation, zu einem großen energischen, unendlich bewegten und lebend-*

gen Ganzen. Und von diesem Ganzen kann die Wissenschaft kein todttes, stillestehendes Bild, keinen Begriff geben; denn der Tod kann das Leben, der Stillstand die Bewegung nicht abbilden." In allem diesem ist sehr viel Mißverständnis, von welchem wir nur ungewiss sind, ob er von dem Vf. künstlich herbeigeführt, oder dem Geiste desselben nothwendig sey. Dafs es den politischen Systemen unserer Zeit an Bewegung mangle, das wollen wir zugeben; aber wo ist das politische System irgend einer Zeit, dem es nicht an Bewegung gemangelt habe? Entweder der Vf. statuirt ein System, oder er statuirt keins. Im ersteren Falle bringt das Wesen eines Systems die Unbeweglichkeit mit sich; denn was wäre das wohl für ein System, das heute so, und morgen anders ausfähe? Im letzteren Falle heifst es auch für ihn: *manum de tabula*; denn wenn die Zusammensetzung eines Staates wirklich etwas so Grofses, Mannichfaltiges und Unergründliches ist, dafs sich darin nichts fixiren läfst: so begreift man nicht, wie der Vf. dazu kommt, auch darüber nur zu sprechen. Man möchte hier sagen: *verba, praeter eaque nihil*; und der Fehler liegt darin, dafs der Vf. weder das Wesen des Staats noch das der Staatstheorien aufgefaßt hat. In jenem ist unabänderlich und ewig das Leben, das sich bald so, bald anders gestaltet, und, eben weil es Leben ist, sich keiner willkürlichen Regel unterwirft, die man ihm geben möchte. In diesen ist eben so ewig und unabänderlich der Tod, obgleich keinesweges derjenige, den der Vf. darin erblickt. Alle diese politischen Systeme dürfen sich nicht herausnehmen, weder ein Leben geben zu wollen, das nicht da ist, noch selbst ein Leben haben zu wollen: jenes nicht, weil die Kraft und mit ihr das Leben sich selbst setzt, nie gesetzt wird; dieses nicht, weil das System zwar aus dem Leben hervorgehen mufs, wo alles das Etwas werden will, aber wenn es nun einmal hervorgegangen ist, seine Individualität nur durch die Unbeweglichkeit behaupten kann. Was wollen denn aber diese politischen Systeme, wenn es sich also mit ihnen verhält? Sie wollen nichts mehr und nichts weniger, als das Leben, aus dessen Beobachtung sie hervorgegangen sind, sichern und leiten. Alle ihre Vollkommenheit besteht in dem, was sie zu diesem Endzweck leisten. Ein Beyspiel wird dies deutlicher machen. Eine Gesellschaft will tanzen. Dies Tanzen mufs nach gewissen Regeln vollzogen werden, deren Totalität die Tanzkunst ausmacht. Jedes Mitglied der Gesellschaft kennt diese Regeln. Ehe sie aber befolgt werden können, mufs man sich über die Art des Tanzes verständigen. Man wählt einen Tanz, der in irgend einem sogenannten Tourenbuche vorgezeichnet ist. Tanzt nun die Tour? tanzt das Tourenbuch? Keinesweges! Die Menschen tanzen; aber sie tanzen nach der in dem Tourenbuche enthaltenen Zeichnung, und dies müssen sie wohl, wenn sie überhaupt einen regelmässigen Tanz aufführen wollen. Das durchs Tanzen ausgedrückte Leben ist in ihnen; die todtte Regel ist im Tourenbuche. Gleichwohl sind eine tanzlustige Gesellschaft und ein Tourenbuch für einander da, und

kein vernünftiger Mensch bedauert, dafs das todtte Tanzbuch nicht das tanzende Leben sey. Eben so nun ist es reine Unvernunft, bedauern zu wollen, dafs den politischen Systemen einer gegebenen Zeit das Leben und die Bewegung mangle. Es soll ihnen ewig mangeln; aber durch sie soll bewirkt werden, dafs das Staatsleben um so gröfser und herrlicher werde. Eine ganz andere Frage ist, wie tief sie geschöpft und wie zuverlässig sie sind! Ihre Vollkommenheit kann gröfser oder geringer seyn; wer möchte hierüber streiten? Aber zu ihrer Vollkommenheit kann nie die Beweglichkeit gehören, selbst wenn sie die allertiefsten Abstractionen enthalten sollten; zu ihrer Vollkommenheit gehört vielmehr die Unbeweglichkeit, als diejenige Eigenschaft, welche dem Staatsleben die wenigsten Hindernisse in den Weg legt. Wenn der Vf. will, dafs der Staat ideenmäfsig, nicht begriffsweise aufgefaßt werden soll: so offenbart sich in diesem seinem Verlangen eine auffallende Verwechslung von Idee und Begriff. Der Staat, als etwas Gegebenes, kann immer nur begriffsweise aufgefaßt werden, eben weil er etwas Gegebenes ist; gerade wie es mir, bey dem Anblick einer gegebenen Statue oder irgend eines anderen Kunstwerks, durchaus nicht gestattet ist, sie anders als begriffsweise aufzufassen. Will ich einen gegebenen Staat oder ein gegebenes Kunstwerk ideenmäfsig auffassen: so mufs ich vor allen Dingen von ihrer Wirklichkeit abstrahiren, und mich in die Verfassung desjenigen zurückversetzen, der als Gesetzgeber oder als Künstler einen Staat oder ein Kunstwerk schaffen wollte. Alles Geschaffene, von welcher Art es auch seyn möge, drückt zuletzt die Verwandlung einer Idee in einen Begriff aus; und der Staat, in sofern er etwas Geschaffenes ist, kann hievon keine Ausnahme machen. Wenn nun der theoretische Staatskünstler die Regeln feststellt, nach welchen das lebendige Wesen, Staat genannt, behandelt werden soll: so befindet er sich in gleicher Lage mit jedem anderen Schaffenden, d. h. er ist schlechterdings genöthigt, seine Idee durch Begriffe auszudrücken, und alle Mühe, die er sich geben mag, dieser Nothwendigkeit auszuweichen, ist durchaus vergeblich. Daraus aber, dafs er sich durch Begriffe ausdrückt, folgt keinesweges, dafs es nur Begriffe für ihn giebt, wie der Vf. zu glauben scheint; der Begriff ist in der Idee, und wiederum die Idee in dem Begriff — wenigstens für den, der nicht für gut befindet, beides gewaltsam von einander zu trennen. Die Elemente der Staatskunst sind die beste Widerlegung für die Behauptung des Vfs.; denn, wie jeder andere Schriftsteller, so hat auch er sich durch Begriffe aussprechen müssen, und es ist ein wahrer Triumph, ihn mit allem seinem Abscheu vor Begriffen und Definitionen dahin gebracht zu sehen, dafs er den Staat durch eine „innige Verbindung der gesammten physischen und geistigen Bedürfnisse“ u. s. w., oder, wie es weiter unten geschieht, durch „die Totalität der menschlichen Angelegenheiten und ihre Verbindung zu einem lebendigen Ganzen“ definirt. Wir reden hier keineswegs den vor

handenen Staatstheorien das Wort; diese mögen mehr oder weniger mangelhaft seyn, ja, ewig mangelhaft zu bleiben bestimmt seyn. Wir bekämpfen nur die wunderliche Vorstellung, welche der Vf. von einem ideenmäßigen und begriffsartigen Auffassen des Staatslebens hat, und vergleichen ihn mit einem Arzte, der, anstatt dem physischen Leben nachzuhelfen, nachdem es ins Stocken gerathen ist, dieses physische Leben selbst seyn will. Vermöge der vortheilhaften Meinung, die der Vf. von sich selbst hat, glaubt er alles gefast zu haben, was in neueren Zeiten für die Fortbildung der Staatstheorie geschehen ist. Dies dürfte indeß nicht in dem Malse der Fall seyn, wie er sich einbildet. In den organischen Gesetzen, deren Totalität die Verfassung ausmacht, sieht er nur todte Träger, welche eben so wohl gar nicht da seyn könnten. Ist dies aber wohl eine richtige Ansicht? Muß es nicht Gesetze geben, wodurch die Art und Weise, das Gesetz zu machen, festgestellt wird? Können diese Gesetze aus einer anderen Quelle geschöpft werden, als aus der menschlichen Natur? Sind sie, vorausgesetzt, daß sie den höchsten Grad von Vollkommenheit, dessen sie fähig sind, erreicht haben, nicht die sicherste Gewährleistung für die Güte aller bürgerlichen Gesetze, und eben dadurch die ewigen Ableiter der Willkühr und des Despotismus? Der öffentliche Wille oder das Gesetz muß seinen Repräsentanten haben, und diesen wird es immer in dem Fürsten besitzen, in dessen Namen es bekannt gemacht und vollzogen wird; aber die Güte des öffentlichen Willens oder des Gesetzes willgleich falls ihren Repräsentanten haben, und diese wird sie immer nur in denjenigen besitzen, welche berufen sind, dem Gesetze die Vollkommenheit zu geben, wodurch es zum allgemeinen Willen wird. Einheit und Gesellschaftlichkeit sind also die ewigen Grundcharaktere der Regierung; und die Regierung, als ein Wesen, das seine Eigenthümlichkeit in der Beschaffenheit der organischen Gesetze hat, ist nur insofern gut, als ihr Organismus das von ihr ausgehende Gesetz verbürgt. Was also der Vf. auch zur Rechtfertigung der Regierung eines gewissen deutschen Staates sagen mag, den in unseren Zeiten ein so furchtbares Schicksal getroffen hat: so ist er doch in einem gewaltigen Irrthume, wenn er behauptet, die organischen Gesetze wären in diesem Staate gut genug gewesen. Daran fehlte so viel, daß das Schicksal, das über ihn gekommen ist, nur aus der Beschaffenheit seiner organischen Gesetze erklärt werden kann. Denn würden alle die Personen, welche bey diesem Schicksale eine Rolle gespielt haben, nicht ganz anders gewesen seyn, wenn durch die Verfassung selbst dafür wäre gesorgt worden, daß keine Ausartung oder, wie der Vf. es zu nennen beliebt, kein Erstarren in Begriffen hätte Statt finden können? Wir geben dem Vf. vollkommen Recht, wenn er den Staat die Totalität der menschlichen Angelegenheiten und ihre Verbindung zu einem lebendigen Ganzen nennt; wir haben nicht das Mindeste dagegen einzuwenden, wenn er den Staat nicht als Mittel zu irgend einem Zwecke gelten lassen will: was wir aber nicht billi-

gen können, ist dieses stolze Herabsehen auf die organischen Gesetze, die, aus der Natur des Menschen und der Gesellschaft geschöpft, erst Tact und Rhythmus in das Staatsleben bringen. Wo sie vollkommen sind, da ist das kräftigste Leben; und damit wir alles auf einmal sagen, was sich über diesen Gegenstand sagen läßt: so müssen wir erklären, daß alles ideen- oder begriffsweise Auffassen des Staats uns hiemit in der engsten Verbindung zu stehen scheint; so nämlich, daß das erstere Auffassen Statt findet, wenn jene organischen Gesetze nicht so vollkommen sind, wie sie seyn könnten, und es folglich darauf ankommt, nachzuhelfen, und daß das letztere Auffassen dann eintritt, wenn die organischen Gesetze die (wirkliche oder eingebilddete) Vollkommenheit erhalten haben, die keinen Wunsch aufkommen läßt. Alle gegenwärtigen Staatstheorien hätten also ihren letzten Grund in der tiefgefühlten Unvollkommenheit der Staaten, und in der vorausgesetzten oder wahrhaft erkannten Unfähigkeit der Regierungen, diesen Unvollkommenheiten abzuheben. Selbst die Entstehung der Elemente der Staatskunst kann nur auf diese Weise erklärt werden; denn wie bedürfte es wohl der Weisheit des Vfs., wenn diese Weisheit in denen wäre, welchen sie beywohnen sollte?

Die Art und Weise, wie der Vf. sich über das *Naturrecht* erklärt, bedarf einer besonderen Beleuchtung. „Wir dürfen, sagt er, getrost alles Naturrecht aufser oder über oder vor dem positiven Rechte leugnen; wir dürfen alles *positive* Recht für natürliches anerkennen. da ja alle die unendlichen Localitäten, welche das positive Recht herbeiführen, aus der Natur herfließen; wir dürfen künftig, da nun alles positive Recht zugleich natürliches ist, das Bestreben, die wahre Natur im positiven Rechte zu behaupten, Naturrecht nennen. In diesem Sinne nennt einer von den größten jetzt lebenden Rechtsgelehrten, der Hofrath Hugo in Göttingen, das Naturrecht: *Philosophie des positiven Rechts!*“ Hierin ist Wahres und Falsches unter einander gemischt. Wenn man unter Naturrecht dasjenige Recht versteht, das dem positiven Recht vorangegangen seyn soll, das Recht, das da war, ehe es eine Gesellschaft gab: so ist freylich nichts abgeschmackter, nichts chimärischer, als ein solches Naturrecht. Denn es verhält sich damit, wie mit dem *vorgesellschaftlichen* Zustande des menschl. Geschlechts, der eben so unmöglich ist, als Pflanzen ohne Wurzeln, oder Wurzeln ohne Pflanzen. Indes ist damit noch nicht die ganze Lehre von dem Naturrechte abgemacht. Da alles Recht einem Gesetze entsprechen muß: so werden wir dasjenige Recht Naturrecht nennen müssen, das dem Naturgesetze entspricht, sofern es sich in dem Menschen offenbart hat. Was ist aber dieses Naturgesetz? Der Mensch hat sich seine Bestimmung eben so wenig gegeben, als das Thier, die Pflanze, das Mineral. Diese Bestimmung ist ihm vielmehr gegeben worden, und er ist in dieser Hinsicht ewig abhängig von dem Gesetze, nach welchem sie ihm gegeben worden ist. Dies nun ist das Naturgesetz, das man auch das *göttliche* nennt. Gehörig aufgefaßt, ist das Naturgesetz dasjenige, wodurch

die inneren Anlagen bestimmt werden, welche den Menschen zu einem nothwendigen Mitgliede der Gesellschaft machen. Das Naturgesetz, so gedacht, ist die ewige Basis alles positiven Gesetzes, das auch das gesellschaftliche genannt wird: *jenes* ist über alle menschliche Schöpfung erhaben, und kann nur angeschauet werden; *dieses* ist das unmittelbare Werk der menschlichen Schöpfungskraft, und als solches immer nur in sofern gut, als es nichts enthält, was mit dem Naturgesetz in Widerspruch stehet. Aus diesem Grunde nun sagt *Hugo* in Göttingen mit Wahrheit: das Naturrecht sey die Philosophie des positiven Rechts. Denn für alles Raisonnement über das gesellschaftliche Gesetz haben wir keine andere Grundlage, als die richtige oder fehlerhafte Auffassung des Naturgesetzes, und aller Streit über den vorgeblichen Widerspruch, in welchem beide stehen sollen, ist von dem Augenblick an zu Ende, wo man erkannt hat, durch welche innere Anlagen des Menschen eine Gesellschaft möglich geworden ist. In diesem Erkennen sind alle die Fortschritte eingeschlossen, welche die Gesetzgebung machen kann; dieses Erkennen aber ist mit grossen Schwierigkeiten verbunden, weil es Eigenschaften des Geistes voraussetzt, die bisher, wie es scheint, noch nie vereinigt gewesen sind. Man muß das Wesen der Gesellschaft in dem Wesen des Menschen, und umgekehrt das Wesen des Menschen in dem Wesen der Gesellschaft aufzufassen verstehen, wenn man hinter das Geheimniß von dem wahren Verhältnisse des Naturrechts zu dem positiven Rechte kommen will. Ist man aber einmal hinter dasselbe gekommen: so sieht man auch ein, daß das, was der Vf. *Localitäten* nennt, auf die gute oder schlechte Beschaffenheit des gesellschaftlichen Gesetzes keinen Einfluß hat, indem keine Localität in der Welt verhindern kann, daß das gesellschaftliche Gesetz der ewigen Natur des Menschen und der Gesellschaft entspreche. Der Fehler der meisten europäischen Gesetzgebungen liegt zur Zeit noch darin, daß man das Studium des Naturgesetzes im Menschen auf eine wahrhaft unverantwortliche Weise vernachlässigt hat, und das einzige Tröstliche ist, daß man endlich von dieser Vernachlässigung zurückkommen wird.

Der Vf. sucht in der dritten Vorlesung zu beweisen, daß der Nutzen und das Recht, die als Begriffe einander widersprechen, sich versöhnen, sobald sie ideenweise aufgefaßt werden. Wir haben bereits unsere Meinung über diese verschiedene Art des Auffassens gesagt, und bemerken hier bloß, daß Recht und Nutzen sich auf keine Weise widersprechen. Aller Streit kann nur entstehen zwischen Nutzen und (Gegen-) Nutzen; das Gesetz ist der Vermittler dieses Streites, und das Resultat dieser Vermittlung ist das Recht. Nachdem wir uns aber auf diese Weise über die Sache selbst erklärt haben, scheint es uns der Mühe werth, die Hauptgedanken anzugeben, wodurch der Vf. seinen Beweis führt. „Der Planet, den wir bewohnen,“ sagt er, „hat alle Zeichen grosser Dauerhaftigkeit; er ist älter als das menschliche Geschlecht (?) und wird wahrscheinlich auch das menschliche Geschlecht überleben (?). Mit diesem Planeten nun ist das

menschliche Geschlecht im Kampf; es sucht ihm abzu gewinnen, was es vermag; es sucht ihn zu zähmen, und alle seine Erzeugnisse, alle seine Kräfte in das Interesse der bürgerlichen Gesellschaft hineinzuziehen. In diesem Streite entwickelt sich die Kraft der Gesellschaft, sie verbreitet und concentrirt sich. Die Erde wehrt sich unaufhörlich gegen diese Angriffe ihrer Kinder; sie wehrt sich mit den doppelten Waffen: der Gewalt; der Schönheit und des Reizes. Ausser dem Vortheile der grösseren Dauerhaftigkeit, hat sie vor dem menschlichen Geschlechte noch den Vortheil voraus, daß alle ihre Kräfte die grösste Einheit haben, während ihr Feind, die Menschheit, ein tausendköpfiges Wesen ist, und während noch überdies die unzähligen Köpfe ihres Feindes nach wenigen Jahren verschwinden, und neue ganz anders gestaltete (?) an ihre Stelle treten. Die alte grosse Kriegerin hat bis heute schon gegen zweyhundert (*warum nicht weit mehrere?*) verschiedene Generationen von Menschen in Schlachtordnung sich gegenüber gesehen, und jede Generation bestand aus vielen hundert Millionen (*woher weisst dies der Vf.?*) ganz verschieden gestalteter (?) und durch weite Räume von einander getrennter Köpfe. Was hat die Erde in diesem Kriege zu thun? Nichts, als die Verbindung der Generationen und der Köpfe zu verhindern. (*Eine seltsame Aufgabe, welche die Erde zu lösen hat! Denn wie liesse sich wohl eine Verbindung der Generationen verhindern?*) Wie viele Mittel standen der Erde zu Gebot, ihren Feind, der nur durch seine Vereinigung und innige Allianz feindselig gegen sie auftreten konnte, zu spalten, seine Kräfte zu theilen und so zu entwaffnen! Jede neue Generation konnte sie durch neue Reize verführen, (*woher aber nahm sie denn diese neuen Reize?*) daß sie die vorangegangene Generation, ihren natürlichen Allirten, vergafs und von ihm abtrünnig wurde. Wenn durch die Mühe vieler verbündeter Generationen eine grosse Kriegskraft zusammengebracht war, wie in Rom: so brauchte sie nur Barbaren hinein zu locken, die den allzu mächtig gewordenen Feind zermalmen, und alle seine Spuren zertreten mußten. Wenn es darauf ankam, die Zeitgenossen unter einander zu spalten: so hatte sie tausend Mittel, den Verkehr derselben mit Gewalt zu hemmen. Demnach hat die Erde nicht Herr werden können über das kleine, anscheinend so zersplitterte Geschlecht; es hat sich immer wieder vereinigt. Die Erzählung von diesem Kriege aller Kriege, diesem Kriege des menschlichen Geschlechts mit der Erde, nennen wir *Weltgeschichte*, und die oft unterbrochene, doch immer sicherer zu Stande gebrachte Allianz der menschlichen Individuen unter einander gegen die Erde nennen wir *Staat*; und da das ganze Leben in diesem unaufhörlichen geheimen und öffentlichen Kriege mit der Erde und ihren Kräften besteht: so läßt sich kein Leben der Menschen ohne diese Allianz der Menschen unter einander denken, und auch von diesem ganz verschiedenen Standpunkte aus ist es erwiesen, daß der Mensch ohne Staat nicht zu denken ist, und daß menschliche und bürgerliche Existenz Eins und dasselbe sind.“ (*Die Fortsetzung folgt.*)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 M Ä R Z , 1 8 1 0 .

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Sander: *Elemente der Staatskunst*. Vorlesungen — gehalten von Adam H. Müller etc. (Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Sobald es Menschen giebt, fährt der Vf. fort, sind sie nothwendig verbunden durch die Idee des Rechts, der Einheit, des Friedens; indem wir aber diesen Gedanken in der Bewegung darstellten, begründeten wir unsere *Theorie des Rechts*. Jetzt, indem wir lebendig gezeigt haben, wie, sobald es Menschen giebt, dieselben einander beständig *bedürfen* gegen einen gemeinschaftlichen Feind, haben wir unsere *Theorie der Staatswirthschaft* begründet, und das Leben des Staates, als eines grossen *ökonomischen Gemeinwesens*, deducirt. Man kann die Weltgeschichte *Rechtsgeschichte* nennen; man kann sie aber auch *Kriegsgeschichte* nennen. In beiden wird im Grunde dasselbe gelehrt. Durch die *Idee des Rechts* wird der Mensch in den Stand gesetzt, einen immer wirksameren Krieg gegen die Erde zu führen; durch diesen Krieg die Idee des Rechts, oder der allgemeinen Allianz, immer deutlicher zu erkennen, immer schöner auszuüben. Die Theorie von jenem Kriege des Menschen mit der Erde ist der Gegenstand der berühmten Untersuchungen über den National-Reichthum von Adam Smith, wie die Geschichte der Ausbildung von jener Idee des Friedens und des Rechts der Inhalt des *Esprit des loix* von Montesquieu. Wiewohl zwischen der Tonderbaren Disposition des Menschen zum Tausch und Handel, welche jener, und dem Begriffe des Gesetzes, welchen dieser an die Spitze seines Werks setzt, keine unmittelbare Beziehung statt zu finden scheint (ist denn aber diese Beziehung nicht ewig und immerdar in der Natur der menschlichen Gesellschaft gegeben?): so streifen doch beide Meister oft auf eine wunderbare Weise an einander, und gewinnen in ihren erhabenen Irrthümern eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit. Die Resultate von dem reichen vielseitigen Leben beider Gelehrten sind ungefähr dieselben; nämlich, das 1) die höchste Einheit und Ordnung der bürgerlichen Geschäfte nur durch die grösste Theilung derselben erreicht werden könne, und das 2) dem zufolge Einheit und Theilung, oder Friede und Streit, weit entfernt, einander gegenseitig zu stören, sich vielmehr unter einander befördern und bedingen; das 3) die Freyheit jedes einzelnen Gliedes vom Staate, und jeder Kraft, sich an ihren Platz zu stellen, und von dort aus zu wirken, eine unerläßliche Bedingung alles politischen Lebens ausmache; endlich 3) das das ganze politische Leben ein nothwendiges, unendliches und auch die Ausbildung der Gesetze und die Vermehrung der Bedürfnisse unendlich sey. Indess als Begriffe stoßen Ökonomie und Recht in diesen Werken einander unaufhörlich noch ab; und um ein Bindungsglied zwischen diesen beiden streitenden Welten anzugeben, muß man — (nicht auf die Natur der menschlichen Gesellschaft zurückgehen, in welcher beide Welten nothwendig nur eine sind — sondern) die ewige Allianz der Menschen unter einander in ihrer Rechtmäßigkeit und Nützlichkeit erkennen; eine Allianz, die von doppelter Art ist, nämlich einmal eine Allianz der dieselbe Zeit genießenden Menschen auf der Erde, gerichtet gegen diesen gemeinschaftlichen Feind, um der Einheit ihrer Kräfte zu begegnen, zweytens eine Allianz der vorausgegangenen Generationen mit den nachfolgenden, und umgekehrt, gerichtet gegen die zweyte große Eigenschaft der Erde, die *Dauerhaftigkeit*, vermöge welcher sie alle Menschen überlebt, und um so mehr in Vortheil ist, je mehr sich die eine Generation von ihr verführen läßt, die andere Generation zu verleugnen. Die Lehre von der Verbindung auf einander folgender Generationen ist ein leeres Blatt in allen modernen Staatstheorien; und darin liegt ihr großes Gebrechen. Burke war der erste Staatsmann und Staatsgelehrte, der dieses geistige Indien entdeckte, und dadurch das höhere Mittelglied zwischen Adam Smith und Montesquieu wurde. Durch Burke thaten Recht und Nutzen, nach langer Spaltung, den ersten Schritt zur Versöhnung. Beide scheinen schwer zu vereinigen: das Gesetz, weil es, der gemeinen Ansicht nach, ein ewiges; der Nutzen, weil er ein *augenblickliches* Ding ist. Doch dem ist nicht also. Man blicke nur in die Geschichte, man folge irgend einer Nation durch den Lauf einiger Jahrhunderte: so wird man ein juristisches Ganzes und ein ökonomisches Ganzes sehen; man wird Rechtsgeschichte und Kriegsgeschichte zugleich studiren, und der große Zwiespalt zwischen dem Gesetz und dem ökonomischen Vortheile, den man auf den ersten Anblick wahrgenommen hat, wird allmählich verschwinden. Der Staatsmann betrachtet 1) das Gesetz nie einzeln in seiner abstracten Strenge, sondern er stellt es der Lage der Dinge gegenüber, in der es entstanden; er sieht es an, wie es aus der Geschichte hervorgegangen ist, und stellt so weder das bloße Gesetz, noch die bloße historische Erfahrung dar; sondern er ist ein lebendiges Drittes: die Idee des

ken, eine unerläßliche Bedingung alles politischen Lebens ausmache; endlich 3) das das ganze politische Leben ein nothwendiges, unendliches und auch die Ausbildung der Gesetze und die Vermehrung der Bedürfnisse unendlich sey. Indess als Begriffe stoßen Ökonomie und Recht in diesen Werken einander unaufhörlich noch ab; und um ein Bindungsglied zwischen diesen beiden streitenden Welten anzugeben, muß man — (nicht auf die Natur der menschlichen Gesellschaft zurückgehen, in welcher beide Welten nothwendig nur eine sind — sondern) die ewige Allianz der Menschen unter einander in ihrer Rechtmäßigkeit und Nützlichkeit erkennen; eine Allianz, die von doppelter Art ist, nämlich einmal eine Allianz der dieselbe Zeit genießenden Menschen auf der Erde, gerichtet gegen diesen gemeinschaftlichen Feind, um der Einheit ihrer Kräfte zu begegnen, zweytens eine Allianz der vorausgegangenen Generationen mit den nachfolgenden, und umgekehrt, gerichtet gegen die zweyte große Eigenschaft der Erde, die *Dauerhaftigkeit*, vermöge welcher sie alle Menschen überlebt, und um so mehr in Vortheil ist, je mehr sich die eine Generation von ihr verführen läßt, die andere Generation zu verleugnen. Die Lehre von der Verbindung auf einander folgender Generationen ist ein leeres Blatt in allen modernen Staatstheorien; und darin liegt ihr großes Gebrechen. Burke war der erste Staatsmann und Staatsgelehrte, der dieses geistige Indien entdeckte, und dadurch das höhere Mittelglied zwischen Adam Smith und Montesquieu wurde. Durch Burke thaten Recht und Nutzen, nach langer Spaltung, den ersten Schritt zur Versöhnung. Beide scheinen schwer zu vereinigen: das Gesetz, weil es, der gemeinen Ansicht nach, ein ewiges; der Nutzen, weil er ein *augenblickliches* Ding ist. Doch dem ist nicht also. Man blicke nur in die Geschichte, man folge irgend einer Nation durch den Lauf einiger Jahrhunderte: so wird man ein juristisches Ganzes und ein ökonomisches Ganzes sehen; man wird Rechtsgeschichte und Kriegsgeschichte zugleich studiren, und der große Zwiespalt zwischen dem Gesetz und dem ökonomischen Vortheile, den man auf den ersten Anblick wahrgenommen hat, wird allmählich verschwinden. Der Staatsmann betrachtet 1) das Gesetz nie einzeln in seiner abstracten Strenge, sondern er stellt es der Lage der Dinge gegenüber, in der es entstanden; er sieht es an, wie es aus der Geschichte hervorgegangen ist, und stellt so weder das bloße Gesetz, noch die bloße historische Erfahrung dar; sondern er ist ein lebendiges Drittes: die Idee des

P p p

Nationalrechts. Eben so betrachtet er den Nutzen, den ökonomischen Gewinn, nie einzeln in seiner concreten Gestalt: er stellt die bestimmte ökonomische Mafsregel einem Gesetze gegenüber, das sich daraus entwickeln mufs, und giebt dem dürrn Körper eine Seele, indem er sich die Mafsregel des Nutzens durch lange folgende Jahre fortlaufend denkt, und auf diese Weise die *Idee des National-Vorthells*, des *National-Reichthums* repräsentirt. Und auf diese Weise wird der *Begriff* des National-Reichthums wie der *Begriff* des National-Rechts zerstört, an beider Stelle die Idee gesetzt, und so Bewegung in die Wissenschaft des Staats gebracht; Recht und Nutzen, Gesetz und Besitz sind gleichartige Wesen, zwischen welchen kein verzweifelter Streit walten kann.“ — Wer lächelt nicht über diese Deduction? Wem befremdet es nicht, die gute Mutter Erde als die gemeinschaftliche Feindin des menschlichen Geschlechts dargestellt zu sehen, das, man weifs nicht wie und weshalb, in einer ewigen Conspiration gegen ihre Einheit und Dauerhaftigkeit begriffen seyn mufs? Wem fällt es nicht auf, dafs dem menschlichen Geschlechte nie eher Heil widerfahren konnte, als bis der Heros *Edmund Burke* den *Esprit des loix* mit den Untersuchungen über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums versöhnte, und der Vf. der Elemente der Staatskunst, noch erhabener als jener Heros, das Amt eines Dolmetschers übernahm? Heifst das nicht einen Ocean in Bewegung setzen, um eine Feder fortzuschaffen? Heifst das nicht, die einfachste Sache zur verwickeltsten machen, um des Triumphs der Entwicklung wegen? Wir glauben den eigenthümlichen Geist des Vfs. hinlänglich in seiner eigenen Deduction gezeigt zu haben, um für das Folgende der Ausführlichkeit überhoben zu seyn; indessen wollen wir dem Vf. folgen, der uns noch manche Veranlassung zu heilsamen Bemerkungen zu geben verspricht.

Die vierte Vorlesung handelt von dem Kriege, als einem Lehrer politischer Ideen, vorzüglich wie er das National-Recht und die National - Ökonomie belebe. Es versteht sich wohl von selbst, dafs der Krieg in der Weltansicht des Vfs. etwas sehr Nothwendiges ist; denn wo wären Bewegung und Leben wohl gröfser und stärker, als im Kriege? Vernehmen wir ihn indessen nach seinen eigenen Erklärungen. „Aus dem Standpunkte der Staaten, sagt er, sind Kriege die Bewegungen insonderheit, unter denen das politische Leben sich selbst erkennen und fühlen lernt, unter denen der Staat sich seiner abgeforderten Natur bewußt wird, das Ganze seine Kräfte vornehmlich erprüft, weil es sich selbst einem anderen solchen Ganzen gegenübersteht. Unter allen Bindungsmitteln der Staatsvereinigung ist der wahre Krieg das wirksamste und dauerhafteste, weil gemeinschaftliche Noth und Thränen besser und fester binden, als das Glück, weil alles Einzelne, das sich im Frieden verbergen und verheimlichen kann, nun nothwendig öffentlich hervortreten und dem Ganzen hergeben mufs. Ich rede, fährt er fort, von wahren Kriegen. In dem Kriege der Nationalkraft gegen

die Nationalkraft, nicht des National - Übermuths wegen die National - Ohnmacht, wird das Wesentlichste und Schönste der National-Existenz, d. h. die Idee der Nation, allen Interessenten ihres Schicksals vornehmlich klar; sie wird ergreiflich, persönlich, tritt allen, selbst den Geringsten, nahe, und der Friede, welcher einem solchen Kriege folgt, heifst Friede *par excellence*, weil er ein lebendiger, allgemein empfundener, im Gegenfatze jenes todten Friedens ist, worin alle grofsen Kräfte sich vereinzeln und erstarren. Zum Wesen eines wahren Krieges gehört es, dafs zwischen den kriegführenden Staaten etwas gemeinschaftlich sey. Denn sollen wir über einzelne Dinge mit einander streiten oder Frieden schliessen können: so müssen wir über irgend etwas schon einig seyn. Im Mittelalter war ein solches allen europäischen Mächten gemeinschaftliches Gut die *christliche Religion* und die damit ganz nahe verwandte *Rittersitte*; später, im 16ten und 17ten Jahrh., war es die *Idee des Rechts*, wie sie sich in den grofsen ernsthaften Friedensschlüssen jener Zeit ausdrückt. Darauf ist ein Zeitalter der Begriffe gefolgt, und von allen sichtbaren und anerkannten Gemeinschaftlichkeiten zwischen den europäischen Völkern nichts übrig geblieben, als das verdächtige und leicht zu verdrehende Gemeingut der *lumières du siècle*, gewisse allgemeine ekelhafte Vorstellungen von einer Cultur, die jeder gesehen haben will, und Niemand aufzeigen kann. In diesem Augenblicke ist eine solche, den europäischen Mächten gemeinschaftliche Basis des Rechts und des Glaubens, welche die Bedingung rechtlicher Kriege ist, nicht zu finden. Dennoch rede ich von keiner Antiquität. Die Idee des Staates oder des Rechtes, wie ich sie beschrieben habe, ist dieses ewige Gemeingut; die Verbindung im Rechte, nach der die Menschheit strebt und ohne Ende strebt, müssen alle einzelnen Völker wollen, in sofern sie nur ihre eigene Existenz wollen. Und diese ist es, in der und für die alle wahren Kriege geführt werden. Jeder wirkliche einzelne Staat drückt die allen Staaten gemeinschaftliche Idee des Rechts in seiner eigenthümlichen Sprache, in eigenthümlichen Formen, Gesetzen und Sitten aus. Also liegt in jedem einzelnen Staate nothwendig das doppelte Streben, 1) diesen feinen eigenthümlichen Ausdruck der Rechtsidee gegen allen Angriff und alle Corruption zu vertheidigen, d. h. nicht blofs den Flächenraum, den er einmal besitzt, sondern den gesamten darauf errichteten Nationalkörper jener Rechtsidee unberührt und unverdorben zu erhalten, 2) diesen eigenthümlichen Ausdruck der Rechtsidee allen anderen Staaten kenntlich, fühlbar und wichtig zu machen, kurz, sich selbst nicht blofs zu vergröfsern, sondern, im vollen Sinne des Wortes, nach allen Seiten seines erhabenen Wesens hin *auszubreiten*.“ Wie verträgt sich aber dieses aus der Rechtsidee hervorgehende nothwendige Streben mit der Existenz der *sämmtlichen* Staaten? Jeder hat seine eigenthümlichen Formen, Gesetze, Sitten, wodurch er zur Vertheidigung seines Wesens genöthigt wird! Hieraus entsteht ein Krieg Aller gegen Alle; und dieser

Krieg ist nothwendig ein ewiger Krieg, wenn die Rechtsidee, so wie der Vf. sie beschrieben hat, erhalten werden soll. Was die Staaten, als solche, Gemeinfames haben, reicht nicht aus, den Zustand des Friedens zu erhalten, und was sie Eigenthümliches haben, führt ewig zum Kriege. Wie ist nun ein Frieden zu vermitteln, der nicht das unmittelbare Werk der Ohnmacht, der Erschöpfung seyn soll? Was der Vf. den wahren Frieden, den Frieden *par excellence* nennt, ist eben nicht sehr wünschenswerth; es scheint also doch nichts anderes übrig zu bleiben, als das diejenigen Staaten, die in dem Zustande des Friedens beharren wollen, nicht das eine und das andere Gut mit einander gemein haben, sondern geradezu sich zu demselben Organismus bequemen, wie sie denn auch, wenn die Erfahrung entscheiden soll, immer ganz von selbst dahin neigen. Dies ist nur bemerkt worden, um den kriegerischen Sinn des Vfs. zu zählen, der es freylich (nach S. 122) nicht auf sich kommen lassen will, daß er einen endlosen Krieg wolle, der ihn aber nothwendig wollen muß, wenn er nicht auf Consequenz Verzicht leisten will. Seiner Idee nach soll die ganze Nation für den Krieg, wie für den Frieden, für die Bewegung und für die Ruhe, für den Ruhm des Ganzen und für das Glück jedes Einzelnen zugleich erzogen werden; er will den Frieden durch und durch mit Krieg und Bewegung befruchtet wissen, damit der wirkliche Krieg, wenn er nun ausbreche, mit einem ewigen Friedensgedanken befruchtet seyn könne. Aber ist dies noch etwas mehr, als eine bloße Chimäre? Verträgt sich Ruhe mit Bewegung, Erschlaffung mit Anstrengung, die Künste des Friedens mit den Künsten des Krieges? Sie sind unverträglich, und werden es ewig bleiben. Eine kriegerische Nation und eine industriöse Nation zu gleicher Zeit zu schaffen, ist eine Aufgabe, die nie gelöst worden ist, und die sich nicht lösen läßt.

Ab springend von dieser Materie zeigt der Vf. in der fünften Vorlesung: „Wie sich in der natürlichen, alten Völkern der Erde gemeinschaftlichen Verfassung der Familie die lebendige Natur des Staates ausdrücke.“ Nach ihm ist die erste gründliche Probe aller Verfassungen und Gesetze die Untersuchung: ob und in wiefern dieselbe mit dem Familienverhältnisse harmonire, und ob die beiden Verhältnisse, aus deren inniger Vereinigung jede Familie besteht, *Alter* und *Jugend* einerseits, und *männliches* und *weibliches Geschlecht* andererseits, die ganze Gesetzgebung gleichmäßig durchdringen. „Das Princip der Anciennetät, wonach dem Einen Alter des Menschen, dem späteren, schwächeren, ein unbedingter Vorrang bey Besetzung der Staatsämter eingeräumt wurde, hat die Katastrophe von 1789 und ihre schauerlichen Folgen herbeyführen helfen; der Jugend fehlte es an Repräsentanten in der Regierung. Und so muß das Jahr 1808 in der Weltgeschichte Epoche machen, wo die Wiedereinführung des Geburtsadels in Frankreich zeigt, daß die gewaltige Reaction der Jugend gegen das Alter, welche die Geschichte der letzten zwanzig Jahre erfüllt, bald ihre Endschafft erreicht haben wird,

und daß alle jene Institute, welche die Weisheit der Väter zur Unterstützung des Alters anordnete, wieder aufleben in dem Verhältnisse, als die vor Kurzem rebellisch gewordene Jugend sich selbst dem Alter nähert, und dessen Bedürfnisse zu fühlen anfängt. England scheint dieser Lehre weniger zu bedürfen, da in seiner *unvergleichlichen* Verfassung Jugend und Alter auf das richtigste balancirt sind, und beide in der Regierung, im Parlament, im Civil- und Militärdienste bereits längst so gestellt sind, daß sie, wo es nöthig ist, zu Worte kommen können.“ Hiernach müßten in England alle Regierungsfehler in das Reich der Unmöglichkeit gehören; dies ist aber mehr, als irgend ein noch so entschlossener Lobredner der englischen Verfassung behaupten wird. Überhaupt regiert die Einsicht, nicht irgend ein Alter. Der Staat besteht aus Familien, und kann in seiner höchsten Einheit als Eine Familie betrachtet werden; aber er unterscheidet sich dadurch aufs Wesentlichste von einer Familie, daß er seine Einheit nicht, wie diese, in der *Empfindung*, sondern in dem *Gedanken* hat. Würde in dem Staate nur eine und dieselbe Verrichtung vollbracht: so möchte die Zahl der Familien in ihm noch so groß seyn, er würde dadurch nicht zu einem Staate werden. Die Mannichfaltigkeit der Verrichtungen ist es also, was ihn zum Staate macht; diese Mannichfaltigkeit aber hat ihren letzten Grund nicht in der *Empfindung*, sondern in der schaffenden Kraft des Geistes oder dem Gedanken. „Eine Legislation — sagt der Vf. weiter unten — die nicht in allen ihren Theilen von dem weiblichen religiösen Geiste getränkt und durchdrungen ist, kann auf Souveränität keinen Anspruch machen; denn es ist eine halbe Gesetzgebung, die über ganze und vollständige Menschen nicht herrschen kann. Der zartere, schönere Theil der Menschheit, d. h. nicht bloß das weibliche Geschlecht, sondern die verborgenen, unsichtbaren Mächte im Inneren des Menschen, mit aller ihrer Gewalt und ihrem unaufhörlichen Einflusse auf Handeln und Leben, fallen immerfort aus ihrem Sprengel heraus, und mit ihnen wird dem Staate unaufhörlich, was er vornehmlich braucht, Neigung und Liebe der Bürger, entzogen.“ Die Beziehung, in welcher dieses gesagt worden ist, läßt sich nicht verkennen; indeß fragt es sich, ob die Legislation, von welcher hier die Rede ist, nicht gerade dahin wirkt, dem weiblichen Geschlechte eine Milde und Liebenswürdigkeit zu geben, welche sonst nicht sein Antheil wären. Der Charakter der beiden Geschlechter wird da am besten bewahrt, wo die Stärke dem Manne, die Anmuth dem Weibe selbst durch die Gesetzgebung gesichert wird; was über diese Grundcharaktere hinausgeht, ist von Übel, und was in der innigsten Verbindung damit steht, daß die Öffentlichkeit nur dem Manne, die Häuslichkeit nur dem Weibe gestattet werde. Übrigens müssen wir noch bemerken, daß der Vf. sich irrt, wenn er glaubt, daß die Achtung für das weibliche Geschlecht, wovon sich in den antiken Verfassungen und Gesetzen so wenig Spuren finden, in die Welt gekommen sey unter der Ägide einer Reli-

gion, welche gerade die Anbetung des Schwachen und Hülfslosen lehrte. Diese Achtung, so wie die vollständige Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft durch die Grundlage guter Familienverhältnisse ist durch die Germanen verallgemeinert worden, und die christliche Religion hat dabey nur cooperirt. Diefes geht vörzüglich aus den Nachrichten hervor, die Tacitus uns von den Sitten der Germanen hinterlassen hat. Überhaupt ist die Gegenseitigkeit des Germanismus und Christianismus nicht zu verkennen.

In nächsten (zweyten) Buche entwickelt der Vf. die *Idee des Rechts*, die ihm identisch ist mit der *Idee Gott*, so wie dieselbe in der mosaischen Gesetzgebung ausgesprochen daliegt. Hierüber mit ihm zu streiten und nöthigenfalls nachzuweisen, wie in allen den Gesetzgebungen, worin Religionsvorschrift und weltliches Gesetz noch Eins und dasselbe ist, die Idee Gott immer nur der Idee von Gewalt entspricht, damit die Vollziehung des Gesetzes gesichert werde: diess würde hier zu weit führen. Der Vf. wirft hienächst die Frage auf: ob sich die Anerkennung der einzigen lebendigen Idee des Rechts mit dem Bestehen unzähliger einzelner Rechte vertrage, und beantwortet sie mit Ja. In seiner Ansicht sind die Corporationen, Institutionen und Grundgesetze, welche sich in der Jugendzeit eines Volks aus dem Boden des Vaterlandes allmählich erhoben haben, *verkörperte Rechts-Ideen*, wie die Götter Griechenlands ursprünglich *verkörperte religiöse Ideen* waren. Adel, Bürgerschaft, Geistlichkeit, Reichstag, goldene Bulle u. s. w. möchte er die politischen Nationalgötter der Deutschen nennen; denn so lange Leben und Bewegung in diesen Instituten und Gesetzen war, so lange sie als Ideen lebten, schloß das eine das andere, und schloß auch der Dienst aller dieser einzelnen Rechtsideen den Dienst der einzigen lebendigen Rechtsidee, die das Ganze befeelte, nicht aus. Ein Jeder sieht ein, daß es hier nicht auf Benennungen ankommt. Das Wahre von der Sache ist, daß die Rechtsidee sich mit unzähligen einzelnen Rechten verträgt, aber nicht mit allen; die jemals dagewesen sind. Denn wenn das der Fall wäre: so müßte der gegenwärtige gesellschaftliche Zustand der Inbegriff aller derjenigen seyn, die jemals da gewesen sind, welches auf keine Weise behauptet werden kann. Vermöge der Idee des Rechts ist, in der Ansicht des Vfs., der Richter ewig der Vermittler alles Streites von Parteyen, nicht bloß Schiedsmann. „Jede von den beiden Parteyen hat einen doppelten Charakter und ein doppeltes Interesse: 1) ein besonderes, individuelles Interesse; 2) ein allgemeines, ein Interesse am Ganzen. Gestritten wird um das besondere Interesse, weil dieses bey jeder Partey ein anderes verschiedenes ist; das allgemeine Interesse ist im Wesentlichen auf beiden Seiten dasselbe. So treten sie vor den Richter. Auch dieser hat eine doppelte Bestimmung: das besondere Recht aufrecht zu erhalten und das Wachsthum des allgemeinen Rechtes zu fördern. Jeder Richterspruch soll daher nicht bloß *Decision*, sondern auch *Vergleich* seyn;

das Ganze, oder die allgemeine Rechts-Idee, und das Einzelne, oder das besondere Recht, sollen in dem Urtheile mit einander versöhnt werden. Die Idee des Rechtes, welche aller bürgerlichen Gesellschaft zum Grunde liegt, muß auf eine doppelte Weise angeschauet werden, nämlich 1) als *Grundgesetz*, aus dem Willen Gottes und seiner Repräsentanten, der Gesetzgeber, herrührend, wie die Alten den Ursprung derselben gern darstellten; 2) als *Grundvertrag*, aus dem Streite der irdischen Parteyen hervorgehend, als *conträt social*, der nichts anderes ist, als die Idee des Vertrages selbst, oder der Gedanke, daß nicht Einer aus sich selbst sein eigenes Gesetz oder das Gesetz Anderer werden könne.“ Diefes Alles ist, nach dem Urtheil des Rec., sehr richtig; allein widerstreitet es den neuen Staatstheorien so geradezu? Keinesweges; denn die Tendenz dieser neuen Staatstheorien konnte ja keine andere seyn, als aus der Natur des Menschen die Gesetze herzuleiten, welche der Gesellschaft zum Grunde gelegt werden müßten, wenn sie wahrhaft gedeihen sollte. Alles, was der Vf. in der siebenten Vorlesung von dem Verhältniß der Parteyen zum Richter, des Contractes zum Gesetze und der Freyheit zum Rechte sagt, ist in sich ganz richtig; aber wird sich diese Richtigkeit da zeigen können, wo der Organismus der Gerichtshöfe entgegen arbeitet? Überhaupt ist es nicht immer das Wie? was die Weifen plägt? — Man kann alles zugeben, was der Vf. im nächsten Abschnitt (8te Vorlesung) von dem Verhältniß der Sachen zu den Personen sagt, ohne deshalb die Folgerungen zu billigen, die er daraus herleitet. „Jedes Individuum, welches durch seine Brauchbarkeit zu erkennen giebt, daß es zum Staate gehört, habe eine Art von Bürgerrecht im Ganzen, d. h. es sey *Person*, und zugleich, im edlen Sinne des Worts, *Sache*; es besitze als *Person*, es werde *befessen* als *Sache*; jeder Bürger sey eine wahre *Sache* und der Staat die große *Person*, welche ihn besitzt; in denselben Verhältnisse stehe der Bürger auch wieder zu dem kleinen Staate seines Hauswesens; der kleinste Hausrath diene an seinem Orte als *Sache* dem Ganzen, oder der *Person*, dem Hausherrn, und herrsche wieder an seinem Orte als kleine *Person*, dessen Eigenheit respectirt und geschont seyn will.“ Aus allem diesem folgt noch immer nicht, daß der Adel, so wie wir ihn bisher kennen gelernt haben, der wahre Adel sey. Was der Vf. aus der Geschichte des Mittelalters abstrahirt hat, ist in sofern eine unvollständige Abstraction, als ihr nur Ein gesellschaftlicher Zustand zum Grunde liegt, der keinesweges die Gesellschaft überhaupt ist. Nur aus dem Wesen dieser kann die Idee von Adel entwickelt werden. Der Vf. stößt sich an der Benennung: *Feudalismus*, und weil er die Sache nicht in ihrer Wesenheit aufzufassen im Stande gewesen ist: so macht er eine vornehme Miene gegen diejenigen, welche diese Benennung zur Bezeichnung eines bestimmten Dinges gebrauchen, dessen Natur durchaus nicht abgeschlossen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 15 M Ä R Z, 1810.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Sander: *Elemente der Staatskunst*. Vorlesungen — gehalten von Adam H. Müller u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir können uns hier in keine detaillirte Widerlegung der einzelnen Behauptungen des Vfs. einlassen, weil daraus eine Abhandlung erwachsen würde; aber um seinen Glauben an die tiefe Weisheit des Feudal-Adels, als gesellschaftlichen Institutes, zu erschüttern, wollen wir ihn auf Folgendes aufmerklich machen: Dieser Adel existirt nicht bloß in Europa, so daß seine Existenz als ein Fortschritt betrachtet werden muß, den das römische Recht zu seiner höheren Ausbildung gemacht hat; er existirt auch auf den Südsee-Inseln, deren Bewohner niemals eine Ahnung von irgend einer europäischen Gesetzgebung gehabt haben. Überhaupt muß er allenthalben existiren, wo es entweder noch gar kein Geld giebt, oder wo man wenigstens noch nicht dahin gelangt ist, das Geld gehörig d. h. der inneren Natur des Menschen gemäß zu behandeln. Was wir gegenwärtig Feudal-Adel nennen, bildete sich absichtslos auf folgende Weise. Die Staatshäupter des Mittelalters konnten die ihnen zu leistenden Dienste nicht anders belohnen, als durch Remuneration mit Land und Leuten. Es war gar nicht ihr Gedanke, daß diese Remuneration erblich werden sollte; allein sie wurde es durch das unabwehrliche Streben nach Eigenthum. Hiebey fand für die Staatshäupter der doppelte Nachtheil Statt, erstlich, daß alle Ämter, die sie zu vergeben hatten, erblich wurden, zweytens, daß sie in die größte Abhängigkeit von ihren Ministerialen geriethen. Man kennt die üble Lage, worin sich die Könige des früheren Mittelalters dadurch befanden, daß eine Entsetzbarkeit unmöglich war. Alle Vortheile waren in dieser Ordnung der Dinge auf Seiten der Staatsbeamten; und sie hätten Engel des Lichtes, d. h. Menschen von dem aufgeklärtesten Willen, seyn müssen, wenn sie es nicht hätten darauf anlegen sollen, sich in dem Besitze dieser Vortheile zu erhalten. Was wir jetzt Majorate nennen, mag von dem Vf. als das Werk der tiefsten Combinationen betrachtet werden, um Geschlechter mit Geschlechtern zu verbinden, und dadurch die Idee des Staats als eines nie abgeschlossenen Ganzen immer gegenwärtig zu erhalten; bey der Bildung der Majorate dachte Niemand an dergleichen. Nachdem die Remuneration, oder was wir gegenwärtig Gehalt nennen, einmal Eigenthum geworden war, mußte

J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

man auf Mittel denken, in ihr das Staatsamt zu erhalten, welches nur von einer und derselben Person verwaltet werden konnte; und hiebey lag es denn sehr nahe, daß die Remuneration nicht getheilt werden könnte. Die Idee der Succession nach dem Gesetz der Erstgeburt mit Ausschließung des weiblichen Geschlechts trat also sehr natürlich ein; und mit dieser Idee verband sich eben so natürlich die der Abstammung und des Ahnenwesens. Wir kennen die frühere Geschichte der Griechen allzu wenig, um mit Bestimmtheit sagen zu können, daß es vor den Zeiten der Republik bey ihnen eben so war: aber wir haben alle Ursache, es zu vermuthen; gerade wie bey den Persern, von deren Verfassung sich mit der höchsten Evidenz beweisen läßt, daß sie eine feudalistische war, welche Benennung sie auch führen mochte. So etwas nun dauert, so lange es dauern kann. Der Eintritt des Geldes in die Gesellschaft, besonders aber der regelmäßige Umlauf desselben, verändert alle Verhältnisse der Regierung unter sich selbst, und macht, daß die entferntesten Theile derselben in Zusammenhang mit dem Mittelpunct gebracht werden können. Unterdeß aber ist die Classe der Gesellschaft, welche, als Mitglied der Regierung, den eigentlichen Adel ausmacht, Gutsbesitzer geworden, und behält nun die alte Benennung des Adels bey. Hieran etwas mit Gewalt ändern zu wollen, würde vergeblich seyn. Aber die Identität des Edelmannes und Gutsbesitzers löset sich ganz von selbst auf, je mehr die Producten-Wirthschaft sich in eine Geldwirthschaft verwandelt. Die Gesellschaft bedarf des Gutsbesitzers eben so sehr, als des Edelmannes: aber sie bedarf auf einer gewissen Stufe nicht mehr der Vereinigung von beiden; sie hat sogar ein Interesse, daß diese Vereinigung aufhöre. Die Erblichkeit des Adels kann sich nie auf die Persönlichkeit beziehen; sie muß vielmehr auf die Sächlichkeit gehen, von welcher er umgeben ist. Nun kann man zwar, wie der Vf. der Elemente der Staatskunst es gethan hat, den Sachen eine gewisse Persönlichkeit, und den Personen eine gewisse Sächlichkeit zuschreiben; allein in dem Verhältnisse von beiden muß die Persönlichkeit als die Hauptsache betrachtet werden, und da die Erblichkeit etwas ist, das sich mit keiner Persönlichkeit oder Individualität verträgt: so kann sie auch nicht zum Attribute des Adels gemacht werden. Der französische Erbadel, der seine Entstehung im Jahre 1808 erhielt, kann in Vergleichung mit dem Erbadel des Mittelalters ein Kunstproduct genannt werden: jener ist gebildet worden durch Gesetze, welche, ihrer Wirksamkeit nach, genau berechnet

Qq q

sind; dieser hat sich selbst gebildet, d. h. er ist aus einem bestimmten gesellschaftlichen Zustande hervorgegangen, in welchem die ewige Natur der Regierung sein Entstehen mit sich brachte. 'Aller Theorie des Vfs. zum Trotz, wird man es gleichwohl erleben, daß mit dem Feudal-Adel auf allen Puncten Europa's große Veränderungen vorgehen, nicht etwa weil der Befehl der Fürsten es will, sondern weil der Vortheil der Gesellschaften es mit sich bringt, daß zwey Zustände, von welchen der eine der Vergangenheit, der andere der Gegenwart angehört, ausgeglichen werden, und aller Widerstreit zwischen beiden aufhöre. Die Staaten müssen vollkommene Einheit erhalten, welches nur dadurch geschehen kann, daß alle Bürger vor dem Gesetze gleich sind, und der eine nicht länger der Unterthan des anderen sey: eine Seite, welche der Vf. mit Stillschweigen zu übergehen, für gut befunden hat. Der Eifer, womit er sich des Feudaladels annimmt, hat ihn, wie es scheint, so verblendet, daß er nicht eingesehen hat, wie es gar nicht in der Macht der Menschen steht, eine Familie zu erhalten, weil die Fortdauer derselben ewig von Naturgesetzen abhängt, daß es dagegen wohl in seiner Macht steht, einen Staat zu erhalten, weil dieser, um fortzudauern, nur guter Gesetze und der Gerechtigkeit bedarf. Hat er dem Adel von Deutschland sehr viel Schmeichelhaftes gesagt: so wünschen wir nur noch, daß er ihn auch viel Verständliches gesagt haben möge. Verdienstlicher würde es gewesen seyn, das Eigenthümliche des französischen Erbadels im Gegensatz von dem Feudaladel zu erörtern, und den Unterschied zwischen beiden zu zeigen; ein Unterschied, der hauptsächlich darin besteht, daß jener durch seine Ausstattung von der Gesellschaft abhängig ist, während dieser die Gesellschaft von sich abhängig macht.

In dem letzten Abschnitte des ersten Bandes sucht der Vf. zu beweisen, daß die Idee des Rechts, angewendet auf die europäischen Völkerverhältnisse, der Grundgedanke des Gleichgewichts der politischen Macht hätte seyn sollen, und daß sie es gewesen seyn würde, wenn die Staaten mehr nach Totalität, und weniger nach Summen gestrebt hätten. Das heißt denn freylich verlangen, daß man den Krieg um sein selbst willen, oder als Entwicklungsmittel der Kraft, lieben soll, und deshalb wollen wir es den europäischen Mächten nicht verargen, daß sie sich zu einer so hohen Ansicht nicht haben erheben können. Der Vf. meint, daß mit dem Jahre 1788, als dem Ausbruche der französischen Revolution, ein neues Jahr der Welt angehe. Rec. ist hierin mit ihm einverstanden, und glaubt, daß durch eine ganz neue Gestaltung der Dinge, die sich besonders in dem Verhältnisse des Papstes zu dem Kaiser aussprechen werde, ein bis jetzt nie vorhandenes Völkerrecht zum Vorschein kommen muß.

Das dritte Buch handelt vom *Geiste der Gesetzgebungen im Alterthum und im Mittelalter*. Hierüber ließen sich viele treffende Bemerkungen machen, von welchen jede beweisen würde, daß dem Vf. keines-

weges der Tieffinn beywohnet, den er sich mit so viel Selbstgefälligkeit zuschreibt. In der Beurtheilung der mosaischen Gesetzgebung hätte er sich daran erinnern sollen, daß nur diejenige Gesetzgebung eine gute genannt zu werden verdient, welche 1) dem gesellschaftlichen Zustande eines Volks am besten entspricht, und welche 2) der Entwicklung der Gesellschaft die wenigsten Hindernisse in den Weg legt. Wie groß, ja wie erhaben auch Moses gedacht werden mag: so beging er doch den Fehler, die Entwicklungsfähigkeit seines Volkes in allzu enge Schranken einzuschließen, welches vorzüglich dadurch geschah, daß er das gesellschaftliche Gesetz mit dem natürlichen vermengte, und dem ersteren eine Heiligkeit und Unverletzbarkeit beylegte, welche nur dem letzteren zukommt. Die natürliche Folge davon war, daß Israel von dem Augenblick an, wo es sich zu einem Ackerbau treibenden Volke ausgebildet hatte, in eine ewige Opposition mit dem mosaischen Gesetze trat; in eine Opposition, welche niemals ausgeglichen werden konnte, weil an jedem einzelnen Gesetze das Vorurtheil klebte, daß es von der Gottheit selbst sanctionirt sey. Für ein Volk, das erst zum Ackerbau erzogen werden muß, ist eine priesterliche Regierung vielleicht die allerbeste; auch wird man wahrnehmen, daß sie sich ganz von selbst einstellte. Ist aber die Erziehung zum Ackerbau vollendet, und soll die Gesetzgebung, welche nur diese Erziehung bezweckte, gleichwohl fortauern: so entstehen tausend Mißverhältnisse in der Gesellschaft, denen auf keine Weise zu begegnen ist. Isolirung der Israeliten war der Grundgedanke der mosaischen Gesetzgebung, und dieser Grundgedanke war unstreitig sehr richtig, weil es zunächst darauf ankam, ein verwildertes Volk einen bestimmten Wohnsitz lieben zu lehren; allein indem er durch alle Zeiten hin festgehalten wurde, konnte er nur damit endigen, die Juden in den schreyendsten Widerspruch mit sich selbst zu setzen. Auf der einen Seite strebten sie nach Communication mit anderen Völkern, auf der andern hielten sie den Umgang mit ihren Nachbarn für sündlich und verbrecherisch. Daher ihre Menschenfeindschaft und Sprödigkeit; daher alle ihre Schicksale seit mehreren Jahrtausenden. Die Liberalität ihrer Könige vermochte nie die Achtung vor dem mosaischen Gesetze zu verdrängen; indem aber der Widerspruch in ihrem Wesen fort dauerte, konnte es wohl nicht fehlen, daß ein Volk; bey welchem ursprünglich alles auf Absonderung berechnet war, nach allen Weltgegenden hin zerstreuet wurde, und daß eben dieß Volk von allen menschlichen Beschäftigungen gerade diejenige wählte, die ihm durch das mosaische Gesetz am allerbestimmtesten unterlag war; wir meinen den Handel. Die Ansicht des Vfs. vom mosaischen Gesetze führt nothwendig zum Aberglauben; wie sehr er aber dazu geneigt sey, geht unter anderen auch daraus hervor, daß er glauben kann, „Moses habe ein Volk von nahe an dritthalb Millionen Köpfe in Eins geschmiedet.“ Während wir Übrigen nur mit Mühe begreifen, wie Moses es möglich gemacht habe, die in den alten Ur-

kunden angegebene Zahl aus Ägypten auszuführen, und ihr zu neuen Wohnsitzen zu verhelfen, findet der Vf. es glaublich, daß es nahe an dritthalb Millionen gewesen seyen, die sich ja, trotz allen Wachteln und allem Manna, das sie auf ihrem Wege nach Palästina antreffen konnten, nothwendig schon in dem ersten Monate ihrer Auswanderung zu mehr als der Hälfte selbst müßten zerstört haben. Freylich wenn man im Stande ist, so etwas zu glauben: so ist man auch berechtigt, hinzuzufügen: „es ist hinlänglich, des großen Werkes zu erwähnen; ein ähnliches erzählt die Geschichte weiter nicht.“ Wüßten wir etwas Genaueres von dem gesellschaftlichen Zustande der alten Welt und von den Ideen, wodurch derselbe geleitet wurde: so würde uns Moses ein sehr begreifliches Phänomen seyn; das Riesenartige würde aus ihm eben so verschwinden, wie aus den größten Staatsmännern unserer Zeit. — Eingenommen von dem Geiste der mosaischen Gesetzgebung und vollkommen überzeugt, daß er denselben nach seinem eigentlichen Wesen aufgefaßt habe, sieht der Vf. in den griechischen Gesetzgebungen nur Annäherungen an das Ideal jener ersten. „Sie unterscheiden sich von der mosaischen Gesetzgebung besonders dadurch, daß sie vielmehr auf die politische *Form* der Völker, d. h. auf das Staatsrecht, auf die Staatsverfassung derselben, als auf die *rechtlichen Verhältnisse* unter den einzelnen Bürgern gerichtet sind, während die mosaische Gesetzgebung es mehr mit dem Privatrechte zu thun hat. Jene sind also minder gerecht gegen die beiden Qualitäten des Bürgers, von welchen die eine die öffentliche, die andere die individuelle genannt werden muß; auch können sie nicht so gerecht seyn, da ihnen die Idee eines unsichtbaren Stifters und Königes, wie des Jehova, mangelt, da die Staatsform nicht eine ihnen allen gemeinschaftliche, im Voraus gegebene ist, sondern die Gesetze schon hinreichend zu thun haben, um den künstlichen Verband menschlicher Weisheit, den der Übermuth der Freyheit so leicht wieder vernichtete, im Stande zu erhalten. Die Religion war in Griechenland Völkerrecht. Dieses Band des Bundes der Pan-Hellenen, die Verfassung der einzelnen Stämme wuchs in freyer Uppigkeit fort, bedurfte vielfältigen Umformens, und je mehr die politische Unschuld verschwand, um so nothwendiger wurden Gesetzgeber, die aus Vernunft und Erfahrung neue Formen vielmehr erfanden, als sie, nach Art des Moses, prophetisch und gottbegeistert verkündigten. Die Lehre von der Familie und vom Eigenthume, die nach mosaischem Gesetz ein halbes Jahrtausend bestehen konnte, weil der mosaische Staat auf etwas anderem ruhte, als auf einem künstlichen Mechanismus der Staatsgewalt, erlebte dagegen in den griechischen Staaten tausendfältige Veränderungen, je nachdem sie sich hie und dort nach den Veränderungen in den Staatsformen bequemen mußten.“ Wie viel ließe sich hierüber bemerken! Wir wollen aber nur die Hauptsachen berühren. Erstlich ist es nicht erlaubt, von dem Geiste der grie-

chischen Gesetzgebungen so im Allgemeinen zu reden. Dieser Geist war gewiß in verschiedenen Zeiten sehr verschieden. In dem monarchischen Griechenland gab es unstreitig Gesetze, welche mit den mosaischen die größte Aehnlichkeit hatten, weil die Art und Weise der Beschäftigung allein das Gesetz dictiren konnte. Wenn in dem republicanischen Griechenland die Aehnlichkeit der Gesetzgebungen mit der mosaischen verschwand: so rührte das daher, daß man einsah, die Gesetzgebung sey gar nicht dazu da, die gesellschaftliche Entwicklung zu verbinden, sondern nur zur Leitung derselben. (Man erinnere sich des ewig denkwürdigen Ausspruchs, den Solon hierüber that.) *Zweytens* ist es eine ganz falsche Idee, wenn der Vf. glaubt, in dem von Moses gestifteten Staate habe der Jehova allen künstlichen Mechanismus der Staatsgewalt überflüssig gemacht. Dieser Jehova war nur die Ur-Idee, nach welcher regiert wurde; der Mechanismus der Staatsgewalt bestand deswegen nicht weniger in einer nach bestimmten Gesetzen organisirten Priesterschaft mit einem Oberpriester an ihrer Spitze; und die Geschichte der Israeliten beweiset nur allzusehr, wie sehr dies Volk, von der Beschaffenheit seines Privatrechts gedrängt, den Geist der Regierung durch Umgestaltung ihrer Form zu verändern wünschte, ob es gleich nie seinen Zweck erreichen konnte, eben weil es selber in der Ur-Idee eines Jehova allzusehr befangen war. Die Griechen einer gewissen Periode, vorzüglich aber die Küstenbewohner unter ihnen, glaubten sich dadurch in Freyheit zu setzen, daß sie das monarchische Princip aus ihren Verfassungen verbannten; und indem ihnen dies gelang, erhielten sie freylich das Recht einer freyeren Entwicklung ihrer Kräfte, aber auch mit demselben zugleich alle Nachtheile einer *unvollständigen* Regierung. Von diesem Augenblicke an in einem ewigen Streite mit ihrer Verfassung, mußten sie allerdings Staatskünstler werden; allein man würde gleichwohl irren, wenn man behaupten wollte, ihr Privatrecht sey in der republicanischen Verfassung unausgebildet geblieben. Es hatte nur einen *anderen Charakter*, als bey den Israeliten; und diesen anderen Charakter mußte es nothwendig haben, weil die Griechen sich über den Ackerbau erhoben hatten, und in einem sehr zusammengesetzten Gesellschaftszustande lebten. *Drittens* muß man nicht aus der Acht lassen, daß da, wo Kunstfleiß und Handel in Griechenland nicht zur Idee einer republicanischen Verfassung geführt hatten, alle die Stetigkeit und Monotonie anzutreffen war, welche bloß agriculturalen Völkern in ihren Verfassungen und Gesetzen eigen ist; z. B. in Thessalien, Macedonien u. s. w. — Mit einem Worte, der Geist der griechischen Gesetzgebung, wofern man nicht das eine oder das andere griechische Volk besonders herausheben will, läßt sich nicht anders charakterisiren, als durch die höchste Mannichfaltigkeit. — Gegen die römische Gesetzgebung kämpft der Vf. mit allen Waffen vorgefaßter Meinungen. „Das Band der Römer, sagt er, war weltliches Eigenthum, gemeinschaftli-

ches, irdisches Unsichgreifen der neben einander ruhenden augenblicklichen Kraft. Dieses nun bleibt der Grundcharakter der römischen Gesetzgebung durch die ganze Folge der Zeiten, auch selbst da noch, wo der Gedanke der Freyheit durch die Imperatoren abgelöst wurde. Der sächliche Theil des Civilrechts ward bis zur höchsten Vollendung ausgebildet. Köpfe vom ersten Range wendeten allen Scharfsinn und alle Erfahrungen ihres Lebens auf die Politur und Structur dieses unvollständigen und doch wunderbar consequenten Systems, und so ist es, in hohem Grade lehrreich, auf unsere Zeiten gekommen, hat unfähliches Übel angerichtet in der schon allzusehr auf die Seite des Besitzes und der Sachen hinneigenden Welt, hat eben mit seiner einseitigen Consequenz alles Gemüth, alle Persönlichkeit, alle Religion aus unseren Staaten verdrängen und die Bande des Bluts zerreißen helfen, — welche die einzigen dauernden und unverletzlichen sind, weil auf ihnen die Fortdauer des menschlichen Geschlechtes beruht.“ — Hierin ist sehr viel Mißverständnis. Das römische Recht kann alle die Lobsprüche verdienen, welche ihm seit mehr als drey Jahrhunderten gemacht sind, ohne deshalb auf jeden Gesellschaftszustand anwendbar zu seyn. Die größte Schwierigkeit bey aller Gesetzgebung ist, wie man die höchste Freyheit des Einzelnen mit der höchsten Macht des Ganzen vereinigen solle. Je mehr man der Idee von Familie nachgiebt: desto mehr ruft man den Particularismus ins Leben, der sich mit keiner Gesamtkraft verträgt; je mehr man hingegen der Idee von Staat oder Gesellschaft nachgiebt: desto mehr zerstört man allen Particularismus, und erhebt die Gesellschaft zu einem kraftvollen Ganzen. Was der Gesetzgeber, in sofern ihm freye Hand bleibt, eigentlich thun soll: das kann keinen Augenblick problematisch seyn. Denn da sich sein Geschäft auf das Ganze bezieht: so kommen alle Einzelheiten bey ihm nur als Theile dieses Ganzen, und zwar nur als solche in Betrachtung, die nicht innig genug vereinigt werden können. Wir denken hier den Gesetzgeber in abstracto. Anders verhält sich die Sache, wenn wir uns einen gegebenen Staat vergegenwärtigen. Dieser hat in der Regel das Eigenthümliche, daß er mehrere gesellschaftliche Zustände in sich schließt, von welchen jeder sein altes Recht behaupten will. Hiebey findet ein ewiger Kampf des Interesse gegen das Interesse Statt, und dieser Kampf kann nicht eher aufhören, als bis alle auf verschiedenen Gesellschaftszuständen beruhenden Interessen mit einander ausgeglichen sind, und die Gleichheit vor dem Gesetze proclamirt ist. Das vollkommenste Privatrecht wäre also dasjenige, welches alle Ungleichheiten des Rechts fortschaffe, und allen Personen und allen Sachen (als Accessorien der Personen) dieselbe Stellung gegen den Staat gäbe, oder die ungleichsten Brüche unter einen gemeinschaftlichen Nenner brächte. Wir wollen hiedurch nicht behaupten, daß das römische Privatrecht das vollkommenste sey, welches sich denken läßt; aber wir *müssen* behaupten, daß aus dem idealischen Privatrechte alle Ungleich-

heit verschwinden müsse. Auf diejenigen Verhältnisse, welche der Vf. die *gleichräumigen* nennt, und deren Charakter die *Subordination* ist, kann es keine Rücksicht nehmen, weil es neben der großen Familie, Staat genannt, keine besondere Familie statuiren kann; die Sphäre seiner Wirksamkeit beschränkt sich auf diejenigen Verhältnisse, welche der Vf. *gleichzeitige* nennt, und deren Charakter die *Gegenseitigkeit* ist. Der Staat ist, wie wir alle wissen, aus der Familie hervorgegangen, welche die *conditio sine qua non* des Staats ist und bleibt; aber wenn er einmal existirt: so existirt er als Familie, und eben desswegen nicht mehr durch die Familie. — Und hiedurch glauben wir den Inhalt der vierzehnten Vorlesung widerlegt zu haben, welche von dem Wesen des Feudalismus handelt. Wir räumen die Nothwendigkeit desselben in einer gegebenen Zeit von ganzem Herzen ein; aber die absolute Nothwendigkeit desselben zur Bildung eines Staats hat uns nie einleuchten wollen, und nachdem wir uns über die Entstehung desselben bereits oben erklärt haben, behaupten wir, daß er, allen Lobreden des Vfs. zum Trotz, aus der europäischen Welt verschwinden werde, bis er endlich einmal durch die Auflösung des ganzen gesellschaftlichen Zustandes, den wir kennen gelernt haben, in seiner ehemaligen Eigenthümlichkeit zurückkehrt.

Wenn in der funfzehnten Vorlesung von dem Verhältnisse der kirchlichen Gesetzgebung zu der weltlichen die Rede ist: so bemerken wir, daß der Vf. auch in dieser Hinsicht ganz aus der Acht gelassen hat, wie die frühere Ausstattung der Geistlichkeit mit Grund und Boden und unbelohnten Diensten dem Kirchenthum einen Charakter gab, den es in unseren Zeiten durchaus nicht beybehalten konnte. Jetzt zurückrufen zu wollen, was im Strom der Zeit untergegangen ist, muß als die eitelste aller Bemühungen betrachtet werden. Und leistete denn die Geistlichkeit des Mittelalters der Gesellschaft, was sie leisten sollte? Waren jene Erzbischofe und Bischöfe, welche zu gleicher Zeit Gutsbesitzer und Krieger und Diplomatiker waren, wirkliche Geistliche? Nichts ist erwiesener, als die Nothwendigkeit des geistlichen Standes; aber über seine Stellung in der Gesellschaft entscheidet der vollkommenere oder unvollkommenere Organismus derselben, und im Allgemeinen kann behauptet werden, daß von allen Stellungen dieses Standes diejenige die beste sey, durch welche er am meisten auf die Verrichtungen des geistlichen Amtes beschränkt wird. Auch scheint dies die letzte Tendenz aller der Veränderungen zu seyn, die im gegenwärtigen Augenblicke mit ihm vorgehen; und wenn der achte Geist des Christenthums im Mittelalter untergehen mußte, weil er sich mit keinem Barbarismus verträgt: so scheint es wenigstens unseren Nachkommen aufgespart zu seyn, ihn in seiner ganzen Herrlichkeit wieder hervortreten zu sehen in einer allgemeinen Achtung vor dem bisher so sehr verkannten göttlichen Gesetze.

(Der Beschluss so'gt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 16 M Ä R Z 1810.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Sander: *Elemente der Staatskunst*. Öffentliche Vorlesungen von Adam H. Müller u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nicht bloß in dem gesellschaftlichen Zustande des Mittelalters, sondern auch in jedem gesellschaftlichen Zustande, welcher Zeit und welchem Raume er auch angehört, sind die Elemente des politischen Lebens für denjenigen enthalten, der sie aufzufassen und zu verbinden versteht. Das Wesen der Gesellschaft bringt eine Mannichfaltigkeit von Verrichtungen mit sich, welche, in so fern sie sich auf die Vergesellschafteten beziehen, und eine Verbindung der gesammten physischen und geistigen Bedürfnisse bewirken, nothwendig unter einander gleich sind, und also auch gleiche Rechte verlangen. Jede Abtheilung dieser Verrichtungen in besondere Classen bringt keine andere Wirkung hervor, als die Aufhebung der gesellschaftlichen Einheit und ein Divergiren des gesellschaftlichen Interesses. Aus diesem Grunde nun ist alles, was der Vf. in seiner sechzehnten Vorlesung von dem *dritten Stande* sagt, zuletzt doch von der Oberfläche geschöpft, und das nothwendige Product eines Kopfes, der nur in dem gesellschaftlichen Zustande des Mittelalters die Gesellschaft in ihrer höchsten Vereinigung anschauen kann. Warum soll denn gerade der Adel im Besitze des unbeweglichen Eigenthums seyn? und warum alles politische Leben aus dem Kampfe des Unbeweglichen mit dem Beweglichen hervorgehen? Es folgt ja aus der Mannichfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen, und ist da am grössten, wo die gesellschaftliche Arbeit sich am meisten getheilt hat. Corporationen, Innungen, Zünfte wirken dem Gemeingeiste mehr entgegen, als sie ihn fördern; denn sie bannen ihn in einen engen Kreis, aus welchem er sich nicht befreien kann, ohne grofse Hindernisse zu überwinden.

Indem wir unsere Meinung über den Inhalt des vierten Buchs, das von der Idee des Geldes und des Nationalreichthums handelt, abgeben, wollen wir keineswegs verhehlen, daß der Vf., die von Adam Smith vorgezeichnete Bahn verlassend, sich vor allen denen auszeichnet, welche diese wichtige Materie bisher behandelt haben. Allein die innere Überzeugung dringt uns das Bekenntniß ab, daß er, durch allzugrofse Lebhaftigkeit verführt, in seiner Lehre vom Gelde die Wahrheit aufopfert. Er sagt: „Alle Individuen im Staate, sowohl Personen als Sachen,

haben einen doppelten Charakter, einen *sächlichen* oder Privat-Charakter, und einen *persönlichen* oder bürgerlichen. In wie fern diese beiden einander unterstützenden und hebenden Grundeigenschaften der Personen und der Sachen wechselseitig ausgebildet und entwickelt sind, in so fern und in dem Mafse ist ihnen Werth zuzuschreiben, und sie sind Objecte des Reichtums. Was heißen die Worte: die Sache hat einen Tauschwerth? Nichts anderes, als: sie kann das Begehren zweyer Personen vermitteln, vertragen und auseinandersetzen; sie hat eine Kraft zu vergleichen und zu entscheiden, so gut, wie der Mensch, der Richter. Die Sache nun, welche diese Eigenschaft des Vermittelns und des Entscheidens vorzüglich ausübt, d. h. welche am meisten bürgerliche Kraft besitzt, nennen wir mit Bezug auf diese Kraft *Geld*, sey es nun Rindvieh, oder Salz, oder Taback, oder Zuckerrohr, oder edle Metalle, oder Papier. Indefs ist klar, daß eine Sache, welche nur von zwey Menschen begehrt werden kann, in Bezug auf diese beiden nur die Stelle des Geldes vertritt: in so fern sie Tauschwerth hat, ist sie Geld; in so fern sie bürgerlichen Charakter hat, ist sie Geld. Wir können also unser Resultat auch auf folgende Weise ausdrücken: alle Individuen im Staate, sowohl Menschen, als Sachen, haben einen doppelten Charakter: zuerst sind sie *etwas für sich* oder an sich; dann sind sie aber auch noch *etwas, als Geld*. Die Paradoxie dieses Ausdrucks ist nothwendig, weil alle bisherigen, zum Theil sehr glücklichen Bestrebungen, die Wissenschaft der Nationalökonomie zu begründen, durch einen fixen Begriff vom Gelde, den uns die mechanische Form unserer bürgerlichen Einrichtungen von Jugend auf eingeprägt hat, im schönsten Laufe unterbrochen, und von der rechten Bahn abgelenkt sind. Geld ist eine Idee, oder, sollte dieses Wort noch etwas Anstößiges haben, Geld ist eine allen Individuen der bürgerlichen Gesellschaft inhärirende Eigenschaft, kraft deren sie mehr oder weniger mit den übrigen Individuen in Verbindung treten, und auch wieder die verbundenen Individuen aus einander zu setzen vermögen. Wir sind gewohnt, diejenige unter allen Sachen; welche bis jetzt die, einerseits zur Verbindung und Vermittelung unter den Individuen, andererseits zur Auseinandersetzung nothwendigen Eigenschaften am vollkommensten vereinigen, nämlich die edlen Metalle, Geld zu nennen. Keine Waare hat bis jetzt die Geldeigenschaft oder den bürgerlichen, geselligen Werth aller anderen so deutlich dargestellt, wie die edlen Metalle; diese sind geschickt 1) zur Vermittelung

Rrr

oder Verbindung der Individuen durch ihre Dauerhaftigkeit, durch ihre fortwährende Gleichartigkeit und durch ihre Transportabilität, welche eine Folge ihrer verhältnißmäßigen Seltenheit ist; 2) zur Auseinanderlegung der Individuen durch ihre Theilbarkeit.“ Dies ist die Grundlage des Vfs. für sein Raisonement über das Geld, und ein Jeder begreift, daß sich auf dieser Grundlage sehr viel Unhaltbares behaupten läßt. Die Lehre vom Gelde ist weit einfacher, als der Vf. glaubt. Die Gesellschaft besteht nur durch die Mannichfaltigkeit der gesellschaftlichen Arbeit. Um die Producte derselben auszutauschen, hat man ein allgemeines Tauschmittel erfinden müssen. Dieses allgemeine Tauschmittel wird *Geld* genannt, und ist, in welcher Gestalt es auch Statt finden möge, das Mittel zur Ausgleichung gesellschaftlicher Arbeit. Der Mensch ist also nicht Geld, und Geld eben so wenig Mensch. Daß die edlen Metalle zum Ausgleichungsmittel gesellschaftlicher Arbeit dienen, rührt von den Eigenschaften her, die sie vor allen übrigen Sachen auszeichnen, vorzüglich von ihrer Seltenheit, Dauerhaftigkeit und Theilbarkeit. Sind sie aber einmal in der Gesellschaft als Geld eingeführt: so nehmen sie eine ganz neue Eigenschaft an, die man ihre *moralische Eigenschaft* nennen könnte, nämlich die *Vermehrbarkeit ins Unendliche*. Dies heißt nicht so viel, als ob sie sich körperlich vervielfältigten; dergleichen ist unmöglich, weil ihnen das innere Leben fehlt; sondern es heißt: jede noch so große oder noch so kleine Geldsumme ist so viel werth, als gesellschaftliche Arbeit damit ausgeglichen wird; und da dies etwas Unbestimmbares ist: so ist auch der Werth des in Umlauf begriffenen Metallgeldes etwas Unbestimmbares oder Unendliches. Hieraus würde folgen, daß das Geld nur in so fern richtig behandelt wird, als man es der Natur der Gesellschaft gemäß behandelt. Auch zeigt sich dies allenthalben. Der Vf., der über die Natur der Gesellschaft nicht tief gedacht, und der eben deswegen die Natur des Geldes nicht ergründet hat, ist auf den trostlosen Gedanken gerathen, dem Mangel des Metallgeldes durch Papiergeld abzuheilen, und zwischen *Weltgeld* und *Staatsgeld* zu distinguiren; allein wie willkommen auch seine Vorschläge dem einen oder dem anderen Staate seyn mögen, dessen Ökonomie zerrüttet ist, und der jetzt nur noch darauf denkt, wie er fehlerhaften Schöpfungen Bestand und Dauer geben will: so werden doch die Erfolge seine glänzende Theorie vom Papiergelde allenthalben über den Haufen werfen, und das Geld in seiner ersten Eigenschaft, welche die Metallität ist, zurückführen. Die Masse des Geldes, sich selbst überlassen, vermehrt sich ganz von selbst, so wie die Industrie der Mitglieder der Gesellschaft wächst; wird sie dagegen künstlich vermehrt: so kann sie nur allzu leicht den ganzen gesellschaftlichen Zustand zerstören. Man muß im Gelde die Gesellschaft, und umgekehrt die Gesellschaft im Gelde behandeln; denn trennt man beide von einander: so sind sie nichts; die Gesellschaft löset sich in ihre Bestandtheile auf, und das Metall sinkt in eben den

Schoos der Erde zurück, aus welchem es die menschliche Einsicht genommen hat. Die Vorsehung bewahrt die Gesellschaften vor Staatsmännern, welche Geld find; aber sie schenke ihnen solche, welche in dem Gelde die Gesellschaft zu behandeln verstehen. Die Geldbedürfnisse einer Gesellschaft lassen sich entweder gar nicht, oder doch sehr schwer bestimmen, weil im Gelde kein absoluter Werth enthalten ist. Giebt man nun unverständlichen Forderungen nach, so läuft man Gefahr, ein eingebildetes Übel zu einem wirklichen zu machen. Wo giebt es größere Capitale als in England, und wo beklagt man sich allgemeiner über den unausstehlichen Druck der Taxen! Rec. weiß nicht, ob man über die Theorie des Geldes jemals ins Reine kommen wird; aber er gesteht, daß er die Überzeugung hat: man werde darüber im Reinen seyn von dem Augenblick an, wo das Verhältniß der Metalle, besonders der edlen Metalle, zu der physischen und moralischen Natur des Menschen kein Geheimniß mehr seyn wird. Es ist unstreitig eine schöne Sache um ein Bindungsmittel, welches Regierung und Nation unauflöslich an einander kettet. Doch dürfte in dem Papiergelde dergleichen nicht enthalten seyn, um so weniger, wenn, wie sich noch vor Kurzem gezeigt hat, die Regierung das Papiergeld nur benutzt, um das baare Geld an sich zu kaufen. Diese wichtige Materie läßt sich hier nicht erschöpfen; wir haben nur Fingerzeige geben wollen.

Das fünfte Buch, welches von den *ökonomischen Elementen des Staates und von dem Handel* handelt, enthält in seinen einzelnen Abtheilungen eine durchaus neue Ansicht des politischen Lebens, und in derselben manche schätzbare Bemerkung, welche, wahr und durchgreifend, die Gebrechlichkeit der bisherigen Theorien von Staatswirthschaft und Staatseinkommen in das nöthige Licht setzen. Indefs muß auch in Hinsicht dieses Buches nicht aus der Acht gelassen werden, daß des Vfs. vorgefaßte Meinung das Ganze durchdringt, und daß er die Wahrheit weit öfter erräth als umfaßt. Mit glücklichem Erfolge wird *Adam Smiths* Ansicht als begrenzt und einseitig dargestellt; allein wie aus der Natur der Gesellschaft die Theilung der Arbeit folgt, und wie bey den widerstrebenden Interessen der einzelnen Verrichtungen von Seiten der Regierung alles darauf abzuwecken müsse, die Gesellschaft mit sich selbst in Einheit und Gleichgewicht zu erhalten: das ist für denjenigen, der mit seinem Gemüthe den ganzen Staat umfaßt, doch nicht genugthuend gezeigt worden. Hier, vor allen Dingen, hätte der Einfluß guter organischer Gesetze auf das Staatsleben nachgewiesen werden sollen, um zu zeigen, daß von dem Augenblick an, wo irgend ein Particular-Interesse vorherrscht, alle wahre Entwicklung der Staatskraft zum Stillstand gebracht werde, und daß dies Vorherrschen des Particular-Interesse unvermeidlich ist, wenn ein einzelner Stand sich an die Spitze drängt, und den Anschlag giebt.

In Ansehung dessen, was der Vf. im sechsten Buche von dem *Verhältniße des Staats zu der Reli-*

gion sagt, sind wir in der Hauptsache mit ihm einig, d.h., wir sind, wie Er, überzeugt, daß einer nicht von dem Geiste wahrer Religion durchdrungenen Gesellschaft das innere Leben fehlt. Allein hier, wie überall, kommt es nicht sowohl auf das Was, als auf das Wie an. Die Frage ist: wie das abgestorbene von neuem belebt werden müsse. Vergeblich würden wir uns bemühen, jene alten Formen zurückzuführen, die ihre Kraft im Verlauf der Zeit verloren haben. In den Formen des Mittelalters kann das Christenthum nicht mehr wirken. Die Idee desselben ist ewig; aber diese Idee ist auf das mannichfaltigste verunstaltet und beschmutzt worden, und wer es wagt, sie in dieser Verunstaltung, diesem Schmutze zu vertheidigen, verdient nicht dem neunzehnten Jahrhundert anzugehören, dessen Eigenthümlichkeit mit darin besteht, jene Idee in ihrer Reinheit und Göttlichkeit zurückzufordern. Der höchste Mißbrauch, den man jemals von dieser Idee machen konnte, bestand darin, daß man sie zum Fundament der Herrschaft und Machtausübung benutzte. Gerade dies soll aufhören – dadurch aufhören, daß man der Geistlichkeit eine andere Stellung gegen die Gesellschaft giebt, als sie bisher hatte. Die Erfahrung wird zeigen, ob und wieweit das gelingen kann. Der Anfang ist indeß gemacht. In dem gegenwärtigen Augenblicke sind zwey Gesetzgebungen im Kampf, die sich bisher mit einander zu vertragen schienen. Die eine ist das bürgerliche Gesetzbuch des französischen Reichs, die andere ist das *corpus juris canonici*. Es soll ausgespittelt werden, was im kirchlichen Gesetze göttliches Gesetz ist, und was nicht. Von dieser Ausmittlung hängt die Wiederherstellung des Christenthums in seiner ursprünglichen Gestalt ab. Vielleicht sind wir der Verklärung desselben näher als wir glauben. Nichts ist unstreitig unverantwortlicher, als die Religion für eine Beywirkerin guter Polizey-Anstalten zu erklären; nichts ist abgeschmackter, als sich selbst über ihren Einfluß zu erheben, als sey dieser nur für untergeordnete Wesen da; aber woher ist es denn gekommen, daß man diese fehlerhaften Ansichten gefaßt hat? und woher kommt es denn, daß die Mehrheit der sogenannten Aufgeklärten sie noch immer festhält? Woher anders, als weil die Religion Jahrtausende hindurch nicht gewirkt hat, wie sie wirken konnte, wenn man von dem gesellschaftlichen Zustande abstrahirt, an welchen sie geknüpft wurde? Die Stellung der Geistlichkeit in der Gesellschaft erklärt alles; eine Stellung, welche durchaus nicht erlaubte, das Christenthum in seiner Reinheit zu bewahren, und allen Gemüthern mitzutheilen. Wir haben also alle Ursache uns darüber zu freuen, daß endlich Hand ans Werk gelegt worden ist. Je zarter die Früchte sind, die sich davon erwarten lassen, desto weniger dürfen sie übereilt werden; aber die Zeit wird sie zur Reife bringen, und die Wünsche des Vfs. auf einem Wege erfüllen, der ihm unbekannt bleiben mußte, weil er weniger an die Kraft des menschlichen Geistes als an ein mit Willkühr verschöneretes Mittelalter glaubte. *O quam saepe malis generatur origo bonorum!*

Dies ist es, was wir über die *Elemente der Staatskunst* zu bemerken hatten; ein Werk, das durch die Neuheit der Ansichten, welche es darbietet, eine bedeutende Sensation, vorzüglich in Deutschland, machen wird. Wenn der Vf. sich einbildet, die *lebendige Kunst, die Gesetze auszubilden*, gelernt zu haben – wie er denn dies ausdrücklich sagt: – so sind dies unstreitig nur Worte und weiter nichts. Denn was ist die lebendige Kunst anders als die Kunst überhaupt? Angewendet auf das politische Leben soll diese Kunst diejenigen Gesetze hervorbringen, welche dasselbe stützen und sichern, nicht solche, die das politische Leben erzeugen. Von allen Gesetzen, welche jemals gegeben sind, läßt sich behaupten, daß sie aus freyer vollständiger Wechselwirkung der Freyheit und der Kraft, der Bedürfnisse und des Verstandes, hervorgegangen sind; denn zu ihrer Entstehung bedurften sie einer Veranlassung, die immer nur in dem Bedürfnis der Gesellschaft anhalten seyn konnte. Aber die auf solche Weise gegebenen Gesetze sind nicht immer gute Gesetze gewesen, weil sich der gesetzgebende Verstand sehr oft übereilte. Deshalb ist man von jeher, vorzüglich aber im achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderte, auf Mittel bedacht gewesen, die Güte der Gesetze selbst zu sichern. Alles, was wir Verfassung nennen, hat keinen anderen Endzweck; das Gesetz ist auf diese Weise auf das Gesetz geimpft worden, und nur eine anhaltende Beobachtung der menschlichen Natur hat zu denjenigen Resultaten führen können, welche wir vor uns sehen. Über den Werth dieser Resultate mit dem Vf. zu streiten, würde unnütz seyn. Aus welchen Ideen der Geist der Regierungen zusammengesetzt sey: hierüber läßt sich nichts feststellen, und wer es versucht, wird sich sehr bald in ein Labyrinth verirren, aus welchem er nicht wieder heraus kann.

Der Vf. beschuldigt *Montesquieu* der Irreligiosität, weil er sich nicht auf die Frage eingelassen hat, welches die gesunde ruhige Form der Menschheit und des Staates sey. Seltsame Beschuldigung, da von allen den Formen, welche die Menschheit und der Staat seit so vielen Jahrtausenden durchwandelt haben, keine einzige geblieben ist, und die wahre Irreligiosität sich nur bey demjenigen finden kann, der irgend eine Form zur bleibenden machen will! (Rec. spricht hier mit den Ausdrücken des Vfs., der Leben und Form verwechselt.) Was er in den *Elementen der Staatskunst* versucht hat, nämlich eine Form zu fixiren, das hätte eben so gut vor zwey Jahrtausenden versucht werden können, wo denn demjenigen, der einen solchen Versuch gemacht hätte, nichts anderes übrig geblieben seyn würde, als sich an der Erfahrung der nächst vorangegangenen zwey Jahrtausende zu halten; aber würde irgend etwas Gemeingültiges an diesem Versuche geblieben seyn? Die Religiosität des wahren Staatsmanns besteht weit mehr darin, daß er Gott in der Gesellschaft erkenne und ungestört walten lasse, als darin, daß er ihm irgend etwas vorschreibe, das sich nur auf den Ausdruck der Gesellschaft bezieht. Wir wissen allenfalls, auf welchem Wege die Gesellschaft geworden ist, was sie ist; aber alle unse-

re Weisheit kann einen gegebenen Zustand der Gesellschaft so wenig fixiren, daß wir in dieser Hinsicht nur allzu abhängig sind von dem, was uns das Weltgeschick bereitet. Es ist möglich, daß nach drey Jahrhunderten Europa im höchsten Flor der gesellschaftlichen Entwicklung dasteht; es ist aber eben so wohl möglich, daß es bis zur Barbarey des fünften und sechsten Jahrhunderts herabgesunken ist. Der Staat, oder die Gesellschaft ist, wie der menschliche Körper, in einer beständigen Zersetzung begriffen. Eine einzige Erfindung, wie die des Pulvers, der Buchdruckerey u. s. w. kann alle menschlichen Verhältnisse verändern; wie sollte es uns also einfallen dürfen, das einmal Veränderte in seinen vorigen Zustand zurückzuführen? λβ.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) GÖTTA, b. Becker: *Über Sinn und Absicht einiger Stellen der zu München erschienenen Flugschrift: Die Plane Napoleons und (die) seiner Gegner.* 1810. 36 S. 8.
- 2) GERMANIEN: *Sollen die Religionsverfolgungen wieder anfangen?* Eine Beylage zu der Flugschrift: *Plane Napoleons und seiner Gegner*, und der Zeitschrift: *Der Morgenbote.* 1810. 30 S. 8.

Über die Angriffe, denen diese beiden Schriften sich mit Fassung und Würde entgegenstellen, brauchen wir nichts zu sagen, da in unserer *Allg. Lit. Zeit.* 1810. No. 12, und im *Intelligenzblatt* v. d. J.

No. 10 schon hinlänglich davon gesprochen worden ist. Beide Schriften sind denkwürdige Beyträge zur Zeit- und Cultur-Geschichte. Was sie bestritten, ist schändliche Calumnien gegen die norddeutschen, besonders in Baiern angestellten Gelehrten; daß die Bestreitung jedem Unbefangenen siegreich erscheinen muß, ist keinem Zweifel ausgesetzt; was aber ihr Erfolg seyn wird — *θεῶν ἐν γούνασι κείται.* Der Vf. von No. 1 setzt besonders noch die berühmte Flugschrift: *Die Plane Napoleons*, mit Hn. von Arbins Vorrede zu seiner Literaturgeschichte von Baiern (f. *J. A. L. Z.* 1810. No. 57, 58) in eine Verbindung, welche dem Verständigen Stoff genug zu Betrachtungen darbietet. Der Vf. von No. 2 aber betrachtet die Sache vorzüglich aus dem Gesichtspuncte des Staats- und Völker-Rechts, und bringt jene Flugschrift in Verein mit dem *Morgenboten* (1810 No. 33), welcher dasselbe Gift gegen die protestantischen Religionslehrer versprützte. Von allen diesen Libellen gilt, was der Vf. von No. 1 S. 5 sagt: „Der Schriftsteller, welcher jede verschiedene Meinung zum Irrthum, jeden Irrthum zum Verbrechen steinert; welcher denunciirt, statt zu widerlegen; mit anonymen Angaben die Ohren der Mächtigen belästigt; Mißtrauen pflanzt zwischen dem Herrn und dem Diener — der mißbraucht das heilige Vorrecht der Schriftstellerey; der setzt die Lüge auf den Altar der Wahrheit, und wandelt sich aus einem Priester derselben in einen Meuchelnörder um.“

Δ II.

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Nürnberg, b. Bieling: *Die größte dambachische und Juwelier baumersche Familie, oder Geistes- und Seelengröße bey den heftigsten Stürmen des Schicksals.* 1807. 128 S. 8. (22 Gr.) Der Vf. dieser Erzählung hat durchaus nichts von dem, was man Gabe des Vortrags nennt, so wenig wir auch seinem moralischen Gefühle zu nahe treten wollen. Man sieht wohl, daß man es mit einem guten und rechtlichen Manne zu thun hat; aber seine Unterhaltung ist langweilig. Von Alltäglichem geht er aus, und geht auf Alltägliches zu. Mit etwas mehr Gewandtheit und einem weniger beschränkten Urtheil hätte der vorhandene Stoff wohl anziehend bearbeitet werden können. Aber man höre nur gleich den Anfang: „Während am Christabend der blasse Mond auf die mit Schnee beladenen Bäume des kleinen Hausgärtchens schien, saßen Frau Bäumer, eine gebildete Frau, mit ihrer sechzehnjährigen Tochter, Sophie, einem sehr schönen Mädchen, und ihrem zwölfjährigen Sohne, Ludwig, bey einem kaum erlöschenden Kaminsfeuer, aßen zum Abendbrod etliche Kartoffeln und Brod, und die Mutter schickte den stillen Wunsch zum Himmel, daß er doch wieder Arbeit beschere möge, weil Sophie die bereits fertiggetragene hatte, und die Mutter und den Bruder bloß von ihrer Händearbeit ernähren mußte; denn Baumer, ein Jubelier, und noch sehr junger Mann, hatte die Seinigen verlassen, weil er sich durchs Spiel zu Grunde richtete.“ So muß man auch oft Stellen überwinden, wie S. 64: „Nur derjenige verliert mit Recht an seiner Achtung, der solche Handlungen begeht, die ihm die Achtung jedes Vernünftigen und Biedern rauben müssen.“

*Hos quos videtis stare hi captivos duos,
Illi qui adstant, hi stant ambo, non sedent.*

Zum Schlusse erfährt man noch, daß eine glückliche und vergnügte Ehe des Menschen höchste Erdenglückseligkeit.

sey; daß aber hiezu gleiche Bildung des Geistes, und vorzüglich gleiche Harmonie der Herzen erfordert werden.

Sp.

Hamburg, b. Schmidt: *Komische Romane vom Verfasser der Hefstandsgefuche.* 1810. 265 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) Rec. zweifelt nicht, daß diese drey Erzählungen: *die Dorfkomödie*, *die Bettler* und *Piffs Abenteuer*, die der Vf. *Romane* nennt, bey dem großen Abgang in den Lesebibliotheken zum Gebrauch der alltäglichen Leser mit fortfluten werden; sie haben als Hefen von Sonderbarkeiten, die aus dem schlammichten Grunde des Lebens geschöpft sind, für gewisse Menschen ein materielles Interesse; aber Leute von Geschmack, von Geist und Bildung, können unmöglich daran Gefallen finden. Denn die Aussicht in das freyere Leben und Wirken der Natur, in die poetischen Räume, ist darin wie vermauert, und alle Motive beruhen auf Beschränktheit und Verdorbenheit ausgearteter oder verwahrloster Menschen: so daß einem dabey zu Muth wird, als wäre man mit alten selbstrandeten Studenten, so wie es deren auf allen Universitäten giebt, mit Bettlern, Müßiggängern und Spielern auf eine Hausvoigtey, in eine schlechte Tabagie oder auf den ordinären Postwagen unter blinde Passagiere gerathen.

T. Z.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Dresden, b. Walther: *Von der Idee des Staats und ihren Verhältnissen zu den populären Staatstheorien.* Eine Vorlesung von A. H. Müller. 1809. 48 S. 4. (16 Gr.) Ist die zweyte und dritte Vorlesung von denen, welche Hr. M. in den oben recensirten *Elementen der Staatskunst*, ohne Zweifel mit Bewilligung des ersten Verlegers, hat zusammen abdrucken lassen.

† † †

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 17 u. 19 M Ä R Z, 1810.

S T A T I S T I K.

- 1) BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Das Königreich Westphalen vor seiner Organisation*. Statistisch dargestellt von Georg Hassel. 1807. 40 S. gr. 4. (16 Gr.)
- 2) Ebendaf.: *Esquisse de la Statistique générale et particulière du Royaume de Westphalie*. Par Raoul Bosse, Secrétaire de la chancellerie privée de Brunswick etc. 1808. 280 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)
- 3) HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Handbuch über das Königreich Westphalen zur Belehrung über Land und Einwohner, Verfassung, Verwaltung und äussere Verhältnisse des Staats überhaupt und seine einzelnen Theile insonderheit*, nebst einem Verzeichnisse der vornehmsten Hof- und Staats-Beamten. Mit einer Charte von dem Königreiche Westphalen. 1808. 1 Heft 150 S. 2 Heft von S. 151 — 348. 8. (1 Thlr.)
- 4) CASSEL, gedruckt bey der Wittwe Hampe: *Archiv für die Geschichte, Geographie, Topographie und Statistik des Königreichs Westphalen*. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften. Herausgegeben von Dr. J. P. Rosenmeyer. 1808. I B. 1 Heft 88 S. II Heft von S. 89 — 182. 8. (20 Gr.)
- 5) HALLE, in der Waisenhausbuchhandlung: *Statistische Übersicht des Königreichs Westphalen*; grösstentheils aus ungedruckten Quellen bearbeitet von C. F. B. Augustin, Dr. der Philof. und Domprediger zu Halberstadt. Erster Band. Darstellung der einzelnen Länder. Nebst einer Charte. 1808. X u. 288 S. 8. (1 Thlr. 3 Gr.)
- 6) HALLE, b. Gebauer: *Der kleine Westphale oder geographisches Lehrbuch über das Königreich Westphalen*. Zum Unterrichte in Bürgerschulen von J. G. Reinhardt, Oberlehrer der Töchter Schule in Mühlhausen im Harz-Departement. 1808. X u. 198 S. 8. (9 Gr.)
- 7) TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Versuch einer geographischen Darstellung des neuen K. Westphalen nach seiner speciellen Eintheilung für Freunde der Länderkunde* bearbeitet von F. L. B—b. 1809. VIII u. 164 S. 8.
- 8) WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Geographisch-statistischer Abriss des Königreichs Westphalen*. Mit einem vollständigen Repertorium aller im Reiche befindlichen Orte zum Gebrauche der grossen Departementalcharte des Reichs. Von G. Hassel. 1809. 378 S. 8. Nebst Charten vom K. J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

Westphalen und vom Wesergebirg; den Planen von Cassel, Magdeburg und Braunschweig; ferner dem Wappen des K. Westphalen, Vorstellung der Cascade auf Napoleonshöhe und des neuen Brockenhauses. (2 Thlr.) (Auch das IV, V und VI Heft des 6ten Bandes der neuen Länder- und Völker-Kunde.)

- 9) WEIMAR, im geographischen Institut: *Repertorium zum Special-Atlasse des K. Westphalen in neun Blättern oder Verzeichniss aller in diesem Reiche befindlichen Orte mit der Zahl der Einwohner und Feuerstellen in alphabetischer Ordnung*. Von G. Hassel. 1809. 134 S. 4. Angehängt ist: Neueste berichtigte statistische Übersicht der gegenwärtigen Territorialabtheilung und Bevölkerung des Königreichs Westphalen vom 1 Jul. 1809. 8 S. 4. (1 Thlr. 12 Gr.)
- 10) Ebendafelbst: *Special-Atlas des Königreichs Westphalen, bestehend aus acht Departements- und einer General-Charte, auf höchsten königl. Befehl nach Officialquellen entworfen und herausgegeben von dem geographischen Institute*. I Generalcharte des Königreichs entworfen und gezeichnet von Streit; VIII Depart. entworfen von Smalian, und gezeichnet von Smalian, Isle, Jahn und Gockel. 1809. (5 Thlr.)
- II) GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Statistique générale des provinces composant le Royaume de Westphalie dans l'ordre où elles subsistaient au 1 Oct. 1807. Avec l'indication de la nouvelle division départementale*. Par Mr. C. J. Bail, Inspecteur aux Revues, cidevant Secrétaire général du ministère des finances; rédigé sur les notes et renseignements inédits, fournis par les autorités administratives. 1809. XXXII u. 195 S. 14 tables et un Précis 27 S. 4. (3 Thlr. 8 Gr.)

Die Stiftung eines neuen Königreichs in Deutschland hat viele berufene und unberufene Schriftsteller veranlaßt, statistisch und geographisch dasselbe darzustellen. Der natürlichste Weg, hier etwas Gutes und Brauchbares zu liefern, wäre, nach unserm Ermessen, wohl gewesen, wenn man die Bestandtheile, aus welchen das neue Reich zusammenge setzt wurde, nach ihrer alten Verfassung und Eintheilung einzeln beschrieben, hier die vorhandenen Quellen und Materialien benutzt, wenn man gezeigt hätte, was sie unter den vorigen Regierungen waren, und nun das Ganze nach den neuesten organischen Einrichtungen u. s. w. geschildert hätte. Die Wissenschaft hätte auf

S s s u. T t t

diese Art bey der Publicität der westphälischen Regierung Fortschritte gemacht, und dem denkenden Beobachter würde leicht gemacht worden seyn, abzuwägen, was ~~bis jetzt~~ durch die Vereinigung so heterogener Theile gewonnen worden. Bey dem ziemlich großen Vorrathe von Materialien wäre die Bearbeitung des ersten Theils für den geübten Statistiker nicht schwer gewesen; aber freylich mit der Ausarbeitung des zweyten hätte man wenigstens noch einige Zeit Anstand nehmen sollen, da selbst der thätigsten Regierung unmöglich ist, ein Ganzes in so kurzer Zeit zu schaffen und zu ordnen, als ihr unsere Schriftsteller gegeben haben. Die Begierde, der Erste zu seyn, hat daher für die Wissenschaft nachtheilige Folgen gehabt. Wir haben nichts Vollendetes, nichts Ganzes, und wir werden vielleicht bey dem jetzigen Zustande des Buchhandels noch geraume Zeit darauf verzichten müssen, da bey der schon vorhandenen Menge von Beschreibungen nicht leicht ein Buchhändler es wagen wird, ein vollständiges Werk zu drucken, wie schon der Umstand beweist, daß seit beynahe einem Jahre Niemand aufgetreten ist, welcher die indeffen so freygebig von der Regierung gegebenen Materialien benutzt hätte. Einzelne Ausnahmen werden in der Beurtheilung sämmtlicher Schriften bemerkt werden.

Der Vf. von No. 1 scheint von unserem Gedanken ausgegangen zu seyn. Er beschreibt in seiner gewohnten und bekannten Manier die Länder, aus welchen das Königreich durch das kais. Decret vom 18 Aug. 1807 bestehen sollte. Dieses Decret hat nun freylich theils durch die Constitution selbst, theils durch nachherige Verträge, manche Veränderungen erlitten, und man kann also dem Vf. nur einen Grad von Vorzüglichkeit vorwerfen, indem er wenigstens die Constitution hätte abwarten sollen. Aber daß derselbe an verschiedenen Orten selbst ein Land als Bestandtheil aufnimmt, welches im Decret vom 17 Aug. gar nicht steht, und nur durch einen Druckfehler (*Erfurt* statt *Treffurt*) in deutschen Zeitungen als Bestandtheil des Königreichs ausgegeben wurde, das ist mehr als Voreiligkeit, und Beweis, daß der Vf. bey der Ausarbeitung das Decret, welches doch seiner Schrift vorgedruckt ist, nicht vor Augen hatte, oder diesen Punct bey der Flüchtigkeit, mit der das Ganze ausgearbeitet wurde, übersah. Daß am Ende dieses zu verbessern gebeten wird, macht den Fehler nicht gut. — Indess schildert nun der Vf. im Allgemeinen den Länderbestand und deren physische Beschaffenheit. Bey jedem einzelnen Lande wird kurz dessen Geschichte berührt, dann Flächeninhalt und Volksmenge angemerkt; alles ohne Beleg, ohne Hinweisung auf die vorhandenen Quellen. Der ganze Flächeninhalt wird auf 654 $\frac{1}{2}$ □ Meilen nach den einzelnen Angaben bestimmt. Die physische Beschaffenheit wird im Allgemeinen kurz beschrieben, woraus der Reichtum oder die Armuth des Landes nicht erkannt werden kann. Was wissen wir nun z. B. vom Königreiche, wenn wir S. 9. lesen: „Waldungen. Reichlich besonders an Bau-, Stab- und Brennholz, doch wenig Schiffbauholz mehr. Die beträchtlichste Waldung der Harz; geringer der Sollinger Wald. Iht, Elm, Drömling, Habichtswald, Ried-

forst u. s. w.“ Und so sind fast alle übrigen Rubriken behandelt.

Der 2. Abschnitt beschreibt eben so kurz, doch hier und da weit richtiger und bestimmter: Zahl der Einwohner (1,910,000), ihre Wohnungen (überhaupt 321,578 (?) Feuerstellen in 107 Städten, 64 Marktflecken, 4179 Dörfern und Weilern, 961 Vorwerken und Höfen), National-Verschiedenheit, politische Verschiedenheit, (was soll das wohl heißen: „in anderer Hinsicht machte dieser Stand, der Clerus, keine erbliche Kasten aus.“) In der Folge wird man die Unrichtigkeit dieser Angaben zu vergleichen und zu bemerken Gelegenheit haben. — Im 3. Abschnitte beschreibt der Vf. die Producte, Cultur des Bodens, und Gewerbe ebenfalls nur im Allgemeinen. Der 4te und letzte Abschnitt handelt von den Staatseinkünften. Sie werden auf 12,720,000 Gulden nach den einzelnen Landen angesetzt, ohne zu bemerken, ob die Administrations-Kosten abgezogen sind oder nicht; ohne irgend einen Beleg anzugeben, ohne selbst da, wo die bisherigen Angaben so sehr abweichen, anzuzeigen, warum sie höher oder geringer angesetzt sind. Auf diese allgemeine Einleitung folgt die Beschreibung der einzelnen Bestandtheile in Tabellen-Form; aber auch hier findet man durchaus nichts ausführliches, selbst da nicht, wo wir so reichhaltige Quellen z. B. bey den preussischen Provinzen haben. Gewiß hätte Hn. Hassels Schrift sehr lehrreich und nützlich werden können, wenn er nicht mit so großer Eile dieselbe verfaßt hätte; so hat sie mehr das Ansehen einer Buchhändler-Speculation, die bald vergessen seyn wird.

Umständlicher, jedoch nach einem ganz anderen Plan bearbeitet, ist die Schrift Nr. 2. Der Vf. belehrt uns zwar nirgends über den eigentlichen Zweck derselben; es scheint jedoch, die Absicht gewesen zu seyn, die neue Regierung über das Land selbst aufzuklären, oder derselben ein Handbuch in die Hand zu geben, um ihre weiteren Recherchen darnach zu richten. Die Schrift zerfällt in zwey Haupttheile: 1) *Statistique générale*, 2) *Statistique spéciale*. In dem vorgeschickten *Etat* rechnet der Vf. Flächeninhalt und Volksmenge der einzelnen Provinzen nach dem Decret vom 18 Aug. zusammen, und bringt 682 $\frac{1}{2}$ Q. M. und 1,892,000 Seelen heraus. Die Einkünfte setzt er ohngefähr den Einkünften des Kurfürstenthums Sachsen (vor dem letzten Kriege) mit 7 Millionen Thalern oder 28 Millionen *Livres Tournois* gleich. Nach einer kurzen, gutgerathenen Einleitung, worin überhaupt vom Zustande der einzelnen Bestandtheile gehandelt wird, folgt eine ebenfalls kurze historische Übersicht der gesamten Lande, die aber besonders in den letzten Tagen nichts Tröstliches und Erfreuliches für Deutsche sagt. Hier auf folgt eine kurze, sehr oberflächliche *Topographie générale*, von der wir nicht wissen, wie sie diesen Namen erhalten hat. Der Vf. theilt ferner das Land nach der Lage, welche die beiden Flüsse Werra und Weser geben, in Provinzen rechts und links der Werra und Weser. Von den Einwohnern und ihrer Industrie im Allgemeinen, sowohl auf dem platten Lande als in Städten sagt er nur sehr wenig.

Umständlicher und lehrreicher handelt er vom Handel überhaupt. Er zeigt, wie viel der Handel in diesen Gegenden durch die preussischen Einschränkungen gelitten hat, und was er werden könne und würde, wenn eine freye Circulation Statt fände. Von Münze, Maß und Gewicht bringt er wenig bey, so wie vom Straß-, Brücken- und Kanal-Bau. Von den Posten, heisst es, sie seyen in jedem einzelnen Lande wohl eingerichtet gewesen; aber Einheit im Ganzen habe gemangelt, besonders habe man nicht Rücksicht genug auf die Handlung genommen. Auffallend ist, daß der Vf. den *Punct des hohen Porto* nicht berührt hat, das so drückend für die Communication war, und wo ihm eine so schöne Gelegenheit gegeben wurde, warnende Winke niederzuschreiben. Der Rest dieses Buchs handelt im Allgemeinen von der Constitution und Administration der einzelnen Lande, von der Cultur, dem öffentlichen Unterricht, von schönen Künsten und Wissenschaften, Wohlthätigkeits-Anstalten, den Finanzen und dem Militär, alles nur sehr kurz und meist oberflächlich, alles ohne Beleg, ohne Anführung der Quellen. Wie Vieles hätte hier gesagt werden können! So ist der ganze Artikel Militär mit 3 Zeilen abgefertigt.

Das zweyte Buch oder die Specialstatistik zerfällt in 2 Abschnitte. Der erste handelt von den Ländern auf der linken; der zweyte von den auf der rechten Seite der Weser und Werra. Zu den ersten gehören Hessen, Rittberg, Paderborn, Ravensberg, Minden, Osnabrück, Corvey. Von jedem Theile giebt der Vf. eine sehr kurze historische Notiz, worauf eine sogenannte *Topographie générale* folgt. Diese enthält einige oberflächliche Nachrichten vom Lande überhaupt, vom Ackerbau, Industrie, Handel, Constitution und Administration, Cultur und öffentlichen Unterricht. Hier hätte sich dem Vf. nun gewiss die schönste Gelegenheit dargeboten, das Land statistisch darzustellen; allein es sind abgerissene allgemeine Phrasen, die uns nicht belehren, was das Land eigentlich sey. So heisst der ganze Artikel Commerce bey Hessen: *Le commerce principal est celui de l'économie favorisé par la route, qui va par Cassel de Francfort à Leipzig et Hambourg et par la navigation sur le Weser, la Werra et la Fulde.* Von den Finanzen, vom Militär findet man kein Wort. Andere Länder sind noch weit kürzer abgefertigt. Die *Topographie speciale* enthält beynahe nichts als ein dürres Namens-Verzeichniß der Ämter und dazu gehörigen Ortschaften. Nur bey Städten wird hier und da etwas, aber durchaus nichts Neues, nichts vollständig angeführt. Mehrere Fehler in den statistischen Angaben der Volksmenge einzelner Länder wollen wir nicht rügen. Sie beweisen aber, daß der Vf. mit den Quellen, aus denen hier geschöpft werden muß, durchaus nicht bekannt war. Das Ganze zeugt von großer Voreiligkeit, etwas über Westphalen früher als Andere zu schreiben.

Mit weit mehrerem Fleisse, weit lehrreicher und brauchbarer ist das unter 3 angeführte Handbuch abgefaßt, das bald nach No. 3 und 2 erschien. Der Vf. führt in der Vorrede die Quellen an, aus wel-

chen erschöpfte. Wir vermiffen hier zwar manche, die eine Stelle verdienten, und finden andere, die entweder gar nicht als solche hätten angeführt werden sollen, oder die doch nur mit sehr großer Vorsicht gebraucht werden dürfen, wie z. B. *Bundschuh's* Schriften bey Hefsen. Im Ganzen aber verräth der Vf. gute Kenntniß und Belesenheit, und das Werk selbst ist Beweis, daß er die vorhandenen Materialien gut zu ordnen verstand. — Das Ganze zerfällt in 2 Hauptstücke. Das erste handelt vom Reiche überhaupt, das andere von den einzelnen Theilen. Nach einer kurzen Einleitung, worin die neuesten Veränderungen Deutschlands bis zur Errichtung des neuen Königreichs einschliesslich dargestellt werden, und bey der wir nur erinnern müssen, daß wohl der Vf. das wahre Wesen des neuen rheinischen Bundes nicht ganz gefaßt haben möchte, wenn er sagt: „statt des bisherigen deutschen Staatenbundes stand nun freylich ein neuer Bund des südlichen und westlichen Deutschlands da, der das Gute des alten bebehalt, an die Stelle der Zerstückelung aber, die seine Schwäche und endlich seinen Untergang begründete, einen kraftvollen Verein setzte, in welchem alles auf Einheit abzielt.“ — nach der kurzen Einleitung beschreibt der Vf. in der ersten Abtheilung die Staatskräfte des Reichs oder Land und Leute, ohne noch Rücksicht auf die neue Departements-u. s. w. Eintheilung zu nehmen, nach den alten Namen. Dies ist sehr gut, weil man sich sonst nicht so leicht orientiren kann. Der Vf. bringt durch Berechnung der einzelnen Theile, bey denen wir die alten officiellen Quellen benutzt finden, 686 □ Meilen und 1,955,000 Seelen heraus. Wie nahe diese Angabe der officiellen sey, werden wir weiter unten hören. Die natürliche Beschaffenheit des Landes wird zwar kurz, aber sehr gut geschildert, umständlicher die gesammte Production im weitesten Sinne, oft mit besondern Angaben einzelner Länder, wo sie bekannt sind. Diese Darstellung überhaupt ist sehr lehrreich. Von Fabriken, Manufacturen und anderen Gewerben handelt No. 5, und auch hier müssen wir dem Vf. das Lob vorzüglichen Fleißes in Auffuchung und der Gewandheit im Darstellen gesammter Materialien geben. Auch der Zustand des Handels ist zwar kürzer, aber doch gut dargestellt; nur bedauern wir, daß der Vf. von Münzen, Maßen und Gewichten nichts sagt, und diese Unterlassung damit entschuldigt, daß man die Vergleichen u. s. w. in Taschenbüchern finde. Der Zustand der Münzen u. s. w. gehört allerdings eben so wesentlich in dieses Handbuch, als Nachrichten vom vorigen und jetzigen Zustande der Posten, diesem in unseren Tagen noch weit wichtigern Vehikel der Communication als sonst. Hieraus spricht der Vf. von der Anzahl der Classen und Wohnungen, der Religion, der geistigen Cultur und dem sittlichen Charakter der Einwohner; ebenfalls mit fleissiger Benutzung der vorhandenen Materialien.

Die zweyte Abtheilung handelt von der Staatsverfassung, der Staatsverwaltung und den äußeren Verhältnissen des Reichs. Zuerst schildert der Vf. die bisherige Verfassung der einzelnen Bestandtheile, und

nimmt vorzügliche Rücksicht auf die ständische Verfassung, auch auf die vorhin bestandene Conscriptio oder Militärpflicht. Wenn er aber hier die vorigen Regenten insgesammt als unumschränkte Beherrscher und so gut wie unabhängig vom Reiche hinstellt: so ist wohl dieses übertrieben, wenigstens in rechtlicher und publicistischer Hinsicht, und selbst auch hie und da in historischer. Die jetzige Verfassung beschreibt er nach der bestehenden Constitution, und handelt zuerst vom Monarchen und seinen Vorrechten, dann von den Unterthanen, ihren Rechten und Verbindlichkeiten. Mit Begierde schlug Rec. No. III in diesem Abschnitte auf, über die bisherigen unmittelbaren und mittelbaren Regenten, die ihre Länder im Reiche behielten. Er hoffte hier Aufschluß über einen Gegenstand zu finden, der noch im Dunkel liegt. Aber er fand nichts als die Angabe der hieher gehörigen Länder. In Hinsicht auf ihre Verhältnisse zum Könige wird bloß angegeben: da das Königreich zum rheinischen Bunde gehöre: so würden diese Regenten und Länder nach der Bundesacte bleiben, und zur Vollständigkeit wird der 27 Artikel u. f. der Bundesacte hieher gesetzt. Dies scheint uns aber nicht ganz richtig zu seyn. Man hat schon anderswo und mehrmals bemerkt, daß zwar in der Constitution das Königreich als Theil des rheinischen Bundes genannt, der König aber nicht besonders zu allen Stipulationen der Acte verbindlich gemacht worden sey, wie doch nicht nur in allen Accessions-Acten, sondern auch noch neuerlich bey Gelegenheit als Kniphausen u. f. w. an Holland kam, geschehen ist. Auch bey der Übergabe der Länder hat man nichts von den bekannten Bedingungen gehört, unter welchen sonstige vormalige reichsunmittelbare Länder an die neuen Souverains übergeben wurden. Es wäre daher sehr zu wünschen gewesen, der Vf. hätte diese Verhältnisse näher entwickelt. Wir finden übrigens in der Übersetzung besonders des 31 Artikels der Bundesacte einen sehr wesentlichen Fehler. Dieser Artikel sagt: daß die mediatisirten F. und G. residiren dürfen in den Staaten des rheinischen Bundes, und in den alürten Staaten, ja selbst auch ausserhalb des rheinischen Bundes, in Besitzungen, welche sie mit *Souveränität behalten*; der Vf. sagt aber gerade das Gegentheil, nämlich: „oder auch ausserhalb des Gebietes des Bundes, wenn sie sich nur der *Souveränität enthalten*.“

Im 2 Abschnitte wird zuvörderst die bisherige Staatsverwaltung in den einzelnen Bestandtheilen dargestellt, und zugleich der Bestand des Militärs und der Einkünfte von den preussischen, hessischen, hannoverschen und braunschweigischen Provinzen gezeigt. Dieser Abschnitt ist besonders lehrreich, und giebt zu sehr interessanten Vergleichungen mit der dormaligen Verwaltung und dem jetzigen Stande der Dinge reichen Stoff. Hierauf folgt eine lichtvolle Beschreibung der gegenwärtigen Staatsverwaltung des ganzen Reichs nach der Constitution, nach den erschienenen Gesetzen, und den besonderen Instructionen. Zuerst von der gesetzgebenden Gewalt, nämlich vom Staatsrathe und von den Reichsständen; dann von der vollziehenden Gewalt, nämlich von

den Ministerien und einzelnen Staatsrathen, endlich von den besonderen Behörden für einzelne Theile des Reichs, nämlich den Verwaltungs- und Justiz-Beörden, und den Militärbehörden, wo sich auf das Kriegsministerium bezogen wird.

Bey allen einzelnen Theilen wird der Geschäftskreis genau beschrieben, und auf die bestehenden Gesetze hingewiesen. Manches hat sich indeß auch hier schon geändert, und ein Nachtrag dazu in dem noch nicht erschienenen dritten Hefte würde willkommen seyn.

Der 3te Abschnitt führt die Aufschrift: *Außere Verhältnisse oder auswärtige Angelegenheiten*. Davon ist schon oben bey Gelegenheit der Beschreibung der Staatsverfassung des Reichs und des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten gesprochen worden; hier werden nur noch die bisherigen äußeren Verhältnisse der vormaligen Regenten der Länder dargestellt; sodann aber die allgemeinen Verhältnisse des Königreichs zum rheinischen Bunde, und die besonderen Verhältnisse des Königs zum französischen Kaiser und dessen Familie, theils nach der Constitution, theils nach dem kaiserlich französischen Familien-Statute berührt.

Das 2 Hefte enthält die Beschreibung der einzelnen Theile des Reichs, nach Departements, Districten und Cantons. Der Vf. hat das dem *Bulletin des lois* beygefügte Verzeichniß zum Grunde gelegt, (wobey die auffallenden Druckfehler in demselben verbessert sind), bey jedem Departement und Districte allgemeine Notizen vorangeschickt, auch von Städten u. f. w. die Merkwürdigkeiten angeführt, und überall, wo es bekannt war, bey einzelnen Cantons und Gemeinden Häuser und Volkzahl angemerkt. Dieser Theil hat freylich hie und da von seiner Brauchbarkeit durch verschiedene, inzwischen Statt gefundene Veränderungen verloren; aber theils können diese noch im dritten Hefte nachgeholt werden, theils würde es leicht seyn, sie zu suppliren. Immer wird dieses Handbuch für In- und Ausländer, besonders für diese in Ansehung des ersten Theils, da man nicht alle Gesetze, Instructionen u. f. w. bey der Hand hat, einen hohen Werth behalten. Das 3te Hefte, welches das Adressbuch enthalten soll, und die Charte, sind noch nicht erschienen.

Der Vf. von No. 4 will in diesem in zwanglosen Heften erscheinenden, dem verst. Staatsrathe *J. v. Müller* gewidmeten und von ihm sehr begünstigten Archiv, alles, was zur vaterländischen Geschichte, Topographie und Statistik gehört, und solche erläutern, berichtigen und bekannt machen kann, niederlegen; er will den schlummernden Gemeingeist beleben, die Vaterlandsiebe immer mehr anfangen, und nützliche Kenntnisse in grösseren Umlauf bringen. Der Plan ist löblich, und die Ausführung verdient bey einem entstehenden Reiche noch mehr Unterstützung, als bey einem schon consolidirten. — Den Anfang macht eine im 2 Hefte fortgesetzte geographisch-statistische Darstellung des Königreichs nach der Organisation. Sie verdient diesen Namen nicht, und ist fast bloß ein Abdruck des dem *Bulletin des lois* beygelegenen Verzeichnisses, und selbst dieses ist nicht vollständig abgedruckt. Wicht-

ger und ein schätzbarer Beytrag zur Statistik und Geographie des Königreichs ist die im 1 Hefte angefangene und im 2ten fortgesetzte Beschreibung der Grafschaft Rittberg vor der Organisation. Es ist zu wünschen, daß der Vf. auch die Veränderungen bemerke, welche die Grafschaft durch die Vereinigung mit dem Königreiche gehabt hat, da hierüber noch viel Dunkel herrscht. Die 3te Abhandlung ist gegen einen in der Zeitschrift Germanien enthaltenen Aufsatz über das Fürstenthum Paderborn gerichtet, worin mehrere daselbst abgedruckte falsche Nachrichten gerügt, und gründlich widerlegt werden. Der 4 Aufsatz: Die Hochachtung der alten Deutschen gegen das schöne Geschlecht enthält nichts Neues. Das Übrige dieses Hefts füllen topographische Nachrichten von den Städten Magdeburg und Marburg und den umliegenden Gegenden; endlich noch eine allgemeine Übersicht der bekanntesten mineralischen Producte in der Gegend von Vlotho, wozu eine Berichtigung unter No. 11 im zweyten Hefte folgt.

Dieses enthält außer den bemerkten Fortsetzungen, eine Ankündigung, was die Ursuliner Nonnen zu Fritzlar rücksichtlich der Erziehung junger Frauenzimmer thun; eine Beschreibung der Stadt Braunschweig, und des Lustschlosses Napoleons Höhe; ferner einen Aufsatz unter der Rubrik: „Die in der magdeburgischen Börde lebende Bauern.“ (Dieses ist ein schätzbarer Beytrag zur nähern Kenntniß der äußeren Gestalt, Nationaltracht, des Charakters, der Religion, Sprachen, Lebensart, und besonderen Gebräuche derselben.) Postwesen, bloß über schlechte Wege. Wenn der Vf. zu einer noch mehr erhöhten Posttaxe mürh, um diese Wege herzustellen: so können wir ihm nicht beypflichten. Doch es verdiente eine eigene Abhandlung, um die nachtheiligen Folgen der Erhöhung der Posttaxe für das landesherrliche Interesse sowohl als für Handel, Industrie und Literatur darzustellen. Den Beschluß macht ein Gedicht von Moritz Bachmann bey der Huldigung und Thronbesteigung des Königs. Wir wünschen dem Herausgeber mehrere Mitarbeiter und eine sorgfältigere Auswahl in den Aufsätzen.

Der Vf. von No. 5 ist ein schon sonst bekannter statistischer Schriftsteller. Diese statistische Übersicht ist ein neuer Beweis von großem Fleiße in Benutzung vorhandener Materialien, und in Auffuchung officieller, noch unbekannter Angaben. Nach dem Plane zerfällt das Ganze in zwey Hauptabschnitte. Der erste, den wir hier vor uns haben, liefert eine kurze, aber sehr lehrreiche Darstellung der einzelnen Länder, aus welchen das Königreich zusammenge setzt wurde, nach ihrer Lage, Größe, Bevölkerung, natürlichen Beschaffenheit, Cultur, Kunstfleisse und Handel, der Verfassung unter ihren vorigen Beherrschern und dem bisherigen Ertrage derselben von den Domainen, Regalien und Auflagen. Der zweyte soll das Königreich als ein Ganzes betrachten, und einen Überblick seiner geographisch-statistischen Merkwürdigkeiten, seiner neuen Eintheilung und Verfassung geben. — In der ersten Abtheilung werden die Länder beschrieben, welche bisher zum preussischen Staate gehörten, nämlich die Altmark, das Herzogth.

Magdeburg, Halberstadt, Wernigerode, Hohnstein, Quedlinburg, Hildesheim, Eichsfeld, mit Mühlhausen, Nordhausen, Trefurt und Dorla, Paderborn, Minden, Ravensberg. Bey der großen Reichhaltigkeit statistischer Angaben ist unmöglich, einen Auszug aus diesem trefflichen Werke zu geben. Außer den vorhandenen Schriften bey jedem Lande hat der Vf. eine Menge ungedruckter officieller Nachrichten überall trefflich genutzt und geordnet. Vorzüglich merkwürdig sind die Nachrichten von der Production aller Art von Manufacturen, Fabriken und Handel, und besonders die genauere Auseinandersetzung der Einkünfte aller Art aus den verschiedenen Provinzen. Die umständlichsten und genauesten Berechnungen sind hier angestellt, und wenn von der Richtigkeit eines oder zwey Länder auf die Wahrheit des Ganzen zu schließen erlaubt ist: so kann Rec., der von zwey Ländern selbst genauere officiellte Kenntniß hat, verbürgen, daß diese bis auf Kleinigkeiten mit den Etats übereinstimmen, die er in Händen hat. Dieser Theil des Werks ist ohnstreitig der lehrreichste, und giebt zu großen Betrachtungen und Vergleichen Anlaß.

Das Resultat ist: die vormals preussischen Länder haben einen Flächeninhalt von 310 $\frac{1}{2}$ Q. M. und eine Bevölkerung von 978000 Einwohnern. Sie betragen daher beynahe die Hälfte des ganzen Königreichs. Man zählt ferner in diesen Ländern 113 Städte und 2008 Dörfer, und berechnet die Staatseinkünfte auf 4,373000 Thaler. Im Anhang wird aus handschriftlichen Nachrichten die Reichsherrschaft Schauen beschrieben, die jetzt zum Canton Osterwick im Saal-Departement gehört. Sie besteht bloß aus dem Dorfe gleiches Namens von 65 Feuerstellen (Hassel giebt unrichtig 80 an) und 521 Einwohnern. Sie gehört der reichsfreyherrlichen Familie von Groote. Die Beschreibung enthält ebenfalls mehrere bisher noch unbekannte Nachrichten.

Der kleine Westphale (No. 6) giebt zwar dem Statistiker nichts Neues und Vorzügliches, und ist größtentheils aus dem oben angeführten Handbuche und aus Hassels Schrift entstanden; aber zum Gebrauche in Bürgerschulen wird dieses Werkchen gute Dienste leisten, wenn ein geschickter Lehrer die mannichfaltigen Lücken ausfüllt. Der erste Hauptabschnitt (nur 35 Seiten stark) enthält eine Beschreibung des Merkwürdigsten des Königreichs, alles in allgemeinen Umrissen, die wohl zum beabsichtigten Gebrauche etwas umständlicher hätten seyn sollen. In zweyten werden die Departements kurz beschrieben, doch ist es nicht bloße Nomenclatur, sondern man findet auch bey einzelnen Orten die verschiedenen Merkwürdigkeiten kurz angeführt.

Wenn die allgemeine Geographie in No. 7 etwas ausführlicher behandelt wäre: so würde diese Schrift noch weit mehr, als jene, sich zum Gebrauche in Schulen eignen. Der Vf. ist bescheiden genug, in der Vorrede zu äußern, daß das Werkchen nicht für Männer von Fach geschrieben sey, sondern daß es bloß geographischen Laien und Dilettanten nützlich seyn könne und solle. Aus diesem Gesichtspuncte muß nun auch dasselbe beurtheilt werden. Der Vf. hat

aus den vorhandenen officiellen und nicht officiellen Materialien das Ganze sehr lichtvoll geordnet. Man findet in der speciellen Geographie außer der Volks- und Häuser-Zahl, wo solche bekannt war, bey den Departements, Districten, Cantons und Städten, auch anderen Ortschaften, eine Menge statistischer Nachrichten in gedrängter Kürze, die für solche, welche nicht immer grössere Werke nachzuschlagen vermögen, angenehm seyn wird.

Der Vf. von No. 8 macht auf Vollkommenheit selbst keinen Anspruch. Er gesteht, daß ihm von der Verlagshandlung der Auftrag geschehen sey, Westphalen für die Länder- und Völker-Kunde zu bearbeiten, daß er sich genau an die Grenzen habe halten müssen, welche der Plan vorschreibt, und daß er die Bogenzahl nicht habe überschreiten dürfen. Zu bedauern ist allerdings, daß ein guter Schriftsteller sich solche Fesseln anlegen läßt, daß er genöthigt war, früher mit diesem Werke aufzutreten, als Noth war und frommte. Hätte Hr. H. nur noch 1 oder 2 Jahr warten dürfen, was würde er, nach dem zu urtheilen, was er wirklich geleistet hat, geliefert haben? Diese Hoffnung hat die Speculation vereitelt; denn so leicht werden wir nun keine Beschreibung dieses Reichs zu erwarten haben, das aus mehr als einer Ursache ein vollendetes Werk verdiente. Inzwischen hat Hr. H. die vorhandenen Materialien und die von uns bereits angezeigten Schriften gut benutzt. Nach einer allgemeinen Einleitung von der Entstehung des Reichs und einer vielleicht zu kurzen Beschreibung der Provinzen, welche dazugeschlagen wurden, werden Lage und Grenzen des Reichs genau beschrieben, wird der Flächeninhalt nach älteren Angaben auf 68924, nach eigener Berechnung nach der Charte unter 10 auf 69212 □ M. bestimmt. Hierauf folgt Oberfläche, Abdachung, Boden, Gebirge, Waldungen, Gewässer, Klima. Der Vf. hat hier alles Bekannte zusammengetragen, gut geordnet, und zum ersten Male dabey überall die Cantons und Bezirke nach der neuen Einteilung statt der alten Benennung bemerkt. Die Producte aus den 3 Naturreichen sind genau von S. 48 — 58 beschrieben. — Die Zahl der Einwohner belief sich nach der Zählung von 1807 auf 1946343 Seelen. (Hierüber unten ein Mehreres bey dem Repertorium und den Charten.) In der Beschreibung der producirenden und veredelnden Industrie zeigt sich am meisten, daß das Werk zu früh erschienen ist, denn der Vf. war gegen seinen Plan gezwungen, die Angaben bloß nach den alten Provinzen und Ländern niederzuschreiben, da die Resultate der neuen Einrichtung noch nicht bekannt waren. Dieser ganze Artikel verdient daher auch eine gänzliche Umarbeitung, indem hier bedeutende Veränderungen bis jetzt schon vorgefallen sind. Der Werth der Ausbeute von gesammten Mineralien, einige ausgenommen, wird auf 18406430 Franken angeschlagen. Die Resultate der veredelnden Industrie sind nicht überall bestimmt genug angegeben, auch ist keine Übersicht des Ganzen beygefügt. Überhaupt aber finden wir alles dieses weit besser bey *Augustin* bearbeitet. Hr. H. hat nur einen neuen Zuschnitt gegeben dadurch, daß er hie

und da Departements, Bezirke und Cantons nannte, wo jener die alten Namen beybehält. Neuere Resultate hat auch Hr. H. nicht. Vom Handel, Münzen, Maß und Gewicht wird das Nöthige, jedoch sehr kurz, gesagt. Man findet den Werth der Münzen u. s. w., wie er jetzt besteht. Noch ist im Reiche der Art der Constitution, welcher eigene Münzen u. s. w. nach dem französischen Münz-, Maß- und Gewichts-Fusse besteht, nicht in Erfüllung gegangen. Von der wissenschaftlichen und stiftlichen Cultur nichts Neues. Der Religionszustand ist nur kurz berührt. Wahrscheinlich durch einen Druckfehler wird hier gesagt, daß die Katholiken unter den *Weibischöfen* von Hildesheim, Paderborn, Osnabrück und Corvey und unter den *General-Vicariaten* stünden, worunter auch das Commissariat zu Duderstadt genannt wird. Eine seltsame Vermischung! Unter Staatsverfassung wird die ganze Constitution abgedruckt, dann vom König und seinen Vorrechten gehandelt, und hier auch das kaiserliche Familiengesetz mitgetheilt. Der übrige Theil dieses Abschnittes hat die Überschriften: Reichsstände, Staatsbürger, Titel, Wappen und Hofstaat des Monarchen; hiebey die Garden, deren Zahl über 2500 Mann angegeben wird. Die Staatsverwaltung wird nach den bis 1808 erschienenen Verordnungen beschrieben. Manches hat sich hierin geändert. Die öffentlichen Einkünfte berechnet Hr. H. von den alten Provinzen auf 34360000 Franken, 1809 wurden sie vom Finanzminister auf 37375000 Franken angesetzt. In der Militärverfassung ist seit 1808 Vieles abgeändert. — Die Topographie von S. 185 — 348 ist vollständig. Der Vf. beschreibt jedes Departement, jeden District, jeden Canton und alle Gemeinden, die dazu gehören, führt überall das Merkwürdige, Lage, Größe, Grenzen und Volkszahl an. Dieser Theil ist ganz vorzüglich brauchbar, und da die neue Einteilung des Weser-Departements bereits im Anhang mitgetheilt ist: so wird es leicht seyn, einige andere minderbedeutende Abänderungen nachzutragen. Die geographisch-statistische Literatur ist bis Ende 1808 vollständig und gut geordnet.

Das unter No. 9 angeführte Repertorium in alphabetischer Ordnung enthält alle Städte, Flecken, Dörfer u. s. w. des Königreichs mit Bemerkung der Feuerstellen, Bevölkerung (von 1807) der Departements, Bezirks und Cantons. Dieses Rep. ist sehr brauchbar, und bey den gleichanzudeutenden Charten unentbehrlich. Bey einzelnen Benennungen sind Druckfehler eingeschlichen, die jedoch leicht zu verbessern sind; einige davon stehen selbst in dem Verzeichnisse, das dem *Bulletin des lois* beygefügt war. Nach der Hauptübersicht enthält das ganze Reich 6961 □ M., 303250 Feuerstellen (hiebey einige bloße Schätzungen), 1974089 Seelen, 202 Städte, 59 Vorstädte (die eigene Gemeinden bilden), 74 Marktflecken, 3080 Dörfer, 1228 Weiler und Bauerschaften, 1394 einzelne Häuser, Vorwerke, Mühlen. In Ansehung der Volksmenge bemerken wir hier, daß solche zu Anfang 1810 wohl niedriger war. Nach H. bestand solche für das Departement Fulda in 261515 Seelen, und zwar für den B. Cassel 126580, für den

B. Paderborn 69935, für den B. Höxter 65040. In der casselschen allgemeinen Zeitung No. 16 von diesem Jahre finden wir aber nach der Angabe aller einzelnen Orte für das Departement nur 259171 Seelen, für den B. Cassel 122729, für den B. Paderborn 67341, und für den B. Höxter 69101 Seelen, im Ganzen also für das Departement ein *minus* von 1344 Seelen. Hiebey ist nur noch zu bemerken, daß der Bezirk Höxter 3961 Seelen gewonnen, Paderborn 1594 und Cassel 2851 Seelen verloren haben. Die Bevölkerung der Stadt Cassel allein fiel von 21002 auf 20260 Seelen herab, verlor also 742 Seelen. In der Sterblichkeit liegt dieser Unterschied nach der in eben dieser Zeitung abgedruckten Tabelle nicht, denn da hätte sich die Zahl um 2428 vermehren sollen, indem überhaupt 10489 geboren wurden, und nur 7961 starben. Ist Krieg oder unrichtige Zählung von 1807 daran Schuld, oder was sonst? Von anderen Departements sind die Listen für 1810 noch nicht mitgetheilt. Liegt es an ersteren: so möchte in einigen Departements die Verminderung noch grösser seyn.

Wir haben dieses übrigens nach den eigenen Ansätzen des Hn. H. angemerkt, bey Vergleichung dieses Repertoriums aber mit dem unter No. 10 angeführten Atlas verliert (dasselbe sehr an seiner Ächtheit. Bey den Charten selbst ist nämlich immer die Volkszahl u. s. w. eines jeden Departements summarisch, und dann nach Districten und Cantons beygefügt; bey der Generalcharte aber steht das Summarium nach Departements und Districten. Sowohl bey den Charten, als dem Repertorium wird die Zählung von 1807 angenommen. Im vollständigeren Werke gab H. die Volkszählung von 1807 auf 1,946343 Seelen an. Hier setzt er sie auf 1,974089, und die Charten auf 1,950724. Da die Charten auf königlichen Befehl herausgegeben worden sind: so dürfen diese Ansätze wohl mehr Ansprüche auf Authenticität machen. Zwischen diesen aber und jenen herrscht auch im Einzelnen ein nicht geringer Unterschied. Wir setzen die Angabe zur Übersicht hieher.

Nach den Charten		Nach Hassel	
Depart.	Elbe 252507 Seelen	256047 Seelen	
—	Fulda 254845 —	261515 —	
—	Harz 202891 —	203277 —	
—	Leine 144350 —	159398 —	
—	Ocker 270486 —	271827 —	
—	Saale 240195 —	232856 —	
—	Werra 255237 —	258800 —	
—	Wefer 330213 —	330369 —	
Summa	1,950724 —	1,974089 —	

Also ein Unterschied von 23365 Seelen. Welches Verwundern kann man nun in H's. einzelne Angaben setzen, da auch bey allen Bezirken und bey vielen Cantons solche Differenzen Statt finden? Beym Departement Fulda, Bezirk Cassel ist sogar der Canton Gemmingen ganz ausgelassen.

Der unter No. 10 angeführte Atlas macht den Vf. und dem geographischen Institut Ehre. Erstere haben alle vorhandenen Materialien trefflich benutzt, und das Letztere hat für ein sehr gefälliges Aufserseesorgt, so daß wirklich dieser Atlas zu den besten

Charten gehört, die wir bis jetzt nicht bloß aus diesem Institute, sondern auch von dem Königreiche und den alten Provinzen, woraus es entstanden ist, haben. Bey den einzelnen Departements ist der Stich viel feiner und correcter, als in den bisherigen Charten, und auch die Illumination ist gut gewählt und richtig. Was den inneren Werth der Charten betrifft: so getrauen wir uns nicht, ein entscheidendes Urtheil zu fällen, indem wir da, wo sie zum Theil von den jetzt bekannten Charten abweichen, vermuthen müssen, daß dem Vf. noch nicht gestochene Charten zu Gebot gestanden haben. So viel ist sicher, daß dieser Atlas in allem Betracht der beste ist.

No. 11 haben wir oben nur der Vollständigkeit wegen beygefügt; die Schrift selbst ist bereits von einem anderen Mitarbeiter in diesen Blättern 1809 No. 142 weitläufig beurtheilt worden. Wir erlauben uns, nur Weniges hinzuzusetzen. Bey den Tabellen über die Einkünfte und Ausgaben hätten wir gewünscht, daß bey den secularisirten Hochstiften, unter den allgemeinen Ausgaben die neue temporäre Ausgabe für Pensionen, so wie überhaupt auch die Zinsen von den Schulden, und die zur Tilgung der letzteren bestimmten Summen besonders bemerkt worden wären. In der Tabelle B wird der Flächeninhalt sämtlicher zum Königreich geschlagenen Provinzen auf 628 Q. Meilen [zu gering] gerechnet, die Volksmenge größtentheils nach der Zählung von 1806 auf 1,979,292 Seelen, die gesammten Abgaben und Einkünfte auf 42,878,393 Franken 38 Cent. gesetzt. Die allgemeinen Ausgaben betragen 23,443,327 Fr. 52 Cent., also das reine Einkommen 19,435,065 Fr. 86 Cent. Bey Göttingen und Grubenhagen wurden gesammte Abgaben von 982,515 Franken 50 Cent. von den Ausgaben verschlungen; eine fehlerhafte Administration der öffentlichen Einkünfte, setzt der Vf. hinzu, besonders der Domänen, sey Schuld, daß der Regierung sonst fast gar nichts übrig geblieben sey. — Wenn man überhaupt von der Bruto Einnahme nicht nur die allgemeinen Verwaltungsausgaben, sondern auch die aus der Hauptstaats-Casse bestrittenen abzieht, worunter die Einkünfte aus dem vom Kaiser Napoleon und der Krone vorbehaltenen Domänen, die Ausgabe für die Civiliste und zur Unterhaltung des Staatsraths überhaupt mit 13,253,022 Fr. 27 C.: so blieben überhaupt zur Reserve für außerordentl. Ausgaben übrig: 6,171,221 Fr. 78 Cent.

Die Schulden aber gesammter Länder betrugen vor dem Kriege von 1806 die Summe von 54,128,822 Fr. Während der Jahre 1806 und 1807 wurden neu contrahirt 33,283,526 Fr., die Schuld an Frankreich betrug 24,924,368 Franken, das Ganze mithin: 112,336,716 Fr. und die Zinsen, 3,344,760 Fr. Der Vf. befürchtet jedoch, daß die Schuld noch stärker sey, und die bestimmten Amortissements fondo dadurch verrückt werden möchten. — Die Universitäten und Hauptschulen des Reichs haben überhaupt 1,138,493 Fr. Einkünfte. Die Einkünfte von Helmstedt betrugen 388,500, von Göttingen 280,566, von Halle 140,601, vom Waisenhaus zu Halle 152,636 Fr.

von der Schule zu Klosterbergen 74000 Fr. Auf Tabelle K findet man ein *Tableau général des capitaux placés par les différentes provinces de Westphalie*. Sie betragen 49,556,562 Franken. Hessen allein hat 42,941,670 Franken; und hiebey wird bemerkt, das unter den Schuldnern sich eine große Anzahl auswärtiger Mächte und Fürsten des rheinischen Bundes befänden, und deshalb etwa 29,300000 Fr. abgezogen werden müßten. Dieses bezieht sich vermuthlich auf die weiter unten angeführte Bemerkung, das alle ausserhalb des Reichs angelegten Capitalien dem Kaiser der Franzosen vorbehalten worden seyen. Die Beylage P enthält eine Abhandlung über die Finanzen in den alten preussischen Landen und über das gegenwärtige Administrations-System des Königreichs, wie auch über die politische Oekonomie im Vergleich mit dieser Administration. Wenn man hier liest: „*L'ignorance, la barbarie, et les préjugés, voilà l'ancien état; la lumière, le Droit et la justice, voilà la doctrine nouvelle*,” so geräth man in Versuchung, hier nichts als Verachtung des Alten und Bewunderung des Neuern zu finden. Wir müssen dem Vf. jedoch zum Lobe nachsagen, das er bey Beurtheilung des preussischen Finanz-Systems und der Administration nicht vergessen hat, das Gute zu bemerken, welches sich dort fand, und so lange Zeit für ein Muster der Vollkommenheit für viele deutsche Länder galt. Auch in Ansehung des neueren Systems giebt der Vf. manche Winke, die von einer Regierung benutzt werden können, welche schon so viele Beweise von hohem Sinne für alles Gute und Wahre gegeben hat.

Wir beschliessen hiemit unsere Anzeige der über das neue Reich erschienenen Schriften, und glauben durch die vollständigsten Auszüge das oben gefällte Urtheil gerechtfertigt zu haben, das wir über Westphalen noch nichts Vollständiges haben. Inzwischen zeigen diese Auszüge, das hier schon ein sehr grosser Schatz von Materialien gesammelt und niedergelegt ist, die einem geübten Statistiker, wenn er hiebey die neueren officiellen Daten benutzt, in den Stand setzen können, nach Verlauf von einiger Zeit eine Statistik vom Königreiche zu schreiben, dergleichen noch kein deutsches Land aufzuweisen hat.

S. i.

LEIPZIG, b. Solbrig: *Statistische Schilderung vom gegenwärtigen Russland unter Alexander dem Ersten*, von J. E. Kaffka. 1809. X u. 202 S. 8. (18 gr.)

Wie schwer es sey, die Statistik eines Landes zu liefern, sollte gegenwärtig, nachdem durch die Bemühungen eines Schlözer und einiger anderer deutscher Gelehrten die Theorie dieser Wissenschaft aufgeklärt worden, nachdem durch sie gezeigt worden ist, welche Anforderungen man an die Statistik machen könne, und welche Fragen sie zu lösen habe, billig allgemein anerkannt seyn. Dennoch aber sieht man beynah noch täglich, das mancher unserer rüstigen Schriftsteller schon eine Statistik geliefert zu haben glaubt, so bald er eine Menge Zahlen und Daten auf ein paar Bogen zusammengedrängt hat. Es

ist dieser Gegenstand in unseren Tagen so oft und so gründlich von vielen Seiten her zur Sprache gebracht worden, das es Rec. für überflüssig hält, hier etwas weiter über die Nachtheile solcher Zahlenstatistiken hinzuzufügen. Auch die vorliegende statistische Schilderung von Russland scheint uns gar sehr an diesem Fehler zu leiden, abgesehen davon, das sie mehrere allerdings in eine Statistik gehörige Materien gar nicht berührt. Bey einer Statistik von Russland scheint aber diese Methode, alles in Zahlen angeben zu wollen, doppelt unpassend zu seyn, theils weil hier so oft die Daten gänzlich fehlen, und nur nach Vermuthung hingeschrieben werden müssen, welches, wenn es obendrein ohne alle Angabe der Quellen, so wie hier der Fall ist, geschieht, nach unserer Meinung ungleich schlimmer ist, als wenn gar keine Zahl angegeben wäre; theils auch weil der schnelle Wachsthum dieses Reichs jede Angabe in Zahlen schon beynah in den nächsten Wochen unsicher und unbrauchbar macht. Dagegen hätten wir sehr gewünscht, der Vf. hätte uns die innere Organisation des Reichs weitaufziger entwickelt; allein hier haben wir nicht selten große Mängel angetroffen. So erfahren wir z. B. so gut als gar nichts von der Organisation der verschiedenen Ministerien, eben so wenig von den den Handel betreffenden Instituten, den Reichsbanken, von den verschiedenen Arten der Abgaben, von den verschiedenen Classen des Bauernstandes. Es würde Rec. ein Leichtes seyn, noch mehrere dergleichen Mängel des Werks anzuführen. Dagegen aber sind andere Artikel mit einer unverhältnissmässigen Weiterschweifigkeit behandelt worden. Wenn z. B. die ganze Staatspolicey in fünf Zeilen abgefertigt wird: so nimmt dagegen die Aufzählung der Hauptpoststationen nicht weniger als 8 Seiten ein. Jedoch wollen wir darum dieser Schrift keinesweges allen Werth absprechen. Ist gleich der statistische Theil des Werks eben nicht vorzüglich ausgefallen: so ist es dennoch immer als eine kurze Geographie des russischen Reichs empfehlungswerth, denn unstreitig ist der geographische Theil am besten bearbeitet. Er umfaßt die grössere Hälfte des Buchs von S. 1 bis 152. Die übrigen Blätter enthalten eigentliche statistische Notizen; wie aber darunter ein eigener Artikel von der Witterung und deren Einfluss auf das Klima von St. Petersburg Platz finden konnte, sieht Rec. wahrhaftig nicht ein. Neues haben wir überhaupt aus dem ganzen Buche nicht eben erfahren, und halten deshalb auch einen Auszug aus demselben für überflüssig. Hätte unser Vf. etwas weniger flüchtig gearbeitet, und sich die Mühe nicht verdriessen lassen, die neueren Reglements und Ukasen zu studiren: so hätte er uns gewiss über Manches genauere Daten an die Hand geben können. Die Angabe der Quellen haben wir, trotz dem, was der Vf. zu seiner Entschuldigung darüber in der Vorrede sagt, ungern vermisst. Wie kann auch ein statistischer Schriftsteller, da es nur zu wohl bekannt ist, wie leicht sich diese Herren sehr oft ihre Arbeit machen, und ihre Angaben aus den trübsten Quellen schöpfen, verlangen, das ihm der Leser in allen ohne weiteres aufs Wort glauben soll?

S. d. G.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 20 M Ä R Z, 1810.

G E S C H I C H T E.

LEPZIG, b. Crusius: *Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung*. Von Friedr. von Schiller. Zweyter u. dritter Theil.

Auch unter dem besonderen Titel: *Der niederländische Revolutionskrieg im 16ten und 17ten Jahrhundert Als Fortsetzung der schillerschen Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung*. von Karl Curths. I Th. 1808. VIII u. 400 S. II Th. 1809. 489 S. gr. 8. (2 Thlr. 6 Gr.)

Eine gewisse Anspruchslosigkeit, mit welcher Hr. C. Schillers unvollendete Arbeit, nicht nach ihrem ganzen Umfange, nur nach einer der hervorstechendsten Seiten aufnimmt, kann schon zum Voraus ihn empfehlen. Er bemerkt, daß ein Kunstwerk dieser Art nicht in dem Geiste des Vfs. von einem Anderen aufgefaßt werden könne, und ist daher weit entfernt, dieses zu wollen, wiewohl nach unserer Ansicht Schillers großes Talent nicht einmal eigentlich für Geschichte war. Der Plan des Hn. C. ist, nicht die ganze Geschichte des Abfalls der V. N. fortzusetzen, sondern nur die Geschichte des dadurch veranlaßten Kriegs mit Rücksicht auf ein besonderes Zeitinteresse. In dieser Beziehung soll seine Arbeit eine für sich bestehende seyn, die, wie es scheint, zugleich auf das von den Lesern schon mitzubringende Interesse zählen dürfte. In so fern aber der Ausbruch des Kriegs in die Periode fällt, bey welcher Schiller den Faden fallen ließ, und in so fern, wie Hr. C. mit Recht sagt, der Krieg selbst nur nach vorläufiger Kenntniß der Entstehung des Abfalls beurtheilt werden kann: in so fern soll sich seine Arbeit an die schillersche anschließen, und soll, aber auch nur in dieser Beziehung, als eine Fortsetzung derselben angesehen werden. Die Beybehaltung des ersten Titels scheint uns eben deswegen nicht ganz schicklich. Was den eigentlichen Anfangspunct des Kriegs betrifft: so liegt dieser, nach unserer Meinung, schon in der von Schiller bearbeiteten Periode; doch wir wollen es damit nicht so genau nehmen, und gehen sogleich zur Hauptfrage, was Hr. C., mit sich selbst verglichen, geleistet habe.

Durch Beschränkung des Plans glaubte der Vf. sich seine Arbeit leichter gemacht zu haben, als ob die Ansprüche an das historische Talent nur nach der Masse oder dem Umfange der Aufgabe sich richteten. Allein wenn dieses auch nicht voraus schon verworfen. J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

fen werden müßte: so hätten doch die besonderen Schwierigkeiten, auf die er bey der Ausführung traf, ihn näher davon überzeugen sollen. Wenn er die Resultate darthun will (der Krieg, sagt er Vorr. S. IV, war Resultat des Abfalls oder, wie er sich öfter ausdrückt, der Rebellion): so muß er auch das, was jene Resultate veranlaßte, im Zusammenhange anführen; er muß also öfters die politische Geschichte, wenigstens nach ihren Hauptmomenten, zu Hülfe nehmen. Dadurch wurde er aber öfters unvermerkt veranlaßt, tiefer in die Geschichte der Revolution selbst hineinzugehen, als er nach seiner Absicht sollte. Würde man streng seinen Plan festhalten: so müßten verschiedene Abschnitte der vorliegenden Geschichte entweder ganz wegbleiben, oder doch nach dem größeren Theile ihres Inhalts zusammengezogen werden. Z. B. I, No. 16. Vereinigung Hollands mit Seeland. 19. Der genter Friedensverein. 21. Das ewige Edict. 28. Die utrechter Union. II, No. 13 u. 16. Mehrere den Grav Leicester betreffend, und 17, die Ansicht des bürgerlichen Zustandes der vereinigten und spanischen Niederlande, worin vieles nicht unmittelbar zur Kriegsgeschichte Gehöriges enthalten ist, wesswegen gerade eigene Abschnitte daraus zu machen gewesen wären; der letztere giebt eigentlich allgemeine Resultate der Revolution überhaupt. Die unmittelbaren Resultate des Kriegs folgen ein paar Abschnitte später, in dem letzten des zweyten Theils, unter der Aufschrift: Kriegszug des Herzogs von Parma nach Frankreich. Hiezu kommt, daß der größere Theil des Geschichtsstoffes eigentlich zwischen politischer und Kriegs-Geschichte (nach der gewöhnlichen Eintheilung) in der Mitte steht, nämlich Revolutionscenen. Parteyungen, Aufläufe, Mordthaten; Raubzüge, auch Religionsunruhen, denen ebenfalls I, 353 — 363 ein eigener Abschnitt gewidmet ist. Wenn wir auch hievon absehen: so stößt man gerade bey dieser Kriegsgeschichte auf mehrere Perioden, wo der Faden beynahe sich verliert, wo die Pausen entweder mit anderen Ereignissen ausgefüllt werden, wie II, 429 ff. mit der Geschichte der unüberwindlichen Flotte, welche, genau genommen, auch nur in sofern hieher gehört, als daraus erhellet, wie während des spanisch-englischen Kriegs der niederländische gelähmt wurde; oder wo die weniger zusammenhängenden Kriegsvorfälle bloß chronikmäßig erzählt werden, wie bey den Feldzügen von 1580, 1581, 1582, wobey oft auch Facta anderer Art, ohne irgend einen anderen Zusammenhang, als den chronologischen, eingeschaltet werden, z. B. II, 129, 171. Was von

U u u

der Ankunft des Herzogs von Medina Celi schon I, 63 erzählt ist, hätte eher bey S. 148 erst stehen sollen. Eine andere Schwierigkeit bestand darin, daß gleichzeitige Begebenheiten, welche verschiedenen Einflüssen aufeinander hatten, nicht immer so gestellt werden konnten, daß dieser Einfluss deutlich genug in die Augen fiel, da die Hauptverbindung nicht zu dem Zwecke der Darstellung gehörte. Der Vf. kommt zwar hin und wieder dem Gedächtnis zu Hülfe, wie II, 246, 342. Aber über die Anordnung selbst war es nicht immer leicht zu entscheiden. Bey der Belagerung von Mastricht ist von dem cöllner Friedenscongress die Rede, II, 31 ff.; die Geschichte desselben wird aber erst nachher in einem besonderen Abschnitt ausgeführt, nachdem der Verlust Mastrichts bereits als eine seiner traurigen Folgen genannt ist. Auch die Abtheilungen der Abschnitte scheinen uns nicht immer glücklich getroffen. Es sind häufig in einem und demselben Stücke Begebenheiten zusammenge stellt, die man unter dieser Aufschrift und in diesem Zusammenhange nicht gerade suchen würde. Entweder hätten die Unterabtheilungen vermehrt, oder gewisse Aufschriften für die Übersicht allgemeiner gefast werden sollen.

Indem wir alle diese Unbequemlichkeiten gleich voraus aufzählen, ist es keineswegs unsere Absicht, das Verdienst des Hn. C's. dadurch herabzuwürdigen; im Gegentheil, es wird indirect erhoben, wenn wir zeigen, daß er durch die Beschränkung seines Plans sich die Arbeit nicht leichter gemacht habe. Der Umfang des historischen Stoffs kann die Aufgabe nur mühsamer machen; aber schwer wird sie eigentlich durch Mangel an Zusammenhang und Einheit, und dieser mußte durch jene Beschränkung, d. h. Trennung des Resultats von den wirkenden Ursachen, entstehen. Eigentlich aber ist dieser Revolutionskrieg nicht sowohl als das Resultat der Revolution zu betrachten, wie Hr. C. sich ausdrückt, sondern vielmehr als ihr Hauptvehikel. Wenn wir sagten, daß der Vf. öfters auf die politischen Verhältnisse zurückkommen mußte: so ist nicht die Meinung, daß das unrecht an sich sey, sondern vielmehr, daß eben hieraus die Nothwendigkeit erhellte, die übrige Geschichte der Revolution, wenigstens nach ihren Hauptmomenten — womit aber schon das Schwerste gethan ist, — dabey vor auszusetzen, aber auch zugleich, die rechte Grenze überall zu halten, welches auch nicht leicht ist, wie wir gesehen haben. Wenn nun dieses sich so verhält: so folgt von selbst, daß der Vf. in der That auf weniger Schwierigkeiten gestoßen seyn würde, wenn er sich entschlossen hätte, den ganzen Plan seines Vorgängers beizubehalten. Wir können zu seinem Lobe nicht mehr sagen, als wenn wir hinzufügen, daß er nach der vorliegenden Probe (im Ganzen betrachtet) sich dieses wohl hätte zutrauen dürfen, auch wenn es nicht im Geiste Schillers geschehen konnte. Wenn er dabey auf gewisse Interessen des Zeitalters Rücksicht nehmen wollte: so durfte er auch dieses immerhin thun, wenn nur die Harmonie der Theile nicht darunter litt. Aber einem vorübergehenden Interesse al-

lein zu dienen, ist gegen die Würde der Geschichte. — Ungeachtet bey dem bisher beschriebenen Plane Manches nicht anders, als fragmentarisch, ausfallen konnte: so können wir doch versichern, daß der Vf. einige Hauptmomente, welche auf den Revolutionskrieg Einfluss hatten, richtig und bestimmt herausgehoben, und daß er dieses auch in Ansehung der Resultate bewiesen habe. Wir machen nur aufmerksam auf die Bemerkungen S. 4 ff. und 33, über die eigentlichen Ursachen der ausgebrochenen Empörung, vgl. S. 86; über den Einfluss der Reformation, II, 43, 267; wie schon frühzeitig das verschiedene Schicksal der nördlichen und südlichen Provinzen sich zu entscheiden anfang, I, 147, 318. Vorzüglich verdient mit Beyfall erwähnt zu werden, daß Hr. C. diese Geschichte im Geiste ihrer Zeit aufzufassen bemüht gewesen ist. Nur in wenigen Stellen scheint er von modernen Ansichten übereilt worden zu seyn, namentlich was das Urtheil über die religiöse Stimmung jener Zeit betrifft.

I S. 141 wird bemerkt, bey der gefährlichen Krisis, in welcher sich die Niederlande 1573 befanden, habe der Prinz von Oranien „nur durch Trostgründe aus der Religion und durch Hinweisung auf den Beystand eines höheren Wesens antworten können. Doch eben diese Trostgründe seyen dem Geiste eines Zeitalters angemessen, zu dessen Charakterzügen Religiosität, oder vielmehr eine düstere, mystische Bigotterie gehörte.“ (Trifft denn diese Letztere auch den Protestantismus, der eben damals so männliche Früchte trug? oder gehört jenes Vertrauen überhaupt nur zur Bigotterie?) Auf ähnliche Weise sagt der Vf. I, S. 353: „in diesem Zeitalter schwindelten alle Köpfe vom religiösen Fanatismus;“ und wiederum II, 216: zu dem Charakter des Zeitalters gehörte fanatischer Glaubenseifer, und die finsternste Bigotterie; durch einen solchen Nimbus von Religiosität habe man auch an dem Hofe des Prinzen von Oranien Zutritt gefunden. Doch spottet der Vf. wenigstens nicht, wenn die Soldaten vor dem Angriff ihr Gebet verrichten, I, 246, und für den widrigen Eindruck der angeführten Stellen entschädigt die einzige wieder, wenn er sagt: (II, 172): „wie nachtheilig auch die überspannte Religiosität jener Zeit, einer höheren Ausbildung des Menschengeschlechts seyn mochte, sie gab doch der damaligen Generation einen Charakter, der in der Indolenz späterer Geschlechter fast ganz untergegangen ist.“

Wie der Vf. seine Geschichte, ohne alle Umschweife, geradezu mit der Begebenheit, die seine erste Periode begrenzt, anfängt: so hat es uns besonders gefallen, daß er auch durch das Ganze mit langen Einleitungen, Betrachtungen und ähnlichen Auszierungen den Leser nicht belästigen wollte. Nur da, wo es der Mühe werth war, hat er das Resultat in eine kurze, kräftige Sentenz zusammengefaßt; wie über den Herzog von Alba, I, 151, über die herzliche Aufnahme Wilhelms von Oranien in Holland und Friesland, S. 318, über die Anhänglichkeit an äußere Formen, II, 99. Warum ein bedrängtes Volk nur in

sich selbst Rettung suchen müsse? II, 216. — Auch der *Styl* des Vfs. ist ziemlich frey von je-
nen Überladungen, womit mehrere Modernen, viel-
leicht auch durch unglückliche Nachahmung von *Schil-
lers* bilderreichem Vortrag, ihre sonst kraftlose Darstel-
lung ausschmücken zu müssen glauben. Das Einzige
hat Rec. zu misbilligen, daß Hr. *Curths* sehr oft in
einer und derselben Erzählung so gerne vom Imper-
fectum ins Präsens fällt, wahrscheinlich, um recht
in *rem praesentem* zu führen; dieß stört vielmehr
nicht selten den Eindruck, und es ist überhaupt bekannt,
daß die Erzählung nur in besonderen Fällen das Prä-
sens mit Vortheil braucht. Ein paar einzelne Aus-
drücke, wie „*verwogene Wägebälfe*,“ II, 159, „*öffent-
liche Publicität*,“ 411, sind nur übersehen worden,
wie *Dinastie*, S. 486 als Druckfehler. Im Ganzen ist
der *Styl* sich gleichbleibend, fließend, auch nicht oh-
ne Kraft. Mehrere Scenen werden den Leser ergrei-
fen, wozu aber freylich auch der Stoff das Seinige
beyträgt. Endlich haben wir noch zu bemerken, daß
der Vf., obgleich Quellenforschung nicht zu seinem
Zweck gehört, (weßwegen er auch keine Noten hat,) doch
größtentheils genau an die, auch von *Schiller*
benutzten, Hauptquellen sich hält, oft wörtlich, wie
wir gefunden haben, vorzüglich an *Meteoren* und
Strada, die er oft auch im Text als seine Gewährs-
männer nennt: er geht auch da, wo die Angaben ver-
schieden sind, mit Kritik zu Werk, z. B. II, 178. *Hoy-
ers Geschichte der Kriegskunst* hat er zu Hülfe genom-
men, um nach seinem besonderen Zweck vorzüglich
militärische Leser näher zu belehren, über eine Pe-
riode, welche auf die Befestigungs- und Belagerungs-
Kunst, wie auch auf die See-Taktik so großen Ein-
fluß hatte; hieher gehören besonders die Stellen: I,
95, 144. II, 17, 27, 73, 159, 457. Eine Be-
merkung in Beziehung auf die Schlacht bey *Au-
erstädt* kommt II, 21, vor. Weit wichtiger bleiben
aber jene allgemeineren Belehrungen, welche aus
der ganzen Geschichte der niederländischen Revolu-
tion in so starken Zügen uns ansprechen; sowohl
was die großen Charaktere betrifft, wodurch besonders
Schiller angezogen worden zu seyn scheint, als die
zahlreichen tragischen Auftritte, welche ebenfalls sei-
ner Aufmerksamkeit werth gefunden wurden, so daß
er die Belagerung Antwerpens noch als Beylage für
seinen ersten Theil anticipirte, und daß Hr. *Curths*
dieses Stück nur wenig verändert nach der chrono-
logischen Ordnung in seine Arbeit aufnehmen
konnte.

Nach jenem beiden Rücksichten eröffnet denn
auch die von Hn. *Curths* unternommene Darstellung,
der wir darum einen glücklichen Fortgang wün-
schen, eine Schule mannichtaltiger Erfahrung aus einer
Periode von 22 Revolutionsjahren (von 1568 — 1590).
Hier die edle Aufopferung der Brüder *Wilhelms* von
Oranien; dort der Ausgang *Alba's*; dort der jugend-
liche Don *Juan d' Austria*, ein besseres Glück ver-
dienend; über alle hervorragend *Alexander Farnese*,
Herzog von Parma, durch Muth und Hochsinn (wie
bey offener Meuterey der Soldaten zweymal Erallein,

gegen vorgehaltene Speere sein Ross spornend, in
die Schuldigen hineingreift (II. 56. 135), und durch
Unternehmungen, welche zeigen, was ein genialischer
Mensch an der Spitze der Heere vermag; ein wahr-
haft großer Mann, wenn nicht einige Flecken an sei-
nem Charakter wären; (II. 227. 459). Hier alles be-
lebend das stille, edle Feuer *Wilhelms* des Schwe-
genden (*le Taciturne*), der über der Gefahr des ge-
meinen Wesens seine eigene vergißt; „er wußte wohl,
daß dem Menschen zwar verstattet ist, größer zu seyn,
als sein Schicksal, aber nicht dem zu entgehen, was
es über ihn beschlossen hat.“ II, 131. — In den Ar-
meen jener Geist, der noch etwas von der alten Che-
valerie athmet; das Zeitalter der *Schenk*, *Schärtlin*,
Fronsborg. Hier die Kühnheit der Meer-Geusen
(*Water Geusen*); überhaupt ein ganzes, sonst fried-
liebendes, bedächtliches Handelsvolk in Helden um-
geschaffen. In der Belagerung *Harlem's* das Vorspiel
ähnlicher, oft erneuerter Blutsenen, mit immer neu-
en Beyspielen roher Ausbrüche der *Soldatesca* von der
einen, höchster Entschlossenheit auf der anderen Sei-
te. Mitten im Unglück der Stadt *Leiden* die Stiftung
einer *Universität*. Überall im Gedränge der Umfän-
ge übermenschliche Anstrengungen, Anregung des
Erfindungsgeistes, Erduldung unbeschreiblicher Noth,
Hunger und Elend in den schrecklichsten Gestalten,
(ein Vater ist sein drey Tage begrabenes Kind, I,
112). Weiber an Enthusiasmus die Männer übertref-
fend. Dazu die Belehrungen, welche der Gang der
Dinge darbietet. Erfolge, über und gegen alle mensch-
lichen Erwartungen: namentlich, wie das, was der Un-
tergang der Niederlande schien, ihre Verlassenheit
von anderen Mächten (Frankreich, England), und
die Zweydeutigkeit derselben, der gerade Weg zu
ihrer Unabhängigkeit wurde; wie die nördlichen Pro-
vinzen in der gefährlichsten Lage den Grund ihres
neuen Wohlstandes legen, während die südlichen
(spanischen) in gleichem Grade sinken; wie endlich
an diesem kleinen Volke der Herr zweyer Weltthei-
le, mit all seiner Macht und seinen Reichthümern, er-
liegt. — Genug, schon die vorliegende Arbeit zeigt
Jedem, eine das Ganze erschöpfende, vollendete Ge-
schichte der niederländischen Freyheit würde ein gro-
ßes Werk seyn. Oder sollte diese Geschichte ein-
gleich unglückliches Schicksal haben, wie die des
Bundes hochdeutscher Lande?

— C. —

MÜNSTER, b. Waldeck: F. Emmanuel Toulon-
geons, Mitglied des National-Instituts, *Geschich-
te von Frankreich seit der Revolution von 1789*.
Aus zeitverwandten Urkunden und Handschrif-
ten der Civil- und Militär-Archive. Deutsch
herausgegeben von Philipp August Petri. I Band.
1804. XVI u. 351 S. Beylagen 221 S. II Band.
1804. VIII u. 424 S. Beylagen 264 S. III Band.
1807. IV u. 532 S. Beylagen 143 S. IV Band.
1808. VIII u. 452 S. Beylagen 98 S. 8-
(8 Rthlr. 4 gr.)

Das Original ist vorläufig als eines der vorzüglich-

ten Werke über die französische Revolution bekannt. Der Vf., selbst Mitglied der constituirenden Versammlung, hatte Gelegenheit zu einer richtigeren Ansicht der merkwürdigsten Ereignisse, und, ehemals selbst Militär, konnte er zugleich die Kriegsvorfälle in dem Verfolg der Zeit besser würdigen, und treffender schildern, als Uneingeweihte. Überdies schrieb er, auf Veranlassung der Regierung, zu einer Zeit, wo schon die ersten Stürme der Revolution sich gelegt hatten, und wo man, ohne sich einem gefährlichen Verdacht auszusetzen, in den Archiven die Quellen einer zuverlässigen Geschichte auffuchen durfte. Diese hat er mit Sorgfalt und Einsicht benutzt, und zugleich mit einer Unparteilichkeit, die selten bey einem Schriftsteller dieser Zeit angetroffen wird. Sein Werk ist in einem wahrhaft pragmatischen Geist abgefaßt, und eröffnet manche neue und eigenthümliche Gesichtspunkte, obgleich die entfernteren Ursachen der staunenswürdigen Begebenheiten, insonderheit der früheren Zeit, noch nicht hinlänglich scheinen erwogen zu seyn. Auch der Vortrag ist fließend, gefällig, der Würde des Gegenstandes angemessen, und nur hie und da etwas gesucht, oft bloß dadurch, daß der Vf. sich einer Kürze befleißigt, die dem Charakter der französischen Sprache nicht immer zusagt.

Der Übersetzer hat die Schwierigkeiten seiner Arbeit gefühlt, und sehr glücklich überwunden. Die Übersetzung ist so deutlich und so fließend, daß sie sich wie ein Original liest, auch hat Rec. sie bey der Vergleichung vieler Stellen mit dem Original treu und

genau gefunden. Hie und da hat der Übers., besonders in den Beylagen, kleine Abkürzungen und Erweiterungen angebracht, die alle zweckmäßig scheinen, und von denen einige, wie die eingeschalteten Ursachen der deutschen Kriegserklärung, für die Vollständigkeit der Geschichte wichtig sind.

Die Übersetzung wird, wie das Original, acht Bände enthalten, von denen die noch rückständigen, wo möglich mit dem Original zugleich; oder doch bald nachher erscheinen sollen. Der erste Band enthält, außer einer Vorrede des Vfs., worin er den Geist seiner Arbeit schildert, eine Einleitung über die Begebenheiten des Jahres 1787 und 1788, und die drey ersten Epochen der Geschichte, bis zum 14 Jul. 1789, bis zum 6 Octob. 1789, und bis zum Jun. 1791. Der zweyte Band enthält die vierte Epoche von der Abreise des Königs nach Montmedy, bis zur Kriegserklärung gegen Oesterreich, und die fünfte Epoche bis zu dem Rückzug der österreichischen und preussischen Armeen aus Frankreich. Der dritte Band, nächst einer Vorerinnerung von den verschiedenen Ansichten bey Bearbeitung der Geschichte, die sechste bis zur Hinrichtung Ludwigs XVI, und die siebente bis zum 1 Junius 1793. Der vierte Band die achte von dem Einmarsch der verbündeten Heere in Frankreich bis zum 9 Thermidor 1794. Überdies sind jedem Bande einige, nach den Epochen abgetheilte Beylagen hinzugefügt, die verschiedene Aufklärungen und Erläuterungen einzelner Gegenstände, auch einige Actenstücke enthalten.

R.

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Berlin, b. Sander: *Faust*. Eine romantische Tragödie von Dr. Karl Schöne. 1809. 133 S. gr. 8. (16 Gr.) Es lassen sich freylich mancherley Fauste von sehr verschiedener Art denken, z. B. ein philosophischer, der um der Erkenntniß willen das Auserste wagt, ein moralischer, der an der Menschheit, ein elender, der am Glück verzweifelt, ein höchst sinnlicher, der um des Genußes willen sich dem Teufel ergibt, ein aus Klugheit und Stärke des Charakters übermüthiger, der allem Recht Trotz bietet u. s. w., und es käme nur immer darauf an, daß der Dichter seine Idee in volle Persönlichkeit versetzte, und sein Thema durch Handlung und Schicksal gerundet ausführte. Am wenigsten ist es damit gethan, wenn ein Mancherley von dem allen zusammengemischt und um der Tiefe und des inneren Reichthums willen die Vorstellung einer persönlichen Existenz und des wirklichen Lebens verletzt, und bis zu einem Nichts hinaus getrieben wird. Ein einfacher Faust, nach der Idee des Volks, bliebe vielleicht noch am ersten zu wünschen übrig; und ein junger Dichter könne damit wohl noch am fügichsten ein Wagestück versuchen. Dieser Faust aber ist davon weit entfernt; er ist ein Gemisch von Moral und Philosophie; äußerer Noth und sinnlicher Luft. Der Vf. spannt alle Motive neben einander, um seinen Helden desto sicherer zur Hölle zu bringen. Faust verzweifelt an der Wahrheit, Weib und Kinder wollen verhungern, er möchte gern die Menschheit glücklich machen, und nebenbey fällt ihm noch ein, bey aller Gewissenhaftigkeit ein Mädchen zu verführen. Die Fabel des Stücks besteht darin, daß der Teufel seine Familie vor Mangel schützt, und ihn mit sich an einen Hof nimmt, wo durch die Kabale eines Priesters eine Menge Menschen unglücklich werden. Da Faust im Grunde dabey das Wenigste thut, und auch der Teufel

sich nicht weiter thätig und mächtig beweist, als daß er ihn aus dem Gefängnisse befreyt, was auch wohl jeder andere reiche Mann durch Bestechung thun konnte: so ist das Merkwürdigste an diesem ganzen Drama, daß der Hauptfache nach sowohl Faust als der Teufel allenfalls darin entbehrt werden konnten.

T. Z.

Meiningen, bey Hanisch's Erben: *Die Wiederkehr*. Schauspiel in zwey Aufzügen von Friedrich Mosengeil. Fortsetzung des Korbue'schen Schauspiels *Menschenhaß und Reue*. 1809. 77 S. 8. (6 Gr.) Daß dieses kleine Stück, das einem Geburtsfeste angepaßt, und bey dieser Gelegenheit zuerst aufgeführt wurde, unterhalten und gefallen hat, können wir dem Vf., der davon in der Vorrede die ausdrückliche Versicherung giebt, wohl glauben, weil es mit einiger Laune und in einem munteren Dialog abgefaßt, auch dem Schauspieler hie und da Stoff und Gelegenheit gegeben ist, sich in Action und Geberdenpiel zu zeigen. Die Personen sind die bekannten aus „Menschenhaß und Reue“, deren Charaktere ziemlich treu, wenn auch oberflächlich, gehalten und beobachtet sind. Die Fortsetzung jenes Stücks besteht darin, daß Eulalia, nachdem sie, der Verzeihung ihres Mannes unwürdig, heimlich fortgerieft ist, und sich selbst eine Prüfungszeit von drey Jahren aufgelegt hat, nun in die Arme ihres verführten Gatten wieder zurückkehrt, und — dadurch dem neuen Stücke den Namen giebt. Übrigens ist die Handlung darin zu unbedeutend, als daß es auch die Aufmerksamkeit größerer Theater auf sich ziehen und verdienen könnte.

T. Z.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 21 M Ä R Z , 1 8 1 0 .

E R D B E S C H R E I B U N G .

RUDOLSTADT, b. Klüger: *Edward Scott Waring, Esq., Reise nach Scheervaz auf dem Wege von Kazroon und Feerozabad, nebst mannichfaltigen Bemerkungen über die Lebensart, Sitten, Gewohnheiten, Gesetze, Sprache und Literatur der Perser, und der Geschichte Persiens vom Tode des Khureem Khan bis zum Umsturz der Zund-Dynastie.* Aus dem Engl. mit Anmerkungen des Übersetzers. I. Th. 1808. VIII u. 240 S. II Th. 1809. XII u. 236 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Als Rec. diesen vielversprechenden Titel und die einzelnen Überschriften der zahlreichen Capitel, in welche diese Reisebeschreibung eingetheilt worden, durchlief: erwartete er, hier eine Reihe neuer schätzbarer Aufklärungen über Persien in mehrfacher Beziehung zu erhalten. Diese Erwartung stieg nicht wenig, als er in der kurzen Vorrede zum zweyten Theile (der erste Theil ermangelt derselben) las, daß der Vf. an dem größten Theile seiner Vorgänger Kenntniß der persischen Sprache, Reise des Urtheils und einen vorurtheilsfreyen Blick vermisste, sich selbst aber den Lesern als einen eingeweihten Kenner der persischen Literatur und als einen scharfen Beobachter mit zuversichtlicher Miene darzustellen beunüht war. Aber kaum hat man einige Abschnitte durchzulesen angefangen: so verfliehet mit einem Male die angenehme Täuschung, und Hr. W. erscheint als ein höchst unzuverlässiger Reisebeschreiber, dessen flüchtiger Feder größtentheils mangelhafte, oberflächliche und einseitige Nachrichten mit vielen theils äußerst unglaublichen, theils offenbar falschen Behauptungen entgleiten, deren Unwerth und Dürftigkeit die absprechende Großprahlerey des Vfs. dem unterrichteten Leser vergebens zu verdecken strebt. Welche Ausbeute für Länder- und Menschen-Kunde läßt sich auch von einem Manne erwarten, der, wie man im Laufe des Buchs erfährt, weit entfernt, Persien nach mehreren Richtungen zu durchreisen, nur wenige Monate in einer nicht sehr großen Strecke des südwestlichen Theils von Persien, nämlich von Abuschar oder — wie der Vf. nach seiner Gewohnheit, geographische Namen zu verhunzen, schreibt — *Buschire* bis nach *Schiras*, zubrachte und zu *Bombay*, welches er am 10 April 1802 verlassen hatte, über *Basra*, *Ormus* und *Maskat* bereits am 15 Nov. desselben Jahres wieder anlangte! Auch unternahm der Vf. diese Reise nicht nach langen mühsamen Vorbereitungen und

S. A. L. Z. 1810. Erster Band.

von großen Zwecken geleitet, sondern, wie uns die Vorrede treu berichtet, zur *Wiederherstellung seiner Gesundheit* und aus *bloßer Neugierde*, also in einem Zustande, der unbefangenen Untersuchungen und Beobachtungen wahrlich nicht sehr günstig ist, und mit dem wegwerfenden Stolze eines reichen Briten, der körperlich verstimmt und aus einseitigen Gesichtspuncten die ihm vorkommenden Gegenstände betrachtet.

In dem ersten Bande dürfen wir nur in solchen Fällen, wo dem Vf. gute mündliche Quellen zu Gebote standen, oder häufig wiederkehrende, die Aufmerksamkeit des Reisenden beschäftigende Ansichten, deren wahre Beschaffenheit nicht erst mühsam ergründet zu werden brauchte, mitgetheilt werden, neue befriedigendere Nachrichten uns versprochen. Vergleichen wir hingegen jeden einzelnen Gegenstand, der eine vertraute Bekanntschaft mit dem eigenen Gepräge des asiatischen Geistes, einen längeren Aufenthalt im Lande und einen vorurtheilsfreyen, geübten Blick erfordert, mit den Berichten früherer bewährter Reisebeschreiber, eines *Tavernier*, *Chardin*, *Kämpfer*, *Franklin* und *Olivier*: so erblicken wir den Vf. weit hinter seinen Vorgängern. Was z. B. über die Künstler, Maler, Ärzte, über die Art, die Zeit in Persien hinzubringen, über die Vergnügen der Perser, über den männlichen und weiblichen Anzug u. s. w. beygebracht worden, ist von der Oberfläche geschöpft, und gestaltet sich gar nicht zu einem klaren, genügenden Blicke. Über den Zustand der Arzneykunde, die verschiedenen Gattungen von Krankheiten und die besondere Behandlung derselben erhält man nicht einmal die unzureichenden Aufklärungen, welche *Dapper* und *Thevenot* gegeben haben, so sehr auch der Ausleger der Bibel wünschen möchte, daß dieser fast von allen Reisebeschreibern über Asien äußerst dürftig behandelte Abschnitt endlich einmal vollständig dargestellt würde. Die Augenkrankheiten, woran nach S. 18 wenigstens zwey Drittheile der Einwohner des Dushistan, wozu Abuschar gehört, leiden, sind durch ganz kurze Bemerkungen abgeferligt, welche die genauen Untersuchungen eines *Savary*, *Sonnini* und *Olivier* zum Theil als unrichtig darstellen. Den Charakter der Perser wagt unser Vf. auch zu zeichnen; aber die Züge, die er davon beybringt, sind, so sehr er auch durch seine tadelnden Erinnerungen über frühere Reisebeschreiber ein selbstständiges Urtheil sich anmaßt, nicht sein Eigenthum, sondern eben diesen Schriftstellern abgeborgt. Die Perser sind (lesen wir S. 90) gemeiniglich freundlich und

Xxx

höflich, wissen eine Menge Anekdoten, wiederholen beynahe jede Ode, deren man erwähnt, ergötzen sich an Gefängen, die auf das Lob des Weins und der Schönheit, untermischt mit häufigen Klagen über die Graufamkeit ihrer Schönen, sich beziehen. S. 165 ff. wird weiter bemerkt: Die Leute in Schiras sind gegen ihre Obern und da, wo es ihrem Vortheil gilt, nachgiebig, sonst anmassend, prahlerisch, für Schmeicheleyen sehr empfänglich, hinterlistig und lügenhaft. Sie sind sehr angenehme und unterhaltende Gesellschafter, aber man darf ihren Worten nicht trauen. Sie haben nur einen schwachen Begriff von Dankbarkeit, und sind auf den niedrigsten Grad der Liederlichkeit und Schändlichkeit gesunken. Diese und ähnliche Schilderungen sind zwar nicht immer wörtlich, aber unter Wendungen, die die Gewährsmänner des Britten nicht verkennen lassen, aus *Ouseley's Persian Miscellanies* und *Oriental Collections*, aus *Chardin's*, *Fryer's*, *Kämpfer's* und *Franklin's* Nachrichten, deren Werke Hr. W. zuweilen anführt, geborgt, aber, um den Raub zu verheimlichen, unter verschiedene Rubriken geordnet, und, um als ein selbstständiger Beobachter zu erscheinen, durch übertreibende Zusätze und willkürliche Veränderungen, die den Aussagen beglaubigter Schriftsteller, z. B. eines *Olivier*, oft schnurstracks widersprechen, ausgedehnt worden. Auch fehlt es nicht, weil solche Abschreiber späterhin nicht mehr wissen, was sie früher geschrieben haben, an Wiederholungen. In demselben Verhältnisse zu seinen Vorgängern erblicken wir den Vf. in seinem Urtheil über Schiras und die merkwürdigen Umgebungen dieser gepriesenen Stadt. Schiras, erinnert Hr. W., verdiene die wetteifernden Lobspprüche der persischen Schriftsteller nicht, weil der Ort fast durchgehends elende und schmutzige Häuser und viele enge Strassen enthalte, S. 54. Aber wie wenig bewahrheiten sich diese Bemerkungen, wenn wir unseren Vf. unmittelbar darauf versichern hören, daß wenigstens der vierte Theil von Schiras gänzlich in Ruinen liege, und diese Stadt seit mehreren Jahrhunderten die schrecklichsten Verheerungen erlitten habe. Wenn nun, trotz aller dieser Verwüstungen, dieselbe gleichwohl noch jetzt einen solchen Umfang hat, daß Hr. W. mehr als eine Stunde brauchte, um ihn zu Pferde zurückzulegen: welch' einen großen Raum mag sie dann einst ausgefüllt haben! Und wenn, wie der Vf. selbst einräumt, Schiras in seiner gegenwärtigen Gestalt viele recht hübsche und zum Theil prachtvolle Märkte, so wie sehr schöne Plätze aufzuweisen hat, die mit vortrefflichen Gebäuden prangen: von welcher reizenden Seite sind wir dann nicht befugt, diese persische Stadt in einer entfernten Periode uns vorzustellen? Die berühmten Gärten um Schiras, wird S. 65 geurtheilt, könnten durch die auffallende Einförmigkeit der langen Gänge und engen Alleen dem europäischen Geschmack gewiss nicht gefallen. Liest man aber weiter, z. B. S. 72: so gesteht der Vf. selbst, daß einige Gärten theils mit schönen Gebäuden verziert seyen, theils im Schmuck der mannichfaltigsten Blu-

men und Bäume blühten, und von einem kleinen Flusse, der hier Wasserfälle bilde, durchschlängelt würden. Spricht sich dann nicht gerade in diesen Eigenschaften der Zauber des ewigen Frühlings aus, der die persischen Schriftsteller und die geachteten Reisebeschreiber hier anwehte? Gewähren nicht duftende Würze, Schatten und Kühlung dem Asiaten, namentlich dem Perser, den höchsten Genuß, bezeichnen sie ihm nicht den äußersten Grad der Glückseligkeit? Wie schlecht hat mithin Hr. W. seinen Widerspruch begründet, zumal da er S. 65 selbst nicht in Abrede ist, daß die Perser das Besuchen dieser Gärten ungemein ergötze, daß sie hier in den reizendsten Vergnügungen sich gleichsam berauschten! Bekennt er sich nicht deutlich durch solche Äußerungen zu den Ansichten früherer Beobachter, die seinem Gemälde unverkennbar zum Grunde liegen, aber nur äußerst dürftig von ihm wiedergegeben sind? Aus demselben Gesichtspunkte hat man seine Betrachtungen über die berühmten Grabmäler der Dichter *Hafiz* und *Sadi* anzusehen, die ebenfalls seinen Beyfall nicht erhalten, weil er die asiatischen Kunstdenkmäler nach europäischen Mustern in der Baukunst und Bildhauerkunst zu beurtheilen gewöhnt ist. Wie weicht auch seine oberflächliche, ungenügende Beschreibung von der klaren, reizenden Schilderung eines *Franklin* u. A. ab! Über die öffentlichen Bäder in Persien erhalten wir S. 80, 81 ein paar hingeworfene Bemerkungen, so sehr auch die treffliche Belehrung eines *Muradgea D'Olfson* und eines *Russel* über diesen Gegenstand die Aufmerksamkeit unseres Vfs. hätte leiten sollen. Zu den unwahrscheinlichen Behauptungen dieses Halbwissers, mit denen oft andere in klarem Widerspruch stehen, rechnet Rec. das Urtheil über die öffentlichen Tänze, denen er allen Nachrichten glaubwürdiger Reisebeschreiber zuwider mehr Anmuth und Anstand (S. 93) zuschreibt, als einem deutschen Walzer. Eben so auffallend ist die Beschuldigung, daß die Perser, die an anderen Stellen als seine Stutzer und sehr aufmerksam auf den öffentlichen Anstand geschildert werden, sehr schmutzig seyen S. 100: und dennoch sollen nach S. 80 eben diese Menschen leidenschaftliche Liebhaber der Bäder seyn, und der *Reinlichkeit* wegen alle Haare ihres Körpers rasiren oder wegbrennen! Der Perser, welcher unseren Reisenden begleitete, konnte kaum vermocht werden, seine Kleider zu wechseln: also — so bündig schloß der bequeme Britte! — findalder Perser schmutzig! S. 90 stellt er den Muselman als höchst unwissend und die Gelehrsamkeit als etwas Verachtetes dar, und S. 162 versichert er gleichwohl, der König von Persien habe den Geschmack für Literatur wieder angefaßt, und Männer von Talenten, vorzüglich Dichter, würden von ihm in Schutz genommen und glänzend belohnt. Persien, wird S. 126 in dem kläglichen Abschnitt über den Handel dreist behauptet, erzeuge nicht viele Producte in hinreichender Menge, um Ausfuhr zu gestatten, und doch werden Gummi und Apothekerwaren, nebst Perlen, Wein, Rosenwasser und Pferden als

Handelszweige aufgeführt! S. 140 vermisst er sich sogar zu sagen: der gewöhnliche Weg der Karawanen betrage fünf und dreyßig Meilen täglich. Doch es ekelt, mehrere Spuren der unverzeihlichen Flüchtigkeit und Geringschätzung gegen das Publicum einem Manne nachzuweisen, der S. 6 im Ernst die Behauptung wagen möchte, daß die Hindus, diese wunderbare und außerordentliche Menschenrace, fast über die Oberfläche des Erdbodens verbreitet seq. Hingegen unbemerkt darf Rec. nicht lassen, daß der Vf. seinen Lesern offenbare Lügen aufzuheften sich erdreistet hat. Dahin gehört die Versicherung S. 98: der König sey der einzige im Reiche, der jede Art Juwelen trage, und zwar nur bey feyerlichen Gelegenheiten. Wer, der die Vorliebe aller Asiaten für Perlen und Edelsteine, die aus unzähligen Stellen ihrer eigenen Schriftsteller und der bewährtesten Reisebeschreiber sonnenklar hervorgeht, irgend kennt, und von der Prachtliebe der heutigen Perser sich durch ein genaues Studium der zuverlässigsten Werke über Asien überzeugt hat, wird einer solchen ungereimten Nachricht den geringsten Glauben beymessen? Sagt doch Hr. W. selbst S. 102 mit dürren Worten: „der Anzug der Perser ist äußerst kostspielig, und kommt häufig auf sechzig bis hundert Guineen zu stehen.“ Eben so falsch ist eine andere Behauptung S. 125, die jene frühere fast aufhebt, daß nämlich nur die Frauenzimmer in Persien Juwelen trügen, oder sich der Parfums bedienten, indem, wie Kennern bekannt ist, in dem Gebrauche derselben das männliche Geschlecht nicht weniger ausschweift. Aber das auffallendste Beyspiel von der Unverschämtheit des Vfs. im Lügen bietet sich den Lesern in der Grofsprahlercy dar, die S. 103 offen da liegt, daß die Neugierde der Frauenzimmer, die in dem seiner Wohnung zunächst gelegenen Hause gewohnt, ihm häufig Gelegenheit gewährt habe, sie nicht nur zu sehen, sondern sich auch mit ihnen zu unterhalten. Wer staunt nicht über das Glück, daß er Frauenzimmer, die in dem hintersten abgesonderten Theile des Hauses vom Geiste der regsten Eifersucht mit Argusaugen bewacht werden, die selten die einsamen Gemächer ihrer Abgeschiedenheit verlassen, und wenn sie öffentlich erscheinen, hinter einer dichten Verschleyerung ihr Gesicht verbergen, während seines kurzen Aufenthalts häufig gesehen habe! Will man auch die unzähligen Schwierigkeiten und Unwahrscheinlichkeiten, welche sich hier aufdringen, unserem Engländer zu Gunsten übersehen: wie wird es irgend begreiflich, daß ein durchreisender Fremder sich oft, als lebe er unter zuvorkommenden, artigen Europäern, mit diesen eingeschüchterten Wesen unterhalten habe? In dem Bezirk des Harems selbst und auf der Strafe würde ein solches Wagniß unmöglich haben unternommen werden können, ohne auf das schrecklichste geahndet zu werden, und ein oft wiederholter Versuch würde einen unausbleiblichen Tod dem Verwegenen zugezogen haben. Aber dem Vf. ist vielleicht, wie er ausdrücklich behauptet, diese Auszeichnung gewöhnlich in Gegenwart der Männer

zu Theil geworden, die nicht den mindesten Widerwillen hierüber blicken ließen? Wir wollen sehen! In das Harem selbst einen Fremden einzuführen, wird einem eingebornen Perser nicht einmal im Zustande der Verrücktheit einfallen: die Unterredung muß also in den von den Männern bewohnten Zimmern vorgefallen seyn. Gesezt nun, daß immer zufällig die Frau des Hauses bey dem Manne in dessen Wohnung, statt von ihm in ihrem Harem besucht zu werden, verweilt habe; gesezt, daß Hr. W. alsdann unangemeldet ins Zimmer getreten sey: so würde nach den in Persien herrschenden Begriffen von Schicklichkeit, die als das heiligste Gesetz verehrt werden, das Frauenzimmer augenblicklich sich entfernt haben. Vielleicht hat der Vf. den Wunsch geäußert, die Frau des Hauses kennen zu lernen? Ein solches Ansinnen würde die Eifersucht des Hausherrn zur tobendsten Wuth entflammt haben. Wahrscheinlich, bemerkt weiter Hr. W., sey ihm diese Nachsicht geschenkt worden, weil er ein Europäer gewesen. Erinnerte er sich denn nicht, als er diese Worte niederschrieb, daß selbst europäische Ärzte, denen doch eine größere Freyheit gestattet wird, nur zu einer sehr zwangvollen und ängstlich belauschten Unterredung mit ihren weiblichen Patienten haben gelangen können? Doch, ohne solche Gegenerinnerungen weiter zu häufen, wie unglaublich ißt, daß der Vf. mit persischen Frauenzimmern in ihrer Landessprache sich habe ohne Anstoß unterhalten können, da doch der trefflich vorbereitete Seetzen, nachdem er sich fast ein Jahr in Aleppo aufgehalten hatte, an seinen Bruder schreiben konnte: „nun habe er in der arabischen Sprache die Fertigkeit erlangt, daß er ohne Dolmetscher mit den Eingebornen sich unterreden könne.“ Und wenn wirklich der Vf. der gerühmten Begünstigung sich hat erfreuen können: woher kommt's doch, daß er gerade den Abschnitt über die persischen Frauenzimmer so äußerst dürftig ausgestattet hat?

Nachdem durch die vorstehenden Proben die Werthlosigkeit des ersten Theils dieser Reisebeschreibung hinreichend bezeichnet worden ist: will Rec., um dem Vf. volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die wenigen Abschnitte und Bemerkungen, die einige Aufmerksamkeit verdienen, noch kürzlich andeuten. Dahin möchten zu rechnen seyn alle die Nachrichten, die Hn. W. aus guten mündlichen Quellen scheinen zugeflossen zu seyn, oder die sich auch bey einem kurzen Aufenthalte in Persien ohne große Schwierigkeit gewinnen ließen. Z. B. die Bemerkungen über die Policy von Schiras S. 113 fg.; über den jetzt regierenden König von Persien S. 156 fg.; über die arabischen und persischen Pferde, und einige Notizen über die Stadt Bassora (Basra). Am reichsten hat dem Rec. der Abschnitt über die neue religiöse Secte, die *Whaabis* geschehen, deren Inhalt der Vf. wahrscheinlich seinen eigenen Landsteuten verdankt, die [f. die allgem. geograph. Ephemerid. Oct. 1808. S. 241] schon längst mit dem Oberhaupt derselben in einer genauen Verbindung gestanden ha-

ben. Von den beiden beygefügtten Anhängen enthält der erste die Übersetzung eines persischen Aufsatzes über die Schätzung und Besteuerung der Ländereyen unter Nuschirwan; der zweyte einen Auszug aus einer Abhandlung im XXIII B. der königl. Akademie in Berlin, über die Befruchtung des weiblichen Palmbaums.

In dem zweyten Bande unterhält der Vf. seine Leser mit Betrachtungen über die Sprache und Literatur der Perser, ertheilt Nachrichten von den Hauptgattungen der persischen Dichtkunst, mit ausgehobenen Proben, denen er am Schluß eine Geschichte des persischen Reichs beyfügt. Fast auf allen Blättern hört man auch hier nur einen oberflächlichen Dilettanten sprechen. Flachere und gehaltlohere Bemerkungen, als hier von S. 1—19 über die persische Sprache, Literatur und Dichtkunst im Allgemeinen mitgetheilt werden, erinnert sich Rec. in langer Zeit nicht gelesen zu haben: Keine Erscheinung, die den Charakter und den Geist dieser Literatur ausschließlicb bestimmt, ist aufgefaßt, geschweige ergründet worden; dafür erregt die schwülstige und bilderreiche Sprache, die er in persischen Schriften entdeckt hat, so sehr sein Erstaunen, daß er nicht Worte genug finden kann, dasselbe auszudrücken, und Kleinigkeiten, die allenfalls die Aufmerksamkeit eines Schülers zu fesseln vermögen, veranlassen diesen vornehm absprechenden Schriftsteller zu einem breiten Gewäsch. Der von S. 19—65 fortlaufende Abschnitt über den *Schah-Nameli* streift an der Oberfläche, ohne zur genaueren Würdigung dieses berühmten romantisch-epischen Dichterwerks das Mindeste beyzutragen, und dieses mußte nothwendig der Fall seyn, da der Vf. ohne Kenntniß des asiatischen Geistes und gründliche Gelehrsamkeit die lehrreichen Bemerkungen eines *Jones* und *Champion* vor dessen Übersetzung der *Poems of Ferdosi Vol. 1. Lond. 1788*, welche sich dem Kenner auf allen Seiten aufdrängen, nicht gehörig zu verarbeiten verstand. Aus dieser letzteren Schrift sind die wenigen beygefügtten Auszüge mitgetheilt worden, wahrscheinlich, um die höchst langweilige Erzählung der vorzüglichsten Sagensgeschichten, welche dem *Schah-Nameli* zum Grunde liegen, in etwas zu versüßen. Hätte uns Hr. W. doch statt dieses dürftigen Aufsatzes *Langlès's Notice sur la vie et les ouvrages de Ferdoussy, poëte Persan, et analyse et extraits des ouvrages de F. p. 117—176 der Bibliothèque choisie de Contes Orientaux et Fables Persanes. Paris 1788.* in einer treuen Übersetzung mitgetheilt. Welch' eine befriedigende Aufklärung würden wir alsdann dem Vf. verdanken! — Von S. 65—84 erhält der Leser eine Sammlung von hafizischen Oden, die auf ein Drittheil hätten zu-

sammengeschmolzen und mit einigen anderen hätten vertauscht werden sollen. Rec., der sie alle irgendwo gelesen zu haben sich erinnert, konnte ihnen in der lahmen prosaischen umschreibenden Übersetzung eben so wenig Geschmack abgewinnen, als den ähnlichen Versuchen eines *Carlyle*, *Champion* und einiger französischer Orientalisten der neueren Zeit. Der Geist der Einförmigkeit, der den meisten Gedichten des persischen Sängers des Weins, der Liebe, des Frühlings und hübscher Mädchen eingehaucht ist, spricht hier den Leser sehr ermüdend an, weil nicht für eine reizende Mannichfaltigkeit durch eine sorgfältige Auswahl aus den einzelnen Gattungen gesorgt worden ist. Die Abhandlung über die mystische Poesie der Perser S. 85—101 hätte gerade für unsere gegenwärtigen Zeiten sehr lehrreich werden können, wenn nur eine klare Ansicht der mit dem Überfinnlichen so gern sich vermählenden Überspannungen der Einbildungskraft, denen die berühmtesten persischen Schriftsteller als Mitglieder gewisser religiöser Secten, welche dem beschauenden Leben vorzüglich hold sind, mit Inbrunst nachhängen, aus einem vielseitigen Studium des asiatischen Geistes geschöpft, und von einer scharfen Begründung des Charakters des Mysticismus nach seinen Hauptabstufungen wäre geleitet worden. Von allen diesen gerechten Forderungen hat der Verf. keine erfüllt, der figürlichen Sinn mit mystischem Sinn, Metaphern und Allegorien mit mystischen Poesien beständig verwechselt, und diese Verwirrung der Begriffe durch die eingeschobenen Stellen, die man größtentheils für keine mystischen Dichtungsarten gelten lassen wird, anschaulich bekrundet hat. Von S. 102—114 handelt er von einer besonderen Gattung persischer Oden *Ghazl* genannt. So wenig befriedigend auch der Charakter derselben aufgefaßt ist: so sehr werden doch die mitgetheilten Proben größtentheils ergötzen. Über eine andere Gattung persischer Lieder — die *Musmuvis*, die gewöhnlich die Liebe und den Frühling besingen, verbreitet er sich bis S. 120: aber sehr oberflächlich und gar zu kurz. Zu welchen herrlichen Betrachtungen, zu welchen reizenden Beyspielen hätten Hr. W. die persischen Dichter *Firdusi*, *Entocri*, *Sadi*, *Hafiz*, *Dschami* und *Nizami* nebst vielen anderen prosaischen Schriftstellern dieser Nation reichhaltigen Stoff hier liefern können! Weiterhin vermißt sich der Vf. ein Gemälde der wissenschaftlichen Bildung der Araber und Perser zu entwerfen: aber so abgebrochen, unvollständig und durch zahllose Irrthümer entstellt, daß wir uns bey dieser Schülerarbeit nicht länger verweilen wollen.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Breslau, b. Korn d. Ält.: *Blumen-Guirlanden zum Sticken für Damen.* (16 Gr.) Ein Heft mit 6 recht artigen Stickmustern von natürlichen Blumen und Blättern, die zugleich auch den Anfängern im Zeichnen als

Vorlege-Blätter zu empfehlen sind. Es wäre bloß zu wünschen, daß sie etwas fleissiger und mit helleren Farben ausgemalt seyn möchten.

— y — H.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 22 M Ä R Z 1 8 1 0 .

ERDBESCHREIBUNG.

RUDOLSTADT, b. Klüger: *Edward Scott: Waring Esq., Reise nach Scheeraz auf dem Wege von Kazroon und Feerozabad nebst mannichfaltigen Bemerkungen über die Lebensart u. s. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Den Beschluss macht eine Geschichte des persischen Reichs seit dem Tode von Kureem Khan bis auf den Umsturz der Zund-Dynastie. Ein zur neuesten Geschichte der Perser nicht ganz unwichtiger Beytrag, obgleich die Erzählung außerst einförmig und langweilig ist, und, weil sie der nöthigen Einleitung und erläutern der Anmerkungen ermangelt, an sehr vielen Stellen unverständlich erscheint. Für den grössten Theil der Leser ist daher dieses Bruchstück, das aus zwey historischen Berichten von dem Vf. zusammengesetzt worden, völlig unbrauchbar. Unter den beygefügt sieben Anhängen hebt Rec., weil die übrigen unbedeutend sind, nur den zweyten hier aus, der die Unwahrscheinlichkeit der vermeinten Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek durch Omar nach der gewöhnlichen Erzählung kurz, aber gut, beleuchtet. Doch würde das Resultat im Allgemeinen anders ausgefallen seyn, wenn der Vf. Heeren's Untersuchungen in dessen Geschichte des Studiums der griechischen und römischen Literatur B. I, 72 fg. zu benutzen Gelegenheit gehabt hätte. — Ein eben so geringes Verdienst, als der *Waring'schen* Schrift selbst, müssen wir auch der deutschen Übersetzung zuschreiben. Denn 1) ist sie in einem unreinen Deutsch abgefasst. Beyspiele aus dem ersten Bande sind konträren, importirt, Supposition, protestirt, interessant und elegante Dichtungen S. 2, 3, 7, 8, 9; aus dem zweyten Bande die Beyspiele: *Affaire, Bataille*. Züge eines abjecten Geistes S. 59, 81. 2) ist sie schwerfällig, holpericht, undeutsch, und zeugt von der geringen Bekanntschaft des Übersetzers mit der englischen Sprache. Auffallende Beyspiele finden sich B. I. S. 37, S. 190. S. 231. B. 2, S. 189. S. 229. Auch fehlt es nicht an unedeln Ausdrücken, z. B. II, 2-11: die persische Sprache wird entweder sehr mitgenommen, oder außerordentlich erhoben. Den Anmerkungen können wir nur sehr wenige Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit nachrühmen. Würde wohl der Übersetzer, wenn er nur mittelmässige orientalische Kenntnisse besessen hätte, *Scheeraz* ft. *Schiras*, *Sadee* ft. *Sadi*, *Jamee* ft. *Dschami* u. s. w. überall gesetzt; würde er dann wohl ft. *Diwan* S. 67; B. 1 *Deewan*, ft. *Muhammed* ebendf. S. 68 *Moschummad*, und ft. *Kalaat*, d. h. Ehrenkleid, S. 52 *Khi-laut* geschrieben haben? In *Lylee* u. *Majnoon* II, 69 wird der Nichtkenner *Leila* od. *Leile* und *Medschnun* eben so *J. A. L. Z.* 1810. Erster Band.

wenig wieder finden. Zwar haben *Herbelot*, *Langlet's Collection de voyages* und *Olivier* dem Übersf. einige Mal zu einer guten Anmerkung verholten; aber hätte derselbe diese Werke nicht bloß zufällig kennen gelernt, sondern sie als Kenner zu benutzen verstanden: so würden unzählige geographische und historische Namen, die dunkel geblieben sind, gewiß aufgeheilt worden seyn. Von den mangelhaften Kenntnissen des Übersf. zeugen auch die Anmerkungen I, 106, II, 87, 91. Dahingegen hat die *Assa foetida* I, 128 eine unverhältnissmässig lange Anmerkung erhalten. Aa. Hp.

DANZIG, b. Troschel: *Versuch einer historisch-topographischen Beschreibung der freyen Stadt Danzig von Fr. X. G. von Duisburg*. Erster Theil, welcher die Topographie enthält. 1809. 500 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Löbenswürd ist die Bescheidenheit des Vfs., mit welcher er in der Vorrede seine eigene geringe Meinung über den Werth seiner Arbeit mittheilt. „Wenige, sagt er, werden es glauben, wie selten man auf Quellen trifft, aus denen man rein und lauter schöpfen kann, und wie oft man sich nach vieler Mühe und langem Forchen doch in der Verlegenheit sieht, wenigst geben zu können, als man gern gegeben hätte.“ Rec. hat ähnliche Erfahrungen gemacht, und ist also im Stande, über das vorliegende Buch wenigstens mit Glimpf zu urtheilen. Das Ganze ist in acht Abschnitte eingetheilt; vorher geht ein Allerley, den Namen der Stadt, ihr Alter, Wappen, Siegel, ihre Regierungsverfassung, ihren Kriegsstaat, ihre geographische Lage, Witterung und Klima, ihre Gewässer, Grösse und Eintheilung betreffend. Dazu kommen kurze historische Notizen und ein Verzeichniß der seit einigen Jahrhunderten ausgezeichneten Gelehrten und Künstler. Unter diesen ragen *Cluverius*, *Chodowiecki*, *de Curiis*, *Fahrenheit*, *Mad. Gottsched* (poetischen Andenkens), *Hevelius*, *Koppe*, *Mastrow* und *Opitz* (der freylich nur in Danzig starb) besonders hervor. Die Summe der Getauften im 18 Jahrhundert in Danzig war 174863, der Gestorbenen 208996. Im J. 1807 starben 7207, geboren wurden 1336.

Der erste Abschnitt begreift die Stadt selbst und ihre Haupttheile: die Rechtstadt nebst dem alten Schlosse und der Speicherinsel, die Altstadt, die Vorstadt, Langgarten nebst der Niederstadt. Die Rechtstadt hat 3 Kirchen, 2 Capellen, ein Hospital, 3 Schulen und 14 Thore. In der Altstadt soll der heil. Adalbert im J. 997 ans Land gestiegen seyn, und bereits Christen vorgefunden haben. Sie ward 1185 mit Mauern umgeben, enthält 6 Kirchen, 2 Klöster, 2 Hospitale, 3 Schulen und 3 Armenanstalten. Seit 1807 ist sie der

Yyy

Rechtstadt einverleibt. Die 1393 angelegte Vorstadt hat 3 Kirchen und 2 Schulen. Langgarten und Niederstadt wurden erst 1626 in die Befestigung der inneren Wälle gezogen. Der sogenannte Kneiphof soll eigentlich *Kneipab* heißen, „weil er von dem grösseren Theile abgekniffen worden.“ Hieher gehören eine Kirche, 2 Schulen und ein Hospital. — Im *zweiten* Abschnitte findet man eine Beschreibung der öffentlichen Gebäude in der Stadt. Sie erstreckt sich über die Thore, Rathhäuser, Zeughäuser, den Artus- oder Junker-Hof, die lutherischen, reformirten und katholischen Kirchen und Bethäuser, die Mühlen, Halle, den Stadthof, Krahn, die große Stadtaccise, den alten Packhof, die Scharfrichterey, die alten Thürme, die Steinschleufe und den Buttermarkt. Die S. 107 angeführten *Junker* sind wohl nicht, wie dort gesagt ist, angesehene Bürger, sondern Bürgerhäupter, vielleicht mit ihren Familien. Danzig hat wahrscheinlich in alten Zeiten seine Patricier gehabt, wie die meisten Städte dieser Gattung. Merkwürdig ist, was *Adelung* unter dem Artikel *Junker* anführt, daß noch unter den tatarischen Völkern der Sohn eines regierenden Herrn *Chonckar* genannt werde. Dafs späterhin zugelassene Bürger an jenen Gelagen im Junkerhofe Theil nahmen, folgt aus der Natur der Sache. Der Name *Artushof* kann sich auf die Gleichheit und Ranglosigkeit der Versammelten beziehen, nach dem Muster der runden Tafel, wo keiner oben an faß. Eine Seltenheit kommt bey dem stumpfen Thurme der Marienkirche vor, welchen zu bestiegen, man durch eigens dazu privilegirte *Blinde* begleitet wird. Eine Glocke in diesem Thurme heist *Osanna* oder *Hosianna*, woraus die Unwissenheit *Sufanna* gemacht haben soll. Diesen Namen führen in der That verschiedene große Glocken; z. B. eine in Erfurt, wovon man den Reim kennt: Die heilige *Sufanna* treibt die Teufel von danna. Jetzt ist sie in *Maria gloriosa* umgetauft worden. Die der Marienkirche gehörigen Reliquien hat K. Siegmund 1593 nach Schweden mitgenommen. Es sind nicht weniger, als 46 Altäre darin. Hier hing sonst das 1807 nach Paris gebrachte Gemälde vom jüngsten Gericht, vorgeblich von den Gebr. von Eyck, welchem Vorgeben aber die Jahrzahl 1367 widerspricht. Das Märchen von der Verstümmelung der astronomischen Uhr, im J. 1470 von Hans Düringer verfertigt, wird von ähnlichen Kunstwerken an verschiedenen Orten, z. B. in Lübeck von der Aposteluhr, erzählt. Bey Gelegenheit der Katharinenkirche wird des ersten protestantischen Predigers in Danzig, *Jakob Finkenblock*, erwähnt, der 1522 auf dem Hagelsberge unter freyem Himmel die neue Lehre vortrug, und einige Male verjagt wurde. Bemerkenswerth bey dieser Kirche ist eine Volksbibliothek von 400 Bänden, im J. 1800 gestiftet, und mit einem Capital von 1000 Thlr. dotirt. An St. Annen wird polnisch gepredigt. Aus der Beschreibung der Brigittenkirche heben wir Folgendes mit den Worten des Vfs. aus: „Das Merkwürdigste in dieser Kirche ist ein Leichenstein vor dem hohen Altar v. J. 1616 mit folgender sonderbarer Inschrift: *Credo quod S. Mater Ecclesia romana catholica credit et nihil aliud nec alter*, *Christoph. Heinecke Linweber*. Un-

ten aber steht in deutscher Sprache: Herr, so es ein Irrthum ist, so sind wir von dir betrogen.“ Alle Altäre stehen hier gegen Abend. Die jüdische Synagoge ward 1801 erbauet und eingeweiht. — Das Ende dieses Abschnitts macht die Erwähnung einiger vorzüglicher Privathäuser. — Im *dritten* Abschnitte werden die öffentlichen Anstalten in der Stadt beschrieben. Diese sind: die Erziehungsanstalten, Armenanstalten, Besserungsanstalten, die Anstalten zum öffentlichen und Privat-Vergnügen, zum gemeinen Nutzen, die gelehrten Gesellschaften, Bibliotheken, Münzcabinette, Freymaurerloge und Märkte. Das akadem. Gymnasium wurde 1558 gestiftet, und ist mit 7 Professoren besetzt; der lutherischen Schulen sind 9, außer den 3 Freyschulen und einigen sogenannten Pauperschulen, denen die Fonds nach und nach ausgehen. Die Mildthätigkeit der Danziger ist, wie bekannt, immer probefest gewesen; daher die große Anzahl menschenfreundlicher Stiftungen, worunter das Pocken- oder Kranken-Haus, dessen Urkunde die Toleranz der Gründer im 15 Jahrh. deutlich ausspricht. Jeder soll darin aufgenommen werden, „he sy Manne edder Frowe, jungk edder öld; he sy Pale offte Lettowar; Rosse offte Prusse edder Duetsche; Niemand in syner Noht soll verschmادت werden.“ Jährlich genesen darin 6 — 700, und sterben 150 bis 200 Personen. Die Einrichtungen zur Löschung der Feuersbrünste sind berühmt. Die Raths- oder Gymnasien-Bibliothek enthält nicht viel über 20000 Bände. Gegenwärtig sind 2 Buchhandlungen und eben so viel Buchdruckereyen in D. — Der *vierte* Abschnitt enthält die Vorstädte zwischen den inneren Wällen und den äußeren Festungswerken, den Bishofsberg und den Hagelsberg. Der *fünfte* die Vorstädte außerhalb der Festungswerke. Neugarten ist seit 1461 fünfmal abgebrannt worden, wie auch 1807 geschah. Die letzte Abbrennung setzten wir mit den Worten des Vfs. „Schon im Dec. des Jahres 1806, als die Insurrection in Polen ihren Anfang nahm, und sich bis in unsere Gegenden ausbreitete, befahl der damalige Vicegouverneur von Danzig, Generallieutenant von *Manstein*, daß die äußeren Vorstädte, bis auf 800 Schritt von den äußersten Puncten der Festungswerke, der besseren Defension wegen, abgebrochen werden sollten, und es wurde auch am Tage vor Weihnacht auf Neugarten, durch commandirte Mannschafft der Anfang gemacht. Da aber im Anfange des Jan. die Ausichten günstiger zu werden schienen, so wurde mit dem Abbrechen wieder inne gehalten. Als aber die französischen Truppen sich am 10ten März 1807 um die Stadt sammelten, so wurde alles, was noch nicht niedergebrochen war, mit Pechkränzen und Pechfackeln in Flammen gesteckt, und mehrere geschmackvolle Gartenhäuser und eine Menge Wohnhäuser, die von Wollenmanufacturisten, Gärtnern und anderen geringen Leuten bewohnt waren, wurden ein Raub des Feuers. Sämmtliche Gebäude, unter denen sich die Kirche und die Hospitalgebäude der grob mennonitischen Gemeinde, die neugarter Freyschule, und das Local des Hebammeninstituts befanden, waren auf 692223 Thlr. abgeschätzt worden.“ — Durch den *sechsten* Abschnitt werden wir mit den combinirten Städten vor Danzig bekannt.

Es sind ihrer vier: Altschottland, der Stolzenberg, Schilditz und St. Albrecht. Sie standen vormals unter der Hoheit des Bischofs v. Cujavien, und thaten der Stadt im kleinen Gewerbe manchen Abbruch. Da sich Friedrich II im J. 1772 in den Besitz von Westpreußen setzte: so erhob er sie zu einer Immediatstadt; durch den tilfiter Frieden aber kamen sie an D. Altschottland soll im 14ten Jahrhundert von schottischen Leinwebern angebaut worden seyn: eine Tradition, die, nach Rec. Meinung, keinen sonderlichen Glauben verdient. Durch die letzte Belagerung haben die combinirten Städte beträchtlich an Häusern, Einwohnern und Wohlstand eingebüßt. Vor derselben war die Anzahl der Häuser 1042, der Einwohner 8218; nach derselben blieben 533 H. und 3315 E. — Den *siebenten* Abschnitt füllt die Beschreibung des Territoriums, sowohl des alten als des neuen. Das alte beträgt 13 $\frac{1}{2}$ □ M. mit 103 Dörfern, worin man 3621 Feuerstellen und 29649 Einwohner zählte. Es brachte im J. 1804 der Kammer 176555 Thlr. ein. Hiehergehören: der stüblauische Werder, die Nehrung, die Höhe, die Halbinsel Hela und das Bauamt. Das gesammte neue Territorium enthält nach einer speciellen Angabe 1628 Häuser und 12453 Einwohner. Es besteht aus den combinirten Städten, aus Neufahrwasser, der Abtey und dem Flecken Oliva, Stries, Langefuhr, dem Holm und Jenkau, wo das Conradinum bekannt ist. — Im *achten* Abschnitt werden die Vergnügungsorte um Danzig mehr angezeigt, als beschrieben. Aus dem *Anhange* sind die statistischen Nachrichten das Beste. Die Bevölkerung Danzigs ist hier von 1794 bis 1806 angegeben. In diesen 13 Jahren hat D. 7773 Köpfe gewonnen. Die letzte Kopfbzahl von 1806 war 44511. Es folgt unter anderen noch eine Tabelle der Künstler und Handwerker von 1805, und eine von der Rehderey 1808. Der Rehder sind 35, der meistens dreymastigen Schiffe 85, worunter sich Th. Ch. v. Franzius mit 15 Schiffen auszeichnet.

Ob der zu erwartende zweyte Theil die Geschichte der Stadt enthalten solle, hat der Vf. nicht bemerkt. Die in dem ersten angewandte Mühe ist unverkennbar, und Hr. v. D. hätte wohl Ursache, mit seiner Arbeit zufriedener zu seyn, als er sich in der Vorrede äußert. Bey einer neuen Auflage, die seinem Fleiße zu gönnen wäre, bitten wir ihn, die Traditionen und Legenden schärfer ins Auge zu fassen, und lieber nichts aufzunehmen, was nicht mehr als wahrscheinlich gemacht werden kann; es sey denn, daß es sehr charakteristisch wäre, und dadurch glaubhaft würde.

Cht.

S T A T I S T I K.

ROSTOCK u. SCHWERIN, b. Stiller: *Versuch einer kirchlichen Statistik der herzoglich Mecklenburg-Schwerin-Güstrow'schen und Mecklenburg-Strelitz'schen Länder.* Mit einigen wohlgemeinten Nebenbemerkungen. 1809. VI u. 200 S. 8.

Unter allen deutschen Ländern hat unstreitig bey verhältnißmäßig beträchtlichem Flächenraum keines der literarischen Welt so wenig Berührungspuncte gegeben, als die mecklenburgischen Herzogthümer. Nicht als ob es dem ganzen Geschlechte an productiver Kraft und Ge-

nialität mangelte; denn viele Mecklenburger haben sich im Auslande zu bedeutenden Schriftstellern emporgearbeitet: aber die schwere mecklenburgische Seelust scheint in ihrer Nähe nichts der Art aufkommen lassen zu wollen. Dazu kommt nun noch der höchst einseitige Charakter, den fast alles trägt, was dort etwanoch im Gebiete des bürgerlichen und kanonischen Rechts, der Staatsökonomie, der Geschichte, der Naturkunde, ja der Theologie und der Kunst dann und wann aufkeimt, indem es mit seltenen Ausnahmen, jedem liberaleren Umbllick entsetzend, sich durchaus in den Grenzen des Herzogthums hält, und nur davon Kunde nimmt, was sich innerhalb derselben findet. Darin kann denn freylich leicht eine gewisse Vollkommenheit erlangt werden, so haben sich z. B. die mecklenburgischen Staatskalender eine äußerst komische Celebrität errungen. Diese vielleicht auf schwer mißverstandenen Patriotismus gegründete Einseitigkeit kann auch von der vor uns liegenden kirchlichen Statistik beider Herzogthümer nicht geleugnet werden. Dafs aber der würdige, der gelehrten Welt schon länger bekannte Vf., Hr. Consist. Rath Dr. Dahl in Rostock, sich dieser Mühe unterziehen konnte, wird begreiflich aus dem geselligen Leben der Mecklenburger. Denn, während es an religiösem Sinn durchaus fehlt, (vergl. Dahls gerechte Äußerungen darüber S. 137ff.): so ist gleichwohl das äufere Verhältniß der Pfarren, namentlich die Wiederbesetzung der erledigten, ein Hauptbestandtheil aller gebildeten Conversation, wovon der Grund in der pecuniären Vortrefflichkeit der meisten Pfarren zu suchen ist, von der Hr. D. S. 60 ausführlich spricht, so dafs sie der eigentliche Angelpunct, sind, um den sich alle Wünsche der zahlreichen (S. 63) Candidaten der Gottesgelahrtheit drehn: dann auch in der allgemeinen Theilnahme an den Predigerwahlen, wobey der Geringste wie der Angesehenste seine Stimme hat; auf die wir aber noch einmal zurückkommen werden. Darum wird die *dahlsche* Schrift nicht blofs dem Historiker und Statistiker ein schätzbares Material zu tieferen Combinationen, sondern auch der mecklenburgischen Lesewelt, was nur aus dem Ebengefagten begreiflich wird, eine angenehme und anziehende Lectüre seyn. Für den ersten Zweck eignet die Arbeit sich in hohem Grade durch die ruhige und besonnene Unparteylichkeit, die rühmliche Freymüthigkeit gegen offenbare Mängel, die Ordnung und Genauigkeit der Angaben, und die Vollständigkeit im Ganzen, die das Werk vorthellhaft auszeichnen. Denn allerdings machten des Vfs. bürgerliche Verhältnisse es ihm möglich, etwas Genügendes zu sagen über die kirchliche Einteilung der Herzogthümer, wozu eine in dieser Hinsicht ausgearbeitete Landcharte wünschenswerth gewesen wäre, über die äufserlichen Verhältnisse der Pfarren und Gemeinden, die Pflichten und Geschäfte der Superintendenden und Präpositen (der Generalsuperintendenden und Specialsuperintendenden nach ober-sächsischer Benennung), die Pfarreinkünfte, die Competenten zu geistlichen Ämtern, deren Patronate und Besetzungen; die competirenden Landescollegien, die Bildungsmittel für künftige Religionslehrer, namentlich das vom Vf. dirigirte theol. pädag. Seminarium in Rostock, und den wissenschaftlichen Zustand der Prediger selbst, über die Stimmung der weltlichen Stände ge-

gen alles Kirchliche und Religiöse, die vorhandene Liturgie und den „höchstenvollkommenen“ Schulunterricht. Was aber dem Buche höheres Interesse und grösseres Werth, ja literarisches Verdienst giebt, sind die Ansichten des Vfs., und die mancherley verständigen und gemäßigten Verbesserungsvorschläge, die überall der historischen Aufzählung des Vorhandenen rationell eingewebt sind, und deren wir besonders zu erwähnen haben, da sie wohl beherzigt zu werden verdienen.

Zur gesammten, also zur höchsten Bildung eines Landes, der religiösen, sind wohlgegerichtete Schulen natürlich das erste Requirat. Hr. D. spricht zwar nur von den *Landeschulen* ausführlich und mit entschiedener Mißbilligung der jetzigen Lage (S. 163 ff.); aber er läßt auch ahnden, daß er die zeitige Verfassung der *gelehrten Schulen* nicht minder verwerflich findet (S. 67. 68). Da Rec. überzeugt ist, daß die Bildung der niederen Stände und der Landleute durchaus abhängt von dem Geiste, den die höheren Bildungsanstalten unter den einflussreicheren und mehr bewirkenden Ständen verbreiten; so beklagt er es, daß der Vf. kein kräftiges Wort über die durchaus versunkenen, im kläglichsten Zustande ihr Scheinleben kaum noch hinschleppenden und einer gänzlichen Reform bedürftigen fünf Gymnasien seines Vaterlandes gesprochen hat. Daß dieß Urtheil nicht zu hart ist, werden alle die bezeugen, die in den zum Theil musterhaft organisirten und besetzten Anstalten Obersachsens gebildet wurden, während unter den mecklenburgischen allein die güstrower sich durch die Vereinigung der Hnn. *Fuchs, Barkow, Diez* und *Besser* vor ungefähr zwölf Jahren einer vorübergehenden Blüte und eines besseren Geistes erfreut hat, und man gegenwärtig gezwungen ist, alle edlere Bildung im Auslande zu suchen. Preiswürdig ist in dieser Hinsicht der liberale Sinn der Landesregierung, der jedem Mecklenburger die Besuchung auswärtiger Lehranstalten vergönnt (S. 72), und den egoistischen Universitätsbann verschmährt. Rec. würde es sogar zweckmäßig finden, wenn solche literarische Emigrationen geradezu durch eigene Constitutionen anbefohlen würden; er findet darin die Lage der Handwerker beneidenswerth, und nach ungleich richtigern Ideen bestimmt. Ausser dem unabsehbaren Gewinn an vielseitigerer Cultur würde dadurch erreicht werden, daß manches durchaus untaugliche Subject vom Studiren entfernt und abgehalten würde; ein Wunsch, den die mecklenburgischen Theologen und Juristen, deren eine wahre Unzahl vorhanden ist, nur zu oft regemachen. — Ein zweytes *plum desiderium* ist eine zweckmäßigere Besetzung der Pfarrstellen (S. 84 u. 185, auch S. 22; 65 u. 128), an deren bisher gar sehr gefehlt zu haben scheint. Des Vfs. Vorschläge dagegen zeugen durchaus von ächtem Eifer und ruhiger Einsicht, und ein herzogl. Publicandum v. 20 Oct. 1809 verheißt eine wesentliche Änderung, wenn es auch noch zu jung ist, um bestimmte Hoffnungen zu verstaten. Rec. glaubt, daß besonders zwey Dinge so lange unbezwingliche Hindernisse seyn werden, als man sie bestehen läßt, die sogenannten freyen Predigerwahlen (S. 23), und die ritterschaftlichen Patronate. Was die ersteren betrifft: so läßt sich kein empörenderes Gewebe von Betrügerey, Unrechtheit und Kabalen denken, als in diesen Dingen den Ausschlag zu geben pflegt, und die wirklich vortreffliche Idee, die der Einrichtung zum Grunde liegt,

in ein leichtfertiges Gaukelspiel verwandelt. Das Verhältniß der Landesherren zur Ritterschaft aber hat von jeher die Folge gehabt, daß diese eine ununterbrochene stille Oppositionspartei gegen jene bildete, und überall den weisen Plänen derselben ihr eigenes Streben entgegenstellte: traurige Documente davon geben die Besetzungen gar mancher ritterschaftlicher Pfarren, besonders durch werth- und verdienstlose Ausländer. — Solche Jugendbildung und solche Wege zum Amt müssen gar manche schiefe Richtung geben, und Rec. bedauert, dem keinesweges heylsam zu können, was der Vf. (S. 117 fg.) über die literarische Cultur unter den dortigen Geistlichen vielleicht mit einiger Parteilichkeit sagt. Kaum zwey oder drey, der S. 119 als Schriftsteller genannten unter ihnen, verdienen diesen Namen, und sind auch dem Auslande bekannt: andere aber, — Namen sind gleichgültig — werden selbst von ihren gegen alles Vaterländische ungebührlich toleranten Landsleuten gutmüthig belächelt, sie mögen nun ganze Casualbibliotheken oder nur ein fliegendes Brieflein an edle Frauen aus ihrer Arche senden. Rec. verlangt auch gar nicht, daß ein Prediger zugleich Schriftsteller sey; aber Hr. D. selbst kann nicht leugnen, daß besonders den Landgeistlichen gar manche bedeutende Bildungsmittel, und den Mecklenburgern überhaupt die kräftigsten literarischen Anregungsmittel ganz abgehen, und, was er hätte bestimmter aussprechen sollen, daß die mit manchen Stellen verbundenen ungeheuren Ländereyen gar vielen Predigern sehr entgegengesetzte Tendenzen geben. Man kann gewiss die literarische Thätigkeit eines Landes zum Maßstab für die Gesammtmasse der literarischen Bildung annehmen, weil beides zu sehr in einander fließt. Nun aber zähle man die Schriftsteller, welche auf den 300 Quadratmeilen der mecklenburgischen Herzogthümer wohnen, und vergleiche sie etwa mit denen, welche in den 19½ Q. Meil. des Herzogthums Weimar, (ohne Eisenach, um eins der kleinsten protestantischen Länder zu nennen,) leben, versteht sich bloß der Zahl nach. Und dann sehe man, wie viele unter den mecklenburgischen, und wie viele unter den weimarschen Schriftstellern vom geistlichen Stande sind. Wenn aber solche Berechnungen unsicher scheinen, den verweisen wir billig auf die Erfahrung, die ihm das Gefolgte beweisen wird. — Auch sonar läßt sich der erbärmliche Zustand alles dessen, was zur Liturgie gehört, vernünftigerweise erklären, und möchte man selbst die Indulgent der Regierungen zu groß nennen, die den Gebrauch alter, durchaus unzweckmäßiger Gesangbücher, besonders im Strelitzischen, gestatten, während ein neues, in mancher Hinsicht lobenswerthes, schon seit 1794 von den Conf. Räten Passow und Stedemund veranstaltet, aber, außer bey den herzogl. Hofgemeinden, fast nirgends eingeführt ist. — Bey dem Reichthum, der Fruchtbarkeit und der günstigen Lage des Landes könnte so Vieles anders seyn, wenn man wollte. Möge die neue politische Organisation von 1808 doch von recht weit um sich greifenden, gesegneten Folgen seyn, und nicht etwa bey zweckmäßigerer Einrichtung der Finanzen stehen bleiben! Der Volksstamm ist gewiss gut und kräftig; aber, wie überall, so bedarf es auch hier belebender Anregung von oben: und diese steht dem Lande durch eine hoffnungsvolle Verbindung vielleicht nahe bevor.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 M Ä R Z 1810.

H O M I L E T I K.

- 1) HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Fest- und Casual-Predigten von Georg David Kaibel*, weiland rheinpfälzischem Kirchenrath, und erstem Pfarrer der reformirten Gemeinde zu Mannheim. — Aus dessen hinterlassenen Manuscripten gewählt und nach seinem Tode herausgegeben. 1808. I Bd. 317 S. II Bd. 268 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 Gr.)
- 2) ELBERFELD und LEIPZIG, b. Büschler: *Gast- und Gelegenheits-Predigten von Johann Ludwig Ewald*, Dr. der Theol., Mitglied des großherzoglich-badischen evangelisch. Oberkirchenraths u. s. w. 1809. 173 S. gr. 8. (1 Rthlr.)
- 3) BREMEN und AURICH, b. Müller: *Religionsvorträge*. Ein Beytrag zur häuslichen Erbauung. Von *Friedrich Carl Gottlieb von Duisburg*, ordinirten (in) Prediger und Lehrer an der reformirten Schule zu Danzig. Herausgegeben von *Christoph Georg Ludwig Meißner*, Dr. und Prof. der Theol. u. s. w. in Bremen. 1809. 155 S. kl. 8. (8 Gr.)
- 4) BRESLAU, b. Korn d. Ält.: *Predigten über die Leidensgeschichte Jesu*, von G. M. Mücke, Schulenspector und Pfarrer zu Schosnitz. 1808. I Jahrgang. 182 S. II Jahrgang. 240 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Jeder Prediger hat seinen Kreis. Wenn nur jeder Kreis auch seinen Redner Gottes hat, wenn dieser nur in seinem Kreise tief, erregend, bleibend wirkt: so ist die Erscheinung gedruckter Predigten hinlänglich gerechtfertigt. Dem Umstande, das gehörte Wort eines geschätzten und schätzungswürdigen Predigers bleibend dem Auge zu vergegenwärtigen, verdanken die Predigten No. 1 ihre Erscheinung. Ohne Vorrede, ohne Empfehlung werden sie dem Publico übergeben. Sie bedürfen aber weder der einen, noch der anderen; mündig sprechen sie für sich selber. *Kaibel* spricht vorzüglich an den praktischen — *Duisburg* an den Wahrheitsinn, *Mücke* an beide zugleich, *Ewald* an das religiöse Gefühl. In der *kaibelschen* Sammlung finden wir Fest- und Gelegenheits-Predigten, z. B. an Bußtagen, am Schlusse — und Anfange eines Jahres, Frühlings — Introductionspredigten u. s. f. Theoretisch hat *Kaibel* das reine göttliche Leben, welches eine Predigt aussprechen und damit erfüllen soll, nicht ergriffen. In allen Vorträgen.

J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

gen haucht uns der Geist des Eudämonismus an, aber eines geläuterten. Den Nächsten lieben, erklärt er: die Zuneigung, welche wir gegen uns tragen, zur Regel unserer Zuneigung gegen Andere machen. Da wäre also die Menschenliebe eine Erweiterung der Selbstliebe, aus der letzteren würde die erste abgeleitet, ohne daß der Grund der Nothwendigkeit angegeben wird, warum wir aus uns — und über uns selbst hinausgehen sollen. Sehr consequent nennt K. die Menschenliebe die höchste Stufe der Selbstliebe. So wird die Freyheit der Natur, die Heiligkeit der Pflicht Rücksichten der Klugheit untergeordnet. Z. B. „Arbeite für Andere, so — erwirbst du dir dein ehrliches Auskommen.“ Aber, man muß zugleich gestehen, daß das innere Leben des Vf. höher stehe, als seine Theorie: so wie Künstler oft gar schlecht über die Kunst theoretisiren. Dieses höhere und wahrhaft religiöse Leben bricht überall bey dem Vf. durch, beschämt seine engen Ansichten, und sein Herz nöthigt den Kopf zur Inconsequenz. Was an dem Vf. vorzüglich lobenswerth ist, und was durch philosophische Bildung so oft verloren, und nur durch Künstlerbildung wieder hergestellt wird, ist der durchgängige praktische Sinn, in welchem der Vf. darstellt. Da findet man kein Theoretisiren, kein Analysiren und Begriffspalten, zur Übung der Reflexion, sondern ein anschauliches Denken, ein Darstellen in Factis, gehoben und verklärt durch religiösen Sinn. Diese Beispiele sind ferner biblisch, und weist der Vf. die Kraft der Rede durch Bibelworte zu heben. Wie tief ergreifend sind nicht in der Neujaarspredigt des ersten Theils die Worte der Apokalypse: es soll keine Zeit mehr seyn! auf den Redner und seine Zuhörer angewandt! — Zwar stößt man sich öfters an schleppe Perioden, undeutsche Ausdrücke, z. B. Gemäths-handlung, Gesinntheit, vergebene Mühe, statt vergebliche; an ungrammatische Constructionen, z. B. während mit dem Dativ; an unedlere Bilder, z. B. die Lerche steigt trillernd empor; warum nicht mit Kleist jubilirend? — Allein diese Fehler wird man weniger gewahr neben der Stärke, Fülle und Herzlichkeit der Gedanken und Darstellung z. B. in der schönen Predigt über den Kirchengesang. — Der Vf. feyert in diesen Vorträgen den Schluß des Jahres öfter, als den Anfang desselben. Rec. ermuntert sehr zu dieser Gewohnheit. Kein Vortrag kann reichhaltiger, bestimmter, zweckmäßiger, gehaltener seyn, als ein solcher, in welchem die Schicksale eines Jahres mit religiösem Blicke überschaut werden. Der Blick am neuen Jahre vorwärts — und aufwärts — ist immer.

Zzz

ein Blick ins Dunkle und Unbestimmte. Aber der Blick rückwärts, in die Vergangenheit, ist ein Blick in eine reiche, aber doch leicht übersehbare, bestimmte, Allen interessante, Mannichfaltigkeit, wenn der Redner am Schlusse des Jahres dankend zur göttlichen Güte aufsiehet, zu der er beym Anfang vertrauend aufblickte. — Wenn nun Rec. diese Predigten auch nicht durchgängig als Muster empfehlen kann: so doch in vielen Stücken.

Die ewaldschen Predigten No. 2, welche zu verschiedenen Zeiten, und an verschiedenen Orten gehalten worden, sind sich, wie der Vf. selbst eingesteht, nicht gleich, und er würde schwerlich seinen Zweck erreichen, wenn er damit anfangen wollte, um seinen Ruhm zu begründen. Gastpredigten fehlt immer die bestimmte Beziehung, und sie nähern sich mehr der Abhandlung, weil sie nicht auf individuelle Bedürfnisse berechnet sind. Wenn auch auf Orts- und Zeit-Bedürfnisse Rücksicht genommen wird: so kann der Gast, der Hospitalität zu ehren weis, doch nur wieder auf die allgemeinsten hinsehen, und seinen Predigten wird die Seele des individuellen Lebens fehlen, wo die Idee durch das Leben individualisirt, und dieses durch jene gehoben wird. Unter die trefflichsten Predigten dieser Sammlung rechnet Rec. die 1806 zu Heidelberg gehaltene Osterpredigt, und die zu Karlsruhe. Sonst findet Rec. in diesen Vorträgen mit dem Vf. nicht bloß eine Verschiedenheit des Tons, sondern ein unklares Schwanken in Ideen und Grundsätzen, so daß oft Äußerungen vor einigen Jahren nicht zusammenstimmen mit Äußerungen nach einigen Jahren. Es scheint daher dem Rec., als wenn es diesen Vorträgen an dem Einen, festen, sich selbst gleichen Geiste fehle, und daß der innere Geist selber, gleich den Erscheinungen, wechsle. Am meisten betrübte den Rec. die Misologie, welche besonders in der Predigt, die im Schlosse zu Gadern vor der gräflich-stollbergischen Familie 1805 über 1 Cor. 2, 1, 2 gehalten wurde, herrscht. Den Mittelpunkt des wahren menschlichen Lebens und die Wurzel des Göttlichen im Menschen fand der Vf. wenigstens zu der Zeit, als er diese Predigt verfasste, nicht in der Vernunft. Aber ungerädet schmähete sie Niemand. Wenn es S. 97 heißt: Jesus wirkte nicht *durch Vernunft* (nämlich speculative) *auf Vernunft*, sondern auf *Zutrauen* (doch ohne Zweifel nicht blindes, grund- und vernunftloses?) durch Worte der Weisheit u. s. w.: so war dieses doch wohl eine vernünftige Weisheit. Gesezt auch, daß Jesus subjectiv nicht durch Vernunft zu derselben gekommen sey: so mußte sie doch objectiv mit der Vernunft zusammenstimmen. Wer Jesum nicht genauer kennt, könnte leicht durch den Vf. verführt werden zu glauben, als ob die Weisheit Jesu mit der Vernunft in getrennter Ehe lebe. Wenn es S. 93 derselben Predigt heißt: Nicht einmal den niedrigen (!!!) Menscheng Geist kann man erkennen ohne Physiognomie, Antlitz, Hülle u. s. w. Keine Farben, Töne, Gestalten, lassen sich erkennen ohne ein Mittelwesen (*medium*), Licht: wie sollten wir den höchsten Geist zu erkennen fähig seyn, ohne ein

Mittelwesen, durch das er uns näher gebracht wird? — so wird dieser Schluss allerdings nicht durch Vernunft auf Vernunft bewirkt. Hat denn der Vf. jene Kunst Jesu noch nicht bemerkt, die ihm, als Orientalen, viel natürlicher als uns, und selbst fast Natur war, geistige Ideen durch ein *Medium* sinnlicher und anschaulicher Begriffe also zu vernünftlichen, daß die Vernunft und das Vernünftige nicht in trockener Allgemeinheit, sondern in frischer Lebendigkeit erschien? In diesem Sinne behauptet auch Rec., daß Jesus nicht durch theoretische Vernunft auf (theoretische) Vernunft wirkte. S. 100 derselben Predigt wird es für eine Äußerung des *Stolzes* ausgegeben, wenn wir mehr zweifeln, zergliedern, grübeln, mehr fragen: wie mag das zugehen? als: hat Gott das geoffenbart? Allein durch Zweifeln wird ja unsere Erkenntniß *gewisser*, durch Zergliedern *klärer*, durch das Fragen: wie mag das zugehen? *gründlicher*. Ist denn der Christenglaube von allem diesem das Gegentheil? In dieser, psychologisch merkwürdigen, Predigt zeigt der Vf., daß er es nicht für gut fand, durch Vernunft auf die Vernunft zu wirken. Aber Rec. ist innigst überzeugt, daß er hierin seinem Muster, Jesu und Paulo, sehr unähnlich sey. — Predigten müssen, nach Rec. Darfhalten, die reinste, höchste Wahrheit enthalten, oder wenigstens anstreben. Denn sie sollen göttliche, d. i. die reinste, lautere Wahrheit erkennen, fühlen lassen, und durch sie die Menschen heiligen. Joh. 17, 17. Aber nicht die Menschengattung, nicht die menschliche Anlage, nicht die Schrift hat *Satansmenschen*, S. 99 keine *durchtaufelten*. Auch auf der tiefsten Stufe des Verderbens siehet Jesus verirrete, besserungsfähige, perfectible Geschöpfe. — Warum gaben doch von jeher nur allein Predigten solche Schilderungen von Menschen, wozu es zwischen Himmel und Erde keine Originale giebt? Es ist nichts weiter als moralische Schwärmerey, die die Zucht der Pflicht hasst, wenn es S. 85 heißt: „der Sinn der Pflicht hat etwas *Unnatürliches* (ja wohl! das natürliche Fleisch gelüftet dawider) und *Trauriges*. (Paulus nennt diese Traurigkeit eine *göttliche*.) Zum Gutethun bedarf man keiner Pflicht S. 82 (hier ist der kantische Voluntar der Tugend). Die Pflicht muß uns zurückhalten, anzutreiben braucht sie uns nie.“ — In philosophischen Abhandlungen mag Jemand so viel subjective Meinungen aufstellen, als er will; aber in Predigten, wenn auch Gastpredigten, ist es gefährlich und unvorsichtig. — In Ansehung der Form dieser Predigten verrieth eben die Leichtigkeit und edle Einfalt der Ordnung und Darstellung die geübte Hand des Meisters.

Die Predigten No 3 sind höchst mittelmäßig. Weder die Wärme noch das Licht der belebenden Ideen ist in denselben zu verspüren. Tief ins Irrdische ist des Vfs. Blick versenkt. Gleich S. 2 einer Bußtagspredigt heißt es im Gebete: wir dachten nicht an dich, und du gabst uns doch unser täglich Brod. Als wenn der Inhalt der drey ersten Bitten nur dazu wäre, um uns zum Inhalte der vierten zu verhelfen. Keinen leben-

digen Blick wirft der Vf. ins menschliche Leben, sondern nur den versteinernen der trockenen Reflexion. Auch auf den Styl ist nicht viel Sorgfalt gewendet. Der König fängt S. 4 eine Periode an, dann folgt eine lange Apposition, und darauf Punctum. Ist das eine Periode? Eine Anmerkung zur Predigt am Jubelfeste des neuen Jahrhunderts mag auch hier stehen. Im J. 1709 starben in der Stadt Danzig an der Pest 24533 Menschen, in den Vorstädten und nächstgelegenen Dörfern 8066. Vom 1—7 Aug. allein 2203 Menschen. So viele Menschen aus einer einzigen Stadt mordet doch kein Krieg. Aber die Natur ist — keiner Imputation fähig.

Mit Achtung gegen den Vf. erfüllten uns die Predigten No. 4. Das Verfahren des Hn. M., die Passionsgeschichte zum Gegenstande der sonntägigen Erbauungen zu machen, verdient, besonders in Städten (denn auf dem Lande werden Passionspredigten in der Woche noch besucht), Nachahmung, und jeder Prediger kann seine Gemeinde mit Hn. M. anreden: ich würde euch den schönsten und lehrreichsten Theil der Lebensgeschichte Jesu vorenthalten, wenn ich die Geschichte seiner Leiden unberührt liesse. Mit praktischem und erbaulichem Sinne sind diese Predigten abgefaßt, das reine Tugendmuster Jesu, die beruhigende Ansicht menschlicher Schicksale, die reiche Menschenkenntnis, die starke Aufforderung zur Selbstkenntnis, die in dieser Geschichte liegt, sind trefflich hervorgehoben. Fleißig zieht der Vf. eine Parallele zwischen Jesu und den gewöhnlichen Menschen, führt diese redend ein, trifft den gemeinen Ausdruck sehr gut, ohne doch dadurch die Würde der heiligen Rede zu verletzen. Das *planum ac aequabile dicendi genus* ist dem Vf. ganz eigen. Wir empfehlen daher diese Predigten sowohl angehenden Predigern, um diesen Theil der Geschichte Jesu fruchtbar behandeln zu lernen, als auch zur häuslichen Andacht. Auf einen Punct macht aber Rec. den Vf. aufmerksam. Die Predigten sind alle viel zu lang, indem fast jede zwey Bogen einnimmt. Die erste Predigt des zweyten Jahrganges nimmt sogar fünfzig Seiten ein. — Rec. macht sich anheischig, jede Predigt um die Hälfte zu verkürzen, ohne einen einzigen Gedanken fallen zu lassen. Der Vf. liebt nämlich eine gewisse Umständlichkeit, giebt mit anderen Worten und Wendungen denselben Gedanken zwey bis drey Mal hinter einander, und erregt Langeweile durch Mangel an Beschäftigung. Man wirft den Recensenten so oft vor, daß sie, ohne Beweis zu führen, behaupten, loben und tadeln. Allein zur Ersparung des Raums führt Rec. in diesem Falle doch keine Stellen an. Es müßten ganze Predigten abgeschrieben werden, wenn bey Aushebung einzelner Stellen nicht der Verdacht bleiben sollte, Rec. habe gerade diejenigen Stellen ausgehoben, die für seine Behauptung passen. Der Vf. versuche es nur selbst, an einer jeden dieser Predigten diese Amputation zu üben, um seinen Arbeiten mehr Concinnität und Gedrungenheit zu geben. Will der Vf. diesen Rath befolgen: so ermuntern wir ihn, die letzte Hand an seine Epistelpredigten zu legen (wo-

zu nach Horaz durchaus das *delere* gehört), mit der Überzeugung, daß er etwas sehr Brauchbares, Vielen Willkommenes liefern werde.

Mc.

FRANKFURT a. M., b. Gebhard u. Körber: *Neues Magazin für Leichenpredigten, in welchem auf jeden möglichen Fall passende, theils ungedruckte, theils aus gedruckten Werken abgekürzte Leichenpredigten auch Dispositionen zu denselben und Parentationen enthalten sind.* Herausgegeben von einigen Landpredigern. B. I. 1804. IX u. 279 S. B. II. 1805. 288 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wenn sich auch im 1ten Bande dieses Magazins einige Predigten befinden, die sich durch lehrreichen Inhalt, bündige Dispositionen, logische Anordnung, richtige Zusammenfügung, gute Ausführung der Theile, und endlich durch einen reinen Ton und eine schöne Diction zu ihrem Vortheile auszeichnen, wohin wir z. B. No. 17, 18, 19 und 22 rechnen: so sind doch die meisten in demselben wegen ihrer hochklingenden Tiraden, ihres Schwallstes und ihrer verunglückten Bilder und Redensarten wenig dazu geeignet, diesem Institute eine günstige Aufnahme vorzubereiten, und den Leser zu hohen Erwartungen zu berechtigen. Mit diesen Empfindungen gingen wir zum 2ten Bande über, und wurden zu unserer Freude überrascht. Was vielen Vorträgen des I B. an der gefälligen Bildung, an Gestaltung der Formen, und dem lieblichen Umriss schöner Schattirungen, gebrach, das wird in den meisten Reden dieses 2 Bandes zur Gnüge ersetzt, so daß zu erwarten ist, daß sich die Herausgeber immer mehr dem Ziele nähern werden, das sie sich vorgesetzt haben.

Jeder der vorliegenden 2 Bände enthält 22 Vorträge. B. II, 1—4 u. 12 sind von Hn. K. . ch. I. *Über Phil.* 1, 21. Die Disposition ist etwas zu gedehnt und gezwungen. Die Theile 2 u. 3 hätten auch füglich in einen können gebracht werden. So trefflich übrigens das Thema in seinen Theilen bewiesen, so lichtvoll manche Wahrheit in Beziehung auf das thätige Leben dargestellt worden ist: so mögen doch der oft zu erhabene Styl, manche philosophische Ausdrücke, und einige zu verschlungene Sätze der Falschheit geschadet haben. II *Über Klagl. Jer.* 3, 32. Eine feyerliche, und dennoch herzliche und rührende Sprache sind in dieser Rede, die auf die individuelle Beruhigung und Belehrung mit so vieler Wärme und praktischer Andringlichkeit hinzielt; unverkennbar schöne Eigenschaften, Den zu häufigen Gebrauch der Participien in der gegenwärtigen Zeit hätte Rec. darin weggewünscht. Er kann in Trauerreden den hohen Flug von Gedanken und ihren Formen nicht billigen. Alle Rücksichten und Verhältnisse, welche in solchen Fällen zusammentreffen, machen die unerlässliche Forderung an den Redner, die natürliche, freundlich tröstende, die sanfte und verständliche Sprache des Herzens zu reden. Abstracte Ideen, weit hergeholte Beziehungen u. dgl. sind selten im Stande, das Herz eines Tiefgebeugten zu beruhigen. III. *Über*

Predg. Sal. 12, 8, 13. Gut disponirt und befriedigend ausgeführt! So wenig auch Rec. die bisweilen zu blühende Sprache des wackern Hn. K. . ch billigen kann: so fand er doch in dieser schönen Rede manche mit sanfter Wärme und Rührung ausgesprochene Sätze; besonders praktisch und gedrängt sind die Anweisungen, wie man die Stunden der Zeit für die Ewigkeit verleben soll. IV. *Über Matth. 25, 21.* Diese Predigt ist unstreitig eine der besten von K. . ch, und wegen ihres gehaltreichen Inhaltes und ihrer bündigen Ausführung alles Lobes werth. Nur hätte Rec. einige unrichtig oder dunkel ausgedrückte Stellen weggewünscht, weil sie zu Mißdeutungen veranlassen können, z. B. S. 81. „Bey ihm (dem Menschen) fehlen die blinden, in den Kräften der vernunftlosen Geschöpfe unaufhaltsam wirkenden Antriebe gänzlich.“ S. 86. „Der Lasterhafte und der Tugendhafte kann sich . . . sein Leben verkürzen, aber um kein Pünctchen verlängern.“ Rec. würde mit allen Cautelen Anstand nehmen, dergleichen Sätze für Landleute zu äußern, die alles nur gar zu gerne dem blinden Schicksale überlassen, um, besonders bey Krankheiten, ihren Beutel zu schonen. XII. Obgleich diese Rede in kein schulgerechtes Gewand gekleidet ist: so enthält sie doch in einem lebendigen und hin-

reisenden Vortrage beynahe alles, was trauernden Altern bey'n Grabe ihrer Kinder zum Troste gesagt werden kann. V ist eine Gedächtnisrede auf Karl Wilhelm, den verwigten Fürsten von Nassau-Usingen, über Pf. 119, 96 vom Hn. Stadtpf. Handel in Wisbaden, welche dem Verstande und Herzen des Vfs. Ehre macht. VI — VIII sind drey Leichenreden von Hn. Thurn, Pf. in Kronberg, in einer reinen populären und sanften Sprache vorgetragen. IX ist aus Lobecks Predigten entlehnt. Unter X, XIII — XV, XXII sprechen Ungenannte. XXII ist besonders gut disponirt und ausgeführt. Sie alle sind ihrer Aufnahme sehr werth. Unter XI spricht Hr. Scherer, aber etwas trocken. XVI — XVIII sind aus Sonntags Formularen u. s. w. entlehnt. Die Leichenp. XIX vom Hn. Sup. Schöner kann eine Musterrede genannt werden. Unter XX u. XXI endlich sind von Hn. Bus, in jener die Freuden des menschlichen Lebens kurz und gut geschildert, und in dieser der trostvolle Gedanke, wie Gott für verwaiste Kinder forset, lichtvoll und richtig ausgeführt. — Fehler der Rechtschreibung, wie *Schröcken*, *ohnmöglich*, *heere* u. s. w. werden die Herausgeber künftighin zu vermeiden suchen.

W.

KLEINE SCHRIFTEN.

HOMILTIK. Jena, b. Cröcker: *Drey Gelegenheitspredigten in der Universitätskirche zu Jena im J. 1808 gehalten von D. Joh. Chr. Wilh. Augufti*, Prof. der Theol. und der oriental. Literatur zu Jena. 1809. 63 S. gr. 8. (7 Gr.) Den Charakter dieser Predigten bestimmt der Vf. selbst in der Vorrede S. VI und VII. „Ich suche mich von der engherzigen Kanzel-Technologie, worein so Viele in unsern Tagen die Kanzel-Theologie verwandeln, eben so sehr zu entfernen, als von der geistlosen Bittologie, welcher sich Andere überlassen. — Die ächte Theologie, welche allein auf die Kanzel gehört, verschmäht die manirte Künsteley eben so sehr, als die rohe Formlosigkeit.“ Rec. billigt diese Methode. In der ersten Predigt: *Von dem Gebrauche, welchen wir noch in unsern Zeiten von dem prophetischen Buche des Jesaias machen können*, hat Hr. A. eine treffliche Probe geliefert, wie Gegenstände, die nur fürs Katheder geeignet scheinen, aber, da öffentlich darüber gesprochen und abgeprochen wird, auch dann u. wann vor dem größeren Publico verhandelt werden müssen, für die Kanzel zu bearbeiten sind. Die zweyte Predigt: *„Welchen Einflusses der Glaube: daß jedes Menschenleben von Gott abhängt, auf die richtige Schätzung unseres Lebens selbst habe.“* Durch die Selbstentlebung zweyer Studirenden veranlaßt, ist ein Wort zu seiner Zeit, aber mit Würde und ohne übertriebenen Eifer geredet. Vorzüglich gelungen ist die dritte Predigt: *„Einige Betrachtungen, wozu uns die erfreulichen Hoffnungen des gegenwärtigen Augenblicks veranlassen sollen.“* Bey Gelegenheit der vom Kaiser Napoleon der Stadt Jena zugesicherten Geadengeshenke. Nur eine Stelle daraus zur Probe (S. 37): „Es ist ein frohes Gefühl, wieder zu erhalten, was wir, ohne Hoffnung des Wiederersatzes, verloren hatten. Freuete sich doch, nach der evangelischen Geschichte, das Weib über den wieder gefundenen Groschen, und foderte frühlichen Muthes ihre Nachbarn und Freunde zur Theilnahme an ihrer Freude auf! Aber Niemand müsse aus dem Zufalle eine Regel des Glücks machen wollen! Dankbar und froh nehme Jeder, was ihm sein günstiges Schicksal darbeut, aber er rechne, dieses glücklichen Zufalls wegen, nicht auf ähnliche Fälle! Jeder rechne vielmehr nur auf sich selbst und seine eigene Thätigkeit. Das Glück ist unsicher und veränderlich: aber in dem Menschen selbst liegt eine Kraft, die ihn über Alles erhebt, — die große Kraft liegt in ihm, der Schöpfer seines eigenen Glücks zu werden.“ — rf —

Berlin, b. Maurer: *Predigten bey der Einführung und dem Amtsantritte des königl. Ober-Consistorial- und Ober-Schulrathes, Propstes zu Berlin und ersten Predigers an der Nicolai- und Marien-Kirche, Conrad Gottlieb Ribbeck*, gehalten von Hanstein und Ribbeck. 1805. 59 S. gr. 8. (5 Gr.) Eine Einführungspredigt, nebst angehängter Altarrede, von Hn. Hanstein, und eine Antrittspredigt, von Hn. Ribbeck gehalten, erscheinen hier, so wie sie schon die äußere Veranlassung verbindet, auch in Rücksicht ihres Sinnes und Gefühes in würdiger Einigung. Aus beiden spricht der Geist der Wahrheit und der Liebe, das Bewußtseyn der Würde und Wichtigkeit des öffentlichen Religionslehramts insbesondere für unsere Zeit, die Hoffnung gegenreichen Erfolgs bey einem besonnenen und treuen Walten, in den verschiedenen Amtsverhältnissen und — es verbindet beide ein schönes Band des Friedens bey gegenseitigem Vertrauen und durch kräftige, gemeintam wirkende Eintracht. Wie andere Arbeiten dieser Vff., so zeichnet auch die vorliegenden Predigten vorzüglich das Lichtvolle der Anordnung, das Gediegene und Kräftige der Bearbeitung und — die verständliche und dabey gebildete Sprache aus. Eine besondere Erwähnung verdienen die Eingänge, die in dem wahrsten Sinne vorbereitend, das Interesse der Hörer und Leser weckend und belebend sind. — Der Hauptsatz in Hn. Hansteins Predigt ist folgender: „So bedenklich und schwierig es auch in unsern Tagen ist, Lehrer der Religion zu seyn: so gebracht es uns doch immer noch nicht an Aufmunterungen zum Muth und zur Freudigkeit“; und in Hn. Ribbeks Rede: „wie die Hoffnung bleibender Nutzenstiftung in meinem Amte das Gefühl meiner Verpflichtung, meinen Wunsch und Voratz belebt und erhöht, mein Amt gewissenhaft und treu zu verwalten.“ Die Form, worin beide Hauptsätze vorgetragen sind, hat des Rec. Beyfall nicht. Jener ist an sich etwas schwerfällig, und wird es noch mehr durch die gehäuften und entbehrlichen Partikeln; in diesem macht besonders das vierfache *mein* einen üblen Eindruck. Überhaupt würde Hn. Hansteins geist- u. herzvoller Vortrag durch vermehrte Präcision und Gedrangtheit des Styls einen Vorzug mehr erhalten; und Hr. Ribbeck würde das Hören und Lesen seiner gedankenreichen, Licht und Kraft gebenden Predigten durch mehrere Mannichfaltigkeit in der Form und Einkleidung der Ideen noch angenehmer und anziehender machen.

NA.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 24 MÄRZ, 1810.

ALTE LITERATUR.

Lerzio, b. Weigel: *Dionysii Longini de Sublimitate: Graece et Latine. Denuo recensuit et animadversionibus virorum doctorum aliisque subsidiis instruxit Benjamin Weiske. 1809. CLIX u. 702 S. gr. 8. (Druckp. 4 Thlr. Schrpf. 5 Thlr. Velinp. 7 Thlr.)*

Diese der Aussenseite nach sehr empfehlungswerthe Ausgabe, die letzte Arbeit des vor Endigung des Drucks verstorbenen Weiske, hat Hr. Böttiger statt einer Vignette auf dem Titel mit einem alten Basrelief geziert, wozu eine Erklärung S. CXXXV — CLXIX gehört: *De anaglypho in fronte Longini aenea tabella scripto Epistola ad Jo. Aug. Gottl. Weigelium data a C. A. Böttigero*, welche auch besonders verkauft wird. In der Ausgabe selbst findet man außer den Anmerkungen, von denen Rec. nachher berichten wird, am Ende noch einen schönen, für den Gebrauch des Herausgebers zu spät angekommenen Vorrath von Vergleichen der wichtigsten Handschriften in der Pariser, vaticanischen und florentinischen Bibliothek, welche der Herausgeber diesen Vorrath beym Anfange der Arbeit vor sich gehabt, und darnach eben so, wie nach allen den vorhandenen Ausgaben, seine Revision des Textes anstellen können: so würden wir eine weit vorzüglichere Ausgabe erhalten haben. So ber ist einem zukünftigen Bearbeiter noch Vieles übrig geblieben, was er mit Zuziehung des hier gesammelten Vorraths bessern kann. Aber auch ohne diese Beyhülfe konnte gar Manches besser gemacht werden. Überhaupt scheint Weiske nicht gehörig vorbereitet, sondern vielmehr nur von dem Verleger aufgefodert, an die Arbeit gegangen zu seyn. Auch haben diejenigen, welche nach seinem Tode den Druck beendigten, ganz gegen den Willen desselben, auf dem Titel den Namen *Dionysii Longini* stehen gelassen, denn wenigstens mußte es heißen *Dionysii aut Longini*. Es hat sich nämlich bey genauerer Untersuchung der ältesten pariser, so wie in der einen vaticanischen Handschrift die Aufschrift gefunden *Διονυσίου Λογγίνου*. Dadurch ward *Amatius*, der in der Vaticana für Hn. Weigel die Handschriften verglich, aufmerksam gemacht; und in dem hier abgedruckten Aufsatze S. 213 — 218 behauptet er, das Buch gehöre dem *Dionysius von Halikarnassus*, und will diese Meinung mit einigen Gründen beweisen. Dagegen sagt Weiske in dem Zusatze: *Vereor, ut viris doctis hoc probet. Nam hanc sententiam, opinor, eo maxime deductus est, quod nullum meminerat Dionysium, Caecilii aequalem*, S. A. L. Z. 1810. Erster Band.

cui tale opus cum veri specie tribui posset. Sed existit et alius, quem pro illo ponere liceat, Apollodori discipulus, de quo Strabonis est locus XIII, 4, 3. Huic ergo Pergameno Dionysio, ut minus noto scriptori, malim, quam illi, librum π. υ. assignare. Spiritu enim animique impetu, universa orationis forma, verborum artis usu, variisque de rerum natura judiciis, si dicere licet, quod sentio, longissime distat ab Halicarnassensi Dionysio hic noster, si unquam appellatus fuit Dionysius. Hierauf sagt er in der Vorrede S. XXIV: *Ego non jam Longinum, de quo Ruhnkensius in dissertatione egit, esse statuo, sed alium excellentioris ingenii et doctrinae hominem, qui Augusti fere vixerit aetate*. In den Anmerkungen hatte W. von diesem Zweifel noch nichts geäußert, auch noch keine Veranlassung dazu gehabt; aber in den späteren Abhandlungen und Bemerkungen, wiaz. B. *Dissertatio critica de libro περὶ ὕψους* S. CVII — CXXXIII (welche eine gute Zergliederung und Beartheilung des Werks enthält) nennt er den Vf. bald *Anonymum*, bald *Dionysium*, bald *Longinum*. So viel ist unwidersprechlich richtig: nach Anleitung der Handschriften mußte der Titel zweifelhaft lauten *Dionysii aut Longini*. Denn 1) hatte schon *Ruhnkenius* mit Anderen erwiesen, daß *Longinus* den Vornamen *Dionysius* nicht gehabt habe, noch gehabt haben könne; und 2) haben wir für den Vf. des Buchs von Erhabenen weiter keine Autorität im Alterthume, als die beiden oben erwähnten Handschriften, in welchen die ersten Herausgeber die Partikel *;* entweder nicht gefunden oder übersehen hatten. Für den *Longinus* läßt sich der Beweis auch gar nicht aus den wenigen vorhandenen Bruchstücken seiner Schriften führen; vielmehr könnte man mit W. daraus eher einige Vermuthung für die Negative nehmen. Gegen *Dionysius* von Halikarnassus hat nun zwar W. sich ebenfalls erklärt, und dies mit Recht, ob er gleich die Gründe nicht entwickelt hat; aber wie er dennoch einen dem Augustus und Cäcilius gleichzeitigen Schriftsteller als Vf. habe annehmen können, begreift Rec. nicht, außer wenn er annimmt, daß W. am Schlusse des Werks nicht mehr die nöthige Zeit hatte, die von *Amatius* angenommene Meinung noch einmal durch das ganze Buch mit den vorgefundenen Spuren des Zeitalters zu vergleichen. Denn da würde er ohne Zweifel eine Menge von Datis und Namen aus der Gelehrtengegeschichte entdeckt haben, welche sich auf das augusteische Jahrhundert auf keine Weise zurückführen und deuten lassen, sondern vielmehr ganz laut für das Zeitalter von *Longinus* sprechen, wenn er dieses Zeitalter auch nur aus der *ruhnken-*

Aaaa

schen Abhandlung kannte. Zwar hat Niemand diese Schrift des L. namentlich erwähnt, aber so wird der Beweis aus dem Stillschweigen überhaupt kaum ein halber Beweis ist; so läßt sich hier gerade daraus nichts schliessen oder erweisen. Denn der Inhalt sowohl, als insonderheit der Schluß des Buchs zeigen ganz deutlich, daß es nur ein abgerissenes Stück eines größeren Werkes sey, worin Longin auf Veranlassung der Schrift des Cäcilius von diesem Gegenstande gesprochen hatte, von welchem er hierauf zu den Leidenschaften übergegangen war, wie das Ende des Buchs andeutet. Aus 8. 1 erhellt, daß er schon einmalt, und zwar bey Beurtheilung des Xenophon, von den Quellen des Erhabenen gesprochen hatte. Nun meint aber Rec. zwey Spuren gefunden zu haben, woraus er mutmaßt, die Abhandlung sey aus dem 21sten Buche des Werks *Φιλόλογοι ὁμιλίας* genommen. Einmal führt *Joannes Siceliotas* das Bruchstück aus *Aschylus Orithyia*, welches Longin C. 3, 1 ohne Namen in der lückenhaften Stelle setzt, aus dem 21. Buche der *Φιλόλογοι* an, und bemerkt dabey Longins Kritik darüber. Zweytens hat ein von dem trefflichen *Bas* in einer pariser Handschrift des *Hermogenes* aufgefundenen und S. XC mitgetheiltes Scholion über das Wort *στομφάζει* Folgendes: *Φησὶ δὲ Λαγῆνός ἐν ταῖς τῶν Φιλολόγων ὁμιλίαις περὶ λέξεως στομφώδους*. Nun braucht zwar Longin in der vorliegenden Schrift nicht gerade die Worte *στομφώδης λέξις*, aber zweymal hat er das Wort *στόμφος*, welches nur allein bey ihm bis jetzt sich gefunden hat. Die Form *στομφώδης* hat man sonst noch gar nicht bemerkt. Es scheint auch, als habe der Vf. des Scholion das Wort *στόμφος* nur durch *λέξις στομφώδης* umschreiben wollen. Daß übrigens die Abhandlung vom Erhabenen ganz wohl zu dem Inhalte des großen kritischen Werks *Φιλόλογοι ὁμιλίας* gepaßt habe, davon kann man sich durch die von *Ruhnkenius* gesammelten Bruchstücke desselben hinlänglich überzeugen.

Wir gehen nun zur näheren Anzeige der neuen Bearbeitung über. Der Text ist nach *W's* Einsichten berichtigt, und zur Seite die Übersetzung von *Morus*, aber hin und wieder verbessert, gestellt. Die Anmerkungen enthalten *Toups* und *Ruhnkenius* Bemerkungen vollständig; aus den übrigen Auslegern aber nur das Nöthigste ausgezogen. Hierauf folgen die Varianten der Handschriften, dann *Addenda* mit einigen Bemerkungen des Sohnes *Weiske* (jetzt Lehrers an der Fürstenschule zu Meissen), und zuletzt die nöthigen Register. Bequemer hätte freylich alles gestellt werden können, um den kritischen Gebrauch der Hülfsmittel zu erleichtern; jedoch dies mag wohl nicht des Herausgebers Schuld seyn. Dieser hat sich auch hier im Ganzen als einen bedächtigen und sorgfamen Erklärer und Kritiker bewiesen; doch möchte Rec., der *W's* Verdienst immer hochschätzte, hinzusetzen, daß oft seine Kritik da in Kritteley und Grubeley auszuarten scheint, wo man Entwicklung des Sprachgebrauchs verlangte, oder Proben eines feinen kritischen Gefühls erwartete. Hievon lassen sich Beweise genug in dieser Ausgabe finden, welche Rec. nach der Folge der Capitel anführen und durchgehen will.

Gleich zu Anfange des 2. C. hat *W.* in der Stelle *ἔστιν ὁ ψους τὰς ἡ βάρους* die vorletzten 2 Worte *ἡ β.* in Anspruch genommen. *Verba ἡ β. mihi suspecta sunt. Sed quoniam in remotis sententiae numeri non optime cadunt, caferenda esse puto.* Sonderbar! Warum die Worte ihm verdächtig vorkamen, sagt er nicht; wohl aber, weshalb er sie dulden möchte. Wenn aber der Sinn und Zusammenhang sie nicht dulden, wie sollte der Rhythmus sie schützen können? Der bedachtame *Morus* setzte *sublimitatis aut granditatis*. Im 16. C. 2 hat *W.* sich so gar bereden lassen, *ὕψος καὶ βάρος* für *πάρος* zu schreiben. Hier ist *πάρος* das wahre Wort! Eben so wird XVII, 2 neben *ὕψος* und *μεγέθη* zweymal *πάρος* gesetzt. Ebendasselbst: *τὰ φυσικὰ ἔργα καὶ τῷ παντὶ δειλότερα καὶ ἰσχυρότερα ταῖς τεχνολογίαις κατασκευαζόμενα*. Die Übersetzung hat *bona naturae praeceptis attenuata corrumpi ac plane vilescere*. *W.* wollte lieber *opera ex ingenio profecta*. Über *δειλότερα* erklärt er sich nicht; aber im Register wird aus dieser Stelle *δειλός* durch ärmlich übersetzt. Beiderley Erklärungen scheinen nicht dem griechischen Worte angemessen. Ebend. §. 3: *διχα ἐπιστήμης ἀστήρικτα καὶ ἀνερμάτιστα ἐαθύντα οὕτω τὰ μεγάλα, ἐπὶ μόνῃ τῇ φρονήσει καὶ ἀμαρτυρίᾳ λειπούμενα*. Hier scheint Rec. ein Fehler zu liegen. Denn das letzte *λειπούμενα* kann nicht ohne Verbindungspartikel neben *ἐαθύντα* stehen. Aber es paßt überdies gar nicht zu dem Sinne, sondern es muß *ἐαθύντα* von seiner Stelle weggerückt und zuletzt gesetzt werden, wodurch das unschickliche Komma nach *μεγάλα* von selbst wegfällt. §. 3 *τὸ δὲ κυριώτατόν τε, καὶ αὐτὸ τὸ εἶναι* u. s. w. Hier hat *W.* richtig bemerkt, daß das eingeschobene *τε* einen ganz falschen Sinn gebe; warum strich er es also nicht gleich weg? oder schloß es wenigstens ein? Das folgende *εἰ ταῦτα ἐπιλυγίσαιτο καὶ ταῦτα ὁ τοῖς χορηγομαθοῦσιν ἐπιτιμῶν* will *W.* in *καὶ ἑκάστον* oder *ἐκάστον* verändern; doch scheint diese Änderung nicht so nöthig. Dagegen findet Rec. am Ende in den Worten *οὐκ ἂν ἐτι περιττὴν καὶ ἀχρηστον τὴν ἐπὶ τῶν προκειμένων ἡγήσαιοτο θεωρίαν* die Präposition *ἐπὶ* ganz widersinnig und unnütz. *Hanc de sublimitate disputationem* in der Übersetzung drückt zwar den Sinn aus, nicht aber die Worte, nach welchen es heißen müßte *hanc in re proposita disputationem*. Wenigstens sollte es *περὶ* heißen. C. 3. §. 4 vertheidigt *W.* die Stelle *καὶ μήποτε περιῖσταντες ἡμᾶς εἰς τοὺν αὐτίον* gegen *Toups* Änderung *καὶ δῆποτε* auf eine so gezwungene Art, daß darüber der Sinn verloren geht, und die größte Härte entsteht. §. 4 *ἡ δὲ ἄλλοι, ὡς σχολαστικῇ νόησι ὑπὸ περιεργίας λήγουσα εἰς ψυχρότητα*. Hier hat *W.* endlich in den Zusätzen das wahre *περιεργασίας* aus den Handschriften anerkannt; aber *νόησι* soll nicht *sensus et sententia*, sondern, nach *Tollius*, *genus dicendi quoddam* bedeuten. *Locus ipse hoc docet clarissime*. Rec. dachte doch, daß die *περιεργασία* deutlich das Gegentheil bewiese. Denn was wäre diese, wenn *νόησι* schon *genus dicendi quoddam* wäre? §. 5 *πολλὰ γὰρ ὡσπερ ἐν μέθῃς τινὲς εἰς τὰ μνηστέα τοῦ πράγματος, ἴδια αὐτῶν καὶ σχολικὰ παρὰ φέρονται πάρος*. Hier hat die Übersetzung *saepe*, und *Ed. Eliensis* *πολλάκις*. *Toup* scheint durch die paar angeführten, aber ganz unpassenden Beispiele

das gemeine πολλά vertheidigen zu wollen. *W.* schweigt; aber wer die Worte construiert will, wird sogleich die Unmöglichkeit finden, wenn nicht πολλά-*nis* geschrieben wird. Ein zweyter weit ärgerer Fehler liegt in der falschen Interpunction und Lesart; denn es muß offenbar heißen *εἰς τὰ μηκέτι τοῦ πράγματος ἴδια, ἀλλ' αὐτῶν.* Das Wort σχολικὰ übersetzt *Morus*, wie oben σχολαστικῇ, durch *declamatorius*; eben so 16, 7, wo σχολικὸν noch einmal vorkommt. Sollten beide Formen gleichbedeutend und gleichgültig seyn? C. 4, 3 in der Stelle aus *Timäus* ist οὐχ ἡκιστα δι' ἑνα ἄνδρα übersetzt *inprimis tamen propter Hermodotem*; auch wird im Commentar noch besonders eine Anmerkung von *Morus* ausgezogen, ob hier διὰ propter oder per bedeute. *W.* entscheidet nicht; aber die Sache spricht so deutlich für per, daß man im entgegengesetzten Falle gar keinen Sinn erhält. §. 4. Der Übergang *Τὶ δὲ περὶ Τιμαίου λέγειν, ὅπου* ist durchaus ohne Verbindung mit dem Vorhergehenden. Diesen Mangel fühlte *Manutius*, und schrieb καίτοι τι δὲ, und *Morus* übersetzte *sed quid attinet de Timaeo dicere?* *W.* hat nichts bey dieser Stelle angemerkt. C. 5 wollte *W.* schreiben δὲ ὅπου τῶν τοῖς ὑψηλοῖς ἀνακεκραμέναις κακίαις ἐκφυγεῖν ἂν δυοῖναιμεθα für τὰς ἀν. κακίας τοῖς ὑψ. ἐκφ., um die Zweydeutigkeit zu vermeiden; aber er hatte vergessen, ehe er die Note schrieb, den Text zu ändern. Im Grunde war die Änderung unnöthig; denn der Zusammenhang verhindert alle Zweydeutigkeit, die freylich die Stellung der Worte, für sich genommen, zuläßt. Aber wer kann diese immer vermeiden? Gleich die folgende Sectio VI (welche, ungeachtet der Warnung von *Morus* in der Anmerkung, eine gewaltsame Trennung der Gedanken von der vorigen Sectio V macht, und den Zusammenhang stört) giebt davon ein Beyspiel: εἴτινα περιποιήσασιν ἐν πρώτοις καθάραν τοῦ κατ' ἀλήθειαν ὕψους ἐπιστήμην καὶ ἐπικρίσιν. Wenn man hier nicht ἐπιστ. καὶ ἐπικρίσιν mit τοῦ κατ' ἀλ. ὕψους, sondern καθάραν τοῦ — ὕψους verbindet: so entsteht ebenfalls ein falscher Sinn, oder vielmehr Unsinn; wer wollte aber deswegen die Worte umstellen? Den Anfang der Sect. VII hielt *W.* für *manum et perturbatum initium*; das kam daher, weil er den kleinen Fehler in den Worten οὐκ ἂν τῷ γε φρονίμῳ nicht bemerkt hatte, wo es οὐδ' ἂν heißen muß. Sect. VIII, 3 heist es in der Bestimmung des Erhabenen und Großen: τοῦτο γὰρ τῷ ὄντι μέγα οὐ πολλὴ μὲν ἡ ἀναξωρησις, δύσκολος δὲ μάλιν δ' ἀδύνατος ἡ κατεξαναστασις, ἰσχυρὰ δὲ ἡ μνήμη. *Morus* übersetzte: *quod quo diutius consideraveris, eo difficilius atque adeo plane non dimittere ex animo possis; ceteraque indelebilis et pertinax memoria fit.* Das giebt eine ekelhafte Tautologie, und ist falsch. *Pearce* hatte übersetzt *cui impossibile est obistere, quod deprimere vel demittere nequeas.* Dies billigte *Toup*, und führte Beyspiele aus *Jamblichus* und *Sextus Empiricus* an, wo καταφρόνης u. κατεξαναστασις mit einander verbunden werden. Das Register hat das Wort mit dieser Stelle mit dem Beysatze *metaph.* Es ist der Eindruck, dem man nicht widerstehen kann, sondern sich demselben gern überläßt, und ihm Eingang in das Innerste seiner Empfin-

dung gestattet. §. 4: τὸ δ' ἡ ἐξ' ἀσυμφωνίας ὡς κρίσις καὶ συγκατάθεσις τὴν — πίστιν ἰσχυρὰν λαμβάνει. Hier fand *Portus* eine; von der musikalischen Symphonie übertragene Metapher; *W.* aber findet den Tropus in den Worten κρίσις, und das beygesetzte ὡς zeige denselben an, und mildere ihn. Er leitet ihn aus den Gerichtshöfen ab, und erklärt ἀσύμφωνος im Register *qui non agit de composito.* Die *cambridger* Handschrift hat ὡς περὶ κρίσις. Dem *Rec.* scheint der Tropus in ἀσύμφωνος zu liegen, und ὡς dazu zu gehören. Dann aber muß es seinen Platz vor ἐξ' ἀσυμφ. bekommen. Sect. VIII, 1, hat *W.* geschrieben ὅτι τῶν πέντε μορίων ὁ Κακίλιος ἐν τῇ παρέλειπεν, ὡς καὶ τὸ πάθος ἀμέλει, wo alle Handschriften und Ausgaben haben ἔστιν ἂν παρέλειπεν, und in der Anmerkung sucht er diese Änderung als nothwendig darzustellen. Gleichwohl mußte er das unschickliche ὡς καὶ τὸ π. ἀ. im Nachsatze empfunden haben; denn er sagt, ὡς stünde hier für ὅτι wie 2, 2 u. 30, 1. Wie will er aber das folgende καὶ erklären? Darauf hat er gar nicht geachtet; und gerade diese Partikel zeigt, daß ὡς hier nicht für ὅτι stehen könne. Überhaupt ist die ganze Anmerkung eine wahre Sophisterei! Sect. IX, 6, αὐτοῦ δὲ γυμνουμένου ταρτάρου muß τοῦ ταρτάρου geschrieben werden; der Artikel darf nicht fehlen. §. 15: Δυστέρου δὲ ἕνεκα προσιστορήσω τὰ κατὰ τὴν Ὀδύσσειαν, ὅπως ἡ σοι γινώσκων. Hier bemerkt *W.*, daß es προσιστορήσω heißen müsse. *Rationem affert alterum, cur ipse ea per digressionem tetigerit.* *Morus* übersetzte: *Sed hanc quoque ob causam Odyssea cognoscenda est.* *Tollius* aber: *Esso et haec altera hujus digressionis ratio, und eben so versteht es *W.*, ohne zu zeigen, wie dieser Sinn in dem Zeitworte προσιστορήσω liege und liegen könne. Die Stelle bedeutet den Worten nach: Die zweyte Ursache, warum ich den Inhalt der Odyssee noch angeführt habe, war, dir zu zeigen. X, 3, οὐ θαυμάζεεις, ὡς ὑπ' αὐτὸ τὴν ψυχὴν — πάντ' ὡς ἀλλότρια, διοιχόμενα ἐπιζητεῖ. Diese Stelle hat nach *Rec.* Urtheil gar keinen Sinn. Die Übersetzer paßt nicht zu den Worten, und *W.* sagt ganz kurz: διοιχ. ἐπιζ. graviter dictum esse puto pro διοιχεσθαι λέγει. Was aber dann der Sinn sey, führt er nicht aus. §. 4. In dem poetischen Bruchstücke, von den Gefahren zur See: ἡ πού πολλὰ θείσι φίλας ἀνὰ χεῖρας ἔχοντες εὐχονται σπλάγχνοισι κακῶς ἀναβαλλομένοισι, ist gar kein Zeichen der Interpunction angebracht, und die Uebersetzung weicht durchaus vom Texte ab. Die letzten Worte verstanden Einige von den Wirkungen der Seekrankheit; *W.* mit *Toup* von der Angst und Furcht der Schiffenden, als wenn ἀναβ. stehen könnte für ἀναπαλλομένοισι. Sect. XV, 5 heist es vom *Aeschylus* ἐνίοτε μέντοι ἀκατεργάστους καὶ οἰονεῖ ποκοειδεῖς τὰς ἐνναίας καὶ ἀμαλάκτους φέροντος, und *Morus* übersetzt: *Interdum vero nondum tractatas et velut imperas atque rudēs sententias profert.* Ganz falsch das erste Wort, und das letzte zu allgemein. Im Register werden beide Worte ohne Erklärung hingestellt. Für ἀμαλάκτους finden sich in den Handschriften mehrere Abweichungen; und es scheint hier ein technischer Ausdruck verborgen zu liegen. Sect. XVI, 2, wo *Longin* die Kraft des demosthenischen Schwurs οὐ μὰ τοὺς ἐν Μαραθῶνι προκινδυνεύσαντας erklärt, sagt er unter andern τὴν τῆς ἀποδείξεως*

φύσιν μεθεστηκώς εἰς ὑπερβάλλον ὕψος καὶ βάθος καὶ ξένων καὶ ὑπερφυῶν ὀρκῶν ἀξιοπιστίαν. Hier hat *W.* sich durch *Ruhnkenius* ungegründeten Ausspruch πᾶθος *ad hoc loco alienam. Repone ὕψος καὶ βάθος. Utrumque conjungit Sect. II* εἰ ἔστιν ὕψους τις ἢ βάθους τέχνη, be- reden lassen, βάθος zu setzen. Er meinte, man könnte auch βάρος schreiben. Diefs wenigstens würde noch eher passen, als das ganz absurde βάθος. Die zur Begründung angeführte Stelle ist von der Art, daß sie selbst einer Besserung bedarf, welche diese Stelle ganz natür- lich darbietet, wenn man βάθους in πάθους verwan- delt. An anderen Stellen hat *W.* sich nicht so folg- sam bewiesen, wo man es gewünscht hätte, wie z. B. hier §. 4, wo statt ὑποφέρει nach *Ruhnkenius* Bemerkung ἐπιφέρει stehen sollte. Das seltsame μεθεστηκώς hat *W.* nicht berührt. *Manutius* schrieb dafür μεθιστάς. Noch heisst es am Ende der Stelle: ὡς κουφίζομένους ὑπὸ τῶν ἐγκωμίων μηδὲν ἑλαττον τῇ μάχῃ τῇ πρὸς Φίλιπ- πον ἢ ἐπὶ τοῖς κατὰ Μαραθῶνα — νικητηρίοις, παρίστα- σθαι φρονεῖν. Hier hat *W.* die vorgeschlagene Besse- rung κουφίζομένους nicht angenommen, und eine un- griechische Wortfügung sehr schlecht vertheidiget. Nie- mand aber hat noch bemerkt, daß vor ἐπὶ τῇ μάχῃ das Vorwort ἐπὶ so wenig als vor τοῖς κατὰ Μαραθῶνα feh- len darf. XVII, 2, καὶ πῶς παραλείψεια ἢ τοῦ πα- νουργεῖν τέχνη (er meint die Figur, σχῆμα) τοῖς πά- θεσι καὶ μεγέθεσι τὸ λοιπὸν δέδουκε. Die gemeine Le- seart war παραλήψεια: dafür hat jetzt *W.* *Tours* Muthmaßung aufgenommen. Das Participium soll von παραλείφειν seyn, welches anstreichen, über- tünchen bedeutet. *Ruhnkenius* schlug παρακαλύ- φθεισα, *Wakefield* παρεκλείφθεισα vor. Wir müs- sen die Wahl billigen. Sonst liesse sich *Ruhnke- nius* Vorschlag wohl aus dem Ende des Abschnitts rechtfertigen, wo für κατακαλύψει die Handschrif- ten καταλήψει und καταλύψει haben. Aber in der Stelle XVII, 3, wo steht τὰ ὕψη καὶ τὰ πάθη ταῖς ψυχαῖς ἡμῶν ἐγγυτέρω κείμενα und *W.* lesen will οὐκ ἐγγυτέρω κείμενα, hat er den Sinn und den Mittel- punkt des Gleichnisses ganz verfehlt, so wie er das Gleichniß des Gemäldes ganz falsch ausgelegt hat. Über XXI, 2 οὕτως καὶ τὰ πάθος, ὑπὸ τῶν συνδέ- σμων — ἐμποδιζόμενον ἀγανακτεῖ findet *Rec.* keine Anmerkung, aber im Register heisst es unter ἀγανα- κτέω, wo diese Stelle angeführt wird: *metaphorice, (si jana lectio).* Es scheint, die Nebenbemerkung sey von fremder Hand zugesetzt. *Rec.* findet sie gegrün- det, und hält das Wort für verderbt. Die Stelle XXX, ἐπειδὴ μέντοι ἢ τοῦ λόγου νόησις ἢ τε φρά- σις τὰ πλείω δι' ἐκατέρου διέπνυται, übersetzte *Mor- us* Sed cum res et verba plerumque se invicem illustrent. Im Register wird aus dieser Stelle διακτύσσειν expli- care erklärt. Die Anmerkung erklärt beyläufig die Worte durch *mutuum verborum et sensuum ad efficien- dam sublimitatem auxilium*, läßt sich aber auf keine nähere Erklärung ein. *Rec.* begreift nicht, wie δι' ἐκατέρου das *mutuum* oder *se invicem* bedeuten kön- ne; noch weniger wie ἢ τοῦ λόγου νόησις res, nach den Anmerkungen *sensus*, nach dem Register νόησις allein hier wie 3, 4 *verum explicandarum ratio* seyn

könne. Endlich das διέπνυται in der vergange- nen Zeit, wie paßt es auf den allgemeinen Satz, welchen man hier gefunden hat? In den Handschrif- ten findet sich διέστνυται. *Rec.* zweifelt keinen Augenblick, daß das Wort λόγου verfehlet sey, und die Stelle heissen müßte ἢ νόησις ἢ τε φράσις τὰ πλείω διὰ λόγου ἐκότερον διακτύσσειται. Nur wegen des Satzes τὰ πλείω bleibt er noch im Zweifel. Ebenda- selbst heisst es von der Wirkung der Wahl von ei- genthümlichen und prächtigen Worten: μέγες ἄμα, κάλλος, εὐπίνειαν, βάρος, ἰσχὺν, κράτος, ἐπὶ δὲ τὰλλα, ἀν' ὡς τινα, τοῖς λόγοις ὡς περ ἀγάλασι καλλίστοις δι' αὐτῆς ἐπανθρεῖν παρασκευάζουσα. Hier kann *Rec.* die Leseart εὐπίνειαν in dem Sinne wie *Dionysius* von Halik. das Wort braucht, auf keine Weise passend finden, und ziehet daher εὐπρέπειαν aus den Handschriften vor. Die Worte ἐπὶ δὲ τὰλλα, ἀν' ὡς τινα sind eine Muthmaßung der ersten Her- ausgeber; in den Handschriften findet sich nur ἐπὶ δ' ἀν' ὡς τινα. Daraus wäre *Rec.* geneigt ἐπὶ γὰρ ὡς τινα zu machen. Auch *Plutarchus* braucht dieses Wort von einem Überzuge der Bildsäulen. Die schö- ne Stelle, wo *Longin* die großen leicht in Fehler verfallenden Genies mit den mittelmäßigen und feh- lerfreyen vergleicht *Sect. XXXIII, 4 οἶμαι τὰς μέγας ἀρετάς εἰ καὶ μὴ ἐν πᾶσι διομαλίζουσιν, τὴν τοῦ πρωτείου ψῆφον μᾶλλον αἰεὶ φέρεσθαι, καὶ, εἰ μὴ δι' ἐνὸς ἐτέρου, τῆς μεγαλοφροσύνης αὐτῆς ἕνεκα,* übersetzte *Morus: arbitror, majores virtutes, si vel maxime non aequaliter ubique distributae sint, tamen principem locum mereri, si non aliam ob causam, at propter ipsam ingenii altitudinem.* Ganz gegen die Worte und den Sinn des Vfs.! *Morus* las nämlich mit den neueren Herausgebern ἀρετάς, wo *W.* die Leseart der Handschriften αἰτίας vorgezogen hat. Er lies sich zuletzt von seinem Sohne dahin bestim- men, daß er wegen des folgenden ψῆφον φέρεσθαι das αἰτίας vorzog, und durch causas erklärte. Er fügt folgende Erklärung deutsch hinzu: Die überwie- genden Entscheidungsgründe, wenn sie auch bey jenen Schriftstellern nicht überall (oder in jeder Stelle) gleich- mässig vertheilt liegen, gewinnen doch die Stimme des Richters, und tragen den Preis davon. Hätte er noch das Folgende dazu gesetzt: so würde das Absurde dieser Erklärung sogleich in die Augen fallen. Die folgende Stelle καὶ, εἰ μὴ δι' ἐνὸς ἐτέρου erklärte *Morus* so, als stände δι' ἐτέρου τινός. *W.* sagt: μὴ δι' ἐνὸς ἐτέρου stehe für διὰ μηδενὸς ἐτέρου. Es ist dem *Rec.* unbegreiflich, wie der kleine Fehler bei- den Männern unbemerkt bleiben konnte, der in δι' liegt. Ohne allen Zweifel mußt es mit veränderter Interpunction heissen καὶ εἰ μηδενὸς ἐτέρου, τῆς μεγαλοφροσύνης αὐτῆς ἕνεκα. Am Ende der *Sectio XXXIII* εἰς ταὐτὸ συνθῆς τὰ Ἴωνος ἀντιτιμήσαιτο ἐξῆς, hat *Morus* richtig übersetzt: omnes deinceps Ionis fabulas in unum collectas — comparaverit. Es mußt nämlich heissen: τὰ Ἴωνος πάντα ἐξῆς ἀντι- τμήσαιτο. Ohne πάντα hat ἐξῆς gar keine Bedeutung.

(Der Beschluss folgt.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 26 M Ä R Z 1810.

ALTE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Weigel: *Dionysii Longini de Sublimitate: Graece et Latine.* — ed. Benjamin Weiske etc.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Stelle Sect. XXXVI, 2 διὰ ταῦθ' ὁ πᾶς, αἰὼν καὶ βίος, οὐ δυνάμενος ὑπὸ τοῦ φθόνου παρανοίας ἀλῶναι, φέρων ἀπέδωκε τὰ νικητήρια, übersetzte Morus: igitur omnis posteritas, cum insaniae propter invidiam se ream facere non possit, ad eos victoriae praemia detulit. Toups hingegen: Quamobrem omnis aetas, omnesque mortales, quos vel ipsa invidia delirare haud dixerit, palmam illis detulerunt. Diese Erklärung verwirft *W.* als falsch, und stellt folgende auf: Omnis aetas, omnis posteritas, cum non posset invidia tangi eaque ad insaniam prolabi, sine dubitatione palmam illis detulit. Durch Sophisterei sucht er dieselbe weitläufig zu rechtfertigen, und den klaren Wortinn zu verdunkeln, welcher besagt: Alle Zeitalter und alle Menschen, welche der Neid noch nicht des Unsinns hat überführen können, haben ihnen den Sieg zuerkannt. S. XXXIX, 2 καὶ φθόγοι κιθάρας οὐδὲν ἀπλῶς σημαίνοντες ταῖς τῶν ἡγῶν μεταβολαῖς καὶ τῇ πρὸς ἀλλήλους κρούσει καὶ μίξει, τῆς συμφωνίας διαμαστόν ἐπάγουσι πολλάνις, εἰς ἐπίστασιν, ἑλέγγητρον. Hier hat *W.* εἰς ἐπίστασιν für ὡς ἐκ. nach einer Vermuthung von Portus geschrieben und erklärt ut homines illos attente audiant, et iis unice intenti alia omnia omittant. Die andere Vermuthung ὡς ἐπίστασαι verwirft er. Dies konnte man hingegen lassen, obgleich die ἐπίστασις hier neben ἑλέγγητρον eben nicht passend zu seyn scheint; aber dass er Toups Änderung des nichts bedeutenden κρούσει in κράσει nicht aufgenommen hat, zeigt, dass er den Sinn der Stelle gar nicht verstanden habe; eben so wenig als Morus, der übersetzte: *funi — ipsiusque adeo citharae, etsi meliodia agnoscere non potest, musica fidium pulsatione ac concentu multiformi saepe, ut nosse, mire oblectant.* Er verband, wieman sieht, καὶ μίξει τῆς συμφωνίας, und verstand συμφ. vom Gefange, ganz gegen Longins Absicht, der von nichts bedeutenden Tönen der Cither allein spricht. S. XLIV, 9 Οὐ γὰρ ἐπὶ κρίσει μὲν τις δεκαθεῖς οὐκ ἂν ἐπὶ τῶν δικαίων καὶ καλῶν ἐλεύθερος καὶ ὑγιὲς ἂν κριτὴς γένοιτο. Dafs es hier οὐκ ἂν ἐπὶ τῶν δ. heissen sollte, konnte den Herausgeber schon die von *Ruhnkenius* angeführte Stelle aus Demosthenes belehren, wenn auch der Zusammenhang ihn nicht darauf führte.

Alle diese Beyspiele werden hoffentlich den L.
S. A. L. Z. 1810. Erster Band.

fer überzeugen, dass diese neue Ausgabe die letzte *toupsische* zwar an Reichthum des kritischen Apparats übertreffe, aber in Ansehung der Gelehrsamkeit und des kritischen Scharffsinns des Herausgebers ihr nicht gleichkomme, und nichts weniger als zu den neuen vorzüglichen Bereicherungen des philologischen Faches gezählt werden könne. Wie gern möchten wir unserem Landsmanne, wo nicht den ersten, doch einen dem Ausländer gleichen Rang zu-eignen, wenn ein solches Urtheil mit der Wahrheit bestehen könnte! *Weiske* verband mit einer nicht gemeinen Sprachkenntniß eine gewisse trockene mehr dialektische als ästhetische Art zu erklären, welche seine Anmerkungen oft mehr weitläufig als lehrreich macht. Die Divinationsgabe fehlte ihm ganz; und diese war bey Longins verderbtem Texte durchaus nöthig. Möge ein mit dieser Gabe ausgestatteter Herausgeber ihm bald zu Theil werden! Cl. Sm.

LEIPZIG, b. Weidmanns: *M. T. Ciceronis Philosophica omnia.* Ex scriptis recens collatis editisque libris castigatus et explicatus edidit Io. Aug. Goerenz. Vol. I, de legibus libros III continens. (Auch unter dem besonderen Titel: *M. T. Cic. de legibus libri III. Ex scriptis etc.*) 1809. XXXVI und 319 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Hr. Goerenz, dessen Studium des Cicero schon früher eine kleinere Ausgabe der Bücher *de legibus* bezeugte, tritt mit der Bearbeitung der philosophischen Werke als ein neuer Herausgeber des Cicero überhaupt auf, und will nach der Beschaffenheit der gelieferten Arbeit als solcher beurtheilt werden. Die Bücher *de legibus* wählte er wahrscheinlich deshalb; weil die Bearbeitung derselben das Resultat eines sich über die gesammten Werke Ciceros verbreitenden Studiums ausmachen muss; von dieser aus lässt sich auch sogleich bestimmen, was Hr. G. für den übrigen Theil der Schriften leisten wird. Es sind nämlich jene Bücher sowohl die corruptesten, als auch in Hinsicht der Erklärung und Beweisführung die schwersten aller ciceronianischen Werke; und wenn hier mehr als das Gewöhnliche geleistet werden sollte: so musste es durch die anderwärts gewonnenen Resultate geschehen, und der Mangel an äußerer Sicherheit durch innere Gewissheit der Entscheidung ersetzt werden. So muss es sich nothwendig ergeben, dass hieby Sprachkritik im vollen Sinne zum Hauptzwecke wird. Tiefe und allseitige Sprachkenntniß, begründete Würdigung des nach Zeit und Stoff bedingtem Gebrauchs, Vertrautheit mit Ciceros gesammter, und

Bbb b

das Heterogene mischender Individualität, Besonnenheit für das kritische Verfahren, sorgfältige Behandlung der oft bis zur bloßen Ahnung corrupten Handschriften und Vorsicht bey nothwendiger Conjectural-Entscheidung: diese werden in erhöhtem Grade die Forderungen ausmachen, an denen ein Bearbeiter hier die philologische Feuerprobe bestehen kann, freylich aber mit Geist und vielfacher Regsamkeit. Und wir behaupten und stehen für den Beweis, daß Hr. G. die Möglichkeit der Erfüllung in dieser ersten Probe seiner Arbeit bewährt hat, er selbst aber sich im Besitze reicher Vortheile, die zu wahrem Verdienste um Cicero führen, und ausgezeichneter Fertigkeit, die zum Muster dienen kann, befindet. Der Charakter seiner Behandlung ist männlicher Ernst; nicht die jugendliche Rücksichtslosigkeit, die nach der Tagesordnung in den Alten sengt und brennt, auch nicht die so gewöhnliche Neuheitsfucht, die, wenn schon mit neuem Winde, doch über kahle Stoppeln hinbraust. Dabey zeigt sich der ächte Forschungsgeist darin, daß bey der Kenntniß der Schwierigkeiten (wie er sie in der Vorrede selbst andeutet) er sich frey zu erhalten strebt von Vorurtheilen und Autoritätsglauben, und selbst den Irrthum nur zur Sache der Ansicht, nicht sogleich zur Sache der That macht. Das Interesse der von Hn. G. zur Sprache gebrachten Gegenstände, so wie seine an mehreren Orten mit Bescheidenheit bezeugende Aufforderung zu freyer, unbefangener Würdigung seines Werks läßt uns diese so einrichten, daß wir an den einzelnen Theilen unser allgemeines Urtheil prüfen, zugleich aber hie und da einige unserer Wünsche beysügen, während wir nur eine geringere Anzahl von Beweisen für das Beyfallswerthe und Richtige nöthig haben, da es eben einen Vorzug dieses Buches ausmacht, daß es Charakter hat, und sich gleichbleibend fast überall entspricht. *Non solum, quae ad indagandum, et constituendam veram lectionem faciunt, quantum in nobis fuit, diligenter acquisivimus: verum etiam in explicandis iis, quae et dictionis et rerum difficultate obscurantur, sedulo operam navavimus.* Diefes sey auch unser Norm für Folgendes.

Im Allgemeinen drang sich einem Herausgeber des Cicero die Forderung der gründlichsten Sprachkenntniß und der Vertrautheit mit dem Schriftsteller auf. Eine nicht nach Jahren zu berechnende, und mit Rücksicht unternommene Lectüre der Werke konnte zu der letzten, allgemeine und freye Forschung zur ersten führen. Hr. G. zeigt sich aber hier von einer solchen achtbaren Seite. Seine Beyträge zu Cicero sind zugleich, und größtentheils allgemeingültige Resultate über Sprachform und Sprachgebrauch; es sind oft in wenigen Worten Entscheidungen gefaßt, die von nun an nicht bloß für Cicero, sondern für die Römersprache überhaupt, gelten werden, und diese gewonnen auf eigenem, selbstständigem Wege, und mit dem schon Bekannten nur dann vereint, wenn die Wahrheit in der Einheit von beiden lag. Wir können mehrere Untersuchungen nennen, die ganz neu, mehrere, die nun erst begründet sind; daher eigentlich von den Früchten, die auf dem so

angebauten Boden auch von Anderen künftig gewonnen werden möchten, viel zu erwarten steht. Daher denn auch die große Anzahl der Stellen, welche zugleich aus anderen Schriften Ciceros behandelt und verbessert werden (der Index nennt sie nicht vollständig, da z. B. III Cat. p. 107. ad Attic. p. 108, I in Verr. p. 161 u. a. nachzutragen sind). Härte Hn. G. der Raum verstatet, noch öfter das gleichstimmige, oder abweichende Verhältniß des ciceronischen Gebrauchs zu anderem anzudeuten. so würde die Sorgfalt, mit der auch das Geringfügige nicht verschmäht wurde, und der Scharfsinn, welcher weder die Induction mißbrauchte, noch den Blick aufs Allgemeine aufgab, einen der reichsten Schätze haben darbieten können. Wir würden einen weitläufigen Auszug gehen, wenn wir nicht eben auf das ganze Buch verweisen könnten. Schätzbare Vorarbeiten findet man hier zu der vernachlässigten Lehre von den lateinischen Partikeln, zu der noch weniger beachteten Untersuchung über die Wortstellung. In Hinsicht auf Cicero aber entscheidet die strengste Erfahrung, und das nicht auf bloßem Anklang des Gefühls, sondern auf objectiver Überzeugung beruhende Urtheil. Man vergleiche nur die vielfachen Bemerkungen über die Partikeln *atque, et, que, non, ut, über esse, dicere*, über die Pronomina, über Conjunctiv u. s. w. an den Stellen, wo es schon der Index nachweist. Was gewöhnlich für kleinlich geachtet wird, bietet sich hier in seiner kräftigeren Bedeutsamkeit dar; und war dabey allerdings ein hoher Grad von geduldiger Sorgfalt vorauszusetzen: so wird diese hier dem Fragenden gewiß sehr oft die gnügende Auskunft geben. So mußte es sich aber auch ergeben, daß Hr. G. dem gewöhnlichen Schlendrian vermeinter Kritiker und öfter der Unbedachtsamkeit entgegen mußte, was jedoch nie mit Verachtung und Hohn geschieht. Wir denken hier nur einiger der von Hn. G. zerstreuten Vorurtheile und beseitigten Irrthümer. An mehreren Stellen kannten die Vorgänger den Gebrauch von *id*, nach welchem die Pronomina mit eigenthümlicher Bedeutung gesetzt werden, und bey dem Nachdruck auch allem Anderen vorausgehen, nicht, und stießen daher I, 4, 12. *Id si quidem nullum esset — periculum*; II, 6, 14, *id mihi credo esse faciendum* und an anderen Stellen an. Hr. G. rechtfertigt diesen Gebrauch entscheidend. Viel zu wenig wurde der Unterschied zwischen *quid enim est* und *quid est enim* beachtet, aus unzureichendem Grunde *atque in atqui* verwandelt; über dies und vieles andere stellt Hr. G. Regeln zu I, 12, 34. I, 15, 43 auf, die als einzig richtige allgemein beachtet werden müssen, und daher hier nur der Nachweisung bedürfen. Wenn II, 10, 24 statt *nam incestum vel aspersione aquae — tollitur* aus den meisten Handschriften *nam illud vel etc.* aufgenommen worden ist: so zeigt Hr. G. in der Rechtfertigung seinen feinen Scharfsinn, ob wir ihm gleich im Resultate nicht beystimmen. Das *illud* nämlich deutet an sich nicht treffend auf das *nec tollit castimonium corp.* hin, die Supplirung des Positiven aus dem negativen Satze ist unwahrscheinlich, und durch das

Beyspiel nicht erwiesen; für *incestum* aber würde nicht nothwendig *illud* vorausgehen müssen, da es vom Adjectiv angenommen werden kann. Mit Recht wendet sich jedoch Hr. G. gegen die zur Stelle passende Bedeutung des *incestum*, und auch wir halten es nicht für ächt, obgleich nicht durch *illud* erfetzbar. Hat Conjectur Statt: so kann wohl in *nam illud vel* liegen *nam illuvies vel* —, da *illuvies* der Reinheit in erster Bedeutung entgegen gesetzt wird. — Zu II, 14, 34 haben wir gewünscht, daß *ut* bey *Superlativ* durch ein anderes Beyspiel wäre bestätigt worden, da das angeführte *pro Cluent.* 26, 72 durch das beygesetzte *potest* eine andere Wendung erhält. — Zu I, 4, 11 heisst es: *Noscere aliquid ex asse respondet per omnes, quos habet, significationes nostro: von etwas Notiz nehmen.* Sollte diese Regel zureichen? Rec. wenigstens steht nicht für den Beweis. Ebendaf. §. 14 nimmt Hr. G. auf: *Id autem incognitum est minus, quam in usu necessarium*, mit dem Sinne: *jus civile diligentius et subtilius excultum est, quam usus ipse desideret.* Hier stoßen wir aber bey *necessarium* an, das jenen Sinn nicht wiedergiebt. So geschrieben, heisst die Stelle: Das Civilrecht ist nicht so nothwendig in der Anwendung, als dessen Kenntniß austrägt; was Cicero nicht wollte, da er nicht die Nothwendigkeit für die Anwendung leugnet, sondern nur die Nothwendigkeit der genauesten Kenntniß. Für diesen Sinn mußte aber *neceffe* stehen. Denn drückt *necessarium* die Nothwendigkeit aus, welche die Sache an sich ohne Beziehung auf ein Drittes behauptet: so liegt in *neceffe*, *necessum* das Nothwendige von ausenher in anderweitiger Beziehung (Acad. II, 30, 97 *necessarium esse neceffe erit; de legg.* II, 12, 31). Daher halten wir die durch die meisten Handschriften bestätigte Lesart: *minusque in usu necessarium* für einzig richtig, und beziehen diess auf das *jus universum*. — II, 19, 48 theilt der Herausgeber die Worte also ab: *Quarto, qui — si nemo sit, qui ullam rem ceperit, — de cred. etc.* Gegen diese nach deutschem Sprachgebrauch nicht ungewöhnliche Zerschneidung des Satzes trägt Rec. hier, wie bey kritischen Versuchen Anderer, Bedenken, und es scheint eine solche abrupte Rede durchaus den Alten nicht eigen zu seyn. Die Lesart ist allerdings in den MSS. corrupt. — *Evanesce* steht II, 10, 24 sicher richtig bey Cicero; doch würde nicht gültig seyn, daß *evanesce* nur *posterioris aetatis* sey, denn es kommt nicht bey Ovidius, Tacitus, sondern schon bey dem gleichzeitigen Catullus 64. 199 vor. — Wir sagten, Hr. G. habe sich zu der vertrautesten Kenntniß sein. s Schriftstellers erhoben; diess bewahrt sich musterhaft auf jeder Seite. Fast ohne Ausnahme folgt jedem Urtheil der Beweis der Thatsache; und wenn er sich nach seinem Zwecke nur auf Ciceros Schriften beschränkt: so ist dabey die Sorgsamkeit und Sicherheit so einzig, daß er mit Ernstis Vorbild billig in Vergleich kommen kann. Weniges kann uns zur Anführung gnügen. Richtig nach Cicero's Sprachgebrauch und dem subtileren Unterschied vertheidigt er I, 1, 2. *latine loquentur litterae* statt *latine*, wozu als Paralleltitel noch ad Att. I, 13 dienen kann; unwi-

derleglich ertheilt er durch die angeführten, treffend gewählten Belege vielen der aufgenommenen Lesarten ihre Stütze; mit Gewissheit konnte er auch nach vielseitiger Umsicht über eigenthümliche Regeln des Cicero entscheiden, wie über den Gebrauch des *in-esse*, wogegen Cicero, er mußte denn aus dem Griechischen übertragen, niemals *esse in* sagt; über *et*, das nie bey Cicero in der Bedeutung von *etiam* vorkommt (auf den vollständigen Beweis dieser Behauptung macht uns der Herausg. begierig); über die Position von *est* in Sätzen wie *non est ita* zu I, 6, 18 u. a. m. Man wußte, daß Cicero in Hinsicht auf die Haltung und Folge der Temporum Manches gegen die allgemeine Regel anwendet; allein wie sehr schwankten hierüber alle Herausgeber, und waren mit dem breiten Namen der Nachlässigkeit sogleich in Bereitschaft! Hr. G. setzt diesem Verfahren, da bey dem durchaus kunstmäßigen Schriftsteller nothwendig auch hier bestimmte Regeln vorausgingen, Grenzen, und weiß dazu seine Hülfsmittel weislich zu benutzen. Man s. zu II, 3, 6 *efficeret*; zu I, 14, 41. 17, 45. über den Gebrauch der *futura*, die gegen Ciceros Art oft von Abschreibern geändert sind. Namentlich hat der Herausgeber zwey Hauptrückichten nicht nur nicht vernachlässigt, sondern zu mannichfacher Aufklärung benutzt; wir meinen, daß Ciceros Darstellung sehr oft treues, ja sklavisches Abbild griechischer Eigenthümlichkeit ausmacht (sehr viele Stellen in Cic. philos. Werken sind wörtliche Übersetzungen aus dem Phädrus, aus Chrysippus; vgl. Valkenaer *Diatr. ad Eur.* p. 28), und daß die Schwierigkeit, den Dialog nachzuformen, ihn zu manchen Härten, wie zu mancher Künsteley verleitetete. Auf beides hatte ein Bearbeiter so genau, wie es Hr. G. thut (man vgl. zu II, 16 und die Einleitung; zu I, 4, 12 und vielen a. St.), Rücksicht zu nehmen, was jedoch um desto schwieriger ist, je mehr die Aneignung bis zum Unwillkürlichen bey Cic. vorherrschte, und je weiter stets die Grenzen sind, innerhalb welcher solche Geister den Vorbildern als Regel folgen. Die Möglichkeit giebt hiebey nicht immer den sicheren Schluss. So, um eines Beyspiels zu erwähnen, sagt Cic. in der Übertragung der platonischen Stelle II, 18, 45: *Terra igitur, ut focus domiciliorum, sacra deorum omnium est.* Nach Platons Worten γῆ μὲν οὖν ἑστία τῶ οἰκῆσθαι, ἡ δὲ γὰρ πάντων θεῶν verbessert Hr. G. *domicilii, omnis sacra deor. omnium est.* So scharfsinnig diese Vermuthung ist: so halten wir sie doch nicht für nothwendig; denn ohne Tadel kann hier der Pluralis *domiciliorum* sich in Beziehung auf *deorum*, *focus* hingegen in Beziehung auf *terra* behaupten. Diese Art von Syllepsis aber, welche durch die Beziehung vermittelt wird, kommt bey Cicero nicht gar selten vor.

Doch nicht bloß mit Sprachkenntniß und mit Würdigung des Individuellen, wodurch vorzüglich für das Verständniß Vieles gewonnen wird, sondern auch mit noch anderen Hülfsmitteln und der Fähigkeit, diese zu behandeln, hat Hr. G. sein Werk unternommen. Nicht mit dem, was er vorfand, sich

begnügend, sorgte er bey diesen corrupten Büchern für Vergleichung unbenutzter Handschriften, die, wie der Erfolg zeigt, allerdings reiche Erndte darboten, wenn sie auch in einzelnen Stellen nicht genügende Auflösung gewährten. Mit ächt kritischem Geiste hat er den Werth derselben überhaupt bestimmt, über ihr Alter Untersuchung angestellt, und die schon bekannten mit den 8 neu hinzugekommenen in zwey Familien getheilt; ohne jedoch dabey nach gewöhnlicher Weise die Benutzung derselben nur dem Zufalle oder dem Vorurtheile eines vermeinten Vorzugs zu überlassen. Genau zählt er die Abweichungen auf, so daß man nur an wenigen Stellen genauere Angabe wünschen kann (so wird II, 15, 39 *ego autem* ganz mit Stillschweigen übergangen, da doch *autem* erst Davisius aufnahm; so hätten wir II, 12, 30 über das auch uns anstößige *neque multorum etc.* die Zusammenstimmung der Codd. oder Rechtfertigung zu wissen gewünscht; so auch II, 14, 35 über *vestri* statt *nostri*). Dabey bewährt sich aufs Neue, wie relativ der Begriff von nichtswürdigen Schreibfehlern ist, da diese gerade oft auf das einzig Richtige hinleiten. Die Behandlung dieser Hülfsmittel zeigt sich in besonnener, gründlicher Kritik, welche handschriftliche Autorität zu achten und ohne blinden Glauben zu würdigen weis. Wir müßten sehr weitläufig seyn, um vollständig zu zeigen, daß der Text einen wackeren Arzt gefunden hat, und theils von aufgedrungenen und nach dem Scheine der Eleganz gebilligten Änderungen gesäubert, theils mit nicht vorher geahndeten richtigen Lesarten bereichert worden ist. Hier griff freylich Sprachkenntniß wieder entscheidend ein. Bisher lassen wir z. B. II, 5, 12 *anne ob id ipsum habenda nullo loco?* wo man sogar *estne* emendirte. Gründlich und nach der Zustimmung der Handschriften verwirft Hr. G. dies, und schließt *id* vom Texte aus, da kein Grund es nöthig macht. II, 10, 25, wo nur Conjecturen einigen Sinn gewähren, stellt Hr. G. nun aus Handschriften *suosque deos — et ignotas caerimonias sacerdotibus nam a patr.* her, und so auch II, 11, 28 *araque, quae vetustissima est etc.*; und wer möchte es nicht in vielfacher Hinsicht eine wahre Verbesserung nennen, durch welche wir nun II, 15, 38 lesen: *jam ludi publici, quoniam sunt cavea circoque divisi, sint corporum certationis, cursu et pugilatione, luctatione, circulisque equorum usque ad certam victoriam, circo: cavea cantus, voce ac fidibus et tibiis.* Doch wenn wir einmal den Charakter dieser Bearbeitung als consequent bezeichneten: so bedarf es weniger der einzelnen Belege. Wir wollen vielmehr noch Einiges

mittheilen, was uns zu Weiterer Prüfung veranlaßt und Zweifel aufgeregt hat. War es überhaupt schwieriger, als bey irgend einem Buche, hier die zureichende und bessere Lesart unter verschiedenen der Handschriften zu wählen: so kann es auch bloß in der verschiedenen Ansicht liegen, durch welche wir hin und wieder anders gewählt, oder, statt bloß zu erwähnen, im Texte geändert haben würden. II, 14, 36 (wo seine Bemerkungen über *quum* mit dem Conjunctiv bey darauf folgendem *tum i. e. tum tamen* eingestreut sind) würden wir *cum — videantur* der Aufnahme aus Handschriften werth geachtet haben. II, 8, 19 würde wohl entweder *neve advenas* oder *seive adv.* gewählt werden müssen, welche letzte alte Form wirklich vorhanden war, wobey wir jedoch nicht die *lingua non exulta* zu Hülfe rufen würden. §. 20 erklärt Hr. G. in *eorum autem duo genera sunt* das *duo* für unächt. Wir stoßen dabey nicht nur nicht an, sondern würden das aus der Lesart des *Cod. Gud. 2* *triumm* gewonnene *sunt tria; unum etc.* für Glossen eines Abschreibers erklären, auf die schon die Wortstellung schließen läßt. Der Glossator zählte drey Classen, und setzte daher *tria* hinzu; Cicero aber wollte nur zwey Classen der öffentlichen Priester nennen, denn dies beweist das folgende *autem* und die Wiederholung *publici augures*, die so den *publicis sacerdotibus* besonders zur Seite gesetzt werden. Die Worte aber aus §. 30 beziehen sich aufs Ganze, und widersprechen daher keineswegs. — §. 21. *Foederum, pacis, belli, induciarum oratores, fetiales, judices duo sunt.* Hier beweist Hr. G., daß *duo* Correction sey, und stellt das richtige *judicesve* wieder her. Noch glauben wir aber hiebey eine Schwierigkeit nicht erwogen zu sehen, daß nämlich *judices* nachsteht; *Wagner* ahndete daher gewiß etwas Wahres. Nicht hinreichend scheint, *judices* als Erklärung gelten zu lassen. Wir vermuthen, daß der allgemeine Name *fetiales* durch fremde Hand beygeschrieben sey, da die besonderen Classen durch *oratores* und *judices* bezeichnet wurden; jene Classe waren *fetiales legati* oder *oratores*. Über *judices* s. *Varro apud Non* 12, 43; über *oratores* i. e. *legati* *Non*. 4, 43. *Festus* s. v. *orare*. II, 12, 31 *sed quia, sic existimari nos, est necesse*; so liest Hr. G. nach mehreren Handschriften, und schützt es durch die Position des *est necesse*. Dieser Grund scheint uns nicht hinreichend, so wie gering die vermeinte *magniloquentia*; dagegen spricht für *existimare* der Sprachgebrauch, nach welchem Cicero *sic* vorzuschickte. —

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Straubing, b. Heigl u. Comp.: *Virgils Aeneis*; deutsch u. lat. in 3 Bänden herausgegeben von Joseph Spitzenberger, ehemaligem Lehrer der Dicht- und Rede-Kunst. 1ster Bd. 2te ganz verbess. Ausgabe. 1809. 218 S. 8. (12 Gr.)

Lübeck u. Leipzig, b. Niemann u. Comp.: *Deutsche Sprachlehre zum Gebrauche für deutsche Schulen* verfaßt von G.

Reinbeck, Profess. 2te verbess. u. verm. Aufl. 1809. XVIII u. 172 S. 8. (18 Gr.)

St. Gallen, b. Huber u. Comp.: *Georg Leonhard Hartmanns Versuch einer Beschreibung des Bodensee's*. 2te sehr vermehrte u. verbess. Aufl. 1808. 172 S. Text u. 21 S. Register. 8. (15 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 27 M Ä R Z, 1810.

ALTE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Weidmanns: *M. T. Ciceronis philosophica omnia.* — Edidit Jo. Aug. Goerenz etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Lib. II, 16, 41 ruft der Herausg. die Lesart *quoniam mihi sermo apud deos, nihil reticebo* zurück. Warum aber *deos* verwerflich scheint, liegt nicht in der Wiederholung des Wortes allein, sondern in anderen Gründen. Durch: *Cum sermo hic meus ad deos ultores violatae, tutores servatae religionis pertineat, dii autem ignorare non possunt, quia mente quisque sit, nihil eorum, quae mente condo, reticebo*, wird uns der Sinn nicht gewisser gemacht, da die Erklärung *dii ignorare etc.* nicht in *deum apud deos* liegt, und selbst hier ohne treffende Bedeutung supplirt wird. „*Pietatem ostentaturus, vereri se facit, ne diis inde displiceat, cum pie quidem agere homines deceat, minime vero de pietate sua gloriari.*“ Dann aber hätte Cicero nicht gesagt *videatur*, in Bezug auf seine Freunde. Es wird durch die Lesart *deos* überdißs ein Gegensatz in die Rede gebracht, *hominis fortuna — dii*, welcher ganz unauflöslich, obgleich nicht zu übersehen ist. Der Schluss verliert dadurch ferner seine Kraft, indem er den Hebel des ganzen Satzes ausmacht, und auch (nach dem Sinne: Und ich will sprechen, damit es euch offenbar werde, daß ich demüthigen Sinn hege) findet die Beziehung nur auf Menschen, auf die Freunde Statt. Endlich aber wäre wohl noch zu erweisen gewesen, ob Cicero *sermo* bey *apud deos* gebraucht haben würde, nicht sowohl nach dem Begriffe, als nach dem Gebrauche des Wortes und der Verbindung mit dem Vorhergehenden. *Eos* haben mehrere, das richtige vor doch eine Handschrift, und das dem frommen Abschreiber geläufige *deos* konnte leicht, weil hier ein Gegensatz gesucht wurde, in den Text wandern. Vor würden wir schon um der Wendung des Dialogs willen, den er zu dem Folgenden erhalten mußte, billigen. II, 22, 35 wird *quia residentur mortui* vertheidigt; Dennoch wurde Rec. dadurch nicht ganz befriedigt, da, außer der noch verbliebenen Härte, die Erklärung *quinti dantur* sicher den zum Grunde liegenden technischen Ausdruck übersieht, wie er in der plautinischen Stelle und bey Caelius *ille septum defidet* noch aufbehalten ist. Nur das Feyern und Müßiggehen scheint hier in Rücksicht zu kommen; daher wir mit Annahme von Salmasius Rechtfertigung, theils um des Sinnes willen, theils wegen der Construction des Folgenden, theils weil *ceterorum coele-*
S. A. L. Z. 1810. Erster Band.

stium weder einen solchen Gegensatz verlangt, noch zulässt, nicht mehr zweifeln würden, wenn *mortui* als Glosse erwiesen worden wäre. II, 1, 3. *Sed nimirum me alia quoque causa delectat, quae te non attingit ita.* Att. *Quae tandem ista causa est?* In dieser Rede, wie wir sie jetzt lesen, würden wir *nimirum* i. q. *valde* anderer Handschriften vorziehen müssen, weil *ita* es so verlangt, und *nimirum* i. e. *non mirum* in's Mathe auslaufen würde. Allein *ita* war den früheren Kritikern mit Recht anstößig, und wenn auch, wie Hr. G. zeigt, *non ita* für *parum* steht: so liegt dieser Begriff schon in *attingere*; am Schlusse aber hat auch *ita* nicht Statt, so wie Cicero *non ita* nirgends trennt. Die Vermeidung des Hiatus kann übrigens hier nicht als Grund gelten, da er IV Verr. 49, 109 *sed non ita antiqua*, ebenfalls vorkommt. *Attingere* hat hier eine komische Nebenbedeutung, welche dann *nimirum*, nach anderen Beyspielen, treffend unterstützt; daß dann Marcus eine weitläufige Exposition folgen läßt, scheint unsere Vermuthung zu bestärken, mit der wir lesen: *Sed nimirum me — quae te non attingit.* Att. *Itane? Quae etc.* In Cicero's Worten mußte für Atticus etwas Befremdendes liegen, und er fragt daher: *Itane? Quae tandem illa causa est?* Daß *itane* aber eine befremdende Frage einleitet, zeigen mehrere Stellen bey Cic. So steht es auch mit *tandem* verbunden p. Cluent. 65. — I, II, 31. *Quae (voluptas), etsi est illecebra turpitudinis, tamen habet quiddam simile naturali bono; lenitatis est enim suavitatis delectans:* so stellt Hr. G. eine der corruptesten Stellen wieder her. Varianten und unstatthafte Emendationen Anderer bieten sich in Masse, obgleich ohne zu befriedigen, dar. Die Corruption der Handschriften könnte auf eine Lücke schließen lassen, so daß stehen müsse *lenitatis enim et suavitatis * * ut suavitatis delectans.* Allein Hr. G. zeigt mit einer seltenen Umsicht, wie die Verderbung Statt haben konnte und sonder Zweifel Statt hatte; daher er auch der ursprünglichen Richtigkeit durch seine Lesart am nächsten kam. Rec. kann jedoch darum noch nicht vollendete Wiederherstellung anerkennen, weil *lenitatis suavitatis* in jener Structur nur hart, wenn nicht schwer verbunden wird, und *delectans* dann *est* nachschleppt. Leichter und concinner würde Rec. vorschlagen: *tamen — habet — bono (lenitatis enim suavitatis delectans);* nämlich bezogen auf *quiddam simile.* Auch in den Handschriften fehlt entweder *est*, oder es steht *enim est*, was es verdächtig macht. Für die Bedeutung kann Beweisgeben *ad Attic. V, 11 lenitate dulces sumus.*

Cccc

War die Zahl der nach handschriftlicher Autorität zu verbessernden Stellen groß, und haben wir durch dieselben unläugbar Vieles gewonnen: so mußte sich eine nicht geringe Anzahl noch im dunkeln Grunde darstellen, und vom Scharf Sinne der Vermuthung Licht erwarten. Die Vertrautheit mit Ciceros Denk- und Schreib-Weise vermittelte Hn. G. eine äußerst glücklich treffende Fertigkeit, aus den verstümmelten Zügen der Handschriften die Elemente der wahren Lesart herauszufinden, oder nach Zusammenhang und Sprachgesetz durch innere Gründe das Richtige und Bessere aufzufinden. Wir bemerkten unter Anderem, daß Hr. G. weit von den gemeinen Kritikern entfernt steht, welche die abweichendsten Veränderungen aus den Zügen der Abschreiber zu deduciren versuchen, und ohne alle paläographische Kenntniß über Schreibweise absprechen; Hr. G. kennt die Handschriften aus Autopsie und weiß sie überhaupt genau zu behandeln. Wo sie ihn aber ganz verließen, und bey der entschiedensten Nothwendigkeit der Aenderung, gestattet er auch der Conjectur das gebührende Recht, jedoch mit einer musterhaften Vorsicht, die nie ohne Grund, selten nur im Texte selbst ändert. Sollte der dabey angewendete Scharfsinn durch Proben belegt werden: so würden wir Vieles auszuzeichnen haben; wir gedenken nur einiger Verbesserungen, bey denen er selbst nicht anstand, den Text nach der sichersten Vermuthung zu verändern, nicht geleitet durch Ernesti's Grundsatz, Cicero müsse immer und stets elegant geschrieben haben (was schon um des relativen Begriffs willen ein unstetes Verfahren bewirkt), sondern die Stelle nach ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit charakteristisch behandelnd. Dahin rechnen wir unter Vielen II, 17, 42 *non solum vita, cruciati dedecore etc.* II, 2, 5 *et simul Opatores iidem et Attici.* III, 19, 44 *nondum natis seditiosis tribunis plebis;* Verbesserungen, welche der Sprachgebrauch nöthig machte, wie z. B. III, 19, 43 *meminisse, se maximis reip. temp. praesto esse debere* u. a. m. Man vergleiche die von Hn. G. namentlich an 16 Stellen theils ausgemittelten, theils bestätigten Glossen, so wie die größere Zahl der vertheidigten Worte, welche bisher den Abschreibern zur Schuld gelegt wurden. Des Herausgebers hohe Achtung gegen den Beruf des ächten Kritikrs, der nie zum Spiel der Willkühr oder des Einfalls wird, kündigt sich in der Besonnenheit an, mit der er lieber zweifelt, als sogleich zur Aenderung schreitet, und in den Noten vorträgt, was nur den Schein eines widerrechtlichen Eingriffs in den Text davon tragen könnte. So aber ist es sogar geschehen, daß durch diese löbliche Bescheidenheit, der Text an manchen Stellen noch entbehrt, was ihm Scharfsinn darbot, aber nicht wirklich verlieh, da mehrere der Verbesserungen der Aufnahme sogleich werth gewesen wären. Dahin rechnen wir die vortreffliche Emendation II, 1, 1 *nam opinor Liri alteri flumini nomen esse* statt *illi*, welche außer den angeführten Gründen noch dadurch bestätigt wird, daß eben der Name des Flusses selbst nicht bestimmt war. II, 7, 16 *quae sunt rationis expertia*, und II, 15, 39 *illapsa citium in animos*

hätten zuversichtlich in den Text aufgenommen werden können. Eben so vorzüglich scheint uns II, 2, 5 *id enim ego te accipio dicere Arpinum;* eben so gewiß die Entdeckung des Glossens II, 2, 5 *qua reip. — est;* mehr als wahrscheinlich III, 9, 22 *quis, inquam, tam audax etc.* Doch das Gute, das in einer späteren Anerkennung noch zum Verdienste wird, werden die Leser leicht selbst finden. Wir wollen nur einige Stellen noch ausheben, wo wir nicht mit des Herausg. Conjecturalkritik einstimmen können. II, 6, 15 lesen wir jetzt: *At Theophrastus, auctor haud deterius, mea quidem sententia; — meliorem multi nominant: — commemorant vero ipsius cives* — Die Conjecturen, welche auch Hr. G. erwähnt, und denen noch Scheffers: *At Theophr., auct. h. d., mea q. sent. meliore eum vultu nominat*, beyzusetzen, leisten insgesamt nicht Genüge; nicht mehr aber auch die von Hn. G. gebilligte, da sie unnöthig zu seyn scheint. Die Stelle ist gewiß gesund, und muß nur also verstanden werden: *At Theophrastus, auctor haud deterius est*, was eben deshalb ausfallen konnte, weil *mea quidem sententia* folgt. *At* ist hier nothwendig um des Gegensatzes willen, und *auctor* in der Bedeutung: Zeuge, Gewährsmann kommt bey Cicero, wie bey Anderen, vor, so *de off.* III, 6, 97 *optimus auctor* vom Homer, so vom Theophrast selbst *Orat.* 57, 196. — II, 10, 24 schlägt Hr. G. vor: *atque ea quidem mea sententia est*, statt: *atque haec mea quidem.* — Uns scheint die Stelle deshalb keiner Aenderung zu bedürfen, weil gegen *haec* an sich nichts eingewendet werden kann, und abgesehen von der gewöhnlichen Formel *mea quidem sententia*, quidem hier bey dem Pronomen die feinere Wendung andeutet, die es in anderen Stellen ohne Bekräftigung ausdrückt. II, 17, 43 verbessert der Herausg.: *judicia perrupta ab iisdem: corrupta, at hominum non decorum!* Manchem wird diese Emendation nicht annehmlich scheinen; doch man halte sich dabey an das Ganze, und man wird dann nicht den Beyfall versagen können. Rec. findet in dem Ganzen bezügliche Gegensätze; denn *quid agerent modo timentes* steht in Bezug auf *conscientia*, *viciis contemnentes religionis* in Verbindung mit *cupiditate*. Diesen Gegensatz führt Cic. fort, schließt aber mit dem letzten in Bezug auf das Ganze: *at hominum etc.*, und so ist der Gegensatz bis zum Gleichgewicht ausgeglichen. Deshalb aber, und wegen der folgenden Lesart *metui*, glauben wir, Cicero habe geschrieben *metu conscientiae*. Die Zufälligkeit des *tum* in dieser Stelle zeigt die Corruption der Codd. Und so hätten wir zugleich gewünscht, *metui* der Handschriften statt *erui* wäre nicht verworfen worden, da es zur Stelle und zur Sprache paßt. *Metus conscientiae* steht hier in dem Sinne, in welchem oben I 14, 40 *angor conscientiae* und Parad. 5, 3 *exortus ex conscientia peccatorum timor*. So kann wenigstens die Lesart der Handschriften zugleich vindicirt, und doch ein keineswegs matter Sinn gewonnen werden. II, 18, 46 wird vermuthet *locus — ex quo ducatur quaeque res juris* in dem Sinne, daß *res juris* Rechtsbegriff sey; aufgenommen ist worden: *quaeque pars juris*. Bey je-

nem hegen wir Zweifel gegen den möglichen Beweis für die Bedeutung, bey diesem entgeht uns nicht minder die Rechtfertigung. Sollte nicht *pars juris*, das sich zugleich mit *res* vorfindet, Glosse von *res* seyn, und dann nicht *res* richtig als die im Begriff enthaltene, durch ihn bezeichnete Sache stehen? — Unseren Beyfall können wir auch nicht der Emendation II, 7, 18 *regiis sacratisque legibus* geben, wie nicht unseren Glauben dem *in cantu occiderat* I 4, 11 statt *ceciderat*, da uns keine Beweisstelle den Gebrauch von *cadere*, und, sollte es davon abgeleitet werden, von *caedere* lehrt, durch welchen es soviel sey als *remissiore in cantu mensura uti*. Zweifelhaft finden wir II, 15, 39 *nunc ut eadem exsultant! ut cervices — torquent*. ob wir gleich auch hier dem Scharfsinne des Herausgebers Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie alles dies Erinnerung nicht für Tadel, sondern als Beweis unserer Aufmerksamkeit gelten mag. — Dafs Hn. G's. Verfahren ein sehr genaues und geregeltes war, zeigt auch der Fleiss, den er auf die für den Sinn so wichtige Interpunction verwendet, und die Sorgfalt der Erörterung, für die nur Weniges nachzutragen seyn möchte. Sehr viele Stellen sind durch richtige Abtheilung gerettet worden, wie z. B. II, 14, 36 *Ego vero excipiam. Nam etc.* Statt ähnlicher Beyspiele fügen wir einige Zweifel bey. II, 16, 41 *Sed jam de perjuriis, de incesto nihil sane — disputandum est*. Hier scheint das nach *perjuriis* gesetzte Komma die Stelle noch dunkler zu machen; es stehe ein Kolon, doch supplire man nicht *disputandum est*, sondern *dictum est*. Es bezieht sich dies auf die Gesetzformel; dafs er aber von Beiden nicht zu sprechen brauche, hängt er blofs dem Letzten (*de incesto*) an, nach nicht ungewöhnlicher Weise. — Warum II, 11, 28 *detestataque omnia ejusmodi, repudianda sunt* interpungirt wurde, darüber konnten wir den Grund nicht auffinden. Überhaupt aber hegen wir gegen die, nicht Hn. G. allein, sondern den Meisten eigene überfüllte Interpunction vielfachen Zweifel, und erwarten von einer besonders darauf gerichteten Untersuchung entscheidende Resultate. Denn wie sollen wir glauben, dafs die Römer z. B. II, 7, 16. *His enim imbutae res, haec sane abhorrebunt ubi utili, et a vera sententia*, also interpungirt haben sollten? Weder Sinn noch Ton verlangt in dem ganzen Satze einen Einschnitt. — Zu den wenigen nicht verührten oder ungelösten Stellen, die noch künftige Entscheidung erwarten, rechnen wir unter Andern II, 11, 26 *homines existimare oportere etc.*, worin icher das aristotelische *ὑπόθεσις* (*De anima* I, 3) verborgen liegt; auf ein Glossen denkt schon der Herausg.; I, 18, 45 wo, trotz der bessern Lesart der Handschriften, *tuendam* statt *utendam* im Texte steht. Nicht erührt finden wir, dafs II, 6, 14 der Name *Plato* losse Verdeutlichung der Abschreiber seyn kann. I, 12, 29 hätten wir gern genauere Erklärung über *confitendarum religionum* gelesen, da die angenommene Bedeutung schwer erwiesen werden möchte, *confiteri* wird dem Verheimlichen und Ableugnen entgegen gesetzt (so wie *profiteri* dieses Gegensatzes

entbehrt), nicht aber dem Unterlassen einer Handlung; *confitendae religiones* bedeuten nur die Religion (um den Begriff unaufgelöst zu lassen), von der anerkannt wird oder werden muß, dafs sie vorhanden sey. Dies aber beziehen wir auf das Bekenntnis des Glaubens. I, 4, 12 *Id si quidem nullum esset in experiendo periculum*. Die erste aufgezählte Erklärung: *Si quidem id nullum e. i. e. p.* lautet uns gezwungen, und die Parallelstelle unterstützt sie wenig; dagegen ist die zweyte die richtigere: *Si quidem in exp. id nullum esset peric.*; allein der Verdacht, welcher auf *id* ruht, ist dennoch nicht abzuleugnen, und welche interpungirt hatten: *id, siquidem*, hatten wohl Grund dazu. Zuverlässig hat Cic. *siquidem id* geschrieben. II, 9, 21 wurde ganz richtig *et* vor *aruspices* getilgt, da an keine Verschiedenheit zu denken ist; nur möchte der beygefügte Satz, dafs nur Etrusker Haruspices gewesen seyen, nicht aushalten. Das *Collegium haruspicum* bestand späterhin wirklich aus Römern, worauf selbst Cic. *de harusp. resp.* II, 25 hinweist. — Bey dem, der Vieles giebt, wird man dreist, und von dem, welcher Kraft darbietet, fodert man immer noch mehr; den Schwachen allein giebt man den gewöhnlichen Freypafs der Mittelmässigkeit. Hätte der Herausg. für *tirones* geschrieben, dann würde man allerdings an manchen Stellen noch vollständigere Exposition und sachliche Erläuterung wünschen; dies lag aber ausser dem Plane, in welchem dagegen wohl eine noch genauere Revision der früheren Bearbeiter nicht an unrechter Stelle gestanden haben würde (II 9, 22 *cleperit* hätte schon Turnebus aus Codd. beygebracht und vertheidigt; III, 9, 19 hat auch Canter *ablegatus*, Gifanious *renatus* emendirt). Einigmal bedient sich der Herausgeber bloßer Andeutungen zur Entscheidung, wo er vielleicht noch auf die Schwächern hätte Rücksicht nehmen mögen. So möchte Manchem bey II, 20, 48 die Erklärung der Grammatiker *usuptio est adeptio domini per cont.* etc. *Isidor.* 932, 37 beyfallen, und dann sich nicht mit den Worten *sed ne notiones — pugnent* S. 178 herausfinden.

Außer den Argumenten jedes Buchs steht eine *Introductio* voraus, in welcher der Vf. über die Ächtheit dieser Bücher, die Zeit ihrer Erscheinung und Verfertigung, ihrer Anzahl und über das Vorbild, Chrysippus, mit großem Scharfsinne und feiner Combinationsgabe handelt. Die Abhandlung selbst läßt keinen Absatz zu. Angehängt sind zwey Excursse: I) *de gleba, post crematum corpus, ad complendam sepulturam in os mortui injecta* ad II, 22, 58, wobey auch andere Schriftsteller behandelt werden. Die Stelle aus Varro de l. l. IV, 4, emendiren wir nach Autorität also: *Et quod terra sit humus, ideo humatus mortuus et terra obrutus; ab eo quod Romanus combustus est; in sepulcrum ejus abjecta gleba non est, aut si os exceptum est mortui ad familiam expurgandam. Donec in purgando humo non est opertus (ut pontifices dicunt, quod inhumatus sit) familia funesta manet et dicitur humilior*. Der zweyte Excurs handelt: *de juni sede et ratione in singulis enuntiationibus*, bey-

gefügt, um den nach Ton und Wortstellung verbesserten Stellen ihren Grund zu verschaffen, und um eine ausführlicheré Behandlung dieses Gegenstandes anzukündigen. Ohne Vorarbeiten war das Unternehmen schwer, und da man bisher vergeblich nach einer Theorie des Tons fragte, jeder Versuch derselben neu, und denen, die nichts davon ahndeten, wohl kühn scheinend. Kein Wunder also, wenn dieser Excurs zum Gegenstand der streitenden Meinung schon geworden ist, und noch ferner werden wird. Nur läßt sich hier nicht spielender Witz als Waffe gebrauchen; die Sache verlangt Ruhe der Betrachtung, durch welche sie auch in dem ersten Anreger zur Sprache gebracht zu seyn scheint. Man wird unser ausführlicheres Urtheil erwarten; allein Rec. muß grade hier, wo viele Worte nöthig sind, zu sprechen aufhören, und wird daher zur Darlegung seiner Meinung einen anderen Ort wählen. Hier will er nur zur unbefangenen, nicht mit eigenen Vorurtheilen kämpfenden Prüfung, zur Widerlegung oder Bestätigung alle diejenigen auffodern, denen das Studium der lateinischen Sprache mehrgilt, als was uns die gewöhnlichen Grammatiker lehren. Man wird in Hn. G's. Excurs die tiefere Begründung der Lehre, die genauere Begriffsbestimmung vermissen, neben dem angedeuteten inneren Grunde noch äußere historisch entscheidende wünschen, man wird ihm geradehin nicht Alles, und nicht unbedingt einräumen können, und sogar in einem der Hauptsätze entgegen müssen: dies Alles aber erwartet dieser fragmentarische Excurs, nach Hn. G's. eigenem Willen, und fürchtet nicht Machtsprüche, die ohne Beweis gegen viele Beweise mit Mißverständnis gewisser Begriffe kämpfen möchten. Bey der Untersuchung über den Ton kommt es zugleich auf die Lehre von der Wortstellung und Ordnung der Rede an: so wie der Grund nicht bloß ein äußerer, sondern ein innerer, logischer zugleich seyn muß. Es hat aber der Ton seinen Grund in einem relativen Verhältnisse, und dieser ist daher zugleich speciell und individuell; so hat auch jede Sprache ihre bestimmte Wortstellung, jede Rede ihren bestimmten Ton, den nicht die *Aussprache* hergibt, nicht der Zweck, daß der Hörende es so verstehe, wie ich denke; schon

mein Denken trägt gleichsam die Betonung in sich. Jede Sprache muß dabey an sich betrachtet, nicht mit Vorurtheilen, z. B. aus unserer deutschen entlehnt, beurtheilt werden; bey den Römern aber war diese Lehre so einfach und natürlich, daß sie fast nicht zur bestimmt ausgesprochenen Regel ward. Es erhält auch bey ihnen jeder logisch geordnete Satz seinen Ton, sobald er ins Relative tritt, oder sobald er Rede (im engeren Sinne des Worts) wird, die in Verbindung gesetzt wird mit mehreren Sätzen, seyen diese schon gesprochene oder bloß gedachte. Ein losgetrennter, z. B. beschreibender Satz der Naturgeschichte, kann an sich nicht Ton enthalten (was keinesweges mit Accent der Aussprache gleich ist); Sätze, wie *homines sunt mortales*, bekommen nur Ton, sobald sie in Relation stehen. Nicht nach Zahl der Worte, wohl aber innerhalb einer bestimmten Grenze des Wörterumfangs, wird der Sitz des Tons in der lateinischen Sprache bestimmt; wechselseitig sich bedingend, kommt die Kraft der Wortstellung hinzu; beides aber beruht auf speciellen Gründen der besondern Sprache und ihres Charakters. Wie weit Hr. G. von diesen Andeutungen abweicht oder einstimmt, würde sich nach einem Auszug seiner Grundsätze ergeben; diesen aber und den weiteren Beweis für jetzt verbietet uns der Raum. Wären Hn. G's. Annahmen ein bloßer Traum: dann würde auch der Werth seiner Bearbeitung des Cicero sich mindern. So aber ist keine Gefahr vorhanden, und ruhige Betrachtung wird seine neuen Forschungen größtentheils wahr finden; an der Stelle aber, wo er zu irren scheint, nämlich in der Bestimmung eines nach Zählung der Worte aufgefundenen Tons, wird sich ergeben, daß auch hierin etwas Wahres enthalten sey, dies aber nur auf eine Bestimmung anderer Art zurückgeführt werden müsse.

Und so empfehlen wir dem ernstesten Studium diese begonnene Ausgabe des Cicero, die überdiß durch das schöne und geschmackvolle Äußere der Verlagshandlung Ehre macht, und wünschen dem Herausgeber eine Lage, welche seine freyeren Studien begünstigen, und uns bald die Fortsetzung seines Werks zuführen möge. Xp.

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Berlin, b. Braunes: *Das Mädchen Wunderhold, eine abendländische Romaneske im neueren Styl*. 1810. 206 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Der neuere Styl ist, nach diesem Buche zu schließen, zuweilen recht lebhaft und gutgeartet, zuweilen etwas geschraubt und ungeberdig, mag man auch unter Styl die Geschichte selbst, oder den Vortrag derselben verstehen. Die vorkommenden Sprachfehler, als: sich auf dem Wege machen u. s. w., legen wir dem Vf., dem es, beyläufig gesagt, weniger an Talent und Geschick, als an Zeit oder Fleiß zu mangeln scheint, keinesweges zur Last, die etiquettaliche Ehrfurcht S. 26 aber und Pleonasmen, wie S. 114 im schönsten Einklang harmoniren, wird freylich der Setzer nicht leicht auf seine Schultern nehmen wollen.

Übrigens beginnt das Buch recht herzlich mit einer Floskel aus Schillers Räubern, und Kabale und Liebe — wenn

auch keine schillersche — zieht sich in breiten Strömen durch den ganzen Roman, dem ein tragisches Ende gar nicht übel läßt. — Die Zeichnung des Titelkupfers möchten wir nicht durchgängig verantworten; doch ist letzteres im Ganzen mit einer recht gut ins Auge fallenden Nützlichkeit behandelt. X.

Dresden, b. Meinhold: *Acht National-Polonoisen von verschiedenen Componisten in und bey Warschau*. Herausgegeben von F. M. Forcht. Zweyter Heft. (1 Rthlr.) Wider den National-Charakter dieser Tänze möchten wohl, nächst einigen andern Stellen, vorzüglich die beiden Tonchlässe in dem Trio der ersten Polonoise, nicht unwichtige Einwendungen machen. Weil sie jedoch größtentheils eine fließende Melodie haben, und leicht auszuführen sind: so werden sie ohne Zweifel den Liebhabern dieses Nationaltanzes willkommen seyn. — o —

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 28 M Ä R Z 1810.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Vogel: D. *Johann Severin Vaters*, Prof. der Theologie und der morgenländischen Sprachen und Bibliothekar's der Universität zu Halle (nunmehr zu Königsberg), *Hebräisches Lesebuch*. Mit Hinweisungen sowohl auf dessen grössere Sprachlehre, als auch auf den ersten und zweyten Curfus des Lehrbuchs derselben für Schulen und Universitäten, mit einem Wortregister und einigen Winken über das Studium der morgenländischen Sprachen. Zweyte verbesserte Auflage. 1809. XXXVI u. 113 S. 8. (16 Gr.)

Der um eine philosophischere Behandlung der Sprachen überhaupt, als auch ins Besondere um die Verbreitung eines gründlicheren Studiums der hebräischen Sprache verdiente Vf. hat sich durch diese neue Bearbeitung eines mit Recht geschätzten Lesebuchs den Dank aller Freunde dieser immer noch zu sehr vernachlässigten Sprache in einem hohen Grade erworben. Die Abhandlung über das Studium der morgenländischen Sprachen hat wenige, aber zweckmäßige Veränderungen erhalten: vorzüglich thätig hat sich jedoch die bessernde Hand des Hn. V. an den ausgewählten biblischen Stücken, die in beiden Ausgaben dieselben geblieben sind, untergesetzten Anmerkungen bewiesen. Man vergleiche welche Seite man will; überall begegnet man lehrreichen Zusätzen, fruchtbaren Winken, genauen grammatischen Andeutungen und den sorgfältigsten Hinweisungen auf die von Hn. V. selbst gelieferten hebräischen Sprachlehren. Rechnet man zu diesen Vorzügen die treffliche Sorgfalt in der Auswahl, indem Leseübungen ohne die unnöthigen Lesezeichen mit leichten Analyfir-Übungen ohne die schweren Verba irregularia abwechseln, und ein Abschnitt mit Citaten über die irregulären Verba an einen anderen Abschnitt mit besonders syntaktischen Citaten sich anschliesst; so braucht nicht erst dargethan zu werden, welch ein herrliches Hülfsmittel, den Schüler mit dem ganzen Charakter der hebräischen Sprache nach allen seinen Eigenheiten recht vertraut zu machen, hier dem Lehrer in die Hände geliefert worden ist. Rec., der sich schon der ersten Ausgabe bey seinem Unterricht mit grossem Nutzen bedient hat, und nach solchen vorhergegangenen Übungen ohne grosse Schwierigkeit die auserlesensten poetischen Abschnitte der Bibel mit seinen Schülern lesen konnte, darf sich daher von dieser verbesserten Ausgabe, und da mit-

S. A. L. Z. 1810. Erster Band.

lerweile des Vfs. Sprachlehren in einer vollendeteren Gestalt erschienen sind, den ersichtlichsten Vortheil für ein gründlicheres Studium der hebr. Sprache versprechen.

Das beygefügte Wörterbuch, dessen grosse Brauchbarkeit dem Rec. sich schon in der ersten Ausgabe bewährte, hat durch die fortgesetzten Bemühungen des Hn. V., zugleich aber auch, wie die Vorerinnerungen versichern, durch die thätige Unterstützung des Hn. Prof. *Gesenius* in Heiligenstadt, von dem wir ein gründliches hebräisch-deutsches Lexikon zu erwarten haben, ungemein gewonnen. Manche Formen von Nennwörtern sind genauer bestimmt, die Bedeutungen von einzelnen Zeitwörtern vollständiger und in einer natürlicheren Ordnung aufgezählt. Vorzüglich ist es einer fruchtbaren Kürze gelungen, durch die jedesmalige Beyfügung der einzelnen Partikeln und Redensarten, womit mehrere Zeitwörter verbunden zu werden pflegen, die oft sehr abweichenden Veränderungen, welche diese dadurch erleiden, scharf und deutlich zu bezeichnen. Hiezu tragen nicht wenig die kleinen Einschaltungen bey, die an passenden Stellen beygefügt worden sind. Indess einige früherhinausgelassene Wörter in der neuen Ausgabe nachgetragen worden, haben andere z. B. *טָרַף* eine bequemere Stelle erhalten. Druckfehler sind dem Rec. aufgefallen S. 92, wo statt *נָצַח* gelesen werden muß *נָצַח*; S. 97 *טָרַף* statt *טָרַף* und S. 98 *טָרַף* statt *טָרַף*. Um zur weitem Vervollkommenung dieses nützlichen Wörterbuchs ein kleines Scherflein beyzutragen, erlaubt sich Rec. am Schlusse dieser Anzeige nachstehende Bemerkungen. Das Wort *נָצַח* erklärt er (a) durch *Fleisch*, (b) durch einen mit Fleisch bekleideten Körper, sowohl thierischen, als menschlichen, woraus die dritte Bedeutung *Mensch* ganz natürlich hervorgeht. Die Grundbedeutung des Worts *רוּחַ* scheint *Hauch* zu seyn: davon *Athem* gleichf. Hauch des Mundes, und *Wind* gleichf. Hauch der Luft u. s. w. Das Zeitwort *נָצַח* möchte am bequemsten gedeutet werden durch: „er hat Jemanden die Kniee beugen machen,“ daher *gesegnet* u. s. w. Bey dem Zeitw. *בָּרַךְ* würde Rec. bemerkt haben „mit *ב* zusammengef. darbringen.“ Beyspiele aus hebr. und arab. Schriftstellern liefert *Joh. Van Voort* p. III der lehrreichen *Dissert. Philol. de notabili Correct. Masoreth. genere* L. B. 1778. Das Wort *נָצַח* würde vielleicht anders erklärt worden seyn, wenn *Frähn's* Ableitung desselben S. 25 f. gelehrten *Dissertat. in Nahumum* wäre berücksichtigt worden.

D d d d

Die einzelnen Bedeutungen des Worts הַמָּוֶן hätten durch einen Hinblick auf das hebr. Wort צֶדֶק und das lat. Wort *integer* in Verbindung mit dem Ausdruck בְּדֶם אֶתְמוֹ d. h. der Vollmond (Lette zu Zoheir p. III) genauer aufgefaßt und geordnet werden können. Bey dem Worte גָּלָה bedarf es der Einklammerung No. 2 nicht: aus Einem Stammworte lassen sich alle Bedeutungen ohne Schwierigkeit ableiten. Sehr richtig sind zuweilen Partikeln, wie לִבֵּר als ursprüngliche Substantive aufgeführt worden, es hätte dieses aber bey mehreren anderen geschehen können, z. B. bey עִיר eig. *Umkreisung* s. *Haitsma* zu *Ibn Dorcid* V. 20 und *Van der Sloot* zu *Tograv* S. 108; bey עִזָּר eig. *Stütze*, s. *Haririi Confess.* V. 162. Noch erinnert Rec., daß S. 2 das Wort הַמָּוֶן ft. הַמָּוֶן gesetzt worden ist.

Ασ. Ηρ.

HALLE, b. Hendel: *Aegyptus auctore Ibn al-Vardi*
Ex apographo Escorialensi una cum lectionibus
variis e Codice Dresdensi primus edidit, vertit,
notulisque illustravit *Christianus Martinus Fraehn*,
Rostochiensis. 1804. III S. gr. 8.

Diese Schrift beurkundet einen hoffnungsvollen Schüler des würdigen Hr. *Tychsen* zu Rostock. Es kam darauf an, durch eine Probeschrift den Beweis der guten Anwendung seiner akademischen Jahre zu führen. Sein genannter Lehrer schlug ihm zu dem Endzwecke die Bearbeitung und Herausgabe eines bisher noch unedirten, die Beschreibung Ägyptens enthaltenden Stückes aus *Ibn ol - Vardi's* $\text{كتاب خريدة العجايب والغرائب}$ vor, und gab ihm eine durch Hn. *Ignatio de Affo del Rio* veranstaltete Copie dieses Werkes aus dem 1629ten Codex der Escorial-Bibliothek. Hr. Fr. fand dieses Pensum zwar seinen Fähigkeiten angemessen, aber die Fehler der eben genannten Copie schienen sich nur durch eine Vergleichung mit irgend einer anderen Handschrift aus dem Wege räumen zu lassen. Durch Mitwirkung des sel. *Ziegler* zu Rostock, und des Hn. Hofpred. Dr. *Reinhard* zu Dresden, gelangte man dahin, daß das in der königl. Bibliothek zu Dresden befindliche Msspt. des *ibn - ol vardischen* Werkes nach Leipzig gesendet ward, wo Hr. Prof. *Rosenmüller* die Gefälligkeit hatte, dasselbe mit der erstgenannten Copie zu vergleichen, woraus sich denn so manche Verbesserungen ergaben, obwohl auch dieser Codex, wie schon *Köhler* (*Repert. f. bibl. Lit. Th. I, S. 73*) bemerkte, sehr fehlerhaft ist. Hr. Fr. suchte auch noch den von *Köhler* a. a. O. namhaft gemachten castelischen Codex auf, fand aber statt seiner eine türkische Übersetzung (?) dieses Werks. Übrigens dankt er auch noch Hn. Prof. *Tychsen* zu Göttingen für die gütige Aufklärung mancher dunkeln Stelle.

In den Prolegomenen handelt der Herausgeber und zwar §. 1 von dem Namen, Vaterlande und der Lebenszeit seines Schriftstellers. Aus einem handschriftlichen Verzeichnisse der Manuscripte der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen, giebt er den Namen des Verfassers folgendermassen an:

أبي هض عمر بن مظفر ابن محمد بن عمر ابن

Über $\text{الفوارس ابن الوردى القرشى الكرى}$
sein Vaterland bringt er die verschiedenen Meinungen von *Casiri* und *Köhler* bey, zeigt indeffen die Unzulänglichkeit der Gründe, namentlich des Letzteren, ohne doch im Stande zu seyn, etwas Bestimmteres zu geben. In Rücksicht des Zeitalters tritt Hr. Fr. der Meinung des *de Guignes* bey, nach welcher *Ibn ol - Vardi* etwa um die Mitte des 7ten Jahrhunderts nach der Hedschra lebte. Im §. 2 handelt der Herausgeber von dem Werke seines Schriftstellers. Es besteht aus vierzehn hier aufgezählten Abschnitten, und zeichnet sich durch crassen Aberglauben aus, auf den man fast überall stößt. Rec., der auch die anderweitigen aus diesem Schriftsteller edirten Stücke kennt, findet seinen Styl übrigens sehr dürre, holperig und reich an unnützen Floskeln, wie er sich denn auch nicht erinnert, namentlich aus diesem Abschnitte, etwas Neues von Bedeutung gelernt zu haben. Er glaubt es gern, was Hr. Fr. sagt, daß dieses Werk es nicht verdiene, durchweg herausgegeben und bekannt gemacht zu werden. — Unter den Quellen, die *Ibn - ol Vardi* benutzte, befinden sich übrigens die im Oriente geschätztesten Schriften. Hr. Fr. führt sie im §. 3 auf, §. 4 aber das, was aus diesem Werke bereits vor ihm von *Celsius*, *Aurivillius*, *Köhler*, *Hylander* und *Norberg* herausgegeben ist.

Auf die Prolegomenen folgt S. 30 — 44 der ziemlich correct gedruckte arabische Text. *Ibn - ol Vardi* hat das Sonderbare, daß er Alexandrien nicht zu Ägypten, sondern zu Magrab zählt. Hr. Fr. indeffen hat hier auch die Beschreibung jener Stadt und die der Oasen als Zugabe abdrucken lassen. Die lateinische Übersetzung geht dann S. 45 — 62. Sie ist weder zu wörtlich, noch zu frey, und würde allen Beyfall verdienen, wenn sie nicht noch hin und wieder durch mindere Gewandtheit im lateinischen Ausdrucke, einigen Mangel an Übung verriethe, der dem jugendlichen Vf. indeffen zu keinem Vorwurfe gereicht. Die Anmerkungen endlich, welche von S. 63 an den Rest dieser Schrift füllen, sind theils kritisch, wägen dafür aber zu wenig den Werth der nur neben einander gestellten Varianten ab, — theils exegetisch, aber zu selten und dann auch nicht genügend. Dieser Abschnitt hätte interessanter ausfallen können und sollen. Eile indeffen und Mangel an den neuesten Hilfsmitteln, so wie auf der anderen Seite überflüssige Gelegenheit für jeden, sich des Genaueren zu unterrichten, sind die Vertheidigungsgründe des sonst thätigen, und seinen guten Willen auf das Beste erprobenden Herausgebers.

Rec. ist bis jetzt nur bey allgemeinen Bemerkungen stehen geblieben. Er würde indeffen seine Pflicht nur halb gethan zu haben glauben, wenn er nun nicht auch noch zur Berichtigung und Verbesserung dieser Schrift in einzelnen Stellen das Seinige beytrüge. — S. 32 Z. 13 läßt Hr. Fr. das arab. مقاصد unübersetzt. Es bezeichnet mit Bäumen besetzte Orte oder Gärten. — Z. 14. 15 sind die Worte: $\text{هذه الجزيرة ديار النقياس}$, „diese Insel heisst *Dar - ol Me-*“
kjas oder *Ni-messerplatz*,“ in der Übersetzung über-

sehen worden. — S. 37 Z. 2 stehen die Worte *المياه المجاورة*, benachbarte Gewässer. Auch sie fehlen in der Übersetzung. — S. 39 Z. 7 steht *شجرة*. Es muß *سحرة* heißen. Jenes ist ein aus der Escorialhandschrift geflossener, aus Versehen nicht geänderter Schreibfehler, wie sich dies aus Hn. Frs. Übersetzung und Anmerkung zu dieser Stelle ergibt. — Wenn Hr. Fr. S. 40 Z. 16 von unten die Worte *الاسواق عامرة* mit einander verbindet: so ist das ganz unrichtig und eine bloße Nothhülfe, um der Verbindung von *خصبة الاسواق* aus dem Wege zu gehen, ungeachtet doch der ganze Context diese Verbindung nothwendig macht. Wie aber konnte Hr. Fr. wohl *خصبة* lesen? Sein Codex hatte *حصبة*. Daraus mußte er *حصا* machen; und das ist die einzig richtige Lesart. „Alexandrien ist durch Mauern besetzt.“ Wenn Hr. Fr. die Ächtheit des Wortes *الاسواق* also in den Anmerkungen S. 101 bezweifelt: so thut er Unrecht. Es kann kein anderes Wort dastehen, wie schon aus dem nächstfolgenden *عامرة الدنيا*, und nun, nach Umänderung des *خصبة* in *حصبة* noch deutlicher erhellt. — S. 41 Z. 4 steht *الاقطار*. Hr. Fr. sagt, in seiner Abschrift lese er *الانعام*. Daraus liefs sich leichter *الانعام* machen, welches nicht uneben dem besuchten Marktplatze Alexandriens gegenüber stünde. — Z. 6 ist *عربية* statt *عربية* zu lesen. Z. 9 übersetzt Hr. Fr. das *فيها* durch *in hac urbe*. Es muß heißen: *neben der Stadt*, denn gleich darauf heist es, der Pharos sey eine Meile weit von der Stadt gelegen gewesen. — Z. 14. Hier las Hr. Fr. in seiner Handschrift *تصرف*. Er wufste nicht, was er daraus machen sollte, und schrieb *تصرف*, *attrahebantur* (*naues*). Ach! es ging ihnen schlimmer! *non attrahebantur naues, sed comburebantur* *تصرف*, wenn man es glauben will! Sonderbar, daß Hr. Fr. nicht auf diese ganz natürliche Lesart kam, die doch so klar schon aus den von Hn. Prof. Rosenmüller beygesetzten historischen Notizen (s. S. 104) hervorgeht. — S. 42 Z. 5 muß es *كانت* statt *كانت*. — S. 43 Z. 4 hat Hr. Fr. *لا يعرفون لهم بها*, und übersetzt: *et homines nondum dominis mores gereverent*. Diese gezwungene Lesart ist aus *Edrifi* und der Escorialabschrift zusammengesetzt. Rec. würde lieber mit der letzteren allein lesen *لهم بها*, „als die Menschen noch nicht wußten, welchen Gebrauch sie für sich (لهم) von der Kleidung machen sollten.“ Da fällt dann diese Construction auch weniger hart auf. — Z. 13 muß es *هذه* statt *هذه* heißen. — Z. 13, 14 steht das *في ركن البلد* dem *بعض المدينة* mehr entgegen. Hr. Fr. hat die Übersetzung dieser ganzen Stelle aus Hn. Prof. Hartmann's *Africa Edrifi* Ed.

II. S. 354 beybehalten. — S. 44. Z. 6 ist *خرجت* statt *خرجت* zu lesen.

Sollte sich die Zahl dieser Berichtigungen auch noch um Manches vermehren lassen: so darf dies doch den Muth des Herausgebers nicht niederschlagen. Die gelehrte Welt darf sich viel Gutes von seinem fortgesetzten Fleiße versprechen.

— z —

CARLSRUHE, b. Macklot: *Die schönsten Geistesblüthen des ältesten Orients*, für Freunde des Großen und Schönen. Geplückt von Johann Ludwig Wilh. Scherer. 1808. XII u. 299 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. sagt in der Vorrede sehr richtig, daß die heiligen Schriften der Hebräer unstreitig vortreffliche Poesieen in sich fassen, daß sie aber leider! nur dem kleineren, gelehrteren Theile der Zeitgenossen bekannt, und dem grösseren, gebildeten Publicum bis jetzt beynahe ganz unbekannt sind. Auch ist es eben so wahr, daß Luthers Übersetzung jener Schriften den poetischen Theil derselben nicht genug zeigt, daß folglich eine Anthologie der alten hebräischen Dichter für die gebildete deutsche Lesewelt noch fehlt. Der Vf. überreicht daher seinen gebildeten Zeitgenossen, welche Freunde des Großen und Schönen sind, eine Sammlung der schönsten Geistesblüthen der ältesten hebräischen Dichter, und glaubt, dadurch jenen einen angenehmen Genuß zu gewähren.

Wir müssen gestehen, daß wir diese Sammlung mit Vergnügen gelesen haben, und auch noch das versprochene zweyte Bändchen mit gleichem Vergnügen erwarten. Das Ganze enthält: 1) romantische Dichtungen. 2) Fabeln. 3) Idyllen. 4) Orakelpoesie. 5) Hymnen. 6) Siegesgefänge. 7) Oden. 8) Elegien. 9) Satyren. 10) Räthsel. 11) Denk- und Weisheits-Sprüche — und gewährt eine meistens metrische Übersetzung, mit treffenden Einleitungen und Erklärungen. Zur Probe geben wir hier ein Stück aus dem achten Psalm, der mit folgender Einleitung beginnt (S. 153):

„David war aus Samuels poetischer Schule hervorgegangen. Als Hirte weidete er die Schaafte seines Vaters, sah stets die Natur in ihrer Schönheit vor Augen, und genoss (genoss) ihre Gaben. Da blies (blies) er, von stiller Freude gerührt, bey dem Aufgang (e) der Sonne auf seiner Flöte, und wenn (wann) sie wieder sank, griff er in seine Harfe. Seine Seele war rein, und fromm sein Herz. Er kannte den Schöpfer des großen Alls, und betete ihn an. Einst, in einer stillen Nacht, sah er bey seiner Herde den gestirnten Himmel und die Ruhe der ganzen Natur. Da ward er zur Begeisterung hingezogen, stieg zum Himmel auf, und sang der Gottheit das erhabene Lied:

*Jehovah, unser Herr!
Wie herrlich ist dein Name
Auf der ganzen Erde,
Die deinen Ruhm besingt
Hoch über jene Himmel! etc.
Was ist der Mensch, daß du an ihn denkst?*

Des Menschen Sohn, daß du auf ihn so sahst?
Nur wenig hast du ihn Gott nachgesetzt,
So hast du ihn mit Ehr' und Schmuck gekrönt!
Du machtest ihn zum Herren deiner Hände Werk,
Und setztest Alles unter seinen Fuß etc.
So sang er, und das Nachspiel seiner Harfe verlor
sich lieblich in den Lüften."

Die Einleitung ist schön, und die Übersetzung ist

auch gut; nur hätten wir dem Ausdrucke hie und da mehr Correctheit gewünscht, wie schon aus obigen Stellen erhellen kann. So steht auch Vorr. S. VII des Gegenstandes angemessen, und hinten sind noch zwey Druckfehlerblätter angehängt. Übrigens verdient der Verleger wegen des schönen Aufseren dieses Buches alles Lob.

α + ω.

KLEINE SCHRIFTEN.

ORIENTALISCHE LITERATUR. Berlin, gedr. b. Dieterici: *Phoeniciae linguae vestigiorum in Melitensi Specimen I. Quo ad examen publicum — invitat Gymnasii Berolino-Colonienfis Director Jo. Joach. Bellermann, Theol. Doct. etc. 1809. 62 S. 8. (6 Gr.)* Hr. D. B., dessen Versuch einer Erklärung der im Pömulus des Plautus vorkommenden punischen Stellen wir in diesen Blättern (J. A. L. Z. 1808 No. 302) mit verdientem Beyfalle beurtheilt haben, fährt auf eine erfreuliche Weise fort, seine Untersuchungen über die noch vorhandenen Überreste der punischen Sprache weiter zu verfolgen. Wir wünschen ihm Glück zu diesem zwar mühsamen, aber überaus nützlichen Unternehmen, und hoffen, daß er das Publicum noch oft mit solchen gelehrten Abhandlungen beschenken werde.

Daß der gemeine Mann auf der Insel Malta, besonders der dortige Land- und Gebirgs-Bewohner, eine von allen europäischen Sprachen, besonders von der italienischen, ganz verschiedene Sprache rede, ist aus geographischen Werken und Reisebeschreibungen allgemein bekannt. Gewöhnlich hält man diesen Jargon für einen Überrest der Sprache der Araber, welche vom IX—XI Jahrhundert diese Insel im Besitz hatten. Aus der Geschichte des durch Hager entlarvten literarischen Betrügers della Vella ist bekannt, daß es ihm durch Hülfе der maltesischen Bauernsprache, die er in seiner Jugend erlernt hatte, lange Zeit gelang, für einen gelehrten Kenner der arabischen Sprache gehalten zu werden, und daß er sich mit einem maroccanischen Gefandten in Palermo, der keine andere Sprache, als die arabisch-maroccanische, verstand, unterhalten konnte. Allein man kommt dennoch mit diesen Phänomenen nicht ganz aus. Der Aufenthalt der Araber auf dieser Insel war von zu kurzer Dauer, und andere Länder, wo sie eben so lange einheimisch waren, wie z. B. Spanien, zeigen in ihren Sprachen nur seltene Spuren jener Verbindung. Auch spricht die allgemeine Völkeralogie eher dawider, als dafür. Es waren daher schon mehrere ältere und neuere Gelehrte, worunter Joh. Quintin, J. H. Majus, Bochartus, P. F. Agius de Soldanis, Hervas, Vallancey, Ackermann u. a. vorzüglich zu nennen sind, der Meinung: daß diese maltesische Bauernsprache eher von den alten Phöniciern und Karthagern, mit welchen die für den Handel so wichtige Insel Malta seit den ältesten Zeiten im engsten Verkehr stand, und in deren Besitz sie so lange war, als von den Arabern, abgeleitet werden müsse. An diese Meinung schließt sich auch unser Vf. an, und er bringt in der Einleit. S. 4—6 einige historische Wahrscheinlichkeitsgründe dafür bey. Hierauf läßt er (S. 7—33) ein *Vocabularium* folgen, worin eine Menge Wörter und Phrasen der maltesischen Sprache (Rec. hat ihrer 300 gezählt) aus dem Hebräisch-Phöniciischen erklärt werden. Der Vf. hat diese Wörter aus folgender in Deutschland äußerst seltenen italienischen Schrift entlehnt: *Della lingua punica presentemente usitata da Maltesi, ovvero nuovi documenti, li quali possono servire di lume all' antica lingua etrusca, del Canonico Giovane Pietro Francesco Agius de Soldanis. In Roma 1750. 197 S. 8.* Die Vergleichung selbst ist größtentheils Hn. B.'s Werk und Verdienst, indem sich Agius, aus Mangel an gründlicher Kenntniß der oriental. Sprachen, bloß damit begnügt hat, einige der allerbekanntesten Wörter, z. B. Ach, Alla, Ben, Leil, Mut u. A., nach der italienischen Aussprache transcribirt beyzusetzen.

Dieser Gelehrten, welche, wie Adelsung u. a., die maltesische Sprache für weiter nichts, als einen Überrest der arabischen halten, werden sich zwar freuen, wenn sie in diesem Glossarium nicht selten den reinen Arabismus finden. Wir rechnen dahin: S. 7: Ach uq, tuo fratello, was Hr. B. zwar durch אחיך *tus frater* erklärt, was aber sicher אחיך ist.

S. 9. Gabieza, si dice per mortificazione alla donna immodesta, quando la femina è ancora giovane. Dies soll seyn גבצה *agna* und גבצה, *agnicula annum nondum egressa*. Es

ist aber vielmehr גבצה *terra s. foemina subacta*. Eben-

daß. Bedui, villano von בדוי *solus*; vielmehr בדוי, so wie das folgende Beduin, il numero del pin, rustici, villani. S. 20. Beit, tetto, möchte wohl בית, domus, seyn können; aber der pluralis Bist, tetti, ist gewiß nicht ביתים, sondern ביתים.

بيت, domus, tecta. S. 13. Escuar, l'uomo ch'ha il color rosso delicato, wird mit אשכר *r. שכר* *ebrius fuit, prae ebrietate rubicundus* verglichen, da es doch אשכר seyn sollte. Eben-

daß. ist Asma, ascoltare, und Esma, ascolti, nicht שמע und שמע, sondern اسمع. S. 28. Bey dem Worte: Raj, Apostolo, muß der Vf. selbst den Arabismus anerkennen, der gleichen S. 15 bey Ghagqua, femminuccio, vecchiona u. a. aber er thut es nicht in den Wörtern Haas, capo, testa, promontorio, und Kiehh, vento, wo doch weder ראש noch רוח

so gut passen, als رأس und ريح. Eben so verhält sich's auch S. 31 mit der Redensart: Merhhba biqom'acha, a' response del salutato: ben venuti siati, o fratelli! wobey das Hebräische: מן מן מן מן gewiß entfernter liegt, als die arabische Formel: مرحبا بكم أخوه. Ähnliche Bemerkungen bieten sich noch hin und wieder dar.

Dennoch würde es viel zu voreilig seyn, den Arabismus sogleich als ursprünglich anzunehmen. Es kommen auch viele Wörter vor, wobey nicht die arabische, sondern bloß die hebräische oder aramäische Sprache zur Erklärung gebraucht werden kann. Dahin gehören, um Einiges unter Vielem anzuführen: S. 8: Baal Samen, Signore del cielo = בעל השמים. S. 10 Ben gham mi, figlio del zio paterno = בן דעמי. Ebendaß. Ben pharnasah, figlio del governo = בן פרחם. filius gubernatoris. S. 11. Bir, cisterna, pozzo = ביר. puteus. S. 19 Hknieta, misericordia = חכניה. Jer. 16. 13 r. misertus est. S. 20. Itqatta, riscattabile (eintlösbar, erlösbar) = חתומא. Num. 19, 13 expiavit, purificavit a peccato. S. 25 O sci ahkna, o quanto siamo fortunati, o dissaventurati. „Per salvarci di qualche pericolo, dicono i Maltesi o sci ahkna, angustia, saluati, saluati.“ = אושקרה נא. Pl. 12, 2. 118, 25. S. 22. Qolla, vaso d'acqua, o sia giarra (Krug) = בלי, var. S. 31. Tufria, deserto = תפר, מבר, desertum. S. 33. Uff, tedio (lange Weile) = עף und עף lassum esse. Ebendaß. Zena, fornicatore, Zanni, fo. nico, Zena, oqui peccato carnale = זנה, זנה, זנה scortatus est, scortatio.

Nimmt man an, daß Malta zuerst von den Phöniciern und Karthagern bevölkert und besessen wurde; und daß sich seit dieser Zeit auf dieser Insel die Überreste ihrer Sprache erhalten haben: so begreift man auch die Einmischung des so nahe verwandten Arabischen um so leichter. Das Richtige wird wohl seyn, wenn man das jetzige Maltesische für einen aus dem Hebräisch-Phöniciischen und Arabischen gemischten Jargon erklärt. Nur so können die sonderbaren Phänomene, welche diese Sprache darbietet, am befriedigendsten erklärt werden.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 29 M Ä R Z , 1810.

Ö K O N O M I E.

BERLIN, in der Realschulbuchh.: *Annalen des Ackerbaues*, herausgegeben von *Albrecht Thaer*. Dritter Jahrgang. 1807. V Band. 1 — 6 Hest. 720 S. VI Band. 7 — 12 Hest. 762 S. Viertes Jahrgang. 1808. VII Band. 1 — 6 Hest. 705 S. VIII Band. 7 — 12 Hest. 686 S. Fünftes Jahrgang. 1809. IX Band. 1 — 6 Hest. 742 S. X Band. 7 — 12 Hest. 710 S. 8. (Jeder Jahrgang 6 Thlr. 16 Gr.)

Ungeachtet der störenden Kriegszeiten ist dennoch diese Zeitschrift in ununterbrochener Ordnung fortgesetzt worden, und hat bis jetzt alles geleistet, was der würdige Herausgeber versprochen hat. Eben darum wird dieses Werk auch dann, wenn es den Reiz der Neuheit verliert, immer noch ein schätzbares Repertorium wichtiger Erfahrungen und genauer Beobachtungen bleiben, durch die das Gebiet der Wissenschaft, der es gewidmet ist, Aufhellung und Erweiterung erhält. Dieser innere Werth verbürgt ihm auch immer stärkeren Absatz, und macht unseren Wunsch, daß es in keines praktischen Ökonomen Bücher Sammlung fehlen möchte, fast überflüssig. Und zu dieser allgemeineren Verbreitung das Unfrige beizutragen, fahren wir fort, aus diesen Jahrgängen, wie aus den beiden vorhergehenden (vgl. 1807 No. 73), einiges vorzüglich Interessantes und Nützlichendes auszuzeichnen; mehr um die Wissbegierde unserer Leser zu reizen, als zu befriedigen.

Die seltenen politischen Ereignisse, welche die letzteren verfloßenen zehn Jahre so merkwürdig in der Geschichte Europas machen, haben nicht nur auf alles menschliche Handeln, und besonders auf die Meinungen und Denkart unserer Zeiten einen entschiedenen Einfluß gehabt, sondern auch dadurch den Gewerben ganz neue Ausichten eröffnet. Eben so steht in Hinsicht des Ackerbaues in Deutschland — zumal wenn die Meere der deutschen Handlung noch lange verschlossen bleiben — zu erwarten, daß er eine neue Tendenz annehmen müsse. Nicht minder werden die überall abgeänderten Organisationen der Staaten und die Grundsätze, auf die sie sich gründen, unseres Bedünkens sehr wohlthätig auf ihn wirken. So muß schon der fast allgemein angenommene Grundsatz, den vom Hofdienst mehr oder minder gedrückten Bauern dieser Fesseln, wo es nur immer thöulich, ganz zu entledigen, besonders in Norddeutschland, eine äußerst merkwürdige Revolution in dem Betriebe des Landbaues zur Folge haben, weil die daselbst so

häufig vorkommenden weitläufigen Landgüter entweder nach ganz ungeänderten Systemen behandelt, oder, was in Süddeutschland häufig angetroffen wird, auf ewig zu kleinen freyen Bauerngütern gemacht, und vererbt werden müssen. Bey diesen Erwartungen ganz neuer Epochen in der Landwirthschaft, ist es sehr angenehm, daß der Herausg. dieser Annalen den dritten Jahrgang mit der *Geschichte der Entstehung und des Fortschreitens des Ackerbaues* beginnt. Zwar nennt er diese Geschichte nur einen Grundriß, nach dem er seinen Zöglingen in mündlichem ausführlichem Vortrage von den Veränderungen und Fortschritten der Agricultur eine richtige Kenntniß geben will; allein dieser Entwurf ist unter seinen Händen ein ungemein gedrängtes und richtiges Gemälde geworden, bey dessen Betrachtung jeder Leser mit Vergnügen verweilen wird. Der S. 34 eingerückte *Wirtschaftsplan eines Guts in der Mittelmark, das von einer Dreifelder - Wirthschaft in eine Schlag - Wirthschaft übergehen soll*, kann solchen Landwirthen, die ihr bisheriges Ackerfsystem abzuändern für gut finden, sehr willkommen seyn, und das um so mehr, als das beygefügte Gutachten des Herausgebers sehr nützliche Bemerkungen über dieses Vorhaben enthält. Damit dergleichen Aufsätze noch gemeinnütziger werden möchten, ersuchen wir die Vff. derselben, zu seiner Zeit das Publicum auch mit dem Erfolge solcher Veränderungen bekannt zu machen, und, was vorzüglich Dank verdienen würde, selbst die Fehlgriffe, die etwa dabey gemacht, und wie solche verbessert wurden, nicht zu verschweigen. — Die Übersichten der neuesten landwirthschaftlichen Schriften, welche Hr. Th. in verschiedenen Heften dieser Jahrgänge gegeben, sind nicht sowohl Recensionen, als vielmehr Auszüge und Darstellungen des Besten und Wissenswürdigsten, was das angezeigte Buch enthält; mit eigenen Bemerkungen und Erfahrungen. Da es uns leider! was doch so sehr Bedürfnis unserer Zeit wäre, an einem eigenen kritischen Journal ökonomischer Schriften fehlt: so sind diese Übersichten der neuesten landwirthschaftlichen Literatur, die der Herausg. von Zeit zu Zeit fortzusetzen verspricht, für den praktischen Ökonomen ein um so angenehmeres Geschenk, als dieser nicht immer in der Lage sich befindet, sich beträchtliche Bücher-Sammlungen anschaffen zu können, oder als es ihm an Zeit mangelt, alles Neue zu lesen und zu prüfen. Mit Recht ist in diesen Übersichten nur von guten, das Gebiet der Wissenschaft erweiternden Schriften die Rede. Die Anzeige von *Gillenbourgs* landwirthschaftlicher

E e e e

J. A. L. Z. 1810. Erster Band.

Buchführung im 4 Bände dieser Zeitschrift, veranlaßte den Herausg., späterhin im November - Stück 1806 die Art, wie er seine Wirthschaftsbücher nach doppelter Buchhaltung führt, ausführlich darzulegen. Diese Methode, Wirthschaftsrechnungen nach Kaufmannsart zu führen, erregte Aufmerksamkeit, und erhielt vielen Beyfall. Es veranlaßte auch den Dr. Friedrich Schulz, öffentlichen Lehrer der Handlungswissenschaften in Helmstädt, eine Beurtheilung (die inzwischen etwas zu bitter ausfiel) über *Meissners* Schrift: *Über die Darstellung einer neuen Methode, alle landwirthschaftlichen Rechnungen in doppelten Posten zu führen* —, in diese Annalen einrücken zu lassen; und dabey dem Rechnungswesen Hn. Thaers das gebührende Lob zu ertheilen. An diesen Aufsatz reiht sich ein *Schreiben des Hn. Witte auf Falkenwalde* an, das eine weitläufige, bescheidene und scharfsinnige Kritik der *thaers'schen* Rechnungsmethode enthält, sammt der Beantwortung des Herausgebers. Wer diese verschiedenen Aufsätze über landwirthschaftliches Rechnungswesen studirt, und die verschiedenen Ansichten einzelner Posten mit einander vergleicht, wird leicht auffinden, welche am schwierigsten zu berechnen sind; aber auch bald auf die ersten Grundsätze geleitet werden, auf die er sich in jedem einzelnen gegebenen Fall stützen kann, und wird ohne Mühe sich selbst eine Formel bilden können, die seinen Localverhältnissen anpaßt. Wir halten es für Pflicht, diese Aufsätze angehenden Landwirthen anzupfehlen, weil man ohne richtige Rechnungsführung und sichere Calculation weder eine zuverlässige Übersicht einer großen Wirthschaft erlangt, noch eine Gewißheit von Verbesserung oder Abnahme derselben erreicht, und durchaus auf keine andere Weise ein Prüfftein aufzufinden ist, ob man das Beste, oder minder Bessere erwählt hat. Zwar bemerkt der Herausgeber sehr wahr, daß sich schwerlich eine allgemeine Form zur ökonomischen Rechnungsführung angeben lasse, die in allen Fällen jedem Zweck und jeder Wirthschaft gleichartig angemessen wäre; allein eben deswegen sollte sich jeder Landwirth mit all' den verschiedenen bekannten Formen bekannt machen, und die Ideen aller benutzen, um sich eine, seinen Verhältnissen am engsten anpassende, selbst entwerfen zu können.

Der VI Band beginnt mit den lehrreichen *Rück-erinnerungen eines Landwirths aus seiner ökonomischen Laufbahn*, schon um deswegen sehr belehrend, weil er, nachdem er 16 Jahre ein bedeutendes Gut administriert, um Vieles verbessert, und sich dadurch das Zutrauen aller seiner Nachbarn, und selbst höherer Stellen erworben hatte, sich nun selbst ein Gut für 26000 Rthlr. ankauft, um auf eigne Hand zu wirthschaften, bey der wirklichen Übernahme des Guts aber fand, daß er um die Hälfte zu theuer gekauft habe. So gewiß ist es, daß man bey Ankaufung von Gütern, deren Grund, Boden, und übrige Verhältnisse man nicht lange vorher gekannt, oder auf das sorgfältigste geprüft hat, mit der ängstlichsten Vorsicht verfahren müsse, wenn man nicht Gefahr laufen will, auf ir-

gend eine Art *hintergangen zu werden*. — S. 125. giebt uns Hr. Consistor. Assessor Leopold Paradozien über *Braachhaltung* zum Besten. Ein weitläufiger, aber unterrichtender Aufsatz, in dem der Vf. alles zu widerlegen sucht, was man zu Gunsten der Braache anzuführen pflegt. Wir bemerken nur dies dabey, daß bey landwirthschaftlichen Gegenständen nie allgemeine Regeln Statt finden können. Denn so wenig man widersprechen kann, daß in den meisten Wirthschaften die Braache aufgehoben werden könne: so wahr ist es doch, daß sich in vielen Gegenden öfter locale Schwierigkeiten in den Weg stellen, deren Hinwegräumung bey dem besten Willen des Landwirths nicht in seinen Kräften steht. Man würdedaher übereilt urtheilen, wenn man jeden Ökonomen einen Schlendrianisten nennen wollte, der noch immer die Braache beybehält. Rec. ist eine ganze Dorfleur bekannt, der es sogar Schaden bringen würde, wenn sie, was wohl in ihrer Macht stünde, die Braache aufheben wollte. Der Boden dieser Feldmarkung besteht nämlich aus starkem gebundenem Letten- und Thon-Grund. Würden diese Äcker jedes Jahr angebaut, und also im dritten Jahre nicht niedergelegt, um sie durch dreymaliges Pflügen locker zu machen: so würde nicht nur das Unkraut so überhand nehmen, daß es nicht mehr ausgerottet werden könnte, sondern es würde auch der Boden so zusammenhängend werden, daß er gar nicht mehr zu bearbeiten wäre. — Der Aufsatz des Hn. Kühne S. 307 — 368 über *Stallfütterung des Rindviehes* (welcher sich auf die in den Annalen der niederländischen Landwirthschaft, Jahrg. 1799. St. 4 aufgeworfenen Fragen bezieht, deren Beantwortung die Grundlage einer Geschichte der Stallfütterung abgeben sollte) giebt Rechenschaft, wie dieser denkende Ökonom solche organisiert, und welche Vortheile ihm diese Einrichtung gebracht hat. Die Mittheilung solcher Erfahrungen, wozu wir auch die Aufsätze im 6 Band S. 451 — 485 rechnen, sind eben das Schätzbarste dieser Zeitschrift, und das Studium derselben kann den Bewirthschaftern großer und kleiner Güter die besten Aufschlüsse über eine Operation geben, deren Thunlichkeit und Nützlichkeit bey weitem noch nicht so allgemein anerkannt ist, als solches billig geschehen sollte. Wenigstens gilt dieses großentheils für Süddeutschland. Denn daß man im Norden, so wie überhaupt in besserer Organisation der Wirthschaft, so auch in Rücksicht der Stallfütterung seit dem Anfang dieses Jahrhunderts schnellere Fortschritte gemacht, dieses ist eine Erfahrung, die keinem Beobachter des Fortgangs deutscher Agricultur entgehen kann. Einen auffallenden Beweis davon giebt nachstehende Thatfache. Schon im Jahr 1798 ist auf Veranlassung der königl. Kammer ausgemittelt worden, daß im Saalkreis, im Mannsfeldischen, und im Magdeburgischen 33131 Stück Rindvieh auf dem Stall gefüttert; an allen Sorten Klee aber 14872 Morgen angebaut, und dazu 136690 Pfund Saamen verbraucht worden. Die Beantwortung der Frage: Warum sich in Schwaben, Franken und Bayern keine ähnliche Betrieb-

samkeit gezeigt, wäre um so wünschenswerther, da diese Provinzen den Ackerbau von jeher als ihren vornehmsten Erwerbszweig angesehen haben. — An diese Abhandlung reiht sich ein Aufsatz des Herausgebers, über das *schreckliche Uebel der Rindvieh-Pest*, sehr zweckmässig an, weil Stallfütterung das erprobteste Vorbauungsmittel dagegen ist. Beym Ausbruch der Krankheit haben sich übrigens immer noch die mineralischen Säuern als Gegenmittel am bewährtesten befunden. — Die Bemerkungen auf einer Reise in den südlichen Gegenden des Herzogthums Schleswig, S. 507 — 547, dann die Beschreibung einer ähnlichen durch Holstein, Mecklenburg und einen Theil von Pommern, S. 643 — 696, werden allen Lesern dieser Annalen eine eben so angenehme als belehrende Lectüre gewähren. — Endlich können wir die *ältern und neuern Erfahrungen* des Hrn. CA. Leopold, über den Einfluss des dick liegenden Holzlaubes auf Landstücke, des Laubmists und der Erde, die aus vermodertem Holz und Laub entstand, auf den Ertrag der Äcker, nicht unbemerkt lassen. Der Vf. hat nämlich beobachtet, dass der Theil von Äckern, der an einen Laubwald angrenzte, und von abgefallenem Laube dicht bedeckt wurde, ungeachtet solcher noch stärker, als die übrige Fläche, bedüngt, und gleich sorgfältig gepflügt wurde, dennoch im Ertrag sehr zurückgeblieben sey; woraus er, was er anfänglich sehr bezweifelte, zu schliessen sich gezwungen fand, dass dieses Laub, besonders von der Eiche, einen sehr schädlichen Einfluss auf die Tragbarkeit eines Feldstückes habe. Eben so fand er, dass der Dünger aus Laubstreu bey weitem nicht den Nutzen schaffe, als er sich selbst ehemals davon versprochen habe. Dieser letzteren Erfahrung entspricht schon das alte Sprichwort der Bauern: *Laub macht taub!* und Rec. glaubt sich aufgefodert, bey diesem Anlass eine ähnliche merkwürdige Beobachtung dem landwirthschaftlichen Publicum vorzulegen, aus der sich ergibt, dass durch lang fortgesetztes Düngen mit Laub sogar die Äcker verschlechtert werden. Vor Kurzem unterfuchte er nämlich eine ganze sehr beträchtliche Dörflur in Rücksicht ihres Grund und Bodens, und ihrer bisherigen Cultur. Schon längst war ihm diese Gegend als sehr fruchtbares Getreideland, und die Eigenthümer derselben als fleissige, verständ-

dige und wohlhabende Landbauern bekannt. Um so mehr befremdete es ihn, nach genauer Untersuchung zu finden, dass diese Flur bey weitem nicht so fruchtbar sey, als sie im Ruf gestanden, und vor 20 Jahren wirklich gewesen; obgleich die gegenwärtigen Besitzer einen eben so starken Viehstand halten, als ihre Vorfahren, und solche an Fleiss und Aufmerksamkeith auf alles, was den Ackerbau verbessern konnte, noch übertreffen. Erst nach langen Nachforschungen gelang es Rec., auf die Spur dieser besonderen Erscheinung zu kommen. Die Väter der gegenwärtigen Dorfbewohner, und zum Theil sie selbst noch, gaben ehemals das meiste erbaute Stroh dem Acker wieder zurück, und erlangten dadurch gesegnete Ärndten. Allein da sich seit den leidigen Kriegsjahren ihre Ausgaben um Vieles vermehrten, ja öfters die Einnahme überstiegen, und das Stroh zu gleicher Zeit ungemein hoch im Preise stieg: so fingen sie an, dasselbe in eine benachbarte Stadt zu führen, und sich dadurch eine sehr beträchtliche Einnahme zu verschaffen. Sie ahndeten um so weniger Schaden davon, da sie eine beträchtliche Buchenwaldung besitzen, die ihnen reichen und überflüssigen Vorrath von Laubstreu darbietet, welche sie schon vorher als eine Beyhülfe zur Unterstreuung benutzten. Dieses starke und anhaltende Düngen mit Laub hat indessen ihre starken lehmigen Äcker, die steter Auflockerung bedürfen, fast um die Hälfte des Ertrags herabgebracht. Rec. legte ihnen seine Meinung weitläufig dar, und gab ihnen Vorschläge, wie dem einmal eingerissenen Uebel abzuhelfen sey: eine Abänderung ihrer Wirthschaft, den Anbau des Klees auf ihrer Braache; und sie fassten wirklich den Entschluss, schon dieses Jahr beträchtliche Proben damit anzustellen. Rec. hofft auch, dass durch das Unterpflügen der Kleestoppeln im zweyten Jahr seines Standes, und die dadurch verstärkte Düngung, der Boden bald zu Kräften kommen, und nebst mehr Getreide auch mehr Stroh, als in den letzten Jahren, liefern werde. Sobald diese Leute sich aber vollends überzeugen, dass ihr Überflus von Laubstreu, auf den sie bis jetzt stolz waren, ihnen mehr schädlich als nützlich gewesen ist: werden sie aufhören, dem Acker das ihm gebührende Stroh zu entziehen.

S. H.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. Stuttgart, b. Steinkopf: *Natur und Behandlung der Schaf-Räude.* Dargestellt von G. H. Walz, königl. württemberg. Land-Thierarzte u. s. w. Mit einem Kupfer. 1809. X u. 102 S. 8. (18 gr.) Was schon mehrere Ärzte bestätigt gefunden haben, dass die Krätze bey Menschen die Wirkung einer gewissen Milbe sey, das hat dem denkenden Vf., der den öffentlichen Veterinär-Anstalten zu Wien, Prag, Pesth, Dresden, Berlin, Kopenhagen und Hannover seine thierärztliche Bildung verdankt, Veranlassung gegeben, der Schafräude seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen, und nach jahrelangen Beobachtungen und Versuchen, hat sich ihm das Resultat ergeben, dass auch die Schafräude von einem Insect entstehe, welches sich nur auf der Haut des Schafes zu ernähren und in derselben fortzupflanzen vermö-

ge, und zu der Gattung der Milben gehöre. Seine dankenswerthen Beobachtungen, denen sogar eine Abbildung der Krätzmilben in ihrem verschiedenen Zustande, wie er sie mit bewaffnetem Auge bemerkte, beygefügt ist, sind auch für den Naturforscher nicht ohne Interesse. Die 1 Abtheilung des Schriftchens ist der Natur der Schafräude gewidmet. In der 2ten macht er uns mit der Behandlung derselben bekannt. Hier giebt er ein, unter allen Umständen, die Milben schnell tödtendes, weder dem Schafe, noch der Wolle nachtheiliges Mittel an, das auch selbst die Milbenester zerstört: nämlich eine chemische Mischung von 4 Theilen frisch gebranntem Kalk, durch allmähliches Wasserzugießen in einen breyartigen Zustand versetzt, 5 Theilen kohlensaurem Kali (Potsche) oder 60 Theilen Büchensasche und gegen 200 Theilen Mistjauche

and 800 Theilen Wasser, mit 6 Theilen Hirschhornöl und 3 Theilen Schiffscheer vermengt. Mit dieser Mischung wird das raudige Schaf am 1, am 8 und 15 Tage, also dreymal, aber bey Regenwetter, das der Ausbildung der Milben vorzüglich günstig ist, vier- bis fünfmal befeuchtet; oder noch besser, nach den §. 15 angegebenen Vorschriften, darin getaucht, und an einem besonderen Orte getrocknet, wo zugleich auch die Schafläute getödtet werden. — Merkwürdig ist noch, daß eine in der Nähe von Stuttgart befindliche königl. Schäferrey, auf diese Art von der Raude befreyt, im folgenden Jahre bey der Schur eine alle Erwartungen übersteigende Menge Wolle lieferte, und daß seit 4 Jahren noch kein, mit jener Flüssigkeit behandeltes Schaf von selbst rüdig wurde. Möge der Vf. uns seine fortgesetzten Beobachtungen darüber mittheilen, und sich Verdienste auch über die noch immer sehr häufigen sogenannten Schmier-Schäferreyen in Sachsen und den Rheingegenden erwerben! Daß ihm auch die landwirthschaftlichen und veterinärischen Schriften des Alterthums so wenig, als des Mittelalters und der neueren Zeit, auf welche er sich hie und da prüfend bezieht, nicht fremd sind, das gereicht seinen literarischen Kenntnissen zur Ehre. Wir fordern ihn auf, den betretenen Weg als Thierarzt ferner zu verfolgen, und einem anderen noch verderblicheren Übel, der Schaflaule, auch seine Aufmerksamkeit zu schenken! Was wir an seiner Schrift noch etwa auszustellen haben, das ist ein etwas holprichter Styl und der gelehrte Zuschnitt, ingleichen manche ungewöhnliche Ausdrücke z. B. aus dem nun *hingelegten* statt: *angeführten* u. s. w., dergleichen öfter vorkommen. — Ich —

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Über das einzige Mittel bey der sich jetzt nahenden Viehsenche das Rindvieh zu retten.* Den Obrigkeiten sowohl, als jedem Landwirthe und Viehhalter zur ernstlichen Beherzigung gewidmet, von D. J. W. Tolberg, Salinen-Arzt zu Schönebeck. 1808. 56 S. 8. (6 gr.) Je drohender die Gefahr ist, durch die Viehsenche, meistens eine Folge des Krieges, alles zu verlieren: desto dankenswerther ist es, wenn uns Jemand das beste Mittel, wo nicht zur gänzlichen Abwendung, doch wenigstens zum leichtesten Überstehen lehrt, und zeigt, wie wir mit einem geringen Verluste davon kommen können. Dieses Verdienst erwirbt sich nun Hr. T. durch obige Schrift. Nachdem er die Natur und Kennzeichen der Rindviehsenche genauer, als sonst geschehen, beschrieben hat: so zeigt er, daß es bis jetzt kein *Arzneymittel* gebe und nicht geben könne, welches der Senche vorbeuen, oder das daran kranke Vieh heilen könne, und daß manche gerühmte Mittel nur *zufällig* nützlich geworden seyen, indem die Natur selbst, bey einem leichten Anfälle der Krankheit, das Haupthinderniß schon aus dem Wege geräumt hatte. Eher noch können, in bestimmten Fällen und Zeitumständen, folgende beide Sicherheits-Maßregeln, mit gehöriger Vorsicht und mit Nachdruck ausgeführt, der Senche oft Einhalt thun: das Todtschlagen alles Rindviehes eines Gehäufes, auf welchem sich die Senche zeigt, und dann, wenn die Zahl des Rindviehes zu groß ist, als daß es könnte getödtet werden, das Sperren derjenigen Ortschaften, in welchen die Krankheit grassirt. Allein können wir uns auch bey kriegerischen Zeiten, bey den beständigen Truppenmärschen und dem damit verbundenen Gefolge, auf dergleichen Anstalten der Policy verlassen? Der Vf. verneint dies, und mit Recht, und empfiehlt für diese Zeit der Noth allein die *künstliche Mittheilung der Senche* durch die *Impfung* derselben, welche, nach seiner festen Überzeugung, doch eine gelindere Krankheit erregt, folglich die Sterblichkeit vermindert, und die Senche schneller — etwa in 3 bis 4 Wochen vorüberführt. Zugleich theilt er die beste Impfmethode mit, die so leicht ist, daß sie von jedem gemeinen Hirten angewendet werden kann, und spricht noch von der Zeit, den Folgen der Impfung und von der Behandlung des Rind-

viehes vor und nach der Impfung. Zuletzt sind noch 2 Schreiben des ehemaligen Amtmann Wahnschaff zu Westerlingen an die halberstädt. Kriegs- und Domainen-Kammer vom Jahr 1755, welche der Vf. wieder auffand, wörtlich beygefügt, aus denen erhellet, daß denkende Landwirthe schon sehr früh die Inoculation der Rindviehsenche als ein Rettungsmittel ihres Rindviehes erkannt und ausgeübt haben. Man lasse doch nun höheren Orts die hier gemachten Vorschläge durch Versuche prüfen; und wenn die Impfung sich als ein Mittel zur Verminderung der Sterblichkeit auch bey Rindvieh bewährt, wie zu erwarten steht: so greife die Obrigkeit durch, und befehle sie ohne Anstand in grassirenden Seuchen, damit nicht fruchtlos geschrieben werde! — Ich —

STAATSWISSENSCHAFTEN. München, b. Lindauer: *Über Entstehung, Fortschritt und dermaligen Zustand der Landescultur der kön. herz. baier. Großprioratsherrschaft Ebersberg.* 1807. 83 S. 8. (6 Gr.) Die neueren baierischen Culturgesetze erschütterten bey ihrem ersten Erscheinen, weil sie sich Eingriffe in die wirklichen, vielleicht auch nur geglaubten Rechte des Eigenthums zu erlauben schienen. Indessen sind wir aber viel stärkerer Maßregeln der höheren Gewalt gewohnt worden, die wir am Ende, nachdem wir den Erfolg davon gesehen und für uns nützlich befunden haben, gleichwohl nicht haben mißbilligen können. Unsere alte Theorie über die Unverletzlichkeit der Eigenthumsrechte — in so fern sie auf die Staatsverfassung gegründet sind — ist daher sehr wankend geworden; und in manchem Staate mögen sich Tausende von Unterthanen vielleicht jetzt schon freuen, daß ihre Regierung nach den vorigen Grundsätzen gegen sie ungerecht gewesen ist. Möchte jede Regierung, die sich Despotie erlaubt, nur auch immer so weise und gütig Gebrauch davon machen, als es die baierische gethan hat!

Dies ist die Gemüthsstimmung gewesen, worein uns das oben genannte kleine Buch versetzt hat. So wenig anziehend es an sich ist: so gut stellt es doch die großen Erfolge dar, die die neueren B. Culturgesetze in der kleinen Herrschaft Ebersberg (denn sie besteht nur aus 300 Stellen) hervorgebracht haben. In dem kurzen Zeitraume und bey allem dem Drucke des Kriegs, der gewiß jeder nützlichen Unternehmung die größten Hindernisse in den Weg gelegt hat, sind hier gleichwohl 1589 $\frac{2}{3}$ Tagewerke der Cultur übergeben, und davon 649 $\frac{1}{2}$ dergl. und 664 $\frac{1}{2}$ schon zum Ertrage gebracht, 229 $\frac{1}{2}$ Tagw. 2146 $\frac{1}{2}$ trocken gelegtes Moor oder vormalige weidemeßige Wachselwiesen in zweymädige Wiesen verwandelt, 72 Anbauerstellen angelegt; die Menschen durch die Anbaue um 258 vermehrt; an Hof- und kleinem Vieh 90 Stück angeschafft; an Grundzinsen 1326 fl. nach einem ganz mäßigen Anschlage gewonnen worden. Daß diese großen Verbesserungen den Landmann auf eine belohnende Weise beschäftigt, seine Kenntnisse erweitert, seinen Unternehmungsgeist gereizt, seine Industrie erhöht haben; daß der Staat durch die vergrößerte Bevölkerung und vermehrte Production sehr bereichert worden: bedarf keines Beweises. Nur hätten wir gewünscht, daß der Vf. nicht bloß die Licht-, sondern auch die Schatten-Seite der Sache gezeigt hätte. Denn genutzt wurden die Grundstücke vor der Verbesserung doch auch, und der Theil der erhöhten Production, der durch die erhöhte Consumtion für Menschen und Vieh wieder aufgegangen ist, kann nicht gerechnet werden: welches ist nun also der durch die Verbesserung wirklich gewonnene Überschuss gewesen? Um Unterthanen mit den — wenn auch nur scheinbar — harten Maßregeln ihrer Regierungen auszuföhnen, müssen wenigstens Schriftsteller ihren Verstand zu überzeugen suchen. Bey den hier erzählten Operationen verdient die kluge Thätigkeit des Cameralamts und eines gewissen Beamten Deutlicher ausgezeichnet zu werden.

a.

NEUE AUFLAGEN.

FRANKFURT a. M., b. Brönnert: *Medicinische und chirurgische Bemerkungen.* Von Moriz Gerhard Thilenius, Dr., herzoglich naissaufischem Geheimen-Rathe und Leibarzte

u. s. w. Neue viel vermehrte Ausgabe. 1 Thl. Mit dem Bildnisse des Verfassers 1809. LX und 334 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.).

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 31 M Ä R Z, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PHILADELPHIA (Berlin): *Nunc permissum est. Coup d'oeil sur la doctrine de la nouvelle Eglise chretienne, ou le Swedenborgianisme. Ouvrage posthume de Henry de Bülow.* 1809. 80 S. 8. (12gr.)

Ehe von diesem Werke des verstorbenen Heinrich von Bülow selbst die Rede seyn kann, muß die Frage beantwortet werden, ob es auch wirklich von ihm herrühre. Die Ächtheit desselben kann nirgends mehr in Zweifel gezogen werden, als man sie an dem Verlagsorte selbst in Zweifel gezogen hat, wo sehr viele, sonst achtbare Personen, die den Herrn von Bülow genau gekannt zu haben glaubten, durchaus nicht begreifen konnten, wie ein so heller Kopf, der das Gebiet der militärischen Wissenschaften von mehr als einer Seite erweitert hatte, sich in solche *Abgeschmacktheiten* habe verlieren können; denn nur *Abgeschmacktheiten* sahen sie in dem vorliegenden Werke. Diefem Argumente steht indess sehr viel entgegen. Erstlich müssen alle diejenigen, welche des Verstorbenen Handschrift gekannt haben (zu welchen auch Rec. gehört) eingestehen, daß die Handschrift des *Nunc permissum est* von ihm herrühre. Zweytens kann die ungersche Buchhandlung in Berlin darüber Zeugniß ablegen, daß der Verstorbene gegen das Ende des Jahres 1806 den Gedanken zu einem Werke faßte, worin die Geschichte des Feldzugs von diesem Jahre, durchwebt mit der Lehre Schwedenborgs, vorgetragen werden sollte. Drittens kann man in dem Werke selbst kaum eine Seite lesen, ohne den Vf. des Geistes des neuen Kriegs-Systems wieder zu erkennen, der zu den wenigen Schriftstellern gehörte, welche einen *inneren* Styl haben, und der deshalb, in welcher Sprache er auch schreiben mochte, sich immer nur auf eine und dieselbe Weise ausdrücken konnte. Hiezu kommt endlich, daß Alle, die in vertrautem Umgange mit dem Vf. gelebt haben, sehr wohl wissen, bis zu welchem Grade er ein Anhänger Schwedenborgs war. Die Ächtheit des Werks scheint also außer allem Zweifel zu seyn.

Was nun die Absicht des Werkes selbst betrifft: so geht sie auf nichts Geringeres, als zu beweisen, daß der Schwedenborgianismus an die Stelle des bisherigen Christenthums, so wie es durch die katholische und protestantische Kirche verkündigt worden, treten werde. Den Beweis führt der Vf. dadurch, daß er aus Schwedenborgs theologischen *J. A. L. Z.* 1810. *Erster Band.*

Schriften einen Auszug liefert, und am Schlusse des Werkes (freylich ein wenig schwach) darthut: weßhalb alle diese Ideen zunächst auf die Franzosen übergehen, und sich durch diese über die ganze Welt verbreiten würden. Die schwedenborgischen Werke, welche er excerptirt, sind folgende: 1) *Die Lehre vom neuen Jerusalem, betreffend den Herrn*; 2) *die Weisheit der Engel, betreffend die göttliche Liebe und die göttliche Weisheit*; 3) *die eheliche und uneheliche Liebe*; 4) *ein hieroglyphischer Schlüssel zu natürlichen und geistigen Myfterien, vermittelt der Repräsentationen und Correspondenzen*; 5) *Indices zu der geoffenbarten Apokalypse*; 6) *das neue Jerusalem, Magazin, oder ein Schatz von himmlischer, geistiger und natürlicher Erkenntniß von verschiedenen Mitgliedern der londoner allgemeinen Gesellschaft zur Beförderung der neuen Kirche.* Unter diesen Werken ist kein einziges, welches nicht in dem Geruch der Schwärmerey bey denjenigen stehe, welche jede Abweichung von der gewöhnlichen Bahn mißbilligen, ohne sich um die Gründe zu bekümmern, welche diese Abweichung nothwendig machen. Wir wollen diese Gelegenheit benutzen, um unsere Meinung über Schwedenborg zu sagen; hieraus wird sich vielleicht Bülow's Eigenthümlichkeit und die sonderbare Schrift erklären lassen, welche wir oben angezeigt haben.

Schwedenborg, der in dem hohen Fluge, den seine Phantasie nahm, sehr oft bespöttelt worden, aber als Gelehrter und Mensch immer gleich achtungswerth geblieben ist — Schwedenborg gehörte ganz unstreitig zu den ausgezeichnetsten Männern des abgewichenen Jahrhunderts, und wird, nach einiger Zeit, als ein solcher vielleicht sehr allgemein anerkannt werden. Das Eigenthümliche seines Geistes bestand darin, daß es aus newtonischer Philosophie und kirchlicher Theologie zusammengesetzt war. Als Newtonianer konnte er sich einer Evidenz nicht verschagen, die, gleich einem Lichtmeer, auf ihn eindrang, und sein ganzes Wesen in Anspruch nahm. Als kirchlicher Theolog konnte er sich nicht darein finden, daß in dem, was die Grundlage aller seiner Überzeugungen ausmachte, irgend etwas enthalten seyn sollte, das anerkannten Wahrheiten widerspräche. Sein ganzes Bestreben ging also dahin, die newtonische Philosophie so mit der kirchlichen Theologie auszugleichen, daß zwischen beiden die höchste Übereinstimmung seyn möchte. Da dies aber nur auf dem Wege der Interpretation bewirkt werden konnte: so nahm er seine Zuflucht zu einer Un-

F f f f

terfcheidung des buchstäblichen Sinnes von dem wahren Sinne, den er bald den der Engel, bald den geistigen schlechtweg nennt. Was man auch von ihm lesen mag, überall stößt man auf diese Unterscheidung. In dem Werke vom *neuen Jerusalem und dessen himmlischer Lehre* beginnt er zum Beyspiel mit einer Beschreibung der heiligen Stadt nach Offenbarung Joh. Cap. 21, und fährt alsdann also fort: Der Mensch, der diefs liest, versteht es nicht anders, als nach dem Sinne des Buchstaben, daß nämlich der *sichtbare Himmel mit der Erde werde zu Grunde gehen und ein neuer Himmel werden*; — allein die *Engel* verstehen es ganz anders, nämlich alles auf eine geistliche Weise, was der Mensch auf natürliche Weise versteht; und wie die Engel es verstehen, so hat dasselbe seine Bedeutung, und das ist der innere oder geistliche Sinn des Worts.“ Ein Mann, der diesen Ausweg gefunden hatte, konnte sich nur in dem Scharfsinne gefallen, den er zu zeigen so viel Gelegenheit hatte; und da eben dieser Mann mit sehr viel Phantasie ausgerüstet war: so fehlte es ihm auch nicht an derjenigen Kraft, wodurch man sich anderer Geister bemächtigt. Wenn in dem abgewichenen Jahrhundert irgend Jemand vorzugsweise „*der Dichter*“ genannt zu werden verdiente: so ist es Schwedenborg. Mit gigantischem Geiste durchdrang er die ganze Welt. Für ihn gab es kein Mysterion; selbst die Tiefen der Gottheit hatte er ergründet, und den Geist vergeistigt. Eben desswegen hält es so schwer, ihm zu widerstehen. Ein Kopf, der nur mathematisch gebildet ist, befindet sich sogleich in seinem Wirbel, und wird sich schwerlich jemals wieder aus demselben befreien. Stärkeren Widerstand leistet ihm ein durch die Historie gebildeter Geist; doch muß er tief genug in das Wesen der menschlichen Gesellschaft eingedrungen seyn, um zu wissen, was durch die Kirche, als gesellschaftliches Institut, geleistet werden soll, und wie der Geist der Kirche das geworden ist, was er ist. Mit einem durch das Studium der Historie geübten Blicke entdeckt man in Schwedenborg leicht den Sectenstifter, d. h. den Mann, der die Fähigkeit besitzt, die Ansicht selbst vorzüglicher Menschen von Gott und der Welt von Grund aus zu verändern. Versetzt man sich nun in die Zeiten, wo Schwedenborg seine Rolle spielte: so wird sein System nur um so erklärlicher. Das Papstthum in zunehmendem Verfall, jener Atheismus, der sich auf den kirchlichen Gott bezieht, im stärksten Umschwunge, der Jesuitenorden beynahe auf allen Puncten Europa's aufgelöst und die Mitglieder desselben zerstreut, die Welt aus ihren bisherigen Angeln gehoben, und die Freygeisterey durch die Benennung der Philosophie geadelt: — diefs alles zusammen genommen, konnte einen Mann von Schwedenborgs tiefem Gemüthe wohl auf den Gedanken bringen, das zusammenstürzende Gebäude — nicht zu stützen — denn diefs konnte nichts mehr helfen — wohl aber zu ersetzen. Er schrieb lateinisch, um überall verstanden zu werden; und hätte er den Geist, welcher in der letzten Hälfte des abgewichenen Jahrhunderts die Welt bewegte, gehörig aufgefaßt: so wür-

de er in seinen Bemühungen, den einen Lehrbegriff durch den anderen zu ersetzen, seinen Zweck um so eher erreicht haben, da in seinen Ideen nichts enthalten ist, was des höheren Kulturgrades der neueren Zeit unwürdig genannt werden könnte. Wer jemals einen Blick in das neue Jerusalem geworfen hat, muß entzückt seyn von dem reinen Glanze der Lehren, die es enthält. Soviel über Schwedenborg; ein Name, der in der gelehrten Welt beynahe ganz vergessen ist, aber gewiss immer mit Hochachtung genannt werden sollte.

Wenn es gelungen war, sich des verstorbenen Hn. v. B. Vertrauen zu erwerben, der machte sehr bald die Entdeckung, daß er mit Enthusiasmus an Schwedenborg hing. „Kennen Sie Schwedenborgs Werke?“ fragte er, und wenn er eine verneinende Antwort erhielt: so war, auch wenn er nichts erwiderte, ein Bedauern in allen seinen Gesichtszügen ausgedrückt. Sprach er über diesen Gegenstand: so glich er demjenigen, der sich in abgebrochenen Worten zu einer verstoßenen Liebe bekennt. Rec., der den Verstorbenen genau gekannt hat, gesteht, daß er dessen Verehrung für Schwedenborg sehr natürlich fand. Heinrich von B. gehörte zu denjenigen Geistern, in welchen die Macht der Ideen sich schwer mit einer Entwicklung der Begriffe verträgt. Da aber diese Fähigkeit sehr notwendig ist, wofür der Geist nicht seinen eigenen Anschauungen erliegen soll: so mußte B. vor allen übrigen Schriftstellern denjenigen ehren, in welchem er, außer jener Macht der Ideen, auch das Talent antraf, diese Ideen in Begriffe aufzulösen, und dem Verstande seiner Leser zuzuführen. Ein solcher war Schwedenborg. Beide hatten ihren Geist durch das Studium der Mathematik gebildet, und waren von dieser Seite auf das Engste verwandt. Wenn Schwedenborg nun noch den Vorzug hatte, die Welt im Großen aufgefaßt und dargestellt zu haben: so stand B. zu ihm in dem natürlichen Verhältnisse eines Schülers zu seinem Lehrer; in einem Verhältnisse, das, je freyer es sich erzeugt hat, desto mehr zur Dankbarkeit und Hochachtung hinleitet. Wirklich hörte B. niemals auf, in Schwedenborg einen Heiland der Welt zu sehen, und seine Überzeugung wuchs, je mehr er sich überredete, daß die europäische Welt im Verderben liege, und nur durch eine schmerzhaft Regeneration gerettet werden könne.

Nimmt man Rücksicht auf die Zeit, in welcher sein *Nunc permissum est* erschienen ist: so muß man vor allen Dingen die Gesinnung achten, die dasselbe dictirt hat. Politischer Meinungen und kühner Voraussetzungen wegen ins Gefängniß geworfen, bleibt er seinen Überzeugungen treu; und als das Schicksal seine Prophezeiungen rechtfertigt, und er selbst nach der Festung Colberg geschleudert wird, ist sein erster Gedanke, der Welt zu sagen, in welchen Ideen sie über kurz oder lang ausruhen werde. Das Unglück, das ihn getroffen hat, ist für ihn eine Genugthuung, so schön er sie nur wünschen kann; und ohne sich im Mindesten zu beklagen, beginnt er sein Werk auf folgende Weise: „In einem Zeitalter, wo das Laster sü-

Klugheit gilt, ist es kein Wunder, wenn die Weisheit Thorheit genannt wird; es wird also auch die Lehre, welche die Vorsehung der Welt durch Schwedenborg offenbart hat, als der Traum eines gutherzigen Phantasten von denjenigen betrachtet, die, weil sie dieselbe nicht kennen, die körperlichen Sinne für die einzige Quelle des Glücks und der Weisheit halten.“ Sich selbst und sein Schicksal mischt er nirgends ein. Nur ein einziges Mal erinnert er sich seines Gefängnisses. „Der Gedanke des Menschen, sagt er S. 10, kennt den Raum nicht; es giebt dergleichen nicht für ihn. Ich schreibe dies in dem Gefängnisse zu Colberg, und versetze mich in eben diesem Augenblicke in die eliseischen Felder von Paris, oder nach Philadelphia in Amerika, wo ich gewesen bin.“ Dieses „Wo ich gewesen bin“ ist der einzige leichte Senfzer im ganzen Werke; alles Übrige ist mit heroischer Unbefangtheit geschrieben, so dass man sieht, wie sehr es dem Vf. nur um die Sache zu thun war. Bedurfte es jetzt noch einer Apologie für den Verstorbenen: so würde sie in diesem seiner nachgelassenen Werke enthalten seyn, das wahrlich keine geringe Ähnlichkeit mit Platons Apologie des Sokrates hat.

Im Allgemeinen muß man bekennen, dass in Schwedenborgs Lehre nichts enthalten ist, was die menschliche Natur, sofern sie durch Begriffe von Gott und der Welt bestimmt wird, nicht erhöhte und veredelte. Das war es denn auch unstreitig, was den Verstorbenen so mächtig zu ihr hinzog, und weshalb er wünschte, dass sie von dem ganzen menschlichen Geschlechte angenommen werden möchte. Er selbst scheint immer dahin gewirkt zu haben. Da die neue Lehre, wenn sie einem künftigen Cultus zum Grunde gelegt werden sollte, die Feste nicht ausschließen durfte: so bringt er deren drey in Vorschlag. Das Jahr soll mit dem 19 Juni seinen Anfang nehmen, und die neue Zeitrechnung von 1770 anfangen; doch giebt er zu, dass dies nicht wesentlich sey. Dagegen, meint er, würde es sehr nützlich seyn, alle Vermählungen ihre Verbindung in Pfingsten erneuern zu lassen, weil dies die Jahreszeit der Blumen sey, ein Emblem der ehelichen Liebe in ihrer ersten Gluth. Zugleich sollen alle Heirathen nur um Pfingsten geschlossen werden, weil dann die Kinder auf unserer Halbkugel zu Anfang der schönen Jahreszeit würden geboren werden. Oftern soll das Fest des heil. Abendmahls seyn; dasjenige Fest, welches die Reife ankündigt, oder dass der Mensch nach seiner eigenen Einsicht zu handeln beginne; doch sollen auch diejenigen, welche bereits hinzugelassen worden sind, das heil. Abendmahl erneuern, als ein Emblem des Guten (des Brods) mit dem Wahren (dem Wein). Das Fest der Taufe, als ein Emblem der Umschaffung des Menschen, soll zu Weihnachten gefeiert werden.

Die Gründe nun, um derentwillen der Verstorbene glaubt, die neue Lehre werde sich von Frankreich aus über Europa ausbreiten, sind folgende: *Erstlich*, Schwedenborg selbst hat gesagt: der Herr werde die Franzosen durch das Wort überführen, dass man sich ihm nähern, zu ihm wenden müsse, in Ansehung

seiner *Menschlichkeit*, weil sie göttlich ist. Dies beweiset, nach der Meinung des Vfs. (der mit großer Sorgfalt die Gründe aufzählt, weshalb der Schwedenborgianismus bisher keinen Eingang in Frankreich gefunden habe), dass die Franzosen die neue Lehre annehmen werden. Der schwierigste Punct für die Europäer, welche seit einer Reihe von Jahrhunderten sich im Unwahren und Falschen bestärkt hätten, sey die *göttliche Menschlichkeit*; allein der Widerstand werde allmählich verschwinden. *Zweitens* sind einzelne Werke Schwedenborgs bereits ins Französische übersetzt, vorzüglich die Abhandlung von Gott, eine der wichtigsten. *Drittens* kann die Aufnahme der neuen Lehre und die Bildung einer neuen Kirche durch den Schwedenborgianismus die Welt allein vor einer *Eroberung durch die Tartaren* beschützen; denn das Laster und der Despotismus würden sonst die Zahl der Völker und die Beschaffenheit der Nationen so vermindern und verschlechtern, dass die elenden Überbleibsel, des Widerstandes unfähig, unter dem Schwerde eines wilden Feindes fallen müßten. Die Franzosen sind als ein wohlthätiger Gährungsstoff zu betrachten. Sie haben ihre politischen Verirrungen erkannt, und sich davon befreit. Als Vorläufer der neuen Lehre bereiten sie den Weg, ohne es selbst zu wissen. Andere Nationen bilden sich ein, dass die Franzosen am meisten verderbt seyen; aber hievon findet das baare Gegentheil Statt. In Europa giebt es nur zwey Nationen: *die Engländer* und *Franzosen*. Die Engländer sind Insulaner, Feinde des menschlichen Geschlechts, und ob sie gleich den Schwedenborgianismus zuerst umfaßt haben; so hat er doch bey ihnen keine Wurzeln treiben können, weil sie ihn nur mit dem Verstande, nicht mit dem Gemüthe aufgefaßt haben. Was geschehen soll, muß also durch die Franzosen geschehen. Und wie sehr ist alles vorbereitet! Der Katholicismus durch Aufhebung der Mönchsorden und der Inquisition beynahe zerstört, die Wissenschaften, die Politik und der Krieg so verändert, dass ein neues Licht die Geister ergreifen kann, das abgeschmackte System des Gleichgewichts der politischen Macht durch das Gravitationsystem ersetzt, das Familiengesetz des französischen Kaisers, ein Werk göttlicher Eingebung — dies alles beweiset, dass das jüngste Gericht (im schwedenborgischen Sinne des Worts) vor der Thüre ist, und dass ein neuer Himmel und eine neue Erde entstehen werden, d. h. eine Ordnung der Dinge, welche minder vergänglich seyn werde, als die bisherigen. Das Jahr 1848 wird von dem Vf. als dasjenige bezeichnet, wo die neue Lehre sich in ganz Europa feststellen wird. Seine Gründe muß man bey ihm selbst nachlesen.

Wie gewagt nun auch das ganze Raisonement seyn möge: so ist es doch wohl nicht so abgeschmackt, als Viele glauben werden. Auf jeden Fall stehen der Kirche große Veränderungen bevor. Der Herrschaft des Katholicismus sind in unseren Zeiten Streiche versetzt worden, von welchen er sich schwerlich erholen wird. Gewohnt, das gesellschaftliche Gesetz durch die Auslegung des göttlichen in seiner Unvollkom-

menheit zu erhalten, muß er, durch die weltliche Macht gedrängt, den Vortheilen entsagen, welche damit für ihn verbunden waren; und dies muß nothwendig auf ihn selbst zurückwirken, und seinem Geiste eine andere Richtung geben. Der Protestantismus wird nach einiger Zeit empfinden, daß es keinen Gegenstand mehr für ihn giebt; und was könnte daraus wohl anderes folgen, als ein Verschwinden in sich selbst? Beide Formen des Christenthums scheinen sich nothwendig auflösen zu müssen. Da aber das Christenthum von diesen Formen unabhängig ist: so wird es in irgend einer anderen fort dauern. Ob diese nun der Schwedenborgianismus seyn werde? dies ist eine Frage, die nicht geradezu mit ja! beantwortet werden kann, selbst von demjenigen nicht, der mit Hochachtung für Schwedenborg erfüllt ist. Dem Genius des menschlichen Geschlechts, der sich nie Gewalt anthun läßt, scheint jene große Kirchenreformation, welche der europäischen Welt bevorsteht, überlassen zu bleiben. Sie wird nicht, wie der Vf. in seiner Vorliebe für Schwedenborg zu glauben scheint, gemacht werden, sondern sie wird sich selbst machen, d. h. sie wird nicht das Werk irgend eines Gesetzgebers seyn, sondern aus der ewigen Freyheit des Menschen hervorgehen, die allein die Quelle aller Religion ist. Nur so viel scheint zum Voraus angemacht zu seyn, daß nichts in ihr enthalten seyn kann, was dem Culturgrade widerspricht, und die Vervollkomm-

nung des gesellschaftlichen Gefetzes verhindert. In welchem Zusammenhange sowohl der bisherige Katholicismus, als auch der bisherige Protestantismus, mit dem Feudalwesen standen, ist niemals untersucht worden, und hat nicht füglich untersucht werden können, weil die Geister in dem Feudalismus befangen waren, und daher die Wahrheit da zu finden meinten, wo nur die Autorität sprach. Die Zukunft wird indeß hierüber Aufschlüsse geben, von welchen sich glauben läßt, daß sie alle bisherige Freygeisterey beschämen werden. Wie viel Glänzendes, oder vielmehr Blendendes nun auch in dem Schwedenborgianismus liegen mag: so scheint er sich doch nicht zu einer Grundlage für eine neue Kirche zu qualificiren, weil er allzu künstlich und zusammengefezt ist; der gemeine Verstand würde ihn schwerlich fassen können: was aber zur Religion hinleiten soll, das muß vor allen Dingen einfach seyn, und die Überzeugung mit sich führen. Und dies würde denn der letzte Grund seyn, um deswillen die Prophezeiung des Vfs. ohne Erfolg bleiben dürfte. Als Denkmal eines umfassenden Geinüths (das nur allzu sehr verkannt worden ist) der Aufbewahrung werth, wird sein Werk höchst wahrscheinlich ein Zeugniß wider seine Beurtheilung ablegen, welche darin fehlte, daß sie der großen Welt etwas aufdringen wollte, das nur für den gebildeteren Einzelnen da ist.

FG. LM.

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. Leipzig, b. Fleischer: *ABC - Tafeln* vom Prof. Stoy, mit Bildern von Schellenberg. 48. deutscher, und 4 S. französischer Text. 8. nebst 24 Tafeln. 12. Ohne Jahrszahl (12 gr.) Statt der langweiligen und verdrießlichen Gewohnheit, die Kinder das Buchstabiren und Lesen aus ABC-Büchern zu lehren, empfiehlt Hr. St. mit Recht den Gebrauch einzelner Buchstaben, die Anfangs einzeln vorgelegt, und dann willkürlich zu Sylben, Wörtern u. s. w. zusammengesetzt werden sollen. Um diese Methode zu befördern, liefert er hier zu jedem Buchstaben Bilder, und wählt dazu solche Vorstellungen, durch welche die Kinder zugleich mit den Buchstaben auch die ersten Elemente der nöthigsten, ihrem Alter angemessenen Kenntnisse lernen können. Diese Tafeln können also füglich für eine kleine bildlich dargestellte Kinderencyclopädie gelten. Von der Einrichtung derselben geben wir den ersten Buchstaben zur Probe. Die Aufschrift ist: *das Auge, l'oeil*, nebst dem großen und kleinen, deutschen und lateinischen Buchstaben. Die hier vorgestellten Gegenstände sind: Auge, Ohr, Mund, Nase und eine Hand mit zwey ausgestreckten, einen Körper tastenden Fingern. Darunter findet sich noch eine artige sinnliche Darstellung der fünf Sinne. Wie viel kann hiebey dem Kinde, das gleichsam mit den Sinnen zu leben anfängt, gesagt werden! Eben so wie hier, ist die Wahl der Gegenstände bey jedem Buchstaben, etwa C ausgenommen (der Christ, Jude, Heide, Türke), dem Kinderinne vollkommen angemessen. In der kurzen Anweisung zum Gebrauche dieser Tafeln sind interessante Winke gegeben, die zu weiterer Belehrung mit Nutzen gebraucht werden können. Xpm.

Schwelm, b. Scherz: Neues Bilder - ABC - Buch, enthaltend die Anfangsstücke zum Lesenlernen und vier und dreißig sehr sauber gestochene und illuminirte Gegenstände aus der Natur und Kunst, nebst der Beschreibung. (Ohne Jahrszahl) 36 S. 8. (12 gr.) Dies ABC - Buch zerfällt in drey, schon auf dem Titel angegebene Abtheilungen. Voraus gehen die Buchstaben nach ihrer Ordnung, dann außer der Reihe. Die Anfangsstücke zum Lesenlernen (von S. 6 — 16) sind zu kurz, als daß sie einen vollständigen Unterricht im Lesen geben könnten. Die Sylben und Wörter sind nach der Stufenfolge in der Zusammensetzung gut geordnet: weniger aber billigen wir, daß einfache Sylbenlaute, wie *ba, be, ob, eb* u. s. w. gänzlich fehlen, daß bey der Anordnung der Sylbenwörter nicht immer auf die Aussprache Rücksicht genommen, sondern (vielleicht absichtlich) geschärfte und gedehnte Sylben unter einander gesetzt wurden. Die Zahlen sind bis 10 durch Punkte venusinnlich, die zusammengelesenen fehlen. Die einzelnen Sätze geben dem Kinde eine treffliche Nahrung, wenn ihrer nur mehr wären! Die 34 Kupfer füllen 4 Octavblätter, stellen zu jedem Buchstaben einzelne Gegenstände dar, und sind, wenn auch nicht, wie der Titel selbst rühmt, sehr sauber, doch für ein ABC Buch immer gut ausgefallen. Die Beschreibung derselben ist zum Vorlesen und Erklären für Eltern und Lehrer bestimmt. Warum wurde sie nicht mit in das Lesebuch verflochten, da die Beschreibung dieser Gegenstände von den Kindern eben so gern selbst gelesen, als angehört werden würde? Freylich hätte sie dann mehr im Kinderton geschrieben seyn müssen. Xpm.

Monatsregister

V O M

M ä r z 1 8 1 0.

I. Verzeichniß der im Monat März in der J. A. L. Z. recensirten Bücher

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

A.

- Ahlemann** Beschreibung des Taubstummen-Instituts in Berlin 56, 446.
Anacreontis et Sapphus carmina, Ed. Born, 2 Ed. 54, 431.
Arctis literarisches Handbuch für die bayerische Geschichte und alle ihre Zweige. Literatur der Stadtgeschichte. 1 Th. — Literatur der Geographie und Statistik. 1 Th. 58, 457.
 — über die frühesten universalhistorischen Folgen der Erfindung der Buchdruckerkunst 59, 449.
Augusti drey Gelegenheitspredigten in der Universitätskirche zu Jena gehalten. 69, 551.
Augustin Statistische Uebersicht des Königreichs Westphalen. 1 Bd. 64 u. 65, 505.

B.

- Beil** Statistique générale des provinces composant le Royaume de Westphalie 64 u. 65, 506.
Bellermann Phoeniciae linguae vestigiorum in Meliteni Spec. I 73, 383.
Bilder ABC-Buch, neues 75, 600.
Bittner Handbuch der Mathematik mit Rücksicht auf leichte Fasslichkeit und praktische Anwendung. 1 Bd. 57, 453.
Blumen-Quirlenden zum Sticken für Damen 67, 635.
Bosse Esquisse de la Statistique générale (et particulière) du Royaume de Westphalie 64 u. 65, 505.
Brauer Versuch einer Erläuterung der Grundwahrheiten der Philosophie 56, 439.
Bulletin des loix du Royaume de Westphalie 1808. T. III. 1809. T. I. II 51, 401.
de Bülow Nunc permissum est. Coup d'oeil sur la doctrine de la nouvelle église chrétienne 75, 593.

C.

- Ciceronis** de legibus libri III, ed. Goerenz 71, 562.
 — — Philosophica omnia, ed. Goerenz. Vol. I 71, 562.
Correspondent, der Triester. Aus dem Franz. übers. von Miller. 2 Aufl. 54, 431.
Carls der niederländische Revolutionskrieg im 16 und 17 Jahrh. Als Fortsetzung der schillerischen Geschichte des Abfalls u. s. w. 1. 2 Th. 66, 521.

D.

- Duisburg** (Fr. C. G.) Religionsvorträge. Herausg. von Meister 69, 545.
 — — (Fr. X. G.) Versuch einer historisch-topographischen Beschreibung der freyen Stadt Danzig. 1 Th. 63, 538.

E.

- Elvert** über ärztliche Untersuchung des Gemüths-zustandes 54, 431.
Ernesti encyclopädisches Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Philosophie und ihrer Literatur. 2 Theile 55, 437.
Esperimento delli sordi-muti liguri etc. 56, 447.
Ewald Gast- und Gelegenheits-Predigten 69, 545.

F.

- Familie**, die gräbliche dambachische und Juwelier-baumerische, oder Geistes- und Seelen-Größe bey den heftigsten Stürmen des Schicksals 63, 505.

Förtsch f. Worin.

Forcht acht National-Polonoisen von verschiedenen Componisten in und um Warschau. 2 Heft 72, 576.

G.

Gottesverehrungen, die öffentlichen, der katholischen Christen waren Anfangs anders beschaffen, als jetzt, und sollen wieder anders werden 59, 399.

H.

- Handbuch** über das Königreich Westphalen zur Beschreibung über Land und Einwohner, Verfassung u. s. w. 1. 2 Heft 64 u. 65, 505.
Hartstein f. Predigten.
Hartmanns Versuch einer Beschreibung des Bodensees. 2 Aufl. 71, 568.
Hoffel des Königreich Westphalen vor seiner Organisation 64 u. 65, 506.
 — — geographisch-statistischer Abriss des K. Westphalen 64 u. 65, 505.
 — — Repertorium zum Special-Atlas des K. Westphalen in 9 Blättern 64 u. 65, 506.
Hauff Briefe, den Werth der schriftlichen Religionsurkunde, als solcher, betreffend 1. 2 Bändchen 50, 393.
Henrici Grundzüge zu einer Theorie der Policy-Wissenschaft 66, 441.

I.

- Ibn-al-Vardi** Aegyptus, ed. Fraehn 73, 579.
Ideler Untersuchung über den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen 57, 449.

K.

- Kasska** Statistische Schilderung vom gegenwärtigen Rußland unter Alexander I 64 u. 65, 519.
Kaibel Fest- und Casual-Predigten. 1. 2 Bd. 69, 545.

L.

- Länder- und Völker-Kunde**, neue. 6 Bd. 4 bis 6 Heft 64 u. 65, 506.
Longini de sublimitate, graece et latine. Rec. *W. Weiske* 70, 568.
Ludwig f. Worin.

M.

- Magazin**, neuestes, für Leichenpredigten. 1. 2 Bd. 69, 550.
Mancos neu verbessertes und aus dem Ital. überetztes Traumbüchlein. 8 Aufl. 54, 432.
Mangold Katechismus oder leichtfasslicher Unterricht für Kinderwärterinnen 53, 423.
Mann Principes métaphysiques des Etres et des connoissances 52, 435.
Müllers erbauliche Erzählungen der vornehmsten biblischen Geschichten. 12 Aufl. 60, 399.
Mosengall die Wiederkehr 66, 528.
Mücke Predigten über die Leidensgeschichte Jesu. 1. 2 Jahrgang 69, 545.
Müller Elemente der Staatskunst. 1 — 3 Th. 60, 473.
 — — System der gesammten Heilkunde nach der Erregungstheorie. 1 — 4 Bändchen 63, 417.

Müller von der Idee des Staats und ihren Verhältnissen zu den populären Staatstheorien 63, 504.

O.

Oberthür auch den trefflichsten Erziehungsanstalten fehlt noch Vieles. Oder: Entwurf eines auf Menschennatur und Menschenbestimmung gegründeten vollständigen Erziehungssystems 66, 445.

P.

Predigten bey der Einführung und dem Amtsentritte des k. Ober-Consult. und Ober-Schulrathes etc. Ribbeck, gehalten von Hanstein und Ribbeck 69, 552.

R.

Reinbeck deutsche Sprachlehre. 2. Aufl. 71, 568.

Reinhardt der kleine Westphale oder geographisches Lehrbuch über das K. Westphalen 64 u. 65, 506.

Ribbeck f. Predigten.

Ricklefs Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung der Töchter Schule in Oldenburg 59, 472.

Roloff vollständiges Handbuch bey Verhandlung der Civilstandsacte und bey Führung der Civilstandsregister 52, 413.

Romane, komische 63, 504.

Rosenmayer Archiv für die Geschichte, Geographie, Topographie und Statistik des Königreichs Westphalen. 1 Bd. 1. 2. Heft. 64 u. 65, 505.

S.

Säker die schönsten Geistesblüthen des ältesten Orients 75, 582.

o. Schiller Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung. 2 und 3 Th. von Curths 66, 521.

Schöne Faut 66, 527.

Schwedler Worte des Herrn an die Freunde des Vaterlandes. Oder: Katechismus der christl. Vaterlandsliebe. 2. Aufl. 50, 539.

Sollen die Religionsverfolgungen wieder anfangen? Eine Beylage zu der Flugschrift: Plane Napoleons und seiner Gegner, und der Zeitschrift: Der Morgenbote 63, 503.

Stoy ABC-Tafeln mit Bildern von Schellenberg 75, 589.

Stuze Handbuch der Mathematik. 1. 2. Th. 57, 455.
Special-Atlas des Königreichs Westphalen 64 u. 65, 506.

T.

Thaer Annalen des Ackerbaues III. Jahrgang. 5 Bd. 1-6 Hefte. 6 Bd. 7-12 Hefte. IV. Jahrg. 7 Bd. 1-6 Hefte. 8 Bd. 7-12 Hefte. V. Jahrg. 9 Bd. 1-6 Hefte. 10 Bd. 7-12 Hefte 74, 585.

Thilenius medicinische und chirurgische Bemerkungen. Neue Ausg. 1 Th. 74, 591.

Tolberg über das einzige Mittel bey der sich jetzt nahenden Viehseuche das Rindvieh zu retten 74, 591.

Toulangeons Geschichte von Frankreich seit der Revolution von 1789. Deutsch herausgeg. von Petri. 1-4 Bd. 66, 526.

U.

Ueber Entstehung, Fortschritt und dermaligen Zustand der Landescultur der königl. herzoglich bayersch. Grosspriorats Herrschaft Ebersberg 74, 592.

Ueber Sinn und Absicht einiger Stellen der zu München erschienenen Flugschrift: die Plane Napoleons und seiner Gegner 63, 505.

V.

Vaters hebräisches Lesebuch. 2. Aufl. 73, 577.

Vermögensrechte, die, der Ehegatten nach den Grundsätzen des Gesetzbuchs Napoleon 52, 416.

Versuch einer geographischen Darstellung des neuen K. Westphalen von B-b. 64 u. 65, 505.

Versuch einer kirchlichen Statistik der herzoglich mecklenburg-schwerin-güstrowischen und mecklenburg-strelitzischen Länder 66, 541.

Virgils Aeneis, deutsch und lat. herausgeg. von Spitzenberger. 1 Bd. 2. Ausg. 71, 567.

W.

Wals Natur und Behandlung der Schafräude 74, 589.

Wauker christliche Sittenlehre. 2. Aufl. 60, 400.

Waring Reise nach Scheeraz auf dem Wege von Kazroon und Feerozabad. 1. 2. Th. 67, 599.

Worin sind die guten Erziehungsanstalten des Fürstenthums Würzburg noch zu verbessern? Von Fortsch und Ludwig 66, 445.
Wunderhold, das Mädchen 72, 576.

II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Anonyme Verleger 56, 63, 75.

Aubel in Cassel 51.

Barth in Leipzig 54.

Becker in Gotha 63.

Bieling in Nürnberg 63.

Braunes in Berlin 72.

Brünner in Frankfurt am Mayn 74.

Bruder und Hofmann in Leipzig 66.

Büchler in Elberfeld und Leipzig 69.

Cröcker in Jena 69.

Crusius in Leipzig 66.

Degen in Wien 66.

Dieterich in Göttingen 64 u. 65.

Dieterici in Berlin 73.

Fleischer in Leipzig 75.

Gebauer in Halle 64 u. 65.

Gebhard und Körber in Frankfurt am Mayn 69.

Geographisches Institut in Weimar 64 u. 65 (2).

Giel in München 53.

Göbhardt in Bamberg und Würzburg 53, 66.

Hammerich in Altona 67.

Hampe, Wittwe, in Cassel 64 u. 65.

Hanrichs Erben in Meiningen 66.

Heerbrandt in Tübingen 64, 64 u. 65.

Heigl u. Comp. in Straubing 71.

Heinrichshofen in Magdeburg 52, 74.

Hemmerde und Schwetfchke in Halle 64 u. 65.

Hendel in Halle 73.

Herold und Wahlrab in Lüneburg 56.

Himrichs in Leipzig 53.

Huber u. Comp. in St. Gallen 71.

Klüger in Rudolstadt 67.

Korn d. Aet. in Breslau 50, 67, 69.

Krieger in Cassel 52.

Landes-Industrie-Comptoir in Weimar 64 u. 65.

Lindauer in München 69, 74.

Linz in Wien 50.

Macklet in Carlsruhe 73.

Maurer in Berlin 56, 69.

Meinhold in Dresden 72.

Meyer in Lemgo 55.

Mohr und Zimmer in Heidelberg 69.

Müller in Bremen und Aurich 69.

Niemann u. Comp. in Lübeck und Leipzig 71.

Realschulbuchhandlung in Berlin 74.

Sander in Berlin 50, 66.

Scherz in Schwelm 75.
 Schmide in Hamburg 63.
 Schulze in Oldenburg 69.
 Solbrig in Leipzig 64 u. 65.
 Stage in Augsburg 54 (a).
 Steinköpf in Stuttgart 50. 74.
 Stiller in Rostock und Schwerin 68.
 Thomann in Landshut 50.
 Trofchel in Danzig 68.
 Vieweg in Braunschweig 64 u. 5 (a).

Vogel in Leipzig 73.
 Waizenhausbuchhandlung in Halle 64 u. 65.
 Waldeck in Münster 66.
 Walther in Dresden 63.
 Weidmanns in Leipzig 71.
 Weigel in Leipzig 70.
 Weiss in Berlin 67.
 Weygand in Leipzig 50.
 Widmann in Prag 57.
 Zeidler in Regensburg 65.

III. Intelligenzblatt des März.

Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Jena Verl. 21, 166.
 Akademische Buchh., neue, in Marburg Verl. 18, 143.
 Arnoldische Buchh. in Dresden Verl. 24 u. 25, 190.
 Collignon in Cassel Verl. 21, 163.
 Cramer Beschreibung des nassauischen Berg-
 Hütten- und Hammer-WeSENS und die zum
 Th. gehörige Charte von Altenkirchen 23, 179.
 Erzählungen, Anekdoten und Charakterzüge, in-
 teressante, aus dem Leben berühmter und be-
 rühmter Männer. 1 Bd. 24 u. 25, 198.
 Felscher in Nürnberg Verl. 24 u. 25, 195.
 Flischer d. J. in Leipz. Verl. 19, 152.
 Göpferdt in Jena Verl. 21, 161.
 König in Strassburg Verl. 24 u. 25, 196.
 Kupfberg in Mainz Verl. 18, 141.
 Mitzky u. Comp. in Leipzig Verl. 21, 165.
 Realbuchhandlung in Berlin Verl. 23, 177.
 Rechen in Leipzig Verl. 24 u. 25, 199.
 Reinhard Predigt am Feste der Reinigung Maria
 1810 21, 166.
 Salfeld in Berlin Verl. 25, 178.
 Schramm in Strassburg Verl. 24 u. 25, 198.
 Seidelsche Kunst- und Buch-Handlung in Sulz-
 bach Verl. 21, 163.
 Seidler in Jena Verl. 21, 165.
 Solbrig in Leipzig Verl. 19, 151.
 Voss in Leipzig Verl. 18, 143.
 Waizenhausbuchhandlung, hallische, in Halle und
 Berlin Verl. 18, 141.
 Waizenhausbuchhandlung in Halle Verl. 18, 142.

Mayer in Würzburg
 Metzger in Würzburg
 Nagy in Kaschau
 Oberthür in Würzburg
 Palmquist in Stockholm
 Pfaff in Dorpat
 Pfaff in Helmstädt
 Post in Helmstädt
 Ringelmann in Würzburg
 v. Rudnay in Pesth
 Scheverlay in Savos-Patak
 Schmelzer in Helmstädt
 Schrader in Helmstädt
 Schulze in Helmstädt
 Schuster in Rehburg
 Spindler in Würzburg
 Stulsa in Pesth
 Szisz zu Stein am Anger
 Szopowicz in Warschau
 Szymkiewicz in Wilna
 Varga in Großwaradein
 Vater in Königsberg
 Vend in Würzburg
 Wagner in Braunschweig
 Wagner in Würzburg
 Wallenberg
 Weber in Frankfurt an der Oder
 Wegscheider in Rinteln
 Wenderoth in Rinteln
 Wolski in Warschau
 Wunsch in Frankfurt an der Oder

22, 171.
 22, 171.
 21, 162.
 22, 171.
 22, 176.
 19, 146.
 20, 159.
 20, 159.
 22, 171.
 21, 161.
 21, 162.
 20, 159.
 20, 159.
 20, 159.
 22, 171.
 21, 161.
 21, 162.
 19, 150.
 19, 150.
 21, 162.
 19, 150.
 22, 171.
 20, 159.
 22, 171.
 18, 139.
 18, 139.
 20, 159.
 20, 159.
 19, 149.
 18, 139.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Adlerkreuz in Stockholm 22, 176.
 Armfeldt in Stockholm 22, 176.
 Augustin in Potsdam 18, 139.
 Bartels in Helmstädt 20, 159.
 Bradecher in Großwaradein 21, 162.
 Bruns in Helmstädt 20, 159.
 v. Cederström in Stockholm 22, 176.
 v. Crell in Helmstädt 20, 159.
 Denisiewicz in Warschau 19, 150.
 Döllinger in Würzburg 22, 171.
 Feliczky in Großwaradein 21, 162.
 Felinski in Warschau 19, 150.
 Flittner in Berlin 18, 139.
 Geseinus in Heiligenstadt 20, 159.
 Huisen in Warschau 19, 150.
 Hufz in Igló 21, 162.
 Jefferson in Amerika 19, 150.
 Jürg in Leipzig 22, 170.
 Kozłatay in Warschau 19, 149.
 v. Korbely in Pesth 21, 162.
 Krainer in Raab 21, 162.
 Kühne in Helmstädt 20, 159.
 Mayhard in Würzburg 22, 171.
 Markus in Igló 21, 162.

Nekrolog.

Agoston in Pesth
 Albisson in Paris
 Beltay in Prefsburg
 Burghäuser in Würzburg
 Eckhardt in Berlin
 Fraas in Heilbronn
 v. Hajnik in Pesth
 Halle in Berlin
 Hebenstreit in Neustadt an der Orla
 Nagy in Pesth
 Pfeiffer in Kismark
 Piranesi
 Prochaska in Prag
 Schrader in Pesth
 Winterl in Pesth

19, 146.
 19, 147.
 19, 146.
 22, 175.
 22, 175.
 19, 147.
 19, 147.
 22, 175.
 22, 175.
 19, 147.
 19, 146.
 19, 147.
 22, 175.
 19, 146.
 19, 147.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Auch, Preisvertheilung und Preisfragen der
 Ackerbaugesellschaft 19, 143.
 Berlin, öffentliche Versammlungen der Akademie
 der Wissenschaften am 28 Dec. v. J. und 25 Ja-
 nuar d. J. 21, 162.
 Boulogne, Preise der Société d'agriculture, de
 commerce et des arts 19, 143.

Gard-Departement, Preisfragen der Akademie	19, 147.
Glatz, die Gesellschaft zur Beförderung der Naturkunde und Industrie Schlesiens erweitert ihre Constitution	22, 176.
Isle-de-France, Arbeiten der Nacheiferungsgesellschaft	19, 149.
Kopenhagen, Auftrag an die Gesellschaft der Wissenschaften, der franz. Regierung die trigonometrischen Ausmessungen von Schleswig und Holstein mitzutheilen	22, 174.
— — — ausgebreiteter Nutzen der Landhaltungsgesellschaft	22, 175.
— — — neues Bureau und Vorlesungen in der königl. medicinischen Gesellschaft vom 12 Oct. bis 23 Nov.	22, 175.
— — — Vertheilung der Prämie zur Rettung der Scheintodten	22, 175.
— — — Vertheilung des Preises für die Aufgabe des Grafen Dannekiold Samsoë	22, 175.
— — — Vorlesungen in der Gesellschaft der Wissenschaften am 10 Nov. und 8 Dec.	22, 174.
Lyon, Sitzung und Preisfragen der Académie des sciences, belles-lettres et arts am 21 Nov.	22, 176.
Mayland, Preisaufgaben der Generaldirection des Unterrichts	18, 158.
Paris, Auszug aus dem Bericht über die Arbeiten der mathematisch-physikalischen Classe des Instituts im J. 1809	24 u. 25, 185.
— — Bericht der Société médicale über Waltenbergs Schrift	18, 158.
— — kaiserl. Decret über die jährlichen Preise, die italienische Sprache betreffend	18, 158.
— — öffentliche Sitzung, Preisvertheilung und neue Preisaufgabe der mathematisch-physikalischen Classe des Instituts am 2 Jan.	18, 157.
Potsdam, Sitzung der märkischen ökonomischen Gesellschaft am 10 Oct.	18, 159.
Roskilde, neue Einrichtung der jährlichen Versammlungen der seeländischen Geistlichkeit	22, 174.
Stockholm, Jahrestag der schwedischen Akademie	22, 176.
— — — neue Ehrenmitglieder der königl. Akademie der Wissenschaften	22, 176.
Warschau, Sitzung der königl. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften am 18 Sept. v. J.	19, 149.
Würzburg, Arbeiten, Statuten und Preisfrage der Gesellschaft zur Vervollkommenung der mechanischen Künste und Handwerker	22, 173.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Altenburg, Redactus am Gymnasium	22, 175.
Jena, Prorectorats- und Decanats-Wechsel — Programm — Promotionen	20, 153.
Kopenhagen, Feyer der Reformation an der Universität	22, 175.
— — — Geschenk an die Lehr- und Arbeitsschule des Holms	22, 175.

Leipzig, königl. Verordnung die Erlangung der juristischen Doctorwürde betreffend	22, 169.
— — Nachtrag der neuen Stiftungen, Geschenke und noch einiger Schriften bey Gelegenheit der 4ten Jubelfeyer	20, 154.
— — Stiftung einer neuen Professur der Entbindungskunst	22, 170.
— — Vermehrung des physikalischen Apparats der Universität durch den König	20, 158.
Marburg, die Universität erhält vom König die Bibliothek der Commende Lucium zum Geschenk — Ausichten zur Vermehrung der Freystellen und Beneficien	20, 158.
Nürnberg, Prüfungen und Preisvertheilung im Realinstitute	19, 145.
Pelth, Rectorats- und Decanats-Wahl — die Universität verliert mehrere Professoren	21, 161.
Saros-Patak in Ungarn, patriotisches Geschenk an das reformirte Collegium	21, 161.
Wien, Procuratoren, Rector- und Decanats-Wahl	21, 161.
Würzburg, Lehrpersonal und gegenwärtiger Zustand der Universität — Promotionen — akademische Schriften	22, 171.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

v. Arctin Gegenerklärung	21, 168.
v. Arnim und Brentano an die Leser des Wunderkorns	21, 166.
Brentano f. v. Arnim:	
Bücher-Auction in Halberstadt	18, 144.
— — — in Leipzig	19, 152.
Bücher, welche zu kaufen gesucht werden	23, 184.
Cours historique et élémentaire de peinture, 77 Lieferung	19, 150.
Fiedler in Jena Bücher zum Verkauf	23, 184.
Henry in Jena Berichtigung	18, 144.
Kopenhagen, Aufstellung der Prämien-Concurrenz-Arbeiten in der Kunstakademie	19, 150.
Körts und Vogler in Halberstadt Anzeige ihr Bureau für Literatur und Kunst betreffend	21, 167.
Mayland, Lamberti überreicht dem Vicekönig Bodonis Prachtausgabe des Homer	18, 142.
Musée françois p. Robillard et Peronville, 74 Lieferung	19, 150.
Paris, Auszug aus der Darstellung der Lage des franz. Reichs, den öffentl. Unterricht, die Literatur und Religion betreffend	18, 159.
— — kaiserl. Decret, die Buchdruckereyen und den Buchhandel betreffend	20, 159.
— — neue Oper Fernand Cortes	19, 150.
Ringseis in Landshut Erklärung	24 u. 25, 200.
Schlegel lernt die ungarische Sprache	19, 150.
Schottland, in, wird ein Kryftall von 308 Unzen gefunden	18, 142.
Schumann in Leipzig Bücher zum Verkauf	23, 184.
Vogler f. Körts.	
Vulpinus in Weimar Bücher zum Verkauf	23, 179.

J E N A I S C H E

A L L G E M E I N E

LITERATUR-ZEITUNG

V O M J A H R E

I 8 1 0.

S I E B E N T E R J A H R G A N G.

Z W E Y T E R B A N D.

A P R I L, M A Y, J U N I U S.

J E N A,

in der Expedition dieser Zeitung,

und L E I P Z I G,

in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition.

1810.

D E N 2 A P R I L 1 8 1 0 .

T H E O L O G I E .

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Francisci Volkmar Reinhardi*, Phil. et Theol. Doctoris, Potentiss. Reg. Saxon. Concionatoris aulici primarii, et Consiliarii in Senatu ecclesiastico et Consistorio supremo, *Opuscula academica*. Vol. I et II. 1808 et 1809. 68 Bog. gr. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Der Herausgeber dieser Sammlung, der Hr. Prof. Pölit in Wittenberg, hat nach der Vorrede sich die Erlaubniß, sie zu veranstalten, von dem Hr. OHP. Reinhard selbst erbeten, und sie, wie es scheint, nur mit Mühe erhalten, da Hr. R. mit mehreren in dieser Sammlung enthaltenen Abhandlungen nicht vollkommen zufrieden seyn zu können glaubte, und es ihm an Zeit mangelte, sie gänzlich umzuarbeiten. Obgleich nun Hr. Pölit bey dieser Sammlung weiter nichts gethan hat, als daß er den Abdruck derselben besorgt, die Zusätze am gehörigen Orte einschaltet, und eine chronologische Inhalts - Anzeige hinzugefügt hat: so ist doch diese seine Unternehmung um so mehr verdienstlich zu nennen, je beschränkter der Umlauf ist, in welchen gewöhnlich akademische Gelegenheitschriften gebracht werden, je leichter sie ganz vergriffen werden, je größer der wohlthätige Einfluß war, den der Vf. dieser Schriften während seines Lehramtes in Wittenberg auf so Viele hatte, und je höher die Stufe der Ehre und des Ruhms ist, welche er späterhin erreicht hat. Die Abhandlungen in diesen beiden Bänden sind von dem Herausgeber nach der Zeitfolge geordnet. Vielleicht wäre es Manchen angenehmer gewesen, wenn sie nach ihrem Inhalt geordnet worden wären, wie es in anderen ähnlichen Sammlungen geschehen ist. Dogmatische, exegetische, philosophische, homiletische, moralische Abhandlungen wechseln hier mit einander ab. Auch sind mehrere zum Theil ungedruckte Reden aufgenommen worden. Einige derselben sind unverändert geblieben, einige haben mehr oder weniger bedeutende Zusätze erhalten, von welchen wir gewünscht hätten, daß sie der Herausgeber mehr bemerkbar gemacht hätte. In dem ersten Theile sind folgende Abhandlungen und Aufsätze befindlich: 1) *De personis Alexandrinae auctoritate et usu in constituenda librorum Hebraicorum lectione gemina*. Die erste Schrift des Vfs., mit welcher er sich im J. 1777 in Wittenberg habilitirte. Ob es uns gleich scheint, als wenn das Ansehen der alexandrinischen Übersetzung in dieser Abhandlung zu sehr herabge-

würdigt worden sey: so zeichnet sie sich doch schon durch eine mit vieler Beurtheilungskraft angebrachte Belesenheit, so wie durch die anständige Art aus, womit die Meinungen anderer Gelehrten geprüft sind. Hatte es Hn. R. die Zeit erlaubt, sie nochmals zu bearbeiten: so würden freylich die Resultate anders ausgefallen seyn. 2) *De morte voluntaria quid et quam clare praecipiat philosophia, ad locum Platonis in Phaed. Sect. VI.* Eine pro loco inter Adjunctos Fac. Philos. im J. 1778 gehaltene Disputation. Zwey Hauptsätze sind es in der angeführten Stelle, aus welchen nach der Meinung des Vfs. verschiedene Gründe wider das Verbrechen des Selbstmordes hergeleitet werden können. Der erste ist dieser: *Es stehen alle Schicksale der Menschen unter der göttlichen Vorsehung*. Der zweyte: *Die Menschen sind Gottes Knechte*, d. h. sie hängen ganz von ihm ab, und sind ihm zu gehorchen verbunden. 3) *Symbola ad interpretationem Psalmi sexagesimi octavi*. Der Vf. glaubt mit den besten Auslegern, daß David dieses Lied auf die Feyerlichkeit, bey welcher die Bundeslade auf den Berg Sion gebracht wurde, verfertigt worden sey; doch findet er im 19 Vers eine Weissagung von der Ausbreitung der christlichen Religion. Diese Abhandlung, welche auch *Velthusen* in seine bekannte Sammlung aufgenommen hat, ist jetzt durch viele Zusätze bereichert worden. 4) *Utrum ad judicium de miraculis requiratur universae naturae accurata cognitio?* Der Vf. leugnet dieses, und nimmt an, man könne ohne eine solche ausgebreitete Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte schon fattsam begreifen, ob eine Begebenheit mit den allgemein anerkannten Gesetzen der Natur übereinkomme oder nicht. Er bestimmt daher den Begriff eines Wunderwerkes dahin, daß es eine Begebenheit sey, welche eine Ausnahme von den bekannten und in die Sinne fallenden Gesetzen der Natur mache, um die Glaubwürdigkeit eines göttlichen Gesandten zu bekräftigen. Und diesen Begriff sucht er aus der Natur der Sache und dem hebräischen, griechischen und lateinischen Sprachgebrauch festzustellen. 5) *De locis quibusdam, qui in sermonibus Domini temere putantur communes*. Disput. Philos. Spec. I. Diese Abhandlung, die in dieser Sammlung einige Zusätze bekommen hat, ist leider von dem Vf. unvollendet geblieben. Sie enthält nur eine allgemeine Vorbereitung, in welcher ganz kurz von den Ursachen gehandelt wird, welche verursachen, daß die gewöhnlichen Erklärer des N. T. in den Reden Jesu überall Gemeinfätze sehen, und eine richtigere Erklärung der Stelle Matth. XI, 28 — 30. 6) *De*

veterum inductiones ad locum Diogenis Laertii L. III. Segm. 53—54. Dafs die Natur der alten oder sokratischen Induction nicht so sehr von der Induction der Neueren verschieden seyn, wie man sich gemeinlich einbildet, wird in dieser Schrift scharfsinnig und gelehrt bewiesen, und die dunkle Stelle des Diogenes von Laerte mit den nöthigen Anmerkungen versehen. 7) *Consilium bene merendi de universo humano genere ingenii supra hominem elati documentum.* Der Inhalt dieser Abhandlung, die mit fast allgemeinem Beyfall aufgenommen worden ist, spricht sich zu deutlich durch ihre Aufschrift aus, als dafs eine genauere Darstellung desselben nothwendig seyn sollte. Sie wurde im Jahr 1781 durch eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel: *Versuch über den Plan, den der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschen entwarf u. s. w.*, welche in der That eine neue, mit verschiedenen Zusätzen bereicherte Bearbeitung dieser Materie ist, noch gemeinnütziger gemacht. 8) *Carmina poetarum cur placeant constantius, quam sapientiae doctorum philosophumena.* In der Wahl des Gegenstandes, in der Art des Vortrags, in der Abweichung von der Natur und in der Vernachlässigung des Styls, welche man bey philosophischen Schriftstellern so häufig findet, glaubt der Vf. die Ursachen des Vorzugs zu finden, welchen man den Schriften der Dichter so gerne zugestehet, woraus am Ende einige Folgerungen gezogen werden. 9) *De conjungenda cum tradendis philosophiae placitis eorumdem historia.* Eine im Jahr 1781 bey der Feyerlichkeit der Magister-Promotion gehaltene Rede. 10) *Oratiuncula de ratione docendi Socratica in institutis philosophiae academicis imitanda; cum additamento: de methodo docendi Socratica.* Zum Andenken der verstorbenen D. Vater, welcher die wittenbergische Akademie sehr viele milden Stiftungen verdanket, in demselben Jahre gehalten. Der Anhang hat beträchtliche Zusätze erhalten. 11) *De notione felicitatis humanae ad iudicium de placitis Christianae religionis parum idonea.* Die unverändert gebliebene theologische Inaugural-Disputation des Vfs., den neueren Philosophen entgegengesetzt, welche den Begriff von der höchsten menschlichen Glückseligkeit als die Norm ansehen und aufstellen, durch welche alle Untersuchungen über die Religion, so wie auch die Erklärung der h. S. ihre alleinige Richtung erhalten soll. 12) *Utrum et quando possint oratores sacri in administrando munere suo demittere se ad vanas hominum opiniones.* Die nicht unbedeutlichen Zusätze, welche diese Abhandlung hier erhalten hat, können den Leser einigermaßen dafür schadlos halten, dafs auch sie unvollendet geblieben ist. Den Beschluß des ersten Theils macht 13) eine noch ungedruckte, bey dem Antritt seines theologischen Lehramts im Jahr 1782 gehaltene Rede: *De prudentia theologi in comparanda et augenda eruditione theologica, aetatis suae rationem habentis.* — Der zweyte Theil enthält nur fünf Abhandlungen, von welchen wir, weil sie, eine ausgenommen, theils späterhin von dem Vf. einzeln mit vielen Vernehrungen herausgegeben, theils in die von *Velthusen, Ruperti*

und *Kühnöl* veranstaltete bekannte Sammlung aufgenommen worden sind, und wir also ihren Inhalt als allgemein bekannt voraussetzen können, blofs die Aufschriften, in der Ordnung wie sie folgen, her setzen wollen. 14) *Explanatio loci Jes. XI, 1—5.* 15) *De Christo, suam dum viveret resurrectionem praedicente.* 16) *De vi, qua res parvae afficiunt animum, in doctrina de moribus diligentius explicanda.* 17) *De praestantia religionis Christianae in consolandis miseris.* 18) *Epitomes doctrinae Christianae fragmentum. Ex Manuscripto editum.* Die Veranlassung zu dieser letzten Schrift gab ein höchstes Rescript, durch welches die Fertigung eines theologischen Lehrbuchs für Schulen und Akademien den beiden theologischen Facultäten zu Leipzig und Wittenberg aufgegeben wurde. Die Vollendung derselben hinderte zwar die Erscheinung von der bekannten *Epitome* des sel. D. Morus; allein auch in ihrer gegenwärtigen Gestalt kann sie auf mehr als eine Art nützlich werden, sonderlich dann, wenn sie einen Mann, mit *Reinhard's* Gelehrsamkeit und Scharfsinn versehen, dereinst erwecken sollte, den Plan auszuführen, welchen dieser so meisterhaft entworfen hat.

GIessen, b. Heyer: *Christliche Religionslehre* von D. *Johann Ernst Christian Schmidt.* 1808. VIII u. 127 S. 8. (12 Gr.)

Das im J. 1800 vom Vf. herausgegebene *Lehrbuch der christlichen Dogmatik* erscheint hier in einer so veränderten Gestalt, dafs die gegenwärtige Schrift, was auch der Vf. will, für eine ganz neue gehalten werden muß. Die Anordnung des Ganzen ist völlig umgeändert, und die Lehren von den Wundern, von der Offenbarung und Heiligung haben die meisten Veränderungen erlitten, und sind hier ausführlicher abgehandelt worden, als es die Bestimmung eines Compendiums an sich erforderte. Indem wir uns auf eine nähere Prüfung dieser Punkte einlassen, hoffen wir dem ausdrücklich geäußerten Wunsche des geschätzten Vfs. zu entsprechen.

Die Construction der christlichen Religionslehre zu einem Ganzen wird nach folgendem Schema gegeben. Die *Prolegomena* bestimmen I) den Begriff der Religion (S. 1—11), und liefern sodann II) *Grundlinien der Geschichte der religiösen Meinungen*, und zwar a) höhere Wesen; b) Wirkungsart derselben; c) Cultus; d) Vergeltung; e) Ursprung der Welt und des Übels in derselben; f) Leben nach dem Tode. Hierauf folgt nun die *christliche Religionslehre* selbst. Die Einleitung handelt von der *Dogmatik* als Wissenschaft. Die Religionslehre selbst besteht aus folgenden Abschnitten: I) Von der Gottheit und der Welt. 1) Von der Gottheit: a) Daseyn, Namen Gottes; b) Eigenschaften Gottes; 2) vom Verhältniß der Welt zu Gott; a) Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt; b) Wunder; c) gute und böse Engel. II) Von der Bestimmung des Menschen. 1) Von der Vergeltung überhaupt; 2) von der Vergeltung nach dem Tode: a) Unsterblichkeit; b) Fortdauer des Körpers; c) Belohnungen und Bestrafungen nach dem Tode. III)

Von den religiösen Bedürfnissen des Menschen. 1) Von seiner Unfähigkeit und Unwürdigkeit überhaupt; 2) von den religiösen Bedürfnissen insbesondere: a) Offenbarung; b) Vergebung der Sünden; c) Heiligung. IV) Von den Veranstaltungen Gottes, um den religiösen Bedürfnissen des Menschen abzuhefen. 1) Von Jesus Christus; a) Person; b) Amt desselben: a) Belehrung der Menschen; b) Erlösung derselben. 2) Vom heiligen Geiste: a) Natur; b) Geschäft desselben: a) Erhaltung der Offenbarung; b) Heiligung der Menschen. 3) Anhang von der Trinität. V) Von der Anwendung dieser göttlichen Veranstaltungen. 1) Vom Glauben; 2) von der Kirche; 3) von den Sacramenten: a) Taufe; b) Abendmahl.

Die Anordnung eines Systems hat kein praktisches, sondern bloß ein theoretisches Interesse. Ein dogmatisches Lehrgebäude kann sehr fehlerhaft construirt, und doch für gewisse Zwecke sehr brauchbar seyn, so wie dagegen das Werk des vollkommensten Architekten oft nicht das leistet, was man davon erwartet. Daß man von Hn. Sch., einem selbstdenkenden, vielseitig gebildeten, besonders historisch-gelehrten Manne nichts ganz Fehlerhaftes zu erwarten habe, läßt sich im Voraus erwarten, und wirklich hat auch dieses Lehrbuch in mehreren Punkten einen ausgezeichneten Werth; aber gerade bey ihm ist es Pflicht der Kritik, freymüthig zu sagen, in welchen Punkten er hinter dem Ideale zurückgeblieben ist.

Daß der christlichen Religionslehre eine philosophisch-historische Deduction der Vernunftreligion vorausgeschickt und von der christlichen Religionslehre abgesondert wird, läßt sich schon vertheidigen, obgleich eine völlige Trennung derselben (d. h. der Vortrag derselben in einer besonderen Schrift) vorzuziehen seyn dürfte. Die Deduction der Religion selbst ist nach den Principien von Fichte's früherer Religions-Philosophie, und zum Theil mit den eigenen Worten dieses Philosophen (S. 5—8 sind bloß Excerpte aus Fichte's Abhandlung über den Grund unseres Glaubens u. s. w. und aus dessen Appellation) gegeben. Die Religion wird §. 1 als „der Glaube an eine moralische Weltordnung“ definiert, worauf erst vom sittlichen, sodann vom religiösen Gefühle gehandelt wird. Das letztere ist, nach §. 6, „ein Gefühl der Gewisheit, daß der Mensch den Forderungen des sittlichen Triebes entsprechen könne —: Der Mensch erhebt sich zu dem Gedanken: die Erreichung dessen, was der sittliche Trieb fodert, ist möglich; — er hält diesen Gedanken um des religiösen Gefühls willen für wahr — und so entsteht in ihm religiöse Gesinnung, Religiosität.“ Rec. will hier nicht wiederholen, was schon mehrmals gegen diese Ansicht erinnert worden ist, und wovon bekanntlich Fichte in seinen neuesten Schriften selbst wieder abgegangen ist. Ohnedies ist es ihm hier hauptsächlich nur darum zu thun, zu zeigen, wie dem Vf. seine Darstellung der christlichen Religion im Ganzen gelungen sey.

Ein Hauptfehler in der Construction des Vfs. scheint uns darin zu liegen, daß viele Dogmen zu sehr isolirt worden, und daß Manches, was seiner Natur nach

homogen ist, von einander getrennt erscheint. In dem II Cap. wird im I Abschn. unter der Aufschrift: Von der Vergeltung S. 59 von der Sünde und deren Eintheilung gehandelt; dagegen ist erst im III Cap. von der Erbsünde die Rede. Hier ist offenbar getrennt, was zusammen gehörte. Die Lehre von der Offenbarung ist zwischen dem Dogma von der Erbsünde und der Lehre von der Sündenvergebung eingeschaltet; aber was die heilige Schrift theils in Rücksicht ihres Ursprungs, theils in Ansehung ihres Gebrauchs sey, erfahren wir erst unter der Rubrik vom heiligen Geiste S. 108—113. Die Trinitätslehre wird nicht in dem Artikel von Gott, sondern als ein Anhang zum IV Cap. von den Veranstaltungen Gottes, um den religiösen Bedürfnissen des Menschen abzuhefen, abgehandelt, und damit sogleich die Voraussetzung, daß hier nur von einer bloß idealen Trinität die Rede sey, gemacht. Die Rubrik: Von der Heiligung kommt sogar zweymal vor (S. 88—90 und S. 113—114), ohne daß sich ein hinreichender Grund zu dieser Absonderung angeben ließe. Dazu kommt, daß mehrere wichtige Lehren, z. B. Gnade, Prädestination, Satisfaction, Justification, Wort Gottes, Heilsordnung u. a. entweder ganz fehlen, oder doch nicht nach ihren Hauptmomenten und Wechselwirkungen dargestellt sind. Nach allem diesem können wir das Urtheil, daß dem Vf. die wissenschaftliche Organisation der christlichen Religionslehre nur sehr unvollkommen gelungen sey, nicht zurückhalten.

Was die Bearbeitung der einzelnen Lehren betrifft: so müssen wir zuvörderst auf das Mißverhältniß aufmerksam machen, welches man in der Behandlung einiger Lehren wahrnimmt. Wir tadeln es zwar keineswegs, daß sich Hr. Sch. über einige Punkte, worin er mißverstanden zu werden fürchtete, ausführlicher verbreitet hat; aber diese gar nicht übertriebene Ausführlichkeit hätte nur nicht der genügenden Darstellung anderer Punkte, die uns nicht minder wichtig scheinen, Eintrag thun sollen. Daß nirgends eigentliche Definitionen gegeben worden, ist in einem Lehrbuche für den akademischen Unterricht, unseres Bedünkens, nicht zweckmäßig. Wenn nur dafür die gegebenen Erklärungen immer bestimmt und deutlich genug wären! Aber die Paragraphen des Vfs. sind häufig so kurz, daß sie nur als schwache Andeutungen und halbe Erklärungen betrachtet werden können. Die Lehre vom Abendmahl gehört gerade nicht unter die am unvollständigsten abgehandelten, und doch — ist Alles in folgenden Paragraphen gesagt! §. 136: „Als Jesus das letzte Osterlamm mit seinen Jüngern genossen hatte, ordnete er ein anderes Mahl für die Bekenner seiner Lehre an, wobey „Brod und Wein genossen werden sollte.“ §. 137 (nicht 72). Daß das Abendm. bestimmt ist, eine Gedächtnißfeyer des Todes Jesu zu seyn, geht schon aus der Beschaffenheit des Institutes von selbst hervor. §. 138. Eben so gehet aus derselben hervor, daß das Abendm. bestimmt sey, die Theilnehmer an ihre Gleichheit und an die daraus entspringende Pflicht der Bruderliebe zu erinnern. §. 139. Ein Mahl von dieser Bestimmung — an

den Tod Jesu zu erinnern, und die Pflicht der Bruderliebe zu erhalten, (wozu diese Wiederholung?) — trägt natürlich zur Erweckung und Belebung des Glaubens bey. §. 140. Über den Sinn, den Jesus mit den Worten: „dies ist mein Leib, dies ist mein Blut,“ verbunden habe, sind die Meinungen der Christen noch getheilt. §. 141. Zum Abendm. gehört demnach: 1) Brod und Wein; 2) Die Einweihung desselben. §. 142. Die Privatcommunion entpricht dem Zwecke des Abendm. nicht ganz, und hieraus ergiebt sich von selbst, wie sie zu beurtheilen sey. §. 143. Die Verbindung der Beichte und Absolution mit dem Abendm. ist zwar zweckmässig, aber nicht nothwendig.“ Die Noten zu diesen Aphorismen enthalten auch weiter nichts, als einige mangelhafte Nachweisungen.

Wollte man sagen: des Vfs. Absicht sey gewesen, auf die kirchlichen Bestimmungen nicht näher einzugehen: so möchten wir dies einmal in einem dogmatischen Lehrbuche nicht billigen; sodann aber beweiset die Berücksichtigung dieser Bestimmungen in anderen Lehren, daß der Vf. sich diese Aufgabe wirklich nicht gemacht habe. S. 107 lautet §. 103: Das Geschäft des heil. Geistes ist, nach dem N. T., zwiefach, und bezieht sich 1) auf die *Erhaltung der Offenbarung*; 2) auf die *Heiligung des Menschen*.“ Die Anmerkung hiezu sagt: „Man hätte auch wohl den Namen *Amt des heil. Geistes* einführen können.“ Sollte man, nach dieser Anmerkung, nicht denken, daß die Benennung *Amt des heil. Geistes* hier zuerst in Vorschlag gebracht werde, und daß es bisher in der Dogmatik nicht gebräuchlich gewesen sey, von Ämtern des heil. Geistes zu reden? Was uns in dieser Darstellung neu scheint, ist die Annahme und Eintheilung eines *zwiefachen Amtes*, da die Theologen gewöhnlich ein *vierfaches* (*Officium didascalicum, elenchiticum s. epanorthoticum, paedoticum et paracleticum*) annehmen, und sich dabey eben so gut auf das Zeugniß des N. T. berufen. Wenigstens hätte Hr. Sch. angeben sollen, daß, und wiefern sich das vierfache Amt auf *zwey* Hauptverrichtungen reduciren lasse. Übrigens hat es unseren Beyfall, daß S. 105 — 107 die *Persönlichkeit und Gottheit des heil. Geistes* ausführlich vindicirt wird, so wie dies auch in Ansehung der Gottheit Christi und seines Mittleramtes geschieht.

Am meisten hat uns die Erklärung des Vfs. über *Wunder* befriedigt. Hier hört man den ächten Theologen reden, und was er über das Beginnen der Afer - Theologen, diesen Gegenstand zu rationalisiren und „diese Sache des Glaubens mit so leichter Hand abzuthun“ (S. 55), bemerkt, sind Worte zu seiner Zeit geredet, denen wir allgemeine Beherzigung wünschen. Treffend wird hiebey der Standpunct des theoretischen Erkennens

und des religiösen Glaubens unterschieden, und gezeigt, wie unrecht es sey, den Glauben an Wunder mit dem Glauben an die historische Wahrheit gewisser Thatfachen zu vermischen. Wir müssen, um den guten Geist unseres Vfs. in dieser Hinsicht zu charakterisiren, einige gelungene Stellen aus seiner Darstellung (S. 56 — 57) ausheben: „Der Glaube an Wunder hängt nicht ab von der Existenz solcher Facten, die wie Wunder aussehen und für Wunder ausgegeben werden. Er kann bestehen, wenn auch die Geschichte kein einziges Factum der Art aufzustellen hätte. Er ist sogar vereinbar mit der Annahme, daß es dem Menschen ganz und gar unmöglich sey, je ein Wunder von einem natürlichen Ereignisse unterscheiden zu können. Dieser Glaube ist's, der zuerst Veranlassung giebt, die Geschichte zu befragen, ob sie keine Facta habe, welche Wunder seyen.“ — „Es ist völlig inconsequent, wenn die Theologen das Eine Wirken Gottes erst als Schöpfung, Erhaltung und Regierung von einander unterscheiden — die Schöpfung, wie sie nicht anders können, als ein Wunder gelten lassen — die Erhaltung, völlig richtig, als eine fortgehende Schöpfung ansehen — endlich aber fordern, daß bey der Regierung alles bloß natürlich zugehe.“ — „Sonderbar ist's, daß Theologen, denen die Wunder längst ein großer Stein des Anstoßes waren, sich höchlich befremdet fanden, als ihnen angeinuthet wurde, ein verständliches Wort über die Schöpfung der Welt vorzubringen. Zu verstehen ist hier nichts — weder bey den Wundern, noch bey der Schöpfung. Beides gehört in's Gebiet des Glaubens.“ Es ist natürlich, daß ein Mann, der so urtheilsfrey und zugleich der Geschichte so kundig ist, wie Hr. Sch., so rede. — Die Offenbarung wird recht passend als eine Erziehung des Menschengeschlechts durch die Gottheit vorgestellt, und die philosophische Deduction des Vfs. S. 74 ff. trifft mit der Lehre der heil. Schrift an einem Ziele zusammen. Auch in dieser Abhandlung findet man mehrere beherzigungswerthe Äußerungen, worunter wir nur die S. 77 ausheben wollen, wo der Vf. mit schönem Enthusiasmus sagt: „Wenn, wie so Viele in unseren Tagen behaupten, der Glaube an Offenbarung nur Wahn ist: woher nur kommt es, daß die Menschheit Ohr und Herz so willig öffnet, wenn entweder selbst getäuscht, oder Andere zu täuschen, angebliche Gefandten der Gottheit auftreten, um die Geheimnisse einer höheren Welt zu enthüllen? Warf irgend ein schadenfrohes, übermächtiges Wesen diesen Fluch auf die Menschheit, stets gestimmt zu seyn, um sich belügen und verführen zu lassen, und Aug und Sinn so gern zu verschließen, damit das Werk des Wahnsinns oder des Trugs ungehindert seinen Fortgang nehme?“

N E U E A U F L A G E N.

Halle, b. Gebauer: *Kleine Schulbibel für Kinder in Bürger- und Land-Schulen*. Von Heinrich Gottlieb Zerrenner, kön. Consistor. Rathe, Superintendenten und Oberpred. zu Deren-

burg. Neue, veränderte und verbesserte Ausgabe. 1809. VIII 270 und 304 S. 8. (18 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 A P R I L , 1 8 1 0 .

J U R I S P R U D E N Z .

LANDSHUT, b. Krüll: *Über die Dauer der Völkerverträge*. Eine gekrönte Preisschrift von Dr. Leonard Dresch. 1808. XVI u. 237 S. 8. (20 Gr.)

Dieser Versuch, neue, die Dauer der Völkerverträge bestimmende Principe aufzustellen, ist nicht übel gelungen. Die ganze Schrift zerfällt in einen allgemeinen und einen besonderen Theil. In dem ersten spricht der Vf. im Allgemeinen über Völker und Individuen im Staate, ihren Unterschied und die dadurch begründeten Rechte, über den Begriff und die verschiedenen Eintheilungen der Völkerverträge, über das Subject derselben und die in ihrem Begriffe liegenden Bedingungen ihrer Gültigkeit. In dem 2ten Theile handelt er von den privatrechtlichen Verträgen in Bezug auf Eigenthum und Souveränität, von den völkerrechtlichen Verträgen in Bezug auf Sicherheit und Wohlstand, und endlich von den Verträgen in Kriegszeiten. Voran geht eine Einleitung, welche die nähere Bestimmung des zu lösenden Problems, die Form der Lösung und zugleich eine ziemlich vollständige, aus *Omyteda's* Literatur des Völkerrechts entlehnte Anzeige der diesen Gegenstand behandelnden Schriften enthält. Gleich in der Einleitung bemerkt der Vf., daß, um die Bedingungen anzugeben, an welche die Dauer der Völkerverträge gebunden ist, man nothwendig untersuchen müsse, worin eigentlich die Gültigkeit derselben bestehe. Diese besteht in der Anwesenheit dreier wesentlicher Bedingungen, daß das Subject zu dem Geschäfte fähig, daß das Object überhaupt und zu dieser Art der Disposition qualificirt, daß endlich das Geschäft, als die Form der Einwirkung des Subjects auf das Object, vollkommen sey. Hört durch Zeit oder Umstände eine dieser drey wesentlichen Bedingungen zu existiren auf: so ist eben dadurch auch der Vertrag nicht weiter gültig. Daher zerfällt bey unserem Vf. die ganze Untersuchung in 3 Hauptabschnitte: über das Subject, die Form und das Object des Vertrags. Vorher geht noch die Frage: was und wie vielerley sind Völkerverträge? Sehr richtig behauptet unser Vf., daß die ganze Untersuchung eine der wichtigsten des ganzen Völkerrechts sey, sowohl von ihrer theoretischen, als ihrer praktischen Seite — in der ersten Rücksicht, indem sie die Untersuchungen über die Natur des Menschen und über den Staatszweck voraussetzt, der durch Verträge zum Theil erst erreicht werden soll; — die praktische Wichtigkeit der Frage leuchtet von selbst.

J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band,

ein. Die Schriftsteller, welche diese Frage behandelt haben, theilt unser Vf. in 3 Classen: 1) Diejenigen, welche die Gültigkeit der Verträge nach den Regeln des Privatrechts beurtheilen, jedoch mit der Ausnahme, daß Verträge, welche mit der Selbsterhaltung collidiren, ungültig seyen. Dahin gehören vorzüglich *Wolf* und *Thomasius*. 2) Diejenigen, welche nur allein die Willkühr und den Egoismus als leitende Principe anerkennen. *Macchiavel's* *principe* verbreitete diese Lehre. *Spinoza* vertheidigte sie. 3) Endlich die, welche die ganze Frage nach den Regeln einer eigenen Wissenschaft des Völkerrechts beurtheilen, d. h. nach den eigenthümlichen Verhältnissen der Völker unter einander. Unter diesen letzteren Schriftstellern unterscheidet unser Vf. wiederum die, welche wohl einen wahren aus den Völkerverhältnissen entlehnten Grundsatz an die Spitze stellen, aber in der Entwicklung desselben wieder zu der alten Lehre ihre Zuflucht nehmen, wie *Pufendorf* und *Real*, und die, welche dem Principe getreu ein consequentes System aufstellen, dahin gehört der einzige *Garve*, welcher aber ein bloß formelles und schwankendes Grundprincip aufstellt. — Unser Vf. geht von dem Satze aus, daß Völker nur die allgemeinen in der Idee des Menschen liegenden Rechte haben, und untersucht demgemäße, welches diese Rechte sind, oder was gleich viel ist, worin der Zweck des Staats bestehe. — Zu der Literatur, welche auf die allgemeine Einleitung folgt, hat Rec. nur noch die neueste Ausgabe des *martenschen* Völkerrechts, und den *précis du droit des gens* von 1801 hinzuzusetzen, welcher dem Vf. gänzlich unbekannt zu seyn scheint. Gleich zu Anfang der Untersuchung sucht unser Vf. zu bestimmen, was überhaupt Recht sey, sowohl für den Einzelnen, als für die Völker unter sich. Der Mensch, als Sinnenwesen betrachtet, erkennt kein anderes Gesetz, als seine Willkühr; als Vernunftwesen gilt für alle Menschen das Gesetz der vollkommensten Gleichheit. Aus der Vereinigung dieser beiden Gesetze geht alsdann das dritte Gesetz hervor, gültig für alle vernünftig sinnlichen Wesen: alles, was der Mensch unter Voraussetzung des gleichen Wollens aller anderen wollen kann, ist Recht. Hieraus leitet unser Vf. die drey Urrechte des Menschen her: Anerkennung seiner Persönlichkeit, primitives Eigenthum — Sicherheit und Vermehrung des Eigenthums — Wohlstand. — Diese drey Urrechte, aus welchen sich alle anderen Rechte ableiten lassen, welche zugleich zu tief in der menschlichen Natur begründet sind, als daß eine totale Veräußerung derselben je zu erwarten wäre, sind den

Völkern mit jedem Einzelnen gemein. Um ihre Urrechte realisiren zu können, müssen sich die Individuen zu einem Staate selbst organisiren können; sie müssen das Recht der Souveränität — (nicht Souveränität, wie unser Vf. durchgängig schreibt,) besitzen. Nur erst durch die Vereinigung in Staaten werden Nationen zu Völkern. Sehr wahr bemerkt der Vf., daß es mehrere Staaten geben müsse, weder zu schwach noch zu ausgedehnt, um nicht im ersten Falle die leichte Beute des Eroberers zu werden, im anderen dagegen durch ihre eigene Last erdrückt zu werden. Wohl ist es wahr, daß die Regenten sich täuschen, welche glauben, daß ihr Wille so weit als ihre Macht reiche. Leider daß nur zu leicht diese Täuschung ist, vorzüglich bey Regenten von ungewöhnlicher Kraft und Energie! — Völker leben mit einander im Naturzustande, nur allein ihre eigene Kraft kann ihnen ihre Urrechte schützen; daher das Gesetz: jeder Staat darf alles zur Realisirung seiner Urrechte thun, was unerlässliche Bedingung derselben ist. Diese Bedingungen und Regeln giebt das Völkerrecht, welches immer eine eigene Wissenschaft bleiben wird, so lange es mehrere getrennte, in wechselseitigen Verhältnissen mit einander lebende Völker giebt, wenn es gleich vorzüglich in den neuesten Zeiten sehr oft als etwas gänzlich Unnützes und Unbrauchbares verschrien ist. Der Hauptgrund davon liegt wohl bey den meisten in dem Namen selbst. Freylich ein Völkerrecht, insofern man darunter einen aus positiven, allgemeinen, durch richterliche Autorität garantirten Gesetzen bestehenden Codex versteht, giebt es nicht; wohl aber hat ein jeder Staat, so wie ein jedes Individuum, die aus seiner Natur fließenden angegebenen ursprünglichen Rechte. Die Art und Weise, wie diese in den wechselseitigen Verhältnissen der Staaten unter sich gehandhabt werden, die näheren, durch eine allgemeine Sitte und durch positive Bestimmungen zwischen einzelnen Völkern, eingeführten Regeln und Modificationen lehrt das praktische Völkerrecht, eine größtentheils rein historische Wissenschaft, welche eben deshalb, was sich nicht leugnen läßt, sehr häufigen Veränderungen unterworfen ist, so wie die bisher allgemein beobachtete Sitte sich ändert, welche aber darum nichts weniger als unpraktisch und überflüssig ist, sondern nur dann diesen Vorwurf verdient, sobald man sie, wie dies nur zu häufig geschehen ist, als eine philosophische Wissenschaft behandeln, sie durch Grundsätze *a priori* begründen, die Praxis nach der Theorie bestimmen, und nicht, wie es seyn muß, die Theorie aus der Praxis herleiten will. Der Gegenstand, welchen unser Vf. behandelt, die Lehre von den Völkerverträgen und ihrer Dauer, hat, so wie mancher Punct des Völkerrechts, bisher das Schicksal gehabt, größtentheils nur nach den Regeln des Privatrechts beurtheilt zu werden. Dies kann aber, der Natur der Sache nach, nur bey den Verträgen, welche über Eigenthum abgeschlossen werden, angehen. Völkerverträge dagegen, welche Sicherheit und Wohlstand zum Zwecke haben, müssen

nothwendig nach Grundsätzen der Politik und des Handels beurtheilt werden. Denn nur bey den Dispositionen über das Eigenthum findet volle Willkühr der Pacificirenden Statt; bey den beiden anderen Arten von Verträgen ist es das Gesetz der Selbsterhaltung und die Begierde nach Wohlstand, welche die Vertragsschließenden leitet. Sollten sich diese in den Mitteln zur Erreichung ihres Zwecks vergriffen haben: so ist der Vertrag, der zur Erreichung eines bestimmten Zwecks abgeschlossen war, eben deshalb ungültig, und kann als zwecklos wieder aufgehoben werden. Die erste Art von Verträgen nennt unser Vf. privatrechtliche, die beiden anderen vorzugsweise völkerrechtliche. Nachdem er die bisher gewöhnlichen Eintheilungen der Völkerverträge geprüft, und ihre Untauglichkeit zur Beurtheilung ihrer Gültigkeit gezeigt hat: spricht er noch im allgemeinen Theile seiner Schrift über das Subject und die Form der Völkerverträge. Nur souveräne Völker können gültige Verträge schließen; ob aber ein Volk souverän sey oder nicht, das will der Vf. allein aus dem Maße seiner Macht beurtheilen. Jeder schwache Staat, der sich nicht gegen das Ausland vertheidigen kann, ist ihm nicht souverän, z. B. die kleinen Fürsten des Rheinbundes; dagegen ist ihm jeder mächtige Staat souverän — eine Bestimmung, wodurch freylich der Begriff von Souveränität sehr unbestimmt und schwankend ausgedrückt wird. Staaten, welche sich unter dem Schutze eines anderen befinden, giebt jedoch auch unser Vf. mit Vattel und Anderen das Recht, gültige Verträge zu schließen. Der Vf. bestimmt darauf das Subject des Vertrags in den verschiedenen Verfassungen: der Demokratie, Aristokratie und Monarchie. Daß ein vertriebener Regent sein Volk nicht mehr gültig durch Verträge verbinden könne, darin stimmt Rec. dem Vf. vollkommen bey, indem er durch seine Vertreibung aufgehört hat Regent zu seyn, und das Recht, Verträge zu schließen, nur allein von dieser seiner Eigenschaft als Regent abhing. Dasselbe tritt bey gefangenen Fürsten ein, so lange sie sich in fremder Gewalt befinden. Bevollmächtigte können gültig pacificiren, so lange sie ihre öffentlichen Instructionen nicht überschreiten. Überschreitung geheimer Instructionen sollte keinen Vertrag ungültig machen können. Die zur Sitte gewordene Ratification kann nur allein in dem Falle der Überschreitung öffentlicher Instructionen dem Vertrage erst Gültigkeit ertheilen, in jedem anderen Falle sollte der Vertrag auch ohne Ratification seinen Bestand haben. Daß eine Sponsion, sobald sie nicht unter dem Vorgeben einer hinreichenden Bevollmächtigung zu dem Geschäfte geschlossen ist, den Sponsor zu nichts Weiterem verpflichtet, als zu dem Versprechen, alles anzuwenden, um seinen Staat zur Annahme desselben zu bewegen, darin ist gleichfalls Rec. mit dem Vf. vollkommen einverstanden. Nur soll der Staat, welcher die Sponsion nicht genehmigt, seine Entschliessung bey Zeiten erklären. Was die Form des Vertrags, oder die im Begriffe desselben liegenden Bedingungen seiner Gültigkeit betrifft: so rechnet dahin unser Vf. wirkliche Einwil-

ligung, gleichviel auf welche Art sie geäußert wird, freye Einwilligung — wo freylich die Praxis leider nur zu viele Beyspiele vom Gegentheile anführt, und endlich Abwesenheit eines jeden wesentlichen Irrthums.

Der zweyte oder besondere Theil der Abhandlung unseres Vfs. handelt von dem Objecte der Völkerverträge, also von den Verträgen in Beziehung auf Eigenthum, Sicherheit und Wohlstand. Bey der ersten Art — den privatrechtlichen Verträgen, wie unser Vf. sie nennt, — führt er drey Hauptgrundsätze an, welche bey ihnen zu beachten sind: 1) die zu veräußernde Sache muß wirklich ein Eigenthum desjenigen seyn, der darüber disponiren will; 2) darf keine Läsion von einer von beiden Seiten vorgefallen seyn, — der Vortheil soll auf beiden Seiten gleich seyn. Doch stimmt darin unser Vf. mit Hn. von Martens überein, daß die Läsion nur Schadenersatz für den Übervortheilten, nicht aber Nichtigkeit des ganzen Geschäfts begründe. — Allerdings ein in der Anwendung sehr schwieriges, leicht zu mißbrauchendes Princip! 3) daß die Disposition selbst den Grundsätzen der Politik gemäß sey, daß die Urrechte der Nation dadurch nicht gefährdet werden. Alle Dispositionen über das Eigenthum, welche unter Beachtung der angegebenen Regeln unter Völkern vorgenommen sind, ausgenommen die über das Privateigenthum, über welches dem Staate keine freye Verfügung zusteht, haben so lange Gültigkeit, als sie wirklich als Dispositionen des gesammten Volks anzusehen sind. Eine der vorzüglichsten Arten der Eigenthums-Verträge sind diejenigen, welche Völkerdienstbarkeiten begründen. Unser Vf. leugnet ihre Möglichkeit in Beziehung auf Hoheitsrechte. Gegen sein Raisonement möchte sich jedoch wohl Manches einwenden lassen; wenigstens gesteht Rec., daß ihn dasselbe noch nicht überzeugt habe. Völkerdienstbarkeiten, welche nur das Eigenthum betreffen, gesteht unser Vf. selbst zu, erklärt jedoch auch zugleich ein jedes Servitut, welches einseitig und von einer Nation übernommen werde, für ein *precarium*, welches nur so lange daure, als die besonderen Umstände, welche die Nation zu dessen Übernahme vermochten. Totalveräußerungen der Souveränität will unser Vf. nur unter der Clausel, *rebus sic stantibus*, gelten lassen, so wie auch Rangverträge. Verträge über Menschenverkauf erklärt er schlechtweg für ungültig, wobey er jedoch offenbar das in Sold Geben von Truppen aus einem sehr einseitigen Gesichtspuncte betrachtet.

Ganz verschieden von den privatrechtlichen Verträgen müssen die völkerrechtlichen, welche Freyheit und Wohlstand zum Endzweck haben, beurtheilt werden. Nicht das Privatrecht, sondern das Völkerrecht ist es, was hier allein die Norm geben kann. Diese ist die aus der Natur der Staaten entlehnte Regel: Völkerrechtliche Verträge sind nur so lange verbindlich, als sie Mittel zur Realisirung der Urrechte sind, deren Realisirung Zweck des Staats ist. Was

hier einmal die Verträge in Bezug auf Sicherheit betrifft: so müssen diese allein nach ihrer Übereinstimmung mit dem Grundprincipe der Politik, d. h. nach dem Principe des Gleichgewichts der Macht unter den Staaten beurtheilt werden. Alles, was hier von unserem Vf. über das politische Gleichgewicht beygebracht wird, hat den vollsten Beyfall des Rec., und stimmt ganz mit dem überein, was dieser schon anderweitig in diesen Blättern geäußert hat. Ist nun ein Vertrag ganz den Bedingungen der Sicherheit gemäß, und dieselben Umstände dauern fort: so können nur zwey Gründe seiner Auflösung eintreten: 1) wenn er auf eine bestimmte Zeit geschlossen war, der Ablauf dieser Zeit; 2) das Aufhören der Nation, welche den Vertrag geschlossen hatte, als eines selbstständigen Volks. — Handelsverträge werden entweder zur Einleitung oder als Bedingung des Handels zwischen Völkern geschlossen. Sie sind größtentheils überflüssig und den Handel beschränkend. Sie müssen, dem Principe der Nationalökonomie gemäß, geschlossen werden, um der höchstmöglichen Anzahl von Gliedern der Nation einen bleibenden Wohlstand zu sichern. Wohlstand wird nur durch allgemeine Verbreitung der Genußmittel um den wohlfeilsten Preis herbeygeführt werden. Eine solche Wohlfeilheit ist aber nicht gut ohne Freyheit des Handels möglich. Folglich hat jede Nation ein Recht auf einen freyen Handel; keine braucht sich durch denselben beschränken- de Verträge für gebunden zu achten.

Nur eine freylich bis jetzt beynah unbekannte Art von Handelsverträgen führt unser Vf. als rechtliche Verträge an; die nämlich, welche zur Errichtung von gemeinnützlichen Anstalten zum Besten des Handels abgeschlossen werden. Die Klagen des Vfs. über den Mißbrauch der englischen Uebermacht zur See scheinen Rec. jedoch übertrieben. Zum Schlusse fügt er noch Einiges über Kriegsverträge hinzu. Als ihren Charakter giebt er an: 1) ein jeder solcher Vertrag, welcher von einer militärischen Person innerhalb der Grenzen ihrer Amtsgewalt, durch das Gesetz des Krieges nothwendig gemacht, abgeschlossen werde, verbindet die Nation, und 2) beziehen sich diese Verträge nur mittelbar auf den Zweck der Sicherheit. Friedensschlüsse endlich sind gewöhnlich gemischte Verträge, welche das Eigenthum, die Sicherheit und den Wohlstand zugleich betreffen, deren Gültigkeit daher nach den oben angegebenen Regeln beurtheilt werden muß.

Rec. bedauert sehr, daß sowohl die Schreibart, als auch der Druck in dieser lehrreichen Schrift, welche er übrigens mit vielem Vergnügen gelesen hat, sehr vernachlässigt ist. Über beides entschuldigt sich der Vf. in der Vorrede mit der Kürze der Zeit und Überladung von Geschäften, welche eine sorgfältigere Ausfeilung unmöglich machten.

P. d. G.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Magdeburg, b. Bruder: A. J. W. Buchhorn von der im Königreiche Westphalen eingeführten Conscription in Beziehung auf den Staat und Bürger (.) und über den Ursprung stehender Heere.* 1808. 50 S. 8. (6 Gr.) Die Einführung der Conscription im Königreiche Westphalen war besonders in einigen Theilen dieses Reichs, wo zuvor ein sehr beschränktes Cantonnement galt, und die vornehmere Classe entweder ganz exempt war, oder sich doch dem niederen Kriegsdienste leicht entziehen konnte, ein Gegenstand der allgemeinen Bestürzung. Der Vf. glaubte, daß eine nähere Betrachtung dieser militärischen Mafsregel auf Resultate führen würde, wodurch jeder Unterthan die Conscription aus Überzeugung nicht anders, als nützlich und nothwendig, ja sogar für vortheilhaft anerkennen, und alle ungegründete Furcht aufgeben müsse, und entschloß sich daher, diese Abhandlung zu entwerfen. Die Vergleichung der verschiedenen Kriegsverfassungen schien ihm besonders nöthig zu seyn, um die Vortheile der Conscription hinlänglich entwickeln zu können. Er legte deshalb die preussische Militäreinrichtung, als die ehemals glänzende und uns bekannteste, mit zum Grunde; und weil die stehenden Heere die Veranlassungen zu den verschiedenen Systemen der Aushebung sind: so glaubte er auch Einiges von dem Ursprunge der stehenden Heere sagen zu müssen. Nachdem er kürzlich angeführt, daß bey den Römern von zwey Mannspersonen einer die Waffen habe tragen müssen, daß überhaupt die Verbindlichkeit zum Kriegsdienste vom 17ten bis zum 50sten Jahre gedauert, und der Infanterist 8, der Reuter aber 10 Feldzüge gethan haben mußte, ehe er von demselben befreyt gewesen; daß bey den Griechen diese Verbindlichkeit sogar vom 18ten bis 60sten Jahre gedauert: zeigt er den Ursprung der stehenden Heere im Allgemeinen, und des preussischen im Besonderen, und daß nach Friedrich des Großen Tode von 21 Mannspersonen einer Soldat seyn mußte, und die Dienstzeit auf 20 Jahre bestimmt war; und geht dann zur Entwicklung des 40sten Gesetzbulletins Westphalens über. Dieses legt jedem Westphalen die Pflicht auf, sein Vaterland zu vertheidigen, so daß die Armee nur durch die militärische Conscription, was auch schon im 53 Art. des Acte constitutionnel angedeutet war, und durch freywillige Werbung gebildet wird. Ausgenommen hiervon sind 1) alle Staatsdiener. (Diese Classe ist jedoch, wovon der Vf. nichts sagt, durch ein Circulaire des Kriegsministers vom 15 Jul. 1808 sehr beschränkt. Hierin heist es ausdrücklich: *d'après l'avis du Conseil d'Etat, approuvé par Sa Majesté, l'on doit entendre par Fonctionnaire public, savoir, dans l'ordre administratif de l'intérieur: MM. les préfets et Sous-préfets, les Secrétaires-généraux de préfecture, les Secrétaires de Sous-préfectures, les Maires, les Commissaires de police, les Professeurs des Universités, Lycées et Gymnases* (wohin aber nicht Privatdocenten, Repetenten und andere Lehrer gehören, welche vielmehr der Conscription, so wie alle Doctoren, unterworfen sind). *Dans l'ordre judiciaire: Les Juges et Procureurs du roi près les Cours et Tribunaux, les Juges-de-peace* (nicht aber ihre Greffiers, Secrétaire, Assesseurs und Suppléants). — *Dans la Finance: Les Directeurs, Inspecteurs et Contrôleurs des contributions directes, les Conservateurs, Inspecteurs et Contrôleurs des eaux et forêts, et domaines jusqu'au grade de Garde général inclusivement, les receveurs-généraux et des*

domaines, les Directeurs et Inspecteurs de l'accise et des piages, les Inspecteurs et Ingenieurs des ponts et chaussées, les Directeurs, Inspecteurs et Ingenieurs des mines et mines; le Secrétaire général et les Inspecteurs des postes; les Contrôleurs et Directeurs des postes dans les chefs-lieux de département. Tous ces divers emplois doivent avoir été conférés par brevet ou commission de Sa Majesté. 2) Religionslehrer, welche die heilige Weihe erhalten haben. (Auch dieser Satz ist in dem obgedachten Circulaire folgendermassen erklärt: *Par Ministre du culte dans les ordres sacrés l'on doit entendre: Pour le culte catholique, les Prêtres, diacres et Soudiacres. Pour le culte protestant, les Curés et ceux qui ont reçu l'ordination par ordre du consistoire.* Über die Befreyung der Studenten der Theologie und Pädagogik ist dagegen nichts Officielles bekannt geworden, und es war daher die Nachricht in dem Lectionsverzeichnis der Universität Göttingen vom Wintersemester 1808 wohl etwas zu voreilig.) 3) Diejenigen, welche nicht die Grösse von 1 Metre, 54 Millimetres (4 Fufs 9 Zoll) haben. 4) Diejenigen, welche mit einem wesentlichen physischen Fehler, der sie zum Militär unbrauchbar macht, behaftet sind. 5) Diejenigen, welche an einem Hauptfehler in dem vorzüglichsten Organ leiden. 6) Der einzige Sohn 60jähriger Ältern, oder einer Wittwe, in so fern er zur Erhaltung derselben nothwendig ist. 7) Der älteste einer aus unmündigen älternlosen Kindern bestehenden Familie, der die Geschäfte derselben besorgt. 8) Die Pagen und Zöglinge der königl. Militärschule. 9) Jeder allein übrig bleibende Sohn einer Familie, welche bereits zwey Söhne unter den Fahnen verlor. 10) Jeder Sohn einer Familie, welche drey Söhne unter den Fahnen verlor. Sind keine außerordentlichen Aushebungen nöthig, und hat die Recrutierung nur die Absicht, die ertheilten Abschiede zu ersetzen: so stellen die 20jährigen allein das Contingent; hingegen bey Vermehrung des Hauptbestandes der Armee oder bey außerordentlichen Aushebungen im Kriege müssen auch die 21, 22, 23 und 24jährigen ihren Beytrag dazu geben. Nach 5 Jahren erhält der Conscribte seinen Abschied, ausgenommen im Kriege. Stellt daher das Königreich sein ganzes Contingent von 25000 Mann: so ist von 40 Mannspersonen nur einer Soldat. Aus diesen Thatfachen, und vorzüglich aus der guten Behandlung der Soldaten zieht der Vf. den Schluss, daß das jetzige Conscriptionsystem in Vergleichung mit dem ehemaligen Cantonsystem eine wahre Wohlthat ist, und daß auch nach 5 geendigten Dienstjahren noch immer 2 Jahre zum Soldaten übrig bleiben, um im 28ten Jahre angestellt zu werden. So sehr Rec. auch von der Nothwendigkeit und der Wohlthätigkeit eines Conscriptionsystems, wie des westphälischen, welches noch obendrein durch Stellvertretung gebildet wird, mit dem Vf. einverstanden ist: so muß er doch gestehen, daß, ungeachtet die Schrift desselben gut gemeint ist, der Vf. in seinen Untersuchungen zu oberflächlich und einseitig zu Werke gegangen ist. Die Beleuchtung des Conscriptionsystems von allen Seiten, und die Heraushebung der Vortheile desselben vor allen übrigen Recrutierungssystemen würde ein sehr interessantes Thema für einen unbefangenen denkenden Kopf seyn; und ein solcher möchte der allgemeine Wunsch jedes Politikers seyn, der es mit seinem Staate gut meint.

J. J.

NEUE AUFLAGEN.

Halle, b. Gebauer: Der Rathgeber in der Schreibkunde oder Aufsatze für Schulmeister in Knaben- und Mädchen-Schulen vom Vor-, Schön-, Rechts- und Brief-Schreiben. Von J. G. Reinhardt, Oberlehrer an der Töchter Schule in Mühlhausen. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. 1809. IV u. 188 S. 8. (9 Gr.)

Marburg, in der akadem. Buchhandl.: Lehrbuch der Arithmetik zum Gebrauche auf hohen und niederen Schulen, wie zum Selbstunterrichte von Joh. Karl Friedr. Hauff. 2te verbess. u. verm. Ausg. 1807. X u. 412 S. 8. (1 Thlr.)

Leipzig, b. Hinrichs: Anweisung zu schriftlichen Aufsätzen und Verbalten in vorkommenden zweifelhaften Fällen. Zum Gebrauch der Richter, Gerichtschöppen, Schulzen, Heimbürgern und Vorsteher u. s. w. Von Adolph Leberecht Graichen, Advocat und Amtesregistrator zu Sachsenburg in Thüringen. 2te verm. u. verbess. Aufl. 1809. 180 S. 8. (18 Gr.)

Straubing, b. Heigl u. Comp.: Kurze Beschreibung des Königreichs Baiern in seiner neuen Constitution, bearbeitet von Franz Xaver Müller, königl. Kreisschulrath in Brün. 2te neu bearbeitete Aufl. 1809. 124 S. 8. (8 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 A P R I L , 1 8 1 0 .

M E D I C I N .

LEIPZIG, b. Cnobloch: *Eileithyja, oder diätetische Belehrungen für Schwangere, Gebärende und Wöchnerinnen, welche sich als solche wohl befinden wollen.* In 10 an gebildete Frauen gehaltenen Vorlesungen, von Dr. Joh. Chrn. Gottfr. Jörg, A. zu Leipzig. 1809. 168 S. 8. (20 Gr.)

Eileithyja, die Göttin der Geburt bey den Griechen, hat diesem Buche den Namen gegeben. Gleich dieser Göttin soll dasselbe dem weiblichen Geschlechte in seinen drey wichtigsten Momenten des menschlichen Verhältnisses, der Schwangerschaft, Geburt (Entbindung) und dem Wochenbette beystehen, und Verhaltensregeln, diese Perioden glücklich zu überstehen, vorschreiben. Dafs dieses schon vielfältig geschehen sey, erkennt der Vf. Aber nicht blofs in Hebammenunterricht ist es geschehen, wie der Vf. meint, sondern auch in eigenen, der vorliegenden ganz ähnlichen Schriften, unter denen wir statt aller nur die von Dr. Hofmann zu Frankfurt nennen wollen. Bedürfnis der Literatur ist, also diese Schrift nicht; demungeachtet mag sie uns willkommen seyn, da gute Erinnerungen nicht schaden, und leider immer nur Wenige auf dieselben achten. Der Vf. beginnt damit, die physischen und geistigen Verschiedenheiten des Mannes vom Weibe anzuführen, die schnelleren Entwicklungen des letztern anzugeben, die hervorstechendste aller dieser, die Menstruation, herauszuheben, und die edelste unter ihnen die Schwangerschaft an sie anzureihen. Die Schwangerschaft sieht er als ein höheres Leben (verstärkte Thätigkeit) der Gebärmutter, und der mit ihr in genauere Verbindung stehenden Organe an, vermöge dessen nicht allein das Kind (belebte Keim) ausgebildet und längere (bestimmte) Zeit ernährt, sondern auch die Geburt desselben möglich gemacht und bedingt wird. Der ganz richtige höchste Grundsatz für Schwangere ist: *Mäßigkeit* in allem, was sie vornimmt. Zur Diät empfiehlt der Vf. vorzüglich *Fleisch*; es ist aber mit Recht zu zweifeln, ob bey einer erhöhten Thätigkeit so vieler wichtiger Organe, Gebärmutter, Brüste, Lymphsystem, Nerven, eine so stark nährende Kost die ganz angemessene sey. Sowohl die Theorie, nach welcher eine Opportunität zur Sthenie dadurch bedingt wird, als auch die Erfahrung lehrt, dafs von jener Regel wenigstens beträchtliche Ausnahmen Statt finden müssen, besonders in der zweyten Hälfte der Schwangerschaft, wo so viele Schwan-

J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

gere an Congestionen nach dem obern Theilern, Nasenbluten, Herzklopfen, Angst, Schlaflosigkeit u. s. w. leiden. Eben so sehr, als gegen die uneingeschränkte Fleischkost, ist der Rec. gegen den S. 25 empfohlenen *starken Kaffee*. Dieser kann in der Regel nur als Medicin empfohlen werden. Schaden warme Getränke, als solche, unseren gewöhnlichen Hausthiere, Kühen, Ziegen u. s. w. nicht: warum soll schwacher Kaffee und Thee dem Menschen, welche deren Genuß schon so lange kennen, mehr schaden, als der Genuß des narkotischen Princips in *starkem Kaffee* und Thee? Kräftiger hätte sollen der Vf. gegen die sonderbaren *Appetite* sprechen, ohne welche, besonders vornehme, Schwangere nicht schwanger seyn zu dürfen wännen. Allzu streng ist der Vf. gegen *starke Bewegungen*, z. B. Fahren; wenn die Schwangere nur in gewissen Perioden vorzugsweise sich in Acht nimmt, zwischen dem dritten und vierten, zwischen dem siebenten und achten Monate: so kann sie sich in anderen Zeiträumen schon eine starke Bewegung erlauben. Undeutlich drückt sich der Vf. in folgendem Satze aus: Immer ist es vortheilhaft, wenn die ehelichen *Zusammenkünfte* während der Schwangerschaft ganz unterbleiben, *weniger vortheilhaft* ist es *dagegen*, wenn sie bey der möglichsten Ruhe und Schonung des Unterleibes Statt haben. Der Vf. will sagen: Beyschlaf während der Schwangerschaft ist schädlich, minder schädlich, wenn der Unterleib dabey möglichst geschont wird. Die Empfänglichkeit und Richtung der Phantasie muß jedoch dabey auch in Anrechnung kommen. Wenn der Vf. sagt, dafs Leidenschaften auch auf die *Bildung* und das *ganze folgende Leben* des Kindes den größten Einfluß haben: so hätte dies wohl verdient, sowohl durch theoretische Gründe, als durch Erfahrungen näher entwickelt und besser unterstützt zu werden. Dr. Schneider zu Fuld leitet hieraus die Mundklemme der neugebornen Kinder her. Unter den Zufällen während der Schwangerschaft ist des Übelseyns, Eckels und Brechens, auch der Wassersucht der Füße nicht gedacht worden. Die Vorlesung von der Geburt hebt mit folgendem Satz an: Während der Schwangerschaft ist *nicht* das Kind *allein*, im mütterlichen Leibe, ausgebildet und ernährt worden, sondern es hat auch der Theil, in welchem das Kind *niedergelegt* war, die Gebärmutter, *nicht allein* an Umfang, sondern auch an Kraft, bedeutend gewonnen, und dadurch ist *denn* die Geburt bedingt worden. Wenn wir auch nichts an der Wahrheit und Richtigkeit dieses Satzes tadeln wollen: so hätte er doch *wenigstens* besser aus-

gedrückt werden können. Der Vf. mißbilligt es sehr, die Schwangerschaft als ein krankhaftes Ereigniß anzusehen: darin hat er Recht; aber schwerlich wird er es als ein physisch angenehmes Ereigniß darzustellen vermögen. Wehen werden immer Wehen bleiben, wie der Vf. auch selbst zugiebt. Die Vernunft wird diese physischen Unannehmlichkeiten am besten besiegen. Zu den vortheilhaftesten Stellungen des Kindes zur Geburt rechnet der Vf. die Stellung mit dem *unteren Theile*, und mit dem *Steisse* oder den *Füßen* *voran*. Rec. weiß wohl, daß Hr. F. hierin mit einigen neueren Geburtshelfern übereinstimmt; die ältere Lehre scheint aber, wegen der Schwierigkeiten, welche fast immer mit diesen Stellungen verbunden sind, wie auch weiter unten, S. 91, angegeben wird, den Vorzug zu verdienen, wenn sie das Hinterhaupt *voran* als die einzige regelmäßige Stellung angiebt. Allzu sehr declamirt der Vf. *gegen die Hebammen*, S. 70, 83, 86. In den meisten deutschen Staaten ist jetzt die Einrichtung, daß die Hebammen von einem Arzt oder Geburtshelfer Unterricht bekommen. Das Moralische kann freylich durch Unterricht allein nicht bewirkt werden. Eben so scheint er uns auch zu sehr gegen die *Geburtsstühle* eingenommen zu seyn. Rec. hat in den 20 Jahren seiner Praxis sehr vielen Gebärenden beygestanden, welche einem guten Geburtsstuhle den Vorzug vor allen anderen Geburtslagern ertheilten. Nicht ganz richtig werden Gebärmutter und Brüste zum Gegensatz, S. 105, gemacht. Während die höhere Thätigkeit der Gebärmutter durch die Entbindung vermindert werde, heist es daselbst, *leben* an der äußeren Fläche des weiblichen Körpers ein paar andere Theile, die Brüste, *auf u. s. w.* Der Vf. hat ja selbst angegeben, daß das Aufleben der Brüste gleich nach der Empfängniß anhebe. Am wenigsten im ganzen Buche hat uns die *Geschichte des Milchfiebers*, S. 106 ff., gefallen. Verwundungen, Risse in den Damm u. s. w. geben wohl zu Fiebern Veranlassung, aber das sind keine Milchfieber. Nothwendiger wäre die Empfehlung des früheren Anlegens der Kinder zu Vermeidung des Milchfiebers gewesen, welche übergangen worden ist. Wenn der Vf. *Abführungen* nach der Entbindung, ohne Zuziehung des Arztes, widerräth: so hat er ganz Recht. Ihm selbst aber wollen wir zu Gemüthe führen, daß diese Methode die Autorität großer praktischer Ärzte für sich habe, unter denen wir nur einen *Lentin*, *Thilenius*, *Vogel* nennen wollen. Die *Kindersäfte* hätten auch wohl verdient, schonender behandelt zu werden. Der Vf. hätte sollen die In- und Contraindication dazu angeben, welche darin besteht, daß, wenn Entbundene selbst stillen, und die Milchsecretion gehörig vor sich geht, sie unnöthig sind, und v. v. Das *Verderben des Magens*, welches hier gerügt wird, ist wohl nicht so sehr zu fürchten. Der Vf. kommt S. 147 wieder zu dem Einfluß der Stillenden auf den Säugling. Er hält es für eine ausgemachte Sache, daß über einen *großen Theil der geistigen und körperlichen Anlagen des Menschen* in der ersten Lebensperiode entschieden wird, und daß die Er-

nährerin des Kindes während der Schwangerschaft und Stillungsperiode einen *großen Einfluß* auf das *künftige, geistige und körperliche Befinden* habe. (Das alles ist nur mit Einschränkung richtig. Mehr als das Benehmen der Schwängern und Stillenden hat das Befinden der Zeugenden auf die Organisation und die davon abhängende Körper- und Geistes-Anlage Einfluß.) Der Ausdruck: *Etwas* mit der Muttermilch eingesogen haben; hat ohne Zweifel etwas *Wahres* (das ist das Wahre!). Welche Grundfälle soll nun aber ein Kind in der *gewöhnlichen* Milch der Ammen mit einsaugen? Keine anderen, als die solchen *Miethlingen* eigen seyn können, welche noch dazu aus der niedrigsten Volksclasse sind. Denn was lebt in dem Inneren einer solchen Amme anders, als *knechtischer Sinn* und *gemeines Wesen*? Was soll nun aber aus solchen Menschen werden, die von solchen Miethlingen gesäugt worden sind? Sollen sich dieselben wohl über das *Gemeine erheben*? (Alles dieses ist zum Theil übertrieben und nur halb wahr, zum Theil sind ganz verschiedene, fremdartige Prädicate unter Eine Relation gezogen worden, wie jeder Leser von selbst einsehen wird.) Über die Frage: Wie eine gesunde Frau stillen müsse, geht der Vf. auch zu leicht weg. S. 139 sagt er, das Kind solle 80 Wochen von den Säften der Mutter und dem Nahrungsüberschusse derselben leben (das ist unrichtig), S. 151 ist er noch unbestimmter. Als allgemeinen Termin des Entwöhnens muß man den Durchbruch der ersten Schneidezähne festsetzen; so hat man doch einen bestimmten Zeitpunkt. Zur Heilung durchgefogener Warzen, eines der wichtigsten Übel im Wochenbette, empfiehlt der Vf. folgende Mischung: *Rec. Balsam. peruv. dr. i. Vitelli ov. qu. s. ad sol. Aqu. vulnerar. unc. sesqui*, welche der Rec. für sehr wirksam hält. Der Gebrauch, sitzend zu säugen, welchen der Vf. S. 158 tadelt, ist fast durchaus in den ersten Zeiten des Stillens eingeführt; er muß also wohl in der Natur der Sache gegründet seyn. — Durch diese Erinnerungen wollen wir den Vf., dessen Fleiß und Talent wir schätzen, nur aufmerksam machen, bey einer zweyten Auflage, oder bey ähnlichen Ausarbeitungen, immer zunächst die Natur und Erfahrung zu Rathe zu ziehen, welche manchem Theorema unserer Schulen eine Modification giebt, die wir nicht glauben und erwartet haben.

Fj.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Alexander Philipp Wilson*, Arztes zu Winchester, *Handbuch über Entzündungen, Rheumatismus und Gicht*. Für Deutsche mit Zusätzen und Anmerkungen bearbeitet von D. G. W. *Töpelmann*, praktischem Arzt in Leipzig. Nebst Einleitung von *Carl Friedr. Burdach*. 1809. VIII u. 344 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Wir haben von dem Vf. schon ein voluminöses Werk über Fieber, welches jedoch in Deutschland nur mit eingeschränktem Beyfall aufgenommen worden ist. Es läßt sich erwarten, daß die gegenwärtige Schrift der Sinnesart der deutschen Ärzte mehr

angemessen seyn werde, weil sie sonst schwerlich einen Übersetzer gefunden haben würde. In 10 Cap. handelt der Vf. die fieberhaften Entzündungen, die Rheumatismen und die Gicht ab. An der Spitze steht die Entzündung der Luftröhre. Er unterscheidet zwey Arten derselben, die eine, welcher Erwachsene, die andere, welcher Kinder unterworfen sind. Die letzte ist weitläufig ausgearbeitet, die Symptome sind gut angegeben, und die Diagnose hauptsächlich mit Rücksicht auf das verwandte Übel, des *Asthma acutum*, aus einander gesetzt, zugleich aber auch gezeigt, wie schwer eine ganz richtige und unzweifelhafte Diagnose sey. Über die Ursachen giebt er wenig Bestimmtes an. Bey der Cur kommt er zuvörderst auf Blutaussäuerungen. Er glaubt, der Zustand des Pulses werde uns bestimmen, fast immer zu Anfang des wahren Croup zur Ader zu lassen, nicht aber, wenn das Übel schon einige Zeit gedauert habe (das ist nur nicht gut ausgedrückt. So viel ist richtig: Ist Aderlassen nothwendig: so muß es gleich zu Anfang seyn; im Verlaufe läßt sich nichts davon erwarten). Von Abführungen erwartet er nicht viel, vom Quecksilber nicht so viel, als Rush u. A. angeben, mehr von Brechmitteln, zumal nach vorhergegangenen Blutaussäuerungen. Am wirksamsten beweisen sich, nächst den warmen Sädern, kleine, Ekel machende Gaben von Brechmitteln. Krampfwidrige Mittel scheinen bey dem wahren Croup ganz unwirksam zu seyn. Je mehr sich aber das Übel dem Asthma nähert, desto zuträglicher können sie seyn. Doch glaubt der Vf., daß Opiate nach den nöthigen Blutaussäuerungen gute Dienste leisten können (was Rec. aus Erfahrung verneinet). Unter den örtlichen Mitteln ist der Blutigel, der Blasenpflaster, des Einziehens der Dämpfe von Weinessig und Wasser, als vorzüglich wirksam gedacht. Als Palliativmittel empfiehlt der Vf. ölichte und schleimige Dinge. Die Bronchotomie empfiehlt er mehr für das Asthma, als für den Croup. (Die ganze Abhandlung ist zwar schulgerecht, enthält aber durchaus nichts Neues. Der Vf. scheint diese Krankheiten selbst nicht häufig genug beobachtet zu haben. Der Übersetzer hat einige Anmerkungen hinzugefügt. Wir hätten gewünscht, daß er sich besonders über die neueren deutschen Ärzte, deren Ansichten und Heilmethoden, z. B. Hecker, Autenrieth u. s. w., etwas weitläufiger erklärt hätte.) Pneumonie. (Der Vf. faßt hierunter die 3 Abarten Pleuritis, Pneumonie und Pleuropneumonie zusammen. Das ist zwar ganz gut, aber einigen Unterschied hätte er doch Statt finden lassen können, da er auf die Praxis genau Bezug hat. Husten, Blutausswurf, Schmerz und Puls sind bey der eigentlichen Pneumonie ganz anders, als bey der Pleuritis. Und dieses hat sowohl auf die Semiotik als Therapie großen Einfluß. Gut ist daher, daß der Vf. S. 72 noch Einiges angiebt, was dahin zielt, obschon der Zweck desselben vornehmlich ist, zu zeigen, daß jene nosologische Eintheilung überflüssig und unnöthig sey.) Unter den symptomatischen Pneumonien ist besonders die *Pleuritis verminosa* oder *Stomachalis* und bi-

liosa mit Aufmerksamkeit behandelt worden. Alles, was beträchtliche Störung im Magen und Darmkanale bewirke, gebe auch oft zu Schmerz in irgend einer Stelle der Seite, verbunden mit mehr oder weniger Dyspnoë, Veranlassung. Der fast natürliche Puls und der oft mangelnde Husten geben hierüber bald Aufklärung. Indess ergibt sich doch aus mehreren Beobachtungen, daß ein gewisser Grad von Reizung des Magens und der Därme im Stande sey, wahre Pneumonie zu erregen. Wie ließe sich sonst die häufige Verwickelung dieser letzten Krankheit mit Würmern im Darmkanale erklären? Da der Abgang von Würmern augenblicklich die Zufälle erleichtert: so ist es schwer zu glauben, daß hier irgend eine Entzündung in den Brusteingeweiden Statt finden sollte. (So dreht sich der Vf. in einem Cirkel von Widersprüchen herum, ohne uns nur im Geringsten einige Gewissheit zu geben. Der Übers. hätte wohl einige berichtigende Anmerkungen über die Epidemien asthenischer Pneumonie mit accessorischem Wurm- oder Gallen-Reize beysügen können.) Der Vf. zieht aus diesen (mangelhaften) Untersuchungen das Resultat, daß man in allen Fällen der Pneumonie, sie möge symptomatisch seyn oder nicht, auf Reinigung der ersten Wege Rücksicht zu nehmen habe, was als allgemeine Regel nicht richtig ist. Denn eine wahre sthenische Pneumonie wird durch diese Reinigung weder viel erleichtert, noch viel weniger gänzlich geheilt. Die falsche Pneumonie (*Peripneumonia notha*) hält der Vf. für nichts als Rheumatismus, entzündliche Affection der Intercostralmuskeln, welche einen acuten, durch das Einathmen verstärkten Schmerz in der Seite erregt. Die nervöse oder faulichte (asthenische) Pneumonie theilt er auch in idiopathische und symptomatische, giebt uns aber weder in der Theorie noch Praxis viel Aufklärung, das Einzige ausgenommen, daß er bey symptomatischer faulichter Pneumonie den Portwein täglich bis zu einer Flasche mit dem besten Erfolge gegeben hat. Falsche Pneumonie. Diese Krankheit scheint oft nichts mehr, als eine durch Eigenheiten der Constitution beträchtlich modificirte Entzündung der Lunge zu seyn. Bisweilen hat sie jedoch wenig von der Pneumonie, und weicht im Ganzen genommen wesentlich von ihr ab, sagt der Vf. S. 124. (Es ergibt sich, wenn man das mit demjenigen vergleicht, was der Vf. oben angab, daß er mit seinen Begriffen darüber noch nicht im Reinen ist. Dies bestätigt sich auch weiterhin S. 129, wo von der nächsten Ursache oder dem Wesen der falschen Pneumonie die Rede ist.) Den Hauptunterschied zwischen wahrer und falscher Pneumonie sucht der Vf. in der größeren Schlaffheit der Faser solcher Constitutionen, die der letzten Krankheit vorzugsweise unterworfen sind. Magenentzündung. Eins der besten Capitel! Über die Entzündung der Milz, des *Pancreas* und des Netzes geht der Vf. leicht hinweg; wie gut wäre es, wenn wenigstens auf die Diagnose dieser Krankheiten recht viel Fleiß gewendet würde! Darmentzündung. Für eins der besten diagnostischen

Zeichen hält er einen Schmerz, welcher durch äusseren Druck beträchtlich vermehrt werde. Im Pulse sey gewöhnlich etwas Eigenes zu bemerken; der Vf. bestimmt es aber nicht genauer. Unter den äusserlichen Mitteln empfiehlt er ein Stück Flanell, mit Brantwein befeuchtet und mit klarem Pfeffer bestreut, auf den Unterleib zu legen. Auffallend ist es, dass er gegen die Bäder und Bähungen ist, welche doch in dieser Krankheit so nützlich sind. Leberentzündung. In England ist dieses Entzündungsieber seltener, als andere. Unter den Heilmitteln ist eins der vorzüglichsten, der Salmiak, nicht gehörig gewürdigt worden. Chronische Entzündung der Leber. Der Vf. entschuldigt sich, dass er diese Krankheit unter den Phlegmasieen abhandle. Die Beschreibung dieser sich selten deutlich ausprechenden Krankheit ist sehr gut gelungen. Als Heilmittel werden empfohlen: antiphlogistische Mittel bey hervorstechenden entzündlichen Symptomen, gelinde Abführungsmittel und Blasenpflaster, bey mässigen Entzündungszufällen Quecksilber in kleinen Gaben. Vor Aderlassen warnt der Vf. (Eingedickte Kräuterlässe von *Taraxacum*, *Saponar*, *Cichor*., welche wir Deutsche so gern gegen jene Beschwerden geben, fehlen bey dem Vf.) Entzündung der Milz, der Nieren, der Blase und der Gebärmutter sind sehr kurz abgehandelt. Einige von ihnen haben doch gewisse Eigenthümlichkeiten, die einern näheren Erörterung werth gewesen wären. Rheumatismus. Der Vf. distinguirt genau unter Rheumatismus und Gicht. Eins der vornehmsten diagnostischen Zeichen des Rheumatismus sey, dass dabey die Schmerzen unter jeder Bewegung fühlbarer werden. Die Behandlung sey, wie bey allen Phlegmasieen, antiphlogistisch, zu Anfang Aderlasse, dann abführende Mittel, Neutralsalze und gelinde Quecksilberzubereitungen, endlich gelinde diaphoretische Arzneyen, Salpeter. Ge-

gen dem Kampher ist der Vf. zu bedenklich. Den Gebrauch des Mohnsafts schränkt er aber mit Recht ein. Vom Bilsenkraut, *Aconitum*, der *Belladonna*, der *Arnica*, dem *Spirit. Mindereri* und mehreren anderen bey den Deutschen üblichen Mitteln sagt er nichts. Das Quecksilber hält er für nicht besonders wirksam, wenn es nicht als abführende Arznei angewandt werde. Gicht, mit ihren mancherley Abarten und Metastasen. Über die letzteren erklärt sich der Vf. wirklich recht genügend, nur hat der Übersetzer S. 273 einige Dunkelheiten einschleichen lassen, welche, wie uns dünkt, leicht zu heben gewesen wären. Die Behandlung zerfällt in folgende Abtheilungen: 1) Behandlung der regelmässigen, 2) Behandlung der unregelmässigen Gicht. Bey der letzteren sind zwey Anzeigen zu berücksichtigen: die Zufälle der Schwäche zu entfernen, und die regelmässigen Gichtanfälle wieder herzustellen. Überall rühmt der Vf. vornehmlich ein gutes diätetisches Verhalten mehr, als vielen Arznegebrauch. Es ist daher auch besonders von jenem die Rede. Unter den Arzneyen ertheilt der Vf. den bitteren Mitteln hauptsächlich Lob: Die Einleitung des Hn. D. *Bardach* enthält nichts Bemerkenswerthes. Die ganze Schrift zeugt von guter Kenntniss, von kalter, vorurtheilsfreyer Untersuchung sowohl der abgehandelten Krankheiten selbst, als auch der Meinungen, welche dem Vf. über jene bekannt seyn konnten, und endlich von grosser Bescheidenheit in der Wahl und Empfehlung der pharmaceutischen Heilmittel. Es ist ein eigener, bey brittischen Ärzten seltener Vorzug dieser Schrift, dass sie sich weniger auf specifische Mittel und Arzneiformeln einlässt, als auf Diät und Regime. Wir können sie daher angehenden Ärzten als gut und brauchbar empfehlen, zumal da der Übersetzer hie und da, nur zu sparsam, nützliche Anmerkungen hinzugefügt hat. Fj.

K L E I N E S C H R I F T E N .

Ohne Druckort: *Über die Erkennung und Heilung der venerischen Krankheiten.* Für Nichtärzte herausgegeben von Fr. Wilh. Gaultsch (Apotheker) und ausübendem Arzte in Wilsdruff bey Dresden. 1809. 106 S. 8. (8 Gr.) Es würde vielleicht kein unverdientliches Unterwehmen seyn, wenn ein denkender, mit den syphilitischen Formen vertrauter Arzt ein neues Bild dieser Krankheit, abgesehen von allen Heilanzeigen und Heilmitteln, bloß in der Absicht für den Nichtarzt entwürfe, um ihm theils vor der Gefahr sich ihr auszusetzen, oder sie zu vernachlässigen, zu warnen; theils um ihn in den Stand zu setzen, den abwesenden Arzt genau von der Natur des Übels und dem Grad der Gefahr zu unterrichten, und die Vorschriften desselben desto genauer zu befolgen. Allein wer dies von Hn. G. erwartete, der würde sich sehr täuschen. Zwar sagt er ausdrücklich, dass dies der Zweck seines Werkes sey; ja er will es sogar zum Range eines naturhistorischen Werkes erhoben wissen; allein es ist nichts als ein Gebrauchszettel für seinen sächtischen Liquor, seine balsamischen Pillen, seine auflösende Mixtur u. s. w. Denn bey jeder syphilitischen Form empfiehlt er einzig und allein seinen abführenden Bolus No. 13, seine antivenerischen Pillen No. 18 u. s. w., welche am Ende specificirt sind, deren Bestandtheile er aber aus der christlichen Absicht verschweigt, damit nicht der medicinischen Pflücherey Vorschub gethan werde!! — Das Ganze ist eine dürftige, unvollständige, unrichtige, sich oft widersprechende Compilation. Zum Beweise nur Eins von Hunderten: Von dem Sitze und der Natur des Trippers, den er noch Gonorrhoe nennt, giebt er nicht einmal eine Beschreibung. In einem naturhistorischen Werke!! Irgendwo sagt er im Vorbeygehen, die morgagni-

schen Drüsen der Harnröhre seyen bey dem Tripper entzündet. Ob Hr. G. wohl weiss, wo diese Drüsen liegen? S. 44. Ein Schanker entstehe, indem die Säfte stocken, faulen!! sich in Eiter verwandeln, das Oberhäutchen durchstossen, und sich mit dem Gifte, das auf die Stelle gebracht worden war, vermischen! — S. 17. Es gäbe zwey Arten von weissem Flusse, der eine entstehe aus Schwäche, der andere aus unreinem Blute, dieser gehe wie Blutwasser ab, und die Natur bediene sich desselben zu ihrer eigenen Sicherheit und Erleichterung! Um den Nichtarzt in den Stand zu setzen, einen Schanker von jedem andern Geschwür zu unterscheiden sagt er S. 46: aus einem Schanker wachse in kurzer Zeit wildes Fleisch; und S. 87 sagt er im Gegentheil: aus dem scorbutischen Geschwür wachse wildes Fleisch, aus dem venerischen niemals! Ebenfalls theilt er die Schanker ein in gutartige, die in die Breite freissen, und bösartige, die in die Tiefe freissen; bald darauf S. 49 behauptet er, Schanker breiten sich nicht aus, sondern freissen tief. S. 44. Schanker finde man selten an mütterlichen Gliedern, noch seltener an derichel. S. 49: Die gefährlichsten seyen die an den Schamhaaren u. s. w. S. 47. Sie haben alle einen callösen Rand. S. 69. Ein Leistenbruch soll mehr nach dem obern Theile der Weichen, der Bubo nach unten zu seyn. S. 93. Die Cur eines Syphilitischen beginnt er folgendergestalt, erst den abführenden Bolus No. 13, dann die beiden folgenden Tage Laudanum Liq., den vierten Tag den abführenden Bolus No. 15, hierauf wiederum zwey Tage Laudanum Liq., nun nochmals den Bolus No. 15., Dies, sagt er, ist die zweckmässigste Vorbereitungsur!! —

H. H. H.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 5 A P R I L 1 8 1 0 .

S T A T I S T I K .

CASSEL u. MARBURG, b. Krieger: *Über Geld und Münze überhaupt, und in besonderer Beziehung auf das Königreich Westphalen.* Eine staatswirthschaftliche Untersuchung von D. Karl Murhard, königl. westphälischem Staatsraths - Auditor. 1809. 104 S. 8. (10 gr.)

Man hat vor Kurzem die sehr wahre Bemerkung gemacht, daß sich die ökonomisch-cameralistischen Gesellschaften in Deutschland in eben dem Verhältnisse zu vermehren schienen, in welchem die Objecte derselben verschwänden, oder dürftiger würden. Mit gleichem Rechte kann man sagen, daß die Zahl der staatswirthschaftlichen Schriften in Deutschland eben dem Maße wächst, in welchem die Staatswirthschaft verworren wird, und manche Regierungen Gefahr laufen, an ihren Finanzen zu sterben. Dies darf uns aber um so weniger auffallen, da die deutsche Literatur in den letzten fünf und zwanzig Jahren kaum noch eine andere Bestimmung gehabt hat, als die allgemeine Republik in den vielen Monarchien zu seyn, welche Deutschland ausmachen. Man fühlt die Unvollkommenheit der deutschen Regierungen; man will ihnen zu Hülfe kommen; man macht Vorschläge über Vorschläge: es bleibt aber Alles bey dem Alten, weil Grund-Reformen ohne Erschütterungen nicht möglich sind, und das augenblickliche Bedürfnis eine unbesiegbare Stärke mit sich führt. In Wahrheit, hieraus allein läßt sich erklären, weshalb durch die Schriftstellerey so wenig bewirkt wird, und die zwischen Theorie und Praxis einmal befestigte Kluft immer dieselbe bleibt.

Das vorliegende Werk zerfällt in zwey Abtheilungen, von welchen die erste *theoretischen*, die zweyte *praktischen* Inhalts ist. In jener wird untersucht, was *Geld* und *Münze* sey. Um darüber ins Reine zu kommen, geht der Vf. von den Begriffen von *Vermögen* und *Capital* aus. Vermögen ist ihm die *Masse von Gütern oder Genußmitteln*, in deren Besitz sich die einzelnen Glieder der Nation befinden; und das Totalvermögen sämmtlicher Nationalglieder bildet das *Nationalvermögen*, so wie das Vermögen der Nationalgesamtheit das *Staatsvermögen* bildet. Was einem Zwecke des Menschen entspricht, und als Mittel zu demselben gedacht werden muß, ist ein *Gut* oder *Genußmittel*; und ein *Werth* ist die *Tauglichkeit* des Mittels zum Zweck. Nicht *alle Dinge*, und also auch nicht *alle Güter*, entstehen durch die Natur; sie mögen aber durch die Natur oder durch

menschliche Arbeit entstanden seyn, ihre Erhebung zu wirklichen Gütern geschieht durch einen Act des menschlichen Geistes, und zwar durch die Vorstellung von ihrem Werthe oder von ihrer Tauglichkeit, als Mittel zum Zweck. Was die Nationalglieder nicht für den augenblicklichen Genuß verwenden, sondern für zukünftige Zwecke aufsparen, macht ihr *Capital* aus. Besitzt dieser Vorrath die Eigenschaft, daß er zu jeder Zeit gegen andere Genußmittel umgesetzt oder ausgetauscht werden kann: so heißt er *Capitalstoff* oder *lebendiges Capital*; besitzt er diese Eigenschaft nicht: so heißt er *todtes Capital*; wobey es jedoch von den Umständen abhängt, ob ein Genußmittel zum lebendigen oder todten Capitale gehöre. Nicht bloß der Belebungsgrad der productiven Kraft; sondern auch ihr Werth hängt von der Größe des Capitalstoffs ab: nur haben die Vertheidiger des Mercantil-Systems Unrecht, wenn sie behaupten, man müsse, so viel wie möglich, die Anhäufung derjenigen Genußmittel zu befördern suchen, gegen die man zu jeder Stunde alle anderen Genußmittel einzutauschen vermag; ihr Begriff vom lebendigen Capital ist allzu eingeschränkt, auch schlagen sie zur Vermehrung der Metall-Münze im Lande Mittel vor, die oft dem Zwecke geradezu entgegen wirken. Von allen Gattungen des Capitalstoffs verdient keine so sehr ausgezeichnet, so sehr berücksichtigt zu werden, als die Münze. Alle Dunkelheit, welche diese wichtige Materie umgiebt, rührt, wie der Graf von Soden vortrefflich entwickelt hat, hauptsächlich aus der Verwechselung des *Vermögens-Messers* mit dem *Vermögens-Ausgleichungs-Vehikel* her. Jener ist nichts weiter, als eine *Abstufungsbezeichnung*, eine Division des Vermögens bis auf den geringsten, niedrigsten, verglichenen Werth des Einzelnen und die Multiplication desselben. Dieses ist ein bestimmtes Genußmittel, das, einzeln und einfach, eine festgesetzte Portion aller Gattungen des Vermögens, und multiplicirt den Preis des gesammten Vermögens ausdrückt und enthält. Die unrichtige Ansicht der Dinge, welche aus der Verwechselung des Vermögens-Messers mit dem Vermögens-Ausgleichungs-Vehikel entspringt, wird größtentheils vermieden, wenn man jenen ausschließlich mit dem Worte: *Geld*, dieses hingegen mit dem Worte: *Münze* bezeichnet. Aus welchem Stoffe das Ausgleichungs-Vehikel im Momente des Verkehrs besteht, ist gleichgültig, wenn es nur die wesentliche Eigenschaft eines Genußmittels hat, nämlich eine Vermögens-Portion zu seyn. *Geld* läßt sich recht wohl denken ohne *Münze*; zum Begriff der Münze aber ist der Begriff von *Geld* wesentlich nothwendig.

Die Unbequemlichkeiten des Tauschhandels werden vermieden, und alle Hindernisse des Handels fallen weg, sobald ein Genusmittel vorhanden ist, das in der Regel Jeder gern gegen andere Genusmittel anzunehmen bereit ist, und von dem Jeder daher auch gewiss ist, daß er wiederum bey Anderen seine sämtlichen Bedürfnisse dagegen einzutauschen vermag. Weil die Metalle, besonders die edlen, diese Eigenschaft durch ihren ziemlich regelmässigen und dauerhaften Tauschwerth, durch ihre leichte Transportabilität, durch ihre Theilbarkeit fast ins Unendliche, und durch die Vermehrbarkeit ihrer Quantität vermöge der Arbeit besitzen: so darf es uns nicht wundern, daß sie in alter und neuer Zeit zum allgemeinen Ausgleichungs-Vehikel gewählt worden sind. Indessen müssen wir uns vor dem Irrthum hüten, als seyen sie die einzigen Ausgleichungs-Vehikel. Es giebt drey Arten von Münze: *Metallmünze*, *Waarenmünze*, *Papiermünze*. Zur *Waarenmünze* kann jede Art von Genusmittel gebraucht werden, sobald sie die Eigenschaft besitzt, 1) sich, unbeschadet ihres positiven Werthes, in die kleinste Vermögensportion abtheilen zu lassen, 2) einen allgemeinen absoluten, oder doch allgemeinen relativen Werth zu haben. Die *Papiermünze* besteht in Urkunden, vermittelt deren bestimmte Vermögensportionen von einem Besitzer auf den anderen übertragen werden: ihr wesentlicher Unterschied von der Metall- und Waarenmünze liegt darin, daß mit diesen wirkliches Vermögen gegen Vermögen, Stoff gegen Stoff, vertauscht wird, jene hingegen nur die Anweisung auf Metall- oder Waaren-Münze enthält. Es ist nicht nothwendig, daß die *Papiermünze* einzig nach *Metallmünze* ausgedrückt werde; denn sie kann eben so gut eine Quantität anderer Genusmittel bezeichnen. Wesentlich nothwendig aber ist zum Begriff der *Papiermünze*, daß die Urkunde nach dem Vermögens-Maß (Geld) gestellt sey; denn sonst könnte sie nicht Münze werden. Das Steigen oder Sinken des Preises von *Papiermünze* hat seinen Grund in der größeren oder geringeren Überzeugung des Publicums, daß der Aussteller dieser Urkunden die Metall- oder Waaren-Münze, welche dadurch übertragen wird, nicht nur wirklich besitze, sondern auch gegen Empfang dieser Papiere augenblicklich aushändigen werde. Von den drey Hauptgattungen von Ausgleichungsvehikeln zeichnet sich die erste (die *Metallmünze*) durch den Umfang ihres Wirkungskreises aus, der sich auf die ganze cultivirte Welt erstreckt, während der Wirkungskreis der beiden anderen Gattungen nur auf einzelne Provinzen und Länder beschränkt ist. So groß indessen im Allgemeinen die Vorzüge sind, welche die *Metallmünze* als Ausgleichungsvehikel besitzt: so darf man sich dadurch doch nicht verleiten lassen, die anderen Arten von Münzen für unwichtig oder gar nachtheilig zu halten; in unzähligen Fällen können sie nicht allein die Stelle der *Metallmünze* vollkommen vertreten, sondern häufig sind sie ihnen sogar noch vorzuziehen. Es ist daher höchst wohlthätig, wenn alle drey Gattungen von Münze neben einander im Staate existiren, wenn alle vereint die Ausgleichung und

Vertheilung der Güter bewirken. Die Beforgnis, daß die *Münzmasse* in einem Lande zu groß werden könne, verschwindet, sobald man bedenkt, daß die Münze ihr Daseyn bloß dem Bedürfnis der Verkehren den verdankt, und daß folglich ihre Masse nie stärker seyn kann, als dieses Bedürfnis es erheischt. Genau läßt sich das Münzbedürfnis einer Nation nicht angeben; dies ist aber auch gar nicht nöthig, da es eine über allen Zweifel erhabene Wahrheit ist (?), daß die Masse der Ausgleichungs-Vehikel nicht leicht zu groß seyn kann. Dennoch muß das Streben der Regierungen dahin gerichtet seyn, die Masse der Ausgleichungsvehikel auf alle mögliche Weise zu vermehren. Denn je größer diese Masse ist: desto leichter ist die Production, desto lebhafter der Verkehr, desto größer der Genus. Besonders wohlthätig aber wirkt die Zunahme der Ausgleichungsvehikel auf Erniedrigung des Zinsfußes im Lande. Ein Irrthum ist, wenn man glaubt, die Vermehrung der Quantität der Ausgleichungsvehikel erhöhe die Preise der Waaren; dieser Irrthum rührt aus der falschen Ansicht her, daß die in einem Lande befindliche Münze die Waarenmasse desselben Landes repräsentire, also durch Vermehrung jener das Gleichgewicht zwischen Münze und Waare gänzlich zerstört werde. Nicht die vergrößerte Quantität der Ausgleichungsvehikel bringt diese Theuerung hervor, sondern die gestiegene Nachfrage bey nicht in gleichem Verhältniß wachsendem Angebot. So ausgemacht es ist, daß die Quantität der Münze in einem Lande fast nie zu groß werden kann: so ereignet es sich doch auf der anderen Seite oft, daß sie zu gering wird. In solchen Fällen muß man durch passende Surrogate zu Hülfe kommen. In Ansehung der *Metallmünze* ist noch besonders zu bemerken, daß man, um zu einem klaren und richtigen Begriff von ihr zu gelangen, ihren Charakter als *Waare* sorgfältig von dem als Ausgleichungsvehikel trennen müsse. Als *Waare* ist sie denselben Gesetzen unterworfen, wie jede andere Art von Genusmittel; ihr Tauschwerth beruht nämlich theils auf den Hervorbringungskosten, theils auf der Nachfrage, so daß sie zugleich einen Kostenpreis und einen Marktpreis hat. Der Kostenpreis kann nur durch eine starke Nachfrage nach Metallen überschritten werden; und alsdann steht der Marktpreis über dem Kostenpreise. Da aber der Markt der edlen Metalle nicht die Gegend, wo sie gewonnen werden, sondern die ganze cultivirte Welt ist: so muß der Kostenpreis derselben sich überall nach dem Kostenpreise richten, den sie in den Ländern haben, wo die ergiebigsten Minen sich befinden. Was den Marktpreis betrifft: so hängt er fast in jedem Lande von der Nachfrage aller in Handelsverbindungen stehenden Länder des Erdbodens ab; und daraus erhellet, daß der Marktpreis der Münzmetalle sich überall, mehr oder weniger, nach ihrem Weltpreise richtet, und daß derselbe nirgends lange über denselben sich beträchtlich erheben, oder tief unter ihn sinken könne. Thöricht ist demnach die Beforgnis, daß durch eine nachtheilige Handelsbilanz in irgend einem Staate Mangel an Münzmetallen entstehen könne; denn die Herbeysschaffung derselben ist

keinen grösseren Schwierigkeiten unterworfen, als die Herbeyschaffung irgend eines anderen Genussmittels. Sollten die amerikanischen Gold- und Silbermärkte für die Zukunft den Europäern verschlossen werden: so würde Europa gerade das Entgegengesetzte von dem erfahren, was es in den ersten Jahren nach der Entdeckung von Amerika erfuhr. Wie damals die Metallmünzbesitzer verlieren, und die Waarenbesitzer gewinnen-mussten: so würden jetzt die Waarenbesitzer verlieren, und die Metallmünzbesitzer gewinnen. Die Frage, welche Masse von Metallmünze als Ausgleichungsvehikel für eine gebildete Nation Bedürfnis sey, muß eben so beantwortet werden, wie jene, wo von Münze überhaupt die Rede war. Wäre der Handel jetzt nicht Welthandel: so bedürfte es gar keiner Metallmünze; die Regierung könnte jedem beliebigen Gegenstande den Charakter der Münze beylegen. (Dieses würde zuletzt doch voraussetzen, daß Regierungen im Stande wären, die Natur der Gesellschaft zu verändern, was deshalb unmöglich ist, weil sie selbst ein Theil der Gesellschaft sind.) In Ansehung des inneren National-Verkehrs lassen sich Surrogate für die Metallmünze denken, obgleich diese immer das vorzüglichste Ausgleichungsvehikel bleibt. Was den Nationalbedarf der Metallmünze zum inneren Verkehr betrifft: so richtet sich derselbe, wie bereits bemerkt worden, theils nach der Grösse der Tauschgeschäfte, wozu edle Metalle gebraucht werden, theils nach der Organisation des Umlaufs. Die letztere hat den grössten Einfluss auf den Münzmetallbedarf; denn je mehr der Umlauf beflügelt ist, desto geringer ist der Bedarf. Ob nun gleich in der Natur der Metallmünze (in so fern sie durch die Circulation nicht verzehrt wird) schon ein Grund zur Beschleunigung des Umlaufs liegt: so hat doch die gute oder schlechte Beschaffenheit der Creditssysteme in den Staaten den unverkennbarsten Einfluss auf den Umlauf, und also auch auf den Bedarf der Metallmünze. Je vortrefflicher in einem Staate das Creditssystem organisiert ist: desto geringer ist in ihm der Bedarf von Metallmünze, da Credit in unzähligen Fällen die Stelle derselben vertritt. Die Natur des Credits bringt es mit sich, daß er, bey übrigens gleichen Umständen, stets in denjenigen Ländern die grösste Höhe erreicht, wo die meisten Reichthümer angehäuft sind, indem diese das Zutrauen und eine große moralische Gewissheit begründen, daß geschriebene Zusicherungen zu ihrer Zeit realisirt, und daher als wirkliche Zahlungen angesehen werden können. Gold und Silber, das unter solchen Umständen nicht mehr zum Gebrauch der Circulation zurückbehalten wird, weil diese sich ohne Metalle besser, als mit denselben, erhält — Gold und Silber wird ein freyer und disponibler Reichthum, und bleibt zum Theil dem Detailhandel, der durch die Fortschritte des Großhandels aufgemuntert ist, und geht zum Theil auf den Ankauf verschiedener Gegenstände des reellen Genusses ins Ausland. Zu den wichtigsten Creditinstituten aber gehören ohne Zweifel die Banken. Es giebt deren zwey Hauptarten: die *Giro- oder Depositen-Banken* und die *Zettelbanken*. Ungleich wichtiger für die

Nationalindustrie sind die letzteren, indem ihre für die eingelegte Metallmünze gegebenen Zettel weit mehr Bequemlichkeit haben, als die Metallmünze selbst. Großbritannien liefert eins der auffallendsten Beispiele, welche eine geringe Quantität von Metallmünze (der Vf. versichert auf *Chalmers* Autorität, daß das Metallmünzvermögen dieses Reichs nicht mehr als 4 bis 5 Millionen Pf. Sterl. betrage) hinreichend ist, um den unermesslichsten Verkehr im Gange zu erhalten, sobald das Creditssystem und die Circulation auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht ist; die Zahlungen der sechzig bis siebenzig Bankiers in London betragen täglich vier bis fünf Millionen, und die Mittelsomme auf 4,500,000 Pf. Sterl. angenommen, beläuft sich die jährliche Summe der Zahlungen aller londoner Bankiers auf 1350 Millionen Pf. St. Das ist die glückliche Folge der Papiercirculation. Wie groß aber auch die Vortheile von der Ersparung der Metallmünze seyn mögen: so findet sie doch ihre Grenze im Detailverkehr der Nation; denn dieser Verkehr kann nicht ohne die grössten Unbequemlichkeiten mit Papiermünze geführt werden. Aus allen diesen Bemerkungen geht hervor, welche eine äußerst geringe Masse edler Metalle zum inneren Verkehr in einem Lande erforderlich ist, wo deren Umlauf möglichst beflügelt und durch ein gutes Creditssystem unterstützt ist. Wo die Klagen über Mangel an baarer Münze gegründet waren, da lag die Ursache entweder in den außerordentlichen Zeitumständen, oder in der unnational-ökonomischen Verfassung des Landes. Daß man nirgends Klagen über zu viel Metallmünze hört, rührt vom schnellen Abströmen des Ueberflusses her. Mit Unrecht hat man indessen der Anhäufung edler Metalle in einem Lande die Schwächung der Nationalproduction, sowie die daraus hervorgehende Verarmung des Volks, zugeschrieben. Die Beispiele von Spanien und Portugall, die man gemeinlich anführt, kommen nicht sowohl auf die Rechnung der aus Amerika eingeführten Menge edler Metalle, als auf die der schlechten Verfassung und der Hintansetzung fast aller Grundsätze der Nationalökonomie. Ein schnelles, ununterbrochenes Zufließen edler Metalle kann freylich die Nation verschlechtern, aber wenn sie es wirklich thut: so liegt die Schuld doch immer lediglich an der Regierung, die diesen Umstand, statt ihn zum Vortheil der Nation zu benutzen, verderblich zu werden gestattet.

Dies sind die Hauptgedanken in dem *theoretischen* Theile der Abhandlung. Der praktische beschäftigt sich mit Empfehlung einer *Nationalhypothekenbank* nach der Idee des Grafen von *Soden*. Der Vf. giebt zuerst die Bedingungen an, unter welchen die Papiermünze den vollen Werth der Metallmünze haben und behalten kann, und trägt sodann *Sodens* Idee von einem *allgemeinen National-Grundbuche* vor, in welches das gesammte Grundeigenthum der Nation, mit Einschluss der Gebäude, nach dem zu ergründenden Werthe des Ertrags der Rente bey einer gewöhnlichen Cultur, und nach dem mittleren Grade des verglichenen Werths, eingetragen werden soll, so daß jeder Grundeigenthümer, auf Verlangen, für den vollen Betrag dieses Werths Bankzettel, die *au porteur* zahlbar sind, und

mit 5 von Hundert verzinsfey werden, erhalten kann. Der Vf. modificirt *Sodens* Idee dahin, daß die Bank nicht für den vollen Betrag des Werths der Grundstücke, sondern nur für zwey Drittheile desselben Banknoten vorstrecken soll, und entwirft darauf einen, seiner Meinung nach, zweckmäßigen Plan zur Errichtung einer National-Hypothekenbank für das Königreich Westphalen.

In dem ganzen Raisonement des Vfs. scheint viel Zusammenhang zu seyn. Nur haben wir Folgendes dagegen einzuwenden. *Erstlich*: Die Begriffe von Vermögen und Capital reichen nicht hin zur Entwicklung der Begriffe von Geld und Münze. Um darüber ganz ins Reine zu kommen, muß man auf die Natur des Menschen und auf die der menschlichen Gesellschaft zurückgehen. Aus jener muß die Nothwendigkeit der Gesellschaft deducirt werden; und sobald diese gefunden ist, muß man nachweisen, wie die Erhaltung der Gesellschaft, welche lediglich auf der Verschiedenheit der gesellschaftlichen Verrichtungen beruht, überall und allenthalben zur Erfindung eines allgemeinen Ausgleichungsmittels der Arbeit führt. Geld braucht freylich nicht Metall zu seyn; aber die edleren Metalle werden Geld werden, und die Gestalt der Münze annehmen, sobald man ihre Eigenschaften genauer erforscht, und ihre ungemeine Brauchbarkeit zur Ausgleichung der gesellschaftlichen Arbeit und deren Productionen erkannt hat. Wenn es also Völker giebt, welche an der Stelle des Metallgeldes Vieh, Kakaobohnen, Steinsalz, kleine Muscheln, Kauris genannt, trockenen Stockfisch und dergleichen gebrauchen: so rührt dieß bloß daher, daß sie die Eigenschaften der edlen Metalle noch nicht kennen gelernt haben. Denn alle Völker, die das vollkommnere Metallgeld entweder durch sich selbst oder durch andere Völker kennen lernten, bequemen sich sehr bald zur Annahme desselben. Bey dem unwiderstehlichen Reiz, welchen die edleren Metalle ausüben, geräth man in die Versuchung, auf eine bisher nicht erforschte Eigenschaft derselben zurückzuschließen, vermöge welcher sie in einem besonderen Zusammenhange mit dem Wesen des Menschen stehen. *Zweytens*: Bey Untersuchungen über die Metallmünze darf Eine Eigenschaft nicht aus der Acht gelassen werden, welche bisher wenig oder gar nicht erwogen worden ist. Dieß ist ihre *Vermehrbarkeit ins Unendliche*, nicht etwa als Metallstücke, sondern als Geld oder Ausgleichungsmittel. Sie vermehren sich nämlich in eben dem Maße, als gesellschaftliche Arbeit damit ausgeglichen wird, d. h. als sie von einer Hand in die andere gehen; und dabey fragt man wohl mit Recht, ob neben ihnen noch andere Ausgleichungsmittel nöthig sind. *Drittens*: Alle Papiermünze ist nur Anweisung auf Metallmünze oder Waarenmünze, und kann immer nur in sofern Geld seyn, als eine sichere Anweisung darin enthalten ist. Eben deswegen sollte man sich niemals mit einer Empfehlung dieser Münze befassen, oder zu einer willkührlichen Schöpfung derselben aufmuntern. Wo die gesellschaftliche Thätigkeit wächst, und die Bedürfnisse sich vermehren, da wächst und vermehrt

sich auch die Quantität der Ausgleichungsmittel; aber man ist in einem gewaltigen Irrthum, wenn man sich einbildet, jene durch eine Schöpfung von diesen erzeugen zu können. Dieß ist nie gelungen, und kann, der Natur der Sache nach: nie gelingen. Man überlasse es den Verkehrenden; durch welche Mittel sie den Verkehr erleichtern wollen; alsdann wird es niemals an Anweisungen fehlen, aber es wird kein eigentliches *Papiergeld* geben, welches (in sofern *Metallität* der Grundcharakter des Geldes bey allen cultivirten Völkern ist) einen Widerspruch in sich schließt, indem Metall nicht Papier ist. Zwischen Weltgeld und Staatsgeld unterscheiden, wie Mehrere gethan haben, ist deswegen thöricht, weil der Welt-handel gerade das wenigste Metall erfordert. Das Blendende, das in Englands Beyspiele liegt, sollte nicht zur Nachahmung verführen; denn wir wissen durchaus nicht, wie sich der Papiercredit in England endigen wird. *Viertens*: Es ist falsch, wenn der Vf. behauptet, die Anhäufung des Geldes, es mag nun in edlen Metallen, oder in Papieren (Urkunden) bestehen, schade der National-Production nicht. Sie schadet immer, und die Beyspiele von Spanien und Portugall sollten wohl beherzigt werden. Ein Zustrom von dreyßig Millionen Piastern, der sich jährlich wiederholt, ist mehr, als eine noch so zahlreiche Nation vertragen kann; ihr Genie und ihre Erwerbsfähigkeit reicht nicht aus; reichte doch ganz Europa nicht aus, so viel edles Metall zu verdauen, als Spaniens Kolonien lieferten; es mußte nach Asien geschleppt werden. Geld muß sich so wenig als möglich anhäufen; es muß immer im Umlauf seyn. *Fünftens*: Es würde zu weitläufig seyn, hier zu untersuchen, in wiefern das Königreich Westphalen bey einer solchen National-Hypothekenbank, wie der Vf. in Vorschlag bringt, gewinnen werde, oder nicht. Aber das können wir nicht unbemerkt lassen, daß ähnliche Creditanstalten durchaus nicht die Wirkungen hervorgebracht haben, die man sich davon versprach; sie haben nur Verschwendung und Zahlungsunfähigkeit in Gang gebracht. Ein sehr erleichterter Credit ist auf eine sehr begreifliche Weise das Verderben derjenigen, die ihn finden. *Sechstens*: In sofern eine Papiermünze die Hauptabsicht bey diesem Creditinstitute ist, möchten wir, ganz abgesehen von dem Königreich Westphalen, die Erscheinung oder vielmehr die Verbreitung des Papiergeldes in Deutschland um der Folgen willen bejammern, welche davon unzertrennlich seyn würden: Folgen, durch welche die einzelnen Staaten noch weit mehr von einander abgefordert werden würden, als sie es jetzt schon sind. Nicht durch die Schöpfung eines unter allen Umständen überflüssigen, und daher leicht schädlichen Papiergeldes, wohl aber durch Hinwegräumung aller der Hindernisse, welche der freyen und ungehinderten Circulation des Geldes im Wege stehen, als da sind: Frohnen, Zehnten u. s. w., wird sich die Regierung des Königreichs Westphalen auszeichnen, und den übrigen Staaten Deutschlands mit einem guten Beyspiel vorangehen.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 6 APRIL, 1810.

G E S C H I C H T E.

BREMEN U. AURICH, b. Müller: *Geschichte und Auslegung des falschen Gesetzes und der malbergischen Glossen* von J. D. Wiarda. (Ohne Jahrzahl, der Vorrede nach 1808). VIII. 191 u. 478 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

Das falsche Gesetz, zu welcher Zeit es auch niedergeschrieben seyn mag, erregt als ein unschätzbares Überbleibsel einer anders gestalteten Vorwelt Gefühle hoher Achtung, zugleich mit der ernststen tiefergreifenden Stimmung, welche der Betrachtung solcher in allgemeiner Zerstörung bewahrter Monumente der Thätigkeit der Vorfahren fast mit einem gewissen Grauen sich zugesellt.

Jedes Bestreben eines Völkerstammes oder Volkes, von den uralten Gewohnheiten, nach denen sein privatrechtlicher Zustand, seinem Bedürfnis gemäß, bisher bestimmt war, dasjenige, was ihm gerade das Wichtigste, das Nothwendigste scheint, und nicht zu dem Alltäglichen gehört, schriftlich aufzufassen, sich geschriebene Gesetze zu geben (nicht wenige Hauptgrundsätze, aus denen die Entscheidung der einzelnen Fälle abgeleitet werden mußte, nicht Maximen, unter welche der Richter einen vorkommenden Fall fassen und das Gesetz ihm anpassen möchte, sondern Bestimmung recht vieler möglicher Fälle, damit die richterliche Willkür beschränkt, und der schlichte Verstand nicht zweifelhaft sey), so wie die Art, wie dies ausgeführt wird, ist an sich ein höchst interessantes Ereignis. Es erfolgt weniger aus Nothwendigkeit, die geehrten und auch allein passenden Sitten und Gewohnheiten zu sichern und die Anwendung davon zu erleichtern, als vielmehr aus einer gewissen Nachahmungsfucht, aus Eiferfucht gegen höhere Behörden, aus Einfluß einer Kaste. Betrogen werden die Völker zwar jedesmal in der Erwartung, welche sie von diesem Mittel hegten, ihrer Freyheit wurden gerade dadurch gefährliche Wunden geschlagen, die bald unter sich fraßen. Bey den deutschen Eroberern römischer Provinzen trat auch wohl noch der Conflict mit den alten, an geschriebene Gesetze gewöhnten Einwohnern hinzu, welche doch auch in manchen Punkten nach den Bestimmungen der Herrscher leben sollten, und aus welchen sich diese selbst Beamten wählten. Dazu kam die Entfernung von einander, in welcher, unter anders gerichteten Leuten, so viele Eroberer herumgeworfen wurden. Wenn also die Verbindung der Völker zu einem Ganzen, wem

J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

auffprießende Staatsform, das erste Eingleiten in regelmässigeren Bahnen, mächtige Schritte zum Fortschreiten in der Cultur, wichtige und erfreuliche Ereignisse sind: dem lohnt es gewiß, bey solchen Unternehmungen stehen zu bleiben. Er findet hier von vielen dieser Vorfälle die ersten Spuren, die Brücke, ohne welche er ungeheure Klüfte überspringen mußte, die Quellen eines grossen Theils der nachherigen Verhältnisse. Nie wird ja auch die Geschichte eines Volks vollständig noch verständlich seyn ohne die Kenntniß seines Privatrechts. Das Gesetz aber, mit welchem sich das vorliegende Werk beschäftigt, liefert zugleich uralte Gewohnheiten (nur mit wenigen, leicht bemerkbaren, neuerworbenen Kenntnissen vermehrt) der Franken, eines vor Kurzem erst (Jahrhunderte kommen in der Lage und unter den Verhältnissen weniger in Betracht) aus Deutschlands Gauen aufgebrochenen Völkerbundes. Dies Gesetz ist ein Zeuge von dem Zustande und der Denkart unseres Volkes in jenen alten Tagen, die wie ein Nebel vor der Geschichte hergehen, aus Zeiten, wo das Kräftige, Eigenthümliche roher Einfalt, die Blüthe mancher Tugenden und die Wuth vieler Fehler noch nicht hinweggespült oder übertüncht war, und wir die Grundsätze noch lebendig wirken sehen, nach welchen seinen privatrechtlichen Zustand zu ordnen in Deutschlands Wäldern ein freyes Volk am passendsten gefunden. Diese Sammlung ist völlig deutsch, von deutscher Art und auf deutsche Sitten und Begriffe gegründet. Daher sind hier so viele Berührungen. Mehrmals verbindet ihr Inhalt Tacitus Zeit und des Mittelalters (S. 156. 187), und bewahrt also Ereignisse aus Zeiten auf, von denen wir überall keine Nachricht oder höchst dürftige haben, aus Zeiten, wo noch so wenig Formen nöthig waren, bey dem erfreulichen Mahl und mit altem, traulichem Handschlag der meiste Theil ihrer Geschäfte abgemacht war.

Mancherley Bearbeiter und Herausgeber hat dieses Gesetz, wie billig, gefunden; mancherley Verdienst haben sich mehrere berühmte Männer darum erworben: aber alle haben sie sich durch den Schein antiker Sagen, irrige Behauptungen der Vorgänger blenden lassen, und sind meist mit Vorurtheilen an die Arbeit gegangen. Das zeigt sich nun klar, nachdem der als historischer Forscher schon erprobte Vf. es übernommen hat, unsere Begriffe über diese Gesetzsammlung einer neuen Revision zu unterwerfen, und viel Schlacken von dem schönen Metall abzufondern. Daraus geht eine gänzliche Umänderung unserer bisherigen Ansichten hervor. Der Vf. nämlich

E.

zeigt, daß man, um das Alter der Sammlung zu bestimmen, sich nicht, wie bisher immer geschehen, an das halten dürfe, was der Prologus des Gesetzes aussage: dieser sey ein viel späteres Anhängsel, ohne allen Glauben und Werth. Die Sammlung der Gesetze gehöre in viel spätere Zeiten, in das siebente Jahrhundert etwa. Übrigens wisse man darüber weiter nichts, kein Autor rede davon, und mithin müsse man sich enthalten, nähere Umstände davon anführen zu wollen, wie die vier Deputirten aus den vier Gauen. Die Niederschreibung könne also nicht in Deutschland erfolgt seyn, sondern, wie das Gesetz selbst andeute, in Belgien zwischen dem Kohlenwald und dem Liger. Die lateinische Sprache sey vom Anfang an gebraucht, es habe nie einen deutschen Codex gegeben; diese Gesetze hätten nur die salischen Franken verbunden, wären nicht weiter gedungen, nie in Deutschland oder Italien angenommen, noch viel weniger habe Karl der Grosse die Gesetze neu revidirt, und einen *Codex repetitae praelectionis* gegeben. Zu solchen Annahmen sey überall gar kein Grund. Endlich gebe es auch keine wesentlich verschiedenen Handschriften; wo sie es wären, liesse sich alles am leichtesten durch Zufall, Laune oder besondere Absicht der Abschreiber erklären. Es sey also eine ganz irrige Vorstellung, wenn man glaube, die Codices, welche die malbergischen Glossen hätten, müßten in frühere Zeit gesetzt werden, als diejenigen, welche den reinen Text lieferten, den man von jenem, dem *pactus legis Salicae*, durch die Überschrift *lex Salica* unterschied, und der eben die spätere Arbeit Karls des Grossen seyn sollte. Ja der Vf. zeigt so sehr die Blöße der bisherigen Meinung, daß er beweiset, wenn ein Text älter seyn müsse, so sprechen alle Umstände gerade für den bisher für den jüngsten gehaltenen. — Das ist der wichtige Inhalt des ersten Abschnitts. Die Gründe müssen im Buche selbst nachgelesen werden. Auch wo die Anhänger der alten Meinungen anders denken möchten, werden sie den hohen Scharf sinn und die treffliche Kritik loben müssen. Manches wird angefochten, manches nicht gleich zugegeben werden; Rec. zweifelt nicht, daß das nur zu noch mehrerer Begründung führen wird, die er freylich hie und da vermisste. Der zweyte Abschnitt hat es mit dem Rechte selbst zu thun, das in dieser Sammlung enthalten ist. Die Gerichtsverfassung webt der Vf. dabey ein. Der dritte Abschnitt erläutert die malbergischen Glossen, die der Vf. für bloße Übersetzung lateinischer Worte nimmt, und wer die unerwarteten, auf den ersten Blick ansprechenden Erklärungen dieser bisher so dunkeln Worte erwägt, der wird daran nicht zweifeln können, und sich freuen, daß ein so gründlicher Sprachforscher diese Hindernisse meist so gut aus dem Wege geräumt hat. — Zugleich hat der Vf. die beiden bisher als so verschieden betrachteten Ausgaben dieser Gewohnheitsammlung nach der *heroldischen* und *lindenbrogischen* Ausgabe neben einander abdrucken lassen. Wir wissen nicht, ob das gerade nöthig gewesen seyn möchte. *Georgisch*, der sie beide eben so hat, ist in Aller Händen, und der

Preis des Buches ist doch dadurch bedeutend erhöht worden. Möchten doch die anderen Gesetzsammlungen bald mit eben dem Geiste erklärt und uns aufgeschlossen werden! Manche verdienen es, daß der Vf. ihnen seine Muse weihe.

Va. P.

DANZIG, b. Troschel: *Geschichte der Belagerungen und Blokaden Danzigs, von der frühesten bis auf gegenwärtige Zeit.* Ein historischer Versuch von Friedr. K. G. von Daisburg. 1808. 316 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Für eine friedliche Handelsstadt, mit einem unbeträchtlichen Gebiete umgeben, ist das gute Danzig oft und schwer genug durch Belagerungen und Geschütz heimgesucht worden. Die schrecklichsten Gefahren dieser Art hat es im Jahr 1734, und zu untern Zeiten 1807 ausgestanden. Die in früheren Perioden erlittenen Unfälle liegen ausser unserem Gesichtskreise, sind auch nur fragmentarisch der Nachwelt überliefert worden. Hr. v. D. scheint alles, was er davon erfahren können, fleißig gesammelt zu haben; doch fehlt seinen Angaben oft der Zusammenhang, den er freylich in den von ihm gebrauchten Chroniken nicht vorfand, und nicht durch historische Kunst ergänzen konnte. — Schon im J. 1209 wird in einem Privilegium, vom Fürsten Mestwin dem Kloster Suckau gegeben, eines in Danzig getriebenen bedeutenden Tuchhandels gedacht. Die ersten feindlichen Angriffe auf die Stadt geschahen im Jahr 1275 bey Gelegenheit eines Kriegs der nachgelassenen Söhne Swantepolks gegen einander. Der Eroberer vermachte seine Staaten nach seinem Tode dem König von Polen, Prinslaw, dessen Nachfolgern D. nachher durch den deutschen Orden entrisen wurde. Dazugrug die Uneinigkeit der theils deutschen, theils polnischen Einwohner viel bey; so daß bey der 1311 erfolgten Einnahme der Stadt an 10,000 Menschen ihr Leben verloren. Sie blieb dem Orden lange Zeit getreu, und half ihm viele Vortheile erkämpfen. Im J. 1433 ward sie von den durch den König Jagello hergerufenen Hülften belagert, und zwang sie zum Abzuge. In dem sogenannten dreyzehnjährigen Kriege im 15ten Jahrhundert soll Danzig an 15000 fremde Söldner unterhalten, und 700,000 Mark Preuss. darauf aufgewandt haben: man sieht aber keine Früchte dieser fast unglaublichen Anstrengung, besonders in Betracht des Geldes, so daß man auf ein unkritisches Verfahren des Vfs. in dem Gebrauche seiner Chronik schließen muß. Der Hochmeister des Ordens, von welchem sich D. unterdessen losgerissen, und der Krone Polen gebuldigt hatte, Markgraf Albrecht von Brandenburg, belagerte es mit 10,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferde. Der General fuhr den an ihn geschickten danziger Rathsmann mit den Worten an: Ihr hochmüthigen Danziger, ihr trotz auf die gebannten Gänse, die ihr am Spießse halt; aber ich sage euch, wir werden eure Gäste bey der Mahlzeit seyn. Der Danziger antwortete mit selbstgefühl: Das Zugemüße ist auch schon beygesetzt; wenns euch g. lücket.

so dürft ihr nur kommen. Polen schickte Hülfe, und die Brandenburger mußten mit Schande abziehen; die Truppen der Stadt setzten ihnen gar bis Oliva nach, und tödteten viele. „Die Fußvölker dieses Corps (vom Kreuzorden) trugen weißleimene Kreuze auf ihren Kleidern, und die Geschichte erzählt, daß man die Gefangenen gezwungen habe, diese Kreuze zu verschlucken.“ Erich von Braunschweig ließ sich 1563 mit 12000 Rthlr. abfinden. „Er war so galant und großmüthig, den Preussen sogar das geraubte Vieh wieder herauszugeben.“ Seinen abentheuerlichen Zug nannte man den *Nassékrieg*. Unsanft behandelt ward D. durch den König Stephan Bathori, dem die Stadt nicht gleich huldigen wollte, weil sie vorher die Parthey seines Nebenbuhlers, des Kaisers Maximilian II, der zu früh starb, ergriffen hatte, und sich von Stephan wenig Gutes versprach. Sie ward 1576 in die Acht erklärt, ihre mit sicherem Geleit versehenen Abgeordneten gefangen gesetzt, und offenbare Feindseligkeiten gegen sie verübt. Danzigs Dorn, die Stadt Elbing, blühte während dieser Mißhelligkeiten im Handel empor, und zog die ausländische Seefahrt an sich. Die darüber ergriminten Danziger rüsteten sechs Fahrzeuge aus, um den Hafen von Elbing zu zerstören, und die darin befindlichen Schiffe zu kapern. „Diese Expedition glückte so vortreflich, daß sie mit einer reichen Beute holländischer, erdbener und anderer Schiffe zurückkamen.“ Indessen ward D. hart bedrängt; die Feinde warfen Steinkugeln in die Stadt, „die an 150 Pfund wogen, und gegen zwey Ellen im Umfange hatten.“ Der Heldemuth ihrer Bürger, und besonders die Vermittelung von Dänemark und Brandenburg, verschafften ihrem Ende zwar den unentehrlichen Frieden, aber er kam doch der Stadt theuer zu stehen. Man mußte das Kirchensilber, unter andern zwölf silberne Apostel, zu den Bedürfnissen des Aerariums hergeben und schmeltzen. Daraus wurden die Münzliebhabern so bekannten danziger *Noththaler* vom J. 1577 geprägt. Während der kriegeriſchen Unternehmungen der schwedischen Könige, Gustav Adolph, Karl Gustav, und Karl XII, fürchtete Danzig oft, in die politischen Handel verflochten zu werden; es rüstete sich sogar ernstlich im J. 1626, als schwedische Soldaten das Kloster Oliva brandschatzten: blieb aber durch Glück, Klugheit und Entschlossenheit allemal verschont. Bis 1734 genoß es einer seltenen Ruhe. Von diesem Zeitpunkt an wird des Vfs. Vortrag ausführlicher, unterstützt von den Memoiren, die nicht nur den Ursprung der Begebenheiten aufhellen, sondern auch die Motive der handelnden Personen darlegen. Doch bleibt uns in dieser Hinsicht noch Manches zu wünschen übrig. —

Nach Augusts II Tode ward der durch Karl XII vertriebene Stanislaus Leszcziński, neben seinem Mitwerber, Friedrich August von Sachsen, zum Könige von Polen erwählt, und unter anderen von der Stadt Danzig mit Jubel anerkannt. Sie hatte nicht vermuthet, daß seine Gegenparthey mächtiger und St. genöthiget seyn würde, in ihren Mauern

Schutz zu suchen. Da seines Gegners förmliche Einsetzung und Krönung bekannt ward, bat man den flüchtigen König zwar, die Stadt durch seine Gegenwart nicht in Gefahr zu setzen; der französische Gesandte de Monti aber erhob den sinkenden Muth der Bürger durch goldene Versprechungen von Seiten Ludwigs XV. Es setzte sich ein Corps von mehr als 20000 Mann zur Vertheidigung Danzigs in Bereitschaft. St. beging einen tadelswerthen Gewaltstreich, indem er den russischen Geschäftsträger und den sächsischen Residenten arretiren und über die Grenze bringen ließ. Der russische General Lascey foderte die Stadt auf, St. zu entfernen, und sich dem König August zu unterwerfen. Er drohete mit 40000 Mann und einem Bombardement. D. beschloß sich zu wehren. Man nahm eine Inundation vor, und errichtete, zur Beschäftigung des losen Gesindels in der Stadt, ein Corps *Schnapphähne*, welche „5 Reichsthaler, ein gezogener Rohr und eine Pistole erhielten, und die Freyheit hatten, alles als gute Beute für sich zu behalten, was sie bey erlegten oder gefangenen Feinden vorfanden.“ Lascey rückte immer näher, that der Stadt, besonders durch Abfehnung der Lebensmittel, großen Schaden, und der Feldherr Münich kam selbst bey der russischen Armee an. Wiederholt wollten die Danziger die russischen Generale von der Rechtmäßigkeit ihrer Anhänglichkeit zu St. mündlich und schriftlich überzeugen; aber darauf läßt sich kein-Kriegsmann ein. Die mit Sehnsucht erwartete Hülfe aus Frankreich erschien nicht; und ungeachtet aller tapfern Vorkehrungen der Danziger, fing am 30 Apr. das gedrohte Bombardement an. Am 9 May bestürmten 8000 Mann den Hagelsberg, der so wacker vertheidigt wurde, daß die Russen 1500 Tode hatten, deren Einscharrungsstelle noch jetzt das *russische Grab* heißt. Auf die Länge aber siegten sie, da sie auch seewärts her Verstärkung erhielten, und Stanislaus ergriff die Flucht. Bey aller Zuneigung zu ihm wurden die Danziger doch gezwungen, seinen Gegner als König von Polen anzuerkennen. August kam selbst ins Lager, beehrte aber die Stadt mit seinem Besuche nicht. Es waren vom 30 Apr. bis 30 Jun. 4430 Bomben hineingeworfen, und 1500 Menschen getödtet oder beschädigt worden.

Nach der im J. 1772 vorgenommenen ersten Theilung von Polen machte Danzig, das von den Preussen wenig Billigkeit vermuthete, ernsthafte Anstalten zur Gegenwehr, die eben nicht nöthig waren, da Preussen nicht weiter um sich griff. Man würgte nicht auf einmal, man wollte das Lebensblut allgemach abzapfen. „Seit dieser Periode kränkelte Danzigs Wohlstand unaufhörlich an der Einschränkung seines Handels durch die bey Fordon von Preussen erhobenen Zölle von allen nach D. gehenden polnischen Producten, und die zu Neu-Fahrwasser wieder zu bezahlenden Abgaben von allen seewärts aus- und eingehenden Artikeln.“ D. war geduldig bis 1782, als sein Stapelrecht verletzt ward; es brauchte Repressalien, und vermehrte seine Truppen bey der engern Einschließung der Stadt. Die Bürger-

schaft wollte sich lieber einer Belagerung aussetzen, als in die geringste Kränkung ihrer Weichselfahrt willigen. Die Blokade ward immer härter, die Lebensmittel gingen aus. Damals schlugen sich unter andern einige danziger Fleischer durch die preussischen Vorposten, schwammen mit 30 Ochsen durch die Weichsel, und erreichten glücklich die Stadt. Man kam am Ende 1783 zu einem erträglichen Vergleiche, wobey den Danzigern der polnische See-Exportationshandel ausschliesslich blieb. Merkwürdig ist Friedrichs Antwort auf das Dankschreiben für die Aufhebung der Blokade: Er verlange von der Stadt keinen Dank und keine Nachgiebigkeit, sondern nur Billigkeit und Gerechtigkeit gegen seine Unterthanen. Der Druck der Folgezeit war so lähmend, daß D. im J. 1793 sich mit abgenöthigter Gutwilligkeit in den preussischen Staatskörperaufnahmen lassen mußte. Höchst wahrscheinlich waren die Schritte und Mafsregeln zu dieser Veränderung bereits im Stillen mit den Häuptern der Stadt eingeleitet. Die Bürger niedern Standes widerletzten sich mit Unmuth und Verzweiflung. Die Beschreibung unseres Vfs. giebt ein lebhaftes Interesse an dem damaligen Zustande der Dinge, Zwar waltet hie und da manches Dunkel darüber; daß aber Hr. v. D. das Unterste der Karten bey einer noch so frischen Begebenheit aufdecken sollen, ist nicht von ihm zu fordern. Den 4 Apr. 1793 ward, im Namen Friedr. Wihl. II, Besitz von Danzig genommen, und den 9 May gehuldigt.

Über das schreckliche Bombardement der leidenden Stadt im J. 1807 wollen wir uns nicht verbreiten, sondern auf das Buch selbst verweisen, wo alle Vorgänge nach chronologischer Ordnung erzählt, und die begleitenden Gräuel mit ziemlicher Lebendigkeit geschildert sind. Wir zeichnen nur die Bemerkung aus, daß der über allen Ausdruck edle Kalkreuth mit 7000 Mann ausmarschirte, da sein Corps, als er das Commando übernahm, 21706 Mann stark war. Patriotisch, uneigennützig und kräftig ist im Ganzen bey allen ausgehaltenen Unfällen der

Stadt das Betragen der Einwohner gewesen. Selbst was der sich unberufen einmischende Pöbel manchmal gethan und bewirkt hat, erregt nicht selten unsere Theilnahme mehr, als unseren Unwillen. Neu und schön möge das in so schweren Drangsalen nicht untergegangene Danzig ausblühen, und bald unter hoffnungsreichen Auspicien seines verdienten Ruhms wieder froh werden! — Die Bescheidenheit des Vfs. verdient keine abschätzige Behandlung. Sonst könnte man tadeln, daß er seinen Stoff nicht genug aus sich verarbeitet, und das roh Empfangene roh wiedergegeben habe. In dem Stoffe selbst liegt seine Entschuldigung. Weniger gefallen uns seine kleinen Aufschläge des Witzes. So macht er S. 47, wo er von der Aufstellung der „prachtvollen und kostbaren“ Facade des hohen Thors spricht, welche die Stadt 1588, zehn Jahre nach einem beendigten schweren Kriege, habe machen lassen, die Anmerkung: „Sie schuf sich dadurch, in Rücksicht auf ihre übrige altväterische Bauart, ein elegantes Titelblatt zu einem alten Buche.“ Tief gekränkt in ihren Empfindungen mögen die Deputirten der Stadt gewesen seyn, als sie hinausgezogen, um ihre Republik einem strengem Scepter zu unterwerfen, der ihrer bürgerlichen Freiheit Vernichtung drohete. Zum Mitgefühl aber bringe der Vf. seine Leser nicht, wenn er S. 146 in die folgende Tirade ausbricht: „So ziehen aus dem Sterbehause der betagten Mutter die Kinder, wenn sie ihren letzten Segen empfangen, und ihr endliches Ende abgewartet haben; so ziehen die Priester dahin, wenn sie die letzte Beichte gehört, die letzte Olung verrichtet, und das eitle Irdische dem unbekannten Ewigen eingeweiht haben; so zieht der Arzt vom Kranken, wenn er das scheidende Leben dem stehenden Tode übergeben hat.“ Eine Geschichte von Belagerungen schreibt man schwerlich für empfindsame Herzen. Ganz correct ist der Ausdruck nicht immer. Auch findet man *Excorte, Fronde, Lunde, Kafemade*, f. *Escorte, Fronte, Lunte, Kafemate*. Cht.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Solbrig: *Die Eheleute vor der Hochzeit oder sie sind zu Hause.* Lustspiel in einem Aufzuge. Nach dem Französischen frey bearbeitet von Karl Reinhold. 1809. 96 S. 8. (9 Gr.) Zwey Dienstboten, die ihr Interesse dabey haben, miethen für ihre beiderseitigen Herrschaften, welche einer ehelichen Verbindung nahe, aber jetzt mit einander zerfallen sind, ein und dieselbe Wohnung in Paris. Der verschmähte Liebhaber findet seiner Hoffnung durch die Gegenwart seiner Geliebten, in dem Wahne, daß sie auf sein Zimmer komme, sehr geschmeichelt, so wie diese gleichfalls in seiner Gegenwart ein Zeichen seiner großen Anhänglichkeit zu erblicken glaubt. Dieses Mißverständniß giebt Stoff zu einigen artigen Scenen. Kürzer und gedrängter würde das Stück vielleicht noch mehr an Lebhaftigkeit und Wahrscheinlichkeit gewonnen haben.

T. Z.

Lübeck, b. Niemann u. Comp.: *Liebe und Betrug.* Ein Lustspiel in zwey Aufzügen von Vetter. 1809. 96 S. 8. Es ist zu bewundern, wie es der Kunst und Geschicklichkeit des Vfs. in einem so hohen Grade hat gelingen können, alle Personen, wie hier wirklich geschieht, *methodice* durch Zurückhalten eines Gedankens, durch Nichtverstehen, Auslegen und Zergliedern eines Satzes u. s. w. durchaus weitschweifig und langweilig reden zu lassen. Nicht leicht wird sich ein Dichter die schwere Aufgabe machen, die Langeweile darzustellen und objectiv wiederzugeben; aber unser Hr. Vetter hat es gewagt, und es ist ihm damit so sehr geglückt, daß wir nicht wissen, ob wir richtiger sagen: die Kunst hat sich bey ihm in Natur, oder: die Natur in Kunst verwandelt. Wir raten alle Bücherverleiher, ihre Kunden damit zu examiniren, und das Buch wird sicherlich Probe halten.

T. Z.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 7 APRIL, 1810.

M A T H E M A T I K.

HAMBURG, b. Perthes und Besser: *Theoria motus corporum coelestium, in sectionibus conicis solem ambientium.* Auctore Carolo Friderico Gauss. 1809. XI, 228 S. und 20 S. Tafeln in gr. 4. (7 Thlr. 12 gr.)

Einen seltenen Genuss gewährt uns die Anzeige dieses, von den Geometern und Astronomen so lange und sehnlich erwarteten Werks. Nicht allein ihre hohe Vortrefflichkeit ist es, die uns die Erscheinung dieser Schrift so erfreulich macht; auch die in ihrer Art einzige Vereinigung zweyer Talente, die der Vf. hier beweiset, macht sie merkwürdig — wir meinen die der Theorie und der höchsten Gewandtheit in ihren Anwendungen. Man hat oft bemerkt, daß die Geometer in der Höhe ihrer Speculationen die Welt unter ihren Füßen aus den Augen verloren, daß sie, wenn sie von den Resultaten ihrer Analyse etwas anwendbar machen wollten, oft den Zweck verfehlten und sich in einem Labyrinth von Formeln verirrt, aus welchem sie selbst kaum den Ausweg zu finden vermochten: für den Rechner, der diese Untersuchungen benutzen sollte, war der Faden oft ganz abgeschnitten, oft führte er durch Umwege, die selbst den Unverdroffensten abschrecken mußten. In diesen Fehler ist selbst der große Euler verfallen, und gerade bey dem Probleme, welches den Gegenstand des *gaussischen* Werkes ausmacht, hat er eine Art von Unbehüllichkeit gezeigt, die man bey seinen rein theoretischen Untersuchungen vergebens suchen würde. So mag es sich erklären, daß Probleme, die Geometer des ersten Ranges mit geringem Erfolge behandelten, oft weit befriedigender von minder Eingeweihten aufgelöst wurden.

Hier sehen wir den Geometer, auf den Deutschland stolz ist, den Vf. der *Disquisitionum arithmeticarum*, gerade den entgegengesetzten Weg gehen; überall hat er den Zweck im Auge, und statt durch die Theorie die Anwendungen gleichsam nur gelegentlich zu finden, verfolgt er diese Schritt vor Schritt, und benutzt die Analyse, um dabey keinen Wunsch übrig zu lassen. Schon der mit Recht bewunderte Erfolg, den diese Methoden in ihren Anwendungen auf die Bahnen der neuen Planeten Ceres, Pallas, Juno und Vesta hatten, spricht für ihre Vortrefflichkeit; allein einen besseren Sachwalter könnten sie nicht haben, als *sich selbst*. Man muß das vor uns liegende Werk selbst aufmerksam studiren, um alle Schwierigkeiten, und die Art, wie sie überwunden wurden, kennen zu lernen: es ist unmöglich, eine grössere analytische Eleganz zu erreichen, und alle Forderungen der Theorie und Praxis besser zu befriedigen.

Das Werk zerfällt in zwey Bücher, jedes in vier Abschnitte. Das erste Buch ist den Relationen zwischen den Grössen, die die Bewegung eines Körpers um die Sonne bestimmen, das zweyte der Erfindung der Bahnen der Himmelskörper aus geocentrischen Beobachtungen gewidmet. So viel die Grenzen dieser Blätter es erlauben, werden wir uns bemühen, von den Methoden etwas anzuführen, und vorzüglich werden wir uns da verweilen, wo der originelle Ideengang des Vfs. uns am meisten überrascht hat.

Sectio I. Relationes ad locum simplicem in orbita spectantes. Im achten § finden sich einige Ausdrücke der wahren und excentrischen Anomalie, die Rec. sonst nirgends gefunden hat, und die in den meisten Fällen, bey einer gleich sorgfältigen Rechnung, ein schärferes Resultat geben, als die gewöhnlichen Formeln. Wenn die Excentricität e , der halbe Parameter p , die halbegroße Axe a , der Radiusvector r , die excentrische Anomalie E , die wahre v ist: so ist ($e = \sin. \varphi$ gesetzt):

$$\sin. \frac{1}{2}(v - E) = \sin. \frac{1}{2}\varphi. \sin. v \sqrt{\frac{r}{p}} = \sin. \frac{1}{2}\varphi. \sin. E \sqrt{\frac{a}{r}}$$

$$\sin. \frac{1}{2}(v + E) = \cos. \frac{1}{2}\varphi. \sin. v \sqrt{\frac{r}{p}} = \cos. \frac{1}{2}\varphi. \sin. E \sqrt{\frac{a}{r}}$$

§. 11. Das *keplersche* Problem, aus der mittlern Anomalie M die wahre zu finden, löset man gewöhnlich durch eine unendliche Reihe, die nach den Sinussen der Vielfachen von M fortgeht, auf: indess ist es, wenn e nicht sehr klein ist, weit bequemer, aus der transcendentischen Gleichung $E = M + e \sin. E$, durch Versuche E zu bestimmen; hiezu giebt Gauss eine Methode, die eine schnelle Annäherung gewährt, und in den meisten Fällen das Gesuchte schon nach einer Operation so genau giebt, als die trigonometrischen Tafeln es geben können. Auch für die Parabel und Hyperbel sind alle, Einen Ort in ihnen angehenden Relationen entwickelt, und vorzüglich für die letztere Curve manche neue Gleichungen gegeben. §. 30 — 33 sind der Untersuchung der durch die beschränkte Richtigkeit der Logarithmentafeln entstehenden Fehler gewidmet. In der That kann man bey einem aus den gewöhnlichen Tafeln mit 7 Decimalstellen genommenen Logarithmen einen Fehler von 0,0000005 begehen, und wenn man von dem Proportionaltheil nur die siebente Decimalstelle nimmt, und die folgenden vernachlässigt 0,0000001; indess untersucht Gauss nur die Wirkung des unvermeidlichen Theils dieses Fehlers, weil den Rechner nichts

hindert, auch die achte Decimalstelle, wenn es erforderlich ist, hinzuzufügen. So findet er den möglichen Fehler von v , wenn man es aus der Formel $\tan \frac{1}{2} v = \tan \frac{1}{2} E \cdot \tan (45^\circ + \frac{1}{2} \varphi)$ berechnet, und E und φ als genau bekannt voraussetzt, $= 0,0712 \sin. v$. Weit grösser wird der Fehler, den man bey der Berechnung der wahren Anomalie aus der mittleren, nach der indirecten Methode begehen kann, wenn e sehr wenig von 1 verschieden ist; für $e = 0,9$ steigt er auf $0,42$, für $0,98$ auf $2,28$, für $0,99$ auf $4,59$, für $0,999$ auf $46,23$. In der Hyperbel kann man für Excentricitäten, die sehr wenig von der Einheit abweichen, noch grössere Fehler begehen. Für die Fälle, wo die Bahn eines Himmelskörpers wenig von einer Parabel abweicht, würde man also auch die wahre Anomalie mit unseren gewöhnl. Logarithmentafeln nach der indirecten Methode nicht mit Sicherheit finden, und selbst grössere Tafeln würden, wenn man auch die mühsame Rechnung mit ihnen nicht scheute, die Schwierigkeit nicht ganz heben. Man hat also darauf gedacht, auch in diesen Fällen die wahre Anomalie durch die gewöhnlichen Tafeln berechnen zu können, und dazu bot eine nach den Potenzen von $1 - e$ fortgehende Reihe die Mittel dar. Simpson hatte schon den ersten Coefficienten dieses Ausdrucks gegeben, und dafür eine Tafel berechnet; allein Bessel setzte die Reihe bis zur dritten Potenz von $1 - e$ fort, und brachte auch den zweyten Coefficienten in eine Tafel. Indessen sind doch Fälle möglich, vorzüglich bey der hyperbolischen Bewegung, wo man mit dem zweyten Gliede der Reihe nicht mehr ausreicht, und auch bey der indirecten Auflösung die gewünschte Sicherheit nicht erreichen kann. Für diese entwarf Gauss die §. 37—41 aus einander gesetzte Methode, die für alle Excentricitäten paßt, und immer angewandt werden kann, wenn die indirecte Auflösung eine einigermaßen beträchtliche Unsicherheit übrig läßt. Diese Methode, deren Behandlung den Meister verräth, läßt nichts zu wünschen übrig, denn sie füllt die Lücke aus, die noch existirte, und giebt die Anomalie durch eine fast so leichte Rechnung, als die oben erwähnte Entwicklung nach den Potenzen $1 - 2$. Da die Gleichung zwischen der wahren Anomalie und der mittleren nur in der Parabel algebraisch, in der Ellipse und Hyperbel aber transcendend ist: so kann man sie in den Fällen, wovon hier die Rede ist, nur durch unendliche Reihen, oder durch Versuche, oder durch Hilfstafeln auflösen. Diese beiden letzten Mittel vereinigt Gauss hier, aber so, daß man kaum bemerkt, daß die Auflösung eigentlich indirect ist; er erreicht dieses durch die Einführung einer HilfsgröÙe B , die von der Einheit nur um Größen von der vierten Ordnung verschieden ist, sich also sehr langsam ändert, und eine äußerst schnelle Annäherung gewährt. Das Verfahren ist zu merkwürdig, als daß wir es hier nicht kurz erwähnen sollten. Bekanntlich ist

$$E - e \sin. E = \frac{k t}{a^{\frac{3}{2}}}$$

wo k den beständigen Coefficienten $0,01720209895$, und die Zeit, die der gesuchten Anomalie zugehört, und

die übrigen Buchstaben das, was wir oben durch sie vorstellten, bezeichnen. Man kann diese Gleichung in

$$(1 - e) \left(\frac{1}{10} E + \frac{1}{10} \sin. E \right) + \left(\frac{1}{10} + \frac{1}{10} e \right) (E - \sin. E) = k t \left(\frac{1 - e}{a} \right)^{\frac{3}{2}}$$

verwandeln, wo $\frac{q}{1 - e}$ statt a gesetzt ist, so daß q die kleinste Entfernung der Bahn von der Sonne bedeutet. Schon in dieser Gestalt, oder einfacher durch $(1 - e) E + e (E - \sin. E)$ würde die Gleichung allgemein durch die gewöhnlichen Tafeln aufgelöst werden können, wenn man eine Hilfstafel für $\frac{E - \sin. E}{E^3}$

oder eine ähnliche besäÙe; der Vf. geht aber viel weiter, indem er durch die Substitution von

$$4 A = \frac{6 (E - \sin. E)}{\frac{1}{10} E + \frac{1}{10} \sin. E} = E^3 \frac{1}{10} E^4 \frac{1}{1048} E^6 \text{ etc.}$$

$$B = \frac{\frac{1}{10} E + \frac{1}{10} \sin. E}{2 \sqrt{A}} = 1 + \frac{1}{1280} E^4 \text{ etc.}$$

ihr die Form

$$B (2 (1 - e) A^{\frac{1}{2}} + \frac{1}{10} (1 + 9e) A^{\frac{3}{2}}) = k t \left(\frac{1 - e}{q} \right)^{\frac{3}{2}}$$

giebt, und sie durch die Substitution von

$$A^{\frac{1}{2}} = \tan \frac{1}{2} w \sqrt{\frac{5 - 5e}{1 + 9e}} \text{ in}$$

$$75 \tan \frac{1}{2} w + 25 \tan \frac{1}{2} w^3 = \frac{75 k \sqrt{\frac{1}{2} + \frac{1}{2} e}}{2 \cdot 9^{\frac{3}{2}}} \frac{t}{B} = \frac{a}{B} t$$

verwandelt, wo w der Winkel ist, der in der bekannten *barker'schen* Kometentafel dem Argumente $\frac{a}{B} t$ correspondirt. Man setzt nun $B = 1$, und sucht in der *barker'schen* Tafel einen Werth von w , der durch eine leichte Rechnung A giebt; mit diesem nimmt man aus einer vom Vf. berechneten Tafel $\log. B$, womit man die Rechnung verbessert, und einen Werth von A findet, der selten oder nie eine nochmalige Verbesserung bedürfen wird. Nun ist

$$\tan \frac{1}{2} v = \sqrt{\frac{1 + e}{1 - e}} \cdot \tan \frac{1}{2} E$$

und eine Entwicklung von $\frac{A}{\tan \frac{1}{2} E^2}$ giebt diesen Quotienten

$$= 1 - \frac{1}{2} A + \frac{1}{8} A^2 + \frac{1}{16} A^3 + \text{etc.} = 1 - \frac{1}{2} A + C;$$

$$\text{folglich ist } \tan \frac{1}{2} v = \sqrt{\frac{1 + e}{1 - e}} \cdot \sqrt{\frac{A}{1 - \frac{1}{2} A + C}} =$$

$\gamma \tan \frac{1}{2} w$, wo $\gamma = \sqrt{\frac{5 + 5e}{1 + 9e}}$; C , welches von der vierten Ordnung ist, wird aus der Tafel des Vfs. genommen, und dient noch zur Erleichterung der Berechnung des Radiusvectors. Man sieht nun leicht, warum oben der Fundamentalgleichung die Form $(1 - e) \left(\frac{1}{10} E + \frac{1}{10} \sin. E \right)$ etc., und nicht etwa die folgende $(1 - e) \left(\frac{1}{10} E + \frac{1}{10} \sin. E \right)$ etc., oder irgend eine andere gegeben wurde; nur jene macht $B = 1$ von der vierten Ordnung. Auch für die Hyperbel giebt der Vf. ein völlig ähnliches Verfahren, und seine Tafel dehnt sich auch auf diesen Kegelschnitt aus. — Man erkennt Gauss selbst in der Berechnung der Ta-

fein, denen er dadurch die höchste Vollkommenheit gab, daß er sie bis auf 10 Decimalstellen berechnete, um von der Genauigkeit der 7ten völlig versichert zu seyn.

Section II. Relationes ad locum simplicem in spatio spectantes. §. 49 zeigt der Vf. die Unbequemlichkeit des von den meisten Astronomen angenommenen Gebrauchs, die Bahnen der Himmelskörper in recht- und rückläufige einzutheilen; man entgeht ihr, wenn man die Neigungen von 0 bis 180° zählt, und den rückläufigen Bahnen eine Neigung > 90° giebt. In den folgenden §§. verschiedene Arten, den Ort eines Himmelskörpers im Raume anzugeben, und §. 53 eine sehr elegante Methode, gewisse Constanten zu berechnen, die in dem Ausdrucke rechtwinkliger auf den Äquator bezogener Coordinaten vorkommen. Diese Methode gründet sich auf einen Satz der sphärischen Trigonometrie, der die drey unbekannten Stücke eines sphärischen Dreyecks, in welchem eine Seite und zwey anliegende Winkel bekannt sind, angiebt; wir heben ihn hier aus, da er neu ist, und es beweist, daß ein Gauss selbst in der sphärischen Trigonometrie noch etwas entdecken kann. Die Winkel eines sphärischen Dreyecks seyen A, B, C; die gegenüberstehenden Seiten a, b, c: so ist

$$\begin{aligned} \text{I. } \frac{\sin. \frac{1}{2} (B+C)}{\sin. \frac{1}{2} a} &= \frac{\sin. \frac{1}{2} (B-C)}{\cos. \frac{1}{2} A} \\ \text{II. } \frac{\sin. \frac{1}{2} (b+c)}{\sin. \frac{1}{2} a} &= \frac{\cos. \frac{1}{2} (B-C)}{\sin. \frac{1}{2} A} \\ \text{III. } \frac{\cos. \frac{1}{2} (b-c)}{\cos. \frac{1}{2} a} &= \frac{\sin. \frac{1}{2} (B+C)}{\cos. \frac{1}{2} A} \\ \text{IV. } \frac{\cos. \frac{1}{2} (b+c)}{\cos. \frac{1}{2} a} &= \frac{\cos. \frac{1}{2} (B+C)}{\sin. \frac{1}{2} A} \end{aligned}$$

Durch die Division dieser Formeln mit einander entstehen die bekannten nepperschen Ausdrücke. — Allgemein kann man den senkrechten Abstand eines Himmelskörpers von einer durch den Mittelpunkt der Sonne gehenden Ebene durch $k r \sin. (v + K)$ ausdrücken, wo k, K Constanten sind; führt man indeß statt v die excentrische Anomalie E ein: so reducirt sich dieser Ausdruck auf $l \sin. (E + L) + \lambda$, wo l, L, λ constant. Dieser äußerst einfache Ausdruck ist es, der die Berechnung eines Planetenorts so außerordentlich erleichtert, daß Gauss im Stande war, 12 vollständige Rechnungen auf eine Octavseite zusammenzudrängen. Die neuen Methoden, die geocentrischen Orte eines Planeten aus den Elementen seiner Bahn zu bestimmen, die der Vf. schon früher in der monatl. Correspondenz bekannt machte, und die er hier sehr vermehrt und erweitert, geben nicht allein die Lage gegen die Ekliptik, sondern auch unmittelbar die Rectascension und Declination des Himmelskörpers; sie sind hauptsächlich auf den Fall berechnet, wo man mehrere Orte auf einmal sucht, — einen einzelnen würde man bequemer auf die gewöhnliche Weise berechnen, wo man die Formirung der Constanten, die sonst die Rechnung so erleichtern, erspart. §. 66 wendet der Vf. seine oben erwähnte Auflösung des sphärischen Dreyecks auf die Verwandlung der Länge und Breite in AR. und Decl. an, und findet folgende Ausdrücke:

$$\begin{aligned} \sin. (45^\circ - \frac{1}{2} \delta) \sin. \frac{1}{2} (E + \alpha) &= \sin. (45^\circ + \frac{1}{2} l) \\ \sin. (45^\circ - \frac{1}{2} \delta) \sin. \frac{1}{2} (E + b) &= \sin. (45^\circ + \frac{1}{2} l) \\ \sin. (45^\circ - \frac{1}{2} \delta) \cos. \frac{1}{2} (E + \alpha) &= \cos. (45^\circ + \frac{1}{2} l) \\ \sin. (45^\circ - \frac{1}{2} \delta) \cos. \frac{1}{2} (E + b) &= \cos. (45^\circ + \frac{1}{2} l) \\ \cos. (45^\circ - \frac{1}{2} \delta) \sin. \frac{1}{2} (E - \alpha) &= \cos. (45^\circ + \frac{1}{2} l) \\ \cos. (45^\circ - \frac{1}{2} \delta) \sin. \frac{1}{2} (E - b) &= \cos. (45^\circ + \frac{1}{2} l) \\ \cos. (45^\circ - \frac{1}{2} \delta) \cos. \frac{1}{2} (E - \alpha) &= \sin. (45^\circ + \frac{1}{2} l) \\ \cos. (45^\circ - \frac{1}{2} \delta) \cos. \frac{1}{2} (E - b) &= \sin. (45^\circ + \frac{1}{2} l) \end{aligned}$$

Man sucht nun die Logarithmen der vier rechten gehenden Glieder; die beiden ersten geben $\sin. (45^\circ - \frac{1}{2} \delta)$ und $\frac{1}{2} (E + \alpha)$, die beiden letzten $\cos. (45^\circ - \frac{1}{2} \delta)$ und $\frac{1}{2} (E - \alpha)$: daraus findet man E, α und δ (den Positionswinkel, die Rectascension und Declination) und eine Controlle der Rechnung, indem man $45^\circ - \frac{1}{2} \delta$ sowohl durch den Sinus, als den Cosinus erhält. Die Entscheidung, in welche Quadranten E und α fallen, ist nach diesen Formeln äußerst leicht, und ergibt sich von selbst durch die Bedingung, daß $45^\circ - \frac{1}{2} \delta$ immer kleiner ist, als 90° . — Die Ansicht, die der Vf. §. 71 von der Aberration aufstellt, ist neu und sehr befriedigend. — Besondere Aufmerksamkeit verdient die Art §. 72, eine mit der Parallaxe noch behaftete Beobachtung in Rechnung zu bringen. Gauss nimmt nämlich die Beobachtung, wie sie ist, und sucht den Ort in der Ebene der Ekliptik, welcher von dem Mittelpunkte des Planeten nach dem Beobachter gezogenen und, wenn es nöthig ist, verlängerten geraden Linie getroffen wird; die Coordinaten dieses Orts gebraucht er dann statt der des Mittelpuncts der Erde; zu ihrer Erfindung sind bequeme Formeln gegeben, die auch eine kleine an die Beobachtungszeit anzubringende Correction geben, die dem Zeitintervall, welches das Licht gebraucht, um vom Beobachter nach dem erwähnten Puncte der Ekliptik zu kommen, gleich ist. Indess sieht man leicht, daß man diese Correction nur in sehr wenigen Fällen wird anwenden dürfen, da sie von der Ordnung des Products der Sonnenparallaxe und der Aberration der Sonne, folglich gewöhnlich äußerst klein ist. Diese sinnreiche Methode macht es unnöthig, die Entfernung des Planeten von der Erde vorläufig zu kennen. — Das Problem, aus dem geocentrischen Orte eines Himmelskörpers und der Lage seiner Bahn seinen heliocentrischen Ort zu finden, ist §. 74 aufgelöst. Am Ende des Abschnittes entwickelt der Vf. noch den Einfluss kleiner Veränderungen der Elemente auf geocentrische Länge und Breite.

Section III. Relationes inter locos plures in orbita: Nach den Vergleichen zwischen zwey und drey Orten in der Bahn, und den Elementen des Kegelschnitts, geht der Vf. zu der sehr schwierigen Aufgabe, „aus zwey Orten des Himmelskörpers und der verfloßenen Zeit die Bahn selbst zu bestimmen,“ über. Gauss betritt hier ein Feld, welches von allen seinen Vorgängern ohne Erfolg bebaut wurde, und ihm jetzt die herrlichsten Früchte liefert. Die Aufgabe führt auf eine transcendente Gleichung, zu deren Auflösung er auf zwey ganz verschiedenen Wegen gelangt. Wir sind ihm den innigsten Dank schuldig, daß er uns seine frühere Auflösung nicht vorenthielt, obgleich die spätere ungleich vollkommener ist.

Wenn man einen Radiusvector durch ρ bezeichnet, und den schon oben gebrauchten Buchstaben ihre Bedeutung läßt: so ist $\int \rho \, dv$ = dem Integrale von $\rho \, dv$, in den, durch die Zeit t und den an der Sonne eingeschlossenen Winkel, vorgeschriebenen Grenzen von ρ genommen. Wenn der in dieser Zwischenzeit vom Radiusvector beschriebene Winkel Δ als eine kleine Gröfse der ersten Ordnung angenommen wird: so kann man $\rho \, dv$ nach einem von Cotes gegebenen Theorem integrieren; man hat nämlich, wenn ϕx eine beliebige Function von x bezeichnet, für $\int \phi x \, dx$ von $x = u$ bis $x = u + \Delta$ genommen, folgende successive immer mehr nähernde Formeln

$$\begin{aligned} \frac{1}{2} \Delta (\phi u + \phi(u + \Delta)) \\ \frac{1}{6} \Delta (\phi u + 4 \phi(u + \frac{1}{2} \Delta) + \phi(u + \Delta)) \\ \frac{1}{24} \Delta (\phi u + 3 \phi(u + \frac{1}{3} \Delta) + 3 \phi(u + \frac{2}{3} \Delta) + \phi(u + \Delta)) \end{aligned}$$

u. f. w. u. f. w.

Von diesen Formeln benutzt Gauss die erste und zweyte, um daraus einen bis zu Gröfsen der dritten Ordnung (incl.) genäherten Werth von \sqrt{p} herzuleiten. Wenn die Excentricität der Bahn sehr klein ist, oder wenn die beiden zu Anfange und Ende von t gehörigen Radiivectores sehr wenig von einander verschieden sind: so kann man die von Gauss gegebenen Ausdrücke noch sehr zusammenziehen, und dann verfällt man (§. 86) auch auf die schon von Euler in der *Theoria motus planetarum et cometarum* gegebenen Formeln, die aber nicht mehr gebraucht werden können, wenn der Unterschied der Entfernungen von der Sonne als eine Quantität der ersten Ordnung angesehen werden muß. Die andere Methode, die wir als ein glänzendes Denkmal des Scharffsinns des Vf. ansehen, führt nicht, wie die vorige, zu einem approximierten, sondern zu einem völlig genauen Resultate; freylich durch successive zu wiederholende, aber doch von willkürlich zu machenden Hypothesen ganz freye Rechnungen. Der Vf. bereitet diese schöne Auflösung des Problems durch einen Apparat von sehr eleganten Ausdrücken der verschiedenen dabey concurrirenden Quantitäten vor; die unbekannte Gröfse, die er sucht, ist der Unterschied der excentrisch. Anomalieen, den er $2g$ nennt, und wodurch er die grofse Axe, die in der Fundamentalgleichung vorkommt, eliminirt. Er wird dadurch auf eine Gleichung von der Form

$$\pm m = (1 + \sin. \frac{1}{2} g^2) \frac{1}{2} + (1 + \sin. \frac{1}{2} g^2) \frac{1}{2} (2g - \sin. 2g) \frac{1}{\sin. g^3}$$

geführt, in welcher alles, ausser g , bekannt ist. Den transcendentschen Factor des letzten Gliedes, X , entwickelt der Vf. nach den Potenzen von $\sin. \frac{1}{2} g^2 = x$, und giebt ihm die Form

$$X = \frac{1}{2} - \frac{x^2}{2} (x - \xi)$$

wo ξ eine Function von x , von der vierten Ordnung ist, und durch einen continuirlichen Bruch gegeben wird, dessen Werthe von $x = 0$ bis $x = 0,3$ für alle zwischenliegenden Tausendtheile, eine vom Vf. berechnete Tafel enthält. Dieses vorausgesetzt, reducirt sich die obige Gleichung auf die folgende des dritten Grades

$$h = \frac{(y-1)yy}{y + \frac{1}{2}}$$

wobey $h = \frac{mm}{\frac{1}{2} + b + \xi}$. Man setzt vorläufig $\xi = 0$,

und sucht den Werth von y mit dem Argumente h aus einer anderen, dem Werke gleichfalls angehängten Tafel; dann $x = \frac{mm}{yy} - 1$; damit

ξ , einen verbesserten Werth von h , u. f. w. Gewöhnlich wird man schon bey dem zum zweyten Mal gefundenen x stehen bleiben, und die Rechnung nicht weiter fortsetzen dürfen. Die grofse Ausdehnung der Tafel ist mehr als hinreichend zum gewöhnlichen Gebrauch, denn sie umfaßt einen Unterschied der excentrischen Anomalieen von $132^\circ 50'$. Wollte man noch weiter entfernte Beobachtungen benutzen: so würde man die Tafeln ganz entbehren können, indem der dann grofse Werth von $2g - \sin. 2g$ es erlauben würde, g mit der erforderlichen Genauigkeit aus der obigen Gleichung durch Versuche zu bestimmen. Außerit elegant sind die Formeln, die die Elemente der Bahn durch das gefundene g ausdrücken, und einen angenehmen Überblick über die analytisch gefundenen Resultate gewähren die Bemerkungen S. 102, daß $m, \sqrt{(1+x)}, X, (1+x)^{\frac{1}{2}}$ respective proportional sind dem Flächeninhalte des zwischen beiden Radiivectoribus und dem elliptischen Bogen eingeschlossenen Raums, dem des Triangels, den die beiden Orte des Himmelskörpers und die Sonne bilden, und dem des zwischen der Chorde und dem Bogen befindlichen Segments. Ähnliche Vorschriften sind für die Hyperbel gegeben, und auch die Tafel ist auf diesen Kegelschnitt ausgedehnt. Den Beschluß dieses Abschnitts macht eine Herleitung des so schönen lambertschen Theorems, welches jedoch (für die Parabel) schon früher von Euler gegeben, aber, wie es scheint, von ihm selbst nachher wieder vergessen wurde. Man kann durch dieses Theorem die Auflösung der von Gauss in diesem Abschnitte behandelten Aufgabe erhalten, wenn die Bahn sehr excentrisch ist; jedoch wird man sehr selten so bald zum Ziele gelangen, als auf dem von Gauss vorgeschriebenen Wege; in den meisten Fällen gar nicht.

Sectio IV. Relationes inter locos plures in spatio. Im §. 112 giebt der Vf. sehr elegante Gleichungen zwischen den von den Rad. Vect. und den Chorden eingeschlossenen Drey ecken und den Coordinaten. Denkt man sich drey Orte in einer Ebene, und bezeichnet man den Flächeninhalt zwischen dem zweyten Rad. Vect. und dem dritten, zwischen dem 1ten und 3ten, und zwischen dem 1ten und 2ten respective durch n, n', n'' ; die Coordinaten, deren Anfangspunct im Mittelpuncte der Sonne angenommen wird, durch $x, y, z; x', y', z'; x'', y'', z''$: so ist

$$\begin{aligned} 0 &= nx - n'x' + n''x'' \\ 0 &= ny - n'y' + n''y'' \\ 0 &= nz - n'z' + n''z'' \end{aligned}$$

Aus diesen Gleichungen leitet Gauss §. 114 die merkwürdigen Ausdrücke zwischen den drey auf die Ekliptik projectirten Entfernungen des Himmelskörpers von der Erde ab, der uns schon einen Blick in die im zweyten Buche enthüllten Wahrheiten thun läßt. Wir verlassen diese fruchtbaren Lehren, um zu der Methode, die Bahnen der Himmelskörper aus geocentrischen Beobachtungen zu bestimmen, überzugehen.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 A P R I L 1810.

M A T H E M A T I K.

HAMBURG, b. Perthes u. Besser: *Theoria motus corporum coelestium, in sectionibus conicis solem ambientium.* Auctore Carolo Fridérico Gauss etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Liber II. Sectio I. *Determinatio orbitae e tribus observationibus completis.* Allgemein zu reden ist die Bahn eines Himmelskörpers durch drey vollständige Beobachtungen völlig bestimmt, denn diese geben 6 Gleichungen, und die Zahl der unbekannten Elemente ist eben so groß. Wenn indess der Himmelskörper sich genau in der Ebene der Ekliptik bewegte: so würden die 3 Breiten = 0 seyn; die Neigung wäre dann = 0, und die Länge des Ω unbestimmt; es würden also 4 Elemente übrig bleiben, zu deren Erfindung 3 beobachtete Längen nicht mehr hinreichen. Obgleich dieser Fall unendlich wenig wahrscheinlich ist: so wird es sich doch oft ereignen, dass man eine Bahn bestimmen muss, die eine sehr kleine Neigung gegen die Ekliptik hat. Man sieht leicht, dass in diesem Falle die kleinen Beobachtungsfehler sehr großen Einfluss äußern müssen, und dass man dieser Unbequemlichkeit nicht anders entgehen kann, als durch eine andere Wahl der Beobachtungen, indem man, statt drey vollständigen, vier unvollständige 4 Längen und 2 Breiten nimmt. Diese Schwierigkeit hat Gauss im zweyten Abschnitte gehoben, indem er dort eine Methode giebt, welche die Bahn aus 4 Längen und 2 Breiten bestimmt. — Gauss, von dem wir es schon wissen, dass er keinen Wunsch unbefriedigt lässt, beschäftigt sich vorher mit den Methoden, die Beobachtungen von der Nutation, Präcession, Parallaxe und Aberration zu befreyn, um sie in ihrer vollkommensten Gestalt in Rechnung nehmen zu können. Man würde allerdings diese kleinen Correctionen bey einer ersten Annäherung ganz vernachlässigen, und die so gefundenen Elemente zu ihrer Berechnung anwenden können; allein man muss zugeben, dass Fälle eintreten können, dass sie sogar oft eintreten werden, wo man sich ungern gezwungen sehen würde, von der Genauigkeit der ersten Rechnung etwas aufzuopfern. Man hatte bisher keine Mittel, von der Aberration und Parallaxe eines Planeten Rechnung zu tragen, ohne seine Entfernung von der Erde zu kennen: Gauss lehrt uns hier diese Schwierigkeiten umgehen. Von der Präcession und Nutation trägt man leicht Rechnung, wenn man die Beobachtungen und die Sonnenörter nicht auf die beweglichen Ebenen des Äquators oder der Ekliptik, sondern auf die Lage dieser Ebenen bezieht, die sie zu einer bestimmten Zeit hatten; wie man der

J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

Nothwendigkeit, die Parallaxe und die Breite der Sonne zu kennen, entgehen kann, haben wir oben im 2ten Abschn. des 1 Buchs schon gesehen. Die Aberration eines Planeten oder Kometen kann man sich als aus zwey Theilen bestehend denken, deren einer von seiner wahren Bewegung abhängt, während der andere ihm mit allen Fixsternen gemein ist; befreyt man die Beobachtung von diesem: so wird man auch von jenem Rechnung tragen, wenn man den heliocentrischen Ort des Planeten nicht für die Zeit der Beobachtung, sondern für den Augenblick annimmt, in welchem das Licht, welches unser Auge empfängt, von ihm ausströmte. Freylich kennt man den Unterschied dieser Zeiten nicht eher als die Abstände von der Erde; aber die Auflösung des Problems, die Gauss uns giebt, giebt die Abstände von der Erde zuerst, und erlaubt, dann die Beobachtungszeit zu reduciren, ohne sonst etwas an der Rechnung zu ändern. Rec. konnte sich das Vergnügen nicht versagen, diese sinnreiche Methode hier anzuzeigen, obgleich er sich wegen ihrer Anwendung auf das Werk selbst beziehen muss. — Man weiß, dass es leicht ist, das große Problem, welches der Gegenstand dieses Abschnitts ist, auf zwey Gleichungen zu reduciren, aus welchen die unbekannten Größen bis auf zwey eliminirt werden können: so kann man z. B. aus der Länge des Knotens und der Neigung der Bahn immer eine Bahn bestimmen, die zwey geocentrischen Beobachtungen entspricht; die Bedingung, dass eine dritte Beobachtung in demselben Kegelschnitte liegen soll, giebt zwey Gleichungen, die begreiflich nur die Länge des Ω und die Neigung, als unbekannte Größen, involviren, aber in so verwickelter Gestalt, dass die Kräfte der Analyse nicht hinreichen, sie von einander abzusondern. Man kann andere Elemente, zwey Entfernungen von der Erde oder Sonne, oder gewisse Functionen aus diesen oder den Elementen, als die unbekannten Größen betrachten, und so das Problem in unzähligen Formen darstellen. Man sieht leicht, dass die Wahl der unbekannten Größen höchst wichtig ist, und dass die Möglichkeit und Leichtigkeit der Auflösung hauptsächlich von dieser Wahl abhängt. Nach dieser Bemerkung wird es uns vielleicht möglich seyn, den Geist der Auflösung hier darzustellen: Gauss nimmt als unbekannte Größen $P = \frac{n'}{n}$, $Q =$

$2 \left(\frac{n + n'}{n} - 1 \right) r'^3$, wo r' der Radiusvector in der mittleren Beobachtung ist, und n, n', n'' die Bedeutung haben, die wir ihnen oben beylegten; eine leicht aufzulösende Gleichung §. 133, die, wenn

man sie ganz entwickeln wollte, vom achten Grade seyn würde, giebt dann r' bis auf Größen der zweyten Ordnung genähert, wenn die Zwischenzeit zwischen der ersten und zweyten Beobachtung der zwischen der zweyten und dritten gleich ist, sonst um Größen der ersten Ordnung fehlend. Unser Geometer setzt nun für die Triangel n, n', n'' , die elliptischen Sektoren, die bekanntlich $= kt\sqrt{p}, kt'\sqrt{p}, kt''\sqrt{p}$ sind, und erhält dadurch erste genäherte Werthe von P und Q , die ihm dann einen Hülfswinkel α , gleichfalls durch eine Gleichung des achten Grades, die aber fast ohne Mühe aufgelöst werden kann, indem sie unter der Form: $a \sin. 2^4 = \sin. (2 - b)$ erscheint, geben, welcher zur Berechnung der Abstände des Himmelskörpers von der Sonne in den äußeren Beobachtungen, und der Winkel, die sie mit einander und dem mittleren machen, dient. Daraus leitet er genauere Werthe von P, Q , die nur Functionen dieser Größen sind, ab; wiederholt damit die Rechnung bis zu neuen Werthen von P, Q ; und das so lange, bis diese unbekannten Größen so genau gefunden sind, als die Genauigkeit der Logarithmen und trigonometrischen Tafeln es erlaubt; seine im ersten Buche entwickelten Formeln geben ihm dann sehr leicht die Elemente der Bahn. Wer von dieser Skizze sich einen Begriff machen kann, wird leicht die Vollkommenheit der Methode einsehen. Denn sie giebt, ganz ohne willkürliche Versuche, durch Rechnungen, die sich successive selbst verbessern, eine völlig genaue Bestimmung der, drey vollständigen Beobachtungen entsprechenden Bahn. Um die Leichtigkeit, mit welcher sie zum Ziele führt, beurtheilen zu können, muß man freylich das Werk selbst nachlesen; aber die Pflicht des Rec. ist es, die Leser auf den Aufwand von Scharfsinn und analytischer Eleganz aufmerksam zu machen, der auf diesen Blättern zusammengehäuft ist. — Noch einige Worte müssen wir über die Exempel sagen, durch welche *Gauss* seine Methode erläutert; sie geben den schönsten Beleg für die Leichtigkeit und allgemeine Anwendbarkeit dieser fast wunderbaren Auflösung des schwersten Problems der theoretischen Astronomie. Das erste Exempel ist auf drey Beobachtungen der Juno von *Maskelyne* in Greenwich gegründet, deren äußere 22 Tage auseinander liegen; die erste Rechnung stellte gleich die mittlere Länge bis auf $2^{\circ}, 15$, die Breite bis auf $0^{\circ}, 60$ dar; bey der zweyten waren die Fehler nur $0^{\circ}, 14$ und $0^{\circ}, 01$, d. i. so klein, daß sie aus den unvermeidlichen Fehlern der Rechnung, die mit 7 zifferigen Logarithmen geführt wurde, entstanden seyn können. Das zweyte Beyspiel beruht auf mayländer Pallasbeobachtungen, die 71 Tage aus einander liegen, und nach einer dreymaligen Rechnung vollkommen dargestellt wurden. (Diese Rechnung ist unmittelbar auf die Rectascensionen und Declinationen gegründet, da die Methode die Reduction auf die Ekliptik nicht fodert). Das dritte beruht auf Beobachtungen der Ceres von *Olbers, Harding* und *Bessel*, wovon die äußeren 260 Tage von einander entfernt waren. Trotz dieser ungeheuern Zwischenzeit gab schon eine viermalige Berechnung Elemente, die von den durch die fünfte gefundenen nur äußerst wenig verschieden waren. Man sieht leicht, wie man diese Methode mit gleichem Vortheile auf die Verbesserung schon ungefähr

bekannter Elemente anwenden kann, und wie sie, von diesem Gesichtspuncte angesehen, mit der schönen von *Olbers* zur Verbesserung einer Kometenbahn gegebenen Vorchrift verwandt ist.

Section II. Determinatio orbitae e quatuor observationibus, quarum duae tantum completae sunt. Nur im Allgemeinen bemerken wir, daß diese Auflösung des Problems, deren Zweck wir schon oben zeigten, auf Kunstgriffen beruht, die denen ähnlich sind, worauf *Gauss* die im vorigen Abschnitte gegebene gründet; sie ist fast eben so leicht, und wird gewiß oft angewendet werden, da sie gewöhnlich ein noch genaueres Resultat, als die vorige, erwarten läßt. Die Annäherung ist auch bey dieser Methode äußerst schnell, und in einem, auf 162 Tage aus einander liegende Beobachtungen der Vesta von *Olbers, Boscovich, Bessel* und *Oriani* gegründeten Beyspiele, werden nach einer viermaligen Berechnung die Data genau dargestellt. Auch in diesem Abschnitte erkennt man die starke Hand nicht, die uns allenthalben über Schwierigkeiten hinweghebt, ohne diese einmal abzuwenden zu lassen.

Section III. Determinatio orbitae observationibus quotcumque quamproxime satisfaciens. Dieser zweyte Theil der Bestimmung einer Bahn ist von der größten Wichtigkeit. Denn jede Beobachtung ist mit einem Fehler behaftet, und die vorigen Methoden, die nur resp. 3 und 4 Beobachtungen völlig Genüge leisten, werden aus diesem Grunde nie die bestmögliche Übereinstimmung mit allen vorhandenen Beobachtungen geben. *Gauss* pflegt deshalb, statt einzelner beobachteter Orte, ein Mittel aus mehreren zum Grunde seiner Rechnungen zu legen, welches er durch eine Vergleichung nahe zusammenliegender Observationen mit schon vorläufig bekannten Elementen erhält. Rec. hält sich bey dieser Art, die Fehler zu vertheilen, nicht auf, und bemerkt nur, daß sie fast immer zum Ziele führt, wenn die äußern Beobachtungen einernicht gar zu großen Zeitraum umfassen; liegen sie hingegen mehrere Jahre aus einander: so wird man mehr als drey oder vier Normalörter bestimmen müssen, und dann sieht man leicht, daß man zu anderen Hülfsmitteln, ihnen so genau als möglich Genüge zu leisten, seine Zuflucht nehmen muß, indem dann mehr Data als unbekannte Größen vorhanden sind, und man den Gleichungen folglich nicht mehr genau entsprechen kann. Schon früher hat man Methoden vorgeschlagen, sich in solchen Fällen der Wahrheit so gut als möglich zu nähern: man hat z. B. die Summe aller Fehler, mit Rücksicht auf ihre Zeichen, $= 0$, und ohne Rücksicht auf die Zeichen, so klein als möglich gemacht; man hat noch andere Mittel ergriffen, die von diesen verschieden waren, und folglich auch verschiedene Resultate gaben. Diese Verschiedenheit konnte nur in der Undeutlichkeit des Begriffs, den man mit den Worten „so genau als möglich“ verband, ihren Ursprung haben; indess stimmte man darin überein, daß ein arithmetisches Mittel aus mehreren beobachteten Werthen einer und derselben Größe der wahrscheinlichste Werth dieser Größe sey. An diesen Grundsatz knüpft *Gauss* seine Methode, und leitet daraus auf eine höchst elegante Weise den Satz ab, „daß die wahrscheinlichsten Werthe einer Anzahl unbekannter Größen $p, q, r,$

s u. f. w. die sind, welche die Summe der Quadrate der Unterschiede berechneter Functionen $V, V', V'',$ u. f. w. von ihren beobachteten Werthen, so klein als möglich machen." Dieser Grundsatz, der bey allen Beobachtungen der Physik und Astronomie unzählige Anwendungen findet, hat den Vorzug, daß er eine äußerst einfache Rechnung gewährt. Gauss leitet aus dieser Theorie eine Menge sehr sinnreicher Folgerungen ab, und verspricht, diese Untersuchungen noch weiter auszudehnen, als es hier, wo der Gegenstand des Werkes ihm Grenzen vorschrieb, thunlich war. Es folgt unter anderen daraus, daß der wahrscheinlich bey einem arithmetischen Mittel aus n beobachteten Werthen einer unbekannten GröÙe übrig bleibende Fehler sich zu dem, der bey einer einzelnen Beobachtung wahrscheinlich existirt, wie $1:\sqrt{n}$ verhält. Auch die Wahrscheinlichkeiten, mit welchen man auf die Richtigkeit der Bestimmungen mehrerer unbekannter GröÙen rechnen darf, unterwirft Gauss seiner Analyse; er zeigt, wie man verfahren muß, wenn alle Beobachtungen nicht von gleicher Güte sind u. f. w. — Diese Methode befaß Gauss schon seit 1795, und gebrauchte sie seit der Zeit oft: im Jahr 1806, als Legendre seine *Nouvelles méthodes pour la détermination des Orbites des Comètes* herausgab, zeigte es sich, daß auch dieser Geometer darauf verfallen war. Interessant ist es, das, was beide darüber sagen, mit einander zu vergleichen, und die ganz verschiedenen Ansichten der Erfinder gegen einander zu halten; wir irren gewiß nicht, wenn wir auch hier unseren Gauss für unübertroffen halten.

Section IV. De determinatione orbitarum, habitatione perturbationum. Es war nicht der Zweck des Vfs. eine Theorie der Perturbationen zu geben; er zeigt hier daher nur, wie man von den als bekannt angenommenen Störungen Rechnung tragen soll.

Es bleibt uns nur noch übrig, etwas von der Geschichte des im zweyten Buche aufgelöseten Problems und von seinem Zusammenhange mit der Erfindung der Kometenbahnen zu sagen. Beide Probleme machten lange den Gegenstand der Speculationen der Geometer aus, die durch ausgesetzte Preise zur Auflösung, vorzüglich des letzten, mehr als einmal aufgemuntert wurden: denn dieses war von häufigem Gebrauche, während man für jenes keine Anwendung sah, ehe die neuen Planeten entdeckt wurden, und die Bahnen bestimmt werden mußten. Beide Probleme sind zwar nahe mit einander verwandt, aber doch wesentlich verschieden, indem das allgemeine von GröÙen der dritten Ordnung abhängt, also genauere Beobachtungen voraussetzt, als die die Kometenbahnen angehende Aufgabe, bey welcher man ein Element, die große Axe der Bahn, die in der Parabel unendlich ist, als bekannt voraussetzt, wodurch die GröÙen, die ihre Auflösung geben, um eine Ordnung erniedrigt, also auf die zweyte gebracht werden. Die Bearbeitung dieses Problems hat 3 Hauptepochen erlebt: die erste fing mit Newtons Construction an, die andere mit Laplace's analytischer Auflösung, die dritte mit der von Olbers gegebenen Methode, die die Vorzüge einer leichten Rechnung und einer allgemeinen Anwendbarkeit vereinigt, und ferneren Bemühungen kaum eine Hoffnung neuer Erfolge übrig zu lassen

scheint. Für das allgemeinere Problem gaben schon Laplace und Lagrange Fundamentalgleichungen, die aber nicht zu brauchbaren Auflösungen geführt haben: es blieb also, in diesem Sinne genommen, ungelöst, bis Gauss, kurz nach der Entdeckung der Ceres mit ganz anderen Untersuchungen beschäftigt, im Sept. 1801 auf eine Gleichung verfiel, deren Fruchtbarkeit ihm nicht entgehen konnte, und die er zur Grundlage seiner Methode machte. Schon im October 1801 bestimmte er die Bahn der Ceres, und die erste heitere Nacht bestätigte die Richtigkeit seiner Rechnung, indem sie den lange vermißten Planeten auf dem Orte zeigte, wo er nach seinen Elementen stehen mußte. Wir dürfen hier nicht wiederholen, wie vielfältige glückliche Anwendungen unser Geometer nachher von seiner Methode machte, mit welcher ungehofften Genauigkeit er die Bahnen der Pallas, Juno und Vesta bestimmte; diese Erfolge seiner Methode sind zu bekannt, als daß ihre Aufzählung hier noch ein Interesse haben könnte. Rec. glaubt nicht, daß das vor ihm liegende Werk noch einen Wunsch unbefriedigt läßt; er theilt daher mit seinen Landsleuten das Vergnügen, welches es ihnen gewähren muß, daß auch ein Deutscher den zweyten und letzten in der theoreischen Astronomie zu erringenden Lorbeer sich zueignete.

LLAL.

- 1) LEIPZIG, b. Fleischer (in Commiss.): *Praktischer Unterricht zur Kopf- und Tafel-Rechnung für Handel und Wandel*, vom Vf. des Rechenkatechismus (J. A. Junghans). 1809. XII u. 180 S. 8. (12 Gr.)
- 2) MERSEBURG u. LEIPZIG, h. Böhme: *Versuch einer neuen Anwendung der cursorischen Methode auf den Unterricht im Rechnen u. f. w.* von J. G. Volte. 1808. VI u. 118 S. 8. (6 Gr.)
- 3) CASSEL, b. Krüger: *Erleichterter Unterricht in der Decimälrechnungskunst; nebst deren Anwendung auf das im Königreich Westphalen eingeführte System der Münzen, Masse und Gewichte u. f. w.*, von Elkan Marcus Hahn, d. Phil. Dr. u. k. preuß. Kammergeometer. 1809. VIII u. 100 S. 8. (12 Gr.)

Der Vf. von No. 1 hält viel auf die 5 Species. Denn nachdem er zu Anfange der Einleitung etwas unbestimmt gesagt hat: „Rechnen heißt: geschickt und fertig mit Zahlen umgehen, oder: durch Zahlen das herausbringen, was man zu wissen verlangt:“ fährt er sogleich fort: „Nach diesem Begriffe können wir wieder 5 Species oder Rechnungsarten annehmen; als: Numeration u. f. w.“ Er denkt, es sey besser, man richtete die Begriffe nach der Sache ein, als die Sache nach den Begriffen. Eben weil auch wir dieses denken, müssen wir bemerken, daß es nicht mehr und nicht weniger als vierley Rechnungsarten mit Zahlen geben könne, wie dies in jeder gründlichen Arithmetik dargestellt ist. Hr. J. sondert hier die Begriffe von Zahlensystem und von Zahlenveränderungen nicht gehörig von einander. Überhaupt müssen wir es als einen Fehler dieses Büchleins rügen, daß dessen Tendenz lediglich auf das *Mechanisch-Praktische*, und fast nirgends auf einige Einsicht in die Gründe des Verfahrens gerichtet ist. Kindern, welche die Fähigkeit haben, des Vfs. Rechnungsregeln überall richtig und mit Fertigkeit auszuüben, kann man auch (wie wir aus vielfältiger Erfahrung wissen) die Ursachen solcher Vorschriften begreiflich machen. Hieher rechnen wir die Einrich-

tung unseres Decimalsystems, die Gründe der vier Rechnungsarten, der einfachen Regel de Tri u. s. f. Wann wird man sich denn einmal allgemein überzeugen, daß die Arithmetik, außer ihrem wichtigen Einfluß auf die Geschäfte des Lebens, einen noch weit überwiegenderen auf die Ausbildung des Geistes haben muß, wenn ihr Vortrag mit Geist und Leben (auch in den niedrigsten Schulen) betrieben wird? Übrigens sind die praktischen Regeln nicht übel dargestellt, und in den Aufgaben herrscht eine lobenswürdige Mannichfaltigkeit. In der Hand eines geschickten Lehrers, der die Mängel dieser Schrift zu ergänzen weiß, kann sie immer nützlich seyn.

Eine rühmliche Tendenz hat der Versuch in No. 2. Das Bestreben des Vfs., die Kinder nicht an einen, den Geist tödenden Mechanismus zu gewöhnen, sondern ihnen eine anpassende Einsicht in die Elemente des Zählens und Rechnens zu verschaffen, leuchtet aus dem ganzen Schriftchen hervor. Die Methode, wodurch der Zögling auf 99 zählen lernt, und ihm dabey unvermerkt der richtige Begriff von Einern und Zehnern, nebst dem rechten Gebrauche der Ziffern, beygebracht wird, hat unseren vollen Beyfall. Wenn aber der Vf., zur Übung im Zählen, dem Kinde die Wörter: *Schöps, spricht, Dumderdumdum* 70, 20, u. 30 mal aussprechen läßt: so wünschten wir, da es hier nur um eine arithmetische und nicht um eine Sprach-Übung zu thun ist, eine zweckmäßigere Auswahl der Worte. Auf das Zählen bis 99 läßt der Vf. nun Additions- und Subtractions-Übungen folgen, welche durch ihr stufenmäßiges Fortschreiten gut gewählt sind. Dann erst geht er (S. 23) zu den Elementen der Multiplication über, welches wir mißbilligen, da diese Rechnungsart sich weit natürlicher unmittelbar an die Addition angeschlossen hätte, womit sie, ihrer Natur nach, einerley ist. Was (S. 30) von den Elementen der Brüche steht, könnte ebenfalls eine schicklichere Stelle bey dem Schlusse der Division als hier bey den Grundbegriffen dieser Rechnungsart erhalten. Unter den Beyspielen (S. 35) befinden sich mehrere, die deshalb mit anderen zu vertauschen sind, da sich das zu erhaltende Product in die Hundert erstreckt, und sowohl der Begriff als die Bezeichnung des Hunderten erst später (S. 37 u. 38) entwickelt wird. Diese Bemerkung betrifft die Exempel No. 1, 4, 5, 8 u. s. f. Wollte aber der Vf. die Auflösungen davon durch Brüche finden lassen: so halten wir diese Bruchrechnung für Anfänger, wie man sie hier noch voraussetzt, zu schwierig. Überhaupt mißbilligen wir an dem Plane der ganzen Schrift die zu große Zerstückelung der einzelnen Materien, woraus mehr Verwirrung, als Deutlichkeit für den Anfänger entspringt. Unserer Meinung nach sollte der Vf. nach Anleitung seiner zweckmäßigen Methode den Schüler zuerst etwa bis zur Million zählen, und auch solche Zahlen durch Ziffern anschreiben lehren. Hierauf müßte der Anfang mit der Addition in stufenmäßigem Fortschreiten vom Einfachen zum Zusammengesetzten gemacht werden, worauf die Multiplication nach gleichem Plane folgte. Dann würden Subtraction und Division eben so behandelt, und jetzt müßte sich an letztere die Lehre von den Brüchen u. s. w. anschließen. Hätte der Vf. diesen, in der Natur der Sache gegründeten Plan

mit der ihm eigenen Gabe der Falschheit durchgeführt: so würde er sich ein bedeutendes Verdienst um den Vortrag der Elementar-Arithmetik erworben haben, und seine Schrift könnte den besten dieser Art an die Seite gesetzt werden.

No. 3 können wir denen empfehlen, welche sich über die Gründe des Decimalsystems und über die Fundamentalrechnungen in ganzen Zahlen, und besonders in Decimalbrüchen, überzeugend belehren wollen. Wir halten es für sehr zweckmäßig, die Lehre von den zehnthiligen Brüchen, wie hier geschehen ist, in Verbindung mit den ganzen Zahlen vorzutragen, da sich jene an diese so unmittelbar anschließen. Obgleich dem Vf. es fast nirgends an Gründlichkeit fehlt: so vermißten wir doch an manchen Stellen ungern jenen Grad von Falschheit, welchen der Anfänger, selbst nach dem Plane des Vfs., fodern darf. So würde es z. B. systematischer gewesen seyn, wenn derselbe unmittelbar nach der Addition die Multiplic., und sodann nach der Subtraction die Division abgehandelt hätte, anstatt, wie es hier geschieht, diese vier Species durch einander zu werfen. Was S. 37 die Erklärung des Multiplicirens betrifft: so wollen wir zwar nichts gegen die Richtigkeit derselben einwenden; allein die gehörige Falschheit hat sie offenbar nicht, wie aus ihrer Anwendung in der Folge erhellet. Das Beyspiel S. 44, wo 4597 durch 500 multiplicirt werden soll, würde gewiß jedem ersten Anfänger deutlicher, wenn man ihm sagte, daß das 500fache jener Zahl so viel sey, als ihr 5faches 100mal genommen. Läßt man ihn also jene Zahl mit 5 multipliciren, und dann zur Rechten dieses Products zwey Nullen setzen: so ist die Richtigkeit dieses Verfahrens einleuchtend. Eben dies gilt von dem Beyspiele S. 48, wo 289,27 mit 2,975 multiplicirt werden soll. Die dortige Regel wird der Anfänger weit eher einsehen, wenn man den Beweis darauf gründet, daß $289,27 \times 2,975$ ein Product geben muß, welches 100000 kleiner ist, als ein Product aus 28927×2975 . Der Erklärung der Division (S. 49) fehlt es ebenfalls an der nöthigen Falschheit. Auch setzt sie schon den Begriff der Division voraus, da nur durch sie aus der anderen Zahl die Einheit gebildet werden kann. Die Aufgabe §. 34 wird offenbar deutlicher entwickelt, wenn man zeigt, daß $1656 : 3 = (1600 + 50 + 6) : 3$, und nun diese Partialdivisionen, wie bekannt ist, einzeln ausführt. Jene Erklärung der Division bringt auch einen geringeren Grad von Falschheit in die Divisionsaufgabe des §. 45, wo 315,432 durch 2,34 dividirt werden soll. Die dortige Regel wird einem Anfänger weit begreiflicher, wenn man sie auf den Satz gründet, daß, wenn z. B. 3 in 18 6mal steckt, auch 30 in 180, 300 in 1800 u. s. f. 6mal stecken muß, daß es also einerley ist, ob man 315,432 durch 2,34, oder ob man $315,432 \times 100$ durch $2,34 \times 100$, d. h. 31543,2 durch 234 dividirt. Unter den Übungsbeyspielen könnte auch noch eins vorkommen, wo der Dividend eine ganze Zahl größer, als 1, und der Divisor ein Decimalbruch ist. Der letzte Theil der Schrift, welcher die Darstellung der neuen Masse des Königreichs Westphalen und einige Sätze von Proportionen und deren Anwendung enthält, ist mit gehöriger Klarheit vorgetragen. — S. 33. §. 21. 6 muß man statt: *von der Linken zur Rechten*, lesen: *von der Rechten zur Linken*. Δ

DEN 10 APRIL, 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

- 1) LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Sophoclis Tragoediae septem ac deperditarum fragmenta* emendavit, varietatem lectionis, scholia notaeque tum aliorum tum suas adjecit *Carolus Gottlob Augustus Erfurdt*. Accedit Lexicon Sophocleum et index verborum locupletissimus. Vol. I. Trachiniae. 1802. VIII u. 381 S. — Vol. II. Electra. 1803. XIV u. 486 S. — Vol. III. Philoctetes. 1805. VI u. 312 S. — Vol. IV. Antigona. 1806. XX u. 374 S. — Vol. V. Oedipus rex. 1809. XVIII u. 483 S. gr. 8. — Jeder Band auch unter einem besonderen Titel verkäuflich. (10 Thlr. 12 Gr.)
- 2) Ebendaf.: *Sophoclis Tragoediae ad optimorum librorum fidem iterum recensuit et brevibus notis instruxit Car. G. Aug. Erfurdt*. Vol. I. Antigona. 1809. VIII u. 158 S. kl. 8. — Auch unter besonderem Titel zu haben. (16 Gr.)

Unter den neueren Bearbeitern des Sophokles (Herausgebern wie Übersetzern, die wir ungern getrennt sehen, da das Streben beider darauf hinausgeht, den Autor aus der Dunkelheit zu retten) verdient Hr. E. mit vorzüglicher Auszeichnung genannt zu werden. Die fünf Bände seiner Ausgabe, so wenig ihrer auch öffentlich gedacht worden, haben durch ihren inneren Werth überall Eingang gefunden, und schon danken viele hundert Leser unserer Blätter mit uns dem wackeren Manne für die vielfache aus ihnen geschöpfte Belehrung, wenn auch hie und dort ein Sophoklesfreund (namentl. *Barby* und *Eggers*) es glaubt verantworten zu können, daß er ihnen keine Aufmerksamkeit schenkt. Zu ihm haben sich seit Kurzem gesellt *Lobeck* mit einer ausgezeichnet trefflichen Ausgabe des *Ajax*, und *Bothe*, über dessen Sophokles wir in diesjährigen Februarhefte No. 39 ff. unser Urtheil auszusprechen versuchten. Jenen an schwelgerischer Fülle von ächter Gelehrsamkeit nicht erreichend, überwiegt Hr. E. *Bothens* geniale Beweglichkeit des Gemüths durch Scharfsinn, Gründlichkeit, feinen Tact und ausgezeichnete Kenntniß, wie der griechischen Sprache überhaupt, so des tragischen Redebrauchs insbesondere. Dazu gesellt sich eine unbegrenzte Wahrheitsliebe, die auch seinem Herzen die größte Achtung erwirbt. Von einzelnen Unvollkommenheiten und Mängeln darf noch nicht die Rede seyn, da wir des Vfs. Arbeiten über *Soph.* erst unvollständig besitzen, und aus dem bisher allein Geleisteten nicht schließen dürfen, daß er Anderes nicht habe leisten wollen oder können. Bis

S. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

jetzt sind Sacherläuterungen, und Würdigungen der *Sophokl.* Tragödie als Kunstwerke, den grammatischen und metrischen Bemühungen auffallend untergeordnet geblieben; m. vgl. z. B. *Ant.* 1011, wo die Untersuchung über die *μῦθοι* geradezu abgewiesen wird, und T. 150—215, wo ein so reichhaltiger Stoff für mythologische Untersuchungen war. Selbst manches Grammatische ist übergangen, zu dessen Nachholung sich vielleicht in einem Supplementbände noch Platz findet. Interessant und belehrend ist es, den Gang, welchen die Ausbildung dieses Gelehrten genommen, durch die fünf Bände zu verfolgen, von der anfänglichen Jugendlichkeit an bis zur gegenwärtigen Reife und Besonnenheit. „*Statim fatebor* (sagt Hr. E. in der Vor. zum 3 Bände) *ipsum me in iis tragoediis, quas hucusque edidi, juvenili quodam feroore abreptum nonnumquam conjecturis vel plane superfluis vel juxta audacioribus indulsisse*.“ Auch hatte *Bothe*, der ihn 1806 in den metrischen Änderungen (die zum Theil auf *hermannischen* Grundsätzen beruhen) eine zu große Kühnheit vorwarf, nicht ganz Unrecht; nur wandern wir uns, wie *Bothe*, einen derben Broddrignackbalken im Auge, dieß Lilliputsplitterchen im Auge seines Nächsten zu entdecken im Stande war. Es könnte Mangel an Festigkeit des Urtheils scheinen, wenn man nach kurzem Zeitraume Meinungen verwerfen und ändern sieht: aber diese Ansicht schwindet, sobald man durchgehend ein Fortschreiten vom minder Guten zum Besseren bemerkt; was man vom Herausgeber des *Aeschylus* nicht immer rühnen kann, der es manchmal nur anders oder gar schlechter gemacht hat. Und wollte man Hn. E. tadeln, daß er überhaupt edirte, ehe er ganz gereift war: so übersehe man doch ja nicht, daß schon in den ersten Bänden so viel Vortreffliches enthalten ist, und daß es wohl thöricht seyn dürfte, auch in der gelehrten Welt jenem *clown* nachzuzahlen, der betheuerte, er wolle nicht eher schwimmen, als bis er schwimmen gelernt habe. Gewiß trägt die Wechselwirkung zwischen Autor, Leser und Beurtheiler gar Vieles zur Ausbildung des ersteren bey. Daß keiner die Mängel der ersten Bände lebhafter anerkennt, als ihr Vf. selbst, könnten wir aus vielen Äußerungen der späteren darthun; und darum sind wir überzeugt, daß neben dem „Vorsatze, auch einen wohlfeileren *Sophokles* zu liefern“ (*Ant. ed. alt. Vor.*), ganz vorzüglich der Wunsch, seine verbesserten Ansichten mitzutheilen, die kleinere Ausgabe veranlaßt hat. Diese ist denn auch sehr befriedigend ausgefallen; und wer Hn. E. gehörig will kennen lernen, den bitten wir, beide Ausgaben der *Ant.*

Antigone, zwischen denen nur zwey Jahre liegen, sorgfältig zu vergleichen; man wird, wenige Stellen abgerechnet, seiner jetzigen Ansicht durchaus den Vorzug einräumen. Wir machen es uns daher gleich Anfangs zur Pflicht, die kleinere Ausgabe zum Gebrauche in Schulen zu empfehlen; denn es muß nothwendig herrliche Früchte tragen, wenn der hier in aller Kürze mitgetheilte Schatz von gediegener Sprachgelehrsamkeit schon den jungen Gemüthern als eine feste Grundlage für das künftige gelehrte Studium eingeprägt wird.

Die Einrichtung der gröfseren Ausgabe ist folgende. Nach einer jedem Bande beygegebenen Vorrede, die von den Handschriften der Vorgänger und den selbstgebrauchten Nachricht giebt, folgt der Text, mit kurzen Noten darunter, welche die *varietas lectionis* enthalten. Der Text weicht an so vielen Stellen von *Brunck* ab, theils durch Zurücknahme alter, von jenem verworfener oder nicht gekannter Lesarten, theils durch eigene und *hermannische* Conjecturen (doch in den letzten Bänden seltener), daß man ihn wohl eine neue Recension nennen darf; und bequem ist es für den Leser, daß er sogleich einen Blick auf die Varianten werfen kann. Diese sind aus den Editionen von *Aldus*, *Brubach*, *Turnebus*, *Stephanus*, *Canter*, *Brunck*, *Wakefield*, aus *Purgolds observ. crit.* und anderen Werken mit Sorgfalt ausgezogen, vielleicht aber doch nicht vollständig; wenigstens fehlt zu *El.* 795 die nicht unbedeutende Abweichung: οὐκοῦν — — τάδε; — Auf den Text folgen die 3 griechischen Scholiaften, nicht wie bey *Brunck* hinter einander, sondern, zur leichteren Übersicht, durch einander gedruckt: erst der röm. Scholiast aus der röm. *Ed.* 1518; dann die συλλογὴ παραλελειμένων παλαιῶν σχολίων in Parenthesen, endlich die exegetischen und metrischen Scholien des *Demetrius Triclinius*, ebenfalls in Parenthesen, und durch ein hinzugefügtes T. von jenen unterschieden. Hinter den Scholien die *adnotationes*, welche die *brunckischen* Anmerkungen vollständig (vom 4. Bande an ist auch die neue *brunck.* Ausgabe von 1768 benutzt), einen grossen Theil der *musgrave'schen* und *wakefield'schen*, die sämmtlichen von *Reiske* (zu *El.* und *Tr.*) und des Herausgebers eigene enthalten. Unter den letzten befinden sich handschriftlich mitgetheilte Anmerkungen von *Hermann*, Bemerkungen von *Schäfer*, *Seidler* u. A., Auszüge aus Recensionen, überhaupt was neuere Gelehrte gelegentlich über *Soph.* gesagt haben, so viel der Herausgeber davon der Aufnahme werth fand, nicht selten auch Widerlegungen verunglückter Kritiken, namentlich von *Ast* (dessen Erklärung von *Ph.* 190 οἰμῶν ὑποκείται eine ehrenvollere Erwähnung verdient hätte), *Bothe* u. A. Die eigenen Anmerkungen von Hn. E. vertheidigen die aufgenommenen Lesarten, und sind meist grammatischen Inhalts. Man kann die Ausgabe füglich eine *editio c. not. varior.* nennen, denn auch das hat sie mit einer solchen gemein, daß häufig mehrere Meinungen ohne Endurtheil hingestellt sind, wiewohl in den meisten Fällen alles der Ansicht des Herausgebers untergeordnet wird.

Die kleinere, schön und correct gedruckte Ausgabe unterscheidet sich besonders dadurch von der gröfseren, daß der Scholiast fehlt, und die Noten sämmtlich unter dem Texte abgedruckt stehen. „*Ita textu constituendo* (8, 1) *ita versatus sum, ut codicum lectionibus, quarum notabiliores tantum attuli, denso examinatis vel pristina scripturam ab aliis, passim etiam a me ipso temere sollicitatam, saepissime restituerem vel, si quam Brunckiana meliorem codex aliquis exhibuisset, eam haud cunctanter reciperem.* Conjecturis parcius eum honorem habui, fastidiosum vulgatae lectionis neglectum pariter ac servilem ejus affectationem Criticum dedecere arbitratus. Notae aliorum sunt tum meae. Ac Brunckianas quidem — — plebasque integras repetii (nach der *Ed.* 1788) — — Musgravii notarum severior fuit delectus habendus. In meis ea potissimum contuli, quae propius cum defendendae illius, quam optaveram, scripturae vel explicandi Graecorum, imprimisque Tragicorum usus, vel sensus declarandae necessitate conjuncta essent.“ — Durch diese Worte ist die Ausgabe genau bezeichnet, wenn wir hinzufügen, daß die Abhandlung von *Hermann* im *Mus. antiquit. studior.*, *Schäfers* neueste grammatische Untersuchungen, und *Matthiä's* Grammatik einen bedeutenden Einfluß auf sie gewonnen haben, was stellenweis auch von *Lobecks Ajax* und *Seidlers* freundschaftlichen Mittheilungen gelten kann.

Wir wollen von den Emendationen und Bemerkungen des Herausgebers das Bedeutendste herausheben, und wo unsere Ansichten abweichen, ihm solche zur Prüfung vorlegen, und wählen zu diesem Zwecke den *Oedipus rex*, und die zweyte Ausgabe der *Antigone*, bey der wir jedoch, wo es nöthig scheint, auf die gröfere Ausgabe Rücksicht nehmen. Die drey ersten Bände übergehen wir für diesmal ganz, theils weil wir, ohnehin durch den Raum beengt, es für ein unwürdiges Geschäft halten, alte, vor 6 — 8 Jahren begangene Irrungen mit den vom würdigen Herausgeber seither selbst geschmiedeten Waffen zu bekriegen (vergl. *T.* 1235. 1516 *ed. Erf.*), theils weil die künftigen Bände der kleineren Ausgabe noch mehrmals Gelegenheit bieten werden, unsere Leser auf das viele Treffliche in den *Trachinierinnen*, in der *Electra* und im *Philoctet.* aufmerksam zu machen.

Antig. 2 liest Hr. E. ἄρ' οἷαθ' ὅτι statt des dunkeln ὅτι, und erklärt es mit dem nachfolgenden ὅπως durch eine Vermischung zweyer Constructionen, wie *T.* 1401, wo er mit Recht ὅτι st. Bruncks ἔτι aufnimmt. Diese Erklärung befriedigt mehr als die *Schäfersche*: (ἄρ') οἷαθ' ὅτι stehe παρρησίως wie die Redensart σάφ' οἶδ' ὅτι, wogegen Hr. E. zu *T.* 1401 bemerkt, „daß die letztere immer eng mit dem Voraufgehenden zusammenhange,“ also nicht rein parenthetisch ist. Aber auch angenommen, ἄρ' οἷαθ' ὅτι könne rein parenthetisch stehen: so wäre doch die Voraufstellung einer solchen Parenthese an die Spitze einer Periode sehr hart, da ἄρ' οἷαθ' ὅτι Zeus τῶν ἀρ' Οἰδίου κακῶν sich dem Leser als der natürliche Anfang eines fragenden Satzes aufdringt; und auf jeden

Fall hätte Schäfer den Beweis obgelegen, daß eine solche παρὸνθεσις überhaupt nur voranstehen dürfe. — 4: ἀγὼς ἀτερ mit *Coray* (wofür sich auch *Eichstädt* entscheidet: *quæst. phil. nov. spec. p. 18*). *Solgers* Zweifel, ob diese Umschreibung für ein Adjectiv gelten könne, wird durch *Aesch. Ag. 219* gehoben. — 23: σὺν δίκῃ χρῆσθεις ist nach *Wunderlich* und *Erf.* so viel als σὺν δίκῃ. χρῆσθεις αὐτῇ. wie in *El. 47*. — 25: νεκροῖς — 33: τοῖσι μὴ εἰδόσι nach *Heath* und *Herm.* st. τοῖς μὴ εἰδόσι, woraus *Br.* τοῖς μὴ οὐκ εἰδόσι machte, welches sprachwidrig scheint. — 40 wird die *Conjectur* der grösseren Ausgabe: λούουσ' ἀν' ἡ θάπτουσα, gegen die sich Vieles einwenden läßt, stillschweigend verworfen, dagegen *Bruncks* λούουσ' ἀν' ἡ θάπτουσα aufgenommen, aber besser erläutert, *quid negligens vel observans proficere aliquid possim?* — τί mit λούουσα und θάπτουσα verbunden, wozu es nach der natürlichen Wortstellung einzig gehören kann. (Da die Richtigkeit des Gegensatzes zwischen λύνειν und θάπτειν noch von Manchen bezweifelt wird: so verweisen wir auf *Aj. 1317*: εἰ μὴ ξυνάψων ἀλλὰ συλλύσω ν. παρεῖ, wo beide Worte in ihrer ursprünglichen recht sinnlichen Bedeutung stehen.) — 43: εἰ τὸν νεκρὸν ξὺν τῇδε κουφίεις χερσί. In der Anmerkung heisst es: *cum mea manu, mecum*; in den *addendis* soll, nach Schäfer, σὺν τῇδε *mecum* bedeuten, und χερσί mit κουφίεις auf die Art verbunden seyn, wie v. 57. Dann hätte sich der Dichter sehr ungeschickt ausgedrückt, da man nur durch eine angestrenzte Reflexion darauf verfallen kann, σὺν τῇδε und χερσί zu trennen; und warum sollen sie nicht verbunden bleiben? *Willst du, zugleich mit dieser Hand hier, ihn aufheben?* ist gewiß sehr richtig gesprochen, da eben die Hand der bey dem Aufheben geschäftige Theil ist. Wir können dem schäferischen Resultate nicht beyfallen, weil sehr wir auch die einzelnen Punkte in der Anmerkung dieses trefflichen Melchtes unterschreiben. — 44. ἀπόρρητον πόλει, quem sepelire vetitum sit civibus (cf. *Eur. Phön. 1662*). — 71 lieft Hr. E. mit *Br.* ἰσθ' ὅποια σοι δοκεῖ (γινώσκει ὅποια σὺ θέλεις) — *Rec.* hält sich an die grössere Ausgabe: ἰσθ' ὅποια σοι δοκεῖ, esto ut tibi placet. — 88: θερμὸς trefflich erläutert, wir fügen hinzu *Eum. 557*. — 93: ἐχθαρεῖ *Porf.* — 106: τὸν λευκάσπιν ἀπ' Ἀργόθεν hat die grössere Ausgabe, st. *Bruncks* versetzter dem ἐξ. Da es dem Herausg. nicht mehr genügt: so giebt er in der kleineren:

τὸν λευκάσπιν Ἀργόθεν *

Gut, wenn wir nur die Möglichkeit absehen, je den Vers mit einem einsylbigen Worte zu schliessen. — 110: Sehr wahrscheinlich hat Hr. E. gemacht, daß vor ὕψια κλάζων eine *anap. Dipod.* ausgefallen sey, und daher mit gutem Grunde die Lesart der Handschriften ὄν - Πολυνείκης zurückgerufen. In der Note wird die Lücke mit ἐπόρευσε θοῶς δ' ausgefüllt. *Bothe* schlägt den entgegengesetzten Weg ein, und streicht v. 129 das unentbehrliche προσνοσσομένους. — 117: Durch die Umstellung von κύκλω gewinnen wir eine lange Sylbe am Schlusse des ersten *Glykon*;

aber der Rhythmus des zweyten und die Wortstellung scheinen einzubüßsen. Über die Brechung der *Glykoneen* hoffen wir von *Seidler*, nach seiner *epist. ad Lob.*, eine gründliche Belehrung. — 126: *Solgers* Erklärung von δυσχεῖρμα δράκοντι angenommen, und 130 *Vauvillier's* treffliche Lesart χρυσοῦ καναχῆς ὑπεροπλίας. Die grössere Ausgabe hat *Hermann's* Emendation χρυσοῦ, καναχῆ 9' ὑπεροπλίας, gegen welche *Solger*, auf den Hr. E. Rückficht nahm, gerechte Einwendungen erhoben hat. — 134: ἀντίτυπα (wofür d. gr. Ausg. mit *Herm.* ἀντίτυπω lieft, und in der Anmerkung ἀντίτυπος vorzieht) wird gut geschätzt durch die Bemerkung, daß in *daktyl.* Versen eine kurze Sylbe durch den Ictus könne verlängert werden. — 138: Nach τὰ μὲν ein Komma, und dann ἄλλα δ' ἐπ' ἄλλοις ἐπενώμα στυφαλίζων μέγας Ἄρης als *Chor. tetram. hyperc.*, womit wir vollkommen einverstanden sind. — 140: δεξιόσειρος trefflich erläutert. — 151: Der Vers ist ein *Glyc. polyschem.*, nicht, wie *Brunck* glaubte; ein *daktylischer*. Aber die Erklärung von τῶν νῦν ist hart. Daß τῶν νῦν mit πολέμων verbunden inatt sey, leugnen wir (*Ag. 543*: βροτῶν τῶν νῦν); wir construiren: dem jetzigen Kriege' entronnen, nach dem j. Kriege' θείσει λησμοσύναν sc. πολέμων. — 154: Ελελίχθων und Βάνχιος — Der 156 Vers, ohne den Beystand neuer Handschriften kaum zu heilen, lautet in d. kl. Ausg.

* * Κρίων δ' Μενονικῶς

* * νεοχμῶς

Die Lücken werden mit τῆς δ' ἄρτι — παῖς — und Φανθεῖς ausgefüllt, immer eine sinnreiche Vermuthung. — 168: κείνου γ' ἔτι — 203: ἐκκεκήρυχθαι (gr. Ausg. ἐκκεκήρυκται) nach *Hermann's* besserer Erklärung (*dictum esse potest prorsus τοῦ νοοῦμενον, tanquam si Creon putaverit se dixisse, refero vobis mandata mea*) zurückgerufen. — 206: αἰκισθέντ' ἰδεῖν — 211: Die Wiederaufnahme von σοὶ ταῦτ' ἀρέσκει (*Br.* ταῦτ') billigen wir auf alle Weise. *Bey Brunck* sagt der *Chor.*, der ja die Empfindung eines edlen, über die Handlung reflectirenden Zuschauers aussprechen soll, etwas sehr Unschickliches; denn die letzten Worte des *Kreon* konnten ihm unmöglich gefallen, geschweige daß er sie loben sollte. In σοὶ ταῦτ' ἀρέσκει liegt eine Mißbilligung der unmenschlichen Gefinnung des *Kreon* (vergl. 505), aber leis und vorsichtig ausgedrückt; und nun schließt sich auch erst recht der 113 Vers an. Die Ächtheit der folgenden *Accusative* wird nach *Hn. E.* keiner mehr in Zweifel ziehen; wir fügen als ähnlich hinzu *Theocr. XV, 98*: ἄτις καὶ Σπέρχιν τὸν ἰάλεμον ἀρίστευσσε, wo man nicht mit *Ahlw.* und *Dahl* κ' εἰς Σπέρχιν zu lesen braucht. Einen anderen Weg hat *Matthiä* eingeschlagen *Gram. S. 586*. — 213: παντὶ ποῦ γ' — Kann das τ' der Handschriften nicht τοὶ seyn wie *T. 1455 ed. Erf.*? — 218: τοῦτ' hergestellt. — 231: ταχὺς. — 234. Die Interpunction der *Aldina*:

τάλος γὰρ μὲν τοὶ δεῖρ' ἐνίκησαν μολεῖν

σοὶ καὶ τὸ μένεν ἐξέρω, φράσω δ' ἔμω

statt: μολεῖν. Σοὶ, καὶ κ. τ. λ. dünkt uns hart, wiewohl wir die Construction des verbi veniendi c. dat. nicht

bezweifeln, und mehrere Verseinschnitte nach der ersten Sylbe kennen, z. B. T. 718. Σοὶ zum vorigen Satze ist überflüssig, da es schon in δεῦρο liegt; vor καὶ gestellt kann man es hier schon dulden, da ein besonderer Nachdruck darauf ruhet, und unter den Anwesenden nur dem Kreon die Nachricht unerwünscht war. — 263: ἐφύγε μὴ εἰδέναι, mit ausgelassenem τὸ vor μὴ, um einem Anapäst in der fünften Region zu entgehen, nach einer jetzt gangbaren Regel, die aber durchaus unerweisbar ist. — 310: ἴν' εἰδότες κ. τ. λ. trefflich erläutert. — 318: Nach τί δέ; wie bey Bothe, das Fragezeichen getilgt. — 339 — 342 sind nach Bothe in 3 Verse (zwey dactyl. tetram. und einen dochm.) sehr melodisch geordnet. — 358. Die Einschlebung von Διὸς nach καὶ ist ingenios; ob einzig wahr, wagen wir nicht zu behaupten. Für die Antistrophe ist dadurch erreicht, daß nun V. 368 νόμους παρειρῶν χ' ὁ νόμος, ἑῶν τ' ἐνορκον δίκαν erhalten werden kann. Gegen die Erklärung der gr. Ausg. qui leges patriae et sacratam Deorum iustitiam connectit, erhob Solger drey Einwürfe, von denen der letzte wohl gar nicht, der erste zur Hälfte trifft, der zweyte aber, als sehr gegründet, nun auch von Hn. E. beherzigt ist, wie die neue Übersetzung zeigt (*inferens factis suis, i. e. adhibens leges patriae et sacratam Deorum iustitiam*), der wir unseren vollkommensten Beyfall schenken; denn daß von Menschen, die handeln, geredet wird, geht aus dem ganzen Zusammenhang hervor. Das δὲ nach ἀπολὶς ist V. 370 mit Recht getilgt worden. — 377:

τόδε πῶς εἰδὼς ἀντὶ λογιῶσω
τήνδ' οὐκ εἶναι κατὰ Ἀντιγόνην

Hr. E. behauptet, daß οὐκ entweder ganz fehlen, oder μὴ οὐκ stehen müsse. Wir meinen, nur dann, wann εἰδὼς nicht da wäre; denn ἀντὶ geht so einzig auf εἰδὼς, daß wir den ersten Vers so auffassen können: *Wie soll ich gegen meine Überzeugung den Ausspruch thun?* (d. h. nicht kann ich — aber die Frage ist lebendiger) woran sich denn der zweyte, wie er ist, anschließt. Hn. E. Emendation τὸδ' ὅπως κ. τ. λ. *de incredibili hocce prodigio ambigo, quomodo sciens inficior hanc esse Antigonom* mißfällt schon deshalb, weil sie einen gar zu langen, und noch dazu reflectirenden Satz giebt, was sich mit dem Sturme der Empfindung, den der anapästische Rhythmus unterstützt, nicht vertragen will. Die nicht unähnliche Stelle Col. 312 — 321 gefällt ebenfalls durch Kürze der Perioden. — 381: βασιλείοις ἄξουσιν mit Herm. der anapästischen Caesur wegen. — 390: σχολή γ' αὖν. — 402: ἐπίστασαι. — 403: ξυνίης. — 491. Der Artikel am Schlusse des Verses ἤκατειχε τὸν Νέκυν, (wofür Hr. E. früher mit Herm. und Bothe las: ἤκατειχετο νέκυν) ist zu unserer Freude wieder eingesetzt, mit der Bemerkung, „daß er im Komma nach νέκυν seine Entschuldigung finde.“ Es stellt sich eine Pause zwischen Artikel und Wort, wodurch jener den Nachdruck eines *pron. demonstr.* gewinnt: *ihn, den Todten*. — Von ähnlicher Art sind Col. 495: λείπομαι γὰρ ἐν τῷ μὴ δύνασθαι. Col. 14. Aesch. Theb. 387. Col. 1131: δε-

ξιδν ὄρεζον, ὡς Παύσω. Ph. 312: ἐν Ἀμῶν τε καὶ Κανόισι. Eum. 233: προστετριμμένον τε πρὸς Ἄλ-
λοισιν οἰκοῖς u. s. w. Man sollte solche Ausnahmen lieber sorgfältig sammeln, als — wie so häufig geschieht — muthwillig zerstören. Oft treten Fälle ein, wo gerade der Verstoß gegen die Regel zur Regel wird, und kaum möchte eine Lizenz denkbar seyn, die nicht irgendwo am Platze stünde. Mit Pauws Aussprüche (*Aesch. tom. 2, p. 894*) *ubique ad normam non loquuntur auctores* ist wenig gesagt. Abweichungen von einer sanctioirten Norm auffinden kann auch der Tagelöhner; aber in einer Abweichung das höhere Gesetz abnden, das ist nur dem ächten Kritiker gegeben, der in die heilige Werkstatt des Genius einzudringen weis. — 412 liest Hr. E. ἀπ' αὐτοῦ, μὴ βάλῃ — 414: ἀφειδήσαι mit Schäfer. — 443: κοινὸν ἀπαρνοῦμαι τὸ μὴ οὐ. (*Vulg. τὰ μὴ*) nach Herm. Theorie im Mus. R. ant. Doch darf die schäfersche Erklärung der *Vulg.*: *non nego me fecisse* nicht übersehen werden.

Ant. 449:

Κρ. καὶ δῆτ' ἐτόλμας τοῦδ' ὑπερβαίνειν νόμους;
Ant. οὐ γὰρ τί μοι Ζεὺς ἦν ὁ κηρύξας τάδε, 450
οὐδ' ἡ ζώνωνος τῶν κείων θεῶν Δίκη,
οἱ τοῦδ' ἐν ἀνθρώποισιν ὥρισαν νόμους
οὐδὲ πᾶναιν τοσοῦτον ᾤκηον τὰ σὰ
κηρύγματ' ὥστ' ἄγραπτα κασφαλῇ θεῶν
νόμῳ δύνασθαι θνητὸν ἐνθ' ὑπερδραμεῖν. 455

Wenn τοῦδε V. 452 auf die Gesetze des Kreon 449 zurückweist: so springt die Unstatthaftigkeit der Lesart in die Augen; es geht aber auf die göttlichen Gesetze, welche Antigone befolgt hat, und hier möchten wir Hn. E. geistreiche Bemerkung zu El. 100 und Trach. 248 anwenden: τοῦς δὲ νόμους, mit dem grössten Nachdruck, „denn des Mädchens ganze Seele ist voll von dem einzigen Gedanken“, den Bruder zu begraben; ἐν ἀνθρώποισιν, unser: auf Erden, in der Welt. So Ant. 1242. Die erf. Emend. τοῦς ist zwar leicht genug; aber was sagt sie? — Gesetze überhaupt! — Was kümmern die sie in dem Augenblicke, wo sie nur mit dem Einen, was Noth thut, beschäftigt ist? Auch schließt der 453 Vers sich nur an τοῦδε recht an, und der folgende, wo die Gesetze der Götter, Todte zu beerdigen, ἄγραπτα κασφαλῇ νόμῳ. genannt werden. O? τοῦδε κ. τ. λ. geht demnach nicht auf das Voraufgehende, sondern einzig auf das Nachfolgende („welche vielmehr solche“, *Solg.*), und ganz hieher gehören die Stellen, welche Hr. E. zu T. 100 gesammelt hat, wo τὸδ' αἶμα, die durchaus richtige Lesart, zurückgerufen ward. Herm. behält auch die *Vulg.* und übersetzt: *nam nec Jupiter, nec sacratum inferorum deorum fas has scripsi mortalibus leges, ut fratrem soror ne sepeliret*. Aber wie geht der Sinn aus den Worten hervor? — 456: οὐ γὰρ τι νῦν γε καχ' ὅς wird in *addendis* vertheidigt. — 467: ἐσχόμην R. des barbarischen νεχόμην — 504: τοῦτοισ τοῦτο zurückgerufen und so vertheidigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 11 APRIL, 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

- 1) LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Sophoclis Tragoediae septem ac deperditarum fragmenta emendavit, varietatein lectionis scholia notasque tum aliorum tum suas adjecit Car. Gottl. Aug. Erfurdit etc.*
 2) Ebend.: *Sophoclis Tragoediae ad optimorum librorum fidem iterum recensuit -- C. G. A. Erfurdit etc.*
 (Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Antigon. 515: Οὐ μαρτυρήσει ταῦτ' ὁ κατθανὼν νέκυσ. Bothe hat τὰδ' ὁ κατὰ χθονός. — 521: κατῳθεν. — 531: ὑφειμένῃ — 557: τοῖς δ' — Die Anordnung von 585. 6. 596. 7. (Br. hat sehr melodisch *glyc. polysch.* und *Penth. jamb.*)

οὐδὲν ἑλλείπει
 γυνεὺς ἐπὶ πλῆθος ἔρπον.

Scheint uns willkürlich und angefällig. — 587:

ὁμοιον ὥστε ποντίας ἀλὲς
 οἶδμα, δυσπύλοι: ἔταν
 Θρητῆσιν ἔρεβος ὄφραλον ἐπιδράμῃ πνοαῖς,
 Κυλίνδει βυσσόθεν κελαινὰν 590
 Σίνα καὶ δυσάνεμον,
 στόνῃ βρέμουσι δ' ἀντιπλήγας ἀνταί.

In der ersten Zeile streicht Hr. E. nach Seidlers Vorgange ὁμοιον, wodurch offenbar der Vers an Kraft einbüßt, und „der herrliche Rhythmus zerstört wird“ (Solg.). In dem entsprechenden Verse der Antistrophe:

Ἰσῶν τις οὐδ' ἔχει λύσιν **

ergänzt Br. den fehlenden *Jambus* durch *μίαν* (*μίαν λύσιν*), welches Solg. nach Heindorf zu vertheidigen sucht; wogegen aber Hr. E. mit Recht einwendet: οὐδὲ εἰς *Attice dici pro οὐδεῖς, ne Heindorfio quidem credo momenti ad. Plat. Phaedr.* 55. *Illud semper est ne unus quidem, hoc simpliciter nullus.* Auch die von Solg. angeführten Stellen, zu denen wir C. 1656: οὐδ' ἂν εἰς θνητῶν φράσεις und Tr. 1072 hinzufügen, beweisen gegen Hr. E. nichts. *Μίαν* müßte demnach weichen; aber warum behielt Hr. E. nicht die Emendation der gr. Ausg. bey (*λύσιν τινά*), die, dem Rec. wenigstens, keinen Wunsch übrig läßt? Wie schön entsprechen nun ὁμοιον und Ἰσῶν τις, welches letztere wir ungerne zweysylbig lesen. Die Aufnahme der jakobs'schen Lesart: *δυσανέμῃ στόνῃ βρέμουσι* ἀντ. billigen wir; aber die Erklärung von 589: *quum tenebrae ex imo mari prodeunt, hiscentibus sc. undis*, befriedigt uns nicht, wegen des vorausgehenden οἶδμα, welches sich als Subject auf eine natürliche

J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

Weise mit ἐπιδράμῃ verbindet. Gegen die Reinheit des Bildes: *die Woge dringt in die Meergrundfinsterniß* (dunkeler Meerabgrund, ἄδης πόντιος Ag. 678), und. wühlt dort Sand auf, läßt sich nichts einwenden; während die erf. Erklärung: *die Finsterniß dringt aus der Meertiefe hervor* (in die Tageshelle), kaum mehr poetische Wahrheit enthält, als die Meinung eines Gelehrten: ἡέλιος ἔδου, καὶ ἐπὶ νέφας ἤλθῃ: heisse: die Sonne ging unter, und kam in die Finsterniß. — 607 lieft Hr. E. ἀκμητοί — 608: ἀγγή-
 ρως δὲ — 611. Die gründliche und gelehrte Anmerkung über ἔπειτα καὶ τὸ μέλλον hat Rec. in der Vermuthung bestärkt, daß hier von *naher* und *entfernter* Zukunft die Rede sey. Die bey dieser Gelegenheit mitgetheilte Emend. *Plat. Parm.* §. 31: τοῦ ἔπειτα καὶ τοῦ μέλλοντος scheint vortrefflich. — 618: ἔρπει — 619: πρόσῳ — 625 lieft die gr. Ausg. mit allen Handschriften πρόσσει, die kleinere mit Br. πρόσσειν. Brunscks Anmerkung: *perpetam libri omnes πρόσσειν. Bina verba docuere et πρόσσειν eadem constructionis lege tenentur*, ist nichts sagend, da hier gar keine grammatische Rücksicht Statt findet. Die Sprachgesetze erlauben beides. Der Infinitiv macht den Vers zu einem Theile der Sentenz, das Präsens zu einer Reflexion des Chors über die Sentenz; und dieß ist weit kräftiger, da nun der Chor die Wahrheit der Sentenz bestätigt, und in seinem Namen noch ein furchtbares Wort hinzufügt. — 645: πέδας mit dem Schol. (πό-
 νους) was sich mit Φύσαι wohl im metaphor. Sinne, nicht aber im eigentlichen verträgt, weshalb wir πόνους vorziehen. — 653: πτύσας für ἀποπτύ-
 σας kann auch aus 1232: πτύσας προσώπω verthei-
 diget werden, wo wohl Keiner an ein eigentliches An-
 speyen denken wird. — 659: εἰ γὰρ δὴ τὰ γ' ἐγ-
 γενή —

Ant. 661:

ἐν τοῖς γὰρ οἰκίσουσιν ὅστις ἔστ' ἀνὴρ
 χρηστός, φανείται καὶ πάλαι δίκαιος ἄν.
 ὅστις δ' ὑπερβὰς ἢ νόμους βιάζεται,
 ἢ τοῦπιτάσσειν τοῖς κρατοῦσιν ἐνοεῖ,
 οὐκ ἔστ' ἐκαίνου τοῦτον ἔξ ἑμοῦ τυχεῖν. 665
 ἀλλ' ἂν πόλις στήσῃσι, τοῖδε χρὴ κλίνειν.
 καὶ σμικρὰ, καὶ δίκαια, καὶ τέαντια.
 καὶ τοῦτον ἂν τὸν ἄνδρα θαρσύνῃ ἐγὼ
 καλῶς μὲν ἀρχεῖν, εὖ δ' ἂν ἀρχισθαι θάλαν
 δορός τ' ἂν ἐν χερσὶν ἀποστειγμένον 670
 μένειν δίκαιον καὶ γὰρ δὲν παραστάτην.

So lesen die Handschriften diese seit einiger Zeit besprochene Stelle. Seidler hat die Verse 663 — 667 (ὅστις — — τέαντια) von ihrer Stelle gerückt, und

nach 671 gesetzt, so daß nun V. 668 auf 662 folgt; und Hr. E. giebt ihm so unbedingt Recht, daß er sogar einige Empfindlichkeit gegen die Vertheidiger der alten Anordnung laut werden läßt. Rec. bekennt, die Nothwendigkeit dieser Versetzung nicht einsehen zu können; und sehr anstößig ist ihm 1) die Trennung der Verse 662 und 663, welche nach der *Vulg.* einen so raschen Gegensatz gewähren; 2) die frühe Erscheinung der Verse καὶ τοῦτον ἂν τ. ἀνδρα — παραστάτην, die dann erst von Gewicht seyn können, wann das Bild des braven Mannes in allen Zügen ausgeprägt ist, hier aber mitten in die zerstückelten Theile des Bildes hineingeworfen werden. Man wende nicht ein, das Original gebe zwey Bilder, des Tugendhaften und des Untugendhaften. Auch die Zeichnung des Letztern trägt zur Vollendung des Ersteren bey, wie folgende Gedankenreihe zeigen mag, in der wir ganz absehen wollen von der sophokleischen Einkleidung in Gegenätze: „Ein Mann, rechtlich unter seinen Hausgenossen, und mit der Gesinnung auch ein gerechter im Staate, nie die Gesetze überschreitend, noch rebellisch gegen Obere, sondern dem rechtmässigen Herren folgend im Großen wie im Kleinen: ein solcher ist zum Herrschen wie zum Gehorchen gemacht, und wird sich im Sturme des Krieges als getreuer Beystand bewähren.“ Uns dünkt, Hr. E. hat sich durch die Form und Einkleidung irren lassen, und weil 661 — 665 in Gegenätzen, 666, 667 aber als Vorschrift ausgesprochen ist, darum nicht als Einheit aufgefaßt, was doch als Einheit gedacht, und nur in der Darstellung scheinbar getrennt wurde. — „Aber“, heist es, „es sey sehr künstlich bey τοῦτον aus τοῦδε χρὴ κλύειν als Subject herauszuholen: τὸν κλύοντα τοῦ ὑπὸ τῆς πόλεως σταθέντος ἀρχοντος.“ — Freylich klingt dieser Wortschwall gefährlich; aber man kann es ja kürzer fassen: τοῦτον bezeichnet den, der solche Gesinnung hat, der dem gezeichneten Bilde entspricht (also nicht *dieser*, sondern *solcher*). Es bloß auf 666. 7 zu beziehen, geht schon darum nicht, weil diese Verse nicht in sich ihre ganze Bedeutung haben, sondern sie auch erst durch die vorausgehenden gewinnen. Und zwingt nicht der 665 Vers, nach τὰνάντια den Gedanken zu suppliren: „und wer so handelt erhält mein Lob?“ woran sich denn καὶ τοῦτον κ. τ. λ. trefflich anschließt. Das eben charakterisirt den guten Schriftsteller, daß er durch geschicktes Verschweigen des Lesers Phantasie aufregt, und zum selbstthätigen Ergänzen zwingt; dies ist die innere Fülle, die sich dem Auge und Ohre entzieht, aber desto lebendiger vor das Auge und Ohr des Geistes tritt. Die Rüge der Gedankenverbindung: *qui paret principi, cum confidam parere velle*, trifft mehr Hn. E's Darstellung, als des Dichters Worte: τοῦτον endlich auf den zu beziehen, ὃν πόλις στήσεις, ist unseres Wissens noch Keinem beygefallen; wir brauchen daher bey der Widerlegung, die nur eine imaginäre Person trifft, nicht länger zu verweilen.

Ant. 673 wird das störende τε nach πόλεις gest. — 687 lieft Hr. E. χάτερως nach dem Schol. —

699: λαχεῖν — 707: ὅστις — — Φρονεῖν μοῖς δοκεῖ, — — οὗτοι — ὡφθησαν κενοί gut erläutert. (Ein merkwürdiges Beyspiel dieser Construction findet sich *Aj.* 760, wo der Sing. dem Plural nachfolgt.) — 747 lieft Hr. E. jetzt: οὐκ ἂν γ' ἔλοις ἥσσω γε τῶν αἰσχροῦν ἐμέ — 775: ἄγος wird durch κάταρος erklärt, wogegen der gewöhnliche Gebrauch, den die Tragiker von diesem Worte machen (z. B. *Ant.* 236. *T.* 1426. *Eum.* 163), zu streiten scheint. Am besten glauben wir ὡς ἄγος μόνον durch *amoliendi piaculi gratia* (ἄγος Φεύγοντος ὡς) erklärt, vgl. *Ant.* 888. 1042. Zur Vertheidigung der angenommenen Bedeutung führt Hr. E. *Coeph.* 152 an. — 781: ἀνίκατε μάχαν, die durchaus ächte Lesart, wieder eingesetzt. — 782 hat Hr. E. *Huschke's* ungenügende Erklärung von Ἐρως ὃς ἐν κτήμασι πίπτει wieder aufgegeben. Immer noch wären wir geneigt, unsere, in der *Rec.* des *ast.* *Sophocl.* mitgetheilte: „Besitzthümer des Eros“, die von *Barby* angenommen ist, und einen gewis nicht unpoetischen Sinn gewährt, beyzubehalten, wenn wir nicht Hn. E. Recht gäben, daß die Auslassung von σοῦ oder σοῖς hart und gezwungen wäre. Da die bisherigen Emendationen nicht befriedigen, am wenigsten die *astische* und die *bothische*; die Vertröstung *Wytttenbach's* aber auf bessere Handschriften oder Scholasteninterpretationen nicht eben tröstlich klingt: so müssen wir schon ἐκόντες ἀέκοντι γε θυμῷ zu den Br. Thieren zurückkehren. — 788. Die sinnreiche, aber nicht nothwendige Emendation der gr. Ausgabe Φυλάξιμος wird zurückgenommen, und Φύξιμος, was auch besser paßt, im Text gelassen. In der *Antistrophe* entspricht der *Proceleusm.* παρῆδος ἐν, dessen beide ersten Sylben in *arsi* stehen, nach der Analogie so aufgelöster Daktyle, von denen Hr. E. einige Beyspiele giebt. — 788 und 789 nach *Herm.* Vorgang trefflich abgetheilt:

οὐδ' ἀμερίων ἐπ' ἀνθρώπων
ὃ δ' ἔχων, μέμνην.

wodurch auch die fatale Brechung weggeschafft ist. — 796. Der Erklärung von ἱμερός (*intelligitur de oculorum blando nitore*) und ἀρχαί, *administratio legum*, treten wir ganz bey. — 836. 7 sind auf die einzige richtige Weise so gestellt:

καίτοι φθιμένα, τοῖς ἰσοθείς
ἐγκληρα λαχεῖν, μέγ' ἀνοῦσαι

840: ὀλλυμένα — 851. 52 und 870. 71 entsprechen sich nicht; in der Anmerkung stehen zwey Vorschläge zur Angleichung des Rhythmus. — 855: πρόσθετος hergestellt — 856: πατρῶων δ' des Metrums wegen. — 859: οἶκνον wieder geholt — 864: καὶ μήματα τ' *Herm.* — 929:

ἐτι τῶν αὐτῶν ἀνέμων ἔπαι
τήνδε γ' ἔχουσιν.

932 ist die Lesart der Handschriften wieder eingesetzt. Daß aber die folgende leidenschaftliche Rede der Antigone auf den Chor übertragen wird, können wir nicht billigen. Lieber die Eintheilung der *anap.* Reden in *Stroph.*, *Antistr.* und *Epod.* aufgeopfert, mit

der hier so dicht vor einem eigentlichen Chorgefange doch wenig gewonnen ist! — 952. Über ὄμβρος haben wir unsere Meinung in der *Rec.* des *both.* S. vorgebracht. Hn. *E.* ὄλβος gefällt uns mehr als *Eichstädts* ὄγκος, dem *Solg.* folgt; aber ὄμβρος ist gewiß ächt. — 970. Zwey Sternchen nach Ἀρης, als Zeichen eines ausgefallenen Trochäus; lieber hätten wir den Trochäus selbst gehabt. — 975: ὕψ' und 979: ἔχοντες wieder aufgenommen. — 986 ἑῶν γε — 1035: Steph. ἀπατος gebilligt, doch nicht in den Text genommen. — 1108: ἱτ' ἱτ' ὀπάονες, schöne Lesart des *dresd. Cod.* — 1120: παγκοίνοις — 1137-1154. *Hunc locum.* sagt der vorsichtige Herausgeber, *sine meliorum codd. auxilio vix sanabilem, plane ut in Aldina legitur. exhibui. a novandi temeritate, si usquam alibi, abstinendum esse ratus.* Worauf die Anordnung der gr. Ausgabe in den Noten mitgetheilt wird, die viel besonnener ist als die *bothische.* — 1196: ἐγὼ δὲ hergestellt und gut vertheidigt. — 1281: κακίων ἢ κακῶν — 1289: τί Φῆς, παῖ; λέγεις νέον μοι λόγον; — 1343: πᾶ καὶ θῶ — 1345: τὰ τε χερσὶν — 1348: φρονεῖν und εὐδαιμονία trefflich erläutert.

T. 31: ἰσοῦμενον, von Einigen unnöthig angefochten, und noch am besten durch *Musgr.* in ἰσοῦμενοι verändert (obgleich die active Bedeutung unerwiesen ist), wird durch eine entscheidende Stelle aus *Platons Phädr.* festgehalten. — 49 ist aus *Eusebius* (wir fragen, hat *Euseb.* p. 1332, 18, auch unsere Stelle im Sinn gehabt?) die Lesart μεμνώμεθα aufgenommen. Hr. *Erf.* übersetzt: *utinam regiminis tui numquam sic recordemur, ut etc.,* was unseres Erachtens weder mit μέν und δέ, noch mit μεθαμῶς, *neutiquam,* verträglich ist. Es scheint eine Art von Drohung in diesem Verse zu liegen, und der Zusammenhang zu seyn: Jetzt zwar nennt dich das Land seinen Erretter, wegen deiner früheren Willfährigkeit, aber so bleibt es nicht, wenn wir durch dich wieder ins Unglück zurücksinken. Statt μεμνώμεθ' ἂν, was erwartet wird, steht kräftiger μεμνώμεθα, und der Conj. scheint des Sprechenden festen Entschluß auszudrücken, welcher sich als eine Art von Aufforderung an das thebanische Volk kund giebt: wir wollen auf keine Weise deiner Herrschaft gedenken. — 78: οἶδε τ' — 79: προσετιχοντα (Vulg. προστ.), dem wir nicht beystimmen, vgl. Br. zu 351. — 80: τύχη γε τῷ mit Recht zurückgerufen und gut vertheidigt; dergleichen τόδ' V. 101, wo wir zu den Beweiskellen noch *Odysf.* 4, 242 hinzufügen. Bey *Bothe* wird die richtige Lesart durch schlechte Interpunction wieder vernichtet. — 108: οἱ δ' — 153:

Θῆβαι; ἐκτίταμαι φοβερὰν φρένα, δέματι πάλλω.

ἐκτίταμαι nimmt Hr. *E.* mit *Herm.* in der metaphorischen Bedeutung, in welcher ἐκτείνεσθαι (wie κείσθαι) manchmal von Todten gebraucht wird, die gestreckt daliegen (τανηλεῆς θάνατος f. *Riem.* im *Schn. Lexic.*) Wir gestehen, daß wir dieß nicht recht mit φοβερὰν φρένα zu vereinigen wissen, und hätten daher eine genauere Bestimmung gewünscht; denn auch *Solger*, der sich zur *herm.* Erklärung bekennt, spielt uns in seiner Übersetzung (von Zagen *erstarrt*) ich im

Innersten) unvermerkt ein anderes, keineswegs ideatisches Bild unter. Daß ἐκτείνεσθαι *erstarrten* bedeuten könne, ohne zugleich den Begriff des ἐκτάδην κείσθαι auszudrücken, glauben wir ohne Beweis nicht. Drum möchte nothwendig seyn, mit einem Ungeannten „nach ἐκτίταμαι ein Komma zu setzen, und φοβερ. φρ. zum Folgenden zu ziehen“; aber dagegen ist der bukolische Abschnitt, der φρένα von δέματι trennt, wenn man sich auch mit ἐκτίταμαι ohne weiteren Zusatz begnügen wollte. Ein durchaus reines Bild erhalten wir, wenn man ἐκτείνεσθαι, der Grundbedeutung sehr nahe, mit *Dorville* und *Bothe* vom Gespanntseyn der bangen Erwartung versteht, was einzig zu 155 — 157 paßt. Ἐκτίταται χρόνος kömmt *Aj.* 1402 vor, wo ἐκτείνεσθαι auch den Grundbegriff der Ausdehnung behält. — Im Chor 167 — 215, den die älteren Ausgaben unabgetheilt geben, ist Hr. *E.*, was die Anfänge und Schlüsse der Strophen betrifft, der *solcher* Abtheilung gefolgt, oder mit ihr zusammengetroffen; denn sie liefs sich so ungezwungen machen, daß man kaum begreift, wie *Brunck* und *Heath* sie einem Nachfolger überlassen, und wie *Bothe* sich so weit verirren konnte. Nur 176 die Rückberufung von ἀπερ war nöthig, und 184 von ἄκταν (was Hr. *E.* besser erklärt, als *Solger*), dann die Verwandlung von πυρφόριον V. 200 in πύρφορ, die Weglassung des ὦ V. 201, und die Änderungen 205: ἀδάματ' aus ἀδάμαστ', und 208: Λύκι' aus Λύκει'. — Dieß alles findet sich schon bey *Solger*; die letzten Zeilen, mit denen *Solg.* nicht fertig wurde, lauten bey Hn. *E.* so:

πελάσσαι, φλέγουτ' ἐν ἀγλαῳ πεύ —
κα, 'τι τὸν ἀπότιμον ἐν θεοῖς θεῖν.

Anders *Herm.* in *notis mistis.* Die wahre Herstellung möchte wohl erst von einem besseren Codex zu erwarten seyn.

T. 216:

αἰτεῖς δ' ὅτ' αἰτεῖς, τᾶμ' ἰὼν θέλης ἐπὶ
κλύων δέχασθαι, τῇ νόσῳ θ' ὑπηρετεῖν,
ἀλκὴν λάβοις ἂν κἀνακούθισιν κακῶν
ἢ γὰρ ξένος μὲν τοῦ λόγου τοῦδ' ἔξαρθ',
ξένος δὲ τοῦ πραχθέντος. οὐ γὰρ ἂν μακρὰν 220
ἔχνευον αὐτὸς, μὴ οὐκ ἔχων τι σύμβολον
νῦν δ', ἵστερος γὰρ ἀστὸς εἰς ἀστούς ταλῶ,
ὅμην προφωνῶ πᾶσι Καδμείοις τὰδε.

Für diese Stelle, eine der schwierigsten im Stücke, ist wenig gethan; nur zu 221: μὴ οὐκ ἔχ. τ. συμβ. wird *Bruncks* Erkl. (*qui nullum indicium habeo*) getadelt: „perperam. Vertendum est: nisi aliquod haberem indicium.“ So auch *Schäf.* (*mel. cr. p.* 108) und *Herm.* (*mus. ant. stud. p.* 229), mit denen wir, wie der Text lautet, einverstanden sind. Wichtiger noch scheinen die Fragen: was ist der Sinn von οὐ γὰρ ἂν μακρὰν ἔχνευον αὐτὸς? und geht γὰρ auf ξένος τ. λογ. τ. ξένος δ. τ. πρ. oder auf τᾶμ' ἰὼν — κἀνακ. κακῶν? — wie ist μακρὰν zu verstehen? (Der *Schol.* sagt: τοσοῦτου ὄντος τοῦ χρόνου τοῦ μεταξύ, was *Canarr.* annimmt, *Vitus Winschmus* übersetzt: *non enim diu investigarem* — *Hermann.* *parum ipse investiganda pro-*

ficerem, nisi aliquid indicii reperirem. Also drey abweichende Auslegungen, zu denen wir hinzufügen *μακρὰν ἔχουσιν*, eine tiefe Untersuchung anstellen, wie Tr. 317: οὐδ' ἀνιστόρου μακρὰν.) — Ist *ἔχουσιν* *investigare* oder *investigando proficere*? — Geht *ἔχουσιν* *ἀν* auf die gegenwärtige oder die vergangene Zeit? — Und überhaupt, welche Beziehung hat der ganze Satz auf Oedipus? — Die Grammatik fodert den Sinn: *nicht weit würde ich mit meinen Nachforschungen gekommen seyn, wenn ich keine Spur gehabt hätte?* — Aber was ist das? — Als allgemeiner Satz kann es unmöglich stehen. Steht es aber nicht: so muß Oedipus nothwendig Spuren gehabt, nachgeforscht haben, und von dem ganzen blutigen Vorfalle genau unterrichtet seyn, was eben nicht der Fall ist, und nicht seyn durfte für das Trauerspiel. Nach Hermanns Erklärung geht γὰρ, so viel wir sehen, auf den Inhalt der Verse 616—619, was hart ist, da dicht vor γὰρ ein ξένος (ja ein doppeltes ξένος) so gerechte Ansprüche an diese Causalpartikel macht. *ἔχουσιν* *ἀν* auf die gegenwärtige und künftige Zeit bezogen, mag sich vertheidigen lassen (wiewohl in den meisten Fällen der Indic. mit *ἀν* eine vergangene Handlung ausdrückt, z. B. 1387: οὐκ *ἀν* ἐσχόμην, non abstinuissem, vergl. Matth. Gram. §. 508 sq.); aber νῦν δὲ V. 222 ist dann völlig unerklärbar. — Nach unserer Meinung will sich Oedipus in diesen Versen, wie 128, von der langen Vernachlässigung reinigen (s. Erf. zu 112), und der Zusammenhang fodert Folgendes: *Mir ist die Sache unbekannt, Erzählung und Handlung; denn ich habe nie nachgeforscht* (welches nicht gerade herauszusagen, sondern als ein Mittelglied ergänzen zu lassen, sinnreich ist, da den Oedipus Tadel trifft wegen der Versäumniss), *weil ich doch nicht weit damit gekommen wäre, denn mir mangeln alle Fährten, auf denen ich weiter spüren könnte. Da Ich nun* (man übersehe nicht αὐτὸς und ὑμῖν) *so unbekannt mit der Sache bin* (dies liegt in νῦν δὲ, vergl. 258. 264): *so verkündige ich Euch Folgendes.* So ist alles klar und im schönsten Zusammenhange, auch 255: εἰ γὰρ ἦν κ. τ. λ., wo Hr. E. πᾶγμα sehr richtig vom Morde des Laios versteht, 291 ff., und die ganze erste Scene von der Ankunft des Kreon an. — Wie aber nun mit dem griechischen Texte? — Entweder der Kanon über μὴ οὐκ nach vorausgegangener Negation leidet Ausnahmen (vielleicht je nachdem *ἀν* mit dem Optativ oder mit dem Indicativ verbunden ist, vergl. T 13), oder, was wir eher glauben, wir müssen emendiren:

ἔχουσιν αὐτὸς, οὐκ ἔχων τι σύμβολον,

worauf Bruncks Glossie ἐπεὶ οὐκ ἔχω τι σημείον hindeutet. Theocr. XV, 75: κ' εἰς ὥρας, κῆπειτα ἐν καλῷ εἰς, ἃ μ' ἐπερίστέλλων, wo das Partic. auch durch ἐπεὶ aufzulösen ist.

T. 250 ist die Lesart: ἐμοῦ ζυνειδότος, an der Markl. und Br. nicht anstoßen durften, wieder in ihre Rechte eingesetzt. — 257 liest Hr. E. (wie schon zu El. 947) νῦν δ' ἐτ' ἐπικυρῶ γ' ἐγὼ, worin uns ἐτι nicht klar ist. — Den 267 Vers:

νῦν δ' ἐς τὸ καίνου κρᾶτ' ἐνέλας' ἡ τύχη.

bezieht er auf alle vorhergehenden, und erklärt ihn

für überflüssig. Nach unserer Überzeugung geht er einzig auf εἰ καὶ ὡς γένος μὴ δυστόχησεν, und spricht bestimmt und historisch aus, was in jenen Worten beyläufig und bedingt angedeutet war. „Jokaste würde den Kindern des Laios Geschwister vom Oedipus geboren haben, wenn jenes Mannes Geschlecht nicht untergegangen wäre. Aber freylich des Laios Haupt traf Unglück.“ Der tragische Doppelsinn dieser letzten Worte ist von so erschütternder Kraft, wie die dunkle, ganz unbewusste Ahndung im folgenden Verse:

ἀνδ' ἂν ἐγὼ τοῦδ', ὡς παρὰ τοῦ 'μοῦ πατρὸς, κ. τ. λ.

in welchem ἀνδ' *ἀν* auf 259 — 261 muß bezogen werden. Solcher tragischer Momente giebt es überhaupt viele im Stücke, z. B. 927 — 930. — 269. Die Verwandlung von γῆν in γῆς, die mit Musgr. und Vanc. auch Spalding und Bothen gefällt, mißbilligen wir auf alle Weise. Warum einen viel poetischeren Sinn einer ängstlich grammatischen Construction aufopfern? und nach Bruncks trefflicher Anmerkung? — 329: τὰμ', ἴαδ' *ἀν*, εἶπω, μὴ τὰ σ' ἐκφῆνω κακὰ Herm. — 360: ἡ κτεῖρ᾽ λέγων. Both. Lesart, ist nicht ganz zu verwerfen, zumal da sie nach Br. in einem Cod. muß gestanden haben. Dem Rec. wenigstens ist ausgemacht, daß die Worte οὐχὶ ζυνήκας πρόσθεν; für sich abgeschlossen stehen, und die Antwort veranlassen: οὐχ ὥστε γ' εἰπεῖν γνωστόν (wie 1131: οὐχ ὥστε γ' εἰπεῖν ἐν τάχει μνήμης ὑπο). Mit Hn. E's. Lesart οὐχ. ζυν. πρόσθεν ἡ κτεῖρ᾽ λέγειν; non prius intellexisti, quam me, ut dicam, tentas? kann er sich nicht befreunden. — 364: εἶπω τι δῆτα st. des wunderlichen τί. — 379 erklärt sich Hr. E. stark gegen Bothe, der die Lesart der Handschriften: οὐ γὰρ με μῦθον πρὸς γε σοῦ παθεῖν beybehält, und, unserer Meinung nach, sehr geschickt vertheidigt. Um so mehr hätten wir statt der Abfertigung eine gründliche Widerlegung gewünscht, da nichts gethan ist, die brunckische Emendation, welche noch sehr schwankt, zu befestigen. Warum z. B. sollte Tiresias dem Oedipus zu schaden nicht im Stande seyn? Wegen seiner Blindheit? — Unmöglich! — Hatte er, der als heiliger Seher allgemeines Vertrauen besaß, das Volk nicht aufwiegen können gegen den Oedipus, trotz seiner Blindheit? — Und wie mag sich Br. ἐπὶ ἱκανὸς Ἀπόλλων gedacht haben? — Wir bleiben bey der Vulg.: *Deine mitleiderregende* (s. Musgrave und Schol.) *Blindheit schützt dich, sonst würde ich oder sonst einer von den Sehenden* (wie bitter, wenn wir an den pindarischen Spruch denken: „besser beneidet als bemitleidet!“ Pyth. I, 164) *dir bald das Gar aus machen*; worauf Tiresias mit göttlicher Ruhe antwortet: *Mein Leben steht in der Hand des Apollon, nicht in deiner!* was er 448 wiederholt: οὐ γὰρ ἐστ' ὅπου μ' ὀλέσ. Dafs 377 ἐμὲ Subject seyn könne, wird wohl Keiner leugnen wollen. — 420. Das Fragezeichen nach λιμὴν getilgt — 425 das schöne ἃ σ' ἐξισώσει hergestellt (vergl. Erf. zu El. 1193) — 456: σκήπτρῳ προδεικνύς durch Theocr. XXII, 102 geschützt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 12 APRIL, 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Sophoclis Tragoediae septem ac deperditarum fragmenta* emendavit, varietatem lectionis, scholia notaeque tum aliorum tum suas adjecit Car. Gottl. Aug. Erfurdt etc.

2) Ebendaf.: *Sophoclis Tragoediae ad optimorum librorum fidem iterum recensuit* — Car. Gottl. Aug. Erfurdt etc.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Oedip. T. 472: *Ἀναπλάκῃτοι* — 478: *ἄτε ταῦρος*, wohl nicht nothwendig. — 483. Von *δεινὰ μὲν οὖν δεινὰ παράσσει σοφὸς οἰωνοθέτας*; *οὔτε δοκοῦντ', οὔτ' ἀποφάσκοντα* wird die Erklärung vorgeschlagen: *horrenda movet augur*, „neque affirmantia neque negantia, die sich wegen *δεινὰ* empfiehlt, und von der Noth rettet, ein unbequemes *με* zu ergänzen. — 493. Statt des *brunck.* *χρησάμενος* ein *signum lacunae*; gefodert wird ein Particip, das so gut zu *πρὸς ὅτου* als zu *βασάνω* paßte, und den Sinn ausdrückte: *qua simultate inductus ad rem explorandam*. — 511 *τῷ ἀπ' ἐμῆς* bleibt unverändert, „denn in *daktyl.* Versen ist ein Hiatus *in aesi* erlaubt“ (f. *Herm.* zu 657). — 570: *τῶνδε* *Porf.* — 598 *Both.* Emend. *αὐτοῖσι πάντ'* empfängt ein gebührendes Lob; eine ähnliche metrische Änderung muß auch wohl mit der zurückgerufenen *Vulg.* V. 250 vorgenommen werden. — 604 schlägt *Rec.* die Interpunction vor: *πεύρου τὰ χρησθέντ', εἰ ν. τ. λ.* — 628: *ξυνίης* — 640: *δυσὶν ἀποκρίνας κακοῖν*, dem Inhalt und Ausdruck nach so gesund, metrisch gut vertheidigt. — 666 Statt *ψυχάν* trefflich *καρδίαν* *Herm.* — 684: *καὶ τις ἦν λόγος* nach Handschriften. Sonst ist Hr. E. dem *Tribr.* in der fünften Region, wie billig, nicht abgeneigt, cf. zu 763. — 686: *φαίνεται* (cf. *Herm. d. metr. p. 242*) — 689: *ἢ νᾶξ* — 697: *τάνυν τε πομπὸς, εἰ δύναιο, γίγνου.* *Brunck:* *ita nunc quoque, si potes, in tranquillum nos deducito.* Hr. E. sagt: *non reputavit, sic scriptum oportuisse ei δύνασαι. Imo vero sensus est: ac nunc quoque, si posses, opem laturus esses.* Hr. E. nimint also γίγνου fürs *Imperf.*; aber findet sich die Form bey den Tragikern? ohne Augment? und paßt der Sinn, der ein offenklares: *du kannst nicht!* enthält im Munde des Chors? — Aus γίγνου, als *Imperativ* genommen (und *Imperativ* ist es hier so gut wie *Eur. Hip.* 305), kommt jener Sinn nie heraus. Im *Optativ* liegt allerdings ein Zweifel, der aber mit der directen Auffoderung wieder schwindet: *Solltest du können, und du kannst, o werde u. s. w.* cf. 53. 166.

§. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

T. 794, 5 ist die *Heath.* Interpunction aufgenommen, die mit der Wortstellung nicht verträglich scheint. — 799 wird die Lesart: *τοῦτον οὐ τὸν τύραννον* in den Noten vorgeschlagen, die sich durch das kräftig vorangestellte Pronomen empfiehlt. — 806: *ἐκτρέποντα τῷ τροχῇ* — 817: *ὃν* st. des unerklärbaren *ῶ* (cf. v. 236) — 827: *ὃς ἐξέσπευε καξέφυσέ, με* bessere Stellung der *dresd.* Hdschr., denn poetischer ist es, das Bedeutendere, in die Augen fallendere, zuerst zu nennen, wie *Homer* immer sagt: *er zog an Mantel und Leibrock*. — 829: *ἀν ὁρῶις* aus *ἀνορῶις* *Schäff.* — 845: *τοῖς πολλοῖς* ist, hoffen wir, auf alle Zeiten wieder eingesetzt. — 876. Die Änderung *ἀκρότατον εἰσναβάσα πρῶν ἄποτμον ἔρρυσεν εἰς ἀνάγκαν*, zum Theil nach Hdschr., scheint sehr glücklich. Nun darf auch *γε* nach *ὕψιποδες* fehlen, von dem wir nicht einsehen, wie es „eine nähere Bestimmung der allgemein erwähnten Gesetze einleiten“ kann (*Solg.*). Über Doppelsinn wird keiner klagen; da *πρῶν ἄποτμον* zu verbinden Unsinn wäre. Auch *δέξεται* 893 ist der dankbarsten Aufnahme werth. Die *Antistr.* lieft, damit das Maß herauskomme, *παλαιὰ σοι θεία*. — 943: *Πόλυβος, ὃ γέρον;* — 944: *εἰ μὴ λέγω τάληθες.* Beide Änderungen hat auch *Bothe*. — 987: *μέγας γ' ὁρῶις* *Porf.* — 993 hätten wir der *johnson-both.* Lesart *οὐ θειμιστὸν* den Vorzug gegeben, die nicht einmal angeführt ist. — 1021: *ὠνομάζετο* vertheidigt, und bey der Gelegenheit eine frühere Emend. in *Tr.* 103 zurückgenommen. — 1078: *αὐτῇ* Vorschlag *Herm.* in den Noten — 1089: *ὃ* vor *Κισσαίων*, und in der *Antistr.* 1100 *Heath.* Einschlebsel *που* getilgt. — 1095: *τυράννοις* — 1096 *Bruncks* *σοι* getilgt — 1108 *Ἐλικωνίδων* *Porf.* — 1118. *Herm.* Emend. *εἴπερ τις ἄλλος, πιστὸς ὦν, νομεὺς ἀνὴρ* wird bloß in den Noten aufgeführt, die *Vulg.* *πιστὸς, ὥς ν. av.* beybehalten und umschrieben: *in quibus rebus pastor potest fidus esse.* Wir wünschten, Hr. E. hätte auf *Solg.* zu T. 751 Rücksicht genommen, der die Redensart trefflich auffaßt, wiewohl wir ihm in der Aufnahme der *musgr.* *Conj.* (am wenigsten des *γς*) nicht Recht geben. Verwandt sind T. 915, 923. *Aj.* 1043. *Ph.* 584. — 1136 mußte *ἐπλησίαζον* zurückgerufen werden. — 1244: *ἐπιόρῃξας ἔσω* *Musgr.* — 1249: *εὐνὰς δ' ἐκώκυ'* mit *Herm.*, doch möchten wir *Br.* *ἐγοῦτο δ' εὐνὰς* nicht hintansetzen. — Der Chorgefang 1186 — 1220 ist nach *Heath.* und *Herm.* abgetheilt; auch sind vom Herausg. und *Seidler* einige so nothwendige als leichte Änderungen aufgenommen: der Lesart indeß von 1196 trauen wir noch nicht. — 1267:

K

ἐπεὶ δὲ γὰρ ἔκειτο τλήμων, δεινὰ γ' ἦν τὰνθ' ἐνδ' ὄρνυ.
Aus der *brunckischen*, sonst unglücklichen Änderung hätten wir die Umstellung τλήμων ἔκειτο beybehalten, die immer doch wohlklingender ist, wenn gleich die Vulg. sich rechtfertigen kann. — 1279: αἵματός τ' ἐτέγγετο hergestellt. — 1310: διαπέτεται — 1315: ἀδάματον — 1324: ὑπομένεις τύφλόν γε κηδεύων. Φεῦ Φεῦ. Ein trefflicher Vorschlag von *Herm.*, mit *Solg.* ziemlich übereinstimmend. — 1329: Ἀπόλων Φιλοῖ,

ὁ κακὰ τὰδ' ἱμά τελευν,
κακὰ τὰδ' ἱμά τέσσα.

1338: τί δὴτά μοι — 1340. Die beiden Dochmien stellt *Herm.* gut her durch die Änderung ἀπάγεται ἐκποτὺν μὲν τὰχιστα γὰς. — 1360: ἀδικος aus ἀδλιος zwar metrisch, aber auch dem Sinn nach passend? wir zweifeln. — 1365 umgestellt κακὸν ἔφου κακοῦ. — 1423. Die Worte τῶν παρὸς κακῶν sind auf den Streit zwischen *Kreon* und *Oed.* bezogen, eine Erklärung, die wir auch bey *Barby* finden. Der Zusammenhang mit den folgenden Versen ist scharf und treffend angedeutet. — Über μηδενὸς προσήγορος 1437 vergl. *Matth. Gr.* p. 441. — 1457: ὀνήσκειν *Markl. Herm.* — 1468 fg. Die Abtheilung in Strophen sehen wir als einen vorübergehenden Einfall an. — 1495 Die Vulg. hergestellt. — 1505 μὴ παρὰ σφ' ἴδης *Porf.* Viel schöner ist *Hn. E.* Vorschlag μὴ σφ' ἀτιμάσῃς — 1526 *Hn. E.* Meinung, das ein Vers ausgefallen sey, ist so wenig überzeugend, wie *Herm.* Verbesserungsvorschlag.

Rec. schließt mit dem Wunsche, das der würdige Herausg., mit dem er durch kein anderes Band verbunden ist, als das unsichtbare einer gleichfeurigen Liebe für den göttlichen Dichter, in dieser Anzeige den Ausdruck seiner Achtung erkennen möge. Dafs die bey weitem zahlreicheren Stellen, wo beide übereinstimmen, nicht mit gleicher Ausführlichkeit behandelt sind, als die getadelten, wird keiner Mißdeutung unterworfen seyn. Verschiedene Meinungen müssen wohl Statt finden bey einem solchen Autor, sowohl wegen stellenweiser Dunkelheit des Textes, als auch wegen der nie ganz auszugleichenden Verschiedenheit der menschlichen Ansichten; und so mögen die unsrigen dastehen, ohne Annäherung, als Meinung eines Einzelnen, der fern davon ist, an Recensentenuntrüglichkeit zuglauben. Freuen wird es uns, wenn wir den trefflichen Herausgeber hie und da überzeugen, oder zu neuen Unterfachungen anregen, und wir sind auch einige Erwiderung schuldig für so viel Empfangenes; aber mit eben so lauterer Freude wollen wir seinen besseren Belehrungen Gehör geben.

D. A. E.

P A D A G O G I K.

LEIPZIG, b. *Schwicker*: *Praktisches Handbuch zur statarischen und cursorischen Lectüre der deutschen Classiker, für Lehrer und Erzieher* von *Karl Heinr. Ludw. Pölit*. Th. I, welcher den Elementarcur-

fus enthält. 1804. XVIII u. 400 S. Th. II, welcher den zweyten oder mittleren Cursus enthält. 1805. X u. 406 S. Th. III, welcher die erste Abtheilung des dritten oder höheren Cursus, die Fragmente der Sprache der Poesie, enthält. 1805. XV u. 528 S. Th. IV, welcher die zweyte Abtheilung des dritten oder höheren Cursus, die Fragmente der Sprache der Prosa und der Beredsamkeit, enthält. 1806. VIII u. 286 S. gr. 8. (5 Thlr. 18 Gr.)

Der Vf., dessen rastlose Finger kein Gebiet des menschlichen Wissens verschonen zu wollen scheinen, protestirt gleich in der Vorrede zum ersten Theil, Unheil ahnend, gegen alle möglichen Verdammungsurtheile, die von inhumanen (d. h. wahrheitsliebenden) Recensenten auch über seine gegenwärtige Arbeit ausgesprochen werden dürften. In dem Bewußtseyn, „gewiss nicht ohne Humanität gegen Andere geschrieben zu haben“, fodert er von seinen Beurtheilern das Gleiche; und allerdings wär' es ihm so das Erwünschteste, uns das Bequemste. Aber es bedarf von uns kaum der Erklärung, das wir diejenige Humanität aufs tiefste verachten, die nicht erröthet, einen *Gott*, *Kotzebue*, *Christian Schreiber* und ähnliche neben die Heroen unserer Literatur zu stellen, und die *Hn. P.* also mit gleichem Maßstab messen müßte. Wenn wir auch die Hoffnung aufgeben, dem Herausg. an sein schriftstellerisches Gewissen reden zu können: so wird es doch vielleicht nicht ganz vergebens seyn, das Publicum vor einer der arrogantesten und unverschämtesten Compilationen zu warnen.

In den zwey ersten Bänden sind, ohne einigen Plan, Bruchstücke aus mehr denn 70 deutschen Dichtern und Prosaikern zusammengeworfen. Jedem Fragment voran geht der bürgerliche Titel seines Verfassers, und eine kritisch seyn wollende Bezeichnung des literarischen Charakters desselben; als: „*J. K. F. Manso*, Rector und Prof. zu Breslau u. s. w. gehört zu den vorzüglichsten Classikern unserer Nation. Gebildet durch die Classiker des Alterthums verbindet er eine tiefe philosophische und historische Gelehrsamkeit und Kritik mit einer hohen Zartheit der Darstellung, und mit einem Numerus in der Prosa und Rhythmus in der Poesie, wie er von deutschen Schriftstellern nur selten mit so glücklichem Erfolg den Griechen nachgebildet worden ist. Seine Diction, die fleckenlos correct ist, hat eine Gewandtheit, Leichtigkeit und Geschmeidigkeit, welcher an griech. Annuth nur *J. G. Jacobi* gleich kommt u. s. w. — An griech. Wohlklänge und griech. Feinheit in der Poesie dürften diese beiden Dichter von keinem unserer Nation übertroffen werden; *Hölty* und einige andere nähern sich ihnen am meisten“ u. s. w. (Th. 2, S. 122). Ohne auf den mannichfachen Unsinn in diesen wenigen Zeilen besonders hinzuweisen, machen wir nur im Allgemeinen auf das kostbare Nichts dieser hochtrabenden Redensarten, auf *Hn. P.*s Ideen von antiker Poesie, und auf die Leichtigkeit, mit der er charakterisirt, aufmerksam. Den Text dieser Fragmente selbst begleiten reichliche Noten, von denen noch die Rede

seyn wird. Bey einem jeden ist endlich noch mit Einem Worte bemerkt, ob es *statarisch* oder *cursorisch* gelesen werden solle, ohne jedoch irgend ein Princip anzugeben, nach welchem diese Distinction gemacht ist.

In den beiden letzten, Ein Ganzes ausmachenden Bänden (statt deren uns der unermüdlliche Compiler in der Vorr. zum ersten Bande noch mit vier Theilen bedroht) ist der lockere Zusammenhang der früheren zwey verschmäh't. Vielmehr schreiten sie steif daher in der scharf gemessenen Beschränktheit des Systems, welches sich unseres Vfs., bereits in diesen Blättern von einem einsichtsvollen Rec. gewürdigte *Ästhetik* angelegt. Denn er hängt in allen poetischen Maximen noch immer eben so unverbrüchlich an *Sulzer*, als in den grammatischen an *Adelung*; ob aus Unkunde des Neuern und Besseren, oder aus Protestation gegen dasselbe, darüber läßt uns seine Humanität, die *Fichte'n* (Th. 4, S. 168) und den *Schlegels* (Th. 3, S. 242 u. 399) nur einige, höchst gemäsigte, der Würde unseres Compilers ganz entsprechende Zurechtweisungen ertheilt, in Ungewissheit. Uns übrigens auf eine Beurtheilung der hier gemachten Classificationen einzulassen, würde weitläufigere ästhetische Discussionen erfodern, als wir hier anknüpfen dürfen. Auch glauben wir, daß bereits der größere Theil unserer Leser das Unphilosophische und Mangelhafte der *sulzer'schen* und *eschenburg'schen* Theorie ohne unser Zuthun erkennt. Inzwischen hat Hr. P. auch hierin mehrere Unschicklichkeiten vor seinen Meistern, die denn doch Männer von Geist und umfassender Gelehrsamkeit waren, zum Voraus. Wie unschicklich z. B. ist es, dem geistlichen Lied das *profane* entgegenzustellen! So würde man höchstens die modern aufgeklärten Kirchenlieder nennen können, in denen allerdings Heiliges profanirt wird. — Wer ferner wird *Wilhelm Schlegels* noch unreifen und erst in Einzelheiten schönen *Pygmalion*, wer die *Götter Griechenlands* unter der Rubrik: *poetische Beschreibung*, neben wirklich so zu nennenden Naturgemälden von *Jean Paul* suchen? Auch wär' es wohl rathsam, wenn man einmal — wie Hr. P. — einer jeden Dichtungsart ihre Theorie voraus schicken will, diese so zu fassen, daß die Exempel nicht mit der Definition in Streit gerathen. Wäre Hr. P. bey Zusammenschreibung des dritten Bandes hierin mit uns übereinstimmend gewesen: so hätte er von den neun aufgenommenen Sonetten nur das siebente gegeben, oder er hätte sich in seiner Theorie des Sonets, S. 238, etwas anders ausgedrückt.

Des Compilers absolute Geschmacklosigkeit (mitunter auch seine grobe Ignoranz in bekannten Dingen. Th. 3, S. 375 wird unter anderen die *Braut von Korinth* *Wilhelm Schlegels* zugeschrieben: ein Irrthum, den Hr. P. in seiner *Ästhetik* wiederholt hat,) tritt in das hellste Licht, wenn man die Beyspiele prüft, die er von den einzelnen poetischen Formen beybringt. Wenn man unter den geistlichen Liedern die von *Novatis* vermisst: so befremdet es mindestens nicht. Aber wenn man unter den *Elegieen* vergebens nach auch nur Einer von *Goethe* sucht, und dafür weinerlichen Schwall von *Matthison*, *Salis*,

Heydenreich und *Tiedge* findet; wenn man unter den *Idyllen* mit *Kleist*, *Blum* und *Gessner* abgeseufet, und eines „*isolirten*“ Bandes *voss'scher* Idyllen nur obenhin gedacht wird: wenn Hr. P. gar nicht zu wissen scheint, was *Goethe* im Gebiet des Epigramms — das abgeschmackt genug vom Sinngedicht gesondert wird, — geleistet hat; wenn man sich unter dem Titel *Legende*, statt der kindlich sich selbst parodirenden von *Goethe*, oder der im reinsten Styl der Mystik gedichteten *herderschen*, mit süßlicher *kosgartenscher* Bearbeitung würdiger Sagen, oder frivolen Schwänken von *Langbein* begnügen muß: so ist unstreitig eines jeden Freundes der Dichtkunst Unwille so hoch gestiegen, daß er mit uns um einen ganz angemessenen Nachsatz verlegen ist, und ihn seinen Lesern zu ergänzen überlassen muß. Sonderbar muß es auch einem jeden, in unserer Literatur nicht ganz Unbelesenen dünken, wenn er im vierten Bande Fragmente aus — *salvo errore* — vier und zwanzig *classischen* Prosaikern findet, und unter ihnen die Namen *Lessing*, *Winckelmann*, *Goethe* und *Schleiermacher* vermisst. Sollen wir auch hier noch sagen, daß im Briefstyl *Johannes von Müller* (wir meinen besonders die Briefe an *Bonsetten*) und *Heinse Gellerten* und *Heydenreichs* haben Platz machen müssen? Und die Muster der Beredsamkeit! Deren werden 35 aufgezählt, die Hr. P. grofs nennt. *Schleiermacher* und *Jakobs* (Rede zum Gedächtniß Herz. Ernst II, Gotha b. Becker 1804) sind nicht unter ihnen! Wir sagen mit jenem Griechen: es freue uns höchlich, daß unser deutsches Vaterland 35 Redner hervorgebracht habe, die vor *Schleiermacher* und *Jakobs* genannt zu werden verdienen.

Vielen könnt' es scheinen, als sey die Erbärmlichkeit des vor uns liegenden Machwerks bereits hinreichend, und mehr als hinreichend dargethan. Allein wir dürfen den bitteren Kelch hochfahrender Unwissenheit und erborgter Einsichten nicht absetzen, bevor wir ihn bis auf den Grund geleert haben.

Unser Compiler theilt selbst sein Buch in drey Curfus, und fodert uns damit auf, besonders die steigende Folge in den ausgehobenen Stücken zu erwägen. Daß aber eine solche garnicht Statt finde, daß Hr. P. vielmehr auf den Aushängeschildern der Titelblätter den Schein eines methodischen Verfahrens *erlangen* habe, das zeigt die oberflächlichste Ansicht; das ist in schönstem Einklang mit dem durchweg herrschenden Ton strausenartiger Marktschreyerey, die alle Anderen blödsichtig *wähnt*, weil sie allein es *ist*. Wie könnte sonst der erste Curfus mit *Schillers* Lied *an die Freude* eröffnet werden? einem Gedicht, das seines grofsen Verfassers gewiß ganz würdig, aber bey weitem nicht genug vollendet in sich ist, um damit den Curfus der poetischen Lektüre anzubehen. Denn hier wäre eine Anwendung der höheren Kritik unerlässlich, und wie kann sich reine Empfänglichkeit für diese anders, als aus längerem Studium vollendeter Werke entwickeln? Mit solchen Gedichten also wäre der Anfang zu machen gewesen, die ohne Beschränkung und rein vortreflich sind, fleckenlos wie die Werke des Alterthums. Solche aber konn-

ten nicht aus Zeitungen und Journalen zusammengelesen werden, wie in unserem Handbuche geschieht. — Mancher anderer, diesen Theil unserer Ausstellungen betreffender Fragen enthalten wir uns, weil wir voraussetzen dürfen, keine genügende Antwort zu erhalten.

Und nun noch einige Worte über die Anmerkungen unter dem Text. In ihnen scheint unser Compiler sein Hauptverdienst zu suchen: sie sind mindestens sein Eigenthum, und werden ihm unbestritten bleiben. Gleich im Anfang spricht er von der Schwierigkeit, „die *Classiker unserer Nation für pädagogische Zwecke zu bearbeiten*,” und aus diesen Schwierigkeiten leitet er es her, daß vor ihm kein Versuch dieser Art geschehen ist. Wäre er doch auch jetzt nicht geschehen! Hätte doch der gute Hr. P., der soviel vom Alterthum spricht, daß er doch billig etwas von selbigem wissen sollte, hätte er doch bedacht, daß die Griechen ihrer Jugend den alten Homeros gaben, ohne ihn für pädagogische Zwecke zu bearbeiten, und daß Alkibiades, zur Freude seiner Mitbürger, einen Schulmeister aus seiner Taberne prügelte, weil er sich hatte beygehen lassen, den ionischen Sänger zu glossiren. Wir würden uns begnügen, zu sagen, Hn. P.'s Commentar sey denen *ad modum Min — Ellii* glücklich nachgebildet, und habe nur häufige grammaticalische Bemerkungen voraus, als da ist: „*Wer ein holdes Weib errungen*, müßte eigentlich heißen: *errungen hat*“ (Th. I S. 3), wenn wir nicht — zur Kurzweil unserer Leser und zur vollkommensten Rechtfertigung einiger, dem ersten Blick vielleicht hart scheinender Ausdrücke über Hn. P.'s Geisteskräfte — Eine Stelle statt hundert ausheben müßten. Von dem schönen *schillerschen* Gedicht: *die Theilung der Erde*, finden wir die erste Strophe. Th. 3. S. 50, geschrieben wie folgt:

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen, (ein Komma?)
Den Menschen zu. Nehmt! sie soll euer seyn.
Euch schenk ich sie *zum ewgen Leben*,
Doch theilt euch brüderlich darein.

Wir konnten nicht umhin, hier wenigstens einen Druckfehler zu vermuthen, bis uns die Anmerkung aufser Zweifel setzte. Sie lautet: „Zeus hat eben die Welt fertig. Nehmt sie hin, spricht er, sie ist euch geschenkt; so lange Menschen existiren, *zum ewgen Leben*, soll sie eurem Geschlecht gehören.“ — Wir wollen dahin gestellt seyn lassen, ob unseres Ästhetikers Unvermögen, nur zwey Kommata in Zusammenhang zu denken; ob seine Unwissenheit in seiner Muttersprache, über die er eine *allgemeine Sprachkunde* zu schreiben sich erfrecht; ob die schöne Unbefangenheit, mit der er ohne Weiteres Sinn in sinnlosen Worten findet; oder ob sein Ohr das einen Reim wie *Höhen und Leben* erträgt, ohne dadurch auf den rechten Weg geleitet zu werden, erstaunenswürdiger ist. — Wenn wir ausserdem noch aus den Anmerkungen verrathen, daß Hr. P. bey *Lessings* schönem Brief vom armen Tomms (Th. I S. 144)

Einiges über die Behandlung und Rettung der Selbstmörder beygebracht haben will, oder daß er *Heydenreichs* bekannte Ode an die *Wollust* gar als Leitfaden einer Unterweisung über den Geschlechtsunterschied zu verbrauchen vorschlägt: so bekommt man einen ungefähren Begriff von dem Werth, den Hr. P. auf die *Classicität* seiner *Classiker* legt, und von der Art von Bildung, die er der Jugend aus der *Lectüre* seines Handbuchs verheißt. — Damit wir doch auch etwas Rühmendes sagen können, wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß Hr. P. der Integrität der dramatischen Dichtungen geschoht, und uns nicht — wie *Rambach* in seinem *Odeum* — einzelne Scenen aus Lust- und Trauerspielen aufgetischt hat. Freylich wissen wir nicht, was geschehen wäre, wenn der Verleger die *Extension* unseres Handbuchs zu sechs Theilen genehmigt hätte.

Das bisher Gesagte hat, unseres Bedünkens, Hn. P.'s Unfähigkeit, ein Werk wie dieses angemessen durchzuführen, von allen Seiten ins Licht gesetzt, und seine literarische Individualität genügend dargestellt. Doch können wir dann erst ganz abtreten, wenn wir auch die Beziehungen unserer gesamten Literatur zu dieser Compilation angedeutet haben.

Und so nehmen wir mit Bedauern in den unendlichen Chrestomathleen und Anthologien schon vorhandener Geisteswerke, die jede Messe von Neuem treibt, den alles Große scheuenden, alles Ganze so gern zerstückelnden Geist unseres Zeitalters, das dem zum Opfer werden mußte, der vollkommen Eins in und mit sich ist, deutlich ausgedrückt wahr. Männer von Namen, vielleicht von Verdienst, schämen sich nicht mehr, ihre Namen vor zusammengegerafftes Gut zu setzen, und auf fremden Lorbeeren stolz zu ruhen. Man will der lieben Jugend gleich eine recht umfassende Kunde von der vaterländischen Literatur beybringen. Aber wie kann der Neuling aus chaotischen Massen von Riesen- und Zwerggliedern, von Weissen und Mohren, nur eine einzige Gestalt gewinnen? Haben wir denn nicht ewige Werke, die ohne ekle Zubereitung der weitesten Seele, dem strebendsten Geist genügen können? Und warum will man nicht den Knaben seine erste Kraft am Göz von Berlichingen, den Jüngling am Faust und Meister versuchen lassen? Der Abwechselung vielleicht bringen unsere süßen Pädagogen diese unreinen Opfer mannichfaltigen Gemengfels: sie eilen recht, daß der gesunde Geschmack verschwinde, und frivoler Lüfterheit und unlustiger Verzogenheit Raum mache; sie wollen dadurch Ehre einlegen, daß ihre Lehrlinge Dutzende von Namen aufzählen können; ob sie auch nur einen Geist anschauen lernten, das kümmert diese im Schein und in der Lüge lebenden Menschen so eigentlich nicht. Freylich dem, der auf irgend eine Art, so viel oder wenig es sey, selbstthätig eingreifen will in das Räderwerk der Literatur, der darf sich auch solchen Lazarethen nicht entziehen. Aber darum ist er nicht zu beneiden. rzw.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 A P R I L 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT U. HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer:
Studien. Herausgegeben von Carl Daub und Friedrich Creuzer, Professoren in Heidelberg. II Band. Mit 6 Kpf. u. 3 Vign. 1806. 424 S. III Band. 1807. 480 S. IV Band. 1808. 396 S. Mit 1 Kupf. (6 Thlr. 12 Gr.)

[Von mehreren Recensenten.]

Den Geist und Zweck dieser Schrift hat unsere A. L. Z. bey Anzeige des ersten Bandes derselben (1805 No. 259 u. f.), nach Angabe der Herausgeber, ausgesprochen. Die Studien sollten *nur* das aufnehmen, was jedes Glied der Gesellschaft, die Theil daran nimmt, für ein allgemeines höheres Resultat seiner Bemühungen auf einem einzelnen Gebiete der Wissenschaften hält. In wie fern das Versprochene ferner geleistet worden sey, wird der Leser selbst beurtheilen können, wenn wir, ohne auch hier im Allgemeinen zu reden, ihm das bekannt machen, was er hier findet.

Zweyter Band. I. Die Theologie und ihre Encyklopädie im Verhältniß zum akademischen Studium beyder. Fragment einer Einleitung in die letztere. Von Daub. Was bey der Anzeige des ersten Bandes an Hn. D. gelobt wurde, das findet Rec. auch hier zuloben: die Tendenz nach Wissenschaftlichkeit, über das Gewöhnliche, über das Äußere hinauszugehen und die Idee zu erfassen, ein für das Bessere empfänglicher Geist, hohe Lebendigkeit, Scharfsehn, Ernst, Würde, gewählter Ausdruck; was man dort tadelte, dürfte auch hier zu tadeln seyn: Mangel an Simplicität der Darstellung, an Klarheit der Begriffe, an Bestimmtheit der Gedanken. — Die Theologie, wird behauptet, sey die edelste und vorzüglichste Wissenschaft unter allen. „Denn die Idee dieser Wissenschaft ist die des ewigen Erkennens, welches raum-, zeit- und begrifflos besteht, und die Idee ihres Inhalts die des ewigen Seyns, oder Gottes und des göttlichen Wesens. Schon durch die bloße Idee ihrer selbst und ihres Inhalts ist sie über alle andere Wissenschaften erhoben;“ (also durch andere ungenannte Qualitäten wohl noch mehr?) Erstlich: wenn die Theologie, als Wissenschaft, nicht zusammenfallen soll mit der Philosophie; wenn sie Wissenschaft unter Wissenschaften bleiben soll: so ist nicht gut, sie über die anderen zu erheben. Die Wissenschaften, die eine, wie die andere, sind Erscheinungen des Lebens. So gewiß das Leben Eins, so gewiß die Idee des Lebens Eine ist, oder, was dasselbe.

J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

be heißt, so gewiß die Welt ein All ist: so gewiß liegt allen Wissenschaften Eine und dieselbe Idee zum Grunde, nur gefasst auf eine andere Weise, aber alle gleich nothwendig. Wer also auf die Idee der Wissenschaft sieht, und die Wissenschaften nicht etwa nach ihrem Verhältnisse zum wirklichen Leben mißt, für den müssen alle Wissenschaften einerley Werth und einerley Würde haben. Was sollen wir an die vielfachen Mißverständnisse erinnern, die solch' eine Behauptung auf jüngere Leser — und bekanntlich rechnen die Herausgeber auf jüngere Leser — leicht haben mag? Dann: wie seltsam ist der Grund für die Behauptung ausgesprochen? Ist denn die Idee einer Wissenschaft *verschieden* von der Idee ihres Inhalts? Gehört etwa der Inhalt nicht zu der Wissenschaft? Wiederum: ist denn Gott und sein Wesen zweyerley? Und kann ein Erkennen, welches besteht, begrifflos seyn? Diese Unklarheit und Unbestimmtheit findet sich mehr. — Nur der, welcher sich nach dieser Idee auf das Studium der Theologie eingelassen hat, könne wissen, ob diese Wissenschaft nur gewünscht, nur ersehnt werde, oder ob sie in der That sey und bestehe. Wenn das ist: so ist gewiß für denjenigen, welcher Theologie studiren will, nichts wichtiger, als die Beantwortung der Frage, die hier aufgestellt wird: *Was fodert diese Wissenschaft von denen, die sich dem akademischen Studium derselben widmen?* Aber räthlicher wäre doch wohl gewesen, wenn die andere Frage, deren Beantwortung einer anderen Gelegenheit aufbewahrt wird, zuerst geliefert wäre: *Was die Theologie dem gewähre, der ihre Forderungen erfüllt?* Denn aus dem, was hier für die Idee der Theologie ausgegeben ist, dürften Viele nicht recht klug werden; und wer wollte nicht gern Behauptungen, wie folgende, bewiesen sehen: „Jedes einzelne Wissen in der Theologie wird bestimmt, beseelt, und an seiner Stelle erhalten durch sie selbst; auch stellt jedes einzelne, unter der ihm eigenthümlichen Form das *allgemeine* theologische Wissen dar, und ist hiermit auf eine ähnliche Weise die Wiederholung des Ganzen in seinem Theile, wie das Blatt am Baume, eine Repräsentation des Baums, an und in welchem es lebt.“ Wer ist nicht begierig, diese Theologie, besonders wenn sie eine Wissenschaft wäre, „die in der That ist.“ kennen zu lernen? — Ein lebendiges, treffliches Wort über die erste Forderung, welche die Theologie an den macht, der sich ihrem akad. Studium widmet, über die Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Bildung! Auch viel Gutes über die zweyte Forderung, die Empfang-

lichkeit, den Sinn für das Göttliche und Überirdische; aber es ist weniger bestimmt und nicht immer verständlich. (Z. B. „Es giebt Erkenntnisse von Gott, und folglich auch ein *Organ* dieses Erkennens, welches (*Organ*), da es der Sinn und der Verstand des Menschen nicht seyn kann, *Vernunft und Offenbarung*, beide in unzertrennlicher Einheit, seyn muß.“ Die Behauptung übrigens, daß der gänzliche Mangel der Empfänglichkeit für das Überfinnliche — wie wohl „das *Organ* ein von Gott selbst den endlichen Geistern verliehenes ist“ — immer die *eigene Schuld* der Menschen sey, weil sich das Göttliche *Keinem* unter ihnen versage und verweigere, kann *vielleicht* den philosophischen Standpunct des Vfs. zeigen! Wem die Empfänglichkeit *gänzlich* fehlt: wie wird der dem Überfinnlichen nachstreben, wollen können?) Ein *kindliches* Gemüth wird verlangt, weil das von Natur ein *contemplatives* Gemüth sey, und seine Empfänglichkeit für das Licht der ewigen Wahrheit, d. i. für die Offenbarung lauter und ungetrübt. Die eigentümlich theologischen Erkenntnisse nämlich, „welche exegetische, kirchlich- und dogmatisch-historische nur in ihrem Gefolge haben,“ sollen Erkenntnisse der Contemplation und Speculation seyn, „d. h. in ihnen leuchten die Strahlen der ewigen Wahrheit, nicht wie sie im Selbstbewußtseyn der Menschen (in der Ichheit, der *allgemeinen Menschenvernunft*) sich brechen, oder reflectirt werden, sondern, wie sie unmittelbar aus ihrem Centrum, dem Überfinnlichen, hervorbrechen, und vom Gemüthe im Überfinnlichen selbst geschauet werden.“ Es ist zu bedauern, daß die Strahlen von Wahrheit, die Hr. Daub unleugbar sieht, von ihm in so vielem Nebel reflectirt werden, und daß das Gute, was nutzen und wirken könnte, in solche Phrasen gekleidet werden muß, die, wenn sie verständlich sind, wenigstens nicht von denen verstanden werden können, für welche dieser Aufsatz doch wohl zunächst geschrieben ist.

II. *Über das Leben der Dinge und über die Gestaltung des Universums.* Von Kastner, Prof. in Heidelberg. „Versuchen wir es, die bloße Beschauung der Dingenwelt steigend in reflectirende Betrachtung zu wandeln, über den für uns gegebenen Ausdruck ihrer Wesenheit, und streifen wir von dieser Darstellung dasjenige ab, was wir selbst — mehr oder minder bewußtlos — durch den bey dem Acte des Betrachtens Statt findenden Gebrauch unserer Wahrnehmungsorgane hinzuthun: so gelangen wir ohne merklichen Aufwand von Scharfsinn sehr bald dahin, *Reis* und *überall* mit dem Daseyn der Dinge *innere Thätigkeit* derselben, sowohl der Möglichkeit nach, als auch wirklich gesetzt zu sehen. — Offenbart sich uns diese Ausserung bey Individuen eine bestimmte Zeit hindurch, unter ähnlichen Formen in bestimmter Zeit sich wiederholend, und während derselben *Selbsterhaltung* bezweckend: so sagen wir von diesen Dingen, daß sie *leben*, und sprechen auf diese Weise allen übrigen Substanzen, deren innere Thätigkeit scheinbar nur als möglich gesetzt ist — das *Leben* ab.“ Also beginnt der erste Aufsatz — dieser

„Versuch, der theils zur Absicht hat, das Inconsequente eines solchen Verfahrens darzuthun, theils — die Vorstellungen über Lebendigkeit und Todtseyn, lebende und todte Natur näher beleuchtend — nachzuweisen; das Leben des Universums und seiner individuellen Entfaltungen, als ein in mannichfachen Formen sich verflüchtendes, aber in sich gleiches Leben, welches von dem Seyn der Dinge absolut unzertrennlich, und in der abstractesten Auffassung seines Begriffes mit ihm völlig identisch ist.“ — Wenn nicht nachher Proben vom Gegentheil vorkämen: so möchte man nach einem solchen Anfang des zweyten Bandes der *Studien* auf den Gedanken kommen, die Theilnehmer an denselben machten sich ein Geschäft daraus, ihre Gedanken (vielleicht alle wahr und gut) in dunkle, seltsame, verwirrte, unbestimmte Worte und Sätze zu hüllen, um durch eine solche erkünstelte eine kunstreiche Darstellung zu liefern, oder über den tiefen Sinn den Schein noch größerer Tiefe durch die ungemeine Würde der Form zu gewinnen. Hr. Daub ist unstreitig seine Darstellungsweise natürlich; sie hat auch Leben und Kraft, und nur der schwankende Gedanke erzeugte, scheint es, das Schwankende der Form: Hr. Kastner aber hat sich schwerlich ohne Mühe so sehr von aller Simplicität losgemacht. Die angeführten Stellen sind mit vielen anderen dieses Aufsatzes gar nicht zu vergleichen. — Die zweyte Abhandlung ist der ersten gleich, ihr verwandt in Darstellungen und Inhalt. Aber sie erlaubt keinen Auszug; über die paar Seiten, die nur sehr allgemeine Andeutungen geben können, muß sehr viel gesagt werden, oder nichts.

III. *Von einem Hauptbildungsmittel zur Religion in der protestantischen Kirche.* Von Abegg, Inspector in Leinhen bey Heidelberg. Wenn man von dem vorigen Aufsatz zu diesem kommt: so wird man angenehm überrascht, durch die einfache, aber nicht ungebildete, Sprache, worin er geschrieben ist. Wenn auch nicht aus ihm hervorgehen sollte, daß Hr. A. einer so hohen Philosophie nachreht; wenn man vielleicht in seiner Popularität alle Philosophie vermiste: so beweist er sich als einen Mann von liberalen Grundsätzen, der das Heilige in innerster Seele bewahrt, und auch in fremdem Leben und Streben die Tendenz ehrt und achtet. Was über Religion im Allgemeinen gesagt wird, könnte bestritten werden; aber wahr wäre die Behauptung, „daß alle Religion, als Inbegriff von Vorstellungen, in dem Grade und Umfange vollkommen ist, und heißen kann, als es der Mensch selbst ist, dessen Product sie ist,“ wenn die Religion, als die objectiv gefasste Religiosität, nur jemals das Product eines Menschen genannt werden könnte. Wer jedoch einen Anderen in der Religion unterrichten will, der muß, wie mit Recht gesagt wird, das Gefühl der Liebe, des Vertrauens, des Gehorsams zu erwecken suchen: Gott aber muß das Gedeihen geben! Der Hauptzweck des ganzen Aufsatzes ist, darzuthun, daß der heidelberger Katechismus, wohlverstanden und erklärt, auch jetzt nicht so unbrauchbar sey, als man ihn zu

machen pflegt. Es wird, nach Bestimmung des Verhältnisses der pfälzisch reformirten Kirche zum Staate, die Frage aufgestellt: ob sich der öffentliche Lehrer herausnehmen dürfe, abweichend von dem Lehrsystem, wie es in dem heidelb. Katechismus vorgetragen ist, seinen Religionsunterricht zu ertheilen. Die Kirche wird es nicht erlauben, der Staat darf es nicht. Darum wird gezeigt, daß der Katechismus, durch Männer von vernünftigen und liberalen Grundsätzen und Gesinnungen verfaßt, nicht so unvollkommen sey, als Manche behaupten dürften.

Δ9.

IV. *Über die Erscheinung* (besser: Nachweisung.) *des Kohlenstoffs in Gebirgen;* von Zimmermann. Eigentlich bloßes Raisonnement, aber doch auf Nachweisungen der vorkommenden Steinkohlenarten in der Natur gegründet. Aller Kohlenstoff, welcher sich in der unorganischen Natur vorfindet, wird als Rückstand der organischen betrachtet. Zugleich sucht man zu beweisen, daß sich die kohlenstoffhaltigen Fossilien immer an die Classe der kieselartigen Steine anschließen, was um so auffallender werde, je mehr der Kohlenstoff desoxidirt erscheine. — Leider ist fast die ganze Abhandlung ein schamloses Plagium aus *Reufs Geognosie*. 2ter Band; wie sich Jeder leicht überzeugen wird, der unseren Vf. S. 153 mit *Reufs* S. 516; ferner S. 154 mit R. S. 525; S. 155 mit R. S. 526; S. 156 mit R. S. 527; S. 156 mit R. S. 529 u. s. w. vergleichen will. Um den Raum zu schonen, enthalten wir uns, Original und Copie neben einander zu stellen.

x — y.

V. *Die Turniere*, von Wilken, Prof. in Heidelberg. In der Bibliothek zu Dresden befindet sich eine schöne Handschrift von der Schrift des Königs von Sicilien, Renatus von Anjou, über die Turniere, vielleicht von dem romantischen Könige selbst geschrieben. Hr. W. nahm von dieser Handschrift eine Abschrift. Jene ist mit 33 Gemälden geziert, die, ohne Kunstwerth, lebhaft colorirt, die Turniercostüme deutlich darstellen. Da ihrer wegen der Abdruck der ganzen Handschrift nicht so bald zu erwarten seyn dürfte: so hielt Hr. W. es für nützlich, den wesentlichen Inhalt des Werkes auszuziehen, und dafür verdient er um so mehr Dank, je deutlicher und anschaulicher das ganze Verfahren bey diesen herrlichen Spielen dargestellt ist. Vorauf, als Einleitung gleichsam, eine einfache, nicht ohne Animuth geschriebene, kurze, mit Fleiß zusammengestellte Geschichte der Turniere, (der erste Satz könnte und sollte fehlen): Die Kampfspiele fanden zuerst (ohne allen Zweifel?) bey den Franken Statt, als sich das Lehenwesen bildete, und ein eigener Stand der Krieger entstanden war; die Deutschen ahmten sie den Franzosen nach; aber diese blieben, auch als die Kampfspiele zur Übung in den Waffen sich, 2 Jahrhunderte später (im elften), zu Turnieren, welche den Ritter zur Übung aller Pflichten seines Ordens ermuntern sollten, ausgebildet hatten, allezeit die gewandtesten, und der Deutschen Art war Unbeholfenheit. Die Geistlichkeit widersezte sich

den ritterlichen Kämpfen, die selten ohne Blut oder Tod vollbracht wurden; Päpste und Synoden verboten sie: aber der Geist der Zeit siegte; die Turniere verbreiteten sich über Europa, nach England, nach Italien; selbst die weichlichen Byzantiner fanden daran Vergnügen. Am häufigsten aber waren sie, als das veränderte Kriegswesen dem ganzen Ritterthum ein Ende zu machen drohte; da glaubten die, welche den Werth persönlicher Tapferkeit und Ehre fühlten, in ihnen eine Stütze zu finden für ein Leben, das nicht mehr dauern sollte: das Ritterthum verfiel, und die Turniere blieben nur noch belustigende Schauspiele. Zweytens: Beschreibung der *Turniergebräuche* nach dem Renatus; zuerst der Vorbereitungen, dann, was bey den Turnieren selbst und nachher vorgeht. Aber es läßt sich von dieser Beschreibung um so weniger ein Auszug geben, je mehr sie ins Einzelne geht, und es schwer zu bestimmen seyn dürfte, welches wichtig war und wesentlich, und welches nicht.

Δ9.

VI. *Idee und Probe alter Symbolik*, von Creuzer. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über den Werth und das Wesen der Symbolik, unternimmt der Vf., an dem Beyspiel des Mythos von Silen die Bedeutsamkeit der alten Symbole und die Gewandtheit, mit welcher die Kunst der Griechen das Übersinnliche durch das Organ der Form darzustellen verstand, anschaulich zu machen. Ein weiter Spielraum für die Phantasie! Alcibiades vergleicht in Plato's Gastmahl den Sokrates jenen Silenenbüßen, deren Inneres hohl und mit Götterbildern ausgeschmückt sey. Man glaubte bisher, dieses Gleichniß bloß auf das unscheinbare Äußere des Sokrates im Gegensatz zu den Reichthümern seines Geistes beziehen zu müssen. Aber da Alcibiades bald darauf die Gleichgültigkeit seines Lehrers gegen Körperschönheit und Reichthum preist: so findet Hr. Cr. hierin Veranlassung, auch die Verachtung irdischer Güter auf den Silen übertragen. So gelingt es ihm, damit die Sage von der Erscheinung des Silen am Quell Inna und seine Äußerung über die Armseligkeit des menschlichen Lebens, in Verbindung zu setzen. — Die Beweisstellen waren schon von Fabricius zu Sext. Emp. III, 24, und Fischer zu Aeschin. III, 10 sehr vollständig gesammelt. Um den Zusammenhang beider Vorstellungen zu erweisen, wird erstens angenommen, daß Plato das Gedicht des Pindar (Fragm. CLII), worin der Silen (Marfyas) sich gegen seinen Schüler Olympus (Plato Symp. O. 32) über den Werth der menschlichen Glücksgüter sehr geringschätzte, wie es scheint, vernehmen läßt, (ὡς τὰς ἐφ' ἡμέρῃ νύκτι, βάσεις μοι χροῖματα διακομπῶν) vor Augen gehabt habe. Uebrigens halten wir es für zufällig, daß Aristophanes den Ausdruck ἐφ' ἡμέρῃ, welchen Pindar den Silen gebrauchen läßt, dem Sokrates in den Mund legt, der ihn gewiß von sich wies, da er von jener unnatürlichen Verachtung des menschlichen Lebens so weit entfernt war. Und überhaupt ist es sehr zweifelhaft, ob das, was Spätere von dem Inhalt jenes Ge-

Sprachs des Silen mit dem Midas melden, mit der Unterredung desselben mit dem Olympos bey dem Pindar einerley sey. Die zweyte unerwiesene Voraussetzung ist, daß Bion, der Proconnesier, die Quelle dieser Überlieferung sey; darum nämlich, weil Konon eben so, wie der vom Athenäus angeführte Bion, die Scene nach Thracien versetzte, und dieser Konon nach Photius aus alten Schriftstellern schöpfte. Das Meiste gewiss aus sehr neuen! wie ein Blick auf seine Märchensammlung lehrt. Und sollte noch zu Konon's und Athenäus Zeiten ein Werk des alten Proconnesiers übrig gewesen seyn? Welche Sicherheit kann uns vollends Hr. Cr. geben, daß die Erzählung, wie sie Theopomp vortrug, nicht sein Zusatz, sondern eine der heiligen Sagen der Völker (S. 314) gewesen sey? So schwankend ist der Grund, mit dem die ganze Hypothese steht und fällt. Unerweislich ist, daß die Seligkeit des Todes ein Lehrsatz der bacchischen Mythen gewesen sey; und wollte man auch die eiteln Verheißungen mancher Orgiophanten Plut, Apophth. Vol. VI, p. 834. Diog. Laert. VI, 4, p. 319 und die Lehre von der Wiedergeburt, mit der sich einst jene Geheimnißkrämer brüsteten, dafür anführen: so läßt sich noch weniger die Verachtung gegen das Leben, die sich in den Gebräuchen der Thracier offenbarte (S. 312), hiemit in Verbindung setzen. — Da nur Schlaf oder Trunkenheit ein überirdisches Wesen in die Gewalt eines Sterblichen geben konnte: so dichtete man, der Silen sey berauscht eingeschlummert, und so dem Midas in die Hände gefallen. Bedarf es dabey der Erinnerung (S. 239), daß man im Alterthum der Trunkenheit (wie jedem anderen Zustande des erhöhten Gefühls) die Gabe der Weissagung zugeschrieben habe? Es ist höchst gezwungen, den Silen zum Seher zu machen, weil er bey dem fabelnden Theopomp von einem fernen Wunderlande spricht, das noch dazu, wie die Insel des Euemerus, der Atlantis des Plato nachgebildet scheint. „Wie alles Bacchische für weissagcrisch gehalten wird, so war auch namentlich des Bacchus Erzieher mit Seherkraft begabt (S. 252).“ Auch die Panisken, die Bassariden und Kobalen? Ohne auf einen Zweifel zu hören, erklärt Hr. Cr. muthig fort: „Darauf bezieht sich die Sage, daß Silen entweder aus der Erde oder von des Uranus Blute entsprossen sey. Denn Amphiarus und

Trophonius weissagen unter der Erde, und vom Himmel steigen die prophetischen Vögel hernieder.“ Des weissagenden Pan bey dem Nemesian ist nicht gedacht. — „Auch Plato legt dem Gefolge des Bacchus das Tanzen bey, und wie wohl er letzteres, als einen wesentlichen Theil der heiligen Feyer, von den im Staate zulässigen Tänzen unterscheidet, drückt er sich doch so aus, daß man wohl sieht, er scheut sich aus Ehrfurcht gegen uralten Naturdienst durch ethisches Urtheil diese geheiligten Kreise zu stören.“ Schöne Worte! Am Ende des Abschnittes wird der Grundsatz aufgestellt, daß das Alterthum die mit Seherkraft verbundene Göttlichkeit durch Thiermenschheit bezeichnete S. 259. Glücklicherweise bezeugen so viele thierische Halbgötter, die nicht weissagen, und noch mehr göttliche Seher von reinmenschlicher Gestalt, daß die Sehergabe, die überhaupt den göttlichen Naturen innwohnt, an keine Gestalt gebunden war. — S. 260 Abbildung eines Basreliefs aus dem Musée Napoléon. Eine weibliche Figur (Ceres), ein alter (Silen), ein Opferknabe (der junge Bacchus). Die Scene begrenzt ein Vorhang, daneben eine Säule, worauf ein aufgeschlagenes Buch liegt. Lauter uralte Naturphilosophie! Am Silenos ist eine doppelte Natur (die göttliche und menschliche, wie an allen Göttern) erkennbar: der Baum läuft in zwey (kaum merkbare) Spitzen aus, das Buch hat zwey Deckel, die Deckel zwey Henkel — offenbar Dualismus. Das Buch erinnerte uns an die Ritualbücher, deren man sich insbesondre bey mythischen Opferhandlungen bediente (Mêurs. Eleuf. c. X. S. 134 und Gronov's Praef. p. 9. T. VII). Statt dessen kommt hier eine mystische Erklärung des Porphyrius zum Vorschein, der zufolge Homer mit dem doppelten Eingang seines Nymphaeums wir wissen nicht welche Weisheit andeuten wollte, deren Grundidee aber, wie Hr. Cr. versichert, dem Heraklit angehören soll, indem schon dieser das Universum durch Zwiespalt bestehen liefs. Dann folgen andere Rubriken: Philosophie, Weissagung, Wohlthat der Freyheit — alles dieß durch Silen symbolisch dargestellt. Für das letztere hätte die Etymologie des Juba Βρίγης ἐλεύθεροι, so wie die anderen Scheinbeweise, angeführt werden können. Zuletzt noch mehrere erläuternde Beylagen. G. St.

(Die Fortsetzung folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

ARCHITEKTONIK. Leipzig, b. Gräff.: Vorlegeblätter zum Zeichnen für Schulen und Handwerker, vorzüglich mit Rücksicht auf richtige Schattengebung und Zeichnung architektonischer Gegenstände im geometrischen und perspectivischen Riss, besonders der Säulenordnungen und ihrer zweckmäßigen Anwendung in der schönen Baukunst. Herausgegeben von Joh. Christ. Schmäger. 1808. Erstes Heft. Mit 7 Kpf. u. 20 S. Text. (1 Thlr. 6 Gr.) Sauber gezeichnet und gestochen sind diese Vorlegeblätter: das ist alles, was sich nach Maßgabe dieses ersten Hefts lobliches von ihnen melden läßt. Ob sie brauchbar, ob sie nützlich sind, mag die Erfahrung lehren; Rec. gesteht aufrichtig, daß er keine großen Erwartungen hat. Gewöhnlich kostet es schon große Mühe, Maurern, Zimmerleuten, Tischlern u. s. w., für welche Hr. S. sein Werk, laut der Vorrede, bestimmt, auch nur die nothdürftigste Fertigkeit im Zeichnen

für ihr Fach beizubringen; nun wird aber auch noch richtige Schattengebung, Zeichnen architektonischer Gegenstände im geometrischen und perspectivischen Riss, besonders der Säulenordnungen, und zweckmäßige Anwendung derselben in der schönen Baukunst verlangt. Wozu aber soll vornehmlich das letztere dem Maurer, dem Zimmermann und dem Tischler dienen? Jene bedürfen der Säulenordnungen nicht, um Scheunen und Ställe zu bauen; dieser nicht, um Tische und Schränke zu verfertigen. Überlasse man doch dem Architekten, was dem Architekten gehört, und breite die unselige Pfluscherey, halbes und viertels Wissen, nicht noch mehr aus! Lerne in allen Ständen jeder nur dasjenige gründlich, was zu seinem Gewerbe nöthig ist: gewiss es würde in der Welt besser stehen, als gegenwärtig, da beynahe ein Jeder mehr und auch weniger weiß, als er bedarf und sollte. — y — H.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 A P R I L, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT U. HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer:
Studien. Herausgegeben von Carl Daub und
Friedr. Creuzer u. s. w. II. III. IV Bd.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

[Von mehreren Recensenten.]

VII. *Das Geschäft des Psychologen.* Ein Versuch, von Doctor Weidenbach in Heidelberg. Die Idee, die diesem Aufsatze zum Grunde zu liegen scheint, mußte ihre Ausführung interessant machen; aber sie dürfte nicht leicht auszuführen seyn. Hr. W. sucht die Psychologie, die so schnell, wiewohl selten, eine wissenschaftliche Bestrebung des menschlichen Geistes, sehr tief herabgewürdigt ist, zu rechtfertigen. Um das mit Erfolg zu können, will er sie nicht beurtheilt wissen nach dem, was sie bisher geworden ist, sondern nach dem, was sie werden kann. Aber, dünkt uns, was sie werden kann, dafür giebt es doch wohl keinen anderen Beweis, als daß sie es wirklich wird. Behauptungen: Es muß noch dahin kommen u. dgl., sind freylich leicht auszusprechen, aber schwer mit Beweisen unlegbar zu machen. Wir wollen mit Hn. W. nicht darüber streiten, wenn er, um der Psychologie den Namen einer Wissenschaft zu vindiciren, erklärt, daß es nicht von dem Stoffe abhänge, ob etwas, was den Namen der Wissenschaft führt, wirklich Wissenschaft sey, sondern von dem Geiste, der die Masse beseelt und ihr inneres Leben mittheilt: sondern nur bemerken, daß er das Geschäft des Psychologen in zwey Abtheilungen zerfallen läßt. „Er hat entweder zu beobachten und fremde Beobachtungen zu benutzen, oder er hat das Beobachtete wissenschaftlich zu bearbeiten.“ Derganze menschliche Geist in allen Momenten, in welchen irgend eine seiner Seiten offenbar wird, ist der Gegenstand der Psychologie. Aber alle Bemühung soll von dem eigenen Geist ausgehen; denn wir verstehen nur das, was wir in uns selbst wiederfinden, oder wieder zu erzeugen vermögen. Die Beyspiele, die Hr. W. zur Erläuterung dieses Satzes wählt, lassen es zweifelhaft, ob er das Verstehen recht versteht. „Wer die vielfachen Begebenheiten und Thaten, welche die Geschichte aufstellt, nicht in sich selbst wieder zu erwecken, noch zu leben und noch zu handeln im Stande ist (das soll doch wohl nur heißen: wer sie sich nicht recht anschaulich zu vergegenwärtigen, und sich hinein zu denken vermag in die Lage der Handelnden), der kann wohl alles seinem Gedächtnisse eingeprägt haben, was geschehen ist, aber der“

S. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

Geist der Geschichte ist ihm verborgen, er versteht die Geschichte nicht.“ Sollte zum Verstehen der Geschichte nicht noch mehr gehören als dieses? Schwer ist es, sich ganz an die Stelle eines Anderen zu setzen; vielleicht unmöglich: denn der Andere ist eben ein Anderer, und wir sind wir: aber versteht denn ein Jeder sich und sein Thun? Verstünden wir also fremdes Leben und Thun, wenn wir es nachlebten und nachhandelten? Das bisherige Verfahren der Psychologen, wiewohl Manche nicht ohne Verdienst sind, wird getadelt, weil sie ihre Beobachtungen fast nur auf einige kranke Zustände des menschlichen Geistes beschränkt, und seine Hauptäusserungen, die Richtung zum Idealen, die Freyheit (worauf Hr. W. viel hält) von der Psychologie ganz ausgeschlossen haben. Das Wesen der Psychologie wird darein gesetzt, „daß durch wissenschaftliches Bearbeiten der Beobachtungen eine wahre und angemessene Darstellung des menschlichen Geistes als eines organischen Ganzen gegeben werde.“ Mit Recht wird die wissenschaftliche Bearbeitung von dem logischen Verfahren gesondert. „Sie hat jedesmal ihr construirtes Princip, das Princip, aus welchem sich Alles bildet, in welches, als seinen Mittelpunkt, Alles zurückkehrt.“ Aber dieses Princip der Psychologie soll ein Product der Beobachtung und Erfahrung seyn. Wie das möglich sey, wünschen wir durch die Darstellung einer solchen Psychologie zu sehen; die Forderung klingt wenigstens etwas seltsam.

Δ9.

VIII. *Versuch einer Griechen Symmetrie des menschlichen Angesichts*, von Joh. Paster in Mannheim. — Je mehr die bildende Kunst in unseren Tagen strenger probhaltiger Regeln bedürftig ist, und je mehr dieses Bedürfnis, vornehmlich in Betreff der Formen, empfunden wird: um so dankbarer muß man Bemühungen aufnehmen, welche dem gedachten Mangel abzu- helfen streben. Von solcher Art ist der vorliegende Versuch oder Abhandlung. Der Vf. hat mehrere der vorzüglichsten antiken Köpfe in Hinsicht auf die Verhältnisse mit vielem Fleiß untersucht; seine Wahrnehmungen sind großentheils richtig, und also von un- streitiger Nutzbarkeit für jeden Künstler, der sich ih- rer bedienen will. Inzwischen halt der Vf. selbst die Sache der besten Verhältnisse des menschlichen Ange- sichts, nach Maßgabe der schönsten Antiken, hiemit noch keineswegs für erforscht oder vollkommen ab- geschlossen, sondern seine Bemühung soll nur theils das Fehlerhafte der sonst gangbaren Regeln darthun, theils auch Andere zum weiteren Forschen anregen. — Einen befriedigenden kurzen Auszug von dem In-
M

halte dieser Schrift zu geben, dürfte uns schwerlich gelingen, und wir erflehen darum alle Kunstfreunde, dieselbe, da sie es wohl verdient, ganz und mit Aufmerksamkeit durchzulesen; alsdann wird ihnen auch das, was wir, einem früher gethanen Versprechen zufolge, (Programm zum zweyten Jahrgang dieser A. L. Z.) noch beyzufügen haben, desto verständlicher seyn. Den Kanon, d. i. die richtigsten Proportionen menschlicher Gestalt, oder des Angesichts insbesondere, auszumitteln, ist es wohl nothwendig, die Masse und Verhältnisse vieler antiker Werke zu beobachten, weil vielleicht kein einziges von denen, die noch übrig sind, als wahrer Kanon würde gelten können; allein aus dem Mittelmaße ihrer sämtlichen Verschiedenheiten muß sich derselbe ohne Zweifel ergeben. Nach unserem Dafürhalten kommen diejenigen Antiken, welche den Menschen in völliger Gemüthsruhe — ohne viel Vorstehendes im Charakter zeigen, die weder an das Unentwickelte der Kindheit, noch an das Hinfallige des Alters erinnern, allemal dem reinen Kanon am nächsten. Wir möchten ferner glauben, die Eintheilung nach Nasen- oder Augen-Längen (welche letzteren, wenn nämlich der Anfang der Nase nicht zwischen die Augenbraunen, sondern, wie billig, tiefer geletzt wird, die Hälfte einer Nasenlänge ausmachen) sey die bequemste, einfachste, und mit Abzug dessen, was entweder der leidenschaftlichen Ausdrücke oder der charakteristischen Bedeutung anzurechnen ist, auch diejenige, welche auf die meisten Fälle paßt, und am schicklichsten in Unterabtheilungen zerfällt. Nach diesem Maßstabe ist es am besten, den Raum zwischen den Augen einer Auges- oder halben Nasen - Länge gleich zu machen, die Hälfte solches Maßes wird die Höhe der Augenöffnung angeben. Hier kann indeffen — freylich weder eine Juno, noch eine Minerva, wo die Augen vielleicht überhaupt größer und an der Ersten geöffnet, noch eine Venus, wo sie es weniger und gedrückt sind, gemeint werden. Die untere Breite der Nase ist, wie unser Vf. sehr richtig bemerkt hat, in der That größer, als der Raum zwischen den Augen; doch ist dieses vornehmlich an Köpfen der Juno, der Minerva, wie auch am Apollo auffallend, wo die Nasenlappchen gebläht erscheinen, und also der wirklichen Breite der Nase etwas hinzusetzen. Den Schnitt des Mundes haben wir an den vortrefflichsten Antiken von hohem Charakter immer von einer und einer halben Augeslänge gefunden, und also etwas länger, als Hr. Paster angiebt; sein Maß dürfte jedoch bey sehr zarten Bildungen noch zutreffen. Vom Schnitt des Mundes hinauf bis an die Nase beträgt der Raum eine halbe Augeslänge, und eben so viel abwärts bis zum Einbug des Kinns, die etwaige Öffnung des Mundes wird nicht mitgerechnet. Das Kinn selbst hat eine Auges- oder halbe Nasen-Länge, und das Ubrige vom Oval des Gesichts senkt sich unter dem Kinn bis zum Anschluß des Halses mehr oder weniger nach Maßgabe des dargestellten Charakters, z. B. an der Medovisschen Juno bis ein Drittheil einer Augeslänge,

an der Niobe gleichfalls beträchtlich, weniger an der capitolinischen sogenannten Ariadne, und an der albanischen Pallas beynahe nichts. Der Hals selbst hat in Mittelfällen anderthalb Nasen oder dreymal des Auges Länge, und zwey Nasen- oder vier Auges-Längen Breite. Über der Nase, von ihrer Wurzel, wie oben gedacht, bis hinauf, wo die Haare sich theilen, findet man selten weniger, als das Maß von zwey Augeslängen.

Hier ist der Ort nicht, diese Beobachtungen noch mehr zu erweitern, wie sich wohl thun ließe; auch sind sie keineswegs in der Absicht niedergelegt worden, um Hn. Paster zu meistern, oder dem Verdienste seiner Bemühungen etwas abdingen zu wollen: sie haben vielmehr mit seiner Schrift gleichen Zweck, nämlich das der wichtige Punct der Verhältnisse, deren sich die Alten bey ihren preiswürdigsten Kunstwerken bedient, in lebhaftere Anregung kommen, und damit Künstler und Kunstfreunde, die an bequemer Stelle leben, vielleicht zu glücklicherem Erforschen ermuntert werden. Wenn übrigens jemand unsere Beobachtungen mit den Angaben des Hn. Pasters vergleichen will: so wird man solche im Wesentlichen wenig von einander abweichend finden; der Maßstab nur ist verschieden. Den Vorschlag, der S. 379 u. 80 geschieht, die äußeren Winkel der Augen mit den inneren, die Ohren mit der Nasenendigung, den Schnitt des Mundes u. s. w. nicht auf horizontale, sondern auf flachgebogene Linien, folglich mehr gesenkt oder etwas tiefer zu setzen, als es nach den bisher üblichen Regeln geschehen ist, empfehlen wir allen Forschern zur näheren Untersuchung, indem unsere eigenen Beobachtungen nicht mit denselben übereinstimmend sind. An antiken Köpfen von der reinsten Form haben wir die äußeren Augenwinkel gegen die inneren gewöhnlich nicht gesenkt, sondern vielmehr über die horizontale Linie etwas erhöht gefunden; so wird auch der Schnitt des Mundes in Gesichtern, wo ein stiller, leidenschaftloser Zustand des Gemüths herrscht, schwerlich von der horizontalen Richtung gesenkt erscheinen, und wenn es Fälle giebt, wo die Ohren tiefer als auf wagerechter Linie mit der Nasenendigung stehen: so möchten solche als Ausnahmen vom Gewöhnlichen zu betrachten seyn. Wir erinnern uns bey dieser Gelegenheit eines Apollokopfs im ehemaligen Pallast Giustiniani zu Rom, der vielleicht ein Werk aus den Zeiten des hohen Styls der griechischen Kunst, oder wenigstens eine gute antike Copie eines solchen ist, wo die Ohrlappchen beträchtlich tiefer als auf horizontaler Linie mit der Nasenendigung sitzen; auch die äußeren Winkel der Augen an diesem Werke sind gesenkt. Vielleicht giebt es noch andere Antiken von ähnlicher Beschaffenheit, vornehmlich wo der Fall eintritt, daß die Künstler das höchst Ernste bezwecken wollten. Wie dem aber auch seyn mag, die große Mehrzahl der schönsten und gefälligsten Antiken scheinen nicht geeignet, Hn. P's. Vorschlag dergestalt zu unterstützen, daß er die Gültigkeit einer Regel erhalte.

W. K. F.

Dritter Band. I. Über die Bildung der Weltseele im Timaios des Platon. v. Hn. Prof. Boeckh in Heideib. Diese Abhandlung hebt mit einer Betrachtung über die heraklitische Weltseele an. Harmonie ist auch da das Werk des innerlich, in richtigen Verhältnissen gebildeten Wesens der Seele. Aber diese Harmonie ist nicht Aufhebung aller Gegensätze, sondern vielmehr ein chemisches Gleichgewicht der materiellen Theile des Universums, wie sie, einander stets feindlich widerstrebend, doch nie ohne Einheit und Frieden bleiben, und fortgesetzt, gleichwie die Trennung ein Product der Einheit, also die Einheit ein Product der Trennung wird. Ganz anders die Harmonie in der Weltseele des Platon. Sie ist nicht die zwieträchliche, aus dem Streit irdischer Stoffe abwechselnd sich erneuernde, sondern eine der Seligkeit und Eintracht der Ideen theilhaftige. Da die ganze Darstellung sich auf die pythagorischen Grundsätze der Musik und übersinnlichen Harmonik bezieht, welche, wie Pythagoras zuerst deutlich bemerkt, auf Zahlen und Verhältnissen beruhet: so ist S. 47 — 95 alles gesammelt und geordnet, was darüber in den Alten angetroffen wird, und die Anwendung davon auf das Universum, die Harmonie des Weltalls und die Musik der Sphären gezeigt. Das Ganze ist keines Auszugs fähig. Daher Rec. sich nur auf einige einzelne, dem Vf. eigenthümliche Punkte beschränkt. — Hr. Tennemann wird S. 25 darüber in Anspruch genommen, daß er die böse Weltseele im 10 Buch von den Gesetzen als etwas Seyendes angenommen. Nun ist zwar klar, daß Hr. T. nichts weiter darunter gedacht hat, als die der ewigen und ursprünglichen außer Gott vorhandenen Materie anklebende Negation, oder Mangel der Ordnung, Regelmäßigkeit und Harmonie. Allein Hr. B. leugnet eben dieses, daß Platon dem Weltbildner eine solche Materie, ja überhaupt eine Materie untergelegt habe, und Platon wird also geradezu aus der Zahl der Dualisten ausgestrichen. Rec. findet sich zwar nicht überzeugt; indess verdient doch die Sache einer neuen ausführlichen Untersuchung, zu welcher er Hn. Tennemann selbst aufzodern möchte, da hier nicht der Ort dazu ist. Nur Einiges! Hr. B. sagt: Plato würde durch diese Annahme das Innerste und Äußerste seiner Lehre, seine ethischen Philosopheme alle, die ganze Weltbildung seines Vernunftgottes zertrümmert, und mit sich selbst in die ungereimtesten Widersprüche verfallen seyn. Dies hätte Rec. specieller dargethan zu sehen gewünscht, um es bestimmter prüfen und beantworten zu können. Was gegen die drey Stellen gesagt wird, woraus man die Meinung des Platon von einer ewigen, von Gott unabhängigen Materie beweisen wollen: so dürften die Einwendungen gegen die erste doch wohl beantwortlich seyn. Er umfasste, sagt Platon, alles Sichtbare, welches nicht ruhend, sondern bewegt ward, ohne Mass und Regel, und führte es zur Ordnung aus der Unordnung, jenes besser durchaus achtend, als dieses. Dagegen erinnert Hr. B.: Wäre ein Stoff von Platon geglaubt worden, wie der hier beschriebene: so würde er sich gefragt haben, woher

derselbe gekommen sey. Aber Platon gehe leicht darüber weg, ohne sich im Geringsten bey einer Erörterung aufzuhalten. Wir dächten, eben dadurch, daß er einen ewigen Stoff annahm, sey die Frage, woher er gekommen, unnöthig worden. Warum, fragt Rec., enthielt sich Platon, wie Hr. B. S. 33 selbst bemerkt, der Erörterung: wie das Materielle der Körper entstehe, gänzlich? Scheinbar ist, daß in jener Stelle der Stoff alles Sichtbare genannt wird. Was aber sichtbar seyn müsse, nach einer anderen Stelle, geworden seyn. Allein man kann alles Sichtbare, wie es jetzt sichtbar ist, nämlich geformt und gestaltet, als geworden annehmen, und doch jene Stelle damit vereinigen: Er umfasste alles Sichtbare, aber noch nicht geregelte, geformte und geordnete. Doch vielleicht ist es Hn. Tennemann leichter, als Rec., solche Stellen im Platon aufzufinden, gegen welche solche Einwendungen, wie besonders gegen die zweyte und dritte Stelle, nicht gemacht werden können. Das Untheilbare, sich immer Gleiche und dasselbe Bleibende, welches bey Bildung der Weltseele mit dem Theilbaren und Veränderlichen verbunden ward, zieht der Vf. auf die pythagorische Monas, und die unbestimmte Dyas. Diese sind aller Dinge Urfänge. Jene ist untheilbar und unveränderlich, sie repräsentirt alle intellectuellen Dinge — der Vater der Zahlen. So ist sie ganz die untheilbare immer auf dieselbe Weise bestehende Substanz, welcher der Begriff der Einförmigkeit zukommt. Dieses Wesen muß der Seele durchaus einwohnen; sonst wäre sie kein Vernünftiges, hätte an dem intellectuellen keinen Antheil, und könnte die unsinnlichen Dinge nicht erkennen. Denn Gleiches wird nur durch Gleiches erkannt. Die unbestimmte Zweyheit ist die Mutter der Zahlen, und ob sie gleich dem Namen nach nur die Zweyheit ist, in soferne sie vor der Einheit noch zu keinem bestimmten Paar geworden: so enthält sie doch eine Unendlichkeit, indem sie unbegrenzt ist. Sie ist die theilbare Substanz, mit dem Charakter des Verschiedenen, und ihrer bedarf die Weltseele, damit sie, unbeschadet ihrer intellectuellen Ewigkeit, eine geschaffene sey, theilnehmend am Wechsel des niemals Seyenden, in unendlicher Mannichfaltigkeit sich stets umgestaltend, der Einheit ermangelnden Körperwelt, damit sie eine Fähigkeit der Belebung und Erkenntniß aller sinnlichen Dinge, so wie der nichtsinnlichen habe; ebenfalls aus dem Grunde, weil Gleiches nur durch Gleiches erkannt wird. Aus diesen beiden Substanzen ist nun ein Drittes, die Seele selbst geworden. Aus dem Unbegrenzten und Begrenzenden das Begrenzte. Dieses Begrenzte ist nun die Substanz der Seele, und jene beiden sind als ihr inhärende Eigenschaften zu betrachten. Aus der Zusammenkunft aller drey entsteht nun die Harmonie. Aber, fragt Rec., was dachte sich nun Pythagoras unter der unbestimmten Dyas selbst? Denn es ist bekannt, wie verschieden schon in den älteren Zeiten die Pythagoräer darüber dachten. Und welche Idee dachte Platon bey diesem Namen und bey diesem zweyten Bestandtheile der Weltseele? Dieses hätten wir ganz deutlich und bestimmt von dem Vf.

angegeben zu sehen gewünscht. Ist es die bloße Idee des Stoffs, als eines Mannichfaltigen und Veränderlichen, oder Etwas reelles Mannichfaltiges, Theilbares und Veränderliches selbst? Was nun weiter von der Eintheilung jenes Gemisches nach harmonischen Verhältnissen vorkommt, ist weiter nichts, als Ausspinnung des Hauptgedanken von Harmonie, nach Grundsätzen der pythagorischen musikalischen über sinnlichen Harmonik; wo beyläufig die dunkle Stelle *de republ. L. VIII* einiges Licht erhalten soll. Aber nach Allem bleibt Rec. die *rechte Zeit der Zeugung* noch immer viel dunkler, als was im *Tristram Shandy*, und „*Sophiens Reise von Memel nach Sachsen*,“ um nur einige zu nennen, darüber gesagt ist. EA9.

II. *Über den Ursprung und die Entwicklung der Orthodoxie und Heterodoxie in den ersten drey Jahrhunderten des Christenthums*; vom Prof. Marheineke. Dafs hier nicht von absoluter Orthodoxie und Heterodoxie, welche mit Wahrheit und Irrthum einerley ist, die Rede sey, sondern im kirchlichen und historischen Sinn, bedarf keiner Erinnerung. Die Begriffe von O. und H. beruhen auf Voraussetzung einer Kirche, und einer in ihr festgesetzten und allgemein anerkannten Entscheidungsnorm. So lange aber nur particuläre christl. Gemeinden waren, konnte man in der einen orthodox, in der anderen heterodox seyn. Es gehörte also eine Verbindung mehrerer Gemeinden dazu, und der Begriff einer katholischen Kirche, ehe man schlechthin Jemand als Ketzler betrachten konnte. So lange aber die so genannten Katholiker sich nur auf die schriftl. Urkunden stützten, konnten sie sich nie eines gewissen Sieges gegen die anders denkenden Secten und Sectirer erfreuen. Gerade in der Auslegung dieser Schriften, war diesen der freyeste Spielraum gegeben, auch ihre Meinungen als ächte Lehre des Christenthums zu behaupten. So lange über den Urkunden des Christenthums hinaus keine höhere Autorität, und zwar eine kirchlich bindende vorhanden war, so lange der Streit nur exegetisch geführt wurde: mußten die Katholiker sich von den Sectirern noch immer mit ihren eigenen Waffen bestreiten lassen, und so lange konnte auch in der That nicht einmal recht von Orthodoxie (richtiger Auslegung jener Schriften) und Heterodoxie die Rede seyn. Man nahm also seine Zuflucht zu einer Art von Tradition, welche unmittelbar von Christus auf die Apostel, von diesen auf alle bis ans Ende der Welt zerstreuten Kirchen und ihre Repräsentanten übergegangen. Unter diesem traditionellen Charakter erscheint selbst das sogenannte apostolische Symbolum. Und ein solches Symbol machte schon Tertullian zur Bedingung aller wahren Einsicht ins Christenthum, machte seine Annahme zum Kriterium der Orthodoxie, verwandelte so den Streit mit den Sectirern über die heil. Schrift in einen Streit über die Glaubensregel, und nahm keinen Anstand, das Ansehen dieser selbst auf Kosten jener über die Masse zu erheben, indem er ohne Zurückhaltung sagte: Man weifs alles vom Christenthum, wenn man die Glaubensregel weifs; denn Christus

habe ausdrücklich gesagt: dein Glaube macht dich selig, nicht dein Forschen in der Schrift. Nun trat aber der Umstand ein. Die *philosophirenden* orthodoxen Lehrer fühlten eben so bald die Fesseln, welche sie sich selbst durch die Glaubensregel angelegt. Sie fahen ihren Untersuchungsgeist, und die bis dahin freye Speculation dadurch zu sehr beschränkt. Sie erfanden also eine Unterscheidung, welche aber den Hauptzweck jener Glaubensformel wieder zerstörte, wenigstens ihre Wirksamkeit und symbolische Brauchbarkeit gar sehr beschränkte. Man unterschied von der *regula fidei* die *gnosis*, tiefere Einsicht, und verband mit der Nothwendigkeit der Annahme des Symbols die Freyheit, dasselbe auszulegen, zu erläutern, darüber zu philosophiren, und folchergegestalt mit dem wörtlichen Bekenntniß desselben noch manches andere zu verknüpfen. Beweise davon sind die dogmatischen Schriften eines Clemens, Origenes u. A. Man stellte die Behauptung auf: Christus selbst habe zweyerley Lehren vorgetragen, eine öffentliche, dem Menschenverstand begreifliche, im neuen Testamente enthaltene, und eine andere höhere, tiefere, durch Schüler der Apostel Petrus, Paulus und Matthias überlieferte. Diefs that nun der Glaubensregel eben so viel Eintrag, als es ein schlimmes Beyspiel der Rechtgläubigen selbst für alle Sectirer w. r. Ohne das Symbolum geradezu zu verwerfen, versteckten sich Einige mit ihren Irrlehren ganz bequem hinter die vieldeutigen Worte desselben; aber sie machten sich auch, wie die Orthodoxen selbst, eine geheime Gnosis, behaupteten, nicht alle Apostel hätten von diesen geheimen Lehren gewußt, die nur wenigen mitgetheilt worden, und gaben ihre Meinungen und Erfindungen für apostol. Überlieferungen aus. Zum wörtlichen Bekenntniß des Symbols konnte sich leicht jeder verstehen; die Deutung desselben mußte aber doch jedem freygelassen werden. Wenn die Katholiker sich allein das Recht anmaßten, das Glaubensbekenntniß auf ihre Art auszulegen, und ihre Art allein für die richtige zu halten: so schrieben sich die Sectirer dieselbe Befugniß zu. Somit trat hier der Fall wieder ein, wie bey der Auslegung der Schrift. Auch das Symbol bedurfte wieder einer höheren Autorität. Unter solchen Umständen gab es keinen anderen Beweis der Ächtheit der katholischen, und der Unächtheit aller sectirischen Tradition, als den Beweis des Alterthums und der unverfälschten Überlieferung aus den ältesten Zeiten. Die Sectirer gaben zu, dafs es ungeschriebene Lehre gebe, die Katholiker also behaupteten, dafs eine solche apostol. Tradition sich nothwendig und einzig nur bey den von den Aposteln selbst noch gestifteten Kirchen befinden müsse. Nun übernahmen sie weiter den Beweis, dafs die Apostel diese Lehre den Vorstehern an den Gemeinden, und diese wieder den Nachfolgern mitgetheilt, und dafs sie auf diese Weise in ununterbrochener Folge der Bischöfe rein und unverfälscht herabgekommen sey, dafs man die kirchliche Wahrheit einzig und allein auf diesem historischen Wege erlangen könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 A P R I L , 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT U. HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer:
Studien. Herausgegeben von Carl Daub und
Friedrich Creuzer u. s. w. II. III. IV Bd.

[Von mehreren Recensenten.]

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Außer diesem *Alterthume* der katholischen Lehre war die *Einheit* und *Allgemeinheit* dieser Lehre ein zweyter Punct, auf den man hinwies, daß nämlich alle Gemeinden, auch in den entlegensten Gegenden und von dem verschiedensten Idiom, eine und eben dieselbe Lehre der Apostel angenommen und erhalten hätten. Und nun contrastirte mit jenem *Alterthum* und mit jener *Einheit* gar sehr theils die selbst aus der Neuheit der Namen hervorgehende *Neuheit*, theils das *Widersprechende* der sectirischen Meinungen. So brachte die Kirche nicht nur die Schriftauslegung, sondern auch die rechte Deutung der Glaubensformel ausschließlich an sich, und machte sich selbst zur höchsten Autorität und Norm der Orthodoxie. Das ganze *Räsonnement* gegen die Sectirer faßt der Vf. S. 184 so zusammen: Die christlichen Gemeinden, an welchen die Bischöfe stehen, in ununterbrochener Folge von den Aposteln her, und treu verwahrend und mittheilend die rechte und unverfälschte Lehre, machen zusammen die Kirche aus. Die Kirche ist also im Besitz der einzigen allgemeinen christlichen Wahrheit. Durch sie allein kann man zu dieser kommen. Wer daher von ihr sich trennt oder ausgeschlossen wird, ist um alle Wahrheit und rechte Lehre gebracht. Außer ihr ist nicht nur der Irrthum und die unrechte Lehre, sondern überhaupt kein Christenthum. Orthodoxie, Wahrheit, Religion, Christenthum, Kirche, alles ist eins und organisch verknüpft; wer außer der reinen Kirche ist, hat alles verloren, auch die ewige Seligkeit. Indessen war doch, alles genau erwogen, vor dem Anfange des 4ten Jahrh. noch alles nur provincieell, noch nichts universell, also auch nicht wahrhaft katholisch. Die Synoden, auf welche die Streitigkeiten gebracht wurden, waren nur provincieell, und nie in dieser Zeit ökumenisch, so daß man heterodox in der einen, und ganz orthodox in der anderen leben konnte. Die Kraft dieser Synodalbeschlüsse erstreckte sich nicht über die Grenzen dieser Provinz; und wenn ein Bischof in einer Provinz sich anmaßte, in die Rechte des fremden Provincialbischofs einzugreifen: so wies man ihn in seinen

Sprengel zurück. Auch war die Grenzlinie zwischen Orthodoxie und Heterodoxie noch so wenig scharf und genau gezogen, daß beide oft selbst in einer Person zusammenfloßen, wie man an Tertullian, den, trotz seines Montanismus, gleichwohl die katholische Kirche so hoch verehrte, deutlich sieht. Ja betrachtet man die Kirche im Verhältniß gegen den Staat: so war sie ja noch nicht vom Staate anerkannt, sondern selbst noch eine gedrückte Secte, seufzend unter der Verfolgung des Staats, und entbehrend aller äußerer Autorität und Gewalt, welche doch nöthig war, ihren Anstalten und Statuten Kraft zu verleihen, und an die Übertretung derselben selbst eine bürgerliche Strafe zu knüpfen. Erst im vierten Jahrh. wurde sie vom Staate selbst in den Staat aufgenommen, und erhielt auch den äußerlichen Charakter als approbirte, ja einzig geltende Staats- und Landes-Religion. Da nun dem Vf. nur derjenige ein Ketzer ist, der in Lehren (Doctrin) und Thaten (Cultus und Kirchendisziplin) abweichend von der *allgemeinen* und rechtskräftig im Staate existirenden (oder auch herrschenden) Kirche durch einen legitimen Actus von dieser ausgestoßen wird, als widerstrebend ihrem Geiste, und ausgehend auf ihren Untergang, S. 120: so geht aus allen das Resultat hervor, daß es in den ersten 3 Jahrhunderten keine wahren Ketzer gegeben, sondern die eigentliche Ketzergeschichte erst mit dem 4 Jahrhundert anfangt.

Ex 9.

III. *Atomistik und Dynamik* von Prof. Fries. Der Vf. sucht mit eben so viel Scharfsinn, als unparteyischer Gerechtigkeit, welche er der neueren Dynamik und der *schellingischen* Naturphilosophie widerfahren läßt, einige Mängel und Fehlgriiffe derselben bemerklich zu machen. Ängstlich besorgt, um jeden Schein der unhaltbaren Atomistik zu vermeiden, vergiftet man über der Kraft die *Masse*; da man doch die verschiedene Dichtigkeit bey einerley Volumen nimmermehr aus dem bloßen Grade der Expansivkraft begreifen kann. Kant zeigt ganz richtig, daß der Raum nur durch die gegenseitige Beschränkung zurückstoßender und anziehender Kräfte erfüllt werden könne; dieß wurde aber so sehr zum Vorurtheil, daß man die Masse, als materielles Substrat, darüber ganz wegleugnen wollte, und jede Theorie als Atomismus verwarf, welche nur ein solches Substrat zur Kraft noch hinzufoderte. Nur eine irre geleitete metaphysische Speculation kann sich das materielle Daseyn einzig durch die bewegenden Kräfte, ohne eine Masse, welche bewegt wird, erklären wollen. Aber eben diese, die Dynamik so übertreibenden Männer bleiben che-

N

misch bey einer ganz atomistischen Ansicht stehen. Um sich für die chemische Dynamik zu orientiren, muß man mit dem Gegensatze von Masse und Kraft in der Natur noch den von Kraft und Trieb verbinden. Die Vernachlässigung dieses Unterschiedes, heisst es S. 219, hat die *schellingische* Naturphilosophie von dieser Seite in chemische Atomistik verwandelt. Über diesen Gegensatz von Kraft und Trieb erklärt sich Hr. F. S. 222 folgendergestalt: Die Masse ist das Bewegliche im Raume, so wie es als beharrliche Substanz vorhanden ist; die Grundkraft der Anziehung und Zurückstossung kommen dieser Masse zu, wie ferne sie wirkt, wie ferne sie Ursache der Bewegung wird. Die Grundkräfte sind die Ursachen der ersten Wirkungen in der materiellen Welt. Die Gesetze der Gemeinschaft in der materiellen Welt werden aber erst als Formen physischer Proceßes durch das Verhältniß der gegenseitigen Bewegungen im Raume bestimmt. Sie hängen nur mittelbar von jenen Grundkräften ab. Die unmittelbaren Ursachen des Werdens und der materiellen Gemeinschaft der Dinge nennt der Vf. die *Trieb der Natur*, im Gegensatze ihrer Grundkraft. Die Kräfte der Materien sind Anziehung und Abstoßung; die obersten Formen der Triebe der Natur sind *Bestreben nach Gleichgewicht* und *Bildungstrieb*. Diese geben auch den Gegensatz des *Mechanismus* und *Organismus*. In Kants dynamischer Naturphilosophie war nicht einmal eine Andeutung gegeben, ihr die Gesetze des Organismus zu unterwerfen, und es bleibt *Schellings* Eigenthum, das er diese Ausichten eröffnete. Aber er verwechselt zuweilen diesen *Organismus* mit dem *inneren lebendigen*. Hr. F. zeigt daher S. 224, daß es für uns kein System der Natur giebt, in welchem aus einem Princip das materielle und geistige Daseyn begreiflich werden kann. Umsonst bildet man sich ein, einen Standpunct mitten inne zwischen dem materiellen und geistigen Daseyn gefunden zu haben, aus dessen höchster Einheit Materie und Geist nur als entgegengesetzte Pole hervortreten, wie *Schelling*, sich selbst mißverstehend, dies dem *Spinoza* nachsagt. Wenn wir den Organismus lebendig nennen: so bedeutet Leben nur die Form einer Bewegung, die sich selbst erhält, dagegen die mechanische Bewegung sich immer ins Gleichgewicht selbst vernichtet. Das *wahre Leben* der inneren Thätigkeit eines Wesens kommt uns in aller Materie nicht vor, sondern es ist nur als Eigenthum des Gedankens und des handelnden Geistes.

E.L.G.

IV. *Beitrag zur Charakteristik des Hebraismus*, von W. M. L. de Wette. S. 241 — 312. Eine gehaltreiche, von vertrauter Bekanntschaft mit dem Geiste des hebräischen Alterthums zeugende Abhandlung. Wir fanden den Vf. in der Hauptansicht und sonst noch häufig in Übereinstimmung mit *Herder*, aber in einer solchen freyen, ehrenvollen Übereinstimmung, welche die eigene Forschung nicht ausschließt. Wenn S. 242, wie ein Paradoxon, gesagt wird, „daß das Christenthum die Religion des Unglücks sey“: so wird die folgende Erklärung jedem Mißverständnisse leicht

vorbeugen, und man wird dem Vf. gerne beystimmen, wenn er S. 245 die Antithese so aufstellt: „Das Judenthum ist das Unglück, das Christenthum der Trost dafür.“ Dieser Hauptgedanke wird hier so durchgeführt, daß die Harmonie zwischen Judenthum und Christenthum in ihren Hauptpunkten im Eingange und am Schlusse der Abhandlung zwar nachgewiesen, aber der erstere dennoch als das eigentliche Thema ausführlicher dargestellt wird. Daß der Verf. nicht bloß eine zufällige Ähnlichkeit und theilweise Ausbildung des Christenthums aus dem Judenthum annimmt, sondern daß er das Letztere bloß für die Hülle des Ersteren erklärt, ist aus der ganzen Abhandlung ersichtlich, und verdient um so mehr Beherzigung, da diese ächttheologische Ansicht unter unseren Theologen so selten gefunden wird. Nur einem Neologen kann es befremdend vorkommen, wenn gesagt wird: „Das ganze A. T. ist Eine große Weissagung, Ein großer Typus von dem, was da kommen sollte, und gekommen ist. Wer kann es den heiligen Sehern des A. T. absprechen, daß sie die Ankunft Christi schon längst zuvor im Geiste geschaut, und in prophetischen Ahnungen, klarer oder dunkler, die neue Lehre vorempfunden haben? Und kein durchaus leeres Spiel war die typologische Vergleichung des A. T. mit dem N. T. Auch ist es schwerlich bloßer Zufall, daß die evangelische Geschichte in den bedeutendsten Momenten der mosaischen parallel gehet. Im Judenthume lag, wie im Keime Blüten und Früchte, das Christenthum. Freylich bedurfte es der göttlichen Sonne, um hervorzubrechen!“ Diese Stelle kann zugleich als Probe der gefälligen Darstellung dienen. Von S. 352 an wird die Charakteristik specieller und durch wohlgewählte Stellen aus den wichtigsten poetischen und prophetischen Büchern belegt. Am ausführlichsten verweilt Hr. de W. bey Pfalter, dessen religiöse Tendenz sehr gut aufgefaßt worden, und woraus vollständige Stücke in treuer Übersetzung mitgetheilt werden. Es folgt hierauf das Buch Hiob, dessen Theodicee hauptsächlich aus dem Grunde nicht gelungen genannt werden kann, weil der Knoten nicht gelöst, sondern zerhauen wird. „Es ist nicht, heisst es S. 285, Frieden geschlossen zwischen dem Endlichen und Unendlichen, sondern das Endliche hat Unterwerfung geleistet, auf seine Existenz, Freyheit, Einsicht Verzicht gethan. Eloah ist nicht gerechtfertigt, sondern aller Rechtfertigung enthoben; statt der verlangten Einsicht tritt nur blinder Glaube ein. Und es ist nicht der Glaube der Liebe, sondern der des Gefühls der Ohnmacht und Nichtigkeit, der Hiob mit Eloah versöhnet.“ Es scheint, daß hier das religiöse Verhältniß, welches nur ein Act der Unterwerfung unter die höhere Einsicht, Macht und Güte seyn kann, nicht gehörig erwogen worden. Dagegen stimmen wir dem Vf. in den folgenden Bemerkungen bey, daß das Buch Hiob, als ein aus der Sphäre des Hebraismus hinausstrebendes, isolirtes Product, wenig Einfluß auf die religiöse Denkart der Hebräer gehabt habe. Doch hätte, unseres Bedünkens, das befremdende

Stillschweigen des N. T. über Hiob's Leben und Geschichte, als Beweis davon angeführt werden sollen, was auch bey den salomonischen Schriften der Fall ist. Das Buch Koheleth ist dem Vf. das „höchste Extrem der Skepsis“ — eine Ansicht, wogegen sich eben sowohl im Allgemeinen, als über die mitgetheilte Erklärung einzelner Stellen Manches erinnern läßt. Dafs die Lehre der Propheten nur entfernt berührt worden ist, wird vielen Lesern nicht angenehm seyn. Vielleicht entschliesst sich der Vf. zu einer Fortsetzung dieser Abhandlung, die dem Publicum nicht anders als willkommen seyn würde.

*.

V. Religion in der Geschichte. Erste Abhandlung. *Wachsthum der Historie.* Von *H. G. Görres*, Professor in Coblenz. — Diese phantasiereiche Abhandlung berührt so viele Dinge, die am Himmel und auf Erden vorgehen, erregt so manche Ideen und Ansichten, die zum Theil schön, auch wohl wahr, mitunter seltsam und bizarr, vielleicht auch falsch seyn dürften, und stellt Alles in einer eigenen, bey *Hn. Görres* bekannten, Sprache, und so wunderlich verschlungen dar, dafs hier durchaus kein Auszug gegeben werden kann. Um das Ganze einigermaßen zu bezeichnen, mögen hier ein paar Sätze stehen, welche zeigen können, was *Hr. G.* will, und mit welcher Sprache er es will. Die Eingeweihten werden die ganze Abhandlung längst gelesen haben, und für die Übrigen möchte es einer weitläufigen Auseinandersetzung, welche diese Blätter ohnehin verbieten, wohl nicht bedürfen. „Rinnen die Zeiten dahin (sagt *Hr. Görres*); steht der Geist über der Fluth der eilenden Momente, und möchte etwas Bleibendes gründen im allgemeinen Wechsel und Wandel.“ — „Die Geschichte hat ihr Firmament und ihre Sterne, Auf- und Niedergang; der Erdgeist bildet, aber der Weltgeist bildet in ihm, in Allem, was grofs ist, tritt auch die innere Seele am lebendigsten vor. In Unschuld möchte gern der Sinn, der in diesen Blättern lebt, an jenem Himmel hinaufblicken; er möchte nachsinnen schweigend dem grofsen Geiste, der durch das Ganze in heimlichem und doch so offenbarem Wirken geht; er möchte die grofsen Perioden der geistigen Welt, den ewigen Kreislauf der Dinge, in seinen Phasen, in etwas erkennen.“ — Auch die Geschichte hat ihre Urania, eine solche, die da nicht hoffärtig einherschreitet in grofsen, hohlen, leeren Formeln und Worten, sondern die sinnig und in ewig heiterm Gleichmuth das wahrhaft Lebendige in allem Werden, und das wahrhaft Ganze und Gediegene in aller Erscheinung zu ergründen strebt. Chronik des Allgemeinen könnten wir diese Geschichte nennen.“ — „Weder nothwendig noch gerathen ist, Alles mit gangbaren Worten des gemeinen Umlaufs auszusprechen; die Worte sind Eigenthum, und als solches in Banden geschlagen, der Sinn aber ist frey, und will sich nicht binden lassen. Wenn die Priester jenes alten Landes geheimen Sinn unter räthselhaften äufseren Beziehungen verbargen, dann ist's ohne Zweifel noch eine höhere Hieroglyphik, die die Mythen nicht hinter die

Signatur, sondern hinter das Signirte selbst zurücktreten macht, und so nicht blofs die äufserer Form, sondern auch das innere Wesen zur Hülle sich anbildet. Nicht anders wirkt auch die Natur. — Jeder mag so sprechen, wie die Natur gesprochen, wenn nur die Natur und nicht Affectation aus ihm spricht. Es sey also dem Vf. vergönnt, sich dem inneren Geiste hinzugeben, wie er in ihm treibt und wirkt.“ Es mag seyn, dafs *Hn. G.* wirklich der innere Geist so treibt, wie ers treibt: dennoch ist zu fürchten, dafs diejenigen, welche Klarheit, Einfachheit und Consequenz in Gedanken, Anordnung und Darstellung für wesentliche Eigenschaften eines Schriftstellers halten, nicht ganz mit diesem Geiste zufrieden seyn werden. Wie gut und trefflich aber der Kern der Ansicht des Vfs. ist, mag folgende Stelle beweisen: „Wir erkennen Freyheit vom Naturmechanismus als charakteristisch, obgleich nichts weniger als ausschliessend bezeichnend die Natur des Geistigen an; wir statuiren keine Naturnothwendigkeit über jene Freyheit hinaufgerückt und sie beherrschend, aber es empört nichts desto weniger unseren Sinn, die Geschichte als ein Aggregat blofs zufälliger Willkührlichkeiten anzuschauen, als ein Infusorium blofs beweglicher Gestalten, die ohne Ziel und Zweck, nur zu Lust und Unlust durch einander wirbeln.“ — Alle Willkührlichkeiten müssen in einem höheren Willen seyn; sie werden dadurch, unbeschadet ihrer eigenen Freyheit, nur in die höhere Freyheit aufgenommen. Seht ihr nicht auf gleiche Weise jeden einzelnen Lichtstrahl in sich selbst frey und unbeschränkt den Raum durcheilen und leuchten, und bilden (?) nicht alle zusammen das glanzvolle Antlitz der Sonne erst? — In diesem Sinn erkennen wir höhere Gedanken durchgreifend die Gedankenwelt; wir suchen einen Weltgeist auch in der Geschichte.“ — Noch mag die Beschreibung unserer Zeit hier stehen. Nachdem bemerkt worden, dafs zwischen wildem Kraftausbruch und dumpfer Ermattung ein beständiger Wechsel sey, heisst es: „Ist das nicht so recht bedeutsam in unseren Tagen, wo erst jene grofse Gährung in der Zeit gewesen, die alle Geister in sich eingeschlungen und gewaltsam und rastlos sie in ihren Wirbeln umgetrieben, und nun, nachdem sie durch Überreiz zahm geworden, wie Raubvögel, denen man im Ringe nicht Ruhe noch Rast vergönnt, und Alles einfügig und gelenkig Werkzeug sich dem Erdgeist beugt, nun von allen Seiten sich zur Ruhe neigt, und die Gegenwart gewissermaßen nur ein einziges grofses Gähnen ist, wo die erschöpfte, überwachte Natur gewaltsam ihre Rechte fodert. Schlaftrunken, und immer doch von Neuem wieder aufgepeitscht, taumelt dies Geschlecht daher; besinnungslos will die kleinste Anstrengung ihm nicht mehr gelingen; wie Nachtwandler gehen Nationen um, böse Träume träumend: Der aber wird Herr am Ende seyn, über den die Nacht keine Herrschaft übt, der, wie der Löwe, vom heißen Blut getrieben, im straffgespannten Muskel keine Ermüdung fühlt, und schnell im raschen Umtrieb jeden Verlust ersetzt.“ —

Vierter Band. I. Über das elegische Gedicht der Hellenen. Von Dr. Conrad Schneider. Ein geistvoller Aufsatz. Mit Freuden finden wir gleich in den ersten Zeilen die einzig sichere Basis für eine Darstellung dieser Art, steten Rückblick auf die Staatsformen von Hellas, bestimmt angedeutet, und darauf wandelt die ganze Forschung sicher, in organischem Zusammenhang daher. Je klarer und sinnvoller uns alles das anspricht, was über den Parallelismus der Monarchie mit dem Epos, und wieder der Republik mit der Lyrik ausgesprochen ist: desto mehr fühlen wir uns veranlaßt, unsere Zweifel gegen das von Hn. S. angenommene Mittelglied zwischen beiden poetischen Gestalten, gegen die *Hymnen der Homeriden*, laut werden zu lassen. Denn die größeren derselben dürften in nichts verschieden seyn von dem ursprünglichen Zustand der jetzt zu Ilias und Odysee verbundenen Rhapsodien, und jener uranfängliche Geburtszustand ist doch der hier einzig zu berücksichtigende: die kleineren Proömien aber sind als Fragmente zu betrachten, deren eigentliche Bedeutung uns fehlt, und in denen nicht mehr Lyrik gebunden liegt, als in allen den Eingängen zu den ganzen Epopöen, zum Schiffsverzeichnis u. s. w. Irren wir nicht: so findet sich die gesuchte Scheidung, in der sich noch beide Gattungen berühren, sicherer in *Hesiodos Tagen und Werken*, diesem wundervollen, uneinigem Gedicht, dessen innerer unerfreulicher Zwiespalt selbst auf eine nahe Sonderung, eine baldige neuveröhnende Geburt zu deuten scheint. Wie gut die erste politische Elegie sich anschließt, springt in die Sinne. — Das zunächst folgende über die drey Äste der hellenischen Lyrik dürfte unter das Vortrefflichste gehören, was über den Gegenstand gesagt werden kann, und man wird des Vfs. Definition der Elegie als ionischen Zweig der hellenischen Lyrik unbedingt annehmen müssen. Die Beseitigung einiger scheinbarer historischer Widersprüche ist ungefähr gleichzeitig und auf demselben Wege von *Jakobs* (über einen Vortheil, der der griech. Sprache aus dem Gebrauche der Mundarten erwuchs) zur höchsten Genüge durchgeführt. Die zum Schluß der Einleitung angestellte Nachforschung nach dem Erfinder des Distichons führt den Gebrauch desselben, wie schon *Jo. Gerh. Vossius Instit. poet.* 3, 11, p. 50 gethan hat, bis gegen den Anfang der Olympiaden, zum *Kallinos* zurück; doch, wie billig, ohne hier ihren ersten Ursprung festzustellen, so wie auch einige moderne Hypothesen über die Anlässe der Erfindung nicht weiter berücksichtigt werden konnten.

Die Geschichte der Elegie selbst ist in drey Perioden zerfällt, in die der politischen Elegie, vom *Kallinos* bis auf den *Solon*; der gnomischen, vom *Solon* bis auf den *Antimachos*; und der erotischen, vom *Antimachos* bis auf den *Kallimachos*. Und wie alles Organische erst durch den Gegensatz hervortritt zur Anschauung: so stellt sich auch eine jede dieser drey, keineswegs nur historischen Epochen in zweyen eben

durch den Gegensatz verbundenen Hälften dar, indem die politische Elegie sich als Kriegs- und als Friedens-Elegie, die gnomische sich als ethische und als physische, die erotische sich als Organ inniger Trauer und wieder der süßesten Genüge (*voti sententia compos*) darstellt. Nachdem Hr. S. das Wesen dieser Gattungen mit ergründender Schärfe begrenzt und entwickelt hat, wie jede nach hoher Nothwendigkeit aus der anderen hervorgehen mußte: werden die vorzüglichsten Meister einer jeden nach den Hauptmomenten ihres Lebens und der persönlichen Individualität ihrer Dichtungen in anschaulicher Kürze vorübergeführt; und hier seyen uns noch einige Bemerkungen vergönnt. Denn die so eben mitgetheilte systematische Grundlage ist zu wohl befestigt, als daß wir an ihr noch nachzubessern fänden, und die Gründe für dieselbe hat der Vf. selbst so vollständig aus einander gefaltet, daß wir ihn nur ausschreiben mußten, wenn wir die Zweckmäßigkeit zeigen wollten. — So schon und wahr auch die Idee ist, daß das Verhältniß der älteren Elegie zur nachmaligen Staatsrede dem des Epos zu der später gebildeten Geschichte rein entspricht; so richtig auch die davon auf den *Tyrtäos* gemachte Anwendung ist: so können wir doch das auf den *Solon* Bezogene nicht gelten lassen. Denn eben seine eigenen Worte b. *Plutarch.* 8: *κόσμον ἔργων, ὡδὴν ἀντ' ἀγορῆς θέμενος*, die er im absichtlichen Wahnsinn wegen *Salamis* sprach, zeigen nur zu deutlich, daß die Poesie ganz ausgeschlossen war aus den eigentlichen Staatsversammlungen; wie das auch mit der ganzen Sinnesart der Hellenen zusammenhängt. Wäre der metrische Vortrag noch zu *Tyrtäos* Zeit im Schwange gewesen: so würde *Solon* den Zweck bey der salaminischen Elegie verfehlt haben, den er nur durch das Unerhörte erreichen konnte, wo denn nach ursprünglich hellenischem Begriffe Wahnsinn und dichterische Begeisterung wohl zusammenklangen. Die vom *Tyrtäos* aber, nach gültigen Zeugnissen, bey verschiedenen Gelegenheiten vorgetragenen politischen Elegieen haben wohl auf keine andere Weise gewirkt, als so manches neuere politische Volkslied nicht durch einmaligen Vortrag, wie die Staatsrede, sondern dadurch, daß es sich schnell von Mund zu Mund verbreitete. Die von Hn. S. beygebrachten Stellen sind unstreitig nur von der ersten Mittheilung zu verstehen, die natürlich durch den Dichter selbst bey einem bestimmten Anlaß, und wahrscheinlich unter begleitender Musik geschah; an ein wirkliches „Haranguiren zum Volk“ möchten wir aber nicht denken. — Eben so wenig können wir bestimmen, wenn der Vf. mit *Böttiger* den *Tyrtäos* zum Mäliester macht, da sich diese Annahme wohl auf kein gültiges Zeugniß aus dem Alterthum stützt (*Böttiger* wenigstens, *Att. Mus.* 1, 2, S. 356 bringt keines bey) und ihn dagegen *Platon* in den *Gesetzen* I Th. 83. 13 Bip. ausdrücklich *φύσει μὲν Ἀθηναίων* nennt. —

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 17 APRIL, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT U. HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer:
Studien. Herausgegeben von Carl Daub und
 Friedr. Creuzer u. s. w. II, III, IV Bd.

[Von mehreren Recensenten.]

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Desto treffender dünkt uns das für die angefochtene Achtheit der tyrtaïschen Elegieen Gefagte, was bey einer anderen Gelegenheit weiter auszuführen versprochen wird; und wir müssen uns, einstimmig mit einem trefflichen Mitarbeiter an unserer A. L. Z. (Jan. 1809, S. 184), der anderen Meinung entgegenstellen, die der scharfsinnige Thiersch in seinem *Specimen editionis Symposii Platonis* p. 39 gleichfalls ausführlich zu begründen Hoffnung gemacht hat. Ein sehr starker Grund gegen ihn dünkt uns das Ansehen des Platon in den Gesetzen Th. 8, S. 13 u. 14, und auf den von Hn. S. gemachten wichtigen Unterschied zwischen den Elegieen und Embaterien scheint bekräftigend zu deuten Lykurgos gegen den Leokrates, S. 211, 25, Reiske: κατέλιπε γὰρ αὐτοῖς ἐλεγεία ποιῆσας, ὧν ἀκούοντες παιδεύονταί πρὸς ἀνδρείαν: ein sicherer Beweis, dass die Elegieen anderes Inhalts gewesen, als die Kriegslieder, und zwar eines solchen, der trefflich zusammentrifft mit dem der auf uns gekommenen Bruchstücke. Auch nur eine Ummodelung anzunehmen, sehen wir keinen Grund: denn im dorischen Dialekt waren die Elegieen gewiss nicht geschrieben, und der ionische schon durch die homerischen Gesänge in Sparta bekannt und verständlich genug geworden. — Die Vermuthung, dass auch Archilochos politische Elegieen geschrieben habe, wird nicht allein durch das Fragment in Plutarch. Theseus 2, sondern noch durch zwey andere, bey Schol. zu Soph. Elektra 96, wo wir δυσμενέων lesen möchten, und bey Athenaios I, p. 30 E bekräftigt, welches letztere Jakobs in den reichen *additt. animadv. in Athen.* p. 30 herstellt. Von seiner politischen Thätigkeit zeugt auch sein Einfluss bey der auf Thasos zu gründenden Pflanzstadt; man sehe unter anderen Potter *ad Clem. Alex. Strom.* I, p. 398. — Beym Theognis wird die Integrität der einzelnen Gnomen mit Recht in Schutz genommen, und bemerkt, dass sie schon zu Platons Zeit in ihrer jetzigen Gestalt bestanden. Wir wundern uns, dass noch Niemand Brunchs eigenmächtiges Verfahren gegen diese ehrwürdigen Überreste gerügt hat, da schon die merkwürdigen Varianten in

den Versen, die auch bey Solon u. A. stehen, und die Ungewissheit bey Einigen der Alten selbst, allen gewaltthätigen Eingriffen hätten wehren sollen. Jedoch irrt Hr. S., wenn er sagt, von den blofs hexametrischen Gnomen des Theognis sey uns nichts erhalten; denn zwey Verse daraus sind zu lesen b. Clem. Alex. Strom. 7. p. 901, 26. Dass sich etwas Ähnliches in einem den Megarern gegebenen, vom Deinias aufbewahrten Orakel bey Schol. *ad Theocrit.* 14, 48 findet, mache uns nicht gegen des Clemens Zeugnis misstrauisch, das eher dadurch bekräftiget wird. Denn Theognis liebte es offenbar, dergleichen alte, heilig geachtete Verse seinen Gnomen einzuweben, wie z. B. die von ihm, V. 255 (249 Brunch.) zum Theil nachgebildete delische Inschrift b. Aristot. Eth. Nicom. 1, 8 beweist. — Dass Xenophanes in Jamben gegen die Ethik des Homeros und Hesiodos geschrieben, hat schon Fabric. *Bibl. Graeca.* T. 2, p. 616 Harl. bezweifelt. Zwey der entschiedensten unter den uns bekannten hieher gehörigen Bruchstücken von ihm b. Sextus Empir. *adv. mathem.* 1, 289 und 9, 193 sind hexametrisch. — Die Erwähnung des keischen Simonides führt zu einer zweckmäßigen Abschweifung auf das Epigramm, das sich unter diesem Dichter aus der Elegie entwickelte; es wird die Unmöglichkeit gezeigt, zwischen beiden Gattungen überall scharfe Abgrenzungen vorzunehmen: eine durchaus richtige Ansicht, die wir schon in Bezug auf Goethe's Elegieen und Epigramme in unserer A. L. Z. (Jan. 1808, S. 164) ausgesprochen haben. Auch finden sich hier einige Bemerkungen über die Etymologie des Worts Elegie, in denen sich Hr. S. nicht wesentlich von Böttiger entfernt, und mit ihm, ohne Zweifel mit Recht, die schon von Ovid. *Amores* 3, 9, 4 (nicht 3, 3, 3, wie gedruckt ist) angedeutete vorzieht. — Bey Aufzählung der spätesten Elegiker vermiffen wir ungern den fruchtbaren Ion von Chios, den Tyrannen Kritias, von dem Athenaios 10, S. 432 ein bedeutendes Bruchstück hat, den Nikandros, von dem *Aelian. hist. anim.* 10, 49 und 16, 28 mehrere Disticha, aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Ὀφιακός, erhalten hat, und den älteren Andromachos, von dem Fabric. *Bibl. Graeca* T. 4, p. 336 ff. handelt. Bedenklicher möchte es mit den elegischen Gedichten des erwähnten Ephorion von Gallis aussehn, da Servius wohl die einzige Autorität ist. — Der Abhandlung angehängt finden wir in metrisch treuen Übersetzungen die Elegie des Kallinos, ein größeres und ein kleineres Bruchstück vom Solon, eins vom Archilochos, eins vom Mimnermos, und das Fragment des Asopos. Im Text wird uns

noch die Übertragung zweyer Elegieen des *Xenophanes* und eines Fragments des *Simonides*, so wie eine besondere Anmerkung über *Leontion*, die Geliebte des *Hermesfanax*, verheissen, nach denen wir aber vergebens suchen. Überhaupt vermissen wir in der Behandlung der Sprache durchgängig das Werk der letzten Hand: eine Bemühung, deren der treffliche Aufsatz wohl werth gewesen wäre. P.

II. *Über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältniß zu der nordischen.* Von *Wilh. Carl Grimm*. Wir behalten uns vor, über diesen Aufsatz unser Urtheil zugleich mit dem über einige andere Aufsätze desselben Vfs. zu sagen.

III. *Über die Idee des Staats als absoluter Harmonie*, von *Dr. Dresler*. Ein platonisirendes Gespräch, welches, nach einer vorausgeschickten Note, „der erste einer Reihe von Dialogen ist, deren Absicht es seyn wird, durch Vergleichung und Zusammenstellung der höchsten Philosopheme über den Staat. Platons, Montesquieu's, Kant's, Fichte's und der Neuern — in Verbindung mit den geläuterten Einsichten der neueren Staatswirthschaftslehre, und an der Hand der Geschichte eine wahrhaft universelle Anschauung des Staats zu begründen, und diese selbst in einzelne Zweige der Staatsverwaltung und Gesetzgebung allmählich zu verfolgen.“ Das Versprechen ist allerdings groß; indess macht dieser Anfang, der nur etwas weit ausholt, und über dem Bestreben nach schöner, platonischer Darstellung hin und wieder ein wenig breit geworden ist, nach der Fortsetzung begierig. Wir behalten uns vor, über das Ganze zu sprechen, sobald uns die Studien das Ganze geliefert haben werden.

Δ9.

IV. *Über die Hermaphroditen der alten Kunst*, von *F. G. Welcker*. Rec. mag vielleicht selbst Schuld seyn; allein er bekennt aufrichtig, daß es ihm sehr schwer geworden, diese Abhandlung des Hn. *Welcker* zu verstehen, wegen der dunkeln Sprache, worin dieselbe abgefaßt ist. Hat man sich aber darüber mit dem Vf. abgefunden: so tritt nach und nach mancher guter Gedanke hervor. — Wir heben, theils zum Beweis dessen, theils zu unserer Rechtfertigung, eine der klarsten Stellen S. 172 und 173 aus: „Das Benutzen des Einzelnen in der Natur, das die Gewohnheit der Griechen und der besten modernen Künstler rechtfertigt, indem die Schönheit der Natur, wie alles Leben, erfrischt, unterrichtet, erfüllt, hatte *Winkelmann* und so viele Andere verleitet, es als die erste Bedingung des Werks und den Anfang des Kunstweges zu betrachten, da es hingegen das zweyte der vom Ideal ausgehenden, selbsterwachten und in ihre Seele alles sammelnden, mit eigenen Augen und ohne ihre Vorstellung zu vergessen, alles durchblickenden griechischen Kunst ist.“ Stellen von eben so gutem Gehalt anzuführen, würde allenfalls leichter seyn, als einen kurzen geschlossenen Auszug des gesamten Inhalts zu geben. Es scheint uns demnach rathfamer, diejenigen, welche der Gegenstand inter-

essirt, auf die Abhandlung selbst zu verweisen, die es allerdings sehr wohl verdient gelesen zu werden. Beyläufig müssen wir noch anmerken, daß Hr. *Welcker* S. 186 sich nicht als ein guter Kunstkenner oder Beurtheiler von Kunstwerken bewährte, indem er wahrscheinlich nach selbst eingenommenen Augen schein, den stehenden, wegen lasciver Stellung in einem Wandfchrank sonst verschlossen gehaltenen *Hermaphroditen* in der *Villa Borghese* bey Rom mittelmäsig gearbeitet nennt, da derselbe im Gegentheil ein Meisterstück von bewundernswürdiger Vortreflichkeit ist.

— y — II.

V. *Über die Entstehung der altdeutschen Poesie* u. s. w. von *W. C. Grimm*; ist Fortsetzung des oben angeführten Aufsatzes, welcher künftig beurtheilt werden soll.

* VI. *Über den wahren Sinn der Tradition in katholischen Lehrbegriffe und das rechte Verhältniß derselben zur protestantischen Lehre.* Eine polemische Abhandlung zur Ankündigung und Vorbereitung einer künftigen Darstellung des katholischen Lehrbegriffs, vom Prof. *Marheinecke*. Die Lehre von der Tradition, höchst wichtig zu allen Zeiten, in historischer sowohl als dogmatisch-polemischer Hinsicht, hat in der neuesten Zeit, wo so viel über Kirchenvereinigung geredet und geschrieben wird, ein ganz besonderes Interesse erhalten: so daß also eine neue Untersuchung dieses Gegenstandes, welche sich, wie wir gegenwärtig, durch Gelehrsamkeit und Unbefangtheit auszeichnet, ein verdienstliches Unternehmen genannt werden muß. Man würde dem Vf. Unrecht thun, wenn man die auf dem Titel als vorherrschend angekündigte *Polemik* in dem üblen Sinne, in welchem es seit mehreren Decennien der theologischen Verzärtelung genommen worden, interpretiren wollte. Bey genauerer Betrachtung der gehaltreichen Abhandlung zeigt es sich, daß die Antithesis völlig rein d. h. aus keinem besonderen kirchlichen Interesse hervorgehend, und daß sie eben sowohl gegen den überverstandenen Anti-Traditionarismus vieler Protestanten, als gegen den Hyper-Traditionarismus vieler Katholiken gerichtet ist. Wenn es zuweilen den Anschein hat, als ob Hr. *M.* sich zu sehr auf die Seite der Traditions-Freunde hinneige: so darf man nur nicht vergessen, daß es ja seine Absicht war, dieses Dogma im Sinn und Geist der katholischen Kirche darzustellen. Und deshalb verfuhr er auch ganz richtig, das Decret der tridentinischen Kirchenversammlung zur Basis seiner ganzen Untersuchung zu machen, und dasselbe durch einen historisch-kritischen Commentar zu erläutern. Dieser enthält nun zwar der Hauptsache nach nichts Neues; aber er bringt Wahrheiten, die nur zu oft vergessen werden, aufs Neue in's Andenken, und stellet die einzelnen Punkte unter allgemeine, richtig aufgefaßte und consequent durchgeführte Gesichtspunkte. Wir wünschen daher, daß besonders unsere jüngeren Religionslehrer diese Abhandlung mit Aufmerksamkeit lesen, und vorzüg-

lich die S. 348 ff. herausgehobenen Resultate beherzigen mögen. Auch hat Rec. nicht ohne Vergnügen in dieser Abhandlung eine grössere Vollkommenheit des Vfs. in Darstellung und Styl, als man in seinen früheren Arbeiten zu finden gewohnt war, bemerkt.

N.

VII. *Von dem Übergange der Buchstaben in einander. Ein Beytrag zur Philosophie zur Sprache.* Vom Prof. Böckh. Festhaltend an dem Spruch des *Quintilianus*, unerträglich seyen, welche der Grammatik als einer dürftigen und nüchternen Kunst spotteten, hat es einer unserer tief sinnigsten Sprachforscher nicht unter seiner Würde geachtet, zurück zu gehen bis auf die ersten und einfachsten Principe aller Sprache, auf die durch Buchstaben bezeichneten Laute, und den Fortgang der organischen Entwicklung des einen aus dem andern, bis der Kreis von Tönen angedeutet war, scharfsinnig erforscht, und durch treffende Belege aus mehreren Sprachen erläutert. Ein so kräftig ausgerüstetes, so ernstes und wahrhaftes Streben nach dem einzig Rechten, als alle Arbeiten dieses Gelehrten bekrunden, konnte auch auf diesen so oft dunkeln und schlüpfrigen Bahnen eines ausgezeichnet glücklichen Erfolgs nicht ermangeln. Und so sehen wir denn mit Freude die klare Darstellung, die, ausgehend von sinnreichen Ideen über eine hie und da statuirte Ursprache und Universalprache, deren Unmöglichkeit erwiesen wird aus der verschiedenartigen intellectuellen Organisation des Menschengeschlechts, bey dem in der Aufschrift bezeichneten Gegenstande verweilt, und über ihn ein System aufstellt, das sich sowohl durch mathematische Evidenz, als durch empirische Anwendung auf die griechische, lateinische, deutsche, und die Töchter-Sprachen derselben sogleich der Neigung des Lesers bemächtigen, und sich nach längerer Prüfung nur mehr darin befestigen muß.

Einen Auszug oder eine Probe mitzutheilen, um daraus das Verfahren des Vfs. zu betrachten, möchte unpaffend seyn, da alle die einzelnen Momente der Forschung in die feste Gestalt eines nirgends beginnenden, nirgends endenden Cirkels gefügt sind, und der Vortrag, selbst nur Auszug aus vielfachen und umfassenden Vorstudien, durch seine Gedrängtheit jedes Excerpt unmöglich macht. Desto dringender fordern wir jeden Sprachfreund auf, aus der Quelle selbst zu schöpfen, um sich zu überzeugen, wie würdig jedes Beyfalls diese Abhandlung ist, und wie groß ihr Vorzug vor dem etwas willkürlicher behandelten, was der vortreffliche *Bernhardi* in seinen Anfangsgründen der Sprachwissenschaft über denselben Gegenstand gesagt hat.

Dafs auch die gegenwärtige Untersuchung noch gar mancher Erweiterung und Berichtigung in Einzelnen fähig seyn möchte, gesteht der Vf. selbst zu. Genug aber, dafs der Hauptschritt gethan, und eine feste Grundlage gelegt ist, auf die weiter zu bauen, schon ungleich geringere Schwierigkeiten haben wird. Wir bemerken nur das Eine, dafs wir glauben, die-

ser Eine Kreis von Tönen; dem sich ein ganzes Geschlecht verwandter Sprachen so trefflich anschliesst, sey gleichwohl nicht als der einzige und überall gültige festzustellen, indem z. B. das ganze Gezeig der slavischen Sprachen seine eigene, unabhängige Bildung haben muß, und sich in ihnen Töne finden werden, die in dem von unserem Vf. gezogenen Kreise überall keinen Raum haben dürften. Auch scheint uns das, was so treffend gegen eine allgemeine Sprache eingewendet ist, von Einer allgemeinen Buchstabenabstammung gültig, da sie nothwendig mit der ganzen Sprache einerley Gesetz haben muß.

XIV.

Ö. K. O. N. O. M. I. E.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Forstwissenschaftliche und botanische Abhandlungen und Bemerkungen* von C. F. Graf von Sponeck, außerord. Prof. der prakt. Forstwissensch. zu Heidelberg u. s. w. Erstes Bändch. Mit 1 Kupfertafel. 1807. 184 S. 8. (17 Gr.)

Die ersten 70 S. dieser nützlichen Schrift handeln die Holländerholzwirthehaft in ihrem ganzen Umfange ziemlich befriedigend ab; doch findet Rec. die Bedingung, nach welcher in der Nähe der Holländerholzwaldungen „Menschen vorhanden seyn müssen, welche Zugochsen haben, um die Stämme an die Riesen oder gar Berg ab an die Flossstrasse zu führen, und überdies für das Eichenholz besonders eingerichtete starke Blockwagen in Bereitschaft halten sollen,“ nicht nothwendig, indem bey grossen Holländerholzvorräthen einer Gegend die Holzhändler letztere gewöhnlich selbst stellen, und in vielen Fällen, eben nicht aus Mangel des nöthigen Anspanns, dieselben mit eigenen Pferden bespannen. Eine besondere Nebennutzung des württembergischen Schwarzwaldes ist, nach S. 71 ff., die Sauerkleefalzfabrication, welche seit dem J. 1804 in zwey Fabriken betrieben wird, von welchen die zu Kapfenhard schon im ersten Jahre gegen 4 Centner gutes Sauerkleefalz verfertigte, und den grössten Theil davon nach Holland und England das Pfund um 7—9 fl. absetzte. Der Vf. setzt aber S. 74 einem übertriebenen Einsammeln des Sauerklees, *Oxalis acetosella* Linn., vorzüglich nachstehende Bemerkungen entgegen: 1) enthalte diese Pflanze das feinste Salz, welches zur schnellen und guten Vegetation der Holzpflanzen sehr dienlich sey; 2) das Moos, das vorzüglich dem jüngsten und jungen Anflug der Weisstannen unentbehrlich sey, würde theils mit dem darin wachsenden Sauerklee ausgerauft und verdorben; 3) die Haselhüner lebten grösstentheils von dieser Pflanze, es müsse aber auf die Erhaltung der ersteren um so mehr Rücksicht genommen werden, weil sie bey ihrem Brüten auf der Erde den vielen Raubthieren ausgesetzt, und deshalb nicht häufig anzutreffen seyen. — Im neuenbürger Oberforst, worin sehr viele und sehr schöne Weisstannenwälder vorkommen, hat der Vf. einigemal die Bemerkung gemacht, dafs die Weisst-

tanne, auf ähnliche Weise, wie die Fichte oder Rothtanne, ihre Zweigspitzen 2—3 Zoll lang abschlebe. Er wandert sich mit Recht darüber, daß diese Erscheinung noch von keinem Forstmanne wahrgenommen und bekannt gemacht worden sey. — In den Bemerkungen über die zahme Ulme, *ulmus fativa* Linn., S. 116 ff. versichert er, daß er sie selbst die unächte Akazie in der Stärke habe überwachsen sehen, und daß „im Schloßgarten zu Schwetzingen dermal eine zahme Ulme stehe, welche im J. 1760, von einem noch lebenden Gärtner, als ein zwey Zoll dickes Stämmchen dahin gesetzt worden, welche französisches Maß 76 Schuh Höhe, und zwey Schuh über der Erde gemessen 11½ Schuh im Umkreis; folglich etwas über drey Schuh neun Zoll im Diameter hat; der gerade Stamm, welcher ganz frey steht, ist 16 Fufs hoch, theilt sich alsdann in 3 starke Hauptäste, und ist auf 2 Klästern Scheitholz (von 6 Schuh Weite und Höhe und 4 Schuh Tiefe) zu rechnen. Zwischen dem Badhause und dem Apollotempel befinden sich sehr viele dieser Ulmen, welche 1768 gepflanzt wurden, wovon die meisten gegen 80 Schuh Höhe und 7½ Fufs im Umkreis haben; dahingegen die dabey stehenden und zu gleicher Zeit gepflanzten unächten Akazien nur 60 Fufs Höhe und 5 Fufs im Umkreis haben.“ Diese Bemerkungen verdienen zur Empfehlung einer unserer nützlichsten Holzarten allgemein bekannt zu werden. — Daß aber die Kieferngehaue dunkel d. h. so zu stellen seyen, daß die übergehaltenen, gesunden, starken Samenbäume sich mit den äußersten Ästen beynahe berühren, und um den Boden für den Samen empfänglich zu machen, einen Zoll breite und halb so tiefe Riesen, je einen Fufs von einander gezogen werden müssen, wie S. 122 empfohlen wird, das liegt weder in der Natur der Kiefer, noch entspricht es erprobten Forstwirtschaftsgrundsätzen. — S. 124 kommt eine kurze Nachricht von einem im Württembergischen im Freyen erwachsenen virginischen Dattelpflaumenbaume, *Diospyros virginiana* Linn., vor, von dessen

Frucht und Blatte eine colorirte Abbildung beygefügt ist. Er war zu Dertingen, einem württembergischen Gränzorte gegen die Pfalz, aus Samen erzogen und gegen das Ende des Novembers 1788, da er ungefähr zwey Zoll dick war, und noch fünf Früchte von süßlichem Geschmacke, aber kein Blatt mehr hatte, in den sogenannten amerikanischen Garten des Lustschlosses Hohenheim ins Freye gesetzt worden, wo er aber in dem kalten Winter desselben Jahres bis auf einen Ast erfro. Als man ihn verpflanzte, war er 15 Jahr alt, und 2 Jahr vorher trug er schon Früchte. Diese Nachricht scheint uns eine größere Publicität zu verdienen, da sie in der vorliegenden Schrift den mehrsten Botanikern entgehen möchte, der erfahrene Willdenow aber daran zweifelt, daß in seiner Gegend Früchte von diesem Baume zu erwarten seyn möchten. Übrigens würde sich der Vf. den Dank mehrerer Leser erworben haben, wenn er, statt der eingerückten von wangenheim'schen Beschreibung dieses Baumes, uns das fernere Verhalten desselben zu Hohenheim mitgetheilt hätte. Warum er aber, in seiner nach der Natur gemachten Abbildung, unter der röthlichen, kugelrunden Frucht, den bleibenden Kelch fünfteilig abgebildet hat, mag er selbst verantworten: auffallend war sie uns um so mehr, da doch selbst die drey Spitzen des Griffels, welche auf der Frucht stehen geblieben, nicht übersehen, und in der Abbildung dargestellt worden sind. — Mit vollem Rechte eifert der Vf. S. 165 ff. wider die heillose Behandlung vieler Walddistricte im Odenwalde als Hackwälder, um so mehr, da ersteres als Vorrathskammer für die benachbarte Ebene und für die Pfalz zu betrachten ist, und in dieser Hinsicht in ergiebigen Holzbeständen stehen sollte. — Übrigens findet man noch manche nützliche Bemerkungen über Buchenhochwälder, junge Nadelholzplantagen und Holzpflanzungen, deren Beherzigung wir jedem ausübenden Forstmanne bestens empfehlen müssen.

— Ro.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Grätz, b. Ferstl: Hundertjähriger Kalender des Hn. Abts Moritz Knauer für das jetzige Jahrhundert 1800 bis 1809. Nebst einem vollständigen monatlichen Landwirthschafts - Kalender u. f. w. und einem durch lange Erfahrung bewährten medicinischen Noth- und Hülfsbüchlein u. f. w. Dritte zum Gebrauche für das Landvolk neu eingerichtete, verbesserte, vermehrte und mit neuen Holzstichen verschönernte Ausgabe. 1809. 357 S. 8. (16 Gr.) Daß diese neue Auflage des bekannten 100jährigen Kalenders noch mit einem sogenannten „vollständigen monatlichen Landwirthschaftskalender,“ dergleichen einem „medicinischen Noth- und Hülfsbüchlein vermehrt worden ist, und die vorige zweyte mit 16 Bogen übersteigt, — dieß bemerkt zu haben, könnte in der That zur Würdigung dieses elenden Machwerks hinreichen. Doch noch ein paar Worte mehr: der pensionirte Ökonomieverwalter Matthias Blumhofer, wie er

sich bey der Vorrede unterschrieben hat, (hat auch noch für den besondern Abdruck der Zusätze, zum Besten der Besitzer der beiden ersten Ausgaben, gesorgt, und auf diese Art wieder zwey nagelneue Bücher zu Stande gebracht, von denen der vollständige monatl. Landwirthschaftskalender um 10 Gr., und das medicinische Noth- und Hülfsbüchlein 12 Bauersleute um 12 Gr. — Grätz, b. Ferstl. 1808 — verkauft wird. Da der Vf., nach der Vorr., einer aufrichtigen Beurtheilung seines wichtigen Buches mit Sehnsucht entgegen sieht: so will Rec. noch zur guten Letzt einen Beweis von seiner Aufrichtigkeit ablegen und erinnern, daß, so wie die sämtlichen Zusätze erborgtes Gut seyn mögen, der 1te Abschn. des medicin. Noth- und Hülfsbüchleins aus Parizky's Anleitung für Landleute (1. 2te Aufl. Anhang S. 591 — 644) wörtlich abgeschrieben ist.

— sch —

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Benj. Fleischer: Briefsteller durch Würfel, womit man über 2000 Briefe auf verschiedene Art zusammen-

setzen kann. Eine Gesellschafts - Unterhaltung. Neue verbesserte Aufl. (12 Gr.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 u. 19 A P R I L, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über das Herzogthum Mecklenburg.

Die kriegerischen Ereignisse der letzten Jahre, die der Gestalt aller Dinge so manche unerwartete Umwandlung gegeben, haben die Augen aller menschlich Theilnehmenden unter anderen auch auf ein Land gelenkt, das, seit lange vorzugsweise aller Segnungen des Friedens genießend, und glücklich abgesondert von den bewegteren Theilen des Erdkreises, bis dahin in beneidenswerther Vergessenheit sicher geruht hatte; auch durch literarische Berührungspunkte nur wenig verknüpft mit den übrigen Gebieten des gemeinsamen deutschen Vaterlandes. Seitdem aber auch Mecklenburg die Siege des franzöf. Kaisers bezeugt, hat theils das Elend, das dem Lande noch nicht ganz vernarbte Wunden schlug, theils der Beytritt desselben zum Rheinbunde, manche neue, menschliche und politische Bindungsmittel hervorgebracht. Und so möchte gerade jetzt von mannichfaltigem Interesse seyn, was hier unseren Lesern dargeboten wird: genauere Nachrichten von solchen Schriften, die, aus dem Innern des Landes entsprungen, zugleich wieder ausschliesslich zurückwirken auf ihren heimischen Boden, uns näher bekannt machend mit mancher eigenthümlichen Ansicht, mancher nationalen Einrichtung; alle aber, aufser diesem historischen Interesse, auch von exemplarischem Werth, und nichts zu wünschen übrig lassend, als dafs diese Gründlichkeit, dieser innere Zusammenhang, dies kräftige Streben, recht bald auf Gegenstände von allgemeiner Beziehung möge übertragen werden.

SCHWERIN, in der Hofbuchdruckerey: *Herzoglich Mecklenburg-Schwerinischer Staats-Kalender 1808.* Erster Theil. 206 S. Zweyter Theil. XXVIII und 193 S. 1809. Erster Theil. 186 S. Zweyter Theil. XXVIII u. 225 S. 1810. Erster Theil. 189 S. Zweyter Theil. XXVIII u. 240 S. 8.

Da in dem, wie es *Staats-Kalender 1808. Th. 2. S. 180* heisst, ewig unvergesslichen Jahr 1807 kein eigentlicher Staats-Kalender, sondern nur der die europäische Genealogie und die einheimischen Notizen enthaltende zweyte Theil desselben erschienen ist: so bezieht Rec. sich auf die, in diesen Blättern, Jahrg. 1807, No. 210 abgedruckte Anzeige des Staatskalenders für das Jahr 1806, und holt jetzt die drey zuletzt erschienenen nach, weil dies Werk als mecklenburgisches Nationalproduct auf diese Auszeichnung billige An-
3. A. L. Z. 1810. Zweyter Band,

sprüche hat; zugleich auch, weil es längst als das vortrefflichste anerkannt ist, was irgend ein Land in dieser Art aufzuzeigen hat. Diese musterhafte Einrichtung ist zu wohl begründet, als dafs sie Veränderungen im Allgemeinen zuliesse: jedoch enthalten auch die neuesten Jahrgänge, wie schon das immer steigende Volumen verheisst, manche erfreuliche Spuren, dafs der Herausgeber, der verdienstvolle Regierungs-rath Rudloff in Schwerin, sich durch den für die früheren Jahrgänge eingeernteten Ruhm nicht hat einschläfern lassen; dafs ihn vielmehr fortwährend das sorgsamste Verbesserungs-Streben für diesen Gegenstand beseelt, und wir wohl hoffen dürfen, von ihm noch das Ideal eines Staatskalenders, das wirklich schon nahe Ziel absoluter Unverbesserlichkeit, erreicht zu sehn. Selbst einige der Bemerkungen, durch welche die Rec. des Staatskalenders von 1806 die diesem Werke gewidmete Aufmerksamkeit zu bethätigen gesucht hat, sind im Staatskalender von 1808 benutzt worden; andere dagegen unberücksichtigt geblieben. Doch benutzt auch Rec. diese Gelegenheit, einen in jener Rec. erklärlicher Weise begangenen Irrthum zu berichtigen, indem der verdiente Rudloff durch den neuesten Jahrgang schon sein *fünfunddreissigstes* Redactionsjubiläum feyert, und uns dadurch hoffen macht, dafs wir von ihm den Kreis eines halben Redactions-Jahrhunderts werden ausgefüllt sehn.

Die vor uns liegenden drey Jahrgänge haben alle Vorzüge der früheren, nur in einem, wo möglich, noch höheren Grade, obgleich Rec. ungern seit dem Jahrg. 1808 die Namen der ordentlichen und Ehren-Mitglieder der landwirthschaftlichen Gesellschaft ausgelassen sieht. Dies Institut ist in sich so ganz und rein national; ist dem Mecklenburger und der Wissenschaft so nützlich und ehrenvoll, dafs das Verzeichniss seiner, durch alle Lande Europa's verbreiteten Mitglieder allerdings interessant und rühmlich für das Land ist. — Dagegen führt zu angenehmen Betrachtungen die dem ersten Theil beygegebene genealogische Tabelle des herzoglichen Hauses; aus welcher sich ergibt, dafs das mecklenburgische Fürstenhaus mit vollster diplomatischer Gewissheit bereits um die Mitte des 12ten Jahrhunderts *unabhängig* — nicht *unbeschränkt*, wie man heutiges Tages so gern Unabhängigkeit und Unbeschränktheit für gleichbedeutend hält — über Mecklenburg herrschte; also bereits ein souveränes regierendes Geschlecht war, als die Ahnherren aller übrigen deutschen und europäischen Fürstenhäuser noch kaiserliche Stätthalter und Grafen, oder sonst Privatpersonen waren; dafs das

mecklenburgische Herzogshaus also das älteste jetzt regierende Geschlecht, nicht bloß in Deutschland, sondern in Europa überhaupt ist; und so erscheint es auch seit 1809 im Staatskalender wieder mit dem Besitz der ursprünglichen Souveränität geziert. Schon ins 8te Jahrhundert also regiert es in Mecklenburg, jeden, auch noch so vortheilhaften Landeswechsel ablehnend. Mit Recht empfand daher jeder gutgesinnte Mecklenburger zu Ende des Junius und Anfangs des Julius 1807 (Jahrg. 1808. Th. 2. S. 186.) die Empfindungen, welche den alten, ehrlichen *Frank* bey seinem Capitel: *Auf Regen folgt Sonnenschein*, erfüllten; mit Recht theilte ein Jeder diese Empfindungen, wäre auch der Regen etwas weniger stark gewesen, als er wirklich war, indem die Jahrg. 1808. Th. 2. S. 185. gedachten Erogationen zum unbeträchtlichsten Theil der Wirkungen jener trüben Zeit gehören. Mit Recht stellt daher der Herausg. (im Zeitkalender Februar und Julius) die Jahre 1632 und 1807 in Eine Kategorie! In Ansehung der Landesbehörden sind manche Veränderungen erfolgt. Der Graf von *Bassewitz* erscheint 1808 zum letzten Mal als erster Minister, und der Geh. Rath von *Brandenstein* ist an seine Stelle getreten. Schon seit 1807 ist der Erbprinz Chef und Präsident des Kammer- und Forst-Collegiums; der als staatswirthlicher Schriftsteller rühmlichst bekannte bisherige Reichstagsgesandte von *Plessen*, von welchem selbst österreichische Blätter gestehn, daß er über das österreichische Finanzwesen richtiger geurtheilt habe, als Österreicher, als wirklicher Minister im geheimen Ministerium; und in der Kammer der als einsichtsvoller Schriftsteller genug bewährte Herr von *Lehsten* als geheimer Kammerath. Auch im Consistorium zu Rostock zeigen sich mehrere Veränderungen: so wie seitdem die dortige Landesuniversität durch die Namen eines *Dahl*, *Hufchke*, *Konopack*, *Pries*, *Masius*, *Brandenburg*, bedeutende Zierden gewonnen hat. Freylich vermissen wir auch im letzten Jahrgang mit wahrer Trauer den trefflichen *Ziegler*, dessen Stelle noch nicht wieder besetzt ist, sowie die Prof. *Wiese* und *Rönnberg*. — Die Population betrug am Schluß des Jahrs 1807 (ohne die Juden) 290,103 Seelen, mithin 6.533 weniger, als im Jahr 1806, von welchem Minus auf Rostock allein 3,012, auf Schwerin 1,766, auf Ludwigslust 1,153, auf Güstrow 874 Menschen kommen. Die Ursache dieses Sinkens sind Krankheiten, Krieg, Sterblichkeit, Mangel an Lebensbedürfnissen! Sonderbar aber, daß dessenungeachtet in diesem, zur Hälfte wenigstens, Unglücksjahre doch 206 Paar mehr als im Jahr 1806 getraut sind. Die Sterblichkeit, welche in den zunächst vorhergehenden Jahren etwas über 8,000, im Durchschnitt 9004 Menschen wegraffte, hatte in jenem Jahr ein Opfer von 12,059 Seelen erhalten. Daß die traurigen Folgen jener Zeit noch immer nicht ganz erschöpft sind, zeigt der Staatskalender von 1810 deutlich genug, indem die Population des letztabgewichenen Jahres nur um 6 Häupter gestiegen ist, wogegen jedoch die Zahl der

Gestorbenen schon wieder bis 9,990 fiel. Überhaupt aber zeigt sich die Bevölkerung jetzt wieder in glücklichem Wachsthum; denn zu Ende des Jahres 1808 zählte man nur 289,402 Einwohner und 12,439 Gestorbene! Die Übersicht der mecklenburgischen Literatur ist von einem anderen Vf. Im Jahr 1807 waren 50 Schriften, im Jahr 1808 fünf weniger, im Jahr 1809 sechs mehr erschienen; von denen allen jedoch die Hälfte nicht über Gelegenheitschriften von 2 bis 3 Bogen hinausgehn möchte. Aber das Verzeichniß ist theils nicht vollständig, theils werden Gelegenheitsgedichte und akademische Schriften darin aufgenommen, die nie in den Buchhandel kommen, und also nur sehr uneigentlich zur Literatur gezählt werden, da sie als Privatunternehmungen zu betrachten sind. Endlich ist dem Rec. eine Inconsequenz aufgefallen. Es scheint, als ob diejenigen Mecklenburger, die im Auslande leben, ausgeschlossen sind aus jenem Verzeichniß, so wie man darin die verehrten Namen *Voss*, *Ahlwardt* u. A. vermisst: gleichwohl finden wir die Schriften von *Kamptz*, *Wallenberg*, *Kämmerer* u. A. aufgezeichnet, die keineswegs innerhalb der Grenzen des Herzogthums leben. Ueberall aber würde es patriotisch und liberal seyn, wenn man auf diese Weise die literarischen Verdienste auch der auswärtig lebenden Landeskinde anerkennte. — Die mecklenburgschwerinschen Annalen sollten nach des Herausgebers Erklärung mit dem Jahrg. 1809 geschlossen werden: mit Freuden aber sehen wir, daß vielfache Bitten ihn vermocht haben, dies anziehende Repertorium auch den neuesten Jahrgang wieder beizufügen, und es werden nun auch die künftigen dieser Zierde hoffentlich nicht entbehren. Verändert in der Anlage ist nur die Folge des geistlichen und des Militär-Etats, indem seit dem Jahrg. 1809 dieser jenem vorangeht. Hinzugekommen ist seit demselben Jahr ein vollständiges topographisches Register, dem 1810 noch die Anzahl der Ortschaften (zusammen 2343) bey jedem Buchstaben zugesetzt ist, und im neuesten Jahrgang eine sehr brauchbare siebenfache Angabe der Commercialstraßen von Schwerin, Rostock, Wismar, Güstrow, Hamburg, Lübeck und Ludwigslust. Was wir etwa noch hinzu zu wünschen wüßten, ist eine jedesmalige kurze Chronik der Landesuniversität, die den Annalen angehängt werden könnte, und allenfalls ein alphabetisches Personalregister, wie es sich zur Erleichterung des Gebrauchs bey anderen Adresskalendern findet.

Im Einzelnen würden sich allerdings noch Kleinigkeiten finden, die einige Berichtigung gestatteten, besonders bey den europäischen Regenten: aber das kann unsere Leser nicht anziehen, und dem würdigen Vf. werden bey seinem rastlosen Eifer und seiner ausgebreiteten Localkenntniß diese Dinge ohne unsere Hinweisung bemerklich werden; auch könnte es scheinen, als wollten wir durch dergleichen Ausstellungen im Einzelnen uns dem Dank entziehen, der seinem ruhm- und mühevollen Unternehmen im Ganzen gebührt.

Im Selbstverlag: *Übersicht der mecklenburgischen Geschichte* von Paschen Heinrich Hane, zweytem Prediger zu Gadebusch. 1804. 660 S. 8. (1 Thlr. 24 Schill. N. $\frac{2}{3}$ Kr.).

Mecklenburg hat zwar seit dem 14ten Jahrhunderte treffliche Werke über seine Geschichte aufzuweisen; allein keins derselben ist zu einem populären, allenfalls auch beym Unterricht der Jugend zu gebrauchenden, Leitfaden geeignet. Das einzige Werk, das dazu noch wohl gebraucht werden könnte, ist vom Vf. mit Stillschweigen übergangen, nämlich des Oberpfarrers Buchholz mecklenburgische Geschichte; allein auch diese dürfte, abgerechnet das sie schon mit früheren Zeiten schließt, wohl so leicht von Niemanden, der nicht Geschäftsmann oder Historiker von Profession ist, zur Hand genommen werden. Der Entschluß des Vfs., eine gedrängte Übersicht der Geschichte seines Vaterlandes zu liefern, ist daher eben so beyfallswürdig als die Art, womit er ihn ausgeführt, und dadurch den Erwartungen entsprochen hat, wozu uns seine frühern, zwar nur kleinen, aber interessanten literarischen Arbeiten berechtigten. Er zeigt sich als einen Mann, der seinen Gegenstand völlig beherrscht, und mit den verschiedenen Zeitaltern, wodurch er seine Leser führt, vertraut ist. Es ist übrigens aufser dem Zweck dieser Beurtheilung, in das Detail des Werkes zu gehen, und Berichtigungen anzubringen, welche einzelne Facta hin und wieder bedürften. So hat z. B. der, zu Mecklenburg-Strelitz regierende, Herzog Karl (S. 650) die Kammerguts-Verpachtungen seines Vorgängers nicht deshalb, weil sie ohne sein Vorwissen geschehen, sondern aus dem Grunde aufgerufen, daß ein Regierungsnachfolger, wenn er Agnat und weder Sohn, noch Privat-Erbe seines Vorfahren ist, an Handlungen dieser Art nicht gebunden sey. Sonst sind fast durchgängig von dem Vf. gute Quellen benutzt und angeführt, obgleich der Zweck des Werkes ihm nicht immer gestattete, aus Urkunden und den ersten Quellen zu schöpfen. Der Styl hält einen guten Mittelweg zwischen dem des bloß pragmatistischen und dem des bloß populären Geschichtschreibers. Auch die Bemerkungen, wodurch der Vf. die Geschichte seines Landes mit dem der benachbarten Staaten hin und wieder verbindet, setzen jene in eine grössere Klarheit und bewähren einen, auch in den Welthändeln Europens bewanderten Mann.

M — St. St.

SCHWERIN, b. Bärensprung: *Mecklenburgische Münzverfassung* von Carl Friedrich Evers, herzogl. mecklenb. (schwerinischem) geheimen Archiv-Rath. I Theil. 1798. XVIII und 462 S. gr. 8. II Theil. 1799. XVI und 532 S. Nebst einer Kupfertafel. gr. 8.

Das Bedürfnis einer vollständigen Münzkunde ward vor der Erscheinung dieses Werkes zwar lebhaft genug gefühlt, allein die Bearbeitung derselben schien ein so schweres Unternehmen, daß es Jeden zurückschreckte. Selbst die darüber vorhandenen handschrift-

lichen Versuche sind dürftig und mangelhaft. Das vorliegende Werk bricht die Bahn; es ist die erste mecklenburgische Münzkunde, allein es ist zugleich so vollständig, so erschöpfend, daß es für Mecklenburg nichts zu wünschen übrig läßt, und auch für andere Staaten zum Muster aufgestellt werden kann. Der jetzt verstorbene Vf. war durch Amts- und persönliche Verhältnisse so sehr begünstigt, daß er, und vielleicht auch nur er, etwas so Vollständiges zu liefern vermochte. Beynahe ein halbes Jahrhundert hindurch (er starb 1803) war er geheimer Archivar und Director des herzogl. Münzcabinets in Schwerin; die Schätze, welche beide enthielten, und die für Andere unzugänglich sind, standen ihm offen, und ein, auch in seinem hohen Alter noch so lebendiges, Interesse an diesem Gegenstand erleichterte ihm die Verarbeitung der, im Amte gesammelten, Erfahrungen und Theorien.

Das vorliegende Resultat seiner vieljährigen mühsamen Arbeiten zerfällt in zwey Haupttheile, in die Geschichte des mecklenburgischen Münzwesens und in die Beschreibung der einzelnen Münzen. Der erste Theil beschäftigt sich mit der Geschichte, und enthält folgende sechs, wohl nicht ganz logisch geordnete, Hauptabschnitte. Der erste trägt eine vollständige *Literatur des mecklenburgischen Münzwesens* vor, bey welcher Rec. keinen Hauptmangel bemerkt hat; daß der nachmalige hollsteinische Kanzler von Westphalen S. 9 Johann genannt wird, ist wohl nur ein Schreib- oder Druck-Fehler, da er Joachim hieß. Der 2 Hauptabschnitt liefert die *Münzgeschichte der Herren von Mecklenburg, Wenden oder Werle und Rostock und demnachst der Herzöge von Mecklenburg-Schwerin und Güstrow*, und zerfällt in 8 Perioden: 1) Wendische Münzverfassung. 2) Mecklenburgische Münzverfassung des mittleren Zeitalters bis zum Ausgang des 15ten Jahrhunderts. 3) Vom Ausgang des 15ten Jahrhunderts bis zur Reichs-Münzordnung vom Jahr 1559. 4) Von Einführung der R. Münzordnung bis zu den, mit den Hanse-Städten Lübeck, Bremen und Hamburg 1619 und 1620 getroffenen Münzveränderungen. 5) Von 1621 bis zum zinnaischen Münzfuss. 6) Vom zinnaischen Münzfuss bis zum güstrowschen Successionsvergleich vom 8 März 1701. 7) Von da bis zum Landesvergleich v. 1755 besonders die mecklenburg-schwerin- und güstrowische Münzverfassung betreffend; und 8) neueste mecklenburg-schwerin- und güstrowische Münzverfassung seit dem Landesvergleich bis auf die gegenwärtigen Zeiten. Diese Einteilung, von der sechsten Periode einschließlic an, scheint Rec. deshalb nicht ganz angemessen zu seyn, weil die angeführten Zeitbezeichnungen auf das mecklenburgische Münzwesen ohne Einfluß waren. Er würde dafür das Jahr 1756 oder 1763, in welchem in Mecklenburg-Schwerin und Güstrow der schwere Münzfuss aufkam und angenommen ward, bestimmt haben. Die Ausführung dieser Abschnitte ist aber desto interessanter und vollständiger gerathen, und zeigt sehr lichtvoll, wie der Reichsmünzfuss, der lübeckische, zinnaische, leipziger und schwere Münzfuss auf einander gefolgt sind, und die 9. 143 f. befindlichen

Bemerkungen über die Nützlichkeit des letzteren wird auch der bloße Staatswirth gern lesen. In der ersten Periode zeigt der Vf. sich als ein vorurtheilsfreyer Geschichtsforscher, der zwar annimmt, daß die Wenden schon Münzen hatten, aber die genauen Nachrichten, welche in älteren Zeiten darüber verbreitet wurden, für Fabeln erklärt. Das Verhältniß der Münzen der zweyten Periode gegen einander wird S. 26 — 27 genau bestimmt, wogegen aber die Ausführung (S. 28) des Unterschieds des Münzregals in den ursprünglich deutschen und in den ursprünglich wendischen Ländern Deutschlands dem Publicisten zu wenig gründlich und lichtvoll scheinen dürfte, obgleich der Vf. bey Gelegenheit des vom römischen Könige Maximilian mecklenburgischen Herzögen Magnus und Balthasar im J. 1495 ertheilten Privilegiums, goldene Münzen zu prägen, mit Recht behauptet, daß die Herzöge dasselbe, nicht aus Pflicht (bestimmter nicht aus Nothwendigkeit), sondern nur, weil es damals Sitte war, seinen unbezweifelten Befugnissen durch ein kaiserliches Pergament und Siegel eine vermeintlich grössere Festigkeit zu verschaffen, genommen hätten. Dieß Privilegium ist übrigens hier S. 29 ff. nach dem im herzogl. Haupt- und geheimen Archiv befindlichen Original abgedruckt, und erst lange nach seiner Verleihung benutzt. Der 9 Abschn., der eigentlich kein Correlat der Darstellung der vorher bezeichneten Perioden seyn kann, trägt sehr vollständig und diplomatisch genau die *äußere Beschaffenheit der geprägten landesherrlichen Münzen* nach allen nach und nach eingetretenen Veränderungen der Bezeichnungen derselben vor, wobey der hier besonders ausgehobene Umstand, daß sie oft unter dem kaiserlichen Titel und Reichsadler geprägt wurden, deshalb wohl so merkwürdig nicht ist, weil dieß in Gemäßheit der Reichsmünzvorschriften des 16 Jahrh. allgemein geschehen sollte, und auch in mehreren deutschen Staaten geschah. 10. *Verzeichniß der landesherrlichen Münzstätte und der dabey angestellten Officianten in Meckl. - Schwerin und Güstrow*, fast von den ältesten Zeiten an bis jetzt. Der dritte Hauptabschnitt ist der herzogl. mecklenb. strelitzischen Münzkunde gewidmet, allein bey dem Mangel an genauen und vollständigen Notizen über diesen Gegenstand nur; *Beiträge zur Münzgeschichte der Herzöge von Mecklenburg - Strelitz und Ratzeburg* überschrieben. Er zerfällt in drey Abschnitte: I. *Seit dem Anfange des herzogl. mecklenburg - strelitz - und ratzeburgischen Regierhauses bis zur Einführung des Conventions - oder 20 Gulden - Fußes*, mithin vom J. 1701 bis zum J. 1763; im J. 1763 ward der leipziger Münzfuß eingeführt. II. *Von Einführung des Conventionsfußes bis auf gegenwärtige Zeit*. Nach dem siebenjährigen Kriege nahm der Herzog Adolph Friedrich IV den Conventionsfuß an; allein diese Einführung erstreckte sich nicht auf das Fürstenthum Ratzeburg, sondern beschränkte sich nur auf den stargardischen Kreis. Überhaupt gefällt Rec. die hier geschehene Verbindung Ratzeburgs mit dem Stargardischen gar nicht, da jenes Land auch in Ansehung der Münzen eine ganz

abgeforderte Verfassung hat, welche besonders hätte beschrieben werden müssen. Staatsrechtswidrig ist auch der Ausdruck: Herzog zu Meckl. Strelitz und Ratzeburg, weil es keine Herzöge zu M. Ratzeburg giebt. III. *Verzeichniß der herzogl. meckl. strelitzischen Münzofficinen und darüber bestellten Directoren, Münzmeister und Wardeins*. Der vierte Hauptabschnitt: *Münzgeschichte der Stadt Rostock*, führt die Entstehung und den Fortgang des Münzrechts der Stadt Rostock gründlich aus: 1) seit Erbauung der Stadt (1169) bis derselben das Münzrecht vom Landesherrn bewilligt ward (1361); 2) von da bis zur Reichsmünzordnung v. 1559; 3) von da bis zum Schluß des 16 Jahrh.; 4) vom Anfange des 17 Jahrh. bis zum leipziger Münzfuß 1690; und 5) von da bis auf gegenwärtige Zeiten. Rostock, welches schon in der ersten Periode, obwohl unter landesherrlichem Stempel, in der zweyten aber alle Arten von Gold- und Silber-Münzen prägte, und 1581 zu einer dberniedersächsischen Kreis-münzstätte gewählt ward, prägt gegenwärtig fast nicht mehr, obgleich noch in den Jahren 1783 und 1796 Ducaten geprägt wurden, deren Anzahl aber so gering ist, daß sie, selbst im Lande und in der Stadt, nur selten anzutreffen sind. 6) Übersicht des rostockischen Münzwesens. 7) Präge auf den rostockischen Münzen; größtentheils Wappen und Name der Stadt oder des Stadtraths, zuweilen, besonders in älteren Zeiten, auch wohl das des römischen Kaisers. 8) Verzeichniß der Münzherrn, Münzwardeins, und Münzmeister der Stadt Rostock. Im fünften Hauptabschnitt wird die *Münzgeschichte der Stadt Wismar* in 5 Abschnitten und nach eben so vielen mit den vorhergehenden fast gleichen Perioden abgehandelt; ihnen folgt das Verzeichniß der von der Stadt Wismar geprägten Münzsorten und der von ihr angenommenen Münzfüße und das der Münzbedienten dieser Stadt, welche gegenwärtig ihr Münzrecht nicht mehr ausübt. Der sechste Hauptabschnitt liefert eine *actenmäßige Darstellung der im niedersächsischen Kreise liegenden Münzstätte, besonders in Hinsicht auf Mecklenburg*, welche größtentheils aus Archivalquellen geschöpft ist. Rostock ward am Schluß des 16 Jahrh. zwar eine der niedersächsischen Münzstädte, ist aber, so viel Rec. weiß, nicht zum Besitz der damit verbundenen Rechte gekommen.

Der zweyte Theil besteht aus dem *Verzeichniß der mecklenburgischen Münzen und Medaillen*. Erst die landesherrlichen, darauf die der mecklenburgischen Städte, und endlich die zum Andenken merkwürdiger innerer Begebenheiten und mecklenburger geprägten Medaillen, welche sämmtlich äußerst genau und vollständig und mit Nachweisung der etwa vorhandenen Abdrücke und Beschreibungen nach chronologischer Ordnung beschrieben werden. Wie der Vf. aber S. 180 f. die Münzen des russischen Kaisers Iwan III zu den mecklenburgischen Münzen rechnen könne, begreift Rec. nicht. Die Münzen der Städte Neubrandenburg, Friedland (S. 27 f.), Güstrow und Parchim (S. 419) gehören eigentlich nicht zu den landesherrlichen Münzen, und die Münzbefugniß

dieser Städte hätte wohl eine Stelle und Erörterung im ersten Theil verdient. Angenehm ist die S. 211 gegebene Notiz über die beiden vom gegenwärtigen Herzog zu Mecklenburg-Schwerin gestifteten Prämien-Medaillen, wovon, nach ihren Inschriften, die eine für Gelehrte und Künstler, die andere aber für den redlichen Mann und guten Bürger bestimmt ist.

Kz.

ROSTOCK, b. Adlers Erben: Der mecklenburgische Landtag des Jahrs 1805, mit den Landkasten-Rechnungen desselben Jahrs. 1806. 62 S. und 36 S. Anlagen. 4.

Obgleich die Verhandlungen des mecklenburgischen Landtags wegen der vorzüglich ausgezeichneten Theilnahme der Landstände Mecklenburgs an der Ausübung der Landeshoheit ein größeres Interesse, als in allen, oder mindestens den mehresten übrigen deutschen Reichslanden haben: so sind sie doch bisher nicht zur Publicität gebracht. Die Ursache dieser Geheimhaltung war keinesweges Wille und Wunsch der Stände, (welche denselben um so weniger hegen konnten, als das Protocoll des Landtags öffentlich gehalten, dictirt und verlesen wird), sondern Mangel an Unternehmung. Verdienstlich war es daher, daß 1794 ein Landstand aus der Curie der Ritterschaft, der 1805 verstorbene Hr. von Winterfeld auf Stieten, das Protocoll des Landtags des Jahrs 1794 in 4 herausgab; allein es blieb bey diesem einjährigen Protocoll, welches ohnehin ein bloßer Abdruck des Landtags-Protocolls, in der Ordnung des Originals und ohne Rücksicht auf die, unten gedachte, Separations-Methode war. Nach einigen Jahren übernahm ein, bis jetzt öffentlich noch nicht bekannter, Geschäftsmann, dem Vernehmen nach auch ein Mitglied der Stände, die Herausgabe der Landtags-Protocollen nach einem sehr verbesserten Plane. So sehr die Landstände selbst mehrmals den Wunsch geäußert und darüber delibertirt haben, die Geschäfte des Landtags nach einer systematischen und gewissen Folgeordnung abzuhandeln, mithin auch das Landtags-Protocoll nach dieser Ordnung abhalten zu lassen: so haben doch Hindernisse, welche Rec. nur sehr schwer zu beseitigen scheinen, sich stets der Ausführung dieses Wunsches entgegengesetzt; das Landtags-Protocoll wird daher noch gegenwärtig nach der chronologischen Folge, worin die Comitäl-Geschäfte auf dem Landtage abgehandelt sind, abgehalten, welches, da dieselbe sich nach persönlichen, Zeit- und anderen Umständen richtet, für den klaren Überblick der Sachen und für den Leser nicht anders als sehr unbequem ist. Die Landtags-Protocolle, von welchen Rec. gegenwärtig den einen Theil anzeigt, haben aber eine bessere Einrichtung erhalten; sie sind nämlich nicht in chronologischer, sondern nach materieller und systematischer der Comitäl-Geschäfte geordnet. Alle Geschäfte der mecklenburgischen Landtage zerfallen in vier Classen: 1) Landesfürstliche Landtags-Propositionen; 2) Propositionen des Landtags-Directoriums, wohin

die Vorträge zur Geschäftsbehandlung, zu den Wahlen u. d. gl.; III) Propositionen des engern Ausschusses, welche die, seit dem letzten Landtage vorgekommenen, zur Competenz der Landstände gehörigen Gegenstände enthalten, und IV) die während des Landtags unmittelbar bey ihm eingegangenen Anträge. Nach diesen vier Abschnitten sind denn auch die Verhandlungen des zu Sternberg im Jahr 1805 gehaltenen Landtags in dieser Schrift vorgetragen. Das Interesse derselben ist für das Ausland nicht so groß, daß Rec. sich eine ausführliche Anzeige erlauben dürfte. Unter den landesherrlichen Propositionen ist unstreitig die Anheimstellung der behuften Mafsregeln, um das ganze Land auf immer gegen Kornmangel zu schützen, die wichtigste; es ist darüber aber nichts Durchgreifendes beschlossen. Die Propositionen des Directoriums enthalten nur das Gewöhnliche; dagegen befinden sich unter denen des engern Ausschusses mehrere von ausgezeichnete Wichtigkeit, nämlich aus dem Gebiet der allgemeinen Landespolicey die Credit-Angelegenheit, die Vorkehrungen gegen wucherliche Mißbräuche, für Vergrößerung des Credits, Abschaffung der Adjudicate und die damit verbundenen Gegenstände, worüber der engere Ausschuss zwar ein umständliches Erachten des Hofr. und Prof. Norrmann zu Rostock gefodert hatte, der Landtag aber nichts Erschöpfendes festgesetzt hat, so wichtig diese Angelegenheit auch ist, und die Verbesserung der Schäfereyen, so wie die, jedoch nicht vollendete Einrichtung einer Viehsterbens-Affecuranz. In die Gesetzgebung gehört die in Vorschlag gekommene Vorschrift, die Concurstkosten nicht über die zur Hebung kommenden Gläubiger *pro rata* zu vertheilen, sondern von der Masse voraus zu nehmen, die vorgeschlagene Modification der Adjudicate (die doch auch ihre gute und nützliche Seite haben), die Verbindlichkeit der Prorogation des Gerichtsstandes der Pächter adelicher Geburt unter die Patrimonialgerichte für die Erben des Proroganten, die Nothwendigkeit der Einwilligung der Obervormundschaft in die Erhebung eines pupillarischen Capitals, über die Befugniss des Hof- und Land-Gerichts, Gemeine-Bescheide zu erlassen (das S. 43 ausgehobene Erachten der Landsyndicorum entscheidet hierüber dahin: „Das H. u. L. Gericht habe das Recht, gemeine Bescheide zu erlassen, weil die Provincial-Gerichte vieler Länder, nach dem Vorgange des Reichs-Kammergerichts, Verordnungen zur zweckmäßigeren Führung der Proceffe und zur inneren Organisation des Gerichts erlassen, und dergleichen auch vom mecklenburgischen Hof- und Land-Gericht seit frühen Zeiten verfügt wären. Das Recht, neue Gesetze zu machen, befäßen die Landesgerichte aber noch weniger in denjenigen Ländern, wo zu deren Errichtung die Einwirkung der Landesstände erforderlich sey, welches in Mecklenburg eintrete“); der so patriotische, heilbringende Vorschlag, den in Mecklenburg eingerissenen Luxus zu beschränken, und die Hazardspiele, deren Betreibung hier einen sehr hohen Grad erreicht hat, gänzlich und allgemein abzuschaffen,

und die Verbindlichkeit der Landes-Superintendenten, in Kirchenfachen ein Zeugniß abzulegen. Ein in einem Kirchenproceß vom Gegner der Kirche selbst zum Zeugen vorgeschlagener Landes-Superintendent war nämlich auf den Einfall gerathen, dieß Zeugniß aus Gründen für unzulässig zu halten und abzulehnen, welche, wie unsere Leser sich aus *Nettelblatts Archiv der Rechtsgelahrtheit für die Herzogthümer Mecklenburg* erinnern, von der herzoglichen Justiz-Kanzley, nach Rec. voller Überzeugung, mit Recht abgewiesen, und selbst gegen die Landesregierung für ungegründet und widerrechtlich erklärt wurden. Die, die Vertretung des Landes anrufende Parthey legte dem Landtag ein hierüber von einer auswärtigen Juristen-Facultät eingeholtes Gutachten vor, welches, nach S. 53, dahin ausgefallen ist: „daß die Superintendenten nicht allein als Diener des Fürsten, sondern auch vorzüglich als Diener des Staats, anzusehen sind, und also in Sachen, die nicht die Person des Landesfürsten, sondern ihr öffentliches Amt betreffen, sich der Ablegung eines Zeugnisses zur Erforschung der Wahrheit nicht entlegen könnten, zumal selbst das Kirchen-Archiv eine Staatseinrichtung sey, welche zu Verhehlungen nicht benutzt werden dürfe.“

Rec. hat Veranlassung gehabt, das Original des Landtags-Protocolls mit dem vorliegenden Auszuge desselben zu vergleichen. Dieser ist zwar fast durchgehends treu gerathen, indeffen scheint Rec. doch an einigen Stellen der Sinn der Verhandlungen nicht so ganz getroffen, und deshalb dem Herausgeber für die Auffassung desselben und selbst für die Vollständigkeit des Auszugs eine größere Genauigkeit anzurufen zu seyn, welche überdies auch bey manchen Familiennamen vermisst wird.

Der Herausgeber hat diese Sammlung mit dem J. 1798 angefangen, die Landtags-Protocolle von einigen seitdem verfloßenen Jahren aber übergangen; er würde daher seinem verdienstlichen Unternehmen eine größere Vollständigkeit geben, wenn er die fehlenden Jahre noch nachzuholen sich entschloße.

M — St. St.

- 1) SCHWERIN, b. Bödner: *Die Verbindlichkeit der Eingepfarrten zum Bau und Unterhalt der Kirchen-, Pfarr- und Küster-Gebäude, besonders bey dem Unvermögen der Kirchen-Avarien, beyzutragen*, mit Hinweisung auf das gemeine Recht, aus mecklenburgischen Kirchen-Gesetzen, aus Urkunden und aus Urtheilsprüchen entwickelt, von dem Hofrath und Kirchen-Procurator Francke in Schwerin, mit LIV Beylagen. 1806. 100 S. 4.
- 2) Ebendasselbst: *Über die Beytragsverbindlichkeit der Gemeinden zu Kirchen- und Pfarr-Bauten*, ein Versuch, veranlaßt durch die kürzlich erschienene Schrift des Herrn Hofraths Francke über diesen Gegenstand. 1806. 54 S. 8.
- 3) ROSTOCK, b. Adlers Erben: *Erörterung der Frage: Wem liegt bey unzureichendem Kirchen-Ava-*

rium die Verbindlichkeit ob, zum Bau und Unterhalt der Kirchen- und Pfarr-Gebäude beyzutragen? mit besonderer Rücksicht auf Mecklenburg. 1806. 59 S. 4.

Der Gegenstand, welchem diese drey Abhandlungen gewidmet sind, gehört bekanntlich zu den kirchenrechtlichen Controversen, sowohl unter den Protestanten überhaupt, als insonderheit in Mecklenburg; besonders betrifft er die Frage: ob jene Verbindlichkeit dem Patrone vor den Eingepfarrten, oder diesen vor jenem obliege. Die beiden zuerst genannten Abhandlungen legen die Bau- und Unterhaltungsverbindlichkeit den Parochianen auf, wogegen der, dem Rec. unbekannte Vf. der dritten Schrift sie zu den Pflichten des Kirchen-Patrons rechnet. Die zweite Druckschrift ist die weniger vorzügliche; sie unterstützt die Meinung der ersteren nur durch einige Argumente, welche größtentheils aus dem Ursprunge der Kirchen abgeleitet sind. Dieses Schriftchen hatte, nachdem Nr. 1 bereits erschienen war, füglich ungedruckt bleiben können.

Die in Nr. 1 u. 3 vorgetragenen Gründe des *gemeinen Kirchenrechts* sind folgende: Nach der ersten sind die Parochianen zu der Verbindlichkeit, welche im Streit ist, verbunden, weil die Gemeinde das Eigenthum der Kirchen-, Pfarr- und anderen geistlichen Gebäude habe, und die wahre Domina derselben sey, und *quisque sua reficere tenetur*; weil sie auf jeden Fall wenigstens die ausschließliche Nutznießerin derselben, und als solche nach bekannten Grundsätzen des *Usufructus* (L. 6 §. 2. D. *si servitus vindicetur*, l. 18 D. *de usu et habit.* l. un. §. 4 C. *de caducis tollendis* und l. 55 *de Reg. Juris* in 6to) zur Erhaltung dieser Gebäude um so mehr schuldig sey, als die unverkennbaren allgemeinen Societäts-Principien eben dieß Resultat aufstellten; ferner weil ausdrückliche Vorschriften des Kirchen-Rechts, nämlich C. 1 et 4 X. *de eccl. aedif. vel reparandis* und *Conclusum Concilii Tridentini Sess. XXI de reformatione* cap. 7, diese Verbindlichkeit auflegen, indem letzteres Gesetz zwar dazu vor den Parochianen die Patronen ziehe, allein dabey von *Patronis qui fructus et ecclesiis habent*, rede, welche Art von Patronen unter den Protestanten durchaus unbekannt sey, und daher die Eingepfarrten bey dem Unvermögen des Kirchenärariums und in Ermangelung solcher Patronen sofort von dem Concilien-Schlusse, welcher übrigens unter den Protestanten keine gesetzliche Kraft habe, ergriffen würden, und endlich weil in dem, nur auf Aufsichts-, Schutz- und Schirmungs-Recht sich beschränkenden, Patronate überall kein die Refections-Verbindlichkeit begründendes Verhältniß vorhanden sey. Der ungenannte Vf. von Nr. 3 legt dagegen diese Verbindlichkeit dem Kirchen-Patrone aus folgenden Gründen vor den Kirchen-Parochianen auf: Der Patron sey der einzige und wahre Eigenthümer der Kirchen und anderer geistlicher Gebäude; die Gemeinde habe nur *commoda spiritualia*, für deren Genuß sie ohnehin zahlen müsse; die Hauptverbindlichkeit eines Patrons oder eigent-

lich die Grundbedingung, unter welcher er *originarie* nur durch Stiftung einer Kirche das Patronatrecht erwerben kann, sey, nach Nov. 67 cap. 2 und cap. 8 X *de consecratione ecclesiarum* die hinlängliche Dotation der Kirche, deren unzureichendes Ararium allemal beweise, daß der Patron jene Pflicht entweder überall nicht, oder nicht hinreichend erfüllt habe, wogegen der Patron ansehnliche, ehrenvolle und nützliche Befugnisse in Ansehung der Kirche genieße; Grundsätze des Naturrechts könnten gegen klare Gesetze des positiven Rechts nicht angeführt werden, und der tridentiner Concilienschluß lege die in Frage befangene Verbindlichkeit so deutlich wie möglich den Patronen vor den Parochianen auf, auch unsere Patronen haben *fructus ex ecclesiis*, unleugbare *jura honorifica et utilia*. — Rec., wenn er die Sache nach den Grundsätzen des gemeinen Kirchenrechts beurtheilt, kann nur dem Vf. der dritten Abhandl. beystimmen. Unmöglich kann das Patronatrecht nur ein von Verbindlichkeiten entblößter Inbegriff von Rechten seyn; in Ansehung des tridentinischen Concilienschlusses erlaubt Hr. Hofr. Francke sich eine Interpretation, mit der es ihm unmöglich Ernst seyn kann; nach diesem Concilienschlusse sollen bey unzureichendem Kirchenararium bauen und bessern „*omnes patroni et alii, qui fructus aliquos ex ecclesiis percipiunt, aut in illorum defectum parochiani*“. Klar genug wird also dem Patrone jene Verbindlichkeit vor den Eingepfarrten aufgelegt; allein Hr. Fr. meint, daß das Subject des ersteren uns ganz fehle, weil unsere Patronen keine *fructus ex ecclesiis percipiunt*. Rec. scheint diese Argumentation in zwiefacher Rücksicht unrichtig, indem 1) das Gesetz *omnes Patronos* hiezu verbindet, und die Worte „*qui fructus percipiunt*“ sich nur auf die *alios* beziehen und beschränken, keinesweges aber auch auf die davon getrennten Patronen ausgedehnt werden können; vor den Parochianen soll dem Patrone diese Verbindlichkeit aufliegen, allein er hat das Recht, diejenigen, welche aus den Kirchen *fructus* ziehen, an Erfüllung derselben concurriren zu lassen; und 2) jeder Patron in seinen *Juribus honorificis*, Immunitäten von manchen Abgaben und dergl. allerdings *fructus ex ecclesia* hat. Den zweyten Abschnitt beider Abhandlungen füllt die Untersuchung: wie ist diese Verbindlichkeit nach dem mecklenburgischen Kirchenrechte zu bestimmen? Beide Schriftsteller behaupten, diese Particularrecht bleibe hierin dem gemeinen Rechte getreu. Hr. Francke stellt daher die Verbindlichkeit der Eingepfarrten, der Vf. von No. 3 aber die Pflicht des Kirchenpatrons als Regel auf. Beide Schriftsteller haben ihre Thesis mit unverkennbarem Scharffinn ausgeführt; Rec. muß, diese Verbindlichkeit auch aus dem Gesichtspuncte des mecklenburgischen Particularrechts betrachtend, dem Vf. der dritten Abhandlung beystimmen. Rec. ist immer der Meinung gewesen, und hat sich von der Richtigkeit derselben jetzt wiederholt überzeugt, daß die Grundsätze des mecklenburgischen Rechts über diesen Gegenstand folgende sind: Dem Patrone liegt die

Verbindlichkeit, die Kirchen- und geistlichen Gebäude zu erbauen und zu repariren, bey unzureichendem Kirchenararium, in der Regel ob; die Eingepfarrten müssen jedoch 1) bey Reparaturen, vermöge allgemeiner durch den Landesvergleich §. 499 anerkannter Landsgewohnheit Hand- und Spann-Dienste leisten, wogegen sie 2) bey neuen Bauen a) zu Hand- und Spann-Diensten nur da, wo es hergebracht, sonst aber nicht, und b) zu Geld- oder Baumaterialien-Lieferungen außer dem Fall eines besonderen Pacti oder erweislichen Herkommens überall nicht verbunden sind. Nach Rec. Meinungen beruhen diese Grundsätze auf deutlichen Vorschriften der meckl. Gesetze, die, wenn man sie so, wie sie da stehen, natürlich und unbefangen betrachtet, unverkennbar klar sind. Die beiden Kirchenordnungen von 1552 und 1602 machen es der Herrschaft, worunter Rec. nur den Patron verstehen kann, zur Pflicht, zu allen nöthigen Gebäuden das erforderliche Holz zu geben, und letztere beschränkt der Eingepfarrten Verbindlichkeit, diese Gebäude zu bessern und wieder aufzubauen, auf die Orte, wo sie es bisher gethan haben, also auf das Herkommen; später, in beiden Abhandlungen angeführte Gesetze gehen von dem nämlichen Grundsatz aus, kein einziger enthält ein allgemeines Gesetz gegen die Eingepfarrten, und des Landesgrundgesetzlicher Erbvergleich vom J. 1755 spricht das von Rec. eben angeführte Princip fast wörtlich aus; „nur da, wo es hergebracht ist, sonst aber nicht, sollen die Parochianen zu neuen Bauten Dienste, keineswegs aber einige Geld- oder Baumaterialien-Prästanda liefern, jedoch bleibt der Fall eines Pacti oder Herkommens ausbeschieden.“ Was führt nun Hr. Francke zur Begründung der Eingepfarrten — Verbindlichkeit an? Der Patrone geschehe nirgends ausdrückliche Erwähnung. Allein ist dies nothwendig, wenn es schon gemeinen Rechts ist, daß sie ihre Patronatpflichten erfüllen müssen? Können die Eingepfarrten nicht mit mehrerem Rechte sagen: wir sind *praeter jus commune* nur da schuldig, wo ein ausdrückliches Gesetz, welches in Mecklenburg fehlt, uns diese Verbindlichkeit aufliegt? Eine Menge von Abschieden und Entscheidungen für einzelne Fälle; allein theils sind sie unbestimmt und undeutlich, theils beziehen sie sich auf die Kirchenordnung, theils sprechen sie nur von Fuhren, und theils können sie alle von Fällen eines besonderen Herkommens und Vertrags reden, widrigenfalls würden sie gegen die Kirchenordnung sprechen, und also um so weniger angezogen werden können, als diese im Landesvergleich §. 483 ausdrücklich bestätigt, und dadurch schon jede *observantia legi contraria* aufgehoben ist. Den Landesvergleich in seinen §§. 499 und 500 räumt Hr. Francke auf eine ganz eigene Art aus dem Wege, und dieser Theil seiner Abhandlung scheint Rec. der eigentliche Punct derselben zu seyn. Er behauptet nämlich, beide §§. sprechen nicht von dem Falle des Unvermögens des Kirchenararii, sondern von den nach §. 22 hin und wiedergelenden Fällen, in welchen die Eingepfarrten auch bey zulänglichem Kirchenvermögen, nicht bloß zu Hand- und Spann-

Diensten, sondern auch zur Zusammenbringung der Baukosten und Baumaterialien gehalten sind. Rec. kann dieser sehr gezwungenen Erklärung um so weniger beystimmen, als in der Geschichte dieser Verwillkürung nicht der entfernteste Grund hiezu liegt, und das Gesetz so allgemein spricht, daß eine beschränkende und unterscheidende Erklärung eine dem Gesetz angethane Gewalt ist, zumal dies Gesetz sich auf die Kirchenordnung von 1602 bezieht, worin, wie die Anlage V der ersten Schrift beweist, ausdrücklich festgesetzt ist, daß, „da die Kirchen *unvermögen seyn und die Kirchspiel-Leute* — gebaut und gebessert — — haben“, sie ferner bauen und bessern sollen, und mithin in dieser Stelle Unvermögen und Herkommen *copulative*, keineswegs *disjunctive* — es heist ja nicht: oder — neben einander angeführt sind. Rec. kann daher auch aus den Gründen des mecklenburgischen Particularrechts nicht Hn. Francke, sondern muß dem Verf. der dritten Abhandlung beystreten.

Rec. darf diese Recension nicht schliessen, ohne sein Mißfallen über die Ausfälle auszudrücken, welche der sonst schätzbare Vf. von No. 1 gegen diejenigen sich erlaubt, die seine Meinung nicht annehmen, sondern ihr Recht weiter suchen. Hat denn der Hr. Kirchenprocurator dies nicht selbst gegen die Erkenntnisse des Reichskammergerichts und der Justizkanzley zu Schwerin, die beide seiner Meinung nicht sind, gethan? Erzählt er dies nicht selbst S. 28? Hat er gleich die Meinungen mehrerer Facultäten, an welche Processacten verschickt waren, für sich: so haben doch beide angeführte Tribunale in den von ihnen selbst abgefassten Urtheilen die Meinung angenommen, welche Rec. für die richtigere hält, und welche, wie No. 3 S. 40 bemerkt, die Gesetzgebung selbst noch 1804 *implicit* für die richtigere anerkannte, ja, nach S. 22 und Anl. A, Hr. Francke selbst bey Bezahlung einer Kostenrechnung, die er bey fehlendem Kirchenararium nicht gegen die Eingepfarrten, sondern gegen den Patron ausklagte, befolgte. Die Abhandlung des Hn. Fr. hat übrigens in Rücksicht auf Schreibart und selbst auf System Vorzüge vor der seines

Gegners, wie den auch die angefügten Beylagen ihr einen besonderen Werth geben. M — St. St.

ERDBESCHREIBUNG.

NEUSTRELITZ, in der Hofbuchhandlung: *Geschichte und Anekdoten von Dobberan, nebst einer Beschreibung der dortigen Seebade-Anstalten*, von F. L. Röper. 1797. 172 S. 8. (12 Gr.)

Der Flecken Dobberan, an der Küste der Ostsee, ehem nur durch seinen sogenannten heiligen Damm bekannt, hat seit einigen Jahren durch sein treffliches und wirksames Seebad die Aufmerksamkeit und das Interesse eines großen Theils von Deutschland erregt. Angenehm wird es daher einem Jeden seyn, diesen Ort, den er besucht hat, oder besuchen wird, oder an welchem er sich grade aufhält, genauer kennen zu lernen; mit Befriedigung wird er diesen Zweck aus vorliegendem, fälschlich geschriebenem Werke erreichen können. Das größte Interesse für ihn dürfte der erste Abschnitt haben, welcher den Flecken Dobberan und die dortigen Seebade-Anstalten sehr vollständig beschreibt, obwohl letztere bey der zunehmenden Frequenz der Cur-Gäste, und besonders bey der unmittelbaren Unterstützung des Herzogs, seit dem Erscheinen dieses Werckchens sich sehr vergrößert haben. Der zweyte Abschnitt liefert die Geschichte des (ehemaligen) Klosters und der Kirche zu Dobberan seit dem 12 Jahrhundert bis auf gegenwärtige Zeiten; der dritte Abschnitt behandelt die Besitzungen und Privilegien dieses ehemaligen, jetzt aber seit 1552 säcularisirten Klosters; der vierte beschreibt die hiesige Kirche, und der fünfte enthält ein chronologisches Verzeichniß der Gemälde und Statuen in derselben, mit kurzen Lebensbeschreibungen der darin abgebildeten Personen. Der sechste Abschnitt theilt eine Beschreibung der in der Kirche befindlichen Grabschriften und Malereyen mit, und der siebente eine Beschreibung der darin befindlichen Reliquien, so wie der achte vermischte Nachrichten über das Siegel des Klosters, das Wappen von Dobberan u. d. gl. M — St. St.

KURZE ANZEIGEN.

SOMMER KUNST. *Winterthur*, in der Steinerischen Buchhandlung: *Potpouri von Reminiscenzen, kleinen Gemälden und Gedichten über die Schweiz von J. L. Appenzeller*. 1810. 217 S. 8. (18 Gr.) Eine Wanderung durch die Schweiz, zum Theil unbedeutend, zum Theil mit anziehenden Schilderungen, Beschreibungen, Erzählungen, Betrachtungen und Erinnerungen an die Vorzeit, im Ganzen mit Geist und dabey mit großer Anspruchslosigkeit geschrieben, und am meisten denen zu empfehlen, die ähnliche Wanderungen gemacht haben, oder machen wollen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Rostock, b. Adler: *Über Wismars Handelslage und deren Benutzung in älteren Zeiten*. Eine Einladungs-Schrift zur Feyer des Weihnachtsfestes von G. P. H. Norrmann, als diesjährigem Rector der Universität. 1803. 24 S. 4. Die im Jahr 1802 mindestens pflandweise erfolgte Wiedervereinigung der Stadt und Herrschaft Wismar mit dem Herzogthum Mecklenburg-Schwerin er-

neuerte das Interesse beider Staaten, und gab dem berühmten Vf. dieser Schrift die sehr zweckmäßige Veranlassung, beide näher mit einander bekannt zu machen. Zuerst eine kurze statistische Beschreibung des wismarschen Staats, dessen Flächeninhalt hier zu 13 Q. Meilen, die Population zu 8 bis 9000 Menschen, so wie die landesherrlichen Einkünfte aus den beiden Dominial-Amtern Poel und Neukloster zu 30000 Rthlr. N $\frac{2}{3}$ angegeben werden. Der folgende Theil entwickelt den ehemaligen Zustand dieses Ländchens, besonders den vormaligen Handel der im Norden Deutschlands und insonderheit in der Gegend von Wismar wohnenden Wenden, so wie die derzeit sehr bedeutende Rolle, welche der Stadt Wismar im nordischen Handel zugetheilt war. Die Fortsetzung dieser verdienstlichen Arbeit kann nur mit gerechtem Verlangen erwartet werden.

M — St. St.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 20 APRIL, 1810.

Ö K O N O M I E.

BERLIN, in der Realbuchh.: *Praktische Anleitung zur Führung der Wirthschafts-Geschäfte, für angehende Landwirthe, von Fr. Carl Gust. Gericke, Pacht-Amtmann zu Heinde. II Theil. Von dem Ackerbau. Mit 2 Kupfertafeln. 1805. XXVI u. 434 S. III Theil. Von der Einerndung, Einscheurung und Aufbewahrung der gewonnenen Wiesen und Felderzeugnisse. Mit 9 Kupfertafeln. 1806. XVIII u. 523 S. gr. 8. (4 Thlr. 12 Gr.)*

Noch immer fehlte es an einem guten Handbuch, das vorzüglich auf das Praktische Rücksicht genommen hätte, und das der angehende Pächter oder Güterbesitzer bey den täglich vorkommenden Feldarbeiten mit Nutzen und Sicherheit zu Rathe ziehen konnte. Hr. G. suchte durch diese Anleitung diesem Bedürfnis abzuheffen, und die vor uns liegenden Bände, ihrem Zwecke entsprechend, erfüllen bey nahe noch mehr, als was der erste versprach. Die darin abgehandelten Gegenstände sind meist gedrängt, immer aber klar und faßlich vorgetragen, und durchaus verräth sich der Mann vom Fach, der über dasselbe nachgedacht, und es mit Eifer betrieben hat. Man findet daher in diesen zwey Bänden einen seltenen Schatz von Erfahrungen, deren Benutzung den Anfänger in der Landwirthschaft vor vielen Mißgriffen schützen kann.

Das Versprechen des Vfs., nichts vorzutragen, was er nicht aus Erfahrung kennt, dient dem Werke zur vorzüglichsten Empfehlung; ob es gleich auf der andern Seite, durch zu pünctliche Rücksicht auf diesen Voratz, an Vollständigkeit verloren hat. Zweckmäßiger wäre es gewesen, wenn Hr. G. auch die Erfahrungen anderer wahrheitsliebender Männer aufgenommen, und so Zuverlässigkeit und Vollständigkeit mit einander verbunden hätte. Jedoch entschließt er sich vielleicht noch, diese Lücken in einem Anhang auszufüllen, wodurch er sich den Wünschen vieler Ökonomen gefällig machen würde.

Der zweyte Band handelt allein von dem Ackerbau, und giebt in mehrern Abschnitten und Unterabtheilungen zweckmäßigen Unterricht über den Dünger, und die Bedüngung der Äcker, über die Bearbeitung des Bodens, über Bepflanzung und Besamung der Felder, über die Art des Anbaues der zu beackenden Brachfrüchte, Futterkräuter, Ölsaaten, und endlich über den Hanf- und Flachs-Bau.

J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

Am Schluffe macht der Vf. auf einige gemeinschaftliche Hindernisse des Ackerbaues aufmerksam, und legt jedem Ökonomen die Pflicht auf, nach möglichen Kräften zur Abhülfe derselben beyzutragen.

Der dritte Band beginnt mit der Lehre von der *Wiesencultur und Heugewinnung*, von der er auf die Anweisung übergeht, wie die Gräseren am vortheilhaftesten eingesammelt werden; dann handelt er von der Einerndung der Halm- und Hülsen-Früchte, des Flachses, der Aufbewahrung aller gewonnenen Producte, vom Ausdreschen des Getreides, von der Reinigung des Saamens, von zweckmäßiger Anlegung der Kornböden und Scheunen, von den Kornfeinden und deren Vertilgung, von Führung der Aus- und Abmessregister. In allen diesen Capiteln sind die mechanischen Arbeiten und Handgriffe, die sowohl zur Production der Früchte, als zur Einerndung derselben erforderlich sind, eben so wie die dabey nöthigen Instrumente, aufs genaueste beschrieben. Selten oder gar nicht wird in andern Werken dieser Art auf diesen praktischen Theil der ausübenden Landwirthschaft so bestimmte Rücksicht genommen, und dieses scheint uns den vorzüglichsten Werth dieses Buchs auszumachen, weil es dadurch dem angehenden Landwirth ungemein brauchbar wird.

In der Vorrede giebt der Vf. die Gründe an, weshalb er die Lehre von den verschiedenen Wirthschaftssystemen nicht vorgetragen habe, weil nämlich jedes Local sein eignes Heische, und weil überhaupt diese Lehre höhere Tendenz habe, und also nicht für Anfänger gehöre. In sofern die Abänderung eines Systems, und der Übergang von dem einen in das andere eine sehr gefährliche Operation ist, welche viele Erfahrung, und noch mehr Theorie voraussetzt, wird man zwar der Meinung des Vfs. beypflichten; in sofern aber der junge Ökonom durchaus nicht im Stande seyn wird, dem auf seinem Gute hergebrachten System die möglichste Vollkommenheit zu geben, wenn er keine reinen Begriffe von anderen Systemen hat, und in sofern der zweyte Band dieses Handbuchs doch das Ganze des Ackerbaues umfassen soll, hätte wenigstens eine historische Übersicht der gewöhnlichen Wirthschaftsarten nicht wegbleiben sollen, da selbst Drey- und Vierfelder-Wirthschaft in verschiedenen Provinzen Deutschlands, auch auf verschiedene Art, betrieben wird. — Der Abschnitt vom Dünger ist vorzüglich gut ausgefallen; und wir haben es für Pflicht, angehende Landwirthe besonders auf die Vorschläge aufmerksam zu machen, wie zweckmäßige Miststätten angelegt werden

R

hollen, weil dieser so wichtige Gegenstand leider auch in gut eingerichteten Wirthschaften am meisten vernachlässigt wird. Eben so empfehlenswerth ist die Anweisung, wie der Vorrath des Düngers am leichtesten zu berechnen sey. Denn wenn der Landwirth die Summe seines Vorraths nicht kennt: so wird er auch nie im Stande seyn, eine richtige Eintheilung desselben zu machen. Es ist daher ganz gewöhnlich, daß diejenigen Acker, welche zuerst gedüngt werden, der Besserung zu viel bekommen, und diejenigen, welche später an die Reihe kommen, desto kärglicher damit versehen werden. Führt der Wirthschafter vollends keine genauen Dünregister, um den Fehler bey der zweyten Rotation in etwas unschädlicher zu machen: so kann durch diesen Mangel an Übersicht und richtiger Vertheilung mancher Acker leicht seine Tragbarkeit auf lange Jahre verlieren. — Die verschiedenen Arten des Düngers, und der Dünger-Vehikeln, unter welchen letzteren der Vf. die mineralischen Düngmittel versteht, die dem Boden eine stärkere Triebkraft mittheilen können — sind sehr vollständig aufgezählt, und sehr lehrreich ist die beste Anwendung jeder Art angegeben, wobey Hn. G. sein reicher Schatz von Erfahrungen und gemachten Versuchen gut zu statten kam. S. 46 erzählt er einen Versuch mit Salz, indem er einen mit Hülsenfrüchten und Klee besäeten Acker damit überstreute, der sich gegen einen andern nicht damit überstreuten im Ertrag vorzüglich ausgezeichnet haben soll, obgleich beide gut gedüngt und cultivirt gewesen wären. Hiebey hätte bemerkt werden sollen, ob beide Acker von gleichem Boden gewesen, und ob sie beide vorher gleich stark und mit gleicher Düngart überfahren worden sind. Wir glauben um so mehr diesen Versuch andern Landwirthen zur aufmerksamen Wiederholung empfehlen zu müssen, als man bis jetzt weder über die Dünkraft des Salzes, noch über die Art, wie solches auf die Vegetation wirkt, genugsam in Kenntniß gesetzt ist, und *Sommerville* in seinem trefflichen Bericht an den brittischen Landschafts-Rath, über die Düngmittel (S. die deutsche-Übersetzung Leipzig b. Breitkopf 1808. 8.) dem reinen Salz aus mehreren angeführten Erfahrungen und Versuchen alle Dünungskraft absprechen will. S. 108 lehrt uns der Vf., daß der Gyps nicht auf einem und dem nämlichen Boden gleich gute Wirkung hervorbringe. Bey den Hülsenfrüchten, wo sich diese Bemerkung vorzüglich bewährt haben soll, kann Rec. nicht aus Erfahrung widersprechen: aber auf Wiesen, sie mochten tief oder hoch liegen, hat er nie gefunden, daß der Gyps die auf ihn gebaute Hoffnung betrogen habe. Nur muß man dieses Mineral, so wenig als Kalk, alljährlich als Besserungsmittel anwenden wollen, weil dadurch in den folgenden Jahren mehrere unangenehme Folgen entstehen können. Soll der Gyps ganz das leisten, was er leisten kann: so muß im Herbst vorerst mit animalischem Dünger gedüngt, und im folgenden Frühjahr die Wiese damit überstreut werden. Man scheue ja nicht den Aufwand dieser doppelten

Düngung, er wird durch den Erfolg reichlich ersetzt. Von S. 112 — 172 ist die Lehre vom Pflug und vom Pflügen so brauchbar und anschaulich vorgetragen, daß sie jungen Landwirthen zur wiederholten aufmerksamen Lectüre nicht genug empfohlen werden kann. S. 356 sucht sich der Vf. darüber zu rechtfertigen, daß er weder vom Taback, noch vom Anbau der Farbpflanzen etwas gesagt habe. Daß der Taback zu *viele Wartung* *erfordere*, folglich für große Ökonomieen nicht zuträglich sey, auch der amerikanischen immer am meisten gesucht werde, sind Vorwürfe, die erst zu erweisen sind. Nur die Erziehung der jungen Tabackpflanzen erfordert eine vorzügliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit; und diese mühevollen Pflege hat genau in großen Ökonomieen am wenigsten mit Schwierigkeiten zu kämpfen, da in solchen großen Gärten und geschickte Gärtner vorausgesetzt werden, denen die Erziehung dieser Pflanzen, bey allen zu Gebot stehenden Hülfsmitteln, eine sehr leichte Sache seyn wird. Übrigens ist die Pflege dieser Pflanze, welche ein unentbehrliches Bedürfnis geworden, und welche da, wo sie angebaut wird, einen guten Gewinn abwirft, und eines der Producte ist, die fremdes Geld einbringen, nicht mühevoller, als der Bau des Flachses und des Hanfes, und hat den Vorzug, daß es den Acker weniger ausfrucht, und ihn von Unkraut reinigt. Dieses letzte, nicht kleine Verdienst hätte allein dem Taback in einem Handelslande des Ackerbaues eine rühmliche Stelle erwerben sollen. „Aber seine Erndte — meint der Vf. — fällt in die Zeit der anderen Erndten, weßwegen man zur Beilegung der Arbeit selten Leute genug haben wird.“ Fällt denn aber die Flachsgewinnung nicht auch in die Zeit der anderen Erndten? und wird man deswegen auch in großen Ökonomieen aufhören, Hanf, Haber und Nachheu zu erbauen? Übrigens hat Rec. den Mangel an Tagelöhnern nie in Orten bemerkt, wo man den Arbeiter gut bezahlt, denn die Hoffnung eines guten Gewinns lockt die Menschen aus entfernten Gegenden herbey; und da sich der Tabackbau wie der Bau aller Handelskräuter meist besser, als der des Getreides rentirt: so können auch die zu seiner Pflege angestellten Arbeiter gut bezahlt werden. Was den zur Aufbewahrung und Trocknung der Tabacksblätter erforderlichen Raum betrifft: so wird hoffentlich kein Ökonom den Bau dieser Pflanze weiter ausdehnen, als es ihm sein Local erlaubt. Die Warnung vor dem Bau der Farbpflanzen, insbesondere des Krapps, kann Rec. eben so wenig billigen. Zwar leugnet er gar nicht, daß diese Pflanzen tiefgepfläget, oder noch besser, tiefgegrabenen Boden verlangen; der auch deswegen stark durchgedüngt werden muß: allein dieses heischen auch andere, und fast alle gehackten Früchte, wenn sie gut gedeihen und das Land für die nachfolgenden Getreideerndten nicht erschöpfen sollen. Unbillig ist es daher, den Farbpflanzen dieses gleichsam ausschließend zum Vorwurf zu machen, und dadurch junge — ohnehin meist schüchterne — Wirthschafter von einem Bau abzuschrecken, der in dem gegenwärtigen Zeitpunkt reeht

emlig betrieben werden sollte. Hätte der Vf. im J. 1805 voraussehen können, daß in Kurzem alle Wege gänzlich versperrt seyn würden, auf denen uns sonst amerikanischer Taback, und fast alle Farbebedürfnisse zugeführt wurden: so würde er gewiß zum Anbau dieser Producte eher ermuntert, als davor gewarnt haben. Da unter den Handelskräutern, welche in der deutschen Handelsbilance eine wichtige Stelle einnehmen, auch der Hopfen ein bedeutender Artikel ist: so wünschten wir ebenfalls, in einem Anhang seiner Cultur einige Blätter gewidmet zu finden. Was der Vf. vom Anbau der gewöhnlichen Kleearten sagt, ist allen gemachten Erfahrungen entsprechend. Die Warnung, den Klee, der unter die Sommerfrüchte gesäet worden, im ersten Jahr weder abschneiden, noch abhüten zu lassen, steht ganz am rechten Ort, weil gewöhnlich dagegen gefehlt wird — besonders wo der Schäfer oder Schweizer in die Wirthschafts-Führung ein Wort mitzusprechen hat. Dieser anscheinende Vortheil bringt gewöhnlich im zweyten und dritten Jahr so viel Schaden, daß der Gewinn des ersten Jahrs in Nichts verschwindet. Doch kann es auf ganz gutem Boden, und bey einem lange dauernden sonnigten Herbst, Ausnahmen geben, wo aber immer das Abschneiden dem Abhüten vorzuziehen ist. Eben so praktisch ist der Vorschlag, die Samen der Getreidearten bisweilen zu verändern, und von anderen Orten her zu nehmen; allen Samen, wenn es sich nur immer thun läßt, einzukalchen; und nur diejenigen Früchte anzubauen, die dem Local am angemessensten sind. In der That ist es ein lächerliches Vorurtheil, das inzwischen gerade unter den besten praktischen Wirthen am meisten herrschend geworden ist, daß man auf seinem Gute alles, was man immer nöthig haben möchte, selbst erbauen müsse, um, so viel möglich, baare Geldausgaben zu ersparen. Allerdings soll sich der Landwirth, der ohnehin so viel Ausgaben zu bestreiten hat, nicht neue schaffen. Aber wenn er auch in seinem Haushalt eine beträchtliche Quantität Heidekorn nöthig hätte: so ist der Vortheil immer auf seiner Seite, wenn er es kauft, und auf dem guten Felde, das er dazu hätte widmen müssen, Gerste oder Weizen baut. — Das Schröpfen des Weizens kann in manchen Fällen schädlich seyn; aber als Regel darf dieser Satz nicht aufgestellt werden. Weizen bedarf einen guten und wohlgedüngten Acker, und er würde sich gewöhnlich lagern, wenn diese Operation unterlassen würde.

Das erste Hauptstück des III Bandes über *Wiesen-Cultur*, ist mit Fleiß bearbeitet, was um so lobenswerther ist, da dieser wichtige Zweig der Wirthschaft in den meisten Lehrbüchern sehr kurz abgehandelt wird, und in den meisten Oekonomien noch immer unter die Gegenstände gehört, welche gewöhnlich vernachlässigt werden. Um deswillen wünschten wir auch, daß dieses Hauptstück ganz fleckenlos seyn möchte. Unter diesen Stellen, die wir richtiger ausgedrückt haben möchten, rechnen wir S. 15: „daß eine nasse Wiese, die durch Ableitung des Wassers etwas trocken gelegt worden, allein durch Asche, Ruß, Hühner-

und Tauben-Mist ein schönes, süßes Gras in reicher Fülle da hervorbringen werde, wo vorhin Schilf und Binsengras in Menge war.“ Wohl möglich, daß auf diese Düngung hie und da auf hohen Stellen, die schon vor der Ableitung und Gräbenziehung trocken gewesen, und wo der Wind zufällig Klee und andere gute Grasamen hingeweht, etwas davon keimen und freudig aufblühen wird; aber nimmermehr darf man erwarten, daß auf nassen Wiesen, auf denen Sumpf- und Wasser-Pflanzen herrschend geworden, solche durch obige Düngmittel ausgerottet werden, und an ihrer Stelle gute Gräser aufsprießen können. In diesem Fall sind alle Düngmittel verloren, und es ist weiter nichts zu thun übrig, als die Wiese, nach Maßgabe ihrer Größe auf einmal odernach und nach, umzureißen, tief zu pflügen, mit breiten und tiefen Haupt- und Neben-Gräben zu durchschneiden, und mit Kartoffeln zu bestecken, die wenigstens zweymal behackt werden müssen. Wenn das Land mit dieser Frucht zwey bis drey Jahre ausgebaut, folglich von allem Moos und den so gern in die Tiefe treibenden Wurzeln der Wasserpflanzen gereinigt ist, dann kann es mit guten Gräsern und Klee angesäet werden, und es wird, gleichsam neu geboren, lange Jahre hindurch, die darauf verwendeten Kosten dankbar vergüten. Ist der Boden das erste Jahr zu nass: so hat Rec. die Pferdebohnen am dienlichsten gefunden, ihn mit Hülfe der gezogenen Gräben schnell auszutrocknen. — Der Vf. giebt zwar an, wie Wiesen, welche Überschwemmungen ausgesetzt sind, vor diesem schrecklichen, fast jährlich eintretenden Übel am besten geschützt werden können; dennoch wünscht Rec., daß dieser wichtige Gegenstand ausführlicher behandelt worden wäre. Gras, das überschwemmt worden, wird, wenn es auch nachher wieder darauf regnet, sich nie vom Staub und Schmutz reinigen, den die Überschwemmung darauf liegen ließ, wenn es auch in den hellsten Morgen abgemäht, und in der stärksten Sonnenhitze aufs fleißigste durchgeheuchelt wird; ein solches verdorbenes Heu aber bleibt stets ein sehr ungesundes Futter für das Vieh. Das Einsalzen ist das einzige Mittel, es unschädlich zu machen, und dabey hat Rec. immer mit gutem Erfolg die Methode angewendet, der sich die Schweizer bey dem Salzen des Grases, welches der Vf. S. 127 ausführlich beschreibt, zu bedienen pflegen; nur mit dem Unterschiede, daß er es nicht bey dem Grase selbst, sondern erst dann anwandte, wenn es schon ganz dürr auf den Heuboden gebracht wurde. S. 93 giebt der Vf. als Regel an, daß dann die geeignete Zeit des Mähens eintrete, wenn die zu mähende Wiese mit dem sogenannten Untergrase hinlänglich behaart sey, weil gerade davon die Qualität und Quantität am meisten abhängen. Wir glauben, bestimmter und anwendbarer möchte diese Regel so ausgedrückt werden: Mähe deine Wiese dann, wenn die Grasart, welche auf solcher die herrschendste ist, abgeblüht hat. Geschieht es eher: so schadet man sich in der Quantität, und später verliert das Heu an Güte und Kraft.

Bey allen Arbeiten der Erndte zieht der Vf. die Verdünnung derselben der Arbeit um Taglohn vor; und jeder, der eine Wirthschaft anfängt, sollte sich diese Bemerkung empfohlen seyn lassen. Gutsbesitzern oder Pächtern, die eine Wirthschaft antreten, wird es leichter werden, eine solche Einrichtung zu treffen, als Landwirthen, die schon mehrere Jahre wirthschafteten, weil das Landvolk sich gegen jede Abänderung des Hergebrachten sträubt, und sich bey dem Taglohn mehr seiner natürlichen Trägheit überlassen kann, als bey dem Verdingen der Arbeit. — Was weiter von den verschiedenen Erndten der Getreide- und Hülsen-Früchte und der Aufbewahrung derselben folgt, ist so gut und praktisch vorgetragen, daß sich der junge Ökonom in jedem vorkommenden Falle dieses guten Rathgebers unbedingt wird bedienen können. Besonders lobenswürdig finden wir, daß der Vf., ohne ein Feind neuer Entdeckungen und Versuche zu seyn, doch auch kein blinder Verehrer derselben ist, und wo er solche anführt, ohne sich von ihren Vorzügen ganz überzeugt zu haben, seinen Lesern Vorsicht und Mißtrauen bey der Nachahmung derselben empfiehlt. Denn nur zu leicht läßt sich der junge Praktiker von allem, was neu ist, und gewöhnlich im Posaumentone als vortrefflich angepriesen wird, — meist zu seinem Schaden hinreißen und verführen.

Der IV Band, den der Vf. versprochen, soll die wichtigen Lehren von Führung der Wirthschaftsrechnungen, von Kauf- und Pacht-Anschlägen, Übergabe und Annahme der Güter handeln, und damit diese brauchbare Anleitung schließen. Wir sind überzeugt, daß unsere Leser, wie wir, der baldigen Erfüllung dieses Versprechens mit Vergnügen entgegensehen.

S. H.

BRESLAU, b. Korn: *Lehrbuch für praktische Landwirth- und Ökonomen, enthaltend die richtigsten, ersten Hauptgrundsätze des Acker-, Wiesen- und Garten-Baus u. s. w., wie auch Grundsätze und Lebensregeln für Landguts-Administratoren, vorzüglich anwendbar bey dem Unterricht der Ökonomie-Lehrlinge.* Herausg. von F. W. Gutsche. Mit einem Kupfer 1807. XII d. 161 S. 8 (12 Gr.)

Ansprüche auf Vollkommenheit macht der bescheidene Vf. in dieser Schrift nicht, wohl aber auf Brauchbarkeit, so wie auf Verständlichkeit und gefällige angenehme Einfachheit im Vortrage. Ob sie nun gleich brauchbar seyn mag: so eignet sie sich doch, we-

gen ihrer Trockenheit und Unvollständigkeit, nur allenfalls für den mündlichen Unterricht der Wirthschafts-Lehrlinge, für welche sie auch mit bestimmt ist, wo dann das noch zu wissen Nöthige hinzugefügt werden kann. Der Vf. handelt darin vom Acker und Ackerbaue, von den Ackerwerkzeugen und deren Gebrauch, vom Düngen, vom Saamen und der Saatzeit, vom Wiesenbau, Garten- und Pflanzen-Bau, der Baumzucht, Viehzucht, und theilt zuletzt noch praktische Grundsätze der innern Landwirthschaft und Haushaltungskunst, so wie praktische Grundsätze eines Landguts-Verwalters mit, und schließt dann noch mit einigen allgemeinen Bemerkungen. Alles ist darin ziemlich dürftig vorgetragen, und es fehlt an einer gewissen Ordnung, welche einem Lehrbuche am wenigsten mangeln sollte. Auch ist darin zu wenig Rücksicht auf die Verschiedenheit der Gegenden genommen. So heisst es zu allgemein S. 19: „Alle Winterfrüchte, wenn sie recht gedeihen sollen, erfordern Dünger, und der Weizen mehr als der Roggen;“ als wenn es nicht auch Gegenden gäbe, in denen der entgegengesetzte Fall Statt findet? So soll nach S. 20 der Dünger sogleich eingepflügt werden, weil sonst die besten Theile verdünsten; aber in der Gegend des Rec. thut der Dünger weit bessere Wirkung, wenn er auch selbst mehrere Wochen lang auf dem Acker ausgebreitet liegen bleibt, wo dann der Boden auf der Oberfläche weit lockerer und tragbarer wird. Was der Vf. S. 88 vom Pfropfen und vom Veredeln überhaupt sagt, beweiset, daß er mit den Fortschritten der Baumzucht nicht bekannt ist. Und endlich schmeckt das Cap. von der inneren Landwirthschaft und Haushaltungskunst zu sehr nach Katechismuslehre, die man wenigstens hier nicht sucht. Sehr gern unterschreiben wir die Bemerkung in der Vorrede: es werde kein praktischer Landwirth durch große Werke über Ökonomie gebildet, wenn man von dem Gelesenen nicht auch die Anwendung zu machen wisse, und: die Ökonomie gleiche der Kriegskunst in allem, wo man Geistesgegenwart und Überlegungskraft anzuwenden habe. Am wenigsten möchte wohl durch diese unbedeutende Schrift ein Landwirth gebildet werden. Das niedliche Titelpuffer und das voranstehende Gedicht: *der Landmann ist ein Ehrenmann* u. s. w. ist noch das Beste darin.

— Ich —

KLEINE SCHRIFTEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. Leipzig, b. Gräff: *Kleines Taschenwörterbuch, Spanisch und Deutsch und Deutsch und Spanisch*, als Hülfsbuch sowohl für Deutsche als Spanier, um sich durch Zusammenfügung mehrerer Wörter ganz verständlich zu machen (?). Nebst einer Übersichts-Tabelle und Berechnung des spanischen Geldes nach Conventions-Münze, Louisd'ors und Cassenmünze. Zweyte Auflage. 1809. 70 S. 12. (8 Gr.)

Schon aus dem Titel läßt sich auf den Werth von dieser kleinen Schrift schließen; weder an eine zweckmäßige Auswahl der nothwendigsten Wörter, noch an die gehörige Richtigkeit des Ausdrucks ist hier zu denken; die Umstände, die zu der Speculation antrieben, sind vorüber, und so wird denn das Buch wohl keine dritte Auflage erleben.

Ha. Ha.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 21 A P R I L 1 8 1 0.

NATURGESCHICHTE.

FRYBERG, b. Craz u. Gerlach: *Geognostische Arbeiten von Johann Carl Friesleben. Zweyter Band.* Auch unter dem Titel: *Geognostischer Beytrag zur Kenntniss des Kupferschiefergebirges, mit besonderer Hinsicht auf einen Theil der Grafschaft Mansfeld und Thüringen. Zweyter Theil.* 1809. Mit einem Kupfer. X u. 242 S. 8. (1 Thlr. 3 Gr.)

Dieselbe Fülle neuer schätzbarer Beobachtungen, in steter Vergleichung und Zusammenstellung mit den früher und an anderen Orten angestellten, welche bey dem ersten Theile (J. A. L. Z. 1807 No. 268) gerühmt wurde, zeichnet auch diesen zweyten aus, und berechtigt zu dem Wunsche, daß der veränderte Wirkungskreis des geschätzten Vfs. die Vollendung seines über den wichtigsten Theil der Flötzgebirge ein neues Licht verbreitenden Werkes dem geognostischen Publicum nicht lange vorenthalten möge.

Im ersten Theile unterschied unser Vf. bey der Kupferschiefergebirgssuite vier Hauptformationen: den oberen Kalkstein, die Thon- und Sandstein-Formation, die untere Kalkstein- und die ältere Sandstein-Formation, und handelte darin die beiden ersten dieser Formationen vollständig ab. Im vorliegenden zweyten Theile geht nun Hr. F. zur unteren Kalksteinformation über, welche derselbe in der Vorerinnerung in zwey Unterabtheilungen sondert, von denen die obere nach ihm verschiedene Arten von lettigem und bituminösem Thon und von bituminösem, mergelartigem, reinem und dichtem, eisenhaltigem, porösem und cavernösem Kalkstein enthält; die untere hingegen aus dichten und reinen, mergelartigen, bituminösen, metallhaltenden, sandartigen Kalksteinen zusammengesetzt ist. Nur die erste dieser Abtheilungen macht den Gegenstand dieses zweyten Theils aus. — Gleich zu Anfang finden sich interessante Bemerkungen über das verschiedene Abwechseln der zur unteren Kalkformation gehörigen Flötzlagen, wodurch der Vf. beweist, daß die zu dieser Abtheilung gehörigen Gebirgsarten, Letten, Stinkstein, Asche, Rauchstein und Rauchwacke mit denen ihnen untergeordneten Eisenstein, Schlottengyps und Steinsalz bey Weitem nicht immer in der bestimmten Folge in der Natur vorkommen, wie manche neuere Geognosten anzunehmen scheinen. I. *Letten*. II. *Stinkstein*. Letzterer erscheint nach dem Vf. in vier Hauptverhältnissen: als lagerhafter Stinkstein, als Trümmerstinkstein, J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

ferner in Verbindung mit Thon, und endlich in Verbindung mit Gyps. Die ersteren drey Verhältnisse werden hier umständlich beschrieben. Dem Vf. sind im Stinkstein nie Versteinerungen vorgekommen. Die Belemniten vom Heimberge bey Göttingen liegen allerdings, wie derselbe vermuthet, in einer dem Muschelkalkstein untergeordneten Flötzschicht, und die hier angehäuften Menge organisirter Wesen dürfte vielleicht selbst die Bildung des Stinksteins, der ihre Reste gegenwärtig einschließt, veranlaßt haben. Den Trümmerstinkstein — der auch in der Gegend von Osterode am südlichen Fusse des Harzes vorkommt — hält der Vf., gewiss sehr mit Recht, für eine eben so primitive Bildung, als den lagerhaften Stinkstein. III. *Asche*. Merkwürdig ist für diese Gebirgsart das Vorkommen des *Schaumkalks*, der, nach dem Vf., hierin, wie in dem oben bemerkten Thon und Stinkstein, wie es scheint; immer nur in den oberen Flötzen in der Nähe des dieser Formation angehörigen Gypses angetroffen wird. Nicht auf diese Weise kommt der Schaumkalk, nach Rec. Beobachtungen, am Meißner im ehemaligen Niederhessen vor. Hier liegt er in einem viel jüngeren Gebirge; in einer die dortigen Braunkohlen unterteufenden, aber wahrscheinlich noch später, als der benachbarte Muschelkalkstein, abgesetzten Lettenschicht, welche an einigen Stellen von Gypsschnüren durchsetzt wird. IV. *Raulstein*. V. *Rauchwacke*. Zu den merkwürdigsten Abänderungen dieser Gebirgsart gehören die mandelsteinartige Rauchwacke, deren Hauptmasse in ganz kleinen rundlichen Körnern schnee- und gelblichweißen, matten, erdigen Kalkstein enthält, und die gegliederte Rauchwacke, deren Schichten aus nahe an einander stehenden, senkrechten, cylindrischen Zapfen oder Gliedern bestehen, die eine stark gereifte Umfläche haben, und nur durch dünne, etwas absteigende Wände von einander getrennt sind. Der im herzynischen Archive S. 662 beschriebene, in der Gegend von Grund am Harz vorkommende Stängelkalk dürfte, nach Rec. Erfahrungen, nicht sowohl zur Rauchwacke als zu den jüngsten Lagen des Zechsteins gehören. Die Schlotten in der Rauchwacke sind nach dem Vf. gewöhnlich mit bösen Wettern angefüllt, die sich als kohlenfaures Gas bezeigen, das überhaupt aus den Rauchwacken- und stinksteinartigen Gesteinen häufig entbunden wird. „Wenn die Gebirgsarten,“ sagt der Vf. S. 94, „welche die obere Abtheilung der unteren Kalkformation ausmachen, sich in den mansfeld'schen und einigen anderen benachbarten Gebirgen als Stinkstein, Asche, Rauch-

fein und Rauchwacke repräsentiren: so kommen sie in anderen zwar von ähnlicher Beschaffenheit, aber jedoch unter etwas abgeänderten Verhältnissen, und daher auch oft unter anderen Benennungen vor; vergleicht man sie aber sowohl unter sich, als mit den gedachten Gebirgsarten: so kann die Überzeugung von ihrer Formationsidentität nicht schwer werden." Der Vf. rechnet dahin nun, und gewiss mit Recht, 1) den der Rauchwacke am nächsten verwandten *Höhlenkalkstein*; 2) den an der Stelle der Rauchwacke und des Stinksteins vorkommenden *Eisenkalkstein*, und 3) den im südlichen Deutschlande einheimischen, und von verschiedenen Schriftstellern unter der Benennung Alpenkalkstein oder Zechstein aufgeführten *Salzstock-Kalkstein*. Darauf geht der Vf. zu den der unteren Kalkformation untergeordneten Flötzen über, und handelt von ihnen bis an das Ende dieses II Theils. Zuerst wird der *Braunstein* betrachtet, der, gemeinlich in Verbindung mit Eisen, nicht selten in der unteren Kalkformation theils nester- theils flötzweise vorkommt. Der Vf. ist nicht abgeneigt, die bekannten Lagerstätten der Mommel und des Stahlberges bey Schmalkalden hieher zu zählen. 2) Der *untere Gyps* (Schlottengyps). Zuerst seine Lagerungsverhältnisse. Der Vf. zeigt sehr einleuchtend, daß sich dieser Gyps nicht sowohl als ein, einer Formation coordinirtes Glied darstelle, welches in Flötzen von aushaltender Erstreckung von einer sich im Ganzen ziemlich gleichbleibenden Mächtigkeit, in paralleler Lagerung mit den darüber und darunter liegenden Flötzen in einer bestimmten Folge der Lagerung vorkomme; sondern daß er vielmehr außerordentlich große *stockförmige* Massen bilde, die theils von kurzer Erstreckung, gleichsam nur klotzweise in dem unteren Kalkstein vorkommen, theils bey weiterer Verbreitung die Form der Flötze, aber immer nur in unterbrochener Erstreckung annehmen. Dieser Ansicht scheinen dem Rec. besonders auch noch die ganz isolirten Massen von Gyps das Wort zu reden, die nördlich vom Harze, namentlich im ehemaligen Braunschweigischen, dann auch bey Lüneburg und bey Segeberg im Holsteinischen vorkommen. Nach S. 128 soll der Gyps am Harz allenthalben zwischen Stinkstein und Rauchwacke liegen. Dieß ist aber wohl nicht durchgehends der Fall. An nicht vielen Stellen des Harzrandes ist die den Gyps unmittelbar unterteufende Gebirgsart sichtbar; da aber, wo diese am südlichen oder westlichen Fusse jenes Gebirges zum Vorschein kommt, pflegt sie Zechstein zu seyn. Sehr oft ist der am Rande des Harzes vorkommende Gyps unbedeckt. Da, wo er ein Dach hat, besteht dasselbe, soweit Rec. Beobachtungen gehen, aus Stinkstein. Seine *constituirenden Fossilien*. Der weisse, feinkörnige Gyps kommt, nach Rec. Erfahrung, namentlich im Hohensteinischen zuweilen in kugelförmigen Stücken in der übrigen Gypsmaße eingewachsen, und von derselben abgesondert vor. Interessant sind des Vfs. Nachrichten von dem Vorkommen des *Anhydrits* im Gyps. *Boracit* ist seit Kurzem nun auch bey Segeberg im Holsteinischen entdeckt worden. — *Stru-*

ctur. — *Kalkschlotten.* — Der Vf. liefert hier eine sehr ausführliche und getraue, durch die beygefügte Kupfertafel erläuterte Beschreibung der mannsfeldischen Kalkschlotten, welche den Geognosten sehr willkommen seyn muß, aber keines Auszuges fähig ist. — *Erdfälle. Seelöcher.* Auch hierunter manche interessante, in dem reichhaltigen Buche selbst nachzulesende Bemerkungen. 3) *Steinsalz.* Diefem Abschnitt kann Rec. die Bemerkung hinzufügen, daß der bey Tiede unweit Braunschweig im unteren Gyps ein Lager bildende Anhydrit Steinsalz in Menge fein und klein eingesprengt enthält. Auch im Gypse bey Segeberg im Holsteinischen sind vor einigen Jahren Nester von Steinsalz entdeckt worden. — *Vorkommen und Verbreitung der unteren Gypsformation.* — Zu den vielen, von dem Vf. angegebenen Orten, wo der untere Flötzgyps im nördlichen Deutschlande vorkommt, kann Rec. noch den Fuß des Meißners, namentlich bey Allendorf und unweit Witztenhausen; ferner nach den Bemerkungen des Hn. Staatsraths v. Hövel, das Paderbornsche hinzufügen. — *Beylagen.* S. 229 bis zum Schluss. Die erste derselben enthält Bemerkungen über den *Schaumkalk*, den der Vf. in *Schaumerde, Schaumschiefer* und *Schaumspath* unterscheidet. Die zweyte Beilage liefert in einem Auszuge aus dem Haushaltsprotocolle des Bergamts Eisleben Nachricht von einer großen, im Jan. 1799 getroffenen Kalkschlotte im dortigen Gebirge. — Die angehängte Kupfertafel liefert eine von dem Markscheider Erdmann entworfene, sehr instructive rissliche Darstellung der Kalkschlotten hinter Wimmelburg im Mannsfeldischen.

E. a.

Grätz, b. Ferstl: *Kurze Darstellung einer Mineralogie von Steyermark, oder systematische Aufzählung Steyermarkischer Fossilien mit Angabe ihrer Fundörter, und ihrer technologisch-ökonomischen Nutzbarkeit*, von Mathias Joseph Anker, chirurgischem Kreis-Physicus in Grätz. 1809. XIX u. 79 S. 8. (16 Gr.)

Sollen Verzeichnisse der in gewissen Gegenden einheimischen Fossilien ein wissenschaftliches Interesse gewähren: so müssen sie entweder so eingerichtet seyn, daß sie auf die geognostischen Verhältnisse derselben hinweisen, und darüber Aufschlüsse erteilen; oder sie müssen genaue Beschreibungen seltener, für jene Gegenden charakteristischer Abänderungen, Arten oder Gattungen liefern. Zu dem wissenschaftlichen Interesse der sogenannten Oryktographien kann sich denn aber auch noch ein praktisches gesellen, wenn sie nämlich auf den Nutzen aufmerksam machen, welchen der Staat aus gewissen mineralischen Producten ziehen kann. Beurtheilt man nun nach diesen Foderungen vorliegenden Anfang einer Oryktographie von Steyermark — denn es sind darin nur die in Steyermark vorkommenden erdigen Fossilien berücksichtigt —: so wird man gestehen müssen, daß er weit entfernt sey, denselben zu genügen. Die von den verschiedenen Fossilien gelieferten Beschreibungen sind

höchst oberflächlich; sie reichen nicht hin, um den Layen die nutzbaren Fossilien dem Aufseren nach kennen zu lehren; und sind für den Mineralogen völlig unnütz. Angaben über das geognostische Vorkommen der steyerischen Mineralien vermisst man theils ganz, theils mangelt es denselben an Genauigkeit. Und was endlich die angehängten Bemerkungen über die technische und ökonomische Benutzung der Fossilien betrifft: so sind diese sehr trivial. Höchstens kann daher dieß Verzeichniß steyerischer Fossilien für Mineraliensammler von einigem Nutzen seyn.

In einer geschichtlichen Einleitung theilt der Vf. Nachrichten über die Entstehung und ferneren Schicksale der Naturaliensammlung des k. k. Lyceums zu Grätz mit, die nur von localem Interesse seyn können. Darauf folgt ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis der in dem Buche vorkommenden Mineralien; und dann kommt das Verzeichniß der erdigen Fossilien in Geschlechter und, nach *Mohs*, in Sippschaften vertheilt. Jedem Geschlechte sind die allgemeinen Kennzeichen und Eigenschaften desselben vorangeschickt, die man aber in vielen mineralogischen Handbüchern ungleich besser angegeben findet. Die verschiedenen Fossilien sind nun nicht nach Gattungen, Arten und Abänderungen aufgeführt, sondern die verschiedenen Abänderungen, Arten und Gattungen folgen mit fortlaufenden Numern eine nach der anderen. Hinter jedem Geschlecht befindet sich die Angabe der „allgemeinen technologisch-ökonomischen Benützung“ der dazu gerechneten Fossilien. Unter den aufgeführten steyerischen Mineralien sind uns *Pleonast* von Waxenegg, *Demantspath* von Kötzendorf, *Schmirgel* von Turrach aufgefallen. Die davon gegebenen Beschreibungen sind aber nicht hinreichend, um die Richtigkeit dieser Angaben zu bewähren. Durchsichtiger *Feldspath* und *Hyalith* werden von dem Vf. S. 21, seltsam genug, für Synonyme ausgegeben. Nach den steyerischen sogenannten *Lazulith* wird die Bereitung des *Ultramarins* beygebracht, da doch bekanntlich diese Farbe aus dem himmelweit davon verschiedenen *Lazurstein* dargestellt wird. — Die Rüge dieser Mängel möge zur Darlegung des geringen Werths vorliegender Schrift genügen, da die Anzeige aller darin enthaltenen Fehler die Grenzen der Beurtheilung eines so kleinen Buches weit überschreiten würde.

E. a.

PARIS, b. Schöll u. BERLIN b. Frölich: *Manuel du Minéralogiste et Géologue voyageur*; par C. P. Brard, attaché au Muséum d'histoire naturelle. 1808. II n. 470 S. kl. 8. Mit 1 Kupfertafel. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Soll ein für reisende Mineralogen bestimmtes Handbuch seinen Zweck erfüllen: so muß dasselbe in ge-

drängter Kürze und möglichster Vollständigkeit derjenige aus dem praktischen Theile der Oryktognosie enthalten, was zunächst zur Bestimmung der mineralogischen Gegenstände leitet, und zur Basis oder zum Fachwerke für eigne Beobachtungen des Reisenden dienen kann. Die Einrichtung, welche der Vf. seinem für reisende Mineralogen bestimmten Handbuche gegeben hat, entspricht diesen Forderungen nicht ganz. Auch hat derselbe kein besonderes eigenes Verdienst bey Bearbeitung dieses Buches; indem der oryktognostische Theil größtentheils nur in einem Auszuge aus *Hauy's Traité de minéralogie* besteht, und der geognostische — oder vielmehr petrographische — Theil aus den Werken von *Faujas de Saint-Fond* entlehnt ist. Die *Notes préliminaires*, worin der Vf. einen kurzen Abriss des präparativen Theils der Oryktognosie nach *Hauy's* Methode liefert, ist völlig überflüssig, indem er unterrichteten Mineralogen keine Belehrung gewährt, und für Anfänger in der Mineralogie zu kurz und unvollständig ist. — Die 2 Abtheilung des Buches hat die Überschrift: *Distribution et Description des Minéraux*. In der Classification sowohl wie bey den Beschreibungen ist der Vf. ganz der *hauy'schen* Methode gefolgt; bey letzteren sind jedoch die secundären Krystallformen der Fossilien — die bey Bestimmung derselben gerade mit am wichtigsten sind — gar nicht berücksichtigt worden. Zwar war dieß Handbuch, wie der Vf. richtig bemerkt, nicht dazu geeignet, *Hauy's* krystallometrische Calculs aufzunehmen; dagegen würde aber der Nutzen des Buches sehr erhöht worden seyn, wenn der Vf. aus, nach *Werner's* Methode verfaßten Mineralogieen — wie es deren doch nun auch in Frankreich schon einige giebt — die Beschreibungen der vornehmsten Krystallgestalten entlehnt, und diese seinen Beschreibungen einverleibt hätte. — Die geognostische Abtheilung (*Description des roches*) nimmt nur einen sehr kleinen Theil des Buches (S. 420 — 450) ein, und enthält weiter nichts, als sehr kurze und unvollständige Beschreibungen von Gebirgsarten. Die Lagerung, relative Altersfolge und andere, für den reisenden Mineralogen gerade besonders wichtige Verhältnisse derselben, findet man darin gar nicht berührt; — ein abermaliger Beweis, wie wenig die *deutsche Geognosie* bis jetzt auf französischem Boden gedeihet.

Am Schlusse dieses Buches, welches die deutsche Literatur füglich entbehren kann, ist noch eine kurze Erklärung einiger mineralogischer Kunstwörter; eine Angabe des mineralogischen Reise-Apparats; ein paar Tabellen über einige physikalische und chemische Eigenschaften der Fossilien und ein Register enthalten. Die angehängte Kupfertafel stellt einige Theile des mineralogischen Apparates vor.

E. a.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. Meiningen, b. Hanisch's Erben: *Grundriss der Geognosie zum Gebrauch meiner Vorlesungen nach dem neuesten wernerischen System entworfen von L. C. Schreiber, herzogl. S. C. meiningischem Bergverwalter und ordentl. Lehrer der Mineralogie bey der Forstakademie zu Dreissigacker. 1809. IV u. 151 S. 8. (12 Gr.)* Man würde ungerecht gegen den Vf. seyn, wenn man seine Schrift anders, als nach dem Zwecke beurtheilen wollte, der auf dem Titel und in der Vorrede ausgesprochen ist. Hienach darf man darin nichts Neues, sondern nur eine gedrängte und falsche Darstellung von demjenigen suchen, was man in Lehrbüchern der Geognosie weiter ausgeführt findet. Ob nun gleich die Arbeit im Ganzen diesem Zwecke entspricht: so bleibt dabey doch Manches zu wünschen übrig, indem man hin und wieder auf Unrichtigkeiten und Unvollständigkeiten stößt, die von einer nicht sorgfältigen und fleissigen Benutzung der besseren und neuesten Quellen zeugen. So wird z. B. S. 38 der harzer und rheinische Dachschiefer zum Urthonschiefer gezählt, da er doch bekanntlich in diesen Gegenden im Übergangsgebirge vorkommt. Dasselbe gilt von dem harzer Alaunschiefer S. 40 und dem norwegischen Syenit S. 50. Bey den Übergangsgebirgsarten ist der Übergangsthonschiefer, der doch oft ganz unabhängig von der Grauwacke vorkommt, nicht besonders aufgeführt, und des Übergangsporphyrs ist gar nicht gedacht worden. Bey Zellerfeld und am Rammelsberge am Harz soll nach S. 82 Flötzsandstein vorkommen, den man dort vergebens suchen wird; denn der zwischen Zellerfeld und Goslar vorkommende Sandstein ist sehr deutlich in das dortige Übergangsgebirge eingelagert. Der Quadersandstein der sächsischen Schweiz und von a. O. soll noch älter, als der jüngere Kalkstein und der zweyte Gyps zu seyn scheinen, welchem die bekannten *karstischen* Beobachtungen widersprechen. Am Harz sollen die Schraubensteine darin vorkommen, welche bekanntlich Bürger des Übergangsgebirgs sind. — Ausser diesen und mehreren anderen Unvollkommenheiten bemerkt man auch oft einen Mangel an Bestimmtheit des Ausdrucks, die doch, mit zweckmäßiger Kürze vereinigt, zu den Haupterfordernissen eines guten Leitfadens zu Vorlesungen gehört.

E. a.

Berlin, b. Weits: Über Basaltpolarität, von August Zenne, Director der königl. Blindenanstalt u. s. w. Mit einer Kupfert. 1808. 82 S. kl. 8. (10 Gr.) Von dem, was man nach dem Titel und auch nach der Vorrede in dieser Schrift zu finden glaubt, liest man darin nur sehr wenig. Indessen ist dies Wenige in manche nicht uninteressante, die Basaltpolarität nicht zunächst betreffende und zuweilen ziemlich weit herbeygezogene Bemerkungen eingehüllt.

Im *Eingange* etwas über diejenigen Gebirge, welche die Hauptabdachungslinie Deutschlands bilden; und zu deren Bezeichnung der Vf. den Namen *Herzonia* vorschlägt. I. *Erklärender Theil.* 1. *Basalt.* Dieser Abschnitt ist ganz dem Namen und besonders der Herleitung des Namens *Basalt* gewidmet. Der Vf. hält in der bekannten Stelle des *Plinius histor. nat.* 36, XI das Wort *basalten* nicht für eine Verderbung aus *basaniten*, wie Andere wollen, sondern leitet das Wort *basalten* von *basos* und *altus* ab, so dass also nach ihm *Basalt* *Säulenstein* hiesse. — 2. *Polarität.* Über Polarität im Allgemeinen; über Erdpolarität; dann auch aus einem unbekannten altdeutschen Buche eine auf diesen Gegenstand sich beziehende Allegorie. II. *Geschichtlicher Theil.* 1. *Frühere Beobachtungen.* Erzählung der von verschiedenen Naturforschern über die Polarität des Granits und Serpentin's angestellten Beobachtungen. 2. *Spätere Beobachtungen.* Hier kommt denn endlich die Rede auf die Basaltpolarität. Die eigenen, an dem *Scheibenberg, Pöhlberge* und *Bärensteinhügel* in Sachsen, und an dem *lobauer Berge, Huthberge* und der *Landskronne* in der Oberlausitz angestellten Beobachtungen des Vfs. nehmen nur wenige Seiten ein; und dabey fehlt es den Angaben an Genauigkeit und Präcision. Er bemerkte nicht bloß eine dynamische Polarität in Ansehung der Abweichung der

Magnetnadel, sondern auch eine geographische, in Hinsicht der Lage der Basaltkuppen, der Länge nach, von Norden nach Süden. Der Vf. glaubt im Allgemeinen die Bemerkung gemacht zu haben, dass sich die Basaltmassen polarisch, von Norden nach Süden erstrecken. Eine Anmerkung über die Monatsnamen, welche dieser Abschnitt enthält, wird man schwerlich dabey suchen. *Ausgang.* Der Vf. schließt mit folgenden Worten: „Wahrlich, sollte dieses Werkchen irgend einigen wissenschaftlichen Werth haben, sollte es manchen Stoff zu weiteren Untersuchungen und Forschungen geben, — freudig wollte ich diesen geringen Vorzug hingeben, wenn es nur in das Ohr meiner deutschen Mitbrüder voll und stark den Orakelspruch meiner geliebten Basaltfäulen wiederhülte: Keine Liebe ohne Haß!“

E. a.

Eisenach, b. Wittekindt: Beiträge zur näheren Kenntniss des Flötzsandsteins und einigen geologischen (einige geographische) Gedanken, von Georg Christ. Sartorius, herzogl. S. weim. eisenachischem Wegebauinspector u. s. w. 1809. 71 S. kl. 8. (6 Gr.) Der Hauptzweck der ersten Hälfte dieser Schrift (S. 38) ist, durch sorgfältige Untersuchung des Korns des Flötzsandsteins Belege für die von dem Bergrath *Voigt* zu ersten Theile seiner kleinen mineralogischen Schriften aufgestellte Hypothese zu liefern, dass der über dem älteren Gyps liegende Flötzsandstein einem *chemischen* Niederschlage aus *Daseyn* zu verdanken habe. Die Bemerkungen des Vfs. verdienen gelesen und berücksichtigt zu werden. Die in der zweyten Hälfte enthaltenen *geologischen Gedanken* wird man dagegen gern dem Vf. schenken. Derselbe sagt davon in der Einleitung: „Ich habe überhaupt nur einen Fingerzeig geben wollen, dass gelehrtere, der Natur kundigere und mit Mitheln besser versehene Männer die Sache auch einmal aus diesem Gesichtspuncte — betrachten mögen, nämlich aus der Zusammensetzung der Stoffe eine Welt zu erschaffen. Obgleich die Materie sehen: so sind doch die Stoffe, woraus sie besteht, Ideale, nähern sich also dem höchsten Ideal, der Gottheit, der ihr *Daseyn* und ihre Gesetze gründet! — und mir ist's sehr wahrscheinlich, dass sich Gott bey der Schöpfung bloß mit Stoffen beschäftigt habe.“ Hieraus wird man einen Schluss auf den Gehalt der geologischen Gedanken des Vfs. machen können, der übrigens wegen der Bescheidenheit, womit er seine kleine Schrift dem Publicum übergibt, Lob verdient.

E. a.

SCHÖNE KÜNSTE. Berlin, b. Unger: Heloise, ein kleiner Roman, herausgegeben durch Karl Ludwig von Holnstein. 1809. 132 S. 8. (12 Gr.) Heloise schildert in kleinen Betrachtungen und Herzensergießungen, wie man sie gern einem Freigeuche anvertrauen mag, die verschiedenen Stimmungen und wechselnden Regungen ihres Gemüths über Liebe, Eine und Freundschaft, besonders über das Verhältniss zu ihrem Geliebten, dessen Bekanntschaft, Annäherung und Entfernung; die Saiten in ihrem Inneren zu mancherley Tönen anregt, welche gewiss bey ähnlich zarten Gemüthern denselben Anklang finden werden. Aus der weichen, zum Theil trüblichen Schwärmerey und den halb verwehten Seufzern spricht wahrhaft weibliche Empfindung, welcher man gern sein Ohr leiht, und es schmerzt, da der Vf. auf einmal sie verstummen, und seine eigene Erzählung wie mit einer Dissonanz unterbrechen lässt. Dieser letzte Theil ist zum ersten ganz unpassend, sowohl wegen des Inhalts, weil die vorher mehr gemeinen elegischen Klänge auf einmal in das Einzelne des äusseren Schicksals übergehen und gleichsam erstarren, als auch wegen der Form, die plötzlich das selbstredende Subject in ein Object, gleichsam ein Lied in eine Geschichte verwandelt. Die Selbstäußerung und Beschauung des inneren Zustandes hätte in abgerissenen Sätzen bis ans Ende fortzuführen müssen, wo alsdann der Vf. nach Heloisens Vollendung mit wenigen Worten selbst den Schlussstein legen konnte. So ist das Wenige ansprechend und gemüthvoll.

T. Z.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 A P R I L , 1810.

G E S C H I C H T E.

1) AMSTERDAM, im Verlage des Kunst - und Industrie-Comptoirs: *Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preussischen Staates seit dem Jahre 1794, nebst seinem Tagebuche über den Feldzug von 1806*, von dem Obristen von Massenbach, General-Quartiermeister - Lieutenant und Ritter des Verdienstordens. In 2 Theilen, mit 4 Situationscharten und Plänen. I Theil. 1809. XXXII und 102 S. II Th. 1809. I Abtheilung. 180 S. 2 Abth. 122 S. gr. 8. broschirt. (Preis 4 Rthlr. 12 gr.)

2) Ebendasselbst: *Memoiren zur Geschichte des preussischen Staats unter den Regierungen Friedrich Wilhelm II und Friedrich Wilhelm III.* Von dem Obrist. v. Massenbach, General-Quartiermeister u. s. w. I Band, mit 3 Plänen und einer Charte. Auch unter dem Titel: *Memoiren über meine Verhältnisse zum preussischen Staat und insbesondere zum Herzog von Braunschweig.* Von dem O. v. M. u. s. w. XXIII u. 448 S. II Band. LII u. 460 S. III Band. XL u. 634 S. 1809. gr. 8. (Preis 9 Rthlr. 20 gr.)

Beide Werke können jedes für sich bestehen, und greifen doch dergestalt in einander, daß sie erst zusammen ein, wiewohl immer noch nicht vollständiges, Ganzes ausmachen. Sie haben Eine gemeinschaftliche Tendenz: die Apologie des Vfs. durch die Darstellung seiner Handlungsweise seit einer Reihe von Jahren. Aber indem er schon in seinen früheren Schriften, und auch hier in No. 1, die späteren Begebenheiten vorausgeschickt hat, und in No. 2 die älteren nachholt: so entsteht daraus die Unbequemlichkeit, daß zwey verschiedene Werke die neben einander fortlaufenden Bruchstücke seines Lebenslaufs enthalten, daß er sich dadurch in müßige Wiederholungen und Weitschweifigkeiten verwickelt, und daß am Ende der Leser, um eine vollständige Biographie des Hn. v. M. zu besitzen, genöthigt seyn wird, sich eine ganze Bibliothek anzuschaffen.

Der Ton in diesen Werken bleibt sich nicht ganz gleich, die Anfangs ruhige Darstellung wird nach und nach leidenschaftlicher und bitterer, und die Wiederholungen häufen sich; aber es ist ihnen das Verdienst nicht abzuspochen, daß sie einen Schatz von wichtigen Documenten und Aufschlüssen über die Geschichte der letzten Jahrzehende der preussischen Monarchie, und von merkwürdigen Zügen zur Charakteristik der bedeutendsten Männer derselben, mit denen der Vf. in enger Verbindung gestanden hat, liefern. Schon durch seine Stelle als General-Quartiermeister - Lieutenant, durch seinen beständigen Aufenthalt in Potsdam oder im Hauptquartier der Armeen, und vorzüglich durch sein unablässiges Streben nach einer ausgedehnteren Wirksamkeit erwarb Hr. v. M. sich, wenn auch nicht immer den gewünschten Einfluss, doch eine vertraute Bekanntschaft mit den inneren Triebfedern der Staatsmaschine, und seine Aussagen und Geständnisse verdienen in dieser Rücksicht den berühmten *Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805, 6, 7*, als eine der gehaltvollsten Quellen für den künftigen Geschichtschreiber an die Seite gesetzt zu werden, so sehr sie sich auch durch Form und Anlage von denselben unterscheiden. Dort soll die Vertheidigung der Personen aus der Darstellung der Begebenheiten hervorgehen und zugleich bewiesen werden, daß der Erfolg, so wie er gekommen ist, unter dem Zusammenwirken der bestehenden Verhältnisse unvermeidlich war; Hr. v. M. hingegen bemüht sich zu zeigen, daß alles anders und glücklich hätte gehen können und auch gegangen seyn würde, wenn man seine Rathschläge nicht verworfen hätte, daß diese stets dem Zeitpunkt angemessen waren, aber auch nach den Zeitumständen sich ändern mußten, und daß er folglich auch da, wo er auf den ersten Anblick mit sich selbst im Widerspruch zu stehen scheint, doch stets consequent gehandelt habe.

Der Titel von No. 1, der die Geschichte des Verfalls eines mächtigen Staates in dem Zeitraum von 12 Jahren als Hauptzweck aufstellt, wird durch die Erklärung des Hn. v. M. in der Zueignung an den General v. Nicolai zu Ludwigsburg berichtigt. „Diese Blätter, heißt es dort, enthalten den Beweis, daß der Vf. bey dem Unglück der preussischen Monarchie, wenn gleich nicht fehlerfrey — und wer wäre das! — doch schuldlos geblieben ist. Sie zeigen, wie er seit dem Jahre 1794 gedacht und gehandelt, daß er es stets aufrichtig mit dem König und dem Staate gemeint hat, aber dabey von dem Wunsch, Unglück zu vermeiden und Preussen zu retten, oft hingerissen worden ist, die Schranken des ihm angewiesenen Wirkungskreises zu überschreiten.“ Dieser Gesichtspunct ist bestimmter und richtiger, als der in der Vorrede gegebene, wo bloß eine Darstellung der Ursachen und Umstände, welche die schleunige Katastrophe herbegeführt haben, versprochen wird. Denn die Schicksale des Staats erscheinen durch das ganze

Buch nur als untergeordneter Zweck des Erzählers, und nur in sofern sie auf den Vf. oder dieser auf die Begebenheiten Einfluss hatte.

Dafs ein solches Werk, dafs überhaupt Memoiren handelnder, bey ihrem Gegenstande selbst so hoch interessirter Personen den Grad kalter Unparteylichkeit nicht haben können, der allein das Urtheil der Nachwelt bestimmen darf, benimmt diesem Buche nichts von seinem Werth als Material für den künftigen Geschichtschreiber. Es bürgt selbst für den guten Willen des Vfs., reine Wahrheit zu berichten, grade das, was man an seinem Werke, als Geschichte betrachtet, am meisten tadeln muss, das Vorherrschen der Persönlichkeit. Eine Darstellung, in welcher das Hauptbestreben der eigenen Apologie weniger in die Augen fiel, würde sich mehr geeignet haben, den Leser unvermerkt für die Sache zu gewinnen, der jetzt durch die laute Darlegung des Zweckes gewarnt wird, gegen jede oft zu declamatorische Überredung auf seiner Hut zu seyn, und die Angaben desto strenger zu prüfen.

Eben diese häufigen Declamationen, der Mangel an Ruhe im Vortrag, die Heftigkeit, mit welcher der Vf. noch jetzt zu überzeugen sucht, dafs seine Rathschläge die einzig heilsamen waren, geben zugleich einen Mafsstab der früheren Handlungsweise desselben an die Hand. Man begreift, wie es zunging, dafs er so selten Eingang fand, wenn er das Bessere wollte und vorschlug. Was sein schneller und richtiger Blick als gut und wahr anerkannt hatte, das ergriff sein Herz mit enthusiastischem Feuer; aber sobald dieses überströmte, war es ihm auch nicht mehr möglich, die nöthige Kälte des Kopfes zu bewahren. Es genügte ihm dann nicht, seinen Satz erwiesen zu haben, er liesz dem Nachdenken und der Überlegung nicht Zeit; sich von der dargelegten Wahrheit zu überzeugen, er wollte die Überzeugung erkürmen durch Überredung, Declamation und Aufregung der Leidenschaften, und so musste denn die behutsam abwägende Vernunft des Königs misstrauisch werden, nicht gegen die Redlichkeit des sich aufdringenden Rathgebers, wohl aber gegen die Gedicgenheit seiner Vorschläge, zu deren Unterstützung es eines so grossen Aufwandes an Gründen bedurfte. Gab nun Hr. v. M. vielleicht im Feuer der Überredung hie und da noch Blößen: so hatten die Gegner gewonnenes Spiel. Indem er die Mittel zu sehr häufte, verfehlte er seine Zwecke. Das vorliegende Buch liefert zahlreiche Belege zu dieser Bemerkung.

Der I Theil desselben handelt von der politischen Lage des preussischen Staates seit dem Jahre 1794 bis 1806; der II Th. beschreibt in 2 Abtheilungen, deren jede wieder in 2 Abschnitte zerfällt, den Feldzug von 1806 bis zu der Capitulation von Prenzlau.

Die Geschichte hebt nach einem kurzen Eingang (Th. I. S. 9) von dem Moment an, wo die französischen Armeen im August 1794 sich an der Mosel festsetzten und sich dadurch den Weg zu der Eroberung der Niederlande und Hollands bahnten. Der Vf. schilderte in einem dringenden Memoire die Gefahr, welche daraus in der Folge für Preussen ent-

stehen müsse, und entwarf einen Operationsplan, um Belgien den Österreichern zu erhalten. Im Jahr 1795 zeigte er eben so nachdrücklich die Nothwendigkeit, den Krieg fortzusetzen. Nachdem im Baseler Frieden Holland aufgeopfert worden war, stellte der Vf. für Preussen ein verändertes System auf. Durch seine geographische Lage gegen Frankreich wehrlos geworden, konnte es nun nur noch durch Anschliessen an diese Macht, indem es sich zur Vormauer derselben gegen den Norden machte, seine Selbstständigkeit behaupten.

Um diesem System Eingang zu verschaffen, reichte Hr. v. M. an den König, an den Herzog von Braunschweig, an die Minister, wiederholte Memoiren ein. Er drang darin besonders auf die Entwaffnung von Wesel nach dem Verlust der Bücklicher Insel, auf Zurückziehung der militärischen Grenze bis an die Weser, auf Austausch der Rheinprovinzen gegen Besitzungen, die an der Ostsee und zwischen der Elbe und Oder genommen werden sollten, auf die Eroberung des Theils von Gallizien zwischen der Pilica und der Weichsel, auf eine zweckmäßige Befestigung der östlichen Grenze, auf eine enge Föderation in Norddeutschland, und zugleich auf eine Organisation des General - Quartiermeister - Stabes, welche die Mitglieder desselben zu den eigentlichen Ministern des Kriegs und der auswärtigen Verhältnisse gemacht haben würde.

So gewiss dieser Plan nach einer höheren Ansicht der Dinge entworfen war; so sieht man doch leicht, wie es zunging, dafs der Vf. mit allen seinen Bemühungen scheitern musste. Ein Plan, der Preussen zu einem, den Grundsätzen des Königs nicht angemessenen Eroberungssystem, dessen weit hinaus reichende Folgen nicht zu berechnen waren, fortsetzen sollte, musste diesen Monarchen scheitern machen; und unmöglich konnte Hr. v. M. sich schmeicheln, dafs unter diesen Umständen der König ihm allein ein unbegrenztes Vertrauen schenken, oder dafs, wenn er noch Andere zu Rath zöge, bey diesen alles eigene Interesse verstümmen, jede individuelle Ansicht von dem Glänzenden eines solchen Plans verdunkelt werden würde. Er bildete sich ein, den Herz. v. Braunschweig für Ideen gewinnen zu können, die doch, auf ihre wahre Grundlage zurückgeführt, nichts anderes als die Unterjochung von Norddeutschland unter Preussens Scepter zum Zweck hatten; er erwartete von den General - Adjutanten und dem Kabinet des Königs die Beystimmung zu einer Organisation, welche das Ruder des Staats aus ihren Händen gerissen haben würde, um es den Personen des Gen. - Quartiermstr. - Stabes zu übergeben. Allerdings gingen Einzelne theilweise in seine Ideen ein; aber weil er sie zu früh das Ganze übersehen liess, gaben sie bald auch die Theile auf, für die sie sich Anfangs interessirt hatten, und wurden misstrauisch gegen alle Vorschläge des Vfs., bey welchen jeder sein Privatinteresse gefährdet sah.

Unter stets neuen Versuchen, die theils ganz fehlschlügen, theils, was noch schlimmer war, nur halb gelangen, war das Jahr 1805 herangekommen,

und der Vf. sah mit tiefem Schmerz das Schwanken zwischen der russischen oder französischen Allianz, aus welchem die Vernachlässigung aller Mafsregeln auf einen oder den andern Fall hervorging. Vergebens bemühte er sich, die fruchtlose Demonstration des Marsches nach Erfurt zu hintertreiben, und als dieses unmöglich war, als die Würfelgeworfen schienen, nun zu einer raschen Offensive zu bewegen.

Man hatte durch drohende Schritte beleidigt und die Zeit in Unthätigkeit verloren, als die Folgen der Schlacht von Austerlitz auf einmal den Abgrund sichtbar machten, an dessen Rand man gerathen war. Der Vf. vertheidigt mit gewichtigen Gründen (S. 84) den Hzg. v. Br., dafs er nicht damals noch zum Kriege rathen wollte, und nimmt auch die Haugwitzsche Negotiation zu Wien in Schutz. In einer Unterredung mit dem Herzog entwickelte er die Idee, dafs Friedrich Wilhelm sich zum Könige von Polen erklären müsse. Der Hzg. stutzte, und warnte Hn. v. M., seine Plane nicht laut werden zu lassen; „damit machen Sie Ihr Glück nicht,“ sagte er. Aber der Vf. liefs sich nicht abschrecken, und übersendete dem König schon im Monat März 1806 seinen Operationsplan gegen Rußland mit den dringendsten Vorstellungen, dafs dadurch allein Preussen gerettet werden könne.

Theil II. Abtheil. I. Abschn. I. Als er im Junius nach Charlottenburg kam, überzeugten ihn alle Umstände, dafs der Bruch mit Frankreich unvermeidlich geworden war. Zehn Jahre lang hatte er gegen diesen Krieg gesprochen; jetzt, da das Geschehene nicht mehr geändert werden konnte, glaubte er sich nur mit Entwürfen zu einer kräftigen Führung des Krieges beschäftigen zu müssen. Er hielt es für nöthig, die Gemüther für den nahen Kampf zu begeistern, und er wirkte durch Schriften und öffentliche Reden zu diesem Zweck. Man würde ihm, auch ohne die wiederholten Apologien (S. 12. 22. 26 u. f.), deshalb keinen Wankelmuth in seinen Grundsätzen vorwerfen können. Sein Operationsplan war entschieden der bessere; aber indem man ihn bedauert, wenn man sieht, wie alle seine Vorschläge mit Kälte aufgenommen und bey Seite gelegt werden: so findet man doch abermals in dem rastlosen Dringen, womit er den König und den Herzog durch Briefe und Memoiren bestürmte, und noch mehr in der Exaltation seiner Beredsamkeit die Ursachen, warum es ihm nie gelang, seine Ideen durchzusetzen. Er hatte die Gemüther einmal gewöhnt, bey seinen Darstellungen etwas auf den rednerischen Schwung eines glühenden Enthusiasmus abzurechnen, und sich dadurch auch jetzt, da es so weit gekommen war, dafs die äufserste Kühnheit zur Besonnenheit werden mußte, das Schicksal der Cassandra zubereitet. Wenn er am 27 Junius in Charlottenburg den Gedanken durchschimmern liefs: „man müsse, wenn Bayern, Franken, Schwaben u. s. w. sich nicht für Preussen erklären wollten, diese Länder in Wüsteneyen verwandeln, ihre Streitkräfte vernichten, es dem Feinde unmöglich machen, in ihnen Lebensmittel zu finden u. s. w., und er, (der Vf.), habe sich vorgenommen, selbst

der erste zu seyn, der die Wohnung seiner Väter den Flammen preis geben würde (S. 18):“ war es da wohl zu verwundern, wenn man von diesem Schimmer sich abwendete! Und wozu diese gigantischen Ausdrücke, wenn, wie der Vf. ebendasselbst sagt, nach der Annahme seines, dem Herzog gethanen Vorschlages, die Armee rasch nach Franken zu führen, ein solches Betragen durch die Umstände von selbst nothwendig geworden seyn würde?

In Dresden widmete er seine Zeit der Bearbeitung dreier wichtiger Gegenstände: der weiteren Ausführung seines Operationsplans, der Organisation eines Central-Ausschusses, der alle militärischen Unternehmungen leiten sollte, und der Einrichtung eines Bureau d'espionage. Auf die beiden letzten wurde, zum grossen Nachtheil des Ganzen, gar keine Rücksicht genommen.

Sein Plan war sowohl auf ein Vertheidigungssystem, als auf den Angriffskrieg, aber auch zugleich auf Österreichs gewisse Mitwirkung berechnet, und der Marsch des hohenlohischen Corps nach Chemnitz liefs den Vf. die Befolgung desselben erwarten. Voll Verzweiflung las er daher die bekannte Gegenordre, welche der Armee die Richtung nach dem thüringer Walde gab. Doch noch immer in der Hoffnung, dafs man auf den ersten Plan zurückzukommen, oder wenigstens der Elbe sich wieder zu nähern, genöthigt werden würde, entwarf er im Voraus alle dazu erforderlichen Dispositionen. Er sowohl, als der F. Hohenlohe, waren von den Vorzügen ihres Plans überzeugt, und ihr stetes Bestreben ging dahin, den Hzg. v. Br. dafür zu gewinnen, oder auch gelegentlich durch die Umstände ihn zur Annahme desselben zu nöthigen. Indem ihnen aber mehr als einmal durch gemessene Ordres die Hände gebunden wurden, entstanden aus ihren Versuchen jene schwankenden Mafsregeln, die zwar auf den unglücklichen Erfolg des ganzen Feldzuges keinen Einflufs gehabt, aber doch zu manchen Vorwürfen gegen beide Veranlassung gegeben haben.

Das Zurücklassen der Sachsen auf dem rechten Saalauer sollte zu diesem Zweck führen. Der Vf. hoffte dadurch einen Abmarsch vom linken Flügel zu veranlassen, der sowohl den Angriff auf die aus dem Gebirge debouchirenden feindlichen Colonnen, als auch den Rückzug gegen die obere Elbe möglich gemacht haben würde. Es gelang ihm nicht, diesen Plan, so wie die Zusammenziehung der Armeen auf den Bienstädter Höhen und dem Ettersberge, durchzusetzen; man zog die Versammlung bey Hochdorf vor, die aber auch nicht zu Stande kommen konnte. Die Gefahr des Gen. Tauenzien bey Hof veranlafste den Marsch der Sachsen nach Mittelpölnitz, der immer wieder ein erster Schritt zu der Ausführung des *massenbachischen* Plans werden sollte. Die Preussen des hohenlohischen Corps setzten sich in Bewegung, um zu den Sachsen zu stoßen, und der Fürst schneichelte sich (S. 81), durch diesen kühnen Schritt die Unentschlossenheit des Hzgs. mit sich fortzureifsen. Er erklärte daher auch ein Schreiben desselben etwas gezwungen für eine Einwilligung, und fuhr mit der Ausführung fort, bis eine gemessene Ordre ihn auf das linke Ufer

der Saale verwies. Unterdeffen hatte Prinz Louis, seiner Instruction zuwider, sich in ein Gefecht eingelassen, und war als ein Opfer seiner zu raschen Kühnheit gefallen. Jetzt, in der rechten Flanke umgangen und in der linken entblößt, weil die Hauptarmee seinen Bewegungen nicht gefolgt war, sah der F. H. sich zu einem eiligen, die Truppen entnuthenden und mit vielen Schwierigkeiten verknüpften Rückzuge genöthigt.

Der Vf. vertheidigt sich gegen die ihm deshalb gemachten Vorwürfe, indem er beweist, dass, nachdem man durch den Plan, über den thüringer Wald zu gehen, und durch die fruchtlosen Conferenzen zu Erfurt die wichtigsten Momente verloren hatte, der Marsch aus der linken Flanke die einzige Mafsregel war, von der man noch einigen Erfolg hoffen konnte, wenn man nicht lieber sich gleich nach der Elbe zurückziehen wollte. Man kann ihm dies zugeben, aber aller Tadel wird dadurch von ihm und seinem Feldherrn nicht abgewälzt werden. Waren auch ihre Vorschläge entschieden die besseren: so hatten sie doch in Erfurt die vollste Überzeugung erhalten, dass man sie nicht befolgen wolle, und es blieb immer viel gewagt, eine Bewegung zu machen, die den Htz. zwingen sollte, wider seinen Willen mit der Hauptarmee in die Plane des Anführers eines Seitencorps einzugehen.

Gegen die Stellung bey Jena fanden die Einwendungen des Vfs. eben so wenig Gehör, als sein wiederholter Vorschlag, die ganze Armee auf den Höhen des Ettersberges zu versammeln. Er tröstete sich jedoch mit der Idee, dass das Corps des F. H. bey der Annäherung des Feindes sich nach dem Ettersberge ziehen, und dort erst die Schlacht annehmen sollte. Am 13 Octob. früh erhielt er in Weimar in Beyseyn des Kgs. von dem Htz. von Br. die gemessene Ordre, „bey eigener Verantwortung kein Gefecht zu veranlassen, noch weniger den Feind selbst anzugreifen“ (S. 115. 119), und der Kg. setzte hinzu, man solle durch starke Detafchements das Vordringen der Franzosen über Camburg und Dornburg verhindern. Es lag ein Widerspruch in diesen Befehlen, denn leicht konnte die Vertheidigung jener beiden Orte ein Gefecht nach sich ziehen; der Vf. rügte ihn nicht, weil er den Gen. Tauenzien noch im Besitz aller das Saalthal beherrschenden Anhöhen glaubte. Aber schon in der Nacht hatte dieser sich zurückgezogen, und alle bedeutenden Posten dem Feinde überlassen. Die Verlegenheit des Vfs., als er bey seiner Rückkehr diesen Umstand erfuhr, war die peinlichste. Nur durch einen Angriff konnte der Feind wieder zurückgedrängt werden; der Befehl des Königs machte diesen Angriff nothwendig, und doch war er von dem Oberfeldherrn bey schwerer Verantwortung unterlagert worden. Eben so dringend nöthig wurde eine Veränderung der Stellung der hohenlohischen Armee, nachdem sie die beherrschenden Punkte verloren hatte. Man berathschlagte, und fasste am Ende den Entschluss, beiden Befehlen dadurch nachzukommen, dass man Dornburg und Camburg mit starken Truppenabtheilungen besetzt lassen, den linken Flügel der Armee

aber bis hinter das Dorf Uttenbach zurückziehen wolte. Es konnte ungefähr um Mittag seyn; der Fürst setzte sich selbst an die Spitze der Abtheilung, die gegen Dornburg marschirte, traf aber auf keine feindlichen Truppen, sondern blofs auf den Hn. v. Montesquiou, der die bekannten Briefe des Kaisers überbrachte. Bis hieher wird Niemand den Vf. tadeln können; aber dass man nur die Hälfte des gefassten Voratzes ausführte, dass man den linken Flügel nicht sogleich, nicht wenigstens noch in der Nacht zurückzog, wird stets unbegreiflich bleiben. Hr. v. M. giebt keine genuthuende Erläuterung darüber. „Dieser Vorfall (die Erscheinung des Hn. v. Montesquiou), sagt er (S. 129), absorbirte unsere ganze Aufmerksamkeit. — Der Abend kam heran, es waren keine Feinde in Dornburg; — die Nacht brach ein, und die Lagerveränderung musste bis auf den andern Tag verschoben werden (?).“

Der 2. Abschn. ist den Begebenheiten des 14 Octobers gewidmet. Die Schlacht begann mit einem Zeichen übler Vorbedeutung. Man hatte, nachdem schon die ersten Canonenschüsse gefallen waren, im Hauptquartier beschlossen, unter Begünstigung des Nebels endlich die Bewegung des linken Flügels gegen Uttenbach auszuführen; General Grawert aber, der die Nacht im Lager zugebracht hatte, und von diesem Entschluss nichts wusste, war bereits mit dem Centrum aufgebrochen und vorwärts marschirt. Der Fürst liess die Abtheilungen, bey welchen er ankam, halten, die Vordersten blieben im Marsch, und die angefangne Bewegung musste fortgesetzt werden. Der linke Flügel, der schon im heftigsten Feuer stand, konnte nicht mehr zurück, und anstatt dass der Sperlingsberg vor Kapellendorf der Stützpunkt des rechten Flügels hätte werden sollen, entstand hier eine Lücke, durch welche am Ende der rechte Flügel abgeschnitten wurde.

Die Schlacht ging verloren, weil man sie auf einem Terrain lieferte, wo man geschlagen werden musste, weil man dieses am Tage vorher recht gut eingesehen, und doch versäumt hatte, die beschlossene bessere Stellung bey Zeiten zu nehmen, weil man den linken Flügel gar nicht mehr in seiner Gewalt, und sich selbst dahin gebracht hatte, unter nachtheiligen Umständen Einen Punkt vertheidigen zu müssen, während der Feind auf allen übrigen ungehindert vordringen konnte. In dieser Lage würde selbst die schnellere Ankunft des Gen. Rüchel den Sieg nicht entschieden, wohl aber vielleicht die gänzliche Vernichtung des Corps verhindert haben. Durch den von dem Vf. angerathenen Angriff der Cavallerie in dem Augenblick, wo die feindliche Avantgarde aus dem Dorfe Vierzehnheiligen vertrieben worden war, hätte man vielleicht Zeit gewonnen, mit dem Rest der Armee über die Ilm zu gehen, und einen ehrenvollen Rückzug zu machen, und dieses wäre in der That ein grosser Gewinn gewesen; aber die Schlacht wäre dessen ungeachtet, wenn der Feind nicht Fehler beging, die sich gar nicht als wahrscheinlich denken lassen, verloren worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 24 A P R I L , 1810.

G E S C H I C H T E

*Fortsetzung der Recension
der*

Massenbachischen Schriften.

Die 2 Abtheilung erzählt in zwey Abschnitten die Begebenheiten bis zu der Capitulation von Prenzlau. Im ersten führt uns der Vf. von dem Schlachtfelde bey Jena bis an die Thore von Magdeburg. Wir sehen ihn hier unter den traurigsten Verhältnissen alles aufbieten, was menschliche Kräfte vermögen, um aus den Trümmern des gescheiterten Schiffes einen Nachen zu zimmern, mit dem man nicht nur in einen entfernten Hafen zu flüchten, sondern selbst noch einige Zeit die See zu halten gedachte; wir sehen aber auch, auf welche Weise; weit mehr durch zweckwidrige Mafsregeln, an denen er unschuldig war, als durch den Anhang der Feinde, alle seine Bemühungen vereitelt werden mußten.

Alles kam darauf an, die zerstreuten Truppen zu sammeln, und nur unter den Kanonen von Magdeburg konnte dieses geschehen; aber der Gouverneur weigerte sich, die Elbbrücke zu sperren und die Flüchtlinge aufzuhalten. Der Fürst Hohenlohe wurde vom Könige zum Oberbefehlshaber aller Truppen ernannt, aber kein Unterbefehlshaber bestraft, der ihm den Gehorsam verweigerte. Jeder, der Mittel gefunden hatte, über die Oder zu entkommen, konnte des besten Empfangs gewärtig seyn. Anstatt die Desertion von den Fahnen des Feldherrn streng zu ahnden, und die Flüchtigen, von welchem Range sie seyn, und in welcher Masse sie sich einfanden mochten, sofort wieder auf das linke Ufer zurückzuschicken, billigte man ihr Vergehen durch eine günstige Aufnahme, und ermunterte dadurch Andere, ihrem Beyspiel zu folgen. Der F. H. traf den König schon nicht mehr in Magdeburg, und sah sich auch in der gegründeten Erwartung betrogen, dort irgend eine mündliche oder schriftliche Instruction, oder wenigstens einen der königlichen Adjutanten zu finden, der den Willen des Monarchen hätte erklären, und über die vielen, ohne Vorwissen des Oberfeldherrn an Einzelne ertheilten Befehle Auskunft geben können. Der Fürst fand sich auf diese Weise an die Spitze einer nur in der Einbildung vorhandenen Armee gestellt, die er in Provinzen, wo der Feind ihm auf dem Fusse folgte, und wo er selbst kein legales Ansehen hatte, erst sammeln und bewaffnen sollte. War

er der Mann, den preussischen Staat zu retten: so mußte er nicht mit dem leeren Titel eines Generalissimus, sondern mit der vollen Gewalt eines königlichen Stellvertreters in allen Provinzen bis an die Oder ausgerüstet seyn.

Ohne diese Gewalt (Abschn. 2) war es ihm unmöglich, die Hindernisse zu besiegen, welche die Einseitigkeit des Gouverneurs und der bürgerlichen Beamten jeder seiner Mafsregeln entgegensetzte. Es mangelte gewifs der Mehrzahl nicht an gutem Willen; aber es mangelte überall an einer höheren Autorität, welche diesen guten Willen zu derjenigen Einheit des Zwecks und des Strebens führen konnte, von welcher Rettung zu hoffen war. Dieser Grund allein entschuldigt die Entfernung von Magdeburg und den gewagten Marsch nach der Oder mit einer Armee, der es an aller inneren Verbindung fehlte. Der Oberfeldherr mußte sich mit der trockenen Antwort des Gouverneurs: „für ihn habe er keine Magazine, und aus dem Fouragiren der Dörfer könne nichts werden,“ begnügen, ohne nur einen Schritt thun zu können, um die Richtigkeit dieser Angaben zu untersuchen. (S. 36 vergl. mit S. 48, 49 Anm.)

Bey der Reorganisation der Armee ging man mit großer Laugigkeit zu Werke. Zwar wurden General-Inspectoren, und unter diesen, seltsam genug, der *abwesende* Gen. Blücher, ernannt; aber man erfährt nicht, was sie ausgerichtet haben. Es kam ja nicht auf uniformirte Regimenter an; in der Noth, worin man sich befand, und bey der immer zunehmenden Auflösung wäre es genug gewesen, wenn man nur Massen gebildet, ihnen Ober- und Unter-Befehlshaber gegeben, und so die Leute wenigstens zusammengehalten hätte. Anfangs wären Mannschaften und Vorgesetzte einander freylich fremd gewesen, aber man würde sich kennen gelernt haben. Die Abtheilung in Massen hätte in wenigen Stunden geschehen können; an Zeit hat es folglich dazu nicht gefehlt, wohl aber an einem Manne, der sich dieses Geschäfts unterzogen hätte. Der General-Stab der preussischen Armee bestand aus Strategen und bloßen Gehülfen; aber es mangelte dabey ein sogenannter *Chef d'état major*, der alle Geschäfte der innern Organisation und der Dienstordnung, zu welchen dem Strategen wahrlich keine Zeit übrig bleibt, besorgt hätte. Eben diesem Mangel sind auch die Unordnungen der Vorposten und der nicht an die höchste Behörde gelangten Meldungen zuzuschreiben, über welche der Vf. früher geklagt hat.

U.

Bey der gänzlichen Auflösung aller Formen, in welcher die Armee von Magdeburg aufbrach, und bey der Rathlosigkeit und dem Mangel an Ansehen der Anführer darf man über den weiteren Erfolg sich nicht wundern. Man hatte keine Verpflichtung, und wagte doch nicht zu Requisitionen seine Zuflucht zu nehmen. Man mußte daher sich in weite Cantonnirungen ausdehnen, und ermüdete die Truppen, ohne vorwärts zu kommen. Der Obriste Guyonneau hatte den Vorschlag gethan, vom Proviantfuhrwesen die fehlenden Brodwagen zu ersetzen (S. 23); es war aber unterblieben. Durch die Verpflegungs-Anstalten der vorausgeschickten Officiere wurde der Feind bey Zeiten von der Marschroute des Corps unterrichtet (S. 100 Anm.). Die zwey Tage in Magdeburg waren ein bloßer Zeitverlust gewesen, weil der Oberfeldherr nicht hatte wagen dürfen, die Gewalt an sich zu reißen, welche die Umstände nothwendig machten. Er hatte sich dort abweisen lassen, er hatte Widerspruch ertragen, ohne sein Ansehen zu behaupten, und bald gehorchte ihm Niemand mehr, oder höchstens nur so lange, als die Masse beysammen war. Kein abgeschickter Haufen that seine Schuldigkeit, die wenigsten kamen zu den Hauptcorps zurück. Kein Unterbefehlshaber hielt sich verbunden, die ihm ertheilten Aufträge auszuführen, sobald er dem Feldherrn aus den Augen war. Jeder schien nur sich selbst als Hauptgegenstand zu betrachten, und befolgte die Befehle des Fürsten nur, in so weit er glaubte, daß sie für seine Abtheilung, nicht, in so weit sie für das Ganze von Nutzen seyn konnten. Es schien eine herrschende Maxime geworden zu seyn, daß das Ganze nur um des Einzelnen willen, nicht das Einzelne um des Ganzen willen handeln müsse. In diesen Irrthum verfiel besonders der Gen. Blücher, indem er dem Oberfeldherrn auf seinen wiederholten Befehl, sich mit ihm zu vereinigen, (d. 26 Octobr.) zur Antwort gab: „Der Fürst möchte lieber sein Corps exponiren, als es durch zu starke Märsche außer Stand setzen, sich zu schlagen. — Er (der G. Blücher) fürchte die Nachtmärsche mehr, als den Feind, etc.“ (S. 77). Er schien als bekannt anzunehmen, daß die Ordre nur die Sicherheit seiner Corps zum Zweck haben könnte. Daß der F. Hohenlohe zur Rettung und Unterstützung des Hauptcorps die Truppen unter dem Gen. Blücher an sich ziehen wollte, und daß unter solchen Umständen unbedingter Gehorsam die erste Pflicht eines Unterbefehlshabers sey, muß diesem gar nicht eingefallen seyn.

Jeder einzelne Moment der folgenden Ereignisse beweiset, daß der schnelle Untergang der immer noch bedeutenden Reste der Armeen von Auerstädt und Jena nicht durch den Fehler ihrer strategischen Mafsregeln, sondern durch die aufgelösete Subordination und ursprünglich durch den Irrthum derjenigen herbeygeführt wurde, die dem Könige den Rath gegeben hatten, den Fürsten H. mit dem bloßen Titel eines Oberfeldherrn zu bekleiden, ohne ihm zugleich die nöthige Gewalt anzuvertrauen, ohne ihm

irgend eine dahin abzweckende Instruction oder einen Mann zu hinterlassen, der seinen Befehlen als unmittelbarer Dollmetscher des königlichen Willens hätte Nachdruck geben können. Was man dem Fürsten unter diesen Umständen vorwerfen kann, ist der Mangel an Entschlossenheit, sich diese Gewalt, ohne höhere Veranlassung, aus eigener Bewegung anzumassen.

Befremden muß es jeden Leser dieser Schriften, daß der Vf., der dem Herzog von Braunschweig seit zwanzig Jahren angelegen hatte, sich zum Connetable Preussens zu machen, in diesen dringenden Verhältnissen keinen Schritt gethan zu haben scheint, um den F. Hohenlohe zu einem ähnlichen Entschluß zu bewegen. Um ihn deshalb zu verdammen, müßte man jedoch erst seine Gründe, und den Grad seines Einflusses auf den Feldherrn kennen. Sein Betragen bey der letzten Katastrophe hat er, nach des Rec. Ansicht, hinlänglich entschuldigt. Er für seine Person konnte sich retten, und würde wahrscheinlich, gleich so vielen Anderen, die über die Oder gegangen waren, günstig aufgenommen worden seyn; aber er hielt es für Pflicht, in dieser bedrängten Lage seinen General nicht zu verlassen. Er konnte den Vorschlag, nicht nach Prenzlau, sondern über Nieden und Löcknitz gerade nach Stettin zu marschiren, nicht durchsetzen, weil die ermüdeten und verhungerten Mannschaften in Prenzlau Brod zu finden erwarteten. Als er den französischen Parlamentair zum Marschall Lannes begleitete, beging er einen Irrthum, indem er eine Brücke für die andere nahm, und auf das rechte Ufer der Ucker gekommen zu seyn glaubte; aber dieser Irrthum hatte auf die Begebenheiten keinen Einfluss. Das Corps mußte capituliren, weil man in seiner Abwesenheit versäumt hatte, die Thore der Stadt besetzt zu halten, und überdies noch zur unrecchten Seite hinausmarschirt, und nun sowohl von dem Rückwege als auch von der Stettiner Straffe abgeschnitten war. Er irrte, indem er glaubte, daß die Franzosen auf einem andern Wege diese Straffe erreicht hätten; aber sie war in ihrer Gewalt, seitdem sie Prenzlau besetzt hatten. Das preussische Corps stand dicht hinter der Stadt, und seitwärts von jener Straffe, auf welcher der Feind voraus eilen konnte, und der Vf. fand bey seiner Rückkehr einen französischen General vor der Fronte, der eine Capitulation anbot, und zugleich die Stellung der Truppen und ihre ganze Verfassung überfah. Alle Befehlshaber und Anführer wurden aufgefordert, ihre Meinung zu sagen, keiner wußte einen Rath zu geben, und das allgemeine Schweigen wurde bloß durch die Meldung des Obristen von der Artillerie unterbrochen, daß er nur noch 5 Schüsse auf jede Canone habe, und daß auch nicht hinlängliche Taschenmunition mehr vorhanden sey. Allgemein war die Rathlosigkeit, alle deuteten auf das unglückliche Wort hin, welches der Vf. endlich aussprach. Daß die Truppen, ehe sie Stettin erreicht haben würden, zersprengt und gefangen oder niedergehauen werden mußten, scheint keinem Zweifel unterworfen zu seyn.

Die sauber gestochenen Charten und Plane gewähren eine bequeme Übersicht des Landes zwischen der Elfter und Unfrut, des Schlachtfeldes von Jena, der Gegend um Prenzlau und des Grundrisses dieser Stadt selbst. Correctheit des Druckes und gutes Papier machen dem Verleger Ehre.

No. 2. Der I Band ist dem Prinz. Wilhelm v. Preuss. zugeeignet. Nach der Vorrede widmet der Vf. dieses Werk der Darstellung „seiner Verhältnisse mit den wichtigsten, auf das Schicksal Preussens einwirkenden Personen, die er in dem ersten Buche nicht habe entwickeln können.“ Vorzüglich will er darin den „Charakter des Herzogs von Braunschweig, mit all' dem Licht und all' dem Schatten, die beide ihm eigenthümlich sind, also mit allen seinen Nüancen so zeichnen, wie er ihn in den vielen Situationen, worin beider Schicksal sie versetzte, habe beobachten können. — — Dies Buch sey daher eine Fortsetzung des Ersten, eine Ergänzung dessen, was darin unvollständig, eine weitere Ausführung dessen, was darin Skizze habe bleiben müssen.“

Rec. hat über diese Form des ganzes Werkes bereits oben seine Meinung gesagt; er glaubt aber hinzusetzen zu müssen, daß die drey Abtheilungen des gegenwärtigen I Bandes in der That eine Menge wichtiger Actenstücke, interessanter Anekdoten zur Charakterbildung eines in der preussischen Armee bald vergötterten, bald mit schonungsloser Härte getadelten Fürsten, und manche, dem unparteyischen Beobachter willkommenen Aufschlüsse über die Verhältnisse und das Betragen desselben, so wie über die Ereignisse der Feldzüge von 1792 und 93 enthalten.

Die 1 Abth. beginnt mit des Vfs. erster Bekanntschaft mit dem Herzoge. Wer diesen Fürsten persönlich gekannt hat, wird sich über den Enthusiasmus nicht wundern, den er dem Hn. v. M. einflößte, und der auch durch die Äußerungen des General Gaudi zu Wesel nicht geschwächt werden konnte. Der Feldzug in Holland wird nur in Beziehung auf den Vf., der hier dem Herzog näher kam, erzählt.

Die 2 Abtheil. ist die merkwürdigste und interessanteste des ganzen Werkes. Sie beschreibt den Feldzug von 1792, und eröffnet manche Ansicht der inneren Verhältnisse, welche die Handlungsweise des Herzogs bey dem Einfall in die Champagne in einem ganz anderen Lichte darstellt, als die Urtheile der vielen, von dem wahren Gange der Dinge wenig unterrichteten Zuschauer.

Der Herzog war weder bey den pillnitzer Conferenzen, noch bey den Vermählungen des Herzogs von York und des Prinzen von Oranien in Berlin, zugegen gewesen. An den ersten Verhandlungen über den Krieg hatte er keinen Antheil genommen; er wurde ohne ihn beschloffen, und man betrachtete ihn als etwas so Leichtes, daß Bischofswerder zu dem Vf. sagte: „Kaufen Sie nicht zu viel Pferde. Die Komödie dauert nicht lange; — — im Herbst sind wir wieder zu Hause.“ Ganz anders beurtheilte der Herzog in Breslau die Schwierigkeiten des Krieges, von

denen er meinte, sie würden nicht mit so geringen Anstrengungen zu heben seyn, als die bey dem Feldzuge in Holland. Erst am 11 Februar 1792 wurde er nach Potsdam gerufen. Bis zum May brachte man mit Rüstungen zu, und hatte doch am Ende nichts gehörig vorbereitet. Als die Armee endlich bey Koblenz versammelt war, mußte man von Neuem verweilen, weil es an der Einrichtung der Brodbäckereyen fehlte. Daß der Herzog, der über die Kriegsadministration keine Gewalt hatte, sich dieses gefallen liefs, daß er überhaupt nicht mit abbrechendem Nachdruck auf die Erfüllung der Bedingungen, unter welchen allein er das Obercommando hätte übernehmen können, drang, sind Vorwürfe, die der Vf., nicht mit Unrecht, ihm beynahe auf jeder Seite macht. In einer Beylage (No. 1) ist das Memoire abgedruckt, welches der Herzog dem Könige von Preussen über den Operationsplan am 19 Februar übersandte. Anstatt ein für alle Mal zu fodern, was nöthig war, und die Schwierigkeiten bestimmt aufzustellen, hüllt er seine richtigen Ideen in das Gewand leiser Wünsche und bescheidener Zweifel ein, und selbst in dem Briefe an Bischofswerder läßt er seine wahre Meinung nur durchblicken. In beiden stellt er jedoch den Satz auf, nach welchem seine Operationen beurtheilt werden müssen, daß nämlich „nicht eher, als bis man an der Maas angekommen seyn würde, die Mafsregeln für die Folge des Feldzuges durch die näheren Umstände bestimmt werden könnten.“ Er mißtraute den Verheissungen der Ausgewanderten, er glaubte an keinen Aufstand in Frankreich für die Sache Ludwigs XVI; aber er hatte nicht Einfluß genug, um den von den Emigrirten vorgeschlagenen, und von dem Könige mit beynahe romanhaftem Enthusiasmus aufgenommenen Operationsplan ändern zu können. Er nahm sich daher vor, diesen so weit, als es auch ohne die Erfüllung jener Verheissungen mit Sicherheit geschehen könnte, zu befolgen, dabey aber durchaus nichts aufs Spiel zu setzen und seine Schritte mit grosser Behutsamkeit abzumessen.

Daß ein solcher Vorsatz durch die Gegenwart des Königs und der französischen Prinzen bey der Armee schnell vereitelt werden würde, hätte er sich voraus sagen können. Er gerieth dadurch und durch die nähere Kenntniß von den geringen Streitkräften der Österreicher, die nur 56,000 Mann in zwey ziemlich gleichen Hälften in den Niederlanden und am Oberrhein aufstreten liefsen, während die preussische Armee nicht über 45,000 Mann stark war, in die peinlichste Verlegenheit. Von nun an hörte alle Einheit der Handlung bey den Heeren auf. Die Einmischung des Königs entzog dem Herzog periodisch den Oberbefehl; sobald man ihm aber die höchste Leitung wieder überliefs, suchte er stets alles auf seinen ersten Plan zurückzuführen. Daher das unaufhörliche Schwanken bey allen Unternehmungen der Verbündeten.

So lag z. B. die Eroberung von Longwy in dem militärischen Plane des Feldherrn; aber der wider Erwarten gelungene Angriff auf Verdun

war bloß ein *politischer* Versuch, um die öffentliche Meinung zu prüfen. Sie sprach sich überall in einem ganz andern Sinne aus, als die Preussen erwartet und die Emigrirten sie vorgespiegelt hatten, und dadurch, so wie durch merkwürdige (in der Beyl. 4 abgedruckte) Briefe aus Paris, gewarnt, wollte nun der Hzg. nicht weiter fortschreiten, sondern durch die Eroberung der festen Plätze an der Maas und der Mosel eine Basis gründen, aus welcher in dem nächsten Feldzuge die Operationen mit Nachdruck und erneuerter Kraft fortgesetzt werden könnten.

Er besprach sich über diese Idee mit den Häuptern der Armee; aber es gelang ihm nicht, den König, dem stets nur das ritterlich Glänzende der ganzen Unternehmung vor Augen schwebte, für seine Meinung zu gewinnen. Der Zufall hatte beiden gerade damals ihre Hauptquartiere in zwey Dörfern mit vorbedeutenden Namen angewiesen; der eine stand in Glorieux, und der andere in Regret.

Hätte der Hzg. nur sich und seinen Ruhm bedacht: so würde er noch hier das Commando niedergelegt und sich zurückgezogen haben; aber aus seinen Händen wäre dieses unfehlbar in die Hände der Emigrirten übergegangen. Konnte er nicht alles Gute stiften, das er bey einer weniger beschränkten Gewalt gestiftet haben würde: so konnte doch auch er nur allein das grössere Ubel verhindern. Diese Rücksichten hielten ihn auf seinem Posten. Er opferte seinen Ruhm auf, damit die Armee und der Kg. selbst nicht untergehen sollten (S. 51).

Dumouriez stand bey Sedan und Kellermann bey Metz; ohne diese geschlagen zu haben, wollte der Hzg. nicht weiter vordringen. Durch Manöuvres getäuscht, verliessen sie ihre Stellungen; man wollte sie vor ihrer Vereinigung angreifen, mußte aber zwey Tage bey Grandpré verlieren, um das Brod von Verdun zu erwarten. — „Wie ein bleyernes Gewicht, sagt der Vf., hing die fehlerhafte Magazinal-Verpflegung an unseren Füßen, und man war nicht einmal auf die Idee gekommen, daß der Angriffskrieg in einem feindlichen Lande andere Mittel zum Unterhalt der Armee darbieten müßte, als das beschwerliche Nachschleppen aus den stets zurückbleibenden Bäckereyen“ (S. 68). Der Hzg. richtete jetzt seine Operation auf den Chemin Romain, der ihm den Vortheil des Terrains in diesen Gegenden, und auf Varennes, das ihm die Verbindung mit Verdun sichern sollte, als plötzlich am 19 Sept. Nachmittags um 3 Uhr ein königlicher Befehl seine Bewegungen unterbrach, und ihnen eine andere Richtung gab. „Meine Ideen werden nicht ausgeführt,“ sagte er mit unterdrücktem Verdruss zu dem Vf., „man findet sie zu langsam; General Köhler hat gemeldet, der Feind marschire ab, man fürchtet, er werde uns entweichen.“

Zwar war der Gen. Köhler selbst ins Hauptquartier geeilt, um den Rapport seines Adjutanten zu berichtigen; aber der Kg. beharrte auf seinem Sinn. Man marschirte die Nacht hindurch in einem Terrain, dessen Beschaffenheit man nicht kannte, und wurde am Morgen des 20, sobald der dichte Nebel zu fallen be-

gann, von den französischen Batterien begrüßt. Der Hzg. lenkte das Gefecht mit grosser Ruhe; der Kg. erschien auf der Höhe von La Lune; ein feindlicher Parlamentair, der sich eilig wieder entfernte, veranlaßte eine lange Unterredung zwischen dem Könige, dem Hzg. v. Br., den Prinzen v. Hohenlohe und von Nassau, und den Obristen Manstein und Grawert. Unterdeß wurde die Canonade immer schwächer, und hörte gegen 5 Uhr Abends ganz auf. Der Gen. Tempelhof hemmte sie, um die Munition zu sparen. Denn von 3 mitgenommenen Chargirungen für das Geschütz hatte die Armee nur eine bey sich, die beiden andern waren in Luxemburg, Longwy und Verdun zurückgelassen worden.

Der Hzg., stets seinem ersten Plane getreu, wollte dem Zufalle nichts überlassen. Die fehlende Munition und die nähere Übersicht der ihm unbekannten Gegend und der Stellung des Feindes bestimmten ihn, es nicht zur Schlacht kommen zu lassen, deren Folgen, sie mochte verloren gehen oder gewonnen werden, ihm gleich gefährlich schienen, weil im letzten Falle der Kg. sich durch nichts würde haben abhalten lassen, mit seinen geringen Kräften den March nach Paris fortzusetzen. Merkwürdige Briefe aus dieser Hauptstadt hatten ihn von der Unmöglichkeit einer Gegenrevolution überzeugt. Der König hingegen, rasch und kühn im Beschlüssen, hatte gegen den Willen seines Feldherrn den Angriff befohlen und übereilt; in der Ausführung befah er nicht Festigkeit genug, auf seinem Willen zu beharren. „Aus der gegenseitigen Stellung des Kgs. und des Hzgs., sagt der Vf. S. 104 109, müssen wir die Erscheinungen dieses Feldzuges erklären. . . . Die Anwesenheit des Kgs. ist schädlich gewesen. Der Hzg. konnte sich nicht zur unbefchränkten Freyheit erheben, und ein Feldherr, der das nicht kann, muß unfehlbar im Mangel der Freyheit untergehn. . . . In Verhältnissen, wo denken und handeln eins seyn muß, kann nichts Grosses geschehen, wenn derjenige, der handeln soll, die Zeit damit verderben muß, erst einen andern zu überzeugen.“

Auf dem Rückmarsche, der nach zehn Tagen angetreten wurde, äußerte sich der Hzg. über seine Verhältnisse gegen den Vf. „Sie müssen wissen, Hr. Major, sagte er, ich bin nicht Herr und Meister. . . Ich weiß nichts von den Verhandlungen der Hofe. Es ist mir unbekannt, wie weit man sich mit Rußland eingelassen hat. Das weiß ich alles nicht. Ich kann Ihnen nur so viel sagen, man wollte Frankreich nicht erobern; man rechnete auf innere Unruhen. . . Sie gestehen doch ein, Hr. M., daß unser Einer sehr unglücklich ist. Man kann über die Mittel nicht disponiren, und soll doch für den Erfolg stehen u. s. w.“ Von jeder solchen Unterredung nahm der Vf. Veranlassung, in den Hzg. zu dringen, daß er sich an die Spitze aller Staatsgeschäfte stellen, die Leitung der Politik an sich ziehen, sich zum preussischen Connetable machen müsse, und das Ende war dann, daß der Hzg. die Unmöglichkeit vorschützte, und nicht selten das Gespräch mit Unwillen abbrach.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 A P R I L , 1810.

G E S C H I C H T E.

Beschluß der Recension
der

Massenbachischen Schriften.

Abth. 3. Nach der Wiedeteinnahme von Frankfurt beschäftigte man sich im Hauptquartier mit Projecten, aus denen dem Feldherrn ein Geheimniß gemacht wurde. Der Obrist Manstein, Adjutant des Königs, stand an der Spitze der Feinde des Herzogs, der ihre Pläne zwar durchschauete, aber nicht Kraft genug besaß, die Scheidewand zu zertrümmern, die zwischen ihm und dem Monarchen aufgeführt wurde. Nicht selten beschämte er durch ruhige Kalte seine leidenschaftlichsten Gegner (z. B. bey Guntersblum S. 173); aber ihre Angriffe erneuerten sich täglich, seine Vorschläge wurden angenommen, aber nicht befolgt, und eine Mittagsmahlzeit in Frankenthal verrückte seinen ganzen Operationsplan auf das Jahr 1793. „Ich sehe mit Bestimmtheit mein Unglück voraus, und das Unglück der Armee und des Staats, sagte er darüber zu dem Vf., aber was soll ich machen? Der König ist bey der Armee, Er will das Ansehen haben, als commandire Er. Wenn ich auch in Frankenthal anwesend gewesen wäre, was hätte ich sagen sollen? Ich konnte den Kg. in Gegenwart des Hzgs. von Zweybrücken nicht compromittiren. Ist es mir im vergangenen Jahre in der Champagne auch an der Tafel des Königs besser gegangen, als Gen. Köhler den Rapport seines Adjutanten widerrief? Unser Einer, Hr. Major, ist in einer gewaltigen Lage, das müssen Sie doch gestehn. Alle Verantwortlichkeit fällt auf unser Einen. Man steht da zum Spott der Zeitgenossen, und die übel unterrichtete Nachwelt wirft einem auch den Stein.“ (S. 177).

Über die Unthätigkeit nach der Besitznahme von Mainz bringt der Vf. Actenstücke bey, in welchen der Hzg. „zu seiner Rechtfertigung, daß er nicht zum Angriff schreite, eine ostensible Ordre des Königs verlange“, und sie auch erhält, weil man am 28 August erst noch den Operationsplan des Feldzuges von Wien erwarten wolle.

Die Freude des Königs über den Sieg von Pirmasens war so groß, daß er sogleich selbst dahin eilen und dem Feldherrn danken wollte; sie wurde aber schnell durch die hingeworfene Bemerkung gedämpft, daß der Hzg. gar wohl Lorbeeren zu brechen verstehe, sobald er nur allein sey und nicht fürchten müsse.
S. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

sie mit anderen zu theilen (S. 195). — Der König verließ die Armee, der Hzg. gewann die Schlacht von Kaiserslautern, und legte bald nachher, da er sich immer noch in jeder Unternehmung gehemmt sah, das Commando nieder.

Den Rest dieses Bandes füllen Beylagen aus. No. I enthält: a) den *Operationsplan des Hzgs. v. Br.* vom 19 Febr. 1792, nebst seinem Briefe an Bischofswerder, und Bemerkungen des Vfs. darüber. b) *Betrachtungen über Operationspläne für einen Krieg überhaupt und für einzelne Feldzüge insbesondere.* Von König Friedrich II. Ein lezenswerther Aufsatz, der aber hier nicht an seiner Stelle steht. — No. II. Ein *Fragment aus dem Werke: Lettres sur l'ouvrage intitulé: la vie du Général Dumouriez.* — Ein gedrängter Auszug würde hinreichend gewesen seyn. — No. III. Ein *Brief des Hzgs. v. Weimar über die von dem Gen. Köhler berichtigte Meldung seines Adjutanten am Tage vor dem Gefecht von Valmy.* — No. IV. Die *Briefe eines Ungenannten aus Paris vom 20 Junius und 4 August 1792, an den Kg. und den Hzg. v. Brschw.* welche auf die Entschlüsse des Letzten bey Valmy gewirkt haben sollen, im Original. — No. V. *Correspondenz zwischen dem Kge. und dem Hzge. über die Niederlegung des Commandos.* Gleichfalls französisch. No. VI. Eine von dem Vf. schon im Winter von 1793 — 1794 dem Druck übergebene Schrift über den Feldzug von 1793, hier abermals abgedruckt. — Als Nachtrag ist noch eine deutsche Übersetzung von No. II, IV u. V hinzugefügt. Der größte Theil dieser Beylagen und Übersetzungen scheint nur da zu stehen, um den Raum zu füllen; als Actenstücke können bloß No. I a, No. III, IV u. V gelten. Die Pläne und Charten stellen die Gegend von Hilversum in Holland, die Gegend von Frankfurt, Homburg und Königstein, das Land von Trier bis Rheims und einen Theil der Argonnen, nebst der Stellung der Armeen bey Valmy vor.

Die beiden letzten Bände sind beynahe nur ein Aggregat von Ergänzungen der in No. I erzählten Begebenheiten, die dort recht bequem hätten eingeschaltet werden können, von Actenstücken, die als Belege der Angaben des Vfs. dienen, zum großen Theil aber auch von unbedeutenden Briefen, Aufsatzen sowohl von dem Hn. v. M., als von anderen Vfn., und von Plänen, Dispositionen, Memoiren, Abhandlungen und Lösungen militärisch-politischer Aufgaben, die oft nur zur Übung entworfen zu seyn scheinen, auch mitunter schon früher im Druck erschienen sind, und die sämmtlich ihren inneren Werth

haben, aber weit schicklicher in einer Sammlung kleiner militärischer Schriften, als in diesen Memoiren ihren Platz gefunden haben würden. Sie sind bald in die Geschichte eingeschoben, bald als Beylagen hinzugefügt, und das alles hängt durch den lockern Faden einer Erzählung zusammen, die sich wieder nur um wenige Hauptpunkte dreht, daß nämlich der Vf. in einer Reihe von Jahren den Hrzg. v. Br. vergebens von der Nothwendigkeit, sich an die Spitze der preussischen Staatsverwaltung zu stellen, zu überzeugen suchte; daß er unablässig bemüht war, durch Vereinigung der Politik und der Kriegskunde der Leitung dieser beiden Fächer eine bessere Form zu geben; daß er die fehlerhaften Schritte des Cabinets bey Zeiten entdeckte, die nachtheiligen Folgen vorausagte und bessere Vorschläge that, aber nirgends Gehör fand.

II Band. Die Zueignung an den Feldmarschall Möllendorf läßt den schönen Zeiten des Greifes Gerechtigkeit widerfahren, macht ihm aber bittere Vorwürfe über sein Betragen als Oberfeldherr der Armee am Rhein in den Jahren 1794, 95. Es fehlt hier so wenig als in der Vorrede an Wiederholungen, so wie überhaupt alle Vorreden zu den neueren Schriften des Vfs. aus Recapitulationen, aus flüchtigen Übersichten der Begebenheiten seit 1794 und des Antheils, den er daran genommen hat, bestehen. Die Geschichte schreitet in diesem Bande in zwey Abtheilungen bis zu dem Jahre 1797 vor.

Abth. 1. Der Vf. zieht sich in die Einsamkeit zurück, und schreibt eine Abhandlung: *über den Krieg gegen Frankreich*, wovon jedoch hier nur die Umrisse mitgetheilt werden. Er tritt seinen Posten bey der Armee wieder an. — Der zwischen Preussen, England und Holland (April 1794) abgeschlossene Tractat, nach welchem das berliner Cabinet sich verbindlich machte, die Armee nach der Sambre marschiren zu lassen, konnte an und für sich selbst nicht ausgeführt werden, und wurde durch die Insurrection in Südproussen vereitelt. — Neuer Plan, nach welchem nicht Amiens, sondern Metz als Object der Operationen angenommen wird. Der Sieg bey Kaiserslautern am 23 May war der erste Schritt zur Ausführung, aber die Seemächte bestehen auf der pünctlichen Erfüllung des Tractats. Möllendorf darf nicht geradezu widersprechen, weil ihre Gesandten mit Zurückhaltung der Subsidien drohen; er sucht nun Zeit zu gewinnen, und verliert darüber die Zeit und alle errungenen Vortheile. Nachtheilige Gefechte der Preussen bey dem Johanniskreuz, bey dem Schänzel u. a. m. Die Franzosen nehmen Trier, sondern dadurch Luxemburg ab, und bereiten die Eroberung der Niederlande und Hollands vor (8 August).

Neuer Operationsplan, der dem Feldm. vorgelegt wird. Die Preussen sollen die Feinde von Trier und von der Mosel vertreiben, dann den Oesterreichern die weiteren Unternehmungen auf diesem Punct überlassen, und sich nach Westphalen ziehen, um Holland zu retten. Möllendorf willigt mit Kälte ein; er gestattet zwar den Angriff des Fürsten Hohenlohe bey Kaiserslautern (20 Sept. 94), mit welchem die

Operationen eröffnet werden sollen, ist aber höchst mißvergnügt über den glücklichen Erfolg, weil bereits durch den Kaufmann Schmerzer in Kreuznach und auf anderen Wegen geheime Unterhandlungen angeknüpft worden sind.

Fortlaufender interessanter Briefwechsel über diese Gegenstände zwischen dem Vf. und dem Hrz. v. Br., der die Begebenheiten richtig beurtheilt. Er entwirft einen Plan für den nächsten Feldzug, den Hr. v. M. für seine Arbeit ausgeben und den Feldm. überreichen muß. Möllendorf läßt den Plan, der eine kräftige Fortsetzung des Kriegs zum Zweck hat, umarbeiten, so daß Preussen dadurch keine bestimmte Verbindlichkeit gegen die Allirten eingeht, um nicht an einem Separatfrieden gehindert zu werden, und schickt ihn durch den Vf. nach Berlin. Er wird sehr gleichgültig aufgenommen, weil man bereits einen anderen Operationsplan fertig hat, der als ein in seiner Art merkwürdiges Document hier abgedruckt, aber auch aus früheren Schriften des Hn. v. M. schon bekannt ist. — Unterredung mit Bischofswerder, die dem Vf. über die Stimmung des berliner Cabinets Licht giebt. Man will um jeden Preis den Frieden; sobald aber der Vf. die Meinung äußert, daß man auf diesen Fall auch gleich ein Bündniß mit Frankreich schließen müsse: bebt B. vor der bloßen Idee zurück. Bey dem Prinzen Heinrich thut sie die entgegengesetzte Wirkung; er hatte längst dieselbe Ansicht gehabt, und vertauscht schnell das Heisse Er in der Anrede mit dem Sie, so wie Hr. v. M. seine Gedanken laut werden läßt.

Abth. 2. Der Vf. beschäftigt sich nach dem Frieden mit seinen alten Planen, der Befestigung der östlichen Grenze und der Einrichtung des Gen.-Quartiermeister - Stabes. — Seine Correspondenz über diese Gegenstände mit dem Hrzg. v. B., Zastrow, Guyonneau u. A. — Aufsätze. Schilderung der bedeutendsten Männer des Hofes und der Armee, an den Hrzg. gerichtet, um das Bedürfnis eines gut eingerichteten Gen.-Quartiermeister - Stabes zu beweisen. — *Über die Nothwendigkeit der engern Verbindung der Kriegs- und Staats-Kunde*, ein langes Memoire voll richtiger Ideen, zu eben diesem Zweck aufgesetzt. Bischofswerder billigt es, sagt aber voraus, daß es an dem Egoismus der gegenwärtigen Besitzer der Gewalt scheitern werde. — *Betrachtungen über die Lage der allgemeinen Angelegenheiten zu Anfang des Jahres 1796.* Beweis, daß Preussen zu schwach sey, Holland wieder zu erobern, und folglich die strengste Neutralität behaupten, oder sich mit Frankreich eng verbinden müsse. *Beylagen*, a) zu der ersten Abtheilung: 1) *Bemerkungen über die Unternehmung auf Saarlouis, 18 May 1794.* — Sie lag in dem Operationsplan, der statt der mit den Seemächten verabredeten Bewegung nach der Sambre angenommen werden sollte. — Sehr detaillirte Disposition zu dem Marsche der Armee-corps, ihren aufeinander folgenden Unternehmungen und dem Angriff auf die Festung selbst, nebst einem Briefe und einem Memoire des Gen. Grawert über denselben

Gegenstand. — 2) *Memoire des Feldmarschall Müllendorf*, am 27 Jun. 94 den Gesandten der Seemächte überreicht. — 3) *Gedanken über die wahrscheinlichen Operationen der Franzosen*, von einem königl. preuss. Officier aufgesetzt. 29 Sept. 94. — 4) *Über die Nothwendigkeit des Friedens*, vom Major v Pfull. 15 Dec. 94. — 5) *Über die Bewegungen der Armeen um Maynz zu retten, und über die Bewegungen der Armeen nach dem Verlust dieser Festung*. Von demselben. 26 Dec. 94. — Hr. v. Pf. sieht Schwierigkeiten, die Clerfait späterhin nicht unüberwindlich fand. — 6) *Schreiben des Königs an den F. M. Müllendorf*. 5 Jan. 1795. — Man wünscht und hofft den Frieden, und möchte daher den Schein der Mitwirkung zum Kriege bey den Franzosen vermeiden, bey den Allirten ihn hingegen beybehalten, und zugleich die Absichten dieser letzten ausforschen. — 7) *Allerunterthänigstes Promemoria über die vorläufigen zu treffenden Anordnungen, bevor richtige, und dem Ganzen angemessene Arrangements getroffen werden können*. Januar 95. Vom F. M. Müllendorf. — Weitschweifig, wie die Überschrift, und charakteristisch durch Leerheit bey grossem Aufwand von nichtsagenden Worten. — 8) *Entwurf des Vfs. zu einer Instruction für den Ob. Lieut. Lecoq in Heidelberg*. — Durch diesen wollte man nämlich die österreichischen Generale ausforschen. — 9) *Diese Instruction, von dem F. M. modificirt*. — 10) *Schreiben des Königs an den F. M. 10 Jan. 95*. — Man wünscht erst von den Österreichern zu erfahren, ob der Krieg angreifend oder vertheidigend geführt werden solle? — 11) *Memoire des Ministers v. Hardenberg*. 13 Jan. 95. — Richtige Ansichten bey überall durchblickender Schwäche, zugleich ein merkwürdiger Beweis der entschiedenen Überlegenheit des Directoriums in der Kunst der Unterhandlungen. — 12) *Was haben wir im vierten Feldzuge dieses Krieges zu befürchten?* 15 Jan. 95. — 13) *Schreiben des Königs an den F. M. Müllendorf; nebst der in Berlin von dem Gen. Gensau, Obristen Knobloch und Ob. Lieut. Zastrow bearbeiteten Denkschrift*. 31 Jan. 95. — Ein Operationsplan voll Verstoße gegen das Local. — 14) 15) 16) *Briefe über den Marsch nach Westphalen von dem Vf. an Zastrow, von diesem an den Vf., und von dem Kg. an den Feldm.* — 17) *Bericht des Vfs. von seiner Unterredung mit dem k. k. Gen. von Seckendorf, am 4 März 95 zu Heidelberg*. — Die Österreicher wollten Düsseldorf verlassen, wenn die Preussen es nicht besetzen. — 18) *Schreiben eines Ungenannten an den F. M. Müllendorf*. 5 März 95. — Man müsse zur Rettung Westphalens dort zwey Armeen aufstellen, dem Hg. v. Br. den Oberbefehl geben, und den Feind angreifen. — 19) 20) *Der Vf. an den k. k. Obristen vom Gen. Quartiermeister Stabe, Hn. v. Gomez*, 6 März 95, und *Antwort des O. Gomez*. Über die Räumung von Düsseldorf und das Verweilen des hohenhohischen Corps am Rhein. — 21) *Der Vf. an Zastrow*. — Über dieselben Gegenstände. — 22) *Der Major . . . an den Vf.* 15 März 95. — Enthüllung der Schwäche des F. M.; Ausdruck des Mifs-

vergnügens über alles, was vorgeht. — 23) *Der Kg. an den Prinzen von Hohenlohe*. 18 März 95. — Er solle vor der Hand in seiner Stellung bleiben, im Nothfall aber Wesel zu Hülfe eilen. — 24) *Müllendorf an denselben*. 19 März. — Großer Schrecken über die französischen Drohungen in Basel. — 25) *Der Kg. an denselben*. 20 März. — Er solle zwischen Hanau und Gießen Quartiere beziehen. — In zwey Tagen Ordre und Gegenordre über Berlin! — 26 — 31) *Correspondenz des Vfs. mit Zastrow und Pfull, und Schreiben des F. M. an Pr. Hohenlohe*. — Urkunden von der gesunkenen Geisteskraft eines Greises. — 32) *Bemerkungen über den letzten Brief; und Grawerts (nicht befolgter) Entwurf zu dem Marsch nach Westphalen*. — 33 — 34) *Brief des Vfs. an den Hg. v. Br., und Antwort desselben*. — 35) *Über die gegenwärtige Lage der Dinge in Westphalen*. 26 März 95.

b) Beylagen zu der zweyten Abtheilung: 1) *Ist es Frankreichs Vortheil, den Rhein zu seiner Gränze zu machen?* — Die Frage wird in einem weitläufigen Memoire verneinend beantwortet. — 2) *Wie kann Deutschland gerettet werden?* — Die Antwort gehört zu den politischen Träumen.

Band III. Das Buch selbst ist gemässiger geschrieben, als die Zueignung an den Gen. Zastrow und die geharnischte Vorrede. Es enthält 2 Abtheilungen und 15 Beylagen.

Die Abth. I fängt mit dem Tode Friedrich Wilhelms II an. Des Vfs. Ideen über die Zusammensetzung des Cabinets, und eine Unterredung zwischen ihm und dem Hg. v. Br., über die schon so oft zwischen ihnen verhandelten Gegenstände. Er theilt dem Hg. eine Vorlesung mit, in welcher er durch Beyspiele aus der Geschichte Friedrichs II zu beweisen sucht, daß man die östliche Grenze durch Anlegung von Festungen sichern, Politik und Kriegskunde in einem Bureau verbinden, die Monarchie geographisch durch die Oder in einen Militär- und Manufactur-Staat theilen, und sich fest an Frankreich anschliessen müsse. — *Memoire an den König über die Idee, daß zur Consolidirung des preussischen Staates der Besitz der Festungen Theresienstadt und Josephstadt, und die Ausdehnung der Grenze bis an die Elbe von ihren Quellen an, nothwendig sey*. — Aufsatz, über Bildung der Generale im Frieden.

Die Coalition im Jahre 1799 erregt in Berlin die lebhafteste Theilnahme, und die wichtige Frage, ob Preussen ihr beystreten solle, wird im Cabinet mit Eifer untersucht. Haugwitz, Rüchel und fast alle bedeutenden Männer des Staats stimmen dafür, der Herzog von Braunschweig glaubt den günstigen Moment zur Befreyung von Holland und zur Wiedereroberung der Niederlande zu sehen; aber des Königs gerader Sinn sträubt sich gegen einen Bruch der zu Basel eingegangenen Verbindlichkeiten. Der Vf. trägt seine Ansicht vor, nach welcher Preussen die bewaffnete Neutralität wählen und den Erfolg abwarten müsse, um dann dem unterliegenden Theile aufzuhelfen, sich

zum Meister der Friedensbedingungen machen, und dabey entweder West-Gallizien oder eine vortheilhafte Abrundung der Grenze gegen Abend erwerben zu können. Zwey Memoiren, das erste von einem Ungenannten: *Über die politische Lage Preussens im Anfang des Jahres 1799*, und das andere von Tempelhof: *Gedanken über die Frage: Soll Preussen der Coalition gegen Frankreich beystreten?* entscheiden gegen den Krieg, und sollen den Entschluß des Königs bestimmt haben.

Napoleons Rückkehr aus Ägypten gab der Lage der Dinge eine veränderte Richtung. In der Überzeugung, daß die Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich eine feste Verbindung Preussens mit dieser Macht nach sich ziehen, und das Resultat derselben über kurz oder lang ein Krieg gegen Rußland seyn würde, beschäftigte sich der Vf. eifrig mit der Ausarbeitung zweyer Pläne, der Einrichtung des Kriegsschauplatzes durch neu anzulegende Festungen, und der Organisation seines General-Quartiermeister-Stabes, d. h. eines Ausschusses von Männern, die unter diesem bescheidenen Titel die Angelegenheiten des Kriegs und der Politik in höchster Instanz leiten sollten.

Abth. 2. Das Ende des Jahres 1800 liefs den nahen Frieden und mit ihm eine gänzliche Umgestaltung des politischen Systems von Deutschland voraussehen. Der Vf. überreichte dem König bey dieser Veranlassung einen Aufsatz über Preussens Interesse, welches eine Ausdehnung der Grenzen bis an das karpathische Gebirge und die Quellen der Elbe nothwendig erfordere. In Bremen, wohin er bey Gelegenheit der Besetzung von Hannover geschickt worden war, schrieb er ein neues Memoire, und übersendete die Abschriften davon dem Könige, dem Obr. Köckritz, dem Minister Haugwitz und dem Herzog von Braunschweig. Er zeigt darin das Bedürfnis einer strategischen Grenze, welche bey dem gegenwärtigen Entschädigungssystem durch Austausch der fränkischen Markgrathümer gegen beide Lausitzen, und durch Besitznehmung des nordöstlichen Theils von Hannover erlangt werden könnte. Alle diese Aufsätze, nebst den dazu geschriebenen Briefen, dergleichen das Schreiben eines Ungenannten an einen deutschen Fürsten bey Übersendung eines gleichfalls eingereichten Memoire: *Über die Bildung eines Föderativsystems unter Preussens Schutz*, sind hier buchstäblich abgedruckt.

Nach seiner Rückkehr nach Berlin überreichte der Vf. dem Könige eine Rede: *Über die Verbindung der Staats- und Kriegs-Kunde, und über die Regenten-*

Tugenden Friedrichs II., die zu jener, ihm stets am Herzen liegenden Organisation den Weg bahnen sollte. Auch diese ist hier wieder abgedruckt, dergleichen die wiederholten Briefe an Haugwitz, Rüchel, Guyonneau, Genfau u. a. m., welche der Vf. über seine Memoiren schrieb, eine Correspondenz mit dem Herz. von Braunschweig über die Schriften des Gener. L'Espinasse, das Schreiben, mit welchem Hr. v. Al. dieses Werk dem Könige überreichte u. f. w.

Nach allen dem blieben ihm noch folgende Beylagen übrig: No. 1) *Über die Anlegung der neuen Festungen in Ober-Schlesien, Süd- und Ost-Preussen, und über die ersten Versammlungsläger der schlesischen, süd- und ostpreussischen Reserve-Armeen*, (in einem Kriege gegen Rußland und Oesterreich). — 2) *Einige Bemerkungen über die jetzigen allgemeinen Angelegenheiten in Bezug auf die militärische Grenze der preussischen Monarchie*. Januar 1801. — 3. 4) *Briefe des Gener. Genfau und des Feldprobst Klettschke an den Vf.*, über die ihnen mitgetheilten Aufsätze desselben. — 5) *Memoire des hannoverschen Major v. d. D.*, über die Besetzung des Bremischen 1801, in Bezug gegen die Angriffe der Engländer. — Merkwürdig als Actenstück aus der Feder eines dem Könige von Großbritannien dienenden Officiers. — 6) *Beweis, daß das Haus Brandenburg ein größeres Recht an die Lausitz hat, als das Haus Oesterreich*. — In Geist der gewöhnlichen Deductionen. — 7) *Ansichten des Herzogs von Braunschweig über die Vertheidigung Ostpreussens*. Jan. 1801. — 8, 9, 10) *Briefe, von dem O. Guyonneau an den Vf. über die ihm mitgetheilten Denkschriften*, von dem Vf. an den Herz. von Braunschweig über seine Versuche, den König durch Rüchel und Köckritz auf die von ihm eingereichten Denkschriften aufmerksam zu machen, und vom Gen. Rüchel an den Vf. über diese Aufsätze. — 11) *Vertheidigungsentwurf für das Königreich Ostpreussen vom Director Längner, im Jahr 1801*. — 12) *König Friedrichs II. Instruction über die Ausfuchung von festen Lagerplätzen in Ostpreussen*. — 13) *Einrichtung der königlich preussischen Artillerie, wie sie im Jahr 1797 von dem Major von Pontanus in Vorschlag gebracht und ausgeführt worden ist*. — 14 u. 15) *Gedanken des Gen. von Tempelhof über die Verminderung der Artillerie. Weitere Entwicklung dieser Gedanken*.

An typographischen Vorzügen stehen die Memoiren dem ersten Werke nach. Das Papier ist weder so weiß, noch der Druck so correct. S. XXVII, Band 3, muß anstatt: *mathematifire*, gelesen werden: *anathematifire*; S. 48 ebend. 1798 anstatt 1799.

N — d.

KLEINE SCHRIFTEN.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN. Berlin, b. Schöne: *Kurzer Entwurf, wie haben Officiere sich dereinst als Feldherrn zu benehmen?* Von einem in der glorreichen Armee des großen und unsterblichen Königs Friedrich II. gedienten Officier, dem Rittmeister von Altröck. 1808. 62 S. 8. (8 gr.)

Dieser Entwurf ist in der That so kurz, daß es nur wenig Nutzen schaffen wird. Der Vf. unternahm nichts Geringeres, als die ganze Feldherrnkunst auf 62 Seiten abzuhandeln, weil er die ganze Sache selbst aus einem falschen Gesichtspuncte betrachtete. Unter den vorläufigen Pflichten des Feldherrn werden Gegenstände aufgeführt, die ganz allein für den Kriegsmi- nister gehören, während man andere wesentliche Erfordernisse

vermißt. Der Vorschlag S. 6, bey Ausbreitung eines übermächtigen Feindes das eigene Land zu verheeren, dürfte wohl nicht auszuführen oder vielmehr nicht anzurathen seyn. Nach Rücksicht gehören diese Blätter zu denjenigen Werken, die mehr Schaden als Nutzen stiften, weil sie unerfahrene — oder vielmehr unwissende Jünglinge zu vortheilhaften Urtheilen verleiten. Denn wie der Dichter, so wird auch der wahre Hofsührer geboren, und wenn dieses Glück nicht zu Theil wird, so muß keine Mühe scheuen, um sich die unentbehrlichen Kenntnisse von der Benutzung des Terrains, und von der richtigen Anwendung der verschiedenen Waffen zu erwerben, die allein den Erfolg der Schlachten sichern. N. M. M.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 26 APRIL, 1810.

P H Y S I K.

ERLANGEN, b. Walther: *Anfangsgründe der dynamischen Naturlehre*. Von Friedrich Hildebrandt, der Physik und Chemie ordentl. öffentl. Lehrer zu Erlangen u. s. w. I Abth. XIX u. 377 S. Mit 4 Kupfert. Fortsetzung und Schluss. II Abtheil. 614 S. (das Ganze mit fortlaufender Seitenzahl). Mit 3 Kupfert. 1807. gr. 8. (5 Rthlr.)

Schon um mehrere wissenschaftliche Fächer hat der Vf. dieses Werkes durch Lehrbücher sich verdient gemacht, die große Deutlichkeit der Darstellung, Berücksichtigung alles Neueren, Hervorheben des Besseren, und, wo sie nützlich und anwendbar war, auch compendiarische Kürze in sich vereinigen. Durch das gegenwärtige Lehrbuch der allgemeineren Physik eröffnet aber derselbe dieser Wissenschaft eine neue Bahn des Vortrages, indem er nicht nur die bedeutendsten, ihr von Anderen zu Theil gewordenen theoretischen Bereicherungen sorgfältig benutzt, sondern auch manche sehr erhebliche eigene selbst hinzugefügt hat. Zwar wurde schon in ein paar Vorgängern dieses Lehrbuches das löbliche Bestreben sichtbar, sich aus der gemeinen Oberflächlichkeit und dem kindischen Spielwerkskrame der sogenannten Experimental-Physik hervorzuarbeiten: doch ist dies hier zuerst auf eine mehr durchgreifende Weise gelungen; und Niemand wird nach diesem Leitfaden lehren können, ohne seiner Darstellung einen, demselben angemessenen, wissenschaftlichen Werth zu geben. Indess hat der Vf. die Mäfsigung, welche wir schon sonst bey ihm anzutreffen gewohnt waren, auch hier beobachtet. Er hat, als parteyloser Wahrheitsfreund, sich weder durch Ansehen blenden, noch durch den Lärm von einseitigen Kritikern ausgesprochener Verdammungsurtheile, abschrecken lassen. Er hat die Tiefe der Speculation nicht gescheut; und sich dennoch gehütet, die ernste Wissenschaft in ein Spiel der Phantasie aufzulösen. Ja selbst die, leider jetzt so gewöhnliche, Art, wodurch man den Bearbeitungen verschiedener Zweige der Naturkunde ein Kleid anzwängt, welches nur der eigentlichen (transcendentalen) Philosophie selber passen mag, hat der Vf. sorgfältig vermieden. — Wir halten dies für das grösste Lob, das wir irgend einem wissenschaftlichen Werke jetziger Zeit ertheilen können.

Den Standpunkt, welchen Hr. H. genommen, bezeichnet er in der Vorrede: Die Dynamik des unsterblichen Kant, sagt er, sey auch die Grundlage seines Systems; auch Schelling sey in seiner Naturphi-

losophie von Kant's Dynamik ausgegangen, wiewohl derselbe ausserdem originell in seinen Ansichten und Darstellungen sey. — „Die Ideen: Die *Dehnkraft*, das *Allgemeine*, das *Wesen* vereinigen sich doch in Einer, — die Ideen: die *anziehende Kraft*, das *Besondere*, die *Form*, wieder in Einer Idee.“ Von diesen Grundansichten ausgehend, hat nun der Vf. versucht, eine durchaus consequente Bearbeitung der Physik zu liefern; wiewohl mit folgenden Worten selbst ankündigt: „Soll eine Naturlehre dynamisch seyn, so muß sie freylich nicht bloß in der Einleitung dem dynamischen Systeme beypflichten, und in der Folge es zu vergessen scheinen, sondern *alle* Erklärungen müssen dynamisch seyn.“ — In Wahrheit eine treffende, der Beharzigung sehr werthe Bemerkung.

Was erstlich die *Form* des Werkes betrifft: so zerfällt dasselbe bestimmt in zwey Theile, deren erster (welchen der Vf. in der Vorrede selbst den mechanischen nennt), ausser der Einleitung und ein paar die allgemeineren Vorkenntnisse betreffenden Capiteln, die Grundzüge der angewandten Mathematik enthält; der andere aber (nämlich der sogenannte chemische, auf dem Titel mit „Fortsetzung und Schluss“ bezeichnet) die eigentlichen Anfangsgründe der Physik, d. h. der Lehre von den einfacheren Actionen in der Körperwelt, von deren Modificationen und Gegensätzen, und von der Materie im Zustande der Indifferenz und Differenz, in sich begreift. — Hierin liegt schon der Vorwurf, daß der Vf. mehr liefere, als zu einem solchen Lehrbuche gehöre, da der erste, mechanische Theil hätte wegbleiben können (wie schon Mayer in seinem Anfang d. N. L. andeutete). Allein die vom Vf. angeführten Gründe, welche auf die gewöhnliche Einrichtung der Vorlesungen und das Bedürfnis der Studierenden sich stützen, muß man einstweilen wohl noch gelten lassen; da hingegen der Grund, daß der mechanische Theil auf den chemischen einen wichtigen Einfluss habe, nicht haltbar ist, indem unter diesem Vorwande auch in anderen (z. B. physiologischen) Vorlesungen viele Gegenstände, des wichtigen Einflusses wegen, abgehandelt werden könnten, die man doch als schon bekannt voraussetzen und nur wieder in Erinnerung bringen darf. — Übrigens möchte der Vorwurf zu großer Weitläufigkeit (welcher von einigen Lehrern der Physik, wie die Vorerinnerung zum chemischen Theile sagt, dieser Schrift gemacht wurde) im Ganzen wohl ungerecht seyn, obwohl hier und da manche Bemerkungen, die Paragraphen ausfüllen oder ausfüllen helfen, sich besser für die Noten und Andeutungen schick-

ten, und überhaupt durch einen mehr raumersparenden Druck die Schrift denen, welchen sie zunächst bestimmt ist, weniger köstspielig gemacht werden konnte. Freylich läßt sich nicht leugnen, daß dieselbe so, wie sie jetzt erscheint (Druck und Papier sind gleich lobenswerth) einen angenehmeren Eindruck gewähre.

Der erste Theil enthält, nach einer kurzen Einleitung (den Begriff Natur und Naturkunde, und die Methode und Eintheilung dieser letzteren betreffend), folgende Capitel: I. Möglichkeit der Natur. II. Allgemeine Erscheinungen in der Körperwelt. III. Bewegung. IV. Bildung der Materie. V. Schwere. VI. Adhäsion und Cohäsion. VII. Einige besondere Verhältnisse der Bewegung (die Lehre vom Hebel, vom Schwerpunkte, von der schiefen Ebene, vom Pendel, vom Stosse und vom Widerstande). VIII. Bewegung des Wassers und anderer liquider Körper. IX. Bewegung der Luft. — Hierauf folgen im zweyten Theile die Capitel: X. Von dem Lichte. XI. Von der Wärme. XII. Von dem Schalle. XIII. Von dem Magnetismus. XIV. Von der Electricität. XV. Von dem chemischen Proceß. XVI. Von dem Wasser. XVII. Von dem Galvanismus. XVIII. Von der Verschiedenheit der Materie. Dem Ganzen ist ein Sachregister angehängt. — Diese Übersicht zeigt schon, wie sehr dieses Werk durch lichtvolle Ordnung und zweckmäßige Aufeinanderfolge sich auszeichne, und wie der Vf. gesucht habe, wo nicht die Sache selbst eine andere Ordnung nothwendig machte, immer vom Einfacheren zum Zusammengesetzteren fortzuschreiten. — In dem Capitel vom Lichte ist in besonderen Unterabtheilungen von der Zurückstrahlung und Brechung des Lichts, auch anhangsweise vom Auge die Rede. Die Thermometer werden am Ende des Capitels von der Wärme, die Hygrometer nach der Betrachtung des Wassers untersucht. Von den Barometern wurde schon im ersten Theile im Capitel von der Bewegung der Luft gesprochen. — Hingegen ist von der Natur der verschiedenen Luftarten nicht in diesem Capitel, sondern gehörigen Orts in mehreren des zweyten Theils die Rede. Und überhaupt hat der Vf. so wenig anticipirt, als nur möglich war; denn in dem Vorhergehenden das weiterhin erst gründlicher dargestellte Nachfolgende zuweilen, bloß empirisch und oberflächlich, zu berühren, ist in jedem Zweige der Naturwissenschaft unvermeidlich, weil die Beobachtungen in den Gegenständen selbst liegen, und die Entwicklung der Natur nichts weniger als geradefortlaufend ist. — Indess haben wir doch an der vom Vf. beobachteten Ordnung auch Einiges auszusetzen. Namentlich lag die Betrachtung über „die Möglichkeit der Natur“ eigentlich außerhalb den Grenzen der Physik, als einer untergeordneten Wissenschaft, und eben so die „über die Bildung der Materie“; denn die ideelle Construction der Raumerfüllung gehört, als transcendental, ebenfalls der Metaphysik der Naturlehre an. Nun konnte zwar der Vf. dieser Prämissen bey seiner dynamischen Bearbeitung der Naturlehre nicht entbehren; und es war nützlich,

sie in dieser Schrift selbst auszusprechen; aber dann mußten sie nicht in die Reihe der Capitel aufgenommen werden, sondern sie durften nur Vorerinnerungen bilden, und konnten in der Einleitung, wenn diese eine andere Gestalt und eine etwas größere Ausdehnung erhielt, füglich einen Platz finden.

Indem wir zweytens zur Betrachtung des Inhalts dieses Lehrbuchs übergehen, versteht es sich, daß uns dabey der erste, mathematische Theil desselben viel weniger angehe, als der zweyte, eigentlich physikalische. Aufser daß auch in jenem die dem Vf. eigene, ganz vorzügliche Deutlichkeit sich bewährt, bemerken wir nur, daß einigen Punkten eine gründlichere Erörterung zu Theil geworden, und daß auch das Neuere darin nicht übergangen ist. Namentlich berührt der Vf., freylich mit einer eigenen Ansicht, auch Langsdorfs mathematische Atomistik (die allerdings, wenn vom wirklichen Raume die Rede ist, eben so sehr mit Unrecht getadelt werden möchte, als man noch immer die chemische Atomistik tadelt; gleichsam als wenn eine Welt im Traume mit der wirklichen Welt und Materie einerley und von gleicher Realität wäre). — Mit dem zweyten Theile hängen jedoch einige schon im ersten (und zwar in Capiteln, die wir oben zur Einleitung rechneten) vortragene Lehren so genau zusammen, daß sie durch den übrigen Inhalt des ersten Theils nur gleichsam von jenem abgerissen sind, und daß wir sie damit zusammennehmen müssen, um den Geist und die Eigenthümlichkeit dieses Werks gehörig darzustellen. — Zuvor müssen wir nur noch anführen, daß die (§. 333 f. vorkommende) Betrachtung über die Ursachen der Barometerveränderungen als ein wahres Muster von Klarheit und Gründlichkeit betrachtet werden könne, obgleich der Vf. bescheiden genug ist, auch das Mangelhafte der jetzigen Kenntniß von diesem Gegenstande nicht zu verhüllen.

Rec. wird die Ansicht des Vfs. von den allgemeineren Erscheinungen in der Natur durch eine gedrängte Angabe der Hauptsätze jetzt darzustellen suchen, und dann seine eigenen Bemerkungen darüber nachfolgen lassen. — „Unter Natur verstehen wir die Körperwelt, wie sie dem Menschen erscheint, und über die Erscheinung hinaus gedacht werden kann (S. 1). — Alles, was ist, ist vermöge eines zureichenden Grundes. Kraft ist das Thätige, durch welches eine Veränderung oder Beharrung möglich wird (S. 14). — Der leidende Zustand eines Etwas beruht nicht in Unthätigkeit desselben, sondern darin, daß die Kraft, mit welcher es einer Veränderung widersteht, kleiner ist, als die, welche strebt, es zu verändern. — Erklären heist in der Naturlehre so viel, als eine Erscheinung auf die Grundkräfte zurückführen (S. 15). — Wir wollen eine Grundkraft annehmen, welche wir anziehende Kraft nennen, von der wir das Bestreben der Körper, sich einander zu nähern, die Schwere, Adhäsion, Cohäsion, Contractibilität u. s. w. ableiten. Es ist aber nicht möglich, in den Erklärungen auszukommen, ohne noch eine zweyte, jener entgegengesetzte anzunehmen,

welche abstoßende oder Dehnkraft genannt wird, von der wir das Licht, die Wärme, die Entstehung der Luftarten u. s. w. ableiten. Über diese Grundkräfte kann die Forschung des Verstandes nicht hinaus (S. 16). — Zwischen jenem, von dem Verstande der Naturlehre zum Grunde gelegten Dualismus und der Idee der Vernunft von einer Gottheit liegt eine ungeheure Kluft (S. 21). — Alle Erscheinungen in der Körperwelt lassen sich auf Bewegung zurückführen (S. 37); daher in der Körperwelt Kraft ist, was Bewegung wirkt oder hemmt (S. 46). Mechanik ohne die Dynamik untersucht nur die Bewegungen und ihre Mittheilung, ohne auf die Grundkräfte zurückzugehen (S. 48). — Die Dehnkraft heisst, da von ihr die Erfüllung des Raumes abhängt, die positive Kraft; die anziehende Kraft, welche jener in jeder denkbaren Richtung entgegenwirkt, die negative. Dadurch, daß jene sich mit dieser vereinigt, wird Materie denkbar, als ein durch Dehnkraft und anziehende Kraft erfüllter und beschränkter Raum (S. 67. 68). — Das Bestreben beider Kräfte, sich mit einander zu vereinigen, also Materie zu werden, dies Bestreben, welches in dem Magnetismus, der Elektricität, dem Galvanismus u. s. w. sich ausdrückt, muß ganz von derjenigen Anziehung unterschieden werden, welche die anziehende Kraft allein bewirkt. — Die Materie erfüllt ihren Raum mit Stetigkeit: die verschiedenen Grade der Dichtigkeit hängen bloß von der Intensität beider Grundkräfte, oder mit anderen Worten, von dem Grade der Raumerfüllung ab (S. 69). — In der Mannichfaltigkeit der Natur wird das Gleichgewicht dieser Kräfte in einzelnen Sphären immerfort aufgehoben, und durch das allgemeine Bestreben nach Gleichgewicht wieder hergestellt. — Die anziehende Kraft wirkt auf jeden Körper zwiefach: erstlich, in sofern sie in ihm selbst der Grund seines Zusammenhanges ist, innere Anziehung; und zweytens, in sofern sie ihn gegen andere Körper treibt, äussere Anziehung (S. 70). — Was wir bey solchen Erscheinungen äussere Anziehung nennen, ist sehr oft jenes Bestreben einer Grundkraft in einem Körper gegen die entgegengesetzte in einem anderen. Diese Bestrebungen wirken aus kleineren und grösseren Sphären der Körperwelt wechselseitig gegen einander, und es entstehen in den einzelnen Körpern innere Bewegungen, bis die Bestrebungen mit einander im Gleichgewichte sind. Aber nach dem Gesetze der Trägheit gehen diese Bewegungen über den Zustand des Gleichgewichts hinaus, und veranlassen dadurch neue Bewegungen, welche sie hemmen. Auf diese Weise wird der fortdauernde Wechsel der Materie im chemischen Prozesse unterhalten (S. 71. 72). — Die Cohäsion führen wir zurück auf eben die Grundkraft, welche wir die anziehende genannt haben, und welche in jedem Körper, mit seiner Dehnkraft vereinigt, selbst dasjenige ausmacht, was man seine Masse nennt (S. 101). — Flüssige Körper haben eine so schwache Cohäsion, daß sie bloß durch diese den sie zu trennen strebenden Kräften einen äusserst kleinen Widerstand

leisten; hingegen ist die Cohäsion in allen Theilchen eines flüssigen Körpers gleichmäfsig, sie lassen sich aus jeder Lage in jede andere verschieben, ohne ihren Zusammenhang zu verlieren, so daß ihnen jede Gestalt gleichgültig (indifferent) ist (S. 102). — Feste Körper haben eine bey weitem stärkere Cohäsion; hingegen ist die Cohäsion nicht in allen Theilen jedes festen Körpers gleichmäfsig; sie widerstehen der Trennung nach einer Richtung mehr, als nach der anderen. Diese letztere Erscheinung hat jedoch ihren Grund nur darin, daß viele Körper, welche man feste Körper nennt, ein Aggregat mehrerer fester Körper sind, welche nur an einander haften (S. 103). — Jede Materie nimmt, indem sie aus dem flüssigen Zustande in den festen übergeht, (wenn sie nicht von aussen daran gehindert wird) eine bestimmte Gestalt an: KrySTALLISATION (S. 104). — Die tropfbar flüssigen oder liquiden Körper unterscheiden sich von den festen, jeder in seiner Art, bloß darin, daß sie flüssig sind; sie sind nicht beträchtlich weniger dicht; und lassen sich daher auch nicht beträchtlich zusammendrücken. Ein Gas oder eine Luft ist in viel höherem Grade ausgedehnt, daher die Intensität der Dehnkraft in dem Gas nur gering (S. 111. 113). — Wenn die Grösse und Gestalt eines Körpers, soweit sie nicht von äusseren Kräften bestimmt wird, von seinen inneren Kräften, d. h. von den Grundkräften der Materie abhängt (s. unten die Cap. von der Wärme und vom Magnetismus): so muß Elasticität, d. h. das Bestreben der Körper, ihre, durch äussere Kräfte veränderte, Grösse und Gestalt wieder herzustellen, eine allgemeine Eigenschaft aller Körper seyn. Ist von der durch äussere überwundenen inneren Kraft nichts entwichen: so wird, sobald jene nachläßt, diese sowohl Grösse als Gestalt wieder herstellen müssen. Allein, je nachdem ein Körper fest oder flüssig, liquid oder gasförmig, mit Cohäsion Ein Körper, oder nur mit Adhäsion ein Aggregat mehrerer Körper ist, wird die Elasticität sowohl dem Grade, als der Art nach verschieden seyn (S. 116). Bey einem Gas, als mit vorwaltender Dehnkraft begabter Materie, zeigt sich die expansive Elasticität im höchsten Grade (S. 118). — Die specifische Elasticität einer jeden Luft (das Verhältniß ihrer absoluten Elasticität zu ihrer Masse) wird durch erhöhte Wärme vermehrt, indem die Wärme nichts anderes, als die Dehnkraft selbst ist, von welcher die expansive Elasticität überhaupt abhängt (S. 317). — Das Licht, das Erhabenste in der ganzen sichtbaren Natur, ist selbst noch nicht Materie, sondern die freye Dehnkraft selbst, die den Raum zu erfüllen strebt, und noch nicht durch anziehende zur Materie beschränkt ist (S. 403). — Das Licht verbreitet sich im Raume, aber es erfüllet ihn nicht. Leuchtende Körper sind solche, welche mehr Dehnkraft haben, als durch ihre anziehende Kraft gebunden werden kann. Die freye Dehnkraft wird, da sie, in den umgebenden Räumen Materie antrifft, von dieser aufgehalten, und zwar beträchtlich von undurchsichtigen Körpern, so daß sie

theils ihre Verbreitung in entgegengesetzter Richtung fortsetzen muß, theils mit ihnen einigermaßen in Verbindung tritt und zur Wärme wird, in einigen selbst in ihre Materie eingeht, und in ihnen materielle Änderungen macht, welche wohl von der bloßen Erwärmung zu unterscheiden sind; nur wenig hingegen von durchsichtigen Körpern, durch die sie sich verbreitet, so daß sie die Theilchen derselben nach den Richtungen ihrer Verbreitung in Bewegung setzt (S. 404, 405). — Zwar hat das Licht offenbar gewisse chemische Wirkungen (d. h. es ändert die materielle Beschaffenheit gewisser Körper ab); allein es folgt aus diesen noch gar nicht, daß das Licht selbst Materie sey (S. 406). — Wenn Licht freye Dehnkraft ist: so wird die Dehnkraft der Körper, auf welche es in seiner Verbreitung trifft, ihm widerstreben, und dadurch Zurückstrahlung entstehen; hingegen die anziehende derselben wird streben, es mit sich zu vereinigen. Von dem Verhältnisse und der Modification dieser Kräfte wird es abhängen, ob eines oder das andere, oder beides und in welchem Verhältnisse es geschieht (S. 407). — Davon, daß die entgegenwirkende Dehnkraft (wie positive Elektricität der positiven) jedem Lichtstrahle schon in einiger Entfernung widersteht, ist eine Wirkung, daß der schief auffallende Strahl eine krumme Linie bey Reflectirtwerden beschreibt (S. 422). — Je dichter die durchsichtigen Körper sind, je stärker also die anziehende Kraft in ihnen wirkt: desto mehr Anziehung haben sie zum Lichte; und diese wirkt, wie bey Magnetismus und Elektricität, in einiger Entfernung auf den umgebenden Raum, und lenkt das Licht sowohl bey dem Eingange aus einem lockeren Körper in einen dichteren, als bey dem Ausgange aus einem dichteren Körper in einen lockeren von seinem Wege gerade so ab, wie es das Gesetz der Brechung erfordert (S. 451). — Indess kann die Modification der Materie in einigen Körpern, wie in den brennbaren Stoffen, die in einer ganz besonderen Beziehung zu dem Lichte stehen, so beschaffen seyn, daß sie das Licht mehr anziehen, als andere, wenn sie gleich nicht dichter sind, als diese (S. 452, 453). — Sowohl die Weiße und Schwarze, als die verschiedenen Farben der Körper, hängen von ihrer materiellen Beschaffenheit ab, je nachdem der Stoff, aus dem sie bestehen, so oder anders auf das Licht zurückwirkt, es ändert, oder bindet u. s. w. Daher entsteht mit Änderung der Mischung eines Körpers fast allemal auch Änderung der Farbe. — Es giebt eigentlich nur drey Hauptfarben, roth, gelb und blau; indess giebt eine schnell gedrehte Farbenspindel mit roth, grün und violett bestrichen eben sowohl weiß, als eine mit roth, blau und gelb (S. 489, 490). — Farben sind vielleicht nichts anderes, als verschiedene Stufen des Uberganges des Lichts (der freyen Dehnkraft) zur Materie, welcher im Allgemeinen von der Anziehung der brechenden oder zurückwerfenden Körper zum Lichte, insbesondere von der größeren oder geringeren Fähigkeit dersel-

ben abhängt, das Licht in verschiedenem Grade, auch auf verschiedene Weise, zu binden, und dadurch es in einem veränderten Zustande in's Auge zu senden (S. 498). Wahrscheinlich neigt sich das Licht, indem es farbigt wird, schon zu dem Zustande der Elektricitäten; im rothen am meisten zur negativen, im violetten zur positiven; indess sind wir noch nicht im Stande, eine befriedigende Theorie des Lichts, vorzüglich in Rücksicht auf die Farben, aufzustellen, und eben so wenig, ein allgemeines Gesetz zu bestimmen, nach welchem die Farben der Körper mit ihrer zu der einen (des + E) oder zu der anderen (des — E) sich hinneigenden Beschaffenheit in einem bestimmten Verhältnisse stehen müßten (S. 499, 500). — Die Dehnkraft, welche in ihrem freyen Zustande uns als Licht erscheint, kann von der Materie aufgehalten und angenommen werden, sich mit ihr verbinden und an ihr haften. Die Wärme ist die an der Materie schon haftende Dehnkraft; in ihrem Ursprunge mit dem Lichte identisch, aber in ihrem Zustande von dem Lichte wesentlich verschieden (S. 536). Ausser der Dehnkraft, welche mit seiner anziehenden innig vereinigt ist, kann jeder Körper eine größere oder geringere Quantität Dehnkraft haben, die nur an seiner Materie haftet: die freye Wärme, obwohl an den Körpern haftend, ist doch in so fern frey, als sie ein Bestreben zeigt, sich in ihnen gleichmäßig zu verbreiten, und mit ihrer Zunahme und Abnahme nimmt das Volumen eines Körpers, aber ohne Änderung seiner Festigkeit und Flüssigkeit, zu und ab; hingegen enthalten die flüssigen Körper mehr oder weniger gebundene Wärme, die sie nicht verlieren können, ohne auch ihre Flüssigkeit zu verlieren (S. 537). — Das Licht wärmt, in sofern es aufhört, Licht zu seyn; man darf daher annehmen, daß die Quantität Wärme, welche durch die Sonnenstrahlen in einem Körper bewirkt wird, bey übrigens gleichen Umständen derjenigen Quantität Licht gleich sey, welche verschluckt oder gebunden wird (S. 540, 542). — Wenn die Dehnkraft in solcher Menge aus einem Körper entweicht, daß nicht alle von dem berührenden Körper angenommen und (als dunkle Wärme) angehalten werden kann: so befindet sich der Körper im Zustande der Glühehitze, in welchem er zugleich wärmt und leuchtet (S. 543). — In einem liquiden Körper, als einem stetig durch seine ganze Masse mit gebundener Dehnkraft begabten, vermöge deren er flüßig ist, ist der in den festen Körpern Statt findende Gegensatz beider Grundkräfte, die davon abhängende Bildung einzelner Krystalle, die an einander nur anhaften, aufgehoben: so daß der ganze liquide Körper durchaus, obwohl schwache, Cohäsion hat, u. s. w. (S. 569 vergl. oben S. 102 u. f.). — Die Flüssigkeit der liquiden Körper selbst scheint verschiedene Grade zu haben: so daß ein liquider Körper desto flüssiger ist, je wärmer er ist (S. 576). —

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 27 A P R I L 1810.

P H Y S I K

ERLANGEN, b. Walther: *Anfangsgründe der dynamischen Naturlehre.* Von Fr. Hildebrandt u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Gasarten und Dünste sind in viel höherem Grade ausgedehnt, als Liquida, und bestehen gewissermaßen aus ihrem (wägbaren) Stoffe und derjenigen Quantität gebundener Wärme, ohne welche dieser Stoff fest oder nur liquid seyn würde. Hingegen ist es möglich, daß die Gasarten etwas Eigenthümliches haben, das sie von den Dünsten absolut unterscheidet, und wahrscheinlich, daß ihre Ausdehnung nicht bloß von gebundener Wärme, sondern auch von Elektricität abhängt, die ihnen ohne chemische Änderung nicht genommen werden kann (S. 581, 586). — Glühender Dampf heißt Flamme. Wenn brennbarer Dunst mit dem Oxygen als Gas verbrennt: so erfolgt durch die entstehende Oxydation Verdichtung des Gas oder des Dunstes zu Dampf, und die dadurch frey werdende Dehnkraft wird Glühhitze (S. 613). — Nach einigen Versuchen scheint auch dunkle Wärme auszustrahlen und durch Brennspiegel versammelt werden zu können; indess ist die strahlende Wärme wohl nichts anderes, als strahlendes Licht, das nur zu schwach ist, um von unserem Auge empfunden zu werden (S. 622). — Der Gegenstand des Gesichts ist die Dehnkraft im Zustande der Freyheit; der des Gehörs eine Wechselwirkung beider Grundkräfte in der Elasticität (S. 643). — Ein Magnet unterscheidet sich von unmagnetischem Eisen durch eine in ihm entstandene Entzweyung (gewöhnlich sogenannte Vertheilung) beider Grundkräfte; wovon eine gewisse Quantität zwar noch an seiner Materie haftet, aber doch über die Grenze derselben hinauswirken kann; die frey gewordene Dehnkraft (+ M) wirkt aus dem einen, die frey gewordene anziehende Kraft (— M) aus dem anderen Pole hinaus (S. 691). Da das Freywerden jeder dieser Kräfte dem allgemeinen Bestreben derselben, sich zur Materie zu vereinigen, entgegen ist: so entsteht hieraus Abstoßen der gleichnamigen, und Anziehen der ungleichnamigen Pole (S. 692). — Bey der Vertheilung des + und — M im Eisen zeigt es sich als ein beständiges Gesetz, daß der Gegensatz derselben allemal nach der Längendimension (d. h. nach der größten) erfolge (S. 695). — Daß das Eisen zum Magnetismus vorzüglich fähig sey, läßt sich einigermaßen daraus begreifen, daß es als Stoff von vorzüglicher Dichte und noch vorzüglicher Cohäsion,

zugleich aber als ein brennbarer Stoff beide Grundkräfte auf besondere Weise mit einander verbindet (S. 693). Jener Eigenschaften wegen möchten vielleicht auch andere Metalle des Magnetismus fähig seyn. Ja auch andere nicht metallische Stoffe, (insbesondere der Kohlenstoff) sind dieß; und endlich sind alle festen Körper in gewissem Grade mit Magnetismus begabt (S. 711 — 714). — Mit dem bestimmten Verhältnisse des Magnetismus und der Cohäsion stimmt es auch überein, daß Wärme die magnetische Anziehung schwächt (S. 716). Dieß giebt eine neue Ansicht der Cohäsion fester Körper, und ihre Entstehung der Krystallisation; indem Festigkeit sich dann von Flüssigkeit nicht bloß durch den höheren Grad der Cohäsion, sondern durch den Magnetismus der festen Theilchen unterscheidet, vermöge dessen der + Pol eines jeden mit dem — Pole des nächstliegenden verbunden ist (S. 717). — Der Gegensatz der Elektricität erfolgt nicht bloß, wie der des Magnetismus, nach der Länge, sondern auch nach der Breite (oder eigentlich nach der Dicke); so daß wenn + E auf einer der beiden Seiten einer Platte Statt findet, dann — E auf der entgegengesetzten entsteht, und umgekehrt (S. 803). — Die Ähnlichkeit der magnetischen und elektrischen Erscheinungen, zumal in der Vertheilung der E., und insbesondere am Turmalin, giebt uns hinlänglichen Grund, beide von einerley Kräften abzuleiten (S. 815). Die Unterschiede zwischen jenen Erscheinungen (auffallend u. a. in der Mittheilung der E.) beweisen nur, daß die E. auf andere Weise von den Grundkräften abhängt, als der M. (S. 819). — Wenn man gleich den Dualismus auch in der E. anerkennt: so ist doch damit nicht nothwendig verbunden, zwey elektrische *Materien* anzunehmen. Jene (für die Materialität der E. sprechenden) Erscheinungen möchten sich meist aus bloßer dynamischer Bewegung erklären lassen. Wollen wir in einer dynamischen Naturlehre den allgemeinen Dualismus folgerrecht durchführen: so müssen wir das eine (+) E. als der Dehnkraft, das andere (—) E. als der anziehenden Kraft angehörend ansehen (S. 824). — Wie in der Dynamik die Materie überhaupt als Product der Vereinigung beider Grundkräfte gedacht wird: so betrachtet sie auch jede Art von Materie nur als ein besonderes Verhältniß dieser beiden Kräfte; und die Mischung als eine Zusammensetzung zweyer solcher Verhältnisse. Die Durchdringung zweyer Stoffe besteht darin, daß in dem Gemische nirgend mehr das einzelne Verhältniß eines Grundstoffes, sondern durchgängig das zusammengesetzte Verhältniß des Ganzen

herrscht (S. 833). — Indefs erfolgt bey der einen Art von Mischung (die, in Ermängelung eines besseren Namens, mechanische Mischung heißen mag) bloß wechselseitige Durchdringung beider Grundstoffe ohne Veränderung ihrer Beschaffenheiten (von Einigen Lösung genannt, z. B. bey Salzlauge, Amalgama); da hingegen bey der anderen Art (der eigentlich dynamischen Mischung oder chemischen Verwandlung) nicht bloß jene Durchdringung der Grundstoffe, sondern eine davon verschiedene Veränderung beider erfolgt: so daß ihre eigenthümlichen Beschaffenheiten nicht mehr wahrzunehmen sind, und das Gemisch als ein von ihnen ganz verschiedener Stoff erscheint (z. B. Erzeugung des Wassers, der Neutralsalze). Diese Art von Mischung findet zwischen differenten Stoffen Statt, und ist aus bloßer Anziehung nicht zu begreifen (S. 834, 835). — Übrigens entstehen beide Arten von Mischung aus dem allg. Bestreben nach Gleichgewicht. Zwey durch Dehnkraft und anziehende Kraft erfüllte Räume, in denen ungleiche Verhältnisse beider Kräfte Statt finden, wirken so lange auf einander, bis in beiden gleiches Verhältniß bewirkt ist, und beide einen Raum ausmachen, in welchem durchaus dieses gleiche Verhältniß herrscht (S. 836). — Wie stark ein Stoff in Rücksicht der Wahlanziehung gegen einen anderen wirkt, das hängt nicht bloß von der Größe dieser, sondern auch von der Masse des anziehenden Stoffes ab. Wenn dem berthollet'schen Gesetze, nach welchem zwey auf einen dritten wirkende Stoffe diesen im Verhältnisse der chemischen Massen (besser Momente) unter sich vertheilen, die Erfahrung in gewissen Fällen zu widersprechen scheint: so hängt dies von der Neigung gewisser Stoffe zur Festigkeit, gewisser anderer zum Zustande eines Gas oder Dunstes ab (S. 841). — Bey der Scheidung wird ein Stoff entweder bloß von dem anderen abgeschieden: Educt; oder er wird dabey verwandelt: Product (S. 843). — *Lavoisier's* Lehre vom Oxygen hebt die vom Phlogiston nicht auf; vielleicht hat jener sowohl als *Stahl* den Verbrennungsproceß nur einseitig angesehen, und die neuesten Entdeckungen begünstigen es, beide Ansichten zu vereinigen (S. 853). — — Reines Wasser ist in Rücksicht auf seine Materie indifferent; in der Temperatur über 0 Réaun. auch in Rücksicht auf seine Form (S. 855). — Die Verwandlung des Wassers in Hydrogen und Oxygen erfolgt auch durch Wirkung der Elektricität; und zwar (nach *Ritter*) die in Oxygen durch den $+E$, die in Hydrogen durch den $-E$ habenden Leiter (S. 871, 872). Man sieht aus dieser Wirkung, daß das Wasser auf andere Weise die E . leitet, als Metalle (S. 873). — Vielleicht haben alle Gasarten Wasser zur wägbaren Grundlage, das durch ein verschiedenes Verhältniß einer von beiden Elektricitäten auf mannichfaltige Weise verändert, auch mit anderen Stoffen gemischt, und dann durch Elektricität in den Gaszustand erhoben werden kann (S. 874). — Das in einer Luft aufgelösete Wasser ist in ihr nur etwas Zufälliges, und von dem wesentlichen Stoffe jeder Luftart wohl zu unterscheiden, es mag nun die-

ser Stoff der Luftart selbst verwandeltes Wasser seyn oder nicht. Ein Niederschlag von Wasser, das (durch Elektricität) in Luft verwandelt war, ist der, bey der Verbrennung des Hydrogengas mit dem Oxygengas, vermöge dynamischer Mischung, aus beiden erzeugte (S. 875, 876). — — Galvanismus, im weiteren Sinne, ist ein dynamischer Proceß, in welchem Elektricität, Magnetismus und chemischer Proceß mit einander vereinigt sind (S. 887). — Das *primum Agens* in *Volta's* Säule ist offenbar die Elektricität; allein zur galvanischen Wirkung derselben ist Wasser unentbehrlich (S. 922, 923). — Die Art und Weise, wie die Vertheilung vermöge des Wassers verdoppelt, verdreifacht u. s. w. wird, ist noch nicht mit Gewisheit zu bestimmen. Indefs ist die ganze Säule gewissermaßen anzusehen als ein elektrischer Magnet, in welchem zwar durchaus der Gegensatz des $+E$ und $-E$ herrscht, aber dennoch jedes von der Mitte aus nach dem einen Pole hin sich immer mehr verstärkt (S. 926). — Die Oxydation der Zinkplatten, das Verzehren von Oxygen aus der umgebenden Luft und die Unentbehrlichkeit des Wassers zum Galvanismus haben Einige bewogen, nicht sowohl die E ., wie den Oxydationsproceß, in der Kette als das *primum Agens* anzusehen; man muß ihre Untersuchungen und Schlüsse würdigen und benutzen, ohne sich durch *Volta's* Ansehen blenden zu lassen (S. 930). — Nach *Ritters* Entdeckung wirken einzelne Magnete mit Wasser abwechselndgelegt, wie Paare verschiedener Metalle (S. 933). — — Man erkläre die Erfahrungen, wie man wolle: so geht allemal aus ihnen hervor, daß die beiden differenten Stoffe, Hydrogen und Oxygen, gleichsam als Polarstoffe in der Materie anzusehen seyen, zwischen denen das Wasser im Indifferenzpuncte liegt. Jene entstehen bey der Wirkung des Galvanismus aus diesem durch Wirkung der entgegengesetzten Elektricitäten; Hydrogen ist daher in *Ritters* Lehre Wasser mit $-E$, Oxygen hingegen Wasser mit $+E$ begabt. Im Allgemeinen scheint das Oxygen mit der anziehenden, das Hydrogen mit der Dehnkraft in näherer Beziehung zu stehen (S. 968, 969). — Dies führt darauf, daß diejenige Elektricität ($+E$), welche man die positive nennt, mehr der anziehenden oder negativen Grundkraft angehöre, weil sie das Wasser in Oxygen verwandelt, und diejenige ($-E$), welche man die negative nennt, mehr der Dehnkraft oder positiven Grundkraft, weil sie das Wasser in Hydrogen verwandelt. Demnach sollte ein Körper, der $+E$ hat, seine Cohäsion erhöhen, einer, der $-E$ hat, seine Cohäsion vermindern (dies ist im Texte verdruckt). Nach *Schelling* verhält es sich umgekehrt. Dann wäre das Hydrogen Wasser mit $+E$, das Oxygen Wasser mit $-E$ begabt, und das Wasser gewönne seine EE nicht durch Mittheilung, sondern durch Vertheilung; gerade so, wie ein indifferenter Eisenstab da, wo er den Nordpol eines Magnets berührt, einen Südpol erhält (S. 970). — — Der Mangel einer vollkommenen Stufenfolge zwischen Oxygen und Hydrogen nöthiget, außer jenem Gegensatze der Elektricität oder der Brennbarkeit noch einen zweyten, den Gegensatz der Cohäsion, anzu-

erkennen; zwischen dem Kohlenstoffe als dem mit der stärksten Cohäsion begabten, und dem Salpeterstoffe oder Stickstoffe, der nächst dem Hydrogen unter den unzerlegbaren Gasarten die ausgedehnteste ist (S. 971. 972). Doch kann die Aufstellung dieses zwiefachen Gegensatzes die Verschiedenheit der Materie keineswegs erklären, die nach der Dynamik in verschiedenen bestimmten Verhältnissen der beiden mit einander vereinigten Grundkräfte besteht (S. 973). Aus diesen verschiedenen Verhältnissen ist aber nur die verschiedene Dichtigkeit der Stoffe, höchstens die verschiedene Stärke und Härte, Schmelzbarkeit, Flüchtigkeit, begreiflich, wenn man nicht noch gewisse Bestimmungen zu Hülfe nimmt; hingegen nicht die unabsehbliche Menge anderer Verschiedenheiten und ihre vielfachen Durchkreuzungen; ja selbst nicht einmal, daß die vorhin genannten Beschaffenheiten in den verschiedenen Stoffen nicht mit einander im Verhältnisse stehen (S. 974). — *Winter's* Idee von zweyen begeisterten Principien möchte in die Dynamik, ihrem Wesen unbeschadet, aufgenommen werden können. In sofern Dehnkraft die positive, ins Unendliche strebende ist, kann man sie das eigentlich begeisterte Princip, und die anziehende, jene beschränkende das verkörpernde nennen. Aus beiden entstehen die Kräfte beider entgegengesetzter Elektricitäten, in deren jeder aber, da sie beide das Wasser in Gas verwandeln, die Dehnkraft vorwaltet, so daß diese in beiden EE sich selbst in zwey begeisterten Principien entzweyt, deren jedes aus Dehnkraft und anziehender Kraft besteht, jedoch von der letzteren noch nicht so viel enthält, als erfordert wird, um die Dehnkraft zur Materie selbst zu machen (S. 977). — Es ist äußerst wahrscheinlich, daß die chemische Differenz aller Stoffe, die mit einander dynamische Gemische machen, in elektrischer begründet ist, so daß brennbare Stoffe, Kalien u. s. w. mit $+E$, Säuren u. s. w. mit $-E$ begabt sind. Aber diese chemische Elektricität ist sowohl verschieden von der eigentlich sogenannten, als diese vom Magnetismus; denn jene herrscht durch den ganzen Körper, diese nur auf seiner Oberfläche u. s. w. (S. 978). Das Phlogiston wäre dann nichts anderes, als das eine dieser begeisterten Principien, eben das, welches im Hydrogen herrscht ($+E$), und die Verbrennung ein elektrischer Proceß, bey welchem sich das $+E$ des brennbaren Körpers mit dem $-E$ des Oxygen verbindet (S. 979). — Vielleicht können zwey Stoffe, welche mit entgegengesetzten EE begabt sind, sich mit einander mischen, ohne dieselben gänzlich abzulegen; die Mischung des Hydrogen und Oxygen zu Wasser scheint die einzige zu seyn, bey welchen sie gänzlich abgelegt werden (S. 981). — Auch kann die Innigkeit der Verbindung zweyer Stoffe verschiedene Grade haben; sie können in einem Gemische, dessen nächste Grundstoffe in minder inniger Verbindung seyen, als die, aus denen die nächsten bestehen (S. 982). — Auch in der Dynamik kann der Begriff eines Urstoffes Statt finden, aber als eines einfachen Verhältnisses beider Grundkräfte. Ob es aber mehrere Urstoffe gebe,

oder ob das Wasser der einzige sey, läßt sich noch nicht entscheiden. — Wenn wir es nicht ganz aufgeben wollen, die Verschiedenheit der Materie zu erklären: so können wir kaum vermeiden, uns in die Atomistik zu verwirren" (S. 983).

Man sieht aus dieser Darstellung, daß sowohl viele einzelne Erklärungen, als auch die Art der Verknüpfung des Einzelnen zum Ganzen dem Vf. als Eigenthum angehören, und daß derselbe nicht Unrecht habe, von „seinem Systeme" zu reden. — So sehr nun Rec. den hieraus hervorleuchtenden Scharfsinn und ächt wissenschaftlichen Geist ehrt und anerkennt: so scheint ihm doch keineswegs das System des Vfs. schon über Einwürfe und Anfechtungen hinaus zu seyn. Rec. wird, um dies zu zeigen, einige das Ganze angehende Bemerkungen hinzufügen; denn auch das Einzelne einer Kritik zu unterwerfen, gestattet hier der Zweck nicht.

Was zuerst die Dehnkraft und Ziehkraft als Grundkräfte betrifft: so tadelt es zwar Rec. keineswegs, davon auszugehen: aber theils hätten sie nicht mit solchem Anscheine von Willkührlichkeit zuerst (S. 16) aufgeführt werden sollen; und dann mußte auch das Hindurchwirken eines Principis der Einheit, so unerreichbar es für den Verstand immerhin seyn mag, so gleich wenigstens angedeutet werden, da ohne ein solches das allgemeine Bestreben nach Gleichgewicht, auf welches der Vf. im Folgenden so oft sich beruft, durchaus ohne Begründung ist. — Der anziehenden Kraft wird nun zwar Anfangs jedes Bestreben der Körper, sich einander zu nähern, zugeschrieben; indess macht der Vf. weiterhin bemerklich, daß die äußere Anziehung der Körper sehr oft auf dem Bestreben einer Grundkraft in einem Körper gegen die entgegengesetzte in einem anderen beruhe. Rec. erinnert hiebey, daß es auch wohl eine zusammenge setzte anziehende Wirkung beider Grundkräfte von einem Körper aus auf andere Körper geben könnte; was derselbe in Beziehung auf die Schwere in welcher eigentlich nicht die anziehende Kraft der Körper allein genommen, sondern ihre Masse das Ziehende ist, anderswo weiter erörtert hat. — Dort suchte Rec. auch zu zeigen, daß man auf die Annahme einer reinen Dehnkraft und Ziehkraft die Erklärung der Körperwelt nicht gründen könne; sondern gezwungen sey, eine ursprüngliche Hemmung dieser Kräfte anzunehmen, wodurch sie substantiell werden, und worauf der so wichtige Begriff von Elementen beruht. Zwar bemerkt der Vf. ganz am Ende, daß auch in der Dynamik der Begriff eines Urstoffes oder Elements, als eines einfachen Verhältnisses beider Grundkräfte, Statt finde; aber dieser folgenreiche Satz hätte gleich zu Anfang vorkommen müssen, und würde dann den Ansichten der bedeutendsten physikalischen Gegenstände vielleicht eine andere Gestalt gegeben haben. — Sieht man nämlich ein, daß die Grundkräfte in ihrer Reinheit nur dem menschlichen Verstande, aber nicht einer wirklich existirenden materiellen Welt angehören: so ist man genöthigt, selbst das Höchste und Feinste in dieser letz-

teren doch schon für zusammengesetzt zu halten, und anzunehmen, daß jenes Feinste (die Urstoffe) als einfache Verbindung der Grundkräfte keinen Raum erfülle, dessen Erfüllendes hingegen in zusammengefügten Verbindungen der Grundkräfte bestehe; wobey zugleich einleuchtet, daß eine wirklich raumerfüllende Materie, wie z. B. das Wasser ist, kein Urstoff seyn könne. — „Besteht nun gerade darin die Sicherheit und Realität der Körperwelt, daß ihre Grundkräfte ursprünglich und durchgängig fixirt sind, indem sie in ihr sich unzertrennlich zu Elementen oder Urstoffen verbunden haben: so ist es unmöglich, daß irgendwo aus den Körpern freye Dehnkraft hervorbräche, deren Beschränkung und Bindung dann erst von ausen her bewerkstelliget werden sollte. (Wie würde sie sich auch binden lassen, wenn sie nur einen Augenblick vollkommen frey, d. h. unendlich wäre?) Das Licht ist folglich nicht freye Dehnkraft, sondern ein Urstoff, und so ließen sich die Farben „als verschiedene Stufen des Überganges des Lichts zur Materie“ leichter begreifen: Vom höchsten Interesse wäre es nun, da uns der allgemeine Dualismus einmal zwingt, zu einem gegebenen Elemente ein entgegengesetztes zu suchen, auch den anderen Urstoff aufzufinden. Wer aber Licht und Wärme für identisch, und nur in ihrem Zustande verschiedenen hält, der wird schwerlich hiezu gelangen. Indes sind die Gründe für jene Identität keinesweges von der Art, daß sie sich nicht auch aus dem Gegentheile erklären ließen. Und ist es nicht gezwungen, wenn man es für Augenschwäche hält, daß wir die strahlende Wärme nicht als Licht erkennen? — Die Wärme entspricht unstreitig der Dehnkraft. Hält man nur das Licht für ein entgegengesetztes Element: so scheint freylich in der Verbreitung desselben durch Ausströmen eine Schwierigkeit zu liegen. Was zwingt uns indess, dem Emanationsysteme zu huldigen? welches auch der Vf. dieses Lehrbuches beybehalten hat, nur mit dem Unterschiede, daß an die Stelle der Emanation einer Materie die einer Kraft gesetzt wurde. — Überdies ist es schwer, oder eigentlich nicht einmal möglich, sich nach des Vfs. Anleitung den Übergang des Lichtes oder der freyen Dehnkraft

in zu Farben gebundenes Licht, in freye Wärme und in gebundene Wärme zu denken, ohne daß alles dieß in eine unauf löbliche Verwirrung gerathe. Das freye Licht soll von durchsichtigen Körpern zwar nur wenig, aber doch etwas aufgehalten werden; wird dann aber nicht der Unterschied zwischen solchen Körpern und guten Wärmeleitern nur ein bloßer Gradunterschied? und reimt sich dieß mit der Erfahrung? Die Körper sollen das Licht, das nicht Materielles ist, nachdem sie es in verschiedenen Grade und selbst auf verschiedene Weise gebunden haben, als Farben in unser Auge senden; — wie ist dieß möglich? Die Wärme soll an den Körpern haltende Dehnkraft seyn, die folglich doch in gewissem Grade von ihnen gebunden ist; — welcher Unterschied ist nun zwischen Wärme und Farbe? Ferner soll die Wärme in diesem Halten an den Körpern entweder frey seyn, und doch (selbst in durchsichtigen Körpern) nicht als Licht erscheinen; oder gebunden seyn, und doch nicht zu der Materie der Körper selbst gehören; — wie stimmt aber dieß mit den Prämissen zusammen? — Nach solchen und ähnlichen Betrachtungen ist es erlaubt, den (S. 538 und 539. berührten) Gründen für eine reelle Verschiedenheit des Lichts und der Wärme, selbst abgesehen von Herschel's Beobachtungen mehr Gewicht beyzulegen, als der Vf. zu thun geneigt ist. Insbesondere thut man wohl, es nicht für so unerheblich zu halten, daß Licht und Wärme von verschiedenen (ja entgegengesetzten) Sinnen empfunden werden; denn was soll aus unserer Naturansicht werden, wenn wir sich in der Sinnenwelt unseren Sinnen nicht mehr trauen und Theorien aufstellen, die mit ihrem Urtheile in Widerstreite sind? Auch kann in dem Zustande, worin die Dehnkraft als Licht ist, dieselbe keine chemischen Wirkungen hervorbringen, welche die dunkle Wärme nicht bewirkt; weil sie in jenem Zustande überhaupt gar keine chemischen Wirkungen hervorbringen im Stande ist, sondern nur in dem, was in nach des Vfs. Voraussetzungen Licht und dunkle Wärme einerley seyn müßten, nämlich im gebundenen Zustande.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Berlin u. Leipzig, b. Litfack u. Bruder: *Ernst und Scherz im Wechsel. Eine Sammlung von Erzählungen und Schwänken für das große Publicum.* Herausgegeben von Karl Stein. 1809. 380 S. kl. 8. (1 Thlr. 8 gr.) Die Sammlung ist nicht von einerley Temperatur. Auf die hier wenigstens nicht zuerst „dem Moder alter, breiter Chroniken entzogenen und sichtbar gemachten“ Originalitäten des kaiserlichen Peters des Großen — die Hochzeit der Zwerge, die große Schlittenfahrt, die große Maskerade — folgt eine Erzählung „der Fremde,“ wo die Begebenheiten einer niedrigeren Direction unterworfen sind, und auch niedrig genug ausfallen; dann eine historisch-romantische Skizze, „die Frauen von Elbing, im Jahre 1245,“ die dem schönen Geschlechte wohlthun wird, und auch einige feine Gemeinplätze hat: z. B. „Sonderbare Wesen sind die Frauen, furchtsamer und furchtloser, als der Mann. Vor dem kleinen Uebel beben sie, das große bewegt sie nicht: ein hüpfender

Frosch schreckt sie, und dem Tode sehen sie ruhig ins graue Antlitz.“ Nicht minder hübsche Redensarten, wie: „In den Fittigen der Andacht schlangen sich die Seelen zu dem Throne des Allmächtigen, während die Körper vor seiner Hoheit demüthig zum Boden sich neigten.“ Dergleichen wohlgebildete neue Wörter, als z. B. „die Muthverlorenen,“ d. h. solche, welche den Muth verloren haben. — Und wechselt durch alle fünf und zwanzig Nummern, worin die Sammlung besteht, Sonderbares mit Gemeinem, Vornehmes mit Geringem, Ernst mit Scherz, Gutes mit Schlechem, und endlich Ermunterndes mit Einschläferndem in und durch einander ab; doch ist zur Ehre des Sammlers des Besseren mehr als des Schlechten. Was die Sammlung nicht zielt, und ohne alles Bedenken hätte wegbrechen können ist „der graue Wundermann, dramatisch-lyrische Darstellung in zwey Acten.“

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 30 A P R I L , 1810.

P H Y S I K.

ERLANGEN, b. Walther: *Anfangsgründe der dynamischen Naturlehre*. Von Fr. Hildebrandt u. f. w.
(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Auf die große Abhängigkeit der ganzen übrigen physikalischen Theorie von der des Lichtes und der Wärme darf Rec. wohl nicht erst aufmerksam machen. Bevor wir hiemit nicht einigermaßen im Reinen sind, werden wir bey Untersuchung der Gründe der Starrheit und Flüssigkeit, der Elektricität, des chemischen Processes, immer noch in Dunkelheiten und Widersprüche gerathen. Hiezu gehört u. a., wenn es als Unterschied eines flüssigen und eines starren Körpers angegeben wird, dass jener „stetig durch seine ganze Masse mit gebundener Dehnkraft begabt“ sey; und wenn, bey einleuchtender Unzulänglichkeit eines höheren Cohäsionsgrades zur Unterscheidung des Starren, dieses durch den Magnetismus der festen Theilchen sich unterscheiden soll, „vermöge dessen der + Pol eines jeden mit dem — Pole des nächstanliegenden verbunden ist:“ wobey dann im Dunkeln bleibt, wie diese festen Theilchen selbst dazu kommen, etwas Anderes als flüssige Theilchen zu seyn, und die Starrheit eine Eigenschaft des Ganzen seyn müsste, welche dem Einzelnen fehlte. — An der Elektricitätslehre in diesem Werke bemerken wir theils ein Schwanken in Hinsicht der Bestimmung dessen, was eigentlich positiv oder negativ sey (wobey indess nicht so sehr der Vf. als der Zustand der Wissenschaft anzuklagen ist), theils aber auch einen Widerstreit zwischen den an verschiedenen Stellen vorgetragenen Hauptsätzen. So wird zwar gegen die, welche elektrische Materie annehmen zu müssen glauben, die gar nicht einleuchtende Behauptung aufgestellt, dass sich die elektrischen Erscheinungen „aus bloßer dynamischer Bewegung erklären lassen“, nachher aber in Ausdrücken von der Elektricität geredet, die keinen Sinn haben würden, wenn man jene nicht als etwas Materielles darunter verstände; was in dem Capitel von der Verschiedenheit der Materie am stärksten in die Augen springt, und wodurch vorzüglich deutlich wird, wie sehr der Vf. seinen Forschungen dadurch schadete, dass er nicht eine gehörige Würdigung der Möglichkeit und Wirklichkeit der Imponderabilien in seine Prämissen aufnahm. Auch der zuerst aufgestellte und mit Gründen unterstützte Satz: „dass das eine E als der Dehnkraft, das andere als der anziehenden Kraft angehörend

angesehen werden müsse,“ wird durch die am Ende vorkommende Bemerkung aufgehoben, dass in beiden Elektricitäten, „da sie beide das Wasser in Gas verwandeln, die Dehnkraft vorwalte.“ — Endlich müssen wir, um die Richtigkeit unserer Angabe der Quelle solcher Fehler mehr zu rechtfertigen, noch einmal den ominösen Schluss erinnern, wo der Vf., gleichsam in einer, ihm gar nicht zur Unehre gereichenden Verzweiflung, ausruft: es sey unvermeidlich, sich in die Atomistik zu verirren, wenn man es nicht ganz aufgeben wolle, die Verschiedenheit der Materie zu erklären. Was hiesse dies aber anders, als jede wahre Naturforschung aufgeben, und eine Physik in die Luft bauen, der es am haltbaren Grunde, an einer wissenschaftlichen Chemie, fehlte? Hiezu wollen wir uns um so weniger entschliessen, je bedeutendere Schritte in jener Erklärung, auch vom Vf. dieses Lehrbuches, schon gethan sind; und lieber wollen wir die Atomistik, vor welcher derselbe sich so sehr fürchtet, förmlich und mit gehörigen Gründen anerkennen und aufnehmen. Der reine Dynamismus ist in der Naturlehre eben so wahr und eben so falsch zugleich, als der reine Idealismus in der Lehre von der Intelligenz.

Würde nun Rec. gefragt, bis zu welcher Stufe durch vorliegendes Werk die physikalische Theorie emporgehoben sey: so müsste er erwiedern: bis zu derselben, wodurch die chemische Theorie durch Lavoisier gelangte. Denn so wie dieser die Oxygenseite der Körperwelt mit sehr aphoristischen Vorarbeiten, die ihm von Anderen geliefert wurden, in zusammenhängende Klarheit brachte: so hat Hr. H. die Lehre von der Dehnkraft und ihren Wirkungen in der Körperwelt so weit als möglich entwickelt. Zugleich aber hat er, wie jener Chemiker, vieles mit hinein verwickelt, was, nach Rec. Meinung, mehr der entgegengesetzten Seite angehört, und vielleicht wird Hr. H. über sein physikalisches System in der Folge selbst eben das Urtheil fällen müssen, welches er so schön und treffend über Lavoisier's chemisches fällt.

Es ist sehr begreiflich, dass am frühesten die Thätigkeit uns deutlich wird, welche die Natur gerade nach aufsen kehrt, dass man also zuerst das Expansive gehörig würdigt. Auch hat Rec. nicht gemeint, mit jenem Urtheile einen Tadel, sondern vielmehr ein sehr großes Lob über vorliegendes Werk auszusprechen: welches Rec. nur aus der Hand legt, um oft und wiederholt neue Belehrung daraus zu schöpfen, und welches er der Aufmerksamkeit

und dem Studium aller gründlichen Naturforscher nicht dringend genug empfehlen kann.

m. t. b.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Braunes: *Die Neger. Ein Beytrag zur Staats- und Menschen-Kunde.* Von H. Gregoire, vormals Bischof von Blois, Mitglied des Erhaltungssenats, des National-Instituts u. s. w. Aus dem Französischen übersetzt. 1809. 306 S. 8. (1 Thlr.)

Wirksam sind die Lehren der Tugend auf Verstand und Herz; weit wirksamer sind Beyspiel und Gewohnheit. Wer, erfüllt mit dem Geiste des Christenthums, das die gesammte Menschheit, als Eine Familie, als Kinder Eines liebevollen Vaters, umfaßt; erzogen unter der Aufsicht gutartiger, fleissiger, wohlhabender Ältern, umgeben von frohen, harmlosen Jugendgespielen, entflammt von Thätigkeitseifer für das Beste seiner Mitgeschöpfe, denen er ein gleiches Gefühl, gleiche Gefinnungen zutraut; auf einmal in die große Welt geworfen, nichts als Unterjochungssucht und Übermuth, Druck und Elend gewahr wird: der Betäubte glaubt sich in eine Wildniß versetzt, er erschrickt vor den ungeheuren Gegenständen, und wünscht sich in den Schoß des Nichtseyns zurück. Er ist für sich, seine Plane, und für das Gute, das er noch wirken könnte, verloren, wenn die Zeit nicht ihre allmächtigen Rechte über ihn behauptet, wenn nicht durch die Erkennung eigener Schwäche, und den Blick auf die Allgemeinheit des Leidens, seine Empfindungen allmählich abgestumpft werden. Nach mehr oder weniger fehlgeschlagenen Versuchen, sein Inneres aufser sich wahr zu machen, muß er am Ende in sich selbst zurück kriechen, und aus Noth in Egoismus verfallen; glücklich, in enger Beschränkung, Wenigen das zu seyn, was er sich Allen schuldig glaubte. So kühlen die wärmsten Herzen sich ab; so wird das Edelste gemein. Die Macht der Gewohnheit erklärt alles. Wer ihr nicht nachgiebt, wer sich den ersten Eindrücken bewahren will, auf den deutet die Welt als auf einen Don Quixote; er muß sich ein frühzeitiges, einfames Grab suchen.

Hieraus allein ergibt sich die Möglichkeit, wie die um ihr Wohl doch seit Jahrtausenden nachdenkend bemühten Menschen noch solche Ungerechtigkeiten, wie Geschichte und Erfahrung in Fülle aufweisen, an sich und Anderen ertragen können. Jeder steht abgerissen da, rettet sich, so viel er kann, und leidet, was er leiden muß. Er steht um Theilnahme; man hilft ihm nicht, weil man sich selbst zu helfen hat. Auch der Unglückliche wird seines harten Schicksals gewohnt. Er verzehrt seinen Gram, erzwingt mit erbitertem Herzen ein gleichgültiges Gesicht, und die Glücklichen wännen wohl gar, ihn schmerze nichts, weil er nicht immer schreyt. Es ist hier der Ort nicht, unsere Stimme über mehrere der schrecklichen Geiseln, womit die Menschheit ihr eigenes Fleisch straft, zu erheben. Eine sehr allgemeine, sich durch alle

Welttheile erstreckende, ist die Sklaverey. Sie herrschte vordem auch in Europa, fängt aber bey uns immer seltener zu werden an, Dank sey dem Christenthum und der geläuterten Denkungsart neuerer Zeiten. Wir haben das Ungerechte, Schändliche und selbst Unzweckmäßige derselben einsehen gelernt, und der arbeitenden niederen Classe Freyheit des Aufenthalts, Wahl der Lebensart, Eigenthum und Bürgerrecht zugestanden. Sie ist kein Problem mehr, die Frage ob auch ein Knecht, ein Lastträger, ein Mensch vom niedrigsten Stande, glücklich seyn könne. Desto afscheulicher ist das Verfahren derjenigen Europäer, die, was in ihren Wohnländern höchster Frevel wäre, in einem anderen Welttheile zu thun sich vermaßen. Was in alten Zeiten der Krieg, den man für ein Unglück hält, bewirkte: das thut jetzt der Handel, den man für wohlthätig hält. Um die Verbindung Europa's mit Amerika durch Herschickung exotischer Erzeugnisse zu unterhalten, werden Haufen von Amerikanern ihrem antheillofen Vaterlande geraubt, gefesselt, zerfleischt, ermordet.

Nicht zufrieden, diese Verbrechen gegen die Menschheit zu begehen, hat man Vertheidiger der Rechtmäßigkeit seines Verfahrens aufgesucht und gefunden. Sie haben die Neger als geringere, schlechtere Menschen, als eine unedlere Abart unserer Gattung dargestellt, und aus unbewiesenen Prämissen die unhaltbare Folgerung gezogen, daß man mit ihnen wie mit Kamelen, Pferden und Eseln, handeln dürfe. Es macht nicht der Gelehrsamkeit, die immer eine Gehülfin der Menschlichkeit seyn soll; es macht nicht einigen Gelehrten Schande, dergleichen Beweise geführt zu haben. Weiland wurden sie leicht zu führen, da man die Verfluchung und ewige Knechtschaft der Chaminen aus der Bibel vorlesen konnte. Man gab sich nicht die Mühe, über unsere Befugniss nachzudenken, die unväterlichen Scheltworte des aus seiner ersten Trunkenheit erwachenden Noah gegen seinen vorwitzigen Sohn länger, als jenen Raufschelken zu lassen. Ein Volk, wie das israelitische, konnte damit seine Grausamkeiten gegen die Kanaaniter beschönigen; christliche Theologen fanden die Ursache billig. In unseren Tagen wagt kein Theolog mehr, eine solche Menschenlästerung zu aufsern; statt ihrer sind Männer aufgestanden, die die Freyheit des Denkens zu ihrem Brustschilde machen. Aus den Scheldeln der armen Neger wissen sie Gründe zu schöpfen für die Schlechtigkeit ihrer Gattung, für das Recht der Europäer, sie wie ewig Unfreye, wie Lastthiere, zu behandeln, dem Vortheil und der Peitsche ihrer Treiber ewig unterthan. Gegen diese Rechtfertiger einer ungerechten Sache ist das Buch des ehrwürdigen Gregoire gerichtet. Er widmet es allen Vertheidigern der Neger und Malatten, und hat alle, die ihre Vertheidigung öffentlich geführt haben, und ihm bekannt worden sind, namentlich hergesetzt. Es sind Franzosen, Engländer, Amerikaner, Neger und Malatten, Deutsche, Dänen, Schweden, Holländer, Italiäner und ein Spanier. Seine Absicht ist zu beweisen, daß die Neger, sowohl ihrer Natur als ihrer Bil-

dungsfähigkeit nach, vollständige Menschen und der Europäer werth sind. Da seine eigenen Erfahrungen sich nicht über alle Theile seines Gegenstandes verbreiteten, und er viele Beweise, und besonders Thatfachen, von anderen Schriftstellern entlehnen mußte: so hat er auf die dazu gebrauchten Stellen in vielen Anmerkungen verwiesen. Diese Citationen sind etwas zu häufig, und dienen eigentlich nur dazu, die Belesenheit des Vfs. bemerkbar zu machen, dem eine ganze Bibliothek, bloß in Betreff der Neger, zu Gebote stehen muß. Manchem an sich wahren Vorgeben fehlt die Ausführlichkeit; man bleibt unbefriedigt, weil man nur selten eine der Schriften, aus denen der Vf. schöpfte, nachschlagen kann. Dadurch gewinnt das Ganze etwas Trockenes, Buntscheckiges und Abstoßiges, und man muß bedauern, daß die Excerpte des Vfs. zu reichhaltig waren, um den Lesern alles mittheilen zu können.

Im ersten Capitel wird die Frage untersucht, was unter dem Worte Neger zu verstehen sey. Sie ist, bey aller darin dargelegten Gelehrsamkeit, nicht mit gehöriger Einschränkung beantwortet. Neger, Afrikaner, Äthiopier, werden beständig verwechselt; sogar von asiatischen Äthiopiern wird gesprochen. Die Menge der ungleichzeitigen Nachrichten verwirrt. Auch die Erörterungen über die Gesichtsfarbe der Neger geben kein Resultat. Die Lehre von dem spitzeren Winkel ihrer Köpfe wird erwähnt, aber nicht entkräftet. Kurz, man trifft nur zerstreute Meinungen an. Zwar ein Beweis von der Unparteylichkeit des Vfs.; aber ein Leser pflegt mehr zu erwarten. Das zweyte Cap. behandelt die geringere Moralität der Neger, die nicht nur von *Hume*, sondern auch von *Jefferson*, dem letzten Präsidenten der vereinigten Staaten, behauptet worden ist. Hr. G. widerlegt dies sehr leicht durch Anführung des afrikanischen Klima, und des elenden Zustandes der Negerklaven in Amerika; beide Ursachen hindern die Entwicklung. Der Begriff Moralität ist überaus feicht gefaßt; die Gegner hätten ganz zum Stillschweigen gebracht werden können. Welche Pflichten haben die Neger gegen ihre Herren, die so barbarisch mit ihnen umgehen, wie so viele Beyspiele besagen? Um nur eins anzuführen, wählen wir folgendes S. 57: „Ausser den Stockschlägen, mit welchen man die Neger zerfleischt, legt man ihnen auch den Maulkorb, eine eiserne Maschine, an, nicht allein, damit sie keines jener mit ihren Thränen benetzten Zuckerröhre ausaugen sollen, sondern auch um ihren Mund zusammen zu halten, damit man ihr Geschrey, welches sie während der Fuchtel, die sie erhalten, ausstoßen, nicht vernehme.“ Das unpassende Wort Fuchtel geht auf die Rechnung des Übersetzers, welchem mehr, als diese Unfüglichkeit, zur Last fällt. In Barbados soll ein Weißer, der einen Neger vorsetzlich tödtet, 15, und in Süd-Carolina 60 Pf. Sterl. Strafe bezahlen; das Geld wird aber nie eingefodert. Die mildesten Herren der Neger sind die Spanier. Das dritte Cap. enthält eine Reihe Beyspiele von guten Eigenschaften theils einzelner Neger, theils ganzer Ortschaften; über ihren

Fleiß, ihre Kunstfertigkeit, Muth, Tapferkeit, Großmuth, väterliche und kindliche Zärtlichkeit u. s. w. „Man hat Sklaven gesehen, welche, nach mehrere Tage lang ununterbrochen ausgesetzten Leiden, und dem Tode nahe, sich kaltblütig mit einander unterhielten, und selbst in lautes Lachen ausbrachen. Ein Sklave war, seinem Herrn entlaufen. Er setzte 12 Piafter demjenigen aus, welcher ihn zurückliefern würde. Er wird von einem Neger zurückgebracht, welcher die Belohnung ausschlägt, und nur Verzeihung für den Flüchtling verlangt. Der Herr des Sklaven geht dies ein, und behält seine 12 Piafter. Mahomedanische Kaufleute brauchen ihre Negerklaven gern zu Commis in ihren auswärtigen Comptoirs. Der Vf. fragte einen solchen Kaufmann, wie er es wagen könne, ganze Schiffsladungen einem Sklaven anzuvertrauen. Er antwortete: Mein Neger ist mir getreu; Weissen dürfte ich meine Waare nicht anvertrauen; sie würden sich mit meinem Eigenthum auf und davon machen. Ein Neger, der sich so viel erspart hatte, um sich loskaufen zu können, verschaffte erst seiner Mutter mit seinem Gelde die Freyheit und blieb Sklav. Die kränkendste Beleidigung ist es einem Neger, wenn man seinem Vater und seiner Mutter flucht.“ Im vierten Cap. wird dieser Artikel fortgesetzt. Es giebt schöne Aufschlüsse über den moralischen Charakter der Neger, deren viele, unter anderen Toussaint - Louverture, namentlich aufgeführt werden. Im fünften Cap. findet man eine kurze Lebensbeschreibung des Negers Angelo Soliman, der in Wien, wo er lange musterhaft gelebt hatte, 1796 starb, und auf welchen D. Gall den Vf. aufmerksam gemacht hatte. Durch das sechste Cap. wird man über die Talente der Neger für Künste und Gewerbe, auch über einige, von ihnen errichtete, politische Gesellschaften belehrt. Sie sind Meister im Gerben und Farben, in der Bereitung von Indigo, Seife und Seide, verfertigen schöne Gurte, gutes Geschirr ohne Öfen, blinkende Waffen, Ackergeräthe, arbeiten in Gold, Silber, vorzüglich in Filigran; ihre Zeuge sind von außerordentlicher Feinheit, die Weiber verstehen sich trefflich auf die Nadel; sie haben alle große Anlagen zur Musik. Daß sie auf Haiti noch keine feste Regierung haben einführen können, daran ist fremder Einfluß Schuld. „Gewiß würden die Eingebornen Afrika's und Amerika's sich schon längst auf die höchste Stufe der Bildung emporgehoben haben, wenn man zu diesem löblichen Zwecke den hundertsten Theil von Sorgfalt, Geld und Zeit aufgeboten hätte, der verwendet ward, um mehrere Millionen dieser Unglücklichen zu quälen und zu würgen, deren Blut nun gegen Europa um Rache schreyt.“ Das siebente Cap. ist von der Literatur der Neger überschrieben. Befriedigend sind die Nachrichten darüber nicht, die der Vf. zum Theil aus den Alten gezogen hat. Daß Lokman und Äsop Eine Person seyen, (welches auch *Voltaire* in seinem *Essai sur les mœurs etc.* behauptet), daß der Name *Αἰσώπος* eine Metathese von *Αἰσῶψ* abgehe, sind allzulustige Hypothesen. Über Higiemond scheint uns

doch von Murr gegen den Vf. Recht zu haben. Das achte Cap. enthält Nachrichten von Negern, die sich durch ihre Talente und Schriften ausgezeichnet haben; namentlich Hannibal, Amo, la Cruz-Bagay, Lislet-Geofroy, Derham, Fulter, Bannaker, Othello, Cugoano, Capitein, Williams, Wafa und Phillis Wheatly. Vollkommen hinreichend, um die Widerfacher der Neger zu widerlegen; ja im höchsten Grade beschämend für sie. Von der Lebensbeschreibung Olaudad Equiano Wafa's ist 1794 die 9te Ausgabe erschienen. Den Dichter Ignaz Sancho mußte selbst Jefferson bewundern. Das neunte Cap. fängt mit Beschwerden über die Einseitigkeit der Franzosen an, und endigt sich mit einem kurzen, aber warmen, Aufrufe an die Europäer, ihren Bedrückungen gegen die wehrlosen Neger endlich ein Ziel zu setzen.

„Ich zweifle sehr, sagt der Vf., ob unter den cultivirten Staaten einer vorhanden ist, wo eine solche Unbekanntschaft mit allem Statt findet, was man fremde Literatur heisst, als in Frankreich;“ und schließt mit den unwidersprechlichen Sätzen: „Nur das Rechtliche ist zuträglich und dauernd. Kein in der Natur gegründetes Gesetz macht einen Menschen von dem Anderen abhängig. Jeder erlangt mit der Geburt ein Recht zur Freyheit: das gesellschaftliche Übereinkommen hat gewisse Beschränkungen vorgezeichnet; aber es muß für alle Staatsglieder, von welcher Herkunft, Farbe, oder Religion sie seyn mögen, derselbe Maßstab aufgestellt werden.“ — Die Übersetzung ist oft ungenau und lahm, auch durch Sprachfehler verunstaltet.

Cht.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHAFTEN. Zürich, b. Orell, Füssli und Comp.: *Eugenia's Briefe an ihre Mutter.* Geschrieben auf einer Reise nach den Bädern von Leuk im Sommer 1806. Herausgegeben von Heinrich Hirzel, Prof. in Zürich. 1809. 294 S. 8. (1 Thlr. 20 Gr.) Nicht leicht kann ein Buch einen scheinbar kunstlosen Inhalt haben, als dieses. Zwey Schwestern, Eugenie und Rosalie, aus dem Wirtembergischen oder Badischen, machen eine Reise durch die Schweiz, in Begleitung eines Hn. Usendohm aus dem nördlichen Deutschland. Ihr Zweck ist der Gebrauch der leuker Bäder zum Besten der nervenseichen jüngeren Schwester. Die kränkliche Mutter, eine Wittwe, ist zu Hause geblieben. An diese ergehen die Briefe der älteren Tochter, ein wahrer Abdruck kindlicher Zärtlichkeit. Sie erzählt ihre Reise durch die wunderschönen Gegenden der Schweiz, wobey sie die Farben nicht spart, um die von ihr gesehenen Herrlichkeiten der Natur dem Leser so anschaulich zu machen, als durch bloße Wort-schilderungen nur immer geschehen kann. Rec. möchte gern eine oder die andere derselben mittheilen; aber ihrer sind zu viele, und fast keine den übrigen vorzuziehen. Seltsame, romanhafte Begebenheiten erlebt die Vfn. nicht; wenn man nicht etwa das unerwartete Antreffen eines bejahrten Freundes von ihrem in der Blüthe seiner Jahre zu Corsica umgekommenen geliebten Bruder dahin rechnen will. Bey dieser Gelegenheit werden einige Briefe dieses Bruders an seinen Freund, aus einer durch Italien gemachten Reise, eingefügt. Auch diese bestehen größtentheils aus glühenden Schilderungen einiger Vorkommnisse auf jenem classischen Boden. Die Rückreise beider Schwestern, bey denen das Bad wohlthätig angeschlagen hat, geht durch die Gegenden, die durch den Einsturz der Rigiitze im Sept. 1806 schrecklich zerfallen wurden. Die Art der Erzählung dieses traurigen Vorfalles,

die ungefuchte Einleitung, die unmerkliche Vorbereitung und Stimmung des Lesers dazu ist meisterhaft zu nennen. Ueberhaupt ist es eine Eigenheit dieser angenehmen Briefe, daß die Schreiberin nie zu dem, was kommen soll, pompastisch ladet, nie verspricht, und immer leistet. Dies ist der Weg, das unbehutsame Herz zu treffen, und über die willig mitflatternde Phantasie zu schalten. Zu ihren Vorzügen gehört auch das Unübertriebene ihrer Darstellung. Nur ein vieljähriger Kenner der gesegneten Schweiz konnte sie so genau und wahr bis in die kleinsten Züge abzeichnen. Was den Goll von Eugenia's häufig eingestreuten Bemerkungen über Wirt und Daseyn, besonders ihre Auffuchung der schon hier zu findenden Spuren einer frohen Zukunft in einem andern Leben betrifft, wollen wir am liebsten mit den eigenen Worten des Herausgebers in der Vorrede, die wir ganz unerschreiben, anzeigen: „Jede zart empfindende Tochter, wenn ihr das glückliche Loos sollte beschieden seyn, selbst einer über alles geliebten Mutter und Freundin in den spätern Tagen ihres Lebens als Gefährtin zur Seite zu stehen, wird in Eugenia's Worten und Herzensergießungen mehr als ein Mal den reinsten Abdruck ihrer eigenen gefühlvollen Seele wieder finden, und durch die lebhaften und hoffnungsvollen Ahnungen der Zukunft, welche sie hier ausgedrückt findet, sich selbst über das, was jedem nachdenkenden Sterblichen mehr, wie alles andere, noth ist, in ihren eigenen Hoffnungen höher gehoben und befestigt fühlen. Anderweitige Ansprüche, wie sie auch immer heißen mögen, sollen dieser Briefsammlung fremd seyn.“ Der Styl, einige wenige Helvetismen, wie innert f. innerhalb, abgerechnet, gehört auch unter die vorzüglichsten; und die äußere typographische Ausstattung ist des Buchs würdig.

Wit.

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, b. Hahn: *Französische Sprachlehre für Schulen und zum Privatunterricht.* Von J. F. Schaffer. Erster Cursus, welcher die Anfangsgründe enthält. 2te durchaus umgearbeitete Auflage. 1810. XIV u. 264 S. 8. (8 Gr.) Auch unter dem besonderen Titel: *Erste Anfangsgründe der französischen Sprache, für Schulen und zum Privatunterricht.*

Paris, b. Schoell, in Commission b. Frölich in Berlin: *Oeuvres philosophiques de F. Hemsterhuis.* Nouvelle Edition, revue et augmentée. M. K. 1809. I T. XVI u. 338 S. II T. 359 S. 8. (6 Thlr. 12 Gr.)

Halle, b. Gebauer: *Liturgisches Journal.* Herausgegeben von Heinr. Balh. Wagnitz. 1807 — 1808. 7ter Bd. I — 4tes St. 494 S. 1808 — 1809. 8ter Bd. I — 4tes St. 494

8. 8. (Jeder Band 1 Thlr. 12 Gr.) 8. Recension der ersten Bände 1807. No. 56.

Gotha, b. Ettinger: *Theocriti Idyllia ex recensione Fackenaui cum Scholiis selectis scholarum in usum edita.* Editio tertia emendatio. 1808. VIII u. 261 S. 8. (16 Gr.)

Leipzig, b. Fleischer d. Jüng.: *Kurzes und leichtes Rechenbuch für Anfänger, wie auch für Bürger- und Land-Schulen;* von Joh. Phil. Schellenberg. In 3 Theilen. 3te verbess. u. verm. Aufl. 1810. VIII u. 599 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Hannover, b. Hahn: *Melodien zu den Liedern für Volksschulen.* 3te Ausgabe, ganz umgearb. u. sehr verm. von Friedr. Burchard Bencken. 1ster Th. 1809. VIII u. 112 S. 4. (1 Thlr.)

Monatsregister

v o m

A p r i l 1 8 1 0.

I. Verzeichniß der im Monat April in der J. A. L. Z. recensirten Bücher:

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer., die zweyte die Seite.)

A.

- A**ltrock kurzer Entwurf, wie haben Officiere sich dereinst als Feldherrn zu benehmen? 96. 167.
Alter kurze Darstellung einer Mineralogie von Steyermark 93. 140.
Appenzeller Postpouri von Reminiscenzen u. s. w. über die Schweiz 90 u. 91. 127.

B.

- B**eauchet Melodien zu den Liedern für Volksschulen. 3. Ausg. 1 Th. 99. 192.
Brand Manuel du Minéralogiste et Géologue voyageur 97. 141.
Briefsteller durch Würfel. N. Aufl. 89. 111.
Buchholz von der im Königreiche Westphalen eingeführten Description in Beziehung auf den Staat und Bürger 77. 15.

D.

- D**resch über die Dauer der Völkerverträge 77. 9.
Dulburg Geschichte der Belagerungen und Blockaden Danzigs 80. 56.

E.

- E**rörterung der Frage: Wem liegt bey unzureichendem Kirchenärarium die Verbindlichkeit ob, zum Bau und Unterhalt der Kirchen- und Pfarr-Gebäude beizutragen? mit besonderer Rücksicht auf Mecklenburg 90 u. 91. 125.
Evers mecklenburgische Münzverfassung. 1. 2 Th. 90 u. 91. 117.

F.

- F**rencke die Verbindlichkeit der Eingepfarrten, zum Bau und Unterhalt der Kirchen-, Pfarr- und Küster-Gebäude, besonders bey dem Vermögen der Kirchenärarien, beizutragen 90 u. 91. 125.
Freierleben geognostische Arbeiten. 2 Th. 95. 157.
 — — geognostischer Beytrag zur Kenntniß des Kupferschiefergebirgs. 2 Th. 95. 137.

G.

- G**auss Theoria motus corporum coelestium, in sectionibus conicis solem ambientium 81. 41.
Gautsck über die Erkennung und Heilung der venerischen Krankheiten 72. 25.
Gewitz praktische Anleitung zur Führung der Wirtschaftsgeschäfte. 2. 5 Th. 92. 229.
Graichen Anweisung zu schriftlichen Aufsätzen. 1. Aufl. 77. 16.
Gregoire die Neger. Aus dem Französischen 99. 127.
Gutsche Lehrbuch für praktische Landwirthe und Oekonomen 92. 155.

H.

- H**ahn leichtester Unterricht in der Decimalrechnung 82. 54.
Hawe Uebersicht der mecklenburgischen Geschichte 90 u. 91. 117.
Haus Lehrbuch der Arithmetik. 2. Ausg. 77. 15.
Henrichs Oeuvres philosophiques. Neuv. édit. 99. 191.

- H**ildebrandt Anfangsgründe der dynamischen Naturlehre. 1. 2. Abth. 97. 169.
Hirzel Eugénias Briefe an ihre Mutter 99. 191.

I.

- J**örg Elleithya 78. 17.
Jungmann praktischer Unterricht zur Kopf- und Tafel-Rechnung 82. 54.

K.

- K**rauser hundertjähriger Kalender für das jetzige Jahrhundert 1800 bis 1909. 3. Ausgabe 89. 112.

L.

- L**andtag, der mecklenburgische, des J. 1805, mit den Landkasten - Rechnungen desselben Jahres 90 u. 91. 121.

M.

- M**effenbach historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Vorfalles des preussischen Staats seit dem J. 1794, nebst seinem Tagebuche über den Feldzug von 1806. 1 Th. 2 Th. 1. 2. Abth. 94. 145.
 — — Memoiren über meine Verhältnisse zum preussischen Staat und insbesondere zum Herzog von Braunschweig 94. 145.
 — — Memoiren zur Geschichte des preussischen Staats unter den Regierungen Friedrich Wilhelm II und Friedrich Wilhelm III. 1 — 5 Bd. 94. 145.
Müller kurze Beschreibung des Königreichs Bayern in seiner neuen Constitution. 2. Aufl. 77. 16.
Murhard über Geld und Münze überhaupt und in besonderer Beziehung auf das Königreich Westphalen 79. 25.

N.

- N**ormann über Wismars Handelslage 90 u. 91. 127.

P.

- P**öllitz praktisches Handbuch zur statarischen und curatistischen Lectüre der deutschen Classiker. 1 — 4 Theil 85. 75.

R.

- R**einkardt opuscula academica. Vol. I. II. 76. 1.
Reinkardt der Rathgeber in der Schreibeskunde. 3. Aufl. 77. 15.
Reinkhardt die Eheleute vor der Hochzeit 80. 59.
Röper Geschichte und Anekdoten von Döberan 90 u. 91. 128.

S.

- S**artorius Beiträge zur näheren Kenntniß des Flörsandsteins 93. 144.
Schaffer erste Anfangsgründe der französischen Sprache 99. 191.
 — — französische Sprachlehre. 2. Curfus. 2. Aufl. 99. 191.
Schellenberg kurzes und leichtes Rechenbuch für Anfänger. 5 Theile. 5. Aufl. 99. 192.
Schmager Vorlegeblätter zum Zeichnen für Schulan und Handwerker 85. 87.
Schmidt christliche Religionslehre 76. 4.

Schreiber Grundriss der Geognosie zum Gebrauch meiner Vorlesungen nach dem neuesten wernerschen System entworfen	95. 143.
Sophoclis Tragoediae rec. et brevibus notis instructae Erfurt. Vol. I.	85. 57.
— — Tragoediae septem ac deperditarum fragmenta, emend., var. lect., scholia etc. adjectis. Vol. I—V	85. 57.
Sponeck forstwissenschaftliche und botanische Abhandlungen und Bemerkungen. 1 Bänden.	89. 110.
Staats-Kalender, herzogl. mecklenburg-schwerinscher, 1808. 1. 2 Th. 1809. 1. 2 Th. 1810. 1. 2 Th.	90 u. 91. 115.
Stein Ernst und Scherz im Wechsel	98. 183.
Studien. Herausgegeben von Daub und Crenzer. 2—4 Bd.	86. 81.
T.	
Taschenwörterbuch, kleines, Spanisch und Deutsch und Deutsch und Spanisch. 2 Aufl.	92. 155.
Theocriti Idyllia ex rec. Valckenarii c. scholiis selectis scholarum in usum edita. Ed. 3	99. 192.

U.	
Ueber die Beytragsverbindlichkeit der Gemeinden zu Kirchen- und Pfarr-Bauten	90 u. 91. 137.
V.	
Volts Versuch einer neuen Anwendung der cartesischen Methode auf den Unterricht im Rechnen	82. 64.
W.	
Wagwitz liturgisches Journal. 7 B. 1—4 St.	88. 1—4 St.
Wiarde Geschichte und Auslegung des salischen Gesetzes und der malbergischen Glossen	80. 85.
Wilsons Handbuch über Entzündungen, Rheumatismus und Gicht. Für Deutsche bearbeitet von Töpelmann	78. 20.
Woltmann Heloise	95. 144.
Z.	
Zerrenner kleine Schulbibel für Kinder in Bürger- und Land-Schulen. Neue Ausgabe	76. 7.
Zenke über Basaltpolarität	95. 143.

II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Strücs, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Strüce vorkommt.)

Adlers Erben in Rostock 90 u. 91 (3).
 Akademische Buchh. in Marburg 77.
 Anonyme Verleger 78. 90 u. 91.
 Bärensprung in Schwerin 90 u. 91.
 Bödner in Schwerin 90 u. 91 (6).
 Böhme in Merseburg und Leipzig 82.
 Braunes in Berlin 99.
 Bruder in Magdeburg 77.
 Cnobloch in Leipzig 78.
 Cratz und Gerlach in Freyberg 95.
 Euting in Gotha 99.
 Ferri in Gräz 89. 93.
 Fleischer, Benj., in Leipzig 89.
 Fleischer d. J. in Leipzig 82. 83 (2). 99.
 Frölich in Berlin 93. 99.
 Gebauer in Halle 76. 77. 99.
 Gräff in Leipzig 86. 90.
 Hahn in Hannover 92 (2).
 Henische Erben in Meiningen 95.
 Heigl und Comp. in Straubing 77.
 Heyer in Gießen 76.
 Hinrichs in Leipzig 76. 77. 78.

Hofbuchdruckerey in Schwerin 90 u. 91.
 Hofbuchhandlung in Neustrelitz 90 u. 91.
 Korn in Breslau 92.
 Krieger in Cassel und Marburg 79. 82.
 Krüll in Landshut 77.
 Kunst- und Industrie-Comptoir in Amsterdam 94.
 Liefke und Bruder in Berlin und Leipzig 98.
 Mohr und Zimmer in Frankfurt und Heidelberg 86. 89.
 Müller in Bremen und Aurich 80.
 Orell, Füssli und Comp. in Zürich 99.
 Perthes und Besser in Hamburg 81.
 Real-schulbuchhandlung in Berlin 92.
 Schöll in Paris 95. 99.
 Schöne in Berlin 96.
 Schwickert in Leipzig 85.
 Solbrig in Leipzig 80.
 Steiner'sche Buchh. in Winterthur 90 u. 91.
 Troschel in Danzig 80.
 Unger in Berlin 93.
 Walther in Erlangen 97.
 Weiss in Berlin 93.
 Wittekindt in Eisenach 93.

III. Intelligenzblatt des April.

Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Frankfurt s. d. O. Verl. 51. 252.
 Albanus in Neustrelitz Verl. 25. 207.
 Arnoldische Buchh. in Dresden Verl. 33. 264.
 Barth in Leipzig Verl. 52. 253. 254.
 Becker'sche Buchh. in Gotha Verl. 32. 254.
 Bibliothèque française pour la jeunesse plus avancée 2 3 Heft 26. 206.
 Campe in Nürnberg Verl. 51. 264.
 Cnobloch in Leipzig Verl. 25. 219.
 Felsecker in Nürnberg Verl. 26. 207.
 Fleischmann in München Verl. 52. 253.
 Friedenspräliminarien. 6 Heft 27. 221.
 Karl Pränumerationsanzeige 30. 237.
 Heyer in Gießen und Darmstadt Verl. 51. 243. 244.
 Heyse in Bremen Verl. 53. 201.

Jägersche Buch- Papier- und Landcharten-Handlung in Frankfurt a. M. Verl. 28. 203.
 Kied Tulpen. 6 7 Bänden. 26. 209.
 Köhler in Leipzig Verl. 29. 251.
 Kupferberg in Mainz Verl. 26. 205. 29. 207.
 Maurer in Berlin Verl. 29. 219.
 Mohr und Zimmer in Heidelberg Verl. 53. 264.
 Niemann und Comp. in Lübeck Verl. 29. 251.
 Oberthurs biblische Archäologie. 4 Bd. 80. 240.
 Palm in Erlangen Verl. 29. 218.
 Perthes in Gotha Verl. 32. 251.
 Real-schulbuchhandlung in Berlin Verl. 30. 235.
 Richter Bericht über die Verfassung der sächsischen Erziehungsanstalt in Dessau 29. 252.
 Schöll in Paris. 27. 211. 28. 215. 29. 250.
 Schöll in Paris. Nachricht wegen der Reise des Hn. v. Humboldt 27. 212.

chöll in Paris Nachricht wegen einer Ausgabe
der Humboldt'schen Statistik von Neu-Spanien 28, 222.
Schuppelsche Buchh. in Berlin Verl. 28, 221.
Klein'sche Buchh. in U. m. Verl. 29, 220.
Vaisenhause'sche in Halle Verl. 29, 221.
Waldeck in Münster Verl. 28, 223.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Abrial in Paris 33, 261.
Adlerbeth in Schweden 29, 225.
Alpinus in Borgo 32, 249.
Arns in Bergen 27, 211.
Beck in Dänemark 27, 211.
Berlepsch in Cassel 27, 210.
Bessel in Lilienthal 26, 206.
Birch in Dänemark 27, 221.
Blom in Dänemark 27, 211.
Brinkmann in Schweden 29, 225.
Brønne in Dänemark 27, 211.
Cronius in Finland 32, 249.
Clemens in Kopenhagen 27, 211.
Coninx in Cassel 27, 210.
Cressbach in Gießen 26, 204.
Cressbach in Petersburg 32, 249.
Dohm in Dresden 27, 210.
Engel in Heidelberg 29, 226.
Fischer in Dorpat 32, 249.
Fischer in Würzburg 26, 204.
Fock in Kiel 27, 211.
Fontanes in Paris 29, 225.
Frist in Lea 29, 226.
Fock in Altona 27, 211.
Fock in Finland 32, 249.
Fock in Glücksburg 32, 249.
Fock in Hamburg 29, 226.
Fock in Finland 32, 249.
Fock in Lohr 29, 226.
Fock in Ribe 27, 211.
Fock in Bremen 29, 225.
Fock in Kiel 29, 225.
Fock in Göttingen 27, 210.
Fock in Kopenhagen 27, 211.
Fock in Würzburg 26, 204.
Fock in Berlin 29, 225.
Fock, Alex., in Paris 29, 225.
Fock, W., in Berlin 27, 211.
Fock in Charkow. 29, 225.
Fock in Berlin 29, 225.
Fock in Cassel 32, 249.
Fock in Berlin 29, 225.
Fock in Dänemark 27, 211.
Fock in Altona 27, 211.
Fock in Mecklenburg-Schwerin 29, 225.
Fock in Cassel 27, 210.
Fock in Hanau 29, 225.
Fock in Helmstedt 26, 201.
Fock in Cassel 27, 210.
Fock in Halle 26, 201.
Fock in Paris 29, 225.
Fock in Marburg 27, 211.
Fock in Worms 26, 206.
Fock in Halle 27, 210.
Fock in Würzburg 26, 206.
Fock in Zürich 32, 249.
Fock in Kopenhagen 27, 211.
Fock in Kopenhagen 27, 211.
Fock in Kopenhagen 27, 211.
Fock in Göttingen 27, 211.
Fock in Jena 26, 204.
Fock in Kopenhagen 26, 206.
Fock in Halle 27, 211.
Fock in Kopenhagen 26, 206.
Fock in Kopenhagen 27, 211.
Fock in Cassel 27, 210.

Schmid in Jena 26, 205.
Schönborn in Kopenhagen 27, 211.
v. Siebold d. Aelt. in Würzburg 26, 206.
v. Siebold d. J. in Würzburg 26, 206.
v. Stieglitz in Wien 32, 249.
Stromeyer in Göttingen 29, 225.
Thorwaldsen in Rom 27, 211.
Valentiner in Ranzau 27, 211.
Valett in Otterndorf 29, 225.
Wallenius in Finland 32, 249.
Waxenst in Neuburg an der Donau 27, 210.
Wildenow in Berlin 29, 225.
Weber in Kiel 29, 225.
Weber d. J. in Kiel 29, 225.
Wildberg in Neufrelitz 29, 225.

Nekrolog.

Belofsky in Petersburg 27, 212.
Ducros in Lausanne 32, 250.
Fischer in Glauchau 29, 226.
Herder in Zürich 32, 249.
Leppentin in Ludwigslust 29, 226.
Martini in Florenz 27, 212.
Melanderhielm in Stockholm 27, 212.
Naigeon in Paris 29, 227.
Niemeyer in Halle 29, 226.
Opitz in Dresden 27, 212.
Reisig in Weissenfee 29, 227.
v. Spittler in Stuttgart 32, 250.
Thiele in Bordesholm 29, 226.
Wiese in Rostock 29, 226.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Berlin, Preisaufgabe der Gesellschaft naturfor-
schender Freunde 29, 228.
— — Stiftungsfest der Humanitätsgesellschaft
am 27 Jan. 29, 227.
München, Bekanntmachung der königl. Akade-
mie der Wissenschaften den Preis für die beste
deutsche Sprachlehre betreffend 32, 251.
Norwegen, Preisvermehrung die Anlegung einer
dortigen Universität betreffend 32, 250.
Paris, Sitzung der Société d'encouragement am
24 Febr. 33, 261.
— — Sitzung und Preisvertheilung der Classe
der französischen Sprache und Literatur des
Instituts am 5 April 32, 250.
Stockholm, Preisfrage eines Ehrenmitgliedes der
königl. schwedischen Akademie der Kriega-
wissenschaften 29, 228.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Ansbach, Preisvertheilung und Nachricht über
die neue Organisation der Studienanstalt 33, 257.
Augsburg, Eröffnung des zweyten Jahres an dem
Realinstitut 26, 206.
Chemnitz, Einführung des neuen Rectors und
Redeactus am 20 Nov. v. J. 33, 258.
Gießen, Promotionen 26, 204.
Göttingen, neue chirurgische Krankenanstalt 26, 204.
Greifswald, Disputationen, Promotionen und
Rede 30, 234.
Halle, Nachrichten aus Br., die neue Ordnung
der Universität betreffend 26, 205.
Kafan, Nachricht über die Universität 33, 257.
Königsberg, Rede bey der Abreise des Kron-
prinzen 30, 233.
Landshut, Preisvertheilung, Disputationen und
Promotionen 30, 233.

Leipzig, fernere neue Stiftungen und Geschenke	51, 241.
Marburg, Nachrichten aus Br., die neue Ordnung der Universität betreffend	26, 201.
— — Vorlesungen für das Sommerhalbjahr 1810	28, 217.
Meiningen, Redeactus am Lyceum am 25 Sept.	33, 269.
Paris, Beschluß des Universitätsconseils, die Feyer der Vermählung des Kaisers betreffend	51, 242.
— — Preisvertheilung und Bericht über die Arbeiten der Faculté der Medicin	51, 241.
Rom, neue Organisation der Universität	30, 236.
Weilburg, Frühlingsexamen am Gymnasium 1807 und 1809	53, 260.
Wetzlar, Vorlesungen auf der Rechtsschule für das Sommersemester 1810	27, 209.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Bayern, königl. Verordnung wegen fremdartiger Prädicate der Staatsdiener	53, 262.
Berichtigung, literarische	53, 264.
Bücher-Auction in Jena	30, 256.
— — — in Stuttgart wird verschoben	26, 208.
Büreau für Literatur und Kunst in Halberstadt	
Bücher zum Verkauf	28, 224.
Cours historique et élémentaire de peinture, 78	
Lieferung	53, 261.
Erklärung, des kaiserl. franz. Decret über den Buchhandel und die Buchdruckerey betreffend	27, 205.

Goethe, Wilhelm Meister wird ins Italienische übersetzt	52, 252.
Gräff in Leipzig herabgesetzter Bücherpreis	26, 203.
v. Hammer reist nach Paris, um die von Wien abgeführten orientalischen Manuscripte zurück-zuholen	33, 262.
Hartmann in Oldenburg, über eine neue Entdeckung des Hn. Prof. Böckh in Heidelberg	51, 245.
Henrici Antikritik	27, 216.
Jakobs Berichtigung	26, 208.
Kaiser Erklärung	28, 224.
Mineralien Cabinet, verkäufliches, in Klagenfurt	32, 255.
Moniteur, der französische, wird zum Verkauf ausbezogen	28, 224.
München, das bayerische Intelligenzblatt wird zu einem bayerischen Reichs-Anzeiger erweitert	27, 211.
Neu-Sibirien, die neu entdeckte Insel, enthält noch ungesahnte Schätze für die Naturgeschichte	53, 261.
Riegel- und Wiefenerische Buchh. in Nürnberg herabgesetzte Bücherpreise	29, 231.
Schillers Geistesfeher wird ins Italienische übersetzt	32, 252.
Schweden, Bende und Adlerförd kaufen das hermanische Landchartea Institut	53, 262.
Sibirien, f. Neu-Sibirien.	
Thorn, die Errichtung des Monuments für Copernicus wird Hn. Aigner übertragen	29, 228.
Winkel in Meissen arbeitet an einem Werke: Ueber die krankhaften Metamorphosen der Hygromorphöhlen	27, 212.
Wien, L. v. Hammer.	

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 1 M A Y, 1810.

T H E O L O G I E.

DUISBURG und ESSEN, b. Bädecker und Comp.:
*Versuch einer protestantischen Kirchenordnung,
nach den Bedürfnissen unserer Zeit, von J. Ch.
Spieß, reformirt. Prediger zu Duisburg. 1806.
XIV und 414 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)*

Es ist wohl nicht zu leugnen, daß die gesammte Verfassung der protestantischen Kirche nicht bloß partieller Nachbesserungen, sondern einer wesentlichen Reform bedürfe, und daß jeder Vorschlag und Versuch, solche zu Stande zu bringen, unsere Aufmerksamkeit, und, selbst wenn er nicht ganz zweckmäßig seyn sollte, unseren Dank verdiene. Eigentlich hat in den letzten Decennien nur das liturgische Fach seine Bearbeiter gefunden, und, selbst ungeachtet des Vielen, was zur Verbesserung desselben geschehen ist, ist, nach unserer Ansicht, noch immer nicht genug, wenigstens des Rechten, Durchgreifenden nicht genug, geschehen, und einzelne vorzügliche Vorschläge sind nicht allgemein benutzt worden: aber zur Wiederherstellung der, fast in allen protestantischen Ländern verfallenen, und fast gänzlich verschwundenen Kirchenzucht und für kirchliche Verbesserungen im Ganzen ist bis dahin wenig oder nichts gethan. Reine Kirchenzucht, möglichste Einfachheit des Cultus und der öffentlichen Lehre, Bildung, nicht so sehr von gelehrten, als von würdigen Religionsdienern, Erweckung eines lebhaften Interesse für ihr Amt, das sind die Hauptpunkte, auf welche man bey allen Reformen, hinarbeiten, in welchen man der ersten apostolischen Kirche möglichst ähnlich zu werden suchen sollte. Der Vf. vorliegender Schrift hat dieselben fast alle fest im Auge behalten, nur bey seinen Vorschlägen zur Verbesserung des Cultus ist er zu sehr der Stimmung des Tages gefolgt, und hat zu viel Gewicht auf ein in die Sinne fallendes Ceremonienwesen gelegt. Wenn man auch, wie der Vf. dies selbst erwartet, in diesem und jenem Punkte nicht seiner Meinung seyn kann: so hat man doch, bey seinem lebhaften Interesse an dem Wohl der Kirche und ihrer Glieder, und bey seinen, mehrentheils sehr gedachten Verbesserungsvorschlägen, Ursache, mit seiner Kirchenordnung im Ganzen zufrieden zu seyn.

Das Buch verdankt seine Entstehung einer, im Jahre 1805 geschehenen Aufforderung der königlich preussischen Landesregierung an die Prediger der evangelischen reformirten Synode, Vorschläge und Gutachten zum Behuf einer neuen, den Bedürfnissen gegenwärtiger Zeit angemessenen Kirchenordnung einzureichen. Mancher Zweifel ungeachtet, ward der Entwurf in Form eines Gesetzbuches von dem Vf. ausgearbeitet, und dabey keine andere Quelle, als eigenes Nachdenken und Erfahrung, benutzt, nur zuweilen das allgemeine preussische Landrecht verglichen, und speciell Rücksicht auf die Bedürfnisse des vaterländischen Publicums genommen. Bey Veränderung der Landeshoheit ward die, bereits vollendete, Arbeit als überflüssig auf die Seite gelegt, aber bald wieder hervorgeholt, mit Zusätzen in freyerer Form erweitert und herausgegeben. Das Werk zerfällt in fünf Capitel. Cap. 1 handelt von der protestantischen (oder, wie der Vf. lieber durchgängig gesagt zu haben wünscht, evangelischen) Landeskirche überhaupt, und ihrer Abtheilung. Cap. 2. Von der Regierung der protestantischen Kirche. Cap. 3. Von Verwaltung des Kirchenvermögens. Cap. 4. Von den zur Bedienung der protestantischen Kirche gehörigen Amtsgeschäften. Cap. 5. Von den Beamten und Dienern der protestantischen Kirche. Der Ordnung gemäßer würde es gewesen seyn, wenn der Vf. geredet hätte: 3) Von den kirchlichen Beamten und Dienern. 4) Von den kirchlichen Geschäften. 5) Von Verwaltung des Kirchenvermögens.

Die Regierung der Kirche soll, nach des Vfs. Vorschlägen, ausgeübt werden durch freygewählte Repräsentanten der Kirche, jedoch unter Aufsicht der Landesregierung, und zwar durch einen Staatskirchenrath oder Oberconsistorium, dem für die Landeskirche überhaupt ein allgemeiner Landeskirchenvorstand oder Synode, in Classen, jede etwa von 12 Predigern, eingetheilt, und dieser wieder für die einzelnen Gemeinen ein Gemeindevorstand oder Consistorium untergeordnet ist. Das Consistorium besteht aus einer Anzahl von Ältesten unter dem Vorsitz des Predigers, und versammelt sich zu Anfang jedes Monats. Von diesem unterscheidet sich der große Kirchenrath der Gemeinde, welcher ausser den Mitgliedern des Consistoriums aus allen denen besteht, welche einmal das Amt eines Ältesten bekleidet haben. Die Ältesten sollen von der ganzen Gemeinde gewählt, die Gewählten drey Sonntage hinter einander von der Kanzel genannt, und, wenn keine Einsprache geschieht, öffentlich durch eine Predigt eingeführt werden. Sie verwalteten ihr Amt zwey Jahre lang, zeichnen sich durch eine besondere Amtskleidung, wenigstens durch einen schwarzen Mantel, aus, und haben in der Kirche eigene Ehrenplätze. Billig ist die Forderung, daß

sie, bey einem durchaus musterhaften Wandel, auch an den öffentlichen Andachtshandlungen möglichst fleissigen Antheil nehmen sollen; aber wenn von ihnen verlangt wird, dass sie nicht nur keine Predigt verstimmen, sondern auch, vierteljährig, an jeder öffentlichen Abendmahlsfeyer Antheil nehmen sollen: so ist diese Forderung doch etwas zwangähnlich. Auffallend war es dem Rec., unter den Geschäften des Consistoriums auch dieses zu finden: Es solle über die Aufnahme der Confirmanden, die demselben vom Prediger vorgelegt werden, entscheiden. Darüber kann doch nur dem Prediger die Entscheidung zukommen, da er allein im Stande ist, die Kenntnisse und sonstige Würdigkeit eines Jeden zu beurtheilen; das Entscheiden der Ältesten kann nur als Formalität betrachtet, aber auch als solche dem Ansehen des Predigers nachtheilig werden. Eben so ist auch nicht abzusehen, wozu alle kirchlichen Zeugnisse und Scheine im Namen des Consistoriums ausgefertigt werden sollen? Der Prediger muss ja schon für sich volle Glaubwürdigkeit haben. Die Synode besteht aus den sämtlichen Predigern der Landeskirche, die sich nach ihren Classen alle drey Jahre (nicht öfterer?) versammeln; und das Oberconsistorium besteht, ausser mehreren weltlichen, wenigstens aus zwey geistlichen Räthen, welche aus der Mitte der Prediger der Landeskirche ernannt werden, und dadurch aufhören, Prediger einer bestimmten Gemeinde, und Mitglieder der Synode zu seyn. Das Recht, Kirchengesetze zu geben, kommt, nach unserm Vf., der Kirche selbst zu; aber das Recht, diese Gesetze durch Gewaltthaten geltend zu machen, dem Staate, als Beschützer der Kirche. Dieser muss daher auch die Gesetze, die er handhaben soll, erst billigen und bestätigen, und dadurch in Kraft setzen. Dem Staate kommt aber nur in dem Falle die Befugnis zu, seine Bestätigung zu verweigern, wenn die Gesetze etwas dem Wohl des Staates Nachtheiliges enthalten. In streitigen Fällen soll eine dritte unparteyische Behörde, die vereinigte theologische und juristische Facultät der Landesuniversität, zwischen Staat und Kirche entscheiden. Die Gründe, aus welchen der Vf. die Regierung der Kirche den Predigern selbst übertragen wissen will, setzt der Vf. S. 43 — 54 weitläufig auseinander, und Rec. hat sich dadurch befriedigt gefunden; wenn aber der Vf. in der Vorrede S. VIII sagt: „die Kirche ist nach meiner Ansicht etwas mehr als bloße Lehranstalt, sollte es wenigstens seyn, wenn sie gleich freylich bey den Protestanten leider bis jetzt wenig mehr gewesen ist“: so gesteht Rec., dass er nicht einsehe, worauf sich das gründe, dass die protestantische Kirche noch etwas mehr seyn solle, und was sie denn mehr seyn solle. Gegen Annahmen hierarchischer Gewalt erklärt sich der Vf. ja selbst; Zwangsanstalt in den Händen der ausübenden Staatsgewalt soll die Kirche natürlich auch nicht seyn. Dass sie sich selbst Gesetze giebt, und über Aufrechthaltung einer äusseren Zucht halten soll, versteht sich ohnehin und kommt ihr, wie jeder öffentlichen Gesellschaft, zu. Aber Lehre machte ja Jesus selbst zum

einzigen Mittel der Ausbreitung und Aufrechthaltung seiner Kirche. Die Stellen Joh. 20, 23, Matth. 18, 18. Cap. 16, 18. 19 können doch nur nach römisch-katholischer Auslegungsmethode hieher gehören.

Über den ersten Abschnitt des vierten Capitels: Von Haltung der öffentlichen gottesdienstlichen und erbaulichen Versammlungen, wird Rec. seine Meinung, die von der des Vfs. ganz abweicht, ausführlicher sagen müssen. Schon aus der Überschrift sieht man, dass der Vf. bey jeder religiösen Versammlung zwey Zwecke, als unabhängig von einander, und für sich bestehend, unterscheidet, die jedoch genau mit einander verbunden seyn sollen: Gottesdienst im eigentlichen Sinne, und Erbauung durch öffentliche Vorträge und gemeinschaftliche Gesänge. Er giebt daher jeder religiösen Versammlung zwey Theile, die durch eine förmliche Pause, welche etwa zum Einsammeln der Armenbeyträge benutzt werden könnte, getrennt werden sollen. Darin, dass Gottesdienst auf Kosten der eigentlichen Erbauung betrieben worden, sucht der Vf. den Verfall des katholischen Kirchenwesens, und in der unterlassenen Ausübung des Gottesdienstes den des protestantischen Kirchenwesens in neueren Zeiten. Allein, mag es immerhin seyn, dass man in der protestantischen Kirche das Wort Gottesdienst unbedachtamer Weise verbannt hat, und dass daran zum Theil der leichtfertige, allen Zwang der Regel hassende, Zeitgeist Schuld ist: so folgt daraus doch nicht, dass alle, die dieses Wort, um des leichtesten Missbrauchs willen, nicht gern gebrauchen, von diesem Zeitgeist angesteckt sind, und das Bedürfnis einer dankbaren Erhebung des Herzens zu Gott, einer gemeinschaftlichen feyerlichen Huldigung des Höchsten nicht fühlen; auch nicht, dass diese Huldigung in vielen sinnlichen Ceremonien bestehe, und dem Höchsten als schuldiger Tribut dargebracht werden müsse. Freylich ist es wahr, dass eine solche Huldigung des Höchsten schon an und für sich Christenpflicht ist: aber der Verpflichtungsgrund dazu liegt doch einzig in dem Menschen, in dem Bedürfnisse, in dem Triebe und Drange der edleren, dankbaren Menschennatur, nicht aufser ihm, in der, dadurch zu erhöhenden, Ehre oder Seligkeit Gottes, und daher ist die Erfüllung dieser Pflicht so beschaffen, dass der Mensch eben durch sie zugleich sich selbst, der Veredlung seiner Natur, der Erhöhung seines moralischen Lebens, den grössten Dienst leistet. Alles dies sind Gedanken des Vfs., und fast ganz mit seinen eigenen Worten hier ausgedrückt: um so mehr muss Rec. sich wundern, wie der Vf. etwas, das in sich Eins ist, trennen, Gottesdienst von Erbauung unterscheiden, wie er, der doch selbst das Wort Altar mit Communionsstisch vertauscht, künstlich ausgeschmückte Tempel verlangen, und es vergessen konnte, dass wir nach Christi Anordnung keinen Gottesdienst durch Ceremonien, keine Opfer, keine eigentlichen Tempel und Altäre mehr haben; sondern eine geistige, einfache Gottesverehrung, zu welcher die Geistlichen das sinnliche Volk hinauf, nicht zu einem sinnlichen Cultus wieder hinab ziehen sollen.

Wahr ist es, was der Verfasser sagt, daß unsere Kirchen mit ihrer Unförmlichkeit und Unsau-berkeit, daß das gewöhnliche Getöse der Kom-menden und Gehenden, des Klingelbeutels u. s. w. jede Herzenserhebung nur gar zu sehr niederdrückt: aber nicht Herzenserhebung, sondern Zerstreung wird bewirkt durch Vorhänge, Weihrauchfässer, vie-le brennende Kerzen, abwechselnde Kleidung der Geist-lichen, Einführung neuer kirchlicher Feste u. s. w., dergleichen unser Vf. S. 125 fg. vorschlägt. Mögen nur unsere Kirchengebäude immer sauber und trocken, und voll reiner, frischer Luft erhalten, mögen nur jene störenden Unordnungen abgestellt, alle läppi-schen Bilder, Fahnen, und die oft so abgeschmack-ten Altarblätter, weggeschafft werden: so kann die übrige Einrichtung derselben gern bleiben, wie sie ist. Mögen nur kräftigere, Orts- und Zeit-Bedürfnissen ge-nauer angepaßte Gebete, nicht beständig Gebetsfor-mulare (der Vf. schreibt immer Formuliere) oder gar nur Ein Formular, gebraucht, mögen nur keine Lieder im kalten didaktischen Tone, sondern wahre Herzenserhebungen gesungen werden: so wird schon dadurch für das, was der Vf. Gottesdienst nennt, hinlänglich gesorgt seyn. Man sieht übrigens bey Le-sung dieses Abschnittes bald, wie sehr der Vf. für sei-ne Vorschläge eingenommen ist, und nur hieraus las-sen sich die absprechenden, und zum Theil schnei-denden Behauptungen erklären, die mit den übrigen bescheidenen Äußerungen des Vfs., besonders in der Vorrede, so stark contrastiren. Was aber der Vf. über schlechten Kirchengesang, über die Dauer der sonn-täglichen Gottesverehrungen, über das Erlaubtseyn unschuldiger Ergötzlichkeiten nach geendigtem Got-tesdienst, über Sonntagspolizey u. s. w. sagt, hat Rec. ganzen Beyfall.

Der Vf. hat die Absicht, viele denkende Luthe-raner und Reformirte dahin zu bringen, daß sie, un-geachtet der noch übrigen Verschiedenheit in einzel-nen Meinungen, sich dennoch als Ein Ganzes, als Eine, denselben Gesetzen und demselben Vorstande unterworfenen Gesellschaft ansehen. Vortrefflich! Aber Rec. zweifelt sehr, daß unter den in Vorschlag gebrachten Vereinigungsmitteln das neue Bekennt-niszbuch, welches bey dem Vf. eine wichtige Rolle spielt, das wirksamste seyn, und daß auf dieses, als (Vorr. S. XII) „auf ein neues Fundament, die Kirche sicher und haltbar gegründet werden“ kön-ne. Als *Bekenntnisschriften* hatten die A. C. und al-le, durch sie veranlaßten, späteren Schriften ihren gro-ßen, aber nur temporären Werth. Darin eben be-fand die Inconsequenz der Reformatoren, daß sie, die doch alle menschliche Autorität in Glaubenssachen so standhaft verwarfen, den Bekenntnisschriften an-dere permanente Zwecke unterlegten, ihnen ein nor-matives Ansehen gaben, und die Religionslehrer auf sie, wie auf die Bibel, verpflichten ließen. „Vorausgesetzt, sagt der Vf. (S. 178), daß alle Protestanten einen, in den Hauptpunkten übereinkommenden Glauben an den Inhalt der Bibel haben: so kann diese doch nicht das unterscheidende Bekenntniszbuch der protestantischen

Kirche seyn, weil die Katholiken doch wohl auch an die Bibel glauben.“ Das allerdings: aber der Glaube an die Bibel nach katholischen und protestantischen Grundsätzen ist doch wohl himmelweit verschieden, eben so, wie ihre Auslegungsmethode, bey jenen, den Aussprüchen der Kirchenväter, der Comitien, der Päpste, überhaupt der Tradition, untergeord-net, bey diesen, von alle dem unabhängig, bloß her-meneutisch und moralisch. Wenn der Vf. weiter sagt: „Wie die Protestanten manche Aussprüche der Bibel anders als die Katholiken erklären, und ent-gegengesetzte Lehren daraus folgern, das müßte doch immer die protestantische Kirche zur Kenntniß ihrer Mitglieder, wie der Andersdenkenden, nachweisen; sonst kann sie nicht verlangen, neben der katholi-schen Kirche in einem Staate geduldet zu werden“: so vermag Rec. die Richtigkeit dieser Folgerung eben so wenig einzusehen, als er sich von der Bändigkeit des Raisonnements überzeugen kann: „Wenn sich die Mitglieder der protestantischen Kirche die Oberherr-schaft des päpstlichen Stuhls gefallen ließen, wenn sie allen näheren Bestimmungen der Dogmen, wie sie in der katholischen Kirche gelehrt werden, beypflich-teten, und sich allen von derselben geforderten Kir-chengebräuchen unterwürfen: so könnte die prote-stantische Kirche, die ohne nähere Bestimmung nichts als Glauben an die Bibel verlangt, und diese als hin-reichendes Symbol ihres Vereins ausgiebt, gar nicht über Abfall klagen.“ Der bloße Glaube an die Bibel, mit Verwerfung aller weiteren Tradition, aller mensch-lichen Autorität in Glaubenssachen, und somit auch des päpstlichen Supremats, ist ja Bestimmung genug. Daß vollends „den Confirmanden das Bekenntniszbuch erklärt, und sie recht bestimmt auf die Unterschei-dungslehren des Protestantismus hingewiesen werden sollen“, ist etwas, das Rec. unmöglich billigen kann. Polemik und alles, was einer Opposition irgend ähn-lich sieht, gehört, nach seiner Überzeugung, nicht in den Confirmanden-, und überhaupt nicht in den Volks-Unterricht. Anderswo (S. 57) sagt der Vf.: „Un-erachtet ihrer verschiedenen religiösen Begriffe wer-den die verschiedenen Religionsparteyen neben einan-der leben, und einander mehr nach der redlichen Er-füllung der gemeinschaftlichen Pflichten, als nach der Annahme besonderer Glaubenslehren schätzen.“ Aber warum soll denn immer nur an die Verschieden-heit der Meinungen erinnert, warum nicht eben so sehr auf das Übereinstimmende des gemeinschaftlichen Christenglaubens hingewiesen werden? Wir Prote-stanten sowohl, als die Katholiken, sollten immer nur darauf hinarbeiten, Christen im eigentlichen Sinne des Worts, nicht Anhänger christlicher Parteyen zu bil-den. Wir sollten uns nicht ängstlich von einander ent-fernt halten, sondern uns gegenseitig nähern, aber nicht von Seiten des Protestantismus dem Katholi-cismus, auch nicht von Seiten des Katholicismus dem Protestantismus, sondern von beiden Seiten dem Geist des achten Urchristenthums. In dem Masse, wie bei-de Parteyen sich demselben immer mehr nähern, nur in dem Maße wird auch eine Vereinigung beider Par-

seyen möglich werden. Und dazu bedürfen wir von beiden Seiten nur der Bibel; eine andere Glaubenseinigkeit der Protestanten unter sich, und der Protestanten und Katholiken, als durch das aufrichtige, unbefangene Halten an der Schrift bewirkt werden kann, dürfen wir nicht erwarten.

Die Taufhandlung will der Vf. mit Recht, der Regel nach, und zwar etwa monatlich einmal, in der Kirche gehalten wissen, wo sie, wie das Abendmahl, den Hauptbestandtheil der dermaligen religiösen Versammlung ausmachen, und vor der, damit in genauer Verbindung stehenden Predigt gehalten werden soll. Eben daher, weil die Taufe in der Regel nur öffentlich zu halten ist, wird die ganze versammelte Gemeinde als Zeuge derselben angesehen, und deswegen hat es der Vf. wohl nicht nöthig gefunden, besonderer Taufzeugen zu erwähnen; auch soll, damit auf jeden Fall die Gemeinde als Zeuge betrachtet werde, bey den einzelnen Privattaufen, außer den Ältern und nächsten Anverwandten des Täuflings, ein Altester, als Repräsentant der Gemeinde, zugegen seyn. Uneheliche Kinder sollen durchaus privatim, im Hause des Predigers (?), getauft werden; die Mutter muß das Kind selbst zur Taufe bringen, und es erscheint eine Mannsperson dabey, freywillig oder von der Obrigkeit bestellt, welche die Vormundschaft übernimmt, und die damit verbundenen Vaterpflichten angelobt. Bey dieser Gelegenheit kommt S. 203 ff. eine Anmerkung über Gesetzgebung in Hinsicht geschwächter Personen und der Verhütung des Kindermords vor, die manches Beherzigenswerthe enthält. Die Kindertaufe will der Vf. mehr als freywilliges Gesuch der Ältern, nicht als Zwangs-gesetz betrachtet wissen; die Gründe aber, warum er die Taufe erwachsener, zum Christenthum übergehender Personen nur privatim, vor dem versammelten Consistorium, verrichtet wissen will, scheinen Rec. nicht ganz befriedigend. Bey der Abendmahlsfeyer hätte Rec., der übrigens ganz in des Vfs. Vorschläge eintritt, auch etwas über solche, die wichtiger Hindernisse wegen, bey der Vorbereitung nicht zugegen seyn konnten, und solche, die erst nach gehaltener Vorbereitung einen besonderen Trieb zur Theilnahme an der Feyer fühlen, zu lesen gewünscht, wie er denn auch den frommen Wunsch hegt, daß diese Feyer,

wie bey ihrer Stiftung, wirklich Abends, und bey einer nur kleinen Versammlung, die um den Communionstisch ihre Sitze behielt, gehalten werden könnte. Daß die erste Communion der Confirmirten von der Confirmationshandlung getrennt werden soll, gefällt Rec. nicht so ganz; nach seinem Gefühl erhöht beides vereinigt die Feyerlichkeit, und verstärkt die gemachten guten Eindrücke. Daß die vorgängige Prüfung der Confirmanden nothwendig sey, aber schicklich von der Confirmationshandlung selbst getrennt werde, darüber ist Rec. mit dem Vf. einverstanden; aber nicht so sehr darüber, daß die Prüfung privatim vor dem Consistorium, nicht vor der ganzen Gemeinde geschehen soll: wenigstens würde die Blödigkeit der Kinder, die sich übrigens gar sehr vermindern läßt, gegen alle kirchlichen Katechisationen überhaupt beweisen; auch haben ja die Ältern und nächsten Angehörigen der Kinder das unbezweifelte Recht, sich selbst von der Fähigkeit derselben überzeugen zu lassen. Eben so scheinen die Gründe, warum die Trauung nicht, wie alle übrigen religiösen Handlungen, in der Kirche, sondern zu Hause vollzogen werden soll, Rec. nicht treffend genug. Bey dem Feste der Neuvermählten sollen diese in der Kirche Ehrenplätze einnehmen, wovon aber diejenigen ausgeschlossen seyn sollen, welche durch zu frühe Beywohnung Ärgerniß gegeben haben. Mit dieser zu frühen Beywohnung nimmt der Vf. es überhaupt sehr strenge. Doch beantwortet er die Frage nicht entscheidend, ob die Ehe einer Geschwächten mit dem Schwängerer für verboten zu halten sey? — Als Kirchenbücher sollen, nach dem Vf., außer den gewöhnlichen Tauf- und Todten-Registern und dem Communicantenverzeichniß (worin aber nur alle abendmahlsfähigen Mitglieder der Gemeinde, nicht die wirklich jedesmal Theilnehmenden aufgezeichnet werden sollen), auch ein Buch der Entlassenen und ein Consistorialprotocoll gehalten werden, deren Einrichtung aber hier nicht näher beleuchtet werden kann. Trauregister will der Vf. gar nicht gehalten wissen, weil er ihnen, obgleich er die Trauung selbst für eine eigentlich religiöse Handlung erklärt, dennoch bloß bürgerliche Zwecke beylegt, aber, wie Rec. dünkt, mit nicht ganz hinlänglichen Gründen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Altona*, b. Hammerich: *Biblische Denkprüche auf alle Tage im Jahr*, gesammelt von C. F. Callisen, Propsten in der Probstei Hütten, und Pastor der Friedrichsberger Gemeinde in Schleswig. 1808. 70 S. 8. (3 Gr.) Man soll dieses Büchlein, nach der Anweisung des Vfs. Vorr. S. IV, „in der Stille des Morgens zur Hand nehmen, den auf den Tag gesetzten Spruch, als für denselben in Gottes Wort durch seine Boren uns zugerufen, sich recht lebendig, seinem ganzen Inhalte nach, vergegenwärtigen, und ihn, im Andenken an Gott, auf seine jedesmalige besondere Lage und Umstände anwenden.“ — Ob nun gleich Rec. daran zweifelt, daß bey allen der angeführten Denkprüche eine Anwendung auf die jedesmalige besondere Lage und Umstände des Lesenden gemacht werden kann: so will er doch nicht in Abrede seyn, daß dieses Büchlein in einigen

Nutzen für die Erbauung mancher Leser haben könne, als die durch ein solches Lesebüchlein eine bestimmte Richtung erhält; aber er hätte gewünscht, daß der Vf. in der Vorrede gegen den abergläubischen Mißbrauch gewarnt hätte, der nicht selten mit solchen Lesebüchern und Spruchkästchen getrieben wird, indem zuweilen solche Sprüche als Orakel Gottes angesehen werden. Jedem Spruche ist ein Gedanke beygefügt, der einen Wink zur näheren Anwendung des Spruches enthalten soll, und oft auch das Verständnis des Spruches erleichtert. Z. B. am 28 Februar steht der Denkpruch: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten und die Seele nicht können tödten,“ und der beygefügte Gedanke ist: „Verdrängt Gottesfurcht alle Menschenfurcht in mir?“

O. m. r.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 M A Y, 1 8 1 0.

T H E O L O G I E.

DUISBURG und ESSEN, b. Bädecker und Comp.:
*Versuch einer protestantischen Kirchenordnung,
nach den Bedürfnissen unserer Zeit, von J. Ch.
Spiess u. s. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dass der Vf. auf die Specialseelsorge grosses Gewicht legen würde, liess sich schon nach seinen Äusserungen in der Vorrede über gesunkene Religiosität und erschlaffte Kirchenzucht erwarten, und Rec. gesteht, dass er den dahin gehörigen Abschnitt, wo natürlich auch von Krankenbesuchen geredet wird, für sehr gelungen ansieht, und alles darin Gesagte als seine Überzeugung unterschreibt. Was aber der Vf. im folgenden Abschnitte: von Ausübung der Kirchenzucht, mit den Worten (S. 267) sagen will: „Wenn die Kirche an unwürdigen Mitgliedern eine Zucht ausübt: so mass sie sich dadurch gar keine strafende Vergeltung an“ — „die Besserung des unwürdigen Mitglieds ist auch nicht der eigentliche Zweck der Kirchenzucht, sondern nur Nebenzweck“, das ist Rec. nicht recht deutlich. Nur öffentlich bekannt gewordene Vergehungen sind, mit Recht, Gegenstand der Kirchenzucht, welche, nach dem Vf., drey Grade hat: den Verweis, möglichst geheim, im Hause des ärgerlichen Mitglieds, vom Prediger, jedoch im Beyseyn eines oder zweyer Ältesten, und nicht ins Consistorialprotocoll aufzuzeichnen (doch würde Rec. diese Aufzeichnung bey einem zweyten Verweise, aber mit Verschweigung des Namens, und bey einem dritten mit Nennung des vollen Namens anrathen); Absonderung, längstens auf 6 Monate, die nicht der kirchlichen Gerechtsame und Wohlthaten, ausgenommen des Abendmahls, beraubt, aber aller kirchlichen Ehren unfähig macht; diese geschieht vor dem gesammten Consistorium, so wie die Wiederaufnahme; beides aber wird, ohne Nennung des Namens, der Gemeinde bekannt gemacht, und endlich Ausschluss, nicht allein aus der Ortsgemeine, sondern aus der Landeskirche überhaupt. Der Ausgestossene kann aber wieder aufgenommen werden, wobey er jedoch von allen Ehrenämtern der Kirche ausgeschlossen bleibt. Die auf ihr Ansuchen Entlassenen, welche anderswo Mitglieder der Landeskirche werden wollen, erhalten bey ihrem Abzuge Zeugnisse vom Gemeindevorstand, so wie die Auswärtigen, welche aufgenommen zu werden wünschen, ihre Würdigkeit durch solche glaubwürdige Zeugnisse darthun

J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

müssen. — Die Bestrafung der Pfarrer insbesondere besteht in Verweisen, theils unter vier Augen, die der Pfarrer von jedem Gemein- (Gemeine) Gliede anzunehmen hat, theils öffentlich, worauf jedes Gemeinmitglied antragen kann, Censur bey den Classicalversammlungen, Geldstrafen (!) von höchstens 50 Thlr., Suspension (dass der Suspendirte bey seiner Wiedereinsetzung eine Bußpredigt über einen vorgeschriebenen Text halten, darin seine Schuld und die Gerechtigkeit der über ihn verhängten Strafe anerkennen soll, findet Rec. zu erniedrigend und Heuchelei veranlassend), und Absetzung. Bürgerliche Versehen fallen der Obrigkeit zur Ahndung anheim, welche aber Gefängnis und andere Leibesstrafen nicht vor Absetzung des Predigers über ihn verhängen kann. Erfreulich war es Rec., auch einen Abschnitt von Ermunterung der Pfarrer zu finden. Was darin über Aufgaben zur schriftlichen Bearbeitung und deren Beurtheilung gesagt wird, verdient eine weit allgemeinere Nachahmung, als es bisher gefunden hat.

Bey der Angabe der kirchlichen Amtsgeschäfte vermisst man die Aufsicht über die Schulen und die Armenpflege. Wegen dieser Auslassung sucht sich der Vf. S. 114 ff. dadurch zu rechtfertigen, dass er beides für Sache des Staats erklären will, aber doch wohl nicht mit vollem Rechte. Fürs Erste möchte der Plan, an jedem Orte Volksschulen für die gesammte Jugend, ohne Unterschied der Confessionen, anzulegen, theils sehr schwer auszuführen seyn, theils mit dem, was der Vf. vom strengen Halten über die Unterscheidungslehren sagt, im Widerspruche stehen, und fürs Zweyte will doch auch der Vf. S. 165, dass die Geistlichen das Recht haben sollen, zu wissen, was und wie in den Schulen gelehrt wird, und dass sie über die Reinigkeit der Lehre in denselben zu wachen haben. Rec. vermag dieses nicht mit einander zu vereinigen. Und was die Armenpflege betrifft: so ist ja doch Sorge für die Armen eigentliche *Christenpflicht*, und Empfehlung derselben ein Hauptgeschäft des Predigers; auch wird ja ein ziemlich grosser Theil der Almosen in der Kirche erhoben, und wenigstens über deren Verwendung hat also die Kirche durch den Prediger von Rechts wegen zu wachen, und Rechnung darüber zu führen. Diefem Rechte entsagen, hiesse dem Staate zu viel Einmischung in die kirchlichen Angelegenheiten gestatten, wogegen der Vf. doch sonst so sehr auf seiner Hut ist.

Was der Vf. in dem Abschnitte von der Fähigkeit zum Pfarramte über die Einrichtung des Candidatenexamens sagt, ist beherzigenswerth. Merkwür-

dig dabey ist, daß die Wahlfähigkeit des examinirten Candidaten sich nur auf drey Jahre erstrecken soll, nach deren Verlauf er sich wieder zu einem neuen Tentamen zu stellen hat, dem sich auch ein erwählter ausländischer Pfarrer, auf Verlangen des Präses der Synode, zu unterwerfen hat. Der Vf. giebt den einzelnen Classen der Synode das Geschäft des Examens, und stellt es den Studenten frey, bey welcher Classe sie sich zum Examen einfinden wollen, um willkürliche Unterdrückung würdiger Jünglinge durch einen gewissenlosen Präses zu verhüten; sollte aber nicht, wegen der nothwendigen Gleichförmigkeit in der Strenge des Examens, dem Oberconsistorium allein das Examen zu übertragen seyn? — Da der Vf. sich S. 303 — 306 über die Unzweckmäßigkeit der Vorbereitung zum Predigtamt auf Universitäten ausführlich erklärt: so wundert sich Rec. um so mehr, keine Vorschläge zu Instituten für eine eigentlichere Vorbereitung nach vollendeten Universitätsjahren, dergleichen ja wirklich hin und wieder existiren, zu finden. Die Kosten des Examens, der Ordination, der Reise zu der neuen Gemeinde soll, nach dem Vf., der Berufene selbst tragen; die Kosten der Erwählung und Berufung, die Diäten der Wahldirectoren, die Introductionskosten aber die Synodalcasse. Warum nicht, wenn auch die Kosten des Examens dem Examinanden selbst zu bestreiten anheim fielen, bey den übrigen Ausgaben die Gemeinde selbst, um derentwillen und zu deren Vortheil doch alles dieß nothwendig gemacht wird, mehr in Anspruch genommen ist, läßt sich nicht wohl absehen. Nur in dem Falle, daß die Gemeinde zu dürftig wäre, könnte sie billig auf Unterstützung durch die Synodalcasse rechnen.

Zu dem Abschnitte von Verwaltung des Kirchenvermögens kann Rec. nur noch das Urtheil hinzufügen, daß, die Richtigkeit der Berechnungen vorausgesetzt, auf deren Untersuchung er sich, um nicht gar zu weitläufig zu werden, hier nicht einlassen kann, für die Wittwen und auch für die unversorgten Kinder der Kirchendiener, wie für die Stipendiaten, nicht nur gerecht, d. h. nach dem verschiedenen Grade ihrer Bedürftigkeit, sondern auch reichlich, wenigstens im Verhältniß zu dem bisher Geschehenen, gesorgt wird.

Möge die Art dieser Anzeige den Vf. der beurtheilten Schrift, wie die Leser, überzeugen, daß Rec. dieselbe, bey aller Verschiedenheit in Ansichten und Meinungen, mit Aufmerksamkeit und ungetheiltem Interesse gelesen hat; daß die Wärme des Vfs. für sein Amt und die Aufrechthaltung der Würde desselben (die zuweilen, wie S. 53 u. a., in kräftige Herzensergießungen ausströmt), ihn mit Hochachtung erfüllt, und daß er sehr wünscht, die Schrift möge das Bedürfnis einer gründlichen Reform des ganzen protestantischen Kirchenwesens immer fühlbarer machen! — Schade nur, daß das Buch so sehr durch Druckfehler, und in der Vorrede durch erstaunlich ungleiche Lettern entstellt ist!

— gen —

MARBURG, b. Krieger: *Biblia*, das ist: die ganze heilige Schrift Alten und Neuen Testaments, verdeutschet durch D. Martin Luther. Mit berichtigten Parallelstellen und erklärenden Wortregistern. 1808. Das A. T. besonders 1116 S. Die apokryphischen Bücher 196 S. Das N. T. 390 S. (ohne die Wörterbücher zum A. u. N. T.) 8. (20 Gr.)

Aus dem Titel sowohl, als aus der vom Hn. Conf. Rath Münscher in Marburg geschriebenen Vorrede erhellet, daß hier Luther's Übersetzung ohne alle Veränderung wieder abgedruckt sey. Dennoch hat dieser Abdruck bedeutende Vorzüge vor den gewöhnlichen Ausgaben. Die Correctur ist bey A. T. vom Hn. Conf. Rath Lorsche zu Herborn, und bey N. T. vom Hn. Prof. Hartmann zu Marburg mit rühmlicher Genauigkeit besorgt worden. Beide Gelehrte haben, durch Vergleichung mehrerer vorzüglicher Ausgaben, den Text berichtigt und von vielen Druckfehlern gereinigt. Auch sind neue zweckmäßige Summarien und berichtigte und vermehrte Parallelstellen hinzugekommen. Die angehängten Wörterbücher enthalten theils eine Erklärung der in der Übersetzung vorkommenden Archaismen, theils einiges, was sich auf die hebräischen Alterthümer beziehet, theils einige hebräische *Nomina propria*, auf deren Bedeutung im Texte der Bibel etwas anzukommen scheint. Bey einer etwas größeren Ausdehnung und veränderten Einrichtung würde dieses Wörterbuch die Stelle einer Concordanz haben vertreten können. Das über das N. T. vom Hn. Prof. Hartmann beygefügte Wörterbuch nähert sich einer solchen noch am meisten. Die Apokryphen sind in dieser Rücksicht leer ausgegangen. Zuweilen kommt doch etwas vor, was uns nicht zweckmäßig scheinen will, z. B. *Wörterbuch über das A. T.* S. 21: „Jupiter, Zeus, der Gott des Himmels oder oberste Gott bey den Römern und Griechen. Er führte den Benamen Olympius, in sofern er auf dem Olympos thronte und zu Olympia verehret ward, und Xenius, weil er der Beschützer der Fremden und der Gastsfreundschaft seyn sollte.“ Ist wohl im A. T. eine Veranlassung zu dieser Erklärung? Dagegen fehlt der Name *Jehovah*. Auch findet sich keine Erklärung von *Christus*, obgleich das Wort Dan. 9. 26 in der Übersetzung vorkommt. Der Name *Jacob* 1 Sam. 4. 21 wird durch: „weg ist Israel's Herrlichkeit d. i. die Bundeslade,“ erklärt. Der Name *Solomo* wird schlechthin durch *Friedrich* übersetzt. Im Wörterbuche des N. T. sind die *Nomina propria* nicht erklärt; obgleich dieß bey einigen Bedürfnis wäre, z. B. *Christus* (vom Namen *Jesus* findet sich S. 16 eine Deutung), *Petrus* oder *Kephas*, *Saulus*, *Paulus* u. s. w. Der Name *Beelzebub* fehlt, obgleich *Satan* erklärt wird. Die hebräisch - aramäischen Wörter und Redensarten: *Boanerges*, *Paradies*, *Hakeldama*, *Golgatha*, *Thalita kumi* u. s. w. sind nicht aufgenommen, obgleich *Rabbi* und *Racha* nicht fehlen. Das letzte Wort wird S. 21 bloß durch „Lästerr“ gegeben, womit die Ausleger nicht recht zufrieden seyn werden.

Die Capitel - Überschriften, oder Summarien, sind im Ganzen zweckmässig, hätten aber doch zuweilen, der Deutlichkeit unbeschadet, kürzer gefasst werden mögen. Das *Hohelied* ist ganz ohne Inhalts-Anzeige geblieben; nicht so die Apokalypse, wovon leicht ein gleicher Grund dafür gesprochen haben würde.

Die Vorrede macht über die *Auswahl des Lesers* und über die zweckmässige *Art des Bibellesens* einige nützliche Anmerkungen. Druck und Papier verdienen Beyfall, und der Preis ist so niedrig, daß die Absicht, diese Ausgabe in recht viele Hände zu bringen, gewiss wird erreicht werden. n.

LEMOO, b. Meyer: *Biblische Forschungen vorläufig über die Mosaischen Schriften für denkende Bibelfreunde und Jugendlehrer* von F. A. Schröder, d. W. W. Doctor und Hauptprediger zu Schenefeld bey Itzehoe. 1809. XII und 958 S. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Rec. bekennet, daß er nicht zu sagen weifs, wer von diesem dickleibigen Buche eigentlich Gebrauch machen soll, und er sieht sich daher genöthiget, es unter die zahlreiche Classe von Schriften zu rechnen, welche zwar nichts weniger als schädlich, aber doch auch ohne Nutzen sind. Der Gelehrte findet hier durchaus nichts, was ihm wichtig seyn könnte, und dem Ungelehrten wird ein grofser Theil des Inhalts unwichtig und die Form nichts weniger als anziehend vorkommen. Für den eigentlich gemeinen Mann, d. h. für den Bürger und Bauer, kann das Buch gar nicht geschrieben seyn; denn für den sind die historischen, geographischen und antiquarischen Untersuchungen, in welche sich der Vf. einläßt, weder anziehend noch brauchbar; dem gebildeten Laien aber kann man nicht zumuthen, ein so trocknes, langweiliges Buch durchzulesen. Der Volkslehrer aber wäre zu bedauern, der nicht etwas Besseres, oder doch gewifs etwas Ähnliches über die Bibel zu sagen wüßte. Das Ganze ist in einen Dialog zwischen Bildad und Ananias, woran auch noch einige Freunde Bildad's als Zuhörer Theil nehmen, eingekleidet; man geräth aber nicht selten in Verlegenheit, ob man den einen im Fragen, oder den andern im Antworten ungeschickter und langweiliger nennen soll. Am Schluss S. 958 heifst es: „Ananias lobte die Ausdauer, die Bildad und seine Freunde bey der Auflösung so mancher verwickelter Knoten (dergleichen uns nicht oft vorgekommen ist) und bey den trockensten Erörterungen (woran leider kein

Mangel ist!) bewiesen hatten, und gab ihnen Hoffnung, daß er, da sein persönlicher Aufenthalt unter ihnen zu Ende sey, über die folgenden historischen Bücher ihnen allerley schriftliche Erläuterungen mittheilen werde.“ Rec. ist froh, daß Hr. Ananias fort ist, und er trägt kein Verlangen nach dessen schriftlichen Erläuterungen, da ihm die mündlichen (die Hr. Sch. hier gedruckt wieder giebt) schon so ungenießbar gewesen sind.

— st —

LEIPZIG, b. Steinacker: *Biblische Theologie des alten und neuen Testaments nach Anleitung der Reinhardtschen Vorlesungen über die Dogmatik; oder: Die Beweisstellen der Dogmatik im Grundtexte und den gegenübergedruckten lateinischen Übersetzungen von Dathe und Schott. Zur Erleichterung des dogmatischen Studiums.* 1809. X u. 253 S. gr. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Eine Umarbeitung des im Jahr 1805 bey einem andern Verleger herausgekommenen Buchs: *Dicta classica veteris et novi Testamenti, hebraice, graece et latine.* Die Einrichtung, die Beweisstellen nach Ordnung und Folge der reinhardtschen Dogmatik folgen zu lassen, ist in der gegenwärtigen Bearbeitung allerdings zweckmässiger und bequemer, und Fleifs und Genauigkeit des ungenannten Herausgebers sind unverkennbar. Aber der Idee selbst können wir noch immer keinen Beyfall abgewinnen, und wir sehen nicht recht ein, wie diese Schrift ein eigentliches „Erleichterungsmittel des dogmatischen Studiums“ genannt werden könne. Für den Fleissigen kann das Nachschlagen im A. u. N. T. weder Zeitverlust noch Überdruß werden, wie der Vf. in der Vorrede glaubt; der Unfleissige und Unwissende aber wird am dogmatischen Studium kein Interesse dadurch gewinnen, daß ihm eine ganze Phalanx von Beweisstellen im Original und in der Version vorge stellt wird. Hören sie, mag man hier sagen, Mose und die Propheten nicht: so werden sie auch nicht glauben einer noch so grossen Wolke von biblischen Zeugnissen. So lange solche Noth- und Hülf-Büchlein noch Bedürfnifs sind: so lange läßt sich weder für das dogmatische noch exegetische Studium etwas Erfreuliches hoffen. Aber unsere allzeit fertigen Schriftsteller sind immer bereit, der Trägheit allen möglichen Vorschub zu thun, und zu den niedrigsten Bedürfnissen des Publicums zu condescendiren, statt daß sie dasselbe hinaufzuziehen versuchen sollten!

n.

K U R Z E A N Z E I G E N.

THEOLOGIE. Rostock u. Leipzig, b. Stiller: *Über das Bedürfnifs eines neuen Systems der christlichen Theologie und die rechte Art dasselbe zu errichten.* Vorzüglich gegen Hn. D. Ammon. Von D. Samuel Gottlieb Lange. 1804. 82 S. 8. (6 Gr.). Der erste, blofs polemische, Theil dieser kleinen Schrift (S. 1—58) enthält zuerst die Gründe, welche den Vf. bestimmt haben, den Hn. D. Ammon namentlich zu seinem Gegner zu machen,

nämlich „1) dieser Gelehrte hat schon eine geraume Zeit hindurch die Theologie im engern Sinne zum Gegenstand seiner Forschungen gemacht, und sich einen bedeutenden Namen und Einfluß auf den Gang des Studiums der Theologie erworben, 2) er hat den ersten Theil meines Systems der christlichen Theologie in den göttlichen gelehrten Zeitungen (aber nicht so wie ich es wünschte und erwartete) angezeigt.“

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 M A Y 1 8 1 0 .

J U R I S P R U D E N Z .

ERLANGEN, b. Palm: *Ausführliche Erläuterung der Pandecten nach Hellfeld*, ein Commentar von D. Christian Friedrich Glück, Hofr. u. öff. ord. Lehrer der Rechte auf der Friedrich-Alexanders-Universität in Erlangen. VII Theils 2 Abtheilung. 1806. S. 287 bis 572. VIII Theils 1 u. 2 Abtheil. 1807. 556 S. IX Theils 1 u. 2 Abtheil. 1808. 498 S. X Theils 1 u. 2 Abtheil. 1808. 466 S. 8. (5 Thlr. 6 Gr.)

Es würde zwecklos seyn, ein Werk weitläufig zu beschreiben, dessen Inhalt und Form längst bekannt, und dessen Werth schon so oft gewürdigt worden ist. Wir beschränken uns daher bey der Anzeige der oben angeführten Theile bloß auf dasjenige, was uns entweder ganz vorzüglich angezogen hat, oder wobey wir einige berichtigende Anmerkungen beifügen können.

Im siebenten Theile, welcher den Schluss des Tit. 2 de *inofficioso testamento* und dann den tit. 3 de *hereditatis petitione* begreift, bemerkt der Vf. unter anderen, daß ein Testament, als pflichtwidrig, auch von Geschwistern angefochten werden könne, wenn ihnen eine *persona turpis* vorgezogen worden ist. Die Rechtmäßigkeit der Enterbungsursache bleibe aber in dem Falle, bey Ermangelung detsfallsiger gesetzlicher Bestimmungen, dem Urtheil des Richters überlassen, und die Querel falle ganz weg, wenn den enterbten Geschwistern der Pflichttheil unter irgend einem Titel, auf den Todesfall oder unter den Lebendigen, hinterlassen worden sey. Wenn man nun auch dem Vf. diese Behauptung im Allgemeinen nicht streitig macht: so ist doch auch so viel gewiß, daß dies *arbitrium judicis* kein *arbitrium vagum* seyn könne, sondern durch rechtliche Grundsätze geleitet seyn müsse. Ob der Vf. diese Rechtsregeln künftig noch angeben wird (Lib. XXVIII. Tit. II. §. 1425 des *hellfeldischen* Lehrbuchs), steht zu erwarten. Rec. ist übrigens überzeugt, daß sich der Vf. S. 347 aus überwiegenden Gründen für das Inofficiositätssystem erklärt hat. Den neueren, hieher gehörigen, vom Vf. nicht genannten Vertheidiger dieses Systems, Hn. Schoeman, allegirte der Vf., welcher das *schoemanische* Handbuch des Civilrechts nicht eher erhielt, erst §. 553, S. 396. — Bey der Frage §. 554: Wem steht die *querela inofficiosa* zu? trägt der Vf. die Controvers vor: ob die Adoptivkinder der Frauenspersonen, wenn die Adoption vom Landesherren bestätigt ist, wegen des Testaments der Adoptivmutter die Inofficiositätsklage anstellen können; und äußert, ob er diese Frage gleich nicht bejaht, daß in l. 5. *Cod. de adopt.* immer ein sehr starkes Argument für die bejahende Meinung liege (S. 375). Wenn nun aber der Vf. in der 1 Abth. des 7 Th. §. 543. S. 11. not. 44 mit dünnen Worten sagt, es sey aus l. 5. *Cod. de adopt.* nicht zu erkennen, daß der Adoptivsohn eines Weibes die *querela inofficiosa* gegen das Testament desselben habe: so muß man wohl dagegen die Frage aufwerfen, mit welcher Behauptung es eigentlich dem Vf. Ernst sey. Rec. fand darüber keinen befriedigenden Aufschluß. Das Ja oder Nein konnte doch hier nicht in *suspensio* bleiben, und wenn sich der Vf. zum letzteren bestimmt fand: so mußte er mit hinreichenden Gründen darthun, daß das Argument aus l. 5. *Cod.* unzutreffend sey. §. 555 handelt der Vf. die zwey Fragen ab: 1) Unter welchen Bedingungen hat die *querela inoff. test.* Statt? und 2) wem liegt der Beweis bey derselben ob? — Bey Beantwortung der zweyten Frage behauptet er unter anderen mit Recht wider seine Gegner, daß, wenn die *querela inoff. test.* von Geschwistern angestellt wird, der Kläger den Beweis davon führen müsse, daß er die Zurücksetzung nicht verdient habe, und daß der eingesetzte Erbe eine *turpis persona* sey. Der Vf. bemerkt bey dieser Gelegenheit, daß sich der Kläger durch die Vermuthung für das Pflichtmäßige — *quilibet praesumitur bonus est.* — von dem Beweise des Satzes: Er habe die Zurücksetzung nicht verdient — nicht befreien könne; aber warum? dies ist nicht genügend dargethan. Zwar beruft sich der Vf. auf *Webers* Abh. über die Verbindlichkeit zur Beweisf. im Civilproceß S. 134 am E.; allein Rec. hat hier die Befriedigung bey weitem nicht gefunden, die ihm der vom Vf. gar nicht angeführte *Weindler* in seiner Abh. über Vermuthungen vorzüglich mit Hinsicht auf bürgerliche Rechtslehre gewährte. *Weindler* zeigt unter anderen, daß die — stets auf Wahrscheinlichkeit ruhende — Vermuthung nur dann zur Gewissheit werde, wenn gewisse Thatfachen entweder sind oder nicht sind. Führt nun Jemand eine Vermuthung der ersteren Art für sich an, welches vom Kläger im vorgedachten Falle geschieht, wenn er den Rechtsatz: *quilibet praesumitur bonus est.* für sich anzieht: so kann ihn die Vermuthung von der Beweislast nicht befreien, weil er durch Anführung der Vermuthung das *factum* (sein Betragen) noch nicht erwiesen hat, mittelst dessen jener als Vermuthung aufgestellte Satz zur Gewissheit wird, auf welche der Richter doch nur allein sprechen kann. Ganz

dd

anders ist es mit den Vermuthungen der letzteren Art; diese befreyen den Vermuthungshaber allerdings von der Beweislast, weil das Daseyn des *facti*, wodurch die Vermuthung aufgehoben würde, nicht vorgeführtem Beweise als gewiß angenommen werden kann, dieser aber nach der Rechtsregel: *affirmanti incumbit probatio* — dem Vermuthungshaber keineswegs auferlegt werden kann, so wie er ihm im Gegentheil bey Vermuthungen der ersteren Art, nach jener Rechtsregel, der Vermuthung ungeachtet, auferlegt werden muß. — Der Zweck der *querel. inoff. test.* geht auf Rescission des Testaments und auf Abtretung der Erbschaft. Dafs man aber nicht immer die ganze Erbschaft einklagen könne, und unter welchen Bedingungen dies der Fall sey, zeigt der Vf. S. 422 — 442 vollständig. Merkwürdig ist die Verordnung l. 25, §. 1. *D. h. t.*, nach welcher der Kläger, der zwar kein Klagrecht hatte, aber doch zugelassen worden ist, wenn er einmal ein rechtskräftiges Erkenntnis für sich hat, keineswegs vergeblich geklagt hat (*cum effectu querelam instituisse*). Doch giebt der Vf. keine Gründe an, um den Geist der Einheit des Systems in dieser Verordnung nachzuweisen. Der scheinbare Widerspruch, auf den man sich durch eine theilweise Rescission des *testamenti inofficiosi* gegen die Regel: *nemo pro parte testatus, pro parte intestatus decedere potest*, getrieben sieht, wird durch eine Einschränkung der Regel selbst gehoben, und diese genauer also gefasst: *nullus paganus ab initio pro parte testatus, pro parte intestatus decedere potest; sed tamen ex post facto, auctoritate sententiae iudicis*. Wozu aber ist hier eine Einschränkung jener Rechtsregel nothwendig? — Der Fall, der gegen sie aufrecht erhalten werden soll, ist unter ihr offenbar nicht enthalten. Die Fehler der Urtheilskraft, als Mängel der Rechtsätze selbst, deren Anwendung es gilt, zu behandeln und zu rügen, bleibt im Kleinen, wie im Großen, eine unzulässige Maxime, die jedesmal die Ansicht der Rechtsätze selbst alterirt, und ihnen Mängel aufbürdet, die sie nicht haben. —

Im Anfange des Commentars über 3 Tit. des V. B. der ff. (*de hereditatis petitione*) §. 562 giebt der Vf. den Begriff und die verschiedenen Arten der Erbschaftsklage an, und setzt die *hereditatis petitio simplex* der *qualificata*, die nicht, wie jene, bloß auf die Anerkennung des dem Kläger zuständigen Erbrechts, sondern auch auf Aufhebung eines dem Kläger entgegenstehenden Testaments geht, entgegen. Die bekannte Hauptbedingung, dafs derjenige, dessen Nachlass in Anspruch genommen werden soll, todt seyn müsse, wird auch hier, nach Anleitung der Rechtsregel: *hereditas viventis non datur*, angeführt, und vom Vf. bey dieser Gelegenheit der Succession in das Vermögen eines Verschollenen gedacht (S. 494-498). Die über diesen Gegenstand so sehr verschiedenen Meinungen der Rechtsgelehrten sind hier mehr angeführt, als untersucht, welches man bey einer Materie, in welcher Gesetze, Theorie und Praxis ihren eigenen Weg auf eine von einander so abweichende und widersprechende Weise gehen, keinesweges er-

warten konnte. In wiefern Muthmassungen in einigen Fällen den Tod eines Verschollenen (nach S. 495) ausser Zweifel setzen können, hat der Vf. nicht gezeigt. Der Richter kann nur auf juristische Gewissheit einer Thatfache sprechen; Vermuthung aber ist noch keine juristische Gewissheit, sondern sie wird erst unter bestimmten Bedingungen. Wie sind oder werden nun diese Bedingungen dem Rechte nach purificirt? Merkwürdig ist §. 563 der Fall, dafs weder der Vormund noch der Vater eines Wahnsinnigen, der kein *suus heres* ist, wenn diesem eine Erbschaft nach dem Gesetze oder aus einem Testamente zufällt, die Erbschaft antreten können, im Falle der blödsinnige Haussohn die Jahre der Kindheit schon zurückgelegt hat; nur die interimistische *bonorum possessio* können sie für ihn suchen. Die Erbschaft wird dadurch dem Wahnsinnigen nicht erworben, sie fällt vielmehr, wenn er im Wahnsinne stirbt, an die, welche sie bekommen hätten, wenn der Blödsinnige nicht da gewesen wäre, es sey der Substitut, Miterbe oder Intestat-Erbe des Erblassers, welcher zur Zeit des Todes des Wahnsinnigen der nächste ist, oder derauf den Wahnsinnigen, wenn ihm die Erbschaft *ab intestato* zugefallen war, jetzt folgende Intestaterbe derselben. Es entsteht nun die Frage, ob der Vormund des Wahnsinnigen in diesem Falle die Erbschaftsklage anstellen könne, wenn ein Dritter sich der Erbschaft angemacht hat? — Rec. hat, wie der Vf., diese Frage noch nirgends aufgeworfen und beantwortet gefunden; er findet aber kein Bedenken, der bejahenden Beantwortung derselben, die der Vf. S. 501 und 502 giebt, aus den angeführten Gründen beyzutreten.

Im achten Theile wird die Natur der particularen Erbschaftsklage angegeben, und damit die Entwicklung der dabey eintretenden Fälle verbunden. Unter diesen befindet sich auch der, da der Theil der Erbschaft, den der Kläger fodert, noch ungewiß ist, weil er mit solchen Miterben concurrirt, die noch nicht geboren sind. Bey dieser Eigenheit der H. P. fragt sich, welchen Theil der Erbschaft der Richter provisorisch zuerkennen dürfe. — Unter Vf. behauptet hier, a) dafs der Richter drey Theile zurück legen müsse, wenn der Erblasser, ausser schon gebornen Kindern, eine schwangere Wittwe hinterläßt, und beruft sich deshalb auf l. 3. *D. h. t.*; b) dafs der Richter es nach Willkühr zu bestimmen habe, was einstweilen für die noch ungeborenen Miterben des Klägers zurückgelegt werden müsse, wenn der Erblasser deren Vater nicht war, und dafs die l. 3. *D. h. t.* hier ihre Anwendung nicht finde. Der Vf. hat bey diesen Behauptungen (wovon die erstere unter a) nicht ganz richtig ausgedrückt ist,) zwar mehrere angesehene Rechtsgelehrte für sich; allein Rec. sieht, (wenn er auch l. 3. *D. h. t.* nicht, mit Hofacker, in der Form eines Temperaments im zweyten Fall (unter b) gebraucht wissen will,) doch in der That nicht ein, was es hindern könnte, dies Gesetz, das allerdings nur vom ersten Fall redet, *ex argumeto* auf den zweyten anzuwenden. Das Gesetz

sagt nämlich: *Prudentissime juris auctores medietatem quandam secuti sunt, ut quod fieri non rarum admodum potest, intuerentur: id est, quia fieri poterat, ut tergemini nascerentur, quartam partem superstiti filia assignaverunt.* Die Ursache, die hier den Gesetzgeber bestimmte, ist denn doch wohl kein Fall, welchen er nur allein, und vorzugsweise von der schwangeren Wittve des ersten Falls anzunehmen bewegen war?! Gilt aber, *ceteris paribus*, von einer Schwangeren eben das, was von der anderen gilt: warum soll die Willkühr des Richters im obigen zweyten Fall da eine Rolle bekommen, wo man ihrer nicht bedarf?

Den Erbschaftsklagen werden die petitorischen Eigentumsklagen entgegengesetzt, zu denen die Pandekten mit dem Anfang des 6ten Buchs fortgehen. — Verschiedene Begriffe vom Eigenthum werden vom Vf. (S. 27 ff.) zwar angeführt, aber auch, ohne eine Beurtheilung, welche die Grundlosigkeit derselben aufser Zweifel setzte, S. 30 ff., wieder verlassen. Nach dem Vf. ist nicht jede Eigenheit (*proprietas*) auch Eigenthum. Eigenheit (*dominium* im weiteren Sinne) ist das ausschließende Recht auf eine Sache, vermöge dessen man befugt ist, in eigenem Namen die Zwecke derselben zu bestimmen, so daß die Sache nur Mittel für unsere Zwecke wird. Ist der Gegenstand der Eigenheit (*jus in re*) eine körperliche Sache: so entsteht der Begriff vom Eigenthum (*dominium, proprietas* in der engeren Bedeutung) — es ist die unbedingte Befugniss, alle anderen Menschen von der Substanz der Sache auszuschließen, und darüber zu selbstnützigen Zwecken nach Willkühr zu schalten (S. 30. 31. 37 u. 38). Die im Eigenthum enthaltenen Rechte sind *ususfructus* und *proprietas* (S. 31 und 40 ff.). Ist der Gegenstand des *jus in re* eine unkörperliche Sache: so ist es entweder Eigenheit des Rechts der vollkommensten Fruchtbenutzung, *dominium ususfructus*; oder Eigenheit an der Verlassenschaft eines Verstorbenen, *dominium hereditatis*; oder Eigenheit an gewissen bestimmten Vortheilen körperlicher Sachen, *dominium servitutis*; oder Eigenheit an dem Besitz der fremden Sache zur Sicherheit einer Forderung, so daß dem Eigenthum selbst ein Ende gemacht werden kann, *dominium possessionis* (S. 32 und 33). — Rec. ist von der Richtigkeit dieser Erklärungen und der dadurch bestimmten Ansichten der Gesetze keineswegs überzeugt worden. Offenbar will d. Vf. den Begriff des Eigenthums an körperlichen Sachen dem Begriffe des Eigenthums an unkörperlichen Sachen, unter dem Gattungsbegriffe der Eigenheit (*dominium* im weitem Sinne), gegenüber setzen. Bey Aufstellung des Gattungsbegriffs liefs er daher den Begriff der Sache unbestimmt. Nimmt man nun aber den vom Vf. angegebenen weiteren Begriff vom *dominium*, und bestimmt denselben durch das Merkmal „körperliche Sache“: so bestünde das Eigenthum im engeren Sinne in dem ausschließenden Recht auf eine körperliche Sache, vermöge dessen man befugt ist, in eigenem Namen die Zwecke derselben zu bestimmen, so daß die Sache nur Mittel für unsere Zwecke wird; keinesweges aber,

wie der Vf. (S. 31) sagt, im ausschließenden Rechte an der Substanz einer Sache. Diefs Merkmal ist nicht, wie der Vf. durch ein gebrauchtes „also“ uns bereden will, schon im Gattungsbegriff enthalten, oder durch die von ihm beabsichtigte Bestimmung desselben gegeben, sondern erst willkührlich hinein gelegt. Vermeidet man diefs: so hat man einen Begriff vom Eigenthum im engeren Sinne, der wohl kaum mehr, als das Benutzungs- und Gebrauchs-Rechterklärt. Davon indeffen (so wie von der wortreichen Darstellung) abgesehen, und angenommen, daß das Eigenthum es im eigentlichen Sinne mit der Substanz eines Körpers zu thun habe: so ist doch nicht einzusehen, warum der Vf. die hierin liegenden Fingerzeige, seinen Gegenstand, wenn auch unter anderen Verhältnissen — als Eigenthum unkörperlicher Sachen — wiederzufinden, unbenutzt und sich durch eine Zerspaltung der Begriffe aus dem Vortheile treiben liefs. Der Sprachgebrauch, selbst der Gesetze, findet es ja eben nicht anstössiger zu sagen: *mein Recht*, als: *mein Haus* u. s. w., und es ist ja auch vollkommen gewifs, daß *mein Recht* der gänzlichen Vernichtung durch meinen Willen eben so gut unterworfen ist, als *mein Haus* u. s. w. Erklärt man übrigens das Eigenthum, auch nur der körperlichen Sachen, für das Recht, über die Substanz derselben nach Willkühr zu verfügen: so thut man ja doch immer nicht mehr und nicht weniger, als daß man sagt, was der Eigenthümer kann; das Verhältniß des Eigenthümers zur Sache aber, kraft dessen ihm die willkührliche Verfügung über die Substanz derselben möglich ist, bleibt dabey unberührt, und gerade in jenem Verhältniß muß sich der Begriff des Eigenthums finden. Aus dem positiven Recht kann derselbe nicht hergeholt werden, denn er liegt der positiven Gesetzgebung selbst zum Grunde, und diese bestimmt nur die Bedingungen, unter deren Voraussetzung das Eigenthum anerkannt werden soll. —

Nicht glücklicher, als mit dem Begriff des Eigenthums, scheint dem Rec. der Vf. in Ansehung der Bedingungen zum Erwerb des Eigenthums gewesen zu seyn. Die gemeine Meinung, nach welcher zum Erwerb des Eigenthums ein Titel, welcher die Möglichkeit — und ein *modus acquirendi*, welcher die Wirklichkeit des Erwerbs enthält, gehörig sind, verläßt der Vf., und äussert sich über die Gründe dazu folgendergestalt: Nur bey den wenigsten Erwerbsarten des Eigenthums lasse sich der *titulus* und *modus adq.* unterscheiden, und nur bey der *traditio* und *usucapio* sprächen die Gesetze von einer *iusta causa, propter quam traditio sequeretur*, von einem *titulus* und *modus adq.*, indem beide ausschließlich auf vertragsmäßige Verhältnisse zwischen dem bisherigen Besitzer und dem neuen Erwerber berechnet seyn. Bey anderen Erwerbshandlungen, wo kein vertragsmäßiges Verhältniß vorhanden ist, falle jene Unterscheidung weg. Hier gebe es keinen vom *modus* unterschiedenen *titulus adq.*, weil jener zugleich die Stelle des letzteren verträte. Ein *titulus occupationis, specificationis* u. s. w. im Gegensatz eines aufser dem noch

erforderlichen *mod. adq.* sey im römischen Rechte etwas völlig Unerhörtes (S. 83 ff.), und bey der *accessio* könne von einem *titulus* gar keine Frage seyn (S. 88). Nach dieser Ansicht beantwortet nun der Vf. S. 86 ff. die Frage: Was gehört zur vollkommenen Erwerbung des Eigenthums? — Rec. ist aber keinesweges von dem wissenschaftlichen Werthe dieser Ansicht überzeugt. Denn angenommen, daß des Vfs. Behauptung: Nur bey der *traditio* und *usucapio* sprechen die Gesetze von einem *titulus* und *modus adq.* — richtig sey: so würde doch aus dem Stillschweigen der Gesetze vom *tit.* und *mod. adq.* in anderen Fällen noch gar nicht geschlossen werden können, daß deswegen die gemeine Meinung in Bezug auf diese Fälle falsch sey. Giebt es denn nicht Begriffe und Ansichten genug, die den Gesetzen zum Grunde liegen, ohne *explicite* durch sie ausgesprochen zu seyn? — Des Stillschweigens der Gesetze ungeachtet enthalten die Begriffe von der Möglichkeit (*titulus*) und Wirklichkeit des Eigenthums (*modus adq. dom.*) eben so wenig einen Widerspruch, als man sie für unwahr erkennen kann. Das Gefühl sagt es uns schon, daß sie sich im Recht selbst durchdringen. So wenig das positive Recht, wie der Vf. annimmt, vom *modus* zugleich die Stelle des *titulus adq. dom.* vertreten lassen kann: eben so wenig ist es wahr, daß von diesem, in den vom Vf. angeführten Fällen, die Frage gar nicht seyn könne, und daß der *titulus* selbst für etwas Unerhörtes in jenen Fällen *in jure* erkannt werden müsse. *Titulus* und *modus adq. dom.* sind aber auch — ihrer Idee nach — nichts weiter, als die beiden Grenzpunkte, innerhalb deren das Eigenthum besteht, und der Übergang von dem einen zum anderen ist im Eigenthum jedesmal stetig. Nur ein Mißverständniß der Juristen kann es seyn, wenn sie im Leben jene Begriffe wie Maßstäbe brauchen, und danach aus jedem Falle das wegmessen wollen, was zum Titel und was zum *modus adquirendi* gehören soll. Der Vf. und seine Gegner sind in diesem Punkte völlig in gleichem Irrthume. Der Streit kann da, nach der Natur der Sache selbst, kein Ende gewinnen; der Knoten muß zerhauen werden. Dies haben die positiven Gesetze gethan, welche, ohne jene Grenzpunkte ausdrücklich oder stillschweigend niederzureißen, die Bedingungen angegeben haben, unter deren Voraussetzung das Erwachsenseyn und Bestehen des Eigenthums, innerhalb jener Grenzpunkte, anerkannt werden soll. Dabey hat sich denn auch die Gesetzgebung auf die Liebhaberey der Juristen, da nach Ellen zu messen, wo es gar nichts zu messen giebt, wie billig, nicht eingelassen, und Rec. sieht nicht ein, womit der Vf. und seine Gewährsmänner das Gegentheil darthun, und den Beweis davon führen könnten, daß in l. 31 *pr. D. de A. R. D.* und in l. 24 *C. h. t.* durch *iusta causa praecedens* — der Titel und durch *traditio* — der *modus adq. dom.* nach ihrer An-

sicht der Dinge bezeichnet seyen. Von §. 583 an handelt der Vf. von der *rei vindicatio*. Der Grund derselben besteht (§. 585) in der Zuständigkeit des Eigenthums, welche der Vindicant beweisen muß. Dieser Beweis ist gewöhnlich sehr schwer, bisweilen leichter zu führen. Die hier als Ausnahmen zu betrachtenden Fälle trägt der Vf. S. 158 ff. vor. Unter diesen Fällen befindet sich auch der, wenn Pupillen und Minderjährige *vindications utili* diejenigen Sachen abfordern, welche ihr Vormund auf eigenen Namen mit ihrem Gelde erkaufte hat. Denn hier ist lediglich zu beweisen, daß die Sache *qu.* von des Mündels Geld erkaufte wurde. In Ansehung der Bedeutung der jener Vindication zum Grunde liegenden l. 2. *D. quanto ex facto tut.* tritt Rec. dem Vf. ohne Bedenken wider dessen Gegner bey, nur aber nicht in Ansehung der S. 163 befindlichen Aeußerung: „Der Grund dieses besonderen Rechts der Pupillen beruht darin, daß man nach rechtlicher Vermuthung immer annehmen muß, der Vormund handle für seinen Mündel, weil er von Amtswegen verbunden ist, die Gelder des Pupillen zum Ankauf nützlicher Grundstücke zu verwenden.“ Diese Ansicht widerspricht ja geradezu der Voraussetzung zur *Vindicatio* im gegenwärtigen Falle, daß nämlich der Vormund auf eigenen Namen gekauft hat. — Bey der weiteren Erörterung der Fälle, wo der Beweis des der Vind. zum Grunde liegenden Eigenthums leichter ist, beantwortet der Vf. auch die wichtige und sehr bestrittene Frage: Wieserne hat die Ehefrau das Recht, die von ihrem Gelde durch den Ehemann erkauften Sachen, als ihr Eigenthum, in Anspruch zu nehmen? (S. 167) und S. 170 ff. werden die Interpretationen der widerstreitenden Gesetze l. 12. *C. de iure dot. u. l. 54. D. eod.* dargestellt und geprüft. — Hätte der Vf. die Fälle S. 159 ff. als nähere Bestimmungen der Regel, daß nur der Eigenthümer die *rei vindicatio* habe, im §. 584 vorgetragen: so wären sie an ihrer Stelle gewesen; hieher aber gehören sie nicht. Das *hellfeldische* Lehrbuch und der zufällige Umstand, daß der Beweis des Eigenthums in jenen Fällen leichter ist als sonst, hätten den Vf. zur Abhandlung derselben unter der Rubrik vom Beweis nicht bestimmen sollen. — Die in die Lehre von der *actio Publiciana* einschlagenden Streitfragen und dunkeln Gesetze hat der Vf. mit vielem Fleiß erwogen. Über die beiden einander widerstreitenden Gesetze — l. 7. §. 2. *D. h. t. u. l. 2. §. 16. D. pro emptore* — hat er sich jedoch S. 349 ff. nicht erklärt. Er begnügt sich bloß damit, die Meinungen anderer Gelehrten anzugeben; eine Maxime, die durchaus nicht gebilliget werden kann. Der Rechtsgelehrte muß, sogar auf die Gefahr eines Irrthums, wenigstens mit sich selbst und für jetzt, wo er entscheidet, über den Rechtsatz einig seyn, den er anwenden will.

(Die Fortsetzung folgt.)

F O R T S E T Z U N G E N.

Leipzig, b. Fleischer d. Jüng.: *Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller.* Ausgearbeitet von

Joh. Georg Meusel. 9ter Bd. 1809. 404 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.) S. Recent. der 4 ersten Bände 1804 No. 234.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 M A Y, 1810.

JURISPRUDENZ.

ERLANGEN, b. Palm: *Ausführliche Erläuterung der Pandecten nach Hellfeld*, ein Commentar von D. Christian Friedrich Glück u. s. w. VII — X Th.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Bey denjenigen Gütern, die man *agros vectigales* oder *emphyteuticarios* nennt, findet nicht nur die *actio Publiciana*, sondern noch eine besondere *actio in rem adversus quemvis possessorem* Statt (*vectigalis actio — actio, quas de fundo vectigali propofita est*). Die genauere Bestimmung der Rechte jener Güter war notwendig, und sie ist im 3ten Titel des 6ten Buchs der Pand. *si ager vectigalis i. e. emphyteuticarius petatur* gegeben worden. Vom Proprietätsrecht des Emphyteuta handelt der Vf. §. 603. Diejenigen Accessionen des emphyteutischen Gutes, welche keine Früchte sind, und unter jenen auch den Schatz, spricht er mit mehreren Rechtsgelehrten dem Emphyteuta zu, und findet den Grund dazu im *Nutzungsseigenthum*, das dem Emphyteuta zugestanden wird: allein — wie dieß von ihm behauptete Recht des Emphyteuta im Nutzungsrecht desselben enthalten, oder durch dasselbe begründet sey, dieß hat er nicht gezeigt, und so lange er dieß nicht leistet, kann er auch auf keine Überzeugung rechnen. Ein Versuch, jener Erinnerung abzuweichen, dürfte schon die Behauptung rechtfertigen, daß auch unser Vf. den Begriff vom Nutzungs- und Ober-Eigenthum noch nicht bestimmt gegeben, und das Verhältniß zwischen beiden noch nicht klar und auf eine durchgreifende Weise aufgefaßt hat. — §§. 611 — 614 erörtern den Begriff und die Größe des *Laudemii*, ingleichen die Fragen: Wer muß das Handlohn geben? Wiefern ist der Erbe davon frey? In welchen Fällen muß es gezahlt werden? — Die Meinung mehrerer Rechtsgelehrten, daß der Erbzinsherr bloß in dem Falle das *Laudemium* fordern könne, wenn die Emphyteusis verkauft werde, widerlegt der Vf. S. 477 f. durch Interpretation der Worte *pretium* und *aestimatio* in l. 3. C. *de jure emphyt.*, und behauptet, daß der Gesetzgeber durch die Beziehung auf die *aestimatio* seine Verordnung von der Statthaltigkeit der Lehnwaare über alle Veräußerungen des Erbzinsgutes, außer dem Verkauf, erstreckt habe, so wie dieß in Rücksicht des Verkaufs durch die Beziehung auf das *pretium* geschehen sey. Allein das, was der Vf. hier gegeben hat, büßt man wiederum ein, wenn man sich an den sonst bekannten, und vom Vf. S. 485 u. 486 vorgetragenen Rechtsatz erinnert, daß

J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

der Erbzinsherr sich zur Ausmittelung des wahren Werths des Erbzinsgutes der Schätzung selbst bey dem Verkaufe bedienen könne. Sollte daher dessenungeachtet die obige Behauptung des Vfs. bestehen: so müßte zur genaueren Bestimmung derselben noch dieß bemerkt werden, daß die Schätzung bey dem Verkauf zu den ungewöhnlichen und außerordentlichen Fällen gehöre, die l. 3. Cod. *de jure emphyt.* aber nur von dem spreche, was gewöhnlich geschieht. Eine Einschränkung, die ihren guten Grund in den Gesetzen selbst hat, wie man mit dürren Worten in l. 3. D. *de LL.* l. 6. *ead.*, l. 4 u. 5 *ead.*, l. 3. D. *si pars hered. pet.* finden kann. — Die S. 491 aufgeworfene Streitfrage, ob, wenn bey der Erbtheilung Einem von mehreren Miterben die ganze Emphyteusis zufällt, wegen der von den übrigen Miterben auf jenen Einen übertragenen Theile das *Laudemium* gegeben werden müsse, verneinet der Vf. S. 495 f. Allein die angeführten Gründe haben den Rec. nicht überzeugt. Denn das eine Argument (Erben bezahlen nach röm. R. kein *Laudemium*) ist nicht treffend, weil der Eine Miterbe wohl seinen Theil, aber nur nicht die Theile seiner Miterben *als Erbe* erhält; das andere Argument aber (eine Partialbelohnung bey einem Gute, welches nach dem röm. R. nicht in mehrere Theile zerstückelt werden soll — l. 7. *pr. D. Com. div.* — sey ein Widerspruch) ist augenscheinlich unpassend; denn von einer Zerstückelung, wie sie dieß Gesetz verbietet, ist im vorausgesetzten Fall nicht die Rede.

Im neunten Theile ist der Vf., bey Erörterung der Lehre von Dienstbarkeiten überhaupt, von der gewöhnlichen Vorstellungsart nicht abgewichen. Er erklärt (S. 3 ff.) eine Servitut für eine die Freyheit des Eigenthums beschränkende moralische Eigenschaft einer Sache, vermöge welcher der Eigenthümer derselben zum Vortheile eines Anderen in gesetzmäßiger Art etwas zu leiden oder zu unterlassen verpflichtet ist. Diese Erklärung ist aber 1) mit entbehrlichen Bestimmungen überladen. Denn wenn die Servitut eine moralische Eigenschaft einer Sache ist, vermöge welcher der Eigenthümer derselben zum Vortheile eines Anderen etwas leiden oder unterlassen muß: so sieht man schon hieraus, daß die Servitut eine die Freyheit des Eigenthums einschränkende moralische Eigenschaft einer Sache sey, und jene Bestimmung ist daher ganz überflüssig. Ferner, wenn vermöge der Servitut der Eigenthümer der Sache etwas zu leiden oder zu unterlassen verpflichtet ist: so ist er es auch gewiss nur in *gesetzmäßiger Art*, und es ist daher

E e

auch diese Bestimmung völlig entbehrlich. Ob es nicht mit dem Zusatz: zum *Vorthail*, gleiche Bewandniss habe, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. — 2) Ist die vom Vf. gegebene Erklärung zu enge. Denn nicht blofs der Eigenthümer der dienenden Sache ist, wie der Vf. selbst (S. 5) behauptet, verbunden, sich die Ausübung der Servitut gefallen zu lassen, sondern jeder Besitzer der Sache hat diese Schuldigkeit auf sich, wenn er auch der Eigenthümer der Sache nicht ist. — 3) Ist die gegebene Erklärung auch dunkel; nicht blofs durch die Äußerung, daß der Eigenthümer der Sache *Etwas* leiden oder unterlassen müsse: denn in den weiteren Erörterungen des Vfs. findet man wohl, was mit jenem Etwas gesagt seyn soll; sondern vorzüglich durch die Behauptung, daß die Servitut eine *moralische Eigenschaft einer Sache* sey u. s. w. Über diese Bestimmung hat der Vf. nirgends eine befriedigende Auskunft gegeben! So viel ist indessen gewiss, daß er aus jener moralischen Eigenschaft der Sache (die er S. 5 eine der dienenden Sache inhärende Qualität nennt) die Verbindlichkeit des jedesmaligen Besitzers der Sache auf der einen, und das Recht dessen, dem die Dienstbarkeit zuständig ist, auf der anderen Seite begreiflich machen will. Vermöge dieser moralischen Eigenschaft hat (S. 3) der Eigenthümer der Sache die Schuldigkeit auf sich, zum Vorthail eines Anderen etwas zu leiden oder zu unterlassen; — und S. 5 wird hinzugesetzt: „Eine Servitut ist also ein dingliches Recht, welches dem Berechtigten vermöge einer der dienenden Sache inhärenden Qualität zufließt. Sie kann daher nach der Regel: *res cum sua causa transfertur*, gegen jeden Besitzer der Sache geltend gemacht werden.“ Will man nun, dieser Äußerung des Vfs. gemäß, jene moralische Eigenschaft der Sache, auf welcher die Servitut beruht, genauer bestimmen: so bleibt nichts übrig, als anzunehmen, daß dieselbe, in Bezug auf den Eigenthümer der Sache, in einem Recht derselben gegen den Eigenthümer, in Bezug auf denjenigen aber, welcher durch die Servitut berechtigt ist, in einer Verbindlichkeit der Sache selbst bestehe; denn nur daraus würde es begreiflich seyn, wie jeder Besitzer der Sache, als solcher, die Schuldigkeit auf sich habe, sich der der Servitut widerstreitenden Verfügung über die Sache zu enthalten, und wie der durch die Servitut Berechtigte seine Befugniss gegen jeden Inhaber der Sache durchzusetzen im Stande sey. Daß sich unser Vf. dieser freylich wohl nicht zum klaren Bewußtseyn erheben, geschweige mit Worten ausgesprochenen Ansicht der Sache in der That überlassen habe, würde Rec. leicht noch mit mehreren, als den bereits angezogenen Stellen zu beweisen im Stande seyn. Dabey hat der Vf. allerdings die bisherige Theorie und die Gesetzgebung selbst, wenigstens dem Buchstaben nach, für sich. Allein, wenn man die Frage, ob eine Sache in einem Verhältniss des Rechts und der Pflicht gedacht und gleichsam personificirt werden könne, auch nur an ein unbefangenes Gefühl ergeben läßt, und schon von diesem die Antwort erhält, daß dies, ohne sich selbst mißzuverstehen, nicht

möglich sey: so muß man sich billig wundern, wie sich jene Ansicht noch so lange erhalten konnte. Man wird nicht behaupten wollen, daß dieselbe nie in die Sache eingegangen, sondern lediglich als eine Manier zur Verflinnlichung in der Darstellung gebraucht worden sey: denn man leitete ja aus ihr Rechte und Pflichten ab; und würde es denn mit jener Wendung der Sache nicht um die ganze Sippschaft der dinglichen Rechte geschehen seyn, die man doch wohl auf keiner Manier in der Darstellung ableiten kann?! — Auch Dienstbarkeiten bedeuten nur ein rechtliches Verhältniss zwischen Personen, und die Gesetzgebung läßt diese Ansicht ohne Zwang zu. Der vom Vf. S. 6 nicht richtig behandelte Satz: *Nullam servitutem in faciendo consistere posse* beweiset nicht, daß der durch die Servitut Berechtigte in einem rechtlichen Verhältniss gegen die dienende Sache stehe, sondern nur, daß der Berechtigte in Kraft der Servitut kein „*facere*“ fordern kann. Jenem (negativen) Recht: aber steht offenbar der (positive) gegenüber: *Servitutem in patiando et omittendo consistere posse*, und dies Leiden und Unterlassen hält das römische Recht für keine Function des dienstbaren Gutes. Will man sich davon geradezu durch den Augenschein überzeugen: so lese man I. 15. §. 1. D. de Servitut. Hier sagt Pomponius mit deutlichen Worten, was wir soeben behauptet haben: *Servitutum non ea natura est, ut aliquid faciat quis; sed ut aliquid patiatur, aut non faciat.* — Aus dem §. 3. §. de rebus corp. et incorp. und mehreren Gesetzesstellen sieht man wohl, daß es ohne die dienende Sache keine Servitut gebe; aber daß eine Servitut auf einem rechtlichen Verhältniss einer Person zu einer Sache oder einer Sache zu einer anderen beruhe, wird man doch aus dem positiven Recht so schnell nicht demonstrieren. Rec. gesteht den Satz, daß der Berechtigte in Kraft der ihm zuständigen Dienstbarkeit sein Recht gegen jeden Inhaber der Sache geltend machen kann, sehr gerne zu; allein dies ist weiter nichts, als eine Folge der Dienstbarkeit, und wenn nun diese in einem rechtlichen Verhältniss des durch die Dienstbarkeit Berechtigten und Verpflichteten in Bezug auf das dienstbare Gut besteht: so fragt sich eben, wie dieses Verhältniss gedacht werden müsse, damit jene Folge aus ihm abgeleitet und begreiflich gemacht werden könne. — Daß man das, was der Rec. hier fodert, weder in des Vfs. Erklärung von der Servitut, noch in dem Begriff vom dinglichen Recht (S. 5. n. 1), noch in der gesetzlichen Äußerung: *res cum sua causa transfertur* finde, wird man nicht in Abrede stellen, wenn man den Rec. nicht mißversteht; und die Behauptung, daß er den richtigen und befriedigenden Begriff von der Servitut vermisste, ist nicht etwa eine Rüge, die er nur gegen den achtungswürdigen Vf. geltend machen möchte, sondern ein Vorwurf, der die Pfleger der Wissenschaft insgesamt trifft. Die Folgen jenes Mangels lassen sich leicht übersehen; hier nur eine zum Beyspiel, die sehr nahe liegt. Der Vf. sagt (S. 10): „Es ist zu bemerken, daß das Recht der Servitut zuweilen auch eine Disposition

über die Substanz der Sache enthalten kann u. f. w." Vgl. S. 233. §. 635.) Was könnte man nun wohl lawider einwenden, wenn man unter Voraussetzung des vom Vf. (Lib. 6. Tit. 1. §. 576 ff.) gegebenen und dort vom Rec. ebenfalls bestrittenen) Begriffs vom Eigenthum demonstirte, daß in der Servitut, im angenommenen Fall, eine Art des Eigenthums — nämlich des eingeschränkten — enthalten sey? Eine Behauptung, die doch vom Vf. und von allen denjenigen, welche sich zu seinen Erklärungen vom Eigenthum und von der Servitut bekennen, mit vollem Recht, als grundlos verworfen werden würde.

In der Erörterung der Lehre von Dienstbarkeiten überhaupt, stellt unter anderen auch der Vf. S. 3, auf den Grund der Behauptung des Paulus in 8. pr. D. de Servitut. (*ut pomum decerpere liceat, et ut spatium, et ut coenare in alieno possimus, servitus imponi non potest*), die Behauptung auf, daß das Recht, welches ein Grundstück durch eine Servitut erwirbt, jederzeit ein diesem Grundstück, also nicht los diesem oder jenem Besitzer desselben, nützlich Recht seyn müsse, und daß eine Servitut, die nicht bloß zufälligen und willkürlichen Genuß dieses oder jenes Eigenthumes zum Zweck hat, nicht instituiert werden könne. Dieser Behauptung stellt der Vf. (S. 14) auf den Grund der l. 3. pr. D. de aqua quotidiana (*hoc jure utimur, ut etiam non ad irrigandum, sed pecoris causa, vel amoenitatis aqua duci possit*), der l. 3. l. 15 u. 16. D. de servitut. praed. r. b., diese gegenüber, daß eine Servitut der bloßen Annehmlichkeit wegen allerdings errichtet werden könne. Rec. muß gestehen, daß er nach diesen einander entgegengesetzten Behauptungen darüber nicht im Klaren zu kommen weiß, wo die Möglichkeit einer Servitut zur Annehmlichkeit, zum Vergnügen gehöre, die Unmöglichkeit derselben aber anfangs. Jeder Nutzen des durch eine mögliche Servitut erwirkenden Grundstücks ist doch, eigentlich verstanden, immer nur ein Nutzen für die Person (den jetzmaligen Besitzer jenes Grundstücks), der Geschmack aber in verschiedenen Personen verschieden; — nach welchem Maßstabe soll man nun aus diesem Continuum das Erlaubte und Unerlaubte aufgreifen, und von einander absondern? — Kann man die *Servitus aquae ductus* zum Vergnügen haben, warum nicht auch die Servitut eines Spazierganges? —

Mit §. 631 geht der Vf. zur Lehre von den einzelnen Arten der Servituten über. Seinem Texte gemäß werden zuerst die gesetzlich persönlichen Dienstbarkeiten abgehandelt: *ususfructus*, *usus*, *habitatio* und *operae servorum*. — §. 631 wird der Begriff vom *ususfructus* bestimmt. Der Vf. hält, mit mehreren Rechtsgelehrten, die in l. 1. D. h. t. und pr. l. h. t. findliche Erklärung (*Ususfructus est jus alienis rebus utendi fruendi, salva rerum substantia*) für nicht genügend, und glaubt, daß man denselben am richtigsten für diejenige persönliche Servitut erklären würde, vermöge deren man die körperliche Sache eines Anderen zwar auf alle mögliche, der Natur entsprechende, aber doch solche Art brauchen und be-

nutzen darf, daß sie nach geendigttem Gebrauche in Natur, sie sey übrigens durch ordnungsmäßige Abnutzung geworden, wie sie wollte, restituirt werden kann (S. 161 ff.). Rec. will zwar dem Vf. das Verdienst nicht streitig machen, den Sinn der Worte: *salva rerum substantia* — l. 1. D. h. t. und pr. l. h. t. richtiger aufgefaßt zu haben, als es von Anderen geschehen ist; allein daß jene Erklärung die richtigste sey, und daß man durch dieselbe allen Zweideutigkeiten vorbeuge, wie der Vf. glaubt, davon ist Rec. nicht überzeugt. Sie trägt nicht nur alle Mängel, die in dem Begriffe der Servitut liegen, mit diesem Merkmale in sich, sondern enthält auch noch das durch den Begriff der Servitut (S. 3. 6. n. 3) überflüssige Merkmal des Rechts an der Sache eines Anderen. Die Bestandtheile des *ususfructus* aber sind nach Thibaut's Erklärung im P. R. sichtbarer, als nach des Vfs. Definition herausgehoben. Der §. 632 spricht von der Eigenheit, dem Object und der Entstehung des *ususfructus*. Er ist ein höchst persönliches Recht im subjectiven Sinne, wie der Vf. sagt, und kann daher von der Person desjenigen, dem er zusteht, nicht getrennt werden, so wie er sich bloß auf die Lebenszeit des *Usufructuarius* beschränkt (S. 169 ff.). Der Gegenstand des wahren *ususfructus* (im Gegensatz des *quasi ususfructus*) besteht in körperlichen, und zwar nicht fungiblen Sachen, zu denen der Vf. auch die Kleider rechnet. Die ihm entgegenstehende Meinung des §. 2. l. h. t. hält der Vf. nach §. 3. l. de loc. conduct. für einen offenbaren Irrthum, weil der Miethcontract nur über nicht fungible Sachen Statt haben könne (S. 172 ff.). Wenn man aber auch dem Vf. zugestehet, daß der *ususfructus vestimentorum* ein wahrer *ususfructus* sey: so verliert doch der zuletzt dafür angeführte Grund an seinem Umfange, wenn man S. 214 in Gemäßheit der l. 15, §. 4 u. 5. D. h. t. vom Vf. den Satz als geltend aufgestellt findet, daß der *Usufructuar* die Kleider — Masken und theatralische oder Trauerkleider ausgenommen — nicht vermiethen dürfe. Denn dadurch wird ja die Behauptung (S. 175), daß der Kleidergebrauch ohne Unterschied als Gegenstand des Miethcontracts im §. 5. l. de loc. cond. anerkannt sey, wieder eingeschränkt. — S. 355 ff. erörtert der Vf. die Frage, ob der durch Consolidation des *ususfructus* und der Proprietät beym *Usufructuar* erloschene Nießbrauch wiederauflebt, wenn der *Usufructuar* die Proprietät (z. B. durch Eviction) wieder verliert. In Gemäßheit der Gesetze unterscheidet unser Vf. hier zwey Fälle. Nämlich 1) den, wenn das Testament, worin dem *Usufructuar* die Proprietät vermacht worden war, von einem ausgeschlossenen Notherben als lieblos angefochten und rescindirt worden ist. — In diesem Falle soll laut der l. 57. pr. D. de usufr. und l. 35. D. de bonis libert. der *Usufructuar* das Nutzungsrecht wieder erhalten, wenn ihm die Proprietät, mit welcher der *ususfructus* consolidirt worden war, durch die Inofficiositätsquerel oder die *bonorum possessio contra tabulas* evincirt worden ist; weil der Notherbe, rescisso testam., die Güter des Verstorbenen in dem Zustande erhält, wie sie zur Zeit des Todes des Erblass-

fers beschaffen waren, mithin *cum onere ususfructus*, und weil hier die Intestaterbfolge eintritt, mithin die Consolidation als ungeschehen angesehen werden muß. Der 2 Fall ist, wenn die Proprietät einem Dritten unter einer Bedingung vermacht worden, und der Uusufructuar, während der Pendency derselben, die Sache von dem Erben gekauft hat, nachher aber die Bedingung des Vermächtnisses existirt. In diesem Falle ist nach l. 17. D. h. t. das Nutzungsrecht durch die geschehene Consolidation dergestalt erloschen, daß nun, nach eingetretener Bedingung, das volle Eigenthum der Sache an denjenigen übergeht, welchem die Proprietät legirt worden ist. — Rec. bestreitet zwar die Meinung des Vfs. nicht; allein er kann doch nicht unbemerkt lassen, daß die Frage, welche der Vf. aufgeworfen hat, keineswegs in ihrer ganzen Allgemeinheit beantwortet worden ist. Die angeführten Gesetze entscheiden nur bestimmte Fälle, und über diese ist der Vf. nicht hinausgegangen. Es entsteht daher die Frage, was in den übrigen, unter der aufgeworfenen Frage enthaltenen, hier aber nicht entschiedenen Fällen Rechtens sey — z. B. wenn der Uusufructuar die Sache, an welcher er den Nießbrauch hat, von dem Proprietar erkauft hat, dann aber dieser Kauf für null und nichtig erklärt oder rescindirt worden ist. — Offenbar hat sich der Vf. hier selbst nicht Genüge geleistet. Gesetzt, daß es so schwierig nicht wäre, von den gesetzlich entschiedenen Fällen aus einen Faden zu ziehen, der zur allgemeinen Beantwortung der vom Vf. berührten Frage führte: so würde doch hier immer eine Lücke seyn. —

Den Commentar über den 8 Tit. des 7 B. *de usu et habitatione* eröffnet der Vf. §. 649 mit der Berichtigung des von *Hellfeld* und mehreren Rechtsgelehrten angenommenen falschen Begriffs vom *usus*, und folgt hiebey *Thibaut's* Verf. über einzelne Theile der Theorie des Rechts 1 B. 3 Abh. Nach dem, was unser Vf. S. 433 ff. anführt, stehen *fructus* und *usus* einander gegenüber; und so wie jener im Fruchtgenuss besteht, so besteht dieser im Gebrauch der Sache

ohne Fruchtgenuss. Ob nun gleich Rec. hier keine Erklärung von Begriffen findet: so glaubt er doch, daß jene Entgegensetzung richtig sey, und zu Berichtigung der irrigen und Auffassung der wahren Begriffe selber führen könne. Den *usus* nun bey solchen Sachen zu erkennen, die, wie der Vf. S. 435 ff. n. 1 bemerkt, keine Früchte tragen, kann aus sehr begreiflichen Gründen keine besonderen Schwierigkeiten haben; allein so kann es bey Sachen, die Früchte tragen, nicht seyn, und die Sache muß in dem Grade schwieriger werden, als Fruchtgenuss und Gebrauch sich einander mehr nähern, oder sich gar — nach irgend einer Ansicht — in einander verlaufen, wie z. B. in den S. 439 vom Vf. angeführten Fällen, wo der Fruchtgenuss unter n. III als Bedingung des Gebrauchs, und unter n. IV sogar als Gebrauch betrachtet wird. Den Begriff vom *usus*, welchen Rec. hier vermisst, hat der Vf. S. 444 keineswegs gegeben. Denn jener vermisste Begriff ist nicht der juristische, sondern der gemeine, welcher der Gesetzgebung selbst zum Grunde liegt, und an dem sich der Theoretiker orientiren muß. Der vom Vf. angegebene ist schon mit gesetzlichen Bestimmungen behaftet, sogar überladen, und eine sich selbst aufreibende Composition. Es ist nicht zu verkennen, daß der Vf. den Fruchtgenuss gern in einen *usus* undefiniren möchte; allein so wenig (um mit dem Vf. nach S. 388 zu reden) durch ein SCt. aus fungiblen Sachen nichtfungible zu machen sind: so wenig ist durch Gesetze aus dem Fruchtgenuss ein *usus* gemacht worden. Hatten aber vielleicht die Gesetze einen Fruchtgenuss unter Bedingungen da Statt finden lassen, wo kein *usus* ist, und jenen gleichsam an der Stelle des letzteren adoptirt, was hier nicht weiter zu untersuchen ist: so lasse man nur die Sache in ihrer natürlichen Lage, und die Zwitterbegriffe über den in Frage befangenen Gegenstand fallen dann für sich selbst hinweg.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Hannover, b. Hahn: Sammlung auslesener deutscher Gedichte, zunächst für Germaniens Söhne und Töchter, besonders zum Gebrauch in den Schulen bestimmt. Von Severi Friedrich Güber, Lehrer am wittmackischen Schul-Institute zu Ottendorf im Lande Hadeln. Erster Theil. Historische Poesie enthaltend. 1809. 218 S. 8. (9 gr.)

Der gewöhnliche Grund, womit dergleichen Sammlungen ihre Erscheinung im Publicum entschuldigen, soll auch dieser zur Entschuldigung dienen. „Ungeachtet wir bereits mehrere recht sorgfältig gearbeitete und anerkannt vortreffliche Sammlungen dieser Art besitzen: so fand ich doch keine, die ich, als ganz meinen Wünschen und Forderungen entsprechend, meinen 10 — 16 jährigen Schülern als ein nothwendiges Hilfsmittel zu ihrer Geschmacksverfeinerung, zur Sprachveredlung, und insbesondere zu Declamations- und Gedächtnis-Übungen in die Hände geben konnte. Das veranlaßte die Entstehung dieses Büchleins u. s. f.“ Das heißt doch nichts weiter, als seine Individualität dem Publicum aufdringen. Etwas Ausgezeichnetes, wodurch diese Sammlung einen wesentlichen Vorzug vor anderen erhalte, ist nicht zu bemerken gewesen, es müßte denn etwa der sparsame Druck und der wohlfeile Preis seyn. Zum Glück findet man in derselben, die ein nothwendiges Hilfsmittel zur Geschmacksverfeinerung u. Sprachveredlung für die Schüler des Vfs. seyn soll, mehr Geschmack und Kritik, als man, dem Titel, der Dedication und den Vorbemerkungen nach zu urtheilen, dem Sammler zutrauen soll-

te. „Auserselene deutsche Gedichte für Germaniens Söhne und Töchter“, „Historische Poesie“, die nachher in erhellende und schildernde Poesie getheilt wird, auf dem Titel eine Dedication an Alle, die dem Vf. wohlwollen, in der Nähe und Ferne; und ein Schlussgebet: „Möge der Gebor alles Guten diese, einem kindlich-zutraulichen Herzen erquickenden Wünsche hören; möge er sie segnen mit der Fülle seiner Vaterliebe von oben!“ verrathen zwar zum Theil den besten Willen von der Welt, und einen sehr hohen Grad von Gutmüthigkeit, lassen aber eben auf kein großes Talent eines auf Geschmacksbildung ausgehenden Anthologen schließen. Götz, Pfeffel, Hagedorn, Kleist, Lichtweh, Wack, Gleim, Gellert, Hölty, Tiedge, Mahmann, Lessing, Meissner, Zechariä, Willmann, Nicolai, Burmann, Meissner, Triller, Bürger, Gessner, Krummacher, Bronner, Salzer, Engel, Richter, Langbein, v. Herder, Kosegarten, Hoppe, Sted, Hahn, Zimmermann, Schlegel, Sichey, Denis, Harig, Claudius, v. Schiller, Gotter, Heidenreich — das sind die Namen derjenigen, die zu dieser Sammlung gesteuert haben. An Mannichfaltigkeit fehlt es ihr also von der Seite nicht. Die lateinischen Stellen, die in Langbeins Gedichte „das Alterthener des Pfarres Schmolke und des Schulmeisters Bär“ S. 104 vorkommen, hätten wohl eine bessere Übersetzung zugelassen, als die in den Anmerkungen gegebene, und das „haeret aqua“ hätte nicht übergangen werden sollen.

AN.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 5 M A Y, 1810.

J U R I S P R U D E N Z.

ERLANGEN, b. Palm: *Ausführliche Erläuterung der Pandecten nach Hellsfeld*; ein Commentar von D. Christ. Friedr. Glück u. f. w. VII — X Th.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im zehnten Theile, wo der Vf. von den persönlichen Dienstbarkeiten zu den Prädial-Servituten übergeht, und zuerst den 1ten Tit. des 8ten B. der Pand. *de servitutibus* erklärt, macht er zuvörderst die Bemerkung, dass nicht nur die Ordnung und Folge der Bücher und Titel es unwidersprechlich lehre, dass das 8te Buch der Pand. bloß von Prädial-Servituten handelt, sondern dass es auch bekannt genug sey, dass die Real-Servituten schlechthin und vorzugsweise durch den Namen *Servitutes* bezeichnet werden. Hierauf gründet er die sehr wahre und für die Interpretation entscheidende Behauptung, dass die Gesetze des gegenwärtigen Titels, seiner generellen Überschrift (*de servitutibus*) ungeachtet, nur von dinglichen Dienstbarkeiten erklärt werden können. Von diesen stellt er nun unter anderen allgemeinen Grundsätzen auch folgende auf: 1) Da bey einer Real-servitut das *praedium dominans* Subject des Rechts ist: so steht sie nicht bloß der Oberfläche, sondern dem Grundstück selbst zu. 2) Da bey einer Real-servitut ein Grundstück Object des Rechts ist: so haftet jene nicht bloß auf der Oberfläche des dienenden Grundstücks, sondern auf dem Grund und Boden selbst. Aus dem ersten Satze, zu dem l. 13 pr. D. *de servitut. praedior. rusticor.* allegirt ist, folgert der Vf., dass, wenn auch das alte Gebäude niedergefallen, und ein neues an dessen Stelle aufgerichtet wird, das neue immer die Rechte desjenigen behält, an dessen Stelle es getreten ist; aus dem zweyten Satze aber, zu dem l. 14. D. *quemadm. servitut. amitt.* angeführt wird, dass das dienstbare Haus, wenn es einfallt und wieder aufgebaut wird, dieselben Servituten leiden müsse, wie das vorige (S. 3 u. 4). — So wenig nun auch Rec. den Inhalt dieser beiden Behauptungen, nach l. 11. pr. D. *de servitut. praedior. urb.* in Verbindung mit der vom Vf. nicht benutzten l. 18. §. 2. D. *quemadm. servitut. amitt.*, in Zweifel zieht: so wenig will ihm doch die Begründung derselben einleuchten, und er vermag die angeführten beiden Hauptsätze nicht bestimmt einzusehen. L. 13 pr. D. *de servitut. praedior. rusticor.* sagt: *Certo generi agrorum adquiri servitus potest, velut vineis: quod ea ad solum magis, quam ad superficiem pertinet, ideo sublatis vineis, servitus manebit.* Bleibt man bey diesem Satze stehen: so reicht man offenbar nicht auf die Folge heraus, die der Vf. zieht. Erweitert

man aber den gesetzlichen Ausdruck dahin, dass man auch das berechtigte Gebäude nur als Accidenz, Grund und Boden aber als Substanz betrachtet, und so das Gebäude unter den Begriff der *Superficies* bringt: so fragt sich vor allen Dingen, wodurch sich der Vf. zu dieser Ansicht, berechtigt hält; da sie doch in den Gesetzen selbst nicht enthalten ist, und wie sich dieselbe mit der Treue gegen die vom Vf. Th. 9 Abth. 1 §. 622 und unter §. 667 aufgestellten Grundsätze verträgt, dass *servitutes urbanae* einem Gebäude, *servitutes rusticae* aber einem Grundstücke zustehen. — Rec. findet in den angeführten Gesetzen mehr nicht, als die Behauptung, dass nicht jede Veränderung eines Grundstücks den Verlust des Rechts der Dienstbarkeit nach sich zieht, ja dass der *nexus servit. praed.* durch Restitution, selbst eines gänzlich vernichtet gewesenen *praedii*, wiederum ins Leben tritt. — Die bekannte Streitfrage von der Verbindlichkeit zur Ausbesserung des zur *servitus qualificata* gehörigen Werkes entscheidet der Vf. S. 14 ff. dahin, dass der Eigenthümer des herrschenden Gutes die Reparatur in allen Fällen übernehmen müsse, und macht dabey die Bemerkung, dass nur bey der *servitus oneris ferendi* die Eigenheit eintritt, dass jeder Besitzer des dienenden Gutes, wenn es bey der Constitution der Servitut bedungen worden, die lasttragende Mauer im baulichen Stande erhalten muß, obschon sonst die Verträge, vermöge deren der Eigenthümer des dienenden Gutes repariren soll, nach Grundsätzen des römischen Rechts den *successor singularis* nicht verpflichten. Ohne Zweifel ist diese Entscheidung der Controvers die richtigste, und der Aufschluss, welchen der vom Vf. (S. 21 ff.) angeführte Franz Canonus (*Com. jur. civ. L. IV. Cap. 7. p. 521 sq.*) und Ulrich Huber (*praet. juris civ. ad Pand. h. t. 2*) über jene Eigenthümlichkeit bey der *servitus oneris ferendi* geben, allerdings der genügendste. Indessen hätte das, was der Vf. hier über die *servitus oneris ferendi* sagt, seine Stelle schicklicher im 8 B. 2 Tit. §. 667 gefunden, wo er von den *servitutibus praediorum urbanorum* und insbesondere (unter n. l. S. 70 ff.) von der *servitus oneris ferendi* spricht. In der Abhandlung von der Hut- und Weide-Dienstbarkeit (§. 678 bis 681) ist die §. 680 enthaltene Untersuchung über die Mithut des Eigenthümers auf seinem der *servitus pascendi* unterworfenen Grundstück verhältnismäßig etwas kurz und mehr in die Resultate zusammengeedrängt, als nach ihren Gründen ausgeführt. Von der Behauptung Einiger, dass, wenn die Zahl des weidenden Viehes nicht besonders bestimmt ist, das Recht auf Seiten des Dienstbarkeits-Berechtigten und Verpflichteten gleich sey, folglich beide ihre Heer-

den, nach dem Urtheile der Haushaltsverständigen, verhältnismäßig vermindern müssen — sagt der Vf. (S. 183), daß sie den Rechten und der Billigkeit am angemessensten und auch fast durchgehends in der Praxis angenommen sey. Rec. will nun zwar die Abstimmung der Billigkeit und der Praxis nicht in Zweifel ziehen; allein die Rechtmäßigkeit jener Meinung, die doch wohl schon für sich entscheiden müßte, hätte er gern demonstirt gesehen. — Wenn übrigens der Vf. (S. 188 f.) am Schluß der Erörterung des Weiderechts über die Grenzen bey Ausübung des Gemeinde-Weiderechts den Grundsatz aufstellt, daß der Grad der Theilnehmung eines jeden Mitgliedes im Zweifel nach dem Verhältniß der Bedürfnisse zu bestimmen, und daher zum Grundsatz anzunehmen sey, daß jeder Interessent nur dasjenige Vieh auf die gemeine Weide bringen dürfe, welches er zum Behuf seines eigenen Haushalts nöthig hat; — dann aber zugleich behauptet, daß jedes Mitglied einer Gemeinde unstreitig ein gleiches Recht an der Gemeinweide habe, und daß nach rechtlicher Ansicht die Meinung derjenigen billig vorzuziehen sey, welche bey Vertheilung der Gemeinweiden zum Grundsatz annehmen, daß die Vertheilung der Gemeindeplätze in völlig gleiche Theile geschehen müsse, und also im Zweifel Kopftheile zu machen seyen: so vermißt Rec. die Consequenz und den inneren Zusammenhang zwischen beiden Sätzen völlig. Ist der letzte Satz wahr, so muß der erste nothwendig eine Veränderung erleiden; ist aber der erste wahr, so kann der letzte unmöglich als richtige Voraussetzung gelten. Denn der Nutzen kann doch nicht größer seyn, als das Recht, von dem er abhängt, und soweit der Nutzen reicht, soweit muß auch das Recht reichen, durch welches er bedingt ist. Oder sollen beide (in ein System gehörige) Sätze vielleicht nichts mit einander zu schaffen haben? — Die Auflösung der Gemeinweiden in Kopftheile setzt, wenn sie möglich seyn soll, schon ihre Wirklichkeit in der Idee voraus. Geht man aber von dieser Idee aus: dann fragt sich, wie man bey Bestimmung der Größe des Nutzens von Gemeinweiden auf die vom Vf. angenommene Maxime kommen kann. Es kann doch keiner mehr benutzen, als er (idealer Weise) hat, ohne dem Anderen Unrecht zu thun.

In der Übersicht, welche der Vf. bald darauf von den Klagen wegen der Real-Servituten giebt, werden mehrere Fälle unterschieden. Unter denselben befindet sich auch der, wenn der Streit eine schon vorhanden seyn sollende Dienstbarkeit betrifft. Dann wird A) über den bloßen Besitz gestritten — hier treten die Interdicte ein, und zwar 1) die allgemeinen (*Interdictum uti possidetis utile* — *Int. quod vi aut clam*, aber nicht das *Int. unde vi*, weil sich eine eigentliche Dejection bey Servituten, als unkörperlichen Dingen, nicht denken läßt); 2) die eigenen, für Real-Servituten gegebenen Interdicte (*Interd. de itinere actus privato* — *Interd. de aquaeductu* — *Interd. de fonte* — *Interd. de cloacis*). Wird B) bloß über den Nachtheil gestritten, welcher mir aus einem neuen Werke, das mein Nachbar unbefugter Weise auf einer unbeweglichen Sache unternommen hat, für das mir auf der Sache zustehende Recht der Servitut er-

wächst: so kann ich mich der *operis novi nunciatio* bedienen. Dieses Rechtsmittel findet jedoch, wie der Vf. in Rücksicht der ihm entgegenstehenden l. 14. D. de operis nov. nunc. bemerkt, in dem Fall nicht Statt, wenn der Eigenthümer des dienstbaren Guts selbst etwas unternimmt, was der constituirten Servitut nicht direct entgegen ist, sondern die Ausübung derselben nur per indirectum hindert. Rec. will zwar nicht in Abrede stellen, daß der Widerstreit der l. 14. D. de oper. nov. nunc. mit den übrigen vom Vf. benutzten Stellen (S. 220) verschwindet, wenn man jenes Gesetz lediglich auf den vom Vf. angenommenen Fall einschränkt; allein die Nothwendigkeit dieser Einschränkung hat der Vf. nicht erwiesen, und ohne Beweis erscheint jene Interpretation als eine bloße Hypothese, und die Schwierigkeiten, welche dieses Gesetz macht, sind dadurch nicht gehoben. — Die heutige Ausdehnung der *actio confessoria* und *negatoria* (§. 686), und die Frage von der Beweislast bey diesen Klagen (§. 687) machen den übrigen Inhalt des gegenwärtigen Titels aus. In Ansehung der Frage, ob die *vitia possessionis* zu erwägen sind oder nicht, wenn der Kläger das *possessorium summarium* auf den Quasi-Besitz der Servitut angestellt hat, giebt der Vf. (S. 246) mit vielen angesehenen Rechtsgelehrten seine Stimme dahin ab: „daß es heut zu Tage nur darauf ankomme, ob der Kläger die jüngste ruhige Besitzhandlung für sich habe, und daß auf die Fehler des Besitzes keine Rücksicht genommen werde, wenn sie nicht sogleich aus den Acten liquid seyen.“ Rec. will gegen diese Meinung nur Folgendes bemerken: 1) Bey eines Controvers ist, wenn man die verschiedenen Meinungen ihrem Sinne nach genau untersucht, nicht sowohl die Frage, ob auf die in den Acten bereits liquiden Fehler des Besitzes bey Spruche Rechtsens gesehen werden kann und soll, sondern die Rede ist vielmehr davon, ob von Rechts wegen die *vitia possessionis* liquid gemacht werden dürfen, ob mithin derjenige, der sie erweisen will, im *possessor. summario* damit gehört werden müsse, oder nicht. Diese von mehreren Rechtsgelehrten bejahte, von anderen aber verneinte Streitfrage ist durch die vom Vf. angenommene, dem Anscheine nach die streitenden Parteyen vereinigende dritte Meinung durchaus nicht entschieden, sondern nur umgangen worden. 2) Wenn die in den Acten liquiden Fehler berücksichtigt werden müssen: so muß ihre Bescheinigung doch wohl im *possess. summario* vorkommen dürfen — eine Behauptung, für welche unter anderen l. 1. §. 9. D. uti possidetis, l. 1. §. 1 u. 2. D. quod vi aut clam, l. 2. §. 1. D. de precario, sehr nachdrücklich sprechen. Dürfen aber jene Fehler im *possess. summ.* bescheiniget und ausgeführt werden: so ist die vom Vf. angenommene Regel (auf die Fehler des Besitzes wird keine Rücksicht genommen) durch die zugesetzte Ausnahme (wenn sie nicht aus den Acten liquid sind) aufgehoben, und jene Meinung in sich selbst widersprechend. Soll sie aber 3) weiter nichts sagen, als daß die *vitia possessionis* als vorhanden nicht anerkannt werden, wenn sie nicht rechtlich erwiesen sind: so giebt sie uns eine Auskunft, um welche d. na. doch wohl noch Niemand verlegen gewesen ist. — Eben so wenig findet Rec. Überzeugung

in der vom Vf. S. 250 ff. gegebenen Entscheidung der bekannten Streitfrage von der Verbindlichkeit zur Beweislast bey angestellter Negatorienklage. Der Vf. macht nämlich (S. 253 f.) die Bemerkung, daß, bey angestellter confessorischer Klage, der Kläger jederzeit die Zuständigkeit der behaupteten Servitut beweisen müsse, er möge sich in dem Quasibesitz der Servitut befinden oder nicht. Nicht nur l. 10. *pr. D. h. t.*, sondern auch l. 15. *D. de oper. novinunc.* in Verbindung mit l. 6. §. 1. *h. t.* beweiße es deutlich, daß der Kläger, auch wenn er im Besitz sey, den Beweis übernehmen müsse u. s. w. Mit dieser Bemerkung verbindet der Vf. S. 254 ff. dem Hauptinhalte nach folgende Behauptungen: a) Hatte (bey erhobener Negatorienklage) der Beklagte das *possessorium* angestellt, und ist er bey dem Quasibesitz der behaupteten Servitut rechtskräftig geschützt worden: so muß der Kläger beweisen, daß dem Beklagten das Recht, in dessen Besitz er geschützt worden ist, nicht zustehe. Denn 1) ist es höchst inconsequent, den Besitzer, welcher bis zur Ausführung eines besseren Rechts im *possessor. ord.* oder *petitorio* bey dem Besitz der Servitut geschützt worden ist, den Beweis über die Zuständigkeit derselben aufzulegen; 2) die Vermuthung für die natürliche Freyheit kann dem Kläger nicht mehr zu Statten kommen, denn sie hat schon im *possessorio* vorgelegen und nicht berücksichtigt werden können; 3) l. 23. *Cod. de probat.* steht nicht entgegen, und redet nicht von dem, der etwas überhaupt verneinet, sondern vielmehr von dem, der eine gegen ihn angeführte Thatfache ableugnet. — Ist hingegen b) bey angestellter Negatorienklage der Beklagte in einem vorausgegangenen *Possessorio* noch nicht geschützt worden, sondern ist ihm der Eigenthümer mit der Negatorienklage zuvorgekommen: so muß der Beklagte den Beweis der von ihm behaupteten Servitut übernehmen. „Denn wenn gleich daraus, daß Jemand ein Recht schon ausgeübt hat, eine Vermuthung entsteht, daß ihm ein solches Recht wohl zustehe: so kann doch diese Vermuthung nur da von Wirkung seyn, wo sie allein steht, oder mit einem schwächeren Gegner, z. B. mit einem Nichteigenthümer, collidirt, nicht aber da, wo sie mit einem stärkeren Gegner, wie in Rücksicht auf den Eigenthümer, streitet. Denn ist das Eigenthum an sich gewiß, oder durch Beweis außer Streit gesetzt: so ist auch die Folge desselben, nämlich die Freyheit des Eigenthums, zugleich mit bewiesen, und diese muß so lange angenommen werden, bis eine Beschränkung derselben, welche hier immer als Ausnahme erscheint, von dem Gegner erwiesen worden ist.“ — Rec. kann nicht leugnen, daß ihm hier Manches grundlos, unzutreffend und widersprechend scheint. Er will dies Urtheil in einer Sache, wo außer dem würdigen Vf. besonders *Hufeland* und *Weber* ihre Stimmen abgegeben haben, so weit es der Zweck und Umfang dieser Blätter gestattet, mit Gründen belegen.

Der Vf. behauptet, daß bey angestellter negatorischer Klage, wenn der Beklagte das *Possessorium* angestellt hatte, und im Quasibesitz der behaupteten Servitut geschützt worden ist, der Kläger beweisen müsse, daß dem Beklagten das Recht nicht zustehe, in dessen Besitz er geschützt worden ist. — Erwägt man die Gründe, auf welchen nach dem Obigen diese Behauptung ruht: so ergibt sich, *ad 1)* daß die Incon-

sequenz, durch welche der Vf. zu jener Meinung bestimmt worden ist, in der That nur eine scheinbare, aber keine wahre ist. Der Vf. sagt selbst: das *possessor. summ.* schützt im vorausgesetzten Fall den Beklagten, bis ein besseres Recht gegen ihn im *possessor. ord.* oder *petitorio* ausgeführt worden ist. Da nun aber ein Verfahren, welches dem Beklagten den Beweis des von ihm vorgeschützten Rechts zur Schuldigkeit macht, ihm den im *possessor. summ.* zuerkannten Schutz vor der Hand ja durchaus nicht nimmt, mithin mit der Anerkennung desselben in gar keinem Widerspruch steht: so ist nicht zu begreifen, wie der Vf. behaupten kann, daß es höchst inconsequent sey, im untergestellten Falle dem Beklagten den Beweis seines Rechts aufzulegen. *Ad 2)* Das zweyte Argument für jene Meinung des Vfs. ist eine ohne Grund, und völlig beliebig, aufgestellte Behauptung. Gesetzt aber, es wäre die Vermuthung für die natürliche Freyheit im *possess. summ.* wirklich erwogen, und gegen den bewiesenen Besitzstand hier nicht haltbar befunden worden: so könnte man doch daraus, bey dem wesentlichen Unterschiede zwischen dem Besitz u. dem Recht, zwischen dem *possess. summ.* und *petitorio*, durchaus noch nicht schließen, daß dadurch auch ihre Kraft im *petitorio*, dem Recht gegen über, so gänzlich verloren gegangen sey. Und — wenn der Vf. Recht hätte, müßte man dann im vorausgesetzten Fall nicht alle Negatorienklagen (die doch auf die Vermuthung der natürlichen Freyheit gegründet werden) ohne Weiteres wenigstens angebrachtermaßen verwerfen? *Ad 3)* Die l. 23. *Cod. de probat. (per rerum naturam factum negantis probatio non est)* schließt freylich den juristischen Beweis einer Verneinung überhaupt noch nicht absolut aus. Allein im untergestellten Fall leugnet der Kläger bestimmt — nicht etwa den Besitzstand des Beklagten, sondern den Rechtsstand desselben, und damit denn doch wohl auch die Facta ab, auf welchen er ruhen könnte. Wäre nun jenes Gesetz hier nicht anzuwenden: so müßte doch der bestimmte Fall als Ausnahme von ihm nachgewiesen werden. Dies aber ist von unserem Vf. keinesweges geschehen.

So wenig Beweiskraft Rec. in jenen Argumenten findet: eben so wenig ist der Vf. dabey seinen sonstigen Behauptungen treu geblieben. Er behauptet nämlich (nach dem obigen S. 253 f.), daß der Kläger bey angestellter confessorischer Klage, nach dem deutlichen Ausspruch der Gesetze, selbst dann, wenn er sich im Quasibesitz der Servitut befinde, den Beweis übernehmen müsse. Nun ist ja aber dieser Fall dem völlig gleich, da der Beklagte, bey angestellter Negatorienklage, im Besitz geschützt worden ist, und doch mit dem Beweise verschonet werden soll, und es fragt sich, warum der Vf. den einen Fall anders entscheidet, als den anderen. Ferner, der Vf. legte der Entscheidung der hier erwogenen Streitfrage die beiden Fälle — a) da Beklagter bey dem Quasibesitz im *possess. summ.* geschützt worden ist, und b) da solches der Fall nicht ist, unter, und begreift unter dem letzteren auch den mit, wenn der Beklagte zwar besitzt, aber nur im *poss. summ.* durch Urtheil und Recht nicht *explicito* anerkannt und geschützt worden ist. Nach des Vfs. Behauptung kann die mit jenem Besitz verbundene Vermuthung nur dann, wenn sie allein steht, oder gegen einen schwächeren Gegner, als den Eigenthümer, z. E. den Nichteigenthümer, angezogen wird, die Freyheit

von der Beweislast erwirken. Hat aber diese Behauptung ihre Richtigkeit: so hat uns der Vf. ja selbst den Fall genannt, der seine obigen Behauptungen, unter a und b (S. 254), geradezu ins Gedränge bringt. Gelten aber diese widersprechenden Behauptungen nur unter irgend einer Bedingung, die den Widerspruch aufhebt: so ist uns der Vf. die Anführung und Nachweisung derselben wenigstens schuldig geblieben. — Mit welchem Recht der Vf. bey der Entscheidung unserer Streitfrage den Fall des Besitzes, von dem wir hier sprechen, von demjenigen unterscheidet, da der Besitzstand durch rechtskräftiges Erkenntnis im *possessor. summ. explicate* anerkannt worden ist, dieß ist nicht einzusehen. Das Erkenntnis spricht doch nicht mehr aus, als den vorhandenen Besitz, und warum soll denn nun dieser mehr gelten, als der von den Parteyen freywillig anerkannte, der des richterlichen Ausspruchs nicht bedarf, weil er nicht bestritten wird? — Die vom Vf. oben angeführte Inconsequenz würde nur den Richter treffen, wenn sie wahr wäre. Ist aber jene vom Vf. angenommene, und der Entscheidung unserer Streitfrage zum Grunde gelegte Distinction noch obendrein leer: so sinkt mit der Anerkennung dieses Satzes sein ganzes Gebäude zusammen.

Nach Rec. Überzeugung beruht, bey Ermangelung unmittelbar entscheidender Gesetze, die Entscheidung jener Streitfrage lediglich auf der Beantwortung der Frage: Welche Wirkung hat die *praesumptio libertatis naturalis* in Ansehung der Beweislast bey erhobener Negatorienklage, 1) wenn sie *allein* steht, 2) wenn die Vermuthung aus dem Besitzstand mit ihr *collidirt*? — Wenn nun, was der erste Fall betrifft, die Vermuthung der natürlichen Freyheit für den Kläger steht, dieselbe aber nur unter der negativen Bedingung zur rechtlichen Gewissheit wird, daß der Beklagte kein Recht hat, das sie beschränkt, die Erledigung jener negativen Bedingung aber nach den Rechtsregeln: *factum negantis nulla est probatio* (l. 23. *Cod. de prob.*) und *affirmanti incumbit probatio* (bis zum Beweis jener Ausnahme, den man in Bezug auf unsere Streitfrage bis heute aus dem positiven Recht doch nicht geführt hat) durchaus nicht dem Kläger, sondern nur dem Beklagten (zu dessen Zweck die Ausföhrung des die natürliche Freyheit einschränkenden Rechts, als Mittel, gehört) obliegen kann: so kann auch in dem vorausgesetzten Falle die Beweislast durchaus nicht auf den Kläger, sondern nur auf den Beklagten fallen. — Wenn aber, in Bezug auf den zweyten Fall, es a) richtig ist, daß der Kläger im ersten Falle den Beweis darum nicht führt, weil seine Vermuthung nur unter der negativen Bedingung zur Gewissheit wird, daß der Beklagte kein Recht hat, welches die natürliche Freyheit einschränkt, die mit der Präsumtion für die natürliche Freyheit des Klägers streitende Gegenvermuthung des Beklagten aus dem Besitz aber nur unter der positiven Bedingung, daß er das Recht wirklich hat, zur juristischen Gewissheit erwächst: so kann schon um deswillen die Beweislast nicht auf den Kläger, sondern sie muß (der Vermuthung aus dem Besitz ungeachtet) auf den Beklagten fallen, der *implicite* die positive Bedingung der Gewissheit seines Rechts durch Vorschützung desselben angezogen hat, und welchem dann nach den obigen Rechtsregeln der Beweis jener Bedingung auch

nothwendig obliegen muß. Wenn es ferner b) richtig ist, daß in dem Falle, da Regel und Ausnahme von der Regel einander gegenüber stehen, nur derjenige, welcher die Ausnahme für sich anführt, den Beweis seiner Behauptung zu übernehmen hat, die natürliche Freyheit aber (wie der Vf. S. 256 f. lit. b selbst anerkennt) immer nur im Verhältniß der Regel — das vom Beklagten behauptete (die natürliche Freyheit einschränkende) Recht hingegen immer nur im Verhältniß der Ausnahme gegen einander stehen, mithin in unserem Collisionsfalle der Vermuthungen — Vermuthung für die Regel und Vermuthung für die Ausnahme einander gegenüberstehen und collidiren: so kann auch aus diesem Grunde die Beweislast (der Vermuthung für den Besitz ungeachtet) schlechterdings nicht auf den Kläger, sondern nothwendiger Weise nur auf den Beklagten fallen. —

Im 6 Tit. des 8 B. der Pand. *quemadmodum servitus amittantur* spricht der Vf. in den §§. 688 bis 269 vom Verlußt der Prädialservituten. — Der Vf. sagt S. 7, daß diese Rechtslehre von jeher von den größten Rechtsgelehrten als ein Meisterstück des juristischen und philosophischen Geistes der Römer bewundert worden sey. Erwägt man aber die Mangelhaftigkeit so vieler Begriffe, die Dunkelheit und Unganzheit so vieler Puncte in derselben: so dürfte man leicht auf den Gedanken gerathen, daß jener Geist der Römer, den man hier bewunderte, doch wohl nur zu oft der Bewunderer eigener Geist gewesen sey.

Mit dem 1 Tit. des 9 B. der Pand. *si quadrupes paup. fecisse dicatur* geht unser Vf. zur 2 Abth. des 10 Th. seines Comm. über. Die Stelle dieses Titels in den Pandekten deducirt der Vf. eben so wie Hellsfeld (§. 691). und giebt sodann (§. 692) eine Übersicht der verschiedenen Entschädigungsklagen nach den im Texte beröhrten drey Hauptmomenten. Wenn er aber (§. 290) mit mehreren Rechtsgelehrten behauptet, daß sich der Eigenthümer des Thieres von der Entschädigung durch die *noxae deditio* aus dem Grunde habe losmachen können, weil der Eigenthümer eine Sache, die ihm mehr Schaden als Nutzen bringt, derelinqiren kann, und man es daher für unbillig gehalten habe, ihn zu mehr, als dem Werthe des schädlichen Thieres zu verpflichten: so wird jeder Leser fühlen, daß hier weder Zusammenhang noch Überzeugung sey.

Des 10 B. 1 Tit. *Finium regundorum* beschließt die zweyte Abtheilung des 10 Theiles. — Die Theilungsklagen, welche den Gegenstand des gegenwärtigen Titels und der folgenden ausmachen, ruhen sämmtlich auf einer Gemeinschaft, und der Vf. erklärt daher zuvörderst die allgemeinen Begriffe von derselben, und führt die Entstehungsarten der *communio incidens* kürzlich an (§. 714). Die Erörterung der Natur der Theilungsklagen überhaupt (*judicia mixta—judicia duplicia*) und der Wirkungen mehrerer Exceptionen gegen sie bahnt dem Vf. (§. 715 u. 716) den Ubergang zur Abhandlung über die einzelnen Theilungsklagen insbesondere. Wir können hier dem Vf. nicht weiter folgen, sondern bemerken nur noch, daß der Text des §. 724, des letzten §. des gegenwärtigen Titels im *hellsfeldischen* Lehrbuche, welcher von dem *crimen termini moti* und dessen Bestrafung handelt, von dem Vf. gar nicht erörtert worden ist.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 M A Y 1810.

M E D I C I N.

HILDBURGHUSEN, b. Hanfchen's Erben: Baumes von der Lungenfucht. Eine gekrönte Preisschrift. Nach der zweyten verbesserten und vermehrten Auflage übersetzt von D. Christ. Phil. Fischer, herz. hildb. Hofrath u. erstem Leibarzte. 1809. I Th. 350 S. II Th. 252 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Dieses Werk ist die Übersetzung von der im J. 1783 von der königl. medic. Gesellschaft zu Paris gekrönten, und 1808 zum zweyten Male erschienenen Preisschrift: *J. B. S. Baumes de la phthisie pulmonaire*, deren Vf. sich durch mehrere Schriften, z. B. *Fondemens de la science méthodique des maladies etc. — Essai d'un système chimique de la science de l'homme etc.*, und durch seine Aufsätze über die Skropheln u. s. w. vorthellhaft bekannt gemacht hat. Die vorliegende Schrift hat durch die Übersetzung an Brauchbarkeit gewonnen; der Übersetzer hat sie nicht allein in einem guten deutschen Gewand, sondern auch mit zweckmäßigen Abkürzungen wiedergegeben, und mit einigen Anmerkungen ausgestattet. Der Vf. selbst aber besitzt nicht allein einen Schatz von praktischen Kenntnissen und Erfahrungen, sondern hat auch eine, unter seinen Landsleuten seltene Belesenheit in den Schriften des Auslandes über diesen Gegenstand; und ob er gleich die neueren Ansichten der Heilkunde sich nicht zu eigen gemacht zu haben scheint: so athmet doch in der ganzen Schrift der wahre Geist des ächten praktischen Heilkünstlers, der, weit entfernt, alles aus dem sterilen Standpuncte der Sthenie und Asthenie zu betrachten, sich bestrebt, so weit als möglich, in das Innere der abnormen Thätigkeiten des Organismus einzudringen, und daher die richtigsten und treffendsten Indicationen zu nehmen. Freylich haben die Benennungen von einschneidenden, anfeuchtenden, kühlenden, auflösenden, veräusenden, consolidirenden u. s. w. Mitteln ein ziemlich veraltetes Ansehen; indess wer die Natur und Wirksamkeit dieser Mittel kennt, wird leicht passendere Benennungen an ihre Stelle setzen können, wenn sie nur am rechten Orte angewendet werden, und nach richtigen Indicationen. Dies gilt auch von den hypothetischen Stoffen, von welchen der Vf. jede einzelne Krankheitsform herleitet, denn er ist reiner Humoralpatholog. — So precär sie an sich sind: so wenig haben sie doch auf die richtige Erkenntnis und zweckmäßige Behandlung der Krankheiten Einfluß, wenn wir nur immer uns streng an die Erfahrung halten, und nur nach ihrer Anlei-

J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

tung handeln. Diefes lobenswerthe Bemühen kann man dem Vf. nicht absprechen. Er führt immer auf die Erfahrung zurück, und sucht alles aus Beobachtungen zu entscheiden; daher er eine große — vielleicht zu große — Menge von Krankengeschichten zur Erläuterung und zum Beweis anführt.

So richtig indess seine Diagnosen, so zweckmäßig im Allgemeinen sein Heilverfahren seyn mag: so kann man ihn doch von einer allzugroßen Anhänglichkeit an die schwächende Methode, insonderheit des Blutlassens, auf der einen Seite, und von einer zu großen Vernachlässigung der reizenden, besonders der örtlich erregenden, hauptsächlich zu Verhütung der Lungenfucht, so wie von einer allzublinde Vorliebe für die Säftetheorie oder Humoralpathologie nicht ganz frey sprechen. Belege hiezu werden sich bey der Beurtheilung im Einzelnen finden.

Die ganze Abhandlung zerfällt in zwey Abtheilungen, wovon die erste von der Anlage zur Lungenfucht und den Mitteln dagegen; die zweyte von der wahren Lungenfucht und den Mitteln ihre Fortschritte zu hemmen handelt. Jene nimmt zwey Drittel des Ganzen ein. In der Einleitung bestimmt der Vf. erstlich den Begriff der Lungenfucht, deren Wesen er in Vereiterung der Lungen, mit Zerstörung ihrer Substanz, und in einen pyretisch hektischen Zustand setzt, sie entstehe aus welcher Ursache sie wolle. Die nicht eiternde kranke Beschaffenheit und dadurch herbeygeführte Zerstörung des Organismus nennt er Etfis. Z. B. die nicht eiternden Lungen-, Leber-, Milz-Knoten u. s. w. nennt er Lungen-, Leber-, Milz-Etfis. Diese Bestimmung ist zwar im Allgemeinen richtig und der Natur gemäß, allein noch nicht genau und erschöpfend, und zur Bestimmung des Charakteristischen der Lungenfucht hinreichend. Denn man kann sie dadurch weder von dem einfachen Lungengeschwüre, noch von der *Vomica*, die beide vom Vf. als von ihr und unter sich verschieden angesehen werden, unterscheiden. Daher ist auch alles, was der Vf. von dem Unterschiede dieser Formen sagt, schwankend und ungewiß. Es waltet bey der Lungenfucht gewiß noch ein eigener pathologischer Zustand ob, der sie unfähig macht, das ernährende Princip aus der Luft abzufondern. Wenn der Vf. S. 18 sagt, es mange bey der Etfis der pyretisch-hektische Zustand (*febris hectica*): so scheint er der Erfahrung und sich selbst zu widersprechen. Vgl. S. 15.

Bis S. 52 handelt der Vf. von einigen der Lungenfucht ähnlichen Krankheiten, die mit ihr verwechselt werden können: der Kehl-, Luftröhren-, Leber- u. s. w.

Gg

Phthisis, vom Wehethun oder Verheben. Das Übelseyen, welches der gemeine Mann Wehethun nennt, hat wohl nur im selteneren Falle seinen Grund in einem durch gewaltsame Anstrengung ausgepressten Blute, oder zerrißnen Faßern und Gefäßen; gewöhnlich sind die Schmerzen rheumatischer Art, durch Unterdrückung der Transpiration entstanden, und können durch ein diaphoretisches Verfahren leicht gehoben werden. Viel Werth legt der Vf. auf die Lehre vom Eiter von S. 52 an, und theilt die verschiedenen Versuche mit, die drey Substanzen, Eiter, eiterartige Materie und Schleim; von einander genau zu unterscheiden, aus denen so viel hervorgeht, daß wir zwar noch kein einziges sicheres Kennzeichen haben, daß wir aber doch durch Vergleichung und Verbindung mehrerer auf sehr wahrscheinliche Resultate gelangen können.

Erste Abtheil. Von der Anlage zur Lungenfucht. Der Vf. nimmt eine dreyfache Anlage an: „die erste entspringt aus einem Erbfehler, die zweyte aus einer angeborenen oder erworbenen Schwäche der Lungen, die dritte aus Krankheiten, welche dieses Organ stark angreifen.“ Diese Eintheilung ist nicht ganz logisch richtig, da das dritte Glied zum Theil eine Unterabtheilung des zweyten ist, denn eine erworbene Lungen Schwäche und daher entstandene Anlage zur Lungenfucht kann eben so gut aus einer Krankheit, den Pocken, Masern u. s. w., entstanden seyn, als von mechanischen Schädlichkeiten, von zugroßer Anstrengung u. s. w. Cap. I. **Erbliche Anlage.** Mit Recht hält der Vf. die Lungenfucht für erblich. S. 77. Es giebt ein eigenthümliches Lungenfuchtgift, welches den Säften, dem Saamen, der Milch u. s. w., beygemischt ist; man könne nicht sagen, daß die Säfte selbst verdorben wären. S. 81. Es giebt dreyerley Contagia: Generationcontagium, das von den Altern aufs Kind übertragen wird; Cohabitationscontagium, das durch inniges Beysammenseyn, Berühren ansteckt; und atmosphärisches Contagium, das durch die wenig erneuerte Atmosphäre des Kranken fortgepflanzt wird. Im Allgemeinen ist die erbliche Lungenfucht tuberculös und lymphatisch; die von zufälliger Ansteckung entzündlich und eiterig. S. 86. Jene ist allen Älteren gemein, diese entwickelt sich gewöhnlich zwischen dem 18 — 34 Jahre, in den Jahren der Mannbarkeit, wo das arterielle System, dessen Mittelpunkt die Brust ist, prädominirt, und eine entzündliche Anlage der Säfte bemerkbar ist. S. 89. Auf der anderen Seite ist radicale Schwäche der vitalen Kräfte u. s. w. eine andere eben so häufige Anlage. S. 90 giebt der Vf. ein treffendes, genau gezeichnetes Bild der sich entwickelnden Lungenfucht im jugendlichen Alter. Wenn er aber als ausgemacht annimmt, daß der enge knöcherne Brustkasten Ursache sey, daß sich die Lungen nicht ausbreiten und eine hinlängliche GröÙe erlangen können: so möchte dieß wohl nur in dem Falle gegründet seyn, wenn äußere mechanische Hindernisse seine Ausdehnung verhindern; im entgegengesetzten Falle ist es vielmehr den Gesetzen des Organismus gemäß, daß die weichen edleren Theile, das Gehirn, die Lunge u. s. w., ihre Knochenumgebungen selbst modificiren, und daß folglich eine schwache Lunge nur eine platte Brust zu bilden im Stande sey. S. 105. Die Vorbaumungsmittel

gegen die Lungenfucht für diejenigen, die eine erbliche Anlage haben, beziehen sich auf die Beseitigung der natürlichen Schwäche des ersten Alters und der Anlage selbst, und sie anzuwenden ist immer Zeit. S. 107. **Kleidung.** Die FüÙe sind warm zu halten. S. 109. **Nahrung.** Eine lungenfüchtige Mutter darf ihr Kind nicht stillen; Milch, besonders Esels- und Ziegenmilch, vegetabilische, mehlichte (hier ist bey Kindern Vorsicht nöthig) Diät, leichte Fleischspeisen u. s. w. Alles, was er hierüber sagt, ist zweckmäßig. S. 116. **Körperliche Bewegung,** Friction, Singen, Seeluft. S. 123. **Leidenchaften** (sind mit Affecten verwechselt), nützliche: Freude, Liebe; schädlicher: Zorn u. s. w. S. 127. **Heilmittel.** Die allgemeine Anzeige ist, den Körper zu stärken, fleißiges Wechseln der Wäsche, Fontanelle, tonische Mittel — alles sehr zweckmäßig. Ein merkwürdiges Beyspiel von der Ansteckungsfähigkeit der Lungenfucht erzählt der Vf. S. 134. Es wurden in einer Zelle, die jedesmal sorgfältig gereinigt und mit neuen Meublen versehen worden war, zwey Nonnen hinter einander bloß durch die zurückgelassene Klingelsthnur angesteckt. Cap. II. **Anlage aus Schwäche.** S. 139. **Angeworbene.** Eine schwache helle Stimme ist ein Zeichen von Schwäche der Brust u. s. w. **Erworben.** Hieher gehören eine Menge von Schädlichkeiten, Sublimat, Arsenik, Wohnort, Luft, Lebensart, Metier, eine Menge von Handwerken, deren der Vf. sechs verschiedene Classen angiebt. S. 169. **Mittel zur Verbesserung der Brustschwäche.** Zubereitung eines milden Chylus durch die Lebensart; magenstärkende Mittel; Hebung der Brustfehler. Hier scheint der Vf. etwas dürftig zu seyn, und besonders auf die örtlichen äußeren Reizmittel der Brust nicht genug Rücksicht zu nehmen. Übrigens sind seine Warnungen, ja nicht zu lange zu zaudern, ehe man Hülfe sucht, sehr gegründet; denn hier gilt mehr, wie irgendwo, *da principiis obsta!* Cap. III. **Anlage aus accidentellen Krankheiten.** S. 173. Art. 1) **Krankheiten,** welche die Lungenfucht fast unvermeidlich begründen; Blutspen, rohe Knoten, und anhaltender Andrang der Säfte nach den Lungen. **Blutspen** (besser Blutpocken). Der Vf. unterscheidet nach den verschiedenen Stellen, die das Blut ergießen, eine **Ulorrhagie**, **Isthemorrhagie**, **Glossorrhagie**, **Gnathorrhagie**, **Pneumorrhagie** u. s. w.; bey letzterer kommt das Blut aus den Lungen selbst, und ist hochroth. S. 178 bey der **Pneumorrhoe**, dem passiven Blutspucken, ist das Blut schwärzlich und flüssig. Nicht jede Pneumorrhagie führt zur Lungenfucht. S. 192. Bey den Heilanzeigen muß man den Zustand der Vollblütigkeit, von scharfen Säften mit falscher Vollblütigkeit, Neigung zur Auflösung, und von der allgemeinen Schwäche der Constitution und der Brust unterscheiden. Im ersten Falle sind hauptsächlich AderläÙe angezeigt, — allzuhäufige können Wasserfucht herbeyführen; — im zweyten Falle sind schleimige, tonische, antiseptische Mittel, vegetabilische und mineralische Säuren, Kälte; und im letzten Falle stärkende Mittel angezeigt. Dieß ist alles recht gut abgehandelt; nur scheinen der zweyte und dritte Fall zu coincidiren, und im Grunde

nicht verschieden zu seyn, da scharfe Säfte, Neigung zur Auflösung u. s. w. eine Folge von Schwäche sind. — Das Opium ist zu kurz abgefertigt, und zu wenig Werth auf seine zweckmäßige Anwendung gelegt. S. 24. Die *rohen Lungenknoten*, im Gegensatz mit den entzündeten und eiternden, welche letzteren schon die wahre Lungenfucht begründen. Sehr richtig! Diese Knoten finden sich am meisten und häufigsten in den oberen und vorderen Theilen der Lunge, höchst selten in den unteren und hinteren. Der Vf. setzt die Ursache in die zähen lymphatischen Säfte; allein sie liegt eben so gut in dem feinen, zarten, sensiblen Parenchyme der Lunge selbst. S. 220. Sie sind sehr schwer zu heben. Ausser Cicuta, Aconit, Hyosciamus, Färber-röthe, Spießglanz, Vesicatorien, Fontanellen u. s. w. empfiehlt der Vf. besonders den Sublimat, oder, wie er es nennt, das oxydirte salzsaure Quecksilber. (Es ist dies kein von Sublimat verschiedenes Präparat, wie es scheinen könnte, da der Vf. es bis zu 2 Gran täglich Monate lang giebt; die Verbindung mit Schierling, bis zu 2 Scrupel täglich, und Chinadecocte mildert die corrosive Beschaffenheit desselben, und zersetzt ihn zum Theil. Dafs der Vf. den Sublimat davon unterscheidet, kommt daher, weil die französischen Chemiker den Calomel oft Sublimat nennen. Der Übersetzer hätte darauf Rücksicht nehmen sollen. Vgl. S. 223.) Die *Vesicatoria perpetua* erwähnt er nicht. S. 231. *Habitueller Andrang der Säfte zu den Lungen*. Wenn die Lunge aus erworbener oder ererbter Schwäche ein Reinigungsorgan unbrauchbarer Säfte geworden ist, oder in zu großer Wechselwirkung mit der Haut steht: so werden dergleichen Congestionen veranlaßt, z. B. Katarrhalflüsse (auch durch Anstrengung, durch schnellen Wechsel der Temperatur, durch plötzliches Erkälten der Füße). Mittel dagegen sind: warmes Klima, stärkende Mittel, freye Luft, örtliche Mittel, Kampher, künstliche Wiederherstellung des Schnupfens, Aderlässe, Diaphoretica. Alles, was der Vf. hier sagt, verräth einen denkenden und vorsichtigen Arzt. Die Schädlichkeit der Stubenluft und der vielen warmen Getränke bey Katarrhen hat Rec. aus eigener wiederholter Erfahrung; oft weichen sie dem fleissigen Trinken von kleinen Portionen kalten Wassers sehr bald, wenn sie durch warme Getränke verschlimmert wurden. *Art. II. Krankheiten, welche zufälliger Weise die Lungenfucht verursachen.* Abschnitt 1. *Acute chronische Brustkrankheiten.* Pneumonitis (Lungenentzündung). Gewiss eine sehr ergiebige Quelle von Lungenfuchten sind die Entzündungen der Lungen, wenn sie vernachlässigt, oder falsch behandelt wurden, insonderheit mit vielen Aderlässen ohne örtlich reizende Mittel; diese dürfen selbst dann nicht vernachlässigt werden, wenn im Allgemeinen der schwächende Heilplan befolgt wird. Hätte der Vf. in dem S. 263 erzählten Falle, statt kühlender Umschläge, reizende machen lassen: so würde der, an einer Lungenentzündung Leidende zuverlässig gerettet worden seyn. S. 266. Zeichen der in Lungenfucht übergehenden Pneumonie. Der ursprüngliche Lungenabscess S. 277, d. h. ein Abscess, der durch irgend eine vorübergehende Ursache ent-

standen war, eine *Vomica*; dawider werden Aderlass, antiphlogistisches Verhalten, Moxa, Fontanelle u. s. w. empfohlen. *Lymphatische Vomica*, S. 285. *Brustwunden, Engbrüstigkeit.* Abschnitt 2. *Das venerische, scorbutische, skrophulöse und rachitische Miasma.* S. 289. *Venerisches Gift.* Der Vf. meint mit Sims, dafs das venerische Gift sich in einer Drüse mehrere Jahre unthätig verhalten, und durch einen Zufall in Bewegung gesetzt werden könne. Die S. 291 erzählte Heilung einer syphilitischen Auszehrung mit der Tisane des Vigarous ist sehr merkwürdig; der Vf. hätte von dieser Tisane, die er oft empfiehlt, das Recept mittheilen sollen; es steht in den *Observations sur la complication des sympt. vénériens par M. Vigarous* S. 128. Der Vf. empfiehlt hier auch das oxygenirte salzsaure Quecksilber (Sublimat). *Scorbutisches Gift.* S. 296. Fleckige Haut sey ein besonderes Zeichen seines Daseyns. (Die morgentliche Mattigkeit wird auch bey anderen Krankheiten, z. B. Hypochondrie, Hysterie bemerkt.) Mittel dagegen sind Milch, Molken, Säuren und Kräuter. *Skrophelgift.* S. 301. Die Heilmittel gegen Skropheln und gegen Lungenfucht müssen hier vereinigt werden, die kräftig auflösenden, die zähe Lymphe zu schmelzen (?), Schierling, Kalkwasser, China, eisenhaltige Mineralwasser. *Rachitisches Gift.* S. 312. Auch ein eigener Stoff, der sich auf die Lungen wirkt!! Dieser Abschnitt scheint weniger vollendet, viel Schwankendes; schickliche und unschickliche Mittel verbunden! *Abschn. 3. Unterdrückte gewohnte Ausleerungen, zurückgetriebene Hautkrankheiten.* *Das Monatliche.* Wenn nach Unterdrückung desselben eine ungewöhnliche Wärme im Körper, mit rothen Wangen, trockenem Husten u. s. w. bemerkt wird: so ist Gefahr vorhanden. *Hämorrhoiden.* Die zurückgetretenen schleimigen noch leichter, als die rothen. Das Schierlingsextract mit Rhabarber sey das beste Mittel gegen Hämorrhoiden. *Der weisse Fluß.* Durch Unterdrückung. Der Vf. giebt blofs Mittel gegen den weissen Fluß an, nicht gegen die Folgen der Unterdrückung desselben. *Der Milchstoff.* Durch plötzliche und allmähliche Zurücktretung, oder durch Selbststillen bey reichlicher Milchabsonderung und Abnagerung mit Zeichen der Lungenfucht. *Eiternde Geschwüre.* Wenn sie geheilt werden. Am ersten Steischisteln. Mittel: Ableitung der eiterartigen Materie auf die alte Stelle. *Gichtstoff.* Diese Lungenfucht befällt blofs alte Leute. Das *phorische und Flechten-Gift.* Lauter Schärfen, Säfte und Stoffe! —

Thail II. Friesel-, Pocken-, Maser-, Scharlach- und Keichhusten-Materie. Unvollkommene Krisen. Durch metallische Zubereitung unterdrückte Ausdünstung hätte nicht besonders erwähnt zu werden verdient. *Örtliche Schweisse* der Füße u. s. w. *Abschn. 4. Das Wehethun (les efforts).* (Es ist gewiss die Lungenfucht weit öfter die Folge vom Wehethun, wenn es aus schnellem Wechsel der Lungencur, als wenn es blofs von Anstrengung entstand.) *Abschn. 5. Die Wallung.* Eine beissende Wärme über den ganzen Körper. Die Ursache sey Überfluß an Wärmestoff. Anzeige: kühlende Mittel. Ist nicht befriedigend. *Abschn. 6. Ausartung der nervösen und melancholischen Krankheiten in Lungenfucht.* Sie sey eine Folge der corrodirenden oder verdickenden Ei-

genschaft der *melancholischen* Schärfe!? Diese melancholische Feuchtigkeit sey außerordentlich dick und zähe und pechartig!! Dieß heist doch in der Humoralpathologie zu weit gegangen, wenn man eine pechartige melancholische Schärfe annimmt! Doch sagt der Vf. selbst, er habe hier das vielleicht nicht sehr wichtige Raisonement der Ärzte beybehalten. Er würde besser gethan haben, es ganz wegzulassen! *Abschn. 7. Ausartung gastrischer Krankheiten in Lungenfucht.* Auch dieser Abschn. hätte wegbleiben können, denn es ist bloß Lungenfucht mit gastrischer Complication dargestellt.

II Abtheilung. Von der wahren Lungenfucht, und den Mitteln, ihren Fortgang zu hemmen. Diese Abtheilung muß, der Natur der Sache gemäß, weit kleiner seyn, als die erste, da sich gegen die ausgebildete Lungenfucht wenig oder nichts ausrichten läßt. Der Vf. nimmt drey Arten der Lungenfucht an, eiternde, knotige oder tuberculöse, und schleimige oder lymphatische. *Cap. I. Eiternde Lungenfucht.* In diesem Falle zerfällt ein offenes Geschwür die Lungensubstanz, die sich selbst in einem aufgelösten, schmelzenden Zustande befindet. Sie befällt Personen von zartem Körperbau und heftigen Leidenschaften (Affecten). Sie fängt mit Blutspen, mit Hitze in der Brust, feststehendem Schmerz, Husten u. s. w. an, ist mit Fiebern begleitet u. s. w. Das Gemälde, das der Vf. entwirft, ist richtig und genau gezeichnet. Doch scheint der Vf. darin nicht hinlänglich exact zu seyn, daß er auf einmal, ohne eine Unterabtheilung gemacht zu haben, von den verschiedenen Symptomen der Lungenf. mit einem Geschwür, und derjenigen mit einem geschwürähnlichen, ulcerösen Zustande spricht, und diese beiden Arten unterscheidet, ohne genau zu bestimmen, was er unter einem geschwürähnlichen Zustande verstehe, und ohne anatomische Unterscheidungszeichen; überhaupt scheint die Anatomie dieser Krankheitsform zu kurz und oberflächlich abgefertigt zu seyn. S. 45. 46. 48. Er nimmt drey Perioden der Lungenfucht an. Die Ursachen, warum die Lungenfucht unheilbar seyn müsse, scheinen nicht gegründet zu seyn. S. 55. Um ein Geschwür zur Vernarbung zu bringen, muß man es 1) reinigen (soll heißen: die Theile zweckmäßig erregen, daß durch eine gute Eiterung Granulationen entstehen), dieß kann bey dem Lungenfuchtwürde auch Statt finden; 2) gegen den Zutritt der Luft schützen; dieß thut die Natur durch den Schorf und zum Theil durch den Eiter; 3) dem kranken Theile vollkommene Ruhe verschaffen, — allein dieß ist nicht unumgänglich nöthig, da Darmwunden heilen; und endlich 4) müssen die Säfte eine gute Mischung haben, diese können bey der Resorption des Eiters in den Lungen nicht Statt haben! — Es leuchtet ein, daß dieß eine precäre Ansicht ist. Die Unheilbarkeit der Lungenfucht *a priori* möchte sich wohl schwerlich beweisen lassen. Die Verderbnis der Säfte spielt lange die wichtige Rolle bey der Lungenfucht nicht, die der Vf. glaubt. S. 64. *Diagnostik des guten und schlechten Eiters.* S. 70. *Heilanzeigen.* Die erste Anzeige sey Mittel gegen die hektische Hitze und schleichende Lungenentzündung. Strenge Diät, Vegetabilien. Dem Raisonement S. 73 zufolge, daß man alle heterogenen, ins Blut übergehenden Substanzen vermeiden müsse, würde man mehr anima-

lische, als vegetabilische Diät empfehlen müssen! — Alles nach den älteren Ansichten der Humoralpathologie! Die Schärfe des Bluts soll eingewickelt werden u. s. w., Milch, besonders Esels-, Ziegen-, Frauen- und Pferde-Milch, Kräuter, zartes Fleisch, frische Kräutersäfte (hier gehe man ja behutsam, wenn man nicht noch Ubelärgern machen will, denn nichts ist einem schwachen Magen lästiger, als frische Kräutersäfte), Bäder, Aderläß, Mohnsaft. *Zweite Anzeige. Mittel, die Geschwüre zu vernarben.* Ableitungsmittel, künstliche Geschwüre; das glühende Eisen an verschiedenen Stellen auf der Brust, dem Rücken u. s. w. — Diese Methoden sind sehr alt; schon zu, ja vor Hippokrates Zeiten wendete man sie an; abführende, Brech-, Niefs-Mittel, Diuretica, Diaphoretica, Bewegung, auflösende Mittel, Antiphlogistica, Aconit, Schildkrötenbrühen, Schwefel, Mineralwässer, Balsame, Kalkwasser, Asphaltöl, *Antihæcticum Potum*, Eicheln, Andorn (*Marrubium album*), *Chenopodium botrys*, Polygale, isländisch Moos, *Agaricus deliciosus* und *piperatus*, Gasarten, Sauerstoffgas, Strahlluft, Dämpfe. *Dritte Anzeige. Mittel die Auflösung der Säfte zu verhüten, und ihre Schärfe zu verbessern.* Antiseptische Mittel: Rüben, rothen Kohl, Zucker, Syrup, Honig, Calabassen-, Carotten-, Schnecken-, Eyer-Syrup; antiscorbutische Mittel: Bierwürze, Fichtensprossen, Bitterlöss, Brunnenkresse, Säuren; zusammenziehende Mittel: China, kohlenfaures Gas, Schwefelkalk, — nichts vom Bley. *Hervorstechende Erscheinungen bey der Lungenfucht.* S. 194. Erscheinungen der Perioden, der phthisische Husten, Brustzufälle, Abmagerung, Schlaflosigkeit, Schweiß, Durchfall. *Cap. II. Von der knotigen Lungenfucht.* Sie entsteht vor der Eiterung übergehenden Lungenknoten, und ist unter den gewöhnlichsten. Sie fängt auf verschiedene Art an. Die Schilderung derselben ist treffend, aber keines Auszugs fähig. Von der Anatomie wenig. Die Behandlung ist nicht sehr von der Cur der eiternden Lungenfucht verschieden, der Plan derselbe, die Mittel bloß zum Theil verschieden. Aderlassen im Anfange, wenn die Knoten in Entzündung überzugehen drohen, balsamische Mittel, stüoxygenirtes salzsaures Quecksilber (Sublimat), auch andere Präparate desselben, *Cicuta*, *Phellandria*, *Lactuca virolosa*, Schweigen, Erdbäder, Diät. Die Transf. nennt der Vf. mit Unrecht eine allen Gesetzen des thierischen Organismus zuwiderlaufende Chimäre. Auch wäre es besser, wenn statt der deutschen Namen der Pflanzenmittel die botanischen angegeben wären. *Cap. III. Schleimige oder lymphatische Schwindfucht auf 10 Blättern.* Sie ist entweder primär oder secundär; die entzündliche kann in die schleimige übergehen. Sie soll ihren Sitz in den Bronchialdrüsen haben. Es seyen auch hier zu viel schlechte Säfte vorhanden, und fehle den Organen an Kraft, sie zu animalisiren; gelangen sie nun zu den Eingeweiden, wo Stockungen entstehen, z. B. in die Lungen; verursachen sie schleichende Congestionen. Sie läßt sich eher, als die anderen heilen. Die einschneidenden Brust- und diaphoretischen Mittel seyen angezeigt. Die Diät der obigen entgegengesetzt. Milch, Sago, Salep seyen nachtheilig, Fleischiast, ferre, gepen mit Gewürz, Wein, Brechmittel, abführende Mittel (1), kühlende, tonische, aromatische, Cauterien, Feuer, Mineralwässer. — Der Vf. nimmt auch bey dieser Form eine Vertheilung der Lungen an, und in sofern wäre sie keine eigne Form, sondern nur eine ulceröse oder tuberculöse Lungenfucht mit vertheilter Schleimabsonderung complicirt. Hätte der Vf. sich die Aufmerksamkeit der deutschen Ärzte neuerer Zeit bekannt gemacht, und wäre er nicht so ganz und gar der Säftetheorie ergeben, so würde diese Schrift unstreitig noch mehr Vollkommenheit erlangt haben. Indes ist sie bis jetzt das vollständigste, was wir über diese Krankheitsform haben, und ihre Lehre jedem Arzte zu empfehlen.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 8 MAY, 1810.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Dunker u. Humblot: *Idee einer arithmetischen Staatskunst mit Anwendung auf das Königreich Preussen in seiner gegenwärtigen Lage.* Von Friedrich Buchholz. 1809. 376 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wiederherstellung eines besseren Verhältnisses des Werthes des Geldes zu dem Werthe der Sachen, ist das Thema dieser Schrift. Dieses könne, wie der Vf. bemerkt, weder durch Erhöhung des Nominalwerthes des Geldes, noch durch Vermehrung desselben allein, noch durch Papier-Geld, sondern einzig und allein durch Erhöhung des Sachwerthes des Geldes geschehen. Diesen Sachwerth habe man bisher gar nicht erwogen, sondern man habe immer nur an den Geldwerth der Sachen gedacht, und nur davon gesprochen; gleichwohl komme hierauf so Vieles an. Wie seltsam, als ob es nicht ganz auf Eins heraus käme, ob man sagt, der Geld-Werth der Dinge sey hoch, oder der Sach-Werth des Geldes sey gering. Mit dieser neuen Entdeckung, worauf der Vf. sich so viel zu Gute thut, sieht es also sehr schlecht aus, und sie besteht in nichts Anderem, als in Umkehrung der Worte. Eben so ist es mit den neuen Aufschlüssen, welche er über die Gesellschaft, über Arbeit, über Geld geben will. Durchaus nichts Neues, und was etwa neu ist, ist schief, nichts sagend. Denn worin anders, als in den Worten, unterscheidet sich die Erklärung des Geldes, welches ein Mittel zur Ausgleichung gesellschaftlicher Beschäftigungen genannt wird, von dem, was wir längst wissen? und was ist an der anderen Erklärung, nach welcher es als Mittel zur gesellschaftlichen Existenz angesehen wird, Wahres, was uns nicht längst bekannt wäre? Auch die Ideen über den Preis der Dinge, über Theuerung und Wohlfeilheit, sind nicht richtig, nicht gehörig geläutert. Denn ein hoher Preis der Dinge, oder geringer Werth des Geldes, sobald solcher allgemein ist, und sich auf Alles gleich erstreckt, hat nichts Übles, wenigstens neben dem Ubeln so vieles Gute, daß es unentschieden bleibt, was besser ist, ein hoher oder niedriger Preis. Nur ein stetes Wechseln der Preise, und ein großer Unterschied, ein Mißverhältniß zwischen den Preisen gewisser Dinge und zwischen den übrigen Erwerbsmitteln, ist ein Übel, welches um so größer ist, je mehr dieses Mißverhältniß zwischen Gegenständen des ersten Bedürfnisses und den gewöhnlichen Er-

S. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

werbsmitteln Statt findet. Ist es hingegen in einem Lande eben so leicht, das Sechsfache oder Zehnfache zu erwerben, als in einem anderen das Einfache: so ist es natürlich auch kein Übel, das Sechsfache für das zu bezahlen, wofür man hier das Einfache giebt. Und finden sich in einem reichen Lande mehr Arme, ist der Betrag dessen, was jährlich gestohlen wird, von großer Bedeutung: so hat dieses ganz andere Ursachen, als den geringen Geldwerth. Hauptsächlich rührt dieses daher, weil die Gesellschaft in reichen Staaten in einem sehr hohen Grade ausgebildet ist, und zu der bloß physischen Existenz, zu welcher die Natur, außer der Luft und dem Tageslichte, gar nichts unentgeltlich hergiebt, theils weit mehr gehört, theils aber auch die Menschen mit einer bloß physischen Existenz nicht zufrieden sind. Was verlangen, um bey dem vom Vf. gewählten Beyspiele Englands stehen zu bleiben, nicht die englischen Armen gegen die Armen in Polen, und wie viel giebt nicht hinwiederum die Natur den Armen in schlecht bevölkerten unangebauten Gegenden umsonst, was in einem stark bevölkerten und angebauten Lande einen hohen Preis hat, z. B. Feuerung, so manches wild wachsende Nahrungsmittel. — Und endlich glaubt denn der Vf., daß es anderwärts besser aussieht, weil kein Colquhoun das Übel aufgedeckt hat? Glaubt er, daß man da keinen Stoff zum Klagen habe, wo man schweigt?

Das Mittel, wodurch der Vf. allem Übel abhelfen und den Sachwerth des Geldes erhöhen will, besteht darin, daß der Ackerbau wieder in ein anderes Verhältniß zu den übrigen gesellschaftlichen Verrichtungen gebracht werde, und daß ihm nicht ferner die hohen Belohnungen bewilligt werden, welche ihm in den letzten Zeiten zu Theil geworden sind. Zu diesem Ende müsse dafür gesorgt werden, daß die ersten Bedürfnisse, die Früchte des Ackerbaues, zu einem niedrigeren Preise zu erhalten stünden. Es sey zwar Unsinn, zu sagen, ein Scheffel Korn solle so und so viel kosten; aber sagen, der Scheffel Korn solle nicht mehr kosten, als die Gesellschaft bezahlen dürfe, wenn sie bestehen solle, enthalte Sinn und Verstand. — Wie viel ist dieses? wird man fragen. Wie verschieden wird die Antwort ausfallen! Und wer soll hier eine entscheidende Stimme haben, der Staatsdiener, dessen Befoldung vor zwey, drey Jahrhunderten fixirt wurde, oder der Capitalist, dem sein Capital 3 — 4 pC. einträgt, oder der Handwerker, oder der Tagelöhner, oder der Producent? Es ist also klar, daß dieser weise Ausspruch zu nichts führen

H h

kann, eine Formel ist, wozu der Schlüssel fehlt. Gegen die Begünstigungen des Ackerbaues spricht der Vf. mit unbilliger Lebhaftigkeit. Um es begreiflich zu machen, daß man den Ackerbau so sehr habe begünstigen können, kommt er auf den Adel, und rügt hier besonders, daß er hauptsächlich Inhaber des Ackerbaues sey. Der Adel solle an der Spitze der Gesellschaft stehen, solle sie leiten; er dürfe sich daher mit keiner Art der Production abgeben, kein Particular-Intéresse haben, und dürfe weder Gutsbesitzer noch Kaufmann seyn. Der große Gesetzgeber Frankreichs habe dieses eingesehen, er habe daher den Erbadel nicht mit Grund und Boden und unbezahlten Diensten und Körner-Ertrag, sondern mit Geld Capitalien ausgestattet, welche von den Staatsbanken bewirthschaftet, eine sich unter allen Umständen gleich bleibende Revenü abwerfen. Diese Stelle kann zum Beweise dienen, wie der Vf. mit den bekanntesten Thatfachen umgeht. Denn es ist doch einem Jeden bekannt, daß die Dotationen und Fundationen, welche Bedingungen des erblichen Adels in Frankreich sind, in der Regel in Grund und Boden bestehen, und daß nur ausnahmsweise Dotationen in Geld Statt finden, und daß überhaupt die Belohnungen, welche der französische Kaiser seinen verdienten Großen — deren Nachkommen gewiss auch die künftigen Großen werden und bleiben sollen — ertheilt, in unveräußerlichen liegenden Gütern bestehen. Zugleich geht dessen Einseitigkeit daraus hervor. Denn hat nicht auch der Capitalist, der von Renten lebt, ein Particular-Intéresse? Wenn man den Sachwerth des Geldes ferner aus den Augen setze, fährt er fort: so stiege die Begehrlichkeit der Producenten, mit ihnen blüheten die Geldhändler, und beide ruinirten den Consumenten; stelle man hingegen den Sachwerth des Geldes sicher, indem man den Arbeiten des Ackerbaues ihren übermäßigen Lohn entziehe: so werde man allenthalben Leben verbreiten, dem Wucher steuern, dem man durch Gesetze, durch einen festgesetzten Zinsfuß nicht steuern könne. Bey allem diesem kommt manches Gute vor, aber das Meiste in einem schiefen Gesichtspuncte und mit schiefer Anwendung.

Im zweyten Abschnitte handelt der Vf. von dem Verhältnisse des Sachwerths des Geldes zu dem Geldwerthe der Sachen im Königreiche Preussen. — Daß Friedrich II einen Schatz habe sammelt, und zu gleicher Zeit doch so viele große Geldausgaben habe machen können, erklärt er daraus, daß er eingesehen habe, daß es einen Sachwerth des Geldes gebe, und daß niedrige Kornpreise das Mittel wären, hier ein richtiges Verhältniß festzusetzen. Daher errichtete er Magazine, und daher gestattete er keine unbeschränkte Ausfuhr, und bey den dadurch erhaltenen niedrigen Preisen befanden sich Alle besser; als jetzt; ausgenommen die Gutsbesitzer und Geldhändler. Friedrichs Ausspruch, daß der den Sieg davon tragen werde, der den letzten Thaler in der Tasche behalte, beweise, daß er nach deutlichen und einfachen Grundsätzen gehandelt habe. Dieser Ausspruch beweiset

aber auch zugleich, daß die damaligen Zeiten, Menschen und Sitten von den heutigen ganz verschieden waren. Denn wer würde nicht über eine solche Behauptung jetzt lachen, wo man von dem Satze ausgeht, der Krieg ernährt den Krieg, und daher jenen Satz so wenig, als den Satz, man müsse dem fliehenden Feinde eine goldene Brücke bauen, berücksichtigt. Einfachheit der Grundsätze war auch nicht gerade das, was Friedrichs Verwaltungs-System auszeichnete. Die Beantwortung der Frage, warum seit Friedrichs Tode die Behandlung des Geldes, welche im Gelde einen Sachwerth voraussetzt, der dem Geldwerthe der Sachen das Gleichgewicht halten müsse, verdrängt worden, oder nur mit wenigen Worten zu reden, warum der Preis der Dinge so gestiegen, beantwortet der Vf. sehr einseitig. Er legt den Creditssystemen alle Schuld von bey. Die Schulden, welche dadurch auf die Güter gebracht, hätten den Wunsch nach hohen Kornpreisen, nach Erhöhung des Werths der Güter geweckt; es sey ein Güterschacher entstanden, die Theilung Polens und die nicht sicher beschränkte Ausfuhr des Getreides habe dieses alles begünstigt, denn beides habe den Kornpreis steigen machen, ungeachtet es nie an Korn gefehlt. Der preussische Staat habe allein dadurch, daß die Kornpreise um das Dreyfache gestiegen, zwey Drittel seiner Macht verloren. Das Wahre, was in allem diesem liegt, verkennt Reich nicht; allein es sind dieses bey weitem die Ursachen nicht alle, ja nicht einmal die Hauptursachen, daß der Preis des Getreides seit 1790 — von hier an datirt sich eigentlich die neue Erhöhung der Preise — so beträchtlich gestiegen ist. Es würde zu weit führen, die Ursachen dieser Erscheinung alle anzugeben und zu entwickeln. Aber es bedarf nur eines Blickes in die Geschichte dieser 20 Jahre, welche in *omnibus, tam divinis, quam humanis*, so große Revolutionen hervorgebracht haben, um sich sofort zu überzeugen, daß es nicht möglich gewesen, daß in diesem Zeitraume eine einzige, oder ein paar einfache Ursachen für sich hätten wirken können. Eine neue, edlere Ansicht des Ackerbaues, ein lebhafter Handel, der Verkehr, die Stellung der Staaten unter und gegen einander, ununterbrochene kornfressende Kriege, und Expeditionen, Sperrungen, oder gänzliche Verstopfung von Quellen, welche sonst reichlich flossen, Vermehrung des Geldes und lebhaftere Circulation des vorhandenen Geldes, Emigrationen der Fürsten und der Völker, veränderte Lebensweise, zugenommene Bevölkerung, verschiedene Mißjahre, alles hat dazu beygetragen, um dieses Steigen zu bewirken, welches ohnehin, wenn man auf die Vermehrung des Geldes sieht, welche bis zu 1806 im glücklichen Norddeutschland Statt fand, und wenn man nicht das Jahr 1804 und 1805 — wo eigentliche Theuerung war — sondern auf den gewöhnlichen Stand der Preise Rücksicht nimmt, bey weitem so bedeutend nicht ist, als der Vf. angiebt, und welches an und für sich gar keine neue Erscheinung ist, indem der Preis der Früchte schon seit

ahrhundert periodisch gestiegen ist. Auch ist der Satz, daß, weil das Korn jetzt das Dreyfache koste, Preussens Macht um zwey Drittel gefallen sey, selbst dann, wenn auf das Geld so viel ankäme, als der Vf. glaubt, nicht richtig. Denn sicher ist die Summe, welche in Preussen im Umlauf war, besonders wenn man auf den lebhafteren Umlauf sieht, um ein Beträchtliches größer gewesen als zu den Zeiten Friedrichs des Großen. In großen kritischen Momenten, wie die waren, welche im Jahr 1805 und 1806 Preussen zu bestehen hatte, vermag ohnehin die Kraft des Geldes und einzelner Institutionen gerade am wenigsten. Hier kommt alles auf den Geist desjenigen, oder derjenigen an, welche die Völker und ihre Schicksale leiten. Wer von uns vermag daran zu zweifeln, die wir den Übergang Frankreichs aus der Directorial-Regierung in die Hände Napoleons erlebt haben? — Die Ursachen, warum Preussen in dem letzten Kriege so viel gelitten, sind gleichfalls äußerst dürftig angegeben. Daß der Reichere weniger ruinirt ist, als der Ärmere und vorher schon Verchuldete, ist ohnehin nichts Neues, sondern liegt ganz in der Natur der Sache, und ist in allen Kriegen der Fall. Die eigentliche Ursache liegt in der ganz eigenen Natur des neuen Krieges. Eines Theils wird der Krieg jetzt bey weitem nicht in dem Grade mit Heile geführt, wie ehemals; der Krieg muß den Krieg ernähren, er drückt daher weit mehr auf das Gewerbe, die Industrie und den Handel, und besonders hat der letzte Krieg diese Zweige menschlicher Beschäftigungen niedergedrückt, weil man in der Vernichtung des Handels auf dem Continent ein Mittel zur Vernichtung des englischen Handels gefunden zu haben glaubte. Sollte beides eines Beweises bedürfen? Wenn aber auch in und während der neuen Kriege einige Wenige vorzüglich reich geworden sind: so ist doch dieses bey weitem nicht in dem Maße geschehen, wie in anderen Kriegen, wo Lieferanten das für Geld herbeybeschaffen mußten, was jetzt mittelst der Requisitionen herbeygeschafft wird, und es würden noch Wenigere reich geworden seyn, wenn nicht jetzt Staatspapiere im Umlauf wären, wovon man ehemals gar nichts, oder doch weit weniger wußte, und bey welchen ein kühner reicher Mann, der zu wagen weiß, viel gewinnen kann. Von der Schilderung des Zustandes des preussischen Staats geht der Vf. zu den Mitteln über, diesem Staate nicht nur die alte Kraft wieder zu verschaffen, sondern ihm eine noch regere neue Kraft mitzutheilen. Den neuen Mafsregeln des Gouvernements schenkt der Vf. einen Beyfall, nur nicht der von der Regierung erhaltenen Erlaubniß der Ausfuhr des Getreides, ungeachtet solche damals nur auf den Weizen eingeschränkt war. Nicht weil er unbedingt gegen alle Ausfuhr sey, sondern weil ihm Preussischen die Ausfuhr nicht eher Statt finden dürfe, bis der Marktpreis so tief gefallen sey, daß es den Agricultoren an Aufmunterung ehle, und bis der Werth des Geldes wieder so hoch gestiegen sey, als er wegen des großen Capitals, welches aus dem Lande gegangen, nothwendig stei-

gen müsse, wenn die Gesellschaft bestehen soll. Zu dem Ende müsse man sich von dem auswärtigen Handel entfernen, und auf den inneren Handel einschränken, die landschaftlichen Creditsysteme müssen auf den Punct zurückgeführt werden, auf welchem sie zu Friedrichs des Zweyten Zeit gestanden, als zu welcher Zeit die Güter einen angemessenen Realwerth gehabt hätten. Um dieses und alles, was sonst Noth sey, zu bewirken, müsse ein strenges Verbot der Kornausfuhr auf unbestimmte Zeit gegeben werden. Die wohlthätigen Folgen, welche aus dieser Mafsregel hervorgehen würden, würden die Nachteile bey weitem überwiegen. Ausser diesem müsse man aber auch dafür sorgen, daß das Geld aus den Behältern, in welches es sich übermäfsig gesammelt habe, einen freyen Ablauf erhalte. Dieses würde dadurch bewirkt werden, wenn man den Juden, den vorzüglichsten Geldhändlern, Grundeigenthum zu erwerben gestattete, besonders würde dieses bey dem vorseyenden Verkauf der Domainen sehr vortheilhaft seyn. Dieses sind die Hauptideen, so viel Preussen angeht, und es würde zu weit führen, uns über das Detail und so manche dreiste Behauptung des Vfs. herauszulassen. Ohne entscheiden zu wollen, ob für die preussischen Staaten jetzt Freyheit der Korn-Ausfuhr, oder Ausfuhr-Verbote aus anderen Ursachen nothwendig sind, als welches immer nach den Umständen zu entscheiden ist, und ohne untersuchen zu wollen, ob in allen Provinzen des preussischen Staates, in welchen jetzt der Landbau blühet, je ein blühender Landbau entstanden wäre, und fortauern würde, wenn derselbe nicht besondere Aufmunterungen gehabt hätte, und behalte, und ohne zu erörtern, in wiefern ein an Gelde armes Land wohl thue, den Zuflufs des baaren Geldes aus dem Auslande abzuschneiden, wollen wir nur die Frage aufwerfen, ob es für einen einzelnen Staat, wie Preussen, vortheilhaft sey, wenn das Geld in demselben wieder zu dem Werth steige, in welchem es vor 25 — 30 Jahren war. Wenn ein Staat, vermöge der Beschaffenheit seines Bodens und seiner Lage, des Verkehrs mit anderen Völkern entbehren, und die hauptsächlichsten Bedürfnisse aus eigenen Producten befriedigen kann, — ein Fall, der nicht einmal bey Frankreich Statt findet: — so mag es nicht viel darauf ankommen, ob das Geld bey ihm in einem hohen oder in einem niedrigen Preise steht. Sobald aber ein Staat von anderen Nationen Manches einkaufen muß: so verliert ganz natürlich derjenige, bey welchem das Geld einen hohen Werth hat, denn jede Nation setzt die Preise der Dinge nach den bey ihr Statt findenden Verhältnissen fest. Preussen ist nun in der Lage, daß es, wenn es nicht zur äußersten, an wahre Rohheit grenzenden Einfachheit zurückkehren will, auch dann noch, wenn es sich des Zuckers und Kaffees entwöhnt hat, doch nothwendig manche Producte von anderen Nationen ziehen muß, z. B. Baumwolle, Seide und baumwollene und seidene Waaren, Färbestoffe, Medicinalwaaren, Weine u. s. w. Hiebey wird ihm nun der einheimische

hohe Werth des Geldes auf eine sehr nachtheilige Weise fühlbar werden. Überdies wird ein sehr niedriger Preis des Getreides nothwendig die Folge haben, daß, aller deshalb getroffenen Vorkehrungen ungeachtet, dennoch viel Getreide in die benachbarten Länder, sobald in solchen höhere Preise Statt haben, gehen wird, und dieses wird denn bald die Folge haben, daß die Getreidepreise durch die Sperre nicht so tief werden herabgebracht und so niedrig gehalten werden können, als der Vf. glaubt und wünscht. Und welche neue Zerrüttungen werden erfolgen, wenn die Ausfuhrverbote einmal wieder aufgehoben werden, und der künstlich gespannte Bogen losgelassen wird? Schwerlich möchten daher diese Vorschläge so wirksam und so segensreich seyn, als der Vf. glaubt, und schwerlich möchte einem verarmten Staate durch einfache und Isolirung von anderen Staaten voraussetzende Mafsregeln zu helfen seyn. Rec. ist vielmehr für seinen Theil überzeugt, daß des Vfs. Vorschlag, welcher von gar keiner Wirkung seyn kann, wenn nicht mehr Getreide vorhanden ist, als zum eigenen Bedarf erfordert wird, in dem Falle, wenn nun Getreide unverkauft liegen bleibt, nur dazu beytragen wird, die hauptsächlichste Quelle zu verstopfen, aus welcher ein neuer, besserer Zustand hervorgehen, und wovon die Heilung der so tief geschlagenen Wunde ausgehen kann. Gewiss wird aber mit der Rückkehr eines wirklichen Friedens das verlorene Gleichgewicht zwischen dem Bedarf und den Mitteln allmählich wieder hergestellt

und den hie und da angehäuften Capitalien ohne alle künstlichen Mafsregeln ein freyer wohlthätiger Abkauf eröffnet werden. Inzwischen hat Rec. nichts dawider, wannallen Geldhändlern, sie mögen eines Glaubens seyn, wie sie wollen — im Grunde sind doch alle nur Eines Glaubens — der Ankauf liegender Gründe freygegeben wird, er hält vielmehr solchen für sehr gut.

Am Schluffe sucht der Vf. zu zeigen, wie das in Vorschlag gebrachte Mittel auch auf die übrigen Staaten wohlthätig angewandt werden könne, wober denn natürlich über England das so oft ausgesprochene und in allen Pamphlets nachgesprochene Todesurtheil wiederholt wird. Doch scheint dieser Staat, von welchem uns seit mehreren Jahren nur alles Nachtheilige und alle gefährlich scheinende Symptome zu Ohren gekommen sind, eine Lebenskraft zu haben, von der man nicht gern spricht, und welche die Todesprophetzungen, deren wir so viele erhalten haben, zu Schanden macht. Auf Veranlassung der letzten schwedischen Revolution macht der Vf. auf die vielen Thronrevolutionen in diesem Reiche aufmerksam, und bemerkt bey der letzteren: sie beweiße, daß es den Königen nicht erlaubt sey, gegen den Vortheil der Völker zu handeln, andern Spitze sie stehen. Wenn doch dieser Satz, dessen Wahrheit durch den endlichen Ausgang mancher Unternehmung so oft bestätigt ist, eingesehen, gebieterisch erwogen und beachtet würde!

PN.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Schleswig, b. Röhrs in Commission: Über den richtigen oder nachtheiligen Zusammenhang der Stadt- und Land- Nahrungsgeschäfte, dessen Einfluß in die Vertheidigungskräfte eines selbstständigen Staates, bewiesen aus der Natur und Anwendung der wahren Capitalien. Beygefügte vollständige Erläuterungen des gerechten Verhältnisses zur Besteuerung landwirthschaftlicher Grundstücke u. s. w. Von dem Capitain F. G. L. H. von Just. 1803. XXIII und 110 S. 8. (12 Gr.)

Der Vf., der die Gabe des Vortrags durchaus nicht hat, und das Deutsche sogar bis zur Unverständlichkeit unrichtig schreibt, hat auch noch den Fehler, daß er die Ideen, von denen er ausgeht, und die Resultate, zu denen er hinführen will, nicht auszeichnet, und seine Leser so immer in Ungewissheit läßt, wovon sie eigentlich belehrt oder überzeugt werden sollen. Dabey mangelt es ihm an Belesenheit so sehr, daß er oft etwas ganz Neues zu sagen glaubt, indem er doch nur etwas recht Bekanntes sagt; oder Sätze mit vieler Mühe widerlegt, an die schon längst Niemand mehr gedacht hat. Er ist also kein Schriftsteller, der sonderliche Aufmerksamkeit verdient; ob man gleich gestehen muß, daß er kein ganz schlechter Beobachter und Denker ist.

Unseres Erachtens ist es die Pflicht kritischer Blätter, ihr Publicum mit Büchern der Art gerade vorzüglich bekannt zu machen, um ihm das unnütze Lesen derselben zu ersparen. Diese Pflicht wollen wir also hier auch, jedoch mit so wenigen Worten, als möglich, erfüllen. — Der Vf. hat es, ob er es gleich nirgends sagt, doch unverkennbar mit Dänemarks sogenannten Herzogthümern zu thun. An dem neu eingeführten Steuerfusse mißfällt es ihm, daß derselbe auf Geld gesetzt ist, das gegen die Producte des Bodens einen so sehr relativen Werth hat. Die Städte, besonders die Land-

städte, die keinen auswärtigen Handel haben, und nur die gemeinsten Kunstzeugnisse liefern, hält er dadurch für so schwer; und behauptet nun, daß die Abgabe vom Boden zwar verhältnismäßig zu dem wahren Ertrage desselben, doch so weit erhöht werden müßte, daß der Staat seinen Aufwand nach dem Bedarfe, den der Geist der Zeit erfordert, davon bestreiten könne, und zugleich die Städte dadurch erleichtert, und in den Stand gesetzt werden, sich auch wieder zu heben. Dem Landmanne könne es nicht gleichgültig seyn, ob die Städte in blühendem Zustande erhalten werden oder nicht. Denn sie geben den Producten des Bodens ihren wahren Werth, und vermehren die Bevölkerung, so daß jedem Staate um so mehr gelegen seyn müsse, je mehr er sich bey der Wendung, die die Sachen jetzt in der Welt genommen haben, am Ende doch nur durch Krieg zu erhalten hoffen dürfe. Da England das Brod, dessen es bedürftig ist, nicht mehr ganz selbst baue, sondern mit den Erzeugnissen seines Kunstfleißes erkaufen müsse, und Frankreich denselben angeachtet noch eine so große Eifersucht gegen dieses Reich zeige; so könne man an diesem Beispiele abnehmen, wie wichtig ein Manufactur-Staat sey. Die Abgaben vom Boden läßt der Vf. vom vierten Korné, das derselbe trage, mit jedem halben Korné, um das sich der Ertrag beheim, in arithmetischer Progression steigen; so daß, wenn vier Korné eins geben, viertheil Korné zwey, fünf Korné drei u. s. w. geben sollen. Für die Freyheit des Handels steht er nicht ohne Einschränkung. Mehrere mittelmäßige Städte hält er für den Ackerbau nützlicher als wenige große, so eben die Volksmenge haben u. s. w. Aus dem Angeführten wird man nun, wie wir hoffen, wohl wenigstens den Tadel des Buches verstehen.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 9 MAY, 1810.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

AMSTERDAM, im Kunst- und Industrie-Comptoir:

Die Hebräerin am Putztische und als Braut. Vorbereitet durch eine Übersicht der wichtigsten Erfindungen in dem Reiche der Moden bey den Hebräerinnen von den rohesten Anfängen bis zur üppigsten Pracht. Von A. Th. Hartmann, Professor am Gymnasium zu Oldenburg. I Th. 1809. m. K. XXXVI u. 466 S. II Th. mit sieben Kupfern. 538 S. III Th. oder *Anhang*, enthaltend die Erklärung der Kupfertafeln, ein Verzeichniß der Quellen, ausführliche Erläuterungen und ein dreyfaches Register. 1810. 448 S. 8. (7 Thlr. 4 gr.)

Auch unter dem Titel:

Übersicht der wichtigsten Erfindungen in dem Reiche der Moden bey den Hebräerinnen von den rohesten Anfängen bis zur üppigsten Pracht. Von A. Th. Hartmann.

Untersuchungen über Luxus und Moden alter Völker, so geringfügig sie einem oberflächlichen Blick auch bisweilen scheinen mögen, greifen dennoch so tief in die Sitten- und Cultur-Geschichte des menschlichen Geschlechts, in die Geschichte des Handels, des Verkehrs, der öffentlichen und häuslichen Verhältnisse der Völker ein, lassen oft so überraschende Blicke in den Charakter und in die Denkweise der Menschen thun, die durch Zeit und Raum weit von uns getrennt sind, daß jeder neue Versuch, unsere Kenntnisse über solche Gegenstände zu erweitern, mit Dank aufgenommen zu werden verdient. Das vor uns liegende Werk, welches sich mit dem Luxus und den Moden eines der ältesten Völker, des hebräischen, beschäftigt, muß daher nicht allein die Aufmerksamkeit des Auslegers der heiligen Schriften der Hebräer, sondern überhaupt eines Jeden, dem die Kenntniß der Sitten und Cultur der Vorzeit nicht gleichgültig ist, auf sich ziehen. Seinen Beruf zu Untersuchungen über Gegenstände des asiatischen Alterthums hat der Vf. durch mehrere mit dem verdienten Beyfall aufgenommene Schriften, noch neuerlich durch seine *Aufklärungen über Asien*, bereits zur Genüge bewährt. Die ausgebreitete und zweckmässig angewandte Belesenheit, die gründlichen Sprach- und Sach-Kenntnisse, den Scharf sinn und die oft glücklichen Combinationen, durch welche sich seine früheren Schriften empfehlen, findet man in dieser neuesten noch in höherem Grade vereinigt. Um den Lesern dieser

S. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

Blätter von der Reichhaltigkeit einen Begriff zu geben, soll unsere Anzeige zuerst eine Übersicht des Ganges, welchen die Untersuchungen des Vfs. nehmen, im Zusammenhange darlegen, und dann einige einzelne Theile derselben, in welchen sich die Vorstellungen des Vfs. von den gewöhnlichen Ansichten entfernen, besonders ausheben.

Nach einer *Einleitung*, welche auf die Erscheinung aufmerksam macht, daß bey den asiatischen Völkern die Formen der Bekleidung, wie der übrigen Lebensweise, dem Wechsel der Moden weit weniger unterworfen sind, als bey den Völkern des westlichen Europa's, beginnt der Vf. mit Untersuchungen über die Stoffe und Materialien, welche die drey Reiche der Natur zu der Bekleidung der Hebräerinnen lieferten. Um zugleich die stufenweisen Fortschritte des menschlichen Erfindungsgeistes in Behandlung und Bearbeitung jener Materialien bemerklich zu machen, verfährt der Vf. chronologisch. Die Geschichte der Materialien der Bekleidung und des Putzes der Hebräerinnen während des *ersten* Zeitraums, von den frühesten Zeiten bis zur Einwanderung der Hebräer in Ägypten, konnte, bey dem Mangel gleichzeitiger Nachrichten, nur muthmaßlich nach den Ansichten entworfen werden, welche noch jetzt Völker darbieten, die sich ungefähr auf derselben Stufe der Cultur befinden, auf welcher die Hebräer jener frühesten Zeiten stehen mochten. Bekleidung und Putz wenig cultivirter Völker sind sich bey gleichem Klima und gleicher Lebensweise im Ganzen immer sehr ähnlich. Da der Vf. mit mehreren Neueren die Abfassung der Genesis in ein sehr spätes Zeitalter herabsetzt, und den in derselben enthaltenen Erzählungen nur einen sehr beschränkten historischen Werth zugesteht: so gab er eine Darstellung der Bekleidung in jener frühesten Periode, wie sie ihm im Geist so früher Zeiten und in der Beschaffenheit des Beduinenlebens gegründet zu seyn schien. Die Häute oder Felle, die die Hirten den aus ihrer Heerde geschlachteten Rindern, Schafen und Ziegen, oder den erlegten wilden Thieren abgezogen, und an der Sonne oder dem Feuer getrocknet hatten, gaben ohne Zweifel die erste Bedeckung der Blöße und Schutz gegen die Witterung. Da aber die Felle in ihrer rohen Gestalt wegen ihrer Unbiegsamkeit sich dem Körper zu wenig anschmiegen, und auch einen zu widrigen Anblick gewähren: so suchte man diesen Unbequemlichkeiten gewiss schon früh durch wiederholtes Waschen, Stampfen, Klopfen, und ähnliche Bearbeitungen, die wir noch bey rohen Völkern angewandt

finden, oder durch häufiges Einreiben mit Fett oder Talg abzuheilen. Die Verarbeitung der Thierhaare zu Stricken und Seilen, die sie bey dem Befestigen der Zelte, bey dem Wassers schöpfen, und bey so manchen anderen Bedürfnissen ihrer Lebensart nicht entbehren konnten, mußte den Übergang zu der Kunst, *Filze* zu verfertigen, sehr erleichtern. Den Ursprung der Sitte, die Lippen und Arme zu punctiren, und in die auf der Stirn, den Händen und anderen vorzüglich in die Augen fallenden Theilen des Körpers eingesetzten Figuren dunkles Pulver zu streuen, setzt der Vf., mit Wahrscheinlichkeit, schon in diese erste Periode. Bedeutende Fortschritte in der Verarbeitung der Kleidungs-Stoffe mußten aber die Hebräer während des zweyten Zeitraums machen, welcher ihren Aufenthalt in Aegypten in sich faßt. In Aegypten, welches wir zu der Zeit, als Jakobs Familie daselbst sich niederließ, als einen vollkommen organisirten Staat erblicken, hatten die Webereyen damals bereits einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreicht, daß die Gattung von leinenen und baumwollenen Zeugen, die unter dem Namen *Byssus* bekannt ist, und unstreitig mit unserem Battist, Kammertuch oder Musselin verglichen werden kann, zu Prachtgewändern genutzt wurde. Hier lernten die Hebräer nicht nur den Flachs und die Baumwolle kennen, sondern sie hatten auch Gelegenheit, sich von den einzelnen zur Verarbeitung dieser nützlichen Naturerzeugnisse erforderlichen Vorrichtungen zu unterrichten. In Aegypten lernten die Hebräerinnen höchst wahrscheinlich auch die verschiedenen Arten sich zu schminken, und den Gebrauch der mancherley Gattungen von Wohlgerüchen kennen, wovon ein eigenes Capitel ausführlich handelt; ein anderes zeigt die Wichtigkeit der ägyptischen Mineralien für den Putz. In dem dritten Zeitraum, von der Wanderung der Hebräer durch die arabische Wüste bis zu ihrer Ansiedelung in Palästina, setzt der Vf. die Verarbeitung von Kamel- und Ziegen-Haaren zu Zeltumhängen, Fußdecken, Schlafteppichen, Kleidern und anderen Bedürfnissen. Der vierte Zeitraum, von der Besitznahme Palästina's durch Josua bis zu Davids Tod, beginnt mit einer Beschreibung der einzelnen Vorrichtungen und Werkzeuge, deren sich die Hebräerinnen bey der Verarbeitung des Flachses und der Wolle zu ihren mannichfaltigen Webereyen bedienten. Um eine vollständige und deutliche Übersicht zu gewinnen, beschränkte sich hier der Vf. nicht allein auf den bezeichneten Zeitraum; sondern er zog alle die späteren jüdischen Schriftsteller, die in dieser Materie Beachtung verdienen, mit Einschluß des Talmuds, gleichfalls zu Rathe, welches er sich erlauben zu dürfen glaubte, weil wir nicht mehr auszumitteln vermögend sind, ob die späteren Gewohnheiten nicht auch schon vor oder zu Davids Zeit herrschend gewesen sind, oder wann einzelne vielleicht nothwendig gewordene Veränderungen in diesen weiblichen Beschäftigungen zum ersten Mal eingeführt wurden. Über das Spinnen und Weben, das Walken und Bleichen, das Reinigen der Kleider und die Wollen-

färberey verbreitet sich der Vf. in zwey Capiteln sehr ausführlich; ein drittes zeigt den vortheilhaften Einfluß der Handels-Verbindung Palästina's mit den Midianitern und anderen benachbarten Völkern auf den Putz der Hebräerin. Die Untersuchungen über den fünften Zeitraum, von Salomo's Regierungsantritt bis zum babylonischen Exil, zerfallen in zwey Capitel: von dem wichtigen Einflusse des phöniciischen Handels und phöniciischen Kunstfleisses auf den Putz der Hebräerin; und von den wichtigen Folgen der Nachbarschaft Aegyptens auf die einzelnen Verschönerungskünste der Hebräerin. Das erste dieser Cap., welches beynahe den dritten Theil des ersten Bandes ausmacht, kann als eine vollständige Geschichte des Handels mit den Phöniciern betrachtet werden, welche Erörterungen über alle die Producte enthält, die entweder nach bestimmten Datis der hebräischen Schriften, oder nach Wahrscheinlichkeit Gegehnstände jenes Handels waren. Sie sind unter sechs Rubriken geordnet: metallene Zierrathen; Perlen, Korallen und Edelfeine; Wohlgerüche, Salben, und verschiedene Zubereitung derselben; Wolle nach ihren vorzüglichsten Arten; Purpur nach seinen Hauptgattungen, Karmesin nebst den daraus bereiteten Färbereyen; buntgewebte, goldgewirkte Zeuge und seidenartige Stoffe. In derselben Ordnung wird die Geschichte aller dieser Producte, während des sechsten und letzten Zeitraums, von der Rückkehr der Juden aus dem babylonischen Exil bis zur Zerstörung der Stadt Jerusalem durch Titus erzählt. Nun erst zeigt uns der Vf., im zweyten Haupttheil seines Werks, die *Hebräerin am Putztische*. In sieben Abschnitten, oder, wie sie der Vf. zu nennen beliebt hat, *Scenen*, werden alle einzelnen Stücke der Bekleidung und des Putzes der Hebräerin sehr umständlich beschrieben, und in einer *Beilage* wird noch besonders von *Schminkungen und Färbungen des Körpers* gehandelt. Der dritte Theil endlich schildert die *Hebräerin als Braut*. Als Vorbereitung läßt der Vf. eine Darstellung der Lage des weiblichen Geschlechts in Palästina, sowohl unter den Beduinen, als bey den Städtern, und eine Schilderung der häuslichen Beschäftigungen und Freuden einer Hebräerin, vorausgehen; woran sich ein eigener Abschnitt, über die Beschränkungen und Freyheiten des weiblichen Geschlechts in Palästina außerhalb des Harems, und zwey Extrablätter anschließen, von welchen das erste von den *Buhlerinnen in Palästina* oder den *hebräischen Hetären*, das andere von den *Schmeichelnamen in der Liebe bey den Hebräern* spricht. Die Schilderung der Brautwerbung, der Vorbereitungen zur Hochzeit, des Abschiedes von dem väterlichen Hause, und der Heimführung der Braut mit den sie begleitenden Feyerlichkeiten machen den Beschluß.

Um derjenigen Classe von Lesern, die bloß das reine Resultat der von dem Vf. angestellten Untersuchungen zu wissen und im Zusammenhange leicht zu übersehen wünschen, den Genuß nicht zu trüben, und durch häufige Citate und Zwischenreden die Aufmerk-

samkeit nicht zu zerstreuen, und die zahlreichen *Anmerkungen* von dem Werke selbst getrennt, und sämmtlich besonders in dem *dritten* Theile als Anhang zusammengestellt worden. Sie sind theils dazu bestimmt, die Quellen, die der Vf. benutzt hat, und die Gründe, denen er bey seinen Behauptungen gefolgt ist, nachzuweisen, theils eine Reihe dunkler Materien im Zusammenhange zu erläutern. Für den Philologen und Alterthumsforscher sind diese Anmerkungen unstreitig der interessanteste Theil des ganzen Werks. Sie enthalten mehrere mit vieler Umsicht angestellte Untersuchungen, die den Vf. auf manche neue Ansichten und Erklärungen leiteten. Dahin gehört z. B. die 33ste Anmerkung zum ersten Bande über das hebräische Wort *שָׁמַיִם*, wo mit mehreren triftigen Gründen gezeigt wird, daß durch jenes Wort, so wie durch das gleichbedeutende später üblich gewordene *כֶּתֶם* und das griechische *βύσσος*, weder bloß *feine Leinwand*, noch bloß *baumwollene Zeuge*, wie Forster behauptete, sondern die *feinsten Gewebe aus Baumwolle und Lein*, und späterhin aus jedem zarten Gespinnst bezeichnet werden. Prüfenswerth sind ferner die Bemerkungen über *בְּרִיָּה*, *פָּרָה* und *בְּרִיָּה* (Anmerk. 141 — 143), in welchen der Vf. zu erweisen sucht, daß das erste jener Wörter den *Granatstein*, das zweyte nicht allein das *Spießglas*, sondern auch, wenigstens *Jes. 54, 11* und *1 Chron. 29, 2*, den *Chalcedon*, und das dritte den *Beryll* bedeute. Daß *נָחַשׁ* nicht, wie Celsius will, dem die meisten neueren Philologen folgen, die *Myrrhe*, sondern den *Storax* anzeige, wird in der 157 Anmerk. sehr wahrscheinlich gemacht. Das Wort *נָחַשׁ* oder *נָחַשׁ* (2 Kön. 20, 13. *Jes. 39, 3*) deutet der Vf. durch *Räucherpulver* oder *pulverisirte Gewürze*, welche Erklärung die Abstammung des Worts und der Zusammenhang gleich stark begünstigt. Auf die gelehrten Untersuchungen über die Hauptgattungen des Purpurs (*תְּכֵלֶת* und *תְּכֵלֶת*) in den Anmerk. 188 — 192, über die *bunten Webereyen* (*קְטָנוֹת*, nicht *Stickeren*) in der 202 Anmerk., dann über *כְּתֹנִית*, welches mit dem griechischen *χίτων* verglichen wird, und jede Art der *Unterkleidung* bezeichnete, in der 54 Anmerk. zum zweyten Bande, über die verschiedenen Arten des Kopfschmucks, *מִצְנֶפֶת*, *מִצְנֶפֶת* und *פָּאָר* (im zweyten Bande S. 249 ff. und in den Anmerk. dritt. B. S. 251 ff.), und des Armg. schmeides (Anmerk. 92), können wir nur aufmerksam machen, da sie ihrer Natur nach keinen Auszug gestatten.

Daß nach des Vfs. Darstellung die Hebräer während des dritten Zeitraums, oder ihrer Nomadenzüge durch die Wüste vor der Besitznahme Palästina's, so arm an köstlichen Stoffen der Bekleidung und des Putzes erscheinen, muß manchen Leser befremden, der sich an die im zweyten Buche des Pentateuchs befindlichen Nachrichten von dem Bau der Stiftshütte erinnert, aus denen hervorzugehen scheint, daß bereits im mosaischen Zeitalter eine überschwengliche Fülle an edeln und unedeln Metallen, von den feinsten Gewürzen und Spezereyen, von Baumwolle, Purpur, Karmesin, und selbst von den kostbarsten Edel-

steinen vorhanden gewesen sey, und daß Moses unter seiner Nation Künstler und Künstlerinnen in Menge gehabt haben müsse, die auf sein Geheiß alle diese Herrlichkeiten zur Bekleidung und zur Ausschmückung der Stiftshütte, zur prachtvollen Einrichtung des Gottesdienstes und zu priesterlichen Gewändern künstlerisch zusammensetzten. Die Gründe, aus welchen der Vf. von allen jenen Nachrichten für die Geschichte des dritten Zeitraums keinen Gebrauch gemacht habe, legt er zu seiner Rechtfertigung theils im Werke selbst (nur nicht an der passendsten Stelle, nämlich in der Einleitung zu dem *sechsten* Zeitraume), theils ausführlicher in der ersten Anmerkung zum zweyten Bande dar. Mit *Vater* und *de Wette* verweist Hr. Hartmann die im Pentateuch befindlichen Erzählungen von dem Bau und der Einrichtung des beweglichen Tempels in der Wüste und die Beschreibung der einzelnen Theile der priesterlichen und hohenpriesterlichen Kleidung in das Gebiet der *Mythe*, vornehmlich aus dem zwar schon von den beiden genannten Gelehrten angeführten, von ihm aber stärker urgirten Grunde, daß es höchst unwahrscheinlich, ja unglaublich sey, daß die Hebräer, die in Ägypten und dem angrenzenden Arabien dem größten Theile nach als Nomaden lebten, und auf einer äußerst niedrigen Stufe der Bildung standen, einen solchen Überfluß an edeln und unedeln Metallen besessen haben sollen, als 2 Mos. 38, 24 ff. gesagt wird; sie, die als eine durch ägyptische Frohndienste hart niedergedrückte Nation mit ihren Heerden so schleunig die Flucht ergreifen mußten, daß sie zum Säuern des Teiges keine Zeit gewinnen konnten. Unglaublich sey es, daß jene Hebräer mit einem so reichen Vorrathe von den beiden kostbarsten Purpurarten und dem Karmesin versehen gewesen seyen, um *zwanzig* Ellen breite mit diesen Farben durchwirkte Vorhänge für den Eingang zur Stiftshütte zu liefern, und um die unterste aus *zehn* Stücken bestehende Decke, wovon jedes 28 Ellen lang und 4 Ellen breit war, mit Figuren kunstreich durchwirkt, zu verfertigen, da in der blühendsten Periode des hebräischen Staats der prachtliebende Salomo, dem die vielfachsten Hülfquellen zu Schätzen der mannichfaltigsten Art zu Gebote standen, zu seinen reichen Nachbarn seine Zuflucht zu nehmen genöthigt war. Der Beschreibung der Stiftshütte liege, meint Hr. H., offenbar die prachtvolle Einrichtung des salomonischen Tempels zu Grunde. Höchst wahrscheinlich rühre sie von einem kurz vor dem babylonischen Exil lebenden Priester her, der, entzückt von der Pracht des israelitischen Gottesdienstes, diesen Anstalten eine ewige Dauer gewünscht, und diesen Wunsch am sichersten dadurch zu realisiren gehofft habe, wenn sich in Pentateuch eine Urkunde nachweisen ließe, die alle hierauf Beziehung habenden Anordnungen von einem unmittelbaren göttlichen Befehle ableitete. Rec. muß bekennen, daß er diese Ansicht nicht zu der seinigen machen kann. Es ist schwer zu glauben, daß je ein hebraischer Priester auf den Gedanken gekommen seyn sollte, es bedürfe eines solchen Mittels, um dem bestehenden Cul-

aus Fortdauer zu sichern. In der That würde auch für den angegebenen Zweck jenes Mittel sehr unzureichend und schlecht berechnet gewesen seyn. Wegen einiger Unwahrscheinlichkeiten aber, die sich in den Nachrichten von dem Bau der Stiftshütte finden, sogleich die ganze Sache für eine Erdichtung zu erklären, ist doch gewiß allzurasch verfahren. Ein tragbares Heiligthum, wie es im zweyten Buche des Pentateuchs beschrieben wird, ist für die damalige Lage des hebräischen Volks so ganz passend, und daß ein Gesetzgeber, der zugleich Religionsstifter war, ein solches angeordnet habe, ist so natürlich, daß man die Existenz desselben mit der größten Wahrscheinlichkeit voraussetzen könnte, wenn auch gar nichts davon gemeldet wäre. Die Materialien zu jenem beweglichen Tempel durch freywillige Beyträge des ganzen Volks zusammenzubringen, war gleichfalls ganz in der Ordnung, oder vielmehr, es war dies das natürlichste und leichteste Mittel, das nur immer gewählt werden könnte. Daß aber die damaligen Israeliten so viele kostbare Materialien, als zu dem heiligen Zelte erforderlich waren, herbeyschafften, dürfte bey genauerer Erwägung aller Umstände doch auch nicht so unmöglich scheinen, als Hr. H. vorstellt. Denn erstlich waren die Israeliten nur zum Theil ein Hirtenvolk: ein großer Theil der Nation hatte sich in Ägypten gewiß auch mit Künsten und Handwerken beschäftigt; und die diesem Volke eigene Betriebsamkeit hatte ihnen höchst wahrscheinlich auch damals schon durch Tausch und Handel Gold, Silber, Edelsteine und andere Kostbarkeiten verschafft. Dann ist es sicher eine irrige Vorstellung, daß bey den Drangsalen der Sklaverey kein Israelite sich auf eine oder die andere Weise zu bereichern Mittel gefunden habe. Armuth ist zwar im Allgemeinen Folge der Unterdrückung, jedoch nicht ohne manche Ausnahmen. Man läßt oft selbst, aus Klugheit, auch dem, den man unterdrückt und als Sklaven behandelt, Eigenthum, ja, in bürgerlichem Sinne kann man Sklav, und doch dabey reich seyn. Unerachtet aller Bedrückungen, und selbst grausamer Verfolgungen, wel-

che die Juden besonders im Mittelalter in fast allen christlichen Staaten zu erdulden hatten, blieb doch stets ein bedeutender Theil des Goldes und Silbers, der Edelsteine und anderer Kostbarkeiten eines jeden Landes in ihren Händen. Dasselbe ist noch jetzt der Fall in den mohamedanischen Ländern. Kurz, so gewiß die Israeliten bey ihrem Auszuge aus Ägypten eigenes Vieh gehabt: so gewiß besaßen sie auch eigenes Gold und Silber in mancherley Gestalt, in Gefäßen, Ringen und anderem Schmuck. Daß überdies die Hebräer während ihres Aufenthalts in dem petrischen Arabien durch den Handel mit benachbarten Völkern mehrere zu dem heiligen Zelt erforderliche Materialien, wie Färbestoffe, Rauchwerk, Gewürze u. dgl. erhalten konnten, ist schon längst bemerkt worden; unzweydeutige Spuren eines friedlichen Verkehrs mit den Moabitern findet man Num. XXV. Wenn manche in den vier letzten Büchern des Pentateuchs enthaltene Erzählungen unter den Händen späterer Bearbeiter eine mythische Gestalt erhalten haben, welches Rec. zu leugnen gar nicht gesonnen ist: so berechtigt uns dies noch nicht, das Ganze für ein Gewebe von Mythen und Erdichtungen zu erklären.

Noch verdient von dem vor uns liegenden *harmannischen* Werke erwähnt zu werden, daß die Verlags-handlung nichts gespart hat, um dasselbe in einer gefälligen äußeren Gestalt erscheinen zu lassen. Papier und Druck sind vorzüglich, und außerdem ist es noch mit neun sauber gearbeiteten Kupfertafeln ausgestattet, auf welchen die verschiedenen Theile der Kleidung, des Schmucks und mehrerer dazu gehöriger Werkzeuge und Geräthe nach den noch vorhandenen Denkmälern des Alterthums, und zuweilen auch nach Reisebeschreibungen dargestellt sind.

Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne noch den Wunsch zu äußern, daß der würdige Vf. recht bald in einen seiner mannichfaltigen gelehrten Wirkungskreis, und in eine seiner literarischen Thätigkeit günstigere äußere Lage versetzt werden möge.

By.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Königsberg, b. Nikolovius: *Die Familien-Neckereyen.* Ein Lustspiel in drey Acten, nach Goldoni bearbeitet. 1808. 8. (16 Gr.) Gewiß verdient manches goldonische Stück die Verpflanzung auf deutschen Boden; unter allen aber das oben angezeigte vielleicht gerade am wenigsten. Zwar ist es ein treues und lebendiges Gemälde der Familienzwistigkeiten, die oft durch übermüthige Dienstboten erregt und ernährt werden; aber im Ganzen hat es doch als Intrigenstück (denn von gehaltenen Charakteren ist gar nicht die Rede) zu wenig Interesse; und bey dem großen Mangel an komischen oder ernstlichen Situationen kann es auf der Bühne unmöglich Glück machen. — Allein nicht bloß die Wahl des Stücks ist tadelnswerth; auch die Art der Bearbeitung. Der Tausch italienischer Namen mit deutschen ist noch keine Verpflanzung, die doch einzig ein fremdes Drama zur Darstellung auf unseren Bühnen befähigen kann. Die Sitten sind in dieser Bearbeitung ganz dieselben geblieben. Einem deutschen Bedienten wird es z. B. heut zu Tage schwerlich beyfallen, seiner Geliebten eine silberne Tabacks-Dose zum Geschenke zu machen; die unwahrscheinlichen häufigen und langen *a partes* sind nur auf dem ita-

lianischen Theater zu Hause und erträglich u. w. d. m. — Da übrigens der Vf. ziemlich leicht dialogisirt: so ist es so sehr zu bedauern, daß er kein anderes goldonisches Stück gewählt hat. Die Sprache ist nicht ohne barocke und schleppende Ausdrücke und Wendungen, wie z. B. S. 164: „Es schmerzt *Einem* auch zu sehr, von *Einem*, dem *er* gut ist, so *ausgehunzt* zu werden. Du magst mir glauben oder nicht, drey *Gottesgeschlagne* Stunden habe ich *an nem* fort geweint u. s. w.

T—e.

Bremen u. Aurich, b. Müller: Almathologie. Zweytes Bändchen, Balladen, Romanzen, Erzählungen und Scherzke. 1809. 216 S. (16 Gr.) Dieses zweyte Bändchen ist nicht mehr werth, als das erste, das wir schon in diesen Blättern (1809 No. 204.) gewürdigt haben, worauf wir uns hier aus Kürze wegen beziehen wollen. Man sieht denn doch, daß auch der berühmte göttingische Musenalmanach, woraus diese Auswahl genommen, mit nicht weniger mittelmäßigen und schlechten Gedichten ist versehen gewesen. Besonders ist die Länge und Weischweigkeit markwürdig.

T. Z.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 M A Y , 1810.

DEUTSCHE ALTERTHUMSKUNDE.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Die deutschen Volksbücher*. Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arznei-Büchlein, welche theils innerer Werth, theils Zufall, Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat. Von J. Görres. 1807. 311 S. kl. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

So auffallend es scheint, daß der Streit über den Werth und die Bedeutung eines einheimischen Alterthums, im Gegensatz mit dem sogenannten classischen, noch stets unter uns sich erneuert: so begreiflich ist es, wie gerade unter den Deutschen ein solcher Antagonismus sich erzeugen konnte. Wir wachsen mit den Denkmälern der classischen Literaturen auf, wir ehren sie als Vorbilder dessen, was die neueren Nationen Vorzügliches in der ihrigen hervorgebracht; das Beste, was wir in unserer eigenen Sprache antreffen, ist ein jüngerer Stamm, der keinesweges rein-ursprüngliches Product unseres Bodens ist, sondern nur durch allmähliche Anbildung eben jener Formen des Alterthums seine Zweige zu verjüngen, und neu zu blühen begann. Allgemein gekannt und gelesen sind in Deutschland keine Werke einer früheren Zeit (vor Hagedorn, Gellert u. f. w.), über deren Werth nur Eine, unveränderte Stimme herrschte, wie den Italiänern z. B. ihre ältesten Dichter, deren Vortrefflichkeit kein Gerede über die dumpfe Barbarey des Mittelalters je verunglimpfen wird, nicht etwa ein todter Besitz, sondern allgemeines Studium, Erregung und Muster sind. Bey uns hingegen, die wir nicht in diesem Vortheil uns befinden, trifft beynah Alles zusammen, was die bekannten zurückstossenden Urtheile gegen altdeutsche Kunstversuche fortpflanzen und befestigen kann: eben der Mangel an Werken der früheren Zeit, die viele Jahrhunderte hindurch auch den gebildeteren Ständen immer neu und würdig geblieben wären; die in unseren historischen Compendien schon längst festgewurzelten Diatriben über die Rohheit, den Aberglauben und Stumpf sinn jener früheren Jahrhunderte, die wohl meist in der gefälligen Selbstbeschauung eigener Aufgeklärtheit ihren Grund hatten; und endlich unsere frühe Gewöhnung, an die unerreichte und einzige Vortrefflichkeit der Griechen zu glauben, deren ungeachtet der Geschmack des größeren Publicums die edelsten Hervorbringungen der neuesten Zeit in

Romanen und Schauspielen sich aneignet. Die eine Partey, welche den Unwerth einer früheren deutschen Zeit und Literatur constituirte, erhält sich durch das verjährte Bestehen ihrer Meinung; die entgegengesetzte hat manches bedeutende Beyspiel, so wie vielleicht die grössere Theilnahme der jüngeren Zeitgenossen für sich. Wenn aber jene, in ihrer Einseitigkeit beharrend, oft auch das Überzeugendste nicht sehen will: so fehlt es dieser, die uns, im Ganzen, billiger scheint, nur zu oft an klarer Einsicht dessen, was sie zu umfassen strebt, welcher eigenthümliche Werth ihm zukomme, was es uns bedeuten könne, und ob mit Fug und Recht zu erwarten sey, daß ein größeres Publicum dafür sich bilden werde, unbeschadet jeder Trefflichkeit, die wir bisher bey den Alten fanden und uns anzueignen suchten.

Dieses *Alte*, was nach unserem Dafürhalten das *Alte* κατ' ἐξοχήν feyn und bleiben muß, und jene Zwischenzeit, die sie zur Förderung einer phantastischen Unbestimmtheit die romantische heißen, werden doch unmöglich beständig als so feindliche Elemente erscheinen, daß der noch fortdauernde Widerspruch nicht zuletzt in die freye Anerkennung der eigenthümlichen Vorzüge auf jeder Seite sich lösen sollte, — wie die *bildende Kunst* einen so thörichten Hader gern vermieden hat, — daß nicht selbst auch die inneren Verhältnisse beider endlich zu einer für den Geist, der im Verschiedenen die verborgene Einheit ergründen möchte, höchst erfreulichen Anschauung gebracht werden könnten. Es mag seyn, daß diese letzteren Verhältnisse vor der Hand unentwickelt bleiben, besonders da es dormalen noch an der umfassenden Einsicht der deutschen Alterthumskunde gebricht; dagegen steht Jedem, der die einheimische alte Kunst liebt und zu den Urtheilsfähigen gehört, der Versuch offen, den Werth einzelner Denkmäler oder einer ganzen Gattung zu prüfen, und seine Überzeugung dem Publicum darzulegen. Wenn die Anschauung eines besonderen Gegenstandes uns beschäftigt, wenn die Gestaltung eines *wirklichen* Geistes Sinn und Gefühl regt: so ertönt das Zeugniß lebendig empfundener Wahrheit; eine solche Mittheilung belehrt und wirkt besser und rühmlicher, als ein Gewebe allgemeiner Phrasen und Lobpreisungen eines ganzen Zeitalters, die den Herren in der Einbildung entsprungen, nicht aber aus der besonnenen Betrachtung des Wirklichen hervorgehen. Jene glaubwürdigen Zeugnisse würden denn hoffentlich auch die Verehrer des hellenischen Alterthums veranlassen, Belehrung anzunehmen, im Fall sie nicht etwa

lieber einseitig gegen jede einheimische Schönheit und die Wahrheit überhaupt sich verschließen wollen.

Die entzweyten Urtheile des Zeitgeistes mögen uns rechtfertigen, daß wir durch diese allgemeinen Betrachtungen die Anzeige einer Schrift einzuleiten für gut fanden, die ganz in dem Sinn jener letzteren Forderung, und als *das erste umfassende kritische Werk* über ältere deutsche Literatur sich darstellt. Theils wegen dieses Erstlingsvorrechts, theils wegen ihrer individuellen Vorzüge leitet die vorliegende Charakteristik den Blick schon von selbst auf die Wirkung, die unter den obigen Umständen für die Gegenwart aus ihr hervorgehen dürfte. Diese Überzeugung, so entfernt von abergläubischer Überschätzung, dieser belebte Vortrag, das so seltene Eigenthum größerer literarischer Werke, muß auch den kältesten Leser erregen; und wenn gleich die Kritik in Hinsicht der historischen Behandlung Manches vermissen wird, wenn auch Einige die Urtheile über den Werth dieser Volksbücher mehr herabgestimmt wünschen sollten: so bleibt doch immer des Belehrenden und Anziehenden für alle Empfänglichen so vieles zurück, daß sie nicht nur das Buch selbst lieb gewinnen, sondern auch die darin verzeichneten Denkmäler unserer Volksliteratur, wie billig, schätzen lernen werden. Kann sodann über den Werth selbst dieser alten Volksbücher kein Zweifel mehr vorwalten: so dürfen wir erwarten, daß auch diejenigen früheren Werke unserer einheimischen Literatur, die doch einer höheren Bildung angehören, und eine nähere Beziehung auf die Kunstproducte des Alterthums zulassen, nicht länger verkannt bleiben, und die Deutschen aufhören werden, hochmüthig zu verachten und zurückzuweisen, was ihres Geistes und Wesens ist, und vernehmlicher zu ihnen sprechen würde, wie jede fremde Individualität.

Die Aufgabe des Vfs., wie selbige schon durch den Titel des Buchs bestimmt wird, scheint nicht aus einer besonderen *Wahl* hervorgegangen zu seyn: denn nirgends finden wir, daß ihm noch eine andere Art, den Gegenstand zu behandeln, vorgeschwebt hätte. Der *verjährte Besitz* jener Schriften, die *noch jetzt* unter dem Volke cursiren, gründete die Reihe der hier verzeichneten Rubriken. Hr. G. hat diese bestimmte Aufgabe auf eine solche Weise gelöst, daß es undankbar seyn würde, eine anderweitige Auffassung jenes Thema's als die vorzüglichere ihm entgegenzustellen. Indessen können wir folgende allgemeine Erinnerungen hier nicht übergehen, deren Zusammenhang mit der einfachen historischen Ansicht unserer Volksliteratur Jedem einleuchten wird. Diese alten Bücher verschwinden in unserm Zeitalter immer mehr; in der Periode ihrer Blüthe, im XVI Jahrhundert, war das Fach ungleich zahlreicher und mannichfaltiger; was bis jetzt sich noch erhalten hat, verlor sich größtentheils seit jener Zeit in die unteren Volksklassen, denn damals war es Eigenthum jedes Standes, (wie noch weiterhin gezeigt werden soll); seitdem hat die Form mancher dieser Werke in den neueren Drucken häufig

gelitten; ihre Sprache gehört nicht *dieser* Zeit an, die überdies nicht dieselben Beziehungen darbietet, wie jene, aus der *de* Reihe der hier verzeichneten Volksbücher ursprünglich hervorgingen: lauter Umstände, welche den Wunsch einer Bibliothek der akademischen Literatur im XV, XVI und XVII Jahrh. rechtfertigen, bey der die Wahl der Artikel durch ihre Gleichartigkeit mit den heutigen Volksbüchern bestimmt würde. Es ist klar, daß ein solches Werk dem Inhalt und zum Theil auch der Tendenz nach von der Schrift unseres Vfs. sehr verschieden seyn würde. Ohne jetzt diese Aussicht weiter zu verfolgen, wenden wir uns zur näheren Betrachtung dessen, was in dem vorliegenden Werke uns dargeboten wird.

Nach einem Prolog der Weihe, den mancher Andere in Versen geschrieben haben würde, eröffnet diese Charakteristik eine Einleitung über den Werth, die Bedeutung und den Geist jener Volksbücher, die uns von Seiten sowohl der treffenden Auffassung des Gegenstandes, als der Darstellung, worin die üppigen Auswüchse des *görr.* Styls weniger bemerkbar sind, vorzüglich gelungen scheint. Was hier über den Charakter der Volkspoesie und Volksfagen, über die ungemessene Verbreitung, Aufnahme und *Untödtlichkeit* jener Bücher gesagt wird, ist so überzeugend, so einladend zur näheren Bekanntschaft mit diesem Fache, daß wir es durch keinen kärglichen Auszug zu schwächen Willens sind. Der durchgängige Gegensatz zwischen einer höheren Bildung und jener Volksliteratur, der hier nicht etwa bloß durchscheint, sondern auch umständlich zur Sprache kommt, ist so ganz der natürliche, von selbst sich darbietende Standpunct der *heutigen Zeit*; daß Rec. zweifelt, ob viele Leser sogleich bemerken werden, daß der Vf. bey aller Befugniss, die *gegenwärtige* Rücksichten ihm ertheilten, hier dennoch sehr Unrecht habe. Denn ursprünglich findet dieser Gegensatz in Beziehung auf die sogenannten Volksbücher (und die meisten älteren Volkslieder) gar nicht statt; sie waren fast ohne Ausnahme eine geraume Zeit nach ihrer Entstehung die allgemeine *Lectüre aller Stände*, nur daß seit Erasmus die eigentlichen Gelehrten, festgebunden an ihr Latein, sich wenig damit befaßten, oder es nicht Wort haben wollten. Aber zwischen den vornehmeren und den geringeren Classen war die Sonderung und Scheidung in Bildung und Sprache noch nicht so weit vorgedrungen, wie um die Zeit des 30jährigen Kriegs, seit welchem kaum ein neues bedeutendes Volksbuch mehr hervorgegangen ist; in den beiden vorhergegangenen Jahrhunderten stellt sich uns eben jene *Gemeinschaftlichkeit*, oder was dasselbe sagen will, *der höchste Grad der Cultur des bürgerlichen Standes* dar; früherhin wohnte die deutsche Literatur bey dem Adel und der Geistlichkeit, wie sie späterhin, seit Opitz, in die Hände der eigentlichen Literaten überging; daher denn die heutigen sogenannten *Naturdichter* nur einen ärmlichen Nachklang jener unserer gelehrten Poeterey hervorzubringen pö-

gen, weil in der Volksart selbst keine eigenthümliche Poesie mehr vorhanden. So also sind jene Volksbücher nicht als Zeugen von dem Geiste des heutigen, nur dem Erwerbe und einer gemeinen Existenz fröhenden Volks zu betrachten: sie gehören einem untergegangenen edleren Geiste an, der damals durch alle Stände der Nation pulsrte. — Die subjective Ansicht unserer Zeit muß uns nothwendig der Gefahr aussetzen, über diese Gegenstände etwas Unadäquates vorzubringen. Zu den Beyspielen ähnlicher Mißverständnisse rechnen wir des Vfs. Äußerung über die Volkslieder S. 15, eine Schilderung, die höchstens auf jene Wiegenlieder passen möchte, die in einem Mittelzustande zwischen Wachen und Träumen gedichtet zu seyn scheinen; den Gegensatz aber zwischen Natur- und Kunst- Werken, der hieby angedeutet wird, finden wir durchaus verwerflich. —

Ob alle jene 49 Volksbücher, deren Würdigung den Hauptinhalt des Buchs ausmacht, noch gegenwärtig im Umlauf sind, vermögen wir nicht zu bestimmen. Diese so reichhaltige Sammlung, wie sie schwerlich in irgend einer öffentlichen deutschen Bibliothek angetroffen wird, besitzt Hr. Cl. Brentano, der Mitherausgeber des Wunderhorns. Die sogenannten alten Volkslieder und die hier verzeichneten Bücher gehören so ganz in die Sphäre desselben Geistes, daß aus beider Vereinigung erst ein vollständiges Bild des eigenthümlichen Gemüths unserer poetischen Vorzeit seit dem $\frac{1}{4}$ Jahrh. hervorgeht. Wir hegen oft den Wunsch, daß Jemand die vorzüglichsten erzählenden Volksbücher, nach den ältesten Originalen abgedruckt, zu einer Sammlung vereinigen möchte, wie von mehreren Seiten durch ähnliche Versuche für die Erhaltung unserer alten Lieder gesorgt worden; vielleicht, daß durch Mitwirkung des vorliegenden Werks die Ausführung dieser Idee nicht mehr so fern ist. [Seitdem ist dieser Wunsch durch *Büchlings und von der Hagens* Buch der Liebe zum Theil erfüllt worden.] — Der bekannte schriftstellerische Charakter des Vfs. macht die Bemerkung fast überflüssig, daß seine Würdigung von anderer Art ist, als die Beurtheilungen gewöhnlicher Literatoren. In der poetisch-philosophischen Methode des Vfs., der Alles so lebendig auffaßt und darstellt, erscheint diese Charakteristik eben so geistreich, als interessant; allein wo die historische Kritik das Hauptthema des Schriftstellers ist, da darf so wenig die geistreiche Behandlung, wie jede andere subjective Einmischung, die doch im Grunde nur Beschränkung ist, uns verblenden, und wir würden keinen Anstand nehmen, den Unwerth des vorliegenden Buchs zu bekennen, wenn wir uns nicht hinlänglich überzeugt hätten, daß der Vf., nach Maßgabe der ihm freystehenden Mittel, überall seinen Gegenstand zu ergründen und aufrichtig darüber Bericht zu erstatten sich bestrebt habe. — So also giebt dieses Werk nicht bloß von der lebendigen Auffassung, sondern auch von der Erudition des Vfs. ein ehrendes Zeugniß. Die meisten der hier behandelten Gegenstände nämlich weichen tief in die Zeiten des Mittelalters zurück, und es gehört

mit zu den interessantesten Seiten unserer Volksbücher, daß häufig der nämliche Gegenstand in mehr oder weniger veränderter Gestalt, in seiner Grundform oder vollendeten Bildung schon in früheren Zeiten und bey verschiedenen Nationen angetroffen wird. Diese Beziehungen, welche uns das schöne Bild der Einheit des vormaligen Europa darstellen, sind in Hn. G's. Werke bey weitem nicht erschöpft, so sichtbar auch der Zweck des Vfs. ist, durch sie die einzelnen Werke mehr zu beleuchten, und ihre dermalige Unbedeutenheit in den Mittelpunkt eines größeren Horizonts zu stellen. Weit indessen entfernt, uns in dem Besitze auch nur der meisten jener Einsichten zu wähen, die das Unrichtige oder Mangelhafte in den Notizen des Vfs. aufdecken könnten, wollen wir nach obigem allgemeinem Urtheil nun die ganze Reihe der hier aufgestellten Rubriken durchgehen, um gelegentlich unsere Bemerkungen an sie anzuknüpfen, und dem Leser (der überdies in dem Buche selbst vergebens nach einer Inhaltsanzeige sucht) die Folge der sämmtlichen Artikel vor Augen zu legen.

Der Vf. beginnt mit den lehrenden Volksbüchern, als den dem Alter nach jüngsten. Oben an in dieser Classe würde der sogenannte *Elucidarius* oder Gespräch zwischen dem Meister und Jünger über Gegenstände der Physik und Kosmographie zu stehen verdient haben, der schon um 1340 in deutscher Sprache existirte, und den wir noch vor einigen Jahren unter anderen solchen auf den Jahrmärkten feilgebotenen Büchern erblickt zu haben glauben. — 1) *Albertus Magnus von Weibern und Geburten der Kinder*, aus 5 Büchern bestehend; das 2 und 3 von den Wirkungen der Kräuter und Edelsteine handelnd, vermuthlich Auszüge aus Conrads von Magdeburg Buch der Natur. Die abergläubischen Angaben nennt der Vf. wissenschaftlich unsinnig, praktisch unschädlich, die auf Curiositäten und Neckereyen hinauslaufen, und, da das Ganze keinen weiteren Grund in der Wirklichkeit hat, sich selbst ohne Nachtheil zerstören. Weit hartnäckiger herrscht dagegen der unter No. 4 angedeutete Aberglaube, aus leicht zu begreifenden Ursachen. 2) *Der barmherzige Samariter, dem gemeinen Mann zum Besten an das Tageslicht gegeben durch El. Baynon d. J.* Wie einst Virgil durch seine *Georgica* des armen, verlassenen Landmanns, so sucht der Vf. dieser Heilmittel und Vorschriften sich des gemeinen Mannes anzunehmen, der durch eigene Erfahrung und Mitwirkung solcher Schriften schon längst im fortgeerbten Besitze seiner sogenannten Hausmittel gewesen. Von Hn. G., als Physiker, hiebey ein interessantes Wort über den Werth der Volksempirie in der Medicin. 3) *Bauernpractica oder Wetterbüchlein, durch Henr. von Uri*, aus einem schon 1570 erschienenen Buche abgedruckt. Der Inhalt: über die Vorauserkennung der Witterung, ein Cisso-Janus, eine Lastafel, Regimen für jeden Monat, der Planeten Eigenschaft und Wirkung („eine Art von physischem, kategorischem Imperativ, eine Naturethik, die bey allen Nationen jeder intellectuellen

vorangegangen"), Gartenregeln, endlich eine Sonnenuhr, in der linken Hand zu zeichnen. 4) *E. L. M. eines alten Einsiedlers Traumbuch, für diejenigen, welche in dem Lotto glücklich zu werden gedenken.* Hiebey treffende Bemerkungen über Traumdeutung. Der Inhalt des Buchs, wie alle Astrologie, nicht ganz leer im Grunde, aber durchaus nichtig in aller Anwendung. Nicht sowohl aber ist dieses Buch (denn jener Glaube existirt längst ohne seine Beyhülfe) Gegenstand der Policey, als vielmehr die bestehenden Lotospiele. 5) *Die Wissenschaft oder die Kunst der Liebe. „Die Kunst der Liebe als ehrsam Gewerke getrieben, alles tugendfam, geziert, steif, die Philisterei im Sonntagsputz."* Wie groß und liebenswürdig erscheinen dagegen diese Verhältnisse in den Werken der früheren Dichter! Das Zarteste der Art sind wohl die Gespräche der Winsbekin mit ihrer Tochter; formeller dagegen ist schon das kleine Lehrgedicht: *der Minne Fürgedank.* — Vielleicht ist obiges Büchlein aus einem älteren Druck, „die Kunst der Lieben," von ungef. 1600 geflossen? — Die folgenden vier Artikel gehören zur historischen Charakteristik der bürgerlichen Stände in Deutschland. Hätten die Alten uns dergleichen Notizen hinterlassen: wie würden nicht die Antiquare damit Compendien und Dissertationen angefüllt haben! 6) *Neu-verbeesserter Müller-Ehrenkranz,* von G. Bohrmann in Versen, nach Hn. G. das trefflichste unter allen ähnlichen Büchern, die das Gilden- und Innungs-Wesen in Deutschland hervorgebracht hat. 7) *Sprüche eines ehrsam Zimmerhandwerks.* 8) *Das Beckenhandwerks Gewonheiten.* 9) *Das löbl. Handwerks der Kürschner Ehrenlob.* Andere ähnliche Schriften übergeht der Vf., und schließt mit der allgemeinen Charakteristik: Ein Geist der Zucht und ernsten Strenge, des gemeinschaftlichen Zusammenhaltens, der Steifen, aber durchaus rechtlichen Ehrbarkeit, dabey ein kleiner Anflug von Enthusiasmus in dem durchaus speciellen familienartigen Patriotismus der Glieder in der Gilde ist der von älteren Zeiten auf diese Körperschaften vererbte Geist, der freylich mit den anderen Geistern allen weggeflohen ist, um dem Geistlosen (oder dem allgemeinen Entwöhnen von zusammenbindenden Formen und guter alter Gewohnheit, die unseren Vorfahren als Gesetz galt) Platz zu machen.

Die bisherigen Werke gehören mehr dem Bedürfnis oder den individuellen Umgebungen ihres Publicums an; wir kommen jetzt zu den größeren und bedeutenderen Volksbüchern, in denen das Reich der Phantasie mit den wunderbaren Abentheuern und den Dichtungen des Orients sich vor uns aufthut (10—14); an diese schliessen sich einige nordische Heldenromane (15—17) und eine Gallerie weiblicher Tugenden

(18—22); eine neue Reihe bilden die Producte aus dem Gebiete des Witzes und der ergötzenden Narrheit (23—32), mit dieser wechselt sodann eine auf Zauberey und Feerey-gegründete Welt (33—40), bis in dem stillen Reiche der Legende der ganze Kreis sich schließt (41—49). Es genügt uns, diesen Faden hier ein für alle Mal bezeichnet zu haben; der Vf. hielt es für zu unwichtig, durch eine Nachweisung der Art dem Leser die Übersicht des Ganzen zu erleichtern. Nicht unpassend beginnt er jenen ersten Cyklus mit 10) *des Ritters Joh. von Montevilla Reisebeschreibung.* Meerfahrten nach dem heiligen Lande, durch ein religiöses Interesse mit veranlaßt, waren selbst bis zur Mitte des vorigen Jahrh. unter uns nichts Ungewöhnliches. An Montevilla's Reise zeigt der Vf. sehr richtig ein dreyfaches Interesse nach, das religiöse, wissenschaftliche und poetische. Die Wunder des fernen Indiens werden mit Recht auf Alexanders des Gr. Züge und den Roman des Pseudo-Callisthenes zurückgeführt, der in Original nur noch ungedruckt geblieben, doch in des Demetrius Zenos neugriechischer Bearbeitung (in der Versart seiner Batrachomyomachie) mehr als einmal zu Venedig erschienen. Was S. 59 von der Existenz vierzehn verschiedener Ausgaben der lateinischen Übersetzung gesagt wird, ist offenbar unrichtig; diese Ausgaben (oder vielmehr Handschriften) werden wohl durchgängig denselben Text enthalten. Über den Zeitpunkt, wann jener Roman bey den Abendländern bekannt wurde, findet sich eine dunkle Notiz in der Alexandreis des Radolf von Montfort, die sich zur Genüge aufklärte, als Rec. von einer Handschrift des XII Jahrh. Kenntniß erhielt, deren Inhalt eben auch die (den Kennern der typographischen Alterthümer bekannte) *Historia Alexandri M. de praeliis* ist, die aber außerdem in einer Vorrede uns erfahren läßt, die Übersetzung sey zur Zeit des Constantinus Porphyrogen. und Romanus (um 960) verfertigt worden. Damals, „*principatum decatus totius Campaniae dominantibus Johanne et Nerino exlentissimis ducibus atque Consulibus,*" brach der Erzpriester Leo, ihr Abgesandter an den byzantinischen Hof, das Original von Constantinopel mit nach Neapel (eines Leo presbyter, nachmaligen Bischofs, erwähnt nach 900 Leo Ostiens. Chron. I. Cap. 63); der erstere (Johannes) liefs es, nach dem Tode seiner vortrefflichen Gemahlin Theodora, in das Lateinische übersetzen, da er sich eben damit beschäftigte, eine große historische Bibliothek (in Beziehung auf das A. u. N. T.) zu sammeln, und die vorzüglichsten Autoren (neben Josephus wird Titus Livius genannt) abschreiben und verbessern zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Vogel: *Auswahl biblischer Erzählungen für die erste Jugend,* von Heinrich Philipp Conrad Henke. 3te verbess. Aufl. 1809. X18 S. 8. (5 Gr.)

Ebendasselbst: *Über die wirksamsten Mittel, Kindern Religion beyzubringen,* von Christian Gotthilf Salzmann. 3te verbess. Aufl. 1809. XXXVI u. 164 S. 8. (16 Gr.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 M A Y, 1810.

DEUTSCHE ALTERTHUMSKUNDE.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Die deutschen Volksbücher.* — Von J. Görres u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Sollte der griechische Pseudo-Callisthenes je gedruckt erscheinen: so ist der Wunsch gerecht, daß diese alte lateinische Übersetzung ihm zur Seite gegeben werde, indem ja sie die nächste Quelle war, woraus französische, deutsche, italienische und (mittelbar) spanische Dichter des Mittelalters schöpften, den *Qualtherus de Castell* nicht zu vergessen, über dessen Vorbild *Don Sanchez* (Collec. de Poës. Castellanas T. III) uns völlig in Unkenntniß läßt. So erhielt jenes Werk damals mittelbar den Charakter eines früheren Volksbuchs, aus dem selbst noch im *Ariosto* einzelne Reminiscenzen sich wieder erkennen lassen. Bey Joh. Hartlieb (um 1444) und dem früheren *Seifrit* (Helblingh?) heist der Vf. der Übersetzung *Eusebius* (wovon der Name *Asopos* bey *Fabric. Bibl. gr.* am Ende eine Variante seyn dürfte); Andere nennen ihn *Jul. Valerius*; aus welchem Grunde, ist unbekannt. — *Sainte-Croix*, in seinem *Examen critique des anciens historiens d'Alexandre-le-Grand*, S. 165 n. A., behandelte diesen Roman überaus spröde, weil ihm hier offenbar der richtige Gesichtspunct fehlte. Die Idee des Großen und Außerordentlichen in der Erscheinung Alexanders konnte sich nicht herrlicher bewähren, als daß er, „*der weiße Wanderer*“, der Mittelpunkt eines Kreises von Märchen und wunderbaren Sagen wurde, in welchem viele Millionen vom Ganges bis zum Tajo ein Bedürfnis der menschlichen Natur, Beschäftigung der Phantasie, und Erhebung über das Gewöhnliche, befriedigt fanden. Nur durch dieses Princip wurde Alexander der Achill und Odyseus des Mittelalters; ohne dasselbe würde wohl nie eine Ilias, ihn zu begleiten, vorhanden gewesen seyn. Ist ihm auch kein Homer geworden: so haben doch vierzehn Säcula nach ihm unbezahlt, und besser vielleicht, als Chörius, noch manche Dichter von seinen wunderbaren Thaten gesungen. — Die S. 60 angeführten Sagen erscheinen mehr oder weniger in anderen Gedichten der früheren Zeit; unter anderen werden sie, wie die Bilder in einem Guckkasten, in einer ungeschickten Composition in venetianischem Dialekt, in dem *Guerino detto il Meschino* (Padua, 1473) vorübergeführt, worin der Priester Johann und St. Patricius Fegefeuer noch außerdem eine Rolle spielen. — S. 61. Eine frühere classische Stelle über

Gog und Magog findet sich in dem Werkchen des constantinopolitan. Patriarchen Methodius (ft. 846, nicht des älteren h. Bischofs von Patara) *περί τῶν ἀπὸ συστάσεως κόσμου συμβάντων, καὶ τῶν μελλόντων συμβαίνειν εἰς τὸ ἐξῆς*, worin erzählt wird, wie Alexander in das Land der Sonne kam, hier wilde Menschen fand, die von unreinem Gewürme leben u. f. w.; wie er aus Furcht, sie möchten, wenn sie einst aus ihrer Heimath gingen, das heilige Land verunreinigen, sie alle zusammen trieb, und sie verfolgte, „*ὥς οὐ εἰσῆχθησαν ἐν τοῖς πέρασι τοῦ Βορρᾶ*“, wo von Osten bis Westen weder Ein- noch Ausgang sey. Auf Alexanders Gebet schließt Gott sie in zwey Berge ein, „*ὡν ἡ προσηγορία Μαζοὶ τοῦ Βορρᾶ*“, der Zugang wird mit ehernen Pforten verschlossen, die Alexander gegen jede Einwirkung des Eisens und Feuers mit *ἀσύγχυτον* bestreichen läßt. In den letzten Tagen der Welt aber werden Gog und Magog, und die übrigen 22 Könige mit ihren unreinen Völkern aus ihren versperrten Wohnungen wieder herausgehen u. f. w. — Zuletzt verwirft der Vf. mit Recht die entstellte Übersetzung Montevilla's durch Otto von Demeringen um 1483. Das Richtige erscheint darin als Nonsense; bloß die Aufnahme der Geschichte Ogier's gewährt ihr ein einstweiliges Interesse. Früherhin, noch vor 1409, hatte ein gewisser Michael Feller (wohl ein Vorfahrer des berühmten augsbургischen Patriciers Marcus Welfer) eine deutsche Übersetzung verfertigt, die jedoch auch von subjectiven Einmischungen nicht ganz frey ist. So erinnert er bey dem furchtbaren Capitel „*von des Teufels Thal*“ Folgendes: „Eh daß ich furbas kum, so wisset, daß mich Michel den Velfer von allen Sachen, die diser edel ritter beschriben hat, so daucht mich die sach aller ungelaublichst, und ich hab sie aller warest funden; und wisset, daß ich in Pehemund (?Belmont in Frankreich?) was und ein festen inne hat, die was eines, der hies Ludwig Berton, und ich von erst französisch lernte lesen, da het ich auch dis buch; da kam in der burg zu mir ein münch, der was ein barfuss von einer Stat, die heisset *Kyer*, der solt uns beichten, wann es in der fasten was, der fand mich in disem buch lesen, und fragt mich, was sach' es sagt? das sagt ich im; da sprach der münch, daß in irem Orden was gewesen ein münch, und der was von derselben stat von einem geslecht, die nanten sich *Rachier* (?), der sagt auch von solchen abenteuren, und swr, daß es war wäre, und hielten den münch für einen heiligen mann, in *deß buch* ist geschriben die sach ganz und gar, wann er sagt, daß

er mit einem Englischen ritter für durch das verderblich tal, und alle sach (und alles sach?), als dieser; und da gelaubte ichs allererst diese materi, und sicher es ist war, wie ich davon geschriben hab, das stet in dem ersten buch, das ich von dieser Materie schrieb, das schenkt' ich hern Hansen von Hörnstein, und davon las ich (s) underwegen, und kam an die ersten rede." So unklar und falbaderhaft diese Stelle erscheint: so verdient sie doch unstreitig hier angeführt zu werden. Von einem dritten, anonymen Übersetzer Montevilla's im XV Jahrhundert ist, in Betracht seiner Ungefehllichkeit, besser zu schweigen. — 11) *Fortunatus mit seinem Säckel und Wünschhüttlein*. Das Vorspiel dazu schon die Erzählung in den *Geist. Romanor.* Cap. 120 der latein. und holländ. (14. 1.) Ausgabe. Durch Fabliaux und mündliche Zusätze mochte diese Quelle sich fortgepflanzt haben, als zwischen 1440-1450, wo nicht später, der phantastische Roman daraus hervorging, den wir schon vor vielen Jahren in der hans - sachsischen Komödie lieb gewonnen hatten. Lieft man den alten Druck 1509: so möchte man sich überreden, die Übersetzung sey aus dem Italiänischen gemacht; wer weiß, wie weit früher schon die *Avenimenti di Fortunato* 1676 (S. 74) dort circulirten. Bücher der Art erhalten sich selten in den Bibliotheken, für die Literatur gehen sie unter, sie leben dafür mit dem gleichzeitigen Geschlecht. Was S. 77 über die nächste Heimath des Buchs vermuthet wird, ist mehr sinnreich, als gründlich. Um von Bretagne zu erzählen, brauchte man damals so wenig, wie heut zu Tage, ein Breton zu seyn. 12) *Herzog Ernst von Bayern*. Sowohl hier, wie in den Zusätzen (heidelb. Jahrbüch.), hat der Vf. den historischen Gesichtspunct gänzlich verfehlt. Die von uns ausgezogenen Stellen des Hepidanus, Hermannus Contr. und Otto Frising., worin die zweymalige Empörung des Herzogs Ernst von Schwaben gegen Kaiser Conrad II vorkommt, übergehen wir hier, da auch von der Hagen (Einleit. zum Herzog Ernst, zu Anfange) sie schon benutzt hat. Zu der Verrätherie des Pfalzgrafen möchte etwa eine wirkliche Untreue des *Henricus Noricus* (s. Otto Frising. 416. 417 bey Urftis) Veranlassung gegeben haben. Gewissermaßen erscheint das Gedicht als Apologie des Herzogs Ernst; um sie desto feyerlicher und glaubhafter zu machen, spielt die Geschichte unter K. Otto I., und seiner frommen Gemahlin Adelheid. Die Beziehung des Vfs. auf Lucians wahre Geschichte gehört gar nicht hieher; wir vermiffen hier überhaupt den Gesichtspunct, dafs das Werk in einem religiösen Sinne sich darstelle, wie denn diese Geschichte, aufser von Odo, auch von anderen Geistlichen bearbeitet wurde. Müller erzählt in den Geschichten der Schweizer: „einer (der Mönche von St. Gallen) dichtete die Mähre der Abenteuer des Herzogs Ernst von Schwaben aus einem Bericht Aristotelis (?) über Indien,“ was sich indessen auf eine noch unverbürgte Stelle bey Fugger (Ost. Ehrensp. S. 162.) gründet. Über die Quelle des Volksbuchs hat Rec. schon anderweitige Nachweisungen gegeben, die man aus der vorhin genannten Einlei-

tung v. d. H's. kennen lernen wird, wo auch sonst Manches zu Aufklärung dieses Gegenstandes vorkommt. Wir setzen noch hinzu, dafs der letzte Theil des Reinfrit von Braunschweig mehrere Parthieen enthält, die mit Ernst's Wanderungen viel Ähnlichkeit haben; nur ist dort schon Alles klärer, und die Gegend treten schon mehr aus dem mythischen Dunkel hervor. Von den Wundermenschen im Herzog Ernst berichtet auch *Honorius inclusus* (um 1090) in dem Werk *de imagine mundi* (welches *Fabrizius* fälschlich dem späteren Honor. Augustodunensis beylegt), gleich Anfangs in dem Cap. *de India*; kurz vorher nennt er Taprobane, und die Gold- und Silber-Inseln — „*ibi sunt et montes aurei, qui propter dracones et gryfes non possunt adiri.*“ Das Sprichwort: Jemande geladene Berge versprechen, hängt ohne Zweifel mit den Sagen dieser Art zusammen; Joach. Camerarius hat daraus eine eigene griechische Parabel gebildet (ἐξ ἡρώδου, in der *Αἰσχρολογ. ἡ9.*). Über den Magnetenberg, die benachbarte Sirene u. s. w., finden sich die vorzüglichsten Stellen in dem *physikalischen* Lucidarius und Herzog Reinfrit; in früherer Zeit erscheint jene Sage schon in dem Werkchen des Paladius Galata (um 400) *de gentibus Indiae et Bragmanibus* (edit von Ed. Bissaeus, Lond 1665, vorher aber schon von J. Camerarius); S. 4 erzählt er, was er „*παρά τῶν ὀψθαίου Σχολαστικοῦ*“ erfahren, der die dortigen Gegenden mit einem Geistlichen besucht hatte: „*an Taprobane seyen viele kleine Inseln — „ἐπεὶ τὰς ὁ μαγνίτης λίθος, ὁ τὸν σίδηρον ἐπισπώμενος, ἐν ταῖς γίνεταί ταις νήσοις. ταις λεγομέναις Μαγνάλαις. ἐν αἷς ἐὰν ἐπέλθῃ τι τῶν ἐν ταῦθα τίπτε πλοῖον σιδηροῦς ἔχον ἡλούς κατέχευται, ὑπὸ τῆς τῆς λίθου φύσεως μὴ δυνάμενον παρελθεῖν. ἔστι δὲ καὶ κῶς τὰ διαπερῶντα πλοῖα εἰς ἐκείνην τὴν μεγάλην νήσον ἀνευ σιδηροῦ ἐπιούροις ξυλίνους κατεσκευασμένα.*“ — Was noch das Volksbuch betrifft: so mag dieses seinen Weg dahin gehen; es wäre zwecklos, es etwas wieder aufzufrischen, da es wörtliche Übersetzung aus dem Lateinischen ist, und wir, neben Odo's Gedicht, auch die vermeintliche veldock'sche Bearbeitung schon besitzen. 13) *Riesengeschichte, oder Historie vom König Eginhard aus Böhmen*. Diese Dichtung, wie Hr. G. zeigt, ist aus einer Tradition der böhmischen Chronik entstanden. 14) *Von Herzog Heinrich dem Löwen*. In diesem Gedicht scheinen Theile aus dem Itain, Herzog Ernst und vielleicht noch anderen Mährchen zusammengefloßen zu seyn; für ursprünglich möchte die Episode des Teufels gehalten werden. — Vielleicht gab auch ein steinernes Bild eines Löwen an einem öffentlichen Platz in Braunschweig (wenn ein solches jemals dort existirte) Anlaß zu der Stelle von dem Kampf mit dem Drachen? 15) *Der gehörnte Siegfried*. Wie der Gegenstand, ist dieses Capitel etwas dürftig ausgefallen, welchen Mangel Hr. G. nachmals in der Zeitung für Einsiedler 5, 8, 12. 20 reichlich ersetzt hat. Das Volksbuch ist ein Machwerk des sechzehnten Jahrhunderts; in welcher Verbindung es mit dem (von Goldast benutzten) Gedicht von *Seifrits früheren Abentheuren*

ern steht, ist Rec. unbekannt. — Dafs, nach S. 96, Sigfrid, „der Held der neueren Zeit, in der Liebe und Anschauung des ganzen Mittelalters lebe“, ist wohl nur phrasenmässig so hingefagt; eben so steht das Folgende, „das Heldenbuch, in Opposition mit dem ganzen burgundischen Heldenkreis“ viel zu allgemein da, es könnte diefs blofs von dem gröfseren Rosengarten gelten. 16) *Die vier Heymonskinder*. Dieser Heldenroman ist die grösste und originellste Composition unter den hier bezeichneten Werken, und daher mit Recht von dem Vf. am ausführlichsten behandelt. Zuerst eine meisterhafte Charakteristik des Ganzen und der Hauptpersonen. — Mit der Angabe S. 102, als ob dem Dichter Homers Ilias vorgefchwebt habe, wird es wohl zum Glück seine Richtigkeit nicht haben; die gefliffentlich hervorgehobenen Stellen des französischen Volksbuchs sind ohne Zweifel erst später, da man den Homer aus Übersetzungen besser hatte kennen lernen, eingeschwärzt worden, indem man dem alten Werke dadurch eine neue Parüre zu geben suchte; schon in dem alten französischen Druck (s. die *Zufätze* des Vfs., der ihn zu den ersten (!) Incunabeln zählt) kündigt sich die Geschichte als „*vestitute selon la vérité des anciennes annales et autres fideles historiens*“ an, vgl. die Note S. 118. Es ist unstreitig schöner, jene innere Gleichartigkeit unbewusst entstehen zu lassen. — Der gewöhnlichen Meinung nach sollen die Heymonskinder zu Anfange des XIII Jahrhunderts gedichtet seyn; hieran knüpft der Vf. folgende sinnreiche Idee: In der Heiligsprechung Karls finde sich eine Scheideperiode, welche den inneren Geist der über ihn vorhandenen Gedichte so bestimme, dafs die *jenseits* dieser Periode fallenden Werke mehr einen profanen Charakter tragen, die seit 1166 entstandenen ihn dagegen als religiösen Heros darstellen. Jener früheren Periode nun sollen die Heymonskinder angehören — was doch in unseren Augen so wenig Wahrscheinlichkeit hat. Denn einmal würden die älteren profanen Gedichte durch das neue Interesse an dem frommen *Gottes Degen* (Schwerdtapostel nennt ihn Broxtermann) verdrängt worden seyn; auf der anderen Seite heifst es wohl, stillschweigend, zu viel gefodert, dafs schon in den nächsten drey Jahrhunderten nach seinem Tode Karl in den Kreis solcher excentrischer Fictionen, wie sie das Volksbuch darstellt, sollte gezogen worden seyn, zu einer Zeit, wo Eginhard, Notker u. a. Biographen und Chroniker immer noch von Neuem abgeschrieben wurden. Weit entfernt daher, mit dem Vf. anzunehmen, dafs die Heymonskinder schon vor der Hälfte des XII Jahrhunderts in lateinischer, oder wohl gar deutscher Sprache (S. 128) geschrieben worden, setzen wir ihre Erscheinung vielmehr erst in den Zeitraum von 1350 — 1500; wären sie früher bekannt gewesen: so würde doch bey irgend einem alten Dichter wohl eine Erwähnung des Inhalts angetroffen werden. Hiemit fällt denn auch die Annahme einer aristokratischen Opposition hinweg, die Hr. G. in dem Volksbuch gefunden haben will. Dafs „Karl beynah überall den Kürzern zieht“, geht aus der ganzen Anlage, besonders daraus hervor, dafs nicht er der

Hauptheld der Dichtung ist. — Es kann uns ja genügen, dafs der verkappte Turpin den Kampf des grossen Kaisers und seiner Genossen gegen die Saracenen schon so früh (muthmafslich nach damaligen Volksdichtern) beschrieb; das Zeitalter der von *Cph. v. Aretin* herausgegebenen *ältesten Sage* ist zu ungewifs, um ihrer hier zu erwähnen. Das altdeutsche Gedicht bey *Schiller* soll, nach Hn. G. den Nibelungen nachgebildet seyn; wie aber, wenn die ersten französischen Conteurs und Turpin von jener Dichtung nicht einmal etwas Näheres gewusst hätten? — Man würde uns mit Unrecht beschuldigen, als ob wir opponirende Meinungen gegen die Ansichten des Vfs. gesucht hätten, da es hier einzig darauf ankam, die Rechte der historischen Kritik gegen zu voreilige und unvorsichtige Combinationen in Schutz zu nehmen. Sonst enthält dieser Artikel, ausser einem Auszug aus dem französischen Volksbuche, noch die Anzeige einer *Fortsetzung*, der Ausgaben und Übersetzungen, unter denen eine sehr alte holländische in 4. (b. Mozler in Freisingen) fehlt, die noch von keinem Bibliographen angezeigt worden ist. 17) *Kaiser Octavianus*. Auch dieses romantische Gedicht scheint mancherley Stoffe anderer Erzählungen zu vereinigen, und ungefahr im XIV Jahrhundert zuerst lateinisch (S. 134) aufgezeichnet worden zu seyn. Dafs das Buch diefsseits des zwölften Jahrhunderts fällt, davon kann wohl nicht einmal die Rede seyn; die Gründe, die der Vf. dennoch hiefür anführt, sind für die Kritik viel zu ärmlich; die bezeichneten Stellen könnten ja blofs spätere Glossen seyn. Auch ist es sehr unnöthig, Einiges in dem Verzeichnifs Quadrio's S. 134 auf den Inhalt des Volksbuchs zu deuten; die Romane waren ja so zahlreich, und solche Zusammenstellungen ebenfalls willkürlich; man findet ihrer auch von den Rittern der Tafelrunde, bald so, bald anders. Nur problematisch kann Rec. daher in Beziehung auf unser Volksbuch folgende Notiz aus *Percy's Rel. III.* (Einleitung zum I B. No. 18) anführen: „*Octavianus imperator, an ancient Romance of chivatriy - this old poem has nothing in common with the history of the Roman Emperors.*“ Dagegen stehen mehrere vorderende Züge in der schönen Novelle von *Kaiser Octavianus* in den *Geft. Romanor.* (s. Fabeln aus dem Zeitalter der Minnesinger, 757. S. 262) mit dem gegenwärtigen Volksbuch in Verbindung, und wenn es Rathens gilt: so ist jene *Romance of chivatriy* wohl unmittelbar aus eben dieser Novelle entlehnt. 18) *Historie von der geduldigen Helena*. Zuerst Auszug aus dem 1400 vollendeten grossen Gedichte des *Bühler*, woraus das sehr zusammengezogene, einfältig erzählte Volksbüchlein vermuthlich hervorgegangen, wenn es nicht etwa eine Übersetzung aus dem Holländischen (S. 151) ist. Früher, gegen das Ende des XIII Jahrhunderts, wurde die nämliche Erzählung von einem unbekannten Dichter, unter dem Titel *Graf Mai und Belasfor* bearbeitet; der Vater der jungen Königin heifst hier Celyon. Der Autor berichtet, er habe auf Begehren eines edlen Ritters diese Mähre (von der er ihm versichert habe, „dafs si noch ze schreiben stat“) und zwar „aus seinem Munde“ ge-

dichtet; der Ritter habe das Ganze in einer Chronik gelesen, „daran es ungereimtet was.“ Wiewohl das Gedicht nicht zu den vorzüglicheren gehört, und daher auf eine vollständige Bekanntmachung keinen Anspruch hat: so ist es doch zu bedauern, daß die einzige Handschrift, worin es sich erhalten hat, durch Defecte entstellt ist. — Interessant wird dieser Artikel durch die Nachrichten, die Hr. G. über die *Histoire de la belle Haleine*, und in der Note, über die Geschichte des *Jean de Paris* („voll köstlicher Windheuteley und einer gar naiven Nationalhoffahrt“) mittheilt. 19) *Hirlanda, Herzogin von Britanien*. Aus dem Lateinischen des René Ceriziers, eines französischen Jesuiten. 20) *Historien von Marggraf Walther u. s. w.* Ausführlicher behandelt findet sich diese Geschichte in einer HS. der schwarzischen Bibliothek zu Altorf (von ungef. 1470). Die Erzählung darin ist überaus anmuthig, bald in ruhiger Würde, bald im Idyllenton. Leider hat sie zu Anfang einen bedeutenden Defect erlitten; die tugendhafte Gryfeldis heist hier Gryfardis. Das Volksbuch scheint schon um 1462 bekannt gewesen zu seyn, da Püterich von Reicherzhausen (S. 10) diese Geschichte erwähnt; *Geisel* ist wohl offenbar Druckfehler für *Grisel*, wie der Name schon in den ältesten Ausgaben lautet. 21) *Die schöne Magelona und Ritter Peter*. Diese Dichtung, deren Ausgang wieder auf die vorhin bey 17 erwähnte Erzählung in den *Gest. Rom.* hindeutet, gehört zu den anmuthigsten Novellen des Mittelalters. Dramatisirt findet sie sich in Seb. Wild's schöner Komödien und Tagödien zwölft, 1566, neben einem Schauspiel v. Kanuser Octavianus, und einem anderen. 22) *Von den sieben weisen Meistern*. Dieser Artikel wird vorzüglich wichtig durch die Geschichte des indischen Fabelromans *Cabalah va Dimnah*, welches „interessante Buch nach und nach die Reise durch den größten Theil der alten Welt gemacht, von einem Geschlecht immerfort auf das andere vererbt, und von Jedem hoch gehalten und werth geachtet.“ Freylich ist die Ähnlichkeit mit den sieben weisen Meistern nur eine entfernte; indessen dürften die beiden Erzählungen (S. 171) doch schwerlich durch spätere willkürliche Einschaltungen in das Volksbuch übergegangen seyn. Die griechische Übersetzung des Simon Sethi gab Seb. Stark 1697 unter d. T. *Specimen sapientiae Indorum veterum* heraus, ohne die wichtigen Vorreden auch nur aus der früheren Übersetzung des Posinus zu suppliren. — Was das gegenwärtige Volksbuch betrifft: so ist zuvörderst unsere Meinung, daß die theilweise Aufnahme desselben unter die *Gesta Romanorum* (S. 157) bloß daraus zu erklären sey, weil diese nebst der *Historia septem sapientum* sich in den nämlichen lateinischen Handschriften bey einander fanden; die Abschreiber stellten die einzelnen Erzählungen bald so, bald anders zusammen, und nahmen einzelne Capitel ohne viele Überlegung aus dem letzteren Werke unter die *Gesta Roman.* auf. Über den griechischen Roman S. 161 können wir hier folgende Nachweisung geben, die sowohl von Hn. G. als von dem verdienten Herausgeber der *Biblioth. Grae-*

ca des Fabric. übersehen worden. In den *Memoir. de l'Académie des Inscr.* T. XLI, 546, giebt der wackere *Dacier* einen Auszug aus jenem Roman, woraus erhellet, daß hier die Erzählung weit besser motivirt ist, wie in dem Volksbuch. Der *Erzieher des Prinzen* ist *Syntipas*, der erst dann wieder zum Vorschein kommt, nachdem die sieben Weisen am Hofe des Königs *Cyrus* ihre Märchen erzählt haben. Auch ist statt der Schwiegermutter, der Königin, hier weit schicklicher bloß von einer Dame am Hofe des *Cyrus* die Rede. *Dacier's Notice* enthält auch die übrigen hieher gehörigen literarischen Nachrichten. — S. 161 sollte die Erwähnung des früheren deutschen Gedichts (s. *Koch Compend.* II. 230) nicht fehlen, durch solche Auslassungen entstehen wenigstens Ungleichheiten in dem literarischen Theil des Buchs, den der Vf. doch auf keine Weise hat vernachlässigen wollen. Ich setze voraus, daß solche Anführungen wie die hier vermiste, für die Betrachtungsweise des Gegenstandes im Großen wichtig genug sind; denn um das gewöhnliche literarische Material, wo und wann wieder ein hieher gehöriges Buch gedruckt worden u. s. w., ist es ein gar kleinlich Ding; schon jetzt leidet die vorliegende Charakteristik dadurch, daß so oft geringfügige bibliographische Notizen unter den eigentlichen Text des Vfs. als Fremdlinge treten. Die Angabe, wann eines dieser Volksbücher da und dort gerade so wieder gedruckt worden, ist rückwärts dieser Ausgaben (deren ja sonst noch 5 und 10 existiren könnten, ohne daß einer unter uns davon wüßte) das Unwichtigste von der Welt; bedeuten können sie nur dadurch etwas, weil daraus hervorgeht, daß ein Werk dieser Art nach allen Theilen Deutschlands hin immer seine Bestimmung wieder erneuert habe. Der Vf. hätte unstreitig besser gethan, das alles in einem Anhang zusammen zu stellen, was nun einmal als ein nothwendiges Ubel unserer modernen Literatur zu betrachten ist, eben das nämliche, was bloß dem Literator Interesse gewähren kann, wie wenn wir jetzt Gelegenheit und Willen hätten, mehrere Ausgaben der sieben weisen Meister anzuführen, die weder *Panzer* noch Andere genannt haben. Es ist übrigens schön, wenn der Vf. am Schluß auf. n. „Ich nähre mich daher von der Seite (einer solchen literarischen Vollständigkeit) nur mit großer Bescheidenheit den Bänken unserer gelehrten Wechsler als ob er selbst nicht wüßte, daß er hier etwas, was noch von keinem anderen Literator geleistet war, entnommen habe. Daß aber *Panzer's Annalen* und andere zugängliche Werke nicht immer oder unzuverlässig benutzt worden, stehe hier als Erinnerung an den Vf. im Fall einer erneuerten Ausgabe, wir möchten durch eine solche Ausstellung ihm nicht zugreifen; die, welche aus diesem Fach sich ein literarisches Studium gebildet, berichtigen so etwas selbst; die übrigen, meine ich, würde es wenig interessieren.“ Wir kommen jetzt zu einer andern Gattung dieser Volksbücher, von denen wir aber kaum mehr, als eine Übersicht, geben können.

— (Der Beschlufs folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 M A Y, 1810.

DEUTSCHE ALTERTHUMSKUNDE.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Die deutschen Volksbücher.* — Von J. Görres u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ergötzlicher *Burgerlust*. Hiebey wäre S. 174 ein passender Ort zur Charakterisirung der sogenannten Priameln. 24) *Rathbüchlein*; und 25) 250 *kurzweilige Fragen*. 26) *Der lustige Kirmesbruder*. Ohne allen Werth. 27) *Stechbüchlein*. Dieses Spiel des Zufalls und Witzes entstand ohne Zweifel aus den früheren Loosbüchern, die die Antworten auf das enthielten, wohin der umgeschneelte Seiger auf dem Glücksrade deutete. Die Idee des letzteren — wohl eine Erfindung der Maler — war vormals so allgemein, dass es kenntlich genug mit dem allgemeinen Namen bezeichnet wurde, z. B. bey Rud. von Rotenburg S. 393 (in dem Museum für altdeutsche Literatur und Kunst I): „so hange ich an dem *rades teile*“ u. f. w.; derselbe Fall wird wohl auch in dem Refrain eines alten Liedes, „das Rad geht um —“ Statt finden. Eine nähere Beschreibung giebt schon Reinmar von Zweter, II, 140, der manezze'schen Sammlung, (ein anderes Lied das „Gelukkes rat das treit vier man,“ findet Rec. nicht gleich wieder), ferner der Meistersang bey Fr. Adelung, II, 303. „Man malet an ein' wende ein rad, das ist sein sinewel, und heist gelukkes scheibe u. f. w.“ In dem Volksbüchlein fand Rec. die Wahl der Devisen übrigens weder durch Würfel, noch durch eine solche Glücksscheibe vorbereitet, wie sie in einem Werkchen des G. Wickram von ganz ähnlicher Tendenz vorkommt. Es führt den Titel: „Kurtzweil; Jörg Wickgram.“ Straßb. 1550. 4 und 1559. 8. Die vier Cirkel der Scheibe sind den *Mannen*, *Frauen*, *jungen Gesellen* und *Jungfrauen* bestimmt, die dieses lustige Orakel befragen wollen; der Buchstabe, bey dem der umgeschneelte Seiger (die Figur eines *Steinbocks*) stehen bleibt, wird in dem Register der vier Cirkel, welches schon das Folgende durch ein Quatrain ankündigt, aufgesucht; die Hinweisung auf die Seitenzahl und Figur (von der die Antwort ausgeht) führt sodann auf den eigentlichen Spruch des Orakels, der gewöhnlich in einem derben Spass und wichtigen Spott besteht; auch wer eine günstige Devise trifft, kommt doch nicht unge neckt und ohne Stöße davon. 28) *Der Finkenritter*. Ein Gegenstück zu diesem phantastischen Märchen ist der *adeliche Jüngling Schelmusky*, wovon eine nicht durchaus gutgerathene Bearbeitung in v. Arnim's Wintergarten angetroffen wird. Der münchhausen'schen Abentheuer hat Hr. G. bey dieser Gelegen-

J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band,

genheit nicht erwähnt. Übrigens kommt der Name *Finkenritter* schon in Fischart's *Gargantua* vor; es ist also wohl vor der Hand noch ungewiss, ob das Werk sicherst aus den Zeiten des 30jährigen Krieges datire, wie der Vf. annimmt. 29) *Das lustige Lalenbuch*. Da Tieck nur den kleinsten Theil dieses ältesten komischen Romans in den Schildbüchern erneute: so stimmen wir in den Wunsch des Vfs. ein, dass Jemand das ganze Werk mit wenigen leichten Abänderungen in seiner ursprünglichen Form und in der alten Sprache herausgeben möge. 30) *Claus Narr*. Sollte der Zeitfolge wegen der folgenden nicht voranstehen. — Eine Bemerkung, sollte sie auch nicht ganz für diese Stelle passen, kann Rec. hier nicht unterdrücken. Es wurde schon anfänglich von der Verbindung des altdeutschen Liedes mit den Volksbüchern gesprochen: Rec. setzt hinzu, dass es keine Gattung der letztern giebt, die in dem Umfange der sogenannten Volkslieder, von dem barock'ften Scherz bis zu der zartesten religiösen Stimmung, nicht ihre Parallele fände. Die weitere Ausführung gehört nicht hieher. 31) *Markolphus und König Salomo*. Eine Art von *Drama satyricum*; dass das Buch nach S. 192 wahrscheinlich neugriechischen Ursprungs sey, daran zweifelt Rec., wiewohl es schwer zu glauben ist, dass diese Fiction ganz den Lateinern und Franken angehören sollte. Manches sonst hieher Gehörige bietet von der *Hagen's* Einleitung zu Salomon und *Morolf*, in den deutschen Gedichten des Mittelalters I, dar. 32) *Eulenspiegel*. Fühlen wir uns gleich öfter dazu angeregt: so wäre es doch für uns zu lästig, jedem bedeutenden Artikel unseren Beyfall über die Charakteristiken des Vfs. beizufügen; unser anfängliches allgemeines Urtheil kann uns mit Recht aller solchen Wiederholungen überheben. — Es ist zu verwundern, dass der Vf. bey diesem und dem vorigen Artikel die doch nahe liegende Beziehung auf den kleinen Roman der späteren Griechen, in welchem *Plaudes* wohl nur mündliche Volkstraditionen sammelte, so ganz übersehen hat, und nicht nur dies, er lässt durch die Verschweigung der *Fabeln Aesopi* sein Werkchen einen nichts weniger, als unbedeutenden Artikel entbehren. Schon frühzeitig wurden sie durch Heinrich Steinhöwel *geteutschet*, und diese nämliche Übersetzung wird noch jetzt wie K. Octavianus u. f. w. verkauft. Eben so unbillig ist ein anderes höchst bedeutendes Volksbuch hier übergangen, — die *lutherische Bibel*; sie kann, ihrem Sinn und ihren Wirkungen nach, vielleicht nirgends angemessener der ruhigen Betrachtung dargestellt werden, wie eben in der Folge dieser Bücher, deren Schlusspunct sie seyn möchte; ihr Einfluss auf die deutsche Sprache dürfte

Mm

te dabey nicht übersehen werden. — Der gegenwärtige Artikel bedarf in literarischer Hinsicht noch einer ganz anderen Behandlung; hoffentlich wird von der Hagen in der Fortsetzung des „Beytrags zur Geschichte und Literatur der deutschen Volksbücher“ (Museum für alte deutsche Literatur und Kunst I) hierüber mehrseitige Aufklärungen geben. Einstweilen nur soviel. Wie steht es mit der angeblichen plattdeutschen Ausgabe 1483? warum ist diese frühere Bearbeitung seitdem nie wieder im Druck erschienen? Als die älteste bekannte Ausgabe nennen Koch und Görres die von 1540; Panzer in den Supplem. S. 165 führt eine strasburger 1519 „von Dil Eulenspiegel“ (vielleicht von Th. Murner?) an. Rec. selbst hat eine erfurter 1532 vor sich, 102 Historien enthaltend, die zuverlässig keine unmittelbare Übersetzung aus dem Plattdeutschen ist; er kann sich nicht enthalten, die Vorrede des ungen. Vfs. ganz herzusetzen; das Volksbuch hat eine kürzere, andere: „Es war vor Zeiten ein listiger und durchtriebner Abentheurer, geboren im Braunschweigischen Herzogthum, der in Teutschen und Welschen Landen vor Herrn und gemeinem Volk seltsam und schalkslustig Poffen und Abenteuer vollbracht hat. Welch Geschichten ich, so und nachdem etlich, die mich derwegen gebeten, einige Entschuldigung annehmen wolten, zusammen gezogen und gebracht; nicht aber darum, dafs ich verneinte, die Andächtigen zu trösten, sondern weil die natürlich menschliche Neigung bei fröhlichen Versammlungen ein frei und sicher Gemüt fordert; und dafs solch Zeiten gebürlicher Weis zugebracht werden, pflegen auch sonderlich Personen leichtsinnig und fröhlich Geschwänk neben anderen fürzubringen, doch mit fürsichtiger Mafs und insonders, wann es die Zeit und Stat, darauf höchste Achtung ist zu haben, auch andere Gelegenheiten erleiden wollen; der man sich nicht allein darum gebraucht, dafs dadurch Freundschaft, Gutwilligkeit oder ein mässiges Gelächter bey den Zuhörern erweckt würde, sondern vielmehr, so auch zu oftmalen solch und dergleichen freundlich Geschwänk langwierig Traurigkeiten, ernstlich, neidisch Sachen, und andere Unwillen mildern, und gar hinwegnehmen, auch dasjenige, so mit weisem Auslegen nicht kann und mag verlegt und ausgeloschen werden. Weil und auch aus allen gebürlichen Schwanken und Fabeln ernste Meinung gezogen und verstanden werden, und nicht ferner unterschieden seyn, dann dafs ernstlich Sachen weislich und tapfer („tapfer, *praegnantis causa*“, altes Vocabular.), und die Geschwänk lächerlich behandelt werden: will mich diesem nach versehen, es werde ein jeder Leser folgende Geschichte und Historien gütig verlesen und guter Meinung annehmen.“ Der Ton der Erzählung, wie er durch Construction und Sprachformen in dieser Ausgabe wahrgenommen wird, ist für den Inhalt unstreitig der am meisten passende, besonders aber ist die durchaus gleiche Haltung zu loben. 33) *Immer wandernder Jude*. Im Ganzen, sagt Hr. G., ist nur die Idee poetisch-brauchbar, und auch von A. W. Schlegel in seiner Romanze trefflich benutzt; das Geschreibe selbst aber ohne allen Werth und Zweck. 34) *Romanusbüchlein*. Die Beschwörungsformeln S. 204, 206, erinnern an einen Vorfall des jüngsten Krieges: Einer der Rebellen

wagte sich frey und offen gegen die militärischen Rehen; wi: eine Kugel ihn getödtet, fand man ein beschriebenes Papier bey ihm, in welchem er eine veritable Sicherheitskarte gegen jede Verwundung zu besitzen wähnte. Aber solche Sprüchlein treffen wir schon in weit früherer Zeit an; Rec. erinnert sich, einen *Segen* der Art irgendwo in der Sammlung der Manezze gelesen zu haben; und wenn nicht alles trügt: so steckt hinter dem bey den Minnefingern so oft vorkommenden Ausdruck: „du bist mein Morgen seggen“ wohl etwas mehr, als man auf den ersten Blick vermuthen sollte. Rec. kann diese Gelegenheit nicht vorbeylegen, ohne ein *Original* der Art aus jenen Zeiten hier wörtlich mitzuthellen. Er fand diesen merkwürdigen *Morgensegen* versteckt unter lateinischen Sermonen in einer Handschrift des XIII Jahrhunderts. Die Reime sind unvollkommen, wie das muthmafslich bey den meisten übrigen „*Benedictiones*“ der Fall seyn mochte. (Unter diesem Namen verbiethen jenen Aberglauben schon die Gesetze des Carolingischen Zeitalters.)

„Ich klieff mir hivy svzze
Datz (da ze) minef treht inf svzzen,
Daz heilige himel-chint
Daz si hivy min frideschilt;
Diez heilig himel-chint bat mih hivy vflan,
In des namen gnade (eins uberf.) wil ih hivy vf gan,
Und wil mih hivy gurten
Mit des heiligen Gotes worten,
Daz mir allez daz holt si,
Daz in dem himel sei,
Deu sunne vnd der mane
Vnde der tagestern szöne.
Mins gemvtes bin ih hivy balt,
Hivy springe ih, herre, in dinen gewalt;
Sant Marien liehemede
Daz sie hivy min fridhemede;
Aller miner viende gewafen
Dev ligen hivy, und slaffen
Vnd sin hivy also pulwesse, (weich; mürbe Haare hat Escherbach im Parcifal)

Als were miner vrowen sant Marien valse,
Do si den heiligen Christum gebere,
Vnd doch ain rainiv mait were.
Min haupt sei mir hivy stelín,
Dehainer staht waffen snide darin;
Min swert ain wil (en-wil?) ih von den seggen scaiden,
Daz snide vnd bizzze allez, daz ih ez haize,
Von minen handen,
Vnd von niemen andern.
Der heilig himel brvt (trut?)
Der si hivy min haisperch gvt. Amen.“

Dieser originale Morgensegen des alten deutschen Ritters sey uns hier *πολλῶν ἀντάξιος ἁλλων*; was konnte es helfen, wenn wir noch eine oder andere schlechtere Formel aus unseren Collectaneen hersetzen würden? — Das Tetragrammaton S. 205 ist ebenfalls ein sehr altes Spiel; vielleicht liegt darin auch eine Beziehung auf die vier Weltgegenden. 35) *Doctor Faust*. Wir müssen hier zuerst eine gar nicht lobenswerthe Seite des Buchs berühren. Es werden hier manche wichtige Notizen mitgetheilt, von denen Rec. aber völlig unbekannt ist, in welchem Verhältniss sie zu der „historisch-kritischen Untersuchung über das Leben des D. J. Faust 1791“ stehen. Hr. G. läßt uns nämlich über die von ihm benutzten Quellen durchgängig in Unkenntniß; er hätte doch wenigstens zu Ende anzeigen sollen, welche neuere Untersuchungen er bey den einzelnen Volksbü-

chern gebraucht habe. Wir sind daher oft ungewiss, die Resultate seiner eigenen Forschungen von dem, was andere Vorarbeiten ihm darboten, zu sondern. — Vorzügliches Interesse erhält der gegenwärtige Artikel durch den Auszug aus der köstlichen „Historie von Virgilius, t'Amsterdam 1552,“ die mehr, wie fünf andere monotone Gedichte von den Tafelrunden, eine Wiederbelebung verdiente. Um nicht ganz von diesem Gegenstande als ἀσύμβολος zu scheiden, geben wir folgende Kleinigkeit zum Besten. Der Dichter des Reinfrid von Braunschweig (aus dem Rec. leider nur den Namen seiner Geliebten E.-l.-e, erfahren hat) sagt an einer Stelle: Yrkane wäre nicht so freuet und mit Spotte lonend gewesen, wie „hievor

Du schöne Athanata ze Rome tet
Do si den künsterichen het
Virgilius erhangen.”

In der That, wir erfahren in diesem Felde, was den Archäologen begeben, die unter den alten griechischen Vasengemälden immer von Neuem Namen von Helden und schwer zu entzählenden Mythen antreffen, zu deren Erklärung die noch vorhandenen Dichter und Schriftsteller des Alterthums uns keine Schlüssel hinterlassen haben. Der obige Name *Athanata* beweist, daß der Autor ein größeres Gedicht von Virgilius Abenteuer kannte, als die mageren Erzählung in der Universalchronik des Jans Enenkel. Dieser berichtet: Der Zauberer Virgilius zu Rom arbeitete einst in seinem Weingarten; er traf mit der Axt auf ein Gefäß von Glas, das voller Teufel war; einer der Teufel redet zu ihm, er solle sie frey machen, dafür würden sie ihm Kunst und Reichthum schenken; nachdem sich Virgilius vorher Collegium über die Zauberkunst von ihnen hat lesen lassen, zerbricht er das Glas, und bildet zuerst zu Rom ein Weib von Stein, welches Bild, als ob es lebend wäre, den Besuchern das gewährte, was jener griechische Jüngling bey der marmornen Göttin suchte. Virgilius verliebt sich in die schöne Frau eines Bürgers, aber ohne sie für sich zu gewinnen; sie meldet es ihrem Manne, worauf verabredet wird: sie wolle, als ob er im Zorn von ihr geritten, ihn zu sich bestellen. Virgilius kommt, er muß sich bequemen, in einem Korb sich einige Stockwerk zu ihr hinauf ziehen zu lassen; ehe er aber noch das Fenster erreicht hat, läßt sie ihn schwebend hangen. Des Morgens eilt alles herbey, den Spectakel zu sehen; der Mann, als käme er eben von der Reise zurück, läßt ihn herab, und schickt ihn mit bößlichem Schimpf nach Hause. Virgilius, auf Rache sinnend, läßt von dem Augenblick an in ganz Rom kein Feuer mehr brennen; die Bürger sind in der größten Noth, sie können nichts kochen oder backen. In dem Wahn, für unbekanntes Übel göttliche Strafe zu leiden, wenden sie sich an Virgilius; dieser fodert von ihnen einen Eid, alles das leisten zu wollen, was er von ihnen verlangen würde. Man holt die schuldige Schöne, von der Virgilius zur Beschwichtigung der allgemeinen Noth die entsetzliche Resignation verlangt, sich öffentlich nackt auszuziehen, und an allen Vierecken auf einen Stein sich hinzustellen, Jedermann würde dann von ihr Feuer haben können; keinen aber werde es gelingen, bey dem Anderen anzuzün-

den, dessen Licht bey einem solchen Versuch gleich selbst auslöschen würde. Nach langem hartnäckigem Widerstreben, läßt ihr eigener Mann sie binden; die Donna muß die über sie verhängte Schmach überstehen, ganz Rom eilt mit Lichtern, Spänen und Schobbern herbey, um, nicht gerade bey der Kopfseite, sich Feuer und Licht zu verschaffen. Nach diesem tollen Abenteuer geht Virgilius fort, und bauet Neapel auf drey Eyer; wenn Jemand diese zerbräche, so müßte die ganze Stadt versinken; daher geben die Einwohner vorsichtig Acht, daß Niemand eines der Eyer anrühre, denn schon dadurch sänge die Stadt zu zittern an; so wenigstens nimmt der Wiener Domherr Jans Enenkel die Sache. Noch machte Virgilius ein ehernes Bild, mit der Inschrift: „wohin ich zeige, liegt ein großer Schatz verborgen.“ mit der einen Hand zeigte es auf den Bauch, mit der anderen nach einem Berge hin. Schon lange hatten die Leute sich vergebens mit Durchwühlung des Berges abgearbeitet, als eines Tages ein Trunkener vorbeiging, und, um die Getäuschten zu rächen, mit seiner Kolbe gegen das Bild schlug; es stürzte um, zerbrach, und eine große Menge Goldstücke fielen heraus, wodurch der Betrunkene ein gar reicher Mann wurde; „wer großes Glück haben soll, dem muß es werden beschaffen,“ so schließt das ganze Märlein noch gar mit einer Moral. (beschaffenes Glück oder Unglück, τὸ κερωμένον.) — S. 226 und 229. „*Salvatio Romae.*“ Diese Idee, welche vielleicht auf ein antikes Basrelief sich gründet (die Abbildung der kleinasiatischen Städte, mit deren Benennung, ist bekannt), findet sich nicht bloß bey dem Marner, Man. Samml. II, 171, sondern früher im achten Jahrhundert schon in dem wessobrunner Codex, der durch das Gebet des Pseudo-Cazungali mehreren Lesern noch im Andenken seyn wird; die Stelle, mit Berichtigung der offenbaren Fehler, ist wörtlich folgende: „VII *Miracula. Primum: Capitulum Romae, salu(a)tio totius (...). quia civitas civium, et ibi consecratio statuarum omnium gentium. quia (quae) statuae scripta nomina in pectore gentis, cujus imaginem tenebant, gestabant, et tintinabulum in collo uniuscujusque statuae erat. et sacerdotes die ac nocte semper vigilantes custodiebant. et quae gens in rebellum confurgere conabatur contra Romanorum imperium, statua illius gentis commovebatur et tintinabula in collo illius resonabant, ita ut scriptum nomen continuo sacerdos principibus deportaret, et ipsi absque mora exercitum ad reprimendam gentem dirigerent.*“ Dies nur Eine Probe, wie die Herrlichkeit der altrömischen Welt späterhin sich mythologisirte. 36) Des Herzogs von Luxemburg Pacts mit dem Satan. 37) Der in einem Hund verwandelte Amtschöpfer. 38) Der schlesische Räbezahl, oder das schalkhafte Gespenst. 39) Von dem unschätzbaren Schloß in der Höhle Xara. 40) *Melusine.* Eine historisch-literarische Untersuchung über diesen Gegenstand, die im vorigen Jahrhundert (wohl erst nach 1771) in französischer Sprache erschien, scheint von dem Vf. nicht benutzt worden zu seyn. Über den Namen *Melusine* findet sich in *Bullet's Dissertation sur la Mythologie Française*, 1771, eine eigene Abhandlung, aus der wir folgende Etymologie aus der celtischen Sprache anführen: *ni ode*

me ist million. moitié, „Dysown (prononç. Unsown) per crasse, tules, serpens.“ 4x) Zwölf Sibyllen Weissagungen. An dieser Idee hat bekanntlich die neuere Kunst nicht ungern Theil genommen. Eine cyklische Darstellung der Art in einer Reihe trefflicher Miniaturbilder, die kurz vor oder nach 1500 in Frankreich verfertigt worden, besitzt die k. Bibliothek zu München. Den nach ihrem verschiedenen Alter und Herkunft abgebildeten Prophetinnen gegenüber sind die Hauptbegebenheiten des N. T. dargestellt; unten jedesmal die Figur eines Propheten und Evangelisten, alles in Beziehung auf die vorgeedeutete und in Erfüllung gegangene Geschichte des neuen Bundes, so daß Heiden-, Juden- und Christenthum sich hier einander berühren. — Von der literarischen Seite hat der Vf. diesen Artikel wenig instructiv behandelt; die griechischen sibyllinischen Orakel, so wie die lateinischen Hexastichen aus dem XII Jahrh. werden gar nicht erwähnt. 42) *Nevand's bellender Hund*. Wenn dieses ein so elendes Geschreibe ist, wie mochte denn der Vf. es hier anführen? Oder gewinnt ein schlechtes Product dadurch Recht auf einen solchen Platz, weil ein armseliger Verleger, vielleicht auf mönchliches Anrathen, es wieder drucken liefs? 43) *Leben des h. Christophor*, wohl nur aus dem koburger'schen oder einem anderen Passional besonders abgedruckt. Hier wäre der Ort gewesen, über die Legenden-Bücher überhaupt ein Wort zu sagen. 44) *Das bis an den jüngsten Tag während Elend*, wieder nicht eigentliches Volksbuch. 45) *Der h. Gregorius auf dem Steine*, ohne Zweifel die Legende in dem koburger'schen Passional, 1488. 46) *Eufemia*, genannt *Gertrud von Cöln*, eine Art von Pendant zu der Legende vom h. Alexius, s. *Goe'the's Werke* XI, 284. 46) (ft. 47) *Genoveva*. Über die Quelle dieser Erzählung vermögen wir keine Nachweisung zu geben; durch unbestimmte Sagen von alten Manuscripten (S. 250.) läßt man sich ungern täuschen. Eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Anfang hat das latein. Gedicht von der h. Bithildis, b. *Gropp, script. Rer. Wurceburgensium* I, 793. 47) (ft. 48) *Unseres Herren J. C. Kinderbuch*. Vergl. die ähnlichen Apocrypha bey *Fabric. Cod. pseudepigr. N. T. Tom. I.* Die Berufung auf den Martinus Pol. kann ganz wegfallen; dagegen sollte hier das ältere latein. Gedicht, aus dem Bruder Philipp und ein anderer anonymen Poet des XIII Jahrh. schöpften, nicht übergangen seyn. Übrigens erschien schon 1491 zu Augsb. das „*Buch der Kindheit Jesu*,“ muthmaßlich eine prosaische Auflösung eines jener beiden älteren Gedichte; die Erzählung geht bis zu Maria's Himmelfahrt durch die neun Chöre der Engel, u. s. w. Der Vf. führt zu Anfange als seine Gewährsmänner eine ganze Reihe kirchlicher Scribenten an. 48) (ft. 49) *Beschreibung des jüngsten Gerichts*. Fügt sich in natürlicher Folge an die Erzählung vom Antichrist S. 241, und schließt Hn. G's. Recensur der, wie man sieht, nicht unbedeutenden Anzahl unserer Volksbücher. Sonst findet Rec. hier bloß zu erinnern, daß die Schlussanmerkung S. 261 ganz wegfallen muß; s. *Fabric. Bibl. Gr.* I, 287 in der Note.

Wie der Vf. zu Anfange den Gesichtspunct für diese Gattung von Literatur fixirte: so empfängt uns nach obiger Musterung ein Rückblick auf das ganze

S. 260 — 306; ein Aufsatz voll Seele, gleichsam ein Blumenkranz um jene von einem Geschlecht dem anderen überlieferten Werke, so wie um den ganzen früheren Zeitraum gewunden, aus dem, wenn auch nicht unmittelbar, sie fast alle hervorgingen. Vielen wird diese Rhapsodie zu dithyrambisch, und in keinem rechten Verhältniß mit dem schlichten Thema des Buchs erscheinen; und in der That müssen wir Stellen tadeln, wie S. 282 (der Vf. spricht gerade von den Troubadours): „Alles stimmte in den Dithyrambus ein, als hätte ein Zauberstab das ganze Geschlecht berührt, Alle fuhren in schöner Begeisterung auf, und die Chöre zogen jubelnd, den Thyrsus schwingend, zwey Jahrhunderte lang durch die Wälder, Burgen, Städte, und alle Echos waren wach geworden, und alle Stimmen der Erde hatten ihre Sprache gefunden, und es war ein Wogen und ein Rauschen und ein Schlagen der Gefanges Wellen, als häre ein harmonischer Tonsturm die Zeit ergriffen.“ Es ist klar, daß die besonnene Betrachtung des Zustandes jener Zeiten bey einem solchen *Wortsturm* und so seliger Trunkenheit untergehen muß; den Gegnern sollte man doch nicht solche Blößen geben, die dem Autor mit dem klaren Wasser der Chronikergelehrsamkeit leichtlich all dieses Feuer ausgießen könnten: sie werden ihm beweisen, daß jene auf mehreren Seiten geklärten Herrlichkeiten nicht wenig durch den Prosaismus jener den bürgerliche Einschränkungen und wirkliche Uncultur damals in die Poesie des Lebens brachten. Daß solche allgemeine Lobpreisungen von keinem Erfolg sind, würde schon antitisch von uns erinnert. So ist denn auch der Überblick der poetischen Werke des Mittelalters, von Norden bis Süden, so gedrängt, und wie im Wirbel forteilend, daß er unmöglich ein richtiges Bild zurücklassen kann. Freylich war von jenem Zeitalter hier wohl zu reden, aber nicht auf die Art, daß der Vf. aus speciellen, nicht gerade *hierher gehörenden* Gegenstand in ein so kleine Zeichnung einzwängte, die er mit besserem Erfolg in ein eigenes Gemälde auf seine Art würde behandelt haben.

Somit hätten wir in successiver Betrachtung uns mit dem Inhalt des ganzen Werks bekannt gemacht, von dem der Vf. S. 307 äußert: „es werde sich bey näherer Ansicht wohl ergeben, daß nicht ein Wort zu viel im Buch geschrieben sey; wohl aber möchten manche, die sich darin finden sollten, fehlen.“ Jenes ist indessen im Fortgange dieser Anzeige ein- und andern widerlegt; was das Letztere betrifft: so suchte schon Hr. G. selbst in den heidelb. Jahrbüchern 1808. 21 Heft, S. 409 — 414, und bald darauf von der Hagen in dem erwähnten Museum I, 238 — 311 (anderweitige Recensionen kennt Rec. nicht) mehrere zur Vervollständigung oder Berichtigung des Werkes beyzutragen, wovon bey dieser Anzeige, wenn nicht bestimmt darauf verwiesen wird, kein Gebrauch gemacht wurde. Möge nun auch das Übrige, was bey den hier verhandelten Gegenständen in Sprache kommen muß, durch mehrseitige Mittheilung an uns vorliegende Schrift geknüpft werden! Auch müssen noch manche dunkle Seiten der deutschen Alterthumskunde, die hier in Beziehung finden, vorher näher aufgeleitet werden; wir hoffen, daß der Vf. werde ein mit so vieler Liebe gearbeitetes Werk in einer wiederholten Ausgabe mit allen jenen Vorzügen versehen, die ihm das ungetheilte Interesse des Publicums sichern würden. In dieser Absicht wünschen wir außerdem noch, daß der rein-bibliographische Theil mit der Inhaltsanzeige verbunden werde, daß bey sonstigen Citationen der Vf. vor einer Aenderung unter dem Text sich nicht scheue, und die Anordnung der und da geändert werde, wie z. B. die nicht ganz schießlich vorangestellten didaktischen Bücher besser einen besondern Abschnitt bilden würden. Endlich sollte das Bunte und Ungeordnete der Darstellung (an mehreren Orten) einer ruhigeren Haltung weichen; jene manierirt-geistreiche, kecke Art hat wohl verführerische Reize, aber noch nie hat sie einem Zeitalter sich empfohlen, in dem richtiger Sinn für schönes Ebenmaß des Styls allgemein verbreitet und anerkannt war. Dieser Umstand wird uns jedoch die bessere Seite des Buches nie verkennen lassen, welches auch dem bloß Unterhaltung suchenden Leser durch manche darin zerstreute Nachrichten willkommen seyn, und vielleicht mit jenen bis jetzt *antödlich* gebliebenen Denkmalen befreundet wird, die hier so treffend und mit einer so kräftigen Hervorhebung der Verhältnisse der moralischen und physischen Natur gewürdigt werden, so wie überhaupt die Anlichten dieses Buchs aus einem wahrhaft deutschen Sinn hervorgegangen sind.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 M A Y 1810.

S C H Ö N E K Ü N S T E.

DARMSTADT, b. Leske: *Die Martyrn oder der Triumph des Christenthums.* Nach dem Französischen des F. A. de Chateaubriand. Frey bearbeitet von Theodor von Haupt. 1810. Erster Theil. XXVI u. 341 S. Zweyter Theil. 314 S. 8. (3 Thlr.)

Chateaubriand ist durch sein *Génie du Christianisme* und die vielgelesene *Atala* als einer der originellsten Schriftsteller berühmt. Ein mächtiges Religionsgefühl und eine glühende Phantasie treiben ihn zu einer ganz eigenen Art von Poesie, zu welcher auch das vorliegende Werk gehört. Die poetische Prosa, worin er dasselbe abgefaßt hat, sucht er in der gelehrten Vorrede durch ältere und neuere Autoritäten zu rechtfertigen. Es ist ein episches Gedicht von 24 Büchern, welches den bestimmten Zweck hat, durch die Fiktionen der Dichtung die Wahrheit des Christenthums nach dem katholischen Kirchenglauben auszusprechen; es macht daher auf eine ausgezeichnete Aufmerksamkeit so in ästhetischer, wie in religiöser Hinsicht Anspruch. Und für jeden Leser hat dieses Buch ein ergreifendes Interesse, das ihn festhält und nicht eher losläßt, bis er am Ende des tragischen Schauspiels den Triumph des Christianismus mitfeiert. Aus unererschöpflicher Fülle strömt eine hinreißende Bilderpracht hervor, und nicht ohne Erfolg hat der hochbegeisterte Apologet für die Befruchtung seiner lebendigen Phantasie gesorgt, und zwar ganz absichtlich zu seinem frommen Zwecke. Er hat hiezu die Meere nach Westen und Osten durchschifft, unwirthbare Landstrecken durchwandert, die verschiedenartigsten Gegenden und Menschen besucht, er hat allen Gefahren Trotz geboten, um für das Christenthum etwas Großes zu thun, und um auch unbekannte Schätze zu Weihgeschenken für sein Heiligtum zusammenzubringen. Derselbe Geist, der ihn ehemals in die Wälder von Canada führte, trieb ihn auch in das verwilderte Griechenland und weiter nach Asien und Afrika. Er bestieg die Höhen des Taygetos, und durchschauete Lakonien und Messenien; er vertiefte sich in die Gebirge Arkadiens, und suchte die ehrwürdigen Denkmäler des griechischen Alterthums in den Wüsteneyen, wie in den Städten auf. Eben so reifete er nach dem heiligen Lande des christlichen Alterthums, nach der heiligen Stadt und dem heiligen Grabe, nach den Ruinen der Vorwelt in Aegypten und in anderen afrikanischen Gegenden, die

S. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

früher durch die alte classische und nachmals durch die christliche Geschichte berühmt waren. „Ich fing meine Wanderungen, sagt er in der Vorrede, bey den Ruinen von Sparta an, und endigte sie erst bey Karthagos Trümmern, indem ich Argos, Korinth, Athen, Constantinopel, Jerusalem und Memphis bereisete. Der Leser kann daher bey dem Durchlesen der Schilderungen, die die Martyrn enthalten, überzeugt seyn, daß es ähnliche Gemälde nach der Natur, nicht prunkende aus der Luft gegriffene Beschreibungen sind. Einige derselben sind ganz neu. — Auch das Gemälde von Jerusalem und vom todten Meere ist getreu. — Die Frucht, die meine Heldin am Ufer des todten Meeres pflückt, deren Existenz man leugnete, findet sich allenthalben 2 bis 3 Meilen von Jericho“ u. s. w. So wie nun selbst der Geograph bey diesem Buche Nahrung findet: so geht auch der Geschichtsforscher nicht leer aus. Zwar kommen Anachronismen vor, z. B. der heil. Hieronymus und Augustinus leben zu gleicher Zeit mit dem Kaiser Diocletianus; allein der Vf. bekennt selbst, daß er diese nur kurz aus einander liegenden Zeiten für seine Fiction zusammengedrückt habe, und in der Vorrede giebt er manche schätzbare historische Bemerkungen.

Man sieht also, daß dieses Gedicht recht eigentlich in dem Leben des Vfs. lag. Er wagte es selbst auf ein Märtyrertum, um in den Märtyrern die Göttlichkeit seiner Religion aufzuzeigen. Schon einige Monate nach dem Erscheinen seines *Génie du Christ.* fing er 1802 dieses Werk zu Rom an, und nach seiner grossen Wallfahrt vollendete er dasselbe. Erinnern wir uns hiebey an ein vor einigen Quinquennien erschienenenes frivoles und abgeschmacktes Zeitproduct (*la guerre des Dieux*): so müssen wir uns freuen, daß unter derselben Nation die mit Enthusiasmus aufgenommenen Werke Ch's. vieles von jenem schlechten Zeitgeiste wieder austilgen helfen, und daß die *Martyrs* so vielen Beyfall finden, obgleich weder der reine Geist der Religion, noch der gute Geschmack ganz mit diesem Werke zufrieden seyn kann.

Wie das Urtheil ausfallen möge, wenn man dieses epische Gedicht mit denen von Milton und Klopstock vergleicht, oder mit Fenelons *Telmaque*, in wiefern es etwa ein eigenes genre ausmacht, und welche Schönheiten und Mängel es hat, wollen wir hier nicht entwickeln. Nur ein paar Worte in Absicht der Übersetzung. Statt des gesuchten Rhythmus, den der Übersetzer beliebt hat, und statt des Geschraubten in der Sprache mit den wunderlichsten Inversionen hätte er uns besser eine treue Übersetzung geliefert; auch hätten

wir ihm sehr gern die Affectation in der Orthographie erlassen, die noch dazu sehr ungleichförmig ist, und nicht immer diejenige Bekanntschaft mit der griechischen Sprache verräth, welcher allenfalls noch ein solches Gracifiziren ansteht. Da liest man: Daemactier, Haebae, wie Mnemofinae und Taelmachos; dagegen: Labien, Paul und Anton (der heil. Antonius)! Doch wollen wir gern davon absehen, weil sowohl ihm als dem Verleger das deutsche Publicum danken muß, dieses höchst interessante Werk uns so bald verschafft zu haben. — Hier gilt es uns um den religiösen Inhalt.

Der Zweck dieses Gedichts wird von dem Vf. in der Einleitung bestimmt angegeben. Was er in seinem *Genie du Christ*. behauptet hatte, daß die christliche Religion der Entwicklung der Charaktere und dem Spiele der Leidenschaften in dem Heldengedichte günstiger sey, als das Heidenthum, und daß das Wunderbare jener Religion mit dem aus der Mythologie entlehnten Wunderbaren vielleicht den Kampf bestehe, das will er hier im Beyspiele zeigen. Er wählte hiezu einen Stoff, „der das Gemälde beider Religionen, die Moral, die Opfer und den Prunk beider Gottesverehrungen in einem Rahmen zusammenfaßte, einen Stoff, in welchem die Sprache der Genesis neben der Sprache der Odyssee erklingen, in dem Homers Jupiter neben *Miltons* Jehovah thronen könnte, ohne der Frömmigkeit der Sitten zu nahe zu treten.“ Er wählte auch wirklich den Stoff sowohl, als die Fiction zu diesem Endzwecke mit Verstand; nur finden wir das Romanhafte einer Liebesgeschichte als Hauptspiel zu kleinlich. Daß die Heldin der Geschichte, Kymodoke, eine Abkömmlingin Homers ist, mochte für seinen Zweck eben so gerathen seyn, als daß er gerade jene Zeit der christlichen Religion wählte, worin ihr Kampf äußerlich bedeutend wird, und die Märtyrer sich wie am Ende eines großen tragischen Schauspiels sammelndrängen, um als Opfer für den Glanz dieser Religion zu fallen. Dieses ihr heroisches Zeitalter diente um so mehr seiner Poesie, da ihm eben diese Poesie mit allem Kirchlichen, was sich mit derselben in Einverständnis gesetzt hat, ein Charakter der Göttlichkeit des Christenthums ist; denn alle jene Wesen, welche die Phantasie in dem römisch-katholischen Kirchenthum des Mittelalters erschuf, sind ihm wirkliche Wesen. Fast so wie etwa im rothen Jahrh. mit einem größeren Anthropomorphismus in Frankreich die Vorstellungen sollen geherrscht haben, ein leidenschaftlicher Himmelskönig sitzt auf einem goldenen Throne, weißgekleidete geflügelte Engel stehen um ihn her, vor ihm wird täglich die Messe gelesen, auch giebt es wohl einmal festlichere Tage, wo sie der Erzengel Michael liest u. s. w. Wenig anders bey unserm Vf. Droben im Himmel thront die heilige Gottesgebärerin mit ihrem Sohne, bey Gott dem Vater, da wohnt die heilige Dreyfaltigkeit unter dem Chore der Engel, auch hat jedes sein herrliches Tabernakel; und drunten lodert die ewige Höllenglut, aus welcher Teufel heraufsteigen, um mit Unheil das Reich Gottes auf Erden zu stören, Tyrannen oder Sophisten gegen dasselbe aufregend; mitunter sieht man auch wohl arme Seelen in dem Fegfeuer durch Bü-

ssungen frommer Lebender früher erlöst werden u. s. w. Alles dieses ist unserm Vf. ausgemachte heilige Wahrheit des Christenthums. Laßt es uns gestehen, eine solche Altgläubigkeit (nicht immer Rechtgläubigkeit) gewährt in unseren Zeiten einen Eindruck, als wenn ein Lombardus, oder gar ein Tertullianus in ihren Costümen sich unter uns sehen ließen. Man denke hiebey ja nicht an die modische Affectation der neuesten Zeit, welche das Kreuz zum Luxus der Phantasie errichtet, und, um aus lauter Üppigkeit alles rechtzuphantastisch zu machen, Religion und Kirche theatralisch bearbeitet. Ch. spricht mit heiligem Ernst, mit einer Wahrhaftigkeit, die uns Hochachtung für seinen Zweck, wie für seine Person, abnöthigt.

Hieraus zeigt sich schon deutlich, was unser Apologete beweisen will. Doch müssen wir noch weiter nachsehen, wie er Christenthum und Heidenthum gegen einander charakterisirt. Es finden sich hiezu bestimmte Stellen, z. B. I, S. 89 ff.: „Das Heidenthum, die Leidenschaften vor den Jahren früh enthüllend, verspätet die Bildung der Vernunft; das Christenthum, des Herzens Kindlichkeit verlängernd, macht natürlich früh den Geist erstarken. Mit Ernstgedanken nähert es uns von frühen Kindestagen, und ehrt, schon in der Windel selbst, des Menschen hohe Würde, behandelt in der Wiege uns als ernste hoherhabne Wesen, — denn einen Engel siehts im Kinde.“ S. 337 wird dem Heidenthume mit großer Lebhaftigkeit der Vorwurf gemacht, daß es die Leidenschaften vergöttere, und verderbenschwangere Leidenschaften, besonders Wollust, einflösse, und erst das Christenthum lehre eine Kymodoke die keusche Zucht. Indessen ist diese Lehre doch so bald noch nicht vollendet. Denn das messiasische Mädchen geräth in Erstaunen und in Schauer, als sie ein Crucifix, das ihr Geliebter bey sich trug, zum ersten Male erblickt; und wie ihr der Jüngling dieses heilige Holz für das Bild seines Gottes erklärt, der hinab ins Grab gestiegen, und in Glanz auferstanden, ruft sie profan genug aus: „das ist also der schöne Jüngling aus Arabien, beweint von Byblos Weibern, und durch den Willen Zeus wieder in den Himmelslichter geschenkt.“ Natürlich verweist ihr Eudoros diesen Vergleich, den sie selbst einst als ruchlos und gotteslästerlich erkennen würde, denn hier müsse sie nicht mehr an Mysterien der Schande und der Freuden denken, sondern es seyen hier Wunder der Zucht und der Schmerzen; sie sehe da des Allmächtigen Sohn an das Kreuz geheset, den Himmel uns zu öffnen, und Unglück, Einsalt, Unschuld auf der Erde hoch zu ehren. Während solcher Belehrungen in den Hainen Arkadiens, in einer zaubervollen Nacht, dämmert der Tochter des heidnischen Priesters ein göttlich Licht im Innern, und Weisheit, Zucht, Vernunft und Liebe erscheinen ihrem Blicke zum ersten Male im unbekannten Bunde; sie schwören sich einander ihre Liebe aufs Kreuz vor dem Gott der Thränen und der Leiden.

So sind die Ideen beschaffen, welche Ch. von Heidenthum und Christenthum vorlegt. Mehr romantisch, als historisch, so wie sonst die Saracenen unter dem Na-

men Heiden vorgestellt wurden, und sie ihm die personificirten Leidenschaften, oder, wenn es gut ist, Menschen von kindischem Unverstand; in den Christen allein stellt er dagegen die stille Würde auf, welche nach der höheren Welt hinschaut. Tiefere und historisch begründete Blicke in das Verhältniß beider Religionen gegen einander sind also hier nicht zu suchen; an die Ansichten eines *Winkelmann* und *Goethe* über Heidenthum ist nicht zu denken, ja die wichtigsten Punkte aus der Geschichte sind dem sonst gelehrten Vf. entgangen; wie etwa die Ähnlichkeit des Stoicismus mit dem Christenthume in ethischer Hinsicht, der Vorwurf der Epikuräer gegen die Christen, daß sie nicht die selige Ruhe der Gottheit kenneten, die Vereinigung des Platonismus mit dem Christenthume — kurz, alles, worauf es eigentlich ankam, das Wesen dieser beiden Religionen gegen einander zu würdigen, und die christliche in ihrer wahren Herrlichkeit zu zeigen. Bedenkt man dabey die Behauptung des Vfs., wozu er sich eigentlich dieses Gedicht aufgegeben hat, daß das Christenthum die Leidenschaften mächtig spielen lasse; und lieset man nun vollends, daß es heidnisch sey, wenn sich die Phantasie mit dem Schönen unterhält, und daß dieses vom Christenthume abführe (I. S. 91 — 94), oder daß doch selbst die reinen Naturfreuden nicht so ganz christlich sind (S. 119); und hat man dabey nicht vergessen, daß er doch wieder dem Christenthum in der Poesie den Vorzug giebt, und daß seine eigene Phantasie ihre feurige Begeisterung demselben verdankt, womit sie die höchsten Schönheiten malen will, daß er auch von dem Christenthum allein jenen Seelenfrieden entstehen läßt, welcher den Menschen mit der Natur befreundet: so findet man ihn in den sonderbarsten Widersprüchen mit sich selbst. Hieraus ergiebt sich, wie unbestimmt die Begriffe dieses Apologeten sind, wie besangen und getrübt sein Sinn. Das natürliche frische Leben der Griechen verwandelt er in eine erkünstelte Sentimentalität (z. B. I. S. 21 fg.), wobey es nicht an solchen Reizen fehlt, wie sie entnervte Menschen bedürfen. Die Römer jener Zeit sind nun, freylich weniger gegen die Geschichte, arg genug geschildert, das Volk blutdürstig, die Besseren schwach, die Schlimmeren abscheulich. Galerius als Wollüstling und Hierokles als Sophist sind gewissermaßen die Repräsentanten des Heidenthums: so wie die Teufel, von welchen sie regiert werden, die Genien desselben sind; und zu dem Rathe der Hölle auch die Götzen, wie Anubis, Brama, Teut, Odin, Erminia u. s. w. gehören (I, 226). Nur wenige unter den Heiden erscheinen edel, die aber auch am Ende Christen werden: so der junge Constantinus (der Große) und der fromme Oberpriester im Homeros-Tempel, der tiefgebeugte Vater der Heldin Demodokos, welcher viel Interesse für sich erregt. Von der Vergleichung des Heidnischen in dem Ethnicismus der gallischen und fränkischen Völker, welcher zu einigen schönen Episoden Veranlassung giebt, mit dem griechischen und römischen ist ohnehin nicht die Rede. Fragen wir nun, warum gerade diese Religion diesen Charakter des Volks, oder auch nur des Einzelnen schuf: so bleiben

wir ebenfalls durchaus unbefriedigt, und wir vernehmen nur willkürliche Schilderungen. Eine gründliche und gerechte Würdigung ist also hier nicht zu suchen.

Die Art aber, wie Ch. die griechische Bildung auf faßt, ist völlig fehl gegriffen. Seine Helden sollen nämlich manchmal in dem alten classischen Geiste sprechen oder singen. Da hört man denn an einander gereihete, oft homerische Phrasen, als wären sie aus einem *Gradus ad Parnassum* zusammengesucht. Gleich im Anfang hören wir so die Priesterin der Mufen, Kymodoke, den fremden Jüngling anreden: „Kommst du aus Tyrus, berühmt durch seiner Handelsleute Schätze, oder aus dem reizenden Korinth, von deinen Wirthen reich beschenkt? Bist du der Männer einer, die bis zu Herakles Säulen auf den Meeren handeln? Oder folgst du dem wilden Ares zum Kampfe? u. s. w.“ In solcher Sprache hören wir auch den Vater: „Schon schien nicht Weisheit dir zu mangeln, es hat ein Gott die Sinne dir verwirrt.“ Bey einer anderen Gelegenheit bringt er ein Bild seines Ahnherrn an, freylich unter sehr modernen Bildern und Ausdrücken: „Es haben die Götter den Erbsceptern das Alter gleich gemacht, auf denen bey einem alten Stamme der Jahrhunderte Majestät zu lasten scheint, die aber nicht mehr Blüten schmücken, seit sie, vom Mutterflamme fern, vertrocknet sind.“ Die Reden, welche im sechzehnten Buche von Griechen und Römern gehalten werden, sind französisch, und so findet man überall modernisirte Antiken. Die griechische Mythologie ist also, wie hieraus erhellt, unserm Vf. nur ein wenig von aussen bekannt, von dem Geiste ihrer Symbolik hat er keine Ahnung, und das eigentlich Religiöse in ihrem Leben sieht er kaum auf der Oberfläche. Zu seinem Zwecke würde es besser gewesen seyn, wenn er, gleich seinem gelehrten Landsmanne *Barthelemy*, den Leser in das wirkliche Leben jener Nation eingeführt hätte, wie es in jener Entscheidungszeit gewesen seyn muß, als im römischen Reiche und im Abendlande das Christenthum über das Heidenthum siegte. Auf diesem Wege konnte es ihm gelingen; auf seinem Wege aber kann er weder gegen *Schillers* Götter Griechenlands, noch gegen *Goethe's* Braut von Korinth etwas ausrichten. Schon ein *wielandscher* Agathon hätte ihm eine andere Idee von der Religiosität in den griechischen Götterhainen geben können; von einem Sokrates und Platon nicht einmal zu reden.

Und was ist unserm Vf. das Christenthum? Wir sahen es oben. Worin sind sein Himmel vom Olymp, sein Jehova vom Jupiter, seine Heiligen von den Göttern verschieden? Doch nur in Namen und Gestalt. Es ist wahr, sein christliches Gemüth blickt überall hindurch, das Unendliche suchend und mit der Farbe der Wehmuth das Gemälde übergießend. Daher verfließen auch die Gestalten seines Himmels in einem Helldunkel, wenn dagegen der griechische Olymp die Schönheit hoher weltlicher Naturen in ihrem hellen Götterleben bestimmt schauen läßt. Hier ist das Göttliche doch in der Weltlichkeit zur höchsten Vollendung dargestellt; dort aber kann es in seiner Heiligkeit zu nichts recht kommen, und der wahre Charak-

ter des Christenthums, die hocherhabne Übersinnlichkeit, ist gänzlich verwischt. So spielen hier Christianismus und Ethnicismus durch einander. Auch will Ch. den strengsten Kirchenglauben des römisch-katholischen Systems hiedurch erheben. Dieses zeigt sich vorzüglich im 21 Buche; z. B. S. 222 in der Messfeierlichkeit, wodurch der Held des Stücks, der Hauptmartyrer, wieder in den Schoß der beynahe unversöhnlichen Kirche aufgenommen wird. „Auf sein Herz legt der greise Bischof die Hostie, es wird der Altar des Opfers, Christus der Martyr, wird auf eines Martyrs Herzen hier geopfert. Ein Gott erhebt sich von dem Herzen, und nieder steigt ein Gott in seine Tiefen.“

Das Christenthum wird sonach dieser Apologie eben so wenig danken als das Heidenthum, denn beide sind aus ihrem wahren Grund und Boden verrückt, so daß jedes verliert, wie das letztere alles Sittliche und Gemüthliche, so das erstere seine Geistigkeit und höchste Würde. Das Christenthum konnte nur durch dieses sein Wesen (nach Joh. 4, 24) über alle andern Religionen siegen, und eben dieser heilige Geist der wahren Religion, der höher ist als Glut der Phantasie und aller Prunk des Kirchenthums, war es auch, welcher einem Apostel Paulus selbst auf dem Areopagos zu Athen den Sieg auch über das hellenische Heidenthum verhielt.

Wir dürfen aber hieby nicht das gute Gemüth, nicht den frommen Sinn des Vfs verkennen. Wie hinreißend schildert er die Freuden des christlichen Herzens! wie ergreifend die Unruhe des weltlichen Sinnes und die Eitelkeit seiner Genüsse! (z. B. I, S. 116, 124, 126 u. f. w.) Wir fühlen uns wohl in den idyllischen Szenen, wohin er uns aus dem Schlachtgeräusch führt, und auch in die graufollen Kriegsauftritte läßt er die erquickenden Sonnenblicke der christlichen Seelenruhe fallen. Wir bewundern die Kraft des Christenglaubens, welcher in den Wildnissen Germaniens und Galliens das Leben barbarischer Völker verschönert, und womit selbst Sklaven auf wilde Krieger und auf Könige wirken (S. 194); ja mit Andacht schauen wir diese Gotteskraft in der Pflichttreue des Christen, womit er den Tyrannen noch im Schmerzensstode segnet. Die herrliche Episode von der Velleda giebt diese Eindrücke noch mehr von der rührenden Seite. Nur bleibt diese Stimmung nicht rein. Es klin-

gen Mißthöne instanter. So liegt manchmal in der Demuth des Christen geistlicher Stolz (I, 192 vgl. 201, 269); und das Verhältniß der frommen Tochter zu ihrem frommen Vater, den sie so leicht vergessen, dessen Qualen, die sie durch ihr unberufenes Märtyrertum verursacht, sie so leicht überwinden kann, ist und bleibt doch unnatürlich, mithin unschriftlich (z. B. II, 163). Eben so unbegreiflich ist die Passivität, womit der edle Priester und Vater dieses alles ansieht (II, 46, 62, 125). Einen allzu sinnlichen Charakter erhält die Religion, da die Geschlechtsliebe der Heldin den Übergang zu derselben muß machen helfen; hiezu gehört die Krone jenseits als Motiv der Opfer hienieden, auch wird durch dergleichen die verdorbene Phantasie eines alten Eremiten erklärbar (II, 160). Der Contrast der Liebe des Hierokles zu der Heldin ist freilich grell genug; diese Leidenschaft ist unerträglich wüthig und dauert so Jahre lang auch in der Entfernung fort! Die schönen Feyerlichkeiten des Aphroditiden-Dienstes, die man auf Kypros im Vorüberfliegen schaut, müssen dem ernsten Zuge weichen, wodurch die kaiserliche Helena das wiedergefundene Kreuz auf Calvaria aufpflanzen läßt, wo der Vt also wieder das Schöne in Gegensatz mit dem Christlichen zu setzen scheint.

So zeigt Ch. auch in diesem Werke ein tiefes religiöses Gemüth, aber großen Mangel der Einheit zwischen Phantasie und Verstand, wodurch doch gerade eine poetische Apologie sich auszeichnen mußte. Als diese, als Schutzrede für das Christenthum gegen das Heidenthum, müssen wir daher zwar dieses Werk für gänzlich mißlungen ansehen. Denn das Christenthum kann und soll nicht siegen durch phantastisch-mythischen Glanz und durch keine Art von Zauber, welcher die Sinnlichkeit gewinnt. Seine göttliche Kraft ist viel zu erhaben, und wirkte immer durch diese Erhabenheit so mächtig. Dieses geistige Wesen der göttlichsten und zugleich menschlichsten Religion hören wir zwar aus der Seele dieses Dichters sprechen, aber es hat sie nicht dargestellt. Wer sie indessen in seinem Bewusstseyn trägt, wird, über die Mängel dieses Werkes hinwegsehend, sich in vielen Stellen erbauen. Auch in anderer Hinsicht wird dieses Gedicht dem Leser einen reichen Genuß gewähren.

— 2 —

KURZE ANZEIGEN.

KINDER-SCHRIFTEN. Bremen u. Aurich, in Commiß. b. Müller: *Neuer vier Zoll hohes A B C, oder vollständige Buchstabirmaschine mit 600 Buchstaben zur Erleichterung des Unterrichts der Jugend in den Schulen.* Gestochen und herausgegeben von Georg Jöntzen, herzogl. holst. oldenburg. privilegirtem Buchdrucker in Delmenhorst. 1809. 29 Bogen. Fol. (2 Thlr.) Eine vollständige Buchstabirmaschine erhält man hier nicht, wie man nach dem Titel vermuthen könn-

te, sondern nur 600 Buchstaben, die zu einer Lesemaschine gebraucht werden können. In einem kurzen Vorberichte des Herausg. wird zur Einrichtung der Maschine selbst Anleitung gegeben, und zugleich denjenigen, die sich an der Einrichtung der Maschine nicht selbst befaßen wollen, eine völlig eingerichtete Maschine für 5 Thlr. in Golde angeboten. Die Buchstaben selbst werden ihrem Zwecke sehr gut entsprechen. O. m. r.

BESONDERE ABDRÜCKE.

Erfurt, b. Keyser: *H. C. W. Breithaupts*, öffentlichen Lehrers der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Bückeburg u. f. w. und Anderer, von ihm beschriebene *neue Erfin-*

dungen. 3tes Heft. M. 2 K. Aus dem 14ten Bde. des Almanach der Wissenschaften, Künste u. f. w., oder dem 2ten Bde. der Almanen u. f. w. besonders abgedruckt. 1810. 40 S. 8. (6 Grd)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 15 M A Y, 1810.

G E S C H I C H T E.

BERLIN, b. Maurer: *Versuch einer Geschichte der spanischen Nation.* (Auch unter dem Titel: *Die alten und die neuen Spanier. Ein Völkerspiegel.*) Von Dr. J. A. Festsler. 1810. I Th. 375 S. II Th. 392 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

Um den Zweck dieses Werks zu erkennen, müssen wir einige Augenblicke bey den *verschiedenen Titeln* verweilen, welche es führt. Was den ersten betrifft: so liegt der Accent ganz unstreitig auf dem Worte *Nation*, so daß der Vf. zum Unterschiede von allen denen, welche denselben Gegenstand behandelt haben, mehr die Geschichte der *Spanier*, als die des von ihnen bewohnten *Landes*, hat beschreiben wollen. *Mariana, Ferreras* u. A. haben ihre Werke: *Allgemeine Geschichte von Spanien* betitelt. Von diesen wollte sich Hr. Festsler unterscheiden; sein Werk sollte nicht die Geschichte des Landes, des Reichs, der durch die Pyrenäen und zwey große Meere gebildeten Halbinsel mit ihren Anhängeln von Nebenstaaten, sondern die Geschichte der auf diesem Erdtheile lebenden Nation enthalten. Hiedurch erhält der Ausdruck: *Versuch einer Geschichte* erst seine Bedeutung; denn sonst ist dieser Ausdruck ganz sinnlos, da es keineswegs an spanischen Geschichtswerken fehlt. Indessen entsteht die Frage, ob den Spaniern das Prädicat einer *Nation* beygelegt werden kann. Ein Volk, das einen gemeinschaftlichen Namen führt, kann nur dadurch zu einer *Nation* werden, daß es in allen seinen Abtheilungen denselben organischen und bürgerlichen Gesetzen unterworfen ist, und folglich eine durchaus gleichmäßige Erziehung bekommt, deren letztes Ergebniss der Gemeinfinn ist. Nach diesem Maßstabe gemessen, sind die Spanier nie eine Nation gewesen. Denn ob sie gleich in den drey letzten Jahrhunderten bis auf die Bewohner desjenigen Theils der Halbinsel, welcher das Königreich Portugall genannt wird, unter einem gemeinschaftlichen Scepter vereinigt gewesen sind: so hat dieser doch nie irgend eine Einheit der Verfassung und des Gesetzes bewirken können; und indem alle einzelnen Völkerschaften ihre besondere Individualität beybehalten haben, hat es im Königreiche Spanien zwar Navarrenser, Catalanen, Aragonesen, Castilianer, Andalusier, Valencianer u. s. w., aber nie *Spanier* geben können. Was folgt hieraus? Dies, daß es keine Geschichte der spanischen Nation giebt, und daß folglich ein jeder Versuch, eine solche zu schreiben, sich in sich selbst auf-
J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

hebt. Wir werden weiter unten sehen, wie Hn. F., Versuch sich wirklich aufgehoben hat, und bemerken jetzt nur, daß der *erste* Titel nichts taugt.

Der zweyte Titel: *Die alten und die neuen Spanier; ein Völkerspiegel*, scheint nur ein Aushängeschild zu seyn, das Käufer anlocken soll. Denn wodurch ist die Geschichte der spanischen Völkerschaften mehr ein Völkerspiegel, als die Geschichte jedes anderen Volks? Jene mag ihr Eigenthümliches haben; aber je mehr sie es hat, desto weniger wird sie sich als Völkerspiegel gebrauchen lassen. Überhaupt findet die höchste Entweihung der Geschichte *dann* Statt, wenn man ihren Inhalt zur Aufregung von Leidenschaften oder zu irgend einem besondern Zwecke gebrauchen will; dem tieferen Geschichtsforscher kann dieß am wenigsten einfallen, weil er weiß, daß in den Begebenheiten eine Nothwendigkeit ist, die sich nicht übertragen läßt. Es ist wahr, daß die Einwohner von Sagunt und Numantia in früheren Zeiten das Beyspiel von einem Heroismus gegeben haben, der uns in der Ferne, woraus wir ihn betrachten, nur in Erstaunen setzen kann; aber ist es nicht ausgemacht, daß die Völker des Alterthums in ganz anderen Verhältnissen zu einander standen, als die Völker der neueren Zeit, und kann folglich das Verfahren von jenen zur Richtschnur für diese dienen? Unstreitig ging der Vf. von der Voraussetzung aus, daß der gegenwärtige Krieg zwischen Frankreich und Spanien eine ganz andere Wendung nehmen würde, als er bisher genommen hat; und indem er in dieser Voraussetzung mit dem beynahe allgemeinen Wahne der Deutschen zusammentraf, glaubte er das Unterpfand der Wahrheit in der spanischen Geschichte zu finden. Wie sehr er sich in diesem Glauben betrogen habe, darüber finden sich im Werke selbst nur allzu viel Aufschlüsse für den, der fähig ist, dergleichen aufzufassen. Kurz, als Völkerspiegel leisten die alten und die neuen Spanier gar nichts; was ihnen begegnet ist, dasselbe ist, in etwas veränderten Gestalten, allen übrigen Völkern begegnet, so daß, um die Wirkung hervorzubringen, welche der Vf. sich vorsetzte, die Geschichte eines jeden anderen Volks dieselben Dienste leistet. Der zweyte Titel ist also eben so unstatthaft, als der erste, und der Vf. würde, wenn er in einer anderen Zeit oder unter anderen Umständen geschrieben hätte, schwerlich auf den Gedanken gerathen seyn, sein Werk anders zu betiteln, als Geschichte der spanischen Völkerschaften, oder der *Spanier* schlechtweg.

Wir wenden uns jetzt zu dem historischen Wer-
Oo

ke des Vfs. selbst, um das Eigenthümliche desselben näher zu bezeichnen.

Der *Versuch einer Geschichte der spanischen Nation* umfaßt einen Zeitraum von ungefähr zwey Jahrtausenden; nämlich den von der Erscheinung des ersten karthaginenfischen Feldherrn (Hamilkar) in Spanien bis zum Tode Karls II aus dem Hause Österreich. Das Werk ist also bis jetzt als unvollendet zu betrachten; denn es fehlt bis zur Revolution von Aranguez noch die Schilderung des Zustandes der Spanier unter der Herrschaft des bourbonischen Stammes. Es wollte, laut der Vorrede zum zweyten Theile, dem Vf. nicht gelingen, „den reichhaltigen historischen Stoff von dem Verfall der arabischen Herrschaft in Spanien bis zu der Revolution von Aranguez in *Einem* Theil zusammenzudrängen“; er brach also seine Erzählung mit einer allgemeinen Schilderung der „Regierung Karls II ab, und faßte den Entschluß, die Geschichte der Spanier unter den Königen aus dem Hause Bourbon in einem dritten Theile zu beschreiben.“ Indem dieser nun noch zu erwarten steht, und wir uns nur an die beiden ersten halten können, beschränken sich unsere Bemerkungen, wie billig, auf die vorliegenden zwey Theile.

Das erste Buch stellt die Spanier dar, *wie sie wider Karthago und Rom kämpfen, und der römischen Herrschaft unterthänig werden.* Von Spaniens ältesten Bewohnern und deren Verfassung und Sitten sind die Notizen beygebracht, welche griechische und römische Schriftsteller enthalten. Als die Iberer mit den Kelten in dem Inneren des Landes schon lange zu einem Volke zusammengeschmolzen waren, und die Turdetaner (Bewohner des südwestlichen Theils von Spanien) aus ihren Bergen Gold und Silber in Überflus zu Tage gefördert hatten: kamen die Phönicië aus Tyrus, die Bewohner der Insel Zakynthos, vermisch mit Rutulern aus Ardea, die Phokäer. Spanien war bereits in einem hohen Grade bevölkert, als Karthaginer und Römer in diesem Reiche zusammentrafen. Beide meinten es mit den Spaniern gleich unredlich. Von Hannibal sagt der Vf.: „Mit seiner Erhebung fing Karthago's Untergang an; in seiner rein punischen Natur war alles vereinigt, was glänzte, blendete, überraschte, für den Vortheil des Augenblicks jede Gefahr besiegte, jeder Schwierigkeit trotzte; aber auch alles, was dem Geiste zur Erkenntniß der wahren Völkerwohlfahrt das Licht, zur Vorhersehung und Würdigung der entfernten Folgen den Sinn, zur Festhaltung und Begründung des erworbenen Glücks die Kraft entzog. Erhoben ihn Abhärtung, Arbeitsamkeit, Nüchternheit, Vorsicht, Muth und Entschlossenheit zum vollendeten Krieger: so versetzten ihn Gemüth- und Gottlosigkeit, Verachtung des Rechts, Mißbrauch der Gewalt, Falschheit und Treulosigkeit in die Reihe der verruchtesten Menschen; er war ein Held, dergleichen das Verhängniß von jeher Völkern sendete, deren schrecklich leuchtende Vertilgung von der Erde es beschlossen hatte.“ Ein solches Urtheil über einen *einzelnen* Menschen sagt nichts, weil es zu viel sagt. Hannibal würde *seine* Rolle nie gespielt haben, wenn die Aufforderung da-

zu nicht in dem Verhältnisse gelegen hätte, worin Rom und Karthago mit einander standen. Dafs Karthago in dem großen Kampfe unterlag, kommt gewiß nicht auf Hannibals Rechnung; es kommt vielmehr auf die Rechnung des gesellschaftlichen Zustandes im karthaginenfischen Reiche. Hannibal that, was in seinen Kräften stand, um sein Vaterland zu vertheidigen; aber wenn er dasselbe hätte *retten* sollen: so hätte er mehrere Jahrhunderte von Entwicklung aufheben müssen. Mit gleichem Rechte könnte man den verstorbenen Premierminister Pitt zum Urheber aller der Schicksale machen, welche Großbritannien in den letzten Jahren dieses Jahrhunderts erfahren hat, und welche ihm noch bevorstehen; während Pitt in einer ruhigen Ansicht der Dinge nur als Mittelglied in der Kette der Begebenheiten erscheint, nothwendig gemacht durch frühere Ergebnisse, und nun von seiner Seite die späteren bedingend. Überhaupt sollte alle Schiedsrichterey über einzelne Menschen aus der Geschichte verbannt werden, indem man sich damit begnügte, sie in ihrer Eigenthümlichkeit zu zeigen, ohne irgend eine Forderung an sie zu machen; und es ist ein großer Fehler des vorliegenden historischen Werks, dafs sein Urheber dieß so wenig gefühlt hat. — Auf die Vertreibung der Karthaginer aus Spanien folgte ein 185jähriger Kampf der alten Spanier für ihre Freyheit; ein Kampf indeß, welcher damit endigte, dafs Spanien eine römische Provinz wurde. Der Vf. macht in der Einleitung zu diesem Abschnitte die Bemerkung: „nur ein durch Verblendung oder Knechtschaft entnervtes Pöbelvolk hätte sich an Namen und freue sich der Täuschung; freye Völker, von einfachen Sitten und reger Kraft hingegen faßten die Sache, und entschlossen sich nie, des Lebens wegen, des Lebens Werth und Ehre für schöne Namen hinzuopfern.“ Trotz des Schneidenden und Anzüglichlichen in dieser Bemerkung bleibt es eine ewige Wahrheit, dafs im Kampfe der Kraft gegen die Kraft nur die höhere Bildung entscheidet. Die Spanier jener Zeiten litten an eben den Übeln, woran die Spanier der neueren Zeit gelitten haben und noch leiden; nämlich an dem Mangel an Einheit und Gemeingeist. Nie würde ein Römer den spanischen Boden besudelt haben, wären die verschiedenen Völkerschaften von einem und demselben Interesse durchdrungen gewesen, und hätte an der Stelle der vielen einzelnen Regierungen eine einige kraftvolle Regierung gestanden. Jede einzelne Völkerschaft hätte sich den römischen Heeren gewachsen; keine einzige aber war es wirklich, und indem gleichwohl alle hinter einander kämpften, konnte der Kampf zwar in die Länge gezogen, der Ausgang des Kampfes aber nie zweifelhaft gemacht werden. — Während der römischen Verwaltung hätte die verlorne Unabhängigkeit der Spanier die gänzliche Vernichtung der Nationalbenennung zur Folge haben sollen. Denn diesen ganzen Zeitraum hindurch war Spanien eine *römische Provinz*, und wenn die Geschichte der Spanier in demselben mit Unparteilichkeit geschrieben werden soll: so muß sie aus dem Gesichtspunct der römischen Weltherrschaft geschrieben

werden. — Indem der Vf. S. 86 die Organisation der Regierung in Spanien beschreibt, und bemerkt, „dass der oberste Grundsatz aller *Despoten*, *divide et impera*, den Tiberius unverholen ausgesprochen, schon von August im Stillen durchgeführt worden sey“: giebt er von Neuem zu erkennen, wie wenig er von dem ächten Geiste der Geschichte durchdrungen ist. Denn wer, der jemals über Regierung nachgedacht hat, kann verlangen, dass das *dividere* nicht dem *imperare* vorgehe, da das Letztere nicht ohne das Erstere möglich ist, und dieses in sich keinen anderen Zweck hat, als Ordnung und Ruhe zu stiften. Wären nur die Organisations-Prinzipie der Römer so vollkommen gewesen, als sie es seyn konnten! Dass sie es nicht waren, hatte die Auflösung des Römerreichs zur Folge, und brachte unter anderen auch die Wirkung hervor, dass die Spanier, obgleich unter derselben Herrschaft vereinigt, nicht zu Einem Volke zusammenschmelzen. Übrigens konnte der von den römischen Imperatoren oder deren Werkzeugen ausgeübte Druck so groß nicht seyn, weil die Spanier gerade unter ihrer Herrschaft, wie der Vf. selbst zeigt, die achtungswürdigsten Fortschritte in allen Künsten und Wissenschaften machten. — Die Einführung des kirchlichen Christenthums in Spanien, welche in diesen Zeitraum fällt, ist in dem achten Abschnitt auf eine sehr unterrichtende Weise erzählt, nämlich nach der Idee, welche der Vf. ausführlicher in seinen *Ansichten von Religion und Christenthum* dargestellt hat; indessen wäre zu wünschen gewesen, dass der Vf. nun auch die veränderte Denkungsweise geschildert hätte, welche durch die Verdrängung der durchaus weltlichen Idee von der ewigen Dauer Roma's in den Spaniern bewirkt werden musste. Dies hätte billig der Inhalt desjenigen Abschnittes seyn sollen, welcher von den Sitten der Spanier in diesem Zeitraume handelt; ein Abschnitt, welcher allzu mager ausgefallen ist, um auf irgend eine Weise befriedigend zu seyn.

Das zweyte Buch, welches von den *Spaniern unter den Vandalen, Sueven, Alanen, Gothen und Arabern* handelt, zerfällt in zwey Abtheilungen, von welchen die erste die Periode von der *Aufnahme der Gothen in das römische Reich bis zum Untergange des westgothischen Reiches in Spanien*, die zweyte die Periode von diesem Untergange bis zum *Verfalle der arabischen Herrschaft unter den Mohaden* umfasst. Der Vf. selbst sagt, dass er nur die *summitates rerum* habe darstellen wollen; blieb ihm aber bey dem grossen Mangel an Nachrichten von dieser Periode wohl etwas anderes übrig? Ob seine Charakter schilderungen von den westgothischen Königen zuverlässig sind, soll hier nicht untersucht werden; wir gestehen aber, dass die Gallerie dieser Fürsten uns allzu flüchtig gefertigt zu seyn scheint, da man in die Behauptungen der Chronikenschreiber nicht Misstrauen genug setzen kann. — Die Hauptursache des Unterganges des westgothischen Reichs in Spanien war offenbar die *Nicht-Erblichkeit der Krone*, welche dem Ehrgeize der Großen im Reiche einen allzu freyen Spielraum gab. — Nach welchen Bewegungsgründen der Graf Julian handelte, als er sich mit Muza einliess, hätte

wohl eine ausführlichere Darstellung verdient. So wie Saavedra Faxardo in seiner *corona gótica, castellana y austriaca* den Hergang der Sache erzählt, hat er einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich; überhaupt hätte dieser eben so gelehrte als geschmackvolle Schriftsteller von dem Verf. mehr zu Rathe gezogen werden sollen. — Der Geist des *Codex legum Visigothicarum* ist in dem Abschnitte, welcher von dem gesellschaftlichen und sittlichen Zustande der Spanier unter gothischer Herrschaft handelt, nicht nach Verdienst entwickelt worden; vorzüglich hätte aus einander gesetzt werden sollen, woher es kam, dass unter den Gothen die Feudalität in Spanien keine Wurzeln schlug. — Reflexionen, wie die, „dass Vorzüge, von Usurpatoren ertheilt, noch weit verächtlicher und vergänglicher sind, als jene, womit schwache, doch rechtmässige Regenten begünstigen,“ sind weniger aus dem Zusammenhange der Begebenheiten, als aus der Begierde, den Zeitgenossen etwas Anzügliches zu sagen, geschöpft. Denn wo die organischen Gesetze noch keine Vollkommenheit erhalten haben, da giebt es eigentlich gar keine Usurpation, indem Talent und Kraft die einzigen Massstäbe der Rechtmässigkeit sind. Eine sehr richtige Bemerkung des Vfs. hingegen ist, dass die Idee von der nothwendigen Einheit der Hierarchie und des Staates, welche dem Geiste Mohameds dunkel vor schwebte, ihn zu dem Misgriff verleitet habe, die Bestimmung bürgerlicher Rechte und Pflichten zu religiösen Vorschriften zu erheben, und die hierarchische und weltliche Gewalt in seiner Person zu verbinden; und dass hieraus, bey aller scheinbaren Stärke, die wahre Schwäche des Organismus der muhamedanischen Staaten zu erklären sey. Der Verfall der arabischen Herrschaft in Spanien wird sehr genügend dargestellt; nur hätten die Untersuchungen über den gesellschaftlichen Zustand der Araber tiefer gehen sollen, da diese Parthie der spanischen Geschichte so sehr im Dunkeln liegt, und es noch immer auszumitteln ist, in welchen Beziehungen die arabischen Spanier sowohl unter sich, als zu den afrikanischen Stämmen standen.

Das dritte Buch zerfällt wiederum in zwey Hauptabtheilungen, von welchen die erste die *Entstehung und das Wachsthum der christlichen Reiche* (der Verf. nennt sie die kirchlichen) *neben den Arabern in Spanien von der Schlacht bey Xeres bis zur Eroberung des Königreichs Granada, und bis zur Entdeckung Amerika's*, die zweyte die *Fortschritte der Spanier zur Nationalität in den kirchlichen Reichen Spaniens* schildert. Kein Kampf ist interessanter als derjenige, welcher auf der pyrenäischen Halbinsel so viele Jahrhunderte hindurch zwischen Christen und Muhamedanern gekämpft worden ist; allein die Darstellung desselben ist mit Schwierigkeiten verbunden, die sich kaum besiegen lassen. Wer ihn gehörig beschreiben will, muss ganz Spanien ins Auge fassen, den Gegensatz des kirchlichen Christenthums und des Muhamedanismus genau kennen und festhalten, die Wirkungen der Intoleranz des ersten, und die der Toleranz des letzteren wohl erwägen, die Beziehungen der christlichen Reiche sowohl unter einander, als auf Frankreich, Italien und Eng-

land sich immer gegenwärtig erhalten, und dann in den Ideen der verschiedenen Zeitalter von Gesetz und Recht die Ursachen der Beschleunigung oder der Verzögerung des letzten Resultats auffuchen. Hier sind Lorbern für denjenigen zu erwerben, der sich einer solchen Arbeit gewachsen fühlt. Der Vf. hat sie nicht erworben. Er scheint nicht einmal eine Vorstellung von der Möglichkeit der so eben beschriebenen Darstellung gehabt zu haben. Denn indem er in besonderen Abschnitten die Entstehung des neuen gothischen Königreichs in dem nordöstlichen und nordwestlichen Spanien, die des Königreichs Castilla und Leon, die des Königreichs Aragon, und endlich die Vereinigung von Castilla und Arragon beschreibt: liefert er, bey mancherley unvermeidlichen Wiederholungen, nur eine Vorarbeit zu dem, was eigentlich geleistet werden sollte, und entzieht dadurch dem Leser das Vergnügen, welches er bey dem Anblick eines rastlos fortschreitenden, aber durch mannichfaltige Incidenzen aufgehaltenen Schauspiels empfunden haben würde. Abgesehen aber von dem, was geleistet werden sollte, wird man die Erzählung des Vfs. den wenig zusammenhängenden, und höchst trockenen Compilationen eines Mariana und Ferreras bey weitem vorziehen. Der ganze zweyte Theil scheint uns dadurch einen Vorzug vor dem ersten zu haben, daß er weniger mit Rückblicken auf die Gegenwart gearbeitet ist. In einzelnen Stellen spricht sich der Geschichtschreiber höchst würdig aus. So heisst es unter anderen S. III von Fernando III, der auch der Heilige genannt wird: „Da er selbst keiner Gnade vor Menschen bedurfte, bezeugte er sich, zum Besten der öffentlichen Ordnung und bürgerlichen Sicherheit, Verbrechern durchaus lieber strenge und gerecht, als gnädig; überall begleiteten ihn durch Gottesfurcht, Rechtschaffenheit und Gelehrsamkeit bewährte Männer, welchen er als letzter und höchster Behörde die Entscheidung der an ihn gelangten Angelegenheiten nach Recht und Billigkeit übertrug, und so dem hohen Rathe von Castilla den Ursprung gab. Die Stimme des Volks und in der Folge (J. 1671) der Ausspruch des Papstes versetzte seinen Namen in die Reihe der kirchlichen Heiligen; der Religiöse würde dieser Ehre ihn ganz würdig halten, hätte er nicht zu Palencia zu dem Scheiterhaufen für die Ketzer das Holz selbst herbeygetragen, und ihn mit hoher Hand angezündet. Die Religion gebietet Achtung für jede religiöse Ansicht; Priester, Bischöfe und Päpste wollten immer nur die ihrige als die einzig wahre gelten lassen, und in sofern war auch von jeher alles Kirchenthum Erzketzerey gegen Religion.“ — Die Verwickelungen, in welche Sancho der Vierte, zweyter Sohn Alfonso's des Zehnten, durch seine Verbindung mit Maria de Molina gerieth, hätten wegen ihrer wichtigen Folgen mehr hervorgehoben werden sollen. Dies war um so nothwendiger, weil Maria nach dem Tode ihres Gemahls, als Vormund ihres minderjährigen Sohnes, eine so ausgezeichnete Rolle spielte, daß sie von allen spanischen Königinnen allein sich den Zunamen der Großen erwarb. — In der Geschichte des castilianischen Königs Don Juan II wird mit Recht bemerkt, daß *Don Alvaro de Luna*

etwas ganz anderes war, als wofür er gewöhnlich ausgegeben wird. In Wahrheit, die in neueren Zeiten angestellte Vergleichung dieses Günstlings und ersten Ministers mit dem Friedensfürsten hat nichts für sich; beide Männer waren höchst verschieden, und der Vorzug ist unbedenklich auf Seiten Alvaro's. — Irregeführt durch hergebrachte Verdrehungen der Wahrheit, hat der Vf. dem Könige D. Henrique IV nicht alle die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihm gebührt: dieser König war keinesweges schwach; aber die großen Barone, deren Übermuth durch Juans des Zweyten Nachgiebigkeit den höchsten Gipfel erreicht hatte, waren sehr stark, und weil sie nichts so sehr fürchteten, als die Vergrößerung des castilianischen Königreichs durch Portugal: so waren sie niederträchtig genug, den König in der Beltraneja zu beschimpfen. — Die geheime Vermählung der Infante Isabel mit dem Kronprinzen von Aragon erfolgte unstreitig nicht sowohl aus Furcht vor dem Könige, als aus Furcht vor den großen Baronen, welche diese Verbindung aus allen Kräften würden verhindert haben, wenn sie darum gewußt hätten. — Wenn der Vf. von der Königin Isabel sagt: „sie war nur weltklug, nicht weise; nur kirchlich fromm, nicht gottselig; daher auch unfähig der Erhebung zu religiöser Ansicht von den Dingen der Welt“: so mag es damit seine Richtigkeit haben. Wenn er aber bemerkt, „daß sie gestorben sey, ohne daß der Rückblick auf die von ihr gebotene Bekämpfung der Juden und Araber, auf die Verwandlung der Moscheen in Kirchen und auf die Asche der, ihrem irreligiösen Willen gemäß, dem Herrn zum Opfer verbrannten Ungläubigen ihr einigen Trost gewährt hätte: so vergiftet er offenbar, daß nur die Intoleranz zur Eroberung des Königreichs Granada führen konnte, daß Kirchenthum und Religion für Dona Isabel Eins und Dasselbe waren, und daß der Cardinal Ximenes, dieser riesenkräftige Staatsmann, den auch der Vf. bewundert, in allen Unternehmungen der Rathgeber der Königin war. — In Beziehung auf das Königreich Aragon hätten *Jurita's Annalen* (welche nirgends angeführt sind) besser benutzt werden sollen. — Aus der ersten Organisation dieses Königreichs ging der entschlossene, höchst männliche Geist der Aragonesen und ihrer Beherrscher hervor, und nichts ist merkwürdiger, als daß, so lange dieses Königreich in seiner Absonderung fort dauerte, kein Beyspiel von Ausartung des Herrscher-Stammes sichtbar wurde. — Die Vermählung Pedro's des Dritten mit der Tochter Manfreds, Königs von Sicilien, gab dem Reiche Aragon die erste Veranlassung zu einer größeren Entwicklung seiner Kräfte: der Vf. irrt sich aber, wenn er glaubt, die sicilianische Vesper sey durch Johann von Procida herbeygeführt worden; von diesem, durch die spanischen Geschichtschreiber, besonders aber durch Mariana, verbreiteten Vorurtheile ist man längst zurückgekommen, nachdem man aus unverwerflichen Zeugnissen weiß, daß die Sicilianer in dem Augenblicke, wo sie gegen Karl von Anjou rebellirten, in durchaus keiner Verbindung mit irgend einer auswärtigen Macht standen, und sich, in der Angst ihres Herzens, nach vollbrachter That, zuerst in die Arme des Papstes warfen. (Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 M A Y , 1810.

G E S C H I C H T E.

BERLIN, b. Maurer: *Versuch einer Geschichte der spanischen Nation.* Von Dr. Joh. A. Fessler u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das vierte Buch, welches die Spanier der neuern Zeit schildert, und die Periode von Don Carlos dem Ersten bis auf Don Carlos den Zweyten umfasst, ist allzu summarisch gearbeitet, um sehr belehrend zu seyn; man muss den Tacitus in der Prägnanz des Ausdrucks übertreffen, wenn man die Geschichte der fünf Könige aus dem Hause Oesterreich auf drey Bogen würdig vortragen will. Unstreitig war die Vereinigung der deutschen Kaiserkrone mit der spanischen Königskrone nicht zum Vortheil der Spanier; indessen lag der Verfall, welchen Spanien seit dem ersten Anfange der Regierung Karls des Ersten litt, in Ursachen verborgen, welche mit dieser Vereinigung beider Kronen nichts gemein hatten. Die nächste Folge der Vereinigung von Aragon und Castilla war die Eroberung des Königreichs Granada. Die spanischen Könige, durch den Umfang ihres Machtgebietes in Erstaunen gesetzt, glaubten denselben nicht besser benutzen zu können, als wenn sie ihn zur Basis der Unumschränktheit machten. Das war der große Fehler, den sie begingen; sie hatten keine Idee von den nothwendigen Schranken der Gewalt, welche Gewalt bleiben will. Zwar wurden die Cortes von ihnen nicht geradezu aufgehoben; allein sie schämten sich des Widerspruchs, den ihre Vorfahren in diesen Nationalversammlungen gefunden hatten, ohne zu erwägen, wie viel von ihrer Bildung diese Vorfahren den Beschränkungen der königlichen Macht verdankten. Eben deswegen nun konnten sie auf den gesunden Gedanken gerathen, die besonderen Cortes der einzelnen Königreiche zu allgemeinen Cortes für ganz Spanien zu erheben. Durch die Vereinigung von Aragon mit Castilla waren die besonderen Königreiche zu Provinzen Eines Königreichs geworden, und die Folge davon hätte das Aufhören aller Particular Gesetzgebung seyn sollen; doch weit gefehlt, dass dies der Fall gewesen wäre, ließen die Könige des österreichischen Stammes die einzelnen Bestandtheile ihres spanischen Machtgebietes in dem Zwitterzustand von Provinz und Souverainetät, und verhinderten dadurch nicht nur die Ausbildung der spanischen Völkerschaften zur Nationalität, sondern tödteten auch, so viel an ihnen war,

das Gefühl von Gesetz und Recht in den sämtlichen Bewohnern der pyrenäischen Halbinsel. Dies ist das große Verbrechen, welches Spaniens Könige von Karl dem Ersten an begangen haben; ein Verbrechen, woraus sowohl die Schicksale der Dynastien, als die des spanischen Volkes abgefloßen sind. Denn allenthalben, wo Regenten zwar Rechte, aber keine Pflichten haben wollen, und das Volk zwar Pflichten, aber keine Rechte haben soll, treten Auflösung und Schwäche ganz von selbst ein, und die Erschütterungen, welche damit in Verbindung stehen, dürfen nur als unmittelbare Wirkungen fest stehender Ursachen betrachtet werden. Die Eroberung Amerika's hat allerdings zu dem Verfall der spanischen Monarchie seit dem sechzehnten Jahrhundert das Ihrige beygetragen; indessen würde, ohne den Verlust der politischen Rechte der Spanier, die Kraft der Gold- und Silber-Bergwerke in Mexico und Peru gewiss schwächer gewesen seyn. Dies vorausgesetzt, erklären sich alle Erscheinungen im Königreich Spanien vom sechzehnten Jahrhundert an ganz von selbst. — Karl der Erste war gewiss eine kräftige Natur; aber er unterlag der Complication von Pflichten, welche die Vereinigung der deutschen Kaiserkrone mit der spanischen Königskrone ihm auferlegte, um so mehr, weil die letzte so viele ganz verschiedene Reiche umfasste. — Wenn Philipp der Zweyte S. 330 als ein Regent, „verschlossener Sinnesart, beschränkten Geistes, durch das Bewusstseyn desselben ungemein besonnen, dem Kirchenwesen bis zum Fanatismus ergeben, mehr durch misstrauische Behutsamkeit, als durch Einsichten klug erscheinend“, charakterisirt wird: so vergiftet der Vf., wie sehr Philipp II durch die Natur seines Reiches, über welche er nicht Herr werden konnte, wider seinen Willen zu tyrannischen Mafsregeln hingerissen wurde, und wie das Kirchenthum seiner Zeit, als Beherrschungsmittel berechnet, in sich selbst unfähig war, Religion und Duldung zu erzeugen. — Philipp der Dritte muß als das Product der Erschöpfung betrachtet werden, — welche die unmittelbare Wirkung übertriebener Anstrengung ist. — Seinem Sohn und Nachfolger Philipp IV fehlte es gewiss nicht an Talent, dies beweisen seine Geistesproducte; allein da der Umfang der spanischen Monarchie ein unnatürlicher war: so mußten sich die Folgen desselben allmählich in dem Abfall Portugalls, und in dem Verluste bedeutender Kolonien einstellen. Unter Karl II hatten die Dinge eine Kraft, der keine menschliche Weisheit mehr gewachsen war; und obgleich nach seinem Tode die Dynastie verändert wurde: so zeigt

Pp

te doch der Erfolg, wie wenig eine solche Veränderung bewirken kann, wofern die Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes nicht ihr unmittelbarer Zweck ist. Wir fügen zu allen diesen Bemerkungen nur noch *die* hinzu, daß, da es unmöglich ist, die Geschichte eines europäischen Reiches genügend zu schreiben, ohne die Geschichte aller übrigen europäischen Reiche vorher sorgfältig studirt zu haben, der Vf. etwas weit Vollkommneres geliefert haben würde, wenn er besser vorbereitet an die Arbeit gegangen wäre.

Auch in den Unvollkommenheiten des Vortrags liegt die Eilfertigkeit am Tage, womit dieses Werk gefertigt worden ist. Ohne diese Unvollkommenheiten ängstlich aufzufuchen, wollen wir nur diejenigen bemerken, die uns nothwendig auffallen mußten, S. 229 Th. I heißt es: „Er trieb mit Pabst Gregorius dem Großen einen vertraulichen Briefwechsel.“ S. 265: „Wir erkennen das hervorragende Ansehen eures Stuhls; denn da die Lehre des seligsten Petrus, der die Schlüssel des Reiches empfing, mit seiner Lehre die ganze Welt erfüllt hat u. s. w.“ S. 307: „Die meisten Städte ergaben sich ohne langwierige Vertheidigung, weil den Einwohnern von den Arabern freye Ausübung ihres Cultus, Beybehaltung ihrer Gewohnheiten und Gesetze, Verwaltung der Gerechtigkeit durch Grafen oder Richter aus ihrem Mittel, keine Erhöhung des an die gotthischen Könige bezahlten Tributs versichert und auch durch schriftliche Verträge bestätigt worden war.“ S. 330: „Trennung der Einheit, Zwietracht in den abgesonderten Theilen, für: Mangel an Einheit u. s. w.“ S. 18 des Th. II: „Der König ließ ihn blenden, und die Verblendung seiner Herrschbegierde lebenslänglich in einem Kloster beweinen.“ S. 31: „Der Sieg war auf der Seite seines alten Freundes Alfonso;“ welches in einer historischen Composition unedel ist. S. 99: „Nach Prüfung und Bewährung seiner Treue ward ihm gefolgt.“ S. 111: „Auf sein Geheiß wurde angefangen, die Gesetze der Könige seiner Vorfahren zu sammeln.“ S. 123: „Rasche Entschlossenheit führte auf eine (soll heißen einige) Zeit die Ruhe zurück, unter welcher (soll heißen: während welcher) sich Alfonso mit Maria, Infantin von Portugall, vermählte, bald darauf der Doña Constantia, Juan Manuels Tochter, mit der Hoffnung, nach erlangter Trennung seiner unzufriedenen Ehe seine Gemahlin zu werden, schmeichelte, und zu gleicher Zeit mit Leonora de Guzman, der schönsten und reichsten Wittwe, vertrauten Umgang pflegte.“ S. 31: „Sein Erzieher, Wilhelm von Croy, Herr von Chievres, ein geschmeidiger Franke, irregliös, mithin auch ideenarm, habfüchtig, geizig, zu allem käuflich, sinnreich in Erfindung der niedrigsten Ränke, nichts achtend als Reichthum, nichts fürchtend als Rechtschaffenheit und wahre Menschengröße, hatte ihn (Karl I.) zum Regenten abgerichtet nach den Maximen und Regeln, welche von dem zwey und zwanzigjährigen Machiavelli in seinem *il Principe* waren ausgesprochen worden.“ Hierin ist gar kein Sinn enthalten. Wenn man dem Vf. auch

eine falsche Ansicht von dem Fürsten des Machiavelli zu Gute halten will: so begreift man doch nicht, wie er dazu kommt, diesen Autor einen zwey und zwanzigjährigen zu nennen. Als der Fürst geschrieben wurde, hatte Machiavelli wenigstens ein Alter von 46 Jahren zurückgelegt; und da dieß Werk gewiß nicht vor dem Jahre 1515 vollendet worden ist: so läßt sich daran zweifeln, ob es frühe genug in die la Croys Hände gekommen sey, und daß er davon zu seinen Zögling Gebrauch machen konnte. Daß Karl V. den Fürsten Machiavelli gelesen hat, weiß man; daß er sich durch diese Lectüre zu dem ausgebildet habe, was er als Kaiser und König war, dieß anzunehmen verbietet die Erfahrung aller Zeiten. Was man wohl Macchiavellismus zu nennen pflegt, war lange vor Machiavelli da; und wenn man das Verfahren eines Ludwig XI von Frankreich, eines Ferdinand von Spanien, eines Alexander VI, und eines Julius II erwägt: so bedurfte es weder für la Croy noch für seinen Zögling eines noch positiveren Unterrichtes in der Kunst, die List mit der Gewalt zu verbinden. Der Vf. hat also etwas Abgeschmacktes gesagt, indem er etwas recht Starkes sagen wollte. Dieß ist ihm aber an so vielen anderen Stellen seines Werkes begegnet, daß wir es den Lesern desselben überlassen müssen, sich an seiner Affectation zu ergötzen.

⑥).

AMSTERDAM und CÖLN: *Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.* Sechster Band. Auch unter dem Titel: *Beytrag zur Geschichte des Krieges in Preussen, Schlesien und Polen* in den Jahren 1806 und 1807. Von dem Vf. der Schrift: *Vertraute Briefe u. s. w.* Fünfter Band. 1809. 328 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf. benutzt fortdauernd das Aufsehen, welches die ersten Bände seines Buches in dem Zeitpunkt, wo es erschien, erregen mußten, um gelegentlich noch eine Fortsetzung desselben zu verkaufen. Er giebt sich hier die Miene des gemäßigten, aufklärenden und belehrenden Staatsmannes, und verheißt nur beyzufig ein mehr gewürztes Gericht aus der *Chronique scandaleuse*.

Von den gegenwärtigen 7 Briefen enthält No. 1 seine Rechtfertigung. Er stützt sie auf den schon früher von ihm angeführten Grund, daß man die Mängel einer fehlerhaften Verfassung ohne Schonung aufdecken müsse, sobald ein Staat so weit gekommen sey, daß dadurch nichts mehr verdorben werden könne; auf den starken Absatz seines Werkes, der doch beweise, daß viel Gutes darin enthalten seyn müsse, und darauf, daß er den König nie geschmäht habe, und daß man ihm in seiner Dienstlaufbahn keine Verbrechen vorwerfen könne. — Wer wird über eine solche Rechtfertigung mit ihm streiten wollen!

No. 2 soll eine Charakteristik der französischen Truppen und der deutschen Einwohner, und Betrachtungen über ihr gegenseitiges Verhältniß auf-

stellen. Das Betragen des anderen Geschlechts gegen die Einquartirten wird besonders scharf untersucht, und hier ist es, wo der Vf. (S. 11) die „Bekanntmachung einer bereits von ihm angefertigten Liste feiler Weiber, selbst aus höheren Ständen, die sich in Abwesenheit ihrer Männer den Franzosen hingaben,“ verspricht. — No. 3. Vorschläge, den brodlösen Militär- und Civil-Beamten Unterhalt zu verschaffen. — Durch eine Auflage. Die Erfindung ist wenigstens nicht schwierig. — N. 4. Über Vertheilung und Ausgleichung der Kriegskosten. — Nichts neues. — N. 5. Über die Reorganisation des preussischen Staates. — Unter vielen müßigen Umschweifen eine flüchtige, doch nicht ganz leere Kritik der neuen preussischen Militärgesetze, und manche nützliche Vorschläge für die mit der Einrichtung der neuen Staatsverfassung beauftragte Commission. N. 6. Betrachtungen über die gegenwärtige Lage und wahrscheinliche Zukunft Deutschlands. — Unter dem Guten, das man hier findet, scheint wenigstens (S. 183) die Darstellung der Vortheile neu, welche für Deutschland aus seiner Unterjochung entspringen sollen, und naiv ist das Geständniß (S. 191), daß es ihm unter Preussens Scepter eher schlimmer, als besser, ergangen seyn würde. — N. 7. Eine lange Erzählung der Schicksale eines Reisenden in Kopenhagen vor und während der Belagerung dieser Stadt. Der Brief nimmt 5 Bogen ein; man sieht aber nicht, wie er mit einem der beiden Titel des Buchs in Verbindung stehen kann. Die Dänen, bey welchen es dem Berichtserstatter gar nicht gefallen hat, werden darin gar übel mitgenommen.

Mit gegenwärtigen Bande werden auch die zu dem dritten gehörenden Plane der Gegend von Collberg, und der Schlachtfelder von Eylau und Friedland ausgegeben; man kann aber nicht eben sagen, daß sie darum besser gerathen wären, weil sie so lange haben auf sich warten lassen.

Kf.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

SCHWERIN, b. Bärensprung: *Neue Monatschrift von und für Mecklenburg*. Erster bis zehnter Jahrgang, jeder aus 12 Heften und 4 Supplementheften bestehend. 1792 bis 1801. 4. (Jeder Jahrgang 2 Thlr. 16 Gr.)

SCHWERIN u. WISMAR, in der bödnerschen Buchhandl.: *Mecklenburgisches Journal*. 1fter Band. 1805. 8.

Anfangs waren der M. Siemssen und der Forstinspector Becker zu Rostock, beide bekannte Gelehrte, die Herausgeber der No. 1 angeführten Zeitschrift; im J. 1794 trat aber der erstere aus diesem Verhältnisse, und letzterer setzte sie seitdem mit Hülfe verschiedener anderer Gelehrten und Vaterlandsfreunde allein fort. Zwey andere, neben dieser Monatschrift entstandene mecklenburgische Zeitschriften, nämlich das *pat. iotische Archiv* und die *mecklenburgischen gemeinnützigen oder Provincial-Blätter*, bewirkten indessen,

daß die Monatschrift mit dem Jahre 1801 einging, obgleich beide ebenfalls nicht lange dauerten.

Da eine chronologische Anzeige aller in dieser Zeitschrift enthaltenen Aufsätze zu weit führen würde, und da überhaupt unsere Absicht nur dahin geht, die älteste und neueste Zeitschrift von Mecklenburg dem Publicum bekannt zu machen: so beschränken wir uns auf eine kurze Angabe der vorzüglicheren Abhandlungen, nach den verschiedenen Theilen der Wissenschaften. Wir rechnen dazu I) *aus der vaterländischen Geschichte, Topographie und Staatskunde*: 1) die Topographie der Stadt Rostock (1795. St. 1. 2. 4. 5. 6. Jahrg. 1796. St. 1. 7. 11. Jahrg. 1797. St. 9); 2) die Beschreibung der Städte Grevermühlen (1792. St. 2) und 3) Wahren (1792. St. 11); 4) die Uebersicht der Bevölkerung der Herzogthümer Mecklenburg (1792. S. 12); 5) die Beschreibung des Zucht- und Werk-Hauses und der Irrenanstalt in Dömitz (1793. St. 2); 6) die Notiz über die dortige Eisenfabrik (1793. St. 8); 7) die Beschreibung der Thierarzneyschule in Ludwigslust (1795. St. 9); 8) die Nachricht über die Predigerwitwenanstalt (1794. St. 12); 9) über die einheimischen Armenanstalten (1793. S. 6. 1794. St. 6. 8. 1795. St. 2. 5. 1797. St. 3); 10) über die neue Schulanstalt in Rostock (1794. St. 4. 5. 6); 11) über die Landesakademie daselbst (1794. St. 5); 12) das Schulmeisterseminarium in Ludwigslust (1794. St. 9), und 13) das Werk-, Arbeits- und Waisen-Haus zu Schwerin (1796. St. 1); 14) die Topographie des Fischlandes (1795. St. 12); 15) die statistischen Notizen über Mecklenburg (1794. St. 4 u. 1795. St. 18). — II) *Aus der Naturkunde*, besonders den Aufsatz über Handelsgewächse, welche in Mecklenburg angebaut werden könnten (1795. St. 3), und über die vaterländischen Kräuter und Mineralien (1793. St. 7. 8. 12. und Jahrg. 1795. St. 5). — III) *Aus der Staatshaushaltung* gehören hieher mehrere nützliche und gutgerathene Ausführungen und Vorschläge, z. B. einzelne Policy-Erörterungen und Rügen (1794. St. 6. 7. 12); die Abhandlung über die Schiffbarmachung des Eldenstroms (1792. St. 4. 7. 11. 12. 1793. St. 3. 1794. St. 9. 10); über die Hagelschadensaffecurationsgesellschaft (1794. St. 9); über die Wegebefferung (1796. Suppl. St. 1); über die Veredelung der Schafzucht (1795. St. 4); über die Abschaffung der geistlichen Gebühren bey'm Transport der Leichen (1795. St. 12); über die Handwerkspolicey (1795. St. 1); über die städtische Feldwirthschaft (1801. Suppl. 2); über Abschaffung der Trauer durch schwarze Kleidung u. dgl., wobey zu bemerken ist, daß mehrere dieser Vorschläge nachher durch die Gesetzgebung realisirt sind. — IV) *Aus dem mecklenburgischen Staatsrechte* sind mehrere Abhandlungen von von Kamptz, Rudloff u. a. einheimischen Publicisten, z. B. Bemerkungen über *Hagemeisters* mecklenburgisches Staatsrecht (1793. St. 9. 1794. St. 2 u. 3); über das Recht des herzogl. mecklenburgischen Hauses an den stabsburgischen Canonicaten (1794. St. 3. 4. 5); über die mecklenburgischen Landtagsbeschlüsse (1793. St. 11); über die Exemption vom Reichskriegssteuern (1795. St. 5); über die Verän-

derungen des ritterschaftlichen Generalhufenkatasters seit seiner Publication (1794. St. 10. 1799. St. 1); über das Indigenat des mecklenburgischen Adels (1793. St. 10. 1795. Suppl. 15. — V) *Aus dem mecklenburgischen Privat- und Lehn-Rechte* die Abhandlung über die ripuarischen und falschen Gesetze (1792. St. 9. 1793. St. 6); über die Zulässigkeit der Bauanlegung in Mecklenb. (1793. St. 3. 4. 1796. St. 7. 10. Suppl. St. 4); über die mecklenburgischen Militärgesetze (1793. St. 6); Vorschlag zur Publication der Urtheilsprüche der mecklenburgischen Landesgerichte (1793. St. 6); über die Aufhebung der Leibeigenschaft (1794. St. 4. 6. 8. 12. 1795. St. 2. 8. 9); über die mecklenburgische Lehnsuccession (1793. St. 8. 12). — VI) *Aus der mecklenburgischen Geschichte* die Abhandlung über die Variner und Warnawer von Zäpelohn (dieselbe ist nachher besonders gedruckt) (1797. St. 2); Beschreibung des adelichen Geschlechts von Schwerin (1793. St. 2. 3); die Huldigungsrede des jetzt regierenden Herzogs Karl zu Mecklenburg-Strelitz und Beschreibung der Huldigungsmedaille (1794. St. 12); Geschichte des rostockischen Erbvertrags von 1788 in Rücksicht auf den Speditionshandel (1793. St. 8), und die vortrefflichen Abhandlungen des Predigers Haare aus der älteren mecklenburgischen Geschichte. — VII) *Aus der mecklenburgischen Gelehrten Geschichte* Verzeichniß der mecklenb. Schulschriften (1792. St. 5. 1793. St. 5); Verzeichniß der in Kupfer gestochenen Bildnisse der Mecklenburger (1792. St. 10. 1793. St. 2. 7. 1794. St. 1); über die Arbeiten der mecklenburgischen Gelehrten von 1788 bis 1794 (1794. St. 12); Nachrichten von vaterländischen medicinischen Dissertationen (1793. St. 7. 1794. St. 1. 8. 1796. St. 7).

Die übrigen auf Mecklenburg keinen Bezug habenden Abhandlungen sind von zweyfacher Art. Entweder sind sie übrigens von belehrendem Interesse, oder sie haben auch nicht einmal dieses. Zur ersten Classe gehören manche wohlgerathene Abhandlungen, z. B. über Manufacturen (1792. St. 9. 1793. St. 2. 8. 10. 11. 12. 1794. St. 1); über die Handlungsfreyheit (1793. St. 3. 10); über Indufrieschulen (1794. St. 1); über Römermonate und Reichscontingent (1793. St. 6. 7. 8. 9. 11. 1794. St. 2. 11. 1795. St. 1) u. a. m. Zur zweyten aber Gedichte, Standreden u. dgl.; jene hätten sparsam mit aufgenommen werden können, diesen hingegen würde Rec. die Aufnahme standhaft verweigert haben.

Da die oben angeführten drey periodischen Schriften, welche bisher in Mecklenburg herausgekommen waren, seit einigen Jahren aufgehört hatten: so war es allerdings ein sehr verdienstliches Unternehmen des Hn. Rector Dietz in Ratzeburg, der an dem vormaligen „Journal von und für Mecklenburg“ schon einen thätigen Antheil genommen hatte, die neue Zeitschrift No. 2 als Redacteur herauszugeben. Der Umfang derselben ist zweckmäßig, und der Plan im Ganzen treu befolgt. Zwar sind hin und wieder

Aufsätze aufgenommen, die sich nicht besonders auf Mecklenburg beziehen, und daher, genau genommen, sich zur Aufnahme nicht eigneten; allein der Anfang solcher Schriften ist gewöhnlich so schwierig, daß Rec. hierüber keinen Vorwurf machen kann. Die Bestandtheile des ersten Bandes sind folgende: I) *Abhandlungen einzelner Gegenstände*. Rec. theilt sie in zwey Classen, in die der besseren und der schlechteren. Zur ersten rechnet er folgende Aufsätze: Von dem Getreide als Maß des Werths (Heft I. No. IV und V); Untersuchung: Ist der Versuch einer richtigen Auslegung und Anwendung der, die protestantischen Klöster betreffenden, Bestimmung in dem Reichsdeputations-Schluss befriedigend? von R. v. P. (I, 7); über den frühern Zustand der slavischen Völker an der Ostsee vor ihrer gänzlichen Bekehrung zum Christenthum, vom Advocaten L. M. Holm in Schwerin (I, 8); Prognosticon über das Kirchengehen, vom Conrector *Russwurm* in Ratzeburg (II, 2); über die Beurtheilung und Berichtigung der holländischen Beyträge zur neuesten Geschichte Mecklenburgs (IV, 2), und Bemerkung über den aus Riga gezogenen Rocken als Saatkorn, vom Forstinspector Beck (V, 3, VI, 4); auch wohl die Bemerkungen über einige, das mecklenburgische Creditwesen betreffende Schriften (I, 9). II. *Nachrichten*. Theils von öffentlichen Anstalten, z. B. über die Akademie in Rostock (I, 4), über die dortigen Armen-Anstalten (II, 5 u. IV, 6), über die Armen-Anstalten in Wismar (VI, 2); theils geographischen und topographischen Inhalts, z. B. Ansichten von Ratzeburg (IV, 9); theils historische Notizen, z. B. über die Erbprinzeßin, Großfürstin Helena (I, 10. 11. 12. 13), über den Angstmann als Mittel zur Beförderung des Kirchengehens (II, 2); Schreiben des Herzogs *Friedrich* von Mecklenburg an den Reichshofrath von *Moser* (steht auch in des letzteren patriotischem Archiv B. IV, S. 475, und enthält treffliche Äußerungen über Gerechtigkeitspflege und Pflicht der Reichsgerichte, sie auch gegen Deutschlands Fürsten zu üben) (IV, 3), Geschichte der Schaubühne in Mecklenburg (V, 7); theils aber literarische Notizen, z. B. literarische Statistik des Herzogthums Mecklenburg, vom Präpositus *Mantzel* in Crivitz (II, 3. III, 12). III. *Vorschläge*, z. B. über die Einführung der pestalozzischen Lehrmethode, vom *Friedrich Simonis*, Prediger in Rochow (II, 7. III, 3); über die Verbesserung der Landschulen im Mecklenb. (III, 5), über die Verbesserung der Policey in Mecklenburg (V, 2. VI, 6), über die Mittel, die Landschulen in Mecklenburg zu verbessern (V, 4) u. a. m. Der Ruf, die Verdienste und die Thätigkeit des verdienten Redacteurs, verbunden mit seinen Mitarbeitern, werden hoffentlich dieser Zeitschrift noch mehrere, dem Fache gewachsene, Mitarbeiter zuführen, und dadurch ihre Gemeinnützigkeit und Dauer begründen.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 17 M A Y, 1810.

B O T A N I K.

LUND: *Dissertatio botanica de plantis cibariis Romanorum, quam consentiente amplissima Facultate Philos. in Academia Carolina sub praesidio D. M. And. Jah. Retzii — pro laurea publicae eruditorum censurae subjicit Joh. Wilh. Zelterstädt. 1808. 71 S. 4.*

Ebendaf.: *Flora Virgiliana, eller Försök at utreda de Växter som anföras uti P. Virgilii Maronis Eclogae, Georgica och Aeneis jämte Bihang om Romarnes Matväxter af Andres Jahan Retzius, Professor. 1809. 207 S. 8.*

Die erste Disputation hat noch 3 besondere Titelblätter mit 3 verschiedenen Namen der Candidaten eingedruckt, welche Rec. übergeht. Ob er sie dem verdienten Praefes zuschreiben solle, blieb er auch nach deren Durchlesung noch ungewiss; aber mehrere Stellen der zweyten Abhandlung schienen ihm das Eigenthum des Hn. R. zu sichern, und der Anhang bestätigte diese Vermuthung. Die erste theilt den Gegenstand der Untersuchung in 3 Theile unter den Aufschriften *Cerealia, Cibaria, Bellaria et Condimenta*, und handelt jeden alphabetisch ab. Als Vorgänger in der Untersuchung nennt der Vf. vorzüglich *Schneider* in der Ausgabe der römischen Schriftsteller vom Landbau. Die Behandlung ist ziemlich oberflächlich, und die Sprache selbst kann für die Gründlichkeit kein günstiges Vorurtheil erregen. Man urtheile aus folgenden Proben. *Arinca l. Olyra videtur Triticum turgidum L. fuisse. Suet. Kubb - Huete, Engelskt - Huete. Ex Arinca dulcissimus panis, ipsa spissior et major spica.* Dazu wird in der Note Plin. citirt. Der dritte Artikel lautet: *Bajanae Apicii, quid sint plane ignoramus, nisi Fabacias apud Bajanos (hodie Baja) e fabis usitatas velit.* Dazu wird nicht einmal die Stelle aus *Apicius V, 6* angeführt, so wenig, als im Artikel *Faba*, wo es heisst: *Ex Fabis Fabaciae dictae. Proprie Fabacia vel Fabaciae ferculum fuit in sacrificiis usitatum, sed Apicii fabaciae ferculum vel ex ipsis leguminibus teneris vel e summatibus plantae confectum fuisse videtur. „Fabacia praevalens pulmentari cibo.“ (Plin.) Farina fabarum dicebatur Lomentum. Faba Marsica Columellae quid, ignoramus. Forte tantum melioris notae apud Marfos, gente Neapolitana, hodiernum Ducato de Marfi habitante, culta Faba. Faba Aegyptiaca et semen Nymphaeae Loti vel coeruleae.* Die Erklärung ist nicht besser, als die von *Bernhold* im Register seiner Ausgabe des *Apicius*. Wenn *J. A. L. Z.* 1810. Zweyter Band,

man die angeführte Stelle ansieht: so erkennt man aus den verschiedenen Beywörtern *fabaciae virides, frictae, elixas minutatim concidis* gar leicht, dass die aus den Hülsen genommenen Früchte selbst verstanden werden müssen, da im *Plinius 18, 12, 30 fabata* (wie die Handschriften haben, nicht *fabacia*) höchst wahrscheinlich den von den Saamen gemachten *Brey* bedeutete. Fragt man nun aber, was *Faba* sey: so antwortet der Vf.: *Vicia Faba L. et forte Vicia Narbonensis L. Suet. Wälska Bönor, Åkerbönor.* Weil *Harduin* das erstere leugnete, indem er meinte, die griechische und römische Bohne (*κίανος, faba*) sey kleiner und rund gewesen: so antwortet er: *e contrario in fructu viciae Narbonensis adest, et licet minus ad verba; etiam in vicia faba arvensi.* In *hortensi majore varietate, quam solam forte cognovit eruditissimus sane vir, et quae nobis Wälska Bönor audiunt, semina quidem et magna, compressa et oblonge reniformia sunt; at haec varietas in remotioribus seculis forte ignota fuit, saltem Romanis. Praeterea quae habet Theophrastus in hist. plant. VII c. 3 et de caussis Plant. 4 c. 14, omnino in Viciam Fabam quadrant. Veteres per rotundum non semper intelligebant formam globosam, ut ex verbis Plinii ad Cicer. allatis patet. Si unquam Vicia Faba sponte crescens inventa fuerit in insula Borchum, et haec ex eo Fabaria dicta, vel si haec revera sit Fabaria Veterum, non disputabimus.* Nun folgt die Anwendung der Bohne zur Speisung. *Cicer vernaculum* und *punicum* hält er für eine bloße Abart, aber *columbinum* und *venerium* für eine ganz verschiedene Hülsenfrucht. *Cicera*, vermuthet er, möchte vielleicht *Lathyrus Cicera L.* seyn. *Cicercula* ist nach ihm *Lathyrus sativus L.* Die Getreidearten bestimmt er also: *Far* ist *Triticum Spelta Lin.*, schwed. *Spelt*, heisst auch häufig *semen* allein. *Siligo* ist *Triticum hibernum Lin.* Winterwaizen. Unter *Triticum* versteht er theils den Sommerwaizen, welcher noch den Zusatz *trimestre* erhält, *Triticum aestivum Lin.*, theils *Triticum compositum Lin.*, schwed. *Sicilianskt - Huete*. Die Gerstenarten erklärt er also: *Hordeum hexastichon* oder *cantherinum* ist *H. hexastichum Lin.*, schwed. *Kägelkorn*; das *H. galaticum* ist *H. distichum Lin.*, schw. *Gumring*, *Gumrik*. Auch die gemeine zweyzeilige Gerste hätten die Römer wenigstens gekannt. *Zeopyron* sey wahrscheinlich *H. nudum Lin.*, schw. *Himmelskorn*. Die von *Plinius 18, C. 12* erwähnte Art runder *Lens* hält er für eine Art von *Linne's Lathyrus* oder *Vicia*, den *Lupinus* für *L. albus Lin.*, das *Milium* für *Panicum milium Lin.*, das *Milium Indicum nigrum* für eine Art von *Holcus L.*, die *Phaseoli* oder *Pajeli* für

die türkischen Bohnen, und zwar die hochstehende und die niedrige Art. Doch die letztere nimmt er hernach für *Linne's Phas. nanus*; und wegen der ersteren ist er zweifelhaft, ob *Linne's Phas. vulgaris* oder *Ph. multiflorus Willdenow* gemeint sey. Für den letzteren scheint ihm *Phaselus picta* bey Martialis 10 Epigr. 30 zu sprechen. Welch' ein Mißgriff! Die Stelle lautet: *viva sed quies ponti pictam phaselon adjuvante fert aura*. Es ist also eine bunt angestrichene Gondel! *Pisum* soll *P. sativum* *Linne* schw. *Arter. Secale* *Linne's Secale cereale*, schw. *Räg*, *Vicia* *Linne's Vicia sativa*, schw. *Wickor*, seyn.

Von S. 18. folgen *Cibaria et Bellaria*. Der Mandelbaum soll aus Mauritänien in Nordafrika zu den Griechen gekommen seyn; Apicius nenne die Mandeln nur an 2 Stellen; sie möchten also wohl in der römischen Kochkunst nicht so häufig gebraucht worden seyn. Er hält es für eine schwere Aufgabe bey Apicius (2, 2), die Vorschrift *amygdalas depilatas et in aqua infusas ex creta argentaria lavandi* zu erklären; aber das folgende *ut ad candorem pariter perducantur* giebt über das Waschen wenigstens Anschluß. Was für Schwierigkeiten sonst der Vf. gefunden haben mag, kann Rec. nicht errathen. Unter *Apium* zählt er *Oenofelinum*, *Eleoselinum*, *Petroselinum* und *Selinum sativum* auf. Vom letzten heisst es: *Ultimum hoc jure suspectum habetur, eandem plantam cum Eleoselino spontaneo, et tantum cultura differre*. Die Worte von Plinius 19, C. 8 *sativi autem differentiae* bezieht er auf die Petersilie. *Asparagus* ist ihm der linne'sche *Asp. officinalis*. Das *aurum olus* oder *Atriplex* hält er für die gelbe Abart von *Atriplex hortensis* L. Von *Batis* nimmt er zwey Arten an, *sativa*, auch *olus cordum* genannt, und *pes milvinus*, und meint, wenn *Batis* das *Crithmum* des Dioskorides und *Cr. maritimum* L. sey, so müsse die erste Art eine ganz verchiedene Pflanze seyn, weil *Cr. marit.* nicht gebaut werden könne. Ob *pes milvinus* dieselbe Pflanze sey, fragt er am Ende erst. *Beta alba* und *nigra* sollen zwey Abarten von *Betacicla* L. seyn, welches richtiger *ficula* nach dem Vf. heisst. Die *B. rubram* und *vulgarem* L. meint er, haben die Alten gar nicht gekannt. *Blitum* sey nicht *amaranthus albus*, wie *Linne* glaubte; denn dieser stamme aus Nordamerika her; vielmehr möchte es *Am. oleraceus*, und das *Blitum minus* der linne'sche *Am. blitum* seyn. Die cato'nischen Kohlarten weis der Vf. nicht zu erklären; nur die zweyte *brassica crispa* hält er für *br. oleracea fimbriata* L., schwedisch *Plymage käh*. Die erste, *laevis*, möchte vielleicht *br. ol. arborescens* seyn. Des Plinius *br. Canana* will er eher auf den Savoyerkohl, als auf den Rothkohl deuten; *br. aricina* auf *br. aricia* oder *botryrtis multiceps*, den man Broccoli nennt; *Pompejana* und *Brutiana* auf den Blumenkohl. Die *Sabellica* und *Lacuturriana* scheinen Abarten von *br. Sabaudica* L. zu seyn. *Cymas* will er nicht, wie *Harduin*, für *scaporum delicatioris tenerioresque cauliculos* (schwedisch *Spirar*, sondern für *folia teneriora jam erumpentia* erklärt wissen, weil Plinius und Apicius beide oft neben einander nannten. Über die

Bulbi wird nichts Bestimmtes gesagt, wohl aber mehreres ganz unrichtiges, wie z. B. das Cato die *bulbos Megaricos* nicht zum Küchengebrauche, sondern *ad coronamenta* gesäet wissen wollte. Die Stelle lautet 8, 2: *sub urbe hortum omne genus, coronamentis omne genus, bulbos megaricos, murtum — laurum — nucas calvas, avellanas u. s. w. Carduus* ist nach dem Vf. *Cynara scolymus* L., schwedisch *Kron-Artshoek*, wie aus Columella 10 Vers 235 — 241 erhellen soll. *Cucumis* ist *Cuc. sativus* Lin., aber Columella beschreibe 10 V. 380 auch den *Cuc. anguinus* L., schwedisch *Ormurka*, und V. 390 den *Cuc. pubescens* Willden. Den *Cuc. flexuosus* L. deuten des Plinius Worte an 19 C. 5: *iidem in fistula flore demisso mira longitudo crescunt*. Von den Kürbisarten *Cucurbita pepo*, *varuosa* und *Lagenaria* sey vorzüglich die erste in der Küche der Römer gebraucht worden. Das kleine *Aizoon* des Dioskorides und Plinius soll *sedum rupestre* L., die gemeine französische Tripmadame, seyn. *Andrachne agria* aber *Jedum telephium* L., schwedisch *Kärleks ört*. Unter *Ferulae* will er keine europäische Art verstanden wissen; denn, sagt er, *Plinius peregriam in Italia esse ait, et Sagapenum fundere Dioscorides; ergo nulla e ferulis Europaeis ad hanc referripoteat. Forte est Laserpitium Chironium* L. Allerdings sagt Plinius 13 C. 23: *et ferulam inter externas dixisse conveniat*; aber 19 C. 10 steht: *ferulae duo genera in peregrinis fruticibus diximus. Semen ejus in Italia cibum est*. Und so lehrt Columella 12, 7 die Schirmlume einmachen. *Fungi* sind dem Vf. latter Baumstchwämme, *boleti* Lin. die *F. faginei* et Apicius scheinen ihm *bol. buglossum* Flor. Dan. 1154, 1137 oder eine andere Art von Michelli *Agarici elegantis* zu seyn. Die *Spongioli sive funguli* des Apicius 3, 20 und 5, 2 scheinen ihm zu *Linne's Pholis* oder *Helvella mitra*, Morchelarten, zu gehören, welche noch jetzt in Italien *Spugnioli* heißen. *Lapsana* gehöre wahrscheinlich zu den schotenträgenden Pflanzen (*siliquosae* L.), sey aber keinesweges *Raphanus raphanistrum*, wie Matthioli meinte, sondern bleibe unbestimmt. Über die elsbaren Malvenarten wagt er nichts zu bestimmen, vermuthet aber, das *malva maior* *Linne's Lavatera arborea*, die *minor* aber *Las. trimestris* sey. Von den zwey Mispelarten des Dioskorides erklärt er die eine für *Crataegus azarolus* Lin., die andere, *Setanion* und *Epimelis*, für *Mesp. Germanica* L. Die römischen *Napos* nimmt er für die Wurzeln von *Brassica napus* L. und *rapas* für die Wurzeln von *br. rapa* L. Über *Olus atrum* entscheidet der Vf. nicht, sondern vermuthet nur, das ein perennirendes Doldengewächs verstanden werden müsse. Bey Gelegenheit aber erklärt er *Petroselinum* des Apicius für *Budon Macedonicum* L., und verneint die Behauptung, als *Hippuselinum* der Griechen das *olus atrum* sey. *Pastinaca* soll eben so wenig der Griechen *Staphylinus* seyn, obgleich Columella 9, 4 es verlichert. Des Plinius *Reponis* sollen unsere Wäfermelonen, *Cucurbita citrallus* L. seyn. Unter dem Namen *Perfica* heisst es: *ex Perside advecta Plin. qui tamen in proximo capite XIV. L. XV. Tubercis ex*

*Africa in Italiam non pridem venisse contendat. Nul-
la tamen in his contractio. Tuberes (Gen. Mascul.)
dictos fuisse drupas has et Tuberes (Gen. Foemin.)
arbores Perficas. patet e Columella Martiali et Sueton-
io. Diese ganze Stelle versteht Rec. nicht. Dieje-
nigen Pfirschenarten, welche Syriaca heißen, ver-
gleicht der Vf. mit den französischen Sanguinolle und
pourprée. die duracina mit der Pavia. Von den rö-
mischen Birnarten vergleicht er Pyra Pompejana mit
unseren Bonchretien, Falerna mit den Bergamotten.
Polypodium ist nach ihm Polypodium vulgare L.; un-
ter den Pflaumen Pruna cereola der Franzosen Catha-
rinenpflaumen, Damascena die schwedischen Sviskon
Plommon. (gebackene Pflaumen), Pr. silvestria die Früch-
te von Prunus institia L. schwedisch Krikon, Spant-
ka Stån. Dem römischen Rumex will er nach einer
Stelle des Plinius 20 C. 21 für R. acetosa L. schwe-
disch Syror. nach einer anderen aber ebendasselbst für
R. patientia L. erklären. Siser hält er für Siser fisa-
rum L., unsere Zuckerwurzel, und setzt hinzu, die
Bemerkung des Plinius 20 C. 5; das man nicht
leicht 3 Siseres hinter einander essen könne, müsse
wohl anders gedeutet werden. Welche Nesselart die
frugalen Römer gekostet haben mögen, läßt er un-
entschieden. Vitis alba ist ihm Bryonia divica Lin.*

S. 51 folgen unter dem Titel III Condimenta meh-
rere Pflanzen, deren Gebrauch als Gewürz in Küche
und Keller Statt fand. Allium soll allium sativum L.
und ulpicum oder punicum davon eine afrikanische
Abart seyn; Ammi wagt er nicht mit Sicherheit für
Sison ammi L. auszugeben; eben so zweifelhaft ist
ihm calamentha. Die Stelle von den Zwiebelarten
bey Plinius 19, 6 erklärt er so, daß cepa con-
dimentaria, auch pallacana genannt, von capitata
sich bloß durch die capita unterscheidet. Diese er-
klärt der Vf. durch umbellae bulbi feras. Die
Arten aber, welche dergleichen nicht hatten (hanc
bulbiferas), soll Plinius Thallos genannt haben. Ist
dieses, fährt er fort: so gehören Pallacanae cepae,
so wie ascalonicae. zu den Arten mit umbellis non bulbife-
ris, wie allium cepa L. mit seinen Abarten, Allium
fistulosum L., All. schoenoprasum und All. ascaloni-
cum. Hierauf erklärt er Uniones also: sunt bulbilli
candidi allii fistulosi qui vel sponte juxta anxitinos
bulbos nascuntur, vel arte quadam separatim plantati
annotini, abscissis foliis, et scapo prodeunte etiam ab-
scisso circum primarium accrescere cogantur. Dicun-
tur Suet. Perllök, eruntque idem ac cepa Marsi-
ca Columellae. Cepa sectilis est varietas major
schoenoprafi. et Suet. Johannislök dicitur. Ce-
pullae h. Gethyon Theophr. Gall. Ciboules, Suet.
Vinter Schalotten, sunt bulbi ipsi annotini allii
fistulosi. Pompejanae cepae forte nihil aliud sunt, quam
varietas aliqua allii cepae. — Numne Cepa Amite-
rina Plinii est allium ampeloprasum L. ? verum etiam
Scorcedoprasum esse potest. Wenn die Schalotten
bey uns selten oder gar nicht blühen: so sagt der Vf.:
rationem hujus phaenomeni verosimilem dedit Plinius,
dicens: Ascaloniarum propria natura. Etenim velut
steriles sunt ab radice, et ob id semine seri illas, non

deponi jussere Graeci. Wie der Vf. hierin die Ur-
sache des Nichtblühens finden konnte, begreift Rec.
nicht. Überhaupt aber herrscht in dem ganzen Ar-
tikel eine große Verwirrung der Begriffe, weil der
Vf. nicht die von den Alten genau unterschiedenen
Gattungen Allium, Cepa, Porrum unterschieden, son-
dern, wie Linné, in eine und dieselbe Gattung ge-
setzt hat. Allium hat nach den Alten einen aus meh-
reren kleinen Bollen zusammengesetzten Kopf, wie
der Knoblauch; Cepa einen einfachen, von concen-
trischen Lamellen oder Häuten zusammengesetzt;
Porrum unterschieden sie von Cepa durch die plat-
ten Blätter. Dafs nun uniones nichts weniger als
unser Perllauch sind, beweiset die Stelle von Colum-
ella 12, 10, 1: Pompejanam vel Ascalonium cepam
vel etiam Marsicam simplicem, quam vocant unionem
rustici, eligito: ea est autem, quae non fruticavit (fructi-
ficavit haben die ältesten Ausgaben) nec habuit sobo-
les adhaerentes. Ferner sind capita bey Plinius gar
nicht umbellae bulbiferae, sondern die einfache häu-
tige Bolle oder Zwiebel selbst, die in der Erdewächst.
Dies beweiset, anser vielen anderen Stellen, die von
den Arten der Cepa und Allium 19, 6, 32: gethyon
paene sine capite est, cervicis tantum longae, et ideo
totum fronde, saepiusque refecatur, ut porrum. Un-
ter Porrum schränkt der Vf. seine Erklärung von ca-
pita auf Cepa ein, und nimmt bey Porrum das Wort
caput in der gewöhnlichen Bedeutung. Was der Vf.
unter Cepa sectilis meine, begreift Rec. nicht. Pli-
nius 19, 6, 32 kennt nur cepam schistam, von welcher
er sagt: schistam hieme cum coma sua relinquant, verb
folia detrahunt, et alia subnascuntur iisdem divisis,
unde et nomen. Diese Nachricht ist wörtlich aus Theophras-
tus h. pl. 7. 4 übergetragen. Schista cepa aber ist latei-
nisch übersetzt fissilis, nicht sectilis, und bedeutet eine
Zwiebelart, die Brut ansetzt, welches nach Plinius und
Theophrastus alle Arten thun, die Schalotten (cepa asca-
lonica) ausgenommen. Sonach kann aus den wenigen
Angaben wohl nicht bestimmt werden, ob schista cepa
das Johannislöck oder das große Hohllauch sey.
Was endlich die Cepulla L. Gethyon Theophr. betrifft:
so kommt der Name Cepulla zwar bey Apicius vor,
aber die Nebenbestimmung, das es Gethyon Theo-
phrasti sey, kann aus ihm nicht hergeleitet werden.
Er unterscheidet zweymal cepa und cepulla von Cepa
pallacana; diese aber ist nach Plinius 19, 6, 32 der
Griechen gethyon. Folglich ist des Vfs. Bestimmung
unrichtig.

Porrum sectivum und capitatum sind von Allium
porrum Varietäten durch die verschiedene Cultur er-
zeugt. Porri capillus bey Apicius und Columella ist
nach des Vfs. Vermuthung umbella florens staminibus
pistillisqua quasi capillata, endlich porri albumen ist
vielleicht bulbus demtis extimis tunicis. Nur allein
Apicius 8, 8 hat porro cum capillo suo, und 2, 5, albu-
mine porri minutatim concisi, welches Hummelberg
durch medulla porri, quae intus alba est, erklärte. Ca-
pillus porri erklärten Andere durch comae vel folia
porri recentis. Man könnte auch die untersten Fasern
an der Wurzel des Porré verstehen. Was nun porrum

sectile und *capitatum* anlangt: so meinte unser *Lueder* gewifs zu wissen, daß der gewöhnliche Porré *Allium porrum* Linn. und der Alten *p. capitatum*, hingegen der sogenannte Perllauch eine Abart davon, durch die Cultur erzeugt, und der Alten *p. sectivum* sey. S. dessen *Anleitung zum Küchengartenbau* II Th.S. 183. Ausg. von 1793. Dieser Meinung tritt Rec. lieber bey. *Cnicus* möge wohl der Safflor *Cnicus tinctorius* Linn. seyn. *Cuminum silvestre* des Plinius hält er für *Lagoevia cuminoides* L., schwedisch *Harkummin*, wie auch *Sprengel Histor. rei herbariae* I, p. 164. Des Plinius *cuncla fativa* nimmt er für *Satureja hortensis*, schwedisch *Kyndel*, *Sar*, *Safver*; für dieselbe Pflanze hält er auch *thymbra*. Wenn *Gith* einerley mit dem griechischen *Melanthium* ist: so müsse es *nigella fativa* L. seyn. *Helenium* sey *Inula helenium* oder *enula officinalis* L., aber das zweyte *Helen* bey Plinius 21 C. 10, sey eine verschiedene, noch unbekannte Pflanze. *Juniperus* will er vom gemeinen Wachholder nicht verstanden wissen, sondern deutet ihn auf eine von den drey Arten *Oxycedrus*, *Phoenicea* und *Lycia*. Über *Lafer* werden hier nur *Sprengel's* Beyträge I B. I St. S. 208 angeführt; bestimmter hat dieser sich darüber in *Histor. rei herbariae* erklärt. *Lepidium* weist er nicht anders als auf *Lepidium latifolium* L. mit Anderen zu deuten, gesteht aber, daß dagegen die *impatientia frigorum* streite. Hingegen nimmt *Sprengel Hist. rei herb. I. p. 181. Lep. sativum*, die gemeine Gartenkresse, an, und erklärt *cardamum* für *Lep. latifolium*. Über *Ligusticum* wagt er nicht zu entscheiden, weil *Ruellius* behauptete, das gewöhnliche *Ligusticum Levisticum* L. sey nicht das zu und um Genua gebräuchliche Gewürz; dennoch hat auch *Sprengel* diese Meinung angenommen. Die *Menta* deutet der Vf. zweifelhaft auf *M. gentilis* L., schwedisch *Röd Mynta*. *Nardus Italica* sey *Lavandula spica* L.; *Nardus Celtica* hingegen *Valeriana celtica* L., aber *N. Syriaca* und *Nardispica* seyen vielleicht *Andropogon nardus* oder *Schoenanthus*, dessen Blätter noch jetzt in Ostindien als Gewürz gebraucht werden. *Nepeta* sey wahrscheinlich eine Art von *Menta* L. Über *Ocimum* wagt der Vf. keine bestimmte Erklärung, so wenig als über *Origanum*, welches man für den Mairan hält. *Rhus Syriacum* erklärt er für *Rhus coriaria* L. Bey *Serpyllum* erinnert er, es könne nicht wohl *Thymus serpyllum* L. seyn, auch nicht die Abart mit dem Citronengeruche; vielmehr muthmaßet er auf *Saturcia thymbra* L. Unter *Viola*

findet Rec. folgende ächt schwedisch-lateinische Stelle; *Quanta quoque scriptorum fuerit de violis veterum confusio, indubium nobis videtur, plurimos de viola odorata L. locutos esse.* Dabey werden *Sprengel's* *Antiquit. botanicae* angeführt.

Den ganzen Inhalt der zweyten Schrift wird Rec. nicht ausziehen, aber wohl bey den wichtigsten und streitigsten Puncten der Untersuchung etwas länger verweilen, als bey Anzeige der vorigen Schrift. Auch hier wird durchaus die alphabetische Ordnung befolgt. Den Anfang macht also *Acanthus*, den Hr. R., wie bisher alle Ausleger, für *Acanthus mollis* L. erklärt. Die Beywörter *mollis* Ecl. 3, 45 und *ridens* Ecl. 4, 20 *mollis coma* Georg. 4, 137, lassen sich so wie *Semper frondens* Georg. 2, 119 erklären. In der dritten Stelle lesen jetzt die Ausgaben nach den ältesten Handschriften *ille comam mollis jam tondebat hyacinthi*, vorher stand *jam tum tondebat acanthi*, und *Voss* übersetzte: *Brach sich jener bereits die zarte Blum' Hyacinthus.* Man nimmt an, daß der hier erwähnte arme Landmann um Tarent im Winter Blumen durch eine Art von Treiberey hervorgebracht und gezogen habe. Über die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme will Rec. mit Niemand streiten; aber über den Zweck dieser Treiberey macht ihn der Nachsatz, *ergo apibus foetis idem atque examine multo primus abundare*, bedenklich, und daher zweifelhaft, ob die gemeine Erklärung richtig sey. Ihm scheint der *Hyacinthus* hier als eine Bienenpflanze genannt zu werden, wie 4, 183, *passuntur et ferrugineos hyancinthis*, wo vom Tragen der Bienen die Rede ist. Dasselbe Beywort findet sich Ecl. 6, 53 vom ruhenden Stiere: *latus niveum maffultus hyacintho ilice sub nigra pallentes ruminat lobas*, wo *Voss* die blaue Schwerdtlilie versteht. *Coma* hat sonst Virgil nicht von Blüten gebraucht, wohl aber Columella 10, 297 *narcissique comas*. Wenn man gegen die alte Lesart *jam tum tondebat. acanthi* keine anderen Gründe, als das Ansehen der ältesten Handschriften hätte: so liesse sie sich immer noch vertheiligen, indem man den *acanthus* als Bienenkraut annimmt, wie wirklich Columella 9, 4, 4 unter den Bienenpflanzen auf feuchtem Boden *caules acanthos* nennt. Daß *acanthus* einen feuchten Grund liebt, sagt auch Dioskorides 3, 19. Und so sagte auch Virgil Ecl. 4, 20: *mixtaque ridenti colocasia fusa acantho.*

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

VERMICHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Steinacker: *Sittenlehre in Beyspielen von Thieren* von M. August Immanuel Kellner. 1809, 126 S. 8. (12 Gr.)

Seit langer Zeit hat kein Buch einen so widrigen Eindruck bey dem Rec. zurück gelassen, als diese *Sittenlehre*. Man findet die abgeschmackten Legenden von Thieren, welche in mehreren Thierseelenkunden und Naturwundern erzählt werden, hier wiederholt und unter moralische Begriffe geordnet. Die Neigung, merkwürdige und aussergewöhnliche Dinge zu erzählen, kann selbst rechtliche Männer verleiten, That-

sachen zu entstellen und verkehrt vorzutragen. Aber auch denkt unser Vf. nicht. Für ihn „beruhen diese Beyspiele auf Zeugnissen redlicher Männer, und sind keinem Widerspruch unterworfen.“ Er trägt die offenbaren Unwahrheiten von Thieren als Thatfachen vor, und will sie als moralische Beyspiele für Menschen aufstellen! Um sich einen ähnlichen Begriff von der Leichtgläubigkeit des Vfs. zu machen, darf man nur die erste beste Geschichte, welche er erzählt, lesen, und man wird dadurch zugleich seine unangenehme Weitfchweifigkeit im Styl erkennen.

O. M. C.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 18 MAY, 1810.

B O T A N I K.

LUND: Flora Virgiliana, eller Försök ant utreta de Växter som anföras uti P. Virgilii Maronis Eclogae, Georgica och Aeneis jämte Bihang om Romarnes Matväxter af And. Joh. Retzii etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Bey den übrigen Stellen, welche den *acanthus* nennen, findet Rec. noch mehrere Schwierigkeiten. So Georg. 4. 123 steht unter den Gartenblumen *flexi vimen acanthi*, der Bärenklau gewundene Ranke. Als rankendes Gewächs stellt ihn auch der Vers 45, Ecl. 3 dar: *Et molli circum est anfas amplexus acantho*. Und Ovid *Metam.* 23, 701. Und so ahmte ihn die Weberkunst oder Stickerey auf Kleidern nach; daher *Aeneid.* I, 649 *acantho circumtextum velamen*, und I, 711 *ac. pictum velamen*. Nun fragt Rec., ob Jemand den linnéischen *Acanthus mollis* je rankend gesehen hat, so dass man ihn als *herba topiaria* benutzen könnte, wie Plinius vom römischen *Acanthus* anführt? Hiezu kommt noch in den beiden letzten Stellen das Beywort *croceo*, welches zu der weissen Blume des linnéischen *ac.* nicht passt. Ein alter Ausleger bey Nik. Heinsius deutete das Wort auf den gelben Saamen, und gab vor, man habe damit Kleider gelb gefärbt. Voss, der so Vieles besser als Heyne erklären konnte, wenn er sich mit der Naturgeschichte der Gewächse noch genauer bekannt gemacht hätte, hat den doppelten Anstoss so umgangen: Die ächte Bärenklau wächst im Süden gebauet und wild, (Georg. IV. 123), und trägt auf schön gewundenen Stielen grosse, in Gestalt der vorderen Bärenklau gezeichnete Blätter. Die zahme, *Ac. mollis* L. ist glatt, zwey Ellen hoch, und von weisser Blume; die wilde, *Ac. spinosus* L., nach Dioskorides niedriger und stachlicht. Ob diese oder eine Abart der glatten röthlich und gelb blühe, wissen wir nicht; die gelbblühende ward vorzüglich im Stickwerk nachgeahmt, wahrscheinlich auch in den gefärbten Bildungen des Grabstichels. Über Ecl. 4, 20 heisst es kürzer: Von der welschen Bärenklau, die durch schön gewundene Stiele und Blätter eine vorzügliche Zierde der Lustgärten war, siehe III, 45: Sonach bedeutet der Bärenklau gewundene Ranke eigentlich nur die schön gewundenen Stiele und Blätter der Bärenklau. Die röthliche und gelbe Blüthe nimmt Voss ganz willkürlich an. Davon ist ja eben die Frage, worauf *croceo* gehe. Hr. Retzius, welcher die Schwierigkeit in *vimen flexi ac.* gar nicht berührt hat, nimmt gelbe Flecken auf den Blättern an. *Det händer understundom på denna som på flera växter, at bladen, i*

synnerhet de större, gulna fläckats, eller helt och hållet, och denna brokighet har syntes så wacker. at u. f. w. Aber Statius I, Silv. 3, 37 nennt *Sidonium acanthum*, und Calpurnius Ecl. 4, 68 *cantantem rutilo spar-gebat acantho*. Weder die purpurrothe noch die safrangelbe Farbe hat man so wenig in der Blume als auf den Blättern von *Ac. mollis* L. bemerkt: und von Flecken, welche von Krankheit oder Frost entstehen, kann hier die Rede nicht seyn. Jedoch der *rutilus ac.* lässt sich immer noch sehr wohl mit *croceus ac.* vereinigen; denn wer kennt nicht *rutilum aurum*? Und Virgil hat ja auch Georg. 4, 182 dem *crocus* das Beywort *rubens* gegeben. Hr. Retzius berührt auch die Stelle Georg. 2, 119 *baccas semper frondentis acanthi*, und sagt, man müsse bey Dichtern die Worte nicht so genau nehmen: *At han kallar et fröhus Bär, ånshönt det icks så ör, då det lik falli har någon liknelse deraf*. Er sah also nicht ein, was unsere deutschen Autoren längst bemerkt hatten, dass hier nicht von demselben *Acanthus* sondern von einem ausländischen Gewächse die Rede sey. Von welchem? darüber ist man nicht einig. Manche, auch neuerlich Sprengel *Hist. rei herb. I. p. 147*, nehmen eine Acazienart (*Mimosa* L.) an, und deuten *baccas* auf die Saamen in den Hülsen. Dann aber müßten diese Saamen einen viel grösseren und bekannteren Nutzen gehabt haben, als zur Bereitung des Leders, wenn man auch dem Dichter einen so auffallenden Mißbrauch der Worte gestatten wollte. Sonach hält es Rec. immer noch für rathfamer zu gestehen, man kenne beide Arten des virgilischen *acanthus* noch gar nicht.

Aconitum hält Hr. R. nach der Beschreibung von Plinius für *Helleborus hiemalis*. oder vielmehr, wegen des stärkeren Giftes, für *Ranunculus Thora* Linn., da gewöhnlich, auch von Sprengel, *Aconitum napellus* Linn. dafür angesehen wird.

Alga ist ihm im Allgemeinen *Tang. Fucus* Linn. In der Stelle *Aen.* I, 693: *ubi mollis amaracus illum floribus et dulci adspirans complectitur umbra*, nimmt er die genannte Pflanze für *Teucrium marum* L., nicht für *Origanum majorana* L., wie gewöhnlich, weil man schon den römischen und griechischen *origanum* dafür angenommen habe. Zwar passte in der Beschreibung von Dioskorides der Umstand *ἐπρὸς τῆς γῆς* nicht auf *Marum*, aber man müsse dieses überhaupt vom niedrigen Wuchse annehmen. Sonst passte er so wenig auf Mairan, als auf *Marum*. Sprengel nimmt *Origanum majoranoides* an (*Hist. rei herb. I. p. 95*). Aber er hat den *ἀμάρακος χλωρός* des Theophrastus *caus. pl. I, 4* ganz übergangen, welches offenbar ein Zwiebelgewächs ist, und neben der Lilie ge-

Rr

nannt wird. An einer Stelle *h. pl.* 6, 7 unterscheidet Theophrastus auch den phrygischen *Amaracus*, da er sonst nur schlechtweg den Namen setzt. Er nennt ihn unter den Sommerblumen, wie Plinius aus dieser Stelle 21, 11, 39. Auch Artemidorus *Oneirocr.* I, 77 gedenkt des ἀμαράκου τοῦ Φρυγίου. Das mag vielleicht ἀμ. ὁ Περσῆς seyn, den der Dichter Chaeremon bey Athenäus 13, S. 202 Schw. als eine Wiesenblume neben Helenium, Crocus und Veilchen nennt. Den gemeinen *Am.* nennt Palladius unter den Bienenkräutern. Columella nennt ihn 10. 296 unter den Blumen *scabi odoratas praetexit amaracus umbras, carpites, narcissique comas*. So nach pflegte man die Blumenbeete an schattigen Stellen mit *Amaracus* einzufassen. Unter den Blumen, welche Proserpina las, nennt Julius Firmicus de *Errorib. prof. relig.* auch *amaracum suaviter rubentem*. Zu diesen Datis kommt noch die Stelle des Dichters Chaeremon bey Athenäus, wo es vom persischen *Amaracus* heisst:

Περσῆς δὲ Σαλερὸς ἀμάρακος
λαμπρῶς καλανοῖς ἐξέτεινεν αὐχέναν.

wo Grotius εὐ τραφεὶς schrieb, welches Rec. lieber in εὐτραφεὶς abändern, und auf αὐχέναν beziehen möchte. Schwerlich wird man diese αὐχέναν, Hälse, auf die niedrigen länggestreckten Zweige deuten können, sondern wohl eher auf den Hals des mit Blumenköpfen gezierten Blumenstengels. Dann aber wäre der persische *Amaracus* ein Zwiebelgewächs, welches mit dem Crocus und den Veilchen zugleich blüht. Gegen Hn. Retzius Annahmestreiten die von Dioskorides erwähnten φύλλα δασέα, rauchen oder wolligen Blätter.

Ambrosia nimmt Hr. R. *Georg.* 4. 415 eben so, wie *Aeneid* 12. 419 für eine Pflanze, und rath. nach der Stelle im Plinius 25. 7. 36, auf eine *Artemisia*, entweder *Judaica* oder *fragrans* oder *orientalis* L. Nach Rec. Meinung kann man nur an der zweyten Stelle eine Pflanze verstehen, weil daneben *odorifera panacea* genannt wird.

Amellus nimmt auch er, wie Sprengel, für *Aster amellus* L., obgleich dieser nicht auf feuchten Stellen wächst, wie schon ein Recensent von Sprengels *histor. rei herb.* erinnert hat. Wenn man auch bey Virgil *Georg.* 4. 271 in *pratis* wegen des V. 277 folgenden in *vallibus* im weiteren Sinne nehmen wollte: so ist doch die Stelle im Columella 9. 4. 4 in *irriguo solo frutices amelli* dagegen. Die von diesem Schriftsteller 9. 13. 8 wiederholte, aber etwas verschiedene Beschreibung hat Hr. R. gar nicht verglichen, noch weniger die dabey in der neuesten Ausgabe bemerkten Schwierigkeiten gehoben.

Ob *avena sterilis* und *vanae avenae* auf *avena fatua* L. *Flughäfer*, zu deuten sey, wagt er nicht zu entscheiden; auch wisse er nicht, was man unter *avena graeca* zu verstehen habe. *Baccharis* kann nach Hn. R's. Überzeugung erst nach der Erscheinung einer *Flora Graeciae* bestimmt werden; und keine von den bisher angenommenen und verglichenen Pflanzen paßt auf die Beschreibung der Alten. Das von Sprengel nach Rauwolfs Vorgange verglichene *Gnaphalium sanguineum* hat wollige Blätter, dahingegen Dioskorides sei-

ner Pflanze rauhe (τραχέα) Blätter und einen eckigen Stengel zuschreibt. *Casia* ist Hr. R. geneigt, mit *Lacerda* auf *Lavandula spica* L. zu deuten, und verwirft die Vergleichung von *Osyris alba* L. und *Daphne Gnidium* L. *Centaurea graveolentia* Georg. 4. 270 nimmt man für *Centaurea Centaureum* L.; aber Hr. R. erinnert dagegen, daß der Geruch und die blaue Blume nicht auf die linneische Pflanze passe. *Centaureum minus* des Dioskorides sey gewis keine Art von *Linne's Gentiana*. Auch über *Cerinthae ignobile gramin* hat er noch Bedenklichkeiten; wenigstens hat das linneische Kraut im Äußeren nichts, was ihm den Namen *gramen* verdienen kann. Doch kann auch der Dichter das Wort im weiteren Sinne gebraucht haben, wie er denn *Aeneid.* 12. 415 den *Dictamnus* ebenfalls *gramen* nennt. Die Frage wäre leichter zu entscheiden, wenn man das Original von der Stelle hätte, welche Plinius 21, 12. 41 übersetzte *capite concavo, mellis succum habente*.

Gegen die gemeine Erklärung von *Cicuta* wendet Hr. R. ein, daß *Cic. virosa* L. nur im wässrigen Grunde wachse; hingegen befiehlt Cato 37. 2 *cicuta esegitibus vellenda et substernenda pecori*. Auch passe nicht, was Plinius sagt 25 c. 95: *folia coriandri teneriora*, und vornehmlich *caulis et viridis estur a plebisque et in patinis*. Eben daher nimmt er, daß man den Stengel einer so giftigen Pflanze wohl nicht zu den Hirtenpfeifen genommen haben werde. Unter *cucumis* erinnert er gegen Voss über *Georg.* 4. 122, daß zu Virgils Zeit die Melonen noch nicht in Rom bekannt gewesen seyen. *Lupinus tristis* soll nicht die Bitterkeit der Frucht, sondern das traurige Ansehen der auf dem Acker stehenden reifen und trockenen Stauden andeuten. Dann aber müßte noch weit mehr *lactum legumen* *Georg.* 1. 74 vom Ansehen allein zu verstehen seyn. *Narcissus* nimmt auch Hr. R. für den linneischen *Nar. poeticus*. Wenn er *Ecl.* 5. 38 *purpureus* genannt wird: so erklärt er dieses, wie Voss, vom rothen Saume des inneren sogenannten Kelchs. *Sera comantem nar.* *Georg.* 4. 123 übersetzt auch er den spätblühenden. Da er an dieser Stelle als eine Gartenblume im Allgemeinen angeführt wird: so sollte man glauben, dies sey eine unterscheidende Eigenschaft des *Narcissus*. Gleichwohl fanden die Bienen im Frühjahr das sogenannte Bienenharz (*propolis*) auch von dem *Narcissus: narcissi lacrimam et lentum de cortice gluten*. *Georg.* 4. 160. Voss erklärt das Wort *lacrimam* durch klebrichten *Blumensaft*; Hr. R. hingegen ganz unrecht durch Honig, mit Anspielung auf die dichterische Fabel vom Jünglinge *Narcissus*. Wenn man nach dem Sprachgebrauche in dem lateinischen Worte eine aus dem *Narcissus* ausfließende und gerinnende Feuchtigkeit versteht: so möchte es Hn. Voss wohl schwer werden, dergleichen an der ganzen *Narcisse* oder in der Blume zu finden. Doch diese Frage will Rec. jetzt nicht weiter untersuchen. Genug, hier ist von einer Frühlingsblume die Rede. Theophrastus und Plinius nennen die N. neben der weißen Lillie unter den später blühenden Frühlingsblumen, *h. pl.* 6. 7. Plin. 21, 11, 38. Voss nimmt bey der ersten Stelle des Virgil aus Plinius 18, 26, 65 an, daß *Narcissus* dreymal im Jahre blühe.

wie die Meerzwiebel. Dieses hat Pl. aus Theophrastus h. pl. 7. 12 übergetragen, aber dabey den grossen Fehler begangen, das er dem N. mitgab, was Theophrastus und alle übrigen alten Schriftsteller von der Meerzwiebel allein sagen. Was Th. gemeinschaftlich beiden Blumen beylegt, ist eine merkwürdige Eigenschaft, welche weder Voss noch ein Pflanzenkenner an der gemeinen Narcisse wiederfinden wird. Beide treiben nämlich erst den Blumenstengel, und hernach die Blätter, und zwar die Narcisse mit ganz gebildeten Blumen. Plinius hat an einer andern Stelle 21. 17, 66 diese Nachricht wiederholt, aber für *Narcissus* den *crocus* genannt. Sprengel unterscheidet den *N. purpureus*, als *N. poeticus* Linn. vom *N. serotinus*, als *N. serotinus* Linn. S. Hist. rei herb. I. p. 144. Ausser den angeführten Schwierigkeiten, streitet noch gegen die gemeine Erklärung die Stelle, wo Sophokles (*Oed. Col.* 673) den *Narcissus* καλλιόστρος nennt, wobey die alten Scholien aus Euphorion *καλλιόστροιο πλοκαμίδας* anführen; welche Stelle den erwünschten Aufschluss über *Narcissum sera comantem* giebt, nach welchem Columella 10 V 297 sein *narcissi comas* gebildet hat. So entsteht erst das schöne dichterische Bild des lockigen *Narcissus*, welches Voss verdunkelt hat, indem er übersetzte: *des Späten Narcissus Flor.* Dafs die Vergleichung mit Trauben und Locken, welche so häufig von den griechischen Dichtern mit einander wechselt werden, die vielen traubenförmig am Stiele neben einander sitzenden Blumen bedeute, beweist die Stelle im Hymnus auf die Ceres V. 12 τοῦ καὶ ἀπὸ ῥίζης ἑκατὸν κάρα ἐξεπεφύκη. Rec. ist nicht der erste, welcher die Identität des alten und neuen *Narcissus* nicht finden kann, sondern schon ältere Kräuterkenner haben die Verschiedenheit bemerkt, aber nicht alle, vorzüglich durch des Plinius Irrthum veranlaßt; Schwierigkeiten aus einander gesetzt. Was man mit einigem Scheine der Wahrheit bisher für die gemeine Meinung angeführt hat, sind die kurzen Beschreibungen bey Dioskorides 4, 161, und Ovidius *Metam. croceum pro corpore florem inveniunt foliis medium cingentibus album*. Aber man mufs damit die übrigen Notizen verbinden, und alle zusammen in der gemeinen Narcisse darlegen, oder annehmen und beweisen, dafs die römische Narcisse von der griechischen verschieden war.

In der Stelle Georg. I, 188. *quum se nux plurima silvis induet in florem, et ramos curvabit olentes*, versteht Heyne mit Andern den Mandelbaum. Voss aber ausserdem alle übrigen Gattungen der Nüsse. Nur hat er, wie die anderen Ausleger, vergessen, bey dem Mandelbaum die *ramos olentes* nachzuweisen, welche er *duftende Äste* übersetzt. Dieser Umstand bewog Hn. R., die Stelle auf den Wallnufsbaum zu deuten. Nur bleibt noch übrig, die Erfahrung selbst in den griechischen Originalen, oder in Virgils römischen Vorgängern nachzuweisen, welches man bisher nicht vermocht hat, und schwerlich je leisten wird. Der Engländer Bradley in *Survey of anc. husband.* p. 332 versteht daher *nux* vom Haselstrauche, *olentes* wie er von *olere, adolere, adolere* her, und verstand es für *crescentes*, wobey er bemerkte, dafs in Eng-

land noch derselbe Glaube herrsche: Nur das matte und dazu ungewöhnliche *olentes* macht unübersteigliche Schwierigkeiten!

Rubra virga Georg. I, 266 will Hr. R. nicht mit Voss von Brombeerranken verstanden wissen, sondern von den rothen Ruthen einiger Weidenarten und anderer zäher Gewächse. Die angegebene Ursache, dafs die Brombeerranken nicht zähe genug zum Flechtwerk seyen, wird durch die von Heyne angeführten Stellen nicht widerlegt; denn diese sprechen vom Gebrauche der Br. zum Anbinden der Weinstöcke. Ausserdem hindern die Dornen die Arbeit beym Flechten, oder machen sie doch mühsam; daher könnte Virgil nicht sagen *facilis texatur fiscina virga*. Liefse sich die alte Deutung, von Rubi, der Stadt, abgeleitet, rechtfertigen: so würde Rec. wegen des vorübergehenden *Amerina retinacula* diese vorziehen.

Salicunca humilis Ecl. 5, 17 hält auch Hr. R. mit Allione für *Valeriana Salicunca Wahleni*, wie Sprengel *Histor. rei herb.* I, p. 142, welcher den Unterschied von der *Valer. celtica*, welche Voss annimmt, bemerkt hat. Unter *Salix* wird mit Recht gegen Voss erinnert, dafs er Georg. 3, 175 *vescas salicum frondes* falsch durch *auszehrendes Weidenlaub* übersetzt habe, wie 4, 131 *vescum papaver*. An der letzten Stelle ist vorzüglich die von Voss gewählte Erklärung widersinnig. Zwar ist *vescum* sat bey Lucrez zehrendes Salz, aber *vescum corpus* bey Plinius ein magerer Körper, hat also passivische Bedeutung. Daher würde Rec. auch hier die Bedeutung *tenuis, gracilis* vorziehen, welche die alten Grammatiker angeben. Für essbar nimmt es auch Hr. R. ohne allen Grund im Sprachgebrauche.

Unter *Serpyllum* wird bemerkt, dafs die Stellen Georg. 4, 30, *late olentia serpylla*, und der Gebrauch zur Speise Ecl. 2, 11, vgl. Apicius 10, 7, schlecht zum linnéischen *Thymus Serpyllum* passen; aber Hr. R. vermuthet, dafs irgend eine noch unbeschriebene Art gemeint sey. — *Siler molle*, Georg. 2, 12, welches Voss von einer Art Bachweide erklärt, will Hr. R. lieber auf *Viburnum opulus* deuten, Sprengel (*Histor. rei herb.* I, p. 147) entscheidet nicht, sondern führt Anderer Meinung an. — In der Stelle Georg. 3, 379 *pocula lacti fermento atque avidis imitantur vitæ sorbis*, verwirft Hr. R. die gewöhnliche auch von Voss angenommene Erklärung, nach welcher *fermentum* das Malz bedeuten, und bey Bereitung des Spierlingweins die Stelle des Gährungsmittels vertreten soll; er meint, es habe nur des gemeinen, auf verschiedene Art und aus verschiedenen Mehlsorten (bey Plinius 18, C. 11) bereiteten, Sauerteigs bedurft, um die gequetschten Spierlinge in Gährung zu bringen. Hiezu kommt noch die Unwahrscheinlichkeit, dafs die Scythen sollen Malz gemacht, und doch dessen Gebrauch zur Bereitung des Biers nicht gekannt haben. — Unter *ulva palustris* will Hr. R. nicht allein *typha palustris* L. und *Sagittaria sagittifolia* L., sondern noch mehrere nicht zu bestimmende Arten von Wassergewächsen verstanden wissen. — *Vaccinium* nimmt er Ecl. 2, 18, 50, 10, 39 für *Vaccinium myrtillus* Linn. Die *Verbena pinguis* Ecl. 8,

63, weiß er nicht mit *Verbena officinalis* Linn. zu vereinigen, mit welcher man sonst die römische Pflanze vergleicht. Auch er bemerkt, daß man mehrere Pflanzen von gottesdienstlichem Gebrauche mit diesem Namen belegte. Voss versteht giftreiche Zauberkräuter. — *Viburnum lentum* Ech. I, 23 deutet auch Hr. R., wie Sprengel, auf *Viburnum Lantana* Linn. Die *viola pallens* Ech. 2, 47, und *mollis* Ech. 3, 58, *Aeneid.* 11, 69 erklärt er für *Meiranthus incanus* auch *annuus* L. — Das *croceo foetu* des Mistels *Aen.* 6, 207, versteht der Vf. von der Beere, und weiß sich diese Farbe nicht zu erklären. Die Stelle im Plinius 24, 4, 6 *optimum est — extra fulvum, intus porraceum*, welche Heyne anführt, geht gar nicht auf die Frucht, sondern auf den daraus bereiteten Vogelleim, wie aus Dioskorides 3, 103 ganz deutlich erhellet. Sonach ist der Zweifel nicht gehoben, warum Voss die Beeren safangelb nennt, welche nur weiß zu seyn pflegen.

Von S. 113 folgt *Förök attutreda Romarnes Matvräster*, welche, wie die Note S. 115 besagt, eine Übers. der vorher angezeigten vier Disputationen ist.

Wie vielen reinen Gewinn diese beiden Schriften für die Aufklärung der alten Botanik oder Kräuternamen geben; werden unsere Leser von selbst aus dieser Anzeige ermessen können. Von einem Kräuterkenner hat man vielleicht mehr erwartet; aber man

irrt sich gar sehr, wenn man dergleichen Hoffnungen von dem angestrengtesten Studium der alten und neuen Botanik hegt, bevor die alten griechischen u. lateinischen Schriftsteller über diese Wissenschaft kritisch behandelt, nach Handschriften verbessert, und von einem in der neueren Botanik nicht unerfahrenen Manne erläutert worden sind. Aber auch dazu wird noch vorher eine *Flora* von Griechenland und Asien erfordert. Die erstere können wir nach der erhaltenen Probe in einigen Jahren ganz zu erhalten hoffen; zu der zweyten ist noch keine Aussicht vorhanden. Wenn die Deutschen ihre Bemühungen und Kräfte nur vereinigen; und ohne Neid ihre Bemerkungen einander mittheilen wollen: so hofft Rec., daß zur Ehre und zum Ruhm des deutschen Volkes und Geistes auch dieser neue Lorbeer in den schönen Kranz, den sich deutscher Fleiß und Kraft errungen hat, geflochten werden wird. Unser Sprengel hat die Bahn hier von Neuem gebrochen; möge er nicht ermüden in Wiederholung, Sicherung und Berichtigung seiner Vergleichen und Bemerkungen! So wird durch ihn und sein Beyspiel dereinst Theophrastus an Aufklärung und Berichtigung viel gewinnen. Rec. hielt sich aufgefodert, bey dieser Gelegenheit einige Lücken und Mängel in den bisherigen Versuchen bemerklich zu machen; und wünscht, daß grössere Kenner der alten und neuen Wissenschaft das Ihrige ebenfalls beytragen möchten.

Cl. Sim.

KURZE ANZEIGEN.

GESCHICHTE. Berlin, b. Braunes: *Roussau und sein Sohn, oder der Selbstmörder zu Ermenonville*. Von Saul Ascher. 1809. 170 S. 8. (14 Gr.)

Aus den Selbstgeständnissen des trübherzigen J. J. Rousseau weiß man, daß er seine Kinder nicht bey sich erzogen, sondern namenlos ins pariser Findelhaus gegeben hat, um sie nicht mit den Ansprüchen auf Eitelkeiten und wollüstige Tage bekannt zu machen, welche die Leute von höherem Stande als ein ihnen zukommendes Erbtheil ansehen. Nach R's. Tode kamen verschiedene Gerüchte in Umlauf, als ob er sich das Leben gewaltsam genommen hätte. Rec. erinnert sich, vor zwanzig Jahren eine Schrift der damals dem Publicum noch nicht so bekannten Frau von Stael gelesen zu haben, in welcher sie den philosophischen Selbstmord des seltsamen Mannes bis zur Evidenz wahrscheinlich zu machen sucht. Er hatte sich bis an seinen Tod um das weitere Schicksal seiner Kinder nicht bekümmert. Sie haben das Loos anderer Waisen erfahren, und leben vielleicht noch, ohne zu ahnen, wie man sich ihrentwegen in Europa über den moralischen Werth ihres unnatürlichen Vaters in Meinungen zertheilt hat. Im Jahr 1791, also 13 Jahre nach R's. Tode, soll sich ein unbekannter junger Mensch auf seinem Grabe zu Ermenonville erschossen haben. Dadurch konnte leicht die Sage entstehen, daß es einer von R's. ins Findelhaus gegebenen Söhnen gewesen sey, der durch Zufall das Geheimniß seiner Geburt entdeckt, und in einer Anwendung von misanthropischem Trotze, der von seinem Vater auf ihn vererbt worden, voller Groll auf dessen unväterliches Gemüth, sein Grabmal habe verunehren wollen. Man sieht, es liegt nicht am Stoffe, wenn nicht das Meisterstück eines empfindsamen Romans daraus hervorgegangen ist. Aber er ist in die Hände eines gar zu gemeinen Stümpers seyn. Hn. S. A. nennen wir, von Seiten der Erfindung betrachtet, nicht so; er kann, nach allem zu urtheilen, bloß der Übersetzer dieses höchst schalen Romans seyn. Was ihm aber als Erfinder abgeht, das gewinnt er als nachahmendes Original doppelt und dreyfach wieder. Es ist ein gar behaglicher Zustand, worin man sich bey der Durchlesung seiner Arbeit versetzt fühlt. Rec. kann ihn nicht genug rühmen; er kostet nicht die mindeste Anstrengung, man kann ohne Gefahr den Brunnen dabey trinken. Alle Worte sind verständlich, nur ihre Verbindung ist es nicht. Das verursacht aber kein Kopf-

brechen; sie stehen so anspruchlos neben einander, daß man bald sieht, der Vf. habe sie bloß zum schnellen Aufbau eines Perioden nöthig gehabt, mit dem er dem Verstande keine Mühe machen wollte. Aus reinem Wohlwollen für unsere Leser fühlten wir uns gedrungen, ihnen einige Proben dieses Periodenbaues mitzutheilen, sollten wir auch zu dem Zwecke die Feder mehrermale eintunken müssen. S. 39. Der Graf gewahrte nicht, daß seine Nichte ein leidenschaftliches Gefühl gegen den Herrn von Aufon hegte, indessen bemerkte er auch nicht bey ihr eine Abneigung für ihn, und diese Gemüthshaltung schien ihm hinreichend, eine Ehe abzugeben, bey welcher nicht selten ein Theil dem anderen ein gewisses Opfer bringt. S. 52. Obgleich der Graf durch das Geständniß seiner Nichte in höchliches Erstaunen versetzt ward: so fand er doch nichts Sträfliches in ihrer Neigung für einen jungen Mann von so ausgebildetem Charakter, und der ihm als einen Verwandten des Herrn von Aufon vorgestellt war. Er machte ihr daher deßfalls keine Vorwürfe, als nur in so fern, daß sie ihn in die Verlegenheit setze, mit seinem Freunde eine Unterhandlung zu pflegen, bey welcher er nicht die schnellsten Fortschritte zu machen befürchtete. S. 61. Diefes war der Moment, in welchem dem Gemüthe Jeans die Kraft erweckt ward, sich seiner Gefühle in höherem Grade bewußt zu werden. Sie ist es, welche in dem Menschen den Keim zu dem Verlangen pflüget, sich mit sich selbst zu beschäftigen, seine Persönlichkeit zum Standpunct eines jeden seiner Schritte zu erheben, und eine Selbstständigkeit zu erwirgen, die ihm alle Eindrücke, mit welchen die Außenwelt auf uns los stürmet, unterordnet. S. 64. Der Unwille, der unsere Kraft überhaupt vernichtet, macht uns ganz verstümmen, wenn wir uns nicht mächtig fühlen, ihn mit Nachdruck ausfern zu können. Es ist eine Gattung von Hingebung, in welche wir, bey einer uns widerfahrenen übeln Behandlung, uns verlieren. — Der Genit. von Therese heisst nicht Therese, sondern Therese. Wenn einer der Helden oder Nichthelden des Buchs etwas that oder sagt, so giebt Hr. S. A. feige Thätigkeit immer durch: *Verfehlte nicht* (*ne monqua pas*), an. Jean verfehlte nicht, der Graf verfehlte nicht, Therese verfehlte nicht. Zu bewundern ist die Großmuth des Verlegers, womit er dieses narkotische Buch, so viel an ihm lag, ausgestattet hat.

WJ.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 M A Y, 1810.

A S T H E T I K.

PARIS, b. Turneisen d. J.: *Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide*, par A. W. Schlegel. 1807. 108 S. gr. 8. (21 Gr.)

WIEN, gedr. b. Richter (in Comm. b. Fleischer d. J. in Leipzig): *Vergleichung der Phædra des Racine mit der des Euripides*, von A. W. Schlegel. Übersetzt und mit Anmerkungen und einem Anhang begleitet von G. H. von Collin. 1808. XVI u. 192 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Lessing schon lehrte mit der durchdringenden Kraft seiner unwiderstehlichen Beweise die Deutschen den ungeheuren Spalt erkennen, der das freye Leben der hellenischen Dichtungen von der Staats- und Cabinets-Poesie in Versailles trennt. Schlegel, aller nationalen Parteylichkeit entsagend, so daß er selbst die ihm geläufigere Sprache jeder unwillkürlichen Äußerung auch der gerechtesten Vorliebe zum Opfer bringt, gedenkt keiner dritten theilnehmenden Partey; sondern stellt die beiden streitenden einander unmittelbar gegenüber. Diese ungleich reinere Verfahren, das zu Lessings Zeit der Standpunct unserer Literatur noch nicht erlaubte, versetzt Schlegels einfache Darstellung in ihre eigene Sphäre, die der seines großen Vorgängers gewiß nicht untergeordnet ist.

Dem ersten Blick könnte Schlegel leicht parteyisch und der französischen Tragödie übermäßig schonend dünken, indem er — des Gebrauchs der Landessprache nicht weiter zu erwähnen — der Phèdre des Racine, als dem von ihren Landsleuten einstimmig für das Vollendetste ihres vollendetsten Tragikers anerkannten Werke, den Hippolytos des Euripides gegenüber stellt, eines Dichters, den die Athener dann erst für ihren größten Tragiker hielten, als ihre Literatur mit ihrer Freyheit gestorben war; ein Trauerspiel, das selbst ein gelehrter und begeisterter Kenner des Alterthums und namentlich der attischen Bühne, Richard Franz Philipp von Bruch, im Fall einer Vergleichung zum Theil von Racine übertroffen nennen zu müssen glaubt. (*Græcum poetam refert, sagt er im Anfange seiner Noten über Hippolytus, nec mihi dubium, quin superasse judicaretur. si comparatione locus esset, Racinus noster.*) Doch löset sich der Verdacht erfreulich auf, wenn man aus dem Verfolg erkennt, daß schöne Malsigung war, was Anfangs Parteylichkeit schien; daß Schlegel nur siegen, nicht des Besiegten spotten. J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

wollte; daß er den schlechtesten griechischen Tragiker hinreichend wußte, den ersten französischen, nicht zu verdunkeln, sondern zu vernichten. Wir zweifeln nicht, daß man es in Paris unserm Landsmanne Dank wissen wird, da es bey ihm gestanden hätte, den hohen Aschylos seinen furchtbaren Thyrsos erheben zu lassen.

Eine zweyte, leider unverdiente Ehre erweist Schlegel dem Racine, wenn er das geringe Verdienst seiner zierlichen und wohlklingenden Alexandriner, das einzige bekanntlich, wofür die Franzosen selbst in ihren Dichtern Sinn haben — als unbedeutend auf sich beruhen läßt, und ihn werth achtet, nach den höheren Anforderungen der tragischen Kunst geprüft zu werden. Wenn Racine freylich sehr übel besteht: so ist das seine eigene Schuld; unserm Landsmanne werden sogar die pariser Kritiker zugestehn, daß sie nie daran gedacht haben, ihren Landsmann auf eine so würdige Art zu beurtheilen, als jetzt ein Deutscher gethan hat.

Endlich müssen wir noch Schlegels große Humanität preisen, daß er sich begnügt, ein festes Verhältniß der beiden verglichenen Trauerspiele aufzustellen, ohne aus seinen Resultaten weitere Folgerungen zu ziehn über das Verhältniß der Zeitalter, die beide Stücke entstehen sahen, zu einander, und daher auch über das der beiden Nationen, denen sie angehören; ohne auch über das stark untergeordnete Verhältniß des attischen Tragikers und über das herrschende des französischen zu den übrigen Dramatikern ihrer Nationen weiter zu reflectiren. Von Paris aus gebührt ihm dafür eine *Corona civica*, wenn wir auch weniger damit zufrieden seyn möchten.

Der Gegenstand der verglichenen Tragödien ist die nach alten, zur Natur gewordenen Gesetzen verbrecherische Liebe einer Mutter, die überdies noch Gattin ist, zu ihrem Stiefsohn, — und die Folgen dieser Verirrung. Nicht die Liebe ist es, wodurch tragische Gefühle erragt werden sollen: denn bey den Griechen konnte diese nicht zum Vorwurf höherer poetischer Darstellung werden, weil sie, alles romantischen Zaubers entkleidet, nur im frischen kräftigen Genuß der Gegenwart bestand, und die allgemeine, ewigen Gesetzen unterworfenen Natur der ganzen Menschheit nicht die ideale Freyheit des Einzelnen berührte. Die Männerliebe hätte in der alten Zeit vielleicht tragische Motive dargeboten; wenn ein Neuerer sie poetisch behandeln will: so kann höchstens eine lustige Travestie daraus werden. In dem Trauerspiel des Euripides aber wird

die Liebe dadurch zu tragischer Würde gesteigert, daß sie als Werk des ewigen Schicksals, und im Kampf mit drohenden Gefahren dargestellt ist, woraus sich ein vernichtender Ausweg entwickelt. Mit Recht also wird Hippolytos schon durch den Titel als Held des Stückes angekündigt, dessen Tugend zwar glorieus obliegt — weil die moralische Freyheit unzerstörbar ist —, aber ihn selbst ins Verderben reißt, weil die Macht des Schicksals unwiderstehlich ist. Vielleicht wär' es zweckmässig gewesen, hier auch der antiken Idee einer versöhnenden Nemesis zu gedenken, die des gesammten hellenischen Alterthums Basis ist, und alle nationalen Mythen durchdringt, am ausgebildetesten aber in der griechischen Tragödie erscheint. Denn sie eben ist es, die den Helden von seiner Höhe wirft, und doch in demselben Augenblick über ihr furchtbares Erscheinen beruhigt, weil sie überall als vermittelndes Princip auftritt, das — wie die ganze Natur — kein Uebermaß im Einzelnen duldet, und jedes Übergewicht ausgleicht. Ein solches ausgleichendes Mißverhältniß zeigt sich hier in des Hippolytos starrem Trotz gegen die Liebe, die Euripides mit Einsicht zum Vordergrund seines Stückes gemacht hat, und in Phädra's alles Maß und alle Rücksicht vernichtender Leidenschaftlichkeit. Darum allein war es der unglücklichste Einfall, auf welchen Racine gerathen konnte, seinen Hippolyte tugendlich verliebt darzustellen. Denn man begreift nun gar nicht, warum ein so unschuldiger Knabe so schmäzlich umkommen muß: der galante Dichter mußte es denn als ein todeswürdiges Verbrechen ansehen, gegen eine schöne Frau den Grausamen zu spielen. Oder dachte er sich das, öfter genannte, als erkannte *Schicksal* in der alten Tragödie so recht nach Laune, oder auch blindlings zutappend? Freylich wäre dann der Trauerspielschreiber selbst immer noch um Einen Grad willkürlicher, als sein willkürlichstes Schicksal. — Phädra bleibt nach dem Gefagten bloße Maschine, und tritt deshalb bey Euripides schon in der Mitte des Stückes ab, weil sie ihre dramatische Bestimmung erfüllt hat, ohne daß darum das Interesse erkälte. Treffend wird hiebey bemerkt, wie viel grandioser der Grieche seinen Gegenstand behandelt; wie verständig er alle kleinlichen, die Übersicht der Charaktere und Verhältnisse hindernden Incidente beseitigt hat. Das zeigt sich am deutlichsten in der schönen Einfachheit, Keuschheit möchte man sagen, mit der die Rolle der Phädra gehalten ist. Ihr Verweilen auf dem Schauplatz ist ein einziger großer Auftritt: sie entfernt sich erst, da sie zu sterben entschlossen ist: sie spricht weder zu Hippolytos, noch zu Theseus; nur mit ihrer alten Wärterin und dem Chor der troizenischen Frauen. Ueberhaupt ist Euripides bewundernswürdig, wenn er sich nicht durch seinen Hang zu declamatorischem Schwulst hindern läßt, seine umfassende Kunde von den zartesten Ausäuerungen aller Leidenschaften zu entfalten.

Schlegel geht nach diesen allgemeinen Bemerkungen zur Entwicklung der einzelnen Charaktere

über. Goethes Analyse des Hamlet im *Wilhelm Meister* hat zuerst gezeigt, wie ein solches Verfahren die tiefsten Blicke in den Geist und die Absicht des Dichters eröffnet. Schlegels Zergliederung ist, ihrem Zwecke entsprechend, noch detaillirter: mußte es auch seyn, weil er sich besonders ein französisches Publicum zu denken hatte, das theils ungeübt ist im abstracten Denken, theils gar mancherley Dinge dem eigentlichen Gelehrten überläßt, die wir zur allgemeinsten menschlichen Bildung zählen. Dann war auch darum eine ergründende, alles erschöpfende Kritik nothwendig, weil die pariser Journalisten alles unberührt Gelassene unfehlbar gegen Schlegel gewendet, weil sie aus der geringsten Lücke in der Beurtheilung ohne weiteres auf ihre absolute Verwerflichkeit gefolgert haben würden. Darum finden wir auch den durchdringendsten Scharf sinn und das reinste Auffassen aller Verhältnisse mit einer unermüdetlichen Sorgfalt und einem so besonnenen, planvollen Fortschreiten verbunden, daß der Entschuldigung alle Schlupfwinkel ein für alle Mal verrennt sind. Es sey uns vergönnt, die Rolle der Phädra mit der — wahrscheinlich aus Condescendenz — der Anfang gemacht wird, einzeln auszuheben, und an ihr Schlegels Verfahren zu zeigen.

Beym Euripides wird die Königin, schon dem Tode nahe, unter rührenden Klagen der alten Wärterin, auf die Bühne getragen. Rührend ergreifen der Contrast zwischen des reiferen Alters und der vor der Zeit hinwelkenden Jugend Seufzern über die Hinfälligkeit des menschlichen Daseyns. Nur den dringenden Fragen der lange treu bewährten Freundin entdeckt die mit Tod und Leben ringende Heroine den Grund ihrer Qualen, das gefährvolle Geheimniß. Die Fugen ihrer sonst festen Seele haben sich im langen inneren Kampfe mit der Leidenschaft allmählich von einander gegeben, und vermögen nicht länger, ein Geständniß zu bewahren, das bey einem weniger zerstörten Zustande Abscheu und Verachtung erregt haben würde, da es jetzt mit inniger Rührung erfüllt, indem es, wie unwillkürlich, der zerissenen, mehr unglücklichen, als schuldigen Seele entschlüpft.

Die französische Phédre dagegen tritt im reichsten, wohlgewähltesten Schmucke, reizend und verführend auf die Bühne. Es scheint, als hoffe sie, ihrem Sohne so prangend zu begegnen, und durch Beywerke zu gewinnen, was sie selbst nicht hatte erreichen können. Dahin zielen auch alle ihre Worte: sie wollen locken und verstricken; kurz alles, was sie spricht und that, spricht und that sie mit Plan und Absicht. Was kann das erste lange Gespräch der Blühenden, keineswegs von innerem Sturme Bewältigten mit der Oenone Anderes bezwecken, als heimliche Lüfternheit nach Erfüllung ihrer verbrecherischen Wünsche? Hier schaltet Racine das selbsterfönnene Intermezzo einer falschen Nachricht vom Tode des Theseus ein. Phédre läßt sich nun ohne Mühe von Oenonen überreden, ihre Flamme für den Jüngling werde durch ihres Gat-

ten Tod *une ordinaire*, und was vorher Incest war, höre nun auf, einer zu seyn; ja sie gestattet der Alten, mit dem Sohne zu reden, ihn zu ihr zu bringen; ihr mütterliches Verhältniß, meint sie, gebe den Vorwand dazu her; sie denkt sich also etwas ganz Anderes.

Euripides läßt die Wärterin, gegen Phädra's ausdrückliches Verbot, unter einem Vorwande sich entfernen, und, von unklugem Mitleiden hingerissen, dem Jünglinge seiner Stiefmutter Zustand entdecken. Diese hört im Inneren des Hauses einen heftigen Wortwechsel zwischen den beiden; ihre bange Ahnung wird zur Gewissheit, als Hippolytos, von der Wärterin begleitet, hervortritt, Himmel und Erde anruft, die stehende Alte von sich weist, die ihn an das ihr gelobte Stillchweigen erinnert, und, unter leidenschaftlichen Schinähungen gegen das ganze Geschlecht, aus einem Hause, das er nur mit dem heimkehrenden Theseus wieder betreten will, hinwegjagt. Phädra ist von diesem Augenblicke an entschieden über ihr Schicksal, und, obgleich Hippolytos sie durch die Versicherung, er werde halten, was er der Amme geschworen, und gegen Theseus schweigen, von aller Furcht befreit, zu sterben fest entschlossen. Sie überhäuft die Alte mit Verwünschungen, verwirft jeden Rath, den diese ihr annehmlich zu machen sucht, entdeckt dem Chor, von dessen Verschwiegenheit sie sich vorher versichert hat, ihren Plan, ihre und ihrer Kinder Ehre zu erhalten, und sich am Hippolytos zu rächen, und verläßt den Schauplatz, den sie nicht lebendig wieder betritt.

Wie complicirt, wie verkleinlicht ist des Franzosen Behandlung dieser würdigen und reinen Darstellung! Phédre's Erklärungscene gegen den Stieffohn, diese in Frankreich so bewunderte, ist durchaus ekelhaft und unanständig; besonders nach der kurz vorher empfangenen, von ihr geglaubten Nachricht vom Tode ihres Gatten. Welche Gemeinheit, in dem Augenblicke, wo sie sich als Wittwe erkennt, vor allen Dingen eine Verbindung mit dem tugendhaften Sohne des eben verlorenen Gemahls einzuleiten; welch' ein Mangel an allgemeinem Zartgefühl, an jener *Delicatesse*, von der doch der Franzosen Mund überquillt, daß eine Frau sich selbst einem Jünglinge anträgt, zumal in solchen Verhältnissen, wo ein gesetzliches Band zwischen ihnen gerade die äußerste Verspottung alles Gesetzes wäre! Wie wahrhaft schamlos zeigt Phédre sich, wenn sie es ihr besonderes Streben seyn läßt, ihrem Sohne die letzte Hoffnung, sein Vater könne doch noch unter den Lebendigen seyn, auszureden; wenn sie vor ihm das glorreiche Angedenken seines Vaters, ihres Gatten, des göttergleichen Heros, abfichtlich schändet, wenig Augenblicke nach der empfangenen Bothschaft von seinem Tode; wenn sie mit beyspielloser Frechheit versichert, sie fühle sich zu ihm gezogen durch — seine Ähnlichkeit mit dem (eben noch geschmähten) Erblichenen.

Vortrefflich ist, was bey dieser Gelegenheit über die Vorrechte gesagt wird, die leidenschaftliche Charaktere in der Poesie haben: *Le delire de la passion*,

heißt es, *ressemble à l'exaltation de la vertu, en ce qu'il rend incapable des calculs d'intérêt, qu'il fait braver tous les dangers et sacrifier tous les avantages. On pardonne à l'être égaré par la passion de causer des malheurs d'autrui, pourvu qu'il ne se ménage pas lui-même*. Eben danach erscheint aber Phédre im nachtheiligsten Lichte, weil sie den Moment noch zu gut zu benutzen weiß, weil sie überall vollkommene Vorsicht und Verschlagenheit zeigt; und diese sichersten Beweise einer sehr gemäßigten Leidenschaft setzen ihre Handlungen auf die niedrigste Stufe gemeiner Lüsterheit hinab. Da sie in der ersten Zusammenkunft mit ihrem Sohne nichts über sein Herz hat gewinnen können: — beschließt sie — weit entfernt, sich dadurch abschrecken zu lassen — durch Oenone einen zweyten Angriff zu thun. Hat er auch den Reizen ihrer Person widerstanden: so glaubt sie ihn denn doch empfindlich für die Lockungen der Ehre, und sie sucht ihn daher durch die Hoffnung der eben erledigten Krone von Athen zu ködern. Nicht genug, daß diese Kaltblütige, Ränkevolle, alle Mütterlichkeit mit Füßen tretend, ihren eigenen Sohn, aus der niedrigsten Selbstsucht, um sein angestammtes Reich zu betrügen bereit ist, da Euripides sie mit hoher Wahrheit selbst in den letzten sturmvollen Augenblicken dieser höchsten Weiblichkeit unverbrüchlich treu bleiben läßt: zeigt sie auch durch diesen Auftrag an die Oenone deutlich, was sie eigentlich vom Hippolytos will; und das ist nach modernem Maßstabe eben so unsittlich, als es unästhetisch ist nach antikem. Statt glücklicher Vorschritte aber bringt Oenone die Nachricht von Theseus Heimkehr zurück. Nun spricht Phédre ein pathetisches *Mourons!* und fügt verständig bey: der Tod sey ein so großes Unglück nicht, und er schrecke keinen Jammervollen; sie scheint sich selber erst Muth einreden zu wollen. Hippolytos übrigens, dem sie noch kurz zuvor die unbedingteste Hingebung, ja die tiefste Erniedrigung ihres Standes und Geschlechts hatte anbieten lassen, ist — bloß durch ihres Gatten Ankunft — *un monstre effroyable* geworden. Jetzt scheint allein die Furcht im Herzen der Königin obzuwalten, welches Racine selbst in der Vorrede indirect zugesteht; und so wäre es denn auch nur Furcht, nicht Abscheu vor dem Verbrechen gewesen, was sie gehindert hatte, sich früher ihrem Sohne zu entdecken. — Den verhassten Eindruck erhöht und vollendet ihr künstlich doppelsinniges Gespräch mit Theseus, wodurch Oenonens nachherige Verläumdungen des Hippolytos vorbereitet werden. Ihr zu nichts als Intriguen fähiger Charakter ist nun vollständig ausgesprochen.

Die folgende Eifersuchtszene, nachdem Phédre die Liebe des Hippolyte zur Aricie erfahren hat, dürfte, an und für sich betrachtet, von wirklichem Werth seyn. Aber leider mußte die Idee des Ganzen geopfert; mußte die langweilige, und — wie Collin wahr bemerkt — unausstehlich kokette Aricie eingeschaltet werden, um das isolirte Interesse einer einzelnen belebten Scene herbeyzuführen.

Es ist noch der Tod von Racines Helden zu erwä-

gen. Schon im ersten Act spricht sie vom Sterbewollen; lebt inzwischen wieder auf durch den geglaubten Tod ihres Gemahls. Im anderen Act reißt sie dem Hippolyte das Schwert von der Seite, um es sich ins Herz zu stoßen: doch besinnt sie sich leicht eines Bessern. Im dritten Aufzug ruft sie zwar: *mon-vons!* Aber im vierten will sie wieder einlenken, und Gnade für den Schuldlosen erleben, wovon sie jedoch durch sein entdecktes Verhältniß zur Aricie zurückgebracht wird. Nun beschließt sie abermals ihr Ende, und nimmt Gift. Nachdem der Tod also vier Acte hindurch gequält, und aus einem in den anderen gejagt ist: erfährt man dann endlich im fünften, daß das Gift seine Wirkung gethan. — Soll einmal ein Verbrecher dargestellt werden: so muß er wenigstens als eine ungeheure, mächtig und bewusst verderbende Natur erscheinen, die nicht bloß zur *Frevelthat*, sondern auch für deren Folgen Kraft besitzt. Ein unsterbliches Muster dieser Art hat *Shakespear* in seinem *Jago* aufgestellt, wo auch die furchtbare Totalität des Charakters seine vernichtete Sittlichkeit ersetzt. Aber jene ewiglich Wankenden und Schwankenden sind die moralisch Ekelhaften; welches Prädicat *Phédre* sich auch sonst noch, durch das Betragen gegen ihren Sohn nach *Theseus* Rückkunft, und von demselben Moment an gegen die Wärterin erwirbt, indem ihr diese, fast in einem Athemzug, ohne daß etwas dazwischen vorgefallen ist, *chère Oenone* und *monstre execrable* heißt.

Euripides läßt seine Phädra vor ihrem Tod einen Brief schreiben, in welchem sie den Hippolytos anklagt, ihr Gewalt angethan zu haben. So weit mußte sie die Beschuldigung treiben; denn in der bloßen Absicht von seiner Seite lag noch kein Grund ihres Selbstmordes: nun aber konnte sie nur durch dieses Äußerste ihre Ehre retten, weil es die Reinheit ihres Willens scheinbar besiegelte, und zugleich die Zukunft ihrer Kinder sicher stellte. — Diesen Brief in der Hand, wird sie entseelt gefunden: er reißt den Jüngling ihr nach ins Verderben; aber noch ehe der Zuschauer das Schreckliche der That übersieht, hat sie sich auch schon selbst gerichtet. *Toute fois son action nous donne plutôt la mesure de son désespoir, que de ce qu'elle aurait été capable de faire dans un état moins violent*, schließt diese Entwicklung.

Die französische *Phédre* begnügt sich, die Anklage ihres Sohnes auf verbrecherische Absichten zu beschränken. *J'ai voulu épargner à Thésée une confusion, qui l'aurait pu rendre moins agreable aux spectateurs*, fügt der Dichter commentirend bey. Ganz besonders aber gratulirt er sich zu dem Einfall, den Hippolyte nicht durch die Heldin, sondern durch die Vertraute derselben anklagen zu lassen, *pour la rendre un*

peu moins odieuse, qu'elle n'est pas dans les tragédies des anciens. — Er meint weiter, eine solche Calumnien gehöre in den Mund einer alten Dienerin, die wohl einer solchen Bosheit fähig seyn könne: für eine Prinzessin, die sonst so noble Gefinnungen äußern, passe dergleichen nicht. — Man muß sich über die poetische Anwendung freuen, die *Racine* von der jesuitischen Hofpolitik in Versailles zu machen versteht; als sey man minder verantwortlich für das, was man durch Andere thun läßt, und als dürfe man nur den Geringern aufwälzen; was doch einmal geschehen muß. So zeigt *Phédre* sich gegen *Oenone* nicht nur dadurch, daß sie ihr die Anklage des Jünglings überträgt; sondern wirklich verabscheuenswürdig in der letzten Bekenntniß-Szene, wo sie alles auf die „detestable *Oenone*“ schiebt, weil diese sich schon entleitet hat, und nicht mehr widersprechen kann.

Wir müssen darauf Verzicht thun, einzelner Verse des *Racine* aus dieser Rolle zu gedenken, aus deren Zweckwidrigkeit und Unschicklichkeit sich das Mangelhafte auch in der so gepriesenen poetischen Ausführung mit unwiderstehlichem Scharfsinn ergiebt. Ihrer sind nicht wenige, und manche gehören unter die seit hundert Jahren bewunderten und auswendig gelernten. Die Folgerungen, die sich aus manchen kaum begreiflichen Inconvenienzen auf den Gedrucker thun ließen, die mit so stumpfer Liebe an *Racine's* Versen kleben, sind nicht einmal angedeutet. Aber *Schlegels* Dialektik ist so vollkommen klar, daß diese letzten Schlüsse sich einem Jeden von selbst aufdringen.

Mit eben dieser klaren Ruhe, die sich begnügt, Thatsache an Thatsache zu reihen, und dem gesunden Sinn die Folgerungen überläßt, durch deren Ausführung der Vf. vielleicht Manchem vorgreifend geschienen haben würde; mit eben dieser sicheren Besonnenheit, die ohne Leidenschaftlichkeit ist, weil sie einen großen Kreis umfaßt, und sich zugleich in die ruhigere Tiefe senkt; mit eben diesem durchdringenden Scharfsinn endlich, dessen gesunde Kraft nirgends abläßt, bevor sie bis zum innersten Kern gedrungen, und ihn ins hellste Licht gestellt hat, sind auch die beiden anderen Hauptfiguren, *Hippolytos* und *Theseus*, von Schritt zu Schritt verfolgt, und in Beziehung gebracht. Da wir schon an der Phädra des Vfs. Verfahren gezeigt haben, bemerken wir hier nur, daß *Racine* in der Anlage dieser beiden Charaktere nicht minder planlos, und alles wahren Gefühls beraubt erscheint. Sein *Thésée* besonders hätte kaum von attischen Komöden schlimmer gemißhandelt. *Euripides* kaum unverdächtig imitirt, oder — Gott will! — emendirt werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

NEUE AUFLAGEN.

Quedlinburg, b. Ernst: *Erster Unterricht für die Jugend über Gegenstände der Natur und Kunst*, von J. G. Kögel. 2te Stark verm. Aufl. 1809. 316 u. 78 8. Nachtrag. 8. (20 Gr.)

St. Gallen, b. Huber u. Comp.: *Unterricht in der christlichen Glaubens- und Sitten-Lehre*, in Fragen und Antworten. 2te verb. Aufl. 1809. 202 8. 8. (8 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 21 M A Y, 1810.

A S T H E T I K.

PARIS, b. Turneisen d. J.: *Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide*, par A. W. Schlegel etc.

WIEN, gedr. b. Richter, (in Comm. b. Fleischer d. J. in Leipzig): *Vergleichung der Phaedra des Racine mit der des Euripides*, von A. W. Schlegel. Übersetzt u. f. w. von J. H. von Collin etc.
(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Weniger mit Schlegel übereinstimmend sind wir in dem, was beyläufig an der französischen *Ōnone* getadelt wird. Ihr Charakter ist allerdings ein stetes Schwanken, und giebt nichts weniger, als die euripideische Wärterin wieder: ja sie ist vielleicht am altemodernsten, aber gleichwohl poetisch wahr und consequent gehalten. Denn in allen ihren Reden und Handlungen ist nichts, was mit ihren äusseren Verhältnissen in Widerspruch stände. Diese aber bringen es auch mit sich, daß wir keine innere Selbstständigkeit von ihr fordern dürfen. Ihr ganzes Leben ist äusserlich, und von jeher an ihre geliebte Gebieterin gekettet gewesen. Dieser sich unbedingt hinzugeben, wurde ihr durch lange Gewohnheit einfältige Pflicht. Daher darf die Veränderlichkeit ihrer Gesinnungen nicht befremden, weil diese immer Reflexe von denen ihrer Herrin sind, in welcher allein sie ihre Existenz erkennt. Und wenn sie sich mitunter in tugendhaften und vernünftigen Ermahnungen gefällt: so scheint uns das ihrem Verhältniß zur *Phèdre*, ihrem Alter und der Stufe ihrer Bildung durchaus angemessen. Einen ganz ähnlichen Charakter finden wir von des menschenkundigen, unwiderstehlich wahr auffassenden *Boccaccio* ficherer Hand in der *vecchia balia* seiner *Fiammetta* gezeichnet, und auch an die geschwätzigte Alte in *Shakespears Romeo* könnten wir erinnern, welche beide übrigens nicht mit *Racines Ōnone* verglichen werden sollen. — So betrachten wir diesen Charakter, ob wir gleich wissen, daß *Racine* selbst es ganz anders gemeint hat: leugnen aber damit nicht, daß wir eine so durch und durch moderne Figur in einer, die Antike nachahmenden Tragödie höchst unpasslich finden.

Von dieser ausführlichen Vergleichung der einzelnen Charaktere geht Schlegel nun zur Betrachtung beider Trauerspiele, ihrer allgemeinen Bedeutung nach, über. *Racine* hat in dem Wahn gestanden, seine *Phèdre* spreche die strengsten Forderungen der Moral aus, und habe darin eigenen Werth: doch springt das
J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

Zweydeutige seiner Ethik schon aus dem, was wir mitgetheilt haben, in die Augen. Dazu kommt das Auffallende, daß er den Unschuldigen mit den Schuldigen untergehen läßt. Soll dieses letztere auch keineswegs als absoluter Fehler der Tragödie angesehen werden: so ist denn doch allemal zu untersuchen, welche Contraposte das Gleichgewicht bey schmerzhaften Eindrücken erhalten oder hervorbringen sollen, und ob die gebrauchten so gestellt sind, daß sie diejenige innere Harmonie, diejenige Erhebung des Gefühls hervorzubringen fähig sind, die der letzte Eindruck jedes Kunstwerks seyn sollen, eine höhere *καταρσις παθημάτων*, als je durch die Moral erreicht werden kann.

Ehe hierüber etwas Eingreifendes gesagt werden konnte, mußte die alte Frage über den Zweck und das Wesen der Tragödie von Neuem beantwortet werden. Denn da noch ein jeder Kritiker seiner eigenen Ansicht gefolgt ist, wurde es für Schlegel Pflicht, die seinige genügend auszusprechen, bevor er sie als Maßstab an ein fremdes Kunstwerk legen durfte. Und wenn der Gegenstand der vor uns liegenden Schrift durch die detaillirte Ausführlichkeit, die alle Theile durchdringt, unsere Theilnahme unfehlbar in Anspruch nimmt: so liegt diese episodische Forschung jedem Freunde der Kunst so nahe, daß wir sie noch anziehender, auch durch die Allgemeinheit ihres Gegenstandes noch bedeutender und fruchtbarer nennen dürfen. Die Vergleichung selbst hat das Pikante geistvoller Polemik, und ihr Erfolg kann eigentlich nur negativ seyn. Aber die eingewebte Theorie der Tragödie erhebt sich zu wissenschaftlichem Rang; und wenn sie auch nur einen Theil der Kunstlehre umfaßt: so ist sie doch reich an Andeutungen, die weiter verfolgt auf neue große Resultate führen, und so allmählich zur vollendeten Idee leiten würden. Auch hier hatten wir vielfache Gelegenheit, uns des ruhigen und sicheren Gangs zu freuen, mit dem Schlegel, sein klar angeschaut Ziel fest im Auge, ungehindert und ohne Seitenblicke durch den hoch aufgehäuften Wust verworrener Meinungen und eingeleiteter Vorurtheile hindurch schreitet. Diese reife Gediegenheit im Formellen, die sich besonders im consequenten Übergehen alles nicht ganz Nothwendigen und in der organischen Leichtigkeit der Gedankenfolge äußert, erregt natürlich auch das günstigste Vorurtheil für die innere Trefflichkeit dieser Entwicklung, oder drückt ihr vielmehr den Stempel unverkennter Wahrheit auf.

Da der Effect der Tragödie auf einem, dem Men-
T:

schen eingeborenen Wohlgefallen an der Darstellung schreckhafter oder trauervoller Ereignisse beruht: so mußte zuerst diese mit der Natur des Menschen schelnbar in Widerspruch stehende Wahrnehmung einem höheren Princip untergeordnet werden. Denn nicht ein jedes Gefühl des Schreckens oder der Trauer bringt den Eindruck hervor, dem wir durch den Namen des *tragischen* poetische Reinheit zugestehen.

Diesen tiefer liegenden Grund sucht *Schlegel* einestheils in dem erregten Gefühl unserer hohen Natur, deren Kraft erst durch den Kampf recht anschaulich wird; andertheils in der Ahndung einer höheren Regierung, deren Spuren aus dem unregelmäßigen Gang der Begebenheiten geheimnißvoll hervortreten: oder auch in dem Zusammentreffen beider Ursachen. So wie nun aber Wirkung und Gegenwirkung ihren Grad gegenseitig bestimmen: so werden alle erhabenen Eigenschaften, wird besonders die Kraft einer außerordentlichen Natur im Kampf mit großen inneren oder äußeren Schmerzen zur deutlichsten Anschauung gebracht. *Les coups de la douleur, en frappant cette ame courageusement concentrée dans elle-même, en font jaillir l'étincelle divine.* Es werden zwey einander entgegengesetzte Abwege von einer solchen würdigen Tendenz gezeigt. Einige versagen ihrem Helden die Naturlaute des gepressten Gefühls, und lassen alle Streiche des Schicksals von ihm abgleiten, wie von einem Felsen. Offenbar fehlt hier das gleiche Verhältniß zwischen Action und Reaction, und die Theilnahme fällt weg. Wir würden denen ein solches Verfahren empfehlen, die sich der undankbaren Mühe unterziehen, römische Sujets dramatisch zu bearbeiten. Denn die Römer waren zwar ein bewundernswürdiges Volk, aber ein unpoetisches, weil sie alles rein Menschliche mit Gewalt aus ihrer Natur verdrängt hatten. Die ungehemmten Accente körperlichen Schmerzes, mit denen der sophokleische *Philoktetes* jedes lebendige Gefühl unfehlbar trifft, würde man in Rom unter des niedrigsten Bürgers Würde geachtet haben. Man muß sie als fremdartige Naturen betrachten, vielleicht als höhere, aber auch als uns unverständliche, die nach eigenen Weltgesetzen lebten, und darum außer dem Kreise unseres Mitgefühls liegen. Auf diese Weise fehlen die Nachahmer des Alterthums am häufigsten: ihnen ist die Antike zur harten, leblosen Manier geworden. In den entgegengesetzten Fehler weichlicher Rührung und entkräftenden Mitleids hat der allgemeine Hang des Zeitalters besonders die Modernen gerathen lassen, und was jene an eckiger Bestimmtheit zu viel hatten, geht diesen an bedeutender Form ab.

Wieder ein großes Schwanken entstand durch den Mangel einer fest gegebenen Tendenz, und — wo man sich eine solche vorgesetzt hatte, — an dem härteren einer mit *geläutertem* Sinn angenommenen. Denn man hat hier seit Jahrtausenden Zufälligkeiten zur Wesenheit gemacht, und Individualitäten zu allgemein gültigen Gesetzen, so daß freylich unter den Modernen nur die den tragischen Lorbeer erreichen konnten, die eigene Genialität über herge-

brachte Regeln hinaustrieb, und auf dem sicheren Pfad reiner innerer Natur weiter führte. So hat man königlichen Rang der Helden als unerläßliche Bedingung des Trauerspiels aus den Griechen abstrahirt: ohne den, zu unserer Zeit wegfallenden, Zusammenhang der attischen Bühne mit Nationalgeschichte und Volksreligion zu erwägen. Wiederum Andere, und unter diesen *Aristoteles*, wenn die unter seinem Namen bekannte, lückenhafte Poetik ihm angehört, haben einen unglücklichen Ausgang als Merkmal der Tragödie angegeben; und gleichwohl findet ein solcher bey den großen Vollendern der attischen Bühne, dem *Aeschylos* und *Sophokles*, niemals Statt, wenn man sich über das oberflächliche Argument ihrer Stücke erhebt. Den *gefestelten Prometheus*, den *Agamemnon* und den König *Oidipus* darf man nicht gegen unsere Behauptung nennen. Denn daß auf den ersteren noch ein *befreuter Prometheus*, das Kunstwerk beschließend, gefolgt war, ist historisch. Den *Agamemnon* besitzen wir noch in seinem ganzen trilogischen Verhältniß. Und das schmerzliche Gefühl unbefriedigter Theilnahme, das der König *Oidipus* nachläßt, wie herrlich löst es sich durch den erhabenen *Oidipus auf Kolonos* in fast mystische Seelenhebung auf! Die *Flehenden*, die *Perfer*, die *Eumeniden* und der *Philoktetes*, ja die *Coeophoren* und die *Elektra*, würden unter dieser Bedingung gar nicht einmal für Tragödien gelten können, und der herrliche *Ajas* würde das fehlerhafteste aller Trauerspiele seyn, wenn der Tod des Helden einen angemessenen Schluß zu geben fähig gewesen wäre. Aber auch bey den übrigen auf uns gekommenen, den *Sieben gegen Thebae*, der *Antigone* und den *Trachinerinnen*, begreift man nicht wohl, wie *Aristoteles* den wirklichen Ausgang tragisch finden konnte; und es darf uns gar kein Wunder nehmen, wenn *Schlegel* an einer anderen Stelle die aristotelische Poetik nicht nur, wie vor ihm *Hermann*, durchaus lückenhaft findet, sondern auch die in ihr aufgestellten Grundsätze über das Drama durchaus verwirft. Auch in den eigentlich tragischen Stücken des *Calderon* scheint uns durchgängig der angehäufte Schmerz, meistens durch wunderbare Motive, gegen das Ende aufgelöst zu werden: doch dürfen wir uns noch keine vollständige Übersicht dieses reichen Dichters anmassen. *Shakespeare* allein macht auch hier, wie so oft, eine eigene Ausnahme.

Die gewöhnlich angenommenen Grenzen der Tragödie erweitert *Schlegel* dadurch bedeutend, daß er nicht nur der Handlung, sondern auch der Begebenheit innerhalb derselben Raum gestattet: so daß nicht allein die active Thätigkeit des Individuums, sondern auch die Beschränktheit und Abhängigkeit desselben von äußerlichen Ereignissen; daß nicht nur menschliche Charaktere, sondern auch menschliche Schicksale, durch sie dargestellt werden. Aber noch Niemanden wollte es gelingen, die ewige Nothwendigkeit auszumitteln, von der durchdrungen sich alle die einzelnen Begebenheiten zu einer innerlich verbundenen Reihe ordnen und Ein Ganzes bilden.

Denn leider erkennen wir in den meisten modernen Trauerspielen, anstatt eines in der Natur der Sache fest begründeten Strebens, keine andere Tendenz durchgeführt, als die, Gemüthsbewegungen über Gemüthsbewegungen hervorzubringen, welche unmöglich zusammenstimmend werden können, weil sie nicht als Töne eines Grundaccords gedacht sind. Die *wernerischen* Prunk- und Spectakel-Stücke müssen als Repräsentanten einer solchen Bewusstlosigkeit genannt werden: aber es wäre gut, wenn dieser große Mangel ihr größter wäre. — Es muß also die Auswahl und die Verknüpfung der Begebenheiten einer Idee untergeordnet werden, und in der ist die wahre Einheit der Tragödie zu suchen. Unverkennbar wird eine solche allgemeine Triebfeder im Drama der Griechen wahrgenommen, und diese ist das *Schicksal*. Der Grund davon ist in den ältesten Religionsbegriffen zu finden, da den Hellenen der Glaube bis auf die Benennung herab fremd war. So wie aber in der griechischen Bildungsgeschichte alles organisch ist: so glauben wir auch von jener Volksstimmung den Ursprung im tiefsten Geist der Nation begründet. Denn die unendlichen Erscheinungen in der Natur, die sich nichts desto weniger in ihren Äußerungen als endlich darstellen, mußten die Phantasie des bildnerischen Volkes frühzeitig zu dem Gedanken von Wesen führen, die ihnen zwar überlegen an Kräften, aber übrigens menschlich und endlich zu wirken gewohnt wären: und daraus entsprangen ihre Götterbilder, die sich durch ihre einfache Bedeutung so wesentlich von denen anderer Nationen unterscheiden, weil diese in den Naturkräften nichts Klares, ihnen Verwandtes; sondern Verwirrung in der Mannichfaltigkeit, und Schrecknisse in der Größe wahrnahmen. Bey den Griechen hingegen zeigen schon die ältesten, sowohl poetischen als plastischen Darstellungen der Götter menschliche Formen, aber an Gestalt und Kraft colossal gehalten. Deshalb dachte sich auch ein Jeder in persönlichen Beziehungen zu den göttlichen Wesen, und sie so gegen sich gefinnt, wie er sich gegen sie erzeugt hatte. Ausser diesen unmittelbaren Naturerscheinungen gaben sich aber auch solche kund, die keine Anschauung für sich bildeten, sondern sich nur mittelbar äußerten. Das Unbegreifliche ihres Grundprincips, von dem man nur die Wirkungen sah, leitete das Nachdenken auf einen unbegreiflichen Urquell, der zu einer um so allgemeineren Idee anwachsen mußte, je unendlicher die Gestalten waren, unter denen sich das Eine, Unausprechliche den Sinnen hingab; und daraus entwickelte sich allmählich die von den tragischen Dichtern zur vollendeten Gestalt ausgebildete, erhabene Idee des *Schicksals*, eine Idee, die nur in dem freyesten und urkräftigsten aller Völker sich zu dieser Reife erheben konnte. Denn schwächere Naturen würden einen an äußerem Trost so armen Glauben je eher je lieber verlassen haben. Heroischen Wesen dagegen giebt eine solche Nothwendigkeit auch die Kraft, sich in sich selbst so fest zu begründen, daß nichts von außenher schreckhaft kommen kann; die

Kraft, das männlich zu tragen, was unabwendbar ist, und allem, was die Zeit auch bringe, hohen Muth und reines Bewußtseyn entgegen zu stellen. Das ist der erhabene Sinn, der die Tragödie der Griechen schuf und beseelte. Denn der Ausbildung einer originalen römischen Tragödie stand die ganze Cultur dieses nur im Herrschen originalen Volks entgegen; nächstdem die Zeit, in welcher sich die lateinische Poesie entwickelte, wo die Republik schon aufgehört hatte, eine zu seyn, und sich schon alles zum Untergang neigte; endlich die Rolle, welche die Römer in der Völkergeschichte übernommen hatten, in welcher sie selbst das Schicksal im Großen zu spielen zu gewohnt waren, um an dessen vereinzelter Nachahmung durchs Trauerspiel sonderlichen Antheil nehmen zu können.

Dieses Princip der griech. Tragödie auf den Ideenkreis der Modernen angewendet, wo die *Vorsehung* an die Stelle des Schicksals tritt: könnte es scheinen, als sey die Wiederbelebung des wahren Kothurns Unmöglichkeit, als müßte die gesamte tragische Poesie, gleichsam eine Geburt dunklerer Zeitalter, vor den erleuchtenden Strahlen der Offenbarung verschwinden. Aber auch der Vorsehung Fügungen sind in heiliges Dunkel gehüllt, und das Christenthum setzt ja den Glauben unter die ersten Forderungen, die es an uns thut. Denn oft genug scheint auch uns sich ein ungleiches Verhältniß des Guten zum Bösen aufdringen zu wollen, und der Kampf beider Principe um die Welt fortzudauern. Doch liegt in uns die begründete Zuversicht, er werde allemal zur Verherrlichung der Gottheit enden, und das Gute glänzender erhöhen. Wenn nun auch eine mächtige Anspannung der nach außen gerichteten Kräfte der ganzen modernen Welt- und Lebens-Ansicht widersprechend wäre: so ersetzt diese ein moralischer Heroismus, der aus dem Glauben oder der Religion erwächst, und sich keineswegs im Dulden allein äußert; so wesentlich er auch von der einfachen Tugend der alten Welt verschieden ist. — Wenn diese größere Innerlichkeit der Handlung — unseres Erachtens — dasjenige ist, was so viele falsche Tendenzen von Abstraction und didaskalischen Ideen herbeygeführt hat, an denen selbst einige *schiller'sche* Werke kranken: so eröffnet sie doch auch dem Dichter ein für allemal eine ideale Sphäre, die von überirdischem Trost erhellet und erwärmt ist.

Bey den Griechen war der heitere Volksglaube rein von der Ethik geschieden; und daher in ihren Tragödien die unveräußerliche Menschenwürde so oft im Conflict mit der übernatürlichen Ordnung der Dinge. Denn die moralische Freyheit hat manches Palladium zu vertheidigen gegen die Willkühr des weltbeherrschenden Schicksals; und in der Höhe ihres muthigen Strebens besitzt sie ein ruhmvolles Denkmal ihres *Wollens*, wenn ihr der Sieg auch von der übergewaltigen gegenwirkenden Macht entrißen wurde. Bey allem dem war etwas, der Vorsehung des Christenthums Ähnliches in der antiken Tragö-

die, welches besonders in den endlichen beruhigenden Auflösungen langer tragischer Verkettungen erscheint, z. B. in den *Eumeniden*, und dem *Oidipus auf Kolonos*: bey welcher Gelegenheit *Schlegel* eine geistvolle Zusammenstellung der drey alten Tragiker nach ihrem Verhältniß zum ältesten Fabelglauben gegeben hat. Hier davon nur der Schluss der Charakteristik des *Euripides*, *sophiste à prétentions philosophiques, qui, au milieu des merveilles fabuleuses, liés à la religion, dans lesquelles il devait puiser les sujets de ses pièces, tâchait de glisser ses doutes et ses opinions d'esprit fort*, weil man sich gerade zu unserer Zeit diesem subordinirten Dichter so sehr zuzuneigen scheint, daß das Vorurtheil seiner Vortrefflichkeit sogar schon bey Beurtheilern aufs Hörensagen zu grassiren anfängt: *Euripide a souvent des scènes qui s'approchent beaucoup du drame bourgeois, ou même de la haute Comédie: il fait entrer dans son tableau de la vie héroïque la morale de la vie sociale de ses contemporains; il préfère assez souvent l'attendrissement efféminé au pathétique mâle; il court après les effets brillans et sacrifie le tout à la partie. Avec tous ces défauts, c'est un poète d'une admirable facilité et d'un génie éminemment aimable et séduisant.* Rec. macht einen etwanigen künftigen Bearbeiter der griech. Mythen noch aufmerksam darauf, daß *Aschylos*, bey dem jene der Vorlesung des Christenthums verwandte Idee am deutlichsten wahrgenommen wird, nach alten Sagen in die eleusinischen Geheimnisse eingeweiht war. Von diesen Ahndungen einer rationalen Lenkung des Universums würden sich gewiß bedeutendere Züge sammeln lassen, wenn nur noch einige vollständige Trilogieen auf uns gekommen wären. Auch finden wir sie nicht bloß in den Ausgängen, sondern — mit der Idee der Nemesis verbunden — in allem, was den Helden betrifft, vernehmlich ausgesprochen. Denn da Verbreiteseyn über das Ganze, keinen Augenblick erschlassende Wirksamkeit zum Hauptbegriffe der Vorlesung gehört: so würde etwas Unzusammenhängendes auffallend werden, wenn die Schicksale des Helden nicht gleichfalls aus einer höheren Nothwendigkeit, als aus der der Willkühr, hervorgingen. Die Nemesis aber ist nicht nur das schönste Symbol vom Verhältnisse aller Naturkräfte zu einander, sondern auch das bindende Mittelglied zwischen der inneren Freyheit und der äußerlichen Abhängigkeit des Menschengeschlechts.

Bey den ganz veränderten Verhältnissen, die die Einführung des Christenthums zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen hervorgebracht hat, ist es freylich kein Wunder, wenn die hellenischen Welt- und Lebens-Ansichten untergingen; und so kam es denn, daß man griechische Gegenstände fürs Trauerspiel meistens nur der Form nach bearbeiten lernte, weil gleichsam das Zauberwort fehlte, welches die Armen, an den Buchstaben Gebannten nicht eindringen liefs in den tieferen Geist; ein Mißgeschick, das besonders den Vf. des *Polyidos* u. s. w. und der *Niobe* begegnet ist.

Aufs schärfste also muß von der antiken *christliche Tragödie* geschieden werden, deren Theorie durch das bisher Gesagte angedeutet ist; ein Kreis von Gestaltungen, der das Erhabenste darzustellen vermag, und im *Calderon* einen würdigen Künstler gefunden hat. *Schlegel* wendet das im Allgemeinen Gesagte, so weit es gehen will, auf *Voltaire's Alzire* an, die er in sofern zweckmäßig auswählte, als er dadurch den in allen ausländischen Literaturen wildfremden Franzosen verständlich blieb. Uns wäre zu dem Zwecke nichts erwünschter gewesen, als *Calderons Aurora in Copacabana*, an welcher das ganze Wesen der christlichen Tragödie hätte gezeigt werden können. Denn jetzt bleibt die gemachte Anwendung, durch die Schuld des aus Nothwendigkeit gewählten Beyspiels, mangelhaft.

Das Wesen einer *dritten* Gattung, die von den beiden vorigen durchaus verschieden ist, aber den tragischen Cyklus zu schliessen scheint, wird aus dem *Shakespear* entwickelt, und sie die *philosophische* genannt; womit auch das Verhältniß ihrer Annäherung oder Entfernung von der antiken und der modernen Tragödie gegeben ist. Denn da sie auf absoluter Betrachtung menschlicher Schicksale beruht: so kennt sie keine andere Bedingung, als *absolute Wahrheit*, und die Idee des allgemeinen Nichts ist der einzige Punkt, auf dem das furchtbar bewegte Herz wieder ausruht.

Diese Untersuchungen führen von selbst dahinzurück, von wo sie ausgegangen waren, zu ihrer Anwendung auf die beiden verglichenen Stücke, die gleichsam zur Prüfung der gefundenen Resultate, wie eine Rechenprobe, rückwärts gebraucht werden kann, und dann entweder ihre Wahrheit oder auch ihre Unzulänglichkeit darthun muß.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Hinrichs: *Neue Lustspiele* von Theodor Hell. Dritter Band, enthält: 1) die Muttermilde 108 S.; 2) der Flatterhafte oder er muß heyrathen 130 S.; 3) das Strudelköpfchen 77 S. 1810. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) Alle drey sind bloße Bearbeitungen französischer Stücke. Das erste hat schon ein Anderer ziemlich treu ins Deutsche übersetzt, und da es einen historischen Charakter, die Frau von *Sévigné*, darstellt: so finden wir eine Übersetzung weit schicklicher, als eine Bearbeitung mit Veränderung von Namen

der städte und Personen. Der Flatterhafte macht mit seiner französischen Redseligkeit auf dem deutschen Theater nur geringen Eindruck, obgleich der Hauptcharakter ganz gut gezeichnet ist. Des dritten, das, wie die anderen, besonders gedruckt erschien, haben wir schon früher in einer ausführlicheren Beurtheilung der *heißchen Lustspiele* (1809 No. 73), worauf wir uns hier beziehen, Erwähnung gethan.

T. Z.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 22 M A Y 1810

A S T H E T I K

PARIS, b. Turneisen d. J.: *Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide*, par A. W. Schlegel etc.

WIEN, gedr. b. Richter (in Comm. b. Fleischer d. J. in Leipzig): *Vergleichung der Phädra des Racine mit der des Euripides*, von A. W. Schlegel. Übersetzt u. f. w. von J. H. von Collin etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Beym *Euripides* ist das Schicksal einsichtsvoll mit dem Gange des Stücks verwebt. Das Wunderbare und Übernatürliche der letzten Ereignisse wird gleich im Anfange eingeleitet, wo Aphrodite's Zorn von ihr selbst als Triebfeder der folgenden Handlung verkündet wird. Da nun diese selbst erklärt, sie habe die Phädra zu ihrer verbrecherischen Leidenschaft entzündet, um dadurch Gelegenheit zu ausgesuchter Rache an Hippolyte zu gewinnen! so wird uns die unglückliche Fürstin ein Gegenstand, mehr des Mitleids, als des Hasses; indem sie als willenloses Opfer einer Gottheit erscheint. *Racine* mag das auch gefühlt haben, und lässt darum seine Heldin viel von Aphrodite's Hafs gegen ihr ganzes Geschlecht reden. Da er aber seinen Hippolyte verliebt gemacht hat: so kann die Ursache des göttlichen Zornes nicht zur Klarheit der Anschauung gelangen, und der Phädre Worte darüber kann man für nichts anderes nehmen, als eben für Worte. Nicht weniger erscheint das Schicksal in dem, was über den griech. Hippolytos ergeht, der sein Unglück zum Theil durch eigene Schuld herbeygeführt hat. Denn gerade das in seiner Seele, was ihn der Liebesgöttin zu trotzen reizt, ist es auch, was ihm die ideale Reinheit des Sinnes giebt, und ihn zu Artemis begeisterten Diener macht. Und so vernichtet ihn eigentlich die Eifersucht, die zwischen zwey gleich mächtigen Göttinnen obwaltete. Ganz besonders endlich herrscht das Schicksal in der Erfüllung der drey Bitten, welche Poseidon dem Theseus zugesagt hatte, um ihn auf wunderbarem Wege zu beglücken: ein Motiv, das auch den Tod des Meleager durch den Willen seiner Mutter Althäa zu einem der vorzüglichsten Gegenstände für die antike Tragödie macht. *Racine* hat diese übernatürliche Einwirkung beybehalten; da sie aber das einzige Wunderbare im ganzen Stücke ist: so hält er sie ziemlich im Hintergrunde, vermuthlich der Wahrscheinlichkeit zu Gefallen. Aber er hätte bedenken sollen, dass ein einzelnes, isolirt dastehendes Wunder ungläubiges

J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

Staunen erregt, während ein fortgehend wundervoller Zusammenhang der Dinge, wo das Wunderbare gleichsam Element der Darstellung wird, die Einbildungskraft unbedingt mit sich hinreißt. Auch darum durfte Aphrodite nicht unmittelbar ins Stück gezogen werden, weil Hippolyte ihr ja in Aricien huldigte: ein Fehler dieser Episode mehr!

Gemeinschaftlich haben beide Trauerspiele, dass in jedem von ihnen die Unschuld durch ein schreckliches Ereigniss untergeht; bey *Euripides* durch das Schicksal, bey *Racine* durch eine willkührliche Kette von Begebenheiten. Es kommt nun darauf an, wie ein Jeder die Schrecknisse dieses Ausgangs zu mildern, und in wahrhaft poetische Gefühle umzugestalten weifs. — Beym *Euripides* glaubt Theseus seinen Sohn noch schuldig, da er die Nachricht von dessen Tode empfängt, und, durch Poseidons schnelles Erhören seiner Bitte in seinem Wahne bestärkt, vernimmt er die Bottschaft mit ruhiger Haltung, wenn auch nicht ganz ohne Äußerung väterlicher Gefühle, die eine dunkle Ahnung zu enthalten scheinen. Er lässt den Sterbenden auf die Bühne bringen; und nun erscheint Artemis. Sie verkündet dem Theseus seines Sohnes Unschuld; entwickelt ihm das Gewebe, welches ihn verstrickt hatte, und wälzt ihm selbst die Schuld von Hippolytos Tod zu: eine Rede von großer Schönheit, bewundernswerth wegen des leichten und lebendigen Hervorrufens alles dessen, was des reinen Jünglings bisheriges Leben verschönt hatte. Da Theseus nur mit Ausrufen der Verzweiflung antworten kann, schließt sie tröstend und mildernd durch Hinweisen auf Aphrodite's unfehlbaren Willen. Nun tritt der Zug hervor, der den Hippolytos trägt. Die Zeit von seinem Erscheinen auf der Bühne bis zum Gelangen an den Mittelpunkt des Proskeniums ist mit den Klagen des tödtlichverwundeten ausgefüllt. Als sie die Bahre, auf der er ruht, zur Erde setzen: so tritt Artemis hinzu. Der Jüngling fühlt sogleich ihr Nahen und seine Schmerzen linder werden. Die Göttin enthüllt ihm dann die Nothwendigkeit seines Todes, von dem sein Vater nur blühendes Werkzeug gewesen war; verheißt ihm aber Rache an Aphroditen, und, zum Lohn seiner Tugend, unvergänglichen Nachruhm. Jetzt vergiebt Hippolytos dem Theseus freudig, und stirbt, nachdem er ihn von aller Blutschuld gereinigt hat, in seines Vaters Armen. Die grossen und wahren Schönheiten im Einzelnen dieses Ausgangs, besonders die ruhrenden Contraste in dem eben weitläufig zu zergliedernden, würde uns hier zu weit führen; wir verwei-

U u

sen auf das von *Schlegel* darüber treffend und mit zartem Sinne Gefagte, um nun zu sehen, was *Racine* an die Stelle so reicher Schönheit gesetzt hat. Aber sein *Hippolyte* stirbt, ohne seine Unschuld erkannt zu wissen, ohne seine *Aricie* wiederzusehen, in Sorgen über ihre Zukunft. Zwar stellt *Phédre* sterbend seine Ehre wieder her, und *Thésée* läßt Reue spüren: aber beides hat bey Redensarten sein Bewenden, und greift nicht in das Stück ein. Im Einzelnen hat der Franzos allerdings für Schonung unserer Nerven gesorgt: aber in der Hauptsache, dem schrecklichen Untergange der Unschuld, ist nichts milderndes; vielmehr läßt *Racine* die blutende Wunde offen, und man geht in der Verworrenheit widerstreitender Gefühle hinweg. — Der möglichen, wenn auch geringfügigen Einwendung, *Phédre* sey so ganz als Hauptperson gedacht, daß das Interesse an ihr jedes Nebeninteresse erschöpfe, ist auf einem andern Wege geistvoll vorgebeugt. Und so würde wohl das Resultat bleiben, daß es gefährlich sey, poetisches Leben organisiren zu wollen, ohne Ahnung vom Leben überhaupt zu haben; besonders von einem zugleich so fernen und so herrlichen, als das hellenische war; und daß eine ganze Nation Jahrhunderte lang über das Klarste ihrer Literatur im Dunkeln tappen kann.

Über *Schlegels* französischen Styl erlauben wir uns kein eigentliches Urtheil; am wenigsten möchten wir ihn einiger Patavinität zeihen, da selbst französische Kunstrichter — denen alles dahin Gehörige erwünscht gewesen seyn würde — das nicht gewagt haben. Aufrichtig gefreut haben wir uns über die ihm überall eigene, schöne und beseelte Leichtigkeit, mit der er sich auch in diesem, ihm nicht angeborenen Elemente bewegt, und über die glücklich erreichte Urbanität, die wir der französischen Sprache als Charakterzug zugestehen. Müssen wir ihm auch danken, daß er unseren Grenznachbarn gezeigt hat, auch ein Deutscher könne sich classisch in ihrer Sprache ausdrücken, wenn er so uneigennützig aufopfernd seyn will: so möchten wir ihn doch zugleich bitten, uns recht bald wieder als Deutscher zu erscheinen, und seine Muse, sie dem *Racine* entziehend, aufs neue dem *Shakespear* oder dem *Calderon* zu schenken.

Hr. von *Collin* hat sich der gewiß angenehmen Mühe unterzogen, die *schlegelsche* Schrift zu verdeutschen, um ihre Verbreitung zu befördern. Freylich scheint uns das unnöthig, weil Niemand, der sich für Literatur interessiert, so unbewandert seyn wird in der Universal Sprache seines Zeitalters. Wenn es dennoch an Geläufigkeit fehlen sollte, dem können wir allerdings diese Uebersetzung empfehlen. Sie ist wörtlich treu und durchaus richtig. Vermissen wir auch die gefällige und gebildete Diction des Originals: so steht ihm die Copie doch an Verständlichkeit und Klarheit nicht nach.

Die wenigen Anmerkungen erweitern oder erläutern meistens eine und die andere neue Idee: aber sie scheinen ohne durchgehenden Plan, indess auch

ohne Anmaßung, geschrieben. Im Anhang ist eine Kritik der *Comparaison* aus dem *Journal d'Empire* überfetzt und widerlegt: eins so unnöthig als das andere. Daß diese in Paris selbst erschienene Schrift allgemeine Bewegung erregen mußte, begreift sich; und wir könnten artige Anekdotchen mittheilen von den Bemühungen der Journalisten, das Büchlein noch vor seinem Erscheinen, gleichsam das Kind im Mutterleibe, zu vernichten. *Schlegel* hatte die Sache zu tief, zu offenbar getroffen: die Folgerungen von dem Gefagten sind von der Art, daß man den Ausländer gern von ihnen ablenkte. Daher thaten denn die Journalisten ihre Pflicht, und schimpften sehr. Ihre gemeinsamen Argumente sind ungefähr diese: *Racine* hat uns von jeher entzückt; wäre nun dieser ein Jahrhundert lang von uns bewunderte Dichter ein mittelmäßiger, tadelswerther: so müßten wir ja bis auf diesen Augenblick ohne Sinn für Poesie, ohne gesunde Kritik und ohne Geschmack gewesen seyn; da nun niemand dergleichen behaupten kann, so bleibt *Racine* der göttliche Dichter, der er uns bisher gewesen, und daraus freylich ergiebt sich sehr natürlich *Schlegels* Verdammung. — Wenn Hr. von *Collin* es nöthig fand, solche Schlussketten zu widerlegen: so hätte er auch gegen den *Publiciste* und den *Conservateur* seine Feder zu richten gehabt; ja sogar gegen die *Hallische A. L. Z.*, in der mit deutscher Schwerfälligkeit, die so gern von der Gröndlichkeit verführenden Schein borgt, den zierlichen Seitenprüngen der pariser Kunstrichter nachgehinkt und nachgestolpert wird. Aber das alles ist ja schon vergessen, während Rec. diese, vielleicht bald demselben Schicksal erliegenden Zeilen schreibt. Doch was *Schlegel* gesagt, dauert noch, und wird dauern.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) BERLIN, b. Hitzig: *Melpomene und Thalia. Taschenbuch für das Trauerspiel und Lustspiel.* Mit Musik, schwarzen und ausgefalteten Kupfern. 158 S. 12. (1 Thlr. 3 Gr.)

2) Ebendasselbst: *Taschenbuch für Freunde der Poesie des Südens.* Erstes. 114 S. 12. (18 Gr.)

Das erste Taschenbuch soll, nach dem Vorberichte des Verlegers, für das Trauerspiel und Lustspiel das seyn, was der *kozzebue'sche* Almanach dramatischer Spiele für das Nachspiel ist. „Ob, wann und wie oft eine Folge erscheinen kann, wird davon abhängen, ob das Unternehmen den Beyfall des Publicums zu gewinnen vermag, und ob sich zur Aufnahme fähige Stücke finden. Welche Eigenschaften hiebey vorausgesetzt werden, läßt sich nicht eigentlich bestimmen; jedoch wird *Darstellbarkeit* (freylich nur im weiteren Sinne des Worts), wenn sie gleich nicht eine ausschließliche Bedingung seyn soll, doch immer bey Beurtheilung der etwa eingehenden Beyträge berücksichtigt werden.“

Dieses theatralische Institut nun, dem wir den besten Fortgang wünschen, wird mit zwey Dramen

eröffnet, die keineswegs zu den gewöhnlichen gehören. Das Trauerspiel in fünf Aufzügen: die *Katakomben*, von Karl Wolfart, ist es gleich nicht vollkommen gelungen, hat doch im Einzelnen viel Lobenswerthes; und wäre alles so wohl ausgeführt, wie die Charakteristik des Nero: so würden wir, wo nicht ein vorzügliches Trauerspiel, doch ein ausgezeichnet gutes Drama erhalten haben. Denn es ist noch die Frage, ob es dem Charakter des Nero und seinem Leben nicht zu sehr an innerer Kraft gebreche, um ein Gegenstand der Tragödie zu seyn. Sprechend ist die Darstellung des poetisirenden Wahnwitzes dieses bizarren Despoten, indess fast alle übrigen Charaktere, zumal die der Christen, sich mehr oder weniger in jene Allgemeinheit verlieren, die nur für den nächsten Augenblick die Aufmerksamkeit fesseln, aber keine volle Wirkung, keinen bleibenden Eindruck hervorbringen kann, indem sie des eigentlichen Lebens ermangelt. Wird hiedurch das Interesse für das Ganze schon sehr geschwächt: so wird es so gut, als völlig aufgehoben durch die willkürliche Hervorhebung der erst verfolgten, dann beschützten und aus ihrer Verborgenheit hervorgeführten Christengemeinde. Denn indem das Schicksal der Christen als Hauptfache behandelt wird, und gleichwohl Nero eigentlich allein oder doch ganz vorzüglich interessirt: entsteht ein Widerstreit in der Theilnahme; künstlich wird sie für die Christengemeinde nach dem Willen des Dichters in Anspruch angenommen, der That nach aber nur für den Kaiser, und so muß schlechterdings ein Schwanken entstehen, das eine befriedigende volle Wirkung unnöthig macht. Mit einem Worte: dem Ganzen fehlt die wahre Einheit, und somit eins der wesentlichsten Erfodernisse eines achten Kunstwerks.

Das Lustspiel in zwey Aufzügen: *der Liebe Luftgewebe*, von J. L. S. Bartholdy, zeichnet sich durch eine geistreiche Darstellung des eiteln Durcheinanderwirrens mehrerer Verliebten und durch den Versuch aus, die italiänischen Menschen: Arlechino, Pantalon und Brighella einzuführen. Die Vereitelung alles verliebten Treibens ist in manchen Scenen recht komisch geschildert, und es ist belustigend zu sehen, wie Arlechino mitten in diesen bunten Wirbel hineingezogen wird, jedoch so, daß er sich nur scheinbar eingiebt, und statt sich darin zu verlieren, recht eigentlich alles anwendet, um die Verwirrung noch erworrener zu machen, bis endlich allen die Täuschung klar wird, und nun jedermann den Schalk erwünscht. Als er seine muthwillige Rolle, die er mit ziemlich bitteren Censuren beschließt, ausgepielt hat: führen Pantalon und Brighella, die als sehr angesehene Personen angekündigt, vom Herzoge, der mit seiner Gemahlin und den Gesellschaftern zur Komödie das Personal hergegeben, mit vielen Ehren empfangen werden, den Verbannten wieder in ihre Mitte zurück. Der zum Grunde liegende Geanke ist, wie man sieht, sinnvol; ob er aber durch diese Masken als solche auch glücklich ausgeführt worden, ist noch die Frage. Sie sollten wenigstens

etwas minder fremd erscheinen, daß man sich mehr mit ihnen befreunden könnte.

Das zweyte Taschenbuch enthält einen sehr correcten Abdruck der *Numancia* des Cervantes, nach der Ausgabe des *Don Antonio de Sancha*, Madrid 1784, welcher, da das Original selten ist, den Freunden der spanischen Poesie willkommen seyn muß. Es wäre überflüssig, von der Trefflichkeit dieses in seiner Art einzigen Trauerspiels noch besonders zu reden, da sein hoher Werth allgemein anerkannt ist. Was die beygefügte Übersetzung betrifft, die, nach des Verlegers Versicherung, „von einem Manne herrührt, den Deutschland, schon wegen seines neuesten Originalwerkes, neben seinen großen Dichtern nennt“ (dem Vernehmen nach ist der Baron de la Motte Fouqué der Übersetzer): so mag sie sich in folgender Stelle, der wir das Original vorangehen lassen, nach ihrer guten und fehlerhaften Seite selbst charakterisiren; und wir bemerken nur noch, daß nach unserer Meinung die Nachbildung um Vieles würde besser gerathen seyn, hätte sich der Vf. in den Stenzen nicht beständig der weiblichen Reime bedient. Durch diese zu weit getriebene Nachahmung der südlichen Formen wurden die ohnehin großen Schwierigkeiten des Reimens noch sehr vermehrt, und Härten, seltsame gezwungene Wendungen und Wortfügungen nothwendig herbeygeführt; überdies wird die durchgängig weiblich gereimte Stanze im Deutschen immer schleppend und eintönig, wegen der vorherrschenden klanglosen Endung der meisten Reime in *en*. Mit diesem dumpfen *en* endet sich, um ein auffallendes Beyspiel anzuführen, auf den beiden letzten Seiten ohne alle Ausnahme in sechs Stenzen jeder Vers.

Numantino primero.

O sea por el foso ó por la muerte
De abrir tenemos paso á nuestra vida:
Que es dolor insufrible et de la muerte,
Si Nega, quando mas vive la vida:
Remedio á las miserias es la muerte,
Si acríenient an ellas con la vida,
Y suele tanto mas ser excelente,
Quanto se muere mas honradamente.

Segundo.

Con qué mas honra pueden apartarse
De nuestros cueypos estas almas nuestras,
Que en las Romanas armas arrojarse
Y en su dano mover las fuertes diestras?
En la ciudad podrá muy bien quedarse
Quien gusta de cobarde dar muestras:
Que yo mi gusto pongo en quedar muerto
En el cerrado foso ó campo abierto.

Tercero.

Esta insufrible hambre macitenta
Que tanto nos persigue y nos rodea,
Hace que en vuestro parecer consienta,
Puesto que temerario y duro sea.
Muriendo escusaremos tanta ofensa;
Mas quien morir de hambre no desea,
Arrojese conmigo al foso, y haga
Camino á su remedio con la daga.

Erster Numantiner.

Sey's durch den Graben oder sey's im Tode,
 Bahn müssen wir eröffnen unserm Leben,
 Denn unduldbares Weh bricht aus dem Tode,
 Der naht, wenn noch am meisten lebt das Leben.
 Arzney für alle Leiden liegt im Tode,
 Wo die sich wachsend mehren mit dem Leben,
 Und pflegt so schöne Heilung zu erwerben,
 Je mehr sich ehrbar läßt uns rühmlich sterben.

Zweiter Numantiner.

Wie ließe rühmlicher das Band sich kürzen,
 Das unsre Leiber anknüpft unsern Geistern,
 Als wenn wir uns in röm'sche Waffen stürzen
 Und kräft'gen Arms der Feinde Viel bemeistern?
 Bleib' in der Stadt, wer Feigheit und Bestürzen
 Zu künden Lust hat, die sein Herz entgeistern;
 Ich finde meine Lust in Tod's Erringung,
 Sey's frey im Feld, sey's an des Walls Umfchlingung.

Dritter Numantiner.

Des Hungers unerträgliches Ermatten,
 Der uns umschließt mit also steten Plagen
 Dringt mich, zu eurer Meinung mich zu gatten,
 Wie dort sie und wie drohend sey zu wagen;
 Wir siehn vor solcher Noth in Todeschatten:
 Wer nun nicht Tod aus Hunger will ertragen,
 Der stürze mit zum Graben und ersechte
 Den Pfad zur Rettung mit bewehrter Rechte.

Ha. Ha.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Gedichte von Christine Westphalen*. geb. von Aren. Erster Band. 318 S. Zweyter Band. 341 S. 1809. gr. 8. (3 Thlr. 8 gr.)

Wie eine gefällige Wirthin zu den Gästen sich hin und her wendet, und mit einem jeden in seiner eigenen Sprache redet: so sehen wir diese Dichterin in einem Kreise geistreicher Männer, denen sie bald Lob, bald Trost zuspricht, bald einen Theil ihrer Lebensmelodie mit nachahmenden Weisen zurücktönen läßt. Nicht nur die alten und neuen Dichter, Homer, Sophokles, Euripides u. s. w., Goethe, Schiller, Matthißen, sind im Geiste zu ihr eingeladen, sondern auch andere geehrte Männer haben sich mit den Verwandten und Freunden der Dichterin um sie versammelt, welchen allen sie einen festlichen Kranz reicht. Indem sie so den Gedanken und der Spra-

che Anderer sich anschmiegt, darf es uns nicht wundern, daß sie sich öfters forschend und philosophirend in Regionen erhebt, die den Kreis weiblicher Empfindungen und Ansichten zu übersteigen scheinen; noch darf es uns befremden, daß sie den Werth eigener Originalität gutwillig folgend darüber einbüßt. Wer sie lieber in reiner Eigenthümlichkeit selbst zu vernehmen wünscht, dem möchte sie und da das Harte und Einfache ihrer Poesie am willkommensten seyn. Gewöhnlich entschwebt sie, durch den Reiz der Gegenstände verführt, zu einer ausbreiteten, blumenreichen Beschreibung, womit sie ihr Thema, mehr besingend als darstellend, in das Reich der Töne hinüberzieht. Morgen und Abend, Herbst und Frühling führt sie öfter als einmal in ihrem Farbenschnuck und in ihrer Fülle vor der Beschauung des Lesers vorüber; bey allen Veränderungen des Lebens, an Geburts- und Sterbe-Tagen, bey dem Abschied von Freunden, bey dem Antritt eines neuen Jahres u. s. w. sagt sie ein belehrendes Wort; ihre Betrachtung ist bald an Luna, an das Licht, an die Sonne, an eine Hyacinthe, an die Harfe, an eine Adlerfeder u. s. w., bald an die Unsterblichkeit, an Gott, an die Natur, an die Genügsamkeit, an die Poesie, an die Begeisterung, an die Liebe u. s. w. gerichtet. Weniger um die dramatische Mannichfaltigkeit des Lebens als um die Resultate desselben bekümmert, schiffet ihr Geist hin und her schwebend auf dem Elemente der Poesie, ohne eben künstlich aus demselben abgeschlossene organische Gebäude heraufzuführen. Sollten wir eine Auswahl treffen: so würden wir die *Thautropfen*, an die *Gleichgültigen*, das *Unvergüngliche*, der *Sonne Ausgang* und der *Unbefangene*, den übrigen Gedichten vorziehen, den Kranz aber dem Schluß des Gedichts an *Homer* verleihen, welcher also heist:

Alle schöpfen aus deiner uns nie versiegenden Quelle,
 Denn die Wahrheit in dir nährt, wie die hohe Natur.
 Ihre gewandte, poetische Sprache ladet überall, wenn auch zu keinem ausgezeichnet-vollkommenen Gedichte, doch zu einer geistreichen Unterhaltung ein: Suada ist ihre Muse.

T. Z.

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Ohne Angabe des Verlegers: *Le Opere del Conte Carlo Gozzi*. Auch unter dem besonderen Titel: *Le dieci Fiabe teatrali del Conte Carlo Gozzi*. Tomo primo. 1) il Corvo, 2) la Turandot, 3) il Ré Cervo. 1808. 279 S. Tomo secondo. 1) la Donna Serpente, 2) la Zobeide, 3) il Mostro turchino. 276 S. Tomo terzo e ultimo. 1) i Puocchi fortunati, 2) l'Angel bel verde, 3) il Ré de Geni, 4) l'Amore delle tre melarance. 345 S. kl. 8. (3 Rthlr.)

Hier erhalten die Freunde der Poesien des Gozzi eine recht saubere correcte, und nicht theure Ausgabe der dramatischen Märchen dieses Dichters; es ist die erste, die in Deutschland erscheint. Findet sein Unternehmen Beyfall: so will der Verleger und Herausgeber, Hr. Hitzig in Berlin, auch seine nach den Editionen des D. Antonio Sancho veranstaltete Ausgabe der am wenigsten bekannten Werke des Cervantes, seiner Schauspiele Numancia und el trato de Argel, der

Galatea und des Viage al Parnaso liefern." — Übrigens ist der Abdruck der gozzischen Märchen nach der venezianischen Ausgabe von 1772 veranstaltet; die allgemeine so wie die besonderen Vorreden zu jedem einzelnen Stücke sind so entbehrlich weggelassen worden. — Wir wünschen, daß das Unternehmen des Verlegers den verdienten Beyfall und die gehörige Unterstützung finden möge, und setzen nur noch die wenigen und unbedeutenden Druckfehler her, die im bey dem Lesen aufgesessenen sind. 8. 22 die Worte *violento entrano* gehören in die Parenthese. 8. 42 steht *à ver* — für *à ver de chirurghi* — für — *de*. — 8. 53 *atti d'arme* — für *attid'arme*. 8. 79. *Tolfa Ram tolse*. 8. 80. *Togliu* — für *Togliu* — 8. 142. *Tenere* — für — *tenere* — 8. 151 *m* — für — *non*.

Ha. Ha.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 M A Y, 1810.

M A T H E M A T I K.

- 1) BERLIN, b. Unger: *Feinbuch (.) oder allgemeine (.) vollständige und ausführliche Tabellen zur Reducirung und Legirung des Goldes und Silbers nach dem feinen Gehalte und in der rohen Masse; nebst Anhang vom Verhältniß oder Eintheilung und Vergleichung verschiedener Gold- und Silber-Gewichte u. f. w., wie auch Hülftabellen zur Berechnung des Ein- und Verkaufs u. f. w. von Gold und Silber und einem Vorbericht vom Gebrauch aller dieser Tabellen mit beygefügtten Aufgaben und Erläuterungen.* Bearbeitet von J. S. G. Otto. 1809. XXXVI u. 384 S. 12. (2 Thlr.)
- 2) LEIPZIG, b. Solbrig: *Feinbuch, oder Ausrechnung des feinen Gehalts des Goldes und Silbers.* Zum Gebrauch für Banquiers, Münzwardeine, Gold- und Silber-Arbeiter u. f. w., aufs neue herausgegeben und mit einer vollständigen Anweisung zur ganzen Alligations-Rechnung vermehrt von M. Andreas Wagner, Privatlehrer der Arithmetik. 1808. Die Tabellen in gr. 12. 292 S. Die Anweisung zur Alligationsrechnung in gr. 8. VI u. 68 S. (1 Thlr.)

Die Tabellen von No. 2 in 12 find das alte *bourdeauxsche Feinbuch oder Ausrechnung des feinen Gehalts u. f. w.* von 1754, welches ganz selten geworden seyn soll. Mehrmals hätten umsonst Gold- und Silber-Arbeiter Hn. W. zur neuen Herausgabe aufgefordert; er habe es aber abgelehnt. Endlich hat er sich doch erweichen lassen, sein eigenes, in einer dresdner Auction mit 2 Thlr. 12 gr. erstandenes Exemplar, mit Hinweglassung des alten Textes, der solbrigischen Druckerey zu übergeben, und genau wie die alten Ausgaben in Einrichtung und Umfang abdrucken zu lassen; und damit die Ausgabe doch nicht leer von feiner Arbeit ausgehe, so hat derselbe eine wagnerische Erläuterung der Alligations- oder Vermischungs-Rechnung in 8 beygefügt, denn seine Anweisung zum Gebrauch des bourdeauxschen Feinbuchs besagt wenig. Die Anzeige der Alligations-Rechnung wird Rec. am Schlusse liefern.

Dafs man längst vergriffene Tabellen oder Schriften von Neuem herausgibt, dagegen liesse sich eben nichts sagen; allein dafs man sie ohne Vermehrung und sonstige bessere Einrichtung ins Publicum giebt, dagegen finden gerechte Einwendungen Statt.

Hr. W. giebt den jedesmaligen Feinbruch auch in einem Decimalbruch in der Überschrift an; hätte

J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

er aber die unnütze Wiederholung der Worte: „Wenn die rohe Mark an Silber oder Gold ins Feine hält... „Grän, so halten etc.“, auf jeder Seite vermieden: so war Platz vorhanden, die Vielfachen vollständiger zu geben, wie Hr. Otto that.

Überhaupt würde Rec. die Feinbrüche, z. B. $\frac{1}{177}$ und $\frac{2}{177}$, desgl. $\frac{6}{177}$ und $\frac{11}{177}$, oder allgemein $\frac{m-a}{m}$ und $\frac{a}{m}$ neben einander gestellt haben; dadurch

übersehe man mit einem Male Feinheit und Legirung von einer rohen Masse auf einen Blick, und könnte nach der rechten oder linken Seite seine Rechnung machen. Auch würde er es an einigen unterscheidenden Querlinien nicht haben fehlen lassen. Dies gilt vom Feinbuch des Hn. O. wie des Hn. W.

Hr. W. giebt die $\frac{1}{177}$, $\frac{2}{177}$, $\frac{3}{177}$ und $\frac{4}{177}$, und die 1 bis 15fachen des rohen Loths, in Loth, Grän und 256tel Grän fein; dann die 1 bis 20fachen, die 30, 40, 50, 60, 70, 80 und 90fachen und die 1 bis 5fachen der 1000er und das 1000fache der rohen Mark in Mark, Loth und Grän fein an, wobey die 11 bis 19fachen als unnöthig wegbleiben, und dagegen die 1 bis 9fachen der 1000er und 1000er hinzuzufügen waren. Die Ordnung der Feinbrüche ist bey Hn. O. die umgekehrte von Hn. Ws. Tabellen. Hr. O. giebt in No. 1 die 1 bis 17fachen des rohen Gräns, die 1 bis 15fachen, auch die $\frac{2}{177}$, $\frac{3}{177}$, $\frac{4}{177}$ des rohen Loths, und die 1 bis 10fachen der 1, 10, 100, 1000 der rohen Mark in Mark, Loth, Grän und 288tel Grän fein auf jeder Seite oder Tabelle an. Diese Tabellen sind also schon in diesem Betracht den wagnerischen vorzuziehen. Ausserdem geben dieselben in der ersten Abtheilung des Anhangs Verhältniß oder Eintheilung und Vergleichung verschiedener Gold- oder Silber-Gewichte mit dem kölnischen Mark-Gewicht; nebst tabellarischer Reducirung der Ducaten, Louisd'or, Goldkronen, Goldgulden und holländischen Troys-Gewicht zu kölnischem Gewicht und deren Gegensätze; auch der Ducaten zu holländisch Troy-Gewicht und dem Gegensatz; und der Vergleichung des holländischen Pfennig-, Grän- und indianischen Probier-Gewichts.

In der zweyten Abtheilung enthält der Anhang des ottoischen Feinbuchs Berechnungs-Tabellen zum Ein- und Verkauf, auch Arbeitslohn u. f. w. des Goldes und Silbers; von 1 Pfennig bis 300 Rthlr. für 1 Grän und 1 Loth bis 1000 Mark; nebst Anzeige der bekanntesten Silber- und Gold-Probe-Gehal-

te verschiedener Örter und deren Zeichen. An diesen Berechnungs-Tabellen haben wir gleichfalls zu tadeln, daß sie die 11 bis 19fachen der Mark statt der 1 bis 9fachen der 1000 von der Mark enthalten.

Hr. O. giebt im Vorberichte des Feinbuchs eine vollständige Anweisung zum Gebrauch seiner Tabellen, aus einer gegebenen Summe rohen Goldes oder Silbers zu einer bestimmten Feinheit den gesuchten feinen Inhalt zu finden, und umgekehrt zu einer Summe fein Gold oder Silber die Legirung zu einer gewissen Feinheit. Wir können nicht anders, als das *österreichische* Feinbuch allen Gold- und Silber-Arbeitern und Münzwardeinen zu empfehlen. Im Anhang und dessen Reductions-Tabellen der ausländischen Gold- und Silber-Gewichte sind die Verhältnisse und Angaben nach *Gerhards* allgemeinem Comptoiristen angenommen. In Hinsicht des schändlichen Nachdrucks, der leider von rechtlich und civilisirt seyn wollenden Regierungen hie und da geduldet wird — ist das Titelblatt auf der Kehrseite mit dem Namenszug des Verlegers versehen.

Wir wenden uns jetzt zur Zugabe des Hn. W. zum bourdeauxschen Feinbuche, zu seiner Erläuterung der Alligations- oder Vermischungs-Rechnung. Wir finden diese Zugabe zum Feinbuche in ihrer Gestalt zweckwidrig und am unrechten Platze. Wer die algebraischen Entwicklungen verstehen und mitrechnen soll, muß notwendig mit Buchstabenrechnung und Algebra vertraut seyn; also ist sie nicht für Anfänger und Unkundige; und wer nach anderen Schriften Buchstabenrechnung und Algebra studirt hat oder studiren will, eignet sich auch die selten in solchen Schriften fehlende Alligations-Rechnung und Regel *Coeci* an, und lernt ihre umfassende Anwendung kennen. Hr. W. sagt ja S. 3 am Ende selbst, „daß Jedem, der nicht ganz gemeine Kenntnisse des Rechnens sich erwerben, und nicht bloßer Nachtreter seyn will, nicht besser zu rathen sey, als sich mit der Algeber bekannt zu machen.“ Wenn Hr. W. die Alligations-Rechnung für eine unerschöpfliche Quelle erklärt, woraus die Grundlagen und Aufgaben aller (?) übrigen Rechnungs-Arten entspringen: so mögen ihm dies wohl gewöhnliche Goldarbeiter und Münzer glauben; allein ächten Arithmetikern macht man dies nicht weiß, die wohl ihren umfassenden Gebrauch kennen, doch sie als Folge anderer Rechnungs-Arten an ihre rechte Stelle setzen.

Wenn nur sich selbst Hr. W. keiner Rechnungsfehler in den gegebenen algebraischen Formeln hätte zu Schulden kommen lassen, und elegantere Entwicklungen mit nöthiger Kürze aufgestellt hätte, z. B. S. 5 und 6, wo b der Betrag, m die Masse, und a seine Vermehrung, p der Preis und c seine Vermehrung und z mal die Vermehrung geschehen ist; so wäre ganz richtig der Betrag oder

$$b = (m + (z-1)a)(p + (z-1)c); \text{ und wenn das } + \text{ Zeichen vor } (z-1) \text{ gilt: so folgt Hr. W.}$$

$$z = \frac{2ac + ap - mc}{2ac} + \sqrt{\left(\frac{mc + ap}{2ac}\right)^2 + \frac{b-p}{ac}}$$

$$\frac{b}{p + c(z-1)} - \frac{a}{z-1} = m \quad \left| \quad \frac{b}{m + a(z-1)} - \frac{c}{z-1} = p \right.$$

da doch $m = \frac{b}{p + a(z-1)} - a(z-1)$ und

$$p = \frac{b}{m + a(z-1)} - c(z-1) \text{ auch}$$

$$z = \frac{2ac - ap - mc}{2ac} + \sqrt{\left(\frac{mc + ap}{2ac}\right)^2 + \frac{b - mp}{ac}}$$

oder $z = \frac{2ac - ap - mc}{2ac} + \sqrt{\left(\frac{+mc + ap}{2ac}\right)^2 + \frac{b}{ac}}$ ist

S. 35 wo $M = m \frac{(1 + w^2 + w^4 + w^6 + \dots + w^{2s-2})}{(1 + w + w^2 + w^3 + \dots + w^{s-1})}$ gefunden wird, findet sich ja bey der kürzesten Summation der Zähler $= \frac{1 - w^{2s}}{1 - w^2}$ und der Nenner $= \frac{1 - w^s}{1 - w}$ also $M = m \frac{1 - w^{2s}}{1 - w^2} \left(\frac{1 - w^s}{1 - w}\right)^{-1} =$

$$m \frac{(1 - w^s)(1 + w^s)}{(1 - w)(1 + w)} \frac{1 - w}{1 - w^s} = m \frac{1 + w^s}{1 + w} = M$$

Ein viel einfacherer Ausdruck als Hn. W's. zwey richtige Formel: für $w \sqrt{1}$ und $\beta = \infty$ folgt

$$m \frac{\infty}{1 + w} = M, \text{ und nicht } \frac{m}{1 + w} \text{ wie (die Summation anzugeben scheint, der Ursprung sagt es aus als } \infty.$$

S. 36 stehet zwar die richtige Formel

$$fR = \frac{m(R-Z)^x}{R^{x-1}} + yR - \frac{y(R-Z)^x}{R^{x-1}}, \text{ die wir kürzer}$$

abgeleitet haben würden; allein die Folgerungen aus ihr sind nicht allezeit richtig. Im Ausdruck für y fehlt vorn im Zähler bey R^x der Factor f , und es folgt

$$y = \frac{fR^x - m(R-Z)^x}{R^x - (R-Z)^x}, f = y + \frac{(m-y)(R-Z)^x}{R^x}$$

$$m = \frac{(f-y)R^x + (R-Z)^x y}{(R-Z)^x}, \text{ wo in allen drey Gleichungen Hr. Wagner } (R-Z)^{x-1} \text{ statt } (R-Z)^x \text{ hat.}$$

S. 41. Es sey die zunehmende Masse vom Gehalte $m = v$, und die vom Gehalte $n = w$, die zusammengesetzte vom Gehalte $a = R$: so ist zuerst $v + w = R$, also $v = R - w$, $w = R - v$ die andere Gleichung $m v + n w = a R$: so folgt

$$Ra = m R - m w + n w, Ra = m v + n R - n v$$

$$w = \frac{a - m}{n - m} R = \frac{m - a}{m - n} R, v = \frac{a - n}{m - n} R, \text{ und}$$

man braucht nicht die weilläufige Probe Hn. W's.

$$\text{wo er } v = \frac{m - a}{m - n} R \text{ und } w = \frac{n - a}{n - m} R \text{ findet. Ge-}$$

nug davon. Hr. W. erläutert auch noch seine praktischen Beyspiele nach der Regel *Coeci*, *Alligationis*, der Kettenregel und sogenannten welschen Praktik. Angehängt hat er eine Angabe der vorzüglichsten Gold- und Silber-Gewichte. Druck und Papier gehören beiden Verlagsbandlungen zur Ehre.

GIESSEN U. DARMSTADT, b. Hoyer: Versuch einer Anleitung zu dem praktischen Cameralrechnung.

wesen, hauptsächlich für Unterrechnungsbeamte. Von Georg Heinrich Ebhardt, herzogl. nassauischem Rechnungsrevisor. 1807. VIII u. 99 S. 4 (1 Thlr.)

Die Kunst einer guten Rechnungseinrichtung sollte billig unter die gemeinsten Kenntnisse gehören, indem fast jeder Mensch mit sich und andern zu rechnen hat, wenn er seine Vermögensumstände verbessern, oder nur erhalten will. Besonders sollte man dieselbe vollständig bey jedem praktischen Cameralisten antreffen; denn je vollkommener die Rechnungseinrichtung eines Staats ist, desto zweckmäßiger können die oberen Behörden ihre Handlungen in Rücksicht der Finanzen abmessen. Gleichwohl findet man leider auch unter unsern besseren Cameralisten nur wenig Liebhaber des Rechnungswesens; man möchte fast sagen, die gelehrtesten unter ihnen scheuen diese Materie, weil sie gewohnt sind, nach Grundsätzen zu handeln, womit aber in diesem Fache noch immer auf zu viel Unbestimmtes gestossen wird. Dann bleibt zwischen Theorie und Praxis ein großer Unterschied, wie Jeder, der sich mit der Anwendung gewisser Grundsätze beschäftigen muß, täglich zu erfahren Gelegenheit hat. Hier ist es, wie der Vf. der vorliegenden Abhandlung richtig bemerkt, wo auch dem mit wissenschaftlichen Kenntnissen aufs beste ausgerüsteten jungen Manne die Hand geboten werden muß, die er anzunehmen nicht verschmähen wird, wenn er, ohne nur zu oft zu straucheln, in das Gebiet der Wirklichkeit übergehen will, und nicht Lust hat, sich durch mancherley ihm aufstossende Irrwege mühevoll hindurch zu winden, und jeden Augenblick mit neuen unvermutheten Hindernissen zu kämpfen. Eine falsche Anweisung, welche die

Grundsätze, nach welchen ein vollkommenes Rechnungsgeschäft eingerichtet und geführt werden muß, gehörig entwickelt, und dann die Regeln zeigt, wie diese Grundsätze anzuwenden sind, muß dem Anfänger, der keine Gelegenheit gehabt hat, dieß Geschäft praktisch zu erlernen, von großem Nutzen seyn, und der Vf. verdient gewiss den Dank aller derjenigen, denen das praktische Cameral-Rechnungswesen am Herzen liegt, indem er dieses vorzüglich für Unter-Rechnungsbeamte bestimmte Werkchen lieferte, welches alles, was seine Vorgänger, Klaproth, Wiedeburg, Osfeld, Lange, Heidfeld, Rebmann, Klipstein und andere, Gutes haben, in eine kurze deutliche Zusammenstellung brachte, die allen denen als nützlich empfohlen zu werden verdient, welche sich zu Rechnungsverwaltungen vorbereiten wollen.

Die Abhandlung selbst zerfällt in neun Abschnitte. Der erste giebt die Begriffe von Rechnung überhaupt, und von Cameral-Rechnung insbesondere; der zweyte zeigt die verschiedenen Gattungen der Cameralrechnungen; der dritte handelt von den Eigenschaften und Pflichten eines Rechners; der vierte von Rechnungs-Anschläge; der fünfte von der Rechnungsführung; der sechste von der Form und den Erfodernissen einer Rechnung; der siebente von der Stellung der Rechnungen; der achte von der Revision, und der neunte von der Justification derselben. Am Schlusse ist eine kleine Muster-Rechnung angehängt, auf welche eine Nachschrift folgt, die sich auf das während dem Druck dieser Abhandlung erschienene Werk des Herrn Eschenmayer, Anleitung zu einer systematischen Einrichtung des Staats-Rechnungswesens u. s. w., bezieht. **KKW.**

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. 1) Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Reduction des französischen Geldes auf hannöversiche Cassenmünze, nebst der Reduction der Cassenmünze auf französisches Geld, nach dem, beauf der Rechnungsführung der hannöversichen Domainen, bestimmten Werthe, den hannöversichen Cassenhalter zu 4 Franken 45 $\frac{1}{2}$ Centimen gerechnet.* Aufgestellt von Heinrich Carl Blumenhagen. In sechs Tabellen, worin der Werth von 1 Centime bis einschließig 100,000 Franken enthalten ist. 2 Bogen in gt. 4. (8 Gr.)

2) Ebendaf.: *Vergleichungstafel der Franken und Centimen gegen Conventions-Münze, preussischer Courant und Cassen-Münze.* Nach den königlich westphälischen Decreten vom 11 Januar und 16 April 1808, und nach dem Verhältnisse, wie die letztere Münze von den französischen Behörden in den hannöversichen Landen bestimmt ist. 1 Bogen kl. Folio. (3 Gr.)

3) Halle, b. Schimmelpfennig und Comp.: *Comptoirtafel zur Verwandlung des französischen Geldes, preussischen Courants und sächsischen Conventionsgeldes in einander, berechnet nach den über den Werth dieser Geldsorten im Königreich Westphalen gegebenen Gesetzen.* 1 Bog. gr. Fol. (2 Gr.)

Dergleichen Verwandlungs- oder Reductions-Tafeln von verschiedenen Münzsorten verschiedener Länder in einander sollen eigentlich dazu dienen, allen Rechnungsführern das Geschäft der Verwandlung oder Reduction der vorkommenden Summen der einen Münzsorte in die der anderen zu erleichtern, und, statt durch eine beständig neue Ausrechnung

nach der Verhältnißrechnung, durch Zerfällung und Addition den geforderten Werth oder Ausdruck zu finden. Längst waren auf den Schreibstuben der größeren Kaufleute dergleichen, nur höchst einfach eingerichtete, und kurz gefasste, selbst berechnete Reductionstafeln der Münzen üblich.

Wenn die höchste Einheit der einen Münzsorte aus α Einheiten niedriger benannter Ordnung, ein solches α tel. aus β Einheiten oder Theilen nach niedriger Ordnung bestand, oder aus α Einheit, eine dergleichen aus β noch kleinere Theile: so enthielten diese Reductionstafeln die 1 bis β fachen, und dann die 1 bis α fachen der rücksichtlich niederen Einheiten, hierauf die 1 bis $\alpha\beta$ fachen der Einer, der Zehner, der Hunderte, der Tausende u. s. w. der höchsten Einheit in Ganzen und Theilen der niederen und höheren Einheiten der anderen Münzsorte, und so umgekehrt die 1 bis β fachen der niedrigsten Einheit, die 1 bis α fachen der Einer, Zehner, Hunderte u. s. w. der anderen Münzsorte in den Theilen und Gauzen der ersten ausgedrückt. So waren sie sehr bequem und kurz gefasst, und der Rechner hatte, bey Berechnung und Verwandlung von dergleichen Summen, diese Hülftafeln auf einem Quarzblatt neben sich liegen, und brauchte nur die einzelnen Vielfachen von jeder Ordnung und Einheit aufzusuchen, aususchreiben, ihre Werthe, und diese gehörig zusammen zu addiren, wodurch er die geforderte verwandelte Summe hatte. Die Zahlen waren nicht bloß vertical, sondern auch von vier zu vier, oder von fünf zu fünf Zifferreihen in die Quere durch Striche zur leichteren Auffindung der Zahlen gehörig gefondert. Wir hielten es für nöthig, dieß im Allgemeinen

als die beste Einrichtung von allen Verwandlungstafeln aufzustellen, da in jetzigen Zeiten öfters dergleichen zu berechnen und herauszugeben nöthig befunden wird. Jetzt zur Anwendung auf die anzuzeigenden Tabellen.

Allen *drey* Tabellen fehlen die gehörig unterscheidenden und abtheilenden Quer- oder Horizontal-Striche, von vier zu vier oder von fünf zu fünf Zifferreihen, wie man sie z. B. in *Vega's* logarithmischen Tafeln zur leichteren Auffuchung der Zahlen vorfindet, welche ausserdem bey vielem Gebrauche dem Auge durch einander laufen.

No. 1 enthält die Angabe des Werthes von 1 bis hundert Centimen, von allen einzelnen Franken von 1 bis 1000, dann von 11 bis 99 Hundert Franken in Thalern, Mariengroschen, Pfennigen und 13teln von Pfennigen in hannöverscher Cassenmünze auf sechs Quartseiten. Man hat also, um das französische Geld in Cassengeld zu verwandeln, die Centimen auf 8. 3, und die Franken auf den übrigen Seiten aufzufuchen, und ihre da befindlichen Werthe auszuschreiben und zusammen zu addiren. Also ist man der Addition doch nicht überhoben.

Mit ein bis 2 Quartseiten wäre, nach obiger Einrichtung, die Reduction ins Enge und Bequeme gefasst gewesen, und man hätte nur jeden 1 bis 10 fachen aller Einheiten verschiedener Ordnung die gegebenen Zahlen und ihre Werthe einzeln aufzufuchen, auszuschreiben und zusammen zu rechnen.

In der Reduction des hannöverschen Cassengeldes auf französisches Geld konnten daher die einzelnen Vielfachen von 101 bis 1000, von 1100 bis 9900 wegbleiben, S. 11 fogar die 11 bis 99fachen der Thaler, und dagegen bloß die 1 bis 10fachen der Zehner stehen, unerwähnt der 11 bis 35 fachen bey den Mariengroschen. Die Brüche konnten leicht auf einerley Nenner gebracht seyn. Vielleicht ist diese Ausführlichkeit den gewisser Brücken Bedürftigen recht angenehm. Druck und Papier sind gut.

No. 2 giebt die 1 bis 99fachen der Centime, und die 1 bis 100fachen des Franks in Conventionsmünze, preussisch Courant und Cassenmünze reducirt. Waren aus dieser Tafel die 11 bis 99 fachen der Centime und der Franks ausgelassen, und dagegen die 1 bis 9fachen der Zehner bloß aufgestellt worden: so würde im 3 Columnen Raum für alle 1 bis 9 fachen der Hunderte, Tausende u. s. w. von dem Franken gewonnen, und diese Tafel wäre unter Beyfügung der umgekehrten Reductionen die zweckmässigste auf den Schreibstuben gewesen. Druck und Papier sind zu loben.

No. 3 hat der unterscheidenden Querlinien nicht genug, und hat zu kleinen Druck. Es giebt die Theile von der geringsten Münzeinheit in Decimalbrüchen an. Eine Inconsequenz ist darin enthalten, daß die Angabe der Werthe von 4 Fr. 87 Cent. bis 5 fehlen. Wenn man die Centimen von 5 Franken an und die Vielfachen von 10 zu 20, von 20 zu 30 Franken u. s. w. weglassen konnte: so mochten sie auch vor den 5 Franken wegbleiben. Ein Aehnliches wollen wir auch auf die 2 und 3 Tafel von No. 3 anzuwenden empfehlen.

Zu rügen ist, daß der oben aufgeklebte Titel von viel weißerem Papier ist, als die Tafeln selbst, wohinter eine Verjüngung dieser Comtoirtafel verborgen liegt. No. 3 hat das unbequemste Format zu einer Comptortafel, doch läßt sie sich in drey sondern.

An der Richtigkeit der Berechnung von No. 1, 2, und 3 haben wir keine Gründe zu zweifeln gefunden.

9

Halle, b. Kümmler: *Devaluationstabelle oder Gegen-einanderstellung der guten und devaluirten, oder herabgesetzten Münzen nach dem 30sten Bulletin mit Angabe ihres Werths in Franken und Centimen nach der neuesten Festsetzung d. d. Cassel den 16 April 1808. Zur schnelleren Übersicht im Handel und Wandel in Tabellen gebracht und mit einer Belehrung über Münzen, Münzfuß, Agio und Disconto begleitet von J. G. Meyer. Zweyte, mit einer vollständigen Vergleichungstabelle des preussischen Goldes und sächsl. Silbergeldes mit Franken und Centimen vermehrte Auflage. 1809. 56 S. 8. (8 Gr.)*

Ebendasselbst: *J. G. Meyers Vergleichungstabellen des berliner Schlächter-, Kramer-, und Apotheker-Gewichts mit den alten und neuen französischen Gewichten, und des berliner Gettride-, Wein-, Bier- und Holz-Masses mit den alten und neuen französischen Masses (,) desgleichen Vergleichung der alten und neuen französischen Masses und Gewichts mit dem berliner. Als zweytes Heft zu den Devaluationstabellen. 1809. IV und 60 S. 8. (8 Gr.)*

Ogleich das Publicum über die Devaluations-Tabellen durch die baldige Vergreifung der ersten Auflage entschieden zu haben scheint: so kommt es doch bey solchen Schriften Recensenten zu, ihre Meinung darüber auszusprechen, wieweit wiederholte Auflagen zu erwarten sind. Was Rec. oben über die kürzeste und bequemste Einrichtung aller Verwandlungstabellen gesagt hat, ist auch auf diese anzuwenden; sie könnten durch Weglassung unnöthiger Vielfachen kürzer gefast seyn. Entweder man gebe recht vollständige E-Brücken und Rechen-Knechte oder nur ins Engste gezogene Reductionen.

Mögen die Götter gegen S. 3 der Vergleichungstabellen alle Länder vor dem scheinbar leichten und beliebten Decimalsystem der Masse und Gewichte bewahren, das praktisch, wir sagen praktisch, höchst schwerfällig bleibt, und möchten sie die Gesehnungen der Menschen zum praktisch vollkommenen zwölftheiligen wenden, welches durch Gebrauch und Aufnahme zwey neuer Ziffern im Rechnen mehr noch, als alles Decimalwesen, Erleichterung leistet! Bey der Urkunde mit diesem System hat Hr. M. nicht Unrecht gethan, sich bey Brüchen der Decimalbrüche zu bedienen; nur ist Gebrauch und Kenntniß derselben im Volke noch wenig verbreitet. Wahrscheinlich unterschied deswegen Hr. M. in französischen Masses und Gewichten jede der zehnteiligen Unter-eintheilungen durch senkrechte Linien. Die dem Titelblatte der Vergleichungstabellen hintergedruckte Übersicht giebt genau an, was sie enthalten. S. 1 und 2, eine tabellarische Übersicht der neufranzösischen Mass- und Gewichts-Ober- und Unter-Eintheilungen und ihrer Benennungen. Diese Vergleichungstabellen sind immerhin allen denen zu empfehlen, die der Vergleichungen des berliner Schlächter-, Kramer-, und Apotheker-Gewichts mit den alten und neuen französischen bedürfen. Die das Auffuchen erleichternden und Verwechselungen verhindernden Querlinien fehlen darin ganz. Druck und Papier sind gut.

9

BESONDERE ABDRÜCKE.

Landshut, b. Krüll: *Über die Nothwendigkeit einer vollständigen Collegiums für die Gesetzgebung in Verbindung mit dem Cassationtribunale. Ein Beytrag zu der Organisation der souveränen Staaten in Deutschland von N. Th. Gönner. (Aus dessen Archive für die Gesetzgebung B. 2. H. 2.) 1809. 60 S. 8. (6 Gr.)*

Hannover, b. Hahn: *Vollständige Anweisung zum Seifensieden, Lichtziehen, Stärkemachen und Waschen u. s. w., wie auch zum Einmachen der Früchte. Für große und kleine*

Haushaltungen brauchbar. Aus dem dritten Bande der Hausmutter besonders abgedruckt. 1809. IV und 497 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Hannover, b. Hahn: *Confirmationshandlung in der Schlosskirche zu Hannover, am Sonntage Palmarum 1809. Von Dr. H. P. Sextro, erstem Hofprediger und Consistorialrath. Aus den neuen Beyträgen zur Kenntniß und Verbesserung des Kirchen- und Schul-Wesens, vorzüglich im Hannöverschen. B. 1. H. 2, besonders abgedruckt. 1809. 76 S. 8. (6 Gr.)*

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 24 MAY, 1810.

A R C H I T E K T O N I K.

BERLIN, in d. Realischulbuchhandl.: *Die Baukunst nach den Grundsätzen der Alten*, von A. Hirt. Mit 50 erläuternden Kupfertafeln. 1809. XXII u. 242 S. Fol. (24 Thlr.)

Die Einrichtung und der Zweck dieses Werks ist aus dem vor einiger Zeit herausgegebenen Prospect bekannt, der damals in dieser Zeitung (1808 No. 193) angezeigt wurde; daher es unnöthig wäre, den Inhalt desselben nochmals anzugeben, und darüber ausführlich zu sprechen. Die Ausführung jenes Plans ist nicht nur ganz so, wie er in dem Prospecte dargelegt wurde, sondern sie ist auch glücklich ins Werk gesetzt, und der Fleiß des Vfs. ist nicht zu verkennen. Es ist nichts übergangen, was zu dem Gegenstande des Buches gehört; alles, was wir von der Baukunst der Alten wissen, ist sorgfältig zusammengetragen; auch müssen wir rühmen, daß alles bestimmt und deutlich ausgedrückt, und weder zu kurz noch zu weitläufig behandelt ist. Wenn man bey dem Prospecte vermifste, daß darin nichts von der Anlage der verschiedenen Gebäude der Alten erwähnt wird: so findet man hier darüber die Auskunft, daß der Vf. Willens sey, auf diese Theorie der Baukunst die Geschichte der Baukunst folgen zu lassen, und zwar in zwey Abtheilungen, wovon die erste die Geschichte der Construction und alles dessen, was zur allmählichen Ausbildung und zu den Zeichen der allmählichen Ausartung dieser Kunst bis zu ihrem Verfall gehört, und die zweyte die Geschichte oder die Darstellung der verschiedenen Gattungen aller, sowohl öffentlichen, als Privat-Gebäude, nach den verschiedenen Epochen und Völkern des Alterthums enthalten soll. Es würde, bey dem großen Umfange des Werks, zu weit führen, alle 22 Abschnitte desselben einzeln durchzugehen; dafür sey uns erlaubt, die Stellen auszuhoben, wo wir mit dem Vf. nicht einerley Meinung seyn können, um ihn zu beweisen, daß wir sein Werk mit aller Aufmerksamkeit und mit vielem Interesse gelesen haben.

Unter den Werken, die Hr. Hirt bey seinem Buche benutzt hat, und die er in der Vorrede anführt, bemerkt er zwar S. XI bey den Alterthümern von Pästum den *de la Gardette*, allein ganz unrichtig. Denn *de la Gardette* hat nicht den großen Tempel zu Pästum allein bekannt gemacht, wie hier gesagt wird, sondern sein Werk verbreitet sich über alle pästianischen Monumente, und er ist auch in allem

viel gründlicher und zuverlässiger, als *Paoli*. — Daß die Baukunst vom Holzbaue ausging, S. 28 ff., leidet keinen Zweifel; doch möchte dies nicht allgemein anzunehmen, sondern vorzüglich nur auf die Griechen einzuschränken seyn. Es konnte nicht anders seyn, als daß in jedem Lande nach der Beschaffenheit desselben gebaut wurde, und daß, wie auch schon *Vitruv* II, 1 bemerkt, Nationen, deren Land Überfluß an Holz hatte, ihre Hütten aus Holz bauten, andere, deren Land wenig Holz hervorbrachte, die daselbst befindlichen Hügel sich zu Hütten zubereiteten, einige sich Hütten aus Laubwerk schufen, andere Höhlen in die Berge gruben. Und so ist ebenfalls bey den Aegyptern, deren Land an Holz sehr arm ist, die Entstehung der Baukunst aus Naturhöhlen und Felsengrotten unverkennbar, so wie auch das ägyptische Säulengebälke von der Holzconstruction ganz abweicht. Sollte es in Aegypten Säulen gegeben haben, die mit dem Stamme der Palmenbäume Ähnlichkeit hatten, wie der Vf. bemerkt: so ist dies noch kein Beweis, daß man früher diese Bäume als Säulen gebrauchte, denn man kann den Stamm des Palmenbaumes als eine Verzierung nachgeahmt haben; so wie ebenfalls aus der runden Form der ägyptischen Säule nicht gefolgert werden darf, daß in Aegypten in den älteren Zeiten Baumstämme zu den Säulen genommen wurden, sondern man wählte dazu die runde Form als die schicklichste und zweckmäßigste, weil bey der engen Stellung der Säulen, welche die ägyptische Bauart wegen der großen Decksteine nöthig machte, viereckige Pfeiler zu vielen Platz würden eingenommen haben. Bey der griechischen Baukunst hingegen fällt die Nachahmung des Holzbaues sehr deutlich in die Augen, und man findet überall Spuren der Holzconstruction.

Hr. H. bemerkt S. 59 den Unterschied zwischen *Stylobata* und *Podium* ganz richtig, und wiederholt es auch S. 125; wenn er aber daselbst *Podium* mit *Stereobata* für einerley hält: so irrt er. *Stereobata* ist die allgemeine Benennung für jeden Unterbau, *Stylobata* der Unterbau für die Säulen, *Podium* der Unterbau für eine Mauer, wo keine Säulen sind. Doch könnte *Stereobata* mit *Stylobata* für einerley genommen werden, weil *Vitruv* III. 4, 1 sagt: *supraque terram parietes exstruantur sub columnis etc., quae stereobatae appellantur, nam excipiunt onera*. Allein eben aus diesem erklärenden Satze, *nam excipiunt onera*, erhellet, daß *Stereobata* der allgemeine Ausdruck für jeden Unterbau war. Es ist auch nicht nö-

thig anzunehmen, wie der Vf. S. 59 thut, daß an den Seiten des Tempels die Theile des Unterbaues, worüber Säulen stehen, etwas vortreten, und Stylobaten bilden. Denn *Vitruv* (III, 4, 5, edit. *Schneid.*) spricht in den Worten: *in autem circa aedem etc.* von einem solchen Tempel, der nur vorn eine Treppe, und ringsherum ein *Podium* hatte, einer Tempelart, bey der gewöhnlich nur am Pronaos Säulen stehen, und die hinten und an den Seiten keine Säulen hat; daher auch nur vorn die *Stylobatae* Statt finden können, wie man am Tempel zu Pola sieht. Diese Tempel erhielten vorn eine Treppe nach der ganzen Breite, zwischen den unter und vor den beiden Ecksäulen vortretenden *Stylobaten*; denn zwischen allen Säulen des Pronaos kleine Treppen anzulegen, wie der Vf. nach einem Tempel zu Assisi beybringt, war in den guten Zeiten der Kunst nicht gewöhnlich, und ist auch nicht schön, weil es ein kleinliches Ansehn giebt. Die besonderen Vorsprünge der *Stylobaten* unter den Säulen kannte *Vitruv* nicht, und sie kamen erst in späteren Zeiten auf; auch hat der Tempel der *Vesta* zu *Tivoli* eine *Stylobata* ohne Vorsprünge. Hier muß auch noch des *Pluteum* gedacht werden, das, wie S. 127 richtig bemerkt wird, der Unterbau in den oberen Stockwerken war. *Pluteum* bedeutet überhaupt ein Geländer, eine Brustlehne. *Vitruv*. V, 10, 4. X, 15, 5. Bisweilen wurde es zwischen den Säulen angebracht, *Vitruv*. IV, 4, 1; bisweilen war es ein fortlaufender Unterbau, worauf die oberen Säulen standen, *Vitruv*. V, 1, 5. V, 7, 6. Bey dem Baue, der in der ersten Stelle erwähnt wird, machte das *Pluteum* zugleich eine Brustlehne aus.

S. 58 f. werden die *Scamilli impares* erwähnt, worüber die Ausleger *Vitruvs* noch nicht einig sind, und worin sie auch wohl nie zu einiger Gewissheit kommen werden, weil *Vitruv* davon weder ausführlich noch deutlich spricht, und die Zeichnung, worauf er sich bezieht, nicht auf unsere Zeiten gekommen ist. Der Vf. giebt eine neue Erklärung dieser schwierigen Stelle *Vitruvs*, und glaubt, daß dabey Rücksicht auf das zu nehmen sey, was *Vitruv* von der excentrischen Stellung der letzteren Säulen eines Tempel-Porticus von der Ecke an sagt, und daß durch die *Scamillen* diese Stellung hervorgebracht wurde, so wie sich dadurch auch der Grund dieser ungleichen Erhöhungen einsehen lasse. Diese *Scamillen* oder Erhöhungen hält der Vf. für ein kleines Gliedchen unter den Basen, welches sich gegen die innere Seite, der Zelle zu, abschrägt, wodurch die Säulen die excentrische und gegen die Zelle geneigte Stellung erhalten. Um nun das Capital über der schief liegenden Fläche der oberen Säulendicke so aufzustellen, daß der Hauptbalken auf das Capital wagerecht zu liegen kommt: so wurde zwischen dem Stäbchen, welches in der ionischen und korinthischen Bauart den oberen Theil der Säule gewöhnlich beendigt, und dem Capital ebenfalls ein schmales Riemchen angebracht, welches sich von der inneren Seite nach der äußeren schräg vermindert. Beides

soll sich am *Vesta-Tempel* zu *Tivoli* befinden. *Desgodetz* S. 88 erwähnt bey diesem Tempel die excentrische Stellung der Säulen, und man sieht bey ihm auch die Riemchen und Glieder unter der Base und dem Capital; allein er gedenkt ihrer Abstrührung nicht, und er hat davon auch in den Zeichnungen, sogar im Durchschnitt und der Eckansicht des Capitals, nichts angedeutet. Bisher hat man die oberen *Scamillen* über dem Capital zwischen ihm und dem Unterbalken gesucht; allein nach Hn. *Hirt* sollen sie unter dem Capital, zwischen demselben und dem Säulenschaft, gelegen haben. Bey der korinthischen Bauart ging dieses leicht an, da das Capital gemeinlich aus einem besonderen Stein gearbeitet, und auf das Stäbchen, das den Schaft beendigt, aufgesetzt wird. Bey der ionischen Bauart aber kann das Capital nicht aus einem besonderen Steine gearbeitet werden, weil der Schaft bis unter die Voluten hinauf geht, die sich auf den Schaft heranter ziehn, sondern es mußte dasselbe allezeit den oberen Theil des Schaftes mit enthalten, und es ist daher nicht möglich, zwischen dem Stäbchen, der unten das Capital endigt, und dem Riemchen, der oben den Schaft endet, noch ein schräg gearbeitetes Riemchen, den *Scamill*, unterzulegen; man mußte denn annehmen, daß dieser *Scamill* gleich bey der Bearbeitung des Capitals angebracht, und also dasselbe schief bearbeitet werde. Hr. H. verändert zum Behuf seiner Vorstellung der *Scamillen* die gewöhnliche Lesart *alveolatus in aversum latus*, und übersetzt die Stelle: *so wird dem Auge die Seite weggewandt*; eine Veränderung, die keinen klaren Sinn giebt, da hier von keiner Seite, sondern von der oberen Fläche des *Stylobats* die Rede ist. Befremdend ist es, daß der Vf. bey beiden Stellen *Vitruvs*, wo er von den oberen und unteren *Scamillen* spricht, keine Rücksicht auf *Schneiders* verbesserte Lesarten nimmt. Zweifelhaft bleibt es auch, ob, wie der Vf. glaubt, die zwey Stellen *Vitruvs*, da, wo er von den unteren *Scamillen*, III, 4, 5, und da, wo er von der excentrischen Stellung der Säulen spricht, III, 5, 4, in Verbindung stehen, da er in der ersten schon die Ursache der *Scamillen*, daß nämlich der *Stylobat* nicht ausgehöhlt erscheine, angegeben ist, und da *Vitruv* auch weiterhin, V, 9, 4, bey den *Stylobaten* der Portiken hinter der *Scena* des Theaters, ebenfalls die ungleichen *Scamillen* angebracht haben will; und dabey von der excentrischen Stellung der Säulen nichts sagt, die daher wohl nur bey dem Tempelbaue Statt fand. Auch schränkt *Vitruv* die Anbringung der *Scamillen* nicht bloß auf die letzteren Säulen an der Ecke des Tempel-Porticus ein, welche eine excentrische Stellung erhalten sollen, sondern er spricht im Allgemeinen davon, als bey allen Säulen des Porticus anwendbar. Die excentrische Stellung der Säulen konnte durch andere Mittel als durch die *Scamillen* hervorgebracht werden, hauptsächlich durch die Bearbeitung der Säulen selbst. Sollten aber die *Scamillen* zu dieser Stellung der Säulen nöthig gewesen seyn: so konnten sie an den Säulen, die eine lothrechte Stellung erhielten, nämlich an des

mittleren Säulen des Pronaos und Posticus, so wie an den mittleren Säulen der Seiten-Portiken, nicht angebracht werden. Alsdann aber würden alle diese Säulen um so viel, als die Scamillen betrug, niedriger gewesen seyn, als die Ecksäulen.

Über das Alter und die Ausbildung des korinthischen Capitals spricht Hr. H. S. 80 f. sehr ausführlich. Er glaubt, dass es aus dem ionischen Capital entstand, dass man durch das ionische Eckcapital und durch den bey dem dorischen Capital vorkommenden Hals, der auch auf das ionische Capital überging, aber nicht nackt, sondern mit Blätterwerk verziert, auf das Herauswenden der Platte und der Schnecken in der Diagonale und auf die grössere Höhe des Capitals, nebst der Verzierung seines unteren Theils mit Blättern kam, und dass man zuerst auf das sogenannte composite (römische) Capital verfiel, und dann in der Folge die schweren Schnecken des ionischen Capitals in die leichteren Schneckengewinde auf den Ecken verwandelte, und die Schlangeneyer in der Mitte der Fronten gegen die Blumen und kleineren Schnörkel vertauschte. Das römische Capital soll keine römische Erfindung, sondern von einem früheren griechischen Denkmale entlehnt seyn. Doch dieses alles sind blosse Vermuthungen, auf keinen historischen Beweis gegründet, wobey sich noch manche Einwendungen machen liessen, vorzüglich wegen des hohen Alters des römischen Capitals, und dass der Hals des dorischen Capitals auf das ionische übergegangen sey, wovon man, so viel uns wissend ist, nur ein Beyspiel hat, am Erechtheum, das aber aus viel neueren Zeiten sich herschreibt, als die Erfindung des korinthischen Capitals anzunehmen ist. Dass der Vf. hiebey das römische Capital ganz verwirft, und den Gebrauch desselben nicht empfehlen will, welches er auch S. 198 wiederholt, ist ein zu strenges Urtheil, indem dieses Capital, wenn es so schön ausgeführt wird, wie am Triumphbogen des Titus, bey Prachtgebäuden sehr gut angewendet werden kann.

Die Stelle *Vitruv* IV, 7, 5, vom Vorsprung der Deckenbalken am toskanischen Tempel, *supra trabes et parietes trajecturae mutulorum parte quarta altitudinis columnae projiciantur*, hat zu verschiedenen Auslegungen Anlaß gegeben, indem man diesen Vorsprung von einem Viertel der Säulen-Höhe für zu groß hielt. Der Vf. S. 101 verändert den *vitruvischen* Text. Er liest statt *trajecturae*, *projecturae*, statt *projiciantur*, *trajiciantur*, und übersetzt danach diese Stelle so: Über die Hauptbalken und über die Wände sollen die vorspringenden Köpfe der Deckenbalken ein Viertel der Säulenhöhe von einander übergelegt werden. Wollte man auch diese Veränderung annehmen: so enthält die Stelle doch nichts vom Nebeneinanderlegen der Deckenbalken, und es liegt nicht in dem Worte *trajicere*. Überdies würden bey hohen Säulen die Balken so weit aus einander zu liegen gekommen seyn, dass dadurch das Ganze an Dauer und Festigkeit gelitten haben würde; allein der Vorsprung der Balkenköpfe würde, bey grossen und kleinen Tempeln, allezeit mit der Höhe der Säulen

und des Tempels im Verhältniss gestanden haben. Sollte auch bey einem so grossen Vorsprunge das Ganze etwas schwerfällig werden: so ist dieses der toskanischen Bauart nicht zuwider.

S. 112 wird ein Unterschied zwischen Wandpfeilern oder Pilastrn und *Antae* gemacht. Die ersten sollen diejenigen Pfeiler bedeuten, die in einer Wand eingebettet sind, und nur um ein Geringes vorstehn; die *Antae* aber die Pfeiler, welche blos mit einer Seite an einem vortretenden Mauerwerk vorstehn. Dieser Unterschied kann zwar für jetzt als richtig angenommen werden; aber *Vitruv* nennt unstreitig beides *Antae* oder, nach der griechischen Benennung, *Paraftatae*. Es kommen aber im *Vitruv* noch *Paraftaticae* vor, kleine Pfeiler neben oder hinter grossen Pfeilern und Säulen, welches Wort aber nach der falschen Lesart des *Jocundus* in *Paraftatae* ist verwandelt worden. Was die *Antae* betrifft: so hat der Vf. noch immer die Meinung, dass eine vortretende Mauer, die sich mit einem daranstossenden Pfeiler endigt, darunter verstanden werden müsse, ohne dass er dabey Rücklicht auf das nimmt, was *Schneider* darüber in seinem Commentar über *Vitruv* sagt, und ohne dass er auf den Unterschied zwischen *Paraftatae* und *Paraftaticae* achtet.

Wenn der Vf. S. 165 sagt, dass späterhin (im Mittelalter) eine Art System abgeschmackter Bauerey entstand, welches mehrere Jahrhunderte hindurch dauerte, und jetzt noch nicht selten seine flachen Bewunderer hat, worunter er ohne Zweifel die gothische Bauart versteht: so ist dieses ein sehr harter Ausdruck, den weder diese Bauart, noch ihre Bewunderer verdienen. Niemand wird leugnen, dass der gute Geschmack und das Gefühl für schöne Formen damals verloren gegangen war, Niemand wird die gothische Bauart als Muster aufstellen; aber sie hat so viel Grosses und Erhabenes, so viel für die Phantasie, dass es gewiss nur Wenige geben wird, die dieses nicht fühlen, und deshalb ihre Fehler nicht gern und leicht übersehen. Der menschliche Geist zeigt hier abermals Originalität, sehr verschiedenen von der, die sich in der griechischen Kunst ausspricht. Und wenn auch der Grund dieser Bauart sich auf die römisch-griechische Bauart stützt: so war doch ihre Ausführung eigenthümlich und im Charakter der Zeit, in der sie ausgebildet wurde, wodurch sie schon schätzbar wird.

S. 185 wird behauptet, dass *Vitruv* IV, 6, wo er von den Thüren der Tempel handelt, nur von doppelflügeligen, vierflügeligen und gefälzten oder gebrochenen Thüren spreche, die einflügeligen Thüren aber gar nicht erwähne, und es werden *Fores* für doppelflügelige, *valvatae* für gebrochene Thüren genommen. Uns scheint aber vielmehr, dass *Fores* einflügelige, *valvatae* doppelflügelige Thüren sind. Die ersten bringt *Vitruv* an, um die Einrichtung und Zusammensetzung eines Thürflügels genau anzugeben; wenn er aber nachher die *valvatas* anführt: so setzt er hinzu, *in latitudinem adiciatur amplius foris latitudo*, res wird die Breite eines Flü-

gels hinzu gethan, woraus erhellt, daß er vorher unter *fores* nur einen Flügel versteht, und die *valvata* zwey solche Flügel erhielt. Eine gebrochene Thür hat ebenfalls nur einen Flügel, der aber zum Übereinanderschlagen eingerichtet ist; und wenn man die beiden Theile dieser Thüre als zwey Flügel ansehen wollte: so ist doch nicht anzunehmen, daß die Alten solche gebrochene Thüren, die ein schlechtes Ansehen haben und geben, bey den Tempeln werden gebraucht haben, sondern sie bedienten sich bey grösseren Tempeln der zweyflügeligen Thüren, wie noch das Pantheon zeigt, und die antike Thür am Haupteingange der Basilika von S. Johann im Lateran, die von einem Tempel des Saturnus genommen seyn soll. Einflügelige Thüren wurden unstreitig nur bey kleinen Tempeln gebraucht. Die Stelle *Vitruv's*, am Ende des sechsten Abschnittes im 4. Buche, wo *bisforae* und *valvatae* vorkommen, könnte vielleicht unserer Meinung widersprechen; allein diese Stelle ist zu sehr verderbt, als daß sie etwas beweisen könnte. Was sollen übrigens die *Lumina fenestrarum valvata*, (*Vitruv VI, 3, 10*) der cyzicenischen Speisefäle und die *fenestras non minores valvis* in dem Laurentinum des *Plinius* (Ep. II, 17) seyn, wenn man *valvas* nicht als Doppelflügel annehmen wollte?

S. 189 wird bemerkt, daß *Vitruv* die Lehre von den Fenstern nirgends berühre; allein, wenn er auch nichts von ihrem Baue sagt: so erwähnt er doch im sechsten Buche (VI, 6, 6), daß den Speisezimmern und anderen Gemächern, so wie auch den Gängen und Treppen gehöriges Licht gegeben werden müsse, und er giebt Regeln an, wie vorzüglich in Städten, wo die Gebäude enge an einander stehen, die Fenster angelegt werden sollen, daß die Gebäude Licht erhalten. Wahrscheinlich übergeht er dess-

wegen die Einrichtung der Fenster, weil die Tempel, deren Bau er ausführlich abhandelt, keine Fenster erhielten, und er bey den Wohnhäusern und Wirthschafts-Gebäuden nicht ins Einzelne geht, sondern nur im Allgemeinen ihre Anlagen beschreibt, und nicht einmal die äussere Ansicht derselben erwähnt.

Bey der Dachrüstung wird S. 207 die Construction der Alten angeführt, wobey einiges zu erinnern ist. Nach *Vitruv VI, 2, 1* soll auch in den Dächern von geringer Spannung das *Columen*, die Giebelssäule oder Hängesäule, angebracht seyn, von der Hr. H. aber nichts erwähnt. In den Dachungen von weiterer Spannung bemerkt *Vitruv* die *Capreae*, Streben, die dazu bestimmt sind, daß sie die Hängesäulen tragen oder unterstützen sollen. Daher müssen sie anders, als der Vf. annimmt, nämlich so angebracht seyn, daß sie oben in die Hängesäule versetzt, und unten in den Haupt- oder Deckenbalken eingezapft werden. Der Vf. giebt ihnen eine umgekehrte Stellung, so daß sie unten in der Hängesäule, und oben in die Sparren verzapft werden, damit sie den Sparren zur Unterstützung dienen; allein dazu dienten die *transstra*, Spannriegel, Keimbalken, die *Vitruv* ausdrücklich erwähnt, Hr. H. aber ganz übersehen hat. Daß die Streben, *capreae*, bey den Alten so angebracht wurden, wie wir sie annehmen, beweist die Dachung der Paulskirche in Rom, (*Hirts* Bauk. Pl. XLV. fig. 21. k, wo Hr. H. dafür den sonderbaren Namen, Unterzugsparren, braucht); nur daß diese Streben hier, wegen der sehr weiten Spannung und eigenen Construction des Daches, in den Spannriegel und nicht in die Hängesäule versetzt sind.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. 1) Darmstadt, b. Wittich: Einige der vorzüglichsten Ursachen des altrömischen Tugendsinnes. Erstes Stück. Eine Einladungsschrift u. f. w. von Joh. Georg Zimmermann, Prof. und Rector des großherzogl. Gymnasiums. 1806. 12 S. Zweytes Stück. 1807. 12 S. 4.

2) Ebenda: Über die Mitwirkung der Eltern zur moral. Bildung ihrer unserm Gymnasium anvertrauten Söhne. Eine Einladungsschrift u. f. w. von Joh. Georg Zimmermann u. f. w. 1806. 30 S. 4.

Man lernt den Vf. dieser 3 Programme aus denselben als einen braven Schulmann kennen, dem neben der wissenschaftlichen Bildung der Schüler auch ihre bürgerliche Cultur am Herzen liegt, und der die halbjährig wiederkehrenden Prüfungsfeylichkeiten der unter seiner Direction blühenden Unterrichtsanstalt insbesondere dazu benützt, um die Altern auf die Wichtigkeit der häuslichen Erziehung aufmerksam zu machen, und ihnen bald direct, bald indirect manche beherzigungswerthe Wahrheit zu sagen. Diefes ist die gemeinschaftliche Tendenz der vorliegenden 3 Programme, und nur aus diesem Gesichtspuncte kann ihr Inhalt richtig beurtheilt und nach Verdienst gewürdigt werden. In den beiden ersten zeigt der Vf., daß der altrömische Tugendssinn seinen Grund hauptsächlich in der häuslichen und öffentlichen Erziehung des früheren Römers gehabt habe, und entwirft S. 7—9 das Gemälde einer röm. Mutter, so wie S. 9 ff. des Vaters, das zwar im Ganzen nicht untreu, aber doch unlegbar verschönert ist. Jedoch überieht man dies um der Tendenz willen gern, und eben so, daß der Vf. nicht nur die Schattenseite des Gemäldes gar nicht zeigt, sondern auch Manches auf Rechnung

der häuslichen Erziehung setzt, das mehr Resultat aller auf die Bildung des jungen Römers zusammenwirkenden Ursachen und Umstände war. So wie nun der Vf. in No. 1 die Altern 3 dem Kreise, für den er schrieb, auf eine indirecte Art durch Anstellung eines Vorbildes aus der Geschichte auf ihre Erziehpflichten hinzuweisen sucht: so wendet er sich in

No. 2 mehr direct an dieselben. „Wahrlich, Väter und Mütter, heist es S. 5, es scheinen sich Zeiten zu nähern, da unsere Söhne und Töchter, wenn nicht Religiosität, Sittlichkeit und Bescheidenheit von nun an mehr als jemals die Mitgabe der Altern wird, vielleicht ihr Daseyn beseufzen und — zu vergehen sich werden! Vereinigt also, wenn einst die Lieblinge eures Herzens ihres Lebens sich freuen und dafür, daß sie dieß kennen, euch im Grabe noch segnen sollen, eure Sorgfalt und Aufmerksamkeit mit den Bemühungen aller derer, die zunächst nach auf ihre Moralität zu wirken Gelegenheit haben, um ihnen in früher Jugend an einen vorherrschenden Sinn für Tugend und Rechtsschaffenheit mitzutheilen, der über alles, selbst über das Schicksal erhaben ist!“ Der Vf. zeigt nun, daß zwar auch der Lehrer einer öffentlichen Unterrichtsanstalt zur Beförderung der Moralität seiner Schüler vieles thun könne, daß aber doch die Meiste in dieser Hinsicht von den Altern geschehen müsse, und wie sie durch Lehre und Beyspiel dazu mitwirken könnten. Wir wünschen dem würdigen Vf., daß er durch ähnliche Erfahrungen eines glücklichen Erfolgs seiner wohlgemeinten Rathschläge bey diesen Abhandlungen erfreut werden möge, wie er es schon bey einem früheren Programm ähnlichen Inhalts gemerkt haben versichert.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 25 MAY, 1810.

A R C H I T E K T O N I K.

BERLIN, in der Realschulbuchh.: *Die Baukunst nach den Grundsätzen der Alten*, von A. Hirt u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die *Akroterien*, die nach *Vitruv*. III, 3, 12 als Verzierung oben auf den Giebeln angebracht wurden, worunter man gewöhnlich die Fußgestelle für Statuen versteht, nimmt Hr. H. S. 216 für die Statuen nebst den Fußgestellen an, weil die Höhe, die *Vitruv* für sie bestimmt, zu bloßen Fußgestellen zu hoch seyn würde. Die *Akroterien* auf den Ecken sollen nämlich so hoch, als das *Tympanum* in der Mitte seyn, das mittlere *Akroterium* aber soll um den achten Theil erhöht werden. Diese Höhe ist allerdings beträchtlich, wenn man die Höhe des *Tympanum* auch nur, wie *Vitruv* will, den neunten Theil der Breite des Kranzleists annimmt. Allein da *Vitruv* im Folgenden, wo er von den Theilen, die über den Säulen befindlich sind, spricht, die etwas vorhängend gebildet werden sollen, unter diesen Theilen auch besonders die *Akroterien* erwähnt: so scheint es doch, dass er darunter nur die Postamente versteht, weil die Statuen keine vorhängende Stellung erhalten könnten. Überdies würden die Statuen, wenn sie zusamt den Fußgestellen nicht größer wären gemacht worden, als die mittlere Höhe des *Tympanum*s, für die Höhe, worauf sie zu stehen kamen, zu klein ausgefallen seyn. Den *Akroterien* aber gab man vielleicht deswegen eine solche Höhe, damit die darauf gestellten Statuen, wenn man nahe vor dem Tempel stand, durch den Vorsprung der oberen Theile des Tempels nicht verdeckt wurden.

Hr. H. bemerkt S. 130, wo er von den verschiedenen architektonischen Gliedern spricht, dass die Terminologie eine nicht geringe Schwierigkeit bey Behandlung dieser Gegenstände mache; und doch verneht er diese Schwierigkeit noch dadurch, dass er bey den Gliedern nicht immer die gewöhnlichen Benennungen beybehält, sondern neue schafft. So braucht er *Kehle* statt *Hohlkehle* und *Einziehung*, beides aber sind verschiedene Glieder, *steigende Welle* statt *Karnies*, *verkehrt steigende Welle* statt *Kehllei- ste*. Auch bey einigen anderen Dingen vermehrt er die Kunstwörter durch neu eingeführte Benennungen. Der *Unterbalken*, *Architrav* des Säulengebälks, erhält den Namen *Hauptbalken*. und was sonst bey der Dachung der Gebäude *Hauptbalken* genannt wird, wo

J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

durch man sehr richtig die Balken des obersten Stockwerkes, worauf die Dachung ruht, andeutet, heißt hier *Deckenbalken*, eine Benennung, die eben so gut jedem Balken, der ein Geschloß von dem anderen scheidet, zukommt, und also nicht nur bey dem obersten Geschosse, sondern auch bey den unteren Stockwerken anzuwenden ist. Auch braucht er *Thürpfosten*, *Fensterpfosten*, statt des gewöhnlichen *Kunstausdrucks Gewände*.

Noch sind zwey Behauptungen zu erwähnen, die der Geschichte zuwider sind. S. 49 sagt der Vf., dass man sich sehr irren würde, wenn man glaubte, dass die asiatischen Griechen früher, als das Mutterland, sich durch höhere Kunstausbildung ausgezeichnet hätten. Man weiß jedoch aus der Geschichte bestimmt, dass, wenn gleich im Mutterlande der erste Grund zur Kunst gelegt wurde, sie doch in den ionischen Kolonien und in Großgriechenland ausgebildet wurde, und von da in dieser Ausbildung zurück ins Mutterland kam. Ferner sagt der Vf. S. 82 u. 89, dass die Griechen die Elemente ihres Wissens und ihrer Kunst aus Ägypten geholt hätten, und dass dieses erst nach der Zeit geschehen sey, als sie unter der Regierung des Psammetichus freyen Zutritt in Ägypten fanden. Allein es ist gewiss, wie auch *Winkelmann* (Gesch. d. Kunst, von *Meyer* und *Schulz* Th. I, S. 14) bemerkt, dass schon längst vor dem Psammetichus die Griechen die Kunst übten, dass aber vor den Zeiten dieses Königs allen Fremden in Ägypten der Zutritt ver sagt war. Übrigens bildeten die Griechen sich selbst, und sie hätten das nie werden können, was sie wurden, wenn sie ihre Cultur von den Ägyptern entlehnt hätten. Auch haben beide, die ägyptische und die griechische Kunst, einen zu sehr verschiedenen Charakter, als dass man unter ihnen eine Verwandtschaft annehmen könnte.

— gl —

S T A T I S T I K.

BERLIN, b. Maurer: *Statistisch-topographische Beschreibung der Mark Brandenburg*. Für Statistiker, Geschäftsmänner, besonders für Cameralisten, von J. W. Bratring, königl. geheimer expedirender Secretair, und Mitglied der königl. literarischen Gesellschaft in Halberstadt. Dritter und letzter Band. Die Neumark Brandenburg enthaltend. 1809. VIII und 390 S. 4. (4 Rthlr. 8 gr.)

Dieser Band eines der besten statistisch-geographischen

schen Werke ist nach dem nämlichen Plane und mit dem nämlichen Fleisse ausgearbeitet, wie die beiden ersten Bände, die wir in No. 191 von 1805, u. No. 84 von 1806 angezeigt haben: — Zuerst handelt der Vf. von der Neumark überhaupt, zeigt, wie sie erworben und eingetheilt worden, und jetzt eingetheilt ist. Die Grenzen werden genau bestimmt, und S. 6 die Grösse der Provinz angegeben. Der Vf. nimmt die *schulzische* Berechnung gegen *Winterfeld* und *Hoffmann* an, vermöge welcher die ganze Neumark nur $206\frac{1}{4}$ □ Meilen (oder 4,577,732 magdeburgische Morgen) Flächeninhalt hat. Zieht man hievon die Abtretungen an Sachsen ab, mit $17\frac{3}{4}$ □ Meilen: so bleiben überhaupt $188\frac{3}{4}$ □ Meilen für die jetzige Neumark. Der tragbare Acker nimmt überhaupt 79 □ Meilen ein. Mit Vergnügen liest man, was der Vf. von dem Verdienste Friedrich Wilhelm I und Friedrich II um die Urbarmachung der Brüche in der Neumark gethan hat; im Netz-Bruche wurden 62171 Morgen, im Warth-Bruche aber 95,201 Morgen urbar gemacht. Aus der Beschreibung des Bodens ergibt sich, daß die Neumark der Kurmark gleiche. Sand ist der Hauptbestandtheil der Oberfläche, der zwar in manchen Gegenden durch Beymischung fruchtbarer Lehm- und Erd-Theile zum guten fruchtbaren Getreideboden umgewandelt, in anderen Gegenden aber sehr leicht und fast ganz unfruchtbar ist. An 5, 6, 9 und 12jährigem, und an ganz unfruchtbarem Lande rechnet man 54,635 Morgen. Die meisten Kreise haben einen leichten Mittelboden, der selten trockene, weit eher feuchte Jahre vertragen kann. Selten schlägt die Erndte in der Neumark gänzlich fehl. Wenn eine anhaltende Dürre die Erwartungen des Landmanns auf hohem Boden vernichtet: so gewähren die Niederungen, die bey anhaltender Nasse sehr leicht zum Ausfluren geneigt sind, einen desto stärkeren Ertrag, so, daß ein allgemeiner Miswachs in der Provinz nicht leicht eintreten kann. Sehr umständlich und genau werden die Flüsse, Canäle, Seen, woran die Neumark so außerordentlich reich ist, und Deiche beschrieben. Mineralische Quellen und Brunnen von Ruf hat die Provinz keinen. — Der zweyte Abschnitt handelt von den Einwohnern; und zwar von den völkerschaftlichen Classen, und von den staatsbürgerlichen Ständen, wo alle angefessenen adelichen Geschlechter und Familien von 1804 (sehr zahlreich) namentlich angeführt worden. Zahl und Verhältnisse der Bevölkerung sind sehr lehrreich aus einander gesetzt. Die Fortschritte der Bevölkerung unter der Regierung der drey letzten Monarchen waren außerordentlich. Beym Antritte der Regierung Friedrichs II fanden sich vom Civil 220,473 Seelen. Diese Zahl minderte sich abwechselnd bis 17,63 auf 186,243; stieg aber sodann bis 1786 262,277 Seelen. In 1797 fanden sich 288,622, und 1804 317,810 Seelen, ohne Militär. — Von S. 41-78 im zweyten Theile wird die Cultur des Landes beschrieben, und zwar: 1) die physische Cultur, 2) die Fabrication, 3) der Handel. An Getreide bleibt der Provinz selbst in guten Jahren zur Ausfuhr fast nichts übrig; der Kartoffelbau ist im Steigen; im An-

bau der Garten- und Küchen-Gewächse ist man noch sehr zurück, Obstcultur und Baumzucht wird vernachlässigt. In 1797 gewann man doch 1521 Oshof Wein. Flachs und Hopfen werden nur zum eigenen Bedarf gebaut; der Tabacksbau wird ziemlich nachlässig betrieben. Die Provinz ist sehr holzreich. Sie zählt 1,270,177 magdeburgische Morgen Holz, wovon 525,194 Morgen königlich, die übrigen den Städten und Privaten gehören. Sie versieht mit Holz einen Theil von Pommern, verschiedene Gegenden der Kurmark, und selbst die Residenz. Die Viehzucht überhaupt hat im siebenjährigen Kriege tiefe Wunden erhalten. Man zählte 1763 nur 15000 Pferde, 17,977 Ochsen, 22,271 Kühe, 308,122 Schafe und 23,846 Schweine. Friedrich II verwandte auf den Ankauf von Vieh bedeutende Summen, und so stieg die Zahl so außerordentlich, daß man im J. 1804 schon 44231 Pferde, 57,215 Ochsen, 97,395 Kühe, 656,553 Schafe und 101,393 Schweine fand. Die Schafzucht ist ein Hauptzweig der Landwirthschaft. Im Jahre 1797 gewann man 10,298 Centner Wolle. Überhaupt aber versorgt die Neumark ihre Nachbarn mit vielen Producten der Viehzucht. Wildpret ist im Überflusse vorhanden zum Nachtheil des Landmanns; auch Wölfe kommen aus den polnischen und westpreussischen Provinzen dahin. Die Fischerey, getheilt in wilde und zahme, ist überaus ergiebig: so daß viel Fischwerk nach Berlin und Frankfurt ausgeführt werden kann. Die Bienenzucht ist nicht unbedeutend; 1804 zählte man 16,249 Bienenstöcke und viele wilde Bienen in den Waldern. Dem Seidenbau ist das Klima nicht günstig; und er ist im Abnehmen. Producte des Mineralreichs sind unbedeutend; doch hat die Provinz viele Torfmoore, die noch nicht ganz bearbeitet sind. Die S. 57 mitgetheilte Tabelle über den Bestand der Handwerker von 1754. und 1804. giebt zu manchen erfreulichen Bemerkungen Anlaß. So fand man in 1754 zusammen nur 1982 Tuchmacher, mit 355 Gefellen und 278 Lehrjungen, in 1804 aber 2581 Meister, 974 Gefellen und 496 Lehrjungen. Die Wollenmanufacturen überhaupt waren schon früh Hauptzweig der Nahrung, aber der Fall der Hanse und der 30jährige Krieg zerstörte solche fast gänzlich. Durch wirksame Mafsregeln Friedrichs II kamen sie wieder einpor. In 1740 wurden 38,584 Stück Tuch und 456 Stück Zeuch fabricirt, in 1801 aber 69,352 Stück Tuch und 6344 Stück Zeuch. Die Baumwollen-Manufacturen sind unbedeutend; wichtiger ist die Lederfabrication. Die Hut- und die wichtigen Papier-Fabriken sind bloß zum Bedarf der Provinz. Bis S. 60 werden die übrigen Fabriken, worunter die in Kupfer und Eisen und Tabackspfeifen die bedeutendsten sind beschrieben, und dann eine General-Übersicht mitgetheilt. Der ganze Debit betrug in 1804 zusammen für 2,324,089 Thaler, wovon für 697,941 außer Landes gebracht wurden. Die Wollenwaaren machen die Hauptsache. — Der Handel ist nicht so lebhaft, wie in der Kurmark, aber doch im Steigen. Man findet hier sehr umständliche In- und Exportations-Tabellen. Der dritte Theil beschäftigt sich mit den inn-

ren Staatsverhältnissen, nämlich dem Militär, der Justizpflege, der Finanzverwaltung, den landtschaftlichen Collegien u. s. w. Hier ist überall die nämliche Ordnung, wie in der Kurmark. Von S. 91 — 355 folgt im 4ten Theile die specielle Landesbeschreibung der Kreise nach dem nämlichen Plan und mit eben der Umständlichkeit und Genauigkeit, wie die Kurmark (s. unsere angeführte Recension) beschrieben worden ist. — Im Anhange findet man die Beschreibung der Herrschaften Cottbus und Peitz, welche durch den tilfiter Friedens-Tractat an das K. Haus Sachsen abgetreten wurden. Auf 17½ Meilen enthält dieser Kreis 5554 Feuerstellen und (1800) 33.788 Seelen. Seit 1750 hat sich die Menschenzahl vorzüglich durch die Kolonisten-Ansetzung im Spreewalde um 13,581 Köpfe vermehrt. Die beiden Domänen-Ämter trugen nach dem Etat von 1803 und 1804 — 40,635 Thaler 22 Gr. 1 Pf., wovon 38,310 Rthlr. 17 Gr. zur Domänenkasse flossen. Die Städte trugen in 1803, 35,815 Rthlr., wovon 33,506 Rthlr. 6 Gr. zur Provincialkasse kamen, und in 1804 — 2551 Rthlr. 9 Gr. 6 Pf. Servis. Das platte Land entrichtete jährlich ungefähr 11000 Rthlr. Contribution, 831 Rthlr. 19 Gr. 6 Pf. Hufenschoss, 4186 Rthlr. Cavallerie-Geld; 1803 flossen überhaupt von allen Kreisabgaben 15,134 Rthlr. 21 Gr. 3 Pf. zur Kreisasse. Hierauf folgt die Beschreibung der beiden Städte und aller einzelnen Orte des platten Landes, nach der bekannten Manier des Vfs. Angehängt ist ein sehr notwendiges Orts-Register über alle drey Theile. — Und hiemit ist das treffliche Werk über die ganze Mark Brandenburg vollendet, das vor allen sonstigen Beschreibungen so große Vorzüge hat. Über den Werth der einzelnen Angaben konnte Niemand besser, als der Vf. selbst, urtheilen, und er thut es mit einer sehr lobenswürdigen Freymüthigkeit in der Vorrede zum dritten Theil. Wir müssen seine Worte selbst hieher setzen, weil sie den wahren Gesichtspunct angeben, aus welchem man solche statistische Werke überhaupt, und das vorliegende insonderheit beurtheilen muß. „Ich bin, sagt er, dem großen Publicum mein statistisch-ökonomisches Glaubensbekenntniß schuldig; in wiefern der Statistiker, und vorzüglich der ins Specielle gehende Topograph auf Authenticität Ansprüche machen kann, und für die Richtigkeit seiner Angaben verbindlich ist. — Die Finanzbücher, Kammertabellen, Accislisten, und wie diese tabellarischen Actenstücke bey den verschiedenen Behörden heißen mögen, sind bekanntlich die einzigen Quellen, die der Statistiker bey der Entwicklung und Bearbeitung der Staatsökonomie eines Landes benutzen kann, die einzigen, welche die möglichst richtigen Angaben enthalten. Auf Privatnachrichten darf und kann bey einem allgemeinen Werke durchaus keine Rücksicht

genommen werden. Der Werth der Kammertabellen, vorzüglich der Producten- und Viehstands-Tabellen, ist im nicht cameralistischen Sinne sehr relativ. Betrachtet man sie als legitime beglaubigte Urkunden, nach denen Privatpersonen Güter und Besitzungen schätzen und kaufen zu können glauben: so stehen sie in Absicht der Authenticität und Genauigkeit der Angaben mit den Kammertaxen und Kammeranschlägen in gleichem Verhältnisse, d. h., man kann, in der Regel, den Werth eines Guts, die Totalität des Viehstandes und der Ausfaat um den vierten, oft wohl gar um den dritten Theil, höher annehmen. Betrachtet man sie aber als die einzigen öffentlichen Staatsangaben, die wir nun einmal von keinem Lande richtiger haben, als die einzigen Quellen, die dem Statistiker zu Gebot stehen: so haben sie bey allen ihren Mängeln und Fehlern einen sehr großen Werth. Die Ursachen, die ihrer Unvollkommenheit zum Grunde liegen, sind, so verschiedenartig, sie auch immer seyn mögen, zu bekannt, als daß es hier einer weitläufigen Erörterung derselben bedürfte. Selbst die größte Aufmerksamkeit der Kammern und der unteren Behörden ist nicht im Stande, eine genauere, und der wahren Lage der Dinge näher kommende Angabe von dem Landmann- und Gutsbesitzer zu bewirken. Bey Werken, die sich bloß mit der allgemeinen Ökonomie eines Landes beschäftigen, sind die Mängel der Staatsangaben weniger in die Augen springend. Vermuthet der Statistiker in solchen Fehler: so nimmt er zur Vergleichung mehrerer Jahre, zu Fractionen und anderen dergleichen Hilfsmitteln seine Zuflucht, die aber, weil die gegebenen Summen auf unrichtigen Principien beruhen, zu eben so unsicheren Resultaten führen. Der Statistiker beruhigt sich indeß dabey, entweder weil er ein richtiges Facit gefunden zu haben glaubt, oder weil zur Rectification derselben weiter keine Mittel vorhanden sind. Weit übler daran ist der statistische Topograph, der bey jedem Orte in die Details der Angaben eindringt. Widersprüche und offenbare Falschheiten bieten sich ihm bey jedem Blicke dar, und er müßte wenigstens zur Familie der Halbgötter gehören, wenn er sie alle haben und berichtigen wollte, ein Unternehmen, das selbst die exacteste Land- und Steuer-Räthe an Ort und Stelle nicht möglich machen könnten.“ —

Dieses Urtheil unterschreiben wir mit voller Überzeugung; aber wir wünschen dabey, daß alle statistischen Topographen die großen Schwierigkeiten vor Augen hätten, welche im Detail alle Augenblicke aufstossen, und offenherzig genug seyn möchten, jedesmal ihre Quellen anzugeben, um danach den Grad von Authenticität beurtheilen zu können. S. i.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. Erlangen, in Commiff. b. Palm: Über die Idee der Ackerbauschulen, als Ankündigung der auf dem ehemaligen Oberamts-Gute zu Marloffstein in der Provinz Bamberg zu errichtenden praktischen Landwirthschaftsschule, und

der damit verbundenen Herausgabe eines Archivs für Agromomie und Agricultur. Von D. A. Lips, Adjunct. der philosoph. Facultät zu Erlangen, und F. Körte, praktisch. Ökonom und Lehrer am Institute. 1808. 16 S. 8. (2 Gr.)

Der allgemein geschätzte Restaurator der Landwirtschaft, *Albrecht Thaer*, der so viele treffliche Ideen des engl. Bodens auch auf Deutschlands empfängliche Erde verpflanzte, war der erste, der die Idee von Ackerbauschulen nicht nur in Umlauf brachte, sondern auch Anfangs auf seiner Villa zu Celle, und dann zu Mögeln in der Mark Brandenburg, realisirte. Ihm folgte der verdiente und praktische *Gerike*, einst zu Heinde bey Hildesheim, jetzt zu St. Ludgeri in Helmstädt; und in unseren Tagen trat mit derselben Idee auch *Emanuel Fellenberg* zu Hofwyl in der Schweiz auf. An diese verdienten Männer schlossen sich nun neuerdings noch ein paar andere wackere Männer im Herzen von Deutschland an, welche jene Idee von Ackerbauschulen in allen ihren Beziehungen trefflich aufgefaßt, und eine solche wissenschaftlich-praktische Anstalt seit dem roten Jun. d. J. zu *Marlossheim*, einem ehemaligen Oberamts-Gute in der jetzt bayerischen Provinz Bamberg, auf einem Schlosse, das auf der einen Seite die Ebenen von Nürnberg und Erlangen, auf der anderen den fruchtbaren Rednitz-Gau gegen Bamberg hin beherrscht, und am Fuße des Berge die Akademie Erlangen züht, eröffnet haben: *Lips* und *Körte*, in Verbindung mit noch einigen Freunden, und zwar nicht aus Nachahmungsfucht oder Eigennutz, sondern aus reiner Liebe zu den Wissenschaften und zur Menschheit. Beide haben in der vor uns liegenden, Geist und Kenntniß verrathenden, Schrift ihren Beruf zu einem solchen Unternehmen, ihre Liebe und ihren Eifer für dasselbe bezeugt, und stellen darin ihre geläuterten Ideen von Ackerbauschulen umständlich dar. Sie sind ihnen „Anstalten zur Bildung rational-praktischer Landwirthe, sey es nun, daß diese eine unmittelbare Anwendung ihrer durch Unterricht oder bloße Anschauung erlangten wirtschaftlichen Kenntniß als Betreiber des landwirtschaftlichen Gewerbes machen wollen, *Landwirthe*; oder daß sie ihre landwirtschaftliche Bildung zur Einsicht in die Regierungswissenschaft bedürfen, *Staatswirthe*.“ Das Institut, als Schule betrachtet, giebt Unterricht in Vorträgen der landwirtschaftlichen Naturbeschreibung, oder der Ökonomie und Forstbotanik; in der Zoologie und der ökonomischen Mineralogie, in den Grundlehren der ganzen Haus-, Feld- und Forst-Wissenschaft, der landwirtschaftl. Technologie mit praktischer Anweisung, und endlich eine Übersicht der den Ökonomen wichtigsten mathematischen Lehren in der Mechanik, dem Bauwesen und der Geometrie; aus der Physik zur Erklärung der Naturerscheinungen und Agriculturchemie. Jedoch soll das Institut nicht bloß einen wissenschaftlichen, theoretisch-praktischen Unterricht erteilen, sondern auch Musterwirtschaft und Experimental-Gut seyn. Vortrefflich! Außerdem, daß Sonnabends und Sonntags die Studierenden Erlangens diesen Unterricht benutzen, erhalten andere, auf dem Schlosse lebende Blevn, täglich besonderen Unterricht; für den letztern wird nichts bezahlt, nur für das übrige werden die baaren Auslagen berechnet, welche jährlich in 250 bis 300 fl. bestehen möchten, und in einem Jahreskurs muß alles vorgekommen seyn, so daß es bloß von dem Zögling abhängt, länger zu bleiben, oder seine erlangten Kenntnisse anzuwenden.

Von dem Fortgange des Instituts, von den Resultaten, die das dortige landwirtschaftliche Leben giebt, wollen die Unternehmer dem Publicum in einem *Archiv für Agronomie und Agricultur* in vierteljährigen Heften Rechenschaft geben, zu welchen schon vielversprechende Abhandlungen bereit liegen, und wobey sie, anßer der Bereicherung der Wissenschaft, zugleich den Zweck haben, alles Neue und Bessere der Landwirtschaft unter einem Gesichtspuncte aufzustellen, unter

welchem der Agronom, wie der Landwirth, Anwendung davon machen kann. Wir wünschen auch diesem literarischen Institute von ganzem Herzen alle Unterstützung von Seiten des ökonomischen und staatswirtschaftlichen Publicums, besonders im südlichen Deutschland, und sehen dem verheißenen Archiv mit Verlangen entgegen. Möge aber auch jene Ackerbauschule, die sich auf das Bedürfniß der Zeit gründet, und denselben entspricht, als die b s jetzt einzige im ganzen südlichen Deutschlande, recht lange fortdauern und wohlthätig wirken!

— sch —

Ulm, in der Stettinschen Buchhandlung: *Die Landwirtschaft in Baiern und Schwaben, wie sie jetzt ist, noch ist, und wie sie seyn sollte und könnte*. Eine Parallele, aufgestellt von *J. G. Bach*, Stadtkassirer in Kautbeuren. 1808. 24 S. 8. (2 Gr.) Auch dem Vf. dieser kleinen Schrift ist daran gelegen, sein Scherlein zur Verbreitung gereinigter landwirtschaftlicher Grundsätze in seinem Vaterlande beizutragen, und er wird seinen Zweck eher erreichen, als wenn er denselben ein größeres Werk mitgetheilt hätte. Die Mängel, welche er in Ansehung der Landwirtschaft in Baiern und Schwaben aufdeckt, verdienen allerdings eine Rüge. So viel auch von obenher geschrieben, um eine bessere Agricultur in Gang zu bringen: so liegt doch bey weitem der größere Theil des cultivirten Bodens noch durch einander, und in gänzlicher Gemeinheit, so daß die Besitzer desselben ihn nicht gehörig benutzen können; es findet noch die nicht mehr passende Eintheilung in 3 Felder Statt; es ist kein Verhältniß zwischen der Zahl der Acker und Wiesen; und eben daraus entspringt dann natürlich Futtermangel, und — ein unverhältnißmäßiger, schlecht genährter Viehstand, wenig und kraftloser Dünger, magerer Acker und Erndten sind eine natürliche Folge. Dies alles legt der Vf. in der voranstehenden Schöderung der Landwirtschaft, wie sie in Baiern und Schwaben größtentheils noch ist, kurz, aber klar vor Augen. Hierauf gründet er seine Vorschläge, diesen Mängeln abzuheben, und zeigt eben so kurz, als bündig: wie die Landwirtschaft in Baiern und Schwaben seyn sollte und könnte. Er will alle Gemeinheit und das Durcheinanderliegen der Güter gänzlich und überall aufgehoben wissen; jeder Ackerbesitzer soll seinen Theil beysammeln haben. Ein in allen Theilen verbessertes Ackerwirtschaftssystem soll an die Stelle des Dreyfelderwirtschaftsystems treten. Es soll ein richtiges Verhältniß zwischen Ackern und Wiesen hergestellt, für hinlängliches und überflüssiges Futter, für einen gehörigen Viehstand, überflüssigen kräftigen Dünger gesorgt, und so den Ackern und Wiesen ein höherer Ertrag abgenötigt werden; die Wohlfeilheit der Producte, welche dies vielleicht zur Folge haben könnte, würde an Quantität und Qualität wieder ersetzt werden. — Angehängt ist diesem empfehlenswerthen Schriftchen noch: *Plan und systematische Eintheilung einer bestimmten Jauherzahl cultivirten und uncultivirten Bodens*, wie solcher nach wahren landwirtschaftlichen Grundsätzen zu bebauen und zu benutzen wäre. Nach diesem Schema kommt erst nach sieben umgetriebenen Jahren eine und dieselbe Frucht auf eine und dieselbe Stelle wieder, und ein Achat ist Braache und ein Achat Luzernklee. Letztere Riceart, so wie Esparsette, empfiehlt er mit Recht zum allgemeinen Anbau. Zu bedauern ist es, daß sie in Baiern und Schwaben, wo sie noch wenig bekannt zu seyn scheinen, dieser Empfehlung noch bedürfen. Rec. wünscht, daß diese wohlfeile Schrift auch außer Baiern und Schwaben verbreitet werde.

— sch —

NEUE AUFLAGEN.

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn-, Fest- und Feiertags-Evangelien*. Herausgegeben von *D. Joh. Wilt, Kan.*, weiland öffentl. ordentl. Lehrer der Theol. zu Erlangen und Paltor an der altstädter Kirche. 1ten Bnds. 4tes St. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage, besorgt von *D. Paul Joachim Siegmund Vogel*, Prof. der Theol. und Paltor. 1810. In fortlaufender Seitenzahl. 662 S. 8. (10 Gr.) S. Recension der ersten Auflage. 1806. No. III.

Berlin b. Maurer: *Leitfaden b. dem Religionsunterricht für Katechumenen*. Von *Eduard Frid. Reinkart Heinel*, Superintendent u. Pred. in Marienburg. Mit einem Anhang des Katechismus Lutheri u. einige Gebete enthaltend. 3te auf neue durchgesehene u. verm. Aufl. 1810. 62 S. 8. (3 Gr.)

Ohne Angabe des Druckorts: *Verbotene Schriften*. Zwey Theile. Mit 2 Kupf. Wohlfeile Ausgabe. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1809. 253 S. 8. (1 Rthlr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 M A Y, 1810.

Ö K O N O M I E.

TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Journal für Beobachtungen und Erfahrungen in der Bienenzucht*. Von einer Gesellschaft praktischer Bienenfreunde im Kurfürstenthum Wirtemberg. Herausgegeben von M. Wurster, Pfarrer zu Gönningen, im kurwürtembergischen Oberamte Tübingen u. s. w. I Band. 1 Heft. 1805. XIV und 231 S. 2 Heft. 1805. XII u. 358 S. II Band. 1 Heft 1806. VI u. 236 S. 2 Heft. 1807. XIV u. 227 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der im Vorbericht dieser Zeitschrift entworfene Plan ist nicht neu, sondern aus der Zeitschrift entwendet, welche der von Hn. Wurster so bitter getadelte Lukas herauszugeben anging. So macht man es recht; wen man erst beschimpft, den muß man auch noch befehlen, damit er nichts behält! Lukas gab seine Schrift unter dem Titel: *Vermischte Beyträge*, heraus, und richtete sein Augenmerk darauf, Fortschritte in den Wissenschaften der Bienenzucht zu machen, welche zu ökonomischen Vortheilen angewendet werden sollten; er schrieb für Rittergutsbesitzer, wohlhabende Landwirthe, und gebildete Leser. Hr. W. sagt das Nämliche, wenn er, wie er es nennt, Versuche im Theoretischen und Praktischen der Bienenwissenschaft mittheilen will; die Rittergutsbesitzer und wohlhabenden Landwirthe läßt er aber weg, und wählet sich nur die gebildeten Leser und das gemeine Landvolk; dagegen wendet er sich an einige Oberhäupter, die seine Stimme am Throne hören sollen, und erwartet von ihnen, daß sie auf sein Wort seine Vorschläge zur Aufnahme der Bienenzucht in ihren Ländern ausführen werden. Lukas Beyträge erschienen nach einer gewissen Bogenzahl jährlich in zwey Heften, welche ein Bandchen ausmachen sollten: Die vorliegende Schrift soll ebenfalls nach einer so starken Bogenzahl jährlich in zwey Heften erscheinen, welche, wie jene, einen Band ausmachen. Lukas eröffnete seine Zeitschrift mit einem Aufsatz, in welchem er das Interesse der Bienenzucht schilderte, und seine Leser dafür einnehmen wollte: Hr. W. hat ihn auch hierin nachgeäfft. Lukas lieferte die jährliche Geschichte der Bienenzucht, und recensirte Bienenchriften: das Nämliche hat sich auch Hr. W. vorgenommen. Hr. W. will allemal die Quellen angeben, woraus er geschöpft habe, und macht Lukas den Vorwurf, daß er von seinem System nicht ein Gleiches gethan, beweist aber damit nur, daß er wohl die Schrift, aber dessen anderweitige Schrift.

J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

ten gar nicht kennt. Hr. W. war, seiner Sprache nach, selbst zu stolz dazu, als daß er Lukas, dem er vor allen Anderen feindselig begegnet, hätte die Liebe anthun sollen, seine Schrift als Quelle zu nennen; lieber begehrt er einen heimlichen Diebstahl an ihm. Lukas lehrte, die Bienenzucht schicke sich vorzüglich besser außer den Ortschaften, als in dieselben, besonders aber in Gegenden, wo Holz ist. Das Nämliche lehrt auch Hr. W. Also ist Hr. W. nach seinem eigenen Grundsatz selbst dazu verdammt, wozu er Andere verdainen will. Kurz, Hn. W. muß der Zeitpunkt nahe seyn, wo man es ihm zeigen wird, daß er auch in seiner Magazinbienenzucht alles, bis auf einiges Wenige, gestohlen habe.

Zu welchem Ziele der Herausgeber die Wissenschaft in dieser Zeitschrift führen wird, kann der Leser aus einem Briefe und dem darüber gefällten Urtheil abnehmen, welchen Hr. W. mit allen Fehlern von einem Landmanne (S. X) einrückt, und worin er einen geübten Forschungsgeist entdeckt zu haben vorgiebt. Er lautet also: „Ich habe schon vieles von der Behandlung der Bienen gelesen, aber dem, der die Sache versteht, ist es erbermlich, wie übel sich die beste Sache manchmal treffen.“ Hr. W. ruft hierüber aus: *Wer wird diese Sprache nicht für schön, für originel (?) erklären? Wer noch zweifeln, ob dieser Mann die Bienenzucht praktisch verstehe?* Rec. setzt noch bey: Wer sollte nicht sehen, daß der Mann auch rasonniren könne; wer nicht hören, daß Hr. W. schwärme? Der Mann verdient aber darum bey dem Herausgeb. das Lob, weil ihn lange schon solche Kraftäufserungen am Herzen drücken, und führt das Beyspiel darum an, weil es in der Hauptabsicht mit dem feinnigen vollkommen übereinstimmt, nach welchem er seinem Herzen bey dieser Zeitschrift Luft schaffen will. Es ist geschehen, an keinem Orte aber mehr, als S. 23 und 24, wo er schimpft; und zwar S. 107 mit solcher Heftigkeit, daß er folgende merkwürdige Worte von sich stößt: „Wir haben in Absicht auf Schriftstellerey in der Bienenzucht eine der unglücklichsten Perioden erlebt. Bey weitem die ansehnliche (?) Schriftsteller in diesem Fache sind die elendeste (?) und — (man besuche ihre Stände, und betrachte ihre kleinlichte (zu Hochdeutsch: kleinen) und armselige (?) Bienenanlagen) — die erklärteste (?) Stümper in der Behandlung der Bienen. Ihre Schriften sind, so wahr ich lebe (sein so wahr ich lebe gebraucht Hr. W. auch als ein Urtheil über Kaiser, da er ihn recensirt), für Antäuger in der Bienenzucht eben so gefährlich und schädlich, als es

A a a

einst die Schriften, welche verrückte Köpfe über Gegenstände der Religion ausheckten, für unschuldsvolle, aber nicht genugsam unterrichtete, Christen waren (auweh!!!). Was einst Schirach, und nach ihm Riem, Christ, Hampel, Sprenger, Spizner (Spizner), Heydenreich und noch einige Andere (und sich selbst hat er noch vergessen!) aufgebaut haben, das reißt Lukas, Büsching, Kaiser, Matuschka, Staudtmeister, mit der größten Emsigkeit nieder. Ich erkläre hiermit feyerlich (!), u. s. w." Rec. hofft, daß der zornige Ritter alle diese Männer in der besten Bereitschaft antreffen werde.

Der 1 Hest des 1 Bandes enthält VII Aufsätze. I. *Kann aus der Bienenzucht ein wahrer Nutzen gezogen? Kann sie selbst für den Staat im Großen nützlich werden? Und, wenn dieses ist, wie müßte man die Sache einrichten?* Vom Herausgeber. Ist ein blosses Gewächse, welches er größtentheils von seiner Bienenzucht und v. D. Rümels und des Pfarrer Paals Berechnungen macht. Diese Herren mögen nur erst ihre Plane so, wie sie dieselben in Vorschlag bringen, in verschiedenen Gegenden ausführen, dann erst wird es für Andere sich ausweisen, welchen Nutzen die Bienenzucht davon habe. Was soll sich aber der Leser (S. 9) aus folgender Stelle nehmen: „Zween Bürger auf einem Dörfchen, Mühlen am Bach, hatten die Bienenzucht u. s. w.“ II. *Geschichte meiner Bienenzucht vom Frühjahr 1803 bis dahin 1804.* Von Ebendenselben. Hier findet man (S. 38), daß die Schrift den Titel, für *Beobachtungen*, nicht umsonst hat. Der Vf. hat mit seinem Vergrößerungsglase den Auswurf von Bienen besehen. Aber ungern hat er wahrnehmen müssen, daß er (S. 41) nach seinen Erfahrungen über die Faulbrut Hn. Lukas noch Gerechtigkeit widerfahren lassen muß. III. *Geschichte der Bienenzucht zu Ludwigsburg in den Jahren 1801, 1802 und 1803,* von D. Rümelin. Diese Geschichte hat ungleich mehr voraus: sie ist in einer reinen Sprache und einem blühenden Styl geschrieben; auch ist ihr wissenschaftlicher Gehalt zu rühnen. Der zurückkehrenden Faulbrut wird hier auch, aber auf eine solide Art, gedacht. IV. *Bemerkungen über die Reservköniginnen (Reserve-Königinnen), über die Arten, sie zu bekommen, und sie zur Vermehrung seiner Bienenzucht zu benutzen.* Vom Herausgeber. Ein Zank mit Kaiser und Büsching. Daß diese nie so, wie er, zu einer großen Bienenzucht kommen würden, hat er ihnen mit folgenden nachdrücklichen Worten gesagt: „Nein! wer seine fette (u) Stöcke unbarmherzig mordet, und mit den schlechten seine Bienenzucht fortsetzt, der muß die Abnahme seiner Zucht nicht den harten Wintern, sondern sich selbst zuschreiben.“ Der Mann hat tiefe Einsicht. Schade, daß man ihn für Geld nicht selbst haben kann!! V. *Wie wird der Honig verfälscht? (!)* Von Ebendenselben. An dieser Frage ist unstreitig das Meiste gelegen, und wer wird es dem Vf. nicht Dank wissen, wenn er ihn das Wahre gelehrt hat? Aber wird Hr. W. nicht auch bald die Frage aufwerfen: wie werden die Bienen vergiftet? Doch, die neue Kunst hat er eben nicht selbst erfunden;

aber sie kam aus einer sichern Quelle, der Pater Rupert hatte es ihm erzählt, und jenem hatten es die Kloster-Frauen gesagt!! VI. *Über den Naturtrieb der Bienen, zur Schwarmzeit königliche Zellen mit Brut zu besetzen, noch ehe die alte Königin mit Tode abgegangen ist,* von Senator Strauß. Ein Aufsatz, mit Kopf und Schwanz vom Herausgeber geziert, um des Dinges Gestalt in eine Mißgestalt zu verwandeln. Herr Senator! Herr Senator! Was mögen Sie wohl gethan haben, daß der Herausgeber sogleich die Hand über den Titel hält? Ja, er schreyt mit voller Stimme voraus: „Dieser Aufsatz ist ein redender Beweis, daß es uns aufrichtig um Wahrheit zu thun ist.“ Nun, so laßt doch auch die Wahrheit, wie sie ist, und nicht das große Ich hervortreten, und reden! Soll denn der Leser, ehe er die Wahrheit anschauen darf, erst durch blinden Glauben dem großen Ich huldigen und sich die Augen verbinden lassen? So hat ja der ganze Aufsatz an seiner Kraft verloren! — Schon recht! warum will sich der kühne Vf., nicht wie oben der Bauer, nach dem Orakel fügen, so wie die anderen Mitarbeiter es alle williger thaten; warum will er das niederreißen, was Hr. W. in seinem sanctionirten Alkoran gebaut hat? Dafür mußte nun freylich die Wahrheit gleich auf der Stelle arretirt, und auf allen Seiten mit Schildwachen besetzt werden, damit sie nicht aus dem Gefängnis entspringen konnte. VII. *Sammlung der verschiedenen Meinungen über das Geschlecht und die Fortpflanzung der Bienen,* von Rath Andread. Die Meinungen haben nur dann einen Werth, wenn auch gezeigt wird, daß sie den richtigen Lauf der Naturkenntnisse bey Anderen entweder gehemmt oder befördert haben; oder wenn dieselben, wie Spizner that, kritisch geprüft und gegen einander berichtigt werden. Die Urtheile der Recensenten sind zum Theil zu sehr beschränkt, als daß sie allgemeine Gültigkeit haben könnten, besonders aber ist Hn. Kaiser und Büsching Unrecht gethan.

In der Vorrede zum 2 Hest sagt der Herausg., daß sowohl er, als die Hn. Mitarbeiter sich jederzeit angelegen seyn lassen werden, theils durch die Wahl der Materien, theils durch die Bearbeitung derselben die Leser zu befriedigen, und das praktische Fach in der Bienenzucht so zu bearbeiten, daß man auf ihre Vorschläge mit Zuversicht gehen dürfe: allein dieses Wählen und Bearbeiten setzt wissenschaftliche und richtige Grundsätze bey dem Herausgeber voraus, und diese hat er niemals von sich zu erkennen gegeben. Wenn er dann fortfährt: „Übrigens hält sich keiner unter uns für untrüglich“: so müssen sich die Hn. Mitarbeiter dies alles recht wohl gefallen lassen: mit dem Herausg. aber hat es eine ganz andere Bewandnis, der kann hinter seiner ehernen Schutzmauer als Orakel doch wohl ein Machtwort sprechen, es klinge auch noch so ungereimt. Denn die Wahrheit ist ihm eine wächserne Nase, die er drehen kann, wie es ihm beliebt, und die er jedem Mitarbeiter als Maske nach Gefallen aufsetzt, und ihn damit vor dem Publicum

parodiren läßt. Dafs ein jeder Mitarbeiter seine Meinung selbst in dem Falle, wenn sie gegen die Meinung des Herausg. oder eines anderen Mitarbeiters streitet, aufrichtig vortragen solle u. s. w., klingt sehr tolerant; aber es liegt auch in diesem Vertrage, dafs ein Jeder auf wissenschaftliche und richtige Grundsätze sogleich habe Verzicht thun müssen, und alles, was diese Zeitschrift enthielte, nur Meinungen seyn könnten. Aber wie kann denn Hr. W. bey dem Vertrage, den er nur mit seinen Mitarbeitern gemacht hat, sich veranlasst fühlen, den Hn. Appellationsrath Heydenreich in Dresden ins Gedränge zu bringen, da dieser noch nie ein Mitarbeiter von seiner Zeitschrift gewesen ist? Greift hier nicht eine kühne Faust muthwillig aus den von ihr selbst gesetzten Schranken heraus, blofs um die Ehre eines würdigen Greises mit Dreistigkeit zu verletzen? Alle Aufmerksamkeit verdient eine andere Stelle S. 55, wo Hr. D. Rümelin folgendes Schreiben von dem P. Staudtmeister in seinen Aufsatz über Nordbienenstände aufgenommen hat, in welchem dieser sagt: „Lassen sie sich doch durch nichts in der Welt von der Nordlage abbringen. So viel ich aus hiesiger und aus anderen Gegenden weifs, ist Jeder, der diese Lage angenommen hat, sehr zufrieden mit ihr, und gäbe seinen Bienen nimmermehr wieder eine andere Richtung. Aus Privatbriefen des gewandten Lukas könnte ich Ihnen auch seine eigene Zufriedenheit darüber beweisen.“ Hier tritt nun Hr. W. mit seiner Bemerkung ins Mittel, und spricht pathetisch: „Gerade, als ob auf den Ausspruch eines Lukas alles ankäme! (gleichsam, als wollte er sagen: wozu bin denn ich da?) Wenn Hr. St. keinen besseren Gewährsmann anführen kann, als den gewandten — ein sonderbarer Ausdruck! — (Ey freylich wundert sich das Orakel, dafs man ihm diese Ehre entzog!) Luka's so wird man ihn weniger, als auf sein eigenes Wort glauben (das ist auch sehr vernünftig). Ubrigens ist es kein Wunder, dafs sich Luka's zum Dictator in der Bienenzucht aufwerfen will, wenn er sieht, dafs sich Prediger so ehrfurchtsvoll auf die Zufriedenheit des Hn. Schulmeisters berufen. Das heifst ja offenbar nichts anderes, als den Hn. Luka's auf den Dreyfufs hinaufsetzen.“ (Klingt das nicht, als wenn der römische Papst mit einem wankelmüthigen Bischofe über einen lutherischen Ketzler gesprochen hätte?) Ob nun Staudtmeister und Lukas des Beyfalls werth oder unwerth sind, scheint nicht auf diesen Ausspruch angekommen zu seyn. Denn S. 63 fodert Hr. D. Rümelin seine Leser auf, ferner sich von der Vortrefflichkeit seiner Nordbienen mit eigenen Augen zu überzeugen, und beruft sich auf das Zeugniß seiner Freunde, des Hn. Rath Andreä und Hn. Senator Straufs, die keine Nordstände haben. „Vielleicht, fährt er fort, dafs sie meine Wohnung mit der Überzeugung verlassen, dafs die Richtung der Ausflugsseite der Bienenstände gegen Mitternacht doch wenigstens derjenige Unsinn nicht ist, als welcher in einem vortrefflichen Bienenbuch, das in diesem Frühjahr die

Presse verlief, geschildert wird.“ — „Ich leugne nicht, sagt Hr. W. in einer Anmerkung, (er hätte aber nur noch hinzusetzen sollen: und schäme mich auch meines grossen Unverständes nicht), dafs sich der Hr. Vf. dieses Aufsatzes bey dieser Stelle dessen (meines unbefonnenen Orakelspruchs) erinnerte, was ich bey meiner Anleitung 3te Aufl. S. 10, §. 8. n. d. von der Nordlage eines Bienenstandes gesagt, und sie für eine unsinnige Meinung erklärt habe. (Nun, das ist aber doch wohl nur Freymüthigkeit und angeborene Herzenssprache?) Ich habe den Nordstand des Vfs. im verwichenen Junius selbst gesehen. Die Bienen hatten einen gleichen, aber durchaus nicht stärkeren Flug mit jenen auf dem Südstande; sie waren (wohlgemerkt!) nicht schwerer, nicht volkreicher, als jene; kurz sie waren einander so gleich, dafs Nord- und Süd-Bienenstände wechselseitig alle Ansprüche auf Vorzüge aufgeben mußten u. s. w.“ — Hr. Staudtmeister kann also froh seyn, dafs er der aufgebürdeten unsinnigen Meinung nun los ist, und einen besseren Veteran für Nordbienenstände gefunden hat, der in der Folge auch den Vorsatz äufsert, sich selbst einen solchen Bienenstand zu erbauen; denn mit Lukas, seinem Gewährsmanne, würde er so nicht weit gekommen seyn!!

Die Aufsätze des 2 Hefts sind: I. *Von Vermehrung der Bienen durch Zwillingschwärme.* Von M. Dobelmann. Der Leser verspricht sich vielleicht hier eine neue Entdeckung, es sind aber nur Seifenblasen; weder der Vf. noch der Herausg. hat sich mit den neuen Namen zurecht zu finden gewußt. II. *Wie muß man die Bienen behandeln, um gegen alle Mißjahre gesichert zu seyn?* Von Straufs. Es wird freylich mit Beyspielen von der Magazinbienenzucht bewiesen; diese aber sind örtlich, und der Beweis nicht allgemein. Sollte es denn keinen allgemeineren Grund, als dieser ist, geben, von welchem überhaupt alle Bienenzucht ausgehen soll? In den Behältnissen kann nichts liegen. III. *Etwas über Nordbienenstände.* Von D. Rümelin. IV. *Wie muß man Schwärme behandeln, die, wenn sie gefasst sind, auf einmal unruhig werden, und wieder ausziehen wollen?* Vom Herausg. Es sind unnütze Künste, die nicht viel einbringen. V. *Über die Faulbrut.* Von Andreä. Die Herren sind mit dieser Krankheit noch weit zurück; sie werden noch viel Lehrgeld geben müssen. Sie haben gefunden, dafs das Verpflanzen der Bienen in neue Behältnisse nicht hilft, ob sie gleich ausgesaunt hatten, dafs ihnen damit geholfen sey: Nun wollen sie den Bienen andere Mutterbienen mittheilen, und wenn sie dies gethan haben: so haben sie über kurz oder über lang die Faulbrut, wie vorher. Dahin, wo der Grund dieser Krankheit liegt, werden sie alle nicht gelangen; gesetzt aber, dafs sie ihn noch einsehen und begreifen lernten: so werden sie die Bienen, wenn bössartig die Krankheit ist, doch noch nicht mit Erfolg curiren lernen. Der Herausgeber wird sie gewifs am ersten erkennen, denn er sieht sie für die Schwindsucht an; ver-

muthlich hat er die Bienen hufen hören!! VI. *Verfuch, die gewöhnliche einfache Korbienenzucht zur Magazinwartung umzuschaffen, ohne andere Körbe dazu nöthig zu haben.* Von *Straufs*. Ein bloßes Hirnge-spinn. Man muß aber den Herausgeber nach No. 1 seiner Anmerkungen hören: „Es verdient der Gedanke des Hn. *Straufs*, da sich nach der allgemeinen Erfahrung verjährte Vorurtheile nicht auf Einmal ausrotten lassen, einstweilen den Hassern der Magazin-zucht eine Behandlungsart zu empfehlen, die zwischen der einfältigsten (!) und zwischen der vernünftigen (?) in der Mitte steht (! ! !), und unvermerkt von jener zu dieser überführt, den Beyfall (!) aller derer, die das Beste ihrer Nebenmenschen (?) !) aufrechtig zu befördern suchen.“ Also, hier hat man das reife Urtheil des Herausgebers: wer die württembergische Magazin-zucht hasset, und bey der Korbienenzucht bleibt, die so lange den Honig tonnenweise fremden Ländern geliefert hat, der ist einfältig; nur die Württemberger sind die Vernünftigsten, zu welchen aber kein Anderer unmittelbar mit seiner Vernunft gelangen kann, wenn er nicht erst ein Mit-telding wird!!! Was werden diese Männer bey der Nachwelt sich nicht für einen unsterblichen Ruhm erwerben, wenn diese Weisheit nur erst weiter in Umlauf gesetzt seyn wird! VII. Drey kleinere Aufsätze. 1. *Über das Ausfliegen der Königinnen.* 2. *Warnung bey dem Gebrauche des Bovists.* Beide von *Andreas*. 3. *Merkwürdige Beyspiele von zwey außer der Schwärmzeit zugleich vorhandenen Königinnen.* Von *Straufs*. Der erste und letzte Aufsatz sind eine Ährenlese, bey welcher sich die Herren über einige Umstände Belehrungen ausbitten; der zweyte aber enthält einen unvorsichtigen Streich, welchen auch ohne Warnung kein Mensch nachmachen wird. VIII. *Über den Ursprung des Wachses.* Von D. *Bischoff*. Eine Übersetzung einiger, durch den in der Geschichte berühmten *Franz Huber* und seinen Secretär *Bürnen* gemachter Versuche. Die aufgeklärten Deutschen, im achten Sinne des Worts, haben die französische Schwindeley noch zu sehr im frischen Andenken, als daß sie sich wieder etwas Neues vorgaukeln lassen möchten IX. *Gewicht zweyer Stöcke das ganze Jahr hindurch.* Von *Straufs*. Für die praktische Bienen-zucht bleibt dieses Geschäft immer das lehrreichste. Warum versucht man dies aber nicht auch mit Rücksicht auf die verschiedenen Bienenwohnungen, um sich davon überzeugen zu können, ob die eine Art mehr als die andere zum wenigeren Zehren und fleißigeren Honigsammeln der Bienen beytragen könne? X. *Rechtliche Darstellung der Bienenvergiftung zu Ludwigsburg am 21sten*

August 1801. Von *Rümelin*. Von einem Manne, wie Hr. D. *Rümelin* war, konnte man schon erwarten, daß er die Sache von allen Seiten gründlich darstellen, und über die dunkeln das deutlichste Licht verbreiten würde. Daß er das mit ungemeiner rechtlicher Sachkenntniß wirklich auch gethan hat, dafür müssen wir ihm das beste Lob hier geben. XI. *Recensionen.* Von *Wurster*. — Eine Rüge verdient es noch, daß mit dem Titel eines jeden Aufsatzes allemal zwey Seiten leer geblieben sind.

Wenn diese Zeitschrift Hn. D. *Rümelin* oder einen Anderen zum Redacteur hätte erhalten können: so hätte sie vielleicht Beyfall gefunden, denn die Mitarbeiter, als vernünftige und geschickte Leute, haben manchen nützlichen Aufsatz dazu geliefert. Wie manche Leser hat es aber verdrossen, wenn sie alle Abhandlungen der Mitarbeiter mit den schwerfälligen, sehr ungeschickt angebrachten, auch zum größten Theil trivialen Anmerkungen des Herausg. ausgeprunkt datheben sahen, da doch Jeder die Mitarbeiter alle für gescheider halten muß, als den Redacteur! Rec. will zwar Hn. *W.* die praktischen Kenntnisse zur Bienen-zucht nicht geradezu absprechen, da er weiß, daß derselbe eine lange Reihe von Jahren die Bienen-zucht praktisch betrieben hat: allein es fehlen ihm als Schriftsteller und Redacteur gewiß nicht wenig andere Wissenschaften und gründliche Naturkenntnisse, ohne welche er seine gesammelten Kenntnisse der Bienen-zucht Anderen nicht gefällig mittheilen, viel weniger die Erfahrungen seiner Mitarbeiter zu Begründung vernünftiger und nützlicher Wahrheit ordnen und regeln kann. Rec. bekennt daher frey heraus: Hr. *W.* verbreitet in seiner Zeitschrift gar keine vernünftigen Kenntnisse zur Bienen-zucht, sondern was er dafür ausgiebt, sind nur seine eigenthümlichen Meinungen, welche er durch einen ekelhaften, zankfüchtigen, und grob beleidigenden Vortrag in oberdeutscher Mundart ohne Beybringung von Gründen über alles geltend zu machen sucht. — Aber welcher Vernünftige, der sich durch die wissenschaftliche Bildung und tiefere Einsichten über gemeine Bienen-väter erhebt, wird sich denn alles, was Hr. *W.* durch seine Beobachtungen und Erfahrungen bestätigt gefunden haben will, als allgemein gültige Wahrheit ausdrücken lassen? welcher Gebildete wird nicht ein Journal, das nicht nur gegen verdiente Schriftsteller, sondern gegen das ganze Publicum, sich grobe und unbescheidene Ausfälle erlaubt, mit Verachtung bey Seite legen? Kein Wunder also, daß diese Zeitschrift mit dem 2 Hefte des zweyten Bandes ins Stocken kam!

p 5

F O R T S E T Z U N G E N.

Ohne Druckort: *Die Feldzüge von 1806 und 1807.* In einer historisch - politisch - militärischen Darstellung. Nebst den officiellen Actenstücken. in Thls. 2te Abtheil. 1808. 137 S. ar Tl. 1309. 96 u. 146 S. 8. (1 Rthlr. 4gr.) S. Rec. des in Thls. 1807. No. 202.

Glogau, b. Günter: *Briefe eines Menschenfreundes an bekümmerte und leidende Mitmenschen*, von Jakob Gump, dr. theol. evangel. Prediger zu Glogau. Dritte Samml. 1808. 334 S. 8. (1 Rthlr.) S. Recension der 2ten Sammlung. 1806. No. 136.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 28 M A Y, 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

BERLIN, b. Weils: *Ludovici Hotibii, Rigenfis, Lectiones Aristophaneae.* Editionem curavit Frid. Henr. Bothe. 1808. IV u. 152 S. 8. (20 Gr.)

Über den Vf. dieser Schrift, den die gelehrte Welt bisher nicht kannte, und den nach S. 5 äussere Umstände nicht begünstigten, erfahren wir in dem Vorberichte des Herausgebers, dass er *Ludewig Dastleben* geheissen, dass dieser von einem zu frühen Tode weggeraffte Vf. — sonderbar genug — seinen Namen in *Hotibius* (ὅτι βίος) umzuändern für gut gefunden, und dass der Herausgeber von dem Bruder des Verstorbenen diese Papiere über den Aristophanes erhalten habe, um sie, wenn sie es verdienten, der gelehrten Welt mitzuthellen. Nach weiterer Auskunft über den Vf. sucht man in dem Buche vergebens. Zweifel gegen den Bericht des Herausg. zu erheben, fühlt Rec. sich nicht berufen; jedoch muss er gestehen, dass ihm nie eine grössere Familienähnlichkeit vorgekommen sey, als zwischen dem Geburtshelfer und dem sogenannten Vater des Kindes, der *Ovo prognatus eodem* zu seyn scheint. Eine ungläubigere Kritik mag es zu ergründen suchen, ob unser *Hotibius* je existirte; ob die ans Wunderbare grenzende Übereinstimmung mit dem Herausg. in Rücksicht der Kühnheit im Ändern, der oft verkehrten Ansicht der Sylbenmasse, der verfehlten Abtheilung der Strophen und Antistrophen, der Sprache und des Ausdrucks, und mehrerer gemeinschaftlicher Tugenden und Fehler blofs ein Werk des Zufalls sey; oder ob der durch seine *in usum elegantiorum hominum* gemodelten, oder vielmehr verpfuschten Ausgaben der Classiker mehr bekannte, als berühmte Herausg., um der gewohnten, aber wohlverdienten Geissel der Kritik zu entgehen, sich hinter einen angenommenen Namen versteckt habe, und in dieser Schrift über den Aristophanes nur mit etwas mehr Vorsicht und Besonnenheit aufgetreten sey.

Nach einem eben so bekannten, als oft übertretenen Grundsätze soll Keiner sich an die Herausgabe oder Kritik eines griechischen Dichters, besonders eines Tragikers oder Komikers, wagen, er könne denn zuvor, wie *Brunck* sich ausdrückt, die Quantität der einzelnen Sylben an den Fingern herzählen, und habe sich eine genaue Kenntniss der mannichfaltigen Sylbenmasse erworben, und verstehe sie anzuwenden. Gegen dieses Axiom hat der Vf. theils aus Flüchtigkeit, wie es scheint, z. B. zu Plut. 204, wo

die Lesart *διεβαλλ'*, wodurch in dem vierten Fusse des Semars ein Spondeus entsteht, für eben so gut als *διεβαλ'* erklärt wird, theils aus wirklicher Unkunde der Sylbenlänge und aus verkehrten Begriffen von manchen Sylbenmassen nicht selten gefehlt. Beyläufig muss Rec. bemerken, dass in der *hotibischen* Schrift die Verszahl nach *Invernizzi's* Ausgabe angegeben sey, und dass er, wo diese mit *Brunck* nicht übereinstimme, die Verszahl der *brunckischen* Ausgabe in Klammern beygesetzt habe. Unrichtig ist es, wenn S. 137 *ἀγλαϊόυσα* für einen Ditrochäus, und S. 140 *τὸ τρύπημα* für eben diesen Fuss erklärt werden, da bekanntlich *υ* in diesem Worte immer lang ist. — Eben so unrichtig ist es, wenn S. 107 gelehrt wird, dass der Diphthong *αι* in *Παίδν* und *γενναί-τέρων* kurz seyn könne. Völlig lächerlich ist zu Plut. 347 die Änderung der gewöhnlichen Lesart *ἦν θεός* *ἑλν* in *ἦν ἑλν. θεός*, aus Furcht vor dem Hiatus, weil der folgende Vers sich mit einem Vocal anfängt. Nach diesem gänzlich falschen Grundsätze müssten in den ersten 30 Versen des Plutus 16 Verse, und vielleicht der vierte Theil aller Trimeter im Aristophanes geändert werden! Unkunde der Sylbenmasse ist es, wenn akatalektische jambische Tetrameter, sogar mit Brechungen S. 123, und eben solche trochäische Tetrameter, S. 51, und mit Brechungen, nicht blofs am Ende, sondern sogar im Anfange ein katalektischer Tetrameter S. 125, der mit der zweyten Sylbe von *ῥυθμὸν* anfängt, in den Text hinein emendirt werden. Eben diese falsche Ansicht herrscht auch in Betreff anderer Sylbenmasse. So wie mancher Arzt fast in allen Krankheiten Bandwürmer als Ursache der Krankheit findet: so findet unser *Hot.* allenthalben anakreontische Verse, z. B. S. 137, oder — welches er mit mehreren der neuesten Metriker gemein hat — polyschematische Glykoniker, — des gewöhnlichen Scherwenzels, alle Verse, wozu man keine Rubrik auffinden kann, mit dem Namen *dochmische* zu stempeln, nicht zu erwähnen. Über die Brechungen der Verse herrschen hier, wie fast bey allen Metrikern, die unrichtigsten Grundsätze von der Welt, indem anapästische Dimeter, vierfüssige Kretiker, S. 90, und andere Verse, die keine Brechungen leiden, alle ohne Unterschied gebrochen, und kreuzlahm gemacht werden.

Eins der schwierigsten Stücke der Metrik ist das Auffinden der Strophen und Antistrophen. Dieses Talent, wie das Buch von einem Ende bis zum anderen beweist, besitzt der Vf. in einem hohen Grade, und daher ist diese Schrift jedem, der den *Ar.* auf-

B b b

merksam auch in metrischer Rücksicht studirt, und in Kenntniß der Sprache und der Sylbenmasse jenen übertrifft, auch mit größerer Vorsicht beym Emendiren verfährt, zu empfehlen. Schade nur, daß der Vf. dies Talent mißbraucht, daß er nicht selten mit einer Art von Wuth, möchte man sagen, nach Strophen und Antistrophen umherjagt, und sie denn auch durch gewaltsames Schneiden und Verzerren der Versglieder glücklich herausgrübelt! Auf diesem Wege werden Strophen und Antistrophen gefunden, wo kein verständiger Metriker sie je suchen wird, z. B. am Schluß der Ekklesiastzen, wo V. 1208 — 1224 (Br. 1163 — 1176) zur Antistrophe von V. 1200 — 1207 (Br. 1155 — 1162) gemacht, und mit Feuer und Eisen in acht katalektische achtsüßige trochäische Tetrameter zusammengeschmiedet werden, die durch allerliebste Brechungen am Anfange und Ende der Verse eine entzückende Harmonie geben. Alle Fehler dieser Art, die durch das ganze Buch verbreitet sind, aufzuzählen, würde zu weit führen. Bey den Fröschen wird Rec. hierauf zurückkommen.

Aber noch immer ist der Metriker sehr unvollkommen, sey die Fertigkeit, Strophen aufzufinden, bey ihm so groß wie sie wolle, wenn ihm die durch Regeln schwer zu erlernende Kunst, diese Strophen gehörig zu ordnen, abgeht. Spiele einer ein in Dreyvierteltact gesetztes Stück von 40 Tacten, das also im Ganzen 120 Viertel enthält, als wäre es ein Stück im Zweyvierteltact; und mache 60 Tacte daraus: so wird er, wenn er auch die Töne richtig angiebt, und jeder Note die gebührende Zeit zutheilt, dennoch durch die gewaltsame Zerreißung und Umformung der Tactglieder aus dem schönsten musikalischen Stücke die abscheulichste Musik hervorbringen. Eben so der Metriker. Pauw, Heath, und der größte Theil des Trosses der Metriker, Brunck und einige Neuere nicht ausgenommen, glauben ihre Sache wunderherrlich gemacht zu haben, wenn sie lyrische Stellen griechischer Dichter in die ihnen bekannten Sylbenmasse einzwängen, und diese, wenn es Strophen sind, nicht ohne Hülfe der beliebten Isochronie, womit, beyläufig gesagt, ein heilloser Mißbrauch getrieben wird. Die Kinder dieser Schöpfung steinelt man dann mit barbarischen Namen zu Versen, unbekümmert, ob eine Dissonanz die andere dränge, und ob der Text mit dem Sylbenmasse, oder dieses mit jenem, d. h. die Musik mit dem Texte in dem schreyendsten Widerspruche stehe, oder nicht. Mit welcher Besonnenheit ist in den Chören des Sophokles, — auch in metrischer Rücksicht vielleicht das Vollendetste, was der menschliche Geist je hervorgebracht hat, — das Thema durchgeführt, mit welcher Kunst sind die Rhythmen variirt, Dissonanzen vorbereitet und aufgelöst! Wie schön kommt er durch überraschende Ausweichungen entweder auf das Thema zurück, oder verbindet, wenn noch eine Strophe folgt, durch harmonische Übergänge sie mit der vorhergehenden! Wie herrlich ist alles in sich gerundet, und zu einem schönen Ganzen verschmol-

zen! Aber wie find durch die barbarische Hand der Scholiasten, der Abschreiber und der Herausgeber alle diese Schönheiten zum Theil verwirrt und verdunkelt! Völlig Recht hat daher der scharfsinnige Recensent des Polyidos in der L.L. Z., einer von den Wenigen, die eine Ahnung von der hohen rhythmischen Kunst der Griechen zu haben scheinen, daß wir bis jetzt noch keine Ausgabe eines griechischen Tragicikers (und irgend eines Stücks des Aristophanes, könnte man hinzufügen) besitzen, die in Ansehung der Abtheilung der Strophen sowohl, als der einzelnen Verse, nur einigermaßen befriedigend wäre. Dies ist auch der Fall mit den Strophen- und Vers-Abtheilungen unseres Hotibius. Nur äußerst selten sind die aufgefundenen Strophen gehörig geordnet, sondern nur zu oft durch Zerreißung der Versglieder entstellt; manche Hauptfehler sind übersehen; manches, was keiner Änderung bedurfte, ist wegen geändert, und — verdorben; manchmal, obgleich nur selten, z. B. Vesp. 418, ist durch die Verbesserung das Sylbenmaße wieder hergestellt, aber der Sinn corumpirt worden, der kleinen Fehler durch Einschiebung des γέ, αὐ und dergleichen Lückenbüsser nicht zu erwähnen.

Um dies Urtheil zu bestätigen, will Rec. des Vfs. Bemerkungen über die Frösche durchgehen, und aus denen über die übrigen Stücke nur das Beste ausheben. Alles Halbwahre und Falsche dieser Bemerkungen anzuzeigen und zu berichtigen, würde die Recension zu einem Buche aufschwellen, das an Seitenzahl die beurtheilte Schrift bey weitem überträte.

Ran. 80 — 82 werden nach dem Vorgange eines nicht genannten Kritikers dem Herkules zugeheilt, und statt καὶ ζυγανόρῳναι der gewöhnlichen Lesart wird V. 81 so zu lesen vorgeschlagen: καὶ ἀποδῶναι δούρ' ἐπιχειρήσειν αὐ. Nimmt man an, daß dies Worte des Herkules sind: so ist der Vorschlag sinnreich; ein Blick aber auf den Zusammenhang der ganzen Scene, wo Herkules von V. 64 bis 103 immer in kurzen Fragesätzen spricht, lehrt, daß die gewöhnliche Abtheilung die richtige, und daß die Lesart in der brunckischen Ausgabe keiner Änderung bedürfe. V. 146 wird σῶρ aus der jurtinischen Ausgabe zurückgerufen. Aber nicht bloß diese, sondern alle Ausgaben vor Brunck lesen so, und mit Recht, denn das Wort ist ein Neutrum. Suidas unter σῶρ, und den Scholiasten zu Aristoph. Plut. V. 706, der das Genus bestimmt angiebt: ἐρῶντος δὲ ἔστιν ἡ ἀκατὸς γυνὴ, ἀπὸ τοῦ σῶρ. Warum Brunck hier, und Plut. 305 σῶρ, abdrucken läßt sich nicht einsehen; eben so wenig warum Matthiä ausf. gr. Gramm. S. 117 es nicht als ein Neutrum unter den Ausnahmen auführte, wie schon b. Weller S. 82, und b. Fischer zu Weller B. I. S. 390 gethan ist. — V. 169 wird die vom Scholiasten angeführte Variante μὴ ἔχω (ἐχω), statt μὴ ὕπα, als die schönere Lesart empfohlen; nur müßte man nicht wie jener ἀργύριον, sondern μιᾶς ὥσας τὰι suppliren.

— V. 184 wird die Behauptung des einen Scholiasten als richtig angenommen, daß der dreyfach wiederholte Gruß nicht dem Bacchus allein, sondern dem Bacchus, Xanthias, und dem Todten zugetheilt werden müsse. Nach dieser Meinung müßte man den Vers so schreiben:

„Δ. χαῖρ' ὦ Χάρων! — Ζ. χαῖρ' ὦ Χάρων! — Ν. χαῖρ' ὦ Χάρων!“

V. 189 (Br. 188) für ποῦ wird ποῖ aus der vatikanischen Handschrift vorgeschlagen, das schon Küster billigte. Auch Schäfer zu L. Bos. S. 318 schlägt, Rec. glaubt, mit Recht, ποῖ vor, weil ἐς κόρακας ὄντως folgt. — V. 210—217 (Br. 209—216) werden für strophisch erklärt; eben so V. 229—236 (Br. 228—235), und V. 245—263 (Br. 242—262). Die Verse 218—221 (Br. 217—220) und 204—270 (Br. 262—268) werden für Epoden, und V. 222—228 (Br. 221—227), und 237—244 (Br. 236—242) für monostrophische Verse erklärt. Nach dieser Berechnung fängt die zweyte Antistrophe mitten im Worte (ἐνῆλοις) an, nämlich mit ἡλοις. Diese Behauptung wird mit folgendem Grunde unterstützt: *Ridicule autem media in voce ἐνῆλοις denovo cantare incipit choros, ut quam pessimi sunt cantores poëtaeque, tum canendi maxime solent esse insatiabiles, cf. Vesp. 492.* Diefs ist in der That lächerlich, und vielleicht der albernfte Einfall, den Hr. Hrb. je vorgebracht hat. Man könnte hier seine eigenen Worte auf ihn anwenden: *Ut quam pessime sunt critici, tam corrigendi maxime solent esse insatiabiles.* Recht hat er indels, daß die ganze Stelle von V. 208 (Br.) bis 267 in Strophen, Antistrophen und Epoden abgetheilt werden müsse; aber in der Art und Weise, sie abzutheilen, hat er Unrecht. Richtig gleichfalls ist, daß V. 210 ganz, als unnütze Wiederholung, V. 213 ἐμὴν ἀοιδίαν, V. 265 με weg zu streichen, und vor καὶ V. 214 noch βρεκτικῆς zu setzen sey; den übrigen Umanderungen aber kann Rec. seinen Beyfall nicht geben, am wenigsten der sogenannten, aus zwey ganz verschiedenen Theilen zusammengesetzten Proode, und V. 245 der Änderung μέλεισιν für μέλεισιν. Rec. hält μέλεισιν für eine Glosse von ᾠδαῖς, verschrieben für ᾠδαῖς, wofür Saumaise zum Solinus S. 279. a. E. besser vielleicht ὕμνοις liest, und würde daher V. 244, 5 so lesen:

Καὶ Φλω, χαίροντες; ᾠδαῖς
πολυκόλυμφοις.
ἢ Δ. — — — —

Hienach müßte dann die Strophe, worin an dieser Stelle gleichfalls ein offenklares Glossen ist, geändert werden. — V. 326—355 giebt sich der Vf. das Ansehen, als wenn er hier zuerst Strophen entdeckt hätte, wobey er denn einen ziemlich unverfälschten Schleichhandel mit dem, was Hermann de metris S. 352, 3 über diese Stelle gesagt hat, treibt. Die Vulgata πολυτιμήτοις V. 323, die gegen das Sylbenmaß und von Hermann sehr gut in πολυτιμοῖς ἐν verbessert ist, wird in πολυτιμῶτος verändert, wodurch

nichts gewonnen wird. — V. 340: ἔχεις, ὁλοχῆας λαμπάδας ἐν χερσὶ τινάσσων, ist eine gute Conjectur; alles übrige, was über das Sylbenmaß dieser Stelle gesagt wird, ist größtentheils grundloses Gewäsch. Richtig ist, daß V. 334, 5 (Br.) in einen Vers verbunden werden müssen, aber die beiden vorhergehenden Verse hat der Vf. nicht gehörig hergestellt. Rec. liest sie in einem Verse:

„ποδὶ τιμᾶς Φιλοτιμῶν ἀπλάστον“

und in der Antistrophe V. 349 u. 350 (Br.)

„ὕπὸ τιμᾶς ἱερᾶς λαμπάδι δ' αἶθρον.“

oder mit dem Vf. λαμπάδι φέγγων, wovon die Vulgata φλέγων die Glosse ist. — V. 350 (Br. 347) wird mit Dawes ἀτῶν statt ἐτῶν für eine ungezweifelt richtige Conjectur erklärt. Schon Brunck widersetzte sich dieser unnöthigen Änderung, die das Sylbenmaß mehr verdirbt als bessert. Hermann de M. p. 352 hat den Vers sehr gut so wieder hergestellt: χρόνιους τ' ἐτῶν παλαιῶν ἐνιαυτοῦς. — V. 365 (Br. 363) Θωρυκίων ὥς, wie Frischlin gelesen zu haben scheint. — V. 374—383 (Br. 372—381) werden mit Auswerfung der Artikel, und der für Glossen erklärten Wörter εἰς τοὺς. V. 373, τῶν καὶ Ἰδίου V. 374, das nicht bloß in der ravenner Handschrift, wie es hier heisst, sondern in allen dem Rec. bekannten Ausgaben fehlt, und von Brunck stillschweigend in den Text gesetzt ist, καὶ σκώπτων, oder, wie Cod. Rav. liest, καὶ ἀπισκώπτων V. 371, μολπάζων V. 379, τὴν χώραν V. 380, das mit σε vertauscht wird, und mit der Veränderung Φῆς in Φησὶν folgendergestalt in Strophe und Antistrophe verwandelt:

Str. χάρεαι δὲ νῦν πᾶς ἀνδρείως
εὐανθεῖς πόλεις λαίμωνων,
ἐγκροῦν, παίζων, χλευάζων!
ῥίσσεται δ' ἐξαρκούντως.

Antistr. ἀλλ' ἔμβα, χῶπως αἶψας τὴν
Σώτειραν Φωνὴ γενναίως,
ἢ σώζειν Φησὶν σ' εἰς ὥρας,
πᾶν Θωρυκίων μὴ βούληται!

Im Bewußtseyn seiner gerechten Sache bey diesen Emendationen setzt der Vf. hinzu: *Haec, si qui sensum habet, verisimillima esse confitebitur; vespertilionibus non scribo.* Trotz dieses Trumpfes, — über dessen elegante Latinität Gesners Thesaurus IV. S. 991 nachzusehen ist, oder noch besser Schellers Wörterbuch neueste Ausgabe B. 5. S. 1226, wo es sehr naiv heisst: *Auch sollen Vespertilionen eine Art böser Leute seyn, die etwa des Nachts böse Dinge thun, z. B. rauben oder die Gräber berauben (oder gar, möchte Rec. hinzufügen, die Emendationen des Hn. Hotibius meistern)* — läßt sich Vieles mit Grund gegen diese Abtheilung der Verse einwenden. Wozu bey völlig gleichen Versen, und ohne daß eine Veränderung der Personen eintritt, die Abtheilung in Strophe und Antistrophe? Mit eben dem Rechte könnte man V. 354—371 in Strophe, Antistrophe und Epode, jede von sechs anapästischen Tetrametern, abthei-

ien. Angenommen indeß, daß sie richtig sey: so mußs Rec. doch gestehen, daß der erste Vers durch den Artikel am Ende äußerst schlecht sey, und daß, da der Emendator allenthalben den Artikel aus dem Texte geworfen, er ihn auch hier hätte tilgen, und statt αἰφῆς die Lesart αἰρεῖς, die Porson zu Eurip. Med. 848 gut vertheidigt, hätte aufnehmen müssen, etwa so:

ἀλλ' ἔμβα χῆπτος Σώτηρα
γενναίως αἰρεῖς μολπάζων.

Diese Wortstellung ist poetischer, als wenn γενναίως hinter Φωνῇ herlahmt; auch kann Φωνῇ eher fehlen, als μολπάζων. — V. 386—395 (Br. 384—393), zehn jambische Dimeter, von denen immer der fünfte ein katalektischer ist, gleichfalls in Strophe und Antistrophe abzutheilen, auch die Interpunction nach χορὸν zu tilgen, wird als heilsam angerathen. Was durch diese Abtheilung, da die Strophe sich dann mit einem Komma endigt, und durch καὶ die Antistrophe in der nämlichen Gedankenverbindung fortgeht, gewonnen werden kann, sieht Rec. nicht ein. Vielleicht haben wir ehestens das Glück, alles, was der Chor im Odius dem König in klaren jambischen Trimetern und trochäischen Tetrametern ausspricht; von einem *Hotibius redivivus* in Strophen und Antistropen abgetheilt zu sehen, zum nicht geringen Gewinne der Metrik! — Von V. 396—399 (Br. 394—397) heist es: *Hic proodus, proprio metro conscriptus, sicut similes* 384, 5 (Br. 381, 2). Rec. gesteht, dießs nicht zu begreifen; denn die letzteren Verse sind anapästische Tetrameter, folglich von diesen himmelweit verschieden. Wenn an diesen Versen geändert werden soll, da Cod. Borg. u. Ravenn. b. *Invernizzi* statt εἰα νῦν γε bloßs εἰα νῦν ohne γε lesen: so möchte Rec. sie so abtheilen:

ἀγ' εἰα!
νῦν καὶ τὸν ὥραιον θεὸν παρακαλεῖτε δεῦρο
οἰδαῖσι, τὸν ἐνέμτορον τῆςδε τῆς χορείας!

Es ist das nämliche Sylbenmaß, das Vesp. 248—272 vorkommt, und worüber Hermanns Handbuch der Metrik §. 386 nachzusehen ist. — V. 398—413 (Br.) werden für eine Strophe, die *more Pindarico* zwey Antistropen hat, erklärt, und V. 400, 1 so geordnet:

πρὸς τὸν θεόν,
καὶ δεῖξον, ὡς ἄνευ πόνου πολλὴν ὁδὸν περαίνεις.

Was man bey dieser Abtheilung mit den dreymal wiederholten Versen Ἰακχε φίλογ. σ. μ. anfangen solle, darüber suchen wir hier vergebens Auskunft. Nach Rec. Ansicht ist nichts gewisser, als Folgendes: Die Verse 378—413 machen drey Strophen, jede von fünf Versen, von völlig gleichem Sylbenmaße aus. Der eine Halbchor singt vier Verse, und der andere immer den Refrain, Ἰακχε φίλ. σ. μ. — V. 398—402 machen die erste Strophe aus, V. 403—405 die zweyte, und 408—413 die dritte. Die erste und

dritte sind bey Brunck richtig abgetheilt, und bedürfen durchaus keiner Änderung. Die zweyte Strophe ist so abzutheilen:

ἙΜΙΧΟΡΟΣ.

οὐ γὰρ κατασχίσω μὲν ἐπὶ γέλωτι
κατ' εὐτελείᾳ τόνδε σκανδαλίσκον,
τόδε τε ῥάκος, κἄστουρες ὡστ'
ἄχμῖους παίζειν τε καὶ χορεύειν.

ἙΜΙΧΟΡΟΣ.

Ἰακχε φίλοχορευτὰ, συμπρόπεμπέ με.

— V. 413, 414 und 415 bis βούλομαι werden dem Dinyfos, der hienach selbst zu sich sagt: Ἰακχε φίλοχορευτὰ, συμπρόπεμπέ με, und der Schluß V. 415: καὶ γὰρ πρὸς dem Xanthias zugetheilt, wobey denn um 414 zu einem lahmen Trimeter umzuformen, χορεύειν aus dem Texte geworfen wird; eine unbedeutende Abtheilung, über die, so witzig S. 35 der Vf. sie findet, Rec. keine Worte verlieren will. — V. 416—439, wo zwey auf einander folgende katalektische jambische Dimeter mit einem Trimeter achtmal abwechseln, werden für eine Strophe mit doppelter Antistrophe erklärt. Da der Vf., sobald er ein paar Verse von gleichem Sylbenmaße findet, sie immer frischweg für Strophen und Antistropen erklärt: so wundert sich Rec., daß aus diesen 24 Versen er nicht vier Strophen und eben so viel Antistropen herausgedreht hat, da hier so schöne Gelegenheit dazu war. Statt zwey Antistropen hätte der Vf. die Freude haben können, drey seiner Strophe anzuhängen, denn V. 434—439 können mit eben dem Rechte für eine Antistrophe gelten, als die vorhergehenden zwey Verse 422—433 für zwey. Will einer aus diesen Versen vier Strophen machen, jede zu sechs Versen: so hat Rec. nichts dagegen, findet es jedoch nicht nöthig. Die Hauptcorruptel dieser Stelle, V. 427, den Brunck noch mehr verdorben, und Porson zu Eur. Or. 1645 sehr leicht und glücklich geheilt hat, ist von dem Vf. nicht bemerkt, obgleich es ihm nicht entgangen ist, daß V. 436 τὰ σπρώματα ein Glossem sey. Die richtige Lesart giebt die borg. und rav. Handschrift: αἰροί' ἂν αὖτις, ὡ παῖ. — V. 430, wo Hotib. in Bruncks Übersetzung auch nicht die Spur von Witz findet, schlägt er vor: καὶ λέοντα ναυμαχεῖν ἐνημμένον, wo man ὡς bey τὰ suppliren soll. Ἐνημμένον hätte auch erklärt werden müssen; denn wenn Sinn in dieser Verbesserung seyn soll: so mußs man es nicht durch *inductum*, sondern durch *coagmentatum*. (s. *Stephan. thesaur.* T. I. p. 497) übersetzen. Schmutzig genug ist dieß, auch nicht gegen den Zusammenhang, aber doch völlig unnöthig; denn die gewöhnliche Lesart κύσθεν λέοντιν v. s., die der Scholiast zu V. 504 (Kuster) recht erklärt, bedarf keiner Änderung. —

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 29 M A Y 1810

GRIECHISCHE LITERATUR.

BERLIN, b. Weiss: *Ludovici Hotibii, Rigenfis, Lectiones Aristophaneae.* Editionem curavit Frid. Henr. Bothe etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ram. V. 440—47 verwandelt der Vf. mit einigen leichten Änderungen in vier katalektische jambische Tetrameter, und diese vier Verse theilt er wieder ab — *Strophe und Antistrophe.* Rec. gönnt ihm und anderen Metrikern seines Schlages diese Freude, glaubt aber festiglich, wie auch der Augenschein lehrt, als dies nicht vier jambische Tetrameter, sondern *er asynartetische Verse* sind, wie Vesp. 247—272, *Herm. Metr.* §. 386, und daß man bloß in dem ersten das überflüssige *νῦν* und *αὐα* streichen, und ihn lesen müsse: *χωρεῖσθ' ἱερὸν κύκλον θεῶν, ἀνθ' ὧν ἄν' ἄλσος.* In 4 Verse, V. 446, muß man *παννυχίζουσιν* statt *παννυχίζουσι* lesen. Weiter sind keine Änderungen nöthig. — V. 544 (Br. 438) wird *Invernizzi* zurecht gewiesen, daß er, der ravenner Handschrift folgend, *μεταστρέφουσ' αἰεὶ*, und nicht *μεταστρέφονται* abdrucken lassen, welches, wie der entsprechende Vers der Antistrophe V. 553 (Br. 546) bewiese, hier erfordert würde. *Invernizzi* und den neuesten Herausgeber der *Wolken* über *Syben* lasse zurecht zu weisen, heisst *Mohren waschen*, sehr übel jedoch ist es, daß hier der Zuchtmeister selbst einen eben so grossen Fehler macht, als der, den er tadelt. Der V. 544 (Br. 538) entsprechende der Antistrophe ist nicht V. 553 (Br. 546), sondern V. 604 (Br. 594), wie schon zu V. 537 der Scholast, den ein Kritiker doch billig studirt haben sollte, richtig bemerkt, und Rec. wäre neugierig, den zu sehen, der den Chor V. 547—555 (Br. 541—548) der Antistrophe in Einklang mit V. 534—540 (Br.) macht, ohne die Verglieder noch gewaltsamer zu zerzerren und aus einander zu reißen, als schon von V. 543—546 geschehen ist. Die Strophen V. 534—548, eben so die Antistrophen 590—604, haben in metrischer Rücksicht manche Schwierigkeiten, die bisher noch nicht gehoben sind. Unser *Hotib.* geht sehr ehrbar vorbei; wahrscheinlich, wie er S. 29 von *Brunck* sagt: *Senioribus relinquere aliquid voluit, in quo exercebantur.* Ob in der angekündigten kritischen und exegerischen Ausgabe dies geschehen wird, müssen wir erwarten. — V. 555 (Br. 548) ist die gewöhnliche Lesart: *πῶς πατάσας μου ἔσχαψε τοὺς χοροὺς προσθίους.* *Quid hoc sibi vult? Dentem dici χοροῦ.* A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

ποῦς? Cave credas! heisst es S. 36, und das widerpenstige *χοροῦς* wird in *χοροῦς, priores*, verwandelt, weil der Dichter vielleicht an *νεῖω* hieby gedacht habe. Bey dieser Verballhornung könnte man mit Recht fragen: *Quid hoc sibi vult? Χορὸς* erklärt *Hesychius* durch *κύκλος*, Kreis. *Bacchus* sagt: es wäre doch drollig, wenn mir *Xanthias* hier meinen vorderen Halbkreis (*χοροῦς προσθίους* die Vorderzähne) ausschläge. Vielleicht wird zugleich auf den Chor in der Tragödie, der aus einer mit einer Reihe Zähne ungefähr übereinkommenden Zahl, nämlich aus 25 Personen bestand, die sich in einem Halbkreis gruppirten, angepielt. Den Athenern war dies gewiss gleich verständlich. — V. 641 (Br. 629) wird mit *Porson's* Bemerkung zu *Eurip. Med.* 139 ein Schleichhandel *) getrieben, der mit Recht gegen *Brunck* und Andere behauptet, daß die erste Sylbe in *ἀσθάρω* immer bey allen Dichtern lang sey. — V. 676—679 (Br. 664—667) werden so abgetheilt: „*efficitis doctus dochmiacis unoque dochmio, qui pro clausula assumpatur, ex more*“, wie der Vf. sich ausdrückt:

Δ. Ποσειδῶν — — Ζ. Ἥλ' ἡγήσ' ἑγὼ Δ. Αἰγύλιον
Περωνὸν ὅς μ' ἔδειξ', ἢ γλαυκὰς μέδεις
Ἄλως ἐν βένθεσιν.

Eine sehr unglückliche Umänderung, der die Abtheilung in *Brunck's* Ausgabe weit vorzuziehen seyn möchte. Nach dem V. 659 aus *Hippoxax* angeführten Verse zu schliessen, waren auch hier zwey Trimeter, von welchen der erste, wenn man auf die von dem

*) Es ist Pflicht der Kritik, diesem Schleichhandel entgegen zu arbeiten, und die Schuldigen anzuzeigen. In den *Lect. Aristophan.* wird Schleichhandel getrieben 1) zu Nub. 1349 (Br. 1359) mit *Bentley's* Verbesserung, die auch *Hermann* anführt 2) zu *Plut.* 177 mit *Brunck's* Note zu der Stelle zu Av. 538, Acharn. 1621, *Wesp.* 1262 (Br. 1223) mit *Brunck's* Note zu diesen Stellen in dem Supplement zu *Therm.* 760 (Br. 754) mit *Brunck's* Note zu *Ran.* S. 231. 3) Zu *Plut.* 178 mit *Herm. d. metr.* S. 154; zu *Nub.* 947—952 mit den Scholasten, der zu diesen Versen bemerkt, daß die Antistrophe sich „*ὡς καλλιστοῦ αἰφύων*“ anfangt, zu *Equit.* 900 (Br. 991) mit *Herm. d. metr.* S. 232. 4) Zu *Plut.* 510 mit *Porson* zu *Eurip.* S. 111; *Equit.* 422 (Br. 421) und V. 846 (Br. 836) mit *Porson* zu *Eurip.* S. 111; zu *Vesp.* 332—40 (Br. 318 u. f.) mit dessen Note zu *Eurip.* *Hec.* 1269. — 5) Zu *Ekk.* 1025 (Br. 980) mit der Lesart der ravenner Handschrift *ἡ τὴν αἰετὴν*, die *Invernizzi* in der Note anführt. Wer, wie *Hob.* die angeführten Bücher kennt und diese und dergleichen in diesen Büchern enthaltenen Verbesserungen als die einzigen ausrukt, und damit punktet, der darf es nicht übel deuten, wenn man ihm, wie der Frage in der Fabel, die erborgten Federn wieder auszieht.

etc.

Scholiaften aus Sophokles *Laokoön* angeführte Stelle Rücksicht nimmt, von selbst entsteht:

„D. Πόσειδον. — X. ἡγήσῃ τις. D. δὲ Αἰγαιὸν μῦθαις“ und der andere mit leichter Mühe herzustellen ist. — In dem Chor 686 u. f. (Br. 674) werden allerley metrische Änderungen vorgeschlagen, sogar ein förmlicher elegischer Pentameter; sie sind aber zu abgeschmackt, als daß Rec. sie anführen will. Das Nämliche gilt von den Verbesserungen in dem Chor 922. — 931 (Br. 895 — 904), wo der Vf. wieder das Vergnügen hat, eine Proode, und eine Strophe mit zwey Antistrophen zu finden. Mit größerem Rechte würde vielleicht Mancher behaupten, daß mit einer leichten Änderung in dem ersten Verse der ganze Chor aus trochäischen Sylbenmassen bestehe. — V. 1057 (Br. 1030) wird ταῦτα γὰρ gegen Bruncks Änderung τ. γ' ἄρ' in Schutz genommen, welches Rec. billigt. — V. 1160 (Br. 1136) ὁρᾷς ὅτι ληρεῖς; welches Brunck dem Euripides zutheilt, wird dem Aeschylus wieder gegeben. Auch der Scholiast erklärt sich bestimmt für diese Vertheilung.

Plut. — V. 69 wird so gelesen und interpungirt:

ἀναβαῖν γὰρ ἐπὶ κρημνὸν τῷ αὐτῷ καταλιπὼν
ἀναιμῶ, ἢν' ε. — — —

Das Pronomen αὐτὸν beziehe sich, wie öfter, auf die Beiden-Participle, z. B. Acharn. V. 272, und man müsse übersetzen: *Impositum enim hunc alicui fastigio relinquens abibo.* — S. 119 wird so zu lesen vorgeschlagen:

ὁ Ζεὺς μὲν οὖν εἶδε τὰ τοῦτων μῦθ' ἔμ' εἰ
πύθοιρ' ἂν ἐπετίθει.

Imo *Jupiter, certior factus; cognoscere me horum deliramenta male me acciperet.* — V. 204 wird διέβαλ' mit Recht verteidigt. Rec. glaubt, daß man diese Verse so lesen müsse:

— — — — — ἡμιστ' ἀλλ' ἔμῃ
τοιχωρύχος τις διέβαλ'. εἰδὼς γὰρ ποτὶ
τὴν οἰκίαν οὐκ εἶχεν οὐδ' ἐν λαβεῖν,
εὐραὺν ἄπ. — — — — —

Die Präposition ἐς vor τὴν οἰκίαν kann sehr gut wegfallen. So steht Eurip. Alc. 566 εἰσελθεῖν ὅμοιους ohne Präposition. Will einer sich das ἐς nicht rauben lassen, der lese: εἰδὼς γὰρ ποτ' ἐς. So steht παρὰ Av. 333 am Ende des Verses; eben so ἐν Av. 619; als Equit. 934 und Acharn. 266. — V. 885, wo die gewöhnliche Lesart ἀλλ' οὐκ ἔνεστι συκοφάντου δήγματος den Auslegern viel zu schaffen macht, und von Toup, dem Brunck folgt, sehr unglücklich (f. Porjoms Anhang zu Toup S. 462) in ἀλλ' οὐκ ἂν ἐστὶ σ. δ. geändert ist, liest Hatib, ἀλλ' οὐκ ἀνέξει συκοφάντος δήγματος, und erklärt: *At sycophantae morsum ferre non poteris, quamvis annulo isto munitus.* Die Verbesserung ist leicht; nur muß man etwas viel suppliren, auch construirt. Aristophanes ἀνέχεται immer mit dem Accusativ, z. B. Pac. 347, Nub. 365; den Genitiv hat Plato Rep. VIII, S. 226. Bip. Die gewöhnliche Lesart ἔνεστι läßt sich vertheidigen, wenn δήγματος (ὄντος) als Genitivus absolutus genommen,

und bey ἔνεστι mit *Fischen* τὶ supplirt wird. Der Sinn ist: *Beym Biss eines Sykophanten hilft so ein Ring nichts.* Wenn doch geändert werden soll: so schlägt, Rec. vor; ἀλλ' οὐδὲν ἐστὶ συκοφάντου δήγματος. Aber er (der Ring) nützt zu nichts *beym Biss eines Sykophanten.* So steht οὐδὲν häufig, z. B. Eurip. Androm. 642. Συκοφάντου δήγματος ist so viel, als συκοφάντου δακνόντος. — V. 1079 (Br. 1078) οὐκ ἂν ποτ' ἄλλω γ' ἐπέτρεπον ποιεῖν ἐγὼ, nach einer der Ausgabe des Gryphius beygeschriebenen Variante, mit Wegwerfung des τοῦτ' und Einschlebung des γ' nach ἄλλω. Die Ausleger stießen bey ἐπέτρεπον an, wo nach der gewöhnlichen Lesart τοῦτ' ἐπέτρεπον ποιεῖν die zweyte Sylbe lang ist, die nach ihrer Meinung bey Aristophanes immer kurz seyn muß. Gegen die Richtigkeit dieser Regel hat schon Hermann zu V. 325 der Wolken bedeutende Zweifel erhoben, denn es fehlt so wenig im Aristophanes, als in den Tragikern an Beyspielen, wo die Ancipites vor einer *Muta scum Liquida* lang gebraucht werden. Angenommen indels, daß bey dieser Stelle die Ausleger Recht hätten: so scheint Rec. das eingeflickte γ' man es mit Brunck nach τοῦτο oder nach ἄλλω setzen, sehr überflüssig. Soll etwas geändert, und ἐγὼ, wodurch der Vers gewinnt, aufgenommen werden: so lese man: οὐκ ἂν ποτ' ἄλλω τὸδ' ἐπέτρεπον ποιεῖν ἐγὼ. Hiedurch fällt der Anstoß des vor τῇ verlängerten ε weg.

Nub. 412 (Br. 413) τοῖς Ἑλλήσιν διάζεις für τ. Ἐ. γενήσῃ, nach Diog. Laert. 2, 5, 27, der διάζεις hat. — V. 414 wird die Lesart des D. Laertius ἐν τῇ γνώμῃ der Vulgata ἐν τῇ ψυχῇ vorgezogen, weil nach der Lehre des Pythagoras und Plato ἡ γνώμη (δ' οὐς, ὁ λόγος) und ἡ ψυχὴ (το πάθος) mit einander im Gegensatz stehen, f. Luzac ad Eurip. Hipp. — V. 1106 (Br. 1115) ὡχρὸν μὲν οὖν, ἐγὼ δ' αἶψα für οἶμαι γε, welches wegen des im nächsten Verse folgenden οἶμαι δὲ oder οἶμαι δὲ anstößig ist. Die rav. Handschrift hat ἐγὼ γε für οἶμαι γε. — V. 1107, 8 als Trimeter: S. χυρεῖ νυν. Ph. οἶμαι μεταμελήσειν σοὶ τὰδε. — Aves. V. 246 — 248 als vierfüßige Kretiker gut abgetheilt:

ὅσα θ' ἰλίσκας παρ' αὐλῶνας ὀκροτόμους
ἱμῶδες κάππεθ', ὅσα τ' αὐδρότους γῆς τόπους,

Das Übrige ist unrichtig. — V. 391 μακρὰν ὁρῶντας — Καγγύς. — V. 400 wird ἀναγ' aller Ausgabengegen Br., der stillschweigend ἀπ' aufnahm, vertheidigt, ἀπ' ist bey Br. vielleicht Druckfehler, denn er übersetzt, wie Bergl. v. *Recipe te iterum in ordines.* — V. 725 νεαῖς ὥραις für αὐραῖς, ὥραις. Nach χρῆσθαι mußte man ἡμῖν ὥς suppliren. Die Stelle wird sehr gut erklärt: *Vaticinia quovis annit tempore permittunt aves, cum oracula non semper licet consulere.* Zugleich wird die eben so elend verflüchtete, als ungetreue *wielandsche* Übersetzung, die μετρίω πνίγει, vom Scholiasten durch συμμέτρω καύματι erklärt, durch — *erträglichen Frost* — übersetzt, berichtigt. — V. 808 αὐτῶν, wie *Invernizzi* vielleicht durch Zufall hat für αὐτῶν, — V. 851 — 857

und V. 895 — 902 werden für Strophe und Antistrophe erklärt. V. 857 muß $\tau\omega$ vor $\xi\epsilon\omega$ weggestrichen und V. 895 $\acute{\alpha}\rho\alpha$ statt $\acute{\alpha}\rho\alpha$ geschrieben werden. Sehr wahr. Rec. fügt noch hinzu, daß Br. durch das dritte aus Handschriften aufgenommene $\iota\tau\omega$, welches die alten Ausgaben nicht kennen, den Vers noch mehr verdorben hat; daß er aber sehr übel daran gethan habe, V. 858 $\omega\delta\acute{\alpha}\nu$, welches der Scholiast nicht hatte, und nur als Variante anführt, auszulassen, dieß bezweifelt Rec. Freylich kann man diesen Vers so lesen: $\sigma\upsilon\nu\alpha\delta\acute{\epsilon}\tau\omega\ \delta\epsilon\ \chi\alpha\iota\rho\iota\varsigma\ \omega\delta\acute{\alpha}\nu$, und in der Antistr. V. 902: $\gamma\acute{\epsilon}\nu\epsilon\iota\acute{\omicron}\nu\ \epsilon\sigma\tau\iota\ \kappa\alpha\iota\ \kappa\epsilon\rho\alpha\tau\alpha$. Der Chor schließt aber besser mit einem katalektischen Dimeter, wie in Bruncks Ausgabe. Hiernach ist V. 902 so zu ändern: $\kappa\epsilon\rho\alpha\tau\alpha\ \kappa\alpha\iota\ \gamma\acute{\epsilon}\nu\epsilon\iota\acute{\omicron}\nu$. — V. 907 ohne $\tau\iota$, das auch in der Aldina und den älteren Ausgaben fehlt. — V. 1064 $\epsilon\gamma\gamma\alpha\iota\omega\nu$ f. $\epsilon\nu\ \gamma\alpha\iota\alpha$. — V. 1123 $\omega\rho\chi\omega\nu$ oder Ἀρχων für Ἀρχων . — V. 1166 als Trimeter: $\acute{\alpha}\theta\rho\epsilon\iota\tau\prime$; $\acute{\alpha}\theta\rho\epsilon\iota\tau\prime$, $\acute{\alpha}\theta\rho\epsilon\iota\tau\epsilon$ $\kappa\acute{\alpha}\varsigma\ \kappa\upsilon\kappa\lambda\omega\ \sigma\kappa\omicron\tau\omega\nu$ für $\acute{\alpha}\theta\rho\epsilon\iota\ \delta\acute{\alpha}\ \kappa\acute{\alpha}\varsigma\ \kappa\iota\ \sigma\kappa$. — V. 1221 $\acute{\alpha}\delta\iota\kappa\epsilon\iota\varsigma\ \delta\epsilon\ \tau\omicron\ \kappa\omicron\iota\nu\delta\omicron\nu$, oder $\acute{\alpha}\delta\ \delta\iota\kappa\eta\nu\ \nu\upsilon\nu\ \delta\epsilon\ \kappa\alpha\iota\ \nu\upsilon\nu$. — V. 1262 — 1269 wird ganz richtig für die Antistrophe von 1188 — 1195 erklärt und gutabgetheilt. Rec. erinnert, daß man nach dieser Abtheilung in der Strophe V. 1192 lesen müsse: $\acute{\alpha}\epsilon\rho\alpha\ \pi\rho\epsilon\iota\nu\acute{\epsilon}\phi\epsilon\lambda\omicron\nu$, $\delta\nu\ \text{Ἐρμῆς}$ $\epsilon\tau\epsilon\kappa\epsilon$. — V. 1316 (Br. 1314) fehlt im Cod. Rav. $\acute{\alpha}\nu$, und V. 1331 $\alpha\upsilon\tau\prime$ oder $\alpha\upsilon\ \gamma\prime$, wie die älteren Ausgaben lesen. Porson, mit dessen Anmerkungen zum Euripides hier, V. 1333, wieder ein Schleichhandel getrieben wird, billigt dieß S. 105 der 2 leipz. Ausgabe; so auch Hotibius. Nach Rec. Meinung hat Porson Unrecht, wie V. 1317 und 1322 (Br.) beweisen. Ein Dimeter brachycatalecticus würde die Harmonie gänzlich zerstören. — V. 1364 (Br. 1358) $\acute{\alpha}\pi\epsilon\lambda\alpha\upsilon\sigma\alpha$, und $\nu\eta\ \tau\omicron\nu\ \Delta\iota\prime$, wie die juntinische Ausgabe. Rec. fügt hinzu, daß alle Ausgaben vor Brunck diesen Vers ganz richtig so lesen: $\acute{\alpha}\pi\epsilon\lambda\alpha\upsilon\sigma\alpha\ \gamma\alpha\rho\ \nu\eta\ \tau\omicron\nu\ \Delta\iota\prime$, $\epsilon\lambda\theta\omega\nu\ \epsilon\nu\theta\alpha\delta\iota$, und daß Brunck stillschweigend diese Lesart in $\acute{\alpha}\pi\epsilon\lambda\alpha\upsilon\sigma\acute{\alpha}\mu\eta\nu\ \gamma\alpha\rho\ \nu\eta\ \Delta\iota\prime$, s. e. verdorben hat. — V. 1454 (Br. 1446) $\lambda\omicron\gamma\omicron\iota\sigma\iota\ \tau\prime$ (\equiv $\tau\omicron\iota$) $\acute{\alpha}\rho\alpha$, wie die Ausgaben vor Br., der stillschweigend $\lambda\omicron\gamma\omicron\iota\sigma\iota\nu\ \acute{\alpha}\rho\alpha$ geändert hat. Trotz allem, was selbst berühmte Philologen für die Elision des \omicron gesagt haben, ist Rec. aus Gründen, zu deren Auseinandersetzung es hier an Platz fehlt, überzeugt, daß man so wenig $\tau\omicron\iota\varsigma$ als $\tau\omega$, oder die letzte Sylbe in $\lambda\omicron\gamma\omicron\iota$ elidiren könne. — V. 1768 $\epsilon\pi\iota\ \tau\epsilon\ \pi\acute{\epsilon}\delta\omicron\nu\ \Delta\iota\delta\omicron\varsigma$. $\tau\epsilon$ ist nothwendig. Alles übrige ist theils langft bekannt, theils falsch.

Equit. — V. 113 wird für eine unnöthige Wiederholung von V. 96 erklärt. Auch Wieland läßt ihn in der Übersetzung weg. Der Scholiast hatte ihn in seinem Exemplar. Rec. scheint er nothwendig, indem er das Komische erhöht. — V. 197 $\acute{\alpha}\gamma\kappa\upsilon\lambda\omicron\chi\eta\lambda\eta\varsigma$ wegen V. 205 für $\acute{\alpha}\gamma\kappa\upsilon\lambda\omicron\chi\epsilon\iota\lambda\eta\varsigma$. — V. 342 $\epsilon\mu\omicron\upsilon\ \lambda\acute{\epsilon}\gamma\epsilon\iota\nu\ \epsilon\nu\alpha\nu\tau\alpha$; f. $\epsilon\mu\omicron\upsilon\ \lambda\acute{\epsilon}\gamma\epsilon\iota\nu\ \epsilon\nu\alpha\nu\tau\iota\alpha$; welches Br. in $\lambda\acute{\epsilon}\gamma\epsilon\iota\nu\ \epsilon\nu\alpha\nu\tau\iota\omicron\nu\ \epsilon\mu\omicron\upsilon$ änderte. Der zwischen $\epsilon\nu\alpha\nu\tau\alpha$ und $\epsilon\nu\alpha\nu\tau\iota\omicron\nu$ gemachte Unterschied ist nurerrätht. Ἐναντίον in der Bedeutung *coram* steht Soph. Oed. C. 1002. $\tau\omega\nu\delta\prime\ \epsilon\nu\alpha\nu\tau\iota\omicron\nu$, *coram his*, wie Bothe es richtig übersetzt, oder es vielmehr der brunckschen

Übersetzung nachdrucken läßt. — V. 757 (Br. 747) $\iota\nu\ \omicron\iota\delta\alpha\varsigma$, loco, quem nosti. Pnyce, f. $\iota\nu\ \epsilon\iota\delta\eta\varsigma$. — V. 984 (Br. 975) $\tau\omicron\iota\varsigma\ \acute{\alpha}\phi\iota\chi\omicron\mu\epsilon\nu\omicron\iota\sigma\iota\nu\ \acute{\alpha}\nu$ f. $\tau\omicron\iota\varsigma\ \acute{\alpha}\phi\iota\kappa\iota\nu\omicron\upsilon\ \mu\epsilon\nu\omicron\iota\sigma\iota\nu$, welches, als dem Sylbenmaße widerstrebend, Hermann in $\tau\omicron\iota\sigma\iota\ \delta\epsilon\upsilon\rho\prime\ \acute{\alpha}\phi\iota\kappa\iota\nu\omicron\upsilon\mu\epsilon\nu\omicron\iota\varsigma$ änderte. — V. 1027 (Br. 1018) $\delta\varsigma\ \pi\rho\acute{\omicron}\varsigma\ \sigma\acute{\epsilon}\theta\epsilon\nu\ \gamma\acute{\alpha}\sigma\kappa\omega\nu$ (f. V. 1023 Br.) f. $\delta\varsigma\ \pi\rho\acute{\omicron}\sigma\theta\epsilon\nu\ \lambda\acute{\alpha}\sigma\kappa\omega\nu$ oder $\delta\acute{\alpha}\nu\omega\nu$. — V. 1275. 6, $\mu\eta\delta\prime\ \epsilon\nu\ \eta\ \Lambda\upsilon\sigma\iota\sigma\tau\rho\alpha\tau\omicron\nu$, — $\eta\ \Theta\omicron\upsilon\mu\alpha\nu\tau\iota\nu$ f. $\mu\eta\delta\epsilon\nu\ \epsilon\varsigma\ \Lambda$. $\mu\eta\delta\epsilon\ \Theta$. Die Änderung $\theta\alpha\lambda\epsilon\rho\omicron\iota\varsigma$ f. $\theta\alpha\lambda\epsilon\rho\omicron\iota\varsigma$ ist gegen das Sylbenmaße, wie V. 1297 (Br.) beweist.

Pac. — V. 185 wird der 7füßige Trimeter, dessen einen überflüssigen Fuß kein Herausgeber bemerkte, so emendirt: $\tau\iota\ \sigma\omicron\iota\ \kappa\omicron\tau\prime\ \epsilon\sigma\tau\prime\ \delta\upsilon\nu\omicron\mu\prime$; $\omicron\upsilon\kappa\ \epsilon\rho\epsilon\iota\varsigma$; T. $\mu\iota\alpha\rho\acute{\omega}\tau\alpha\tau\omicron\varsigma$. Der Artikel kann bey $\delta\upsilon\nu\omicron\mu\alpha$ nicht fehlen, wenigstens läßt ihn Aristophanes nicht aus, z. B. Av. 812: $\Phi\acute{\epsilon}\rho\prime\ \iota\delta\omega$, $\tau\iota\ \delta\prime\ \eta\mu\iota\nu\ \tau\omicron\upsilon\nu\omicron\mu\prime\ \epsilon\sigma\tau\alpha\iota$ $\tau\eta\ \pi\acute{\omicron\lambda\epsilon\iota$; eben so Pac. 189. Equit. 1257. Rec. hält $\epsilon\sigma\tau\iota$ für überflüssig, und liest: $\tau\iota\ \sigma\omicron\iota\ \kappa\omicron\tau\epsilon\ \tau\omicron\upsilon\nu\omicron\mu\prime$; $\omicron\upsilon\kappa\ \epsilon\rho\epsilon\iota\varsigma$; T. $\mu\iota\alpha\rho\acute{\omega}\tau\alpha\tau\omicron\varsigma$. — V. 365 wird $\omicron\iota\delta\prime\ \delta\tau\iota$, das Br. in $\omicron\iota\delta\prime\ \delta\ \tau\iota$ verfälschte, mit Recht vertheidigt; auch Schäfer zu L. Bos. S. 799 nimmt es in Schutz. — V. 584 — 601 ist recht gut in Strophen und Antistropen abgetheilt, nur mußte aus V. 2 der ersten Strophe der Hiatus weggeschafft, und V. 1 der zweyten Str. und Antistr. in einen trochäischen Dimeter umgeändert werden, welches nicht schwer, und der Harmonie wegen nothwendig ist. V. 3 der Antistrophe (Br. 599), wo die gewöhnliche Lesart beybehalten ist, würde Rec. lieber mit Porson so lesen: $\tau\acute{\alpha}\lambda\lambda\alpha\ \theta\prime\ \delta\pi\acute{\omicron}\varsigma\ \epsilon\sigma\tau\iota\ \phi\upsilon\tau\acute{\alpha}$, auch im folgenden Verse nicht $\acute{\alpha}\sigma\mu\epsilon\nu\alpha$ in $\acute{\alpha}\sigma\mu\epsilon\nu\alpha\nu$ ändern, sondern die Vulgata unverändert lassen. — V. 893: $\pi\lambda\alpha\gamma\iota\alpha\nu\ \kappa\alpha\tau\alpha\beta\acute{\alpha}\lambda\lambda\epsilon\iota\nu$, $\epsilon\varsigma\ \gamma\acute{\omicron}\nu\alpha\tau\alpha\ \kappa\upsilon\beta\delta\prime\ \epsilon\sigma\tau\acute{\alpha}\nu\alpha\iota$, den die rav. Handschrift einzig hat, wird $\kappa\upsilon\beta\delta\prime\ \iota\sigma\tau\acute{\alpha}\nu\alpha\iota$ vorgeschlagen. Rec. hält diesen Vers für eine Glossie des $\tau\epsilon\tau\rho\alpha\pi\omicron\delta\eta\delta\omicron\nu\ \epsilon\sigma\tau\acute{\alpha}\nu\alpha\iota$ des vorhergehenden Verses. — V. 1220 (Br. 1222) wird die Lesart der alten Ausgaben $\tau\omicron\iota\chi\omicron\rho\acute{\omicron}\upsilon\sigma\epsilon\iota\tau\omicron\nu$, $\omicron\upsilon\delta\epsilon\nu\ \epsilon\sigma\tau\omicron\nu\ \tau\omega\ \lambda\acute{\omicron}\phi\omega$ $\omicron\upsilon\kappa\ \acute{\alpha}\nu\ \pi\rho.$ die Br. ohne Noth veränderte, vertheidigt. — V. 1303 (Br. 1306) $\kappa\alpha\iota\ \mu\eta\ \kappa\epsilon\nu\omicron\upsilon\varsigma\ \pi\alpha\rho\acute{\epsilon}\lambda\kappa\epsilon\iota\nu$ (sc. $\kappa\epsilon\nu\omicron\upsilon\varsigma\ \delta\upsilon\nu\tau\alpha\ \eta\mu\acute{\alpha}\varsigma$). Die gewöhnliche Lesart ist $\kappa\epsilon\nu\acute{\alpha}\varsigma$, wobey man $\gamma\upsilon\acute{\nu}\epsilon\theta\omicron\upsilon\varsigma$ supplirt, welches V. 1305 vorkommt. Bey Athenäus X, S. 446 (Schweigh. T. 4, S. 134) in einem Fragmente ist $\epsilon\lambda\kappa\epsilon\iota\nu\ \mu\epsilon\sigma\tau\acute{\alpha}\varsigma$, wie im Deutschen: *ein Volles austrinken*. Nach dieser Form ist auch hier $\kappa\epsilon\nu\acute{\alpha}\varsigma\ \pi\alpha\rho\acute{\epsilon}\lambda\kappa\epsilon\iota\nu$. Soll etwas supplirt werden: so supplire man mit Bergler $\kappa\upsilon\lambda\iota\kappa\alpha\varsigma$.

Lyssistrata. — V. 87 $\acute{\alpha}\varsigma\ \text{Βοιωτία}$ f. $\acute{\alpha}\varsigma\ \text{Β}$. Eine gute Verbesserung. — V. 162 laßen die Ausgaben vor Küster $\pi\alpha\rho\acute{\epsilon}\chi\epsilon\iota\nu\ \chi\rho\eta\ \kappa\alpha\kappa\acute{\omega}\varsigma$ gegen das Sylbenmaße. Dieses verbesserte Küster durch $\pi.$ $\chi\rho\eta\ \kappa\alpha\kappa\acute{\alpha}\ \kappa\alpha\kappa\acute{\omega}\varsigma$. Diese Lesart, welche alle späteren Herausgeber angenommen haben, giebt, wie hier mit Gründen gezeigt wird, keinen guten Sinn; es wird daher $\pi.$ $\chi\rho\eta\ \kappa\alpha\kappa\acute{\alpha}$ (i. e. $\kappa\alpha\kappa\acute{\omega}\varsigma$) $\kappa\alpha\kappa\acute{\omega}\varsigma$ vorgeschlagen. Gar nicht übel, aber doch etwas gesucht. Höchst wahrscheinlich schrieb Aristophanes: $\epsilon\acute{\alpha}\nu\ \delta\epsilon\ \tau\upsilon\pi\tau\omega\sigma\iota$; — $\pi\alpha\rho\acute{\epsilon}\chi\epsilon\iota\nu\ \chi\rho\epsilon\omega\nu\ \kappa\alpha\kappa\acute{\omega}\varsigma$. Dieß schint V. 227 (Br.) zu bestätigen. $\chi\rho\eta$ in die Erklärung von $\chi\rho\epsilon\omega\nu$, und hat

die ächte Lesart verdrängt. So steht *χρεών* Euripid. Hec. 240 (Porson) σοὶ μὲν εἰρήσθαι *χρεών*. — V. 339 δέματ' ἀπειλούντας ἐπὶ f. das unmetrische δεινότατ' ἀπ. ε. Zum Beweise wird Eurip. Herc. Fur. V. 700 δέματα θηρῶν angeführt. Bey einem Tragiker hätte Rec. gegen diese Verbesserung nichts einzuwenden; aber für den Komiker, besonders an dieser Stelle, scheint sie ihm zu kühn. Mit weniger Veränderung kann man lesen: δεινὰ τ' ἀπειλούντας ἐπὶ. Das τε ist nicht überflüssig. Die Verbindung ist, ἤκουσα ἀνδρὰς ἔρρειν, στ. φέροντας, δεινὰ τε ἐπὶ ἀπειλούντας. — V. 461 Fragezeichen nach den drey Zeitwörtern παύεσθ', ἐπαχωρεῖτε, σκυλεύετε. — V. 551 ἀλλ' ἤνπερ ὁ τε γλυκυδύμος E. für das unmetrische, von Br. vergebens vertheidigte, ἀλλ' ἤνπερ ὁ γλ. E. — V. 800 (Br. 799) wird τὸ σκέλος mit Recht als eine alberne Glosse aus dem

Text geworfen. Das Sylbenmafs ist — u — — — u —, wie die Antistrophe V. 823 beweist. — V. 1203 (Br. 1200) χ' ἄτ' ἂν ἔνδον ἢ Φορεῖν für das unmetrische χ' ἄτ' ἔνδον ἢ Φ. —

Acharn. — V. 100 ἰαρυτὰν ἔξαρχ' ἀναπισσόμεναι σάτρα, wird sehr wahrscheinlich erklärt durch ἐγὼ ἄρτι μὴν ἔξηρχ' ἀναπιττοῦν αὐ σαθρά: ego nuper coepi pice denno inducere putria seu labefacta. cf. V. 95 — 97. — V. 213 Φορτίον ἂν f. Φορτίον, und V. 234 πατῶσιν der ältern Ausgaben, das Br. in πατῶσ' verdorben. — V. 662 (Br. 665) wird μὴ ποτ' ἀφῆσθ', welches Br. in μὴ ποτε δέσθ' veränderte, gut vertheidigt. — V. 984 (Br. 975) wird ἐμπορικὰ, als Glosse, und unmetrisch, aus dem Text geworfen. Diefs letztere versteht sich von *Invernizzi's* Ausgabe, welche liest: σπεισάμενος οἱ ἔχει ἐμπορικὰ χρήματα διμπολᾶν. Da in den pöonischen Sylbenmaßen der Rhythmus fortgeht: so hat Br., dem *Hym.* d. M. p. 364 folgt, indem er nach ὑπέροφον aus einer Handschrift οἱ ἔχει folgen läßt, das Sylbenmafs verdorben. Man muß daher, wenn man οἱ ἔχει aufnimmt, ἐμπορικὰ wegstreichen, oder, da nach Rec. Meinung diefs nicht gut fehlen kann, die Lesart der Aldina, die, richtig erklärt, einen guten Sinn giebt, beybehalten:

— — — — — ἀνδρα, τὸν ὑπέροφον,
σπεισάμενον ἐμπορικὰ χρήματα διμπολᾶν.

— V. 1136 (Br. 1123) Παῖ, τοὺς ἄμητας κριβανίτας ἐκφέρει, cf. Plut. V. 1000, für καὶ τῆς ἐμῆς τοὺς κριβανίτας ε. Eine der besten Conjecturen des Vf's., aber doch vielleicht unnöthig, wenn man annimmt, dafs Dikaiopolis, der τοὺς κλιβανίτας τῆς ἀσπίδος des Lamachos parodirt, mit einem Lazzi auf seinen Bauch zeigend, ausruft: καὶ τῆς ἐμῆς, — (sc. γαστρος κλιβανίτας.) τοὺς κριβανίτας, ἐκφέρει. „Die (Stützen) meines hier, das Backwerk bring' heraus.“ Da beide Formen κριβανος und κλιβανος im Gebrauch waren, f. Eustath. zu Hom. II. α. S. 252 unten, Polit. Ausg. (Rom. S. 132): so giebt es ein besseres Wortspiel, wenn man κλιβανίτας liest. Dafs Tho-

mas Magister die Form κριβανος allein für attisch erklärt, entscheidet nichts.

Vespa. — V. 244 wird γάρ, welches das Sylbenmafs zerstört, mit Recht getilgt. — V. 341 (Br. 323.) βρόντα, βρόντα zweymal f. βρόντα. Das Sylbenmafs macht diese Verbesserung nothwendig. — V. 362 (Br. 343) wird ἀλγῆς als Glosse weggestrichen, und τι vor λέγεις gesetzt. V. 345 scheint diese Conjectur zu begünstigen. — V. 430 (Br. 411)

ὡς ἐπὶ τε μισόπολις ὄντα κηλόμενον, ὅτι
τόνδε λόγον εἰσφέρει.

f. ὡς ἐπ' ἀνδρα μ. ο. κἀπολούμενον, ὁ. τ. λ. ε. — V. 880 (Br. 848) καὶ τις γραφίς (sc. ἐστίν) f. καὶ τὰς γραφάς. Bruncks Vorschlag καὶ τὰ γραφία kömmt den Buchstaben näher. — V. 937 (Br. 902) ποῦ δ' οὐν ὁ δῶκων f. das unmetrische ποῦ δ' ὁ δῶκων. — V. 1518 — 1567 (Br. 1518 — 1527) als Strophe und Antistrophe recht gut abgetheilt. Die Verbesserung des ersten Verses der Antistrophe, ταχύν ἐν κύκλῳ σοβεῖτε καὶ τὸν Φρυγίχον, ist etwas gewaltsam, und der Ausdruck zu kühn für das Übrige des Chors. Rec. schlägt vor:

ταχύν δὲ πόδα κυκλεῖτε, καὶ τὸ Φρυγίχον
ἐκλακτίστω τις, ὅπως
ἄλυσιν ἂν σκέλος ἰσιδόντες οἱ θεαταί.

πόδα κυκλεῖν steht Av. 1379; ἰδόντες, welches Porson zu Hec. p. 102 billigt, ist gegen das Sylbenmafs.

Thesmophor. V. 39 ἔστω λαὸς f. ἔστω λαῖος. Eine leichte Verbesserung, die Bruncks ὁ λαῖος ἔστω vorzuziehen ist. — V. 132 (Br. 126) δαιμονος ὄμμασιν f. δαιμονίοισι, welches gegen das Sylbenmafs ist. — V. 297 (Br. 291) καὶ πρὸς τὸ ληκᾶν, eine sehr wahrscheinliche Verbesserung für das unverständliche θάληκον, das man in φάλητα ungeändert hat. — V. 506 (Br. 500) ὑπαυγὸν f. ὑπ' αὐγᾶς, welches gegen das Sylbenmafs ist. Die Form des Adjectivs ὑπαυγος ist sehr zweifelhaft, da alle mit αὐγῇ zusammengesetzten Adjective sich auf ης endigen, z. B. χρυσαυγῆς, παναυγῆς und mehrere. Richtiger wäre also ὑπαυγῆς zu lesen. Zwar hat Hesychius ἀπαυγος erklärt durch λαμπρός; aber diefs beweist nicht viel, denn vielleicht ist auch hier ἀπαυγῆς zu lesen. Will man ὑπαυγῆς nicht gelten lassen: so könnte man vorschlagen, διαυγῆς, oder παναυγῆς εἶον ἐστίν, ἐγκυκαλυμμένον. — V. 1086 (Br. 1080) τί κακόν; — τί κακόν; für das unmetrische τί τὸ κακόν; — τί τὸ κ.; — V. 1220 (Br. 1216) οἶμοι, τί ὁράσει; καὶ ποτε, ποῖ, τὸ γράδιον; für das unmetrische οἶμαι, τ. ὅθ. ποῖ τὸ γράδιον; — V. 1233 (Br. 1228) wird besser, als in allen Ausgaben, so abgetheilt;

ὡς δ' ὅρα δῆτ' ἐστὶ βελίξεν
οἰκᾶδ' ἐκίστη τῷ Θεομορόφῳ δ'
ἡμῖν ἀγαθόν.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

Monatsregister

V O M

M a y 1 8 1 0.

I. Verzeichniß der im Monat May in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

- A** mathologie. 2 Bdchen. 107, 256.
Anweisung, vollständige, zum Seifenfieden,
Lichtzeihen, Stärkemachen und Waschen 119, 351.
Ascher Rousseau und sein Sohn 115, 319.

B.

- B**ach die Landwirthschaft in Bayern und Schwaben 121, 368.
Bastii epistola critica ad Heiffonade super Antonino Liberali, Parchenio et Aristaneto. Lat. vert. Wiedeburg 125, 394.
Baumers von der Lungensucht. Uebersetzt von Fischer. 1. 2 Th. 105, 235.
Beitrag zur Geschichte des Kriegs in Preussen, Schlessen und Polen in den J. 1806 und 1807. 6 Bd. 113, 300.
Biblia d. i. die ganze heil. Schrift A. und N. Testaments, verdeutschet durch M. Luther 101, 204.
Blumenhagen Reduction des franz. Geldes auf hannoversche Cassenmünze 119, 349.
Bratring Statistisch-topographische Beschreibung der Mark Brandenburg. 3 Bd. 121, 362.
Breithaupts neue Erfindungen. 3 Heft 111, 287.
Briefe, vertraute, über die inneren Verhältnisse am preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II. 6 Bd. 113, 300.

C.

- Callisen** biblische Denksprüche auf alle Tage im Jahr 100, 299.
de Chateaubriand die Merryrn oder der Triumph des Christenthums. Nach dem Französischen von v. Haupt. 1. 2 Th. 111, 281.
Comtoirtafel zur Verwandelung des franz. Geldes, preuss. Courants und sächs. Conventionsgeldes in einander 119, 349.

E.

- Ebhardt** Versuch einer Anleitung zu dem praktischen Cameralrechnungswesen 119, 348.

F.

- Familien-Neckeroyen**, die, nach Goldoni 107, 256.
Feldzüge, die, von 1806 und 1807. 1 Theil 122, 375.
Felsler Versuch einer Geschichte der spanischen Nation. (Auch unter dem Titel: Die alten und neuen Spanier.) 1. 2 Th. 112, 289.

G.

- Gamp** Briefe eines Menschenfreundes an bekümmerte und leidende Mitmenschen. 3 Samml. 122, 376.
Glück ausführliche Erläuterung der Pandecten nach Hellfeld. 7—10 Th. 102, 209.
Gönnert über die Nothwendigkeit eines beständigen Collegiums für die Gesetzgebung in Verbindung mit dem Cassationstribunale 119, 351.
Görres die deutschen Volksbücher 108, 257.
Gozzi le dieci Fische teatrali. T. I—III 118, 345.
— — le Opere. T. I—III 118, 343.
Gruber Predigten von dem Almosen bey Gelegenheit der Verbrüderungsfeste der Armenverforgungsanstalt 101, 207.
Guber Sammlung auserlesener deutscher Gedichte. 1 Th. 103, 225.

H.

- Hartmann** die Hebräerin am Putzische und als Braut. 1—5 Th. 107, 249.
Heinel Leitfaden bey dem Religionsunterricht für Katechumenen. 5 Aufl. 121, 368.
Hell neue Lustspiele. 5 Bd. 117, 335.
Henke Auswahl biblischer Erzählungen für die erste Jugend. 5 Aufl. 108, 265.
Henneberg Homilien über die Leidensgeschichte Jesu nach Matthäus 101, 208.
Hirt die Baukunst nach den Grundsätzen der Alten 120, 355.
Hotibii Lectiones Aristophaneae. Editionem cur. Bothe 123, 377.

I.

- Jöntzen** neues vier Zoll hohes A B C, oder vollständige Buchstabirmaschine 111, 287.
Journal, mecklenburgisches. 1 Bd. 113, 301.
v. Justi über den richtigen oder nachtheiligen Zusammenhang der Stadt- und Land-Nahungsgeschäfte 106, 247.

K.

- Kellner** Sittenlehre in Beyspielen von Thieren 114, 311.
Kögel erster Unterricht für die Jugend über Gegenstände der Natur und Kunst. 2 Aufl. 116, 327.

L.

- Lange** über das Bedürfnis eines neuen Systems der christl. Theologie 101, 205.

M.

- Melpomene** und Thalia 118, 340.
Mengel Lexikon der vom J. 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 9 Bd. 102, 215.

Meyer Devaluationstabelle oder Gegeneinanderstellung der guten und devalvirten oder herabgesetzten Münzen etc. 119, 353.

— Vergleichungstabellen des berliner Schlächter-, Kramer- und Apotheker-Gewichtes mit den alten und neuen franz. Gewichten etc. Als 2 Hefte zu den Devaluationstabellen 119, 352.

Monatschrift, neue, von und für Mecklenburg. 1—10 Jahrgang. 115, 301.

Natorp Quartalschrift für Religionslehrer. 4 Jahrgang. 4 Quartal 101, 207.

Otto Feinbuch 119, 345.

Pantheon. Herausgegeben von *Büfching* und *Kannegiesser*. 1 Bd. 1. 2 Hefte 125, 396.
Pleyer drey Kanzelreden über die verminderten und auf die Sonntage verlegten Feiertage 101, 207.

Rex Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn-, Fest- und Feiertage - Evangelien. 1 Bdes. 4 St. 2 Aufl., besorgt von *Vogel* 121, 367.
Retzii dissert. botanica de plantis cibariis Romanorum 114, 305.

— Flora Virgiliana 114, 305.

Salmann über die wirksamsten Mittel, Kindern Religion beyzubringen. 3 Aufl. 108, 264.
Schaefer Appendix ad Basil epistolam criticam 125, 394.
Schlegel Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide 116, 321.
— Vergleichung der Phädra des Racine mit der des Euripides. Uebersetzt von v. *Collin* 116, 321.
Schriften, verbotene. 2 Theile. Wohlfeile Ausgabe. 2 Aufl. 121, 368.

Schröder biblische Forschungen über die mosaischen Schriften 101, 205.

Sextro Confirmationshandlung in der Schlosskirche zu Hannover am Sonntage Palmareum 1809. 119, 354.

Spiess Versuch einer protestantischen Kirchenordnung, nach den Bedürfnissen unserer Zeit 100, 198.

T.
Taschenbuch für Freunde der Poesie des Südens. Erstes 118, 340.

Theologie, biblische, des A. und N. Testaments nach Anleitung der *rheinhardtschen* Vorlesungen über die Dogmatik 102, 206.

U.
Ueber die Idee der Ackerbauschulen, von *Lips* und *Rörte* 121, 365.
Unterricht in der christlichen Glaubens- und Sitten-Lehre. 2 Aufl. 116, 328.

V.
Vergleichungstafel der Franken und Centimen gegen Conventionsmünze, preuss. Courant und Cassenmünze 119, 349.
Volmer über Schwur, Taufe und Abendmahl 101, 208.

W.
Wagner Feinbuch 119, 345.
Westphalen, geb. v. *Aren*, Gedichte. 1. 2 Bd. 118, 345.
Wurster Journal für Beobachtungen und Erfahrungen in der Bienenzucht. 1. 2 Bd. 122, 369.

Z.
Zimmermann einige der vorzüglichsten Ursachen des altrömischen Tugendfinnes. 1. 2 St. 120, 359.
— — — über die Mitwirkung der Aeltern zur moralischen Bildung ihrer unserem Gymnasium anvertrauten Söhne 120, 359.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Anonyme Verleger 115, 114 (2), 118, 121, 122.
Büdecker und *Künzel* in Duisburg und Essen 100, 101.
Bärensprung in Schwerin 113.
Bödnertische Buchhandlung in Schwerin und Wismar 113.
Braunes in Berlin 115.
Dunker und *Humboldt* in Berlin 106.
Ernst in Quedlinburg 116.
Ferßl in Grätz 101.
Fleischer d. J. in Leipzig 102, 116.
Günther in Glogau 122.
Hahn in Hannover 103, 119 (4).
Hammerich in Altona 100.
Hanischens Erben in Hildburghausen 105.
Heerbrandt in Tübingen 122.
Heyer in Gießen und Darmstadt 119.

Hinrichs in Leipzig 117.
Hitzig in Berlin 118 (2).
Hoffmann in Hamburg 118.
Huber und *Comp.* in St. Gallen 116.
Keyser in Erfurt 111.
Krieger in Marburg 101.
Krüll in Landshut 119.
Kümmel in Halle 119 (2).
Kunst- und *Industrie-Comptoir* in Amsterdam 107.
Leske in Darmstadt 111.
Maurer in Berlin 112, 121 (2).
Meyer in Lemgo 101.
Mohr und *Zimmer* in Heidelberg 108.
Müller in Bremer und Aurich 107, 111.
Nikolovius in Königsberg 107.
Palm in Erlangen 102, 121 (2).

Realbuchhandlung in Berlin 120.
 Richter in Wien 116.
 Röhrs in Schleswig 106.
 Salfeld in Leipzig 125.
 Schimmelpfennig und Comp. in Halle 119.
 Seidel in Amberg und Sulzbach 101.
 Solbrig in Leipzig 119.
 Steinacker in Leipzig 101. 114.
 Stettinsche Buchhandlung in Ulm 121.

Steudel in Gotha 101.
 Stiller in Rostock und Leipzig 101.
 Turneisen d. J. in Paris 116.
 Unger in Berlin 119.
 Vogel in Leipzig 108 (2).
 Volmer in Hamburg und Altona 101.
 Weidmanns in Leipzig 125 (2).
 Weiss in Berlin 125.
 Wittich in Darmstadt 120 (2).

III. I n t e l l i g e n z b l a t t d e s M a y.

Ankündigungen.

Albanus in Neustrelitz Verl. 35. 280.
 Bäderer und Kürzel in Duisburg Verl. 41. 282.
 Barth in Leipzig Verl. 36. 283.
 Brönnert in Frankfurt am Mayn Verl. 39. 312.
 Cotta in Tübingen Verl. 34. 271.
 Dieterich in Göttingen Verl. 39. 322.
 Heinfuss in Gera, neue Ausgabe des allg. Bücher-
 lexikon 35. 277.
 Herdersche Buchh. in Freyberg Verl. 34. 271.
 Heyer in Gießen Verl. 39. 309.
 Klügersche Buchh. in Arnstadt und Rudolstadt
 Verl. 35. 280.
 Kupferberg in Maynz Verl. 38. 301.
 Liebeskind in Leipzig Verl. 36. 287.
 Leske in Darmstadt Verl. 39. 311.
 Lindauer in München Verl. 40. 317.
 Müllersche Buchh. in Karlsruhe Verl. 38. 305.
 Palm in Erlangen Verl. 35. 279.
 Realbuchhandl. in Berlin Verl. 38. 301.
 Schönl in Paris Verl. 41. 321.
 Schweighäuserische Buchh. in Basel Verl. 36. 288.
 Uebersetzungsanzeige von F. A. 38. 304.
 — — — — — von F. L. 34. 271.
 Wiebeking, neue Auflage der theoretisch - prak-
 tischen Wasserbaukunst 40. 319.

Roloff in Magdeburg 34. 267.
 Scheffold in Monrope 34. 267.
 Schelling in Stuttgart 34. 267.
 Schleiermacher in Darmstadt 34. 267.
 Schöman in Jena 38. 302.
 Spittler in Stuttgart 34. 266.
 Vulpius in Weimar 34. 267.
 Wiedemann in Ulm 34. 268.

Nekrolog.

Cantini in Neapel 34. 269.
 Chaudet in Paris 34. 269.
 Follenius in Insterburg 34. 268.
 Heinrich in Jena 38. 302.
 v. Hellen in Insterburg 34. 268.
 Klein in Berlin 34. 269.
 Knörin, geb. Dertingerin, in Stuttgart 34. 268.
 v. Lohbauer in Württemberg 34. 268.
 Matzeliez in Stockholm 34. 269.
 de Poonsabst in Dünaburg 34. 269.
 de Ricci bey Florenz 34. 269.
 Rimrod in Wetzlar 34. 268.
 v. Ruoff in Stuttgart 34. 268.
 Saint-Auge in Neapel 34. 269.
 Schocher in Naumburg 34. 269.
 Seidel in Wetzlar 34. 268.
 v. Ulheimer in Bamberg 34. 269.
 Vetter in Ulm 34. 269.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Adam in Ulm 34. 268.
 v. Berg in Hannover 34. 267.
 v. Bulow in Celle 34. 267.
 v. Cless in Schorndorf 34. 267.
 Eichstädt in Jena 38. 302.
 Eisentlohr in Herrenberg 31. 267.
 Frey in Ellwangen 34. 267.
 Gensler in Jena 38. 302.
 Gmelin in Tübingen 34. 267.
 v. Hartmann in Stuttgart 34. 267.
 Hang in Stuttgart 34. 267.
 Jungken in Magdeburg 34. 267.
 Koethe in Dresden 38. 301.
 Lebrat in Stuttgart 34. 267.
 Lemoirier in Paris 31. 268.
 Pfaff in Stuttgart 34. 267.
 Pfaff in Stuttgart 34. 267.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Kopenhagen, die Gesellschaft zur Förderung der
 Veterinärkenntnisse erhält den Namen einer
 königl. Gesellschaft 34. 269.
 — — — — — Preisaufgabe der Gesellschaft für
 Kunstseils 34. 269.
 Leyden, Preisvertheilung der Curatoren des sto-
 pianischen Legats am 29 Febr. 34. 269.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Aix, Personale der Akademie 36. 285.
 Ajaccio, die Akademie ist noch nicht organisiert 36. 285.
 Amiens, Personale der Akademie 36. 285.
 Angers, Personale der Akademie 36. 284.
 Avignon, Personale des Lyceums 38. 301.

Befançon, Personale der Akademie	56, 284.	Pau, Personale der Akademie	40, 313.
Bonn, Personale des Lyceums	58, 298.	Pisa, das Lyceum ist noch nicht organisiert	39, 310.
Bordeaux, Personale der Akademie	56, 285.	Poitiers, Personale der Akademie	40, 313.
Bourges, Personale der Akademie	56, 285.	Renner, Personale der Akademie	40, 314.
Brugge, Personale des Lyceums	56, 286.	Rheims, Personale des Lyceums	59, 308.
Brüssel, Personale der Akademie	56, 286.	Rhod-z, Personale des Lyceums	58, 300.
Caen, Personale der Akademie	57, 289.	Rouen, Personale der Akademie	40, 315.
Cahors, Personale der Akademie	57, 290.	Soroe, Geburtsstagsfeyer des Königs am 3 Febr.	34, 100.
Casal, Personale des Lyceums	57, 292.	Strasbourg, Personale der Akademie	40, 315.
Clermont, Personale der Akademie	57, 290.	Stuttgart, Herbstexamen und Redact am Gymnasium im September 1809, und Geburtsstagsfeyer des Königs am 6 Nov.	34, 100.
Coblenz, Personale der Rechtsfacultät	58, 297.	Toulouse, Personale der Akademie	40, 316.
Dijon, Personale der Akademie	57, 291.	Turin, Personale der Akademie	40, 317.
Douai, Personale der Akademie	57, 292.	Versailles, Personale des Lyceums	59, 309.
Frankreich, Zustand und Personale der kaiserl. Universität	56, 281.		
Gand, Personale des Lyceums	56, 286.	Vermischte Anzeigen und Nachrichten.	
Genf, Personale der Akademie	57, 293.		
Genua, Personale der Akademie	57, 292.	z. Bär Feuilleton françois hört auf	34, 170.
Grenoble, Personale der Akademie	57, 293.	Berichtigung einer Nachricht im 8 St. der leipz. Literatur-Zeitung	34, 170.
Herzogenbusch, zu, soll ein Lyceum errichtet werden	40, 318.	Böckh in Heidelberg an das philologische Publicum	57, 295.
Jena, Lektionsverzeichnis für das Sommerhalbjahr	56, 278.	Bücher-Auction in Helmstädt wird verschoben	39, 311.
Kopenhagen, Geburtsfest des Königs, Prämienvertheilung und Preisfragen bey der Universität am 3 Febr.	54, 265.	Eilbote, der literarische, erhalt sich	34, 170.
Limoges, Personale der Akademie	57, 294.	Hartigs Jagdjournal hört auf	54, 170.
Lüttig, Personale der Akademie	57, 294.	Hock's Grazien hören auf	31, 170.
Lyon, Personale der Akademie	58, 297.	Krüß macht eine Reise in Deutschland	34, 170.
Marseille, Personale des Lyceums	56, 283.	Lang franz. Hönigmonate erhalten sich	54, 170.
Mayuz, Personale der Akademie	58, 297.	Morgenblatt, jetzige Redactoren desselben	54, 170.
Metz, Personale der Akademie	58, 298.	Oesterreich, das neue bürgerliche Gesetzbuch ist seiner Erscheinung nahe	34, 171.
Montpellier, Personale der Akademie	58, 299.	Pandora, von der, ist nur das 1 Hest erschienen	54, 170.
Moulins, Personale des Lyceums	57, 291.	Pougen's Doutes et Conjectures sur la Déesse Nehalennia	34, 171.
Nancy, Personale der Akademie	58, 300.	Schumann in Leipzig Bücher zum Verkauf	57, 295.
Nantes, Personale des Lyceums	40, 314.	Stark d. J. in Jena Rüge eines Plagiats von Berger	34, 171.
Napoleenville, Personale des Lyceums	40, 315.	Wirtemberg, die Studirenden werden von der Militär-Conscription freygesprochen	34, 171.
Nismes, Personale der Akademie	58, 300.	— — — Journale und Zeitschriften	34, 170.
Orleans, Personale der Akademie	59, 305.	Zeller in Heilbronn wird nach Königsberg berufen und errichtet daselbst ein Centralinstitut	54, 170.
Paris, Personale der Akademie	59, 305.		
— — Titularen, Inspectoren und Räthe der kaiserl. Universität	56, 281.		
Parma, Personale der Akademie	58, 299.		

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 31 M A Y, 1 8 1 0.

GRIECHISCHE LITERATUR.

BERLIN, b. Weifs: *Ludovici Hotibii, Rigenfis, Lectiones Aristophaneae. Editionem curavit Frid. Henr. Bothe. etc.*

E (Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)
Ecclēs. — V. 81 τὸ δῆμιον f. τὸν δῆμιον. Eine leichte Verbesserung, welche alle Schwierigkeiten hebt. — V. 106 wird die gewöhnliche Lesart τοσούτου γ' οὐνεκα gut vertheidigt. — V. 124 σκέψαι πάλιν f. σκ. τάλαν. — V. 205 γάρ f. γ' ἄρ. — V. 634 (Br. 603) καὶ μὴ καταθεῖς ψευδορήσει, wird erklärt: *Bona fide deponet; non pejerabit, minus sibi esse, quam est.* — V. 871 (Br. 840) ἀπιδὼν κεκασμέναι, sehr wahrscheinlich für δ. νενασμέναι, das wegen des kurz vorhergegangenen ἐπινενασμέναι doppelt anstößig ist. — Bey V. 919 (Br.) wird vermuthet, dass der folgende Vers von den Abschreibern absichtlich ausgelassen sey: „*Totus iste locus credere suadet, spurcitiem haud vulgarem sanctas nescio quas aures tam graviter offendisse, ut amovenda ex oculis Christianorum videretur.*“ Möglich ist dies. Nimmt man indess an, dass in der Strophe der ziemlich platte Vers (Br. 913) ἡ γὰρ μοι μήτηρ ἄλλῃ βέβηκε, als Erklärung des unmittelbar vorhergehenden αὐτοῦ δὲ λείπομαι μόνῃ, wie Rec. liest, sehr gut wegfallen könne: so passen Strophe und Antistrophe sehr gut zu einander. — Auf die Fragmente hat der Vf. sich nicht eingelassen, ein einziges, Br. S. 265, III, angenommen, welches in zwey jambische katalektische Tetrameter vertheilt wird. Da die Eintheilung äusserst leicht ist: so hofft Rec. zur Ehre des Vfs., dass er mit dieser Eintheilung keinen Schleichhandel treibt, denn sie findet sich schon in Porsons Vorrede zur Hecuba (nicht der Medea, wie in Schweighäufers Ausg. des Athenaeus Animadv. T. 7 p. 424 steht) S. XLI, 2te Ausg. (Leipz. S. XLVI). Porson liest δὲ ὁρῶσιν, welches hier ohne Noth in δ' ὁρῶσιν verändert ist. Die beyläufig eingestreuten Verbesserungen und Erläuterungen anderer Schriftsteller, besonders des Thucydides und Xenophon, übergeht Rec., da sie wenig Merkwürdiges enthalten, mit Stillschweigen.

Erwähnt zu werden verdient jedoch die Verbesserung eines Fragments des Alcaeus, welches der Scholiafist des Aristophanes zu Av. 1410 (Küster) mittheilt, und welches S. 59 sehr gut so geordnet wird nach diesem Sylbenmasse:

— — — — —
ὄρνιθας τίνες οἶδ'; ὡκιστὰν γὰρ παρὰ τῶν ἀπὸ
ἡλίου, πανόλοτες, περικλιδέροι, ταυσίπτεροι.

C. W. A. T.

S. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

1) LEIPZIG, b. Weidmanns: *Frider. Jac. Bastii, Serenissimo Magno Duci Hassiaco a consiliis in legatione, quae Parisiis est, ordinis bene merentium Hassiaci equitis, bibliothecae aulicae Darmstadiensi praefecti designati etc., Epistola Critica ad V. Cl. Jo. Franc. Boissonade super Antonino Liberali, Parthenio et Aristeneto. Cum auctoris emendationibus et additamentis Mss. e lingua Gallica in Latinam versa a Car. Alb. Wiedeburg, artis medicae cultore, instituti philologico-paedagogici in academia Helmstädiensi collega. 1809. VI und 298 S. 8.*

2) Ebendasselbst: *Appendix ad F. J. Bastii Epistolam criticam. Partim Latine versit cumque suis notis et indicibus edidit God. Henr. Schaefer. 1809. VIII u. 64 S. 8.*

Schon in der ersten Ausgabe, die vor vier Jahren erschien (f. Jen. A. L. Z. 1807. Num. 287), verdiente diese Epistel den ausgezeichneten Beyfall, mit dem sie allgemein aufgenommen wurde. In noch vollerm Masse verdient sie denselben in der vorliegenden Modificationen, anwenden lässt, was Wytttenbach (*Biblioth. Crit. Vol. III. P. I, p. III*) von der des rühmlichen Timäus urtheilte: *Vere mihi videor affirmare vel in solis locis huic alteri editioni adjectis plus esse reconditae doctrinae quam in amplissimis Commentariis amplissimorum hominum, oīos vūν βροτοί εἰσιν.* Der alte Bestand ist mit löblicher Strenge gesichtet, und von den Flecken des ersten Wurfs gereinigt: was neu hinzugekommen, zeugt von so beharrlichem, sorgfältigem, ausgedehntem Studium, dass die größten Erwartungen erregt werden für die Arbeiten, die der Vf. auf die Zeit freyerer Muse zurücklegt.

Zu bedauern ist, dass die Übersetzung in ungeübte Hände gerathen. Empföhle sich das Werk nicht selbst: das Latein des Hn. Wiedeburg empföhle es sicherlich nicht. Die auffallendsten Missverständnisse und Solöcismen sind in dem Anhang berichtigt: was aber am widerwärtigsten ist, könnte nur eine gänzliche Umschmelzung tilgen.

Einen Irrthum, der des Recensenten Persönlichkeit betrifft, würde Rec., eben darum, gern übergehen, wäre nicht, ohne Noth und wider Gebühr, ein hochverehrlicher Name eingemischt. Es heisst S. 166: *Vox ἐκτόπως* [was man *Antonin. Liberal. c. 26* aus des Cod. *lrvnoō* gemacht hat] *minime fuit conjectura nimis quaesita, quod contendit criticus ille Δκ (λύκος) in ephem. crit. Jen., cujus sermo arrogantiae plenus WOLFIIUM plane prodiit.* Dass *lrvnoō* rich-

Ddd

tig gedeutet sey, kann Rec. dem Vf. noch immer nicht glauben, weil er weder findet, was behauptet wird, daß der Autor ἐκτόπως bey jeder Gelegenheit gebrauchte, noch begreift, wie, daß er es bey dieser gebraucht habe, daraus folge, daß Konon und Philostratus in ähnlichen Verbindungen κομιδῇ gebraucht. Dafs Ax falsch gedeutet ist, bittet er den Vf., ihm zu glauben. Und zwar auf sein Wort. Denn sich zu nennen, findet er, an dieser Stelle, so unschicklich, als zu rechten über die Arroganz. Was Rec. über das Buch gesagt hat, scheint dem Buche genützt zu haben, indem alles, was er an der ersten Ausgabe gemißbilligt, die angeführte Stelle ausgenommen, in dieser zweyten gar nicht, oder berichtigt gefunden wird. Das genügt ihm.

Ax.

Die Entstehung der Appendix (No. 2) wird von dem Herausg. in der Vorrede erzähl't. Hr. Bäst, mit Recht unzufrieden über die leider so sehr mißlungene wiedeburgsche Uebersetzung seiner *lettre critique* in das Lateinische, schickte ein Verzeichniß von Berichtigungen nach Leipzig, welches dem Buche angehängt werden sollte, aber zu spät, und nachdem bereits eine Anzahl von Exemplaren abgesetzt war, anlangte. Durch die Buchhandlungen dasselbe nachliefern zu lassen, fand man nicht für gut, weil mehrere Käufer es auf diese Weise vielleicht gar nicht bekommen hätten; daher theilte Hr. Bäst dem Herausg. mehrere *Inedita* aus seinen reichen Sammlungen und eigene Observationen mit, um sie als einen besonderen Anhang erscheinen zu lassen. Was von diesen Observationen lateinisch geschrieben war, wurde unverändert abgedruckt, das andere von Hn. Schäfer mit größter Genauigkeit ins Lateinische überfetzt. Die Indices sind nach Hn. Bäst's Angaben verfertigt, und beziehen sich nicht bloß auf die Appendix, sondern ergänzen auch, was in den Registern der *Epistola critica* noch mangelte. Am Schlufs der Vorrede hat Hr. S. einige Bemerkungen zu seinen *meletem. crit.* und den *observ. ad Lamb. Bosii ellipses graecas*, auch eine Kritik über die Aufschrift auf dem Revers einer Münze in *Mionnets description de medailles antiques, grecques et romaines* angebracht, welche ihm sein Freund schon früher hatte zukommen lassen.

Dafs in dem Schriftchen selbst des Anziehenden sehr viel zu finden sey, bedarf kaum einer Erwähnung. Den Vf. gegenwärtiger Anzeige interessiren vorzüglich die Notizen über Paläographie und die darauf sich gründenden Verbesserungen einer Menge von Stellen, besonders aus Grammatikern und Lexikographen. Die Vernachlässigung dieser paläographischen Kenntnisse ist für den Philologen, zumal wenn er in den Fall kommt, *Inedita* herauszugeben, von sehr grossem Nachtheil. Sie hat sich unter anderen an dem berühmten *Villoison* gerächt, der, wie wir durch Hn. Bäst erfahren, die jetzt in Paris befindliche Handschrift der Scholien zum Homer öfters ganz unrichtig gelesen hat. Wie sehr würde sich Hr. Bäst bey solcher Unzuverlässigkeit der villoisonischen Ausgabe um das gesammte philologische Publicum verdient machen, wenn es ihm getiele, recht bald einen neuen Abdruck entweder selbst zu veranstalten oder seinen Freund in Leipzig dazu in den Stand zu setzen!

Wir wagen es, ihn darum auf das Angelegentlichste zu bitten.

Veranlassung, anderer Meinung zu seyn, bot sich uns nur einige Mal dar. So können wir dem Herausg. nicht beystimmen, wenn derselbe S. 26 καὶ für καὶ ἐὰν mit dem Indicativ zu vertheidigen sucht. Die Menge der Stellen, wo diese Construction vorkommt, kann nichts beweisen; auch sind wir vollkommen überzeugt, dafs sie Hn. S. durch etwas ganz anderes, nämlich durch das gesunde Aussehen einiger weniger Stellen, annehmlich wurde. Unter den von ihm angeführten sind folgende die scheinbarsten: *Bianor Epigr. XVI, v. 2, οὐ σὸς ἐνν. καὶ θάνε γηραλέος*; *Agathias Epigr. X, v. 5 f. εἰ δὲ καὶ ἀγλαίης κρητὶς ἴστατο, μᾶλλον ἂν αὐτῇ Κύπρις ἐνικῆθῃ, καὶ καὶ Παρίς. Galen. Protrept. in. p. 218. ed. Lond.* καὶ λόγου μέτεστι τοῖς ἄλλαις ζώοις. *Thomas Mag. p. 269, καὶ Ἀριστείδης ἀπαξ — πρὸς μέλλοντα καὶ συνέταξ.* Bey näherer Betrachtung indess ergibt sich, dafs gerade die beiden ersten, auf welche Hr. S. am meisten gerechnet haben mag, die leichtesten und unbedeutendsten Änderungen zulassen. In der des *Bianor* ist nur die Interpunction unrichtig. Man setze nach *γηραλέος* statt des Fragezeichens ein Komma: so gilt καὶ nicht mehr für καὶ ἐὰν, sondern für καὶ ἂν, und man erhält folgenden guten Sinn: *Er gehörte nicht dir an, und hätte in so hohem Alter sterben können.* In dem Epigramme des *Agathias* muß καὶνεδικαζέ als Ein Wort geschrieben werden: und *Paris* würde sein Urtheil zurückgenommen haben. Die Worte des *Galen* können wir jetzt nicht nachsehen, aber wahrscheinlich ist bey ihm, so wie bey *Thomas Mag.*, καὶ εἰ statt des bloßen καὶ zu lesen. — S. 29 bemerkt Hr. S., dafs öfters nicht unerhebliche Schwierigkeiten durch die Trennung des οὐδὲ und καὶ in zwey Worte sich heben lassen, und verbessert in diese Art eine Stelle des *Herodot.* an welcher selbst die grössten Kritiker sich ohne Erfolg versucht haben. L. VII, c. 149, äusserst glücklich. Diese Stelle zeigt, dafs man darauf wohl Acht geben müsse, ob sich καὶ auf etwas anderes, als δὲ bezieht, in welchem Falle die Trennung unumgänglich nöthig wird. Ein zweyter, von Hn. S. übersehener Fall ist der, wenn der Satz offenbar einen Gegensatz erfordert, wie *Soph. Elect. 132.* wo schon Andere sehr richtig οὐδ' ἐθέλω προλεπεῖν τελευτῶ. Die epischen Stellen aber, welche Hr. S. emendirt, dürften, da die Epiker mehr Verbindung, als Trennung lieben, schwerlich zu ändern seyn. — Was S. 33 über ἡ ταμία, ein von mehreren Seiten her angefochtenes Wort, gesagt wird, ist sehr richtig; nur wenn sich Rec., dafs Hr. S. zu Vertheidigung desselben auch gar nicht auf die *Ilias* und *Odysee* beruft, wo es zwey zwanzigmal vorkommt.

Tp.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Salfeld: *Pantheon.* Eine Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Dr. Joh. Gustav Büsching und Dr. Karl Ludwig Kuhnigesser. Ersten Bandes erstes Heft. Mit 1 Bogen Musik. 1810. 176 S. Ersten Bandes zweytes Heft. Mit 1 Bogen Musik. XVI u. 367 S. gr. 8. So wenig es der Zweck unserer Anstalt seyn kann,

von jeder periodischen Schrift, die, zur zeitstötenden Erfrölichkeit der Lesewelt aufwuchernd, ihr Daseyn entweder in traurigem Halbleben fortzuschleppt, oder es nach kurzem anmaßlichen Dahersprunke gar wieder aushaucht, besondere Kunde zu nehmen: so sehr muß es uns doch am Herzen liegen, einem ähnlichen, aber aus höheren Gesichtspuncten und mit glücklichem Erfolg begonnenen Unternehmen freundlichen Willkommen entgegen zu bringen, und ihm seine Laufbahn, wo möglich, im Voraus leicht und eben zu machen. Bey der seltsamen, von Provinzen und Ständen abhängenden Ungleichheit der literarischen Cultur in Deutschland, sind Werke, die, regelmäßig zu bestimmten Zeiten wiederkehrend, ihren Eindruck fortwährend erneuen, und auch den verwöhnten oder abgestumpften Gaumen durch geistreiche Anregung zu soliderer Nahrung reizen, während sie dem ernststrebenden Gemüth zu würdiger und fruchtbarer Erholung dienen, unter der Bedingung wünschenswerth, daß sie, die Neuigkeiten des Tags verschmähend, bey aller unerlässlichen Abwechslung doch unverrückt nach dem Einen Ziel streben, die Idee des Höchsten in den verschiedensten Formen lebendig zu erhalten, und immer lebendiger anzuregen. Wie viel auf diesem Wege schon früher durch die *Propyläen* und *Horen*, durch das *Athenäum* und die *Europa*, zuletzt durch den *Prometheus* gefördert worden, kann nur der Stumpfsinn, oder absichtliches Widerstreben gegen alles Wahre und Gute verkennen; und die Hn. *Büsching* und *Kannegiesser* verdienen schon für den Willen allein, in unfreundlicher Zeit wieder herzustellen, was mit jenen trefflichen Zeitschriften untergegangen, unsern vollsten Dank. Eine kurze Übersicht dessen aber, was die zwey bis jetzt erschienenen Stücke darbieten, wird zeigen, daß wir ungleich mehr als den bloßen guten Willen zu preisen haben; denn wir finden allerdings, wie der Titel verheißt, allen Göttern wohlgefällige Gaben dargebracht.

Das erste Heft beginnt *Fichte* mit einer Übersetzung aus *Camoens Lusade*, 3, 118 — 135, die Geschichte der *Ignes del Castro* enthaltend. Gewiss ist es von wahrem Interesse, nachzuforschen, wie sich ein göttlicher Dichter des Südens vor dem erhabenen Geist eines Mannes gestaltet haben mag, dessen gewaltige Kraft der Wissenschaft einen neuen, strahlenden Himmel zu wölben vermochte, und auch an den, nicht eben seltenen, Stellen, wo die Übersetzung hart, unpoetisch, und der Gewandtheit, die man von der rastlosen Feile des Übersetzers fordern darf, gänzlich ermangelnd scheinen dürfte, wird man doch auch dadurch nicht ungern an die prometheische Hand erinnert, die gewichtigere Waffen zu führen weiß. — Es folgt ein Bruchstück aus einer Reise durch Deutschland, die Schweiz und Ober-Italien, im Sommer 1808, von *Hefster*, als Übers. von *Shakespears Cymbeline*, und *Ende gut, alles gut*, bekannt; ein Aufsatz, ganz gegen den Ton unserer gelehrten, nach dem unvergleichlichen Recept im *Wilhelm Meister*, nur mit mehr Annäherung und weniger Ironie, zusammengebrachten Reisen nach Italien. Wien, Paris u. s. w.; Briefe voll Feuer und Leben und frischem, unmittelbarem Reise- und Natur-Genuss, in schönem Einklang mit den herrlichen Gegenden, die in geistvoller Darstellung an uns vorüber geführt werden, besonders anziehend die

Schilderung des Höllenwassers *Nolla* und des Martislochts bey Elm. Im 2 Heft S. 368 erhalten wir die erfreuliche Zusage, daß die ganze Brieffammlung noch zu Ostern dieses Jahres erscheinen wird. — An ihn schließt sich *Solger*, der treffliche Übersetzer des *Sophokles*, mit *Pindaros* sechstem olympischen Sieges-Hymnos. Was der meisterhaften, mit der schönsten Treue gearbeiteten Übertragung einigen Eintrag zu thun scheint, ist, daß der Übers. sich durchaus an die schlechte *heynische* Versabtheilung gebunden hat, wodurch besonders der Versübergängen geschadet ist. Im eilften Vers: *Im Preise mißgunstreicher Bürger*, scheint ein Druckfehler zu stecken: vielleicht *im Kreise*. Tiefer ins Einzelne zu gehen, gestattet der Raum nicht, und wir werden ohnehin in Kurzem ausführlicher über den noch zu wenig gekannten *solgerschen* Sophokles reden. — Die *Legende von der heil. Lanze zu Antiochia*, erzählt von *Raumer*, empfiehlt sich durch einfach edeln Vortrag, wenn uns auch der Styl mehr des pragmatischen Geschichtsforschers dünkt. — Das Bruchstück aus *Spensers Fairy queen* von *Kannegiesser* ist des geschätzten Übers. von *Baumont* und *Fletcher* ganz würdig, und dieser Versuch um so mehr auszuzeichnen, als die künstliche Form der *spenserschen* neunzeiligen Strophe mit viermal wiederkehrendem Reim keine geringe Aufgabe war. Desto weniger wissen wir von dieses Verfassers vier eigenen Gedichten zu rühmen, die kaum bis zur breiten, vielbetretenen Bahn der Mittelmäßigkeit gelangen. Dasselbe gilt von den fünf poetischen Versuchen, mit denen er das 2te Heft ausgestattet hat: die horazische Ode 2, 3 in Reimversen setzt uns in ein verschollenes Zeitalter unserer Literatur zurück, und dem *Darius* vollends glauben wir nicht zu nahe zu treten, wenn wir ihn gemein finden. — Der andere Herausg. beschenkt uns mit einem sinnvollen, mit Liebe durchgeführten Aufsatz über *Albrecht Dürer*: zuerst allgemeine Bemerkungen über den Styl seiner Werke, wenn auch nicht alles neu, so doch selbst gefühlt, und darum wieder gemüthlich ansprechend, angenehm erinnernd; zuletzt ausführliche Beschreibung eines minder bekannten *dürerschen* Holzschnittes, an der uns vorzüglich die schöne Treue gefallen hat, mit der auch das kleinste Beywerk des reichen Bildes, lebendig aufgefaßt, in Worte übertragen ist. Die verheißene Fortsetzung kann nicht anders als erfreulich seyn. — Außerdem hat *Büsching* drey noch ungedruckte Briefe von *Winckelmann*, und im anderen Hefte zwey von *Lippert*, die letztern von geringerem Interesse, auch zwey gefällig überarbeitete Minnelieder aus der *manessischen* Sammlung, 2, 166 und 210 mitgetheilt. — Angenehme Hoffnungen erregt eine Novelle aus dem Dekameron, 10. 3, von *Krause*, die bekannte, unter andern von *Sophie Brentano* in den *Horen* verdeutschte Erzählung von Nathan und Mithridanes. Die fleißige und geistvolle Behandlung zeigt schon jetzt, daß der Vf., wenn er uns einst mit dem Ganzen erfreuen sollte, in der möglichst treuen Nachbildung der herrlichen Periodologie des *Boccaccio* alle bisher gemachten Versuche übertreffen, und etwas wahrhaft Dankenswerthes liefern wird. — Zu den schönsten Zierden des Hefts rechnen wir aber *Fouque's* Gesang an die Wittve des tiefstnigen, uns zu früh entrissenen *Hülfsen*; hier wenigstens Eine Strophe zur Probe:

Er, Vieler Licht und Morgen,
Ward unferrn Blick auf lange Zeit verborgen:
Doch, Bild der ew'gen Habe,
Standst du, ein Engel, über seinem Grabe.
Mit deinem Kind im Arm
Gossst in frommer Schöne
Du ewgen Friedens Töne
Mild, schmerzlich lächelnd, hin durch unsern Arm.

Dieses genialen Dichters würdig ist auch die tüchtige, gnomische Weisheit in *Meister Hildebrands Sprüchen*. — Von *Henriette Schubart* finden wir in jedem Heft eine Romanze aus dem Altschottischen. Über das, was die Übers. vielleicht noch wünschen läßt, wollen wir mit einer Frau nicht rechten: im Ganzen ist der Romanzenent wohl gehalten. — Den Schluss machen zwey Erzählungen aus einem ungedruckten Buch: *der heilige Heerd*, von *Rudolph Abeken*: anmuthige Gemälde aus dem traulichen Kreise einer ächt altdeutschen, auf sicherem Dauerstand gemüthlich ruhenden, frommen Familie, mit großer Liebe und Zartheit dargestellt, fast in weiblicher Manier, woran besonders die kleinen, sehr bestimmt und zierlich gefügten Perioden erinnern; besonders die zweyte Erzählung anziehend durch prunklose Lieblichkeit, und schöne, unge sucht sich darbietende Beziehungen auf die höchsten Angelegenheiten des Lebens.

Ein sogenannter *Anzeiger* liefert noch eine anonyme Kritik von *Siebmans* Übers. der Novellen des *Cervantes*, in welcher es der Polemik gegen *Soltan* nicht bedurft hätte, um des neuen Übers. Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; eine Beurtheilung der Aufführung des *Güz von Berlichingen* in Berlin, von *Büsching*, mit Unparteylichkeit und Einsicht, auch für den Auswärtigen interessant geschrieben, und ein paar musikalische Rec., die wir aber nicht wieder recensiren können oder wollen.

Das zweyte Heft eröffnet *Adam Müller* mit seiner in Berlin gehaltenen ersten Rede über *Friedrich II und die Natur, Würde und Bestimmung der preussischen Monarchie*. Der Geist und die Manier des Redners ist bekannt genug, und wir enthalten uns um so mehr eines Urtheils über gegenwärtige Arbeit, da sie sich erst als Theil eines größeren Ganzen ankündigt. Dafs die Idee des Vermittels auch hier einwirkt, bedarf kaum der besonderen Erwähnung. — Ergötzlich schließt sich an den ernststen Gegenstand eine *Geschichte vom Galgenmännlein*, von *Fouqué*. Wir wissen nicht, wie viel davon alte Sage, wie viel des Erzählers eigene Erfindung: aber das wissen wir, dafs wir lange nichts Unterhaltenderes, Sinnreicheres, Naiveres im Gebiet märchenhafter Volkserzählung gelesen. Uner schöplich ist der Reichtum der immer neuen, immer überraschenden Begebenheiten, durch die der kleine Satan nach unaufhörlichem Wechsel seiner Herren doch immer wieder an den armen Reichard zurückkehrt, und ganz herrlich der Schluss, wo der Teufel doch noch zu guter Letzt geprellt wird. Besonders haben uns die verhängnisvollen *Halbdreyer* ergötzt: schwer aber ist zu sagen, ob die heitere Laune der Ausführung, oder der tragische Ernst der Idee, oder die Vereinigung von beiden, das Preiswürdigste. — *Solger* hat diesmal den ersten pythischen Hymnus beygefeuert, und wir können leider auch jetzt

nur im Allgemeinen auf unser obiges Urtheil zurückweisen. Vielleicht wird er dem ganzen *Pindaros*, was er dem *Sophokles* schon geworden, und dann wird sich der Raum finden, sein Verdienst würdiger hervorzuheben. — *Büsching* liefert den Anfang einer Wanderung auf die Schneekoppe; und wenn wir seine Darstellung auch der *kasslerschen* nicht gleichstellen möchten: so erkennen wir doch deutlich genug die richtige Ansicht, aus der auch sein Tagebuch geflossen; ein rühmliches Bemühen, der Bahn zu folgen, die *Goethe* und *Moritz* zuerst gezeigt haben: doch ist auch der Abstand der schlesischen von der Schweizer-Natur in Anschlag zu bringen, wenn *Büschings* Reise weniger anzieht. — Von einem Ungenannten haben wir ein imposantes Bruchstück aus einer dänischen Tragödie von *Adam Ohlenschläger, Palnatoke*, und eine gedrängte Inhaltsanzeige des ganzen Stücks erhalten. Die Übers. ist leicht und gewandt genug, um uns von dem Werth der Urschrift eine nicht geringe Meinung zu geben, und obgleich einzelne Momente des Dramas schon anderswo zu fest eingebürgert sind, um bey uns ihre ganze Wirkung zu thun, z. B. wo *Palnatoke* als dänischer Tell erscheint: so hat der dänische Dichter doch so viele neue und große Motive so glücklich zu benutzen gewusst, dafs wir uns dieser Erscheinung um so lebhafter erfreuen, weil er, wie sein Landsmann *Baggesen*, auch unserer Sprache vorzüglich hold zu seyn scheint. — *Kannegiesser* giebt eine Scene aus dem *Philaster* v. *Beaumont* und *Fletcher*. Da der Werth dieser Übers. einmüthig anerkannt ist, und zu Oftern das ganze Schauspiel erscheinen soll: bedarf es keines vorläufigen Lobes. Das Heft schließt mit einem recht zarten Gedicht: *Der Blindgewordne*, von *Heinrich Löft*.

Der *Anzeiger* enthält einen Aufsatz über *Gluck* Leben, von *Römer*; eine scharfe Kritik der Vorstellung von *Glucks* *Iphigenie* in Berlin, von *Winterfeld*, und einige literarische Notizen, die besonders der deutschen Übersetzungsliteratur des *Shakespear* angenehme Aussichten öffnen.

Dafs das Pantheon nicht in sich selbst zusammenstürzen wird, verbürgen uns die Namen der Herausgeber; verbürgen die Namen der Gelehrten, die theils schon Beyträge geliefert, theils erst zugelegt haben. Von den letzteren, die in einer kurzen Vorrede zum zweyten Heft aufgezählt werden, nennen wir nur die Namen *Bernhardi*, *Böckh*, *Bredow*, *Eschenburg*, von der *Hagen*, *Hirt*, *Levezov*, *Mank*, *Jean Paul*, *Spalding*, *Steffens*, *Süvern*, *Uhden*. Die übrigen sind fast alle solcher Nachbarn werth: von noch mehreren wird der Beytritt erwartet. Damit aber keine äusseren Gründe das kaum Begonnene wieder zerstören, erhalte sich das Pantheon diese bedeutende Mannichfaltigkeit, die mit Sinn Deutsches an Ausheimisches, Altes an Neues, Ernst an Scherz zu knüpfen weifs: dann wird es den Herausgebern nicht an verdienter Aufmunterung fehlen, und vielleicht erhalten wir so fürs nächste Jahr die fürs Erste auf sechs beschränkte Zahl der Stücke gedoppelt, welches wir um so mehr wünschen, als Zeitschriften ihre stärkste Wirkung unmittelbar bey ihrer Erscheinung thun, und jene nicht durch zu lange Pausen zwischen den einzelnen Heften wieder geschwächt werden darf. RZW.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 1 JUNIUS, 1810.

THEOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Worte des Friedens an die katholische Kirche, gegen ihre Vereinigung mit der protestantischen.* Von Dr. G. J. Plank. 1809. XII u. 284 S. 8. (20 Gr.)

Vereinigungsversuche getrennter Religionsparteyen können auf keinen Fall ohne bedeutende Wirkungen und Folgen seyn. Denn mißlingen sie: so erneuern sie das Bewußtseyn der Trennung mit einer bitteren Empfindung sowohl für die Partey, welche den vergeblichen Versuch anstellte, als für die, mit welcher er angestellt wurde. Bey der gegenwärtigen milden Temperatur zwischen Katholiken und Protestanten könnten also Versuche der Art eher Schaden als nützen. Sie könnten das ruhige Zusammenleben beider Parteyen stören, die allmählich und unbemerkt am sichersten fortschreitende Vereinigung der Gemüther aufhalten; und möglich wäre es sogar, daß der Parteygeist und religiöse Sectenhafs dadurch wieder aufgereizt würde. Welches furchtbare Übel aber, wenn sich zu dem Brennstoffe, welchen die politischen Veränderungen der neuesten Zeit erzeugt haben, auch noch der religiöse Fanatismus gesellte!

Diese Überzeugungen und Besorgnisse bewogen den verdienstvollen Vf. zur Herausgabe vorliegender Schrift. Er würde es nach der treffenden Äußerung in der Vorrede nicht allein für unräthlich, sondern auch für unrecht gehalten haben, ohne besondere Veranlassung und dringende Aufforderung diesen schwierigen Gegenstand öffentlich zur Sprache zu bringen; jene fand er aber in dem neuerdings erwachten eifrigen Treiben auf Vereinigung, welches die bekannten in Frankreich erschienenen Schriften des Erzbischofs von Besançon, des Hn. Beaufort, u. A. aussprechen. Als Friedensstifter tritt Hr. Plank auf; doch redet er gegen die Vereinigung der Katholiken und Protestanten in dem Sinne und Geiste, welcher den genannten französischen Schriften eigen ist, und begründet in Vergleichung mit demselben von neuem den Ruhm der deutschen Nation, daß sie wichtige Gegenstände besonnen, gründlich und mit dem angemessenen Ernste behandelt. Die Absicht des würdigen Schriftstellers geht indessen nicht dahin, alles und jedes Hinwirken auf größere Vereinigung auch im Äußeren gänzlich zu hintertreiben; aber er will Kräfte aufregen, welche das Treiben des voreiligen Eifers hemmen, damit Unheil

verhütet, und die Ausführung des großen Werkes, wenn es etwa der Zeitgeist geblöet, auch der Zeit unter der Leitung der Weisheit und Gerechtigkeit überlassen werde.

Nach einer Anrede an die Freunde und Brüder in der katholischen Kirche, in welcher der Vf. friedfertig, doch ohne Schwäche, liebevoll und würdig die oben genannten Besorgnisse äußert, untersucht er in der Schrift selbst folgende Fragen: I) ob, wie weit, und wie es möglich sey, daß Katholiken und Protestanten von dem Punkte, auf welchem sie gegenwärtig stehen, näher zusammen kommen können; II) ob durch die mögliche Vereinigung etwas Wünschenswerthes, und was dadurch gewonnen werde, und III) ob sich dieser erwünschte Gewinn nicht auf einem anderen Wege besser, leichter und wohlfeiler erhalten lasse.

Folgendes ist das Resultat der Untersuchung. Unerachtet des vielen höchst wichtigen Gemeinsamen, das Katholiken und Protestanten in ihrem gemeinschaftlichen Glauben an die h. Schrift, als Erkenntnisquelle einer von Gott geoffenbarten Religion, und an die Geschichte derselben, so auch in ihrer Religionstheorie und vielen einzelnen Dogmen haben; unerachtet, nach des Vfs. Ansicht, welcher indessen gesteht, daß er die Übereinstimmung absichtlich ins Große zeichne, die Divergenz in der Lehre von der Rechtfertigung, der Heiligen Verehrung und der Anwesenheit Christi im Abendmahl von keinem großen Belange ist, ja sich auch die in die Religionstheorie eingreifende Divergenz der Lehren von den Gnadenmitteln, dem *opus operatum* und dem Opfer im Abendmahl in etwas ausgleichen läßt: so steht doch die katholische Lehre von einer einzigen wahren allgemeinen Kirche, als einer äußeren sichtbaren Gesellschaft, deren ganze Verfassung, als Anordnung Christi, auf einem göttlichen Rechte beruhe, von welcher jeder Christ ein Mitglied seyn müsse, und außer welcher kein Heil zu finden sey, mit der protestantischen Lehre, daß die einzige wahre Kirche nur die unsichtbare innere, jede äußere aber nur eine mehr oder weniger unvollkommene Nachbildung derselben sey, und mehrere Kirchengesellschaften bey mannichfaltiger Verschiedenheit der Verfassung, deren Anordnung auf freyer Wahl beruhe, nach Maßgabe ihrer Übereinstimmung mit dem Ideale der unsichtbaren Kirche zum Heil ihrer Mitglieder wirken können, in unausgleichbarem Widerspruche; und eben so sehr die katholische Lehre von der infallibeln Autorität der Tradition und Kirche und deren

E e e

Nothwendigkeit als letztem Glaubensgrunde religiöser Wahrheiten mit der Lehre der Protestanten, daß der eigene Bibelgebrauch jedem Christen frey stehe, und deren Erklärung auch durch bloßen Verstandesgebrauch möglich sey. Um dieser entgegengesetzten Principien willen ist eine wahre vollkommene Vereinigung der Katholiken und Protestanten, welche nichts anderes als Übergang der einen Partey zur anderen aus reinen Motiven der Überzeugung wäre, psychologisch unmöglich. Solcher Übergang von den Extremen mehrerer Grundprincipien zu den entgegengesetzten, und von dem Geiste des Katholicismus zum Geiste des Protestantismus, oder umgekehrt, die wie ganz fremdartige Elemente zu betrachten sind, solcher Übergang findet, wie die Erfahrung lehret, bey einzelnen Menschen Statt: aber von einer ganzen Partey ist es nicht denkbar. Vergeblich würde es seyn, solchen Übergang durch Disputationen bewirken zu wollen, weil es keiner Partey an hinreichenden Gründen für ihre Überzeugung fehlet, diese aber für die andere Partey, eben darum, weil sie von anderen Grundprincipien ausgeht, oder mit ganz anderen Augen sieht, keine überzeugende Kraft haben, wie die Geschichte der Polemik beweiset. Noch vergeblicher wäre es, solchen Übergang durch Gewalt erzwingen zu wollen. Abgesehen davon, daß die Aufhebung einer Religionspartey als öffentlicher Anstalt, das Wegreißen von der eigenen und Aufdringen der fremden Überzeugung, keine wahre innere, sondern nur eine scheinbare äußere Vereinigung mit abgewandten erbitterten Herzen hervorbringen würde: so ist ein solches Verfahren auch erst dann mit Erfolg möglich, wenn die Tyranney alle Begriffe und Empfindungen von Heiligkeit und Recht aus den Köpfen und Herzen einer Nation heraus gequetscht hat. Gelänge es selbst dem Anscheine nach jetzt schon der Gewalt gegen die Schwäche des entnervten Zeitgeistes und der allgemeinen Gleichgültigkeit gegen Religion, gelänge es anscheinend, weil das jetzige Geschlecht nach S. 25 keinen Muth mehr hat, für seine Überzeugung zu sterben, und zum Theil keine Überzeugung mehr, wofür es sterben könnte: so würde unter dem Drucke, und durch diesen erzeugt, ein neues Geschlecht heranwachsen, und nach tausend alten Erfahrungen der Weltgeschichte die Unbezwingbarkeit des Menschengeistes durch Gewalt von neuem erproben. Doch ein solches gewaltsames Verfahren ist auch auf keine Weise zu vorzuziehen, dafür bürgt der jetzige Weltstand, und vornehmlich der ordnende, tolerante Geist, welcher denselben herbeygeführt hat.

Wollte aber ferner, wie dieses *Beaufort's* Vorschlag zu seyn scheint, das Staatsoberhaupt in der Qualität als Oberhaupt der Kirche bloß für die äußere Religionsübung ein Regulativ entwerfen, wobey übrigens die Denk- und Gewissens-Freyheit unverletzt bliebe, das alle Christen annehmen könnten und müßten, indes jedem anderen Cultus die Duldung verweigert würde: so müßte einmal der Katholik gegen die Anmaßung der Staatsgewalt durchaus protestiren,

und auch der Protestant würde sie nicht so willig und unbefchränkt, wie Hr. *Beaufort* meint, zugeben. Ohne Gewissenszwang könnte ein solches Verfahren nicht ablaufen, ohne Gewalt könnten am wenigsten die Katholiken zur Annahme des Regulativs disponirt werden; und der Erfolg wäre entweder Indifferentismus gegen Religion und Kirchenthum überhaupt, oder Parteygeist, der unter dem Druck der erzwungenen äußeren Gleichförmigkeit im Verborgenen nur desto feindseliger um sich greift.

Indessen könnte die Staatsgewalt indirect zu einer freywilligen Vereinigung beider Parteyen mitwirken; und diese einleiten. Diese könnte allenfalls auch nach des Vfs. Ansicht bis auf einen gewissen Punkt zu Stande kommen. Ohne die Scheidewand zwischen dem Katholicismus und Protestantismus zu berühren, und ohne die theologischen Streitfragen auszugleichen, könnte man sich über eine Lehrform verstehen, welche das Übereinstimmende in den wesentlichen Grundideen ausspreche, und die Divergenz in Nebenbestimmungen verstecke oder unanständig mache. Die Katholiken könnten in Ansehung des äußeren Cultus mehrere Punkte, die *Communio sub utraque*, den ehelichen Stand der Geistlichen, die deutsche Sprache bey dem Gottesdienst, ihren protestantischen Mitgliedern entweder zugeben, oder auch ohne wesentliche Principien aufzuopfern, ihre bisherigen Anordnungen selbst abändern. Gegenseitig könnten sich zur Noth, wenn man es auch gerade nicht rathlich fände, die Protestanten die katholische Kirchenverfassung gefallen lassen, die Regierungsform durch Bischöfe und selbst den Papst, unter dem Vorbehalt, daß sie dieselbe nicht als göttliche Anordnungen anerkannten, sondern frey nach ihrer Befugniß wählen, annehmen; sie könnten endlich auch die Förmlichkeit des katholischen Ceremonienwesens gelten lassen, wenn sie sich nur die Freyheit vorbehielten, im Geiste des Protestantismus die Laien darüber zu belehren, und der Meinung vom *opus operatum*, dessen Wunderkraft oder Verdienlichkeit vorzubeugen. In sofern, glaubte unser Vf. sey eine unvollkommene äußere Vereinigung der Katholiken und Protestanten wenigstens nicht unmöglich, wenn ihr gleich große Schwierigkeiten im Wege ständen.

Der Staat, so setzt er nun das Raisonnement in zweyten Abschnitt fort, gewinnt indessen durch diese einzig mögliche äußere und unvollkommene Vereinigung nichts, was einer weisen und würdigen Politik großer Mittel und Aufwendung werth scheinen könnte. Es ist eine grundlose, wiewohl zum Utheil der Welt oft vorgebrachte Beschuldigung, daß der Protestantismus, mit welchem man den Geist der Gährung zur Zeit der Reformation nicht wechseln darf, den Bürger gegen monarchische Verfassung abgeneigt und aufrührerisch mache, da er vielmehr nach seiner Religionstheorie zwar nicht blinde willenlose Sklaven, aber Unterthanen bildet, die aus Überzeugung desto zuverlässiger den Geleitzten gehorchen. Umgekehrt ist es eine falsche Be-

schuldigung, daß der Catholicismus, mit welchem man ebenfalls das in früheren Jahrhunderten geltende päpstliche Recht nicht für einerley halten darf, der Staatsgewalt eine fremde Macht an die Seite oder gar vorsetze, und daß er, wie man mit Hinsicht auf manche Geschichtsereignisse, namentlich auch die neueren in Spanien, denken mochte, den Bürger fanatisire. Demnach kann der Staat nicht einmal durch eine vollkommene Religionsvereinigung, wenn sie möglich wäre, gewinnen; es kann ihm nichts bedeutendes verschlagen, wenn alle katholischen Unterthanen protestantisch, und umgekehrt, alle Protestanten Katholiken würden. Durch eine unvollkommene aufrere Vereinigung aber bloß den möglichen gefährlichen Explosionen des Partheygeistes vorbeugen zu wollen, dazu ist bey der heutigen milden Temperatur desselben kein Grund vorhanden, der ein so schwieriges Mittel rechtfertigte; und überhaupt ist nach der Geschichte der religiöse Partheygeist nicht einer unparteyischen und energischen, sondern bloß schwachen und unweisen Regierungen gefährlich. Endlich um der Sittlichkeit und des Seelenheils der Unterthanen willen wird sich eine weise und gerechte Regierung zu eigenmächtigen kirchlichen Reformen weder befugt halten, noch auch die Erreichung jenes Zwecks durch dieses Mittel erwarten.

Wie der Staat nichts gewinnt: so gewinnen auch ferner beide Partheyen nichts durch eine Vereinigung, wie sie allein möglich ist. Nichts für die Annäherung der Gemüther. Denn gesetzt, auf einer allgemeinen Synode würde eine Vereinigung nach obiger Angabe beschlossen, und von den Repräsentanten auch wirklich geschlossen (welche Voraussetzung jedoch wegen mannichfaltiger großer Schwierigkeiten, die vorher besiegt werden müßten, fast ans Unmögliche grenzt): so würde die Einführung der beschlossenen Gleichförmigkeit von beiden Seiten den größten Widerstand finden; und würde sie durchgesetzt: so würde der größte Theil der Katholiken glauben, man wolle sie zu Protestanten —, und ein eben so großer Theil von dieser Parthey, man wolle sie zu Katholiken machen. Also wird wieder statt der Annäherung nur Mißtrauen und Partheygeist aufgeregt, der, wenn er auch allmählich verschwindet, sich nur in Indifferentismus auflöst. An Gewinn für das Eigenthümliche ihrer Parthey darf aber vollends keine von beiden Partheyen bey der Vereinigung denken. Jede muß vielmehr zuvor aufopfern; und wollte sich eine schmeicheln, daß sich die andere nach vollzogener äußerer Vereinigung ihren Geist allmählich aneignen werde: so darf sich die andere denselben schmeicheln. Hoffnung des Gewinns und Furcht vor Verlust halten also einander bey beiden Partheyen die Wage, daß in dieser Absicht aller Grund zum Streben nach Vereinigung, wenn es nicht eine Wiedervereinigung seyn kann, von selbst wegfällt.

Um dagegen das allmähliche gänzliche Verlöschen des Religionshasses und der feindseligen Scheu zwischen Katholiken und Protestanten, als den einzigen durch Religionsvereinigung vernünftiger Weise zu

beabsichtigenden Vortheil, auf einem leichteren Wege zu erlangen: schlägt der Vf. im 3 Abschnitte das Mittel der Belehrung vor. Die Geistlichen beider Partheyen sollen ihre Laien über die Abweichung im Glauben und der Lehre zwischen ihrer und der anderen Parthey unverholen belehren, ihnen auch nach ihrer Ansicht den Irrthum der Andersdenkenden von seiner schädlichen und gefährlichen Seite schildern; daneben ihnen aber auch die Übereinstimmung, von welcher die Divergenz ausgeht, recht sichtlich machen. Sie sollen ihnen zugleich die Verschiedenheit in einem solchen Lichte zeigen, wodurch das Abstoßende möglichst vermieden wird, die, wenn auch nach jeder Ansicht unzureichenden Gründe dafür nachweisen, um die Beharrlichkeit im Irrthume zu entschuldigen, und die Divergenz in außerwesentlichen Bestimmungen auch als solche taxiren. Wird so der blinde Haß verdrängt, der verketzert, was er nicht kennt, und sich die Abweichung unendlich größer und schädlicher vorstellt, als sie ist: so muß ferner durch gerechtes Eingeständniß des Gutgemeinten in der Absicht und Tendenz der anderen Parthey zwar nicht ein günstiges Vorurtheil für dieselbe erzeugt, aber doch das ungerecht ungünstige beseitigt werden. Kommt dann noch hiezu besondere Belehrung über die Profelyten, welche von jeher den Haß vorzüglich genährt haben; sucht man den Laien begreiflich zu machen, daß auch der redliche Profelyt, den nicht unlautere Motive leiteten, doch auf allen Fall ein irrender sey, der den Geist der Parthey, von welcher er ausging, gewiss nicht mit Überzeugung gefaßt hatte, und schwerlich auch den Geist der Parthey, zu welcher er überging, gründlich kennt, daß also keine Parthey im Grunde durch den Übergang gewinnt oder verliert, und die eine so wenig zu erbitterten Ausfällen, als die andere zu hohnneckendem Triumph Ursache habe: so hofft unser friedlich gesinnter und liebevoller Vf., es werde die Trennung zwischen Katholiken und Protestanten immer unschädlicher und unmerklicher werden. Zu dem Ende sollen sich die Religionslehrer beider Partheyen eine genaue ausführliche Kenntniß von dem eigenen nicht bloß, sondern auch von dem Lehrbegriffe der anderen Parthey verschaffen, die Belehrungen selbst aber der Jugend im Katechumenenunterricht ertheilen. Denn Friedensprediger auf der Kanzel würden eben so viel Unheil anrichten, als ehemals durch die Controversprediger gestiftet wurde.

Nach dieser ausführlichen Inhaltsanzeige wird es nicht nöthig seyn, das Urtheil unserer Leser über den Werth der vorliegenden Schrift zu leiten. Daß in derselben der scharfsinnige Denker, der gelehrte Theolog und Geschichtskenner, daß in derselben ein Mann redet, der, des Protestantismus nach seiner Entstehung aus dem Catholicismus auf das genaueste kundig, über den vorliegenden Gegenstand vor Anderen eine wichtige Stimme abzugeben hat, das ist dem deutschen theologischen Publicum bekannt. Allein bey dem seltenen Geschick des trefflichen Vfs., die Ausbeute des tiefsten Forschens leichtverständlich und ge-

meinfasslich wiederzugeben, und durch lebendige Darstellung wie durch treffende Hinweisung auf Geschichte, ereignisse seinen Gegenstand anziehend zu machen, wird das vorliegende Buch auch auf ein größeres Publicum, welches sich für die Sache interessiert, die gerechtesten Ansprüche machen können. Und kein Leser wird es gelesen und geprüft zu haben bereuen. Selbst der, welcher in seiner Ansicht mit dem Vf. nicht übereinstimmt, und nach seinem eigenen Urtheile in einzelnen Stellen zu viel, in anderen zu wenig findet, wird sich, wenn er billig denkt, einer kleinlichen Kritik entschlagen, und das Buch mit dem rühmlichen Urtheile weglegen: So redet und so schweigt der Weise, dessen Zweck es ist, *Worte des Friedens* zu verkündigen.

Hier könnten wir schliessen. Weil aber ein gehaltreiches Buch nicht bloß das Verdienst hat, von seines Vfs. Ansichten zu überzeugen, sondern vornehmlich auch das, den denkenden Leser zu Zweifeln und Einwendungen zu veranlassen und ihn auf neue Ansichten zu führen: so glauben wir dem trefflichen Vf. unsere Verehrung nicht besser erweisen zu können, als wenn wir auch die uns aufgestossenen Bedenken und unsere abweichenden Meinungen hier befügen.

Um in umgekehrter Ordnung rückwärts zu gehen, bemerken wir zuvor, daß wir im Großen und Allgemeinen gegen die Ausführbarkeit und den Erfolg der vorgeschlagenen Belehrungen gleich große Zweifel hegen. Rec. hat selbst seit Jahren schon den letzten wiederholenden Confirmantenunterricht ganz auf die angegebene Weise ertheilt, und hofft dadurch allerdings einer der Mehrzahl nach gut vorgebildeten Stadtjugend die Einsichten und Überzeugungen beygebracht zu haben, wodurch sie vor dem Indifferentismus und vor dem feindseligen Parteygeiste nicht bloß gegen andersdenkende Christen, sondern auch gegen Juden und Heiden bewahrt ist. Sollte man aber von allen katholischen Geistlichen eine solche Belehrung auch bey den erforderlichen Kenntnissen als möglich und wahrscheinlich erwarten dürfen? Sehr treffend sagt der Vf. selbst S. 81: „Der Geist des Protestantismus bewegte sich mit kühnem Fluge in dem weiten luftigen Raume des Verstandes, während dem sich der Geist des Katholicismus geflüstert in dem wohnlicheren heildunkeln Kreise des Gemüths erhielt. Der eine erhob sich zu einer Freyheit und Liberalität der religiösen Gesinnung, in welcher der andere fast nichts anderes, als Frechheit und laxe Gleichgültigkeit erblicken kann.“ Hieraus folgt nach unserem Bedünken, daß ein katholischer Geistlicher, wenn er die Grundsätze der Protestanten so schildern soll, daß das Abstoßende wegfällt, wenn er sogar das Gutgemeinte ihrer Absicht und das Wohlthätige ihrer Tendenz darstellen soll, schon von dem Geiste des Protestantismus angeweht seyn müsse. Ist es

doch alles, was man von altgläubigen Protestanten billiger Weise verlangen kann, daß sie die Person des Neologen nicht verdammen; aber den Geist der Neologie und diese selbst auch nur auf irgend eine Weise in den Schutz zu nehmen, das kann man ihnen nicht wohl zumuthen. Liberale Beurtheilung und tolerante Gesinnung ist jederzeit nur vorzüglich von der Seite zu verlangen, wo man weniger glaubt und weniger verehrt. — Wollten und könnten aber ferner die Geistlichen den Unterricht ganz nach den Vorschlägen unseres Vfs. ertheilen: welche Behutsamkeit müßten manche nach dem herrschenden Geiste ihrer Gemeinen beobachten, um nicht ihren Credit zu verlieren, welche enge Schranken sich in ihren Auslassungen setzen, und das Wichtigste sagen, gleichsam, als sey es nicht gesagt, wodurch aber auch der Erfolg vielleicht bis zum Nichts zusammenschwände. Würden sie endlich aber auch ertheilt, ausführlich und freymüthig, die erwünschten Belehrungen: schwerlich würde die große ungebildete Menge, besonders der Landjugend, sie gehörig und richtig fassen können: sie würden darum aber auch nur geringen, gewis nicht den beabsichtigten Nutzen stiften. Das Volk hangt am Ausseren, Sichtbaren, das in die Augen fällt. Eine katholische Kirche und eine protestantische — je mehr in ihrem Schmucke, diese oft nicht einmal rein gehalten, ein Priester im Melsornat — und ein Prediger oft im kläglichen Aufzuge, auf jenen abgöttische Verehrung der Gläubigen, und gegen diesen die Verachtung der feinen Welt und der Trotz des Bauernstolzes gerichtet, dort ein Gottesdienst, gleich einem Schauspiel, hier einer gleich einem trocknen Schulunterricht: das sind Zeichen u. Siegel einer Trennung, über welche sich nur der denkende Philosoph und der Pietist emporheben, die aber bey dem großen Haufen durch Demonstration nicht abgetragen werden kann. Was endlich von den Belehrungen über den Übergang der Profelyten gesagt wird, findet Rec. zu wenigsten genügend, um die Gemüther zu beruhigen. Zugegeben, daß man von dem redlichen Profelyten die Wahrheit sagen kann, er hat den Geist der verlassenen Partey niemals bis zur überzeugenden Einsicht gefaßt: ist und bleibt es darum nicht immer eine schmerzliche Erfahrung, daß ihn der Profelyt, besonders wenn er ein Mann von Geist ist, und ungeachtet er in seiner Religion von Jugend auf sorgfältig unterrichtet wurde, nicht bis zur bleibenden Überzeugung der Wahrheit faßte, und daß ihm entgegengesetzte Principien die er beyläufig kennen lernte, wenigstens bis zu dem überwiegenden Wahrheitsgefühle, das ihn zu dem gethanen Schritte verleitete, eingleuchtend werden? — Hier bleibt unseres Bedünkens immer ein Seits Stoff zu Klagen, und anderer Seits, wenn man so unfein seyn will, Stoff zur triumphirenden Freude.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

BERLIN, b. Maurer: *Der Taschen-Pferdearzt*. Ein Handbuch für alle Stände, vorzüglich zum Gebrauch der Caval-

lerie. Von Joh. Nic. Bohlwes, Thierarzt u. s. w. 2te vermehrte u. verm. Aufl. M. 2 Kpf. 1810. XII u. 316 S. 8 (1 T.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 J U N I U S , 1 8 1 0 .

T H E O L O G I E .

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Worte des Friedens an die katholische Kirche, gegen ihre Vereinigung mit der protestantischen.* Von Dr. G. J. Plank u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Vas der Vf. im 2 Abschnitte zum Beweise, daß der Staat von einer Vereinigung keinen wesentlichen nothwendigen Vortheil ziehe, gesagt hat, unterschreiben wir gern. Ob aber daneben nicht andere wichtige Gründe übrig bleiben, eine Vereinigung, sofern sie möglich und rechtmäßig ausführbar ist, zu wünschen, das überlassen wir dem Nachdenken unserer Leser. Nur eins zu merken: Es ist unter Napoleons Regierung ein bedeutender und unseres Bedünkens sehr richtiger Grundzug geworden, den vaterländischen Angelegenheiten durch religiöse Feste eine höhere Weihe zu geben. Für solche Feste allein hat schon der Staat wichtige Gründe, einen gemeinschaftlichen Nationalgottesdienst, woran alle christlichen Parteyen Theil nehmen können, zu beschließen. Wären die Beamten aus der Versammlung in dem Gemeindehause oder dem Regierungspalaste jeder nach seiner besonderen Kirche: so ist nichts, was die Trennung voraussetzt das gemeinschaftliche Interesse der Bürger an dem Gegenstande des Festes, so merkbar macht, und den Sectengeist so mächtig nährt, als diese unscheinbare Handlung. Gehen statt dessen die Katholiken mit in die protestantische Kirche: so ist das eine Liberalität der Gesinnung, die das Gewissen manches beschränkteren Katholiken verwirren kann; und gehen die Protestanten mit in die katholische Kirche, um in ehrerbietiger Stellung eine Messe anzuhören: so ist das, nach unserem Dafürhalten, wenn nicht ein Beweis ihres Indifferentismus, noch etwas schlimmeres, eine niederträchtige Farce. Doch davon abgesehen, wenn auch der Parteygeist zwischen Katholiken und Protestanten jetzt zu einer unschädlichen Temperatur gekommen ist: kann er nicht durch solche Ereignisse wieder geweckt werden, und alle Bitterkeit und Säure voriger Zeit bekommen? und wenn der Parteygeist weissen und starken Regierungen nicht gefährlich ist: kommen nicht im Wechsel der Zeit auch immer wieder parteyische und schwache Regierungen auf den Thron; und ist es also eines grossen Mannes, der berufen ist, das Grösste und Schwierigste zu versuchen, nicht würdig, wenn er eine Vereinigung wenigstens wünschte, wodurch die Nachwelt gegen schädliche Explosionen des religiösen Sectenhaßes geschützt wäre?

J. A. L. Z. 1810, Zweyter Band.

für immer sicher gestellt werden könne? Rec. lebt in einem der in religiöser und kirchlicher Hinsicht glücklichsten Länder von Deutschland, wo Katholiken und Protestanten einander in der Volksmenge beynahe die Wage halten, wo, seines Dafürhaltens, eben dadurch die Katholiken liberaler und verständiger sind, als in bloß katholischen Ländern, und gegenseitig die Protestanten mehr Sinn für Religion und Kirchenthum behalten haben, als in bloß protestantischen Ländern. Er findet die Temperatur des Parteygeistes unter den Vornehmen, welche wenig die Kirchen, aber ohne Unterschied der Religionspartey die Ressourcen und öffentlichen Vergnügungen besuchen, leider unter dem Gefrierpunkte, wie wahrscheinlich überall der Fall seyn wird. Unter den geringeren Classen ist keine bemerkenswerthe Spur von Religionshaß, sondern vielmehr Toleranz und friedfertige Schonung, bis zur Grenze, die man nur wünschen darf. Allein Züge, daß die Protestanten in der Regel die Katholiken als beschränkte Tröpfe verachten, und diese den Protestanten ängstlich scheuen, diese findet er öfter, findet aber diese Erscheinung, so lange die ausser sichtbare Verschiedenheit so bleibt, wie sie ist, nach dem Geiste beider Religionsparteyen unvermeidlich, und darum als philosophirender Menschenfreund, der keiner Kirchenpartey angehört, eine grössere Gleichstellung derselben im Aeusseren für die Sittlichkeit und das Gemeinwohl sehr wünschenswertig, wenn sie auf einem rechtlichen Wege zu Stande kommen könnte.

Wenn anderer Seits unser Vf. behauptet, die beiden Parteyen könnten durch eine äussere Vereinigung für die Annäherung der Gemüther nichts gewinnen, aber verlieren: so geben wir dieses Urtheil in sofern zu, als keine andere, wie die von ihm erörterte Vereinigung, Statt finden kann. Behauptet er aber, keine Partey könne Gewinn für ihr Eigenthümliches von der äusseren Vereinigung mit Sicherheit erwarten: so geben wir das nicht allein zu, sondern uns scheint es auch, daß bey Vereinigungsversuchen, welche nicht ironisch von einer blossen Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche oder einer Umholung aller Katholiken zur protestantischen Kirche zu verstehen sind, davon gar nicht die Rede seyn könne. Wollen Katholiken im ganzen Sinne des Wortes, auch als Anhänger der römischen Hierarchie, Katholiken; und Protestanten, wie die Protestation zur Zeit der Reformation sie schuf, und wie sich der Protestantismus seitdem in seiner einseitigen Richtung ausgebildet, bleiben, und durch die Vereinigung nur für ihr System Gewinn machen: so muß freylich der Ver-

Fff

nünftige bey dem Gedanken an Vereinigung lächeln und die Achseln zucken. Was aber für Päpste und Protestanten Verlust wäre, das könnte für viele Katholiken und für evangelische Christen baurer Gowing seyn.

Aus dieser Ansicht ergiebt sich denn auch schon von selbst, daß wir uns mit dem, was unser Vf. im ersten Abschnitte über die Möglichkeit der Vereinigung behauptete, nicht begnügen können. Angenommen, daß alles, was er von dem Übereinstimmenden und der Divergenz des Katholicismus und Protestantismus sagt, vollkommen richtig, und weder davon noch dazu zu thun sey: so dient dieses alles nur zum Beweise, daß ein völliger Übergang der einen Parthey zur anderen undenkbar ist. Die Divergenz des Katholicismus und Protestantismus aber, deren keiner wohl je von einem Christen von Verstand und Gemüth so rein, wie er in den Lehrbüchern steht, aufgefaßt wurde, kann und darf nicht mit dem Standpunkte, auf dem wir, Katholiken und Protestanten, und vornehmlich gegenwärtig, stehen, verwechselt werden. Die jetzige Lage und der gegenwärtige Stand der Partheyen, von welchem doch der Vf. S. 18 zu reden verspricht, ist wohl etwas ganz anderes, als das Verhältniß ihrer kirchlichen Systeme, von deren Vereinigung überall nicht die Rede ist. Uns scheint es aber, als ob heut zu Tage viele Katholiken die Lehre ihres Systems von der äußeren Kirche, deren idealischer Vollkommenheit und Infallibilität und ihrer Ansprüche auf allgemeine Beherrschung aller Gemüther in einem so liberalen Sinne nähmen, daß man sagen könnte, sie seyen aus dem engen dunklen Kreise, in welchem sie sich bisher, auch vornehmlich aus Furcht vor den Gefahren des Protestantismus, geschlossen hielten, schon an die freye Luft der lichten, weiten Verstandeswelt hervorgetreten, und könnten das Wehen der Kritik aushalten, ohne davon ohnmächtig zu werden. Dagegen haben viele Protestanten den kühnen Flug des protestantischen Geistes, besonders in der neueren Zeit, mit Besorgniß und manche mit Entsetzen gesehen: so daß ihnen davon schwindlich geworden ist, und sie sich in einen beschränkteren wohllicheren Kreis zurücksehnen, um nicht ihre und ihrer Kinder Religiosität gänzlich aufs Spiel zu setzen. Ohne Bild zu reden, viele Protestanten von lebendigem religiösem Sinne und kirchlichem Bedürfnisse wollen freylich noch immer keine die Gemüther zwangsweise beherrschende Kirche; aber sie wünschen doch der äußeren Kirche, wo nicht zur nothwendigen Erhaltung der Religiosität und Sittlichkeit, doch für die Consistenz und Wirksamkeit der Kirchengemeinschaft, mehr Autorität, als sie unter den Protestanten in der Regel hat. Sie geben es zu, daß neben den sittlichen Gesetzen, als Bedingungen der Sittlichkeit und Seligkeit, auch Kirchengebote zur nothwendigen Erhaltung der äußeren Gemeinschaft geken, und durch eine strengere, jedoch die natürliche Freyheit des Menschen nicht beschränkende Disciplin gehandhabt werden müssen. Verwerfen sie auch fortdauernd streng die crasse Lehre vom *Opus operatum*: so sind sie doch aus Erfahrung belehrt, daß auch der äußeren religiösen Handlung selbst schon wegen ihrer

unwillkürlichen Einwirkung auf das Gemüth, und als wechselseitig heilsame, zur Erhaltung der Kirchengemeinschaft aber wieder ganz nothwendige Offenbarung der inneren Religiosität ein weit größerer kirchlicher Werth zukomme, als der Protestantismus gewöhnlich anerkennen wollte. Den Gebrauch der Bibel werden sie sich ferner zwar auch nie gewaltsam entreißen lassen; daß aber die Bibel dem Laien durch bloßen eigenen Verstandesgebrauch so leicht verständlich sey, werden sie mit der Heftigkeit, wie in früheren Zeiten, nicht mehr behaupten; sie würden sich sonst widersprechen, da viele ihrer Theologen die unerlässliche Nothwendigkeit der Bibelauszüge behauptet, und den sehr beschränkten Gebrauch der Bibel im Jugendunterrichte, wo doch das Vertheilen derselben eingelehrt werden muß, so dringend empfohlen haben. Sie halten fest über den Princip, daß jeder seine Privatmeinung haben, und seines Glaubens, sofern es ohne Störung der öffentlichen Ruhe und jedes Anderen Rechte geschehen könne, auch leben dürfe; allein unbeschränkte Lehrfreyheit öffentlich in der Kirche nach den zahllosen widersprechenden Meinungen, welche die willkürliche Accommodation an biblische Aussprüche knüpfen kann, diese finden sie so unsatthaft, wie die Katholiken, und behaupten mit diesen, daß der Kirche allein der entscheidende Anspruch über den Sinn der Bibel zukomme, in sofern nämlich der öffentliche kirchliche Lehrbegriff dadurch bestimmt werden soll. Bey dem liberalen Sinne endlich, in welchem die mehresten neueren Theologen der Protestanten die Lehren von Offenbarung und Inspiration, von der Infallibilität und darauf sich gründenden Autorität der biblischen Schriften nehmen, kann es ihnen ebenfalls nicht viel verschlagen, wenn sie auch der Tradition und Kirche etwas der Art zugeben. Ja manche Schriftforcher, der die Wagetücke der neuesten Lese anstaunt, mag sich wohl sehr leicht mit den Gedanken befreunden, die Nachrichten und Meinungen der älteren Kirchenlehrer zu vernahmen; dadurch könne zur Darstellung des Urchristenthums weit mehr, als durch den eigenen sehr relativen Verstandesgebrauch gewonnen werden.

So stehen, unseres Bedünkens, heut zu Tage die denkenden und religiösen Katholiken und Protestanten einander ungleich näher, als jene dem Priestenthum und diese der vorgeblichen Aufklärung. Wenn man nun Versuche anstellt, diese bereits vorhandene Annäherung der Gemüther auch möglichst durch größere Gleichförmigkeit des Cultus, und, wo möglich durch völlige Kirchenvereinigung an den Tag zu legen: so sehen wir nicht ein, wie der vergebliche Versuch Erbitterung erzeugen könne. Von solchem Geiste, als reinem religiösem Bedürfnisse und in wahrhaft liebevoller Absicht angestellt, wird man das Mißlingen so beurtheilen, daß man es bedauert, durch zufällige Hindernisse von der naheren Vereinigung, die das Gemüth wünschet, abgehalten worden zu seyn; aber dieses gemeinschaftliche Bedauern ist selbst schon wieder ein Fortschritt in der Annäherung, wodurch folgende Versuche erleichtert werden.

Wie solche Versuche angestellt werden könnten, darüber können wir uns hier, um nicht allzu weitläufig zu werden, nicht näher erklären; aber den Erfolg muß man sich auf keine Weise so vorstellen, als ob die vollkommene Vereinigung der Gemüther in einemmal eintrete. In unendlich fortgehender Annäherung wird sie mit der Zeit, aber nie vollkommen erreicht; dagegen ist unserer Meinung nach die Vereinigung der Katholiken und Protestanten zu einer einzigen gemeinschaftlichen öffentlichen Religionsandlung schon ein nicht zu verachtender Schritt zu dem Ziele, wo der Parteygeist gänzlich vernichtet wird. Wenn es einem verehrten und geliebten Rezenten gefiele, nur allein zur jährlichen Feyer seines Geburtsfestes einen gemeinschaftlichen Gottesdienst anzuordnen, an welchem Katholiken und Protestanten jeder Hinsicht Theil nehmen könnten, und der von beiderseitigen Geistlichen gemeinschaftlich administriert würde: so glauben wir, diese einzige sichtbare Handlung, zu welcher sich die Unterthanen unter Voraussetzung, daß ihnen ihr Landesherr gleich teuer ist, mit Freuden vereinigen werden, diese einzige sichtbare Handlung wirkte auf das Volk zur Milderung des Parteygeistes mehr, als alle Belehrung.

Dürften wir uns endlich einen lieblichen Traum erlauben: so wäre es der, daß zwischen der katholischen und protestantischen Religionspartey in einem einmüthigen Staate eine dritte öffentliche Kirchengemeinschaft sich bildete, in deren Verfassung und Regierung das Festhaltende des Katholicismus, so fern es selbst haltbar ist, mit der rechtmässigen Freyheit des Protestantismus weise gemischt wäre, worin reines populäres praktisches Christenthum mit Beförderung aller nützlichen Schultheologie geistreich und herzlich gelehrt, die Untersuchung der Principien aber den Religionsphilosophen und gelehrten Schriftforschern mit Gestattung aller möglichen divergirenden Meinungen überlassen würde, und in welcher ein dem katholischen ähnlicher Cultus statt fände, jedoch mit Beseitigung der allzu gehäuften, den gereinigten Geschmack und die Vernunft zurückstoßenden, und besonders aller den Aberglauben und geistlosen Mechanismus befördernden Ceremonien. Es scheint uns, als ob es dann zur Kirchenvereinigung der Christen keines Wegreichens, keines Aufdringens, keiner Insinuationen und großen Staatsoperationen bedürfte. Es scheint uns, denkende Katholiken und Protestanten von lebendigem Sinn für Religion und Christenthum und gereinigtem kirchlichem Bedürfnisse würden in Menge zu diesem neueröffneten Heiligthume wallen, und dort ihr und ihrer Kinder Heil suchen. Die übrigen aber mochten in den katholischen Kirchen mit dem blinden Ceremonienwesen, und in den protestantischen Kirchen mit dem Festhalten an der reinen Lehre und mit trocknen Moralpredigten fortfahren, bis sie müde werden, oder bis der Herr kommt, und über das Eine, was Noth ist, eines Besseren bedarft.

Sfs.

Schiedenes Religionsgesellschaften. 1809. 140 S. gr. 8. (14 Gr.)

Der Zweck dieser Schrift scheint zu seyn, die Nothwendigkeit und Wünschenswürdigkeit einer Vereinigung der protestantischen Kirche mit der katholischen Kirche aus dem hier doch vielleicht mit zu starken Zügen geschilderten Verfall der ersteren in Lehre und Disciplin zu zeigen. Rec., selbst ein Protestant, enthält sich eines allgemeinen Urtheils über diese Schrift und ihre Tendenz, muß dem Vf. derselben aber das Zeugniß geben, daß er mit Wahrheitsliebe und Mäßigkeit geschrieben habe. Folgende einzelne Bemerkungen mögen dem Vf., der mit der protestantischen Literatur nicht unbekannt zu seyn scheint, die gänzliche Unbefangenheit beweisen, womit wir seine Schrift gelesen haben. — Die Aufrichtigkeit, womit Odilio sogleich bey Eröffnung des Gesprächs sagt: Sie werden es mir nicht verargen, daß ich eine Religionsvereinigung herzlich wünsche, denn ich liebe meine Religion und halte sie für die wahre, hat unseren ganzen Beyfall. Wer in irgend einer positiven Religionsform lebt, und sich zu ihren Lehren und Ritualen bekennt, muß solche auch, wenn er sich nicht den Vorwurf der Heucheley zuziehen will, für wahr halten, d. h. er muß das Höchste und Seligste, was er über die Religion an sich gedacht und innerlich empfunden hat, in den Lehren und heiligen Gebräuchen seiner positiven Religion wiederfinden, er muß es damit in Berührung und Übereinstimmung zu setzen im Stande seyn. Jeder Mensch, der wahrhaft Religion hat, hat aus dieser Ursache eine positive Religion, d. i., das, was er über Religion glaubt, weiß und fühlt, muß bey ihm etwas Positives, Unmittelbares, Individuelles seyn; und in der That, in keinem Zeitalter hat es vielleicht weniger Religion gegeben, als da man, um dazu einzuladen, die Strafe recht breit machte, und nur von einer allgemeinen Religion, von Natur- und Vernunft-Religion u. s. w. sprach. — Die Religion an sich ist etwas Unendliches; sie kann aber eben darum für uns nicht anders, als in endlichen besonderen oder positiven Formen erkannt und dargestellt werden. Eben daraus aber, daß der Charakter des Positiven nach und nach fast gänzlich aus dem Protestantismus verschwunden ist, leitet Odilio die Unvermeidlichkeit der allmählichen Auflösung desselben als Kirche ab, und glaubt, daß die religiösen Gemüther in der protestantischen Religionspartey sich lieber an die katholische Kirche würden anschließen, als ohne alle Kirche oder wenigstens in einer Kirche leben wollen, wo Naturalismus, Indifferentismus, Unphilosophie u. s. w. (wir bedienen uns hier Odilio's Worte) ihr Wesen trieben, und sich Alles in einem Zustande der Ungewissheit und Verwirrung befände. — Im Ganzen liegt in dem, was O. über den gegenwärtigen Zustand der protestantischen Kirche sagt, viel Wahres; nur glaubt Rec., daß in dem Protestantismus selbst noch ein Mittel zur neuen Beseelung des Verfallenen verborgen liege, nämlich — die Religion selbst, die Religion in ihrer höchsten, allgemeinen, praktisch-idealen Form, als Sache nicht einzelner Gemüthskräfte, sondern des ganzen Menschen und des durch sie

veredelten, unter höhere Beziehungen gebrachten wirklichen Lebens. — Gewiss und unleugbar ist die Unendliche in dem neueren Protestantismus zu oft nur zunächst als Sache des Verstandes, der Erkenntniß, der Speculation betrachtet und bearbeitet worden. Aber man nähere die wahren Lehren des Protestantismus im Geiste ihrer ersten Verbreiter, besonders des wahrhaft religiösen und herzvollen Luthers, wieder mehr dem Gemüthe; man bringe die heiligen Rituale von Neuem mehr mit dem religiösen Gefühle in Berührung; man verwandle zur veredelten Weihe des wirklichen Lebens die Feste immer mehr in Feste der Menschheit, in Weihetage unserer eigenen Menschennatur durch Andacht und Glaube — und die Religion wird auch im Protestantismus wieder mehr ins Leben eintreten, und so Viele, welche sie nun mit Gleichgültigkeit betrachten, ja mit ihrem Spotte verfolgen, werden ihre ewige und innige Verbindung mit dem Menschenleben und seiner Bestimmung für das Ewige wieder anerkennen. — Dadurch würden wir uns denn allerdings zugleich der katholischen Kirche nähern. Von dem höchsten, reinmenschlichen Standpunkte der Religion aus nähern sich alle Kirchen und Religionsparteyen nothwendig einander, indem es ihnen klar wird, daß die Verschiedenheiten ihrer Ansichten und Gebräuche Ausflüsse Eines und desselben unendlichen Geistes, besondere Erscheinungen der Einen ewigen Religion sind, worin die Himmlische ihren Geist und ihr inneres Wesen auszudrücken strebt, und sich für die Endlichkeit gleichsam verkörpert. Bey der oben berührten, mit dieser höchsten Ansicht sehr vereinbarlichen, individuellen Überzeugung von der Wahrheit dieser oder jener positiven Religionsform, macht uns dieselbe gleichwohl geneigt, auch in den anderen uns fremden Religionsformen Göttliches und heiligen Sinn anzuerkennen. Kurz, die Ansicht der Religion als des Unendlichen in uns erkennt in jedem Versuche, die Vereinigung des Menschen mit Gott zu bezeichnen, — Religion an, und nur das erscheint ihr als irreligiös, wenn der Verstand ausschließend, und von den übrigen Kräften des Gemüths getrennt, es wagt, das Unendliche durch den bloßen Begriff zu verendlichen, und nun allein in seinen beschränkten Vorstellungsarten das innere, wahre Wesen und Seyn der Religion zu erkennen und zu besitzen sich überredet. — Auf diesen Abweg war schon bald nach dem ersten Anfange der Reformation der Protestantismus — aber ohne Luthers Schuld — allerdings, wie hier gezeigt wird, gerathen, und aus ihm entwickelte sich dann späterhin in unseren Zeiten eine vielfache Verkennung der Religion, so wie des Geistes des wahren Christenthums. Allein dies kann man dem Protestantismus an sich doch nicht wohl zur Last legen, welcher in dem Augenblicke seiner Entstehung eine unleugbare Zurückführung des Geistes zum Un Sinnlichen war, so wenig als die Entwicklung des Gnosticismus, des Montanismus, des Manichäismus und so mancher anderer sogenannter Ketzereyen oder besonderer Ansichten des Christenthums, selbst dem Christenthume in seiner Urform und an sich zur Last gelegt werden kann oder darf. — Gewiss ist es, daß der Cultus der ka-

tholischen Kirche im Ganzen einen erhabenen und religiösen Charakter hat, und charakteristisch die hier (S. 107) angeführte Äußerung Friedrichs des Großen nach einem vom Cardinal von Zinzendorf zu Breslau gehaltenen Hochamte, dem der König beygewohnt hatte: *Les Calvinistes traitent Dieu comme leur serviteur les Luthériens comme leur Egal, mais les Catholiques le traitent en Dieu.* — Einzelne Gebräuche der katholischen Kirche lassen sich inzwischen mit dem wahren inneren Wesen der Religion nicht wohl vereinigen, auf deren Modification, oder gänzliche Abschaffung im möglichen Falle eines ernstlichen Vereinigungsversuchs hier auch wirklich mit der Bemerkung, daß solche nie in der katholischen Kirche als nothwendig betrachtet worden seyen, angetragen wird. Berücksichtigung verdient, was der Vf. über das Abendmahl sagt. Es verräth eine kleinliche Ansicht der Religion, darüber aus dogmatischem Gesichtspunkte zu streiten, ob das Abendmahl ohne den Kelch ein wahres Sacrament, ein wahres Abendmahl u. s. w. sey. Doch räth er den Kelch zu gestatten, sobald nur festgesetzt würde, daß das Abendmahl auch ohne denselben als ein wahres Abendmahl zu betrachten sey. Es ist hier der Ort nicht, über das, was sich für oder wider beide Ansichten sagen läßt, zu sprechen. — Geht man bey Beurtheilung der Dogmen nur von dogmatisch- oder historisch-positivem Gesichtspunkte, und nicht von der Ansicht aus, daß sie die Geheimnisse unseres eigenen inneren Menschenlebens in Beziehung auf die unsichtbare Welt auszudrücken streben, so wie die Rituale solche sinnbildlich darstellen: so wird man sich nie vereinigen. — Daß übrigens Katholiken und Protestanten in ihren wohlverstandenen Lehren sich öfters einander näher stehen, als Eiferer von beiden Seiten wissen oder glauben, dies wird von O. an verschiedenen Lehrsätzen einsichtsvoll gezeigt. Es ist zu bedauern, daß der Vf. bey seiner religiösen Wärme für seine bestimmte Religionsform sich nicht bis zu der höchsten und allgemeingültigen Ansicht der Religion erhoben hatte: seine Ansichten würden dann noch umfassender, seine Vorschläge treffender, seine Hoffnungen sicherer und weltbürgerlicher seyn. — Was übrigens auch die Zukunft in Ansehung dieser Weltbegebenheit in ihrem heiligen Dunkel verschleiert — eine wahre Vereinigung kann nur durch Liebe und weltbürgerlichen Sinn zu Stande kommen. Wir wollen daher diese Recension mit den Worten eines erlauchten Weisen, aus der in diesem Augenblicke erschienenen Schrift (über d. Frieden in d. Kirche; ausgesprochene Wünsche von Karl, Erzbischof von Regensburg) beschließen: „Diese so wünschenswerthe Vereinigung kann nur durch die christliche Liebe der wahren Gläubigen vorbereitet werden, die den Menschen, und besonders den Christen, wie sich selbst liebt, dadurch Zutrauen verbreitet, und die Keime jenes Hasses zerstreut, die aus der Meinungsverschiedenheit entstehen. Bis zu diesem Zeitpunkte wollen wir die Ermahnung des heiligen Apostels Johannes befolgen, der in seinem Alter unaufhörlich wiederholte: Meine Kinder, liebt euch.“ —

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 4 JUNIUS, 1810.

SURISPRUDENZ.

- 1) FREYBERG, b. Craz und Gerlach: *Der Grund und Umfang der Berggerichtsbarkeit und des Gerichtszwangs der Berggerichte in den königl. sächsischen Ländern*, systematisch dargestellt und mit Gesetzen, Entscheidungen und Urkunden belegt von *Lebrecht Ehregott Taube*, königl. sächs. Bergrath und Oberbergamts - Assessor zu Freyberg. 1808. 432 S. 8. (2 Rthlr.)
- 2) Ebendasselbst: *Drey Fragen über die Berggerichtsbarkeit im Königreich Sachsen*, nach den Landesgesetzen und der Verfassung beantwortet von *Gotthelf Benjamin Bernhardt*, Stadtsyndicus und Stadtrichter zu Freyberg. Mit Beylagen. 1808. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

No. 1 enthält eine vollständige und zusammenhängende Darstellung der bey sämmtl. kön. sächs. Bergwerks-Behörden über den Umfang der Berggerichtsbarkeit und des Gerichtszwangs der Berggerichte geltenden Grundsätze, deren richtige Angabe das seitherige Geschäftsleben des Vfs. (f. Vorber. S. XI) wohl voraussetzen läßt. — No. 2 beabsichtigt, bey Erörterung der drey Fragen: Wo ist die höchste Instanz in Bergsachen? Worin besteht der Wirkungskreis des Oberbergamts? und: Welches sind die Gegenstände der Berggerichtsbarkeit? die Widerlegung mehrerer Behauptungen der ersteren. Beide geben theils an sich, theils in Verbindung mit einander, nebst den ihnen angefügten Beylagen, schätzbare Beyträge zu näherer Kenntniß und Beurtheilung der Organisation der Justizpflege bey dem k. sächs. Bergwesen, und der Competenz der Berggerichte.

Im Königreich Sachsen bestehen nämlich, wie wohl ziemlich in allen Ländern, in welchen ein beträchtlicher Bergbau getrieben wird, eigene Gerichte für die Bergwerksangelegenheiten und bey dem Bergwesen. Zwischen diesen und den übrigen Gerichten, vorzüglich den Stadträthen und gutsherrschaftlichen Patrimonial-Gerichten, haben sich, besonders in neueren Zeiten, und ohngefähr von der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an, häufige Streitigkeiten über ihre Befugnisse und die Grenzen ihres Gerichtszwangs hervorgethan. Diefs hat, allem Ansehen nach, zu No 1, und dessen Erscheinung zu der Gegenschrift No. 2 die hauptsächlichste Veranlassung gegeben.

Der Gegenstand dieses Streits kann theils von der rechtlichen, theils von der politischen Seite betrachtet werden.

J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

In ersterer Hinsicht kommt es nur darauf an, was den bis jetzt gültigen gesetzlichen Vorschriften, und der einmal eingeführten, auf rechtsbeständige Gewohnheit gegründeten Verfassung gemäß sey. In letzterer hingegen entsteht zugleich die Frage, ob und wie weit eine Abänderung dieser Verfassung nöthig und rathsam werde. Indessen kann es nicht fehlen, daß auch bey rechtlichen Erörterungen, sobald die einschlagenden Streitfragen nicht durch ganz klare Gesetze auf das bestimmteste entschieden sind, die individuelle Meinung des Urtheilenden über die Nothwendigkeit, den Nutzen und die zweckmäßigste Einrichtung eigener Berggerichte, großen Einfluß hat. Rec. glaubt daher hierüber Folgendes erinnern zu müssen.

Der Bergbau ist für Sachsen eines der wichtigsten Nationalgewerbe. Ihm verdanken mehrere Provinzen dieses Landes zuerst ihre Umschaffung aus einem öden Waldgebirge in einen der bevölkersten und industriösesten Landstriche Deutschlands. Er vermehrt jährlich um $1\frac{1}{2}$ Millionen Thaler, — als dem Geldwerth seiner Erzeugnisse, so wie sie zuerst als Waare in den Handel kommen, ohne Rücksicht auf die zum Theil höchst beträchtliche Werthserhöhung derselben durch weitere Verarbeitung und Verfeinerung (f. No. 1. S. 3), die Masse des Nationalvermögens, und setzt diese Summe alld bald in den schnellsten Umlauf. Er erhält oder unterstützt fast alle übrigen Fabriken und Gewerbszweige, indem er ihnen theils die nöthigen Materialien und unentbehrlichen Werkzeuge darreicht, theils die erforderlichen Arbeiten um das möglichste geringe Lohn verschafft, weil Berg- und Hütten-Leute mit ihren Angehörigen sie als Nebenbeschäftigung treiben. Er ernährt über 9000 Arbeiter mit ihren zahlreichen Familien hauptsächlich, und trägt dabey zum Unterhalte so vieler anderer bey, welche mit ihm in näherer oder entfernterer Verbindung stehen. Noch jetzt also hat er den wesentlichsten Einfluß auf den Wohlstand zunächst des Erzgebirges und der ihm nahe gelegenen Gegenden, dann mittelbar des ganzen Landes. Gleichwohl kann dieser in so vielfacher Rücksicht wichtige Bergbau, nach seiner jetzigen Lage, in der Regel nicht von Privatpersonen, nach eigener Willkühr und Einsicht — wenigstens nicht mit Nutzen für den Staat und mit Vortheil für die Unternehmer selbst — betrieben, und also, wie bey andern Fabriken meist das beste ist, der Thätigkeit und Industrie derselben überlassen werden; sondern er ist ein Geschäft geworden, dessen Leitung bis in das

Ggg

kleinste Detail der Staat übernommen hat. Ihn, ohngeachtet der vielen ihm, durch die Immenszunehmende Tiefe und Ausbreitung der wichtigeren Gebäude, durch den gesunkenen Werth des Silbers bey ungeheurer gestiegenen Preise aller Materialien, und durch mehrere hier nicht zu berührende Ursachen, zuwachsenden physischen und politischen Hindernissen, ohne Einbusse, und mit Aussicht auf Überschuss, fortzuführen, ist nur dadurch möglich, daß der Betrieb desselben durchaus nach den richtigsten ökonomischen und technischen Principien, mit sorgfältiger Benutzung aller Hülfsmittel, welche die neueren Fortschritte der Naturwissenschaften und Mechanik darbieten, geleitet, besonders aber das gesammte Bergwesen als eine genau zusammenhängende Anstalt, und die Beförderung desselben, im Ganzen und im Einzelnen, als Angelegenheit des Staats angesehen wird.

Soll die Einrichtung der Justizpflege bey dem Bergwesen mit diesem Endzwecke, und also mit einem sehr wichtigen Interesse der Staatsverwaltung nicht in Widerspruch stehen: so muß schlechterdings die Erörterung und Entscheidung jedes auf diese ganze, unter dem Namen des Bergbaues im weitesten Sinne begriffene, große National-Anstalt mit allen ihren Theilen Bezug habenden rechtlichen Verhältnisses ausschließlich solchen Staatsbehörden übertragen werden, welche vollständige Einsicht in den Zusammenhang dieser Anstalt, nahe Interesse, sie zu befördern, und in dem gewöhnlichen Conflict der Angelegenheiten des gemeinen Wesens mit wirklichen oder vermeinten Privatvortheilen, oder auch mit Vorurtheilen und Leidenschaften einzelner Personen und ganzer Corporationen zu beschützen, zugleich aber eine hinreichende Summe specieller Kenntnisse vom technischen Bergbau und Berghaushalte besitzen. Die Errichtung eigener Gerichte für die Bergwerksangelegenheiten ist nicht, wie man glaubt, eine willkürliche, also auch nach Belieben einzuschränkende Begünstigung, sondern in der That nothwendig, zu Erreichung des Endzwecks der Staatsverwaltung bey diesem Zweige derselben. Rec. wird, nach diesen allgemeinen Betrachtungen, die Grundzüge der bisherigen Berggerichtsverfassung im Königreich Sachsen nach Anleitung der Schrift No. 1 kürzlich ausheben, und dann aus No. 2 die hauptsächlichsten Einwendungen gegen die in ersterer aufgestellten Grundsätze anführen und mit seinen Bemerkungen begleiten.

Die Berggerichte im Kön. Sachsen üben eine doppelte Art der Gerichtsbarkeit aus. Einmal gehören A) vor selbige ausschließlich alle eigentlichen Bergsachen, d. h. alle rechtlichen Handel, deren Gegenstand in Beziehung auf den Bergbau steht, unter welchem hier auch das gesammte Schmelz- und Hütten Wesen verstanden wird. (S. No. 1. S. 38 f. Bef. vom 9 April 1809. Beyl. 2a und 2b. S. 124 f.) In dergleichen eigentlichen Bergsachen haben alle dabey interessirten Partheyen, ohne Rücksicht auf ihren sonstigen Gerichtsstand, bey den Berggerichten Recht zu nehmen und letztere auch alle dabey vorkommenden einzelnen Land-

lungen, als Zeugenverhöre, Besichtigungen, unmittelbar zu expediren, überhaupt aber nach der deshalb vorgeschriebenen besondern Processform zu verfahren (S. 97 f.). Außerdem steht den Berggerichten noch B) völlige, sowohl bürgerliche als peinliche Gerichtsbarkeit auch in solchen Sachen, welche an und für sich den Bergbau nicht betreffen, theils über mehrere Gebäude und Grundstücke, theils über gewisse Personen zu. Unter selbigen stehen nämlich 1) alle zu gangbaren Berg- und Hütten-Werken gehörigen Tagegebäude, und andere dem Bergwerks-Gebrauch gewidmete Häuser und Räume, auch, da mehrere Gebäude dieser Art bewohnt sind, die Einwohner derselben; 2) solche, meist zu jetzt ungangbaren Zechen gehörig gewesene, in der Folge aber an Privat-Personen gekommene Gebäude oder sogenannte Bergfreyheits-Häuser und Räume, über welche die Berg-Gerichte die Gerichtsbarkeit hergebracht haben, nebst den darin wohnhaften Personen, S. 54 f.; endlich 3) alle landesherrlichen Bergwerksdiener mit ihren Familien, mithin auch deren hinterlassenen Wittwen und Kinder, so lange diese ihren Stand nicht verändern (S. 70 f.). Sie sind insofern jeder anderen, die Ober- und Erb-Gerichte ausübenden Gerichtsstelle gleich zu achten, gleich dieser alle Handlungen der willkürlichen Gerichtsbarkeit vorzunehmen berechtigt, und haben die, außer den eigentlichen Bergsachen bey ihnen vorkommenden Rechtsangelegenheiten nach den allgemeinen Landesgesetzen zu behandeln und zu entscheiden. Die Berggerichtsbarkeit in Bergsachen A), ferner die Ober- und Erb-Gerichte in allen peinlichen und bürgerlichen Fällen über die unter B) bey 1 und 2 erwähnten Grundstücke, Gebäude und deren Bewohner, nicht weniger über die jedem Bergamte besonders untergebenen landesherrlichen Bergwerks-Officianten und deren Angehörigen, werden von den Bergämtern und Vassallen Berggerichten in den jedem angewiesenen Bezirken ausgeübt (S. 26 f. 3 f.); hingegen die Ober- und Erb-Gerichte über einige in Freyberg gelegene landesherrliche Bergwerksgebäude, ferner über die Mitglieder der Bergämter und andere, einem besondern Bergamte nicht untergebene landesherrl. Bergwerksdiener und deren Familien werden von dem Oberbergamte verwaltet. Letzteres bildet zwar keine Appellations-Instanz, führt jedoch, außer seinem übrigen, hieher nicht gehörigen Wirkungskreise, auch die Aufsicht über die Justizverwaltung bey sämmtlichen Bergämtern, und leitet selbige sowohl im Allgemeinen als in einzelnen Fällen durch Verordnungen und Localrestitutionen. Die höchste Instanz, in allen vor den Berggerichten sowohl in Berg- als anderen Civil- und Criminal-Sachen anhängigen Rechtshandeln, ist das königl. geheime Finanz-Collegium, welches doch in wichtigen Sachen und Appellationsfällen mit dem geheimen Consilio communicirt (S. 15 f.).

In No. 2 ist Hr. Bernhardt zwar 1) nicht in Abrede, daß die oben unter A gedachten eigentlichen

Bergsachen ausschließlich vor die Berggerichte gehören (S. 115 u. 127). Nur in Ansehung mancher daraus abgeleiteter Folgerungen ist er anderer Meinung. So behauptet er z. B. S. 195, daß auch in Bergsachen die Parteyen jedesmal durch Requisition der Obrigkeit ihres Wohnorts vorgeladen, auch (S. 192) die Zeugenverhöre von dem persönlichen Richter der Zeugen angestellt werden müßten. Allein wenn, wie dies Hr. B. selbst zugiebt, die ausschließliche Competenz der Berggerichte in allen auf den Bergbau Bezug habenden Rechtsangelegenheiten, und über alle und jede dabey interessirten Personen, ohne Rücksicht auf ihren sonstigen Gerichtsstand ausgemacht ist: so würde nicht nur die Requisition der Obrigkeit des Wohnorts der Parteyen, also eines, wie zugestanden wird, in dieser Sache gesetzlich incompetenten Richters, ganz überflüssig seyn, sondern auch die Zeugen stehen in Bergsachen in der That ebenfalls unter der Jurisdiction des Bergrichters, und dieser ist in selbiger ihre ordentliche Obrigkeit. Auch sprechen alle die Gründe, welche überhaupt die Absonderung der Bergsachen von anderen Rechtsangelegenheiten, und die Verhandlung derselben vor eigenen Gerichten nöthig machen, insbesondere die mehrere Vereinfachung, Beschleunigung und Abkürzung des Processganges und die Nothwendigkeit specieller Bergwerkskenntnisse für die Überlassung des Zeugenverhörs an den Bergrichter. Eben so gesteht 2) Hr. B. S. 81. §. 3 zwar den Berggerichten die völlige bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit, auch in Sachen, die außerdem, ihren Gegenständen nach, nicht vor sie gehören würden, über die zu gangbaren Bergwerken gehörigen Tagegebäude und Räume, und über die Bewohner der ersten zu, spricht ihnen aber S. 88 die Gerichtsbarkeit über ungangbare Zechenhäuser und Bergwerksräume ganz unbedingt ab. Gleichwohl üben die Berggerichte in Sachen, weit über rechtsverwährte Zeit hinaus, ja zum Theil seit mehreren Jahrhunderten, die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit über eine ziemliche Anzahl sogenannter Bergfreyheits- oder ungangbarer Zechenhäuser und Räume öffentlich aus, und sind dabey von den höchsten Landesbehörden, und selbst von der Landesregierung als höchstem Justizcollegio (wie z. B. die Beylagen 97^a und 99^b S. 321 u. 328 des *saubischen* Buchs beweisen) geschützt worden. Ein ausdrückliches Landesgesetz, welches ihnen die Ausübung dieser Gerichtsbarkeit auch da, wo sie solche seither hergebracht haben, unterlegt, hat Hr. B. nicht angeführt. Zwar ist in dem bey Gelegenheit gewisser zwischen den Stadtgerichten und dem Bergamte zu Schneeberg entstandener Irrungen ergangenen Decretsbefehl vom 23 Sept. 1622 im Cod. Aug. 2 Th. S. 279 f. die Verleihung der Halden zu anderem, als Bergwerksgebrauche, um Wohnhäuser darauf zu bauen oder Gärten anzulegen, gemißbilligt. Allein wenn man auch diese Entscheidung als allgemeine Norm gelten läßt: so ist doch darin theils nicht die Rede von der Gerichtsbarkeit über schon vorher zu Bergwerksgebrauch erbaute Häuser, theils verordnet

selbst dieses Rescript, daß die bis zu dessen Erlaßung zur Bebauung und Beurbarung verliehenen Haldenplätze und die darauf erbauten Häuser den Berggerichten ferner unterworfen bleiben sollen. Seitdem ist eine anderweitige allgemeine Disposition deshalb nicht erschienen, vielmehr in der Erledigung des Landtagsbeschwerden von 1775 angenommen worden, daß die auf Halden stehenden Zechenhäuser, auch bey auffälligen Berggebäuden, unter die Jurisdiction der Berggerichte gehören. Auf den von Hr. B. hauptsächlich angezogenen Befehl von 1657 kann man nach dem Rescripte vom 25 April 1797 und dessen Beylagen in der 2 Fortf. des Cod. Aug. 2 Th. S. 267 f. sich nicht berufen. Da überhaupt die Berggerichte, selbst nach Hr. B. S. 81, in Ansehung der ihnen in mehreren Fällen, außer den eigentlichen Bergsachen, zustehenden bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit, ganz nach denselben Rechtsprincipien zu behandeln sind, wie andere Gerichtsobrigkeiten: so ist ihnen wohl auch das Befugniss nicht abzuspochen, diese Jurisdiction auch über solche Häuser und Räume, wo ihnen selbige außerdem nicht zustehen würde, durch Verjährung oder Verträge zu erwerben, und dürften sie wohl bey deren Ausübung, in soweit sie diese hergebracht haben, zu schützen seyn. Welche Mafsregeln hiebey gegen ungebührliche Erweiterungen zu ergreifen wären, gehört nicht hieher. Indessen scheint Hr. B. bey den Beschwerden über den angeblichen Nachtheil der sogenannten Bergfreyheitshäuser S. 113 f. in eine etwas leidenschaftliche Wärme gerathen zu seyn, welche gegen die Richtigkeit seiner Äußerungen Zweifel erweckt. 3) S. 139 f. §. 7 und S. 153 behauptet Hr. B., daß die landesherrlichen Berg- und Hütten-Beamten und Officianten, außer den Dienstangelegenheiten, ihren persönlichen Gerichtsstand bey der Obrigkeit ihres Wohnorts, wenigstens nicht bey den Berggerichten, hätten. Nach der allgemeinen Gerichtsverfassung der sächsischen Lande aber sind in der Regel alle landesherrlichen Diener nicht der Obrigkeit ihres Wohnorts als solcher, insbesondere nicht den Stadträthen oder Patrimonial-Gerichten unterworfen. Sonach könnte also nur die Frage als streitig angesehen werden, ob, da selbige ihren persönlichen Gerichtsstand verfassungsmäßig, wenn sie schriftsässig sind, bey der Landesregierung, außerdem aber gemeiniglich, wie z. B. die Forst-, Floß-, Post- und Hof-Bedienten, vermöge beständigen Auftrags bey den königl. Justizämtern, doch immer unter einer gewissen Concurrenz der ihnen vorgesetzten Dienstbehörden haben, letzteres auch bey den nicht ausdrücklich für schriftsässig erklärten Berg- und Hütten-Bedienten der Fall sey. Inzwischen kommt hier allerdings in Betrachtung, daß keine der, den vorerwähnten Gattungen der landesherrlichen Dienerschaft in Ansehung ihrer Dienstverhältnisse vorstehenden Behörden zugleich eine Gerichtsstelle ist, wohl aber die Berggerichte die vollständige bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit ausüben, mithin sich hier in

gleichem Falle mit den königl. Justizämtern befinden, welchen doch Hr. B. eben! aus diesem Grunde S. 152 not. 6b. die Gerichtsbarkeit über ihre Subalternen zugestht. Dem Ober-Bergamte spricht 4) Hr. B. S. 47 §. 3 die Gerichtsbarkeit gänzlich ab. Dafs ihm jedoch solche von den höchsten Landes-Collegien zugefanden werde, ergiebt sich selbst aus dem neueren Rescripte vom 26 Jan. 1808 in der Beylage W. S. 276. Ganz neu, aber nach Rec. Überzeugung durchaus ungegründet, ist 5) die Behauptung S. 22, als ob die höchste Instanz in Bergsachen nicht bey dem geheimen Finanz-Collegio, sondern bey des Landesherrneigener Person, und auf dessen jedesmalige Anordnung bey dem Appellations-Gerichte oder einer besonders niedergesetzten Commission sey. Hier kann nämlich nur die Frage davon seyn, durch welches Collegium der Landesherr die ihm allerdings, als Staats-Oberhaupt, durchgängig, und keinesweges nur in Bergsachen, zustehende höchste richterliche Gewalt ausüben lasse. Diefs ist aber von der Zeit an, da zu den verschiedenen Zweigen der Staats-Verwaltung eigene Collegia errichtet wurden, deren Sitzungen in der Regel der Landesherr nicht mehr persönlich beywohnte, ununterbrochen in Bergsachen, theils vorher durch das ehemalige Berg-raths-Collegium und nachherige Kammer- und Berg-Gemach, theils seit dem J. 1785 durch das insofern an des letzteren Stelle getretene Geheime Finanz-Collegium (s. dessen Instruction §. 37 b. *Tasche* S. 187) geschehen. Zwar hat dasselbe in wichtigen Fällen, ingleichen wegen Annahme oder Verwerfung der eingewendeten Appellationen, mit dem Geheimen Consilio zu communiciren, nicht aber ist es demselben subordinirt; vielmehr würde, bey nicht zu erlangendem Einverständnisse zwischen diesen beiden Collegien die Sache durch Vortrag an den Landesherrn zu bringen seyn. Nicht das Geheime Consilium rejicirt die Appellationen in Bergsachen, sondern das geheime Finanz-Collegium. Daraus aber, dafs, wenn selbige von diesem Collegio angenommen werden, das Verfahren in der Appellations-Instanz nicht vor letzterem selbst, sondern entweder, auf Befehl desselben, vor dem Oberbergamte, oder, auf durch das Geheime Consilium ergehende Anordnung, vor dem Appellationsgericht, abgehalten, auch von diesem, unter Zuziehung einiger, dabey vollständiges Stimmenrecht ausübenden Bergverständigen, das Urtheil gesprochen und

publicirt wird, folgt nicht, als sey das Appellationsgericht die höchste Instanz in Bergsachen.

Nicht das Appellationsgericht, wie Hr. B. S. 20 not. 8 meint, resolvirt über die Annahme oder Verwerfung der, gegen von ihm auf diesem Wege gesprochene Urtheil, eingewandten Leuterungen, sondern diefs geschieht, unter Communication mit dem Geheimen Consilio vom Geheimen Finanz-Collegio. Auch bey Appellationsfällen in anderen, ausser den eigentlichen Bergsachen bey den Berggerichten vorkommenden Rechtshändeln giebt das Geheime Finanz-Collegium nicht, wie S. 27 §. 5 Hr. B. will, die Acten zur Landesregierung ab, sondern resolvirt selbst über die Rejection oder Annahme der Appellationen, nur unter Communication mit dem Geheimen Consilio, und verfügt sodann hierüber, oder sonst in der Hauptsache das Nöthige. Eben so irrig ist die Behauptung ebendaf. unter 2), dafs Klagen gegen den landesherrlichen Bergwerks-Fiscus, ob selbige gleich Bergwerks-Gegenstände betreffen, bey der Landesregierung oder dem Appellationsgericht einzureichen wären. Hr. B. hat detshalb das Mandat vom 7 Aug. 1770 §. 3 in der ersten Fortsetzung des *Cod. Aug.* 1 B. S. 1341 f. angeführt, ohne jedoch hiebey die ausdrückliche Disposition im Eingange desselben, „dafs es in Bergsachen bey der durch besondere Verordnungen festgesetzten Verfassung sein unverändertes Bewenden habe“, zu erwähnen oder zu berücksichtigen. Zwar wird auch in Bergsachen die Ausführung rechtlicher Ansprüche gegen den Fiscus keinesweges gehindert, vielmehr hiezu unweigerlich Commission niedergesetzt, dieser die Einholung rechtlichen Erkenntnisses anzuordnen, und in der Appellations-Instanz die Sache zum Verpruch an das Appellationsgericht abzugeben, dessen Mitglieder in dergleichen Fällen, so wie auch die zugezogenen Bergverständigen, ausdrücklich ihrer Diener- und Unterthanen-Pflichten entlassen werden. Allein diefs ändert die allgemeine Vorschrift des oben angeführten, von Zeit zu Zeit erneuerten und eingeschränkten Befehls vom 9 April 1609 nicht ab, durch welche die Landesregierung und das Appellationsgericht angewiesen sind, alle Klagen oder Beschwerden in Bergsachen, welche bey ihnen einkommen möchten, sofort an die Berg-Canzley, also jetzt an das Geheime Finanz-Collegium zu verweisen.

(Der Beschlufs folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Carlruhe*, b. Macklot: *Charles Fréderic Merggrave de Baade - Durlach et Baade - Baade*. Zweymal als Brustbild, das eine 14 Z. hoch und 9½ Z. breit, das andere 6 Zoll hoch und 4 Z. breit, alle beide in punctirter Manier nach Seele und wenigstens das grössere Blatt von *Morace* gestochen. (Das grössere Blatt 1 Thlr. 8 gr., das kleinere 12 gr.) An diesen beiden Bildnissen ist vornehmlich die Reinlichkeit, der Fleiss und die Sorgfalt zu loben, womit sie behandelt sind. Auch drücken die Züge einen hohen Grad von Bonhomie aus; folglich kann man sich für versichert halten, dafs die Ähnlichkeit des guten Fürsten, den sie darstellen sollen, vom Maler

wohl getroffen, und vom Kupferstecher getreu übertragen worden, weiter aber läfst sich durchaus keine lobenswürdige Kusteneigenschaft bemerken. Es fehlt dem Bild an Würde, so wie an kräftiger Wirkung, und von punctirter Manier ist es hin wenig Abwechslung in Hinsicht auf den Ausdruck der verschiedenen Stoffe zu erwarten. — Im Übrigen ist das grössere Blatt bey weitem besser, als das kleinere gerathen, und da auch der Name des Kupferstechers, *Hn. Morace*, unter dem kleinern nicht zu finden ist: so hat derselbe wahrscheinlich keinen Theil daran.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 5 J U N I U S , 1 8 1 0 .

JURISPRUDENZ.

1) FREYBERG, b. Craz u. Gerlach: *Der Grund und Umfang der Berggerichtsbarkeit und des Gerichtszwangs der Berggerichte in den königl. sächsischen Landen*, systematisch dargestellt von L. E. Taube u. f. w.

2) Ebendasselbst: *Drey Fragen über die Berggerichtsbarkeit im Königreich Sachsen*, nach den Landesgesetzen und der Verfassung beantwortet von Gotthelf Benj. Bernhardt u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Doll endlich Rec. noch kürzlich seine individuelle Meinung über eine durch gesetzliche Vorschrift zu stiftende zweckmäßige Grenzbestimmung der Berggerichte eröffnen: so kann er die Überzeugung nicht erhehlen, daß die Ausübung der Gerichtsbarkeit allein auf das Berg- und Hütten-Wesen Beziehung habenden Rechtshändeln den Berg-Gerichten, ohne ihr wesentlichen Nachtheil für diesen wichtigen Theil der Staatsverwaltung, in keinem Falle entzogen oder beschränkt werden möge. In wiefern ihnen außerdem noch bürgerliche und peinliche Jurisdiction über Grundstücke und Personen zuzutheilen sey, würde bey einer neuen Organisation der gesammten Justizverfassung im Lande, wenn eine solche durch den Geist der Zeit herbeygeführt werden sollte, im Zusammenhange mit den übrigen dieser Grundlage liegenden Principien mit aller der Sorgfalt und Vorsicht, welche sich von der Weisheit der sächsischen Gesetzgebung ohnehin erwarten läßt, in Erwägung zu ziehen seyn. Bis zu einer solchen vollständigen und allgemeinen Umformung aber, und bey der noch jetzt im K. Sachsen bestehenden Verfassung, kann Rec. keinen überwiegenden Grund absehen, aus welchem z. B. die Gerichtsbarkeit über Bergfreyheitsäuser und deren Bewohner den landesherrlichen Ergäntern entnommen, und dagegen Patrimonial- und Municipal-Obrigkeiten übertragen, oder den königl. Bergwerksdienern ihr persönlicher Gerichtsstand nicht bey denjenigen Berggerichts- Behörden, welchen sie ohnedies in Ansehung ihrer sämmtlichen Dienstverhältnisse untergeben sind, sondern vor den Justizämtern, angewiesen werden sollte. t. G.

Da von der ersten Schrift zufälliger Weise zwey Recensionen eingelaufen sind: so fügen wir aus der anderen Recension wenigstens einige Bemerkungen über einzelne Stellen bey.

Wenn Hr. Taube im 1. Abschnitt behauptet, daß mit jenem landesfürstlichen Hoheitsrecht zugleich *S. A. L. Z.* 1810. Zweyter Band,

verbunden sey „das Recht der Gesetzgebung und der Gerichtsbarkeit in den den Bergbau betreffenden Angelegenheiten, so wie die Bestimmung der Grenzen sowohl, als der bey deren Verwaltung und Ausübung zu beobachtenden Form, mithin auch das Recht der Bestellung der obrigkeitlichen Behörden dabey, und der denselben ihres Verhaltens halber zu ertheilenden Vorschriften“: so kann Rec. ihm nicht beystimmen. Der Fürst, welcher das Eigenthumsrecht am Bergbau und Erz hat — das Bergregal, hat freylich auch das Recht der Gesetzgebung, das Recht, Richter anzustellen u. f. w. in Hinsicht des Bergregals, aber nur nicht, weil diese Rechte mit dem Bergregal an sich verbunden sind, sondern weil sie dem Regenten in Kraft der höchsten Staatsgewalten überhaupt zukommen. Die eigenthümliche Beschaffenheit des Bergbaues und das Interesse an seinem Gedeihen sind die Triebfedern, welche der Gewalt des Staats eine bestimmte Beziehung in ihrer Thätigkeit geben — eigene Gesetze für den Bergbau und eigene Behörden zur Handhabung derselben hervorbringen. — Von dem Oberbergamt zu Freyberg sagt der Vf. S. 20. §. 8: „Das Oberbergamt zu Freyberg bildet gegenwärtig in gewisser Masse die Zwischen-Instanz zwischen dem Geheimen-Finanz- und den beiden Collegiis untergeordneten Berg- und Hütten-Instanzen.“ Die ganze Exposition dieses für sich eben nicht einleuchtenden Satzes aber wird mit folgenden Worten gegeben: „Es führt dasselbe die Aufsicht über das Berg- und Hütten-Wesen im technischen, ökonomischen, Policey- und rechtlichen Fache, und übt zugleich die Gerichtsbarkeit in Ober- und Erbgerichtsällen aus.“ Dies ist offenbar mehr, als man verlangt, — denn wer fragt in einer Abhandlung über die Berggerichtsbarkeit nach dem technischen, ökonomischen und Policey-Fach? — und weniger, als man braucht, — denn wer vermag denn durch die Behauptung: das Oberbergamt zu Freyberg führt die Aufsicht über das Berg- und Hütten-Wesen im rechtlichen Fach, und übt zugleich die Gerichtsbarkeit in Ober- und Erbgerichtsällen aus! — jenes Räthsel: Es sey in gewisser Masse die Zwischen-Instanz zwischen dem Geheimen-Finanz- und den beiden Collegiis untergeordneten Berg- und Hütten-Instanzen — zu lösen, zumal wenn man sich aus dem Obigen erinnert, daß das G. F. C. die einzige Appellations-Instanz in Bergsachen seyn soll? — Die Definition der Bergsachen, welche einen Gegenstand der Berggerichtsbarkeit ausmachen, wird S. 13 von dem Vf. folgendermaßen gegeben: „Schon die Absicht, weßwegen zur Ver-

H h h

handlung der Bergsachen eigene Gerichte verordnet sind, setzt voraus, daß alle den Bergbau in vollem Sinne des Worts betreffende und interessirende Angelegenheiten vor selbigen ausschließlich verhandelt werden. Hiezu gehören demnach auch die Schmelz- und Siede-Hütten aller Art, worin die gewonnenen Erze und Mineralien verschmolzen oder sonst zu Kaufmannsgut vorgerichtet werden, namentlich die Silber-, Kupfer-, Zinn-, Kobalt-, Wismuth- oder Blaufarben-, Arsenik-, Alaun-, Vitriol- und Schwefel-Hütten u. dgl. — *Bergsachen* sind daher alle diejenigen Handel, welche Gegenstände des Bergbaues und die denselben interessirenden Angelegenheiten betreffen." Offenbar will der Vf. in dieser Erklärung den Begriff von einer *causa metallica in specie sic dicta* angeben; die Art aber, wie er dazu kommt, ist ein wenig sonderbar. Denn wenn man in der Form bliebe, würde das Raisonement, durch welches der Vf. auf den Begriff der *causa metallica in f. f. d.* deductionsweise übergeht, so lauten: Alle den Bergbau in vollem Sinn des Worts interessirenden Angelegenheiten (*causae*) gehören vor die Berggerichte. Hiezu (zu den *causis metallicis*.) gehören (da sie den Bergbau interessiren) Schmelz- und Siede-Hütten aller Art, Bergsachen sind daher — Schmelz- und Siede-Hütten aller Art. — Oder wollte man ja an der Strenge etwas nachgeben: so würde man doch, wenn man nicht ganz und wesentlich aus des Vfs. Gedanken- gange herausfallen wollte, sagen müssen: Bergsachen sind solche Angelegenheiten, welche Schmelz- und Siede-Hütten aller Art betreffen. — Offenbar haben hier die vom Vf. eingeflochtenen Worte *demnach* und *daher* keinen Sinn: wenn man ihnen die Kraft, das Raisonement auf die angegebene Art zu bestimmen, abspricht. Er theilt vorher die Berggerichtsbarkeit überhaupt in Bezug auf gewisse *Sachen (causae)*, *Orte* und *Personen* ein (§. 1, S. 37). Die durch diese Eintheilung bestimmten Arten sind einander beygeordnet, dem Gattungsbegriffe (der Berggerichtsbarkeit) aber untergeordnet. Wie kann man nun vom Gattungsbegriffe (den der Vf. offenbar bey den Worten: „alle den Bergbau interessirenden Angelegenheiten gehören vor die Berggerichte“, im Sinne hat) seinen Weg zum Begriffe der Art — der *jurisdictio in causis metallicis in specie sic dictis* — durch einen Begriff der beygeordneten Art — der Local-Berggerichtsbarkeit (denn für diese gehören nach dem IV Abschn. S. 54 ff. auch die Schmelz- und Siede-Hütten aller Art) — nehmen, ohne wiederum zu vermischen, was man schon geschieden, und ohneniederzureißen, was man schon gebauet hatte? In der That ist auch jene Definition zu weit, und man kann nach ihr die Berggerichtsbarkeit über Orte und Personen ohne Mühe zur Berggerichtsbarkeit *in causis metallicis in f. f. d.* ummodelln. Das Eintheilungsglied: *jurisdictio in causis metallicis in f. f. d.* ist falsch und in den Gesetzen gar nicht gegründet. Unter Bergsachen — *causis metallicis in f. f. d.* — können nämlich keineswegs die schon durch die Hand des Richters zu Bergsachen gestempelten Handel verstanden werden, weil sich im

dem Falle die Erklärung in einem Cirkel drehen würde, sondern es müßten Sachen, in Ansehung deren der Richter noch nicht Hand eingeschlagen hat, darunter verstanden werden — im Gegensatz der Orte und Personen, welche, neben jenen, auch noch Gegenstände der Berggerichtsbarkeit abgeben sollen. Das Verhältniß der Freyheit (der Staatsbürger) ist aber überall nur der Gegenstand des Richters. So wenig es nun im Organismus der Freyheit überhaupt abgesteckte Grenzen giebt: eben so wenig giebt es dergleichen in dem mit dem Bergwesen beschafften Organismus menschlicher Thätigkeit. Der Mensch auf der einen Seite aber, so wie der Gegenstand, mit dem er beschäftigt ist, auf der anderen Seite werden doch die Hauptpunkte, die sich fürs öffentliche Interesse herauswerfen und das Augenmerk des Richters bleiben. In dieser Eigenschaft mögen sie nun auch die Eintheilung der Berggerichtsbarkeit, — die neyöllig durchgreifend seyn kann — bestimmen: dann aber kann auch die sogenannte *jurisdictio in causis metallicis in f. f. d.*, so wie sie oben angenommen worden ist, kein Unterkommen mehr finden. Wenn man S. 59 die B. hauptung liest: „Die Localberggerichtsbarkeit erstreckt sich in Ober- und Erb-Gerichtsfällen nicht nur auf alle zu den gangbaren Berg- und Hütten-Werken gehörigen oder dem gebraucht werdenden Orte, sondern auch auf solche, welche ehemals dazu gehört haben und davon berühren, nach Auffälligkeit der Berg- und Hütten-Werke aber von den Berggerichten zu anderem, als Bergwerks-Gebrauche, verliehen worden sind“ (S. 54, §. 1), und damit, nur um ein Beyspiel anzuführen, vergleicht, was der Vf. im III Abschn. §. 6. f. 34 sagt: „Hieher (zur *jurisdictio in causis met. in f. f. d.*) gehören alle Bürger- und peinlichen Sachen, welche die zu den Berg- und Hütten-Werken benöthigten Fuhr- und andere Wege und Stege, Räume betreffen“: so kommt es Jedem von selbst entgegen, wie höchst unbestimmt hier die Begriffe der *jurisdictio in f. f. d.* und der Localberggerichtsbarkeit d. gefaßt seyn müssen, und wie sehr hier die für aufgelöstert ausgegebenen Gebiete in einander laufen. —

P — 5 — 1.

HADAMAR, in d. neuen Gelehrten Buchhandlung: *Handbuch des französischen Civilprocesses mit seinen Abweichungen von der Processordnung des Königreichs Westphalen und dem deutschen gemeinen gerichtlichen Verfahren, nebst einer geschichtlichen Einleitung.* Von Carl von Delwig, hertzöglich Nassauischem, auch fürstl. salsburgischen GeheimenRath u. des Gesamt Oberappellationsgerichts Präsident. Ersten Bandes Erste Abtheilung. 1809. XVI u. 254 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Ohne Beruf und Talente für schriftstellerische Arbeiten kann man dennoch ein sehr achtungswürdiger Geschäftsmann seyn. In diesem Fall scheint sich der Vf. des gegenwärtigen Handbuchs zu finden. Die Bearbeitung des französischen Civilprocesses bietet der deutschen Gelehrten große Schwierigkeiten dar. Er

aufs einen ihm fremdartigen Mechanismus, dargestellt in fremdartigen Kunstwörtern, auffassen. Er muß sich zum trockenen Studium der Ordonnance von 1667 entschließen. Er muß jede Einmischung einer eigenen mühsam gelernten und geordneten Kenntnisse unterdrücken. Trägt er die Begriffe der europäischen Proceßtheorie auf die Synonyma der französischen hinüber: so ist er gleich beym Anfang seiner Arbeit verloren. So findet er sich z. B., wenn er mit dem Wort *Jugement* den Begriff eines deutschen Urtheils verbindet, oder mit der *tierce opposition* den Begriff einer Intervention, oder mit der *équité civile* den reinen Begriff einer Wiederherstellung in den vorigen Stand, oder mit der Function des *Huissier* den Begriff einer dem Richter gehörenden und ihm subordinirten Behörde, in einem Felde von Ratheln und Irrthümern, aus welchem er weiter keinen Ausweg giebt. Wer sich umgekehrt auf den Standpunkt eines französischen Juristen stellen könnte, und dem deutschen Publicum den französischen Civilproceß ungefähr so vortragen wollte, wie ihn *Lepage, Pigeau, Thomassin* und Andere dem französischen Publicum vorgetragen haben, würde auf einem fremdartigen Boden einen unfruchtbaren Samen ausstreuen. Den Köpfen seiner Leser würde es an Empfanglichkeit für seine Lehre fehlen. Eine deutsche fruchtbringende Bearbeitung der Theorie des französischen Civilproceßes für ein deutsches Publicum setzt daher weit mehr voraus, als die bloße Kenntniß der französischen Sprache. Klare und reine Übersicht der deutschen Proceßtheorie in ihren höheren Principien, ein eben so klares Auffassen des Mechanismus des französischen Civilverfahrens, ein philoso-

phischer Blick, welcher in diesem Mechanismus die vom Gesetz verschwiegenen und der Routine unbekannten höheren Principien zu entdecken weis, eine gebildete und gewandte Geschäftssprache, welche das Entdeckte dem Publicum der Geschäftsmänner verständlich und populär darzustellen, den Buchstaben durch den Geist zu beleben, und an der leitenden Hand des wissenschaftlich construirten deutschen Verfahrens, das französische zu enthüllen im Stande ist — das sind die unerlässlichen Forderungen an den Bearbeiter einer solchen Aufgabe. Hr. v. D. hat davon auch nicht die leiseste Ahndung. Das ganze Buch ist vom Anfang bis zu Ende eine bloße Compilation aus deutschen und französischen Schriftstellern, aus *Zachariä, Schmid, Seidensticker, Lepage, dem Praticien françois, Pigeau* und Anderen. Nirgends zeigt sich eine Spur von eigenem selbstständigen Auffassen, von innerer Verarbeitung des von uns gegebenen Stoffes. Rec. beruft sich auf das Gefühl des Lesers, wenn er behauptet, daß man das Buch, ungeachtet seines geringen Umfangs — es stellt nur das Verfahren vor den Friedensgerichten dar — ohne Überdruß und Widerwillen nicht durchlesen kann, daß der Geist unter dem Gemisch ungeordnet aufgehäufter Dinge erliegt, unvernünftig, sich am Ende von dem, was er nun eigentlich gelernt hat, Rechenschaft abzulegen. Von der grobsinnigen Geistesarmuth des Vfs. mögen einige nicht mühsam aufgesuchte Stellen zeugen — der Anfang der Vorrede und der sogenannten geschichtlichen Einleitung, jene wörtlich aus *Zachariä*, diese aus *Schmid* und *Seidensticker*, mit unbedeutenden, meistens misslungenen Abänderungen abgeschrieben.

Hr. v. D.

Das französische Civilrecht ist entweder theoretisches oder praktisches Civilrecht. Das erstere bestimmt die Rechte und Verbindlichkeiten der Individuen und Körperschaften unter sich und gegen den Staat. (Davon weis freylich *Zachariä* wohl desshalb nichts, weil Rechte und Verbindlichkeiten gegen den Staat in das Gebiet des Staatsrechts gehören.) Das letztere bezieht sich auf die Bedingungen, unter welchen, und auf die Art, wie die Civilrechte durch den Richter geltend gemacht werden können. Ein Theil des letztern ist der Civilproceß in der engeren Bedeutung, d. h. die Lehre von dem in streitigen Civilsachen zu beobachtenden Verfahren. Das gemeine theoretische Civilrecht der Franzosen enthält der Code Napoléon, die Regeln des gerichtlichen Verfahrens in Civilsachen bestimmt der Code de procedure vom J. 1806. Von diesem Handbuch ist das theoretische Civilrecht ausgeschlossen.

Bey der Zusammenschreibung des allerdings sehr reichen historischen Einleitung hat es sich der Vf.

Hr. v. D.

Nachdem lange unter den fränkischen Königen die Feuer- und Wasser-Probe, so wie das Recht der gerichtlichen Zwey- und drey-Entscheidungsart bey Streitigkeiten gewesen war, wird für etwas höchst Bekanntes *Pigeau* als Gewährsmann angeführt und in den mittleren Zeiten mit dem Entstehen der ständischen Verfassung, des Zunftwesens und eines freyen Bürgerstandes, und der Gewohnheitsrechte ihr Daseyn gefunden hatten, als es von einander unabhängige Herrschaften gab, (hier scheint der

Zachariä.

Das französische Civilrecht ist entweder theoretisches oder praktisches Civilrecht. Das erstere bestimmt das, was einer von dem andern zu fordern berechtigt ist; das letztere bezieht sich auf die Bedingungen, unter welchen, und auf die Art, wie die Civilrechte durch den Richter geltend gemacht werden können. Ein Theil des letztern ist der Civilproceß in der engeren Bedeutung, d. h. die Lehre von dem in streitigen Civilsachen zu beobachtenden Verfahren. Das gemeine theoretische Civilrecht der Franzosen enthält der Code Napoléon, die Regeln des gerichtlichen Verfahrens in Civilsachen bestimmt der Code de procedure vom Jahr 1806. Von dem gegenwärtigen Handbuch ist der Civilproceß, eine für sich bestehende Wissenschaft, ausgeschlossen.

noch gemächlicher gemacht. Man vergleiche ihn mit *Schmid* und *Seidensticker*.

VI, obgleich sehr unglücklich, mit eigener Kunde aufzutreten. Der Ursprung des französischen *droit coutumier* geht weit über den Ursprung der Zünfte hinaus. *Viarda* über das salische Gesetz, S. 146, *Montesquieu Esprit des loix* 281, 22.) war es dem heiligen Ludwig vorbehalten, durch bessere Rechtspflege in den Gerichten seiner eigenen Domänen, und durch die von der hierarchischen Verfassung gelehrte Unterordnung der niederen Richter unter die höheren, auch die Appellationen von den Gerichtshöfen der Barone an den Hof des Königs in Gang zu bringen, und so den ersten Grund zur Gerichtsherrlichkeit zu legen. Seine Anordnungen, Etablissements genannt (Schmid S. 44), ursprünglich nur für seine Güter bestimmt, bekamen auch in den Ländern der Vasallen Gewicht. Der gerichtliche Zweikampf, verdammt von der Kirche, verboten vom Könige, wurde seltener, und schnell entfaltete sich, unter den beiden folgenden Regierungen Philipps des Kühnen und Philipps des Schönen, die neue Schöpfung.

Der Fund des justinianischen Gesetzbuchs hatte vieles dazu gewirkt; denn von den Rechtsschulen Italiens drang neue, aus den Pandekten geschöpfte Weisheit auch in die französischen Gerichte. Der heilige Ludwig ließ schon eine französische Übersetzung der römischen Rechtsbücher verfertigen. Philipp der Schöne ließ römisches Recht in den Provinzen, welche Gewohnheitsrechte hatten, als Theorie (*raison écrite*) lehren; aber in denen, in welchen sich von den ältesten Zeiten her das römische Recht erhalten hatte, wurde nun Justinians Gesetzbuch als Gesetz anerkannt, und auf diese Weise die große Abtheilung des französischen Reichs in Länder des Gewohnheitsrechts und Länder des geschriebenen Rechts (*pays coutumiers* und *pays du droit écrit*) aufs neue befestigt.

So geht es mehrere Seiten hinter einander fort. Nachher trifft die Reihe *Seidensticker*, welcher mit eben so wenig Delicateffe wörtlich abgeschrieben wird. Es wäre ungerecht, die nicht immer richtigen und gelungenen Übersetzungen aus französischen Werken, ohne Angabe der Quellen, einem Schriftsteller zum Vorwurf zu machen, welcher kein Bedenken trägt, sich die Gedanken und Worte vaterländischer Schriftsteller anzueignen. Noch ungerechter wäre

Schmid.

Es gelang dem heiligen Ludwig durch die bessere Rechtspflege in den Gerichten seiner eigenen Domänen, und durch die von der hierarchischen Verfassung gelehrte Unterordnung der niederen Richter unter die höheren, auch die Appellationen von den Gerichtshöfen der Barone an den Hof des Königs in Gang zu bringen, und so den ersten Grund zu der obersten Gerichtsherrlichkeit zu legen. Seine Anordnungen, ursprünglich nur für seine eigenen Güter verbindlich, bekamen auch in den Ländern der Vasallen Gewicht. Der gerichtliche Zweikampf, verdammt von der Kirche, verboten vom Könige, wurde seltener, und rasch entfaltete sich, unter den beiden folgenden Regierungen Philipps des Kühnen und Philipps des Schönen, die neue Schöpfung.

Vieles hatte hierzu der Fund der justinianischen Gesetzbücher gewirkt, welcher wie ein elektrischer Funke aus Licht und Leben in die Rechtskunde und Verfassung der ganzen gestifteten Welt brachte. Von den Rechtsschulen Italiens aus drang die neue aus den Pandekten geschöpfte Weisheit auch in die französischen Gerichte. Der h. Ludwig ließ schon eine französische Übersetzung der römischen Rechtsbücher verfertigen; Philipp der Schöne ließ römisches Recht in den Provinzen, welche Gewohnheitsrechte hatten, als Theorie (*raison écrite*) lehren; aber in denen, in welchen sich von den ältesten Zeiten her das römische Recht erhalten hatte, wurde nun Justinians Gesetzgebung als Gesetz anerkannt, und auf diese Weise die große Abtheilung des französischen Reichs in Länder des Gewohnheitsrechts und Länder des geschriebenen Rechts (*pays coutumiers* und *pays du droit écrit*) aufs neue befestigt.

es, ihm Irrthümer nachzuweisen, welche sich nicht eigenthümlich in seinem Kopf, sondern meistens in den ausgeschriebenen Büchern finden. Weniger unnütz möchte dagegen der wohlgemeinte Rath seyn, daß der Vf., dem es ja keineswegs an einem ehrenvollen Wirkungskreise fehlt, durch Fortsetzung des Werks nicht länger die Zahl geistloser und ungenießbarer Compiler vermehren möge.

C. V.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIE. Berlin, b. Dieterici: Übungsblätter, oder 200 Aufgaben aus der Sprachlehre, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Geschichte und Technologie, (.) Ein bewährtes Hilfsmittel des Unterrichts in zahlreichen Schulclassen. Nebst einer vollständigen Erläuterung der Aufgaben (.) als Hilfsbuch für Eltern und Lehrer, von F. P. Wilmsen, Prediger an der Parochialkirche in Berlin. Zweyte, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1810. IV u. 72 S. nebst 13 Bogen Übungsblätter. (14 Gr.) Es war ein glücklicher Gedanke, den Lehrern zahlreicher Schulclassen ein Hilfsmittel in die Hände zu geben, durch dessen verständigen Gebrauch sie die Geübteren unter ihren Schülern beschäftigen können, unterdeß eine andere Abtheilung ihre ganze und ungetheilte Thätigkeit in Anspruch nimmt. Hr. W. hat diesen Gedanken in den vorliegenden Blättern auf eine völlig befriedigende Weise ausgeführt. Sie sind so eingerichtet, wie die *junckerischen* und *meyerischen* Rechentafeln. Die Übungsblätter werden auf Pappe geklebt, aus einander geschnitten, und dann unter den Schülern zur schriftlichen Beantwortung vertheilt. Das gebundene Büchlein setzt den Lehrer in den Stand, mit einem Blick zu beurtheilen, ob die Aufgaben richtig beant-

wortet sind oder nicht. Jedoch kann er die Übungsblätter den Schülern erst dann vorlegen, wenn er sie vorher zu ihnen durchgegangen, oder wenn ihnen der Inhalt derselben aus einem früheren Unterricht schon bekannt ist. Alsdenn aber sind sie ein vortreffliches Hilfsmittel, Gedächtniß, Phantasie, Verstand und Urtheilskraft der Lernenden gleichmäßig zu üben und zu bilden, und sie an eine gewisse Ordnung und Sicherheit in ihrer Erkenntniß zu gewöhnen. Auch Altern, welche ihre Kinder ohne Lehrer beschäftigen wollen oder müssen, werden von diesem Buche einen guten Gebrauch machen können. Der schnelle Absatz der ersten Auflage, die vor anderthalb Jahren erschien, beweiset schon, daß man sich von der Zweckmäßigkeit dieser Übungsblätter überzeugt hat. Diese zweyte Auflage ist gänzlich umgearbeitet und mit 50 neuen Aufgaben vermehrt worden. Noch zeichnet sich das Werkchen, wie alle *Wilmsenschen* Schulbücher, durch einen sehr wohlfeilen Preis aus. Es kostet nur 14 Gr., und ein gebundenes Exemplar, nebst den auf Pappe gezogenen und in einem Futteral befindlichen 200 Aufgaben — 20 Gr.

L. Th.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 6 J U N I U S, 1 8 1 0.

M E D I C I N.

BERLIN, b. Schmidt: *Philosophie der Medicin*. Von *Johann Christian August Grohmann*, Professor der Philosophie zu Wittenberg. 1808. XVIII und 128 S. gr. 8. (10 gr.)

FRANKFURT a. M., in der Andreäischen Buchh.: *Philosophie der Medicin* von F. J. Scholwer, ordentl. Prof. d. Med. z. Heidelberg. 1809. 154 S. 8. 12 gr.)

Ein Werk, das, wie Hr. G. in der Vorrede von dem seinigen versichert, durch vieljährigen Fleiß und große Anstrengung dahin gediehen ist, daß es die innigste Überzeugung seines Vfs. über die „zwar wünschenswerthe, aber kaum mögliche (?) Vermuthung hinweghebt, als werde jemals einer in der Ergründung der tiefen Geheimnisse der Natur weiter kommen, als es ihm gelungen oder nicht gelungen sey.“ — ein solches Werk gehört freylich für die Nachwelt, und Hr. G. erwartet daher mit Recht über „den Gehalt der Wahrheit desselben den Anspruch einer spätern Zeit.“ Rec. gehört leider! noch zur Mitwelt, und da diese, wie bekannt, von dem verdäblichen Geiste beherrscht wird, über alles noch bey ihren Lebzeiten urtheilen zu wollen: so darf et wohl einige Nachsicht erwarten, wenn er schon jetzt über die Schrift des Hn. G. ein Urtheil zu fällen wagt. Er ist darin keineswegs gewillt, der toleranten Nachwelt nur im Geringsten vorzugreifen, ist aber zugleich auch von seiner (competenten) Mitwelt nicht weniger, als der Vf. von jener, überzeugt, daß sehr Viele, nachdem sie die Schrift gelesen, mit in sein Urtheil einstimmen werden. Er fand nämlich in derselben nichts, als die Erscheinung des *gemeinen Kriticismus*, wie sich derselbe im Reflectiren über die *organische* Potenz der Welt in *gemeinen Skepticismus* auflöst, und nun mit Hülfe der Induction und Analogie, die er zuvor, bewußt und unbewußt, selbst vernichtet, an einem, als absolut unbestimmbar demonstirten Object, regulativ wird. Wir wollen in möglichster Kürze aus der Schrift selbst die Belege hiezu liefern.

Die Untersuchung geht im *ersten Abschnitte* von den Causalitätsgesetzen aus, und sichert dem Vf. die Kluft zwischen der Materie (oder der todten Natur!), die unter dem Gesetz der einfachen Causalität, — und dem Organismus, der unter dem Gesetz der Wechselwirkung steht. Dabey wird zugleich des (hier doch wohl nur imaginären) Gesetzes

J. d. L. Z. 1810. *Zweiter Band.*

der realen und formalen Zweckmäßigkeit der Natur, so wie der doppelten Zweckmäßigkeit des Kunstwerks, sehr ausführlich Erwähnung gethan, und das *Reale* der Wechselwirkung im Organischen, im Gegensatze mit der bloß idealen (durch Vorstellungen vermittelten), in der Zweckmäßigkeit der vorübergehenden Gesetze, scharf hervorgehoben.

„Das Organische ist die Causalitätsbestimmung, wo Ursache und Wirkung gegenseitig gleich bestimmende reale Momente sind, die Ursache also eben so, wie die Wirkung, das *prius* und *posterius*, und zwischen Ursache und Wirkung eine reale Abhängigkeit und Unabhängigkeit ist. §. 8.“ — Aus diesem Gesetze nun werden folgende Momente der organischen Kräfte abgeleitet. — §. 10. *Die organischen Kräfte sind nicht messbar.* §. 11. *Die Wirksamkeit der organischen Kräfte ist nicht an Eine Form und Darstellung gebunden.* Denn der Zweck der organischen Thätigkeit sey nicht ein bestimmter und einzelner, sondern ein allgemeiner, der Selbsterhaltung, Selbstproduction u. s. w., folglich ein unbestimmter, in welchem keine Norm für eine bestimmte Organisation, oder bestimmte organische Wirksamkeit liege. (Hier hätte denn doch die Idee der allgemeinen Zweckmäßigkeit, die der organischen Wirksamkeit zugeschrieben wird, aus dem Begriffe der Wechselwirkung weiter abgeleitet, und erwiesen werden sollen; da, so allgemein auch jene kantische Definition, als den Begriff des Organischen formal erschöpfend, ehemals angenommen wurde, dennoch aus derselben keinesweges die Nothwendigkeit einer bestimmten (wenn gleich unbestimmbaren) Summe von Action und Reaction folgt, ohne diese aber kein In sich Zurückkehren (Reflectiren) der Thätigkeit, also auch keine reale Zweckmäßigkeit in der auf Selbsterhaltung gehenden Richtung der Thätigkeit, oder die Idee einer Lebenskraft, denkbar ist.) §. 12. *In dem Organischen steht das Vitale und Mechanische in einer gegenseitigen, gleich abhängigen und unabhängigen Wechselbestimmung.* Der Zweck nämlich, oder das Lebens princip, wirkt hier als ein Innerer, u. mittelbar und unablässlich ein, „bestimmt und modificirt also in jedem Augenblicke, oder *periodenweise*, den Organismus anders.“ Wie dieß: „*periodenweise*“ zu denken sey, da ja das Organische unter dem Gesetze der *Wechselwirkung* steht, nach welchem, wenn es anders überhaupt Realität haben soll, in jedem Moment nothwendig nur so viel Ursache, als durch die Wirkung, und nur so viel Wirkung, als durch die (schon bestimmte) Ur-

sache hervorgebracht werden konnte, vorhanden ist, läßt sich nicht wohl einsehen; vielmehr scheint der Vf. hier auf dem Wege, in seinem dualistischen Verfahren den, von ihm im vierten Abschnitte so hart mitgenommenen, mechanischen Ansichten des Organismus zu huldigen. Wir finden eine solche Accommodation, wodurch der Vf. gleichsam stillschweigend den strengen Begriff des Organischen zu depotenziren, und seine Organismen mit der todtten Materie wieder auszuföhnen scheint, noch an vielen anderen Stellen dieser Schrift.) §. 13. *Der Organismus und die organische Wirkksamkeit besteht in einer relativen Unabhängigkeit zwischen der sogenannten Lebenskraft, und der Materie, und zwar erstens in Rücksicht des Körpers und seiner Theile, zweitens zwischen den Theilen selbst, und drittens in einem jeden Organe.* Wird alles recht gut durch die Vergleichung des Organismus mit Uhren und anderen Maschinen erläutert, und die freye Wechselbestimmung der Theile im Organischen, in dieser Hinsicht, der nothwendigen Beziehung der Theile im mechanischen Kunstwerke entgegengestellt.

II. *Ueber die realen Zwecke der organischen Natur, und den Unterschied des animalischen und vegetabilischen Reichs.* Die organischen Ausserungen seyen zwar in Hinsicht der Erscheinungen, oder der äusseren Form, denen der Materie und des Mechanismus gleich, in Rücksicht der inneren Wirkksamkeit aber, aus welcher diese hervorgehen, finde bey ihnen ein ganz anderes Verhältniß Statt. Man möge nur die Art des Wachsthums oder der Abnahme eines Berges mit den ähnlichen Erscheinungen im Organismus vergleichen, wo, nach dem Gesetz der relativ-freyn Causaliät, alles durch Intussusception, auf eine an sich unerklärbare Weise, geschehe. Diese Freyheit, oder relative Selbstbestimmung des Organischen sey aber auch der Grund, warum bald das Mechanische, bald die organische Kraft mehr oder weniger thätig sey, und theils so übereinstimmende, theils so viele abweichende Formen der Constitution und Organisation zum Vorschein kämen. (Wenn aber die Freyheit des Organischen der Grund hievon ist: so wäre sie, als das Unorganische determinirend, nothwendig ein prius, welches mit dem Vorhergehenden, wo zwischen dem Organischen und der Materie eine gleiche Wechselwirkung statuirt würde, so wie mit vielen anderen Stellen, in welchen der Vf. die Vertheidiger der Lebenskraft recht gut beitreitet, nicht übereinstimmt.) Der allgemeine innere, organische Zweck läßt sich, nach §. 20 in die realen oder materialen Selbstzwecke der *Selbsterhaltung, Selbstproduction und Fortpflanzung* auflösen. Diese Zwecke nun können sich während des Bestehens des organischen Geschöpfes entweder in einer Continuität und *Simultaneität*, oder in einer *Succession* und *discret* darstellen, und hierauf beruhe der Unterschied zwischen dem Thier- und Pflanzen-Reiche, indem jenes unter der Form der Continuität, dieses unter der der Succession, seinen Selbstzweck realisire. Die Zin-

würfe, welche gegen diese Behauptung aus der Metamorphose der Insecten hergeleitet werden möchten, werden hier auf die folgende Abhandlung verwiesen wo wir aber nichts weiter erfahren, als daß doch wirklich die Entwicklung des Geschlechts erst in der letzten Metamorphose Statt finde. Ueber das aber, was der Vf. für das Successive in der Entwicklung des Pflanzenreichs aus dem schichtweisen Wachsthum des Holzes ableitet, möchten wir ihn dasjenige zu beherzigen bitten, was erst neuerlich Link über diesen Gegenstand vorgebracht, und mit scharfsinnigen Beobachtungen belegt hat.

In der III Abhandlung: *Ueber die entgegengesetzten Formen, wodurch die organische Natur ihre Freyheit und Selbstständigkeit zeigt*, wird nun das Gesetz der relativen Freyheit, oder der relativen Abhängigkeit und Unabhängigkeit des Organischen, selbst constitutiv, in dem Princip, welches S. 66 also ausgedrückt wird: „Wir können erwarten, daß die organische Natur einen und denselben Zweck auf die entgegengesetzte Art ausführen, oder von jeder Erscheinung die entgegengesetzte Form zeigen werde.“ — Hier war nun der Ort, wo die Erfahrung herbeytreten und aus dieser neuen Ansicht Licht schöpfen, — und wo das Princip selbst, indem es auf eine überraschende Art Ordnung und Zusammenhang in bisher unerklärliche und unzammenhängende Phänomene brächte, seine Gültigkeit bewähren sollte. — Aber Hr. Prof. G. hat, wie sich bald ergibt, selbst wenig oder nichts hieher Gehöriges erfahren, und sogar die Summe der vorhandenen Beobachtungen noch nicht einmal nach seinem Princip geordnet. Wie könnte er sonst dabey stehen geblieben seyn, seine Erfahrungs-Belege nur wie zufällig, bald da bald dort, aufzurallen, ohne auch nur eine Ahndung zu verrathen, daß es eigentlich die durchgreifende Allgemeinheit allein ist die einem Princip auf dem Gebiete der Erfahrung Eingang verschaffen kann, wogegen dasjenige, was S. 73 von der ins Unendliche unbestimmbaren Größe und Extension der organischen Schöpfung vermöge ihrer Abhängigkeit und Unabhängigkeit von den Materiellen, gesagt wird, nicht in Anschlag gebracht werden darf. — In der IV Abhandlung: *Ueber die unbestimmbare Größe oder das unbestimmbare Verhältniß der organischen Kräfte, als das höchste Princip der Heilkunde*, wird endlich der Medicin überhaupt, so wie allen bisherigen Systemen der Heilkunde, der Stab gebrochen. Was nämlich erstere anlangt: so stehen Erstens die Momente der ursprünglichen organischen Wechselwirkung, sowohl der Quantität, als der Qualität, als auch ihrem gegenseitigen Verhältniß nach, ferner die einzelnen organischen Kräfte unter sich (in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit und Unabhängigkeit), endlich steht auch das organische Ganze selbst zu seiner Außenwelt in einem unbestimmten, irrationalen Verhältnisse; folglich ist das Leben an sich, und in jedem seiner Zustände, incommensurabel, und die Medicin kann weder auf wissenschaftliche

noch künstliche Ausbildung Anspruch machen. Was zweitens die bisherigen Systeme der Medicin anlangt: so sind solche, sowohl die qualitativ- und quantitativ-*mechanischen* (wozu der Vf. die Systeme der Humoralpathologen, das iatromathematische und das der Corpuscularphilosophie einerseits, und das brownische andererseits zählt), als auch die qualitativ- und quantitativ-dynamischen Systeme neuerer Erregungs-theoretiker, weil sie auf die *absolutunbestimmbare Größe* des Lebens, auf *bestimmte* Weise, einzuwirken trachteten, insgesammt als mechanische Systeme zu betrachten, mithin also im schneidendsten Widerspruche mit dem einzig-richtigen Begriff des Organischen, wie solcher von dem Vf. in dem Vorhergehenden aufgestellt und erwiesen worden. Wir sind keineswegs gefonnen, irgend eines der von dem Vf. bestrittenen Systeme hier in Schutz zu nehmen; auch geben wir Hn. G. gerne zu, daß eine unmeßbare Größe unmeßbar sey, und können sonach auch der Medicin auf unsere Weise gegen ihn nicht aufhelfen: hier aber anzuführen, daß für uns, und für viele, Hn. G.'s *mechanische* Natur eine höhere Bedeutung habe, — daß wir an etwas Unorganisches gar nicht glauben, und selbst den Begriff desselben in sich widersprechend finden, — daß wir vielmehr in der allgemeinen Einheit organischer Totalität nur allein die Möglichkeit des besondern Lebens, eben darin aber auch, zwar nicht die Meßbarkeit des Heterogenen am Heterogenen, wohl aber die *Reducirbarkeit des Identischen* auf das gleiche *Identische* einer andern Potenz, theils erkannt haben, theils mit Bestimmtheit voraussetzen können; — dies, und noch vieles andere, was vielleicht hier, als Einwurf gegen des Vfs. Ansicht im Ganzen, aufgestellt werden könnte, scheint uns gleichwohl am unrechten Orte zu seyn, da wir billig des Vfs. System als geschlossen betrachten müssen.

Daß der Vf. Schellings bedeutungsvolles Wort, womit dieser das Heer der unberufenen Afternaturphilosophen so plötzlich theils zum Schweigen brachte, theils in neue, oft seltsame Weisen umstimmte, gänzlich mißverstanden habe, war ihm wohl eher zu verzeihen, als die Art, wie er hier und im Folgenden, (wir wollen nicht untersuchen, ob durch Schuld des Ausdrucks, oder aus eigener Überzeugung,) eine Wirkung der Kraft, als solcher, oder der Materie, als solcher, damit aber den Schein eines Widerspruchs in das harmonische Gebäude seines Systems eingeführt hat. — Wir wollen nun aus dem Folgenden noch einige zerstreute Regeln und Grundsätze, zum Trost der geborgten Praxis, und zugleich zum Beweise, wie angelegen es sich der Vf. seyn läßt ihr in dem von ihm eröffneten Labyrinth beyzuspriegen, herausheben. — Die Arzneimitteln können bald quantitativ, bald qualitativ, — bald mechanisch und dynamisch in einem und demselben Momente oder in jeder der angegebenen Rücksichten, wirken. — Der Arzt kann bey dem unbestimmbaren, gegenseitigen Verhältnisse der Quanti-

tät und Qualität bald durch die Lebenskraft auf das Materielle, bald durch dieses auf jenes wirken, *aber auch vielleicht nicht wirken*. — Die Wirkbarkeit der Arzneimitteln in dieser oder jener Krankheit der einzelnen Organe, oder des ganzen Körpers, ist unbestimmbar. — Dieselbe Krankheit kann nach allen oben angeführten Systemen geheilt werden; diesen Möglichkeiten aber (S. 110) stehen auch eben so viele Unmöglichkeiten entgegen, diese Krankheiten nicht (?) zu heilen. — Hier müssen wir auch aus dem letzten Abschnitte: *Ueber das Accommodationsvermögen der organischen Natur, und der (über die) möglichen (e) oder unmöglichen (e) Technik der Heilkunde*, die, fast ironische, Deduction ihrer Möglichkeit einführen. Es heißt daselbst, nachdem das Gesetz der Gewöhnung oder Accommodation vorher erklärt, oder vielmehr bloß der Erfahrung gemäß, berichtet worden ist, S. 122: „Wie sich also die organische Natur nach den äußeren Einwirkungen accommodirt, und das Leben unter verschiedenen Modificationen bestehen kann: so accommodirt sich wohl auch der Körper nach den arzneylischen Einwirkungen, und kann so auf verschiedene Art, und unter verschiedenen Bestimmungen, gesund werden.“ (Die Physiologen, die schon bisher mit der einfachen *vis medicatrix naturae* nicht überall ins Reine kommen konnten, mögen nun zusehen, wie sie mit dieser *vis medicatrix per accommodationem* fertig werden.) — Obgleich nach dem Vorigen eine allgemeine Gleichheit der Heilmethoden Statt findet: so findet doch keine Gleichung unter ihnen Statt, d. h. der allgemeine Erfolg (Genesung) ist derselbe, aber die besondern Erfolge, oder die Beschaffenheit der folgenden Gesundheit und ihre Dauer, können verschieden seyn; dies bestimmt den Werth der Methode, (die aber vor der Hand nur aus dem Erfolge erkannt werden kann). — Die Heilkunde ist, wie der Organismus und das Leben, in ihren Erscheinungen, etwas Unbestimmbares und Irrationales, — Sicherheit der Technik demnach absolut unmöglich. Dennoch muß der Arzt dieses unerreichbare Ziel, indem er durch Beobachtung und Erfahrung Wahrscheinlichkeit an Wahrscheinlichkeit reiht, zu erreichen suchen. — Der Arzt muß endlich, S. 127, „kein System haben, sondern außer allen Systemen stehn.“ —

Nach diesem möchten es uns manche unserer Leser Dank wissen, daß wir ihnen in der gleich betitelten Schrift des Hn. Prof. Schellier (No. 2) einen Blick auf universellere, von geistreicher Originalität besetzte Ansichten des Lebens gönnen. Nur darum lassen wir sie auch hier folgen; denn es sey ferne von uns, eine *Vergleichung* zwischen beiden Schriften anstellen zu wollen. Hr. Sch. erfalt die Idee der Heilung in ihrem weitesten Umfange, indem er sie mit dem gesammten Menschen in Berührung bringt, und sie selbst unter der Form *alles Lebens* anstellt. „Was bisher das Ende des Wissens war, daß die Krankheit durch das Geschick der menschlichen Lebensweise und Sitte erzeugt werde, soll nun der Anfang des Studiums werden, und diese Zurückwen-

der Medicin auf ihren Grund ist die *Philosophie der Medicin*." Wenn die Arzneykunst im engeren Sinne nur die eine Seite des *körperlichen* Lebens berührt: so soll dagegen eine Universalwissenschaft vom Menschen das ganze Geschick desselben, wie es ihn, in seiner nothwendigen Entzweyung mit der Natur, durch *Glück und Unglück* zur Vollendung des göttlichen Lebens erzieht, in allen seinen Theilen, und zugleich das Ganze der heilenden Kunst, umfassen. Was bisher, unsichtbar gegenwärtig, als praktischer *Tact* und *Blick*, der Geist des wahren Lebens und Handelns, und immer als das Höchste der Medicin geachtet war, soll nun wirklich an die Spitze der Medicin gestellt, diese so in ihrem praktischen Theile erfasst, und hieraus in die Theorie hinüber geführt werden. Diese Aufgabe zu lösen, handelt der Vf. zuerst die Kunst der *Heilung an sich* ab, ohne Beziehung auf die besondere Aufgabe der Heilung des Menschen, wendet sodann diese Lehre auf die *Heilung des Menschen*, nach seinem Wesen überhaupt und im Ganzen, an, und geht zuletzt zu der *Arzneykunst*, als Heilung des *körperlichen* Menschen, über. Aus dieser vorläufigen Ansicht des Plans des Ganzen läßt sich schon im Voraus auf die Reichhaltigkeit neuer Ansichten, und auf fruchtbare Erweiterung der Gesichtspuncte für die gesammte Heilkunde schließen.

Und so wie der Plan sie ankündigt, zeigt sich auch die Schrift wirklich. Aber das Streben nach Allgemeinheit, das allenthalben die grössten gleichnamigen Massen des Lebens, wie sie auf den philosophischen Entwicklungsstufen hervorgehen, unter den gleichen Ausdrücken zusammenzufassen, und für die Darstellung zu verkörpern trachtet, hat der freyen Entwicklung an manchen Orten, zwar goldene, aber nur um so drückendere Fesseln angelegt, und vieles, das, in seiner Wurzel, nach des Vfs. Idee, ergriffen, allerdings in richtiger Parallele fortläuft, gewinnt, wenn es unter die Form des entsprechenden körperlichen Ausdrucks, oder umgekehrt, aus diesem heraus in eine ferne Bezeichnungsweise tritt, ein höchst fremdartiges Ansehen, welches vielleicht ohne Nachtheil der Gediegenheit des Ausdrucks durch eine etwas veränderte Methode hätte vermieden werden können. Wir wollten dies hier nur darum erinnern, damit nicht behende Kunstjünger, in diesen neuen Formen eben so viele Talismane suchen mögen, um durch sie die Totalität des Lebens mit einem Schlage auf ewig an sich zu fesseln. Mögen sie zuvor beherzigen, daß hier von nichts Geringerem, als von einer wahrhaft philosophischen Begründung, und recht eigentlichem Durchleben des Lebens, die Rede ist, aus welchem freylich nur allein die innige Durchdringung aller Momente desselben, also eben so gut ein *Durchem-*

pfinden seiner empfindenden Materie, als ein *Verstehen* seiner höheren Verhältnisse möglich wird. Darum aber ist nur der von den Göttern gesegnet, dem sie die unbewusste Gabe der Erkenntniß verliehen, und die Kraft, der philosophischen Entwicklung mit dem Blick des Genies voranzuziehen.

Wir wollen nun versuchen, den eigentlichen Standpunct des Vfs. und den Ideengang desselben. So viel dies, bey der grossen Allgemeinheit, worin das Ganze gehalten ist, gelchehen kann, darzustellen. — Was aus dem Ewigen hervortritt, als einzelnes Seyn, ist darum nothwendig außer dem Endlichen und ewigen Heil; denn sein wahres Seyn ist nur das Seyn, als das Ewige. So ist also in allem Endlichen, als solchem, nothwendig nur ein *Leiden*, und die Endlichkeit selbst absolute Krankheit, — die Genesung aber das Zurückkehren zu dem ewigen Urquell. Dies ist das ewige Heil. Aber das Zeitliche, wie es sich im Besonderen, als einzelne Lebensform, gestaltet, trachtet, sein Seyn, als solches, gegen jeden Mangel, gegen jedes Leiden, zu behaupten, und in dieser Einheit seines Ideals mit seiner Wirklichkeit besteht das *zeitliche* Heil, das durch seine Störung die Heilung im Besonderen möglich macht. Darum ist alle Heilung nur als besondere, als solche aber nur Quelle neuer Verwundung im newerweckten Gegensatze des Endlichen.

„Die augenblickliche Rettung wird gemacht, sie zerrinnt wieder, weil sie nicht die ganze Rettung ist. So muß sich der Schmerz, daß das endliche Thun nichtig sey, in die Freude wenden, daß es nichtig ist, daß kein einzelnes Heil jemals das ganze Heil bringe, daß vielmehr dem Verschiedenartigsten der Antheil an demselben Heile zugelassen werde.“

Wir müssen hier die Elemente, durch welche alles Endliche zur werdenden Vollendung emporsteigt, nach S. 23 angeben, weil sie den festen Grund bereiten, worauf des Vfs. ganze Darstellung der Lebensstufen, der Krankheit und der Heilmassen beruht. „I) Zuerst ist es ein einzelnes, Abhängiges, aus der Vielheit Gebornes. II) Dann erhebt es sich zur Aussonderung und Eigenheit unter den Anderen. III) Erhoben, gewinnt es nun Freyheit und Selbstständigkeit über die Anderen. IV) Aus seiner Selbstheit und Verschllossenheit auf sich, wendet es sich in die Freyheit über sich, in die Erscheinung und Beweglichkeit zu Anderen. V) Die Erscheinung wird ferner aus dem unstillen Walle zur Einheit mit sich geführt. VI) Hat nun das Leben seine Idee errungen: so führt es sich frey nach Außen. VII) Die Mannichfaltigkeit seines herausgehenden Wirkens wird aber in das Ganze gebildet, so wird das Leben vollendet.“

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 7 J U N I U S , 1 8 1 0 .

M E D I C I N .

BERLIN, b. Schmidt: *Philosophie der Medicin*. Von Johann Christian August Grolmann. u. f. w.

FRANKFURT a. M., in der Andreä'schen Buchh.: *Philosophie der Medicin* von F. J. Scholzer, u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Jede Hemmung nun des zur freyen Vollendung Bestimmten unter der Herrschaft eines dieser Elemente erscheint als ein der Stufe entsprechendes Uebel, deren jedes, wenn der freye Kampf des Lebens zur Lösung seiner Aufgabe unterliegt, eine Maxime der Kunst zur Errettung und Heilung gegen sich aufruft. Die drey ersten dieser Grundübel setzen das Leben unter die Herrschaft der *Materie*. Auf der ersten Stufe folgt die Einzelheit, als solche, einem unaufhaltsamen Trieb aufs Ganze. Was erst auf der siebenten Stufe am Ziel der Vollendung gegeben ist, sucht sie, in selbstlicher Macht, zu erringen; daher tritt dieser *Tyranny* des Materialismus die *erste* Maxime der *Strenge*, die *Vernichtung* der beharrlichen Quantität, entgegen, trennend, und die getrennten Theile zu neuen Massen verbindend. Von der ersten Stufe befreyt, ist das Leben, über seinen Ursprung erhoben, in sich veränderlich geworden; nach der Vielartigkeit seines Ursprungs in der Erhebung selbst verschieden, beginnt nun der Streit der *Kraft* und des ungleichen *Masses*. Diesem Kampfe der *Ausgelassenheit* wird begegnet durch die *zweyte* Maxime der *Strenge*, durch den *Streit*, der das nach Ausen gehende Besondere an der Wurzel des eigenen Bestehens ergreift, und den ausgelassenen Trieb, in der Sorge für sich selbst, auf das eigene Bestehen zurückführt, den Kampf ausgleichend. So in sich zurück getrieben, erwacht auf der *dritten* Stufe die Selbstsucht des Lebens, auf unveränderte Dauer des inneren Bestehens gerichtet. Dieser begegnet die *dritte* Maxime der *Strenge*, die *Erziehung*, die den inneren Frieden der Selbstsucht mit sich an einem anderen Selbstständigen bricht, und dasselbe gleichsam unter eine Mehrheit vertheilt. So ist endlich die Macht des Materialismus bezwungen, aber auch das selbstliche Selbst aufgelöst in das Äußere, in unendlicher Bildsamkeit und Beweglichkeit, selbst nur für ein Anderes zu seyn. Auf dieser Stufe nun des *Indifferentismus* verlag auch die Maxime der *Strenge* gegen den weichen Widerstand, und die abwartende *Schonung*

tritt ein, bis der nothwendige Widerspruch des beweglichen Lebens mit sich selbst den *Muth*, zur freyen Selbstheit zu gelangen, weckt. Also betritt das wandelbare Leben das Gebiet der *Freiheit*. (Der Vf. begreift die drey nun folgenden Stufen unter dem Ausdruck: Formalismus.)

Aber die Erhebung zur Einheit mit sich selbst ruht auf dem Boden der früheren Stufe, dem erscheinenden Leben, die zu vernichten eben ihr Wesen ist. Das Leben also, das sein eigenes, zeitliches Bestehen, durch die Erhebung in die unendliche Form der Einheit mit sich, selbst vernichtet, beginnt hier, auf der *fünften* Stufe, mit der *Verzweiflung* des eigenen Bestehens. Diesem verzweifelnden Leben reichert die Kunst *Hülfe* durch *Beruhigung*, indem sie ihm wieder zurückgibt, was sie der selbstsuchtigen Natur, auf der *dritten* Entwicklungsstufe, nahm, es wieder befreundend mit der *Nothwendigkeit der niederen Kräfte*. — „Die Achtung des niederen ist die Sicherheit des höheren Lebens.“ — Will nun das Leben, in sich selbst hernhigt, in freye Ausführung seiner Wirklichkeit gehen: so muß es sein Ideal aufs Neue in die *Beschränkung* drängen, und entweder im Wirken selbst entkräften, oder, die Beschränkung fliehend, ausführunglos erschöpfen. Dieser *Erschöpfung*, auf der *sechsten* Stufe, zum *Heil* bringt die *Hülfe* der Kunst die *Erregung*, in welcher die Schranke der *Ausgelassenheit* vor der geregelten Kraft aufgeht. Endlich giebt, auf der *siebenten* Stufe, das Leben all sein zerstreutes Schaffen und sein fortgehendes Werden in das Ganze, und geht in den Tod. Aber die *Hülfe* der *Belebung* reicht ihm eine neue Aufgabe der Vollendung, indem sie ihm sein *erstes* Element, die ihm zufällig von der Mutter verliehene Einzelheit, zurückgibt. — Krankheit entsteht, wenn die Bindung Einer Entwicklungsstufe sich über die freye Lebensbewegung durch *Alle* fortpflanzt. Die Ursprünge der Krankheiten sind also gleich den sieben Übeln, ihre Erscheinung aber ist nur möglich in demjenigen Leben, in dessen Elementen die Macht der freyen Bewegung liegt. Alle Krankheiten sind also nur im *vierten* Elemente. — Die sieben Übel bestimmen sieben Classen der Krankheiten; aber jede Krankheit ist verschieden in ihrem *Ausbruche*, als *Gattung*, und in ihrer *Erscheinung*, als *Art*. Jede Krankheits-Gattung hat denselben, nur zufällig zu verändernden Ausgang, wenn gleich die *Entscheidung* verschieden seyn kann. Herrlich sind die *Regeln der Kunst*: Wenn die Krankheit im Keim ist, wird die Kunst nicht gefodert, sie ist dann noch das Geheimniß des Lebens. Auch in der aus-

Kkk

gebrochenen Krankheit fodre der Arzt, als Mensch, nicht das Vordringen zu den letzten Quellen. „Die höchste Kunst wird nur vor dem Gotte, und nur in dem *geschlossenen* Tempel geübt.“ Nach dem Ausbruche sey es die Sorge der Kunst, die Entscheidung vor der Gefahr des verzweifelnden Zustandes zu retten, indem sie mit Weisheit im Voraus dem *Schicksal die Entscheidung zu geben* trachtet. In der Entscheidung sey sie die *Rathgebende* — zur Ausführung dessen, was entschieden ist, die *dienende Kunst*. Bey der Wiederherstellung reiche sie die theilnehmende *Pflege*, die den Geretteten aus zurückgelegter Gefahr in die Welt wieder einführt. Durch alle Momente der Krankheit endlich mache sie sich das Zufällige ihrer Geschichte zum Hauptaugenmerk, weil dadurch ihr Verlauf von der Entscheidung an verändert, und der Erfolg für die Kunst getrübt werden kann.

Wir haben uns hier etwas länger verweilen müssen, weil mit dem Allgemeinen für den Kundigen auch schon das Besondere, das nachfolgt, gegeben ist. Daher werden wir nun in den beiden letzten Theilen nur einzelne Momente leicht berühren, und auf ihre Beziehungen im Ganzen hindeuten.

Im *zweiten Theile* wird der Mensch selbst, nach seinem Wesen, als Glied des universellen Organismus, entwickelt. Es ist aber der Organismus an sich das Veröhnungsglied des Gebornen mit dem Ewigen, — das System der Mittel-Organen, durch welche sich der Kampf und Streit des besondern Lebens und das eigene Heil an die ewige Nothwendigkeit hingiebt. Nach den sieben Elementen ist auch seine Entwicklung siebenfach, und die siebenfache Hemmung des endlosen Fortschreitens, die, allenthalben gleichzeitig, sich endlich in jedem Besondern nach dem ähnlichen Typus wiederholt, zeugt die siebenstufige Entwicklungsreihe der Organismen. Die starre Einzelheit der von der Mutter gebundenen *irdischen Natur*, — die in ihrer Besonderheit aus dem Gegebenen sich frey gestaltende *vegetative* — und die *thierische Natur*, die, zuerst losgerissen, in sich beschloß, von dem Eigenen, durch sich selbst lebt. In der Mitte aber steht der *Mensch*, der die Beschlossenheit des Selbst ganz aufthut, und dem Auseren hingiebt. Darum ist seine Entwicklungsstufe die des Irrthums §. 51, und die der Krankheit §. 64 und 202. Er ruht auf dem Boden des vollendetsten Thieres, von dem er das *Nothwendige* empfangen hat, das nun in ihm der Seele unterworfen wird. Schön wird gezeigt, wie Alles an dem Menschen *gesellige* Erscheinung, — er selbst nur Product des Lebens, und seine Gesundheit, wie seine Dauer, durch die Erziehung des Geschlechts zur Sittlichkeit bedingt sey. Doch genügt hier nicht alles, und es scheint noch etwas den feindlichen *Mächten* eingeräumt werden zu müssen. Wir empfehlen übrigens den Abschnitt: *Vom Menschen*, als einen der Ideenreichsten, der Aufmerksamkeit.

Was noch über dem Menschen waltet, im Reich der Freyheit, — der Frieden der *himmlischen Natur*, die *Schöpfung* aus der Idee, und die *Geschichte*, wird mit nicht weniger Klarheit entwickelt. — Die Aufgabe des dritten Theils: *Von der Arzneikunst*, ist, die Krankheit, die Kunst des Lebens und der Heilung unter den körperlich n Ausdrück zu bringen. Soll aber dieses möglich seyn: so muß, da der Mensch das *befreyte* (bekehrte) Thier ist, zuerst vom Organismus des *thierischen Körpers*, und dann erst vom Organismus des *freyen Lebens* im *menschlichen*, geredet werden.

Es ist aber der thierische Körper nichts Anderes, als das *selbst geworden vegetative Leben*, und sein Wesen besteht in Lösung der Abhängigkeit des zufällig Bestehenden von dem Auseren. Daraus muß das Wesen seiner sieben organischen Elemente bestimmt und begriffen werden. Wir können sie hier nur nennen: 1) die Reproduction und die Haut; 2) Selbsterhaltung und Ernährung; 3) Assimilation und Lymphe; 4) Reizbarkeit und Muskelbewegung; 5) der Muth und das Herz; 6) Kraft und Nerven; 7) Bildung und Knochenbau. — Durch diese sieben *organischen Elemente* werden, nach dem Wechsel ihrer Herrschaft, sowohl die sieben Lebensperioden des Individuums als die sieben Stufen des Thierreichs bezeichnet. Ist es erlaubt, in einem Ganzen auf Einzelheiten zu verweilen, so möchten wir hier die Bedeutung des *Hauptgewebes* (Zellgewebes), als des Organs der thierischen Reproduction (selbstständigen Erzeugung), in der Schwere der *Contractibilität* und *Expansibilität*, wie sie hier, durch eine Construction der Cohäsion im Irdischen, und ihrer Offenbarung, als *Gewebe*, im Vegetativen, begründet wird, mit besonderer Auszeichnung hervorheben. Dasselbe läßt sich auch von der Construction der *Ernährung* sagen. (Betreffend muß es aber, daß weder hier noch anderswo, an die entsprechenden Stellen, der Sinne Erwähnung gethan wird, und hieraus läßt sich auch nur erklären, warum auf der sechsten Stufe der Thierheit z. B. das Aus sich Herausgehen des betroyten Selbst zwar ideal und formell gelodet, aber nicht als ein *reales Zurückgehen* und Durchdringen des Universums in seiner Totalität ausgeführt werden konnte, vielmehr die Realität auf der *Bildungsstufe* auf das Individuum selbst wieder zurücklenkt; warum ferner die Receptivität hier noch mit einem versteckten Gegensatz behaftet erscheint, und dergl. Auch auf die Lehre von den Arzneymitteln hätte eine höhere Ansicht der Sinne nicht ohne Einfluß bleiben dürfen.)

Das herrschende Element des menschlichen Körpers ist freye *Muskelbewegung*, und Herrschaft der Gattung- (des Geschlechts) durchs Ganze. Es wird also im menschlichen Körper das im Thier selbstlich Verschlößene unter die Herrschaft der Heilbarkeit gesetzt, und dadurch beweglich gemacht. Der Reiz überhaupt ist zweyfach: 1) *positiv*, der Innerlichkeit zur Auserung, des Männlichen durch das Weibliche; 2) *negativ*, der Auserung zum In-

nerliche, des Weiblichen durch das Männliche. Jedes Leben steht unter der vorwaltenden Empfänglichkeit für den einen oder den anderen dieser Reize, und das menschliche Individuum empfängt mit dem thierischen Boden eine bestimmte Einseitigkeit, die nun, da eben das Setzen der gleichen Empfänglichkeit für jeden Reiz die *Gesundheit* des menschlichen Lebens ist, in mehr oder weniger hartem Widerstreit, auf drey abwärts liegenden Stufen, ausgeglichen werden muß. Wir möchten es ein Setzen der Indifferenz in die niederen Stufen des Organismus nennen, und dabey vor einem Verkennen des acht Organischen in dieser Darstellung des Vfs. warnen. Das Thier nämlich liegt immerdar gleichsam an seiner eigenen Brust, die gleiche Milch saugend und nie sich selbst loslassend. So ist in ihm die Assimilation ein geschlossenes Element. Aber im Menschen wird zuerst die Assimilation selbst vom Reiz aufgelöst, und die Freyheit der Bewegungskraft, durch das zu erzeugende Gleichgewicht der *positiven* Excretion und *negativen* Secretion, begründet. Dann, noch eine Stufe tiefer steigend, wird auch die *Ernährung* unter die Reizbarkeit gesetzt, und so das Individuum, sowohl was den positiven Theil der Ernährung, den Hunger, als was den negativen Theil derselben, die Sättigung, anlangt, über die Herrschaft der äußeren Bedingungen erhoben. Die dritte und letzte Stufe der Reizbarkeit aber ist, wenn auch die *Haut*, oder die *Reproduction*, in freyer *Ausleitung*, und *absondernder Beschützung* des Lebens, die Macht über die *Quantität der Production* und des Lebens erlangt hat. So strebt das Gesetz der absoluten Beweglichkeit im Menschen gegen die Stetigkeit der Individualität, die ihm gegeben ist, und das Product des Streites endet ununterbrochen in Ungleichheit der Lebensbewegung. Diese Ungleichheit auszugleichen, ist das *Leben* das stetige *Contriviren* seiner selbst. „Er ist nur gesund durch das Betragen zu gefunden.“ In sich centriert, geht die freye Kraft und das *Nervensystem* allseitig vom Centrum aus, und zerlegt den Menschen ins Universum, und seine *Gestalt* selbst wird unverfälscht und beweglich.

Wir wollen noch, zum Schluß, die Übersicht des *dritten Abschnittes: von den Krankheiten und der Heilung des menschlichen Körpers*, geben. Alle Krankheit des menschlichen Individuums entsteht daher, „dass das Individuum aus dem Zuge zur Gattung gegen sich selbst streitend, und sich hingebend, auf die Noth um sein individuelles Bestehen zurückgeworfen wird, und jetzt dieses festhaltend, in den Streit zu seinem menschlichen (gegen sein menschliches) Wesen kommt.“ §. 229. — Unter diesem Gesetze erscheinen die *sieben Uebel* als eben so viele *Krankheitsursachen*, indem sie, das Bewegliche auf einer bestimmten Stufe fixirend, den Befreyungstrieb gegen diese aufordern; und zwar wird, je nachdem die Macht des *positiven* oder des *negativen* Reizes in der Bewegung vorherrscht, die durch die *erzwungene* Einseitigkeit der Richtung noth-

wendig gewordene Ungleichheit der Lebensbewegung unter der Form eines von beiden Reizen stehen. Nun ist aber der positive Reiz das Leben in die Ausserung setzend; die Krankheiten unter der Form des positiven Reizes werden also in der *äußeren Bewegung* liegen (*acute Krankheiten*). Der negative Reiz hingegen setzt die Veränderung in das *Subject der Lebensbewegungen* selbst; die Krankheiten unter dieser Form also müssen durch *vorwaltende Empfänglichkeit*, Vorherrschen des Einen im Inneren über die Übrigen, und verborgene Ungleichheiten der Bewegungen, charakterisirt werden (*chronische Krankheiten*). „§. 226. Die fieberhafte Krankheit ist der durch den Reiz der Weiblichkeit erregten, männlichen Zeugung zu vergleichen, und die chronische Krankheit der durch den männlichen Reiz in ein gedoppeltes Leben abgelenkten, empfangenden und endlich gebarenden Weiblichkeit.“ Daraus ergibt sich nun ferner, daß fieberhafte und chronische Krankheiten, nach der organischen Nothwendigkeit, in einander umschlagen, und daß die Heilmaximen auf der Nachahmung dieses Gesetzes beruhen müssen. Beide Krankheitsformen müssen also als *Krankheitspaare* betrachtet werden, und wir wollen diese, wie sie der Vf. im Besonderen abhandelt, hier unmittelbar mit der Aufzählung der sieben Krankheitsursachen verbinden, um auf das organische Verhältnisse der Elemente dadurch hinzudeuten.

1) Krankheitsursache im irdischen Stoffe des Körpers, Rohheit. a) Entzündung. b) Verhärtung. — 2) Krankheitsursache in der Vegetation des Körpers, Unreinigkeit der Säfte. a) Verzehrung. b) Ueberfüllung. — (Hier ist unter anderen der Fall, wo man wünschen muß, daß der Vf. die Bedeutung des höheren Ausdrucks im Körperlichen hie und da näher nachgewiesen haben möchte. Wenn es z. B. §. 127 heißt: „Durch die Ausgelassenheit des Verdauungstriebes erhalten sie (die Säfte) ein ausgefallenes Feuer der Auflösung gegen die allgemeine Nahrung, eine Schärfe“: so wird zwar die Richtigkeit im Allgemeinen anerkannt, aber die materielle Bedeutung dieses *Feuers der Auflösung* vermißt; und so noch an mehreren andern Orten.) 3) Die Krankheitsursache in der Assimilation des Körpers, die *Unmäßigkeit*. a) Ansteckung. (Ein bedeutungsvoller Wink über das Gesetz dieser Krankheitsklasse.) b) Der Auswuchs. 4) Die Krankheitsursache in der *Muskelbewegung*, die *unordentliche Reizbarkeit*. (Schön wird hier gezeigt, wie auf dieser Stufe, die eigentlich die allgemein-menschliche nachbildet, in der *Kranklichkeit* die Möglichkeit aller anderen Uebel ausgedrückt sey. — „Es ist die in ihrem Wesen körperlich erscheinende Menschlichkeit, das irrende Leben.“) a) Krampf. b) Trägheit. — 5) Die Krankheitsursache im System des Herzens. Die *Congestion*. — (Jede Congestion ist gleich einem Setzen des Herzens in denjenigen Theil, welcher der Reizung hingegeben war, wodurch nun die verwirrte Bewegung zur Einheit zurückgelenkt wird. Sie

wird aber geheilt, wie die Verzweiflung, durch die Erhebung der gebrochenen Selbstheit in der Assimilation. — *Herrschende Congestion* ist gleich *absoluter Herrschaft des Herzens*, *Apoplexie*.) a) Gefäßstieber. b) Stockung. — 6) Die Krankheitsursache in den Nerven. *Die Entkräftung*. a) Schmerz. b) Lähmung. — (Dieser schwierige Punkt der allgemeinen Krankheitslehre hätte noch etwas schärfer ausgeführt werden sollen; besonders war zu zeigen, wie der Schmerz an sich, nicht bloß in seiner Wendung, dem Fieber gleich zu setzen sey. Überhaupt vermissen wir hier die nöthige Klarheit der Darstellung.) 7) Krankheitsursache in der Bildung. a) Auflösung. b) Verkörperung. — Aus dem letzten Abschnitte: *Von den Arzneymitteln*, wollen wir, um doch einen kleinen Pol der gegenwärtigen Schrift auf No. 1 zurückzukehren, den 252 §. hieher setzen. — „Die Arzneykunst ist ein Unendliches, wie das Leben, und die Wissenschaft muß sie in die Ansicht vom Lebendigen nehmen. Das Studium der Arzneymittel beruht also zunächst auf dem physiologischen Studium der Natur, welcher es angehört. Vom Salze (in der Schrift steht, wahrscheinlich durch einen Druckfehler: *Satze*) muß zum Beyspiel verstanden werden, was es nicht sowohl für sich, in seinen Bestandtheilen, als was es im großen Proceß des irdischen Lebens ist; von dem Arzneykraute muß botanisch gezeigt werden, wie die Natur in

Erregungs-, Betäubungs-, Gift-Zustand u. s. w. geht, diese Momente vegetativ verkörpernd.“ — Weniger genügend ist, was §. 255 und 256 noch über den relativen Gegensatz der Functionen in der Combination des Heilmittels beygebracht wird.

Wir haben nun, nach unsrer Weise, unseren Lesern ein Bild zwey entgegengesetzter Ansichten des Lebens und der Organisation, wie sie sich fast gleichzeitig in unserer Literatur begegnend, einander abstolzen, zu geben versucht; dort nicht dem Lobe, hier nicht dem Tadel nachjagend. Es ist in allem nur darum zu thun, daß die Idee hervortrete, und daß sie nach sich ein wissenschaftliches Ganzes zu bilden versuche. Möge daher Hr. Sch. recht bald eine Anthropologie nach seinen hier gelieferten Grundzügen vollenden! Was nur als Linie Schein haben konnte, wird dann bald an dem gediegenen Gebäude aufgehen. Wer aber früher das Einzelne richten will, der lege auch hier den gleichen Maßstab des durchgearbeiteten Einzelnen an. Denn nichts war in unserer Zeit der Wissenschaft verderblicher, als dieses-unendliche Reduciren jedes Geisteszeugnisses auf die geläufigste Formel, wobey nothwendig über die Decomposition das edle Metall herausfallen, und in dem Aufbehaltenen nur eine gleichnamige arme Schlacke zum Vorschein kommen mußte.

* * *

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Lübeck: Ueber die Privat-Seebadeanstalt zu Travemünde. 1803. 64 S. 8. (6 Gr.). Ob es gleich scheint, daß der Gebrauch der Seebäder, so wie der Bäder überhaupt, heut zu Tage zu einer Art von Mode gehöre: so ist doch nicht zu leugnen, daß die wankende Gesundheit mancher Menschen an denselben allerdings ein neues und kräftiges Unterstützungsmittel finden könne. Im Durchschnitt genommen ist es gewiß sehr lobenswürdig, daß man den heilsamen Gebrauch der Bäder, welchem schon das grane Alterthum den Anstrich der Heiligkeit gab, wieder in seine Rechte einsetzt. Nur sollte man einmal anfangen, Brang zu untersuchen, ob und in wie fern in den mannichfaltigen mineralischen Wässern die in denselben enthaltenen fixen und flüchtigen Bestandtheile wirklich einen bedeutenden Werth und Einfluß haben, oder ob es bloß, da die fetteren Stoffe in so geringem Gewichte zugegen sind und die flüchtigen beym Erwärmen entweichen, auf den Grad der Temperatur ankomme, um zu einem endlichen Resultate über die Bäder, ihre Art zu wirken, die Weise, sie anzuwenden etc., zu kommen. Der Vf. sagt darüber in dieser eleganten, kleinen Schrift: „Einige Ärzte wollen den warmen, andere den kalten Bädern unbedingt den Vorzug geben; einige wollen im beygemischten Stahl, andere im Schwefel, noch andere im Seewasser vorzüglich heilsame Kräfte finden. Alle können Recht haben, und haben gewiß Recht, wenn jeder von ihnen die besonderen Fälle aushebt, in welchen das von ihm gepriesene Bad vorzugsweise paßt.“ Die Seebäder müssen unzweifelhaft in mehr als einer Hinsicht wohlthätige Wirkungen auf den Menschen haben. Der große Eindruck und Genuß, welchen der Anblick der unermesslichen Meeresfläche auf jede lebhaft Phantasie macht; die feinere, reinere Luft, welche das Gestade umweht, der stärkere intensive Gehalt an Salzen, welcher dem Seewasser nicht abzusprechen ist — geben diesen Bädern einen unübertroffenen und einzigen Vorzug vor allen anderen Bädern. Travemünde hat überdies, vortheilhaften Anstalten, den Vortheil, daß es einen Seegrund hat, wo man also nicht bloß im Seewasser, sondern in der See

selbst baden kann. Hier drückt kein Steinchen den Fuß des Badenden, das Ufer senkt sich mit seinem feinen weissen Sande unter die Fläche des Wassers in kaum merkbarer Abkantung und dieselbe so angenehmen Badesplan kann man eben sowohl mit einer Badekutsche, als durch freyes Eintauchen benutzen; man kann kalt und warm baden; zu einem Tropfbade wird auch Veranlassung getroffen. Daß das Wasser bey Tr. dem Wasser berühmter Bäder an der Ostsee nicht nur gleich an Gehalt, sondern noch vorzuziehen sey, zeigt der Vf. aus Hn. Prof. Pless's zu Kiel chymischer Untersuchung. Die specifische Schwere desselben betrug 1,0113. Aus 16 Unzen waren durchs Abrauchen 93 Gran Rückstand erhalten, dieser zeigte sich zusammengesetzt aus 56 Gr. Kochsalz, 24 Gr. salzsaurem Kalkerde, 6 Gr. salzsaurem Bittererde, 1 Gr. schwefelsaurem Kalkerde, 1 Gr. kohlensaurem Kalkerde. Dieses Wasser war im Herbst bey einem Landwinde geschöpft. Von einer anderen Portion im Frühjahr, bey Seewind geschöpft, gaben 48 Unzen 382 Gran feste Bestandtheile, nämlich 216 Gr. Kochsalz, 108 Gr. salzsaure Bittererde, 43 Gr. schwefelsaures Mineralalkali, 5 Gr. schwefelsaure Kalkerde, 5 Gr. kohlensaure Kalkerde, 1 1/2 Gr. Extractivstoff, 1/2 Gr. Eisen. Zu den übrigen Vorzügen von Tr. gehören, außer einigen zweckmäßigen Gebäuden und angenehmen Lustplätzen, noch die Abwechslung, welche die beträchtliche Menge von fremden Seefahrern aus allen Nationen, die allda landen, giebt, ferner die leichte und öftere Gelegenheit, kleinere oder größere Seereisen und Wasserfahrten zu machen, und endlich der Anblick russischer Kriegsschiffe, zur Übung der Cadetten im Dienste bestimmt, welche seit einigen Jahren allda ankern. Alle diejenigen unserer geehrten Leser nun, welche Willens sind, nach Tr. zu reisen, mögen sich gefälligst mit dem Monate Julius daselbst einfinden. Vor diesem Monate ist das Wasser noch zu kalt. Hr. D. Danzmann daselbst wird ihnen mit Vergnügen rathlich und thätig an die Hand gehen, um sie in das zweckmäßige Verhalten bey dem Gebrauche des Seebades zu initiiren.

Ff.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 J U N I U S , 1 8 1 0 .

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) BERLIN, in der Realschulbuchhandl.: *Abriss der Staatsökonomie oder Staatswirthschaftslehre* von Leopold Krug, königl. preuss. Kriegsath. 1808. 276 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Ebendasselbst: *Geschichte der staatswirthschaftlichen Gesetzgebung im preussischen Staate, von den ältesten Zeiten bis zu dem Ausbruche des Kriegs im Jahre 1806.* Ausgearbeitet und mit Anmerkungen begleitet von Leopold Krug, königl. preuss. Kriegsath. Erster Band. 1808. 732 S. gr. 8. (3 Thlr.)

Beide Werke eines und desselben Vfs. stehen in einer gewissen Verbindung. Das zweyte soll gleichsam die Belege, Beyspiele und Erläuterungen der in dem ersten vorgetragenen Lehren und Grundsätze enthalten. Das erste, mit welchem wir es vorläufig zu thun haben, ist ein Grundriss gewöhnlicher Art. Rec. sieht sich daher in der Verlegenheit, in welcher man sich immer fühlt, wenn man ein solches Buch zu beurtheilen hat. Man weiß nicht, wo man anfangen, wo man aufhören soll. Der gegebenen Masse und des Stoffs zu Bemerkungen ist, sobald man jeden Satz, welcher an sich einer Aushebung werth scheint, oder welchen man näher zu prüfen geneigt ist, behüthen will, zu viel, und doch ist dieses alles so wenig neu und der Gewinn, den die Wissenschaft dadurch zu erhalten pflegt, so wenig bedeutend, daß sich nicht der Mühe verlohnt, viel darüber zu sagen. Über die Ordnung zu hadern, ist meistens etwas Unnützes, oft etwas Thörichtes, und setzt einen Glauben an den Werth einer gewissen Ordnung voraus, den man nur dann haben kann, wenn man eine gewisse Ordnung und Folge der Materien derstellt gewöhnt ist, daß man die Sachen außer der Reihe gar nicht versteht. Noch unnützer und ganz eiflos hingegen wird es oft, wenn man sich damit begiebt, Defecte im Einzelnen aufzufuchen, und etwa nach Maßgabe eigener zusammengetragener Notizen anmerkt, was für ein Gedanke, was für eine Noth oder was für ein Citat hier auch habe angebracht werden können; denn wer vermag zu bestimmen, was nöthig, was nützlich, oder was nöthiger und was nützlicher ist, und wie thöricht ist es, über die Grenzen da zu rechten, wo es so wenig bestimmte Grenzen giebt. Doch glaubt Rec., daß nach dem ganzen Wesen und Zwecke eines Abrisses in demselben nur die hauptsächlichsten Grundsätze einer Wissenschaft ge-

J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

hören, einzelne Angaben über das, was die Regierungen hie und da gethan haben, mit den Folgen, die sich daraus ergeben, und die Beurtheilung derselben gehören allenfalls in die Anmerkungen, aber nicht in den Text selbst. Dieses hat unser Vf. nicht immer beobachtet, es läßt sich auch leicht erklären, wie ein Schriftsteller, der eigentlich ein Praktiker ist, dazu kommt. Überhaupt aber läßt sich fragen, ob es für die Wissenschaften, welche gewiß dadurch, daß denkende Geschäftsmänner sie bearbeiten, unendlich gewinnen, vortheilhaft ist, daß Geschäftsmänner ihre Zeit auf Ausarbeitung von Lehrbüchern verwenden, oder ob es nicht vielmehr zu wünschen ist, daß die Geschäftsleute die Stunden, welche ihnen ihre Berufsarbeiten übrig lassen, zur Bearbeitung einzelner Gegenstände benutzen. Rec., welcher übrigens dem Vf. ganz darin beystimmt, daß ein Praktiker, der nicht zugleich ein gründlicher Theoretiker ist, nichts als ein bloßer Tagelöhner in seinem Fache sey, glaubt ohne Anstand das letzte wünschen zu müssen. Der Compendienschreiber giebt es genug. Denn eines Theils ist es, sobald als einmal eine Bahn gebrochen, und bis auf einen gewissen Grad vorgearbeitet worden, etwas sehr leichtes, ein Compendium gewöhnlicher Art zu schreiben, und die Überwindung, die es einen denkenden Menschen kostet, nothwendig manches, was schon von vielen Anderen gesagt worden ist, niederschreiben zu müssen, mag sehr oft das schwerste dabey seyn; anderen Theils hat der akademische Gelehrte recht eigentlich einen Beruf zu diesen Arbeiten, da er ein Publicum zu belehren hat, dem das Bekannte in den Wissenschaften noch unbekannt, noch neu ist, da er einen Leitfaden haben muß, und da es seine Pflicht recht eigentlich mit sich bringt, sich mit allem, was in und für seine Wissenschaft gethan ist, bekannt zu machen und seinen Vorträgen einzuverleiben. Es ist daher auch nichts gewöhnlicher, als daß junge akademische Gelehrte ihre schriftstellerische Laufbahn mit einem Compendium anfangen. Ganz etwas anderes ist es mit der Bearbeitung einzelner Gegenstände. Sind diese nicht bloß gelehrte literarische Forschungen, oder Resultate eines fleißigen Studiums und anhaltenden Nachdenkens über positive oder abstracte Materien, sondern haben sie es mit Gegenständen des gemeinen Lebens oder mit Anstalten zu thun, welche auf den Zustand, die Leitung, die Verbesserung der Gesellschaft Einfluß haben, kurz, sind sie praktischer Art: so können solche einem übrigens gleichgebildeten Geschäftsmanne

besser gelingen, als dem bloßen Gelehrten. Diesem steht hier eine Schule offen, welche von dem bloßen Gelehrten nicht immer betreten werden kann. Diese Schule bewahrt ihn auf der einen Seite vor Übertreibungen, in welche der speculirende Gelehrte, der von seinem Gegenstande ganz eingenommen und gleichsam begeistert ist, so leicht verfällt; auf der andern Seite lernt er hier den Werth so mancher anscheinenden Kleinigkeit kennen, welche von dem, der nach Idealen strebt und arbeitet, so leicht übersehen wird. Selbst die Art, wie ein Geschäftsmann zu arbeiten gezwungen ist, ist recht eigentlich zu Untersuchungen über einzelne Gegenstände geeignet. Der Gelehrte kann in Einem fort und ununterbrochen bey seiner Arbeit bleiben, und beendigt sie daher meistens in kurzer Zeit. Der Geschäftsmann hingegen ist oft abzubrechengeköthigt. Manche Arbeit, welche in wenigen Tagen oder Wochen recht gut zu Stande gebracht werden könnte, ist daher bey ihm das Werk so vieler Wochen und Monate. Dieses giebt aber demselben eine gewisse Reife. Denn auch dann, wenn man nie die Feder anzuferzen im Stande ist, schwebt doch dasjenige, was den Gegenstand einer Untersuchung ausmacht, dem Geiste sehr lebhaft vor; man wird auf Ideen und Berichtigung von Ideen geleitet, und erhält oftmals Veranlassungen und Gelegenheiten zu Beobachtungen, zu Combinationen, an die man gar nicht dachte, und auf welche man durch das bloße Nachdenken schwerlich je gekommen seyn würde. Auch der Mangel an Büchern, oder ein gewisses Mißtrauen gegen Bücher zwingt oft den Geschäftsmann, einen ganz anderen Weg einzuschlagen, als der ist, den der Gelehrte, dem alle Hülfsmittel zu Gebote stehen, zu betreten gewohnt ist. Es gehört wenig Bekanntschaft mit unserer Literatur dazu, um zu entscheiden, an welcher Gattung von Schriften wir besonders reich sind, und in welchen Händen bis jetzt die Schriftstellerey hauptsächlich gewesen ist. Gewiß besitzen wir die meisten und auch wohl die besten Compendien über alle Wissenschaften. Aber läßt sich wohl ein Gleiches in Ansehung geistreicher und selbstgedachter Untersuchungen über einzelne Gegenstände sagen? Wie weit stehen wir hierin besonders hinter den Engländern! Nach allen diesem kann Rec. mit dem Vf. nicht glauben, daß er diesem Abrisse bey denkenden Geschäftsmännern besonders zur Empfehlung dienen werde, daß es von einem Geschäftsmanne herrührt. Denn die Bedenklichkeit, welche der Routinier — dem überhaupt schwer zu helfen steht — einem jeden theoretischen und systematischen Werke entgegensetzt, daß es nämlich bloß allgemeine Regeln aufstelle, denen sich bey der Anwendung unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen, findet auch hier Statt. Will nämlich ein Schriftsteller nicht bloß für einen Staat schreiben, sondern einigermaßen universell seyn: so darf er auf die Singularitäten eines einzigen Staates nicht sehen, darf nicht dasjenige, was vermöge einer solchen Singularität — z. B. wegen Zerstückelung der zu einem Staate gehörigen Länder, wegen unbequemer Lage

der Hauptstadt, u. s. w. nöthig, nützlich, ausführbar und nicht ausführbar ist, zur Regel machen. Sondern er muß sich immer den Staat idealisch denken. Noch mehr muß Rec. zweifeln, daß man es diesem Abrisse in einem besonderen Grade nachrühmen werde, daß Erfahrung auf denselben gewirkt habe. Man findet zwar allerdings Beweise, daß der Vf., durch Erfahrung belehrt, für Manches keine Regel aufstellt, wie z. B. § 55 über die Größe und Vereinzelung der Güter, und keinen Glauben an Manches hat, worauf andere Statistiker und vermeintliche Staatswirthschaftliche Gelehrte einen großen Werth legen, z. B. auf Tabellen und Berechnungen. Allein eines Theils sind viele Theoretiker hierin bereits von den ehemals gangbaren Ideen zurückgekommen, und nur noch wenige Gelehrte mit eisernem Kopfe beharren bey dem alten Glauben, und finden keinen Anstoß daran, verschiedenartige Größen zu summiren. Im Übrigen ist der Vf. in vielen Stücken so einseitig, als man nur seyn kann. So z. B. in den Ideen über Freyheit des Handels und der Gewerbe. Rec. gesteht zwar gern, daß er sich zu dem System des Vfs. hinneigt, daß er nicht nur im Ganzen die von ihm aufgestellten Grundsätze billigt, und daß er, wenn es nothwendig wäre, sich ausschließlich für ein System zu erklären, und es ganz zu verwerfen, oder es ganz anzunehmen, er lieber dieses als das entgegengesetzte reglementarische System — wie es der Vf. nennt — annehmen würde. Ohne Zweifel besteht das Wohl des Einzelnen besser bey diesem als bey jenem, und man ist alsdann, wenn man es nicht eingreift, am sichersten, daß man keinen Fehlgriß thut. Aber gerade das ist anstößig, daß der Vf. die Erfahrung nicht gelehrt hat, daß es nicht nur recht gut möglich und wohlthätig, und in der That für den Staat unvermeidlich ist, nach Verschiedenheit der Umstände das eine oder das andere System zu befolgen, ja daß selbst sehr oft ein System des Zwanges vorausgehen muß, um ein System der Freyheit befolgen zu können. Denn es drängt sich doch dem denkenden Geschäftsmanne leicht die Wahrnehmung auf, daß Handel und Gewerbe dem Staat noch in einem anderen Lichte erscheinen, als dem Bürger, der sie treibt, und daß für unsere Staaten der Weg, auf welchem man Handel und Gewerbe, wenn dafür und dawider gar nichts geschieht, und wenn man bloß den verständigen Eigennutz wirken läßt, den Wohlstand der Nation, befördert, nicht derjenige ist, den der Staat immer am liebsten sehen kann. Das langsame unbemerkte Gedeihen, so vortreflich und sicher es in vielen Fällen für den Einzelnen ist, ist nicht jederzeit das, was der Staat, der schnell eines Zweck erreichen will, oder dem es sichtbar werden muß, wo er etwas nehmen kann und darf, oder dem ein thätiger Nebenbuhler zur Seite steht, wünschen kann. Aber die Befolgung dieses Systems ist auch an und für sich nicht unter allen Umständen das Beste, weil der Eigennutz der Menschen nicht immer verständig, sondern oft sehr beschränkt ist, und gar sehr unter der Macht und der Gewalt der Vorur-

theile und des Hergebrachten steht, und weil der Eigennutz für eine Classe, für eine Gegend sehr verständig, aber für das Ganze höchst nachtheilig, folglich in den Augen des Staats unverständlich seyn kann, und daher in Schranken gehalten oder geleitet werden muß. Die Umstände und Fälle anzugeben, für welche das Eine oder das Andere gilt, ist nun freylich *a priori* nicht wohl möglich. Am wenigsten läßt sich solches in einem Abrisse thun. Allein Rec. hätte doch gerade, weil der Vf. ein Praktiker ist, erwartet, daß er angegeben hätte, daß es dergleichen Fälle gebe. Besonders hätte er erwartet, daß bemerkt worden wäre, wie so Manches, was in diesem Punkte bey der ersten Einrichtung eines Staats als vorzüglich empfohlen und leicht zur Anwendung gebracht werden kann, jetzt, da es einmal anders eingerichtet ist, nicht als gut und als leicht betrachtet werden dürfe, und daß sowohl die Weisheit als die Gerechtigkeit dem Staate zur Pflicht mache, nicht zu sehr nach allgemeinen Grundfätzen zu Werke zu gehen. Wem es täglich so recht fühlbar gemacht wird, daß der Zustand der Gesellschaft kein Naturzustand mehr ist, der kann Sätze — § 18 — daß die Regierung die Gewerbe nur dann einschränken und in sofern leiten dürfe, als ohne dies die Eigenthumsrechte Anderer, die allgemeine Sicherheit, die Gesundheit oder der Anstand gefährdet werde, unmöglich für allgemeingeltend halten. Höchstens können sie Maximen seyn, welche man sich selbst aufstellt, von denen man aber nach Umständen beliebig abgeht. So hat es Rec. auch gewundert, daß der Vf. §. 60 den Satz, man müsse keinen Grundbesitzer in der Freyheit, sein Grundstück zu benutzen, einschränken, weil ein jeder sein Grundstück zur Erzeugung solcher Producte anwenden werde, die am mehresten gesucht und bezahlt würden, in seinem ganzen Umfange annimmt, gleichsam als ob ihm die unendlich vielen Vorurtheile und der blinde Eigensinn, welcher auch die hellste Wahrheit nicht sehen will, gar nicht bekannt wären. Noch auffallender ist es, daß er sogar im §. 144 und 145 es für vortheilhafter hält, wenn der Staat sich seiner Forsten entschlägt, und sie der freyen National-Industrie übergiebt, gleichwohl dabey für einen Holzmangel gar nicht besorgt ist. Denn so wahr jener Satz zu seyn scheint, daß ein Jeder am besten wissen werde, was ihm nütze, und so wahr er im großen Ganzen auch seyn mag: so viel hat er in einzelnen Fällen und in einzelnen Zeiten gegen sich, und gerade bey der Holz-Cultur zeigt es sich besonders deutlich, daß Ausnahmen Statt finden müssen. In sehr vielen Gegenden, wo der Boden nur nicht ganz schlecht, und der Fruchtabsatz nicht zu schwierig ist, trägt ein mit Frucht bestellter Acker bedeutend mehr ein, als ein mit Holz bestandener. Da nun die Verwandlung einer Waldung in Ackerland weit leichter und schneller geht, als die des Fruchthandels in nutzbare Waldung, da ferner die Ausrottung eines Waldes den Eigenthümer sogleich in Besitz eines Capitals setzt, mithin an sich etwas reizendes hat; hingegen die Bepflanzung mit Holz ein Capital erfordert, welches in

einem Menschenalter gar keine Zinsen trägt, und daher an sich abschreckend ist: so würde, wenn die Waldungen in den Händen von Privatpersonen wären, und diese damit schalten und walten könnten, wie sie wollten, höchst wahrscheinlich, — in vielen Gegenden ganz gewiß — Holzmangel entstehen, und die Bewohner würden längst erfroren, oder wenigstens lange von dem größten Holzmangel gedrückt, und in ihrem Gewerbe gestört seyn, ehe neue Anpflanzungen — die Folgen eines verständigen Eigennutzes — dem Ubel wieder abhelfen könnten. In diesem, und in vielen ähnlichen Fällen ist es daher nothwendig, daß die Regierungen sich einmischen, einen gewissen *Statum quo* zu erhalten suchen, weil es beynabe nicht anders möglich ist, daß nicht in jeder Gesellschaft der Eine und der Andere von seinen Rechten und Freyheiten bloß deshalb zum Besten der Übrigen etwas aufopfern und nachgeben muß, weil er es bisher gethan hat, und weil bey der Entstehung, und bey der Ausbildung derselben, oder bey der Cultivirung und dem Anbau einer Gegend auf einen gewissen, damals allerdings nur freywilligen Zustand Rücksicht genommen ist, und weil endlich der Eigennutz des Einzelnen, welcher vielleicht für ihn und für den gegenwärtigen Moment ganz verständig ist, es nicht immer für das Ganze, und nicht für die Zukunft ist, die Regierung aber die Verpflichtung auf sich hat, bald das Ganze und auch die Zukunft im Auge zu haben, — wenigstens nicht ganz aus den Augen zu verlieren — bald hingegen vom großen Ganzen sich hinweg zu wenden, und Localitäten und besondere Umstände zu berücksichtigen.

Nach einer kurzen Einleitung, worin einige Grundbegriffe erläutert werden, handelt der Vf. im ersten Capitel von dem Einfluß der Regierung auf Entstehung und Vermehrung oder Verminderung des National-Einkommens, als des Fonds des Staats-Einkommens.

Daß hier nicht zu viel geschehe, daß man mehr darauf hinausgehe, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, als auf eine bestimmte Weise mitzuwirken, daß man dem natürlichen Gange der Dinge möglichst folge, nichts auf einem neuen nicht natürlichen Wege erzwingen wolle, wird mit Recht als Regel empfohlen. Sodann wird dieses alles auf einzelne Gegenstände in nähere Anwendung gebracht. Zuerst auf die Bevölkerung. Hier ist man jetzt meistens auf dem richtigen Wege, da man hie und da erfahren hat, daß ein unverhältnißmäßiges Wachsen der Bevölkerung kein Glück für den Staat ist, und dieses noch mehr erfahren haben würde, wenn nicht der Genius des Zeitalters zu Hülfe geeilt wäre. Dieser Abschnitt würde sehr gewonnen haben, wenn das an Beobachtungen und Gedanken so reichhaltige Werk von Malthus benutzt wäre.

Mehr haben Regierungen zu thun für Grund und Boden, dessen Vertheilung und Cultur, und schwieriger wird es, zu bestimmen, was sie dabey zu thun haben. Mit Recht verwirft der Vf. die Einschränkungen, nach welchen gewisse Gattungen

von Gütern nicht von einem Jeden, sondern nur von einer besondern Classe von Staatsbürgern erworben werden können. Diese Anordnungen sind Folgen eines Hauptgebrechens unserer deutschen Staaten, nach welchem mit gewissen Gütern die Ausübung von Hoheitsrechten verbunden ist, welche nach einem der Vernunft entprechenden Staatsrechte nie ein Privatmann haben sollte. Ob übrigens unter allen Umständen die Gesetze schädlich sind, welche hier gewisse Güter für geschlossen erklären, und Vereinzelung erschweren, dort sie begünstigen und vorschreiben, möchte Rec. nicht behaupten. Es kommt dabey gar sehr viel auf örtliche Umstände an, und eine gewisse Mannichfaltigkeit gewährt an sich manche Vortheile. Auch dürfte zur Beförderung der Aufhebung lästiger Gemeinheiten und Servituten eine grössere Mitwirkung der Regierungen nöthig seyn, als §. 52 geglaubt wird. Geschieht das nicht: so wird Vorurtheil, böser Wille und der unverständigste Eigennutz alle Fortschritte auch da unmöglich machen, wo der Vortheil ganz evident ist. Jetzt ist gerade die rechte Zeit dazu. Fast alle Gemeinden sind in Schulden gerathen, und auch für den Einzelnen hat das Geld jetzt grösseren Werth, als eine Gerechtigkeit, welche keine Vortheile bringt, als dafs sie den Nachbar drückt. *Bey den Rechten einzelner Classen der Staatsbürger über*

andere Classen empfiehlt der Vf. Beförderung des Freykaufs von gutherrlichen Lasten unter gewissen vom Staate festgesetzten Bedingungen. Gegen Patrimonialgerichtsbarkeit erklärt er sich mit Recht ganz entschieden; Bannrechte sollen gegen Entscheidung aufgehoben werden — billig und gerecht. — *Über Regulirung der Gewerbe durch örtliche Einschränkungen, Innungen, Taxen, Prämien u. s. w.* wird das Gewöhnliche, was dagegen gesagt zu werden pflegt, angeführt. Die Mafsregeln der Regierung, die Wohlfeilheit der nothwendigsten Lebensbedürfnisse im Lande zu befördern, werden ganz im Geiste der Ökonomen beurtheilt. Rec. wird bey einer schicklicheren Gelegenheit davon reden. Bey der Direction des Handels und der Aus- und Einfuhr überhaupt wird zuerst die thörichte Bemühung der Staaten, die edlen Metalle durch Ausfuhrverbote im Lande behalten zu wollen, gerügt. Richtige Ansichten über Handelsbilanzen und Trügllichkeit der Angaben. Über Erschwerung der Einfuhr, und Begünstigung der Ausfuhr nach den Grundsätzen der Ökonomen. Richtige Schätzung des Werths des inneren Handels, und natürlich gegen allen Handel, den die Regierung selbst treibt, wobei die öffentlichen Cassen und die Unterthanen gleichmäfsig leiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

STATSWISSENSCHAFTEN. *Neufrelitz, b. Albanus: Sendschreiben des Cammerath Zimmermann an den Cammerdirector von Ferber über die gegenwärtige Lage Mecklenburgs. 1809. VI u. 58 S. 8. (6 Gr.)* Nicht von der Lage Mecklenburgs im Allgemeinen, sondern nur von dem Zustande des Creditwesens in diesem Lande handelt die kleine Schrift. Der Cammerdir. v. Ferber, ständisches Mitglied der Landes Credit-Commission, foderte den Vf., der sich schon früher durch eine ausführliche Schrift über Verbesserung des mecklenb. Credit-Wesens, bekannt gemacht hat, auf, ihm zweckmässige Vorschläge zu thun, wie der Geldnoth in Mecklenburg abzuhelfen sey. So entstand dies Sendschreiben, welches ursprünglich nur zum Privatgebrauch bestimmt war, aber nachher vom Vf. durch den Druck bekannt gemacht wurde, weil er es als Nachtrag zu seiner früheren Schrift betrachtet. — S. 8 spricht der Vf. von den Veranlassungen der allgemeinen Geldnoth und des gesunkenen Credits in Mecklenburg. Mißwuchs und Krieg werden als Hauptursachen ausgehoben; sie sind es aber keinesweges allein, nicht einmal hauptsächlich. Unter allen deutschen Ländern hat Mecklenburg am meisten durch den Krieg gelitten. Allein Staats - Ökonomie, Luxus, Wucher, und das heillose Unwesen, das dort von jeher von den Advocaten, ohne allen Einhalt, getrieben worden ist, dies sind die Gründe, die unfehlbar gänzliche Zerrüttung des Vermögenszustandes der Privatpersonen und des allgemeinen Creditwesens, auch ohne Krieg und Mißwuchs, herbeyführen mußten. Nur beschleunigt ist dies durch das Unglück der letzten Zeit. — S. 12 wird von den verschiedenen, bis jetzt theils angewandten, theils vorgeschlagenen Hülfsmitteln geredet. Zuerst vom Indult. Der Vf. erklärt sich nachdrücklich für Verlängerung des Indults ohne alle Einschränkung. Diese Ansicht ist jetzt, da einmal der Indult bestanden hat, sehr richtig. Seit Publication des ersten Indults-Edicts hat sich der Zustand des mecklenb. Credit-Wesens nicht verbessert, sondern verschlimmert; das Aufhören des Indults hat also unstreitig weit schlimmere Folgen, als wenn er überall nicht gegeben wäre. Particularzahlungen, die das Edict vom 12 Dec. 1809

nachgiebt, können nicht immer ausreichen. Wer hat aber den Indult hauptsächlich verhindert? Die von Advocaten repräsentirte Landschaft!!! — Da der Vf. einer der reichsten Capitalisten Mecklenburgs ist: so ist sein Urtheil um so kompetenter. S. 30 zeigt der Vf. die Nachteile der Einführung indirecter Steuern. Glücklicherweise scheint man in Mecklenburg jetzt von dieser Idee zurückgekommen zu seyn. Nur allein der Stempel ist eingeführt. Rec. ist ganz mit dem Vf. einverstanden, dafs diese Steuer lange nicht so viel aufbringen wird, wie man berechnet hat, besonders da die Stempeltaxe theils nicht allgemein genug, theils unverhältnismäfsig niedrig angesetzt ist. S. 40 macht der Vf. Vorschläge, des Creditwesens aufzuhelfen. Er bezieht sich auf seine frühere ausführliche Schrift, worin er Verminderung der Ausgaben an das Ausland, und Verbesserung der den Credit betreffenden Legislation vorgeschlagen hat, und empfiehlt nur noch besonders eine solidarische Verbindung aller Gutsbesitzer zur Garantie der Guts-Taxen. Das Beyspiel des preussischen Staats hat uns belehrt, wie wenig auszeichnend solche Credit-Einrichtungen sind; Rec. hält daher diesen Vorschlag nicht genügend, wenigstens für Mecklenburg nur mit vielen Modificationen anwendbar. — In einem Postscripte erzählt der Vf., die mecklenb. Rechtsgelehrten stellten seit einiger Zeit den Grundsatz auf, dafs die älteren und bevorzugten Gläubiger eines in Concurs gerathenen Schuldners an Recht hätten, die vormalig in seinem Besitz gewesen, aber nach Ausbruch des Concurses cedirten Schuldforderungen mit der Hypothecarien-Klage zu verfolgen, und die giesener Justiz-Facultät habe zum allgemeinen Erstaunen diesen Grundsatz in einem neuerlich gesprochenen Urtheil adoptirt, auch die Ehefrau des Gemeinschuldners befugt erkannt, eine vom ihrem Ehemanne, lange vor ausgebrochenem Concurse cedirte Schuldforderung — nicht mit der paulianischen — sondern mit der Hypothecarien-Klage zu verfolgen. Unstreng waren besondere Gründe die giesener Facultät zu diesem Urtheile bewogen haben; und da Rec. diese nicht kennt, enthält er sich aller Beurtheilung darüber.

R. — d.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 J U N I U S 1 8 1 0 .

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Abriss der Staatsökonomie oder Staatswirthschaftslehre* von Leopold Krug u. f. w.

2) Ebendasselbst: *Geschichte der staatswirthschaftlichen Gesetzgebung im preussischen Staate, von den ältesten Zeiten bis zu dem Ausbruch des Krieges im Jahre 1806*. Ausgearbeitet von Leopold Krug.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im zweyten Capitel wird von der Begründung, Erhebung des Staatseinkommens und Staatsvermögens gehandelt. Was der Staat jährlich fodern kann, wird hauptsächlich nach dem bestimmt, was er nöthig hat. Auch ist es nicht ausgemittelt, wie sich das Staatseinkommen zu dem Nationaleinkommen verhalten müsse. Schwerlich wird es auch je nur ungefähr ausgemittelt werden können. Denn die Ausmittlung des Nationaleinkommens ist nicht nur eine höchst unsichere Sache, sondern es kommt dabey auch äußerst viel auf manche anscheinende Kleinigkeiten an, die im Ganzen sehr viel ausmachen, auf Lebensweise, auf Circulation u. f. w.

Zur Bestreitung der Bedürfnisse des Staats dienen 1) die *Domainen*. Die Idee, die Domainen so zu vermehren, daß daraus das ganze Bedürfnis des Staats bestritten werden kann — §. 140 — ist an und für sich eine seltsame Idee, und würde, wenn sie realisirt würde, höchst nachtheilige Folgen haben. Der Staat würde dadurch höchst schwerfällig werden, und der Feind würde im Kriege nicht nur über die Früchte, sondern über das Capital selbst Herr werden, und disponiren können. Bey Vererbpachtungen, welche der Vf. empfiehlt, fallen zwar manche Übel hinweg, aber nicht alle.

2) *Die Abgaben*. Richtig ist die Bemerkung, daß ungerechte Steuern, wenn solche alt sind, und lange bestehen, bey weitem nicht so nachtheilig wirken, als neue. Das Übel und die Ungleichheit ist auf vielfache Weise gemindert und ausgeglichen. Doch bleibt immer der Mißbrauch, die moralische üble Folge, der böse Eindruck, den es auf die Unterthanen macht, wenn die Reichen und Großen, für welche der Staat so Vieles thut, nichts geben, während der Arme und Geringe den Lasten unterliegt. Auch erkennt der Vf. mit Recht, daß bey neuen Steuern, bey Erhöhungen der alten, Exemtionen sehr übel wirken. Daß der Vf. sich vorzüglich für die Grund-

steuern erklärt, ist zu erwarten; in der That ist solche auch die Abgabe, die sich aus vielen Gründen am meisten empfiehlt. Aber zur einzigen darf man sie doch nicht machen, und wenn die Grundsteuer nicht nachtheilig werden soll: so dürfen keine Exemtionen Statt finden. Um steuerfreye Güter zur Grundsteuer zu ziehen, schlägt der Vf. §. 196 vor, der Staat solle entweder die steuerfreyen Güter auf rechtliche Weise an sich bringen, oder die Besitzer solcher Grundstücke durch ein von ihm gegebenes Capital für den Verlust, den die neue Grundsteuer ihnen verursacht, entschädigen, und die dazu nöthigen Fonds durch eine einmalige allgemeine Vermögens- oder Capital-Steuer aufbringen. Beide Vorschläge zeugen von der rechtlichen Gesinnung des Vfs., welcher hergebrachte Rechte nicht gekränkt wissen will. Aber beide dürften unüberwindliche Schwierigkeiten haben. Der erste Vorschlag grenzt ans Unmögliche. Denn wie kann, um nur eins zu erwähnen, der Staat Güter auf rechtliche Weise an sich bringen, wenn der Eigenthümer sie nicht weggeben will? Der zweyte erfordert ein sehr großes Capital, welches in jetzigen Zeiten, wo man kaum das nothwendige Geld herbeybeschaffen kann, nicht gut aufzubringen seyn dürfte, wenn es sich gleich vortreflich verzinsen würde. Am besten wäre es, wenn in dieser Angelegenheit, welche nothwendig eine Änderung erleiden muß, die Besitzer steuerfreyer Güter, in dankbarer Anerkenntnis des Guten, das sie bisher genossen, den Staat der Verlegenheit überhüben, durchzugreifen, und wenn sie selbst das nicht mehr haben wollten, was sie nicht länger ohne Ungerechtigkeit besitzen können, und was in seinem ganzen Umfange wenigstens gewis nicht rechtmäßig erworben, sondern usurpirt ist. Dann wären billige Modificationen auch leicht. Allein daran ist einmal nicht zu gedenken; zu so veredelten Gesinnungen, zu dem Grade von Klugheit wird die Classe der Exemten, welche ohnehin von einem Corporationsgeist befeelt ist, vermöge dessen sie sich für höhere Wesen zu halten geneigt ist, nicht leicht gelangen. Es bleibt daher weiter nichts übrig als Zwang, wenn eine höchst ungerechte Einrichtung nicht ewig bestehen soll, und wenn man, um eine einmalige, nicht ganz rechtmäßige Maßregel zu vermeiden, nicht eine fortwährende Ungerechtigkeit begehen will. Genau erwogen, haben aber auch die Exemten keinen Grund, sich zu beschweren. Die jetzigen Zeiten machen nicht nur eine ganz neue Grundverfassung nothwendig, sondern sie ist wirklich bereits vor-

M m m

handen. Das sehen, das fühlen wir täglich. Es ist mithin keine Ungerechtigkeit, wenn man hier das ewige Recht wieder hervorruft. Will man schonend dabey zu Werke gehn, will man die Freyheiten stufenweise etwa von Jahr zu Jahr aufheben, damit der Exemte seine Mafsregeln danach nehmen könne: so wird das sehr löblich seyn, und beweisen, dafs der Geist der Gerechtigkeit nicht von uns gewichen ist. — Bey der *Rangsteuer* läfst sich bemerken, dafs sie als Steuer für den Staatsdiener, der seinen Rang vermöge seines Amtes hat, höchst ungerecht ist, wenn sie neu aufgelegt wird, denn hier ist sie wirklich nichts anders als ein willkührlicher Abzug von der stipulirten Besoldung. Wird sie hingegen immer gegeben, und den angehenden Dienern zur Pflicht gemacht: so ist sie eine Spielerey, denn der Staat kann ja dasselbe dadurch weit leichter erhalten, dafs er weniger Besoldung giebt. Freylich kommt hier manchmal das Interesse verschiedener Classen in Collision; aber *male quod sic*. — Als Steuer für den, der einen Rang und Titel ohne Amt sucht, ist der Ertrag mit dem Unwürdigen, welches in dieser Art des Handels liegt, in gar keinem Verhältniss. — *Strafgelder*: auch diese sollten nie als Quellen des eigentlichen öffentlichen Einkommens betrachtet werden. Sie sollten nur zu blofs gesellschaftlichen Zwecken verwendet werden. Eben so unwürdig ist es, die Gelder, welche in gewissen Fällen für Dispensationen gegeben werden müssen, als Steuern anzusehen.

Eine dritte Quelle des öffentlichen Einkommens sind die *Regalien*. Nach richtigen Grundsätzen wird über das Münzwesen geurtheilt. So auch über das Postregal. Nichts hat den Geist der Regierungen unserer Tage so charakterisirt, als die Mafsregeln, welche man bey dem Postwesen getroffen hat. Anstalten, welche ganz vorzüglich den Nutzen der Unterthanen im Auge haben sollen, werden lediglich zur Benutzung der Unterthanen gebraucht, und mit einer Kurzsichtigkeit, dafs man nicht weifs, worüber man am meisten zu erstaunen hat.

Als vierte Quelle des öffentlichen Einkommens giebt der Vf. die Benutzung gesammelter Capitale, oder die Anwendung derselben zur Betreibung besonderer einträglicher Geschäfte. — *Staatschatz*. — Der Vf. erklärt sich im Ganzen gegen die Benutzung der Capitale in Geldgeschäften; doch ist er in diese Materie, wie in die vom Papiergelde nicht tief eingedrungen. Mit Recht ist er gegen den Handel der Regierungen, welcher in der Regel nur durch Gebot und Verbot aufrecht erhalten und vortheilhaft gemacht werden kann. Auch gegen Lotterien, diesen privilegierten, aber darum nicht minder verderblichen Anstalten zur Verführung des Volks, deren sich billig jede Regierung schämen sollte, und deren Einrichtungen mit jedem Tage verderblicher werden. Die Verwendung grosser Capitale zu Meliorationen des Bodens, zur Austrocknung der Moräste, Eindämmung der Flüsse u. s. w. hingegen darf nicht hauptsächlich aus dem finanziellen Gesichtspuncte betrachtet werden. Hiebey liegt ein höherer Gesichtspunct zum Grunde.

Die Frage, ob ein Schatz zu sammeln sey, hat der Vf., so wie auch Rec., jetzt für überflüssig. Das Jahrhundert, in welchem wir leben, wird sich nur damit beschäftigen, wie die Schulden zu bezahlen sind. Doch möchten die Fragen über die Vortheile eines Schatzes und über die Nachtheile von Schulden nicht so leicht und so unbedingt zu beantworten seyn, als §. 243 u. f. geschieht. Auch hätte Rec. nicht erwartet, dafs man im Jahr 1808 noch behaupten würde, dafs ein wohlgefüllter Schatz einen Staat in seinen äussern Verhältnissen oft respectabler mache, als eine grosse Armee. Nicht minder ist es Rec. aufgefallen, dafs §. 248 gesagt ist, freywillige Anleihen verdienten den Vorzug vor gezwungenen. Denn braucht so etwas gesagt zu werden? Eine gezwungene Anleihe ist nur dem Namen nach eine Anleihe; eigentlich ist es eine sehr drückende Abgabe, die in der Regel nur in Zeiten Statt findet, wo man sich auf keine andere Weise zu helfen weifs, und auf keinen eigenen Credit mehr Anspruch machen kann.

Im dritten Capitel spricht der Vf. von der *Anwendung des Staatseinkommens*. Hier ist es, wie leider bey so vielen anderen Materien, leicht zu sagen, wie es seyn sollte, aber schwer, es dahin zu bringen, und man kann sich kaum des Lächelns erwehren, wenn man hier eine Theorie aufgestellt sieht, und unsere Staaten dagegen betrachtet. Aber freylich ist ihr Wesen auch ganz zerrüttet, sie sind nicht viel mehr als Maschinen, welche bald handelnd bald leidend, bald blofs leidend — leidend immer — den Zwecken einzelner Menschen und ihren Leidenschaften dienen müssen. Wie klein ist die Summe der Ausgaben, die der Staat, der eigentliche gesellschaftliche Verein und dessen Zweck erfordert, gegen die, welche auf Gegenstände verwendet werden, die in so mancher Hinsicht mit den Ursachen aus welchen die Menschen in den gesellschaftlichen Verein getreten sind, im geraden Widerspruch stehen, woran man wenigstens gewifs nicht gedacht hat.

Dafs der Regent standesmäfsig unterhalten werden müsse, wer will daran zweifeln? Aber wie weit dieses gehe, ob dafür keine engeren Grenzen wären, darüber hat der Frondeur, oder derjenige, der es weifs, wie sauer so mancher Groschen, der hier aufgelegt, erworben werden mufs, seine eigenen Gedanken. Doch gilt dieses nur von kleinen Staaten; in grossen Staaten hat es damit eine ganz andere Bewandnis, denn der Aufwand, den auch der glänzende Hofstaat verursacht, ist immer von keinem Belang gegen das Ganze.

Aufwand der Regierungen zur Erhaltung der Sicherheit von innen und aussen. Dieses ist eigentlich das Capital, durch welches die Nationen auf jegliche Weise ausgezehrt werden. Und wie klein könnte auch dieses seyn, wenn es in *nigro* so aussähe, wie in *rubro*. Die Ausgaben für die Sicherheit von Aussen, welche sich so hoch belaufen, sollte man jetzt einige wenige Staaten ausgenommen, ganz sparen; denn wer giebt gern etwas für einen Zweck aus, der doch nicht zu erreichen steht? Wenn sich die Sache

jedoch nicht ändern läßt, wie Rec. gern glaubt: so sollte man wenigstens eine andere Rubrik wählen. — Unser Vf. geht davon aus, daß hier an eine Besserung mittelst Abstellung des Übels nicht zu denken sey; er sucht daher nur Mittel zur Verminderung auf, und darin pflichten wir ihm ganz bey. Mit Recht erklärt er sich gegen auswärtige Werbung, und für eine Conscription, die wenig Exemptionen zuläßt. Wie die Sachen jetzt liegen, darf nach Rec. Meinung durchaus keine Ausnahme Statt finden. Wohin das am Ende führen wird, davon kann hier die Rede nicht seyn. Wir dürfen nur fragen, wie läßt sich, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, ein Bedürfnis bestritten, das nun einmal bestritten werden muß, wenn unsere Staaten, wenigstens noch in der Form, erhalten werden sollen, in welcher sie jetzt bestehen? Und auf diese Frage muß geantwortet werden: Wenn Jeder dazu mit Leib und Gut beiträgt. Und warum sollen auch diejenigen Stände und Ortschaften, welche schon in anderer Rücksicht so Vieles voraus haben, welchen der Staat an meistent gewährt, hier einen Vorzug haben? Ueberdies fällt, wenn alle Menschen es wissen, daß sie eigentlich nur da sind, um Soldaten zu werden, und wenn der ganze Continent ein großes Werbehause geworden ist, alle Möglichkeit des Austretens hinweg, welches jetzt so viel Ärgernis giebt. Der Vorschlag des Vfs. im §. 255, daß die Festungen nicht mit Städten vereinigt, sondern isolirt, bloß zum militärischen Behuf angelegt werden sollen, damit bey Belagerungen unumensliche und unnöthige Verheerungen vermieden werden, ist fast auffallend bey einem Schriftsteller, der in einem militärischen Staate lebt, und harmonirt keineswegs mit dem neuesten System, nach welchem für den Bürger eines Staats nichts ehrenvoller ist, als militärischen Zwecken aufgeopfert zu werden. Übrigens lehrt die neueste Geschichte auch, daß es noch andere Mittel giebt, die Verheerungen der Städte, die zugleich Festungen sind, abzuwenden. Ohne Zweifel ist dieses dem Vf. nicht unbekannt. Denn §. 256 zeigt, daß er sehr gut davon unterrichtet ist, wie es mit den Militärverwaltungen herzugehen pflegt. — Der Aufwand, den die Anstalten zur Erhaltung der inneren Sicherheit erfordern, ist zwar auch bedeutend, doch mit jenen nicht zu vergleichen.

Über das Staatsdienerwesen finden sich von §. 262 an sehr richtige und gute Ideen, fast mehr, als man hier erwarten sollte. Auch wird §. 269 von den Landständen gesprochen. Ein Corps, welches allerdings von dem größten Nutzen seyn kann. Doch wird dazu erfordert: 1) es darf nicht ein geschlossenes Corps von privilegierten Personen seyn; 2) es muß in dem, was vor dasselbe gehört, ein vollkommenes freyes Recht haben, besonders das freieste Recht der Rede. Da nun in Deutschland fast allenthalben die Landstände aus den Privilegierten bestehen, oder nur eine gutathliche Meinung abzugeben haben, und sich es nicht nur gefallen lassen müssen, wenn das Gouvernement oder dessen Organ ihnen sagt, daß ihre der Regierung nicht gefallende Abtönung nichts als

ein Irrthum sey, oder wohl gar wegen desjenigen, was sie an heiliger Stätte gesprochen haben, zur Untersuchung gezogen werden: so sind sie unnütze, kostbare, wohl gar schädliche Einrichtungen, welche nur zu oft das Andenken an den Senat zu den Zeiten der ersten Imperatoren Roms erneuern.

Hienächst handelt der Vf. von den *Anstalten des Staats, die Verarmung einzelner Staatsbürger zu verhüten und die verarmten zu unterstützen.*

Gleichfalls ein Hauptcapitel für unsere Zeit, womit jedoch nicht viel geholfen werden wird, so lange der große Zweck der Beglückung der ganzen Welt Anstalten nöthig macht, welche die Verarmung der Staaten und ihrer Bürger zur Folge haben. — Richtig sind die Grundsätze, daß der Staat nicht verbunden sey, einem Jeden bey seinem Fortkommen behülflich zu seyn, daß nur Gerechtigkeit gegen Alle, nicht Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit gegen Einzelne seine Pflicht sey. Grundsätze, welche von dem großen Haufen und von Schriftstellern, welche sich, ohne dazu berufen zu seyn, eine Stimme anmassen, verkannt werden, indem sie von dem Staate theils verlangen, daß er einen jeden Projectenmacher unterstützen, jeden Armen zum reichen Manne machen solle, theils ihn als eine Art von Assurancegesellschaft betrachten, die dem Bedürftigen in jeder Calamität bespringen soll. Alles, was der Staat giebt, diese große Wahrheit darf man nie vergessen, muß er anderswo nehmen. Das Unvollkommene öffentlicher Armen- und Arbeits-Anstalten wird gehörig beurtheilt. — Die Versorgung der Armen durch die Gemeinden, zu welchen sie gehören, empfiehlt sich von mancher Seite sehr; wenn man jedoch hinwiederum erwägt, was für Übel daraus entstehen, daß eine jede Gemeinde, aus Furcht, einen künftigen Armen aufzunehmen, jeder Aufnahme eines neuen Mitglieds sich widersetzt, wenn man bedenkt, wie wenig dadurch, daß Jemand etwas Gewisses an eigenem Vermögen besitzt, und bey seiner Aufnahme documentirt, dem Verarmen vorgebeugt wird, daß dadurch aber oft gerade demjenigen, der das einzige sichere Capital, nämlich Fleiß und Geschicklichkeit, besitzt, die Aufnahme unmöglich wird, daß endlich die ärmsten Gemeinden meist immer die mehresten Armen zu ernähren haben: so wird man sehr geneigt, sich gegen diese Art der Versorgung zu erklären. Wenn nicht andere Gründe dagegen wären: so würde in vielen Staaten Deutschlands für die Versorgung der wirklich zu versorgenden Armen dadurch ein ausreichender Fonds zusammengebracht werden können, wenn sämmtliche von unseren frommen Vorfahren, zur Unterstützung der Dürftigen gemachte Stiftungen, welche jetzt doch selten zweckmäßig verwandt werden, in eine Cassé zusammengeworfen würden. Immer aber würde man dabey auch dafür sorgen müssen, daß Menschen, die arbeiten können, aber nicht arbeiten wollen, deportirt würden. Dieses ist gar keine Härte, sondern eine ganz natürliche Folge des Betragens derselben, und um so nöthiger, weil nach einem alten aber wahren Sprichwort, Bettelbrod sehr süß

schmeckt. Wie mancher gebildete Mensch muß sein Vaterland, das ihm sehr lieb ist, verlassen und anderwärts sein Brod suchen! warum soll nicht die allgemeine Vernunft einen Müßiggänger dazu zwingen, wozu dort die Vernunft den Einzelnen zwingt?

Der Aufwand auf Prämien und Patente zur Aufmunterung der Gewerbe, Künste und Wissenschaften — Meist immer nur Mittel, die Eitelkeit zu befriedigen, und gut, weil hier zum Theil mit der Ehre dasselbe ausgerichtet wird, was sonst mehr Geldkosten würde.

Wir gehen zu No. 2 über. Der hausväterliche Sinn, welcher Preussens Regenten seit dem grossen Kurfürsten beseelte, hat zur natürlichen Folge gehabt, daß man sich in diesem Staate der inneren Verwaltung mehr und thätiger angenommen hat, als in vielen anderen Staaten geschehen ist. Es fehlt daher an Verordnungen für diesen Zweck um so weniger, weil, wie ein grosser Geschichtsforscher und tiefer Denker sagt, „diese Fürsten zugleich so klug waren, nie zu vergeffen, daß, was dem Lande Preussens fromme, vielleicht dem westphälischen Lande nicht zuträglich sey, und der Despotismus, der sonst überall alles simplificirt und alles gleich macht, hier mit wahrer Weisheit — Localverschiedenheiten respectirt hat, weil es ein planmäßiger höchst gescheidter Despotismus war.“

Die Geschichte der staatswirthschaftlichen Gesetzgebung in diesem Staate kann daher auch vorzüglich lehrreich, warnend, aufmunternd und abschreckend seyn. Doch glaubt Rec. nicht, daß bey allem Fleiß des Vf., den er nicht verkennt, durch eine Geschichte, wie die vorliegende ist, grosser Nutzen werde gestiftet werden. Sie geht zu sehr ins Kleinliche, giebt zu viele Data, ohne den Schlüssel dazu mitzugeben, welche mithin dem Leser, der mit dem ganzen Locale, der Güte des Bodens, der Lage des Ortes, dem Masse und dem Werthe der Dinge, welches alles doch natürlich an den Ufern des Niemen und der Weichsel und an den Ufern der Oder, Spree und Elbe ganz verschieden ist, nicht bekannt ist, zu gar nichts nützen, und für ihn durchaus sterile Angaben sind. Dabey ist der Vf. in seinen Ansichten und Beurtheilungen zu einseitig, und in seinem Tadel nicht immer billig und gerecht, unterscheidet zu wenig unter Verordnungen, welche nur für einen Fall, für eine Provinz gegeben worden, und unter allgemeinen Anordnungen, zieht oft Consequenzen, welche wenigstens nicht nothwendig sind, und an welche der Gesetzgeber gewiß nicht dachte, nimmt Folgen an, welche entweder gar nicht anzunehmen stehen, oder welche doch durch Aufhebung der Verordnung, wenn ihr Zweck erreicht worden, leicht zu vermeiden waren. So tadelt er, um aus sehr vielen nur ein einziges Beyspiel herauszuheben, S. 280 eine Vorschrift v. J. 1737, nach welcher einem jeden Bauer in Pommern aufgegeben wurde, eine gewisse Anzahl Obstbäume anzupflanzen, aus dem Grunde, weil, wenn dieses Gesetz befolgt worden wäre, Pommern im Jahr 1797 gegen 80 Millionen Obstbäume, welche über 650,000 Morgen Landes eingenommen haben würden, gehabt haben würde.

Konnte denn, wenn der höchst wohlthätige Zweck genugsam erreicht war, die Verordnung nicht zurückgenommen werden? und weiß denn der Vf. nicht, wie schwer es namentlich wird, den Bauer zu Anlagen, welche nicht sogleich, vielleicht nicht ihm selbst, sondern erst seinen Kindern nützlich werden können, zu vermögen? Der verständige Eigennutz, auf welchen der Vf. sich so oft ganz allein verlassen will, ist nicht bey jedem Menschen zu finden, und ist nicht der einzige Trieb, welcher den Menschen belebt. Der rohere Mensch wird von der Trägheit, von der Anhänglichkeit am Herkommen, am Alten, von einem unbegreiflichen Neide gegen seine Nachkommenschaft eben so sehr und noch weit mehr beherrscht, als von einem verständigen Eigennutze. Wie wäre es sonst möglich, daß, während eine Gemeinde die schönste einträgliche Obstkultur hat, eine unmittelbar daran grenzende weder durch Beyspiel noch durch Ermahnungen und Unterstützungen dahin zu bringen ist, eine Pflanzung anzulegen, oder für die Erhaltung und das Fortkommen einer ihr aus den Mitteln des Landes eingerichteten Pflanzung zu sorgen, sondern lieber in ihrer Armuth fortlebt, oder lieber aus eigenen eingeschränkten Mitteln das beyträgt, was ihre wohlhabenden Nachbarn ohne ihr Zuthun aus den Pflanzungen nehmen! Noch muß Rec. bemerken, daß es sehr oft ungerecht ist, wenn der Vf. eine Verordnung deshalb tadelt, weil sie den Beamten Ausnahmen zu machen gestattet, und weil darin die Worte: *füglich, nach Füglichkeit, nach Umständen* gebraucht sind. Denn dieses ist bey VerwaltungsGesetzen nicht nur nicht tadelnswerth, sondern nothwendig, weil man es hier nicht mit gewissen Grundsätzen, welche zu allen Zeiten, an allen Orten und unter allen Bedingungen wahr und nützlich sind, oder wenigstens nützlicher sind, als eine Entweihung des Grundsatzes mittelst einer Ausnahme, sondern mit Grundsätzen zu thun hat, welche gar mannichfaltige Modificationen zulassen und nöthig haben. Ist davon die Folge gewesen, daß ein Gesetz gar keine Wirkung gehabt hat: so ist dieses kein Vorwurf, welcher das Gesetz trifft, sondern die Beamten verdienen getadelt zu werden, weil sie die gesetzgeberische Belehrung nicht befolgt haben. Oder hat dessenungeachtet der Regent, wie dieses besonders von dem grossen Könige wohl zuweilen geschehen seyn mag, die Befolgung des Gesetzes da verlangt, oder dessen Nichtbefolgung da gerügt, wo es mit gutem Grunde nicht befolgt wurde: so beweist dieses nur, daß es nicht gut ist, wenn der Regent den Amtmann oder den Dorfschulzen machen will, und daß man sich irret, wenn man dadurch, daß sich sehr Vieles durch Gebot und Verbot zwingen läßt, zu dem thörichten Glauben gebracht wird, alles zwingen zu können, oder gar verleitet wird, alles zwingen zu wollen. Überhaupt ist es nach Rec. Dafürhalten außerst gefährlich und schwierig, über eine Verordnung staatswirthschaftlichen Inhalts, besonders wenn sie nicht ganz allgemein ist, abzusprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 11 JUNIUS, 1810.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

- 1) BERLIN, in der Realschulbuchhandl.: *Abriss der Staatsökonomie oder Staatswirthschaftslehre* von Leopold Krug u. f. w.
- 2) Ebendaf.: *Geschichte der staatswirthschaftlichen Gesetzgebung im preussischen Staate, von den ältesten Zeiten bis zu dem Ausbruche des Krieges im Jahre 1806.* Ausgearbeitet von Leopold Krug u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Es kann eine Verordnung alles gegen sich haben, mit jeder Theorie in einem gewissen Grade streiten; der Gesetzgeber kann davon selbst überzeugt seyn, kann voraussehen, daß sie nie durchgehends, nie in ihrem ganzen Umfange befolgt werden könne und befolgt werden werde, er kann selbst dieses wünschen: und doch kann die Verordnung weise, notwendig seyn. Wäre diesem nicht so, gäbe es hier nur eine absolute Weisheit, wie es eine absolute Gerechtigkeit — geben sollte: in welchem Lichte müßten unsere Zeiten und unsere Gesetzgeber der Nachwelt erscheinen! — Würde sie nicht geneigt seyn, unsere Regierungen eines bösen Willens gegen die Nation zu beschuldigen, wovon unser Vf. gleichwohl die Regierungen in den neueren europäischen Staaten S. XV frey spricht, und mit Recht frey spricht, wenn man den directen bösen Willen von dem indirecten bösen Willen unterscheidet, und nur an den ersten denkt. Gern stimmt übrigens Rec. in das Urtheil und in das Lob der preussischen Regenten und Regierung ein, welches der Vf. derselben S. XIX der Vorrede beylegt, und er kann es nicht über sich gewinnen, sich gegen den dort gerühmten milden Geist zu erklären, wenn er gleich einsieht, daß die Milde gemißbraucht werden kann, und daß ein entgegengesetztes System mehr Consequenz hat, und den Staat, oder vielmehr das Gouvernement, weiter bringt. Auch darin ist Rec. mit dem Vf. einverstanden, daß man in der staatswirthschaftlichen Gesetzgebung mit viel zu großem Leichtsinne zu Werke gehe, und der Ansicht eines Einzelnen oder einer einzelnen Classe zu oft zu viel Gewicht beylege, und nicht immer die Sache von allen ihren Seiten betrachte; und man mag einem Systeme und einer Parthey inhangen, welcher man will: so wird man doch dem Vf. darin unnötig Unrecht geben können, wenn er sagt, daß durch manches Gesetz der Gesellschaft weit mehr geschadet worden sey und geschadet werde,

als derselben alle Diebe in einem langen Zeitraume geschadet haben und zu schaden im Stande sind. Ob aber diesem Übel durch Auffindung und stete Befolgung eines einzigen festen Principis werde abgeholfen werden, daran zweifelt Rec. eben so sehr, als er sich wenig davon verspricht, wenn vor Erlassung von Verordnungen zu Viele um Rath gefragt werden. Denn was das Letzte betrifft: so werden von den Befragten wenige die Mittelstraße gehen, jeder wird seine Meinung zu lebhaft und zu leidenschaftlich vertheidigen und sein Interesse zu sehr vor Augen haben. Es kommt dabey lediglich darauf an, daß der rechte Mann an der Spitze steht, der sich in das Interesse aller Theile zu versetzen im Stande ist, und welcher Erkundigungen anzustellen und Nachrichten einzuziehen versteht, ohne daß die Befragten es ahnden, daß er Nachrichten einzieht, und was er damit will.

Der erste Band dieses Werkes (No. 2) hat es mit der Gesetzgebung, welche den Grund und Boden und dessen Cultur oder die Production betrifft, zu thun. Im ersten Abschnitte werden die Gesetze, welche den Besitz der Grundstücke betreffen, angeführt. Hier kommen die Gesetze vor, welche den Unterschied unter adlichen und nichtadlichen Gütern bestimmen. Auch Gesetze gegen den Güterfchacher; und Rec. kann die letzten nicht so geradezu mit dem Vf. mißbilligen. So unweise es ist, gewisse Stände und Classen von Staatsbürgern von dem Erwerbe und Besitze gewisser Gütergattungen auszuschließen, und den Verkauf der Güter zu sehr zu erschweren: so hat ein eigentlicher Handel mit Gütern als Gewerbe zu viel Nachtheiliges, als daß der Staat ihm gleichgültig zusehen sollte. Das häufige Wechseln ist auch selbst dann, wenn die Güter im Preise steigen, nicht immer, wie der Vf. S. 37 glaubt, ein Beweis von dem gestiegenen Wohlstande. Die Vorschläge des Vfs. hingegen, daß bey dem Verkaufe adlicher Güter die Gerichtsbarkeit davon getrennt, die zu dem Gute gehörigen Unterassen volles Eigenthum ihrer Grundstücke erhalten, und daß alle unbestimmten Dienste und Abgaben abgeschafft, oder in bestimmte verwandelt werden sollen, dürften doch zu hart seyn. Denn so wenig sich dagegen sagen läßt, wenn dieses in Ansehung aller Güter gesetzlich vorgeschrieben wird: so dürfte es doch ungerecht seyn, gerade von demjenigen ein solches Opfer — dafür hält man es doch — zu fodern, welcher die wohlthätigen Folgen dieser Einrichtungen gar nicht genießten wird. Denn das Verkaufen der Güter ist weder an sich, noch auch deshalb ein Übel,

weil dabey einmal einer betrogen wird, sondern es wird zu einem Übel, wenn durch die Art, wie man es treibt, der ganze Zweck der Güter verrückt wird. Güter sollen durch Benutzung und Bearbeitung ihren Besitzern Gewinn bringen, nicht durch ihren Absatz und Vertrieb, wie andere zum Handel bestimmte Waare; sie sollen daher nur zur Benutzung und Bearbeitung, nicht aber zum bloßen Wiederverkauf angekauft werden. Auch das, was der Vf. gegen die Verordnungen des Landrechts über Fideicommissse S. 50 sagt, ist von weniger Erheblichkeit. Denn daß jemand sein Lebelang fleissiger seyn werde, um ein Fideicommiss stiften zu können, ist gewiss nicht allgemeine Regel. Und was für eine Consequenz liegt darin: Dem Staate soll es nicht frey stehen, ein Gut dem freyen Verkehr zu entziehen, und dem Privatmanne will man es gestatten! Das zweyte Capitel enthält die Gesetze über den Besitz der Grundstücke in Beziehung auf die zu einem Gute gehörenden Ländereyen. — Im Ganzen gilt das System der geschlossenen Güter, hauptsächlich mit um das Einziehen der Bauergüter zu verhüten. Davon sind Retracte, Reunionsrechte und Gesetze gegen die Zertheilungen und gegen den Besitz mehrerer Güter Folgen. Auch die Sorge für Wiederbesetzung wüster Bauergüter rührt zum Theil daher, hängt wenigstens damit zusammen. Diese Angelegenheit beschäftigte den grossen König besonders nach geendigtem siebenjährigem Kriege, und die Verordnungen über diesen Gegenstand zeigen zugleich das Wohlwollen dieses grossen Mannes gegen seine Unterthanen und das gleichsam zur Gewissenssache gewordene Bestreben, die Fluren und Brandstätten wieder angebaut zu sehen, die das verwüstende Feuer und Schwerdt des mit Lorbeeren bekränzten Helden verheeret hatte. Aber gar keine Zeit wollte er der Sache gönnen, und es scheint, als ob er die Befolgung eines Befehls, ein Dorf wieder aufzubauen, für eben so leicht zu befolgen hielt, als des Befehls, es niederzubrennen. So befahl er in Schlesien unter anderen im J. 1764 die Wiederbesetzung wüster Stellen binnen einer kurzen Zeit den Dominien bey 4000 Thlr. Strafe. Doch entsprach der Erfolg dem Ernste nicht. Auch die Zerschlagung einzelner Vorwerke zu Bauergütern ward besonders in Schlesien begünstigt. Eben so die Aufhebung der Spanndienste, nicht so der Handdienste. Höchst schief und vom Geiste der Gesetzgebung zeugend war es jedoch, daß nach S. 89 noch im J. 1801 die Beybehaltung der katastrirten Pferde den dienenden Bauern zur Bedingung gemacht wurde, damit es, wie es in einer Verordnung von 1802 heisst, „bey Ausschreibung öffentlicher Fuhren nicht an Pferden fehle.“ Der Vf. urtheilt über die Ansicht und die Folgen derselben sehr verständig und gemässigt. — Die Gedanken des Vfs. S. 106 ff. über die Frage, ob der Staat durch Gesetze die Zusammenhaltung oder Zerschlagung der Güter befördern oder verhindern solle, sind im Ganzen richtig. Das Haupthinderniß ist die Steuereinrichtung; aber dieses Hinderniß ist nicht unüberwindlich. Doch ist es auch nicht zu leugnen, daß ganzliche Freyheit

Mißbrauch nach sich ziehen kann, und daß sich auch hier nicht alles so nach der Vernunft bildet, wie S. 111 geglaubt wird; wenigstens dauert es oft sehr lange. Habucht und Unvernunft wirken auch mit. Wo alles verkaufbar ist, entstehen über kurz oder lang Reiche, welche durch übermäßige Bezahlung oder durch Vorschüsse ohne allen Plan nach und nach grosse Besitzungen zusammenbringen, nicht weil hier gerade grosse Besitzungen vortheilhaft sind, und nicht um die Grundstücke besser zu benutzen, sondern bloß, um sie zu haben, bloß aus unseligem Streben, sich zu arrondiren, oder gar, um es Anderen nicht zu gönnen, und weil sie ihr Geld nicht besser anzuwenden verstehen. Sehr oft zum grossen Nachtheil der Cultur und zum Ruin ganzer Ortschaften. Wo ferner alles theilbar ist, wo alle Kinder gleiche Rechte an den Besitzungen des Vaters haben und gleiche Antheile erhalten, warten alle auf diese Besitzungen, ergreifen sonst nichts, fangen nach dem Tode des Vaters eine Wirthschaft an, welche sie nicht fortzusetzen im Stande sind, und werden in kurzem, wenn sie erst Frau und Kinder haben, Bettler. Dieses ist nur zu häufig der Gang, und hiedurch, und durch noch andere nachtheilige Folgen, wohin auch das zwey Kinder-System gehört, wodurch die Ältern der Zerschlagung ihrer Besitzungen in zu viele Theile vorbeugen wollen, und welches in vieler Hinsicht nichts taugt, erklärt es sich vollkommen, wie die Gesetzgeber zu Einschränkungen ihre Zuflucht genommen haben.

Im zweyten Abschnitt finden sich die Gesetze, welche den Bayernstand, als den im preussischen Staate für die Production wichtigsten Stand, betreffen — Natürlich ist der Zustand der Bauern in den verschiedenen Provinzen höchst verschieden. Man sieht aus den vielfältig ergangenen Gesetzen, daß man oftmals an die Verbesserung des Zustandes der Bauern gedacht habe. Allein man ging nicht mit Consequenz, nicht nach festen Principien, und nicht mit gehöriger Energie zu Werke. Bald wollte man die Personen, bald die Güter von dem lästigen Nexus befreyen, bald suchte man nur durch Modificationen zu helfen. Vorzüglich waren die Art der Leistung der Dienste, der erbliche Besitz der Güter, das Schuldenwesen, die Leibzucht, Gegenstände der Gesetzgebung. Die zu den Bauergütern gehörigen Grundstücke sind selten genau bestimmt, und unter denselben Benennungen sind oft Güter von ganz verschiedener Grösse begriffen. Ueberhaupt sind im Preussischen die Verhältnisse selten. Der Vf. empfiehlt sie mit Recht. Auch ist es billig, wenn Steuern und Contributionen nach den Besitzungen verändert werden; aber höchst ungerecht und gefährlich ist es, wenn der Vf., welcher sonst so billig und rechtlich denkt, S. 157 den Satz aufstellt, die Kammer dürfe in ihren Ämtern dasjenige an sich nehmen, was bey der Verneßung mehr herauskommt, als in den Katastern angegeben ist. Ein Besitzstand, ein *uti possidetis*, muß im Grossen wie im Kleinen heilig seyn, wenn Ordnung und Vertrauen bestehen soll. Auch ist alles, was zur Wirthschaft der

Bauern gehört. Viehstand, Gebäude u. s. w. nach dem wahren Bestande, nach dem Ertrage der Besitzungen eingerichtet, nicht nach der Ruthenzahl. Die vielen angeführten Beyspiele von den Vertheilungen der Ländereyen, verschiedener Dorfschaften, geben zwar Stoff zu manchen Betrachtungen, doch bleiben bey dem Nachdenken noch zu viele Punkte unaufgeklärt, zu viele Fragen, welche man aufwirft, unbeantwortet, und es lassen sich daher nicht viel sichere Resultate daraus ziehen. — S. 179 u. f. finden sich gute Gedanken über die ursprüngliche Vertheilung des Grundeigenthums, über die dabey zum Grunde liegenden Ansichten und Zwecke, welche nicht immer mit dem wahren und eigentlichen Zweck derselben zusammen treffen. — Dann viele Beyspiele, daß Domainen-Bauern den erblichen Besitz erlangt haben.

Der dritte Abschnitt giebt uns die Gesetze, welche die Grundbesitzer in der Bewirthschaftsart ihrer Grundstücke, und der Benutzung derselben, einschränken. — Die ältesten hieher gehörenden Gesetze untersagen, wie der Vf. bemerkt, die Bearbeitung der Acker um die Hälfte, so daß der Bauer den Acker und die Arbeit, ein Anderer gegen die Hälfte des Ertrags den Samen hergiebt. Diese Verbote sind gewiß sehr wohlthätig, und der Vf. geht S. 218 wohl zu weit, wenn er glaubt, dieses Verbot habe nur die Folge haben können, daß nun der Acker ganz unbebaut geblieben. Wenn man der Trägheit, der Liederlichkeit ihre Nahrung benimmt: so wird der Mensch fleißig. Dieses ist so gut eine Wahrheit, als die Vermuthung, daß ein Jeder die Art der Wirthschaft wählen werde, die für ihn die beste ist. Und so wenig es gut ist, wenn eine Regierung sich in alles mischt: so wenig taugt es, daß sie sich in nichts mischt, und immer den müßigen Zuschauer macht. Auch die Bemerkung, welche der Vf. S. 223 über die Verordnungen wegen der hohen Rücken der Acker, und wegen des Schneidens der Früchte mit der Sichel macht, gehen zu weit. Es sind gewiß nicht immer vernünftige Gründe, welche den Landmann zur Beybehaltung solcher Sitten und Gewohnheiten bestimmen; meistens ist Vorurtheil daran Schuld. Nun ist es zwar allerdings besser, Vorurtheile und schlechte Gewohnheiten durch Beyspiele, als durch Gesetze, zu bekämpfen; aber wenn man nicht im Stande ist, Beyspiele zu geben: so muß man mit Gesetzen zu helfen suchen. Dieses ist namentlich mit dem Schneiden der Früchte der Fall. Mancher Gutsbesitzer würde seine Früchte gern mit der Sense mähen lassen, wenn er nicht den Unwillen und die boshafte Rache der Tadelohnner fürchtete, welche mit Frau und Kind bey dem Schneiden ungleich mehr Verdienst finden, als bey dem Mähen. Dieselben Bemerkungen gelten bey dem Tadel des Gesetzes wegen Vermehrung der Stuten, S. 27. Sonderbar hingegen ist das Gesetz, daß Fremde nicht zu Pächtern angenommen werden sollen S. 28. Sobald die Fremden keine Avanturiers sind, ist vielmehr gut; dadurch kommen neue Methoden in Umlauf. Auch geht es zu weit, wenn man nach

S. 233 den Anbau gewisser Früchte in einer bestimmten Quantität befohlen hat.

Im vierten Abschnitt sind die Gesetze und Einrichtungen enthalten, die nach dem Willen der Regierung zur Beförderung der Production und zur Erhöhung der Cultur des Bodens wirken sollen. Unter den Anweisungen, Belehrungen und Ermahnungen zur Cultur des Bodens überhaupt, und zum Anbau gewisser Gewächse, findet sich allerdings Manches, was, wie es scheint, nicht befohlen zu werden braucht, und nicht befohlen werden kann. Es ist beynahe keine Gattung von Gewächsen, deren Anbau nicht zu seiner Zeit und hie und da empfohlen worden wäre. Auch ist den Pächtern der Domainen oft in ihren Contracten der Anbau gewisser Gewächse zur Pflicht gemacht worden. Dieses verdient gewiß mehr Billigung als Tadel. — Zur Beförderung des Obstbaues wurde schon im J. 1686 die Verordnung erlassen, daß jedes Ehepaar 6 Bäume pflanzen solle. Wer die großen Vortheile des Obstbaues kennt, wird wünschen, daß die Gemeinden thätiger dafür seyn möchten. — Wichtiger sind die Verordnungen wegen Gemeinheits-Theilungen und Gemeinheits-Aufhebungen. Gleich nach dem siebenjährigen Kriege wurde diese Angelegenheit ernstlich empfohlen. Man setzte fest, daß die getheilten Gemeinheiten nicht mit neuen Lasten beschwert werden sollten, welches auch nachher wiederholt wurde. — Am besten ist's wohl, man erläßt die alten Abgaben, und giebt einige Freyjahre, und belegt nachher das ehemalige gemeinschaftliche, nun privative Eigenthum, mit den gewöhnlichen Lasten. — Man hatte jedoch lange keine festen Grundsätze. Im Jahr 1769 wurde ein ernstlicher Vorschrift gemacht. In jedem Kreise wurden eigene Ökonomie-Commissarien zu diesem Geschäft ernannt. Jedem Einzelnen wurde das Recht, auf Theilung zu provociren, gegeben. Man fuhr fort, von Zeit zu Zeit die Verordnungen zu erweitern, und auch auf mehrere Provinzen auszudehnen. Man hatte jedoch dabey nicht nur die Aufhebung der eigentlichen Gemeinheiten und sonstigen gemeinschaftlichen Feldhütungen, sondern auch die Aufhebung der Vermischung der Feldgrundstücke zum Zweck — eine sehr wünschenswerthe, aber viel zu schwierige Sache, als daß sich davon irgendwo, wo man nicht mit großem Zwang zu Werke geht, oder wo sehr sprechende Beyspiele vor Augen liegen, ein schneller Fortgang erwarten läßt. — Zur Belehrung der Commissarien wurde ein Aufsatz eines geschickten und erfahrenen Commissärs in Umlauf gesetzt, S. 311, welcher mit vielem Verstande und Einsicht abgefaßt ist, und schöne Beweise enthält, daß der Regierung das Interesse der Unterthanen sehr am Herzen lag. Auch in dem neuerworbenen Preussen wurde dieses Geschäft eifrig betrieben, und hatte guten Fortgang. — Natürlich ist das Geschäft da am leichtesten, wo die Gesellschaft im Großen und im Kleinen am wenigsten ausgebildet ist. — Im Ganzen ist jedoch für diese Angelegenheit, welche dem Rec. wichtiger erscheint als dem Vf., nicht sehr viel geschehen, besonders was die Aufhebung

des Gemenges betrifft. Der Vf. läßt sich über die Ursachen, warum die Sache keinen besseren Fortgang gehabt hat, weitläufig heraus. Zuerst soll der Einfluß, den die Justizbehörden und die Juristen auf das Geschäft haben, zu groß seyn. Er erklärt sich aber mit warmem Eifer und auf eine Weise, die seinen Gesinnungen viele Ehre macht, gegen die Entfernung der Justizbehörden von diesem Geschäft, und gegen den Grundsatz, daß hergebrachte Rechte dem, was man das *Beste des Staats* nennt, weichen müssen. Rec. stimmt damit vollkommen überein, und er ist in der Regel gegen alles Durchgreifen, wenn solches auch in dem concreten Falle alles für sich hat. Es gilt ja nicht bloß einem einzelnen Rechte, sondern einem höchst folgereichen Grundsatz. Doch hat auch dieses seine Grenzen und Ausnahmen. Der Staat muß mit der Gesetzgebung anfangen, muß nach den gemachten Erfahrungen allgemeine Grundsätze aufstellen, welche sowohl der ewigen Gerechtigkeit als der gegenwärtigen Lage der Dinge, dem allgemeinen Besten, — welches sich ohne das Beste vieler Einzelnen nicht denken läßt — angemessen sind: dann hat sich Niemand über Willkühr zu beschweren. Denn man geht zu weit, wenn man den Rechten des Einzelnen so viel Gewalt geben will, daß der Gesetzgeber wegen dieser Rechte nichts ordnen und gesetzlich verfügen soll, weil es in der Folge Befugnisse des Einzelnen schmälern kann, welche er jetzt hat. Eine solche Strenge verträgt sich mit dem Wesen der Gesellschaft nicht. Die übrigen Ursachen, welche den Fortgang der Gemeinheits-Theilungen gehindert haben, rühren theils von Vorurtheilen — mehr als der Vf., welcher davon ausgeht, daß Jeder seinen wahren Vortheil immer kenne und wolle, glaubt — von dem grossen Aufwande, von den kleinlichen Rücksichten u. s. w. her. Der Vf. schlägt zur Beförderung dieser Sache vor: Man solle nach zweckmäßigen Vorarbeiten, z. B. durch Vertheilung der Steuern auf jedes einzelne Grundstück, Aufhebung der Naturaldienste, der Vorspanne u. s. w., den Verkauf und das Vertauschen der einzelnen Acker und einzelner Theile der Gemeinheiten frey geben,

und glaubt, daß auf diese Weise nach und nach das Eigenthum der Gemeinden in die Hände von Privatpersonen übergehen, und das Gemenge der Ländereyen von selbst aufhören werde. Rec. kann dem nicht beypflichten; wenigstens ist in Gegenden, wo seit Jahrhunderten das, was der Vf. vorschlägt, in seinem vollen Umfange Statt findet, und wo man alles gethan hat, um die Aufhebung der Gemeinheiten und des Gemenges zu befördern und zu erleichtern, die von dem Vf. erwartete Folge ganz und gar nicht eingetreten, vielmehr was das Gemenge angeht, durch öfteres Vertheilen oder Verkaufen einzelner, von mehreren zusammengelegenen Äckern, oder gar halben, in die Länge getheilte Acker, noch vermehrt worden. Die Aufhebung der Hütungs-Servitute und anderer auf den Grundstücken liegender Dienstbarkeiten, hat gleichfalls viele Verordnungen veranlaßt. Schon 1711 wurde verfügt, daß die Brache, der Hütungsberechtigten wegen, nicht ganz unbefolmt bleiben sollte. Erst 1791 geschah indessen wegen der Feldhütung und den Anbau der Futterkräuter etwas Ganzes. Es sollte den Bauern, wenn der Hütungsberechtigte ein Gemeindeglied war, frey stehen, $\frac{1}{2}$ ihres Landes der Hütung zu entziehen, zu befriedigen, und beliebig zu bestellen. Über Aufhebung und Verwandlung der Naturaldienste gab es keine allgemeinen Gesetze, doch sind viele Aufforderungen dazu ergangen; auch ist die Regierung mit ihrem Beyspiel fleißig, und nach sehr billigen Grundsätzen vorangegangen. In den Gesetzen über den Natural-Zehenten wird es auf eine erfreuliche Weise sichtbar, wie man in älteren Zeiten weit mehr auf die Vortheile des Zehentherrn, in neuern Zeiten hingegen mehr auf die der Zehentpflichtigen Rücksicht genommen. — Aus den Beyspielen von Verpachtungen der Zehenten an den Meistbietenden, waren die Zehentpflichtigen meist immer diejenigen, welche am meisten boten, und in allen diesen Fällen ging ihr Gebot weit über den nach dem Ertrage der letzten 6 Jahre ausgeworfenen Anschlag, in mehreren Fällen war es mehr als noch einmal so hoch.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ОКОНОМІЯ. Chemnitz b. Jacobäer: *Historisch-tabellarische Darstellung der in jedem Monate vorkommenden landwirthschaftlichen Arbeiten, für Bitterguts-Besitzer, Pächter und Verwalter auf jedes Jahr bearbeitet von Karl Friedrich Richter. 1804. 4 Tafeln in Fol. (12 Gr.)* Die Verfasser der landwirthschaftlichen Kalender von Palladius bis auf Young erriethen nicht bloß an die zu jeder Zeit vorzunehmenden landwirthschaftlichen Geschäfte, sondern sie belehrten zugleich, wie diese Geschäfte am besten und zweckmäßigsten verrichtet werden könnten; und dadurch wurden ihre Kalender für den praktischen Landwirth ungemein nützliche Bücher. Hierin folgt ihnen aber der Vf. der obengenannten Schrift nicht, sondern er hat sich allein darauf eingeschränkt, ein trocknes Namenregister der gewöhnlichsten Arbeiten unter den 8 Rubriken „Ackerbau und Wiesen-Geschäfte, Bestellung der Küchen- und Obst-Gärten, Viehzucht, Teichwirthschaft, Bienenzucht, Forstwirthschaft, Jagd, und Haus- und Hof-Beschäftigungen“ für jedes Vierteljahr auf einer nur auf einer Seite bedruckten, und also zum Anschlagen bestimmten Tafel in einer synoptischen Darstellung zu geben. Was davon das auf dem Titel

versprochene „historische“ seyn soll, hat Rec. nicht finden können. Der geographische Umfang, für den das Werk bestimmt ist, muß sehr klein seyn. Denn ob es gleich sichtbar in Oberflächlichen geschrieben ist: so treffen die angegebenen Zeiten doch zum Theil schon für das thüringische Sachsen nicht mehr zu. Fast ganz unbrauchbar aber wird dasselbe dadurch, daß nur die allgewöhnlichsten Arbeiten, wann gar kein praktischer Landwirth erinnert zu werden braucht, aufgeführt sind. Die wenigen hie und da noch eingestreuten Belehrungen haben wir wenigstens in der Gemeinheit, in der sie da stehen, selten ganz zuverlässig gefunden. Zum Beweise wollen wir einige Beyspiele hersetzen. Im Junius heist es: „den Pferden ist der (grüne) Klee mehr schädlich als nützlich.“ „Bey grosser Hitze treibt man die Schweine nicht aus; sie saufen viel Wasser, und das ist ihnen schädlich.“ Im September sagt der Vf.: „man kann schon singen, Brennholz zu fällen.“ An Sprachfehlern fehlt es nicht ganz. So spricht der Vf. z. B. „der Aufgang der Geisse“ statt das Aufgehen u. s. w.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 J U N I U S , 1 8 1 0 .

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Geschichte der staatswirthschaftlichen Gesetzgebung im preussischen Staate, von den ältesten Zeiten bis zu dem Ausbruch des Krieges im Jahr 1806.* Ausgearbeitet von Leopold Krug etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das letzte Capitel handelt von den Erbverpachtungen, besonders der Domainen. Mit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts fing man an, die Domainen in Erbpacht zu geben. Schon früher, schon vor der Mitte des 16ten Jahrhunderts hatte ein Hr. von Arnim zu dieser Operation gerathen, aber keinen Eingang gefunden. Im Jahr 1700 überreichte ein Herr von Luben ein Project zur Verbesserung der Domainen und Erhöhung der Einkünfte von denselben durch Zergliederung und Vererbpachtung, und fand damit Eingang. Aber bald erhielt er Gegner, und es wurden dem Unternehmen Widerprüche und Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Ein Fehler der damaligen Operationen war es allerdings, dass man die Abgaben des Erbpächters auf Geld setzte. Das Für und Wider musste ziemlich leidenschaftlich debattirt werden, denn üble Reden dagegen wurden bey Strafe verboten, — jederzeit ein *indictum malae causae*. — Doch ging es bis 1711 damit fort. Dann aber wurden sämtliche Contracte mit den Erbpächtern wieder aufgehoben, und es ward befohlen, sämtliche Domainen sollten wieder in Zeitpacht ausgethan werden. Die Seele dieser neuen Operation, welche dem Staate 900,000 Rthlr. kostete, war ein Kammerpräsident von Görne. In der Kurmark allein wurden 120 Vorwerke wieder in Zeitpacht gegeben. Seitdem blieb die Sache lange ruhen. Nur Mühlen, Krüge und ähnliche Domainen - Stücke wurden jezuweilen in Erbpacht gegeben. — Unter Friedrich dem Zweyten wurde viel auf Erbpacht gethan, meist unter sehr günstigen Bedingungen für den Erbpächter, weil man gewöhnlich dann dazu schritt, wenn die Gebäude gänzlich verfallen waren, und der König kein Geld u. deren Wiederaufbauung hergeben wollte. Überhies wurde auch die Cantonpflichtigkeit, und die Verbindlichkeit zu Vorspannen, hoch angeschlagen. Im Jahr 1802 erschien eine Vorschrift über das Verahren bey Vererbpachtung bäuerlicher Grundstücke in den ost- und west-preussischen Domainen - Dörfern. Sie geht auf eine gänzliche Auseinanderfetzung, dass jeder Wirth in der Mitte seiner Länderey zu

S. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

wohnen kommt, — ohne Zweifel für die Landwirthschaft die beste Art der Ansiedlung. — Das starke Verzeichniss der seit 1774 in Erbpacht gegebenen Vorwerke und Domainial - Grundstücke ist nicht besonders fruchtbar. Rec. schliesst mit dem Wunsche, dass der Vf., wenn er sein Werk fortsetzt, mehr nach den Provinzen, die Gesetze und Verfügungen nur für einen besondern gemeinen Gesetzen

BERLIN, in der R *Die Armenaffecuranz, das einzige Mittel zur Verban-*
nung der Armuth aus unserer Commune, von Leo-
gold Krug. 1810. 174 S. 8. (18 Gr.)

Diese über eine jetzt sehr wichtige Angelegenheit der Menschheit verfasste Schrift zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste enthält eine Darstellung der Armenpflege, wie sie gewöhnlich ist; die zweyte entwickelt den Plan selbst, welcher in der gänzlichen Verbannung der Armuth und des daraus entspringenden Elends besteht. Nach einem kurzen Blick auf die Scenen des Elends, wie sie sich in der Hauptstadt (Berlin) dem Vf. dargestellt haben, kommt er auf eine Untersuchung der Wege, auf welchen man bisher die Armuth, und das daher entstehende Elend zu verbannen gesucht hat. Er tadelt diese Wege, und ist von seinem Gegenstande so voll, dass er wünscht, jeder Einwand, der hier aufzufinden möglich sey, möge gedruckt, geschrieben oder mündlich ihm mitgetheilt werden. Der Vf. hat diese seine Darstellungen in die Geschichte eines Bekannten, Namens Hermann, eingekleidet. Durch mehrere Personen; die in diese Geschichte verwebt sind, sieht sich derselbe von der Unzulänglichkeit und Zwecklosigkeit sowohl der Almosen, als der Arbeit, die man den Armen giebt, überzeugt, und das Resultat wird ihm das: „Ernährt keine Armen, so habt ihr keine Bettler und Armen.“ Alle öffentlichen Anstalten, als Waisenhäuser, Hospitäler, Erwerbschulen u. dergl., werden demnach eben so sehr verworfen, als die gewöhnlichen Mittel, durch welche die Wohlthätigkeit von den Armenanstalten in Anspruch genommen wird. Der Gerechtigkeit wird, nach Kant, der Vorrug vor der sogenannten Wohlthätigkeit eingeräumt. Auch der Beschränkung der Communen auf eine gewisse Zahl einzelner Mitglieder, den Rettungsinstituten u. s. w. wird nicht das Wort geredet; das leichtfertige Kinderzeugen aber ganz besonders gerügt. Alles in gehaltreichen Schilderungen. Hier-

auf kommt der Vf. auf die Entwicklung seines Plans; nämlich einer Affecuranzanstalt gegen Verarmung und Mangel, um den ökonomischen und moralischen Nachtheilen der gewöhnlichen Armenanstalten entgegen zu kommen. Er verwahrt sich gegen die Kritik, der angenommenen Zahlensätze durch die Erklärung, daß das Wesentliche hier nicht darin bestehe, sondern nur in dem Zwecke überhaupt. — Darauf mag denn auch die Beurtheilung gerichtet seyn.

Das Hauptfächliche des Plans besteht in Folgendem. 1) Jeder Mann, der heirathen will, muß ein verhältnißmäßiges Einkaufsgeld bezahlen, um seiner Wittwe eine Pension von wenigstens 30 Rthlr. zu sichern. Das Capital wird sich auf 40 — 60 — 77 Thlr. belaufen. 2) Der monatliche Beytrag jedes Ehemanns, so lange seine Gattin lebt, ist 6 gr. Man kann sich mit einem verhältnißmäßigen Capital auf einmal loskaufen. Das Capital bleibt der Anstalt, wenn die Frau vor dem Manne stirbt. Dagegen darf die Anstalt keinen sich verheirathenden ausschließen. 3) Jedem Manne, der nicht über 50 Jahre alt ist, steht es frey, eine oder mehrere unverheirathete Personen in die Anstalt eben so einzukaufen. 4) Jedes in der Ehe erzeugte Kind muß gleichfalls gleich nach seiner Geburt eingekauft werden. Für jedes Kind, so lange der Vater lebt, wird monatlich ein Beytrag von 2 gr. entrichtet, wobey auch ein Abkauf (nach einer hinzugefügten Berechnung) statt findet. 5) Die Kinder genießen nach dem Tode des Vaters bis nach zurückgelegtem 16ten Jahre eine mit der Zahl der zur Familie gehörenden Kinder im Verhältniß stehende Unterstützung. Ist die Mutter nicht mehr am Leben: so wird die Unterstützung erhöht. 6) Diese Unterstützung bleibt den Kindern, wenn die Mutter auch stirbt, oder sich wieder verheirathet, jedoch nur zur Hälfte. Die Mutter verliert die Pension, so bald sie wieder heirathet. 7) Um Kindern über das 17te Jahr hinaus eine Unterstützung zu sichern, wird für jedes Jahr nachher das Einkaufsgeld für ein solches Kind verhältnißmäßig erhöht. 8) Von den bezahlten Einkaufs- und Beytrags-Geldern für die vor dem Vater verstorbenen Kinder wird von der Affecuranzcasse nichts zurückgezahlt; auch bleibt der Ehemann bey Eingehung einer zweyten Ehe, oder bey mehreren Kindern, denselben Verpflichtungen unterworfen. 9) Alle jetzt vorhandenen Ehemänner sind verpflichtet, für jedes neugeborne Kind der Affecuranzcasse das obenangezeigte Capital und den fortlaufenden Beytrag zu geben; es steht ihnen aber frey, ob sie auch für ihre Ehefrauen den Beytrag geben wollen oder nicht. 10, 11) Wer seine laufenden Beyträge auch nach angewandten Zwangsmitteln nicht bezahlt, verliert seine bürgerlichen und Ehren-Rechte; und seine Ehe ist gerichtlich getrennt. Die Wittwe hat keinen Anspruch auf irgend eine Unterstützung, wenn sie nicht selbst die Beyträge fortgesetzt entrichtet. 12) Wenn ein Vater für seine Kinder die Beyträge nicht fortsetzt: so sind die Pathen dazu ver-

pflichtet. 13) Die hinterlassene Wittwe und Kinder eines heimlich Entwichenen, eines Selbstmörders und eines Verbrechers, der zur Todes- oder mehr als dreyjährigen anderen Strafe verurtheilt worden, können nie Anspruch auf Unterstützung aus dem Fonds machen, und bleiben der Privatwohlthätigkeit überlassen. Sie erhalten jedoch das Einkaufscapital und sämtliche Beyträge, mit einem Abzug von 10 pC., zurück. 14) Die Anstalt deckt sich in Summungenfällen durch Heruntersetzung eines höheren Satzes zu einem niedrigeren. 15) Eheleute, welche die Stadt verlassen, können Mitglieder bleiben, oder ihre Rechte unter gewissen Bedingungen verkaufen. 16) Jedes neuankommende Ehepaar ist verpflichtet, sich unter Nachbezahlung einzukaufen, wenn es nicht nachweisen kann, daß solches schon irgendwo geschehen sey. 17) Neben dieser Anstalt wird noch eine *Alten-Hilfskasse* errichtet, in welche jede Person, männl. und weibl. Geschlechts, vom Anfang ihres 20sten Jahres an, zur geringsten Quote wöchentlich 1 Gr., oder 30 Thlr. auf einmal, bezahlen muß. Dagegen erhält jede Mannsperson, unter Aufhörung der Beyträge, vom Eintritt des 51 Jahres an, monatlich 1 Thlr., vom 59 Jahre an 2, und vom 66 Jahre an, 3 Thlr. Die Frauenspersonen aber erhalten nur 18 Gr., 1 Thlr. 12 gr., 3 Thlr. 18 gr. 18) Alle Mitglieder der Gemeinde, welche bey dem ersten Termin der Anstalt das 28ste Jahr noch nicht zurückgelegt haben, sind verpflichtet, von da an die Beyträge zu bezahlen, und sie erhalten, wenn sie nur diese, die Rückstände aber nicht erlegen, nach Verhältniß der Dauer ihres Beytrags, nur einen Theil der Pension. Personen über 28 Jahr können nur unter der Bedingung aufgenommen werden, daß sie die Rückstände bezahlen, oder durch ein Capital auf einmal sich befreien. 19) Frauen, die durch ihre Ehemänner in die Affecuranzanstalt eingekauft wurden, sind nicht verpflichtet, beizutreten. 20) Wer die Commune verläßt, kann Mitglied der Anstalt verbleiben, oder mit Zurücklassung von 5 pC. seine geleisteten Beyträge zurückhalten etc. 21) Auch Handwerksgefelln, Dienstpersonen u. s. w. sind mit dem Eintritt in das 20te Jahr zur Leistung der Beyträge verpflichtet, die sie aber bey der Abreise zurückerhalten. 22 — 24) Über die Controлле und die Hülfsmittel wider saumf. liege Zahler. 25) Uneheliche Kinder müssen von ihren Erzeugern eingekauft werden, und zwar durch doppelte Capitalszahlung und den gewöhnlichen wöchentlichen Beytrag. Wenn solche Kinder vor dem 16ten Jahre sterben, muß monatlich an die Affecuranzcasse ein gewisser Beytrag als Strafgeld von dem Vater und der Mutter bis zum 16ten Jahre nach der Geburt bezahlt werden. 26) Im Fall der Entweichung des Vaters oder der Mutter oder beider, mit Zurücklassung der Kinder, wird das, was beide bey der Affec. - Anstalt gut haben möchten, in Beschlag genommen; und wenn das nicht zureicht: so fallen die Kosten der Erhaltung und Erziehung den von der Pölicy. concessionirten öffentlichen Frauenspersonen zu.

27) Von der Loskaufung des in Nr. 25 Erhaltenen. 28, 29) Kein Mitglied einer Familie, die in der Wittwen- und Waisen-Affecuranzgesellschaft versichert ist, kann vor dem Tode des Familienvaters, — und kein Theilnehmer der Alten-Hülfsanstalt, vor Beendigung des 50sten Jahres Ansprüche auf außerordentliche Unterstützung aus dem Fonds der Affec.-Casse machen. Nur unheilbare Kranke, Wahnsinnige, Verstümmelte, und ihrer Sinnen Beraubte können, mit einigen Ausnahmen, einen Anspruch haben. — Eigene Anstalten für solche Hülfslose werden verworfen. 30 — 32) Die Affec.-Anstalt hat die Verbindlichkeit, jedem, der sich eingekauft hat, die Bedingungen pünktlich zu halten; jedoch ist alle 5 Jahre zu untersuchen, ob der Beytrag nicht zu erhöhen sey, und dabey auf die jedesmaligen Getraidepreise Rücksicht zu nehmen. 33) Die Anstalt kann den noch bestehenden anderen Armenverpflegungsanstalten, bis zu deren Auflösung, Vorschüsse leisten. 34) Militärpersonen, als dem Staate angehörig, sind ganz von einer Theilnahme ausgeschlossen.

So weit die Vorschläge. Der Vf. sucht darauf den Einwendungen zu begegnen, die dagegen gemacht werden können. Er stellt Folgendes auf. 1) Wird nicht die Sittlichkeit, in Hinsicht der Befriedigung natürlicher Triebe, durch diese Einrichtung gefährdet werden? Der Vf. erwiedert hierauf, daß in der Folgezeit, durch die mittelst der Anstalt zu erwartende Verbesserung der körperlichen und geistigen Beschaffenheit der Menschen, gewiss die bisherige Mittelzahl zu schließender Ehen wieder eintreten werde. Übrigens könne ja ohnehin in den höheren Ständen nicht eher geheirathet werden; und in den niederen Ständen sey eine Beschränkung wünschenswerth. — In den zwey Kriegsjahren haben in Berlin deffenungeachtet 783 Marqueurs, herrschaftl. Bediente, Kutscher, Handarbeiter, Knechte und Handwerksgefelln geheirathet, — und unter den letzten allein 106 Musselin-, Cartun- und Lein-Weber, deren Gewerbe hauptsächlich durch den Krieg gelitten. 2) Wird nicht die Bevölkerung, zum Schaden des Ganzen, abnehmen? — Von dem Vf. wird zugestanden, daß die Menschen der künftigen Generation mehr kosten, aber auch kostbarer seyn werden. Die 15000 ($\frac{1}{10}$ aller Einwohner Berlins) aus allerley Hülfquellen erhaltenen Menschen hätten bisher nicht zum Flor, wohl aber zur Vertheuerung des nothwendigsten Lebensbedürfnisses, des Getraides, beygetragen. Wenn aber auch bisher von 1000 Kindern in den Classen der nicht Wohlhabenden 700 gestorben seyen: so würde in der Folge von den weniger geborenen Kindern eine grössere Zahl ohne Zweifel am Leben bleiben, und dadurch das Verhältniß sich herstellen. Es wird nun gezeigt, daß die durch die Affecuranzanstalt zusammengebrachte Summe von 245700 Thlr. hinreiche, ganz und auf immer von der Armuth und allem Elend derselben zu befreien, — und diese Summe nur um 20000 Thlr. diejenige übersteige; welche bisher in der Commune aufgebracht worden, um eine Zahl hinder einige Jahre kümmer-

lich zu erhalten. Aber die jährlich verausgabte Summe von 276325 Thlr. der (namentlich hier aufgeführten) berlinischen Anstalten habe eben hingereicht, um Mangel und Elend in einem mäßigen, nicht zu schauerlich in die Augen fallenden Verhältniß, schon vor den Kriegsjahren fortdauernd zu erhalten, wobey noch 29 andere Anstalten, deren Ausgaben dem Vf. noch zur Zeit unbekannt geblieben, so wie, was die Privatwohlthätigkeit gethan, nicht mitgerechnet werden. — 3) Wird diese A. A. nicht den Lohn der gemeinen Arbeit steigern, und wird das nicht den Fabriken schaden? — Aber, fragt der Vf., müssen wir nicht alle wünschen, daß eine jede Arbeit so bezahlt werde, daß der Arbeiter nicht bloß dabey bestehen, sondern daß er auch dabey seines Lebens froh werden könne? — Das Aufhören aller der bisher bestandenen Arbeits- oder Armuths-Fabriken liegt ganz in dem Zwecke der Sache. — Der Verlust vielleicht in dem Erwerbe mancher Bürgerclassen werde nach einigen Jahren gewiss völlig aufhören, und einen grösseren Gewinn an die Stelle bringen. 4) Wird nicht die Tugend der Wohlthätigkeit dadurch ganz aussterben? Die bisherige Wohlthätigkeit war in den meisten Fällen weder dem Geber noch dem Empfänger wohlthuend. Die künftige wird zur Erheiterung der Menschen wahrhaft wohlthuend einwirken. Es werden Volksfeste und ähnliche Lustbarkeiten an die Stelle der Schauspiele und Concerte *zum Besten der Armen* treten; und es mögen Vermächtnisse und Legate für anständige Freude und für tugendhafte Auszeichnung aller Art an die Stelle der Brodspenden, Suppenaustheilungen und anderer trauriger Zeichen einer schlimmen Zeit treten. Und im schlimmsten Fall können solche Fonds auf eine Zeitlang eingehen, und zu dringenderen Bedürfnissen verwandt werden. Und wie viele andere Gelegenheiten werden nicht übrig bleiben, mit grösserer Überzeugung von einem guten Erfolg, wohlthuend für Andere zu wirken, als es bis jetzt möglich gewesen ist, da in den meisten Fällen dem wirklich Elenden nicht geholfen, und in eben so vielen Fällen die wirklich Hülfbedürftigen aus den Betrugern nicht herausgefunden werden konnten.

Die letzte Untersuchung betrifft 1) die Angelegenheiten der jetzt in der Commune (Berlin) vorhandenen Armen. Bey der gewissen Voraussicht der mit jedem Jahre sich nun (nach Einrichtung dieser Anstalt) vermindernden Armuth, glaubt der Vf. den Bezirksvorstehern, Armendeputirten u. s. w. es überlassen zu dürfen, wie den gegenwärtigen Armen auf die wohlfeilste Weise geholfen werden könne. — 2) Die Frage von der Aufhebung der Privatstiftungen. — Nach dem allgemeinen Zweck, welcher bey solchen Stiftungen zum Grunde liege, werde die Aufhebung zugestanden werden müssen, sobald der Zweck auf dem bisherigen Wege nicht mehr zu erreichen sey.

Die Aufnahme, welche der dienstvolle Vf. der angezeigten Schrift wünscht, hat sie bey dem Rec. vollkommen gefunden. Es ist ihm sehr interessant gewesen, in dem Schatz der in dem ersten Theil auf-

gestellten Ansichten und Erfahrungen grofsentheils dasjenige zu finden, was das Resultat seiner eigenen vieljährigen Beobachtungen ist. Wir kommen nicht vollkommen auf dem Wege an's Ziel, den wir bisher gegangen sind, wiewohl immer viel Gutes auf demselben gefunden, und besonders für den Einzelnen gefunden werden kann. Der Gegenstand ist nun allerdings von einer so grofsen Wichtigkeit, und er ist von dem Vf. mit einer solchen Wärme ergriffen, dafs es Rec. um so mehr für Pflicht hält, nach der vorangeschickten Übersicht einige Reflexionen hinzuzufügen, welche indess lediglich auf den zweyten Theil der Schrift sich beschränken, und alle specielleren Fragen ausschliessen. — Vor Allem drängt sich die Frage lebhaft auf: Ist nicht bey dem menschenfreundlichen Plane, die Armuth aufzuheben, und so gut wie zu vernichten, der Gedanke an den menschlichen Willen etwas zu fern geblieben? Wenn denn nun auch alle diese Einrichtungen zu ihrer Ausführung kommen: wo ist die Kraft, die den Willen des Menschen dahin bringt, sich dem Vortrefflichen zu fügen, und dasselbe ganz nach der Güte des Zwecks auf sich wirken zu lassen? — Werden nicht alle die Ursachen, welche bisher in dem Menschen zu seiner Verarmung wirksam gewesen sind, grösstentheils fortwirken? — Werden sie nicht durch eine gewisse Sicherung, die er für seine Zukunft findet, noch mehr Anregung finden? — „Ihr werdet allezeit Arme bey euch haben.“ — Dieser Ausdruck des grössten Weltweisen und Menschenfreundes dürfte sich auch in dieser Beziehung anwenden lassen. — Aber sollten selbst auch alle denkbaren äufseren Umstände so weit unter die Gewalt eines menschlichen Instituts gebracht werden können, dafs die Vertilgung eines Zustandes als möglich gedacht werden könnte, der nun einmal

in der menschlichen Gesellschaft so tiefe Wurzel gefafst hat, dafs Alles von ausenher zur Befestigung desselben beyträgt? Sollte nicht, zumal in gröfsen Communen, der Zeitraum wenigstens als sehr entfernt noch gedacht werden müssen, in welchem die Anstalt vollkommen eingreifend wirken wird? — Es dürften noch manche Stufen zu übersteigen seyn, ehe die Menschheit ganz das lichte Gefild erblickt, wohin der schöne Zweck sie führen will. — Ja, sollten endlich nicht sehr viele Schwierigkeiten bey der Ausführung des Plans, nach seinem ganzen Umfange genommen, sich entgegenstellen, die eine humane Regierung gänzlich zu beseitigen vielleicht Bedenken tragen wird? — Nach dem ersten Gesetz z. B. hat jeder Heirathende 40 — 77 Rthlr. Einkaufsgeld zu zahlen. Dabey scheint weniger das Bedenken Statt zu finden, dafs die Heirathen vermindert, als dafs sie vielfach mit Schuldenmachen, Betrügereyen, oder noch etwas Ärgerem sich anfangen würden. Und wenn eins der letzten Statuten in No. 28 die Interessenten unter allen Umständen der Krankheit oder Arbeitslosigkeit von einer Beyhülfe ausschliesst: so dürfte, wenn man dieses auch an sich auf sich beruhen läfst, dennoch die Fortsetzung der Beyträge in solchen Fällen allzu drückend werden. Indess Rec. will absichtlich in's Detail noch nicht eingehen, da der Vf. eine weitere Bearbeitung des Plans erwarten läfst. Es ist ihm genug, auf die philanthropische Idee! aufmerksam gemacht, und einiges Allgemeineres dabey zur Erwägung gegeben zu haben. Er hat dadurch keinesweges der Idee selbst widersprechen, oder die Ausführbarkeit durchaus bezweifeln wollen. Unter Modificationen kommt alles Idealische zu seiner Entwicklung. — Die Alten-Hülfsanstalt dürfte am leichtesten zur Ausführung gebracht werden können. Hst

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. Berlin, b. Decker: *Die biblische Geschichte des alten und neuen Testaments für Bürgerschulen.* Von F. P. Wilmsen, Prediger an der Parochialkirche in Berlin. 1809. X u. 316 S. 8. (8 Gr.) Bey der grofsen Menge biblischer Geschichten für die Jugend sollte man wohl bald jede neue populäre Bearbeitung derselben für überflüssig halten, um so mehr, da die Arbeiten eines Feddersen, Henke, Küster, Rosenmüller, Horrer, Fabricius, Seiler und Seidenstopp ihre entschiedenen Verdienste haben. Dessenungeachtet fehlte uns immer noch ein Buch, das in einem aufgeklärten und doch ächt religiösen Sinne, in zweckmässiger Kürze und doch mit der nöthigen Vollständigkeit, auf eine die Sittlichkeit kräftig fördernde, und doch durch angehängtes moralisches Raisonement nicht ermüdende Weise, im Geiste und in der Sprache der heil. Schrift und mit einer tiefen Ehrfurcht vor der Stimme der göttlichen Offenbarung abgefaßt wäre, und das mit dieser schönen Vereinigung wünschenswerther Eigenschaften zugleich eine solche Wohlfeilheit des Preises verbande, dafs es unbedenklich in allen Schulen eingeführt werden könnte. — Diesem Bedürfnisse suchte Hr. W. durch vorliegende Schrift abzuhefen, und in der That konnte dies Unternehmen kaum in bessere Hände kommen, als in die eines Mannes, der es durch seine früheren Schulbücher und Jugendschriften schon hinlänglich bewiesen hat,

dafs er einen entschiedenen Beruf zum Lehrey der Jugend in der wichtigsten und theuersten Angelegenheit des Menschen habe.

Das Buch zeugt von einer genauen Bekanntschaft mit den Erklärungen unserer besten Exegeten, von einer verständigen Auswahl des Zweckmässigen und Besten, von einem richtigen kritischen Gefühle und von einem frommen gottseligen Herzen. Bey einer zweyten Auflage, die unstreitig bald erfolgen wird, wünschten wir wohl die Vertheilung der Geschichte, die hier ohne alle Unterbrechung in einem Athem fortgeht, in verschiedene Epochen und Abschnitte, mit Angabe der Zeit, in welche die Begebenheiten fielen, kürzere Perioden und eine gedrängtere Sprache im Tone der Bibel, eine kurze Geschichte der ersten Verbreitung des Christenthums, wie sie uns die Apostelgeschichte erzählt, und ein besseres Verhältnifs der einzelnen Theile zu einander. So viel als möglich läste bey Anführung der biblischen Stellen die lutherische Übersetzung beybehalten werden. Die Wohlfeilheit des Preises bey der Stärke des Buches, bey der Güte des Papiers und bey der Correctheit des Drucks eignet diese Schrift noch mehr zur Einführung in alle Schulen.

L. Th.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 J U N I U S, 1810.

P Ä D A G O G I K.

BLANKENBURG, b. Wefche: *Schulchriften über Gegenstände aus dem Gebiete der weiblichen Erziehung und Bildung*, von Johann Wilhelm Heinrich Ziegenbein, Consistorialrath und Superintendenten zu Blankenburg. 1809. 281 S. 8. (18 Gr.)

Man scheint über die Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit öffentlicher Schul- und Erziehungs-Anstalten für das weibliche Geschlecht noch nicht im Klaren zu seyn. Es ist aber dringend nothwendig, daß in einer der wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit durch Feststellung haltbarer Gründe allein ferneren Schwanken kräftig entgegengewirkt, und für Ältern, Lehrer, Erzieher und Staatsbehörden eine beruhigende — alle Vorurtheile beseitigende Ansicht dieser Angelegenheit vorgelegt werde.

Seit Stowe im J. 1786 über die Nothwendigkeit der Anlegung öffentlicher Töchter Schulen für alle Stände schrieb, ist von Neuem ein Vierteljahrhundert vergangen, ohne daß diese Angelegenheit bis zu der Befriedigung gediehen wäre, welche ihr in einem wohl eingerichteten Staate mit patriotischem Eifer gewünscht werden muß, wenn nicht eine bey weitem größere Hälfte der Staatsmitglieder verwildern — und dadurch namenloses Elend über die Menschheit verbreitet werden soll. Noch vor Kurzem vernahm man einige nicht unbedeutende Stimmen über die nachtheiligen Folgen öffentlicher Schulen für das weibliche Geschlecht. Selbst der würdige Schwarz in seinem Lehrbuch der Pädagogik und Didaktik erklärte sich S. 132 dahin: „Mädchenschulen sind, auf das geringste betrachtet, ein nothwendiges Übel.“ — Unrechtet Schwarz an einer anderen Stelle erklärt: „Es würde Schwärmerey seyn, wenn wir, so wie es jetzt ist, keine andere als Familienerziehung wollten gelten lassen; sie ist nur ein Ideal.“ — so wurden doch dergleichen einseitig aufgefaßte Behauptungen von sorglosen Ältern, von engeistigen und kargen Finanzmännern willig ergriffen, und es wurde auf Neue ein Stillstand veranlaßt in den Staatsoperationen, die in diesem Zweige der Menschencultur so ringendes Bedürfnis waren.

Es scheint uns, als habe insbesondere das unchuldige Wörtchen öffentlich, welches freylich in Beziehung auf das weibliche Geschlecht zuweilen arger Nebenbedeutungen fähig ist, der guten Sache geschadet. Zwar ist nur zu wahr, daß durch alles öffentlich. S. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

che Ausstellen der Mädchen, durch öffentliche Prüfungen, Beurtheilungen u. s. w. die naturgemäße Schüchternheit der Mädchen verdrängt, und die holde Schamhaftigkeit, die Schutzgottheit weiblicher Tugenden, gefährdet wird. Es ist wahr, nur der Beruf des Mannes ist es, öffentlich zu handeln; ihm ziemt es, mit dem, was er weiß, mit dem, was er kann, mit dem, was er gethan, aufzutreten vor seinen Mitbürgern, zu wirken und zu schaffen vor den Augen der Welt. Das Weib soll im stillen Kreise ihrer Familie, in anspruchloser Beschränktheit, gebüllt in Sittsamkeit, Demuth und fromme Gottesfurcht dem Hauswesen vorstehen, Kinder gebären, verpflegen, erziehen und — wo möglich, unterrichten. Um den geistigen Geschäften ihres würdevollen Berufes zu genügen, um mit Weisheit zu walten in ihrem Wirkungskreise, bedarf die Hausfrau eines durch vielfache Kenntnisse aufgeklärten Verstandes, eines eben dadurch veredelten Gemüths, eines nicht geringen Grades von Menschenkenntnis, Umsichtigkeit und Besonnenheit. Wo kann aber das Mädchen diese Kenntnisse und Fertigkeiten, den Sinn für Ordnung, Reinlichkeit, die richtige Ansicht der Welt und des Menschenwerthes und der Menschenbestimmung glücklicher erringen, als in dem kleinen Staate, welchen eine gut organisirte Schule repräsentirt? Die Tugenden der humanen Theilnahme, der ächten Bescheidenheit, der willigen Nachgiebigkeit, freudigen Aufopferung, können durch Privatinstitution durchaus nicht so kraftvoll sich entfalten, als durch eine Schulanstalt, in welcher ein edler Familiengeist sich mit dem Ernst und der Zweckmäßigkeit vereinigt, die in der Privatinstitution selten gefunden werden. Und soll denn nicht die gebildete Frau dereinst mit dankerfülltem Herzen es fühlen, was der Staat auch für sie that; konnten wir denn von Wesen, deren moralische und geistige Ausbildung wir unfreundlich dem Zufall hinschleuderten, Vaterlandsliebe erwarten? Ist denn nicht der frivole Sinn, mit dem unsere Weiber dem Fremden huldigten, zum großen Theil Folge der Vernachlässigung, welche das Vaterland sich gegen dieses verlassene Geschlecht zu Schulden kommen ließ? Sind denn unsere Familienkreise überall so rein und geheiligt, daß in ihnen allein die zarte Pflanze der Jungfräulichkeit gedeihen könnte? Macht denn nicht eben der verderbte Familiengeist, der die jungen Gemüther verpestet, eine öffentliche, würdevolle Institution für das weibliche Geschlecht von Seiten des Staates zum dringendsten aller Bedürfnisse? Und ist es denn so ganz chimärisch, von einer

Ppp

glücklich organisirten Schulbildung für das weibliche Geschlecht eine glückliche Reorganisirung unseres entarteten Familiengeistes zu hoffen? Sollen deutsche Weiber zu orientalischen Sklavinnen hinabinken, und soll durch Isolirung des weiblichen Geschlechts der Zustand der Barbarey herbeygeführt werden, wo nicht patriotischgefinnte Mütter unsere Söhne zur Vaterlandsliebe erziehen, sondern Miethlinge sie zu den Ungezogenheiten des Auslandes verführen? Stand nicht schon längst die Bildung des Mannes mit der Bildung des Weibes in dem schreyendsten Mißverhältniß, und rächte sich nicht schon im Alterthum diese naturwidrige Vernachlässigung des weiblichen Geschlechts durch die unnatürlichsten Laster? —

So verschwinde denn zum Heil unserer Töchter die unnütze Bedenklichkeit, als werde durch öffentliche Schulen der Charakter des Weibes entarten. Es belebe die Staatsbehörden, welche die Verpflichtung auf sich haben, für die öffentliche Institution in allen ihren Zweigen zu sorgen, der regste Eifer für Anlegung zweckmäßiger Mädchenschulen; und wenn diese mit der Sorgfalt, Zartheit, und mit Berücksichtigung aller der diesem Geschlechte gebührenden Schonung organisirt und geleitet werden: dann werden selbst Prüfungen, beschränkt auf die Gegenwart theilnehmender Ältern und Jugendfreunde, heilbringend wirken, auf die Gemüther unserer sorgfältig gebildeten Kinder, und reicher Segen wird überfließen aus den Schulen auf die Familien — und aus ihnen auf den Staat.

Rec. findet sich nicht veranlaßt zu einer Entschuldigung wegen dieser auf die angezeigte Schrift sich beziehende Vorerinnerung; vielmehr glaubt er einem vernachlässigten Zweige der Erziehungs-Praxis und auch dem würdigen Vf. einen Dienst erwiesen zu haben, durch Aufstellung der bis jetzt noch nicht in ihrem ganzen Umfange erkannten Gründe, nach welchen die Wichtigkeit dieser Staatsangelegenheit und der darauf sich beziehenden Schriften zu würdigen ist.

Hr. Z. hat sich um die Beförderung des Schulwesens für die weibliche Jugend in seinem Kreise ein in der That hohes Verdienst erworben, und legt in diesen Schulschriften mit anspruchsloser Bescheidenheit und in einer gefälligen Einkleidung die Resultate seines Nachdenkens, seiner Lectüre und seiner Bemühungen vor. Die hier gelieferten Schulschriften enthalten: 1) *Allgemeine historische Blicke auf die Entstehung und Fortbildung der Töchter Schulen*. Ungeachtet dieser Versuch der erste in seiner Art genannt werden kann: so ist doch darin eine Vollständigkeit anzutreffen, die wenig zu wünschen übrig läßt. Von *August Hermann Franke's* übersetztem *Fenelon* (1698), bis auf *Jean Paul's Levana*, hat Hr. Z. die gehaltensten Schriften benutzt, und kurze, wenn gleich nicht genügende, Notizen über den Zustand des Erziehungswesens für das weibliche Geschlecht in England, Frankreich, Italien und Rußland beygefügt. Wir wünschen, daß der Vf. in einem besonderen Werke diesen wichtigen Gegenstand, der selbst in

Niemeyers bekannten Buche nur eine dürftige Abfertigung gefunden hat, mit der ihm gebührenden Ausführlichkeit abhandeln möge. 2) *Nachricht von der Industrie-Töchter Schule zu Blankenburg*. Wann diese Töchter Schule gegründet wurde, erfährt man aus diesem Aufsatz nicht; wohl aber, daß sie im Jahre 1795 (im Text steht wahrscheinlich durch einen Druckfehler 1705) von der damit verbunden gewesenen Knaben-Schule getrennt wurde, und durch die edelmüthige Theilnahme des regierenden Herzogs v. Braunschweig ein neues geräumigeres Lehrgebäude hielt. Den Unterrichtsplan für die vier Classen dieser Anstalt fanden wir den Bedürfnissen dieser Kinder völlig angemessen; die Lehrbücher sind mit Klugheit gewählt. Von dem Erwerbsfleiß dieser Töchter Schule liefert das angehängte Verzeichniß von den seit Ostern 1805 bis Ostern 1806 angefertigten Arbeiten die ehrenvollsten Beweise. 3) *Von dem Einfluß der Mütter in die religiöse Bildung ihrer Kinder*. In dieser Rede, welche Hr. Z. in der Töchter Schule hielt, spricht er mit Kraft und Wärme über einen Gegenstand, der in unseren Tagen ein Wort zu seiner Zeit ist, da in den sogenannten gebildeten Ständen — die Mütter, vor aller kalten Vernunft, nicht zu erwärmenden Gefühlen kommen können. 4) *Über einige wichtige Gegenstände aus dem Gebiete der weiblichen Erziehung und Bildung*. Man kann diese Rede als einen Nachtrag zu No. 1 ansehen; zugleich wird eine Fortsetzung von der Nachricht gegeben, die in No. 2 angefangen war. 5) *Von den ursprünglichen Eigenthümlichkeiten des weiblichen Geschlechts*. Daß Hr. Z. in einer Schulkrede, die am Prüfungstage der Töchter Schule gehalten wurde, auch von dem Geschlechtsunterschiede, mit einer, wie es uns scheint, zu nackten Wahrheit, spricht, können wir nicht billigen. Dergleichen Materien müssen dem Ernst und der einsamen Stille der Lehrstunden vorbehalten bleiben. Die ursprünglichen Eigenthümlichkeiten der geistigen Natur des weiblichen Geschlechts, welche der Vf. befriedigend entwickelt hat, gaben ja hinreichenden Stoff zu einer öffentlichen Rede. 6) *Worte der Ermunterung*, im Sept. 1808, bey dem Schluß eines auch für das dortige Schulwesen trüben Jahres, gesprochen. 7) Als *Anhang* ist die Abschiedsrede beygefügt, welche der Vf. bey Niederlegung seines Lehramtes in der obersten Classe des Catharineums zu Braunschweig hielt. — Möge der edle Vf. in seinen jetzigen Wirkungskreise fortgesetzt die nachdrücklichste Unterstützung bey seinen verdienstvollen Bemühungen finden, und mögen diese recht viele Nachahmung bey den Schulbeamten unseres deutschen Vaterlandes erwecken!

FRHT.

LEIPZIG U. ELBERFELD, b. Büchler: *Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte*, von Friedrich Ehrenberg, kön. preuss. Hofprediger zu Berlin. Zweyte veränderte und vermehrte Auflage. Mit 1 Kupf. 1808. 487 S. 8. (2 Thlr.)

Der Vf. bestimmt nach der Vorrede seine Schrift dem

dafs sie nur die vornehmsten Eigenschaften anzeigen solle, durch welche das Weib als Weib sich auszeichnen müsse. Er nimmt sich vor, das Bild edler Weiblichkeit darzustellen, und ihre wichtigsten Bestandtheile zu entwickeln. Die Schrift besteht aus 18 Reden. Die beiden ersten handeln von edler Weiblichkeit. Rec. fragte, wie jeder Leser, nach einer Bestimmung des Wortes Weiblichkeit; aber er fand gleich in der ersten Periode nichts, als dafs das Weibes wahrer Adel sey, gut seyn in reiner Weiblichkeit. Erst S. 5 werden die Grundstriche zu zeichnen versprochen; aber der Vf. vergift die Natur der Grundstriche, und macht deren so viele, dafs man keinen Grund mehr sieht. Die beiden Sphären, in die er die menschliche Thätigkeit theilt, das bürgerliche und das häusliche Leben, wo in ersterer der Mann, in der zweyten das Weib lebt, sind nicht scharf genug gefondert, und eine fällt in die andere. Wenn es von der Sphäre des Weibes heisst: Es soll sich Alles (?) verschönern, sanfte Neigungen sollen ihr Spiel haben: so möchte Rec. fragen: warum denn da spielen, wo die Natur so ernst ist? Das Wesen der edlen Weiblichkeit ist, nach S. 12, Milde als Stimmung des Gemüths und Ergebung als das Herrschende im Charakter. Es mufs, will die Milde, im Gemüthe des Weibes alles (?) gebrochen (!!), weich befähigt, bildsam geregelt seyn. Daraus (?) entspringen Empfindsamkeit, Sanftheit, Reinigkeit des Herzens, Empfanglichkeit für das Schöne, heller Verstand und ein fröhliches, freundliches Wesen. Welche Zusammenstellung und welche Ordnung der Zusammenstellung! Die Ergebung zeigt Bescheidenheit, eingezogene Schüchternheit, Schamhaftigkeit, Liebe, Offenheit, Zutrauen, Freundschaftsinn, Hingebung, stilles Dulden, Religiosität. Schon diese Folge liefert einen sprechenden Beweis, dafs es den beiden ersten Reden an Disposition fehlt, und psychologische Entwicklung wird ganz vermisst. Denn wenn es, um nur eines Beyspiels zu erwähnen, S. 32 heisst: Die Schüchternheit entwickelt sich zur Schamhaftigkeit: so hätte der Vf. diese Schamhaftigkeit entwickeln, nicht sich entwickeln lassen, nicht von dieser Genese schweigen sollen. Die dritte und vierte Rede handelt von weiblicher Bildung. Hier wird wieder ohne bestimmten Begriff gesprochen. Bildung ist endlich eine solche Entwicklung und Anordnung aller Kräfte, die ihrer Natur und ihren gegenseitigen Verhältnissen durchaus (?) angemessen ist. Darstellung des gegenseitigen Verhältnisses und populäre Beschreibung dergerühmten Bildung wird hier vergebens erwartet, und weibliche Bildung hat endlich einen Zweck, reine Weiblichkeit (?) im Denken führen und wollen, in den Bewegungen und Bestrebungen des Gemüths, in Betragen und Sitten hervorzuheben. Von der Verstandesbildung geht der Vf. zu dem übrigen Vermögen der Seele, die er Verstand und Gefühl nennt. Ein Weib ohne Phantasie kann, nach seiner Meinung, nie ein geistreiches Weib seyn. Rec. möchte zweifeln, dafs es nur ein Weib ohne Phantasie gebe. Verboten wird die feurige, die zu

lebhaft, die innere thätige (?) und die hochfliegende Phantasie. Hier hätte der Vf. den Thermometergrad viel bestimmter angeben sollen. Wir erfahren, dafs die feurige Phantasie dem Manne anständiger ist, und das Weib verderbt, hören von einer lebhaften und einer zu lebhaften Phantasie, aber der Grad der Lebhaftigkeit, den der Vf. fodert, wird vermisst. Die innere thätige ist die, der zu viel Freyheit und Gewalt gelassen wird; wer würde das hinter diesem dunklen Namen suchen? Die innere thätige und die hochfliegende Phantasie fliessen S. 72 ganz zusammen. Die Phantasie des Weibes soll einen grossen Vorrath von Bildern und Ideen haben; und doch ist S. 54 das häusliche Leben die Bestimmung des Weibes und der grosse Vorrath ganz dem Charakter des milden Gemüths, das S. 41 sich empfiehlt, entgegen. Die weibliche Phantasie soll sich die edelsten Formen anschmiegen: wie formlos ist dieses Gebot geformt!! Das religiöse Gefühl soll unter allen am sorgfältigsten cultivirt werden, und wird nach S. 70 Empfanglichkeit für die Bewegungen, die der Glaube an das Höchste und Ewige hervorbringt, definirt: aber das Gefühl läfst sich weder mit Empfanglichkeit, noch mit Fähigkeit definiren; es ist hier ein Unterschied zwischen dem Producirenden und dem Producte zu machen. Sinnlichkeit und verkehrte Neigungen sollen das religiöse Gefühl nicht entstellen. Ohne Sinnlichkeit läfst sich schwerlich fühlen, und soll die Sinnlichkeit durch verkehrte Neigungen bestimmt werden: so ist das und ein Beweis, dafs der Vf. zwischen Sinnlichkeit und verkehrten Neigungen unterschied. Für das Weib ist nach S. 140 die Religion nicht Sache des Verstandes, sondern mehr (?) Sache des Herzens, der Empfindung und Stimmung, und doch ist S. 141 die religiöse Aufklärung des Weibes, Zusammenhang der Religion mit dem Leben, der doch ohne Verstandesoperationen nicht zu erzielen ist. Die Beförderungsmittel der Häuslichkeit in der roten Rede sind eine bessere Erziehung, eigene Bemühung. Nachdenken über das wahre Glück des Weibes, das Gefühl seiner Würde, Sinn für die Vergnügungen des Herzens, religiöse Stimmung. Auch diese sollten mehr aus einander abgeleitet seyn, und eine richtige Anwendung der Erziehung und Ausführung ihrer Gesetze hätte mehrere Rubriken überflüssig gemacht. Der weibliche Lebenssinn in der 11ten Rede ist für Leserinnen viel zu hoch definirt und zu wenig analysirt; auch ist er als erworbene Fähigkeit nicht wohl Talent zu nennen, welches mehr ein ursprüngliches Eigenthum anzeigt. Hindernisse des reinen Lebenssinnes sind weibliche Launen, die der Vf. eine eigene Gemüthskrankheit nennt, aber dieser Ausserung schon in der nächsten Zeile widerspricht, wo er sie auch in einer fehlerhaften Disposition des Körpers sucht. Rec. suchte vergebens eine tiefere Ergründung derselben, und schon eine vollkommene Zeichenlehre wäre erwünscht gewesen, und hätte doch wenigstens zur künftigen besseren Behandlung Material geliefert. Die Heilmittel sind eben so flach und unbestimmt in der gemeinen ascetischen Manier gege-

ben. Der Rath, der S. 277 ertheilt wird, das diesem Geschlechte angeborene Talent, sich an alles inniger anzuschmiegen (?), und sich selbst mit gleichgültigen Dingen durch Gewohnheit zu befreunden (!), zu cultiviren, hat weder Natur noch Sinn. Das Befreunden verträgt sich nicht mit gleichgültigen Dingen, und die Gewohnheit ist das schlechteste Mittel, das genannt werden kann. Warum nicht lieber den Dingen ihre Gleichgültigkeit genommen, das Gleichgültigscheinende wichtig gemacht, und die Gewohnheit verbannt, die im Leben des Weibes der Grund unzähliger Launen ist. Die 12 Rede, das reiche Gemüth, setzt diesen Reichtum in Fülle der Gedanken, der durch Beobachtung, Phantasie, eigenes Denken und Reife des Geistes zu erlangen ist; aber die Reife des Geistes und das eigene Denken sind doch gar nichts Gemüthliches. In der 13 und 14ten Rede, das reine Herz betitelt, ist der Vf. überzeugt, von dem Werth

und der Vortrefflichkeit des reinen Herzens genug gesagt zu haben; aber S. 330 fährt er fort: doch ist der Mühe werth, darüber noch Einiges hinzuzufügen. Eine äußerst lockere Verbindung. Die 15 Rede, weibliche Herzensgüte, wiederholt viel von dem längst Gesagten wieder. In der 17 Rede, von weiblicher Seelenstärke, möchte Rec., bey der S. 458 gemachten Vergleichung der weiblichen Seelenstärke mit der der männlichen, die erstere keineswegs überlegter nennen. Auch hat der Vf. das stille Gebiet des häuslichen Lebens mit Unrecht ganz von der Sphäre des Mannes getrennt. Nothwendig hätte auch der Vf. hier, mit dem, was er von weiblicher Schwäche geschrieben hat, Vergleichungen anstellen sollen, wenn von der vollen Glorie, von der er S. 458 spricht, mancher Strahl von der Erfahrung dem Studirzimmer des Vfs. dürfte zurückgegeben werden.

Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. 1) Altona, b. Hammerich: *Kurzer Abriss des Wissenswürdigsten aus der Seelenlehre und aus der Lehre vom ruhigen menschlichen Denken und Wollen.* Ein Leit-faden bey'm Unterricht über diese Gegenstände in der zweyten Classe der Gelehrten-Schulen und der ersten Classe der Bürger-Schulen, auch allenfalls in Seminarien, zur Bildung künftiger Lehrer in Volks-Schulen. Von Christian Friedrich Collisen, D. d. Philos., Propst zu Hütten und Pastor der friedrichsberger Gemeinde zu Schleswig. 1808. 32 S. 8. (2 gr.)

2) Ebendasselbst: *Erläuternde Winke zu dem kurzen Abriss des Wissenswürdigsten aus der Seelenlehre und aus der Lehre vom richtigen menschlichen Denken und Wollen.* Ein Anhang zu diesem Abrisse; vornehmlich zum Gebrauch für Lehrer. 1808. 62 S. 8. (4 gr.)

Es ist ein thörichtes Unternehmen, wenn man den Unterricht in der Seelenlehre in die Bürgerschulen und in die Seminarien zur Bildung künftiger Lehrer in Volksschulen verweisen will. Möchte doch der Vf. dieses kurzen Abrisses das, was er in No. 2. S. 27 sagt: „Ich kann mich bey dieser Gelegenheit nicht stark genug gegen das Nachlassen der Philosophie in Volksschulen erklären,“ selbst beherzigt haben! Wer den Zustand der Bürgerschulen kennt, wer die Rohheit der Subjecte, die in den Schulseminarien sollen gebildet werden, mit der kurzen Zeit vergleicht, binnen welcher diese Bildung zu Stande kommen soll, der wird gewiss überzeugt seyn, daß ein Unterricht in der Seelenlehre, zumal wie er hier in seinen Grundlinien verzeichnet ist, an beiden Orten etwas Verkehrtes ist. Auch in Gelehrten Schulen, wo ein vorbereitender Unterricht für den Unterricht in der Philosophie auf der Akademie gar wohl am rechten Orte steht, dürfte schwerlich ein zweckmäßiger Gebrauch von dem gegenwärtigen Leit-faden zu machen seyn, weil jener Unterricht nur historisch, nicht aber dogmatisch einzurichten ist. Der jugendliche Sinn, der mehr geneigt ist, durch einen kürzern Weg, als durch eigenes Nachdenken zu einem Resultate zu gelangen, wird gewöhnlich bey einem dogmatischen Unterricht in der Philosophie durch die Autorität des Lehrers geleitet, und prägt sich die individuellen Ansichten des Leit-fadens und des Lehrers als Wahrheiten ein, die im Grunde weiter nichts als Vorurtheile sind, da gewöhnlich die Gründe für diese nicht verstanden werden; und der Zweck, das eigene Nachdenken zu befördern, wird bey einem dogmatischen Unterricht größtentheils verfehlt. Ist der Unterricht in der Philosophie hingegen historisch: so wird der Schüler nicht in Versuchung kommen, sich an eine individuelle Ansicht seines Lehrers zu gewöhnen, und bekannt mit verschiedenen Meinungen über philosophische Gegenstände, wird er in dieser Bekanntschaft eine Veranlassung zum eigenen Nachdenken finden. — Was nun die Materien selbst betrifft, die in diesem kurzen Abrisse und in den erläuternden Winken dazu abgehandelt werden:

so giebt Rec. dem Abschnitte, der die Lehre vom richtigen Denken und Wollen abhandelt, den Vorzug vor der eigentlichen Seelenlehre. In dieser ist der Vf. von dem leeren Begriffe eines Geistes ausgegangen, ohne darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Begriff nur als eine Nothhilfe unserer beschränkten Kenntniß von der Materie überhaupt und von der Construction unseres Körpers insbesondere, anzusehen ist.

O. m. r.

PÄDAGOGIK. Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Rede bey Vereinigung des reformirten und katholischen Gymnasiums in Heidelberg*, gehalten in dem katholischen Seminarium am 21 November 1808, von Johann Ludwig Ewald, der theol. Schrift Doctor u. f. w. 1809. 29 S. 8. (4 gr.)

Der größte Theil dieser Rede beschäftigt sich mit Darlegung der Vortheile, die aus der Vereinigung der beiden genannten Institute fließen können. Der Vf. zählt deren drey auf: einen statistisch-ökonomischen, einen statistisch-pädagogischen und einen statistisch-humanen. Der erste besteht darin, daß dadurch Geld für andere nützliche Anstalten gewonnen (und erspart?) wird; der zweyte darin, daß durch den wechselseitigen Einfluß und die wechselseitige Einwirkung der beiden Institute, oder vielmehr durch die Vereinigung der Eigenthümlichkeiten beider Institute, von der einen Seite mancher Fehler wegfallen, und von der andern manches Gute hinzutreten könne; und der dritte, daß sich dadurch die Mitglieder der beiden Confessionen näher gebracht, und mehr mit einander vereinigt werden könnten. Warum aber alle diese Vortheile den Vornamen statistisch erhalten haben, geht aus der Rede selbst nicht deutlich hervor. Was der Vf. über die vorgezeichneten Punkte gesagt ist wahr und gut: nur die Art, wie es gesagt ist, verdient nicht immer Beyfall; die Sprache fällt bisweilen unter den Gegenstand herab. Wer muß das nicht für spielende Witzley halten, womit der Vf. S. 12 die Darstellung des ersten Vortheils anhebt? „Lassen Sie mich zuerst von dem reden, was man den Nerv der Dinge nennt, was man aber bey dem Wein nennen sollte, durch den der schlaffe Nerv aufreizt, in Thätigkeit gesetzt wird; von jenem tothen Manne, was der Weltling vergöttert, und der Schwärmer vergöttert, was aber der Weise schätzt nach seinem wahren Werthe, was dem Gelde.“ Oder wer wird es nicht unter der Würde der Rede und geschmacklos finden, wenn der Vf. S. 13 mit hactern von Holzbeinen, und vintres oder barbes porches und dem Aufschreien goldener Hüften redet? Die vielen Druckfehler in einer so kleinen Schrift, und die Druckfehler und Druckfehler sind wahre Schmutzpflecken auf dem schönen Papier und in dem eleganten Drucke, womit die Veranlassung diese Rede ausgelassen hat. Das Wort *unmissverständlich* S. 9, ist ein Schreibfehler.

S. 4.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 J U N I U S , 1810.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

BRESLAU, b. Korn d. Ä.: *Versuch über das Alter des Thierkreises und den Ursprung der Sternbilder.* Von J. G. Rhode. Mit erläuternden Kupfern. 1809. IV u. 112 S. 4. (1 Thlr. 8 gr.)

Nach den vielen Versuchen, das Alter des Thierkreises zu bestimmen, und den Begriffen nachzuforschen, welche den Sternbildern zum Grunde liegen, von *Newton, Kircher, Pluche, Goguet, Freret, Court de Gebelin, Bailly, Dupuis* u. A. bis auf *Mr. de Grave*, sollte man fast glauben, daß sich die Phantasie in Bildung solcher Hypothesen erschöpft habe. Daß dieses der Fall nicht ist, sieht man an gegenwärtigen neuen Versuche des *Hn. Rhode*, welcher mit mehreren seiner Vorgänger Untersuchungen dieser Art für sehr wichtig für die ältere Geschichte der Wissenschaften und die Cultur unseres Geschlechts überhaupt hält. Rec. ist dagegen durch lange Erfahrung überzeugt, daß sich weder aus den bloßen Versicherungen der Völker, noch aus astronomischen Gründen etwas über die älteste Geschichte des Menschengeschlechts bestimmen lasse, sondern daß alle Forschungen der Art vergebens sind. Die Gründe, auf welche man sich gewöhnlich stützt, sind theils der Ort der Koluren, theils die Form und Bedeutung der Sternbilder selbst. Von den Chaldäern findet man nur einige Finsternisse aufgezeichnet, von der Sphäre aber, oder der Planetentheorie weder bey diesen noch den Ägyptern vor den Alexandrinern eine Spur, wenn man nicht etwa die Versicherungen einiger späten Schriftsteller hieher rechnet. Beobachtungen und Rechnungen fehlen gänzlich. Bloß die Indier, auf welche sich *Hr. Rh.* ebenfalls beruft, haben astronomische Tafeln. Über diese hat aber *La Place* schon Bemerkungen gemacht, und wenn man ihre ganze Einrichtung betrachtet: so findet man dessen Urtheil nur zu gegründet, daß sie auf eine künstliche Weise rückwärts gerechnet sind, um ihnen einen Anstrich von hohem Alterthum zu geben. *John Bentley* aber hat im 6ten Bande der *Asiatic Researches*, in seiner Abhandlung *on the antiquity of the Suryá-Siddhánta*, den Betrug völlig aufgedeckt, so daß der, welcher historische Kritik liebt und sucht, gewiß völlig dadurch befriediget wird, und Rec. wundert sich, warum die Verehrer und Vertheidiger der alten indischen Weisheit auf diese Abhandlung nie Rücksicht genommen haben. Auch *Hn. Rh.* scheint sie nicht bekannt gewesen zu seyn.

J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

Die Chronologie der Indier haben *Jones Wilford* und *Bentley* mühsam untersucht, ohne daß sie in den ältesten Zeiten auf ein befriedigendes Resultat gekommen wären. Alles beruht auf unbestimmten Menschenaltern, Sagen, Mythen, künstlich geformten Cyklen, wovon sich die Geschichte nichts weiter versprochen darf. Dieß zeigen selbst die Bemerkungen, welche *Hr. Rh.* aus den Schriften der Brahminen anführt, und er thut, unserer Meinung nach, den englischen Gelehrten zu Calcutta sehr Unrecht, wenn er ihnen (S. 103) eine verkehrte Behandlungsart der älteren Geschichte vorwirft. Die Widersprüche, welche *Jones* und Andere den Brahminen Schuld geben, sind nur zu gegründet, und lassen sich mit ihrem Scharfsinn sehr wohl vereinigen. Wir finden nämlich den lächerlichen Nationalstolz aller Orientalen, ihr Volk zum ersten und ältesten der Welt zu erheben, auch bey den Indiern. Hiebey waren keine Kunstgriffe zu klein, und wo es an historischer Chronologie oder an Thatfachen fehlte, half man sich mit astronomischen Hypothesen. So viel zu Beurtheilung der Beilage zu gegenwärtiger Schrift über die Chronologie und Literatur der Indier. Den Ort der Koluren zu beobachten, setzte lange und sorgfältige Versuche voraus. Dabey muß also stets, wie man es bey neueren Beobachtungen zu thun gewohnt ist, vorher bestimmt werden, wie groß der Fehler der Observationen war, und man kann als einen sichern Grundsatz annehmen, daß diese Fehler desto größer seyn müssen, je weiter man in den Jahrhunderten zurückgeht. So lange man aber überhaupt darüber nichts ausmachen kann, darf man auch die Chronologie nicht dadurch bestimmen wollen, wie *Newton* und Andere gethan haben. Eben so wenig läßt sich aus der Form und Fabel der Sternbilder mit Zuverlässigkeit etwas folgern. Es ist zu verwundern, wie man die wenigen Nachrichten, die man davon hat, entweder ganz vernachlässigt, oder nach seinem Sinne modificirt, damit sie in ein einmal angenommenes System passen können. Man denke sich den Himmel mit seinen Tausenden von Sternen, wie er dem Auge des ungeübten und ungebildeten Beobachters erscheinen muß. Die auffallendsten Gruppen oder einzelne größere Sterne mußten ihm zuerst bemerklich werden. Auf diese zu merken, und ihre Erscheinungen am Horizonte wahrzunehmen, foderte das Bedürfnis. Ohne einen Kalender konnten Ackerbau und Schifffahrt nicht bestehen. Hiezu gab *Sirius* den Ägyptern, die *Spica* den Indiern, *Arctur*, *Orion*, die *Plejaden*, der große Bär

Q q q

den Griechen die einfachsten Regeln an die Hand. Mehr Zeit brauchte man unfehlbar, die andern Sternbilder analogisch zu ordnen, wie den Hercules. Dieses allmähliche Fortschreiten finden wir durch Nachrichten bestätigt, ob man gleich nur über wenige Sternbilder Auskunft geben kann, wann und wo sie geformt wurden. Zu Arats Zeiten waren indessen die meisten schon geordnet. Weiter sagt uns die Geschichte nichts. Alle übrigen Bemerkungen neuerer Schriftsteller, welche sich mit diesem Gegenstande beschäftigen, sind daher nichts weiter als mehr oder minder glückliche Combinationen der Phantasie, nachdem mehr oder weniger Hülfsypothesen dazu nöthig sind. Allen aber fehlt die historische Basis. Hr. Rh. nennt deswegen seine Untersuchungen selbst einen Versuch, der Schwierigkeiten wegen, auf welche man hier bey jedem Schritte stößt. Wir wollen ihm in denselben folgen, unsere Bemerkungen beyfügen, und die Resultate unsern Lesern selbst überlassen. Gleich S. 1 bemerkt er, „dass aus unseren ältesten Urkunden erweislich sey, das Alter des Thierkreises liege so hoch hinauf, dass sich seine Erfindung im Dunkel der Vorwelt verliere. So viel lasse sich erweisen, dass die ältesten uns bekannten Völker, Indier, Aegypter, Chaldäer u. s. w. denselben schon gekannt hätten.“ Rec. gesteht, dass er die Gründe zu diesem Beweise nicht finden kann. Unsere ältesten Urkunden, *Hiob*, *Homer*, *Hesiod*, sagen nur, dass einige auffallende Gruppen bekannt waren, vom Thierkreise selbst sagen sie nichts. Der Schluss von dieser frühen Existenz einiger Sternbilder auf das Daseyn des Thierkreises scheint uns zu gewagt. Auffallend war es uns hiebey, wie Hr. Rh. S. 87 die Meinung derer, welche Ähnlichkeiten zwischen gewissen Sternbildern und andern Dingen, aus welchen sie entstanden seyn könnten, finden, für *lächerlich* erklären konnte. Es ist ja nicht von *allen* die Rede. Die Phantasie musste dabey vieles ausschmücken, und wenn die Araber Kameele, Strauße mit ihren Nestern u. dergl. selbst in einzelnen Sternen erblickten (man vergleiche darüber Hn. Ideler's neueste Schrift *über die Sternnamen*): wie viel mehr konnte man nicht im Orion die Gestalt eines Kriegers finden? Hr. Prof. Büttmann, von dem wir bald eine eigene Abhandlung darüber erhalten werden, würde also nach Hn. Rh.'s. Meinung etwas ganz Überflüssiges unternehmen. Ob sich aber der Ursprung der Sternbilder natürlicher aus der Bestimmung des Thierkreises erklären lasse, werden wir unten sehn. Dass diese Bestimmung das Resultat einer genauen Beobachtung des gekirnten Himmels, der scheinbaren Bewegung der Sonne und der davon abhängenden Veränderung auf der Erde sey, leuchtet uns nicht recht ein; auch scheint Hr. Rh. S. 8 diese Behauptung zum Theil wieder zurückzunehmen. Nach einer Zurechtweisung der Recensenten der beiden A. L. Z. von *Denon's* Abbildungen des Thierkreises zu Tentyra (S. 2—6), denen er Dünkel, Unkunde, Oberflächlichkeit vorwirft, macht er einige vorläufige Bemerkungen über die

Bauart des Tempels zu Tentyra, um durch dieselbe das Alter des Thierkreises zu beweisen. Er erklärt sich zuerst gegen die, welche die von *Denon* angeführte Inschrift für ein Werk der ägyptisch-griechischen Periode halten, und fügt folgende Gründe hinzu: 1) „Der Tempel zu Tentyra sey einer der größten; also nicht aus der Periode der Griechen und Römer, weil kein Schriftsteller dergleichen anführe.“ Haben wir aber wohl alle Schriftsteller, oder lässt sich aus ihrem Schweigen etwas folgern? 2) „Die Baukunst sey nicht griechisch, sondern rein ägyptisch.“ Darüber lässt sich überhaupt nicht wohl urtheilen, ehe der ganze Gegenstand nicht genauer untersucht ist. Eben so wenig lässt sich 3) genau darthun, ob man zu August's Zeiten stets die ägyptischen Gebräuche mit den griechischen verwechselt habe. Er erklärt sich darauf selbst gegen die französischen Gelehrten, welche in den Zeichnungen mathematische Genauigkeit vermiffen, indem dieselbe nicht nöthig sey. Es komme nämlich nur vorzüglich auf die vier Fragen an: 1) ob jene Thierkreise die jetzigen 12 Zeichen enthalten; 2) in welchem derselben der Stand der Sonne bemerkt sey; 3) ob man annehmen könne, dass durch diesen Stand der Sonne der Anfang des ägyptischen Jahres angedeutet werde, und 4) zu welcher Jahreszeit die Aegypter ihr Jahr angefangen haben. Nach mehreren Einwendungen gegen *Gatterer* und *Dupuis*, mit dessen System gleichwohl das gegenwärtige die meiste Ähnlichkeit hat, folgt nun erst S. 15 die eigentliche Untersuchung. Die Bilder des Thierkreises sind nach Hn. Rh. nichts anders als *Kalenderzeichen*, hergenommen von den Wirkungen der Sonne, den davon abhängenden Veränderungen der Jahreszeiten und den damit verbundenen Beschäftigungen der Menschen. Die *Jungfrau* mit der Kornähre deutet auf eine Jahreszeit, in welcher man wirkliche Kornähren fand; der *Wassermann* auf eine Zeit, wo es viel Wasser gab; die *Fische*, wo man viel Fische fing. Hr. Rh. beruft sich zum Beweise der einfachen und natürlichen Erklärungsart auf die älteren Erklärer, welche der Hauptsache nach ebenfalls damit übereinstimmen. Dieses geben wir ihm zu. Die Einfachheit kann aber nur von den genannten Sternbildern verstanden werden. Bey allen andern wird die Erklärung mehr oder weniger gekünstelt, also unwahrscheinlicher, wie bey allen Vorgängern des Vfs., welche einen systematischen Plan in dem Thierkreise und den Sternbildern überhaupt suchen. Wenn er nun, seinem Grundsätze getreu, dass es lächerlich sey, aus den Sterngruppen die Figuren herleiten zu wollen, fortfährt zu behaupten, dass man nicht die Sterne in der Gegend, wo die Sonne stand, zu Merkmalen angenommen habe, sondern die Veränderung der Jahreszeiten und der Witterung auf der Erde und in den Geschäften: so möchte ihm hierin schwerlich ein Astronom beystimmen. Er glaubt, man habe diese Beschäftigung nach den zwölfmaligen Veränderungen des Mondes in zwölf Theile getheilt, und für jeden $\frac{1}{12}$ ein oder mehrere Bilder erfon-

nen. In dieser Behauptung liegt zu viel Willkürliches. Dafs die Menschen fast alle, wie *Homer* sagt, das Jahr in der Horen Begleitung sich dachten, d. h. ihre Zeit ungefähr nach den Abwechslungen der Jahreszeiten eintheilten, ist wahr; für ihre Geschäfte aber diese herannahenden Zeiten zu kennen, mußte der Himmel ihnen die Zeichen geben. Der heliakische Auf- und Untergang der kenntlichsten Gruppen, oder einzelner heller Sterne, war ihnen also, wie wir schon bemerkt haben, das sicherste Kennzeichen. Dieses sehen wir auch aus den Fragmenten der alten Kalender. Hiezu bedurfte es aber keines Thierkreises, sondern zu einem Kalenderzeichen war jedes Sternbild in und ausser demselben gleich geschickt. Dafs man den gestirnten Himmel nach und nach durch Beobachtung kennen lernte, giebt Hr. Rh. zu, glaubt aber, dafs die Bestimmung der Bilder nach Sternen später geschehen sey. Auch konnte unmöglich „der schlichte Landmann“ S. 16 nach einem Zeitraume von 500, wir zweifeln nach 1000 Jahren, bemerken, dafs sein Kalender, wenn wir darunter diesen Auf- und Untergang der Gestirne verstehen, mit den Jahreszeiten nicht zusammenpasse. Demselben könnte ohne weitere Hülfsmittel der Unterschied des Erscheinens am Horizonte von 8 oder 14 Tagen wohl kaum merklich seyn. Wir haben hierüber die ausdrückliche Versicherung von *Colunella*, welcher sich noch an die Regeln der ältesten Griechen hielt, ob ihm gleich neuere bekannt waren. Was aber das Fortrücken der Nachtgleichen betrifft: so braucht es hiebei keiner Vermuthung, wann man dasselbe zuerst beobachtet habe, da wir bestimmt wissen, dafs *Hipparch* zuerst darauf kam. Hr. Rh. begnügt sich aber nicht damit, in den 3 genannten Bildern blofs eine Überschwemmung zu finden, sondern bestimmter noch ist ihm der *Steinbock* das Bild der wachsenden Fluth, wo der Fisch das Landthier vor sich her jagt. Der *Wassermann* deutet auf eine Gegend, wo die tropischen Regen nicht selbst fallen, sondern nur durch Ströme sichtbar werden, und so drücken die Fische die Menge derselben aus, welche alsdann nach den Reisebeschreibern in Aegypten gefangen werden. Alles also weist uns an die Ufer des Nils nach Hn. Rh., ob er gleich einen höhern Ursprung der Cultur in Indien anzunehmen geneigt ist. Sollte dieses nicht einen Widerspruch enthalten: die alten Indier bildeten Kalenderzeichen, die nur für das Klima von Aegypten passten. Was würden die alten Ägypter selbst zu dieser Behauptung sagen, *ipsi vetustissimi hominum* (Pomp. Mela I, 9, doch setzt Pomponius ganz richtig hinzu, *ut praedicant*, so gut wie die Indier) *supra tredecim millium annorum aetates, certis annalibus referunt, mandatumque literis servant, dum Aegyptii sunt, quater cursus suos vertisse sidera, c. solem bis jam occidisse, unde nunc oritur!!* Und von allen diesen schriftlichen Denkmälern ist gleichwohl weder den Alten noch uns etwas bekannt geworden, aber die Gemälde in zerstörten Tempeln sollen sich Jahrtausende hindurch erhalten haben. Hät-

ten die alten Ägypter, wie die neueren Völker das Kunststück durch astronomische Tafeln ihr hohes Alter zu documentiren gekannt, sie würden es gewifs eben so gut, wie die Indier, benutzt haben. Der *Widder* bezeichnet ferner die Zeit, wo das Wasser zu fallen anfängt, und das frische Grün hervorbricht; der *Stier* den darauf folgenden Ackerbau. Dieses alles läßt sich noch zugeben. Bey den *Zwillingen* ist aber die Erklärung gezwungener. „Aus den gesammten Zeugnissen der griechischen Schriftsteller geht *unwiderleglich* (?) hervor, sagt der Vf., dafs die Griechen an dieser Stelle des Thierkreises von den Ägyptern ein Bild erhielten, das aus zwey menschlichen Figuren bestand, und auf welches sie, da sie die Bedeutung nicht kannten, ihre Mythologie anwandten.“ Aus der Mythologie läßt sich kein Beweis führen. Arat selbst kennt wenige Fabeln von den Sternbildern. Seine Erklärer, die alexandrinischen Grammatiker, machten es sich erst zum Geschäfte, alle Fabeln, welche die Mythologie nur aufweisen konnte, damit zu verbinden. Daher erzählt fast jeder eine andere von demselben Sternbilde. Wo es ihre Absicht erforderte, veränderten sie Umstände. Wie gezwungen oft die Erzählungen sind, beweisen unter anderen die Mythen vom kleinen Bären, vom Raben und der Wasserschlange, u. s. w. Aus dem Zeugnisse der Griechen geht übrigens für das Daseyn der *Zwillinge* nichts unwiderleglich hervor, als dafs Arat das Bild schon kannte. „Die indischen Thierkreise stellen zwey Figuren dar, einen Jüngling und ein Mädchen; die angeführten ägyptischen aber zwey, welche sich die Hände reichen, und zwar die weibliche Gestalt in einer Löwenmaske. Eine Münze bey *du Choul* beweist, dafs die Griechen sich ebenfalls zwey sich die Hände reichende Figuren dachten. Die *Löwenmaske* bezeichnet die Herrschaft der Weiblichkeit, des Reizes und der Schönheit über die Stärke des Mannes, und das Bild der *Zwillinge* soll ausdrücken: *gut Heirathen*. Da ferner bey den Ägyptern nach *Herodot* und *Diodor* die Weiber den Ackerbau besorgen mußten: so war es ihnen nicht gleichgültig, zu welcher Zeit die Niederkunft der jungen Frau erfolgte. Die Zeit, wo sie weder Feld zu bestellen noch Erndte zu besorgen hatten, war die Zeit der Nilfluth. Das Zeichen der *Zwillinge* fällt aber gerade neun Monate vor der Mitte derselben, wo also die Beschäftigungen der Weiber von selbst wegfielen. Daher dieser Kalenderwink. Wir wollen es unseren Lesern überlassen, weitere Betrachtungen über diese Anordnung anzustellen, und bemerken nur noch, dafs das Bild der *Zwillinge* gewöhnlich durch zwey männliche Figuren ausgedrückt wird, dafs das Alter der angeführten Münze erst ausgemacht werden mußte, und dafs dieselbe so wie der indische Thierkreis weiter nichts lehrt, als dafs auch unter den Griechen späterhin Modificationen dabey Statt fanden. Der *Krebs* bezeichnet ferner den Punct, wo die Sonne vom südlichen Wendekreise zurückkehrt, und war wahrscheinlich in der Hieroglyphenschrift der

bekannte heilige Käfer, wie er auf dem Thierkreise zu Tentyra abgebildet ist. Der Käfer wohnt aber nur in Ostindien; daher war *wahrscheinlich* das Bild ein indisches. Den Griechen mußte er als ein fremdes Thier erscheinen, und der vielen Beine wegen, die *wahrscheinlich* einen symbolischen Sinn hatten, machten sie einen Taschenkrebs daraus. Sollten aber wohl die Griechen, als sie die ägyptischen Bilder annahmen, nicht auch über die Bedeutungen derselben belehrt worden seyn? Der *Löwe* ist nach Aller Aussage ein Bild von der Kraft der Sonne. Er fällt der Jahreszeit nach auf den Punct, wo das Getreide in Ägypten zu reifen beginnt. Von der *Jungfrau* haben wir oben schon Hn. R's. Meinung angeführt. Die *Wage* trifft auf das Frühlingsäquinodium, und war das Zeichen von der Gleichheit der Tage und Nächte, und in der Folge zugleich das Symbol des grossen Gleichgewichts in der Natur (?), und zwar wieder nach der Abbildung von *Denon*. Auf den bekannten Streit über das Alter der *Wage* wollen wir uns hier nicht aufs Neue einlassen. Dies müssen wir nur bemerken, daß nicht *Hygin* allein, wie der Vf. glaubt, sondern auch die Griechen von elf Bildern reden, aber 12 Theile des Thierkreises annehmen. Und wenn Hr. Rh. diese Nachricht *höchst unwahrscheinlich* findet: so läßt sich darauf erwiedern, daß die mathematische Eintheilung des Sonnenwegs in 12 Theile mit den Bildern, die nach und nach ohne Hinsicht auf die Ekliptik entstanden waren, gar nichts zu thun hatte. Der *Scorpion*, als ein schädliches Thier, bezeichnet den elften Monat nach der Überschwemmung, oder den zweyten nach der Frühlingsnachtgleiche, wo alles verdorrt und Krankheiten in Ägypten entstehen. Der *Schütze* deutet auf den Monat vor dem Eintritte der Nilfluth, und wenn im vorigen Monate die Krankheiten mit einem Scorpion verglichen wurden: so können sie jetzt unter dem Bilde eines Pfeils dargestellt werden. Die Pest wüthet hier am fürchterlichsten. So weit die Deutung der Sternbilder selbst. Man sieht hieraus, daß Hr. Rh. mit *Dupuis* auf einerley Resultat kommt, nämlich daß die Sternbilder des Thierkreises vor 6000 Jahren an dem Himmel geordnet wären. Rec. gesteht offenherzig, daß er in der ganzen Darstellung, wo so viele Prämissen nöthig waren, um zum Hauptresultate zu gelangen, keinen einfachen natürlichen Sinn, wie der Vf., finden kann, der doch bald selbst das Geständniß ablegen muß, daß seine Erklärungen Schwierigkeiten haben, aber nicht bloß in der einmal angenommenen Chronologie, sondern weil sie dem Gange unserer Cultur und dem, was uns die Geschichte sagt, ganz widerstreitet. Ja alle Bibliotheken Indiens und Chinas, von denen Hr. Rh. so viel hofft, werden uns darüber weiter keine Auskunft geben können. Wir müssen sogar die Nachrichten der Alten, daß *Thales* den kleinen *Bären*, *Cleostratus* aus Tenedos den *Widder*, den *Schützen* und die *Böckchen*, *Konon* das Haar der *Berenice* an den Himmel gesetzt habe, entweder geradezu verwerfen, oder gewaltsam interpretiren, wenn einmal der Glau-

be, die Astronomie müsse älter als andere Wissenschaften seyn, beybehalten werden soll. Hr. Rh. macht aber mit Recht einen Unterschied zwischen dem Kalender und der Astronomie. Jenen finden wir bey allen Völkern, wo bloß eine Aufmerksamkeit auf die Erscheinungen der kenntlichsten Gruppen am Horizonte, aber kein Thierkreis nöthig war. Diese ist dagegen ein Product der Philosophie, Geometrie und Arithmetik. Sie setzt eine genaue Anordnung der Sphäre und eine genaue Zeitbestimmung voraus. Wenn man von allen diesen nichts findet: so hat man auch Ursache, an den astronomischen Kenntnissen eines Volks zu zweifeln. Darin aber können wir dem Vf. nicht beypflichten, daß man die Bilder des Thierkreises ohne Hinsicht auf die Sterne selbst erfunden habe, und daß diese erst später damit in Verbindung gebracht worden wären. Wie sollte man vermöge des Vorrückens der Nachtgleichen darauf gekommen seyn, gerade diesen Sternen z. B. die Figur des Steinbocks zu geben, wenn sich nicht bey dem Eintritte der Nilfluth die Sonne bey denselben befunden hätte? Hier scheint uns *Dupuis* consequenter, der späterhin wieder eine neue Anwendung von seinem System auf die Chronologie zu machen versucht hat in seinem *Mémoire explicatif du zodiaque chronologique etc.*, der also nicht so sehr über seine Hypothese erschrocken seyn muß, wie Hr. Rh. S. 14 glaubt, weil er sie mit *Moses* im Widerspruche gefunden habe. Beide Hypothesen, *Dupuis* und des Vfs. lassen sich indeß sehr gut gebrauchen, wenn man sie einmal anwenden will, ohne daß man nöthig hat, aus dem alexandrinischen Zeitalter hinauszugehen. Man darf nur annehmen, daß die Völker bey ihren Kalendern mehr auf die Sternbilder achteten, die der *Abends* der Sonne gegenüber aufgingen. So wenig Genauigkeit dieses Verfahren auch zuläßt: so sehr sind wir doch dasselbe anzunehmen berechtigt, theils durch die Natur der Sache, weil der Glanz der Sonne die Sternbilder, bey welchen sie steht, unkenntlich macht, theils durch die Nachrichten und ausdrücklichen Versicherungen der Griechen selbst. So tritt die Jungfrau in die Zeit der Ärndte in Ägypten, der Steinbock in die Zeit der wachsenden Fluth u. s. w. Hr. Rh. stellt hierauf weitere Betrachtungen über die von *Denon* gelieferten Thierkreise und Planisphären selbst an. Auf beiden finden wir die Sternbilder des Thierkreises mit einer Menge anderer Figuren, deren Bedeutung ganz unverständlich ist. Von den übrigen findet man wenige Vorstellungen auf diesen Monumenten, welche mit einiger Wahrscheinlichkeit mit den griechischen Bildern verglichen werden könnten. Am Nordpole z. B. steht der Schenkel eines Stiers. Eben so wenig sind die Sterne nach ihren Örtern eingetragen. Kurz alles ist so ohne die gewöhnliche Ordnung vorgestellt, daß Hr. Rh. selbst bekennet, einige dieser Bilder waren nach Norden oder nach Süden verschoben, wie die *Zwillinge*, der *Krebs*.

(Der Beschlus folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E - ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 15 J U N I U S , 1 8 1 0 .

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

BRESLAU, b. Korn d. Ä.: *Versuch über das Alter des Thierkreises und den Ursprung der Sternbilder.* Von J. G. Rhode u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Auf den angeführten Umstand baut Hr. Rh. gleichwohl eine zweyte Hypothese. Er glaubt, daß alle nördlichen und südlichen Sternbilder der griechischen Sphäre ausser dem Thierkreise aus diesen Nebenfiguren (die er bald mehr, bald weniger glücklich zu erklären sucht, was wir aber, um unsere Recension nicht zu weit auszudehnen, hier übergehen müssen) entstanden, und nur durch Unkunde zu sehr nordwärts oder südwärts gerückt worden wären. Um diese Behauptung gehörig durchzuführen, stellt er S. 54 ferner den Grundsatz auf, daß die Ägypter bey Verrichtung dieses Monuments sich mehr an den Sinn gehalten hätten, der durch das Ganze ausgedrückt sey, als an die einzelnen Figuren, welche daher oft abgeändert oder mit einander verwechselt worden wären. Das erste Sternbild in der Erklärung ist der Löwe S. 55. Dieser steht auf einer Schlange, auf welcher zugleich ein Vogel sitzt. „Alle drey Figuren machen also hier nur Ein Bild aus (die Bedeutung ist vorher erklärt).“ Der Grieche, welcher diesen Sinn nicht kannte, trennte das Bild in zwey. Den Löwen liefs er frey schweben, und schob die Schlange mit dem Vogel etwas nach unten oder nach Süden herab.“ „Neben diesem Raben (dem Vogel im Planisphäre) hatte man noch einen Becher hinzugefügt, der zwar auf unserm ägyptischen Monumente fehlt, aber doch wahrscheinlich ägyptischen Ursprungs ist.“ Und S. 57: „Die Schlange, auf welcher der Löwe ruht, ist auf dem ägyptischen Thierkreise noch einmal wiederholt. Auch diese Wiederholung fehlt auf der griechischen Sphäre nicht, nur ist sie aus der Reihe der Zodiacalzeichen weg, gegen den Nordpol zu geschoben, wo sie den Drachen bildet.“ Ferner: „Auf dem ägyptischen Denkmale sitzt der Hund, das Bild des Sirius, auf einem Schiffe. Weil mit dem heliakischen Aufgange desselben die Überschwemmung des Nils eintrat: so bildete man ihn, als schiffe er auf der Fluth zu ihnen her. Die Griechen schoben das Bild unter den Hund hinab.“ „Der Schwan, welcher auf dem Thierkreise dem Steinbocke folgt (aber in der sitzenden oder schwimmenden Stellung) steht in der griechischen Sphäre gegen den Nordpol zu (aber in fliegender Situation).“ So wird der Ziegenträger auf dem

J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

Thierkreise zum Fuhrmanne auf der griechischen Sphäre u. f. w. Das Pferd scheint nach Hn. Rh. den Griechen eigen; aber merkwürdig ist es ihm, daß es von jeher (?) mit 2 Köpfen abgebildet wurde. Nach Denon war dieses geflügelte Pferd (bey Eratosthenes hat es noch keine Flügel) eine bekannte ägyptische Bildung. Es hat sich also vielleicht auf anderen Thierkreisen befunden, und war daher ebenfalls ein Urbild des griechischen Sternbildes. Die Bären fehlen auf dem Planisphäre bey Denon ebenfalls; statt derselben finden wir zwey Schakale, einen grossen und einen kleinen, wovon jener einen todten Hund auf dem Rücken trägt. Hr. Rh. hält dieses für die Urbilder der griechischen Bären, besonders der langen hundartigen Schwänze wegen, und weil der kleine Bär auch *κυνόσσυρα* heisse, (dieses geht aber auf die Lage der Sterne, aus welcher also hier nach Hn. Rh's. Idee nichts folgt). Der Name *ἀρκτος* und die Bärengestalt am Himmel läßt sich zwar nicht gut in Übereinstimmung bringen, und es ist dieses das einzige Bild, das deswegen noch untersucht zu werden verdient. Wenn Rec. je auf die Etymologie eines Worts zurückgehen möchte: so wäre es hier. Doch Hr. Rh. scheint uns dabey aufs Neue in einen Widerspruch mit sich selbst zu gerathen, wenn wir ihn recht verstehen. Er glaubt nämlich, wie wir gesehen haben, daß die Schakale der Gestalt wegen das Urbild gewesen wären. Die Gestalt wird aber bey den Bären offenbar durch die Sterne selbst bestimmt. Daß dieß aber der Fall sey, leugnet er ja bey Gruppen, wo es gewiß nicht zweifelhaft scheint, wie bey der Wasserschlange, dem Raben, dem Becher, dem Scorpion, dem Schwan, ja selbst dem Steinbock. Wie, wenn es umgekehrt wäre, daß man auf einem Planisphäre, wie das zu Tentyra, wo keine Sterne nach ihren Orten eingetragen sind, in astrologischer Rücksicht, die Bilder zusammengedrückt hätte? Aber auch das bleibt noch sehr zweifelhaft, da z. B. der Vogel neben dem Löwen eigentlich mit dem Schwan am Himmel gar nicht verglichen werden kann.

Der letzte Theil von Hn. Rh's. Schrift betrifft nun die Frage, ob der auf dem Monumente angegebene Stand der Sonne im Krebs den Stand derselben im Anfange des ägyptischen Jahrs, und zwar bey Errichtung des Monuments bezeichne. Zu Beantwortung derselben gehören genaue und scharfe Bestimmungen, die uns gänzlich zu fehlen scheinen. Hr. Rh. stellt zuerst S. 62 Untersuchungen über die Zeitrechnung größtentheils nach und gegen Hn. Ideler an. Hier ist besonders von der Frage die Rede, ob die alten

R r r

Ägypter ein wandelbares Jahr von 365 Tagen, oder ein festes von 365 $\frac{1}{4}$ Tagen gehabt haben. Das erste bezeugen *Herodot* und *Geminus*; das zweyte *Dio Cassius*, *Diodor*, *Strabo*, *Macrobius* und *Horapollo*. Wir können uns hier nicht in eine weitläufige Discussion darüber einlassen, bemerken also nur, daß des Vfs. Meinung dahin geht, die Ägypter hätten anfänglich das wandelbare Jahr gehabt, aber schon zu Herodots Zeiten das feste von 365 $\frac{1}{4}$ Tagen. Da nun in Herodot selbst von 365 Tagen die Rede ist: so glaubt er, daß der $\frac{1}{4}$ Tag entweder von ihm selbst übersehen, oder von Abschreibern ausgelassen worden wäre (??) (S. 74). Zu eben diesem Endzwecke sucht er auch aufs Neue Horapollo's Achtheit und Autorität zu vertheidigen. Wir müssen bekennen, daß uns beide Gründe unhaltbar scheinen, besonders wenn von Horapollo die Rede ist. Es ist bekannt, welcher Betrug von Schriftstellern nach Christi Geburt gespielt wurde, um ihren Lehrsätzen ein hohes Alter beyzulegen, wie viele Begriffe, ja selbst Schriften untergeschoben wurden, und wie viel auf das Ansehen der alten Ägypter behauptet wurde. Alle historische Kritik mußte aufhören, wenn man überall auf solche Schriften sich berufen dürfte. Hn. *Idelers* Gründe werden wohl nicht leicht widerlegt werden können, wenn es auf Kritik ankommt. Abgesehen von Horapollo: so sind alle Schriftsteller, welche von dem festen Jahre der Ägypter zu 365 $\frac{1}{4}$ Tagen sprechen, neu, und es ließe sich daraus folgern, daß dasselbe erst später durch und bey den Alexandrinern entstanden sey. Was folgt aber daraus für Hn. *Rh's*. Behauptung? Er sagt (S. 78): „Wahrscheinlich bezieht sich der auf dem Thierkreise angegebene Stand der Sonne auf die heilige wandelbare Form, wo höchst wahrscheinlich der Stand der Sonne den Stand derselben beym Anfange des Jahrs zu der Zeit der Errichtung des Monuments bezeichnen soll. Nun wissen wir aus *Censorinus*, daß die Hundstern-Periode sich im Jahr 139 nach Christi Geburt erneuerte; folglich fiel in diesem Jahre der erste *Thot* mit dem heliakischen Aufgange des *Sirius* und dem Sommerföstitium zusammen. Da man nun damals die Fröhlingsnachtgleiche in den Anfang des Widders setzte: ging die Sonne bey dieser Erneuerung im Anfange des Steinbocks auf. Da nun auf dem Thierkreise die Sonne in den Anfang des Krebses gesetzt, folglich 180 Grade davon entfernt ist: müssen zwischen der Verfertigung dieses Kreises und dem Jahre 139 wenigstens 730 Jahre oder eine halbe Hundsternperiode verfloßen seyn. Daraus ergibt sich das Alter des Kreises zu 2399 Jahren.“ Unseren Lesern werden diese Schlüsse dunkel vorkommen, wie sie es Rec. anfänglich waren. Astronomisch nämlich würde man schließen müssen: Da auf dem Monumente die Sonne im Krebse steht, und sich die Hundsternperiode im Jahr 139 nach Chr. Geb. wieder erneuerte, und man damals ungefähr annahm, die Fröhlingsnachtgleiche sey im Anfange des Widders: so läßt sich annehmen, der Thierkreis zu Tentyra sey um diese Zeit verfertigt. Hr. *Rh.* aber schließt: Der Steinbock bezeichnet nicht

das Sternbild, sondern bloß als Kalenderzeichen die antretende Nilfluth, und fällt folglich mit dem Sommerföstitium zusammen. Wenn also im Thierkreise der Ort der Sonne im Krebs angedeutet wird: so mußte dieses vor einer halben Hundsternperiode, folglich 730 Jahre vorher geschehen seyn, als der erste *Thot* mit dem Winterföstitium, oder dem Kalenderzeichen des Krebses zusammenfiel. „Wollte man, setzt er hinzu, den Sonnenstand auf *Demons* Thierkreise auf die neuere Jahrform von 365 $\frac{1}{4}$ Tagen beziehen: so fragt sich erst: mit welchem Puncte des Jahres fingen die Ägypter dießes Jahr an? Nach dem Zeugnisse des *Vettius Valens*, *Porphyrus*, *Theon*, *Censorius* u. A. fällt dieser Anfang auf das Sommerföstitium, den längsten Tag, oder den Anfang der Nilfluth. Da dieser Punct nun aber (wir verstehen des festen ägyptischen Jahres) auf dem Kreise in den Anfang des Krebses gesetzt ist: so ergäbe sich für das Alter des Monuments nach dem Fortrücken der Nachtgleichen eine Summe von 16000 Jahren, und die Errichtung des Monuments fiel mithin mit der Festsetzung der Zeichen des Thierkreises überhaupt in einen Punct zusammen; welcher Umstand aber die Vermuthung wahrscheinlich machen würde, daß auf dem Kreise nicht sowohl der Stand der Sonne bey der Erbauung des Portals, sondern bey der Bestimmung des Thierkreises selbst habe angedeutet werden sollen, wobey denn das Alter des Monuments ganz unbestimmt bliebe.“ Wir haben Hn. *Rh's*. Worte selbst angeführt, um ihm nicht Unrecht zu thun. Wir können es aber nicht mit des Vfs. Hypothese vereinigen, wie er den Steinbock für ein bloßes Kalenderzeichen nehmen, also ihm einen festen Zeitpunkt anweisen, und doch vom Fortrücken der Nachtgleichen sprechen, und den Anfang des festen ägyptischen Jahrs gegen das Zeugniß der Alten auf den Krebs, d. h. nach Hn. *Rh.*, auf das Winterföstitium verweisen konnte. Wäre es auch hier nicht wieder die natürlichste Folgerung gewesen, aus dem Stande des Krebses auf die Jahrhunderte und den Anfang unserer Zeitrechnung zu schließen? Auch hier hätte sich alles einfacher durch den Abendaufgang erklären lassen. Aber nun das Resultat aus dem Ganzen. Wir können hier unser Urtheil nicht deutlicher aussprechen, als mit Hn. *Rh's*. eigenen Worten S. 81. Alle diese Berechnungen sind, wie der Augenschein lehrt, nur auf Wahrscheinlichkeit gegründet. Denn eben sowohl als zwischen der Erbauung des Monuments und dem Jahr 139 nach Christi Geburt eine halbe Hundsternperiode verfloßen ist: können auch 1 $\frac{1}{2}$ oder 2 $\frac{1}{2}$ verfloßen seyn, wer kann das bestimmen? Auch ist es bloß wahrscheinlich, daß durch den auf dem Thierkreise bezeichneten Stand der Sonne der Stand derselben beym Anfange des ägyptischen Jahres zur Zeit der Errichtung des Monuments habe angedeutet werden sollen. Wer kennt alle die astronomischen und astrologischen Rücksichten, welche die Ägypter bey dem Entwurf von Bildwerken der Art vor Augen hatten? (Sehr richtig!) Wer weiß, was die Sonne, in dieses oder jenes Zeichen gesetzt, bedeuten sollte, oder ob

sie nicht gar auf einzelne Monate Bezug hat? Dafs die Aegypter bey diesen Bildwerken eine Menge Ideen auszudrücken suchten, die uns völlig räthselhaft und unverständlich sind, beweisen nicht allein die Schiffchen und allegorischen Figuren, sondern auch noch andere symbolische Abbildungen, und Rec. setzt hinzu, die Thierkreise und Sphären, die uns Kircher in seinem *Oedipus Aegyptiacus* und Scaliger in seinem *Manilius* erhalten haben. Ja selbst an einer der Thüren der Kathedralkirche *notre Dame* zu Paris findet sich ein Thierkreis, welcher den in Ägypten aufgefundenen ähnlich ist (vergl. monatl. Corresp. B. IV, S. 377), der also sicher nicht von 1600 Jahren her stammt, Rec. kann aus diesen und noch anderen Gründen das ganze Planisphär für nichts anderes erklären, als für eine Abbildung des Himmels mit den vernünftigen Mondstationen und anderen astrologischen oder mythischen Figuren, dergleichen es bey den Griechen zur Zeit der verdorbenen Philosophie und des gesunkenen Geschmacks und bey den Arabern viele gab, ohne dafs man dabey über das alexandrinische Zeitalter hinausgehen nöthig hätte. Wo so viele Wahrheiten und Vermuthungen an einander gereiht und gehäuft werden müssen, um zu einem Resultate zu gelangen, darf man nicht erwarten, dafs das Alter des Thierkreises *unwiderleglich* (Vorr S. IV) bestimmt werde, noch dafs wir je durch solche Untersuchungen über die Grenzen, welche die Geschichte uns setzt, in der Cultur des Menschengeschlechts hinausgeführt werden können. A. M.

M A T H E M A T I K.

LEIPZIG, b. Reinicke: *Anfangsgründe der Algebra*. Zum Nutzen der Jugend herausgegeben von Meyer Elkan Fürth. I Theil 1806. XII und 162 S. II Theil. (DESSAU, b. Tänzer) 1808. 229 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Hr. F. zeigt sich durch diese Arbeit als einen denkenden Kopf, der den gewöhnlichen Weg verlassend, seinen eigenen einschlägt, und dieses meist mit gutem Erfolge. Indessen möchten wir dieses Buch doch nicht für den allerersten Unterricht in der Algebra empfehlen, indem es den Anfänger an manchen Stellen von dem ferneren Studium abschrecken dürfte. Hat jedoch der Schüler die gewöhnliche Arithmetik inne, und genießt er den Vortheil eines geschickten Privatlehrers, der ihm über dunkle Stellen Aufklärung ertheilt: so kann er gute Fortschritte in der niedern Algebra machen. In dem *ersten Theile* wünschten wir daher folgende Sätze: Eine negative Gröfse abziehen, heist die ihr gleiche positive addiren (S. 17, 18, 19); einerley Zeichen geben bey der Multiplication und Division ein positives, verschiedene ein negatives Resultat (§. 21 u. 25) falscher, als es für Anfänger geschehen ist, dargestellt. Dieses hätte der Vf. durch eine deutliche Erklärung der *entgegengesetzten Gröfsen* am füglichsten bezwecken können. Die Lehre von dem Ausziehen der Quadratwurzeln in Buchstaben hat unseren Beyfall, besonders die Bemerkung §. 36, die wir ihrer Kürze wegen hierher setzen: „Schon in den §§. 34 u. 35 habe ich

erklärt, dafs, wenn zu den daselbst erwähnten Formeln das \square (Quadrat) der Hälfte der bey den Buchstaben befindlichen Zahl zugesetzt wird, dieselbe ein \square wird; und §. 31 bemerkte ich ebenfalls, dafs eine solche Formel an sich schon ein \square seyn kann; ich will dieses nun noch näher erläutern. Es sey z. B. die Formel $x^2 + px$, und p und x sind solche Zahlen, dafs ihr Product soviel ist als ein \square , z. B. y^2 , und ein Product aus x mit der Wurzel dieses \square ; z. B. es sey $x = 8$, und $p = 4\frac{1}{2}$, also $px = 36$; folglich $x^2 + px = 100$, welches ein Quadrat ist; allein in diesem Betracht würde $x^2 + px$ auch mit $x^2 + y^2 + xy$ ausgedrückt werden können; wenn aber der Ausdruck $x^2 + px$ bleiben soll, mufs durchaus das \square von p , d. i. $\frac{p^2}{4}$ der Formel zugesetzt werden, wenn es ein \square seyn soll, als $x^2 + px + \frac{p^2}{4}$.”

Auch hat der Vf. viele gut gewählte Aufgaben beygefügt, um die gegebenen Regeln zu erläutern. Der letzte Abschnitt des ersten Theils, welcher *Betrachtungen über Quadrate* enthält, zeichnet sich vorzüglich durch sinnreiche und gründliche Bemerkungen aus. Eben so machen die Auflösungen der Aufgaben in §. 119: „Was mufs 1) in der Formel: $x^2 - px$, wo p eine bekannte Gröfse ist, zugesetzt, oder 2) in der Formel: $x^2 + px$ abgenommen werden, dafs 0 kömmt, und was mufs der Werth von x seyn?“ und in §. 121: „Ist möglich, dafs $yx^2 + 2$ ein rationales \square sey?“ dem Talente des Vfs. Ehre.

Der zweyte Theil steht dem ersten an Gründlichkeit und richtigen Bemerkungen nicht nach, ist aber noch weniger als jener für die ersten Anfänger der Algebra geeignet. Zum Theil ist er der weiteren Ausführung einiger Lehren des ersten Theils gewidmet, zum Theil behandelt der Vf. hier mit gutem Erfolge die Logarithmen, Progressionen, Polygonalzahlen, und dgl. Besonders verdient der Abschnitt von diesen vielwinklichen Zahlen gelesen zu werden. Wir muntern daher den Vf. auf, sein in der Vorrede gegebenes Versprechen zu erfüllen, und das mathematische Publicum sowohl mit seiner astronomischen Schrift, als auch mit der weiteren Ausführung der Algebra zu beschenken. Zugleich rathen wir ihm, auf seine Schreibart mehr Sorgfalt zu verwenden, und besonders die undeutschen Ausdrücke, wie: *radix*, *pro Cento*, *pro Anno*, *Duplum*, *radix cubica*, *extrahiren*, *prim inter se*, u. dgl. m. zu vermeiden. Δ

CARLSRUHE, b. Macklot: *Die Gröfßenlehre*. für Real-schulen populär bearbeitet von Gustav Fried. Wucherer, evang. luth. Stadt- und Universitäts-Pfarrer zu Freyburg im Breisgau. Des ersten Theils, welcher die Zahlenlehre enthält, zweyter Curfus. 1809. XIV S. Vorr. u. Inh. u. (mit fortlauf. Seitenz. der Vorr.) 256 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Über den Plan dieses Werks, seine Theile und die Ausführung des ersten Curfus haben wir unseren Lesern bereits in No. 267 v. J. 1809 Bericht erstattet. Der vor uns liegende zweyte Curfus des ersten Theils

theilt zwar mit jenem ersten Cursus wieder das Gebrechen einer allzugrossen Gedehntheit in Darstellungen und Beweisen, übertrifft ihn aber meist an Präcision in den Grundbegriffen, an Evidenz der Demonstrationen und an Reichhaltigkeit des Stoffs. Der Gegenstand dieses Bandes ist die Ausführung der einfachsten Rechnungen in gemeinen und in Decimal-Brüchen. Das Ganze zerfällt hiedurch in zwey Abchnitte, wovon der letzte nur 46 S. ausfüllt. Diese unverhältnissmässig scheinende Abtheilung verdient Entschuldigung, weil, nach dem Plane des ganzen Werks, die Rechnung mit zehnthelligen Brüchen eben so wenig übergegangen, als mit voller Ausführlichkeit dargestellt werden durfte. Indessen wäre es zwecknässiger gewesen, wenn der Vf. die Lehre von den Decimalbrüchen aus den Grundsätzen des *Decimalzahlensystems* entwickelt und damit diesen zweyten Cursus *eröffnet* hätte. Die Natur der Sache fodert es, und unsere mehrfache Erfahrung hat es bewährt, dass die abschreckende Kluft, welche, nach dem Wahne der ersten Anfänger, zwischen der Rechnung in ganzen Zahlen und in gewöhnlichen Brüchen liegt, sehr zweckmässig durch Einschaltung der Hauptsätze aus der Lehre von den Decimalbrüchen ausgefüllt werde. Selbst die richtige Auffassung des Begriffs vom eigentlichen Bruche wird hiedurch sehr erleichtert und vorbereitet. Nach unserer Meinung ist es eine Hauptpflicht der Lehrer der Arithmetik, ihren Zöglingen die so äusserst wichtige Decimalbruchrechnung nach Möglichkeit zu erleichtern; und warum sollen sie sich erst durch die schwierigere Lehre der gemeinen Brüche hiezu den Weg bahnen? Diese Bemerkung trifft zwar auch den Vf., allein weniger, als andere Autoren, da er das System der gewöhnlichen Brüche mit vieler Klarheit und einer guten Auswahl erläuternder Beyspiele dargestellt hat. Zur Probe wählen wir den Satz im §. 118, worin gezeigt wird, dass jeder Bruch einem Quotienten gleich sey, dessen Dividend der Zähler, und dessen Divisor der Nenner ist. Es heisst: „Der Bruch $\frac{a}{b}$ zeigt an, dass das Ganze, z. B. die Linie ab, in die viergleichen Theile ac, cd, de und eb

a c d e b

getheilt sey, und dass man drey dieser Theile habe, z. B. die Länge ae. Diese nämliche Länge ae wird aber ebenfalls erhalten, wenn man die Linie ab, welche in der Rechnung, als das Ganze, durch 1 ausgedrückt ist, drey-
mal, und von diesem dreyfachen, von ag

a e b f g

den vierten Theil nimmt, d. h. mit vier in drey dividirt. Ein jeder Bruch ist also der wirkliche Quotient aus dem Nenner in den Zähler.“ Nicht minder gefiel uns §. 124, worin die den meisten Rechenbüchern fremde Frage: *wie kommen Brüche in die Rechnung?* durch die dreyfache Antwort: a) durch die Aufgabe selbst, b) durch die Rechnung, c) durch absichtliche Verwandlung, richtig aufgelöst und mit mehreren zweckmässigen Beyspielen erläutert wird. Dagegen fanden wir die Aufgabe des §. 126: Brüche zu gleicher Benennung zu bringen, ohne ihren Werth zu ändern, mit viel zu grosser Weitläufigkeit abgehandelt. Sie nimmt *elf Seiten*

ein, und würde Anfängern in gedrängterer Kürze weit verständlicher seyn. Die Beyspiele S. 83 ff. für die Multiplication eigentlicher Brüche mit ganzen Zahlen und deren vortheilhafte Behandlung sind musterhaft gewählt, und können dem Lehrlinge eine Anleitung zum Kopfrechnen geben, welche ihn vor dem handwerksmässigen Mechanismus sichert, und in den wahren Geist der Sache einführt. Der Schüler lernt daraus die Rechnungsvortheile mit Sinn und Überzeugung ausüben. Die Lehren des §. 129 von der Multiplication zweyer gebrochener Zahlen sollten wieder kürzer gefasst seyn. Die beygebrachten Erläuterungen sind zweckmässig. Die Ausführung der Lehre von der Subtraction, S. 133 u. f. ist gut gerathen. Interessant für die Theorie und nicht unwichtig in der Ausübung sind die Sätze in §. 137: Wird zum Zähler und Nenner eines eigentlichen oder uneigentlichen Bruchs Gleiches addirt: so wird der Bruch im ersten Falle grösser, im letzten kleiner; und wird vom Zähler und Nenner eines eigentlichen oder uneigentlichen Bruchs Gleiches subtrahirt: so wird der Bruch dort kleiner, und hier grösser; allein sie werden hier nicht in voller Allgemeinheit, sondern nur praktisch bewiesen. Alle Divisionsfälle S. 141 u. f. sind gut entwickelt, und mit belehrenden Beyspielen erläutert; nur dürfte auch hier Manches kürzer gefasst seyn. Sehr empfehlenswerth ist die Methode in §. 144, solche Aufgaben, welche gewöhnlich einen Ansatz der Regel de Tri erfordern, durch blosse Multiplicationen aufzulösen. Sie geben ein abgekürztes Verfahren an die Hand, und bilden den Geist des Schülers mehrseitig aus. Zur Probe müssen wir zwey kleine Beyspiele ausheben. S. 178. No. 15: „200 Mann haben 6 Wochen lang zu essen; wie viele werden vom nämlichen Vorrathe 2½ Wochen lang leben können? Antwort: 525 Mann. Die Zahl 200 Mann muss eben so oft in der unbekannten Zahl stecken, als die kleinere Zeit 2½ in der grösseren 6. Nämlich ist 2½ Divisor.

$$\frac{25}{1} \text{ M.} \times \frac{3}{1} \times \frac{7}{15} = \frac{525}{1} = 525 \text{ Mann.}$$

N. 20: Ein Band ist 121½ genfer Ellen lang, wie viele Ellen würde es haben, wenn es nach der köllner gemessen würde, da auf diese 308, auf die genfer Elle aber 527½ pariser Linien gehen? Antw. 208½ Ellen. Die Zahl der genfer Ellen muss in der unbekannten Zahl der köllner Ellen so oft enthalten seyn, als die Zahl der pariser Lin., welche auf die ungleich kleinere köllner Elle gehen, in der Zahl der Lin. steckt, welche man auf die grössere genfer Elle rechnet. Folglich ist hier 308 Divisor.

$$\frac{243}{2} \text{ E.} \times \frac{1055}{2} \times \frac{1}{308} = \frac{256965}{1232} \text{ E. u. f. w.}$$

Die Natur der zehnthelligen Brüche ist nebst den einfachsten Rechnungsarten damit streng und fasslich entwickelt, auch durchgehends mit passenden Beyspielen durchflochten. — Wir wünschen die baldige Fortsetzung und Vollendung dieses Werks, bey dessen fernerer Ausarbeitung wir dem Vf. eine gedängtere Kürze seines Vortrags wohlmeinend empfehlen. Δ

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 J U N I U S, 1810.

G E S C H I C H T E.

LONDON, b. Miller: *A History of the early part of the reign of James the Second; with an introductory chapter.* By the right hon. Charles James Fox. To which is added an appendix. 1808. LI, 277 und CLVIII S. 4. (Demy — Paper — one Pound sixteen Shillings, Boards.)

Das Andenken an *Fox's* Leben und Thun ist noch zu neu und zu lebendig in Aller Gemüther, als daß es erlaubt wäre, durch irgend eine Erinnerung an den großen Staatsmann aufmerksam zu machen auf den Schriftsteller. Seit es bekannt ward, daß *Fox* sich mit einem Werk über die Geschichte seines Vaterlandes beschäftigte, waren die Gebildeten aller Länder und Völker, die ihn kannten, auf dasselbe gespannt. Von seinem Feuereifer für Menschlichkeit und Recht, von seiner Liebe zu gesetzmäßiger Freyheit, von seiner Achtung für Alles, was Menschen und Nationen Würde und Ehre giebt, von seinem hohen Sinn, seiner viel erprobten Freymüthigkeit, und von der Kraft und Klarheit seiner Rede — erwarteten sie ein Werk, ausgezeichnet in Sinn und Darstellung. Ihm war ja vergönnt, was wenigen Geschichtschreibern der neueren Zeit vergönnt wird, den großen Geist zu bereichern durch eine große Erfahrung! Und wenn es wahr ist, daß die Geschichtschreibung nur da ihre Höhe erreichen kann, wo die Verhältnisse des Staats öffentlich verhandelt werden, wo dem Schriftsteller Theilnahme an den Angelegenheiten des gemeinen Wesens verstattet wird, wo ihm möglich bleibt, das inwohnende Gemüth im reichen Leben zum großen Charakter zu bilden, und wo rückfichtslose Freyheit erlaubt ist in Rede und Darstellung: woher sollte denn ein vollendetes historisches Werk anders zu erwarten seyn, als aus England, von einem Mitgliede des Parlaments, welches, ungeachtet aller Mißbräuche, die eingerissen seyn mögen, doch immer die ehrwürdigste Versammlung der neueren Zeit gewesen ist, noch ist, und auch wohl bleiben wird? Die Angelegenheiten des Vaterlandes, die *Fox* in einer kurzvollen Zeit zu leiten übernahm, zuerst, dann aber sein frühzeitiger Tod, haben ihn freylich verhindert, seinem Werk in Umfang und Darstellung die Vollendung zu geben, die er demselben bestimmt hatte, und zu geben fähig war; es ist nur ein Bruchstück, was wir erhalten, nur der Anfang dessen, was er beabsichtigte. Aber das Bruchstück ist groß genug, um uns fühlbar zu machen, wie viel wir verloren ha-

ben, und in uns den lebendigsten Schmerz zu erregen über die Unvollendetheit des Ganzen, einen Schmerz, dem gleich, der edle Seelen durchdringt, wenn sie bey'm Lesen der Schriften des Alterthums auf Stellen stoßen, an welchen die verwüstende Zeit ihre Kraft geübt hat, vielleicht um durch denselben spätere Geschlechter anzutreiben, zu ergänzen, zu übertreffen, was von den früheren verloren oder geblieben ist: Auch im Torfo wird der Herkules erkannt! Die Leser unserer Blätter werden es gewiß nicht ungern sehen, wenn wir, ehe wir von dem Werke selbst weiter reden, einige Nachricht von den Umständen geben, unter welchen dasselbe entstanden ist, und von den Grundsätzen, die der erlauchte Vf. dabey befolgt hat, oder befolgen wollte. *Fox's* Freund, *Lord Holland*, hat uns durch seine Zuschrift, „an den Leser“ zu dieser Nachricht veranlaßt, die uns durch *Fox's* Namen und Ansehen um so bedeutender scheint, je lebhafter jetzt unter uns über die Grundsätze der Historiographie gesprochen wird.

Ermüdet wahrscheinlich über den Gang der öffentlichen Angelegenheiten kam *Fox* auf den Gedanken, sich zurückzuziehen, seinen Sitz im Parlament aufzugeben, und sich zu erholen in der ruhigen Beschäftigung mit den Wissenschaften. Im J. 1797 sprach er davon öffentlich im Parlament. Aber seine Freunde vermochten ihn, den öffentlichen Geschäften nicht ganz zu entsagen, sondern zufrieden zu seyn mit häufigerem Aufenthalt auf dem Lande. In dieser ländlichen Muse, die er den Wissenschaften überhaupt widmete, und besonders der Dichtkunst, welcher er stets mit jugendlichem Feuer zugethan blieb, entstand in ihm der Wunsch, durch ein bedeutendes Werk vor Welt und Nachwelt diese Zurückgezogenheit zu entschuldigen und berühmt zu machen. Kein Werk aber konnte seinen Kenntnissen angemessener, für sein Streben passender, seines ganzen Lebens würdiger scheinen, als ein historisches, und dem Freunde des Vaterlandes, dem Vertheidiger albrittischer Freyheit, lag das Vaterland am nächsten. Durch ein Werk über die englische Geschichte durfte *Fox* hoffen, Lehrer seiner Zeitgenossen und der Nachwelt zu werden, und sich einen unvergänglichen Ruhm zu erwerben. Und welchen Abschnitt in der vaterländischen Geschichte hätte er da zweckmäßiger wählen können, als jene Wendung der Dinge, durch welche, nach dem Ausdruck eines großen deutschen Schriftstellers, erst eigentlich englische Nationalfreyheit wahrhaftig gegründet ward? Jene Wendung, die, nach den heillosen Zeiten der letzten *Stuarts*, deren Tyranny so

unverständlich als grenzenlos, deren Regierung so schmachvoll und schändlich war, den großen *Oranier* auf den brittischen Thron brachte? Die Revolution von 1688 war ja „der hohe Triumph der Sache, welcher *Fox* sein öffentliches Leben geweiht hatte; und in Betrachtung ihrer Entwicklung mußte er nothwendig die Grundsätze wieder erkennen, die sein politisches Verfahren geleitet hatten.“ War sie nicht der glorreichste Vorgang in der vaterländischen Geschichte? Gab ihre Darstellung nicht die schönste Gelegenheit, seine Mitbürger von der wahren Natur ihrer Verfassung zu unterrichten? Vergönnte sie nicht den Mitlebenden gewisse Wahrheiten lebendig vor die Seele zu rücken, die in unserer drangvollen Zeit darum am heilsamsten seyn möchten, weil sie erquicklich und labend sind, daß nämlich aus Unheil und Verworfenheit, hervorgebracht durch der Menschen verkehrten Sinn u. Leidenschaft, sich schöne Folgen, Freyheit und Menschlichkeit entwickeln mögen für spätere Geschlechter? Und war nicht grade dieser Vorgang von früheren beliebten Schriftstellern auf eine Weise dargestellt, die ihn in einem falschen Lichte zeigen mußte? Aber mit der Revolution selbst konnte, wie *Fox* bald fand, der Anfang nicht gemacht werden. Sie ging aus dem früheren Zustande des Reichs hervor. *Jakobs II* sündhafte Regierung mußte vorausgehen, und *Karls II* schmachvoll-traurige Zeit mußte wenigstens im Allgemeinen geschildert werden. Wenn auch *Bolingbroke* nicht die entgegengesetzten Absichten der beiden Parteyen vermengt hätte, und wenn auch von „*Hume's* Parteylichkeit keine falschen Eindrücke von diesen Regierungen zu fürchten gewesen wäre“: so würde er doch schwerlich umhin gekonnt haben, so weit zurück zu gehen, wenn er dem Interesse seines Buchs nicht selbst hatte schaden wollen. Als das Ende des Werks dachte er die s. g. *Act of Settlement*; aber wahrscheinlich würde er da nicht stehen geblieben seyn, wenn das Schicksal ihm Zeit und Kraft verliehen hätte, weiter zu gehen. Denn er fühlte ja schon täglich mehr den Reiz historischer Forschung: er wurde immer weiter und weiter gezogen, und wußte selbst nicht, wo er endigen sollte!

Das Erste, das dem Geschichtschreiber obliegt: *genaue Erforschung der Thatfachen*, wurde von *Fox* mit größter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit unternommen. Es war bey ihm Grundsatz, von allen Erzählungen früherer Historiker der Quelle nachzuspüren, aus welcher sie geschöpft hatten; und bey dieser Nachspürung fand er bald, „daß erstaunlich viele Thatfachen angeführt waren, für welche sich nicht die geringsten Beweise auffinden ließen.“ Der hochgepriesene *Hume*, dessen parteyische und wohlgeschminkte Geschichte der Stuarts auch wohl unter uns als die Krone seines Werks gerühmt zu werden pflegt, wurde ihm gar bald verdächtig. Er fand, daß er „theatermäßig, falsch, parteyisch, beschönigend“ dargestellt hatte. „*Hume* sagt *Fox*, war ein vortrefflicher Mann, von großen Geisteskräften, aber seine Vorliebe für Könige und Fürsten ist uner-

träglich. Ja, sie ist, nach meiner Meinung, durchaus lächerlich, und gleicht mehr der albernen Bewunderung, die Weiber und Kinder zuweilen für Könige hegen, als der, wahren oder falschen, Meinung eines Philosophen.“ Und seine Geschichte beweiset, daß er *Hume* nicht Unrecht gethan hat! Eben so fand er, daß die bekannten Urkundensammlungen von *Dalrymple* und *Macpherson* keineswegs weitere Untersuchungen überflüssig machten; besonders mißtraute er dem Letzteren, der durch seinen *Ossian* so gerechten Grund zum Mißtrauen gegeben hatte. Er wünschte daher, die Urkunden selbst zu sehen, aus welchen jene Schriftsteller ihre Auszüge gemacht hatten. Zu dem Ende, und um sonst aufzufinden, was möglich, begab er sich 1802 nach Paris. Der erste Gegenstand seiner Nachforschung sollten hier die Handschriften seyn, die aus jener Zeit lange im schottischen Collegium aufbewahrt worden waren. Er vermuthete freylich schon vorher, daß diese Handschriften durch die Revolution auch vernichtet seyn könnten; aber „weil es doch am besten ist, wenn man eine Urkunde nicht zu sehen bekömmt, zu wissen, daß sie verloren ist:“ so hoffte er wenigstens heraus zu bringen: worin diese Handschriften eigentlich bestanden, und was *Macpherson* davon gesehen. In der That bestätigte sich nicht nur jene Vermuthung vollkommen, sondern er kam auch über diese Punkte zur Gewisheit. In vier Folio- und zehn Quarto-Bänden, die man bey dem Ausbruche der Revolution von Paris nach St. Omer gebracht hatte, um sie nach England hinüberzufenden, die aber in St. Omer, aus Furcht vor Verfolgung, den Flammen übergeben worden, hatte die Sammlung größten Theils Handschriften von *Jakobs II* eigener Hand enthalten, ferner Briefe von den Ministern *Karls II* an *Jakob*, und Briefe von dem ersten an den letzten, als Herzog von York. Dahey brachte er „eine Betrügerey von *Macpherson* heraus, die eben so unverschämmt war, als der *Ossian* selbst.“ Denn er fand, daß neben *Jakobs* eigenen Handschriften noch eine fremde Erzählung, aus jenen verfertigt, existirt hatte, und erfahrt von unbezweifelter Autorität, daß *Macpherson* nur diese Erzählung, niemals aber die Handschriften selbst gesehen habe: selbst von *Carte* wurde es ihm zweifelhaft. „*Macpherson's* Unverschämtheit, einen solchen Betrug zu wagen, zu einer Zeit, da fast ein Jeder ihn hätte entdecken können, würde bey jedem Andern unglaublich gewesen seyn, wenn nicht der innere Beweis der Auszüge gegen ihn durch das Zeugniß der vornehmsten Personen im Collegium bestätigt würde.“ Die Erzählung übrigens besitzt der römisch-katholische Bischof in Edinburgh, D. *Cameron*. — Reicher war die Ausbeute, die *Fox* aus einer andern Nachforschung zog. Er wünschte nämlich die Originalbriefe *Barillons*, der bekanntlich *Ludwigs XIV* Gesandter am englischen Hofe war, zu sehen, weil *Dalrymple* sich oft auf sie beruft, ohne sie mitzutheilen. Und mit einer ruhmwürdigen Liberalität verstattete ihn die französische Regierung den Zutritt zu dem *Depôt des affaires étrangères*, wo sie sich befan-

den, und erleichterte ihm auf alle mögliche Art die Mittel, die Papiere, die ihm wichtig schienen, zu sehen und abzuschreiben. Fox unterließ nicht, diese Erlaubniß zu benutzen; nicht nur *Barillons* Briefe, „die ihm werth schienen mit Gold auf gewogen zu werden.“ wurden abgeschrieben (und sie sind im Appendix dem Werk in der Originalsprache angehängt, meist insofern sie nicht durch *Datrymple* bekannt waren), sondern auch die Briefe von *d'Avaux*, französ. Gesandten in dem Haag, wurden copirt. Von der Correspondenz des spanischen Gesandten hingegen, *Don Pedro Ronquillo*, konnte nichts aufgetrieben werden. Ausserdem suchte Fox auf alle Weise Nachrichten aufzufinden, und darin waren ihm besonders Lord *Lauderdale* und Herr *Laing*, der ihm durch seine Geschichte von Schottland, die er „einen wahren Schatz“ nannte, behülflich. Die Zeugnisse aber, die zusammengebracht waren, wurden mit grosser Gewissenhaftigkeit gegen einander abgewogen, ehe sie niedergeschrieben wurden; aus den gesammelten Notizen mußte sich erst die Lage und der Zusammenhang der Erscheinungen zu einer lebendigen Gestalt vor seiner Seele gebildet haben, ehe er es unternahm, sie darzustellen. Was nun die *Composition* selbst betrifft: so legte Fox von der Historiographie die würdigsten Begriffe. Er stellte mit Recht die Geschichtschreibung über die Redekunst, wiewohl er ihr mit eben so grossem Rechte die Dichtkunst vorsetzte. Unter uns, wo man erst ganz neuerlich angefangen hat, die Geschichtschreibung nicht für das allerleichteste zu halten, dürfte diese Meinung eines Mannes, der unter den ersten Rednern der neueren Zeit gegläntzt hat, Manchen auffallen. Über Dichtkunst, über Beredbarkeit wird in manchen Schulen Deutschlands gelehrt; giebt es aber irgend eine hohe oder niedere Schule, in welcher Anweisung zur Historiographie gegeben würde? Nach Lord *Hollands* Versicherung hatte Fox den Plan zu seinem Werke ganz nach dem Muster der Alten angelegt. Er konnte keine Noten leiden, sondern glaubte, „dafs Alles, was ein Historiker sagen wolle, als Theil einer zusammenhängenden Erzählung aufgeführt werden, und nie den Anschein einer Abschweifung annehmen müßte, und noch weniger den einer angehängten Abhandlung.“ Er hielt daher für seine Pflicht „die Berichterung der Thaten, wie sie erfolgten,“ oder, wie er sich auszudrücken pflegte, „die Erzählung der Mähr jener Zeiten.“ Aber bey dieser Ansicht möchte Fox wohl nur zur Hälfte Recht haben. Durch die reine und einfache Anzeige: „so war's, so geschah's“, ohne Vorschauen, Rückblick, Umsicht, Zusammenfassung und Vergleichung, würden allerdings dem verständigen Leser der Zusammenhang der Dinge, ihre Ursachen und ihre Folgen vor die Seele gebracht werden können, und die Resultate, die sich daraus ergeben, die Lehren der Weisheit für Menschen und Staaten könnten einem solchen Leser selbst ausziehen und zu bilden überlassen bleiben. Aber einmal würde eine solche Erzählung durch ihre ewige Eintönigkeit unerträglich langweilig, und diese Langweiligkeit würde zwey-

tens noch durch unmässige Weitläufigkeit vermehrt worden, wenn nicht die Sachen in einem ganz falschen Lichte, wenn nicht oftmals das Laster als Tugend und die Unpolitik als Weisheit erscheinen sollte. Bey den einfacheren Verhältnissen der alten Staaten wäre eine solche reine Erzählung gewifs leichter möglich gewesen, als in der neueren Zeit; und doch findet sie sich bey den Schriftstellern des Alterthums keineswegs. Diese konnten allerdings die Darstellung objectiver halten, als die neueren. Bey der Öffentlichkeit aller Geschäfte konnten sie, wie *Thucydides*, die verschiedenen Ansichten der Ereignisse, die Beweggründe der menschlichen Thaten, die Maximen und Resultate in den Reden aussprechen, welche sie einzuschalten so schöne Gelegenheit fanden: dadurch konnten sie die eigentliche Erzählung vereinfachen und reinigen. Bey der Verslossenheit der Cabinetter aber, in welchen in neuerer Zeit die öffentlichen Angelegenheiten bestimmt werden, ist dieses selten verstatet. Zwischen der alten und neueren Historiographie findet in dieser Rücksicht derselbe Unterschied Statt, der bey der alten und neuen Tragödie in die Augen fällt. Die Verhältnisse unseres öffentlichen und Privat-Lebens haben den Chor von der Bühne verdrängt, und der Mangel des Chors hat in unseren Tragödien eine viel tiefere Entwicklung der Charaktere, ein grösseres Bewusstseyn in den handelnden Personen nöthig gemacht, und den Dichter, der sonst nur im Chor erschien, gezwungen, sich überall zu zeigen, und die Rolle des Chors unter die Handelnden zu vertheilen. Dieselben Verhältnisse haben unseren Geschichtschreibern die öffentlichen Reden entzogen, und der Mangel derselben hat eine ähnliche Abweichung in der Behandlung der Geschichte nothwendig gemacht. Die Alten sind zum Theil allerdings musterhaft; aber wer sie zum Muster nimmt, darf nie die Relation vergessen, in welcher sie zu ihrer Zeit standen. Fox selbst scheint uns auch in der That bey seinem Werke seine Grundsätze in dieser Rücksicht vergessen zu haben. Er gleicht in der Art, wie er die Sachen giebt, weit mehr den Neueren, zu welchen er gehört, als den Alten, die er bewunderte; weit mehr *Humen* als *Thucydides*. Er bringt nämlich einen subjectiven Zusammenhang in die Erscheinungen, die Thaten der Menschen psychologisch erklärend, abwägend, richtend. Es ist nicht eine objective Welt, die aus dem Spiegel seiner Seele, wenn so zu sagen erlaubt ist, rein und klar und in vollendeter Gestalt zurückstrahlt, sondern es ist die Gestaltung, was er zeigt; er setzt das Gemälde zusammen, vereinigt die einzelnen von aussen gegebenen Theile zu einem subjectiven Bilde, und bringt so dem Leser das Ganze vor die Seele. Und gewifs, die rein objectiv gehaltene Erzählung mag hohes Lob verdienen; aber die subjectiv rätsonnirnde verdient zuverlässig keinen Tadel, und ist in der neueren Geschichtschreibung vielleicht anwendbarer. Nur das ist zu fodern, dafs es überall erkennbar bleibe, was der Historiograph als Erscheinung empfangen hat, und was in der Darstellung hinzugekom-

men ist aus dem eigenen Geiste. — Was *Foxes* Schen vor den Noten betrifft: so versteht sich von selbst, daß er damit nicht die Angabe der Quellen gemeint haben kann; er tadelt ja *Hume*, *Rapin* u. A. bitter über die Anführung von Thatfachen, für welche sie keine Beweise geben, sondern es sind offenbar Noten gemeint, welche Reflexionen, Erinnerungen, Vergleichen, Lehren, Resultate enthalten, zu welchen die Erzählung Veranlassung giebt; oder univervelle Ansichten und Zurückbildungen des Besonderen zum Allgemeinen. Aber auch hier möchte *Fox* einseitig seyn. Hätten die Alten solche Bücher gehabt, wie wir: so möchten sie sich auch wohl mehrfältig Noten erlaubt haben. Wir verschmähen, wie, wenn wir nicht irren, *Johannes Müller* irgendwo bemerkt, die Scholien unbekannter Grammatiker zu den Schriften des Alterthums nicht: warum sollten wir denn nicht Scholien von den Schriftstellern selbst wünschen? Wer sie nicht will, kann sie ja ungelesen lassen. Uns kommt vor, als habe *Fox* sich durch seinen Unwillen auf *Hume*, welcher durch den goldgestickten Schleyer, den er über die hässlichen Blößen der Stuarts geworfen, ihn einmal gereizt hatte, zu dieser schiefen Ansicht verleiten lassen. Dieser Schriftsteller hat seine Erzählung bekanntlich mit besonderen Abhandlungen (*Appendices*) ausgestattet, in welchen er die Sitten der Zeiten, die Gesetze, das Gerichtswesen, kurz den eigentlichen Stand der Cultur darzulegen, zu entwickeln, zu erklären sucht. Gegen diese Abhandlungen, die unter uns Nachahmungen gefunden haben, und die allerdings mehr kritische Versuche zur Erklärung historischer Probleme als eigentliche historische Darstellungen sind, scheint *Foxes* Grundsatz ursprünglich gerichtet zu seyn, und er möchte wohl nicht Unrecht haben, daß es besser wäre, sie wären in die Erzählung verwebt. Von der anderen Seite aber ist doch auch nicht zu leugnen, daß in entfernteren Zeiten viele Erscheinungen in dem Leben der Völker vorkommen, deren Entstehung und Entwicklung nicht ausmachen sind, und die deswegen kaum mit der Geschichte der Regenten und der Kriege, oder mit der äußeren Geschichte der Völker in Verbindung gebracht werden können. Die Zeiten Jakobs II. machten freylich solche Anhängsel nicht nöthig!

Den Unterschied zwischen der Kunst zu schreiben und der Kunst zu reden bestimmte *Fox* auf folgende Art; wir theilen die Stelle mit, weil sie uns von solch' einem Redner und Schriftsteller merkwürdig scheint: „Der Unterschied besteht nicht sowohl in der Sprache oder Diction, als in der Anordnung der Gedanken, der Länge und dem Bau der Sätze, und, nach einem gewöhnlichen Ausdruck öffentlicher Redner, in der Art einen Gegenstand zu stellen

(in the mode of putting an argument): Ein Schriftsteller muß, um seine Klarheit zu erhalten, getrennt und besonders diejenigen Theile eines Vortrags stellen, die der Redner durch Modulation der Stimme und mit Hülfe der Gesticulation auf einmal vor den Blick zu bringen vermag, ohne seine Zuhörer zu verwirren. Häufige Anspielungen, die bey dem Sprechen die glücklichste Wirkung hervorbringen, machen bey dem Schreiben den Sinn dunkel und unterbrechen die Einfachheit des Vortrags. Selbst jene unerwarteten Wendungen, jene Schläge des Witzes, die, plötzlich hervorbrechend, eine öffentliche Versammlung blenden und entzücken, erscheinen kalt und leblos, wenn sie mit Bedacht niedergeschrieben sind.“

Bey diesen gewiß richtigen Grundsätzen konnte *Fox* natürlich keine andere Schönheit des Styls erstreben, als höchste Einfachheit im Ausdruck und Bau der Sätze, frey von allem rednerischen Schmucke, aber nicht ohne Leben und Wärme. Und wirklich ist es zu bewundern, wie es dem großen Redner gelungen ist, sich so ganz zu verleugnen, daß sein Werk wenige Spuren von der Kunst zeigt, die in ihm zu leben, der er so ganz anzugehören schien. In schöner Klarheit und ruhiger Kraft fließt der Strom seiner Rede, ohne Flimmer, überraschende Wendungen; künstlichen Nachdruck, sondern angemessen den Gegenständen, die dargestellt werden. Wer von der Lectüre des *Gibbon* zum *Fox* überginge, der müßte sich seltsam überrascht fühlen, und wenn er es geliebt hat, auf den hochhängenden Pfaden zu wandeln, die jener Schriftsteller ihn führt: so möchte ihm der feste Schritt auf gefährlosem Wege, der ihm bey diesem erlaubt ist, vielleicht nicht gefallen; wenn er sich in der mit tausend Essenzen geschwängerten Luft des ersteren behaglich gefühlt: so möchte ihm die reine Atmosphäre des letzteren etwas fade vorkommen. Aber mit welcher Mühe hat *Fox* diese Gemeinheit erstrebt! Unsere Historiker, die täglich ein seitgelestes Pensum von einem Bogen schreiben, aber verlegen seyn würden, wenn sie unvorbereitet zehn Worte öffentlich sprechen sollten, werden es unglaublich finden, daß der feurige rasche Redner einer der langsamsten Schriftsteller war, daß er jeden Ausdruck sorgfältig wählte, jede Wortfügung scharf ins Auge faßte, daran änderte, besserte, um sie frey zu machen von jedem Gezier, und daß er nicht einmal sich selbst traute, sondern das Urtheil seiner Freunde entscheiden ließ, ob man in seiner Schrift noch den Redner erkennen möge! — Unter solchen Umständen, mit solchen Grundsätzen hat *Fox* es unternommen, einen Abschnitt der Geschichte seines Vaterlandes zu beschreiben. —

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. Ohne Anzeige des Druckorts: *Fünf gemeinnützig von einem Gutsbesitzer durch vieljährige Erfahrung erprobte Recepte.* (5 Gr.)

Diese fünf Recepte sollen 1) zur Vertreibung der Fliegen, 2) der Maulwürfe und Erdmäuse, 3) der Raupen, Schnecken und Erdhörnchen, 4) der Feuerwürmer oder Schwaben genannt,

desgleichen aller Heimchen, Ameisen und Wanzen, 5) der Ermläuf, dienen. Die angegebenen Mittel können von Nutzen seyn, wenn sich der V. überall die Mühe geben will, es verfertigte Medicin den Thieren einzugeben. — Das ist wieder eine elende Prellerey. Man sollte dergleichen verfertigte Waare im Buchhandel nicht mehr aufnehmen. B.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 J U N I U S , 1 8 1 0 .

G E S C H I C H T E .

LONDON, b. Miller: *A History of the early part of the reign of James the second; with an introductory chapter.* By the right hon. Charles James Fox cet.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das Buch besteht aus 3 Capiteln. Das erste, als *Einleitung*, geht bis auf den Tod *Karls II.*, und ist unstreitig am sorgfältigsten ausgearbeitet, wiewohl der Vf. noch immer glaubte, „dass es nach Allem einer Rede ähnlicher sey, als es seyn sollte.“ Vor- aus einige Reflexionen über die frühere Zeit von *Heinrichs VII* schlauer Politik bis *Karl I.*, oder bis gegen 1640. Darauf eine genauere Darstellung oder vielmehr Beurtheilung der nächsten Periode, die so unendlich reich ist an wechselnden Erscheinungen. „Religiöse Streitsigkeiten, politischer Kampf in allen Formen und Stufen (ehrenwerthes Gegeneinanderstreben, nichtswürdige Parteyränke, Gewaltthätigkeit, Bürgerkrieg); Despotismus, zuerst durch einen Usurpator, dann durch einen erblichen König; die merkwürdigsten und heilsamsten Verbesserungen der Gesetze, und die sündhafteste Verwaltung derselben; mit Einem Worte: was nur einer Nation Glorreiches und Unglückseliges begegnen kann, das macht einen Theil dieses erstaunenswerthen und lehrreichen Gemäldes.“ Natürlich können wir hier nur Einiges aus- heben, das besonders auffällt. Die ersten Schritte des Parlaments, welches *Karl I* 1640 zu berufen sich gezwungen sah, verdienten Lob; es waren Ab- stellungen von Bedrückungen. Aber die Verfahrens- art gegen Lord *Strafford* kann keineswegs entschul- digt werden. Fox nennt ihn „einen großen Verbre- cher, der die schwerste Strafe wohl verdient hatte“, aber zur Abweichung von den heiligen Regeln des peinlichen Rechts, welchen Unschuldige ihre Sicher- heit und alles, was ihnen theuer ist, verdanken, war schlechterdings kein Grund vorhanden. Schon in die- sen ersten Urtheilen zeigt sich der Gegner *Hume's*. Nach diesem war *Strafford* nicht nur frey von Hochver- rath, sondern, „wenn man die menschliche Schwä- che bedenkt“; so war sein ganzes Verfahren unschul- dig und lobwürdig, und die ganze Darstellung des Processes ist so, dass Alle für den Grafen gewonnen werden. Dieselbe Verschiedenheit zeigt sich überall! Beym Ausbruche des Bürgerkriegs war das Recht ge- wis für das Parlament, aber damit ist dasselbe nicht gerechtfertigt, und am wenigsten kann es gebilligt

werden, dass es die Truppen zu Herren werden lies. Über die Hinrichtung des Königs, die man, wie die übrigen Mafsregeln, nicht als Handlungen des Par- laments, sondern *Cromwells* betrachten muss, wer- den einige vortreffliche Bemerkungen gemacht. An sich war sie eine viel weniger gewaltsame Mafsregel, als *Straffords* Hinrichtung, und muss aus zwey Gesichts- puncten angesehen werden; einmal ob sie gerecht und nothwendig, und zweytens ob sie heilsam oder ver- derblich war? Auf die erste Frage hatte *Hume* geant- wortet, dass auf Sicherheit der Republik, die man grün- den wollte, nicht zu rechnen gewesen seyn würde, so lange *Karl* lebte; Fox hingegen lässt dieses nicht gelten, und meint, mit Gefangenschaft oder Ver- bannung des Königs würde sie eben so gewiss er- reicht worden seyn. Indess sey ohne Zweifel unter den Arten, abgesetzte Fürsten aus der Welt zu schaf- fen, die von *Cromwell* erwähnte am wenigsten ehr- los. In Ansehung des zweyten Puncts aber wird bemerkt, dass die Hinrichtung in Rücksicht Englands (und warum sollte dieses Beyspiele für andere Völ- ker aufstellen, oder die peinliche Rechtspflege der Welt übernehmen?) die Hinrichtung des Königs durchaus unnütz gewesen sey; denn als Beyspiel konnte sie ja zu einer Zeit nicht dienen, wo man das Königthum abschaffen wollte. In der That hat sie auch in der Folge nichts gewirkt, als man die beiden Söhne *Karls* wieder auf den Thron setzte! Der Eindruck aber, den sie auf die Gemüther der Menschen machte, war für die Sache der Freyheit keineswegs günstig. *Karl* erhielt Gelegenheit, durch Standhaf- tigkeit und Frömmigkeit seinem Andenken eine Ach- tung zu verschaffen, die es sonst nicht gefunden ha- ben würde. Ehrfurcht und Mitleid für den Dulder gewann, wie es zu gehen pflegt, die Menschen für die königliche Sache; Haß und Unwille gegen seine Feinde erregten Abscheu vor der Sache der Frey- heit. Im Ubrigen glaubt der Vf., dass der seltsame Vorgang den englischen Charakter in den Augen der übrigen Nationen Europa's gehoben habe: Denn „die Schuld der That, nämlich dem König das Leben zu nehmen, würden die meisten Menschen an der Stel- le *Cromwells* und seiner Genossen auf sich geladen haben; was aber Glänzendes und Grosses in ihr ist, nämlich die Offentlichkeit und Feyerlichkeit der Hand- lung, das würden wenige darzulegen fähig seyn.“ — *Cromwell* erhält das gebührende Lob; die großen Eigenschaften dieses außerordentlichen Mannes zei- gen sich am besten darin, dass er, so lange er leb- te, ein System aufrecht zu erhalten vermochte, wel-

T t t

ches Vernunft und Vorurtheil einstimmig verdammen; die Vernunft, weil ihm die Freyheit fehlte, das Vorurtheil, als einen Mächtraub. Freylich war er kein *Washington*; aber dieser Charakter steht auch in einsamer Gröfse in der Geschichte (wir möchten an *Timoleon* erinnern!), und selbst in moralischer Rücksicht würde *Cromwell* wenig vorzuwerfen seyn, wenn er sich nicht mit dem verächtlichsten aller menschlichen Laster, der Heucheley, befleckt hätte. Nach seinem Tode zeigte sich, wie drangvolle Zeiten die Gemüther der Menschen herabstimmen können zu träger Gleichgültigkeit, so dafs sie einem Jeden die Macht zugestehen, der nur die Keckheit hat, sie zu ergreifen. Wie hätte sonst ein so elender Mensch wie *Monk*, dessen einzige Tugend persönlicher Muth gewesen zu seyn scheint, dessen ganzer Vorrath von Weisheit Verschlossenheit und Verstellung war (ein Urtheil, das doch wohl zu hart seyn dürfte, wenn gleich „*honest George Monk*“ von *Hume*, der selbst die Verstellung fast zur Tugend macht, in einem viel zu schönen Lichte dargestellt seyn möchte), zu einer so gewaltigen Macht kommen können, dafs er im Stande war, das Königthum wieder herzustellen, und *Karl II* auf den Thron seines Vaters zu setzen! Mit der Restauration beginnt ein Zeitraum guter Gesetze und schlechter Verwaltung. Der beste Augenblick der besten Verfassung, die je menschliche Weisheit entwarf: und es folgt eine Periode unerhörten Elends, nicht durch Pest oder Krieg bewirkt, sondern lediglich durch eine niederträchtige und gottlose Staatsverwaltung. Welch ein Feld zu Betrachtungen über die Weisheit der Menschen! So lange *Southampton* und *Clarendon* an der Spitze standen, würde freylich die Nationalfreyheit noch nicht angegriffen; aber sogleich nach dem Falle des letzteren ging *Karl* in die verderblichen Mafsregeln ein, von welchen er die unumschränkte Gewalt zu erhalten hoffte, die er auf die schändlichste Weise zu erhalten trachtete. Des Cabal-Ministeriums wird zwar gedacht, aber nur oberflächlich; wir hatten gehofft, etwas über die Motive zu hören, welche diese Männer zu ihrer unwürdigen Rolle verleiteten, aber darüber wird nichts gesagt, und aus einem Briefe, der in der Vorrede mitgetheilt wird, möchte man fast schliessen, dafs *Fox* über sie nicht im Reinen war; mit dem Grafen *Shaftsbury* war er wenigstens in Verlegenheit, und überhaupt kommt uns vor, als ob es ihm nicht gegeben war, eine Individualität recht lebendig aufzufassen. Über *Sir William Temple* indess, über *Johann de Witt*, über den *Prinzen von Oranien* wird schön gesprochen; sie erscheinen in der ganzen Gröfse und Reinheit, in welcher sie uns noch neuerlich dargestellt worden sind. Was die Kriege mit Holland betrifft: so ist zwar gewifs, dafs *Karl* sich auch zu dem ersten nicht durch politische Gründe bestimmen liess; aber wenn man vergisst, was später geschehen ist, wenn man an das Schreckbild der spanischen Übermacht denkt, welches damals noch drohend da stand, und sich erinnert, dafs *Ludwig XIV* seine glänzende Rolle da-

mals noch nicht angefangen hatte: so möchte der Krieg wohl nicht, wie der Vf. meint, gegen die natürliche Politik Englands gewesen seyn. Der zweyte Krieg hingegen hat an Schamlosigkeit und Unpolitik wenige seines Gleichen in der Geschichte, und es ist in der That fast unbegreiflich, wie er nicht Allen die Augen öffnete über *Karls* nichtswürdiges Streben. Die wunderliche päpstliche Verschwörung (*the popish plot*) wird natürlich, nach Abwägung der Gründe für und wider, für eine Erdichtung erklärt; aber *Fox* ist billig genug, sich auf die gelindere Seite zu neigen, und der Mehrheit derer, die sich thätig dabey bewiesen, lieber einen ausserordentlichen Grad von blinder Leichtgläubigkeit zuzuschreiben, als die vorsetzliche Bosheit, gesetzliche Ermordungen zu entwerfen und ausführen zu helfen. Und weiter darf gewifs nicht gegangen werden; denn aus *Temple's* Memoiren erhellt, dafs Mehrere nicht daran glaubten, dafs sie aber nicht wagten Vernunft zu zeigen bey dem allgemeinen Wahnsinn. „Indess bleibt die Versfahrungsart bey dieser Verschwörung stets ein unauslöschlicher Schandfleck für die englische Nation, woran der König, das Parlament, Richter, Juries, Zeugen, Kläger insgesammt, jedoch gewifs nicht gleichen, Antheil haben.“ Und wenn es wahr ist, wie *Temple* andeutet, dafs der König nicht daran glaubte: so mufs es um so mehr empören, dafs er sich nicht Einmal des Vorrechts der Begnadigung bediente. Wichtig und folgenreich scheint uns die Bemerkung, dafs das Haus der Gemeinen das Vermögen, den edeln und in manchen Stücken siegreichen Kampf für die Freyheit zu bestehen, wohl eigentlich seinem Betragen in der Verschwörungssache, also dem tadelswürdigsten Benehmen, verdankte. Es ist wenigstens auffallend und merkwürdig, dafs die *Habeas-corpus*-Acte, diese Vormauer gegen Tyranny, diese Schutzwehr der Freyheit des Einzelnen, wie kein Volk sie je beseffen hat, gerade aus diesen Zeiten des Ungefühls und der Leidenschaft, gerade aus diesen verfolgungsfüchtigen Parlamenten hervorgegangen ist. In Ansehung der Ausschliessungs-Acte erklärt sich *Fox*, als ächter Whig, für die Partey, welche *Jakob* die Krone schlechterdings verpagte, und ein Jeder wird eingestehen müssen, dafs diejenigen, welche zwar in die Thronfolge einwilligten, aber eine Schmälerung der Vorrechte der Krone verlangten, das grössere Übel erwählten. *Sir William Temple* wollte diese Schmälerung nicht zugeben, weil sie dem Geist der Verfassung entgegen sey: und er hatte gewifs in sofern Recht, als die Vorrechte der Krone nie etwas anderes als die Gerechtsame des Volks seyn sollen; Graf *Shaftsbury* hingegen wollte die Einschränkung nicht, weil sie gegen den Herzog nicht sichern könne: und *Fox*, der ja eben über eine Zeit spricht, die es ihm so fühlbar machte, wie wenig die Gesetze allein vermögen, konnte nicht anders, als ihm beypflichten. Und dann konnte man offenbar vernünftiger Weise nichts anderes wollen, als die Ausschliessung. Denn dafs diese nicht durchgesetzt werden würde, das

konnte man nicht mit Gewisheit, nicht einmal mit Wahrscheinlichkeit voraussehen; da sie aber nicht durchgesetzt ward: so mußte die Sache ungemein beytragen, durch Vereinigung der Hof- und Kirchen-Partey dem Könige zu der unumschränkten Gewalt zu verhelfen, die er immer erstrebt hatte. Wie bald fand nicht die Lehre von göttlichen Rechten und von unbedingtem Gehorsam überall Anhänger? und wie lange dauerte es, daß *Karl* seine Willkühr am Leben und Eigenthum seiner Unterthanen bewies? *Karls* tyrannisches Verfahren machte die Rye-house-Verschwörung nothwendig, und daher hat *Fox* wohl Recht, an ihrem Daseyn nicht zu zweifeln. Denn wie hätten edle Männer, wie *Russel* und *Sidney* „die gute alte Sache“ so schnell aufgeben sollen? Aber es wurden ihnen Zwecke beygelegt, die sie gewis nicht gehabt hätten. Nach Erwähnung der Hinrichtung dieser beiden Männer, „die dem Herzen jedes Engländers ewig theuer seyn, und die nur aufhören werden, ein Gegenstand der Verehrung zu seyn, wenn Englands Freyheit sich ihrem Ende naht“, wird eine Bemerkung beygefügt, die wir auszuheben uns nicht versagen können. *Hume* läßt beym Proceß *Sidney's* den König gar nicht erscheinen; nur nachdem jener auf eine abscheuliche Weise verurtheilt ist, äußert er, daß seine Begnadigung nicht als unerläßliche Pflicht vom Könige gefordert werden konnte. *Fox* erinnert an den Einfluss, den der König auf den Ankläger und Richter gehabt haben muß, und fügt denn hinzu: „über *Hume's* Darstellung dieses Gegenstandes kann ich stets nur mit großer Betrübniß nachdenken. Diese Stelle scheint mir die verwerflichste in seinem Buche. Ein Geist der Schmeicheley gegen verstorbene Fürsten ist zwar ziemlich frey von dem Verdacht eigennütziger Niederträchtigkeit, der mit Recht an derjenigen Schmeicheley haftet, die lebenden Monarchen gemacht wird; jedoch so wie jener in Rücksicht seiner Beweggründe viel schwerer zu erklären ist, als diese: so ist er auch in seinen Folgen viel verderblicher für das allgemeine Wohl der Menschheit. Furcht vor Tadel von Zeitgenossen wird auf Menschen von unumschränkter Gewalt selten großen Eindruck machen; sie werden sich nur zu oft schmeicheln, daß dieselbe Gewalt, die sie in den Stand setzt, das Verbrechen zu begehen, sie auch sichern werde gegen Vorwurf. Da demnach die Scheu vor Schande bey der Nachwelt, das Gewissen ausgenommen, der einzige Zwang gegen die Leidenschaften solcher Menschen ist: so ist es zu beklagen, daß diese letzte Schutzwehr, in der That schwach genug, noch auf irgend eine Weise geschwächt werden soll; und geschwächt muß sie werden, wenn nicht gänzlich niedergeworfen, da Tyrannen hoffen dürfen, an einem Mann wie *Hume*, nicht weniger ausgezeichnet durch die Redlichkeit und das Wohlwollen seines Herzens, als durch die Tiefe und Gesundheit seines Geistes, einen Vertheidiger zu finden für ihre gräulichsten Mordthaten“. — Daß des Menschen Herz

ein trozig und verzagt Ding ist, zeigte sich auch hier. Die willkührliche, tyrannische Regierung *Karls*, ohne Parlament und Einschränkung, brachte selbst die freygefinnten Engländer zu dem eifrigen Bekenntniß der Lehre, daß solch' eine Herrschaft von Gott komme, und die einzig taugliche sey. Unter dem wetteifernden Bestrebungen, sich als Anhänger der glorreichen Sache der Sklaverey aufzustellen, zeichnete sich besonders die Universität Oxford aus. Der Beschluß, der dieser gelehrten Innung beständig zur Schande gereichen wird, in dem sie den Grundsatz, auf welchem die Constitution Englands ruht, und die eines jeden freyen Landes ruhen muß, für aufrührerisch, ketzerisch und gottlos erklärte, wird von *Fox* als ein merkwürdiges Zeichen der Zeit mit Recht hoch hervorgehoben, da *Hume* desselben kaum erwähnt. Eben deswegen verdiente auch der Vorfall mit dem berühmten *Locke*, der damals im Christ-church-collegium in Oxford studirte, und auf bestimmten Befehl des Hofes von der Universität vertrieben ward, ohne Verschuldung und Untersuchung, ausführliche Mittheilung. Die Actenstücke sind in Anhang enthalten, und mögen beweisen, daß gegen willkührliche Gewalt der Mittelstand eben so wenig sicher ist, als der höhere. „Tyranny, gesättigt mit dem Blut der Großen und dem Raube der Reichen, mag sich herablassen, niederes Wildpret zu jagen, und einen friedlichen und unschuldigen Studenten zum Gegenstand ihrer Verfolgung zu machen.“ Übrigens war es kein Wunder, daß *Karl* durch die vielen Zuschriften, in welchen der Despotismus als vernunft- und bibelmäßig gepriesen ward, zu einer Zeit, da . . . *nunquam libertas gratior exstat, quam sub Rege* der Inhalt jedes Gassenliedes war, immer weiter ging, und, nachdem er so viele Ermordungen hatte verüben lassen, nun auch das Eigenthum und die bürgerlichen Rechte angriff, und die Freybriefe der Städte aufhob. Aber die alte gute Sache behielt nichtsdestoweniger ihre Anhänger, deren Herz der tiefste Kummer über das Unglück der Zeit trafs, und die mit schmerzlicher Verzweiflung den Untergang der Freyheit sahen. Da wir aber, setzt *Fox* hinzu, auch die spätere Zeit übersehen können: „so weiß ich nicht, ob die Geschichte uns eine nachdrücklichere Warnung gegen Verzagtheit aufstellen kann, als wenn sie uns berichtet, daß innerhalb einer kurzen Zeit nach diesen schrecklichen Tagen, in welchen Männer von der größten Standhaftigkeit, und nicht ohne Grund, verzweifelten, innerhalb fünf Jahren nach dem Tode *Sidney's*, der glänzendste Zeitpunkt der Freyheit erschien, den die Jahrbücher unseres Vaterlandes kennen.“ An die so oft wiederholte Anführung, daß der König sich in seiner unumschränkten Macht nicht glücklich gefühlte, und daß er deswegen seine Mafsregeln habe ändern, und ein Parlament zusammenrufen wollen u. s. w., scheint *Fox* nur etwa in sofern zu glauben, daß *Karl* mit solchen Veränderungen gedroht haben möge, um den faunseligen *Ludwig XIV* zur Ausbe-

zahlung der Pension, die er ihm gab, anzuhalten! — Die Charakterschilderung *Karls*, mit welcher *Fox*, nach hergebrachter Weise, seine Darstellung beschließt, haben wir allerdings mit Vergnügen gelesen; unter allen, die uns bekannt sind, möchte sie leicht die beste seyn, so wie sie von dem tiefen moralischen Sinn des Vfs. zeugt. Aber es kommt uns doch vor, als bleibe auch sie nur bey den Aufsenseiten stehen. Nach den einzelnen Handlungen *Karls* wird eine Reihe von Eigenschaften gebildet und diese ihm zugeschrieben, ohne daß ihr gemeinsamer Quell aufgesucht wäre. „Er war herrschsüchtig, ohne Ruhmbegierde, unsittlich, undankbar, niederträchtig, tückisch, rachsüchtig, grausam (*remorseless*); von der anderen Seite war er munter, freundlich, ohne Trotz und Hoffarth, höflich, von angenehmer Laune, gütig gegen seine Geliebten, liebevoll gegen seine Kinder, anhänglich an seinen Geschwistern.“ Gewiß, für alle diese Eigenschaften werden sich Handlungen in *Karls* Leben auffinden lassen; aber wie hingen sie zusammen, sie, die sich zum Theil zu widersprechen scheinen, in Eines Menschen Wesen? Uns kommt vor: wenn man *Karl II* als einen Menschen von leichtem, aber höchst eingeschränktem Geist, charakterlos und faul, denkt, und sich dann an die Umstände erinnert, unter welchen er lebte und gelebt hatte, und an die herrschenden Ideen der Zeit — wie nämlich das Schicksal seines Vaters und die eigene Gefahr in einem solchen Mann das tiefste, unbesiegbare Mißtrauen gegen sein Volk erzeugen mochte; wie *Ludwigs XIV* unbeschränkte Gewalt und die Unterwürfigkeit des französischen Volks ihm deswegen höchst wünschenswürdig scheinen mußte; wie er mit vielen seiner Zeitgenossen die Idee von der göttlichen Gewalt der Könige, die in seinem Hause so unverilgbar als unglücklich war, hegte; wie sein weltliches Interesse und das Bedürfnis seines Herzens in Collision geriethen, indem er seinen katholischen Sinn vor seinen protestantischen Unterthanen verbergen, und ihn in das Innere der Brust zurückpressen mußte, wo er zur Rache trieb; wie vielleicht die Kirche, zu welcher sein Herz hing, Manches als Sündlosigkeit darstellen, Anderes als verdienstlich anrechnen, für Anderes Vergebung verheissen mochte — denkt man *Karl* so, und erinnert sich hieran: so kommt uns vor, daß alle seine Handlungen erklärbar werden, von seiner unklugen Politik an, durch den plumpen Hohn bey *Russels* Urtheilung hindurch, bis zu seiner unschicklichen Schwatzhastigkeit. Daher möchten wir *Foxes* kernhaften Ausdruck: „Kurz, *Karl II* war ein schlechter Mensch und ein schlechter König,“ lieber so wenden: *Karl II* war ein schlechter König, und wenn er nicht ein erbarmungswürdiger Mensch gewesen wäre, so hätte er nicht ein so schlechter König seyn können.

Das 2 Capitel beginnt mit der ruhigen Thronbesteigung *Jakobs II*. Die Rede desselben im geheimen Rath, welche, ihrer Zweydeutigkeit ungeachtet, so großen Beyfall erhielt, wird mitgetheilt. Die

Torys triumphiren; die alten Minister werden bestätigt; von *Halifax*, *Rochester* und *Sunderland* wackere Schilderungen. Am interessantesten aber, und den König in seiner ganzen Erbärmlichkeit zeigend, ist die Erzählung von den Geldunterhandlungen mit Frankreich nach *Barillons* Depeschen. Sie zeigt, daß die schmachvolle Pensionirung, welche sich die letzten Stuarts vom französischen Hofe erbettelten, keineswegs mit der Kargheit des Parlaments zu entschuldigen war; denn die Geldbewilligungen desselben sollten nur dazu dienen, *Ludwigs XIV* Einfluß desto weniger kostspielig zu machen. Der französische Hof war ungemein darüber erfreuet, daß *Jakob* die alten Verhältnisse suchte, weil man die Einigkeit zwischen dem König und seinem Parlamente mit Recht fürchtete und zu verhindern suchte; noch mehr erfreuet aber war *Jakob*, als ihm *Barillon* 500,000 Livres überreichte, weil *Ludwigs* Übermuth gegen *Karl* in der letzten Zeit ihn besorgt gemacht hatte, er möchte sich um England nicht länger bekümmern wollen, und so möchte das große Werk des Despotismus unvollendet bleiben. Die Dankbarkeit des Königs für die elende Summe ist in der That so lächerlich, als sie ihn einem jeden Verständigen verächtlich machen muß; er dankte mit Thränen in den Augen, und sandte drey Minister nach einander, um den Dank wiederholen und seine Ergebenheit versichern zu lassen für diese zuvorkommende Liberalität und Großmuth. Höchst merkwürdig ist es unstreitig, daß unter den Personen, die das eckelhafte Geldgeschäft mit Frankreich weiter betrieben, *Godolphin* und *Lord Churchill* waren, und daß der letzte nach Paris gesandt ward, um *Ludwigs* ferneren Beystand zur Unterjochung Englands zu erbetteln, und ihm für die Pension an seinen Monarchen zu danken. Wer erstaunt nicht, grade diese beiden Männer in späterer Zeit mit so vielem Ruhm den spanischen Erbfolgekrieg führen zu sehen, *Godolphin* im Cabinet, *Churchill* als Herzog von *Marlborough* im Felde! Wie groß erscheinen sie hier! und wie klein zuvor! Und woher diese Verschiedenheit? Lag der Grund allein in dem größern Geiste ihres damaligen Gebieters? Nein; denn die Königin *Anna* stand noch unter ihrem Vater. Genossen sie etwa größeres Vertrauen? Keineswegs! Wo lag also die Ursache? Darin, „daß sie in dem einen Falle Werkzeuge eines Königes waren, der Fesseln gegen sein Volk schmiedete; in dem anderen aber Minister einer unabhängigen Regierung, die nach erleuchteten Grundsätzen handelte, und mit einer Kraft, zu welcher nur ein gewissermaßen republicanischer Staat fähig ist! Wie nachdrücklich muß die Betrachtung dieser beiden Männer in so entgegengesetzten Verhältnissen die Staatsmänner belehren, daß ein freyes und populäres Gouvernement wünschenswert ist, nicht nur für das öffentliche Wohl, sondern auch für ihre eigene Größe, und für jeden Gegenstand eines edlen Strebens!“

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 J U N I U S , 1 8 1 0 .

G E S C H I C H T E .

LONDON, b. Miller: *A History of the early part of the reign of James the second; with an introductory chapter.* By the right hon. Charles James Fox u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im Übrigen erfuhr Jakob noch weit schneller, als sein Bruder, Geringschätzung vom französischen Hofe; denn sobald Ludwig XIV ihn wieder in dem alten Gleise zu haben glaubte, übereilte er sich nicht mit der Ausbezahlung des Soldes. Und doch, wie mußte sich Jakob krümmen und drehen, um alle seine Schritte zu rechtfertigen, die dem großmüthigen Patron irgend hätten missfällig seyn können! Nicht selten mußte die Wahrheit geopfert werden, das Ehrgefühl aber immer. Und dennoch erhielt der König von seinen Unterthanen die schmeichelhaftesten Zuschriften; Adulationen, so knechtisch und ekelhaft wie die, welche Tacitus zur Zeit des Tiberius und später zu berichten hat, wurden verschwendet, und die Universität Oxford blieb auch diesmal nicht zurück: „ihre Religion gebiete Gehorsam gegen den Monarchen ohne Vorbehalt und Einschränkung.“ Um diese Stimmung zu erhalten, war es ja wohl natürlich, daß Jakob einige Versuche machte. Und was wollte er denn eigentlich? Nicht, wie man bisher behauptet hat, Einführung des Papstthums in England, sondern, wie jetzt aus Barillon gezeigt werden kann, *unbeschränkte Gewalt*, von welcher jene nur eine Folge seyn sollte. Ehe aber sein Verfahren in England weiter dargestellt wird, richtet der Vf. unsere Aufmerksamkeit auf Schottland, das alte Reich der Stuarts, wo das Parlament früher eröffnet ward, und wo dasselbe Ziel erstrebt wurde. Der Herzog von Queensberry, ein Manneben so eingenommen für die königliche Gewalt, als für die englisch protestantische Kirche, wurde als Statthalter dahin gesandt. Da das königl. Schreiben, welches dieser überbrachte, von den Mafsregeln, die unter der vorigen Regierung befolgt waren, den Glanz der königl. Macht, die Erhaltung der Religion, der Ruhe und Ordnung, abhängig macht: so werden diese Mafsregeln untersucht, und es folgt ein schaudervolles Gemälde von dem Zustande Schottlands unter der vorigen Regierung. Verfolgungen, Erpressungen, Ermordungen ohne Grenze und Mafs, bis die Menschen, zur Verzweiflung gebracht, in Aufruhr gerieten, und in Tod und Martern ihren Ruhm setzten.

J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

Queensberry verfolgte denselben Weg, und brachte diese Mafsregeln, an welchen der gegenwärtige König einen so grossen Antheil gehabt hatte, mit noch mehr Thätigkeit, Consequenz und Ausdehnung in Ausübung. Die Mordscenen, das Gemetzel unter unglücklichen Schwärmern, die es sich nicht nehmen lassen wollten, Gott auf ihre Weise zu verehren, sind scheusslich; man wird an die Zeiten fullaischer Proscriptionen und der republicanischen Hochzeiten erinnert. Und alle diese Gräuel wurden verübt für die bischöfliche Kirche der Protestanten; sie mußten also wohl einen anderen Zweck haben, als die Einführung der römischen Religion! In der That, wenn man diese Schändlichkeiten sieht, und dagegen die kriechende Adulation und die knechtische Ergebung des schottischen Parlaments: so wird man von so eigenen Gefühlen ergriffen, daß man kaum zu einem Urtheil kommen kann! Gleichen Sinn, wie das schottische, bewies auch das englische Parlament, welches Jakob mit einer, von ihm selbst verfertigten, Rede eröffnete, der er die trotzige Drohung hinzugefügt hatte, daß er ohne Parlament zu herrschen entschlossen sey, sobald dieses nicht für gut fände, sich zu fügen. Es fand aber für gut, sich zu fügen. So lange Jakob sich auf Geld- und überhaupt auf bürgerliche Sachen beschränkte, wurde Alles mit großer Einmüthigkeit bewilligt; und Hume, der das Gegentheil zu verstehen zu geben scheint, wird von Fox zurechtgewiesen, als den Charakter der Zeit falsch darstellend. Wenn aber die bischöfliche Kirche irgend in Frage kam: so konnte Jakob auf lebhaftesten Widerstand rechnen. Denn die Tories hielten zwar fest an dem Grundsatz der unumschränkten königlichen Gewalt, und hatten einen religiösen Abscheu vor allem Widerstand gegen den Monarchen; aber in der Rangordnung ihrer Begriffe stand doch die Kirche obenan, und daher war es keine Abweichung von ihren Grundsätzen, daß sie in der Folge den König fahren ließen, als sie die Kirche nicht mit ihm retten konnten. Die Whigs hingegen waren in dieser Zeit zu schwach; sie hatten wohl richtige Begriffe von Freyheit, aber sie durften nicht hoffen, dieselben geltend zu machen. Und so war es nicht zu verwundern, daß ganz England sich mit einer, in diesem Lande beyspiellofen, Unterwürfigkeit vor dem Despoten beugte.

Das dritte Capitel beschäftigt sich ausschliessend mit den Unternehmungen des Grafen Argyle und des Herzogs von Monmouth, um das Joch ihres Vaterlandes zu zerbrechen, deren unglückliches Ende aber die Gewalt des Königs zur höchsten Stufe zu bringen

Uuu

schien. Die Darstellung dieser Geschichten ist vortrefflich, besonders so weit sie *Argyle's* betreffen. Eigentlich neue Nachrichten sind wenig oder keine mitgetheilt; aber durch die Zusammenstellung und Beurtheilung des Bekannten ist das Ganze in ein neues Licht gestellt, sind neue Aufschlüsse über den Charakter der Zeit, jener edlen Männer und des Königs gegeben. Nur eine gefühllose Seele wird ohne Thränen die Hinrichtung *Argyles*, und ohne Grausen die des Herzogs lesen können. Aber zu weiteren Bemerkungen giebt die Darstellung auch weniger Veranlassung. Darum sey uns noch erlaubt, nur Eine von den vielen mitzutheilen, mit welcher *Fox* seine Erzählung ausgestattet hat. Bey Beurtheilung der ganzen Unternehmung *Argyles* heisst es: „Der Erfolg, ist gehässiger Weise behauptet worden, bestimmt allein den Unterschied zwischen dem Verräther und dem Erlöser seines Vaterlandes. Eine vernünftige Wahrscheinlichkeit des Erfolgs, das mag man mit Wahrheit sagen, unterscheidet die wohlüberlegte Unternehmung des Patrioten von den raschen Entwürfen des Störers der öffentlichen Ruhe. Erfolg zu erzwingen, ist nicht in des Menschen Gewalt; aber Erfolg zu verdienen, durch Wahl der rechten Zeit sowohl als des rechten Gegenstandes, durch die Klugheit der Mittel nicht weniger als durch die Reinheit der Absichten, durch eine Sache, nicht nur in sich selbst gerecht, sondern auch wahrscheinlich allgemeiner Unterstützung gewiss, ist die unerlässliche Pflicht dessen, der sich in einen Aufstand gegen eine bestehende Regierung einlässt.“

Durch die von diesem Werk erschienene Übersetzung:

HAMBURG, b. Hoffmann: *Geschichte der früheren Regierungszeit James des Zweyten*; mit einem einleitenden Capitel. Von *Charles James Fox*. Übersetzt von D. W. Soltan. 1810. XLVI und 262 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

verdient Hr. Soltan unstreitig unseren Dank für die Mittheilung eines Werks, das gewiss zu den besten gehört, die England in den letzten Zeiten hervorgebracht hat, und das, bey der Aufhebung auch des literarischen Verkehrs, nur noch Wenigen unter uns zu lesen vergönnt war: der hohe Preis möchte auch in besseren Zeiten das Original weniger allgemein gemacht haben. Wir haben Hn. S's. Arbeit mit der Urschrift hin und wieder genau verglichen, und den Sinn ziemlich richtig ausgedrückt gefunden. Als ganz falsch ist uns wenig aufgefallen: *By a cause not only intrinsically just, but likely to ensure general support*, ist übersetzt: „und durch eine Veranlassung, die nicht nur in sich selbst rechtmässig, sondern auch von einem wahrscheinlichen allgemeinen Nutzen ist;“ dagegen indess liess sich eine grosse Menge von Beyspielen geben, in welchen einzelne Nebenbestimmungen und Feinheiten verfehlt sind. In der Form aber hat Hr. S. dem Original gar nicht nachgestrebt, wahrscheinlich in der alten wunderlichen Meinung, dass es bey einem profaischen Werke ganz und gar nicht

auf die Form ankomme. Alle, oder fast alle, Inventionen, Appositionen, Participialconstructionen u. s. w. sind vermieden und aufgelöst, ungefähr wie man Jemanden, der nicht Englisch versteht, den Sinn des Buchs bey raschem Lesen mittheilen würde, also wie wenn die erste Auffassung niedergeschrieben wäre. In der That kommt uns auch noch aus anderen Fehlern vor, dass Hr. S. mit ungemeiner Eifertigkeit gearbeitet haben mag. So heisst z. B. *a House of Commons, however composed* ein Haus der Gemeinden von irgend einer Zusammensetzung. So: *Though the cause were never so just*, wenn es auch für eine immer so gerechte Sache wäre. So ist *Foxes* Grundsatz: lieber die gewöhnlichere Redensart zu wählen, als die rednerische und poetische, so gemein genommen, dass: *they had some intimation*, übersetzt ist: „sie hatten Wind bekommen; oder *they made their escape*: sie machten sich aus dem Staube. (Es ist zu verwundern, dass nicht lexikonsartig übersetzt ist: sie ergriffen das Hasenpanier.) So sind die 300.000 *Lines* die Ludwig an Jakob gab, rasch zu Franken gestempelt; so ist die Herzogin von *Portsmouth* zu einer Herzogin von *Portland* gemacht: ein Name, der freylich Manchen geläufiger ist, als *Madame Querouille*. Na Einem Worte: die Übersetzung ist höchst mittelmässig und keineswegs, so wie man sie von Hn. S. erwarten konnte. Im Ubrigen fehlt ihr der Anhang und das Brustbild *Foxens*, mit welchem das Original geziert ist.

H. L.

FRANKFURT U. LEIPZIG: *Bemerkungen über die Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805, 1806 et 1807, dédiés aux Prussiens par un ancien compatriote*. 1808. 48 S. 8. (5 Gr.)

Der Vf. dieser Schrift scheint zu glauben, dass man nicht mit Rosenwasser Krebschäden heile; die Ärzte brauchen Gifte als heilsame Arzneyen in schweren Fällen: so geschieht es auch hier. Nicht ganz mochten wir diese Blätter von *Audio* und *ira* frey sprechen. Wir kommen fast zu spät mit unserer Anzeige: denn die Regierung Preussens ist nun wenigstens geändert, das oft und viel angeklagte Cabinetsystem hat aufgehört, die öffentliche Meinung hat sich über das frühere Betragen dieses Cabinets hinlänglich fixirt, und Objecte anderer Art fesseln die Aufmerksamkeit Europa's. Doch ist nöthig, Einiges aus dieser kleinen Schrift, auch als Zusatz zu der Kritik der *Matériaux* in No. 239 u. f. v. 1808 dieser A. L. Z. beyzufügen.

Die innere Verwaltung, heisst es, sey nur in so fern zu rühmen gewesen, als die einmal betretene Bahn sey befolgt worden, versäumt aber habe man alles das, was andere Zeiten und höhere Ansichten gefodert hätten. Die Stimme des Monarchen über den Geist der Mehrzahl seiner Dienerschaft, der unglückliche Feldzug und das Geschrey der Unsinnigen, welches den Krieg v. J. 1806 herbeygeführt, contrairte übel mit den Lobsprüchen des Vfs. über die vortrefflichkeit des öffentlichen Geistes und dem geübten Patriotismus. Dann wird die Überladung der Formen

die den Geist getödtet, gerügt; das Verhältniß der Minister zum Cabinet, dessen Bildung durch Friedrich d. Gr. und dessen Beybehaltung und Ausartung unter dem Nachfolger erwähnt. Von dem ersteren heist es hier: Monarchen mögen Veranlassung haben, die Menschen zu verachten; aber so, wie Friedrich sie verachtete, hat man es selten gesehen, wenigstens hat es ihnen nie einer so grob gesagt: Dies ist wahr; wenn es aber weiter heist, daß unter dem Nachfolger vermuthlich Niemand sich in den hohen Stellen gefunden habe, der Muth gehabt und den Gedanken gefaßt hätte, eine Änderung in dem herkömmlichen Geschäftsgange des Cabinets einzuleiten: so ist dies, so viel wir wissen, unbegründet; aber warum die Änderung selbst unter dem jetzigen Könige nicht durchgeführt werden konnte, das ist weiter auch kein Geheimniß. Den Beschluß der Kritik über das höchste Cabinet macht der Wunsch; mit dem Jeder einstimmen wird, daß nämlich unter dem Vorwande der zu grossen Mannichfaltigkeit der Geschäfte und der unvermeidlichen Zerstreuungen die Cabinetsverfassung nicht wieder auflebe.

Als dann von S. 18 an bis zu Ende folgt die Kritik der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten, nebst einem Worte über die Armee. Daß die Cabinetseinrichtung auch auf die auswärtigen Geschäfte Einfluß gehabt, obwohl der Minister derselben den König häufiger sah, daß daraus ein doppelter zweyseitiger Betrieb dieser Geschäfte entstanden, wird mit Recht bemerkt. Friedrich d. Gr. hatte nur dem Namen nach einen Minister der auswärtigen Verhältnisse; auch Herzberg, was er auch von seinem Einflusse auf den König zu verstehen geben mochte, war nichts weiter, als ein Werkzeug in höherer Hand. Unter Friedrich Wilhelm II, so lange Herzbergs Einverständnis mit Bischoffswerder dauerte, dirigitte er sie; späterhin wurden sie durch die verbündeten Freunde des Königs, zu denen der ostensible Minister mit gehörte, geführt. Unter dem Nachfolger auf dem Throne entstand und bildete sich erst die recht doppelte Führung dieser Angelegenheiten; denn die Minister, heist es, waren nicht aus eigener Achtung, sondern in der Verlegenheit, die aus dem beschränkten Kreise persönlicher Bekanntschaften entstand, beybehalten worden. Der König liefs sich nicht von seinen Ministern regieren, aber verstattete, daß sie seine Absichten vereitelten, und der Monarchie eine andere Richtung gaben, als er wollte. Hannover habe der König nicht nehmen wollen, ihm sey es durch seine Minister aufgedrungen worden, und diese Ländergier habe den Untergang des eigenen Staats herbeygeführt. Der grose Aufwand von Worten, den der Vf. der Materialien macht, um die Erwerbung Hannovers als einen herrlichen Coup darzustellen, stimmt gar wohl mit dieser Behauptung zusammen. Friedrichs d. Gr. dreiste Streiche waren gelungen, aber er fühlte, wohin das führe, und wollte Polen nicht weiter zerreißen; aber das Volk war in die Ländergier einmal gerathen, und Prinz Heinrich wollte durch Gewaltthatigkeiten den Staat vergrößern, welche Ungerechtigkeiten die gefährlichsten Kriege hatten herbeyführen müssen. Herzberg widersetzte

sich; er wird gerecht beurtheilt, gerechter, als der Vf. der Materialien gethan. Die Vergleichung zwischen Herzbergs Bestrebungen und den folgenden ist bitter, aber wahr. Von ihm wird gesagt, daß er nahe vor seinem Ende, als der Tod schon auf seinem Gesichte zu lesen war, dem Könige gesagt habe, wenn er so fortführe, würde er wieder Markgraf von Brandenburg werden. Nun folgt die heftigste und bitterste Kritik über das nachmalige Verfahren in auswärtigen Angelegenheiten.

Wenn der Friede zu Basel durch die Foderung der öffentlichen Stimme entschuldigt werden sollte (man möchte aber sagen: mit einer Regierung sieht es schlimm aus, die das unbändige Geschrey des wenig unterrichteten Haufens nicht zu zügeln und zu leiten weifs): so hätten doch die dirigirenden Personen niemals keine bessere Denkungsart bewiesen. Die nämliche leichtsinnige Schadenfreude über die Demüthigung Oesterreichs, die nämliche Gier, ein Stück Land zu acquiriren, blieb auch seit dem baseler Frieden das vorherrschende Princip. Wenn auch die Staaten, wie es denn wirklich der Fall ist, ihrem Eigennutze folgen: so muß doch der wohlberechnete Eigennutz mit einer gewissen Moralität verbunden seyn. Noch weniger, heist es ferner, können die Großen der Erde, die als Repräsentanten ganzer Nationen auftreten; die moralische Natur des Menschen verleugnen. Es ist nicht bloß Heucheley, daß man sich in Manifesten so sorgfältig auf Recht und Unrecht beruft. Die Menschen werden nicht bloß durch Gewalt regiert; Meinungen setzen die Nationen in Bewegung. Die Regenten können die Achtung ihrer Unterthanen nicht entbehren, diese wird durch ein unmoralisches Betragen in Staatsfachen verschertzt. Kaum Verletzung der Rechte anders als Nothwehr dargestellt werden, oder erscheint sie als Bedingung einer glänzenden Unternehmung von grossen Folgen: so überwiegt die Empfindung der Furcht, oder der Bewunderung, oder der Eigennutz. Dies beweist aber keineswegs, daß die moralischen Urtheilsgründe ganz nichtig wären. Kommt zu der Immoralität noch Inconsequenz hinzu: so ist es vollends um die Autorität der Regenten geschehen. Bey einem moralischen, geraden Betragen ist es leicht, sich selbst gleich zu bleiben. Wer sich aber der grob eigennützigen Politik des Augenblicks ergiebt, und sich in die Verwickelungen der Schlaueit und ungerechten List wagt, um seine Zwecke zu erreichen, der übernimmt die Verpflichtung, alles vorherzusehen. Er muß also zehnmal so viel Verstand haben, als der Gerechte. An Mitteln zur Ausführung aber wird er viel ärmer. Alles, was der Eine durch Vertrauen, Zuneigung und Achtung bewirkt, muß der Andere durch Verstand und Schlaueit ersetzen. Endlich, um diese Quelle zu benutzen, muß er den Muth haben, ganz schlecht zu seyn, und man muß nicht von ihm sagen können, was Lady Macbeth ihrem Gemahl sagte:

Thou

Would'st not play false, and yet would'st wrongly win.

(Diese ausgehobene Stelle mag von unseres Vfs. Schreibart zeugen; Niemand wird den Grundsätzen die Beystimmung versagen.) Die Anwendung versteht sich. In

dem Betragen des preussischen Cabinets, heisst es ferner, sind die geraden Gesinnungen des Königs und die schlaun Künste der Minister nicht zu verkennen. Die Vertheidigung des Ministers Haugwitz durch den Vf. der Materialien wird hart kritisiert. Der Subsidientractat mit England und der sogleich darauf geschlossene Frieden mit Frankreich möge fürpflüssig gelten, habe aber auf den Urheber immer schwerer und schwerer im Vaterlande selbst gedrückt. Kein wesentlicher Unterschied sey zwischen den beiden Ministern, die in der letzten Zeit die auswärtigen Angelegenheiten geführt hätten; ihr Zweck sey gewesen, Länder zu erwerben, und die Monarchen gegen ihre Neigung in diese Pläne zu verwickeln. „Der eine traute sich zu, durch die unwiderstehlichen Reize seines Mundes, gelegentlich unterstützt von einigen militärischen Demonstrationen, alle Mächte von Europa zu bewegen, der preussischen Monarchie zu verstaten, nach Belieben sich zu arrondiren; vom anderen ist es hinlänglich, zu sagen, das er sich eingebildet, das französische Gouvernement zu überlisten, und dem Kaiser Napoleon zu imponiren.“

Die drey Momente werden durchgegangen, wo Preussen wirken sollte. Im J. 1799 bey der Landung der Britten in Holland; das Wort, welches das räthselhafte Betragen löse, verschweige der Vf. der Materialien, es ging das russisch-englische Verfahren auf Wiederherstellung, das preussische auf Eroberung. (Aber soll man damals Pauls Drohungen zu Berlin und seine Individualität nicht auch in Anschlag bringen?) Im J. 1803 spottet der Vf. darüber, das man preussischer Seits sich habe schmeicheln können, das Frankreich sich auf dem festen Lande würde die Hände binden lassen, und das England, Preussen zu gefallen, Grundsätze aufgeben würde, um welche es mit der ganzen Welt kämpfe. Was endlich den dritten Moment betrifft, im J. 1805, wo der Vf. der Materialien zugiebt, das der damalige Minister einen bedeutenden Fehler gemacht, indem er erst die Armee nach Polen gesandt, um sie kurz darauf nach Westen zu senden: so könne man, heisst es hier, darauf anwenden, was Demosthenes den Atheniensen vorwerfe: „Ihr macht es, wie der Athlete, der Schläge bekommt. Jetzt hat er eins an den Ohren weg. Geschwind greift er an den Kopf und schreit: Au weh! Unterdeffen bekommt er eins auf den Nacken. Geschwind greift er an die Schulter, und wieder: Au weh! Die Hände kommen aber immer zu spät.“ Freylich sey die Lage stets schwieriger geworden; allein wie lassen sich alle Folgen von Mafsregeln angeben, die nicht genommen worden, und wie sich beweisen, wie es hätte kommen müssen, wenn alles anders gewesen wäre? Solche Conjecturalpolitik gehöre für die Weinstuben, oder, nach der Sitte gewisser Städte, für den Theetisch. Vernünftiger Weise müsse man die Schritte nach den Absichten und Mitteln beurtheilen. Hier finde sich aber eine große Lücke bey dem Vf. der Materialien. Die Armee in Niedersachsen sey auf Hannover gerichtet gewesen, um es als Preis von England für die Hülfsleistung gegen Frankreich nach

deffen, von den im Kriege begriffenen Mächten bewirkten Besiegung, oder gegen Englands Willen, als einen Preis neuer Treulosigkeit gegen den russischen Kaiser zu erhalten. Aber Napoleon habe durch einen entscheidenden Schlag allen *Si et mais* ein Ende gemacht. Das Lob, welches von jenem Autor dem wiener Tractate beygelegt werde, erhält den bittersten Tadel: Solch' grober Täuschung also konnte man sich hingeben, zu glauben, das Frankreich so den Staat vergrößern werde, von dem es nur eben gesehen, das er gegen dasselbe sich erklären könne! Über des Volks Geschrey nach Krieg, welches zu dessen Entschuldigung angeführt wird, heisst es: Allerdings ist die öffentliche Meinung eine furchtbare Macht, sie muss eben deshalb geleitet werden; kein Regent vernachlässigt diess ungestraft. Warum aber hatte der König den Einfluss auf die öffentliche Meinung verloren, den ein persönlich geachteter Monarch so leicht erhält? Man muss es ohne Rückhalt sagen, die Ursache lag in der allgemeinen schrecklichen Verachtung der Personen, welche die wichtigsten Angelegenheiten führten. Ist es einmal ruckbar geworden, das in der Regierung Parteyen sind, an die es erlaubt ist sich öffentlich anzuschließen: so giebt es keine Hülfe mehr. Und ist denn, fragt unser Autor, diess Volksgeschrey auch wirklich der Grund oder der alleinige des Kriegs gewesen? Kam nicht auch gereizte Eitelkeit, und ein Zörnchen über die getäuschten Erwartungen hinzu, wodurch der Graf Haugwitz nem auch bewogen ward, zu ernstlichen Mafsregeln zu rathen? — Zuletzt ein Wort über die Armee; wir übergehen es.

Man kann dem Vf. weder Einsicht noch ein richtiges Urtheil in den meisten Fällen absprechen; seinen Ton kann jederaus dem Angeführten abnehmen. Wer es sey, wissen wir nicht; als Ununterrichteter erscheint er wahrlich nicht, aber nahe genug hat er auch nicht gestanden. Neues erfährt man wenig oder nichts. Wie das Cabinet und die Minister der auswärtigen Angelegenheiten in der letzten Zeit zu und gegen einander wirkten, worauf zuerst aufmerksam gemacht ward, das wird in der Folge gar nicht weiter ausgeführt. Bitterkeit und Derbheit ist dem Vf. eigen, und wo ist ein Beyspiel, mochten wir fragen, das nach solcher Katastrophe und zwar so kurze Zeit nachher ein Privatmann über Minister eines bedeutenden Staates so geredet hätte? Auch das gehört zu den Zeichen unserer Zeit, das ein so ausgezeichnet Mann wie unser Vf. (denn von den Scriblern ist nicht die Rede, da ihnen wie dem Pöbel das erlaubt ist) solchen Ton annehmen konnte, und das er glaubte, ihn annehmen zu müssen. Wie vieles aber wird von der neuen Regierung gefodert, um nach solchen Zeiten durch Energie wieder den Gemüthern zu beruhigen, und in die gewohnten Bahnen die Menschen und auch die Schriftsteller zurückzuführen!

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 20 JUNIUS, 1810.

E R D - B E S C H R E I B U N G.

AMSTERDAM, im Kunst- und Industrie-Comptoir:
*Vertraute Briefe geschrieben auf einer Reise nach
 Wien und den österreichischen Staaten zu Ende
 des Jahrs 1808 und zu Anfang von 1809, von
 Joh. Friedr. Reichardt, Correspondent des kai-
 serk. Nationalinstituts zu Paris und des königlich
 holländischen zu Amsterdam etc. 1810. 1 Band.
 470 S. II Band. 446 S. 8. (4 Rthlr.)*

Diese Briefe gehören nicht den Reisebeschreibungen, sondern den Reiseerzählungen an. Zu jenen fehlt es ihnen an Würde und Größe des Gegenstandes, an Lauterkeit, Reinheit und Tiefe des Gefühls, an ergreifender Lebendigkeit des Vortrags, und an dem Geiste, der seinem Stoffe Form und Bildung, Haltung und Rundung zu geben versteht; und zu diesen eignen sie sich durch die Alltäglichkeit des Gesehenen, durch die Gemeinheit des Empfundnen, und durch die fast an Leere grenzende Einfachheit des Vortrags, wie durch den Mangel an Reife und Vollendung. Rec. kann zwar dem Vf. das Verdienst, wahr zu seyn, nicht absprechen; aber schon dieses Verdienst, welches vielmehr als Pflicht angesehen werden muß, darf hier um so weniger zur Entschuldigung der übrigen Fehler und Mängel angezogen werden, da man berechtigt ist, von einem Manne, wie Reichardt, etwas Besseres zu erwarten. Rec. ver setzte sich bey Durchlesung dieser Reise in einen gesellschaftlichen Kreis, worin ein Fremder, der aus einer Gegend zu einer Zeit zurückgekommen, die beide das Interesse der Gesellschaft voraussetzen, in Erwartung, das gesellschaftliche Vergnügen zu erhöhen, sich des Wortes bemächtigt, und alle Mitglieder der Gesellschaft verstummen macht, nicht über das, was sie wirklich hören, sondern was sie glauben, bald hören zu müssen. In einer solchen Stimmung verzeiht man dann sehr gern die Intermezzos mancherley Art, den Solipsismus, die Arroganz, das unständliche Detail über Kleinigkeiten, den Glauben, als wenn mit Namen und Worten alles gesagt wäre, die Exclamationen, das Mathe, Schielende in der Erzählung, die mancherley Widersprüche und den Despotismus, die der Erzählende über Herz und Magen, über Communication und stillen Genuß ausübt. Der Weg des Vfs. geht über Eisenach, Gotha, Erfurt, Giebichenstein, Halle, Leipzig, Dresden, Meissen, Pirna, Peterswalde, Auslig. Prag, Iglau, Znaim, Wien, zurück über Prag, Schmiedeberg, Hirschberg, Goldberg, Liegnitz, Breslau und
 S. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

dann ins Riesengebirg. — Wir wollen dem Vf. zum Theil folgen, und unser Urtheil mit seinen eigenen Worten belegen. In *Wilhelmsthal bey Eisenach* ruft er aus: Welch ein Thal! welche Umgebung! nie hat mich ein neuer Anblick fröhlicher überrascht. So weit und breit, so offen und heiter, und dennoch rund von den herrlichsten Anhöhen umschlossen. O Natur! Natur du ewig schaffende! nie erschöpfte, nie alternde! Wie schwindet neben dir doch alle Kunst zu nichts! Der Charakter des Ganzen ist durchaus groß, edel, still, ruhig, ohne im Mindesten melancholisch zu seyn. Ja; so muß der Lieblingsitz einer so großen herrlichen Frau seyn, die das Größte mit hoher Ruhe und edler Einfalt denkt und übt, und mußte es gerade so seyn. In *Gotha* macht er eine Ausflucht auf die Sternwarte, wo er die Wehmuth über ihre Verödung durch die Rück Erinnerung an die genussreichen Stunden zerstreut, die er mit dem geistreichen achtungswürdigen Obersten von *Zach* sonst da verlebte. O der zerstörenden Zeit! Setzt er hinzu, die so vieles Frohgeschaffene, Schönverbundene auf dem guten alten deutschen Boden trennt und zerstört! Darin war Deutschland seit Jahrhunderten doch einzig. Wie viele kleinere und mittlere Staaten haben nicht der Kunst und Wissenschaft und dem besseren bürgerlichen Leben so erwünschte Asyle bereitet! In *Weimar* kann man wohl mit einzelnen Schauspielern unzufrieden seyn, mit dem Ganzen nicht leicht! Das greift immer so gut in einander, daß es unverkennbar ist, wie es von einem Geiste geleitet wird, der tief in das Innere der Kunst dringt, der sich viel und ernstlich, theoretisch und praktisch damit beschäftigte, überall weiß, was er will, nur das Ausführbare fodert, das aber auch mit der ganzen Kraft und Strenge des gebietenden Genies will und fodert. *Giebichenstein* erscheint ihm immer mit neuem Reize. Wie die Saale dahin fließt in getheilten Armen bey den Ruinen des alten Schlosses vorbey, durch die romantische Geschichte *Ludwigs* des Springers (?) bekannt. Ich wünsche mir keinen schöneren Wohnsitz auf der Welt. Die erste preussische Stadt, welche der siegreiche Feind betrat (sic!) war Halle. Wäre der brave Gelehrte *Johannes v. Müller* auch ein so guter Geschäftsmann und Director, als er ein lebenswürdiger kindlicher Mann und ein vortrefflicher Geschichtsschreiber ist! Er hat aber den durchgreifend starken Charakter eben so wenig, als das kluge um sich wissen (*savoir faire*) und die sicher leitende Menschenkenntniß, ohne welche nirgend, am wenigsten aber mit den klugen, gewandten, vordringenden Nach-

Xxx

barn (wer sind die?) durchzukommen ist. Seine Asche ruhe sanfter, als er die letzte Zeit seines Lebens auf dem Polster des Hofs, und der grossen Welt, für die er nicht war, ruhen konnte. In Leipzig nahm Reichardt mit der breitkopf-hertelschen Musikhandlung für seinen Goethe (Lieder, Oden, Balladen, Romanzen,) die letzte Verabredung, und geräth fast in Versuchung, zu seinen grösseren Compositionen der eignen goetheschen Gedichte einen Commentar zu schreiben, weil so viele Menschen denselben bedürfen. Denn Keiner als nur derjenige (soll heissen Ich), der diesen einzigen Dichter ganz versteht und sentirt (warum hier das französische Wort mit Weglassung eines besseren deutschen, und oben das *savoir faire* mit der unrichtigen Übersetzung: das kluge um sich wissen?) und der zugleich auch die Tonkunst mit Sinn und Gefühl übt, wird Compositionen, die sich ganz nahe an die Dichtung anschliessen, je ganz sentiren und in dem Sinne genießen, in welchem sie gedichtet und gesungen werden. Der Unterricht in der Bürgerschule zu Leipzig scheint sehr zweckmässig ertheilt zu werden. Am ersten fällt als Eigenheit dieser Schule der Elementarunterricht zur Sprache auf, um die Sprachwerkzeuge und das Ohr mit Bewusstsein zu üben. In Dresden sieht man in der wohlgebauten Neustadt die grosse breite Lindenallee, an deren Eingänge eine aus Kupfer getriebene, in Feuer vergoldete Statue König Augusts II zu Pferde steht, durch den die Neustadt diese schöne neue Gestalt bekam. Dann kommt man auf die herrliche majestätische Brücke von Quadersteinen. Der Spaziergang ist mit Nichts zu vergleichen. Über Carpanis italienisches Gedicht, worüber 60 verschiedene Compositionen von verschiedenen Künstlern existiren (*in questa tomba obscura Lasciami riposar, quando vivevo ingrata, dovevi a me pensar etc.*) verfertigt er auch eine eigene Melodie, und setzt dann hinzu: Sängers von zartem und tiefem Gefühl zieht diese vielleicht vor. Im ganzen folgenden Briefe treibt er sich mit dem erbärmlichen Uklanski über Dresden herum, als wenn es der Mühe werth wäre, diesen zu widerlegen; und das geht sogar bis auf die von Uklanski gerügten Douceurs, die man für Sehenswürdigkeiten zahlt, und wogegen Reichardt sagt: in der ganzen Welt ausser dem neuen Paris (nur da allein?) ist es gebräuchlich sein Douceur zu geben, und ein Reisender musste von der Einfalt und Sittenreinheit der alten appenzeller Hütten seyn, um in diesem Gebrauch durch die schmuzigste Idee der menschlichen Niedrigkeit empört zu werden. S. 114 schaltet er sogar eine Jugendgeschichte ein, wo ihm statt eines Wegweisers ein Bettelvogt ward, den alle Leute und Kinder kannten, die in der Voraussetzung, dass er über die Grenze gebracht würde, zusammenliefen. — In Prag findet er einen lustigen Tanzconvict, wie er die Zusammenkunft gemeiner Tänzer und Tänzerinnen nennt, wo vierzig- und fünfzigjährige Weiber mit jungen Mädchen herumprangen, erwähnungswerth. Auf der ganzen Route, die er bis dahin zurückgelegt hat, ist der grösste Theil der Beschreibung den vornehmen

Bekanntschaften geweiht, die der Verfasser sich erwarb, und nebenbey werden noch diejenigen angeknüpft, die er schon in früherer Zeit gemacht hat. An Superlativen ist er so verschwenderisch, dass man zuletzt zweifelhaft wird, wem der Vorzug gebühre, und in dem Detail so ausführlich, dass sogar der schönste oder der interessante Gang, (Worte des Verfassers) beschrieben wird, den er mit ihnen machte. Aber das ist alles Kleinigkeit gegen Wien. Hier regnet es neue Bekanntschaften, die bald auf der Strasse, bald in den Häusern, bald im Theater, bald in Familiencirkeln, bald durch andere gemacht, und wobey oft nicht einmal die kleinen Kinder vergessen werden, die dazu gehören, die schmeichelhaften Visitenkarten, die er erhält; das Verbindliche, das ihm gesagt wird, die gar erfreulichen und theilnehmenden Zuhörer, die er bey seinem Spiele hat; dass die Tafeln selbst lange nicht mehr so üppig splendid servirt sind, wie wohl äusserst fein und immer noch reich, und dass auf allen grossen und splendiden Tafeln die feinsten französischen Weine, die unter 10 Gulden die Bouteille nicht zu haben sind, und mehr und besser noch besonders der feinste Champagner, der nicht müssig de, wohl nirgends getrunken wird, als in den grossen und feinen Häusern Wiens. Nach dem II B. S. 204 kommt ihm in Prag das Gasthausleben sonderbar vor, da er in Wien, selbst auf Einladungen angenehmer Freunde, nicht einmal dazu kommen konnte, an einer dortigen Table d'hôte zu speisen. Mehrere Bemerkungen ähnlicher Art laufen durch das ganze Werk durch, z. B. die Etsluft in Wien hat sich geändert; denn wenn man nicht zur rechten Zeit kommt, erhält man nichts. Wien hat den Vorzug vor allen anderen grossen Städten, dass man keinen Zwang kennt, und in die grössten und angesehensten Häuser mit dem einfachen Frack gehen kann, ja wohl in Stiefeln. — In Wien will man nicht mehr, als man hat; man ist zufrieden damit, es ohne Plackerey geniessen zu können. Der gemeine Mensch schreiet nicht leicht über diesen Kreis des reellen Bedürfnisses und Genusses hinaus; politische und moralische Grillen und Grübeleien kümmern ihn nicht leicht. Man kann es auch als einen sicheren Erfahrungssatz annehmen, dass, je eifriger das Bestreben eines Bürgers und Hausvaters nach jener eiteln eingebildeten moralischen Vollkommenheit äusserlich hervortritt, desto geplagter und gedrückter auch seine nächste Umgebung seyn wird. — Am wenigsten wird man mit dem Vf. in der gemeinen Art zufrieden seyn, wie er sich in seinen Maximen und in seinem Witze, der doch allein solchen Unterhaltungen Leben giebt, ausspricht. Ein paar Beyspiele als Probe. I B. S. 23: Nichts wirkt sicherer Vertrauen und Liebe beym Volke, als die Zugänglichkeit und sichtbare Theilnahme des Fürsten. II B. S. 38 setzt er nach einer Erzählung von einem einer Dame gehörigen Hunde, der von einem Arzte curirt, einen anderen kranken Hund zu dem nämlichen Arzte bringt, und abgewiesen wird, hinzu: Mancher gefühlvolle deutsche Arzt, der zum Geschlechte der Weiberheiler gehört, hätte die ver-

trauenvollen Patienten wohl schwerlich abgewiesen, und sich dadurch in der Gunst empfindsamer Frauen wohl einen Grad höher aufgeschwungen. S. 200 I B. schlägt er sogar wohlmeinend vor, die edle Kunst des Vorschneidens auf Universitäten zu lehren, weil in dem Apollsaal 94 Bediente, und darunter 4 vollkommene Vorschneider requirit wurden. — Die Zeit, worein die Reise fällt, hieß erwarten, daß der Vf. sie zur Erhöhung des Interesse benutzen, und die Tagesbegebenheiten mit Aufmerksamkeit verfolgen, und mit treuer warmer Darstellung wiedergeben würde; allein ausser den Nachrichten, die, wenn sie nicht in Zeitungen vorkommen, ausser dem Kreise des Schauplatzes als Begebenheiten gedacht werden können, erhält man wenig Befriedigendes, man wollte denn die Lieder der österreichischen Wehrmänner v. H. J. v. Collin, worin Rec. kaum ein erträgliches gefunden hat, dahin rechnen. Wie Vieles liefs sich nicht über Männer, die damals an der Spitze standen, oder sonst bedeutend waren, sagen! und was erfährt man? Der liebe feine junge Graf Stadion (es giebt der Stadione mehrere), der Ursache genug hatte hier zu bleiben, hat sich schnell equipirt, und ganz unerwartet sah ich ihn gestern neben dem Gliede eines Landwehrbataillons marschiren, welches der Baron von Steigentesch errichtet hat, der nach dem I B. S. 146 ein sehr stattlicher jovialer Mann ist, und ein sehr angenehmes Garçonhaus machen soll. Von Friedrich und von Wilhelm Schlegel wird Etwas von den Vorlesungen, die jener über Geschichte, dieser über die dramatische Kunst und Literatur hielt, mitgetheilt. Von Genz fast gar nichts. — Die Frage, was die Reise der Musik und dem Theater, der Kunst und der Wissenschaft ist, fällt leider in ihrer Beantwortung nicht besser aus. Gehörte öffentliche und Privat Concerte, gefehte Schauspiele, alte und neue Bekanntschaften mit Virtuosen und Schauspielern. Urtheile, wie diese: ein wackerer, ein braver, ein guter vortrefflicher Künstler — erweitern die Kunst und ihr Gebiet selbst nicht, und wenn man glaubt, den Vf. auf dem rechten Wege zu finden: so gleitet er ab, z. B. S. 122, II B.: *Unbegreiflich bleibt es immer, wie ein Publicum (zu Wien), das seit Jahrhunderten das Größte und Beste in der Musik besaß, das noch vor 25 Jahren das beste deutsche und italienische Theater hatte, so wenig zu einem festen und ekeln Geschmack gebildet worden ist, daß es sich eine zeitlang so schlecht (unter Baron von Braun) behelfen konnte.* Jetzt geschieht Vieles, besonders für die Oper u. s. w. Wir schliessen mit dem Schauspieler Czechtisky und seiner Frau in Prag S. 96: Der Schauspieler Czechtisky lebt in Prag in einer sehr anständigen und feinen bürgerlichen Einrichtung, und hat eine sehr liebe, auf die angenehmste Weise musikalische Frau. — Es wundert uns, daß, da vieles so breit und lang beschrieben ist, von den übrigen Kunstgegenständen so wenig gesagt wird. So wird Josephs II Statue von Zauner, eine recht brave Statue, und dann eins der besten Werke neuerer Zeit dieser Art genannt.

Das.

BERLIN, b. Braunes: *Magazin der neuesten Reisebeschreibungen in unterhaltenden Auszügen.* V. Band. Mit 1 Charte und 2 colorirten und 2 schwarzen Kupfern. 1809. 360 S. VI Band. Mit 2 Charten, 1 colorirtem und 2 schwarzen Kupf. 1809. 392 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Journal für die neuesten Land- und See-Reisen und das Interessanteste aus den Völker- und Länder-Kunde, zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser in allen Ständen. Zweyter Jahrgang. May — December. 1809.

Wir haben nur die Fortsetzung dieses Werks, das sich in der Einrichtung gleich bleibt, anzuzeigen. In Ansehung der Vorzüge dieser Sammlung und der Wünsche, die sie uns liefs, berufen wir uns auf unser erstes Urtheil (Jen. A. L. Z. 1809. No. 192). In dem fünften Bande sind enthalten: I) *Quandts Nachrichten von Surinam und seinen Einwohnern.* Dieses ist der Beschluß der in dem vierten Bande abgebrochenen Nachrichten, und enthält eine kurze Beschreibung des Schmuckes, der Tänze, Heirathen, Wittwen, Geburten, Begräbnisse, vorzüglich der Karaiben und Arawacken; eine Beschreibung der Theologie, Zauberer, und der Reinlichkeit, eine Widerlegung der Sage, daß die Karaiben Menschenfresser wären, die Darstellung des Charakters der Arawaken, als eines überaus friedfamen, artigen und höflichen Volks, und der Ähnlichkeit der Warauen in Sprache und Sitten mit den Arawaken, der großen Waldungen und der darin befindlichen Thiere, der Baumfrüchte und Gewächse. Die Communication im Inneren, der Sklavenhandel, die Freyneger, die unbekannten Völker sind nur kurz berührt. Der Herausgeber ist mit seinen Anmerkungen hier freygebig gewesen, wovon mehrere wegbleiben konnten, da sie bekannte Dinge enthalten. II) *Briefe über Russland und dessen Bewohner,* von D. W. Soltan. Ebenfalls Fortsetzung. Die Numern V, IX und XIV müssen hiemit verbunden werden. Das Ganze verdiente eine Abkürzung. III) *John Carrys Reise durch Holland und das südliche Deutschland im Sommer 1806.* Hiemit steht No. XII und XVI in Verbindung. — Diese Reise, die uns aus der französischen Uebersetzung von der Mad. Robert mitgetheilt wird, ist der Stelle in diesem Magazin würdig. Der Verfasser, kein Spion, sondern nur bemüht, Land und Menschen kennen zu lernen, gehört zu den unbefangenen, ruhigen Beobachtern, denen es Freude macht, auch ausser den Grenzen ihres Vaterlandes viel Gutes und Schönes zu finden. Mit Enthusiasmus spricht er von den großen Männern, die die Universität Leiden in allen Fächern des Wissens erzeugte. Er besucht die ansehnlichsten Städte Hollands, und kommt am Rhein herauf bis nach Frankfurt a. M. IV) *Reise von Dresden nach Prag im Jahre 1808* von Ernst Erhard. No. VI enthält den Beschluß. Wahr, nicht neu. VII) *Reisen in dem südlichen Amerika durch Paraguay und la Plata*

in den Jahren 1781 — 1801 von Don Felix de Azara. Nur die beiden ersten Theile dieses merkwürdigen Werkes, welches Walkenaer nach dem Msct. des Vfs., Cuvier mit Noten, und Sonnini mit einem Anhang über die Naturgeschichte der Vögel zu Paris, in 4 Theilen 1809 herausgab, sind hier im Auszuge wiedergegeben. Die Fortsetzung muß Jedem, der sich das größere Werk nicht anschaffen kann, wünschenswerth seyn. VIII) *Meine Reise durch das Königreich Westphalen*, hiemit verbunden No. X. Eine Fortsetzung der in den vorigen Bänden schon angefangenen handschriftlich mitgetheilten Nachrichten. Der Beobachter und Sammler bleibt sich gleich, nur streift er hier über die Grenzen Westphalens. Die Nachrichten von Ballenstedt, der Grafschaft Falkenstein, dem Selkethal, Heinrichsburg, Harzgerode u. s. w. verdankt der Vf. wahrscheinlich dem Assessor Gottschalk, bekannt durch seine Reise in den Harz. XI und XV. *Reise durch das Königreich Ungarn, erste und zweyte Hälfte. Reise von Galizien nach Siebenbürgen, und von Siebenbürgen nach Preßburg*. Wenig befriedigend. XIII und XVII. *Reise von Böhmen durch Oberösterreich, Salzburg und Berchtesgaden im Jahre 1807*, von D. J. Mader. Nicht ganz uninteressant, aber flach; die Fortsetzung folgt. Die *Aufsätze vermischten Inhalts*, die in den vorigen Bänden meistens für das Journal aufbewahrt wurden, sind die Ruinen des Bergschlosses Scharzfels, mit einem schwarzen Kupfer; die Finnländer, ein Volksgemälde, zum Theil nach Rühls, mit einem colorirten Kupfer; die Stadt Triest mit einem schwarzen Kupfer, die Ansicht des Hafens darstellend; die Lappländer, mit einem colorirten Kupfer. Wenn diese Aufsätze auch nichts Neues enthalten: so gewähren sie doch gerade jetzt momentanes Interesse. Die *Skizzen und Anekdoten* bestehen in einer Beschreibung eines spanischen Wirthshauses (*Pojada*), der Todtengruft der Franciskanerkirche zu Toulouse, (worüber weder etwas Ergreifendes noch etwas Bedeutendes gesagt wird); der Pfarre zu Sandim Fricksthal, nach Arndt, und des russischen Barts, welche beide letztere nicht einmal durch Beziehung wichtig sind. Die Kupfer sind schon angegeben. Die kleine colorirte Charte stellt Ungarn dar.

In dem sechsten Bande werden *Maders Reise von Böhmen durch Oberösterreich, Salzburg und Berchtesgaden* beschloffen, und Don Felix de Azara's *Reisen in dem südlichen America durch Paraguay und la Plata, Soltaus Briefe über Russland und dessen Bewohner in 7 Abtheilungen fortgesetzt; D. Guignes Reisen nach Peking, Manila und Isle de France in drey Abtheilungen* angefangen; und aufser diesen noch die *Fahrt nach der Insel Capri im Jahre 1804 von G. J. Rehfuës, Speckevirts Briefe über Vliessigen und Middelburg*, und das *Tagebuch einer Reise durch die asiatische Türkei nach Persien und zurück in den Jahren 1807 — und 1808* geliefert. Die Aufsätze vermischten Inhalts sind 1) *die Tyroler*, wozu auch das illuminirte Kupfer mit 5 Volkstrachten gehört, wovon der Aufsatz allein handelt. 2) *Bild des Kirchen-Staats 1807 nach Madame Brun*. Mit wenigen Worten ist das Bild angefaßt. *Das Mark des Lebens einer Nation, Ackerbau, Industrie, Wirthschaft, vertracknet täglich mit der Bevölkerung schwindet mit ihm. Die Abgaben sind entsetzlich, das Eigenthum selten*. Die Skizzen und Anekdoten betreffen *die demonstrierenden Kanonen*: wo die Aufschrift *ultima ratio regum* — (die der Vf. nicht erwähnenswerth hatte finden sollen, da die nämliche auf Kanonen deutscher Landesherren vorkommt, die keine Könige sind) übersetzt wird: *der letzte Beweis, wenn man die anderen nicht recht versteht hat. Veressen und vertrinken*, jenes sagen die Italiäner, dieses Deutsche, und drücken dabey zugleich den Nationalcharakter aus. *Die Stierjagd* bekannt. *Der Kullbuuksabend, Weihnachtsabend der Holsteiner, der Vollebauchsabend und Kullerbauchsabend* übersetzt wird. *Das Kohlbecken*, das in Rom scherzweise *il marito* genannt wird. In dem Munde einer Nonne *dove il mio marito* überrascht es. Die *Charten und Kupfer* sind: Ansicht des Sees Syba und einiger Schieffahrzeuge der Chinesen; eine illuminirte Charte von dem Königreiche Holland; Ansicht der Insel Capri von der Seite der Meerenge; illuminirte Charte von dem türkischen Reiche; und tyroler Trachten.

Dns.

KLEINE SCHRIFTEN.

JUGENDSCHRIFTEN. 1) *Berlin*, b. den Gebrüdern Gädike: *Lehrbuch über die kindliche Dankbarkeit*. Zum Gebrauch in den Schulen, von Friedrich Wilhelm Himmerlich. 1807. 28 S. kl. 8. (2 Gr.)

2) Ebendasselbst: *Lesebuch über die kindliche Dankbarkeit*. Zum Gebrauch für solche Kinder, welche gut werden wollen, von F. W. Himmerlich. 1807. 135 S. kl. 8. (8 Gr.)

Hr. H. meinte es bey der Ausarbeitung dieser Schriften gewiß recht gut. Das kleine, in kurzen Sätzen abgefaßte *Lehrbuch* ist zum Leitfaden für den Lehrer bestimmt; das vollständigere Werk soll dagegen theils als *Lesebuch* für die Kinder dienen, theils ein Hülfsmittel für den Lehrer seyn, um sich bey dem Unterrichte näheren Raths zu erholen. Durch beide Schriften sollen die moralischen Anlagen der Jugend entwickelt, und das Gefühl für die Tugend soll durch dieselben geschärft werden. Schwerlich möchte indess der Vf. seine lobenswerthe Absicht durch diese Bücher erreicht sehen. Der heilige, in jedes unverdorrene Kinderherz von der Natur selbst gefenkte Trieb der Dankbarkeit wird sich, unter der Leitung schützender Ältern, unter der liebevollen Pflege der

Mutter besonders, im zarten Alter gewiß so glücklich entzünden und so fest wurzeln, daß es, in den Jahren der Verblütheit, keines so weitaufzogen, ermüdenden Unterrichts bedarf; die Tugend der Dankbarkeit bedarf; und wenn jene kindliche Entfaltung des Dankbarkeitstriebes zu gedeihlicher Frucht durch die erste Erziehung des Kindes, nicht bewirkt worden sollte: so wird auch aller Unterricht im reiferen Alter über nicht viel nützen. Auch müßten Form und Ton der Schriften ganz anders, als es in den angezeigten Schriften der Fall ist, eingerichtet seyn, wenn dadurch in den Herzen der Kinder jene edlen Gefühle angeregt, oder verstärkt werden sollten. Es fehlt beiden Büchern an Kraft und Lebendigkeit, an Wärme und Würde der Darstellung. Ehe der Vf. wieder an ein *Lesebuch* für Kinder wagt, suche er erst in einem *Campe, Löhr und Salzmann* die Kunst zu erlernen, andringlich und interressant zu dem Herzen des Kindes zu reden. Bewahre indess der Himmel die pädagogische Literatur vor *Lehr- und Lese-Büchern* über einzelne Tugenden; sonst möchte sich die Zahl der feichten, tothen Schwärmer vermehren, und des edlen, kräftigen Handelns noch weniger werden.

Ary.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 21 J U N I U S, 1810.

KIRCHENGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Schwickert: *Christliche Kirchengeschichte seit der Reformation* von Joh. Math. Schröckh, ord. Lehrer der Geschichte auf der Univ. Wittenberg. VI Theil. 1807. 704 S. VII Th. 665 S. VIII Th. 1808. 772 S. gr. 8. (6 Thlr. 16 Gr.)

Wir lesen in diesen drey Bänden zugleich die allmähliche Auflösung und Vollendung eines Mannes, welcher unter die edelsten, gebildetsten, thätigsten und verdienstvollsten Gelehrten unseres Zeitalters gehörte. Der sechste Band ist mitten unter den Drangsalen des Kriegs, von welchen auch der Vf. einen beträchtlichen Theil empfand, ausgearbeitet worden. Seine stille Häuslichkeit, seine Tagesordnung, seine kleinen Häusfreuden wurden vernichtet; auch seine gewohnte, für seine Gesundheit so wohlthätige Bewegung mußte aufhören, weil er Wagen und Pferde theils hergeben, theils abschaffen mußte. „Es wäre, sagt er, nichts Unerwartetes, wenn sich in diesem Bande manche Spuren von Zerstreung, Unruhe und Kummer fänden. Strengere Richter könnten daher wohl urtheilen, daß seine Ausfertigung auf mildere Zeiten hätte verpart werden sollen. Allein die ersten zehn bis zwölf Bogen waren schon in dem späteren Sommer des vorigen Jahres aufgesetzt worden; nachher als die kriegerischen Bedrängnisse ausbrachen, war die Fortsetzung dieses Werks für den Vf. öfters eine Zuflucht, welche er nahm, um dem Anblicke trauriger Scenen auszuweichen. Vielleicht könnte es auch scheinen, daß er mit der Ausgabe desselben bisher ziemlich geeilt habe. — Doch so sehr es jetzt sein vornehmster, wohl verzeiblicher Wunsch ist, dasselbe vollenden zu können: so würde er es doch, bey seinem immer näheren Abschiede von der Welt, lieber unvollender lassen, als daß er durch die Ausartung eines bedachtsamen Eilens in Übereilung die hohe Achtung verletzen sollte, die er seinen Lesern schuldig ist.“ Noch in demselben Jahre, 1807, erschien der siebente Band. Da schrieb der Vf.: „Nunmehr wird mein Wunsch und meine Hoffnung, daß dieses Werk mit den folgenden beiden Theilen gänzlich vollendet werden könne, zur Gewissheit, wenn es anders der weisen und gnädigen Vorsehung gefällt, mir noch auf eine kurze Zeit Leben und Gesundheit zu schenken.“ Dieser Wunsch ist nicht ganz erfüllt worden. Nachdem Schröckh einen Theil des achten Bandes ausgearbeitet hatte, bekam er heftige Gichtschmerzen, und bald darauf ei-

ne Art von Schlagfluß. Er wurde jedoch so weit wieder hergestellt, daß er den achten Band im J. 1808 vollenden konnte. Wir lassen ihn wieder selbst reden: „Als ich mich von dem überaus heftigen Anfälle, der meine Gesundheit und selbst mein Leben gegen das Ende des vorigen Jahres traf, glücklich erholt hatte, war es eine meiner ersten Beschäftigungen oder vielmehr Pflichten, gewissenhaft zu untersuchen, ob mir auch Heiterkeit und Stärke des Geistes genug übrig geblieben sey, um gegenwärtigen Theil zur Zufriedenheit meiner Leser vollenden zu können. Irre ich nicht sehr: so ist diese Prüfung keineswegs nachtheilig ausgefallen, und ich wünsche nichts so sehr, als daß auch Andere keine Spuren von Geisteschwäche oder bloßer Handarbeit antreffen möchten. Wie wenig übrigens noch von der Kirchengeschichte der neueren Zeiten zu bearbeiten rückständig sey, wissen Kenner sehr wohl. Es wird also nur einen kleinen Raum des folgenden Theils füllen; Zeitafeln und ein allgemeines Register werden einen desto größeren einnehmen: und alles dies wird, wenn es Gott gefällt, mein Leben und meine Kräfte noch ferner zu erhalten, im nächsten Jahre zeitig ans Licht treten.“ So schrieb er am 7 Jul. 1808. Es waren gleichsam die letzten Worte dieses Geschichtschreibers an das Publicum. Sein Wunsch und Versprechen sollte unerfüllt bleiben. Ein unglücklicher Fall von einer Bücherleiter an seinem 76sten Geburtstage gestattete ihm nur noch sechs peinliche Lebenstage. Er starb am 1 Aug. 1808. Wir empfehlen bey dieser Gelegenheit eine kleine Schrift, aus welcher wir hier einige Nachrichten entlehnt haben: *Über J. M. Schröckhs Studienweise und Maximen* von D. Karl Ludw. Nitzsch. Weimar 1809. 8. (Vgl. J. A. L. Z. 1809 No. 274.)

Schröckh hat also doch noch, einen kleinen Theil ausgenommen, ein Werk vollendet, welches in Verbindung mit dem früheren, in 35 Bänden bestehenden, das zugleich ausführlichste, umfassendste und verdienstvollste kirchenhistorische Werk unseres Zeitalters ist. Man vermißt freylich in den vorliegenden drey Bänden hie und da etwas, was man aufgenommen und worüber man die Stimme eines Schröckh zu vernehmen gewünscht hätte. Man findet zuweilen wichtige Begebenheiten nur sehr kurz erzählt. Auch wichtige literarische Hülfsmittel sind hie und da unbenutzt gelassen. Und wenn man auch den Mann nicht verkennen kann, welcher in seinem Fache lange geübt und überall zu Hause ist: so muß man es doch bedauern, daß er so oft nicht von den ursprüng-

Y y

J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band,

lichen, sondern von abgeleiteten Quellen ausgeht, und das er nicht gewohnt war, bey seinen historischen Schriften vor der Composition die gehörigen Vorbereitungen durch Sammlung von Notizen, Excerptiren, Auszüge, Aufzeichnung der Literatur zu machen. Daher kommt zuweilen in die Geschichte, was schon vor ihr hätte vorhergehen sollen, und man sieht derselben oft nur zu sehr an, wie sie entstanden ist. Übrigens durch das Bestreben des Vfs., kürzer zu seyn und sein Ziel bald zu erreichen, ist seine Erzählung hier rapider, gedrängter und ergreifender geworden, als sonst. Dafs das Neueste im Ganzen kurz abgethan ist, können wir nicht tadeln, weil wir überzeugt sind, dafs die neuesten Begebenheiten noch keiner eigentlichen, freyen und unparteyischen Geschichtsbeschreibung fähig sind. Spuren von Altersschwäche und abnehmenden Geisteskräften haben wir nicht bemerkt. Es ist im Wesentlichen seine gewöhnliche Weise, die Kirchengeschichte zu behandeln, welche man auch hier wiederfindet. Der Pragmatismus der Geschichte ist verschieden, mannichfaltig und vielseitig; ein allgemeiner Mafsstab läfst sich darüber nicht festsetzen. Verschiedene historische Gegenstände haben wieder einen verschiedenen Pragmatismus; einer und derselbe Gegenstand ist einer verschiedenen pragmatischen Ansicht und Behandlung fähig; auch kann eine Geschichte von gewissen Seiten pragmatisch seyn, ohne dafs sie es von anderen ist. Die vorliegende Geschichte ist pragmatisch, d. i. belehrend, ins Leben eingreifend, bildend, zur Erreichung wichtiger Zwecke eingerichtet, das Nachdenken erregend; sie ist pragmatisch, nicht als Kunstwerk, nicht durch philosophische Ansichten und tiefe Reflexionen, sondern durch die natürliche, ungezwungene, offene Weise, womit sie geschrieben ist, durch eine Weisheit, Erfahrung und Reife, welche nur des hohen Alters Theil nach einem wohlangeordneten Leben ist, durch einen lebendigen Ausdruck von religiösem und moralischem Gefühle und von Hochachtung gegen das Christenthum, durch körnigte Biographien, durch bedeutende Winke und Blicke auf die Zeitumstände. Wir müssen bey dieser Gelegenheit gestehen, dafs uns die Lesung mancher neuerdings sogenannter pragmatischer Geschichtsbücher fast unerträglich geworden ist, weil ihre Vfs. nicht nur dem Leser mehr Raisonniement, als Thatfachen geben, sondern auch ihm auf eine schneidende und gebieterische Weise unaufhörlich ihr Urtheil aufdrängen wollen, oder die Ursachen und Folgen der Begebenheiten aufs vollständigste und genaueste angeben und entwickeln wollen, was doch in der That kein Sterblicher mit Gewisheit und Bestimmtheit kann, und sich darüber in weit-schweifigen Untersuchungen verbreiten. Rec. hat sich durch die Lesung solcher Geschichtsbücher oft recht beengt und geängstigt gefunden. Er zieht ihnen Werke, wie das vorliegende, noch vor, welches zwar weit von einem pragmatischen Kunstwerke entfernt ist, aber doch die Thatfachen, mit welchen es so reich ausgestattet worden, zweckmäfsig stellt und mit

Befonnenheit wählt, dem Leser sein Urtheil mehr frey läfst, und ihn zu eigenem Nachdenken reizt, die pragmatischen Erläuterungen mehr als Ahnungen und Vermuthungen vorträgt, und zugleich von einem sanften und doch lebendigen Geiste durchdrungen ist.

Die vorliegenden Bände enthalten die Kirchengeschichte vom J. 1649 bis 1806. Den Plan, nach welchem die Perioden in ihrem Inneren angeordnet und eingetheilt sind, kennt man schon aus den vorhergehenden Bänden. Leicht sollte es uns werden, Ergänzungen und Berichtigungen zu einzelnen Stellen zu liefern; wir ziehen aber vor, einzelne merkwürdige Stellen theils auszuheben, theils auf sie aufmerksam zu machen, um ihnen ein gröfseres Publicum zu verschaffen, als sie sonst wahrscheinlich erhalten würden, und um desto mehrere zur Lesung dieses Werks anzureizen. Das Urtheil über die Universitäten VI, 30 ff. würde schon als Urtheil eines bejahrten und verdienten Universitätslehrers Aufmerksamkeit verdienen, wenn es auch nicht an sich belehrend genug wäre. „Schwerlich, heifst es unter anderen, wird man es leugnen können, dafs bereits sehr viel Gutes und Edles durch diese großen Lehrgesellschaften bewirkt worden sey; aber es bleibt doch noch weit hinter der Erwartung stehen, welche sie erregen; es wird durch mehrere Mängel und Fehler, die ihnen eigen sind, merklich vermindert. Schon das ist ein trauriges, nur zu wahres Geständnis, dafs sehr viele junge Studierende nicht recht deutlich und bestimmt wissen, was sie eigentlich auf Universitäten, und wie sie es sich erwerben müssen. Die ächte Methode in Erlernung der Wissenschaften, das Wichtigste und Nothwendigste, was sie von denselben mitnehmen sollen, bleibt einem grossen Theile von ihnen ganz unbekannt. Für alle diejenigen, welche nur darum sich einigen Anstrich von Gelehrsamkeit zu geben suchen, um dereinst erträgliche Prediger und fertige Sachwalter vorzustellen, ist der Besuch, den sie auf hohen Schulen, mit so vielem Aufwande an Zeit und Geldkosten, ablegen, in der That ganz überflüssig, indem sie durch gewöhnliche Religionslehrer und praktische Rechtsgelehrte kürzer und weniger kostbar ihre Absichten erreichen könnten. Setzt man hinzu, wie viele akademische Lehrlinge sich angewöhnen, bey demjenigen, was sie von ihren Lehrern empfangen und gehört haben, ihr ganzes Leben hindurch unverrückt zu verharren, ohne jemals an die Anstrengung ihrer eigenen Geisteskräfte zu denken: so darf man sich desto weniger wundern, dafs die hohen Schulen, bey dem Zusammenflusse vieler Hilfsquellen und Aufmunterungen, doch so wenige Früchte tragen, die sich über das Mittelmäfsige erheben. Bedenkt man endlich, wie viel auf diesen grossen Lehrplätzen die Sittlichkeit fast unvermeidlich verliere, wie schwer, und gewissermassen unmöglich es sey, mit dem ersten Versuche, der daselbst gemacht wird, Jünglingen, die sich grossentheils noch nicht selbst zu regieren im Stande sind, durch eine edle Freyheit die Gelegenheit dazu dar-

zubieten, auch eine eben so nothwendige sanfte und anständige Leitung zu verbinden, und wie sehr oft die Verirrungen des akademischen Lebens die übrigen Tage des jungen Studierenden vergiften: so möchte man beynahe zweifeln, ob die Universitäten mehr Schäden als Nutzen stiften. — Nirgends wird auch der unglückliche Sectengeist mehr gestärkt und verbreitet, als auf Universitäten. — Mit Wehmuth muß man es auch eingestehen, daß der *Mangel an Religiosität*, der auf mehreren hohen Schulen so sichtbar geworden ist, zum Theil auch *vielen ihrer Lehrer* zuzuschreiben sey. Indem sie sich durch eine *vorgebliche Überlegenheit des Geistes* über den gemeinen Haufen zu erheben suchten, gaben sie ein Beyspiel, das für die, selbst rühmliche Fesseln ungeduldig ertragende Jugend höchst verführerisch ward, aber auch für andere Zeitgenossen und noch für die Nachwelt gefährlich wird." Wir setzen hinzu, daß die Universitäten hiedurch ihr eigenes Ansehen immer mehr schwächen und untergraben. — Den gänzlichen Sturz des Papstthums hielt *Schröckh* noch für sehr entfernt, er meinte, die Würde des Papsts, als Oberhaupts der Kirche, könne vielleicht noch Jahrhunderte ohne eine Hauptveränderung fortdauern, und es werde eine sehr ins Grofse und Allgemeine gehende Revolution in der Denkart mehrerer Nationen und Höfe zugleich dazu gehören, um seiner kirchlichen Macht völlig den Gehorsam aufzusagen, und diese Zeit sey allem Ansehen nach gar nicht nahe. Er baute diese Behauptung auf folgende Gründe: Eine geistliche Monarchie, ein Priesterreich steht fester und unbeweglicher, als irgend ein anderes; der oberste Regent ist durch geheiligte Religionsbegriffe, welche Millionen seiner Unterthanen von Kindheit an eingeprägt worden sind, vollkommen gesichert, seine Mitherrscher, Gehülfen und Diener, so zahlreich, so reich, so mächtig und ehrwürdig durch eben diesen Einfluß der Religion, werden stets das Auserwählte anwenden und leicht anwenden können, um ihn nicht fallen zu lassen, weil sie zugleich mit ihm stehen und fallen; die Fürsten, welche neben sich und in ihren eigenen Ländern diese geistliche Macht gegründet finden, fesselt eine Gewohnheit von Jahrhunderten an dieselbe; sie sind eben so oft, als ihre Staatsbedienten, zu wenig über ihre Rechte unterrichtet, zu veränderlich in ihren Systemen und Mafsregeln; nie gemeinschaftlich verbunden, um mit desto größser Kraft handeln zu können, auch wohl nicht ohne Ursache voll Besorgniß, daß ein sehr beträchtlicher Theil ihrer Nation jeden Versuch, die Gewalt jenes geistlichen Fürsten zu vermindern, für eine Verletzung der Religion und des Gewissens halten möchte, sie werden höchstens nach und nach Einiges überdieselben zu gewinnen suchen, seiner sogar bisweilen bedürfen, und es übrigens am bequemsten finden, unter seiner Leitung ruhig fortzuleben; endlich werden freyer denkende Männer nicht leicht auf die allgemeine Erziehung, auf die Staatsverwaltung und ihre Verhältnisse gegen die geistliche Regierung entscheidend wirken können. VI. 565 f. So urtheilte

dieser Schriftsteller im Anfange des Jahrs 1807. Was würde er jetzt im J. 1810 sagen? Vielleicht, daß auch jetzt nicht von der Aufhebung der geistlichen Macht des Papstes die Rede sey; doch würde er sich wohl veranlaßt finden, verschiedene der Gründe, aus welchen er eine noch so lange Fortdauer des Papstthums vermuthete, aufzugeben. — Die *Geschichte der Theologie* ist auch in diesen Bänden, wie überhaupt in dem ganzen *Schröckh'schen* Werke, besonders lehrreich; doch ist die Geschichte der theologischen Moral sehr dürftig ausgefallen. Über den Zustand der Exegese in der evangelischen Kirche findet sich VII, 649 folgendes Urtheil: „Man kann völlig unparteyisch seyn, und muß dennoch zugeben, daß in keiner christlichen Gemeine mit so vielem Eifer, nach so verschiedenen Methoden und Absichten, und in so mancherley Gestalten an der Erklärung und Empfehlung der Bibel gearbeitet worden sey, als in der evangelischen. Allein es ist eben so gewiß, daß die Freyheit, sie nach Willkühr zu behandeln, bey Vielen zu einer Höhe gestiegen ist, die nicht mehr übertroffen werden kann. Der Anfänger sieht erstaunt diesen oft kühnen Versuchen zu, an ihnen seine Erfindungs-, Vermuthungs- und Verbesserungs-Gabe zu üben, oder sie einem philosophischen Systeme anzupassen; er findet in der Verlegenheit, worein ihn dieses setzt, keinen heilsamern Rath, als sich in den Stand zu setzen, um überall mit eigenen Augen sehen zu können. Doch der Gelehrte, der diese Selbstständigkeit bereits erreicht hat, erwartet ruhig und gelassen die herannahende Zeit, da man aller dieser, großentheils schon der Vergessenheit übergebenen Künfte müde werden, und auf den Weg einer edlen Simplicität und Festigkeit des Urtheils zurückkehren wird." Rec. stimmt diesem Urtheile vollkommen bey, und setzt noch hinzu, daß die Art und Weise, wie jetzt die Exegese auf den meisten Universitäten gelehrt wird, sowohl dieser als anderer theologischen Wissenschaften, und nicht weniger der praktischen Bildung zukünftiger christlicher Lehrer mehr nachtheilig als beförderlich ist. — Eben so treten wir dem Urtheile über die Brüdergemeine VIII, 350 f. bey: „Sie hat eine große Anzahl evangelischer Christen aus ihrer Schlaffucht in Religionsangelegenheiten geweckt, dem kalten und trocknen Glauben ein praktisches Leben entgegengestellt, den ersten Versuch im Großen gemacht, wie eine acht evangelische Gemeine ihrer Rechtgläubigkeit Ehre machen müsse, und Beyspiele der Sittsamkeit, der liebevollsten Verbindung, der Redlichkeit, des betriebsamen Fleißes, und einer überhaupt einnehmenden Gefälligkeit hervorgebracht, die zugleich unter Hunderten und Tausenden sonst nirgends wahrgenommen werden. Die Geistesamnung und Richtung auf den erhabensten aller Gegenstände, ingeleichen die andächtige Stille, welche ihre gottesdienstlichen Versammlungen auszeichnen, beschämen und belehren diejenigen, welche ihnen an Reinigkeit der Lehre überlegen zu seyn glauben, und gleichwohl in solchen Zusammenkünften nicht viel mehr,

als eine mechanische Liturgie ausüben oder gar nur anhören. Es gehörte wahrhaftig von Zeit zu Zeit ein starker Schlag, ein erschütterndes Beyspiel dazu, um unzählige solche gedankenlose Menschen in ihrer religiösen Selbstzufriedenheit zu stören."

Die Ausarbeitung des neunten und letzten Bandes hat Hr. Prof. Tzschirner in Leipzig übernommen.

Er wird den noch übrigen kleinen Theil der Geschichte erzählen, in einer Übersicht des gegenwärtigen Zustandes des Christenthums und der christlichen Kirche die neuesten Begebenheiten nachtragen, und das Register nebst den Zeittafeln liefern.

g. h. k.

KURZE ANZEIGEN.

PADA000X. Grätz, b. Ferstl: Neue praktische Briefe für deutsche Schüler, Junglinge und Mädchen, und für Schul- und Privat-Lehrer. In drey Abtheilungen. Nebst einem Anhang von dem Privat-Geschäftsaussätzen, welche am meisten im bürgerlichen Leben vorkommen. Von Michael Kunisch, pensionirten (m) Lehrer der k. k. Haupt-Normalschule zu Grätz in Steyermark. Nach der neuen Schulverfassung in den k. k. österreichischen Staaten bearbeitet. 1808. 124 S. 8. (20 gr.)

Schon der Titel dieses Buchs, der von praktischen Briefen und deutschen Schülern redet, dessen Schein aber, laut der Vorrede, nicht blenden soll, läßt einigermaßen ahnden, was man in dem Buche selbst zu erwarten habe. Der Vf. giebt es als eine Fortsetzung seiner „praktischen Beweise für deutsche Schüler“, und erinnert, den Leser, es für keinen Briefsteller zu halten, da hier Regeln und systematische Ordnung vergeblich gesucht würden. Von den Briefen der ersten Abtheilung, für deutsche Schüler, hat der Vf. „mehrere absichtlich etwas umständlicher und erhabener bearbeitet, als eigentlich Kinderbriefe zu seyn pflegen“, und ihnen dadurch — vollends allen Werth benommen, den sie allenfalls durch ihre Einfachheit hätten haben können. M. vgl. nur Nö. 9, 20, 21, wo schon die Titulaturen, mit denen Enkel und Kinder die Ihrigen anreden, einem das Herz brechen. Nicht weniger natur- und geschmacklos sind die Briefe der zweyten Abtheilung, für Junglinge und Mädchen. So hat der dritte Brief zur Überschrift: Betrachtung eines Sohnes über die Wohlthätigkeit seiner Ältern, und beginnt also: „Theuerste, verehrteste Ältern! Als ich gestern Abends auf das, was in unserer Wohnstube vorging, meh Auge und meine Aufmerksamkeit heftete, sah ich, mit welcher Liebe unsere beste Mutter meiner kleinen Schwester das Abendbrod reichte, und mit welcher Herablassung unser gütiger Vater meine jüngern Brüder mit lehrreichen Geschichten unterhielt; ja, daß er sogar am Ende — mit ihnen spielte. Wer könnte einen solchen Auftritt ohne Rührung sehen? Sie haben es bemerkt, beste Ältern, daß Thränen aus meinen Augen fielen, und haben mir erlaubt, mich in meine Schlafstube zu begeben.“ Wer ist der Jungling, der sich bey solcher Empfindley und Ziererey nicht verdächtig machte? Am übelsten gerathen ist die dritte Abtheilung, die Briefe für Schul- und Privat-Lehrer. Welch ein Zweck! Und was für Briefe! Also schreibt ein Schullehrer an ein junges Frauenzimmer; um ihr zu ihrem Namenstage Glück zu wünschen: „Fern von (vom) süßen Geschwätz der Schmeichler wünsche ich Ihnen aus männlicher Brust Glück und Wonne für die Dauer Ihres Lebens! Wandeln sie sanft und froh die Laufbahn, an deren Eingang (e) Sie stehen. Der Pfad Ihres Lebens wird mit Rosen bestreut seyn; aber, gutes Mädchen! — wenn Sie diese pflücken, Tethen Sie zu, daß die Disteln Ihre Hände nicht verletzen.“ Und ein Anderer an seinen gnädigen Herrn Schulen-Oberaufseher: „Stündlich soll es mein einziges Bestreben seyn, Diefelben von meinen ehrfurchtvollestern Empfindungen auf das thätigste und gehorsamste zu überzeugen.“ Und ein Dritter: „Euer Hochwürden und Gnaden werden geruhen, selbst einzusehen.“ Ja, ein Viertes bestellt sich sogar bey einem Freunde 2 Dutzend Fasanen, und 4 Dutzend Rebhühner, welche zusammen 153 fl. 36 kr. kosten. Welch ein Aufwand für einen Schullehrer, dem es schwer fällt, sich ein Buch anzuschaffen! Das Beste noch ist der Anhang. Die Orthographie ist fehlerhaft. Der Vf. schreibt „Begleitung eines der wichtigsten Amter im Staate“, Chyrurg, ein Schmiss von schwarzem Taffet u. f.

AN.

JUGENDSCHRIFTEN. Leipzig, b. Kummer: *Katechismus des Rechts, der Pflicht und der Lebensklugheit für Bürger und*

Landschaften von Christian Gottfried Schütz, Hofrath und Professor zu Halle. 1805. 282 S. 8. (18 Gr.)

„Der Vf. des gegenwärtigen Lehrbuchs hält dafür, daß es von großer Wichtigkeit sey, in den Bürger- und Land-Schulen auf die Unterschiede des rechtlichen, des tugendhaften und klugen Verhaltens bey Zeiten Aufmerksamkeit zu erwecken, und die Jugend der niederen Stände zu unterrichten, was für Vorschriften uns die Vernunft, diese allgemeine Lehrerin der Menschheit, ertheile, um ehrlich, gewissenhaft und vorsichtig in der Welt zu leben; damit nach einer solchen Vorbereitung der Übergang zur christlichen Religionslehre gemacht, und die herrliche Übereinstimmung der Sittenlehre Jesu mit den Forderungen der Vernunft gezeigt werden könne.“ Rec. ist der nämlichen Meinung, und freuet sich, auf diesen Katechismus, als auf ein sehr zweckmäßiges Hülfsmittel, einen solchen Unterricht zu ertheilen, aufmerksam machen zu können. Der Vf. versteht die Kunst meisterhaft, vom Leichterem zum Schwereren überzugehen, und Begriffe zu entwickeln und auszubilden. Die Beispiele sind mit vieler Umficht gewählt, und der Punkt, auf den es ankommt, mit Scharfsinn hervorgehoben. In der Form hält sich der Vf. ganz an die sokratische Manier, die einzige, die zur Entwicklung von Begriffen taugt. Aber dethalb finden wir den Titel „Katechismus“ etwas unzweckmäßig; denn sokratifiren und katechifiren sind in so fern verschieden, als jenes Begriffe aus ihren Bestandtheilen zusammensetzt, dieses aber dieselben in ihre Bestandtheile zerlegt. Man kann daher auch über positive Wahrheiten, wohin z. B. alle christlichen Religionswahrheiten gehören, nur katechifiren, nicht sokratifiren. Wir geben, zur Übersicht des Ganzen, den Inhalt und die Folge der Gespräche an. I) *Das Recht.* — Lust und Unlust der fünf äußerlichen Sinne. — Lust und Unlust des inneren Sinnes. — Begriff des Rechts. — Verschiedene Arten der Rechte. — Verträge über Schenkung, Tausch, Verkauf, Verleihung, Miete. — Dienstvertrag. Darlehensvertrag. — Art, die Rechte zu schützen. Missliche Lage der Rechte im Stande der Wildheit. Nothwendigkeit und Nutzen der Verbindung der Menschen zu einem Staate: Rechte des Oberhauptes des Staates. — Vorzüge der Staatsverfassung vor dem Stande der Wildheit. — II) *Die Pflicht.* — Rechtspflichten. — Tugendpflichten. — Tugendpflichten gegen Andere. Gerechtigkeits-Menschenliebe. Bürgertugend. — Pflichten des Menschen gegen sich selbst. — Pflichten gegen Gott. (Diese sind besonders gut entwickelt.) — Die Offenbarung Gottes. — III) *Die Lebensklugheit.* — Das kluge Verhalten in Ansehung seiner selbst. — Von der Klugheit im Umgange mit anderen Menschen. — Klugheit in den Verhältnissen des Staatsbürgers. — Werth der Redlichkeit, der Tugend und der Klugheit. — m.

Pirna, b. Frieße: Wirthschaftliches Lese- und Bilder-Buch zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung für Mädchen. Mit Abbildungen weiblicher Geschäfte und wirthschaftlicher Geräthschaften. 1810. 70 S. 12. (9 Gr.)

Wenn es zweckmäßig seyn mag, die Aufmerksamkeit des Kindes auf Gegenstände zu leiten, die es zunächst umgeben: so können wir es doch nicht sofort für ein Bedürfnis halten, Kehrbesen und Borstweiche, Kleiderbürsten und Schuhbürsten in Kupferstichen der lieben Jugend vorzulegen, und mit langweiligen Commentationen zu begleiten, wie in gegenwärtigem Büchlein von Hn. Kerndörfer, der sich unter der Vorrede als Vf. angiebt, gethehen ist. Die kleinen leichten Sätze, Gedichte und Erzählungen, welche laut der Vorrede S. IV diesem Buche beygefügt seyn sollten, haben wir in unserm Exemplar nicht vorgefunden. Die Kupfer gehören übrigens zu den besseren.

FRUIT.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 22 J U N I U S , 1 8 1 0 .

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Dufart: *Histoire naturelle générale et particulière des Reptiles*. Par F. M. Daudin, Membre des Sociétés d'histoire naturelle et philomatique de Paris. An X. T. I—VIII. An XI. 8. (16 Thlr.)

Die Manier des Vfs. kennt man bereits aus seinem Werke über die Laubfrösche, Frösche und Kröten, welches er zuerst herausgab, und dabey alle die reichen und zahlreichen Sammlungen in Paris benutzte. Nachher hat er mit Latreille zugleich eine dieser neuen Arbeit ähnliche gemeinschaftlich unternommen und ausgeführt. Hier tritt er nun allein auf, und ändert manches in seiner vorher bekanntgemachten Classification, so wie in den Beschreibungen. Auch sind einige neue Gattungen und Arten hinzugekommen. Der erste Band enthält *Introduction à l'histoire naturelle des Reptiles* bis S. 296; dann folgt *Méthodes d'Erpetologie* bis S. 349, und zuletzt *Explication des quinze Planches contenues dans ce volume*, welche zur Zergliederung gehören; alle aus fremden Werken entlehnt, und bald schlechter bald leidlich nachgestochen sind. Aus diesem Bande weiß Rec. dem Leser nichts Neues mitzutheilen. Denn der Vf. versteht selbst von der Zergliederung nichts; und aus dem beygesetzten lateinischen Charakter in den folgenden Bänden ersieht man zur Genüge, daß er es in den Schulstudien eben nicht weit gebracht haben muß. An gutem Willen hat es ihm gewiß nicht gefehlt; aber die Flüchtigkeit, mit der losen Grundlage vereinigt, haben ein Werk erzeugt, dessen Güte in den einzelnen Theilen ganz verschieden ist, nachdem der Vf. fremde oder eigene Beobachtungen befolgte, und keine Schätzung nach festest logischen Grundsätzen verträgt, ohne viel von seinem ganzen Werthe zu verlieren. So werden die Gattungen ohne Noth gehäuft, wo es bloß einer oder zweyer Abtheilungen bedurfte. Die Kennzeichen sind auch oft widersprechend, oder auf Muthmaßungen oder Analogieen gebaut. Mißverständnisse und Mißdeutungen fremder Angaben sind auch nicht selten. Unterdeß bleibt ihm unwidersprechlich und unverkümmert das Verdienst, mehrere neue Gattungen und Arten beschrieben, einige auch abgebildet zu haben, wenn gleich der Leser dabey noch manches Datum vermiffen sollte. Rec. will nur diese neuen Beobachtungen ausheben, und übergehet alles, was wir Deutsche bereits in der bechsteig. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

nischen Übersetzung des Werkes von Lacepède besitzen und lesen können.

Im zweyten Bande steht S. 34 — 36 eine Anmerkung von C. Fleuriu über die Abarten von *Testo Mydas*; aber sie haben keinen naturhistorischen Werth. *La Tortue ridée*, S. 37 nach Van Ernest beschrieben, soll neu seyn. *Squamis tri-rugosis, rugis transversalibus atris, colore castaneo, margine flavescente*. Sie soll der vorigen ähnlich seyn, an den vordern flossenartigen Füßen 3, an den hintern 4 Krallen haben. *La T. lepedienne*, Platte 17 Fig. 1, wird so bestimmt: *pedibus pinniformibus ungue unico munitis, 14 lamellis sternalibus*. Von der Einrichtung des Mauls und dem Vaterlande erfährt man nichts.

Unter den Wasserschildkröten wird hinter der *T. matamata* als verschieden davon, aber sehr nahe verwandt, von dem Spanier Ruiz de Xelua die *T. double-épine* beschrieben. *Scutis dorsalibus 13 elongatis, postice subimbricatis, rugosis et acute carinatis, scutellis binis bifurcatis acutis marginalibus supra caudam*. Noch wird der leicht eingekerbte Rand der Kinnladen bemerkt. *La T. à tête noire*, von den molukkischen Inseln, soll unserer gemeinen sehr gleichen. *La T. porphyrée*, aus Neu-Holland, hat auf dem Schwanze eine kleine kielförmige Erhebung, wie *serpentina*. Die von Bosc bekannt gemachten *T. reticulée* und *T. à bord en scie*, Platte 21 Fig. 1. 2, werden ziemlich genau beschrieben, und ihr Brustschild Fig. 2 und 3 verglichen. Nach demselben Bosc ist *La T. à lignes concentriques* beschrieben; sie soll Linné's *T. palustris*, und Schöpf's *T. terra pin.* seyn.

Nun kommt eine Unterabtheilung, *Tortues à boîte*, mit beweglichem Brustschilde oder Vordertheile desselben, zum Verschließen des Panzers. Hr. D. zählt davon 8 Arten auf; die neunte aus Ambonia kommt S. 309 nach, von Riche entdeckt. Zur ersten Reihe gehören *T. Retzii*, *tricarinata* und *pennsylvanica*; zur zweyten *odorata*, *subnigra*, *virgulata*, *clausa*, *brevicauda*. Von *odorata*, nach Bosc beschrieben, ist Pl. 24 Fig. 3 der Brustschild abgebildet. Als Abart wird S. 194 *T. glutinata* so bestimmt: *testudini odoratae sterno immabili solum differens*. Hey Schöpf Pl. 24 Fig. 3. Wenn man aber den Pl. 24 Fig. 4 abgebildeten Brustschild mit dem von *odorata* vergleicht: so sieht man den großen Unterschied, und schließt daraus auf eine ganz verschiedene Art, wofür sie auch Schöpf hielt. *T. virgulata* wird übersetzt *à gouttelettes*, und mit 4 Abarten beschrieben. Wie *T. squamata* des Bontius in diese Gesellschaft kommt, weiß Rec. sich nicht zu erklären. Die drit-

te Abtheilung enthält die Landschildkröten. Die *punctularia* aus Cayenne hat einen niedergedrückten Panzer. *T. coui* und *lutéole*, Platte 26 Fig. 1 u. 2, sind bloße Panzer ohne Thiere; eben so *test. castra*. Die *fasciata* aus Ceilan, von Van Erneft beschrieben. *T. euphratica* nach Oliviers Nachrichten beschrieben; eine Zeichnung davon findet sich in Ol. Reisen, nach welcher Rec. geneigt wäre, sie für *T. granulata* zu halten.

S. 316 fängt die 2te Ordnung, die Eidechsen, (*Lauriens*) an. Über die verschiedenen Krokodilarten findet Rec. keine eigenen neuen Bemerkungen, ausser das Hr. D. eine neue Art *à large museau* will gefunden haben, welche er so bestimmt: *rostrum lato, complanato, maxillis utroque latere 19 dentatis, scutis 8 per quatuor paria supra collum dispositis*. Ausserdem setzt er den von Azara beschriebenen *Vacaré* als eine eigene Art an S. 407.

Der dritte Band fängt an mit der Geschichte der Gattung *Tupinambis*, (der Name ist von einer Nation in Südamerika entlehnt;) deren Kennzeichen folgende sind: Der Leib ist mit vielen schmalen Ringen von glatten Schuppen umgeben, der Schwanz am Anfange kegelförmig, hernach von den Seiten etwas zusammengedrückt, und die Kehle ohne Kropf. Hr. D. nimmt 13 Arten an, und macht 2 Abtheilungen, wovon die erste diejenigen enthält, welche einen von beiden Seiten zusammengedrückten Schwanz, und oben zugrundet oder messerförmig haben. Die der zweyten haben auf dem Schwanze einen kleinen doppelten, etwas sägeförmig gezackten Kiel.

Die vierte Gattung *Lézard* (S. 89 — 250) hat sehr viele u. weitläufige Kennzeichen; deswegen wird sie in 7 Abtheilungen gebracht, wovon die erste die *Lézards Améivas* enthält, ohne Halsband, mit walzenförmigem quirlförmigem Schwanz; die der zweyten *Lézards, verds*, haben ein Halsband, und sind ganz oder theilweise grün; die der dritten, *Lézards rubannés*, haben ein Halsband, blaue Farbe, und einen oben bandirten Körper. Die der vierten, *Lézards tachtés*, haben ein Halsband, quirlförmigen Schwanz, und sind oberwärts getüpfelt. Die der fünften, *Lézards gris*, haben ein Halsband, quirlförmigen Schwanz, eine graue oder bräunlichte Farbe ohne Mischung von Grün. Die der sechsten, *Lézards dracénoides*, haben zwey schuppige Halsfalten, den Schwanz vorn quirlförmig, an der hinteren Hälfte netzförmig. Die einzige Art der siebenten, *Léz. striés*, hat ein Halsband, am Bauche mehrere Längsreihen von rautenförmigen gekielten Schildern; und die Schuppen des Schwanzes quirlförmig gestellt, und gekielt. (Es ist die neuerlich von Merrem in den Annalen der wetterauischen Gesellschaft beschriebene Eidechse, welche von Hn. D. als ein Bewohner von Surinam zuerst und ziemlich genau S. 247 — 250 beschrieben wird.)

Die fünfte Gattung *Takydrome* (lateinisch *Takydromus* statt *Tachydromus*) aus 2 Arten bestehend, wovon eine, Pl. 39, abgebildet ist, hat am Leibe, so wie am Schwanze, quirlförmig gestellte Schuppen. (Durch

dieses einzige Kennzeichen kann diese Gattung unmöglich von den *Tupinambis* des Vfs. unterschieden werden). Die sechste Gattung, *Iguane*, enthält die Eidechsen mit einem Kropfe und Rückenkamme. Die siebente, *Dragon*, soll 3 Arten enthalten, welche aber schwer zu unterscheiden sind. Die achte, *Basilis*, enthält *Lac. basiliscus* und *Lac. amboinensis* Schlofferi. Die neunte, *Agama*, enthält die Eidechsen mit Sackelschuppen in 5 Abtheilungen von S. 333 bis zu Ende des Bandes. In der ersten stehen die mit kleinen Schuppen auf dem Kopfe und zusammengedrücktem Schwanze; in der zweyten, *Agam. proprement dits*, die mit walzenförmigem Schwanze, und kleinen Schuppen am schwächtigen Leibe ohne Spur von Warzen (*verruces*). In der dritten, *Ag. orbiculaires*, haben auf dem breiten Körper zwischen den kleinen Schuppen kleine rundliche Warzen zerstreut, einen walzenförmigen Schwanz, und eine oder 2 Halsfalten. In der vierten, *Agames Lézardets*, haben wie die *Lézards* Schilder auf dem Kopfe, walzenförmiger Schwanz und eine Reihe von Drüsenöffnungen über den Hüften. Die einzige Art der fünften ist nach der sehr unvollkommenen Beschreibung von Azara bestimmt, und hat einen Wickelschwanz. Azara nennt sie *Chamaeleon*. Alle diese Gattungen sind nichts weniger als natürlich; doch die letzten mehr als die dritte und folgende, wo die Unterabtheilungen befesten sollen. Gleich die erste Art von *Tupinambis*, *Le T. proprement dit, ou Sauvagarde*, giebt ein merkwürdiges Beyspiel, wie geschickt Hr. D. die verschiedensten Thierarten zu vereinigen weils. Mit dem Kennzeichen der Gattung *à queue simplement comprimée*, welcher in einem Nachsatze erklärt wird durch die Worte *arrondie ou branchante en dessus*, kann man die Worte in der Beschreibung S. 23: *la queue est cylindrique à sa base et à peine comprimée latéralement sur les deux tiers de sa longueur: elle n'est ni cagnée ni tranchante en dessus, mais seulement recouverte*, schwerlich vereinigen. Aus *Seba* führt Hr. D. dazu I Tab. 96 Fig. 1, Tab. 97 F. 5. 96. F. 2. 96. F. 3. und 99 F. 1 an, welche dasselbe Thier in verschiedenen Stufen des Alters, die letzte entfärbt, vorstellen sollen. Auch *Schneiders Scincus sepiiformis* erklärt er für dasselbe Thier *Après avoir examiné avec attention les caractères donnés à ce prétendu scinque, ainsi que le passage où Schn. dit que ce saurien a été rangé dans cette collection, entre les lacerta sepi et nilotica, à cause d'une suture (d'un pli) qu'il a sur chaque flanc, j'ai trouvé une telle analogie entre ce prétendu scinque et le tupinambis sauvegarde d'Amérique, qui a ordinairement un pli sur les côtés du dos, que j'ai me suis déterminé à y joindre provisoirement, comme synonyme, le scinque sepiiforme de Schneider*. Zwey Falte müssen hier als Hülfsmittel dienen. Der Vf. des *Museum Linckianum* (der verstorbene Leake) hatte das Thier auf *Lacerta seps* gedeutet; *Schneider* aber hatte es zwischen diese und *Lac. nilotica* gesetzt und mit beiden verglichen. Zweytens ist die von Sch. erwähnte Naht keine Falte, so wenig als an *Lac. seps*, den übrigens weder Hr. D. noch Le-

cépède gekannt haben, wie aus Hn. D.'s Beschreibung T. IV S. 325 erhellet. Le T. Cepedien Platte 29 soll neu seyn. Eben so Le T. indien Pl. 30 und à taches vorties. S. 51 kommt Le T. du Nil ou le varan d'Egypte vor, welchen Schneider nach Hafselsquits Beschreibung zur Gattung *Scincus* gerechnet hat. Geoffroi soll das Thier aus Aegypten mitgebracht haben; gleichwohl ist die ganze Beschreibung aus Hafselsquits genommen.

Die Beschreibung von L'Agame umbre oder Lac. umbra L. paßt allerdings auf Linnés kurze Notiz vollkommen, welche Lacépède ganz verstümmelt und verdrehet hat. Das Synonymum aus Laurenti *Iguana sepiiformis* verwirft Hr. D. mit Recht; und setzt an die Stelle dessen *Iguana tuberculata* und *chalcidica*; ob mit größerem Recht, mag Rec. nicht entscheiden. Den Agame arlequin à deux raies Pl. 44, hat Rec. zwar in der Beschreibung wiedererkannt, aber die Beschreibung selbst unvollständig befunden, nach dem, was er an einem Exemplare beobachtet hatte.

Im vierten Bande enthält die 10 Gattung mehrere Arten von *Stellions* in 3 Abtheilungen, wovon die erste die *St. Cordyles* (eine Art), die zweyte *Stellions vrais*, die dritte *St. batards*. Mehrere davon sind nach zugeschickten Beschreibungen des Holländers Van- Erneft bestimmt.

Die 11te Gattung *Anolis* grenzt im Baue der Fußzehenblätter der folgenden 12ten *Gecko* in 3 Abtheilungen, *Geckos proprement dits*, *Geckoltes* und *Geckos à queue plate*, ist übrigens aber ganz davon verschieden. Die bekannteste Art ist Lac. *principalis* L. Hier kann Rec. dem Vf. seinen Beyfall nicht versagen, was die Classification betrifft. Denn in Ansehung der angegebenen Kennzeichen der Arten von *Gecko* kennt Hr. D. nicht, was vor ihm Deutsche geleistet hatten, und was die bechsteinische Übersetzung von Lacépède enthält; auch die merkwürdige, so nahe an *Gecko fimbriatus* grenzende Art, welche neulich in dem Magazin der berliner naturforschenden Gesellschaft beschrieben und abgebildet worden ist, kennt Hr. D. nicht.

Die dreyzehnte Gattung *Caméléon* enthält 4 Arten, und von den 3 ersten mehrere Abarten. Die Kennzeichen der Gattung sind zum Theil falsch, und passen nicht auf alle Arten, wie z. B. das vom Kopfe: *La tête assez grosse, courte, imitant presque un rhomboïde, irrégulier à huit faces, à cause de l'occiput qui est pyramidal et plus ou moins saillant*. Die Bedeckung des Kopfs besteht aus *écailles lisses à cinq ou six angles*, die des Leibes aus *petits grains écailleux*. Von der Trommelhaut heisst es: *le tympan très-peu apparent*. Die Beschreibung des gewöhnlichen oder ägyptischen Chamäleons hebt mit einer Tirade über die Macht und Herrschaft des Menschen über die Schöpfung an, und endiget mit dem Farbenwechsel des Chamäleons, den man als Sinnbild der Schmeicheley gebraucht hat. Hierauf folgt die Beschreibung der einzelnen Theile; wo es vom Kopfe heisst: *Deux carènes comprimées, élevées et simplement tranchantes, partent du museau, passent presque immédiatement au*

dessus des orbites, courent dans la même direction, et vont de là se réunir derrière la tête, à l'extrémité d'un gros tubercule, qui imite en quelque sorte un capuchon pyramidal à quatre faces, et non à cinq faces, comme l'a cependant écrit le professeur Lacépède. Une troisième carène ou crête tranchante prend naissance au milieu de la tête; une quatrième moins tranchante part de la nuque et toutes les deux vont aboutir au sommet de ce capuchon, dont les deux faces antérieures sont une fois plus larges que les postérieures, et dont la pointe est tournée en arrière. Dann eine Bemerkung, welche, allen Naturforschern bisher unbekannt, erklären soll, wie das Thier nach Gefallen seine Haut erweitern und sogar etwas durchsichtig machen könne, sobald es seine Lungen durch ein verlängertes Einathmen gefüllt hat. *J'ai vu avec étonnement que la peau étoit comme usée, lisse, très-mince et transparente sur la saillie formée par chacune des apophyses latérales des vertèbres, ainsi que sur la saillie formée à la surface extérieure des flancs par chacune des côtes, dans ce dernier endroit, c'est-à-dire, sur les flancs, la peau ne paroît pas avoir été usée, mais plutôt comme coupée et entamée suivant la direction de ces côtes avec un instrument tranchant. Ce fait m'a paru tellement singulier, que j'ai comparé d'abord ces endroits amincis à des stigmates, assez semblables à ceux des insectes; mais je n'ai pas tardé à me convaincre de mon erreur. J'invite les anatomistes et les voyageurs à examiner avec attention sur le caméléon vivant, à quelles fonctions ces parties doivent être employées*. Vom Ohre heisst es S. 159: *le C. n'a pas d'oreille externe; elle est recouverte par la peau grenue*. Die Kennzeichen der Art sind im Lateinischen so angegeben: *grisco-fuscescens, crista gulae et dorsi subaculeata, occipite pyramidalis tetraedro, apophysis (?) vertebrarum sub pella prominulis*. Hr. D. nimmt zwey Abarten an, die erste mit gezähneltem gelbem Rückenkamme aus der Barbarey; die zweyte aus Aegypten, die nur auf der scharfen Seite des Kropfs spitziige Schuppen hat. Die von Seba I Tab. 83 F. 4 beschriebene und abgebildete Art mit den Spornen an den Hinterfüßen, hat Hr. D. nicht gesehen, wohl aber Rec., welcher durchaus keine Verschiedenheit von der gemeinen Art finden konnte. Die zweyte Art aus Senegall, unterscheidet Hr. D. also: *cinereo-subflavesceus, supra nigricante adumbratus, crista dorsali acuta tenui, crista ventrali serrata, occipite mitrato subtriédro*, citirt dazu die Abbildung in Seba I Tab. 82 F. 1, und nimmt davon 2 Abarten an, wovon die erste keinen Rückenkamme hat, die zweyte in Ceilan zu Hause seyn soll. Hr. D. leugnet, daß das Vaterland Amerika sey, und daß überhaupt ein wahrer Chamaeleon in Amerika gefunden werde. Die dritte Art vom Cap heisst hier *Nain*, Platte 53, und wird so unterschieden: *Ch. pumilus, lacte coerules, lineis binis flavescentibus et longitudinalibus in utroque latere corporis, gula subtus longitudinaliter 11—13 fimbriata*. Die verschiedene Bildung des Hinterkopfs, welche hier nicht erwähnt wird, beschreibt Hr. D. S. 216 mit Latreille's Worten so: *le dessus de la tête a une dépression ellipsoïdale, et*

dont les bords dentelés et sinués vont mourir presque insensiblement au cou. In der Abbildung von der Seite kann man davon gar nichts bemerken.

Die vierte Art, *Nez-fourchu*, Platte 54 abgebildet, war bereits vom Engländer *Parsons* nach einem trockenen Exemplare, aber unvollständig, beschrieben. Nach ihm beschrieb *Brongniart* ein wohl erhaltenes Exemplar, und gab eine Abbildung. Dasselbe Exemplar beschreibt hier Hr. D., und bestimmt es so: *Ch. bifidus, naso antice prominente, bifurcato, cum utraque furca compressa longa*. Denselben Ausdruck, *fourches*, braucht Hr. D. auch im Französischen; dieser giebt aber durchaus eine falsche Vorstellung von den 2 Vorragungen oder Hörnern, als wären deren 4 vorhanden. Denn *furca* heisst eine Gabel oder zweispaltiges Werkzeug; folglich muss *bifurcatus* 4 Zacken oder Zinken andeuten; welches nicht ist. Durch die lateinische Übersetzung des Neugriechen *Theodorus von Gaza* von *Aristoteles* und *Theophrastus* ist dieses Wort mit der falschen Bedeutung in den Umlauf und Gebrauch der neueren Naturforscher gekommen. Die Gestalt des Kopfes wird so beschrieben: *Le dessus du crâne est plat, triangulaire; ses bords partent de chaque oeil, se réunissent dessus la nuque et sont bordés d'écailles rondes, bombées. Le dessus des yeux est un peu saillant — la face au devant des yeux et au dessous (soll dessus heissen) de la mâchoire supérieure est prolongée en deux fourches comprimées, longues d'un pouce, parallèles et non divergentes. L'ouverture des narines est située à la base extérieure de chaque fourche*. Aus der Abbildung wird man von der Gestalt des Hinterkopfes sich keinen Begriff machen können, weil der Kopf nach dem Rücken zu eingebogen dargestellt ist. *Rec.* hat den schön erhaltenen Schädel eines grossen Exemplars vor sich, und sieht daran den Hinterkopf eben so hoch, als an der gemeinen Art erhoben; aber die einzelnen Knochen laufen alle in derselben Richtung in die Höhe, und bilden daher eine dreieckige erhobene Fläche, deren Spitze nur mehr abgestumpft und breiter ist. Die Gabel bildet vor den Augen zwey schief nach aufsen und vorn immer mehr in die Höhe gebogene Wände, die auf der Oberfläche überall zackig und rauh sind, so wie die ganze Oberfläche der Platte zwischen der Gabel bis an die Spitze des Hinterkopfes hervorstehende runde und längliche Wülste hat. Zwischen dem Anfange der Gabel etwas hinter den Nasenlöchern (welche unter der Gabel stehen) ist der Knochen mit 2 grossen Öffnungen durchbrochen. Das weitere Detail muss *Rec.* auf eine andere Gelegenheit versparen, welcher hier nur noch bemerken will, dass Hr. D. die Literaturgeschichte dieser Gattung nicht treu und genau ausgeführt hat. Schon *Brongniart* hatte die 4 erwähnten Arten angenommen und bestimmt, so dass dem Vf. kein besonderes Verdienst übrig bleibt, ausser dass er die Naturgeschichte der gemeinen Art, wie sein Landsmann *Lacépède*, mit fremdartigen Zierrathen ausgeschmückt hat. Zweitens hat *Bory* ein anderes Exem-

plar in Weingeist aufbewahrt richtiger beschrieben in *Journal de Santé et d'histoire naturelle par le C. Capelle. Bordeaux Année 6, tome 3, p. 16—19*. Endlich über die kaspische Art finden sich merkwürdige Aufklärungen in einem Aufsatze in den Abhandlungen der hiesiger Gesellschaft der Wissenschaften IX Th. 3 St. S. 367 ff. vom Jahre 1767, wo unter anderem bemerkt wird, dass sie lebendige Junge gebäre, sich mit den Zähnen zu wehren suche, sobald man sie anfasse, und dabey einen Laut wie eine Maus von sich gebe. Die 14te Gattung *Sciscus* sondert Hr. D. in 4 Abtheilungen; die erste, *les Sc. ordinaires*, mit kurzem kegelförmigem Schwanz, grauem Körper mit dunkleren Querverbinden, 6 Arten; die zweyte, *Sc. rayés de blanchâtre*, bräunlich mit weissen oder gelblichen Längslinien, 9 Arten; die dritte, *Sc. rayés de noirâtre*, 5 Arten; die vierte, *Sc. ocellés*, 2 Arten. Die *linnéische Lac. quadrilineata* bringt Hr. D. unter diese Gattung, und nennt sie *Sc. à quatre raies*. Wie Hr. D. nach *Brongniarts* Beispiele die *linnéische Lac. algira* mit spitzigen gekielten Schuppen habe unter diese Gattung mit runden einander deckenden Schuppen rechnen können, bleibt *Rec.* ein Geheimniss; doch Hr. D. hat das Thier nie gesehen; und *Rec.* fand in dem *grosvenorschen* Kaufverzeichnisse S. 7 No. 51 dieselbe Eidechse als *Sciscus algira* verzeichnet. Doch derselbe Katalog führt auch die *linnéische Lac. Chalcides* unter dem Namen *Sciscus Chalcides* No. 52, und *Lac. angustia* unter *Sciscus angustia* No. 53 an, wovon man ungefähr von der Beurtheilungskraft des Vfs. sich einen Begriff bilden kann. *Sciscus melanurus* von Sumatra ist von *l'Ernest* sehr flüchtig beschrieben. *Sc. Sloanei* soll die von *Sloane* Pl. 273 F. 6 abgebildete Art seyn. Hier steht ihre Figur auf Pl. 55 F. 2. — *Sc. tristatus*, *franz. rembruni*, hatte Hr. D. vorher als *Lézard rembruni* beschrieben und abgebildet. *Sciscus ocellatus*, Pl. 56 schlecht abgebildet, hätte genauer nach *Oliviers* Nachrichten in seiner Reise bestimmt werden können und sollen. Er fand ihn auch auf den Inseln Kreta und Cyprus. Die 15te Gattung *Seps* enthält in der ersten Abtheilung *Seps quadrupèdes*, in der zweyten *Seps bipèdes*, und hat folgende Kennzeichen: Kopf klein, mit Schildern bedeckt; Hals, Leib und Schwanz sehr lang, dünn, gleich dick, walzenförmig; die Schuppen, zugerundet, decken einander, wie bey den Skinken. Die Füße, sehr kurz und dünn, stehen in der ersten Abtheilung weit von einander entfernt. Die erste Art soll *Linnee* zweymal unter verschiedenen Namen, als *Lacerta seps* und *Lac. serpens*, beschrieben haben. In der Anmerkung wird noch *Aguis quadrupes* *Lin.* als Synonymum angeführt. Die ganze Beschreibung lehrt, dass Hr. D. so wenig, als *Lacépède* die *linnéische Lac. seps* je gesehen hatte. Die 16te Gattung in 2 Abtheilungen, wie die vorige, mit 4 und mit 2 Füßen. Alle Arten dieser beiden Gattungen waren bekannt; hier werden sie mehr verworren, als aufgeklärt.

(Die Fortsetzung folgt)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 J U N I U S , 1 8 1 0 .

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Dufart: *Histoire naturelle générale et particulière des Reptiles.* Par F. M. Daudin cet.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von S. 376 an folgen Zusätze zur Naturgeschichte der Schildkröten, und zuletzt *Observations sur le Reptile connu sous le nom de Geitje. au cap de bonne Espérance* S. 385 — 389 ohne neue Bemerkungen. Die hier als neu beschriebene Schildkröte *Martinelle* ist aus Cayenne, wo sie in den überschwemmten Gegenden wohnt. Sie wird von Hn. D. zu den Flussschildkröten gerechnet; wegen des Brustschildes ohne Charnier und der Zehen ohne Schwimnhaut stellt er sie gleich hinter *T. peinte*. Es ist unbezweifelt die von *Schneider* zuerst beschriebene und abgebildete *T. planiceps*, welche hernach auch *Schöpf* wiedererkannt und beschrieben hat. Aber diesen letzten Heft von *Schöpf's* Werke hat Hr. D. nicht gekannt; und selten hat er die Nachricht von einer neuen Art aus der ersten Hand bekommen, welches vorzüglich von deutschen Schriften gilt. Der auszeichnende breite platte Kopf ist gar nicht bemerkt worden, so wenig, als die schmale Schwimnhaut, welche Hr. D. vielmehr leugnet, so wie die Angeln oder das Charnier am Seitenschlosse.

Doch Rec. eilt zu der Anzeige der übrigen 4 Bände, welche die weit schwierigere Classification und Beschreibung der Schlangen enthält, wo gerade die weitläufigste und schwierigste Gattung *Coleuber* ohne alle Unterabtheilungen geblieben, ausser dafs Hr. D., wie *Lacépède*, die giftigen Arten getrennt, und in eine eigene Gattung *Vipère* gebracht hat. Die Naturgeschichte, oder vielmehr die Beschreibung der Schlangen, hebt mit den Riesenschlangen an. Was man aber bisher unter diesem gemeinschaftlichen Namen begriffen hatte, theilt der Vf. in mehrere Gattungen, *Boa*, *Python*, *Coralle*, *Bongare*, *Hurriah* und *Scytale*, und giebt ihre Merkmale folgendermassen an (V. S. 106 ff.). Die Gattung *Boa* hat einen starken, langen, von den Seiten zusammengedrückten Leib, länglichten, cylindrischen Schwanz, etwas dicken Kopf, niedergedrückt, mit zahlreichen (ungefähr 20) vieleckigen, glatten oder gekielten Schildern oben bedeckt. Der Leib ist oberwärts, so wie der Schwanz, mit rautenförmigen, netzförmig geordneten Schuppen bedeckt, unterwärts aber durchaus mit grossen ungetheilten, in die Quere gestellten Schildern. Der After in die Quere gestellt, einfach, mit einem kleinen Sporn an jeder Seite unter den Schildern, der zurückgezogen werden kann. Die Zähne in den Kinnladen spitzig; kein Giftzahn.

Die zweite Gattung (*S. 226*) hat einen langen walzenförmigen Leib und Schwanz; dieser geht auch lang zu; auf dem Kopfe liegen grosse und zahlreiche Schilder, auf dem Leibe und Schwanze oberwärts zahlreiche Schuppen; unter dem Bauche ganze Schilder, unter dem Schwanze ganze und getheilte. Die Seiten des Leibes und Schwanzes mit 2 Längsreihen von Schuppen an beiden Enden eingefasst; der After in die Quere liegend, mit vielen kleinen Schuppen eingefasst, und an jeder Seite mit einem Sporne bewaffnet. Die Zähne in jeder Kinnlade spitzig, nach hinten gebogen; kein Giftzahn.

Die dritte Gattung, *Coralle* (*S. 256*), hat einen etwas dicken, walzenförmigen Leib, kurzen, walzenförmigen Schwanz; auf dem Kopfe, Leibe, Schwanze und unter der Kehle zahlreiche Schuppen; einige Reihen von getheilten Schildern unter dem Bauche, unter dem Bauche und Schwanze ganze Querschilder. Der After einfach und in die Quere gestellt. In den Kinnladen spitzige und aus einander stehende Zähne; kein Giftzahn.

Die vierte Gattung, *Bongare* (*S. 263*), hat einen langen, etwas walzenförmigen Körper, kurzen Schwanz, eiförmigen Kopf, vorn mit glatten, eben nicht zahlreichen Schildern bedeckt. Der Leib und Schwanz oberwärts mit eiförmigen, einander deckenden Schuppen bekleidet, mit einer Längsreihe grosser, beckiger Schuppen oben; unterwärts mit grossen ungetheilten Querschildern, bisweilen mit ein paar getheilten unter der Mitte des Schwanzes; der After in die Quere gerichtet und einfach. Die Zähne in den Kinnladen spitzig: Giftzähne, und bisweilen einfache Zähne am Stamme der Giftzähne. Diese Gattung enthält *Schneiders Pseudoboas*.

Die fünfte Gattung, *Hurriah* (*S. 276*), hat einen langen walzenförmigen Leib und Schwanz; den Kopf oben mit vieleckigen glatten Schildern (9 — 10) bedeckt; den Leib und Schwanz oben mit eiförmigen oder rautenförmigen und netzförmigen Schuppen. Unter dem Leibe und Schwanze liegen ungetheilte Schilder; der Schwanz endigt mit getheilten Schildern, aber ohne Hornspitze. Der After in die Quere gestellt und einfach. Die Zähne in den Kinnladen spitzig und gekrümmt; kein Giftzahn.

Die sechste Gattung, *Scytale* (*S. 334*), oder die giftige *Boa*, hat einen starken, länglichten, walzenförmigen Leib, ziemlich kurzen, dicken und wal-

Aaaa

zenförmigen Schwanz, einen dicken, stumpfen, hinterwärts aufgeschwollenen Kopf, vorn mit kleinen Schildern, hinten mit kleinen, rautenförmigen, gekielten, netzförmigen Schuppen bedeckt. Auf dem Rücken sind die Schuppen gröfser, aber auf dem Schwanz eben so klein. Unter dem Bauche und Schwanz lauter ungetheilte Querschilder. Der Schwanz ohne Klapper; der After in die Quere gestellt und einfach. Die Zähne in den Kinnladen spitzig; in der oberen Giftzähne. Diese letzte Gattung enthält *Schneiders Pseudoboa krait* und *carinata*, nebst *Catesbys* schwarzer Viper und Wasserviper; und eine nach *Seba* beschriebene Art.

Die fünfte Gattung begreift *Merrem's* unregelmäßige Natter 2 Pl. 4; *Schneiders Elaps boaeformis* und *Ruffels Hurriah* Pl. 40 gehört aber eigentlich gar nicht in die Verwandtschaft der eigentlichen Riesenschlangen. Daher *Rec.* sich auf dieselbe in seiner Kritik nicht weiter einlassen wird.

In der Literargeschichte der Riesenschlangen hat der Vf. unserem Landsmanne *Schneider* (S. 109) den Vorwurf gemacht: *que cet auteur très-érudit a cependant embrouillé en quelque sorte l'histoire de ces animaux.* Er habe nämlich als Merkmale der Art angegeben: auf dem Kopfe kleine Schuppen oder unregelmäßige Schilder, oder zugleich Schuppen und Schilder; eine stumpfe Schnauze; die Lippen mit ausgehöhlten Schildern bedeckt; die Mitte der Kehle mit einer kahlen Längsfurche bezeichnet, an den Seiten mit kleinen Schuppen; die Augen, Nasenlöcher und vorderen Zähne jeder Kinnlade von mittlerer Gröfse; den Leib und Schwanz etwas zusammengedrückt; den kurzen Schwanz gekrümmt und zum Wickeln; den schmalen Bauch mit schmalen Schildern bedeckt; den Schwanz unten mit ganzen oder getheilten Schildern, oder mit beiden bedeckt. Zu beiden Seiten des Afters einen Sporn, der unter die Schuppen zurückgezogen werden kann. Hiegegen bemerkt Hr. D., dafs sonach die *Schneidersche* Gattung *Boa* mehrere ganz verschiedene Schlangen, als *Coluber molurus*, die *dauidischen Coralles* und *Scytales* enthalte. Den hornartigen Sporn hätten nach seiner Meinung nur die giftigen *Boae* und die Schlangen seiner Gattung *Python*. Er halte nur diejenigen *Boas* für ächt, welche ohne Giftzähne, ohne getheilte Schilder unter dem Halse, ohne grofse Schilder auf dem Kopfe, ohne spitze Schuppen, ohne Klapper und kleine Schüppchen um den After herum, unter dem Bauche und Schwanz mit ungetheilten Querschildern, und nahe beim After mit 2 Spornen versehen sind.

Das einzige ihm untrüglich scheinende Merkmal setzte *Schneider* in die Aftersporen, welche er bey keiner einzigen giftigen Art gefunden hatte. Die übrigen von ihm angegebenen Merkmale sind jenem untergeordnete, und können zu Unterabtheilungen der Gattung füglich gebraucht werden; welches *Sch.* nicht gethan hat. Aber Hr. D. legt so wenig Gewicht auf die Aftersporen, dafs er S. 111 sagt, nur *Merrem* und *Ruffel* wären nächst *Linne* die einzigen Naturforscher, welche einige Arten dieser Gattung auf

eine bestimmte Weise beschrieben hätten; und vor *Latreille's* Arbeit habe man sich stets auf *Seba's* oft fehlerhafte Abbildungen allein beziehen müssen. Auch giebt er erst bey der zweyten Gattung S. 227 und 228 eine historische, aber unvollständige Nachricht von der Entdeckung und Wiederauffindung dieser Spornen durch *Schneider*, nebst den Vermuthungen über deren Gebrauch oder Bestimmung, ohne die mindeste eigene Bemerkung. Aber es ist ungerecht und offenbar falsch, was S. 328 Hr. D. sagt: *qu'il n'ait trouvé des éperons qu'à quelques espèces. à a cependant rangé dans ce genre beaucoup de serpents qui ne doivent réellement pas y rester.* *Rec.* wird bey den einzelnen Arten bemerken, in wiefern dieser Vorwurf gegründet, und Hr. D. durch eigene Beobachtung dazu berechtigt war. Gleich in dem allgemeinen Charakter findet er S. 112 eine widersprechende Bemerkung: *Les vrais boas n'ont que des écailles ou sont munis de plaques sur le devant de la tête.* Als es hiefs ja S. 111: *sans grandes plaques sur la tête.* und S. 106: *la tête couverte en dessus de plaques polygones, lisses ou carénées, nombreuses, vingt environ.* Ist dieses nicht Unbestimmtheit und Widerspruch zugleich?

Den Anfang der Beschreibung macht Hr. D. mit *Schneiders Boa reticulata*, welche er jedoch nicht gesehen hat. Hier steht gleich zu Anfange: *Les boas n'ont pas toujours sous la queue une seule sorte de plaques, car on leur trouve quelquefois des doubles plaques parmi les entières.* Hiemit hebt er also auf, was er S. 110 gegen *Schneider* behauptete: *Les véritables boas n'ont sous le corps et la queue que des plaques entières.* Ausserdem meinte *Rec.*, dafs jeder Naturforscher zuerst von ihm bekannten und untersuchten Thieren sprechen sollte. In einem Nachtrage des achten Bandes S. 319, wird *Schneiders B. rhombeata* für eine Abart dieser ersten erklärt. Die folgende *B. karulana* wird ebenfalls blofs nach fremden Angaben beschrieben. Auch diese Art hat unter dem Bauche 4 Paar getheilte Schilder. Die Aftersporen sind nicht bemerkt. Wie konnte also Hr. D. diese Art in seine Gattung aufnehmen? Überdies hat sie auf dem Kopfe lauter kleine Schuppen; ganz gegen das angegebene Merkmal der Gattung.

Die dritte, als neu beschriebene Art aus Surinam, *B. elegans*, hat oben und unten auf dem Kopfe lauter kleine, rundliche, glatte Schuppen, ausgenommen zwey Schilder vorn über dem Rüsselschilde (Platte 61, fig. 32 u. 33), den Kopf fast herzförmig, so dafs die Schnauze die Spitze vorstellt. Die Zähne spitzig, zurückgebogen, und vorn länger; an jeder Seite der beiden Kinnladen stehen 14 kleine Schilder, wovon die vorderen länger, die hinteren ausgehöhlt sind. Unter dem Kinne zeigt sich eine lange Furche. An den Seiten der Schnauze zwischen den Augen und den Nasenlöchern stehen Schilder; die Augen sind mit kleinen Schuppen eingefasst, ziemlich grofs, mit verticaler Pupille. Der Körper ist von den Seiten sehr zusammengedrückt; der After einfach, auf jeder Seite mit einem kleinen Sporn.

Der dünnzugehende walzenförmige Schwanz macht len; Theil der ganzen Länge, endiget mit einer Spitze. Die Schuppen am Leibe sind rautenförmig, oft viereckig netzförmig, einander deckend, und sehr klein, ausgenommen die den Bauchschildern nächsten, welche etwas grösser sind. Unter dem Leibe stehen 109 ganze, dann 4 getheilte, hierauf 4 ganze Schilder; unter dem Schwanze erst ein getheilte Schild, dann 119 ganze, zusammen 407. Die Farbe ist oben durchaus braun, unten, bräunlich mit Braun gepickelt. Hinter den Augen stehen gelbe Striche und ein doppeltes Dreyeck, gebildet von 2 gelben Strichen, welche von der Schnauze über jedes Auge weggehen, und sich über dem Hinterkopfe vereinigen. Ubrigens ist der Hals, Rücken und Schwanz oben sehr zierlich mit einem doppelten gelben Zickzack versehen, welcher bald zahlreiche Winkel, bald Rauten, in der Mitte bisweilen mit 1 oder 2 kleinen Kreisen gezeichnet, bilden. In der Zeichnung Platte 63, geht durch den Zickzack noch eine ununterbrochene Linie in der Mitte durch. Das Thier in *Levaillants* Sammlung ist noch jung, nur 10 Z. lang, und Hr. D. schreibt der Jugend und der Lage der Nabelgefäße die Theilung der 4 Bauchschilder zu, wie bey der 6ten Art.

Die vierte Art heisst hier *Ophrias*, den der Vf. weiter nicht kennt. Die fünfte *Enhydria*, (hier steht *Enhydria*), will der Vf. im pariser Museo entdeckt haben, *où il est en partie gâté*. Dafs die Zähne der unteren Kinnlade länger sind, als der oberen, will nach *Linne* auch er gefunden haben. Aber wie soll man seiner Untersuchung trauen, da er kurz vorher S. 127 gesagt hatte: *je n'ai pu le découvrir dans la riche collection du muséum d'histoire naturelle de Paris, qu'on ne m'a d'ailleurs pas permis d'examiner?*

Die sechste Art aus Surinam, *Aboma*, S. 132 — 149, ist nach *Stedmann* weitläufig beschrieben, und ein Stück des Rumpfs Platte 62 abgebildet. Der Kopf von oben und unten Pl. 59. No. 1. 2. Eine Schlange der *Levaillantischen* Sammlung sah Hr. D. für dieselbe an, und beschrieb sie; und endlich S. 147 erklärte er auch die *linnéische B. cenchrus* für dieselbe Art. Aus der langen Erzählung von *Stedmann* ist nur folgende Stelle zur Bestimmung der Art brauchbar. „Der Rücken grünlich-schwarz mit unregelmässigen Flecken, weifs mit schwarzer Einfassung; die Seiten schön gelbbraun mit denselben Flecken; der Bauch schmutzig weifs. Der Kopf breit, platt, aber nach Verhältnifs klein; die sehr grofse Mundöffnung zeigt eine doppelte Reihe von Zähnen; die Augen schwarz und vorstehend. Von den Schuppen haben einige die Gröfse eines Schillings. Unter dem Bauche ist das Thier mit 2 starken Klauen bewaffnet, den Hahnenfüfsen ziemlich ähnlich, womit es seine Beute ergreift, und festhält, indem es sich vermittelst derselben um das ergriffene Thier anklammert und herumwindet. Es hält sich in niedrigen morastigen Gegenden auf, und lauert da, wie ein Seil zusammengerollt, und unter faulem Holze, Moos oder Blättern versteckt, auf Beute.“

Das junge Thier bey *Levaillant* hat auf dem Kopfe oben und unten glatte Schuppen, die einander nicht decken, sechseckig, mit einigen etwas grösseren fünfeckigen oder sechseckigen über der Schnauze, welche mehr Schildern gleichen. An der Spitze der Schnauze steht ein grofser, etwas dreyeckiger Schild, unten ausgeschnitten; ein ähnlicher steht am Ende der unteren Kinnlade. Den Rand der oberen Lippe fassen auf jeder Seite 14, der unteren 15 sehr kleine Schilder ein. Unter dem Leibe zählte Hr. D. erst 75 ganze, dann 3 getheilte, hierauf abermals 85 ganze, unter dem Schwanze 65 ganze, zusammen 328 Schilder. Die Schuppen sind sechseckig, klein, glatt und netzförmig mit einander verbunden. Die Farbe, so wie sie sich im Weingeiste erhalten hat, ist jetzt hellbraunroth mit einer Längsreihe von ungefähr sechzig runden Flecken, gelblich mit schwarzer Einfassung, vom Hinterkopfe bis an das Ende des kurzen und dünnen Schwanzes fortlaufend. Die zusammengedrückten Seiten haben zahlreiche Flecken mit den mittelsten gleichlaufend, schwarz, rundlich, oben mit einer hellen Farbe eingefasst, über welcher ein schwarzer Strich steht. Unter diesen stehn nahe bey den Bauchschildern noch sehr kleine schwärzliche Flecken. Auf dem Kopfe sieht man 5 schwarze Längsstriche, welche von der Schnauze oder von den Augen bis an den Hinterkopf reichen. Die Kehle und der Bauch gelblich, ohne alle Schattirung; nur unter dem Schwanze bemerkt man einige bräunliche Punkte auf gelblichem Grunde. Auf dem Rande jeder Kinnlade sah Hr. D. 2 Reihen kleiner spitziger Zähne und im Gaumen ebenfalls 2 Reihen ähnlicher Zähne.

Die siebente Art, *le B. Empereur*, wird S. 150 — 152 nach einem Stücke von trockener Haut beschrieben, und als eigene Art bestimmt: *ses couleurs sont suffisantes pour constituer une espèce réellement différente de toutes les autres écrites dans cet ouvrage*. Die Farbe ist dunkel, beynahe schwarzbraun, mit einer Längsreihe von grofsen rautenförmigen Flecken, welche von 2 weissen Strichen gebildet werden, die sich hernach vereinigen. Die am vorderen Theile des Leibes sind vorn und hinten sehr ausgeschnitten, und bilden so etwas unregelmässige Sechsecke; über dem Schwanze werden sie länglicht eyförmig, und die sie bildenden Striche divergiren nach den Seiten zu. Auf jeder Seite steht noch eine Reihe grofser augenförmiger Flecken. Nachdem Hr. D. seine Beschreibung geendigt hatte, sah er noch zwey Häute von *Humboldt* aus der Provinz Choco eingeschickt.

Die achte Art von Ternate hatte *Lacépède* für *Linne's B. murina* ausgegeben; Hr. D. aber unterscheidet sie nach *Latreille's* Vorgange davon (S. 153 — 154). Farbe des Thiers, 2 F. 9 Z. lang, ist oben blaß meergrün, mit 5 Längsreihen von Flecken; die mittelsten sind rothbräunlich, unregelmässig, in der Mitte weifs, an einigen Stellen stehn sie dicht neben einander, oder laufen auch zusammen. Die 2 folgenden Reihen sind ziemlich regelmässig, rothbraun, und am inneren Rande mit einem weissen mondför-

migen Flecke bezeichnet, die 2 letzten Reihen haben Flecken ohne Augen, rothbräunlich, und gegen die Zwischenräume der oberen Reihen gestellt. Auf dem hinteren Theile des Kopfs stehn noch 3 bräunliche Flecken, wovon die beiden äusseren sich bis an die Augen erstrecken. Unter dem Bauche stehn 261, unter dem Schwanze 63 ganze Schilder. Van Ernst will diese Art auf den Molucken beobachtet und $\frac{20}{3}$ Schilder gezählt haben. Dort soll sie sich von Eidechsen, Fröschen und Schnecken nähren.

Die neunte, *Le B. rativore*, unterscheidet Hr. D. blofs durch die Farbenzeichnung und Zahl der Schilder. Er will ein Exemplar 10 Fufs lang gesehen haben. Der Kopf länglicht, wenig stumpf, vierseitig, oben mit 20 ungleichen Schildern bedeckt. Die Schuppen oben und an den Seiten rautenförmig und klein; unter dem Bauche stehn 254 bis 261, unter dem Schwanze 58 bis 71 ganze Schilder. Die Farbe ist oberwärts meergrün, mit rundlichen schwarzen Flecken auf dem Rücken, welche bald paarweise bald einzeln stehn. An den Seiten stehn dergleichen, in der Mitte weifs. Der Bauch ist weifs mit zerstreuten kleinen Flecken und Puncten, vorzüglich auf den Rändern. Bisweilen stehn auf dem weifslichen Bauche schwärzliche Flecken und Schattirungen zerstreut. Das ist alles, was Hr. D. als eigene Beobachtung anführt.

Die zehnte Art, *Le B. Anacondo*. Auf Platt. 63 Fig. 2 steht ein Stück vom Leibe abgebildet. Den Namen soll das beschriebene Thier in Surinam führen, wie *Levaillant* bezeugt, aus dessen Sammlung Hr. D. ein Exemplar bekam. *Latreille* hatte dieselbe Art unter dem Namen *Boa géant* beschrieben. Hr. D. nimmt als ausgemacht an, dafs *Linné's* erste Beschreibung von *Boa scytale* auf *anguis scutatus* zu deuten sey; diejenige aber, welche *Linné* hernach im System unter demselben Namen gegeben hat, bezieht er auf seine *Anacondo*.

Die 11te Art, *Le B. Scytale*, will Hr. D., nachdem er die vielen Dunkelheiten und Schwierigkeiten, welche hier Statt finden, nach *Schneider* bemerklich gemacht hatte, auf die linnéische Art in der 10ten Ausgabe des Systems deuten; die schneiderische Beschreibung aber zieht er auf seine *Anacondo*. Wie läfst sich diese Bestimmung mit der bey der vorigen Art vereinigen?

Die 12te Art, *Le B. Devin*, *Linné's B. constrictor*, Platte 62 F. 1, und der Kopf besonders Platt. 59. F. 3. Dieser lange Artikel von 174 bis 201 wirft alles durch einander, was bisher über eine von den Wilden verehrte Riesenschlange erzählt worden ist. Hr. D. nimmt 7 Abarten an, die er nach *Latreille* beschreibt, S. 194—199. Das Thier, welches er für die rechte Art anieht, beschreibt er S. 178—182. Rec. weifs diese Beschreibung in ihren einzelnen Theilen weder mit sich selbst, noch mit den beiden Zeichnungen des Kopfs zu vereinigen. Der Kopf soll dem von einem Jagdhunde in der Gestalt

ähneln; der Wirbel (*sommet*) hinter den Augen vorstehend und breit, die Schnauze verlängert, vorn stumpf, und an den Seiten und Backen zusammengeedrückt seyn; die Augen ziemlich groß, in vorspringenden Augenhöhlen. Der ganze Kopf oben und unten mit vielen kleinen Schuppen bedeckt, die auf dem Rande der Lippen grösser sind, und ziemlich Schildern gleichen. Am Ende der abgezutzten Schnauze steht ein grosser Schild in verticaler Richtung, unterwärts für den Durchgang der Zunge ausgeschnitten. Nun folgt: die Schuppen auf dem Kopfe fünfeckig, regelmässig, und unter einander wie Pflastersteine gestellt (*carrelées*), die an der Kehle rautenförmig und netzförmig. Die Nasenlöcher liegen an den Seiten, oben auf dem Ende der Schnauze neben dem Rüsselchilde. An einem jungen Exemplare in *Bosc's* Sammlung zählte Hr. D. unter $\frac{23}{4}$ ganze Schilder, welche an jeder Seite mit 2 Längreihen grösser, glatter, einander deckender Schuppen eingefasst sind. Die anderen Schuppen sind sehr klein, eyförmig zugerundet, glatt, und decken einander nur wenig. Der etwas dünnere Schwanz beträgt nur den zehnten Theil der ganzen Länge. Die Farbe ist oberwärts aschgrau und gelblich, mit einer schwärzlichen Längslinie, welche von der Schnauze anhebt, und über die Mitte des Kopfs bis auf den Hals geht. An den Seiten der Schnauze steht ein schwärzlicher Fleck, welcher in Gestalt einer Linie über die Augen weg nach den Seiten des Halses geht. Der ganze Rücken ist mit 13 grossen Flecken geziert, welche eyförmige Medaillons vorstellen, gewöhnlich 2 bis 3 Zoll lang, an jedem Ende ausgeschnitten, von Farbe mehr oder weniger gelblich. Auf dem Schwanze folgen ihnen ungefähr 9 Querbinden von derselben Farbe. Diese Medaillons und Querbinden stehen auf einer grossen mehr, oder weniger braunrothen Binde, welche über den Seiten breit ausgeschnitten und überdies auf jeder Seite mit einer weissen oder gelblichen Linie eingefasst ist, welche jedoch nur in den Zwischenräumen der Medaillons sichtbar ist. Auf den breiten Seiten des Leibes steht eine Längreihe von grossen Flecken, von einander entfernt, braun, am Rande dunkler, mit einem weissen oder gelben Auge in der Mitte. Der Untertheil ist aschgrau gelblich, lichter als der Rücken, mit schwarzen Puncten, welche unter dem Schwanze breiter werden.

In der cursiv gedruckten Stelle wird der Leser einen Widerspruch des Vfs. mit sich selbst bemerken. Ausserdem heisst die Schnauze vorn abgestutzt (*tronqué*); aber in der Figur 3 Platte 59 erscheint sie vorn tief ausgeschnitten; hingegen auf Platte 62 läuft die Schnauze auf einen spitzigen Rüssel aus. Die ersten 6 Abarten hat Hr. D. mit *Latreille* nach *Seba's* Zeichnungen bestimmt: die 7te hat Hr. D. aus *Astron's* königlichem Schlinger gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 25 JUNIUS, 1810.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Dufart: *Histoire naturelle générale et particulière des Reptiles*. Par F. M. Daudin cet.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die 13te Art., *Le B. porte-anneaux*, aus des /fs. Sammlung soll neu seyn. Der Kopf ist länglich, vorn stumpf, hinten breiter; die Schilder auf demselben sind vieleckig, glatt; zwischen den Augen und gegen die Schnauze zu etwas größer. Die auf den Lippen sind etwas ausgehöhlt. Alle Schuppen oben auf dem Leibe sind rautenförmig, fast sechseckig, gegen den Kiel des Rückens zu etwas größer, so wie in der Nähe der Bauchschilder, liegen wie Pflastersteine neben einander, decken einander nicht, und sind glatt. Unten stehen $\frac{24}{3}$ ganze Schilder. Der After steht in die Queere, vorn mit einem großen halbkreisförmigen Schilde bedeckt. Die Sporen klein. Die Farbe durchaus röthlichbraun, mit einer Längseibe von ungefähr 50 großen schwarzen Kreisen, und einem schwarzen Punkte im Centro, welche über den Kiel des Rückens geht. Auf jeder Seite steht unter dem Zwischenraume der oberen Kreise ein großer schwarzer Fleck, oberwärts mit einem weissen Streiche eingefasst, der selbst über sich einen schwarzen Strich hat. Unten ist die Farbe durchaus gelblich und ohne Flecke. Auf dem Rücken entleckt Hr. D. eine linsenförmige Laus, (*Acarus rinus Fabricii*, *Ixodes*, *Latreille*) ganz braunroth, mit berwärts samtschwarzem Kopfe und Brustschilde, und einem goldfarbigen Punkte oder Schilde hinter der Brust. Platte 63 Fig. 3 steht ein Stück vom Leibe abgebildet.

Die 14te Art, *Hypnale*, beschreibt Hr. D. bloß nach fremden Angaben. Eben so die 15te, *Le B. vnié*, welches *Schneiders B. conica* ist. Die 16te Art, *Le B. Bojobi*, ist *B. cantina*. Hr. D. hat keine eigene Beobachtung darüber gegeben. Die 17te Art, *Le B. coronné*, ist *Schneiders Pseudoboa coronata*. Hiey erklärt Hr. D., daß *Schneiders* ganze Gattung *Pseudoboa* eingehen müsse, weil die von ihm angegebenen Merkmale nicht hinreichend seyen (*trop peu importants*), und die beschriebenen Arten in verschiedene Gattungen gehörten. So sey die hier vorkommende offenbar eine neue Art von *Boa*: car cet auteur n'a pas pu lui découvrir des crochets venimeux. Diese Folgerung macht Hr. D. aus den nach *Schneider* S. 220 angegebenen 3 Kennzeichen der Gattung, wo das dritte heisset: *presque tous ont des crochets*
J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

venimeux assez courts. Der Leser wird leicht selbst das Unstatthafte dieser Schlussfolgerung bemerken! *Presque tous* ist ja nicht *tous*; und wo ein Kennzeichen fehlt, werden die anderen ja nicht dadurch aufgehoben. Nun aber vergleiche man Hn. D's. eigene Classification und Unterscheidungsmerkmale der Gattung *Boa*, wo es S. 106 ohne Ausnahme oder Einschränkung heisst: *l'anüs — muni d'un petit ergot retractile de chaque côté sous les plaques*. Wo hat diese neue Art die Sporen? oder wo hat *Schneider* sie bemerkt? Gerade im Gegentheile ist der Mangel der Aftersporen das erste Merkmal eines *Pseudoboa*, welches *Schn.* angegeben hat. Diese Sporen hat Hr. D. ihrer Beschaffenheit und wahrscheinlichen Bestimmung nach erst bey der zweyten Gattung *Python* S. 228 erklärt, wo bloß *Schneiders* Beobachtungen wiederholt sind.

Die 18te Art, *Le B. à écailles carénées*, ist bloß aus *Schneider* wiederholt. Nun folgt die Gattung *Python* mit den, bereits oben ausgezogenen, Kennzeichen, wo aber die den After umgebenden Schuppen S. 227 noch besonders und genauer bestimmt werden: *qui est bordé d'une double rangée d'écailles*: Auf diese Afterschuppen legt er das größte Gewicht; und zunächst auf die Aftersporen. Bey dieser Gelegenheit wird S. 228 *Schneidern* der Vorwurf gemacht, daß er viele Arten in seine Gattung *Boa* aufgenommen habe, welche keine Aftersporen haben. Wie weit dieser Vorwurf gegründet sey, kann jeder Leser sich selbst überzeugen.

Die erste Art ist *Python amethyste*, ganz nach *Schn.* beschrieben; denn Hr. D. hatte nur eine schlecht-erhaltene Haut vor sich, wovon er noch sagt: *le reptile est évidemment un python analogue au boa amethystina, que Schneider a décrit d'une manière très-complète*. Soll hier *analogue* so viel heißen, als einerley oder derselbe?

Die 2te Art, *Le P. Bora*, ist *Schn. Boa orbiculata*, welche Hr. D. nach *Russel* beschrieben hat. Die 3te, *Le P. tigre*, *Schn. Boa cinerea*, nach *Russel*. Dazu rechnet Hr. D., als 2 Abarten, die von *Russel* unter demselben indischen Namen beschriebenen Schlangen, welche *Schn.* als verschiedene Arten, unter *Boa castanea* u. *albicans* beschrieben, aber auch zugleich ihre große Ähnlichkeit mit dem ersten bemerkt hat. Auf die erste Abart deutet Hr. D. die Abbildung bey *Seba*, II Taf. 19 Fig. 1. Nur begreift *Rec.* nicht, wie Hr. D. so zuversichtlich auch die 2te Art unter seine Gattung *Python* aufnehmen konnte, da *Russel* versichert, bey ihr keine
B b b b

Aftersporen gefunden zu haben. Und doch macht Hr. D. unserm *Schneider* darüber Vorwürfe, daß er Schlangen unter seine *Boas* versetzt habe, an welchen sich keine Sporen befinden; (oder vielmehr an welchen von Anderen keine Sporen bemerkt worden sind.) Oder bleibt dem Deutschen nicht dieselbe Ausflucht übrig, welche Hr. D. S. 251 vorschützt: *sans doute parce qu'ils étoient retirés sous les écailles*?

Auch bey der folgenden 4ten Art, *Le P. ordiné*, welche er nach *Schneider* beschreibt, (und dieser nach einem ausgestopften Thiere) findet dieselbe Bemerkung Statt. Hr. D. sagt, er habe ihn in die Gattung gesetzt *en attendant qu'on lui ait trouvé deux ergots*. Die 5te Art, *Le P. d'Houttuyn*, ist nach der höchst mangelhaften Nachricht von *Huttuyn*, welche *Schneider* S. 219 beyläufig anführt, angenommen, wovon weiter nichts als die Zahl der Schilder bekannt ist. Diese 3 Arten machen die Gattung *Python* aus; und es muß auffallen, daß Hr. D. nicht eine einzige davon selbst gesehen und untersucht hat. Welcher deutsche Naturforscher, welcher seine Wissenschaft gründlich studirt und betreibt, wird sich eine neue Classification nach fremden Angaben erlauben, dazu in einem Theile der Naturgeschichte, wo erst sichere und feste Grundlagen und Merkmale aufgesucht werden müssen.

Die dritte Gattung, *Corallus*, hat von Hr. D. den Namen bekommen in Anspielung auf den Namen einer wilden Nation bey *Ovidius*. Die erste Art, *Le C. à tête obtuse*, Pl. 64, F. 3 und Pl. 59 F. 5 und 6, (wo der Kopf und ein Stück vom Rumpfe abgebildet sind) ist ganz nach *Merrem* beschrieben, dessen stumpfköpfiger Schlinger bey *Schneider* *Boa Merremi* heist. Hr. D. unterscheidet sie von *Boa canina* und *enydris* allein durch die 2 getheilten Schilder am Halse vor den Bauchschildern. Hier muß Rec. eine merkwürdige Stelle auszeichnen, welche des Vfs. Gewissenhaftigkeit und Verfahrensart sehr charakterisirt. Es heist S. 260: *La description que je vais donner du coralle, a été extraite en partie de l'ouvrage de Blasius Merrem et j'y ai joint des additions, et même j'y ai fait plusieurs changemens impartans*. Gleichwohl sagt er nicht, woher er die Zusätze und Änderungen genommen habe. Rec. vermuthet jedoch, daß sie aus der Vergleichung der Abbildung mit dem hin und wieder abweichenden Texte herrühren mögen. Und diese einzige vom Vf. nie gesehene Art macht allein die dritte Gattung aus!!! Die vierte, *Bongare*, enthält 2 Arten, *Le B. à anneaux* und *bleu*, *Schneiders* *Pseudoboa fasciata* und *coerulea*, ganz nach *Russel* und *Schneider* beschrieben und Pl. 65 zum Theil abgebildet. Obgleich Hr. D. S. 265 sagt: *Les recherches que j'ai faites dans diverses collections m'ont procuré la découverte de plusieurs serpens du Bengale figurés par Russel, entre autres de celui que je place dans mon genre bongare, et qui est connu — sous les noms de bungarum-pamah, de sakeenee, de holadola et ransa-pam*: so findet sich dennoch keine Sylbe von eigener Beobachtung, sondern alles ist nachgeschrieben!

Die fünfte Gattung, *Hurriah*, enthält 3 Arten. *L'H. faux boiga*, *Merrem's* unregelmäßige Natter, *L'H. Schneidérien*, *Schneiders* *Elaps boaeformis*, und *L. à deux raies jaunes* nach *Russel*, welcher, sie unter dem indischen Namen *Hurriah* beschrieben und auf Platte 40 abgebildet hat. Abermals eine neue Gattung ohne eigene Untersuchung nach fremden Angaben gemacht! Dasselbe gilt von der folgenden Gattung *Acanthophis*, welche die einzige Art, *craspi*, enthält. Diese ist *Merrem's* schlingende Natter, welches Hr. D. übersetzte *couleuvre boa*. Daher versetzte er sie in die Verwandtschaft der Riesenschlangen, welche er jedoch durch die eingeschobene siebente Gattung der Klapperschlangen (S. 297 — 333) unterbrochen hat. S. 334 folgt die Gattung *Scytale* von 4 Arten, deren keine Hr. D. untersucht hat. Aus der 9ten Gattung, *Lachesis*, hat Hr. D. von der ersten Art, *Le L. muet*, *Linne's* *Crotalus mutus*, nur 2 Haare untersucht, woran er das *linne'sche* Kennzeichen am Ende des Schwanzes erkannt haben will. Es sollte daselbst statt einer Klapper 10 oder 12 eckige, gekielte und zugespitzte Schuppen in 4 Reihen stehn. Die zweyte soll neu und aus Surinam seyn (S. 334). Das Ende des Schwanzes besteht aus 4 Reihen, und jede aus 4 rautenförmigen, spitzigen und gekielten Schuppen. Diese unterscheidet Hr. D. vorzüglich durch die rundlichen zusammenhängenden Rückenflecken, da die erste Art rautenförmige hat. Von Giftzähnen sagt Hr. D. nichts, welche der Gattungsscharakter doch erfordert. Rec. hielt bisher den *linne'schen* *Cr. mutus* für die von *Seba* II Taf. 76 F. 1 abgebildete Schlange, mit welcher ein von ihm untersuchtes großes Exemplar in der Gestalt und Farbenzeichnung ganz übereinstimmte; nur standen viel mehr Reihen von kleinen scharfen und spitzigen Schuppen am Ende des Schwanzes, als der *linne'sche* Ausdruck *ordine quadruplici* andeutet. Jetzt bemerkt Rec., daß *Merrem* in den Annalen der wetterauischen Gesellschaft I B. I H. Taf. 2, eine Schlange aus der gronovischen Sammlung unter dem Namen *Crotalus durissus* erhalten und beschrieben hat, welche durchaus viel Ähnlichkeit mit der von Rec. untersuchten hat. Auch *Merrem* vergleicht, damit die seba'sche Zeichnung.

Die 10te Gattung, *Cenchris*, unterscheidet Hr. D. von *Scytale* bloß durch die Gegenwart einiger getheilten Schilder hinter dem After am Anfange des Schwanzes. Die einzige Art, *Moheson*, Pl. 60 F. 25, (wo der Kopf allein von oben abgebildet ist) u. Pl. 70 F. 3 u. 4, soll die von *Catesby* II Pl. 66 unter dem Namen *Hog-mose* abgebildete Schlange seyn, wie hier nach *Palliser Beauvois* versichert wird; welcher auch Giftzähne bemerkt hat. Das Thier hat das ganze Ansehen einer Klapperschlange. Die Beschreibung ist ein Gemisch von Auszügen aus *Catesby*, Notizen von *Beauvois*, und Bemerkungen von Hr. *Dandis*, aus einer von *Peale* nach der Natur gefertigten Zeichnung entnommen.

Was hier nach *P. Beauvois* erzählt wird, steht S. 68 ausführlicher in den von ihm mitgetheilten Bemerkungen. Rec. kannte diese schon aus einer

Abhandlung desselben Vfs. in den Abhandlungen der Gesellschaft von Philadelphia, und aus einem Auszuge in dem *Magasin encyclopédique*. Hier erscheinen sie mit einigen Abänderungen, ohne jedoch des Abdrucks in den amerikanischen Transactions zu erwähnen.

Noch muß Rec. aus diesem 5ten Bande der 3 Kupfertafeln mit genau gezeichneten Köpfen von verschiedenen Schlangenarten erwähnen, welche allerdings zur Unterscheidung derselben sehr vieles beytragen. Hr. D. folgte dem Beyspiele von *Merrem*.

Im 6ten werden die giftigen Schlangen unter dem Namen *Vipère* abgehandelt. Die Kennzeichen sind außer den Giftzähnen und ganzen oder getheilten Schildern unter dem Leibe sehr schwankend. Den Beweis giebt gleich die erste Art, *Coluber lemniscatus*, an welchem *Schneider* zuerst einen Giftzahn entdeckte, ihn aber wegen des einfachen Zwischenkieferbeins in seine neue Gattung *Elaps* brachte. Hr. D. will dieselben Giftzähne auch an seinem Exemplare gefunden haben; aber dennoch ist die ganze Beschreibung von *Schneider* entlehnt, und mit unstatthaften Vermuthungen ausgeklopft. Der Nachtrag S. 227 enthält zwar einige Notizen von einem aus Surinam erhaltenen Exemplare, aber der Giftzahn wird nicht gedacht. Die zweyte ist *Schneiders Elaps furcatus*, ganz nach demselben beschrieben, ohne eigene Kenntniß. Und doch war *Schneider* selbst wegen der Giftzähne noch ungewiss! Die dritte, *La V. triple-tache* aus *Ruffels* Pl. 8 rechnete *Schneider* S. 306 ebenfalls zur Gattung *Elaps*. Nur von der vierten Art, *L. V. fer de lance*, von *Lacépède* hat er selbst ein Exemplar untersucht. Hier giebt der Vf. eine starke Probe von seinem Talente zu beobachten. Er spricht S. 29 von der Höhle zwischen Nase und Auge, welche auch diese Art hat, und welche *Lacépède* mit Anderen für Ohrlöcher anfaß. Hr. D. sagt: *et avec raison; car c'est l'issue d'un petit canal, qui passe au dessous de l'oeil et qui paroit aboutir à l'organe de l'ouïe, selon Lacépède, et d'après le résultat de mes propres recherches*. Nachher führt er aus *Latreille* an, daß eine Klapperschlange diese Höhle habe. Wer darf nun zweifeln, daß einige Schlangen eine Gehöröffnung, und zwar nicht am Hinterkopfe, sondern vorn haben? Die fünfte, *La V. tigrée*, und sechste, *blanc de neige*, sind aus Büchern beschrieben. Von der siebenten, *Haie*, will Hr. D. ein Exemplar besitzen mit sehr deutlichen Giftzähnen. *Comme elle est presque entièrement decolorée, je lui attribue les couleurs qui sont indiquées dans l'ouvrage d'Hasselquist*. Die achte, *La V. à queue noire* ist *Sebas* Schlange II, Tab. 13 Fig. 1, welche sich jetzt im pariser Museum befindet. *Lacépède* wollte daraus *Linne's Col. niveus* machen, welcher jedoch ganz ohne die Flecken war, welche diese Art hat. Freylich aber führte *Linne* dazu die erwähnte sebaische Abbildung an. Hr. D. hat das sebaische Exemplar untersucht, und *Sebas* Angaben richtig befunden. Die Länge beträgt 3 F. 5 Z. Die Schuppen sind rautenförmig, und bloß auf der hin-

tern Hälfte gekielt. Die Scheide der Giftzähne am Rande etwas gezähnt. Unten stehen $\frac{293}{3}$ ganze und getheilte Schilder. Sonach ist es sehr zweifelhaft, ob die sebaische Schlange mit der linnéischen einerley sey; und wir loben daher den Vf., daß er den linnéischen Namen hiebey gar nicht genannt hat. Die neunte Art ist *Col. lacteus*, welchen *Schneider* zur Gattung *Elaps* rechnete, Hr. D. aber nie gesehen hat. Eben so wenig die zehnte, *La V. orientale*, nach *Gronov* beschrieben, ferner die eilfte, *Col. atrox* *Lin.* Von *Colub. javanus* will er ein zum Theil ausgebleichtes Exemplar im pariser Museum mit $\frac{27}{4}$ ganzen und getheilten Schildern gefunden haben.

Die 13te, *C. Corallinus*, 14te, *C. Weigeli*, u. 15te, *C. naja*, mit vielen Abarten aus *Ruffel*, sind bloß nach fremden Notizen beschrieben. Eben so die 17te, *Aspis Cobella* *Laur.*, die 18te, *Col. baetaen*, die 19te, *Col. holleik*, die 20te, *C. ignobilis*, die 21te, *La V. verte*, nach *Ruffel*. Die 16te, *Col. berus*, hat Hr. D. nach todtten Exemplaren beschrieben; die 22te, *La V. hébraïque*, will Hr. D. an dem eignen Exemplare von *Seba* untersucht haben, wovon aber die Beschreibung keinen Beweis enthält. *La V. Daboie* nach *Lacépède* beschrieben, wird unter die giftigen gezählt, weil Hr. D. aus gewissen Gründen vermuthet, daß sie Giftzähne habe. *La V. anguiformis* S. 131 beschrieb *Schneider* als *Elaps*, und sagte vom dem langen unbeweglichen vord. Zahne in der obern Kinlade: *quem veneniferum praedicare non auserim*. Hier auf versetzt Hr. D. die Schlange unter die giftigen aus dem Grunde: *que Schneider a soupçonné d'être un chrochet venimeux, et c'est d'après ce doute que j'ai rangé cet ophidien parmi les vipères*. Die von *Lacépède* unter dem Namen *L'aspic* abgebildete Schlange nennt Hr. D. mit *Latreille* *La V. ocellée*, und deutet darauf *Laurentis Col. maculatus*. Nach demselben *Latreille* wird hier die pyrenäische *vipere chersa* beschrieben. S. 217 findet sich die Nachricht, daß die sebaische Sammlung mit dem Cabinette des Statthalters nach Paris gekommen sey. Wenn dies ist: so kann man noch von Paris aus wichtige Aufklärungen über die von *Seba* abgebildeten Arten erwarten! *Col. Leberis* wird von *Linne* mit den Worten *fasciae lineares nigrae* beschrieben; daraus machte *Lacépède* schmale schwarze Queerstreife. Hr. D. deutet darauf eine giftige Schlange im pariser Museum, mit 23 kleinen, in 4 Reihen vertheilten Kopfschildern, rautenförmigen, aschfarbigen Schuppen mit einem schwarzen Kiele; wodurch 9 bis 11 schwarze Längslinien entstehen. Der Untertheil ist bloß aschfarbig mit $\frac{17}{2}$ ganzen und getheilten Schildern besetzt. Den *C. buccatus* *L.* hat Hr. D. S. 220 unter den giftigen beschrieben, bloß weil die *gmelinsche* Ausgabe das Giftzeichen der Himmel weiß warum, dabey gesetzt hat; denn *Linne* versichert das Gegentheil. Mit solcher Kritik verfährt der Vf.! Von *C. elegantissimus* *Laurenti* will er ein Exemplar im pariser Museum gesehen haben. Aus der eigenen Untersuchung kann nur das Wenige hinzu gekommen seyn, was von de Schuuppen gesagt

wird. Diese sollen auf dem Kopfe klein eiförmig und gekielt, die auf dem Leibe aber diesen ähnlich, nur etwas grösser seyn. Von allen diesen giftigen Arten sind nur wenige, als die Brillenschlange, Pl. 71, die gemeine Otter, *C. berus* L. Pl. 72, nebst einem Leibstücke von *Vipère ocellée*, Fig. 2, *La V. élégante* nach Ruffel, Pl. 73, *C. ammodytes* und *Cerastes* L., Pl. 74. Fig. 1 und 2 abgebildet. Noch besonders sind die Köpfe von *Col. berus*, von *vipère fer-de-lance*, von *Col. naja* Lin., von *vip. élégante*, meistens von oben und unten, auf der Platte 60. Fig. 16, 17, 19, 20, 21, 30 abgebildet. Ein Nachtrag im 8ten Bande S. 320, liefert die Beschreibung von *vipère Psyché* in der Sammlung von *Levaillant* mit $\frac{2}{3}$ ganzen und getheilten Schildern. Der Giftzähne wird gar nicht gedacht; aber der kleine, etwas niedergedrückte Kopf, mit 9 Platten oben bedeckt, die kleine Maulöffnung und sehr kleinen Augen, die kleinen, rautenförmigen, glatten Schuppen am Leibe, so wie die ganze Figur in der Abbildung, Pl. 100, zeigen dem Rec., daß die Schlange nicht unter die Vipern, sondern unter *Schneiders* Gattung *Elaps* oder unter die *G. Coluber* gehöre. Die abwechselnd braunen und schwarzen Ringe um den Körper werden durch eine schmale kreisförmige Reihe von weissen Schuppen geschieden. Kopf und Vordertheil des Halses sind schwarz, mit einem weissen dreyeckigen Flecke an den Seiten hinter den Augen. Zuletzt kommt noch *La V. nasicornis*, aus *Shaw's Naturalist's Miscellany* wiederholt.

Mehr als die Hälfte dieses Bandes, und den folgenden 7ten bis S. 222, nimmt die 12te Gattung, *Les Couleuvres*, ein, welche hier ohne alle Eintheilung oder Unterabtheilung in Familien nach der Summe der Zahl der ganzen und getheilten Schilder beschrieben werden. In einer natürlichen Methode würde Hr. D., wie er S. 233 sagt, folgende 8 Unterabtheilungen machen: 1) die Nattern mit 2 längeren Zähnen in der oberen Kinnlade, *Col. heterodon*. 2) Die viperköpfigen, z. B. *C. viperinus*. 3) Die *natrixes* mit 9 grossen Platten auf dem Kopfe, wie die gemeine *Col. natrix* L. 4) Die mit plattem Bauche, wie *C. janthinus*, *compressus* u. f. w. 5) Mit langem fadenförmigem Körper und Schwanze, wie *Col. boiga*, *bleu à deux raies*, *fil.* u. f. w. 6) Mit breitem Kopfe, wie *la Coul. à large tête*. 7) Die *coronellae* mit walzen-

förmigem Kopfe, Leibe und Schwanze, und dem letzten zugespitzt, wie *la coul. écarlate*, *bali* u. f. w. 8) Die blindschleichenförmigen, wie *Col. anguiformis*. Von den vielen Versuchen der Deutschen in dieser Art hat Hr. D. keine Kenntniss. Die allgemeinen Kennzeichen der Gattung sind die gewöhnlichen, und höchst unbestimmt. Rec. wird nur diejenigen Arten ausheben, welche Hr. D. selbst beobachtet haben will. Dahin gehört S. 247 *la C. comprimée* aus Surinam, mit zusammengedrücktem Leibe an den Seiten, plattem Bauche, $\frac{2}{3}$ ganzen und getheilten Schildern unten. Rec. fiel in der Beschreibung der Bauchschilder der Umstand auf, *redressées à leurs deux extrémités contre les flancs*, welchen er sonst noch nicht selbst gefunden; aber er vermuthet, daß die Schilder des platten Bauches gebrochen sind, dergleichen er an mehreren Arten gesehen hat. *La coul. molosse* war schon von *Latreille* nach *Bosc* beschrieben. *Col. gaetulus* ist Pl. 77 abgebildet, und nach eigenen Exemplaren beschrieben. *L. coul. Ibiboboca* ist von Ruffel im Supplement zu den ostindischen Schlangen (welches Rec. noch nicht erhalten konnte) beschrieben, und Platte 2 abgebildet. Ruffel deutete darauf die brasilische Schlange des vorher angeführten Namens in *Seba* II Tab. 7. und eine zweyte II Tab. 61. An *Coul. clélie* aus Surinam, Pl. 78, will Hr. D. dieselbe Einrichtung der Bauchschilder, wie an *comprimée*, bemerkt haben; aber es wird kein platter Bauch genannt. Dieselbe Beschaffenheit bemerkt Hr. D. an der folgenden *C. argenté* aus seiner Sammlung, welche ziemlich vollständig beschrieben, und von der Natur selbst ausgezeichnet ist. Da Hr. D. das Vaterland nicht kannte: so wundert es den Rec., wie Hr. D. so zuversichtlich S. 336 sagen mochte: *elle serpente avec agilité parmi la verdure et les fleurs; elle court sur les branches des arbres*. Auch *Coul. audaciosa*, Pl. 79, ist ohne Anzeige des Vaterlandes aus Hn. D.'s eigener Sammlung beschrieben. Die Platte 80 abgebildete *Coul. bleue à deux raies* hält Hr. D. ganz recht für *Laurentis Col. flagelliformis* No. 163. Der lindische *Col. constrictor* wird S. 403 nach 4 Exemplaren beschrieben. *La c. Bordelaise*, S. 432, hat ihren Namen von dem Einsender aus Bordeaux erhalten. Ihr Vaterland ist unbekannt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. Pirna, b. Frieße: *Leitfaden zur Kenntniss und Erhaltung des Menschenkörpers*. Für mittleren Unterricht gegeben v. D. Fr. Erdmann Petri, Prof. zu Fulda. 1809. XII u. 131 S. 8. (8 Gr.) Eine für die mittleren Classen gelehrter Schulen nicht unbrauchbare Schrift, welche gedrängter und wohlfeiler ist, als die ähnlichen trefflichen Lehrbücher von *Lehmann*, *Stuve* und *Wiedemann*. Nur schade, daß die neuesten Erklärungen der Physiologie von *Reil*, *Görres*, *Walther* u. A. hier nicht gehörig benutzt, daß manche wichtige Gegenstände dieser Wissenschaft mit zu wenigen Worten berührt oder ganz vermisst werden. Von den Temperamenten wird nur in drey Zeilen etwas gesagt. Ausführlicher ist zwar das, was der Vf. über Selbstbefleckung mittheilt. Warum aber erwähnte er nichts von der Beschaffenheit und Structur der Geschlechtstheile? Noch wird von ihm die alte Eintheilung der organischen Verrichtungen unsers Körpers in Lebens-, thierische, natürliche und Geschlechts-Verrichtungen angeführt. Er zählt 252 Knochen des menschlichen Körpers, vergisst aber bey der Darstellung der einzelnen Knochen das Zungenbein, betrachtet

das Brustbein als drey, das Steißbein als vier besondere Knochen, und erwähnt zwey Backenknochen, (soll wohl heißen, Backenknochen). Die Deutlichkeit des Sehens ist nach dem Vf. von der Menge der einfallenden Lichtstrahlen, von Entfernung der Gegenstände und von verschiedener Erhabenheit der feuchten Bestandtheile des Auges abhängig? Warum nahm der Vf. nicht auch auf Verengerung und Erweiterung der Pupille, auf den Druck der Augenmuskeln, auf die normale Erregbarkeit der Netzhaut Rücksicht? Mehrere Sätze, z. B. S. 66, „Venen haben Klappen“, S. 67, „nur Venen dürfen bey der Aderlaß geöffnet werden“, bedürfen Einschränkung und Berichtigung. Daß der Vf. viele lateinische und griechische Wörter eingeschaltet hat, will Rec. desto weniger tadeln, je mehr leider! jetzt in manchen Gymnasien fleissiges Sprachlernen und gründliches Sprachforschen verabsäumt wird. Möchte man nur nicht auf so viele Druckfehler stoßen: z. B. S. 107 *Ψυχ* statt *Ψυχή*, S. 2 *πολύς* statt *πολύς*; S. 19 *reg.* statt *jiliacae*, S. 99 *subst. medullaris* st. *medullaris* u. f. w. zu setzen ist.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 26 JUNIUS, 1810.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Dufart: *Histoire naturelle générale et particulière des Reptiles*. Par F. M. Daudin cet.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im 7ten Bande ist Pl. 83 die Scharlachnatter, *Coccyneus*, abgebildet, und nach Augenzeugen beschrieben. *La c. à raies rouges*, Platte 83. Fig. 2. S. 93 aus Nordamerika, hat in der Mitte gebrochene Bauchschilder. *La c. viperine* nach Latreille aus der Gegend von Toulouse. *La cardoïse* nach Ruffels Supplement Platte 4, wie *La combrée* nach dessen Pl. 3. Fig. 1. *C. typhus* L. will Hr. D. in *Levaillants* Sammlung gefunden haben. *La coul. heterodon* hat schon Latreille beschrieben und abgebildet. Die am Kopfe, Platte 60 Fig. 28 sonderbar gebildete *C. heterodon* erklärt Hr. D. für die *hog-nose-snake* der Nordamerikaner. Sie hat oben auf jeder Seite vorn einen langen, aber nicht giftigen Zahn. *La c. provençale* erhielt Hr. D. aus Montpellier. *C. punctatus* nach Bosc genauer beschrieben. Zu *Col. ordinatus* zieht er Bosc's *Col. bipunctatus* bey Latreille. *C. fasciatus* mit $3\frac{2}{3}$ ganzen und getheilten Schildern. *La c. dora* nach Ruffels Suppl. Pl. 5. Im 8ten Bande kommt noch *La c. masquée* aus der Gegend von Bordeaux, Platte 100 F. 2, hinzu.

Die 13te Gattung *Platurus* enthält 2 Arten, *Coluber laticaudatus* Lin., Platte 85, F. 1, und *Laticauda imbricata* Laurenti. Die 14te *Enhydre*, enthält die einzige Art *l'enh. dorsale*, bey Schneider *Hydrus*, S. 250 nach Hermann höchst unvollständig beschrieben. Die 15te die einzige Langaha von Madagascar; die 16te die von Lacépède beschriebene Art *Erypon tentaculé*, Platte 86.

Die unter dem Gattungsnamen *Eryx* beschriebenen 9 Arten wurden vor Hr. D. zu den Blindschleichen gerechnet; er unterscheidet sie davon durch die Schilder unter dem Bauche und Schwanze. Von allen 9 Arten hat Hr. D. nur eine einzige selbst gesehen und untersucht, nämlich die von Olivier in der Reise unter dem Namen *Boa turc* beschriebene Art (Platte 85, F. 2, der Kopf von oben und unten Pl. 61, F. 34-35), welche hier richtig für eine Blindschleiche erklärt wird. Die 18te Gattung, *Clothonia*, enthält nur eine Art, *Schneiders Boa anguiformis*, welche Hr. D. von den vorhergehenden bloß durch die Gegenwart der Giftzähne unterscheidet, da Schneider durchaus von keinem Giftzahne spricht, sondern vielmehr wegen der Aftersporen das Thier zu der Gattung *Boa*

rechnete. Hiegegen sagt nun Hr. D. S. 286: *Schneider a cru reconnoître deux ergots près de l'anus comme aux boas; mais je doute qu'il en soit réellement pourvu.* Dieser Zweifel ist ein wenig arg, und um so ungerechter, wenn man liest, daß Sch. versichert, am ersten Exemplare, so wie am dritten, habe er vergeblich nach den Aftersporen gesucht, und nur allein an dem grossen seyen sie zu sehen gewesen, sonst würde er sie zu den Blindschleichen gezählt haben. Kann man nun dagegen nicht mit mehrerem Rechte Hr. D's. Beobachtung bezweifeln: *J'ai aperçu une clothonie anguiforme armée de deux crochets venimeux surchaque côté de la mâchoire supérieure?* vorzüglich wenn man sich aus dem Vorigen erinnert, wie leicht Hr. D. auf fremde Vermuthung, und sogar auf Zweifel geneigt ist, Giftzähne anzunehmen, deren Bau, Zusammenfügung und Stellung er wohl an den wenigsten damit versehenen Arten mag untersucht haben. Lächerlich und durchaus erfunden ist, was S. 284 von der Lebensart dieser Thiergattung erzählt wird, da kein Schriftsteller ein Wort davon gesagt hat. Abgebildet sind auf Pl. 87 bloß die beiden gemeinsten Arten *Ang. scytale* und *fragilis*; die Abbildungen selbst aber sind höchst elend, vorzüglich F. 2, die von der gemeinen *A. fragilis*. Rec. hat keine einzige neue Bemerkung, oder eine Berichtigung von irgend einem der vielen hier obwaltenden Zweifel gefunden.

Die 20te Gattung, *Ophisaura*, enthält die einzige Art *Anguis ventralis* Lin., welche Platte 88 abgebildet, und ziemlich vollständig nach eigenen und fremden Beobachtungen beschrieben ist. Der Kopf ist von oben und unten auf Pl. 61 F. 40 u. 41 besonders abgebildet. Die 21 u. 22te Gattung, *Pelamide* und *Hydrophis*, enthalten die Wasserschlangen; Hr. D. unterscheidet die zweyte von der ersten bloß durch die Giftzähne. Keine von den Arten hat Hr. D. selbst beobachtet; die 5 der 22ten Gattung sind alle aus Ruffels Supplemente übergetragen, und nur eine, *H. cloris*, ist auf Platte 90 abgebildet. Die 5 letzten halten sich alle in den satzigen Seen und Flüssen bey Kalkutta in Ostindien auf, haben einen länglichten platten Kopf, einen nach dem Bauche zu kiel förmig zusammengedrückten Leib von dunkler Farbe mit Ringen umgeben, und kurze Giftzähne, über deren tödtliche Wirkung auf Vögel Ruffel einige Erfahrungen gemacht und angemerkt hat.

Über *Acrochordus* und *Amphisbaena* hat Rec. keine neuen Bemerkungen gefunden. Aber über *Cacilia* kündigt Hr. D. große Entdeckungen in folgender Stelle S. 412 an: *il résulte de mes propres recherches*
Cccc

sur deux nouvelles espèces de cécilies, que les naturalistes ont tous été induits en erreur sur les caractères qui conviennent à ce genre. Hierauf geht er die von *Schneider* gegebenen Kennzeichen der Gattung durch, und zuerst bestimmt er diejenigen Fische, welche mit den Cäcilien Ähnlichkeit haben. Hier stößt Rec. auf den Satz, daß man denselben Namen nicht für 2 ganz verschiedene Thierclassen brauchen solle. Deswegen verändert er den Namen *Cécilie*, welchen *Lacépède* der *Muraena caeca* gegeben hatte, in *Typhlie*. Er bedachte also nicht, oder, welches noch schlimmer, er wußte nicht, daß der Name *Pélamide*, welchen er der ersten Gattung von Wasserschlängen beygelegt hat, schon einer Art von Thunfischen als Eigenthum gehört! Nun die große Entdeckung selbst! Zwischen der sehr porösen Oberhaut und der ziemlich starken Haut findet sich statt des warzenförmigen Gewebes eine unzählbare Menge von kleinen durchsichtigen und dicht neben einander liegenden Kügelchen. Diese sind eigentlich Hautdrüsen, die sehr lose an der Haut hängen, die Oberhaut erheben, und so kleine Körner bilden, welche *Schneider* für Schuppen genommen habe. Alle diese Drüsen enthalten eine klebrige und röthliche Feuchtigkeit, welche durchschwitzt, so oft das Thier geängstigt wird. Wenn man es in Weingeist legt: so bildet die aussen geronnene Feuchtigkeit eine Haut, welche man leicht mit der eigenen Haut des Thieres verwechseln kann. Weil sie auf dem Kopfe zäher ist, und auch die Augen bedeckt: so habe man daher das Thier für blind gehalten; und vielleicht seyen auch die von *Linne* bemerkten Fühlfäden durch eine solche Täuschung entstanden; wenigstens habe er, Hr. D., keine Spur davon an den beiden von *Linne* genannten Arten auffinden können. Die von Hn. D. als neu beschriebene *Cécilie lombricale*, Platte 92 Fig. 2, unterscheidet sich von der folgenden *C. à ventre blanc* bloß durch ihre Kleinheit und einförmige schwarzbraune Farbe. Sie soll in Surinam in dunkeln feuchten Örtern leben, und sich daselbst, wie die Regenwürmer, in die Erde bohren. Bey *C. à ventre blanc*, Platte 92 F. 1 aus Surinam, werden doch auch die Zähne beschrieben; dagegen der Aufenthalt verschwiegen. Die linnéische *tentaculata* heißt hier *Iliare*, und wird nach fremden Angaben beschrieben, wie *la visqueuse*, *L. glutinosa*.

Der achte Band enthält die Naturgeschichte und Beschreibung der Frösche, Kröten, Salamander und der verwandten Gattungen, bis S. 276. Hierauf folgt *Mémoire sur les Reptiles qui ont été trouvés fossiles dans l'intérieur de la terre*, bis S. 297. Dann Zusätze zum 2ten und den folgenden Bänden. Zuletzt kommt *Tableau méthodique des Reptiles* von S. 339—439 nebst einigen wenigen eingestreuten Bemerkungen.

Die Beschreibung der 3 ersten Gattungen, Frösche, Laubfrösche und Kröten, ist bis auf einige Zusätze fast unverändert geblieben, wie sie der Vf. in dem eigenen Werke in 4. An XI, zu Paris mit schwar-

zen und illuminirten Kupfern gegeben hatte, wovon Rec. bereits eine Anzeige gegeben hat. Hier sind wenige neue Arten hinzugekommen, wie z. B. *le crapaud épineux* S. 199 nach *Bosc* und *Latreille*; in Frankreich in den Gebirgen einheimisch; kommt selten aus der Erde hervor. Die *Rana marina* hat Hr. D. nun selbst kennen gelernt; sie bewohnt die südliche Amerika, unter andern Cayenne. Nur setzte Hr. D. hier nicht von Entdeckungen sprechen; denn alles, was er darüber bemerkt, war vor ihm bekannt, das Vaterland ausgenommen.

Unter den Salamandern sind folgende neu: *La S. rouge* aus Nordamerika, nach *Latreille* beschrieben und Pl. 97 F. 2 schlecht abgebildet. *La S. vermense* hat *Barton* in der Nähe von Philadelphia entdeckt, und hält den aus den Rückendrüsen schwitzenden Saft für giftig. Eine weitere Nachricht davon soll in den nordamerik. Transactions folgen. Hr. D. hält diese Art für den von *Catesby* Pl. X. 10 abgebildeten *Stellio*, wie *Schneider* I. p. 254 und in *L. punctata* des gmelinischen *Linnd.* Die von *M. Chaux* entdeckte *S. des Monts Allégnis*, nach *Latreille* beschrieben, S. 231. Dazu soll nach Hn. D.'s Vermuthung die von *Schneider* beschriebene Larve aus dem See Champlain gehören, nur daß an den Hinterfüßen eine Zehe fehlt, welches Hr. D. einer Verstümmelung zuschreibt. Die *S. élégante* gleicht der Platte 98 Fig. 2 abgebildeten *palmipede*, nur ist sie länger, hat auf dem Rücken und Schwanz einen Kamm, die fadenförmige Schwanzspitze fehlt, und die Zehen der Hinterfüße sind nur an der einen Seite mit einer Haut eingefasst.

Die bey *Liven lacertina* angeführten anatomischen Bemerkungen von *Cuvier* haben wir nun vollständig durch *Al. von Humboldt* in der Sammlung seiner zootomischen Bemerkungen erhalten.

Den Zusatz zu *Testudo granulata*, S. 341, will Rec. noch anführen. Hr. D. hatte im 2ten Bande S. 63 einen größeren Panzer von dieser Art beschrieben und S. 80 die *test. triunguis* vom *Forsk.* für einerley mit *T. rostrata* gehalten. Hier nimmt er diese Meinung zurück, und versichert, daß *T. triunguis* einerley mit *granulata* sey. *Geoffroy* habe mehrere Exemplare von *granulata* aus Ägypten mitgebracht, welche an allen Füßen drey Krallen hat, nebst einem kurzen, dicken und spitzigen Schwanz. Der Oberschild ist tellerrund und wenig gewölbt. Eine junge Schildkröte in der Sammlung von *Brongiart* detet Hr. D. auf dieselbe Art. Das Leder des Oberrückens ist schwarz und am Rande gerunzelt; die Farbe unten kastanienbraun; der vordere Rand ist unter (soll wohl über heißen) dem Halfe mit einer Reihe von 18 kleinen spitzigen Knöpfen (*tubercules*) versehen. Hr. D. vermuthet, daß mit dem zunehmenden Alter die Spitzen sich abnutzen. An der im Nil lebenden *granulata* kann man im Leben die Knochenstücke des Rückenschildes nicht unterscheiden, sondern sie werden durch das dünne Leder, womit sie überzogen sind, verdeckt. Die deutschen Naturfor-

scher kennen diese Art bereits länger und besser aus *Schoepfs* letztem Hefte, welches Hr. D. nicht gesehen hatte.

Dies ist der Inhalt des angezeigten Werkes, wobey Rec. sich bemüht hat, alle neuen Beobachtungen des Vfs. auszuzeichnen, um so den Lesern den jetzigen Zustand der Amphibiologie darzustellen. Aus einer Note zu Anfange des 4ten Bandes ersieht man, daß *Lacépède* als Oberaufseher des pariser Museums dem Vf. die Erlaubniß abschlug, die Schlangen in der Sammlung genauer zu untersuchen, aus dem Grunde: *Si je n'avois depuis long-tems commencé et assez avancé un grand travail sur la collection des serpens du muséum, et si je ne devois pas terminer cet ouvrage d'abord après la fin de l'impression du cinquième et dernier volume de l'histoire des Poissons, lequel paraîtra bientôt.* Am Ende des 8ten Bandes steht noch folgende Anmerkung: *M. Lacépède a bien voulu me permettre récemment de décrire quelques serpens du muséum d'histoire naturelle de Paris; je lui fais ici mes remerciemens pour cette marque de complaisance.* Besser und nützlicher für die Wissenschaft wäre es ohne Zweifel gewesen, wenn die Sache ohne die späte Gefälligkeit und die Dankagung abgegangen wäre, welche den Fremdling nicht reizen können, nach Paris zu gehen, um die öffentlichen Sammlungen zu benutzen.

Cl. Slm.

GLÜCKSTADT, b. Schneider: *Materialien zu sokratischen Unterhaltungen über Gegenstände der Naturbeschreibung.* Ein Leitfaden für Ältern, Schullehrer und Privaterzieher zur zweckmäßigen Übung und Schärfung der Verstandeskkräfte bey Kindern gesammelt und geordnet von H. Vofs. 1808. 8. (16 Gr.)

„Es versteht sich wohl von selbst, sagt der Vf. in der Vorrede, daß man in einem solchen Buche weder neue Entdeckungen, noch neue Grundsätze, noch Strenge des Systems sucht; sondern die Frage ist bloß von neuer Anordnung, Stellung der längst bekannten und schon hundert Mal geschriebenen Materien.“ Diese neue Anordnung besteht nun darin, daß die naturhistorischen Gegenstände (hier bloß die Säugethiere, mit Auschluss des Menschen), nicht wie in den gewöhnlichen Handbüchern der Naturgeschichte, sondern nach Art einer vergleichenden Physiologie und einer vergleichenden Naturbeschreibung vorgenommen werden. Jeder einzelne Gegenstand (Art oder Gattung von Säugethiern) wird also unter verschiedenen Rückichten betrachtet, und kommt, je nachdem es diese Rückichten erfordern, in mehreren Paragraphen wieder vor. „Der Hauptvorthail dieser Methode besteht darin, daß mancher, auch oft der kleinste, und, für sich betrachtet, unbedeutend scheinende Gegenstand aus der Geschichte eines Thieres, der, für sich betrachtet, der Aufmerksamkeit entgegen würde, durch die vergleichende Zusammenstellung oft das größte Interesse gewinnt, das Nachdenken leitet, und zu den wichtigsten Entdeckungen füh-

ren kann.“ Hierin sind wir mit dem Vf. völlig einverstanden; indess läßt sich doch nicht behaupten, daß diese Methode absolut der gewöhnlichen oder eigentlichen Naturbeschreibung vorzuziehen sey, da letztere doch auch von einer andern Seite wieder Vorzüge vor jener hat, indem sie das Ganze jedes einzelnen Gegenstandes in Einem Bilde, in Einer Beschreibung liefert und vergegenwärtigt, wo jene zerstückelt, und die einzelnen Theile bald hier, bald dort darstellt. Wir wollen also beiden Methoden Gerechtigkeit widerfahren, und sie in schwerlicher Verträglichkeit neben einander bestehen lassen. Besonders aber mögen Ältern und Erzieher beurtheilen, welche von beiden Methoden sich für das Alter und für die Fassungskraft der Kinder, die mit naturhistorischen Gegenständen bekannt gemacht werden sollen, passet. Für ganz junge Kinder und für solche, die noch gar nichts von Naturgeschichte wissen, ist die Methode des Vfs. weniger anwendbar wie die gewöhnliche. Denn das Kind muß doch erst das Thier kennen, wovon einzelne Theile oder einzelne Eigenschaften mit denen anderer Thiere verglichen werden sollen; und erst nach jener allgemeinen Naturgeschichte kann man zu der vergleichenden übergehen. — In dem ersten §. werden die Ausdrücke *Natur*, *Naturgeschichte* und *Naturbeschreibung* erklärt, und in ihrer mehrfachen Bedeutung betrachtet. Diese Auseinandersetzung ist ganz gut; nur Eins hat Rec. zu erinnern. Der Vf. sagt: „Wir nennen alle Dinge, die in die Sinne fallen, *Naturdinge*.“ Diese Definition ist zu weit, denn die Artefacten (s. §. 2), z. B. eine Taschenuhr, Tisch u. s. w., sind doch auch Dinge, die in die Sinne fallen; aber man kann sie doch nicht wohl *Naturdinge* nennen. Der Vf. hätte auf die *Naturdinge* füglich das anwenden können, was er (§. 2) von den natürlichen Körpern sagt. Naturkörper können durch manche zufällige Einwirkungen verändert werden, so daß sie manches von ihrem ursprünglichen Wesen, von ihrer Eigenthümlichkeit verlieren, ohne daß sie deshalb aufhören Naturkörper zu seyn. Solche zufällige Veränderungen finden wir in allen drey Reichen der Natur. Wird aber ein Naturkörper zu gewissen Zwecken, von Menschen oder von Thieren, so verändert, daß er jene Eigenthümlichkeit ganz oder größtentheils verliert: so ist er ein künstlicher Körper geworden. — Die Eintheilung der Naturalien ist der Gegenstand der §§. 3 — 10. Von den Classificationen der Thiere werden die von *Linne*, *Duméril* und *Lamarck* und noch eine andere, vielleicht von dem Vf. selbst entworfene, angegeben. Bey letzterer ist doch manches zu erinnern, z. B. daß die linnéischen *Vermes*, je nachdem sie einen fleischigen oder schleimigen Körper haben, in 2 Abtheilungen gebracht, und daß ihnen allen die Sinneswerkzeuge abgesprochen werden; daß den Insecten ein fleischiger Körper ohne äußere schalichte Hülle gegeben wird; daß die Fischottern und Eidechsen (wahrscheinlich mit Fröschen und Salamandern) in eine Familie kommen. Wo der Vf. von dem Herzen und

dem Blute redet, hätte er wohl etwas mehr von den vielen (nicht bloß einigen) Würmern und Insecten sagen können, bey denen man bis jetzt weder ein eigentliches Herz noch auch eigentliche Adern entdeckt hat; auch findet nicht bey allen Thieren, besonders bey den sogenannten weisblütigen, gerade ein *Kreislauf* dieser Flüssigkeit, die man Blut nennt, Statt, sondern oft ist es nur eine rück- und vorwärts gehende Bewegung in Einem und demselben Gefaße. In dem 11 und 12 § werden die hauptsächlichsten Ähnlichkeiten der Säugethiere genannt; und in dem folgenden Paragraphen wird die eigentliche vergleichende Physiologie und vergleichende Naturbeschreibung derselben, in kurzen Sätzen, mit Beyspielen und Anekdoten untermengt, vorgetragen. Für die Säugethiere findet der Vf. die Benennung *vierfüßige*

ge Thiere deshalb unpassend, weil manche derselben (die Affen) sich auf vier *Händen* bewegen. Rec. würde den Ausdruck eher deswegen verworfen haben, weil sich auch manche andere Thiere auf vier Füßen bewegen, ohne Säugethiere zu seyn, z. B. Eidechsen, Frösche, Salamander. — Übrigens ist die Arbeit des Vfs. nicht tadelnswerth, sondern im Ganzen recht gut; nur wäre zu wünschen, daß er Manches von dem, was er zusammengeschrieben hat, näher geprüft haben möchte, z. B. „die Hinterbeine des Elephanten haben nur Ein Gelenk,“ und „ein Seebär, dem der Hirnschädel zer schlagen und die Augen ausgestochen wurden, soll bey alle dem noch über sieben Wochen auf Einer Stelle lebendig; und wie eine Statue stehen geblieben seyn.“

M. F.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. Ohne Anzeige des Druckorts: *Verhandeling over de Mastodonte, of Mammoth van den Ohio. Ter Geleide eener naauwkeurige Ofbeelding van het Geraamte van dat Dier.* Door A. C. Bonn, Med. Doctor te Amsterdam. (1808.) 55 S. 8. mit 2 Kupfertafeln. Ungeachtet der trefflichen Abhandlung von Cuvier in den *Annales du Muséum d'hist. nat.* T. VIII über das *Mastodont*, worin sein Charakter und wesentlicher Unterschied von dem Elephanten zwar nicht zuerst, aber doch am ausführlichsten darge than worden, ist doch diese kleine Schrift ein wichtiges Geschenk für die Naturforscher, vorzüglich wegen der *genauern* Zeichnung des Gerippes obigen Thieres, welche von *Rembrand Peale* selbst herrührt. Er schickte sie im J. 1807 von London nach Holland an seinen Schwiegervater *Peter van Winster Nicolaus Simonis*. Das Original steht im Museum zu Philadelphia. Bekanntlich hat dieser P. im J. 1803 ein anderes Individuum nach London gebracht, gezeigt und feil gegeben. Die europäischen Käufer hatten aber nicht den Willen, so viel zu bieten, wie die amerikanischen; und so ging das Ungeheuer der Thierwelt nach gehaltener Versteigerung wieder nach Amerika zurück. Es soll sich zu Boston befinden. Beide, nebst vielen anderen einzelnen Knochen, wurden von *Charles Wilson Peale*, Director des Museums der Naturgeschichte zu Philadelphia, und von seinem schon genannten Sohn im J. 1808 nach dreymonatlichen sehr mühseligen und kostspieligen Nachgrabungen in der Gegend des Hudsonflusses gefunden. Alle waren bloß im aufgeschwemmten Boden; kein Gerippe unverfehrt, sondern zerstreut. Den Obertheil des Oberkiefers hat man noch nicht gefunden, daher auch über die Richtung der halbkreisförmig gebogenen Hauer, und über die Anwesenheit eines Rüssels noch Ungewissheit herrscht. — Eine kurze Geschichte der Entdeckung der Mammuthsknochen in verschiedenen Gegenden, und deren Beschreibungen und Abbildungen von *Mather, Longueuil, Fabri, Collinson, G. Croghan, Daubenton, Buffon, Vergennes, Chappe*, beider *Camper, Michaelis, Faujas St. Fond, Blumenbach, Cuvier, Home*, geht vorher; dann folgt die Beschreibung des Skelets von *Peale*, worin Vergleichen mit dem Elephanten vorgenommen, und die Unterschiede angegeben werden. Es scheint zwischen dem Elephanten und dem Nilpferde zu stehen, und ungeachtet der spitzigen Zähne doch grasfressend zu seyn, wie man aus Spuren von Nahrung an der Stelle seines Magens schließen will. *Cuvier* bemerkt dieses; *A. Peale* aber glaubt, es habe sich von Schaal thieren an den Ufern erhalten. Das Wahrscheinlichste möchte hier wohl seyn, daß es aus beiden Reichen sich nährte.

Die Ökonomie der Schweine spricht dafür. Von der Spitze der Hauer bis zum Ende des Schwanzes mißt das Ungeheuer 31 englische Fuß, alle Beugungen mitgerechnet. Die gerade Linie beträgt 17' 6", die Höhe 11'. Backenzähne 9. Die Hauer unterscheiden sich von denen des Elephanten dadurch, daß sie einen halben Kreis bilden, die des letzteren aber nur Segmente eines großen Kreises sind, ferner daß die Substanz der letzten gleichartig, der ersten aber nach innen härter ist, und so gleichsam eine Scheide um die innere, elfenbeinartige bildet. Sieben Halswirbel sind da, 14 Brust- und 3 Lenden-Wirbel. Am Schwanz sind über 15 vorhanden. Fußwurzel und Zehen wie bey dem Elephanten. Das Gerippe ist in verjüngtem Maßstabe, ein Fuß auf 1 Zoll, entworfen, füllt aber doch einen ganzen Foliobogen aus. Die zweyte Tafel ist Halbfolio, und zeigt einen Elephanten-Kopf neben dem des Mastodonts. Die Zeichnungen sind mit naturhistorischem Blicke aufgefaßt; die Beschreibung verräth einen naturhistorischen Sinn; sie ist mit Genauigkeit und Scharfsinn entworfen; der Vf. weiß, worauf es in der Naturbeschreibung ankommt, ein Verdienst, das man nur genug rühmen kann, da es so äußerst selten, selbst bey den theuersten Prachtwerken, gefunden wird. So lange die Naturforscher an dem Gegenstande nur beschreiben, was ihnen in die Augen fällt: so wird die Beschreibung nie gleichartig, indem bald dieses bald jenes Organ in dem andern Thiere bis zur Unbemerksbarkeit zurücktritt. Daher kommt es, daß eine Vergleichung der Thierorgane sich zur Zeit noch nicht durchführen läßt, weil hier die Nasenlöcher häufig beschrieben, und vielleicht die Augen kaum bemerkt, dort umgekehrt andere Organe aufgefaßt, andere hingegen oberflächlich behandelt sind. Dieses fühlt der Leser nicht, so lange das Buch nicht zu einer bestimmten Arbeit um Rath fragen will; dann stockt es aber überall. Rec. redet hier aus eigener Erfahrung, und legt es daher mit Aufrichtigkeit den Naturforschern ans Herz, daß sie doch die Beschreibung matter, besonders ähnlicher Thiere, jedesmal nach einem neuen, übereinstimmenden Plane entwerfen mögen. Zu dies Reflexion mußte eine so überlegt gearbeitete Schrift wie die vorliegende führen. Wir sehen den Sohn in den Fußstapfen seines berühmten Vaters wandeln, und fühlen, daß er dem edeln Greife den neulichen Verlust seiner zwey anderen Söhne wird zu ersetzen im Stande seyn. *Holland* ist das Vaterland der vergleichenden Anatomie, und nicht bloß dieses sie lebt in den Söhnen und Enkeln mit gleicher Kraft und Lust fort, und verspricht uns eine gleiche Zukunft in den Urenkeln.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 27 J U N I U S , 1 8 1 0 .

G E S C H I C H T E .

TÜBINGEN, b. Cotta: *Russische Günstlinge*. 1809.
VIII und 502 S. gr. 8. (2 Thlr. 8 Gr.)

In keinem europäischen Staate finden wir so viele Emporkömmlinge und Günstlinge, als in Rußland, besonders seit der beginnenden Civilisation dieses ungeheueren Reiches. Eingeborne, und fast noch mehr *Ausländer* gewannen hier oft das uneingeschränkte Vertrauen der Monarchen und vornehmsten Staatsbeamten, stiegen dadurch aus niederem Stande zu den höchsten Ehrenstellen, bis an des Thrones Stufen empor, und erlangten einen folgereichen Einfluß auf die Statsverhältnisse. In einem schon mehr cultivirten Lande, wo jedem Stande seine eigenthümliche Sphäre und Bestimmung angewiesen ist, wo die, welche schon durch ihre Geburt Anspruch auf die höchsten Würden haben, durch Erziehung und Bildung darauf vorbereitet worden, wo alles einen geregelteren Gang geht, ist zwar einem talentvollen und gebildeten Manne aus der Volksclasse der Eingang zu den höchsten Staatsämtern nicht ganz verschlossen; aber seltener kann hier einer, bloß durch des Zufalls Gunst, aus seiner Sphäre sich zu jenen erheben. In einem Staate dagegen, dessen Cultivirung erst beginnt, ist, und zwar zum Heil des Ganzen, der freyen Regsamkeit, und dem Emporstreben jeder ungemeinen Kraft mehr Raum gegeben; aber es kann nicht fehlen, daß hier nicht auch mancher Unwürdige, den ein dreistes Streben oder der Großen Gunst auszeichnet, ohne eigentliches Verdienst, einen Einfluß gewinnen sollte, den er in einem mehr civilisirten Staate nie erlangt hätte.

Es ist ein sehr verdienstliches Unternehmen, eine Gallerie solcher Emporkömmlinge aufzustellen, und alle Forscher und Freunde der Geschichte werden es dem Vf. des vorliegenden Werkes Dank wissen, daß er, mit Einsicht und Erfahrung, einen ruhmwürdigen Versuch der Art gemacht hat. Wollte man diese Arbeit auch nur als ein Buch für Unterhaltung ansehen: so wäre es schon als solches von hohem Interesse. Ein vielgestaltiges Menschenleben wandelt hier dem Blick vorüber, und erhält die Theilnahme und Aufmerksamkeit immer neu und lebendig; ein oft sonderbarer Gang des Schicksals erinnert an scheinbaren Zufall, und verkündet doch eine höhere Leitung, indem des Geschicks dunkle Wege aufgeheilt werden; man schaut tiefer in die engeren, zum Theil geheimnißvollen Verhältnisse eines großen und mächtigen Reiches,

J. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

und wird unmittelbar in das allgemeine Interesse desselben hineingezogen.

Aber das gegenwärtige Werk hat auch höheren, eigentlich *historischen* Werth. Mit Recht sagt der Vf. in der Vorrede: seit Peter I bis zum Schluß der Regierung Pauls I sey in Rußlands Jahrbüchern kein merkwürdiges Ereigniß aufgezeichnet, von welchem in diesem Buche nicht etwas Vollständiges gesagt wäre, weil, mehr oder weniger, immer ein Günstling daran Theil genommen. Und wie das Leben der Günstlinge meist ein Spiegel und Abglanz, zugleich ein Zeugniß für den Sinn ihrer Begünstiger ist: so lernen wir hier die Geschichte der Monarchen von einer eigenthümlichen, wichtigen Seite kennen, und finden Aufschlüsse über Vieles, das sonst dunkel geblieben. Die Kenntniß der Umgebungen, der Vertrauten der Fürsten, — wie wichtig, wie bedeutend für das Verständniß der meisten Ereignisse unter ihrer Herrschaft! In sofern ist diese Arbeit eine sehr brauchbare Quelle für die neuere russische Geschichte, gerade seit jener Zeit, wo Rußland mit dem übrigen Europa erst in ein näheres Verhältniß tritt, und erst recht bedeutend wird, nicht bloß durch seinen ungeheuren Umfang, den es schon längst hatte, sondern auch durch seine Verbindung mit den anderen Staaten, von denen es vorher fast isolirt gewesen, und durch seinen Einfluß auf dieselben.

Darum enthält das Buch eigentlich auch weit mehr, als der bescheidene Titel verspricht. Denn in den hier mitgetheilten Erinnerungen an die meisten russischen Günstlinge aus jener merkwürdigen Periode, enthält es in Wahrheit die geheimsten Züge der neueren Geschichte Rußlands, dessen Verhältniß oft zunächst durch diese Günstlinge bestimmt ward.

Doch ist der Titel: *Günstlinge*, hier im weitesten Sinne zu nehmen. Nicht alle sind gerade Lieblinge, Vertraute; sondern überhaupt *Begünstigte*, sey es durch das Schicksal, oder durch zufällige Vorliebe, oder durch Talent, überhaupt solche, die, gleichviel auf welche Weise, aus niederem Verhältnisse zu einem höheren und freyeren Wirkungskreis emporstiegen. Daher können auch nicht alle, die hier auftreten, große, bedeutende Menschen seyn; ja, vielleicht die meisten würden, unter anderen Umständen, in einem anderen Staate, sich kaum über ihre ursprünglichen Schranken, über ihre Niedrigkeit oder Mittelmäßigkeit erhoben haben. Aber sie werden, zum Theil, sehr wichtig und bedeutend durch die zusammentreffenden Umstände, durch des Schicksals ungewöhnlichen Gang, durch den Einfluß, den

D d d d

sie erhielten. Es bildet das Werk ein anziehendes Gemälde jener Zeit Rußlands, zwar nicht vollständig und allumfassend, aber doch in klaren, richtigen Umrissen; Licht und Schatten, grössere oder geringere Ausführlichkeit und Bestimmtheit wechseln nach dem Bedürfnis und Verhältniß der einzelnen Parthieen.

Dieses anerkennend, tritt nun die Kritik zuerst in ihre Rechte ein, und darf es nicht unbemerkt lassen, daß der Vf., in der so eben angedeutenden Hinsicht, nicht alle gerechten Ansprüche befriedigt. Denn eben des Gemäldes Ton ist nicht immer recht gehalten; Licht und Schatten sind nicht immer recht vertheilt und bezeichnet. Die kräftigen und freyeren Geister, die hier dargestellt werden, finden wir bisweilen durch Zeichnung und Colorit nicht recht herausgehoben aus der Masse der Gemeinen, der blossen Glückskinder, auch der von geringerem Einfluss. Wir erkennen oft nur eine chronikartige, fast zufällige Zusammenstellung, nicht eine, im ächt *historischen Geist* aufgefasste, geordnete, und sinnvoll und würdig sich ausprechende Geschichte, nicht eine vollständige Befriedigung jener Ansprüche, die man auch an ein Werk *dieser Art* wohl machen darf. Es mögen nun nur einzelne Parthieen oder ein grösseres Ganzes der Historie dargestellt werden: so muß doch jedes historische Werk den grossen universalhistorischen Umblick, das ächte, reine Wesen der Geschichte offenbaren, und das Einzelne, in seiner ewigen Beziehung zum Ganzen, darf in Gehalt und Darstellung den hohen Sinn nicht verleugnen, der sich in allem, was wahrhaft *Historie* ist, verkünden soll. Wir dürfen die Freunde der Geschichte nur auf ein unbefangenes Studium dieses Werkes verweisen, um jenen Tadel bewährt zu finden.

Um nun die innere Ökonomie des Buches noch mehr zu bezeichnen, bemerken wir, daß die meisten Biographien ein kurzer Prodomus eröffnet, der entweder des Mannes Sphäre, und den rechten Gesichtspunct für sein Leben und Wesen, oder eine allgemeine, darauf sich beziehende Betrachtung enthält. Meist sind dies vorläufige treffende Reflexionen, die man nur an sehr wenigen Orten unpassend finden wird. So ist, um nur Eins herauszuheben, die Bemerkung, mit der die kurze Darstellung des Grafen Ostermann beginnt — über den Nutzen der Aufklärung, — vielleicht etwas unbequem und gesucht; wenigstens steht sie mit dem, was darauf folgt, nicht im allernächsten Zusammenhange.

In dem engen Raume von 502 Seiten stellt der Vf. 110 Personen auf. Mehrere mußten dabey freylich sehr kurz abgefertigt werden; aber diese sind denn auch so unwichtig, daß diese weisse Kürze vollkommen genügt. Nur bey einigen bedeutenderen Männern hätten wir eine grössere Ausführlichkeit gewünscht, die dem einsichtsvollen Vf. bey dem, wie es scheint, sehr reichen Schatze seiner Erfahrungen und Sammlungen wohl möglich gewesen wäre. Indefs nehmen wir, was er zu geben für gut befunden, dankbar auf, und freuen uns eines Werkes, das so

viele, wichtige Aufschlüsse, so reiche und sichere Kunde gewährt.

Damit wir aber die Leser dieser Blätter theils auf das Interesse und die Wichtigkeit dieses Buches, wenn sie es noch nicht kennen, noch mehr aufmerksam machen, theils auch die Achtung und Sorgfalt bezeugen, mit der wir selbst es wiederholt gelesen, deuten wir noch Einiges davon an.

Die Reihe beginnt einer der ausgezeichnetsten und verdienstvollsten Günstlinge, *Franz Jacob Le Fort*. Er, der innigste Vertraute Peters I., nahm an der Ausführung der grossen Plane dieses Monarchen den nächsten lebhaftesten Antheil, und sein neues Vaterland verdankt ihm viele heilsame Einrichtungen. Viel trug er zur Dämpfung der gegen seinen Herrn ausgebrochenen Unruhen bey. Die Strenge, mit der man dabey verfuhr, mochte vielleicht nothwendig seyn, und die Härte und Grausamkeit der Strafen kommt gewiss mehr auf Rechnung des Kaisers, der von der Barbarey seines Landes nicht frey war, als des Günstlings, der hier wohl nicht Macht genug über jenen hatte. Indefs ist es doch schwer, diesen gegen manche begründetere Vorwürfe zu rechtfertigen, und dem Vf., der dies versucht, ist dieses keinesweges ganz gelungen. Seine unregelmässige, ausschweifende Lebensart minderte gar sehr den günstigen Einfluss, den er auf seines Herrn Sitten und Wandel, besonders auch auf dessen Betragen gegen seine Gemahlin Eudoxia, hätte haben können. Wenn es auch wahr ist, was der Vf. bey dieser Gelegenheit geltend zu machen sucht, daß das Leben grosser Fürsten und seltener Genies, die an der Spitze grosser Staaten stehen, nicht nach den Grundsätzen einer gemeinen Moral zu beurtheilen ist: so sind doch dadurch nicht alle Schritte Peters und seines einflussreichen Günstlings gerechtfertigt, und es bleibt doch wahr, daß ein grosses heiliges Gesetz walte, dessen Kraft und Würde durch kein irdisches Verhältniß geschwächt werden kann, und dem die Grössten der Erde in Gotteskraft unterthan sind, wie der Geringste ihrer Unterthanen!

Sehr wahr ist die Bemerkung, mit der die Biographie des zweyten hier geschilderten Günstlings, *Alexander Menzikows*, beginnt, daß nämlich das Zeitalter Peters I. zugleich die Epoche ausgezeichnet grosser Männer im russischen Staate sey. Die Sonnennähe eines solchen Regentengenes begünstigt immer die Entwicklung grosser Talente, die, von jenem aus Licht und Wärme empfangend, in ihrer Sphäre nach gleicher Grösse ringen. Es ist die Eigenthümlichkeit wahrhaft grosser Fürsten, Talente zu erkennen, und sie in den passenden Wirkungskreis zu versetzen, glücklich zu seyn in der Wahl solcher Männer, die die Ausführung grosser Plane befördern können, und deren Ausbildung und Wirksamkeit eben dadurch begünstigt wird, daß sie auf den rechten Platz gestellt sind. Die Reflexion, mit der der Vf. die Schilderung *Peters Schaphirow* beginnt, wiederholt nur, was er schon über dieses grosse Talent Peters I. bemerkt hatte.

Streng, aber gerecht ist die Kaiserin Katharina I von ihm gewürdigt worden. Der Glanz und Ruhm ihres Namens wird durch diese Darstellung sehr vermindert, und in der That lernen wir sie hier in einem zwar minder günstigen, aber wahreren Lichte kennen, als die gemeine Sage ihr beylegt. Seltene Talente, große Klugheit zeichneten sie aus; aber große Monarchin war sie nicht.

Bey dem schönbeschriebenen Leben des Grafen Ostermann I bedauerten wir, daß der Vf. die Nachrichten von ihm erst bey dem Jahre 1721 beginnt: indess wurde er freylich erst seit dieser Zeit recht wichtig; gleichwohl interessirt es, zu wissen, wie er das wurde.

Ausführlich hat der Vf. das Leben des Ernst Johann Bühren, nachmaligen Herzogs von Curland, behandelt, in dessen Leben Glück und Unglück so seltsam abwechselten, und das hier gezeichnete Bild von ihm ist für die Historie und Menschenkunde gleich wichtig.

Würdig ausgezeichnet sind der Graf S. H. L'Esqocq, Dmitrej Wolkow, Bressaw, Iwan Betzkoy, Peter Sawadowsky und dessen Freund Alex. Besborodkoj Wassiljew, der merkwürdige Radisohew. In ihrer wahren Gestalt erscheinen jene Männer, die bloß durch ihre Gestalt als Lieblinge der Katharina I u. II und der Elisabeth sich zu hohem Rang und Einfluß erhoben, wie Alexej Rasumowsky, Gregorej Orlow, Stanislaus August Poniatowsky, Platon Subow u. a. minder bedeutende. Es ist für die Geschichte des russischen Reichs wichtig genug, diese an sich wenig ausgezeichneten, aber durch ihr Verhältniß und ihren Einfluß wichtig gewordenen Menschen kennen zu lernen, und auch dafür verdient der Vf. Dank, daß er die Nachrichten von ihnen fleißig und sorgfältig sammelte und benutzte. Wir machen aber die Freunde der Geschichte besonders auf die wichtigen Aufschlüsse aufmerksam, die wir hier über Peters I letzte Lebensstage, und über Peters III unglückliches Schicksal erhalten.

Billig rühmen wir die edle Freymüthigkeit, mit welcher der Vf. selbst Ereignisse, die unserer Zeit sehr nahe liegen, aufgeheilt hat. Dazu gefellt sich eine weise Mäßigung und jene ächte Bescheidenheit, die dem Historiker, wenn er zumal noch lebende Personen und Familien berührt, wohl ziemt. Aber loben können wir es nicht, daß der Vf. sein eigenes, gewiß richtigeres Gefühl verleugnet hat, wenn er manche grobe Verirrungen der menschlichen Natur, Ausschweifungen, unwürdige Verletzungen der heiligen Rechte der Ehe, wenn er das Privatleben einer Elisabeth, Katharina, mit einer Gleichgültigkeit berichtet, wie sie wohl ehemals in Rußland Statt finden mochte, wo man es zum Theil ohne gerechte Indignation mit ansah, wenn die Großen alle die, mit denen sie in den vertrautesten Verhältnissen gelebt hatten, wie alte Kleider wechselten. Wie dies immer ein Zeichen großer Barbarey oder einer falschen Cultur und unächten Verfeinerung ist: so kann man auch kaum ohne Unwillen davon sprechen. Zwar ist es eben nicht des ächten Historikers Beruf, darüber ein eigenes Sit-

tengericht zu halten und einen besonderen Urtheilspruch zu fällen; wenn aber die Geschichte strenge und gerechte Richterin der Vergangenheit ist: so muß wenigstens die Darstellung solcher Züge der Entartung und Rohheit den ganzen gerechten Abscheu aussprechen, mit dem sie ein unentweihetes Gemüth erfüllen.

Der ungenannte Vf. (wahrscheinlich derselbe, dem wir das bey demselben Verleger erschienene Leben Peters III verdanken) ist kein beginnender Schriftsteller. Er zeichnet meist mit ziemlich sicherer Hand, er hat Inhalt und Sprache in seiner Gewalt. In der Vorrede giebt er die Veranlassung und Entstehung seines Werks kurz an, und wir konnten dabey den Wunsch nicht unterdrücken, daß viele, die ähnliche Gelegenheit haben, wichtige historische Nachrichten zu sammeln, sie eben so benutzen möchten. Nur würde dies Werk für den Historiker von noch größerem Werthe seyn, wenn der Vf. da, wo er es durfte, seine Quellen angeführt hätte; dann würde es selbst für die neuere russische Geschichte auch als Quelle größere Autorität haben. Denn wiewohl er mit einer Wahrhaftigkeit, Sorgfalt und Prüfung referirt, daß man ihm Glaubwürdigkeit nicht abprechen, Vertrauen nicht versagen kann: so kann die Geschichte doch jener Zeugnisse nicht entbehren. Dem Historiker ist es unerläßlich wichtig, zu wissen, woher die einzelnen Züge solcher Lebensgemälde genommen sind, und darum darf kein Geschichtschreiber und kein Materialsammler vergessen, dies deutlich zu bezeichnen.

Die Darstellung ist meist gedrängt, treffend, klar und würdig. Wir dürfen von einem solchen, mehr Beyträge zur Geschichte, als Geschichte selbst liefernden Werke gerade nicht die höchste Fülle, Kraft und Würde des reinhistorischen Styls fodern; es genügt, daß der Vf. recht gut und lichtvoll zu referiren weiß. Nur einige Nachlässigkeiten in der Schreibart bemerken wir. So steht S. 4: „Wer kennt nicht die Geschichte dieser sonderbaren Reise, die Le Fort, als Gesandter des Czars — unternahm, und seinen Gebieter unter dem Incognito eines Obercommandeurs mit im Gefolge hatte.“ S. 100: „So weiß man, daß ihn der Monarch am entscheidenden Tage — den General vorher mit sich in die Festung nahm.“ — S. 130: „Sein Sohn, auf den die Empörer gerechnet hatten, und durch ein Versehen nicht gleich erschien.“ — S. 36 ff. finden wir den Ausdruck: „aus der Hefe des Pöbels gekrochen“ doch zu stark und kaum würdig genug.

Gegen die Richtigkeit und Wahrheit der einzelnen Nachrichten wissen wir nichts zu erinnern. S. 157 aber steht ein Druckfehler, nämlich das Jahr 1739 statt 1737, in welchem Jahre der kettlersche Stamm ausstarb, und der neue Herzog die Belehnung erhielt. Denn zwey Jahre lang blieb das Lehn nicht erledigt. S. 27 Arsenien statt Arseniev.

Offenbar sind die Vorzüge dieses schätzbaren Werks weit größer und vielfacher, als seine Mängel. Allenthalben bewährt sich, daß der Vf. die Wahr-

heit sagen konnte und wollte, daß keine falschen Rücksichten ihn leiteten. Sein Buch gehört unstreitig zu den reichhaltigsten, wichtigsten und vorzüglichsten, die in dieser sonst so dürftigen Zeit erschienen, zu den wenigen, die ein wahrer Gewinn für die Literatur sind. Sein Name mußte mit verdienter Achtung ausgezeichnet werden, wenn es ihm gefiele, sich zu nennen; aber erfahren wir den Namen auch nicht: so möge er doch auf der rühmlich betretenen Bahn wacker fortzuschreiten, und uns mit anderen historischen Arbeiten erfreuen.

K
L.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, in Commiff. b. Steinacker: *Welt- und Wunder-Magazin* von D. Carl Lang. I B. I u. 2 Heft. 1810. Mit 17 Kupf. 206 S. 8.

Was paßt nicht alles in ein solches Journal! Nicht bloß die Welt der Wirklichkeit, sondern auch der Möglichkeit und Dichtung, die ganze Vergangenheit und Gegenwart, nicht die Erde allein, sondern das ganze Weltsystem, alles was sich auf der Erde in Beziehung auf Pflanzen, Mineralien, Thiere, Menschen von jeher befunden, was die Menschen darauf gehandelt, geschrieben und nicht geschrieben haben, gehört ihm an, und es ist wirklich noch Bescheidenheit, wenn der Vf. den krausen paraphrasirten Titel so erklärt: *Es sollen darin die Denkwürdigkeiten aus der älteren und neuesten Geschichte, erhabene Scenen auf und unter der Erde, geographische Darstellungen und Cabinetsstücke aus den Schatzkammern der Natur in einer (bunten) Reihe von Kupfertafeln abgebildet, und für Leser aus allen Ständen fasslich und unterhaltend beschrieben werden.* Denn in der Ausführung maßt er sich alles ohne Ausnahme an, das Kleinste, wie das Größte, das Bekannteste, wie das weniger Bekannte, das Unbedeutendste, wie das weniger Erhebliche. Bey Vielen ist man in Verlegenheit, ob man es zu den *Denkwürdigkeiten aus älterer Zeit*, oder zu den *erhabenen Scenen auf der Erde*, ob zu den *geographischen Darstellungen*, oder den *Cabinetsstücken aus den Schatzkammern der Natur*, und da der Vf. die Natur in ihren Schatzkammern belauscht hat, zu welcher Schatzkammer man es rechnen soll. Auf die Reihe von Kupfertafeln legt der Vf. einen besonderen Nachdruck; die 17 Kupfer, und selbst die 4 Titelvignetten auf dem blaßbraunen Umschlage sind gar nicht schlecht, und nach diesem Gesichtspuncte wollen wir die abgehandelten Gegenstände eintheilen 1) in diejenigen, die Kupfertafeln zur Begleitung haben; 2) in diejenigen, die sie nicht haben; 3) in diejenigen, die sie nicht haben sollten, und haben; 4) in diejenigen, die sie haben sollten, und nicht haben. Zu den ersten gehören: *die Köhlerhütte bey Tharand; Gugets Milon von Löwen zerrissen; Merimées Gemälde von Milons aufgefundenem Skelet; das Ohr des Dionysus (Lato-*

*mien in Syrakus); die Biberjagd der Indianer; Harriets Gemälde des Androkus und seines Löwen in der Einöde; Todtengallerie zu Palermo; auffallende Felsen zu Saytgen in China mit den Pelsen zu Adersbach in Böhmen; die Barke der Isabey; Eudamidas Tisament nach Poussin; Denkmal thörichter Meinungen der Gelehrten über Gegenstände der Naturgeschichte (in von einer Frau per p... abgegangener Holzbock; die Grabhöhlen der Quanchen auf Teneriffa; Philotes auf Lemnos; von Lethiere; die Inselgruppe in der Lago maggiore; wunderbare Rettung eines Kindes bey einer furchtbaren Überschwemmung, nach Madame Villers; der opfernde Cleobul mit seiner Tochter. Zu den zweyten gehören: der Alte vom Berge, die Assassins Mordmänner in Persien; und der Alte vom Berge in Westphalen; der Krieg des Königs Ferdinand von Kastilien mit Aben Habel; einige leichte Züge aus Timons Leben; der Arzt Menekrat zu Olympia; die Athleten der Griechen; seltsame Warnung für Proceßkrämer; Mac Gregor gesetzlich geduldeter Räuber in den schottischen Hochlanden; das kaiserliche Theater in Sivas; die Wunderhöhle bey Grace Dieu in Frankreich; die blauen Berge in Neu-Südwalen; des Sängers Triumph (Farinelli am Hofe Philipps V); die Insel Delos ehemals und jetzt; Robert Mochin und sein Liebchen oder die Entdeckung von Madera; die Felsenhöhle von Atarupe; Beruf zum Helden; über Grävichers Zeichnungen der 4 Jahreszeiten; der Küster Spendsen Bacht, ein Held, der auch ohne Denkmal unsterblich bleibt; Domery, der gallizische Vielfraß; auch Ungern (Ungarn) hat sehr alte Leute. Aus dem Vergleiche beider wird man die beiden anderen Classen selbst herstellen können. Z. B. wofür muß die so oft dargelegte Köhlerhütte zu Tharand hier von neuem paradien? giebt es nicht schönere Situationen selbst solcher Hütten? wofür die Latomien, die Biberjagd, besonders der Holzbock? und dann warum fallen die Athleten, das japanische Theater, die Wunderhöhle bey Grace Dieu, die Felsenhöhle von Atarupe u. s. w. ohne Kupfer aus? Die Sache selbst angesehen: es ist kein Plan, keine Auswahl, kein Mittel, kein Zweck fühl- und erkennbar. Die Planlosigkeit der Sammlung geht aus dem mitgetheilten Inhalte von selbst hervor. Wahrscheinlich hat der Absatz eines der Werke des Vfs. (*die Wanderungen in den Tempelhallen der Natur*) und das Museum des Wundervollen, woran er, so viel Rec glaubt, Cooperator oder Beyträger war, den Vf. selbst verleitet, den Absatz für Bestall zu halten, und an der Seite des Museums, das seinen Lauf nun bald in dem erschöpften Wundervollen vollendet zu haben scheint, ging ihm die Welt auf, die ihn die Lücken ausfüllen sollte, die die Vollendung der Wunder vielleicht verursachen konnte. So wechselt denn das Wundervolle auf eine Art mit dem Wirklichen, daß man die aufgerafften Materialien größtentheils für wunderbar ansehen muß. *Ostendit ipsa sibi.**

Dns.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 28 J U N I U S, 1810.

P H I L O L O G I E.

- 1) MOSKAU, in d. akademischen Buchhandlung: *Rufi Ephesii, veteris ac celeberrimi medici, Opuscula et Fragmenta*, graece post editiones, Parisiensem 1554, 8, et Londinensem 1726, 4, novis accessionibus quadruplo auctiora ex Codicibus Mosquensi et Augustano edidit et notationes subjecit *Christian. Frideric. de Matthaei*. Acceperunt diversae lectiones ad Galeni libellum *riyas dei na9at9eiv*, ex uno Codice Augustano, nec non Dioclis Carystii epistola ad Antigonum regem, ex tribus Codd. Auguft. 1806. XX und 332 S. 8.
- 2) Ebendafelbst: *XXI veterum et clarorum Medicorum Graecorum varia opuscula*. Prius nunc impensis Anastasii, Nicolai, Zoes et Michaelis, Fratrum Zosimadarum, Nobilissimorum Joanninorum, de litteris graecis intra et extra patriam suam optime meritorum, ex Oribasii Codice Mosquensi graece edidit, interpretationem latinam Jo. Baptistae Rafarii, item suas animadversiones et Indicem vocabulorum adjecit *Christianus Fridericus de Matthaei*. Cum tabula aenea. 1808. XV und 416 S. gr. 4.

Die in No. 1 gelieferten Schriften und Bruchstücke sind aus derselben Handschrift von *Oribasii Collectaneis medicis* genommen, welche die Bruchstücke der 21 Ärzte No. 2 geliefert hat. Es ist die von Rafarius ehemals gebrauchte und übersetzte Handschrift, welche aus Italien über den Berg Athos endlich nach Moskwa gewandert, übrigens aber sehr fehlerhaft von einem unwissenden Abschreiber geschrieben, und am Rande mit Varianten und Muthmassungen von Rafarius versehen ist. Aus der augsburger Handschrift sind theils Varianten, theils eigene Bruchstücke von sonst nicht vorkommenden Schriften genommen. Die letzteren haben mitunter große Lücken. Die bedeutenden anatomischen Bruchstücke sind hier alle weggelassen, aus einem Grunde, den Rec. nicht billigen kann. Denn so muß der Leser doch noch die seltsame pariser oder die fehlerhafte londoner Ausgabe der Werke des Rufus dabey haben. Der Abdruck des Briefes von Diokles wird vielen Lesern unnütz, so wie die beygebrachten Varianten unbedeutend scheinen. Der Druck selbst ist weder schön noch richtig, sondern mit alten schlechten und abgestumpften Lettern gesetzt; auch klagt der Herausgeber in der Vorrede zu beiden Sammlungen häufig und bitter über die *operas temulentas*, die nach drey Correcturen des

S. A. L. Z. 1810. Zweyter Band.

Herausgebers doch noch so viele Fehler übrig ließen. Das Register zum Rufus ist dem zu No. 2 einverleibt, aber leider sehr unbequem; denn es befolgt die alphabetische Ordnung nicht nach der Folge der einzelnen Buchstaben!

Ob alle Bruchstücke des Rufus in dieser Sammlung sich befinden, welche von ihm übrig geblieben, und von Aetius und Paulus Aegineta ausser dem Oribasius gesammelt sind, zweifelt der Herausg. selbst; und beklagt, daß er den griechischen Aetius von Franz nicht habe erhalten und vergleichen können. Aber diese Ausgabe ist nicht zu Stande gekommen, wie auch Hr. M. erst spät erfahren hat. Über das Zeitalter des Arztes, so wie über seine Schriften, hat er die genauere Untersuchung Anderen überlassen.

Die in No. 2 enthaltenen Bruchstücke sind von folgenden Ärzten: Agathinus, Antyllus, Apollonius, Archigenes, Athenaeus, Ctesias, Dieuches, Diokles, Herodotus, Justus, Lykus, Menemachus, Mnesitheus Atheniensis et Cyzicenus, Oribasius, Philagrius, Philotimus, Philumenus, Sabinus, Xenokrates, Zopyrus. Die einzige moskauer Handschrift ist abgedruckt, mit den in den Noten angeführten Abänderungen und Muthmassungen am Rande; doch hat der Herausg. sich hie und da Änderungen in dem Texte erlaubt, welche nicht allemal zu misbilligen wären, wenn nur überall Gleichförmigkeit in der Manier beobachtet worden wäre! Über die offenbar oder muthmaßlich fehlerhaften Stellen hat Hr. M. in den Anmerkungen viele Muthmassungen vorgebracht, die bey Materien, welche der Herausgeber nicht verstand und beurtheilen konnte, nicht überall passend und beyfallswürdig seyn konnten. Dazu ward wenigstens ein genaueres Studium und Vergleichung derselben Gegenstände, wie sie von anderen griechischen Ärzten behandelt werden, erfordert; vor allem aber Einweihung in die Kunst und Sprache der griechischen Ärzte, und Bekanntschaft mit der Geschichte der Medicin sowohl als der einzelnen Ärzte. Nicht einmal alle nöthigen literarischen Hülfsmittel fanden dem Herausg. in der großen Entfernung von dem gelehrten Europa zu Gebote, so daß er sich oft mit den schlechteren Ausgaben, z. B. von Dioskorides, behelfen mußte. Auch blieb ihm unbekannt, was etwa schon vor ihm aus der Sammlung von Oribasius von Anderen bereits bekannt gemacht worden war. So hatte schon Hier. Mercurialis aus der vaticanischen Handschrift 3 Stellen des Antyllus in seinem Buche *de arte gymnastica* bekannt gemacht, und in den *Var. Lectt.* hatte er die auch von Joannes Stobaeus aufbewahrten Stellen

E e e e

len verglichen und zum Theil erklärt. Das lange und sehr brauchbare Bruchstück von Xenokrates, *περί τῆς ἀπὸ ἐνύδρων τροφῆς* von Seite 7 bis 29, ist hier ohne die mindeste Notiz von den neueren Bemühungen der Gelehrten und der schönen Ausgabe von Ancora zu Neapel wiederholt, da doch schon in Fabricius alter Bibl. gr. Band 9 S. 453, ein Abdruck davon stand, welchen Franz in Leipzig 1774 erneuerte. Sogar die Lesearten der moskauer Handschrift hatte Gruner in einem Programm bekannt gemacht, so wie Stosch die der leidner Handschrift! Doch einmal werden aus Fabricius abweichende Lesearten angeführt. Indessen bleibt dem Herausgeber das Verdienst und Lob eines sehr rühmlichen Eifers, welcher der griechischen Literatur durch Mittheilung der in Moskau verborgenen Schätze schon vorher so große Vortheile gewährt hatte, daß sein Andenken gewiss bey der späten Nachwelt in Ehren bleiben wird. Durch sein Beyspiel ermuntert, werden nun hoffentlich mehrere Gelehrte, welche den Zutritt zu großen handschriftlichen Sammlungen frey haben, die nöthige Vergleichung mit anderen Handschriften anstellen, und dieselbe nebst ihren Bemerkungen bekannt machen. Für die Ärzte sowohl als für die Philologen hat Hr. M. eine Menge von Materialien geliefert, woran sie lange zu thun haben werden, um alles gehörig zu berichtigen und zu verarbeiten. Rec. könnte und würde zur Berichtigung des Textes an sehr vielen Stellen seinen Beytrag liefern, wenn hier der Platz dazu wäre.

CL. Sim.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Nonni Dionysiacorum libri sex, ab octavo ad decimum tertium, res bacchicas ante expeditionem indicam complemententes: emendavit, omnium Nonnilibrorum argumenta et notas mythologicas adjecit Georgius Henricus Moser. Praefatus est Frider. Creuzer. 1809. 281 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)*

Die rühmliche Auszeichnung, die diesem Versuche zu Theil geworden ist, wird durch den Gehalt desselben vollkommen gerechtfertigt. Wenn der Vf. die Forderungen der Aufgabe, und die Erwartung, welche der Titel erregt, nicht ganz befriedigt hat: so müssen wir es den Schwierigkeiten des Unternehmens beymessen, die selbst ein Geübterer mit Mühe würde beseitigt haben. Erinnerung wir uns recht: so war der Sinn der Aufgabe dieser: „Das achte bis dreyzehnte Buch der *Dionysiaca* mit anderen Gedichten ähnlichen Inhalts, namentlich den Bacchen des Euripides und den Fragmenten der übrigen Tragiker, ferner mit Diodor's Auszügen und Arrians indischer Geschichte zusammenzustellen, mit Rücksicht auf Mythenbildung, auf Styl, auf Metrik; auf diesem Wege hoffte man zugleich zu entdecken, aus welchen Quellen Nonnus geschöpft, und was er mehr oder weniger von eigener Erfindung beygemischt habe.“ Rec. gesteht, bey aller Achtung für den Fleiß des Vfs., durch ihn der Lösung dieser Probleme nicht näher gekommen zu seyn. Vergeblich suchte er sie

in der vorangehenden Abhandl.: *über des Nonnus Leben, Geist und Schriften*, vergeblich in dem mythologischen Commentar. Jene enthält auf einem Rame von sechs Blättern die bekannten *Literarnotizen* aus Fabricius, nebst einem Verzeichniß der Schriften über bacchische Mythen und Feste, wie es scheint, aus derselben Quelle, oder aus Vossius: beides überflüssig, und durch manche Irrthümer entstellt. Die *Βάκχαι* oder *Bakchisia* des Epigenes (S. 7) gehören nicht unter die Tragödien, s. *Athen IX* 384. Die *Κυβήρες* des Aeschylus (S. 10) stehen erweislich in keiner Verbindung mit den Mythen von Dionysos. Eben so wenig konnte Nonnus etwas aus den angeführten Werken der Komiker schöpfen, denen überhaupt nur ein höchst eingeschränkter Einfluß auf die Ausbildung der religiösen Mythen zugestanden werden kann, wie sowohl die Frösche des Aristophanes, wo so mancher Gott auftritt, als auch der Umstand beweist, daß sie fast nie von den alten Mythographen angeführt werden. In Ansehung der größtentheils verdorbenen Citationen des Scholiasten des Germanicus hofft die Rec. anderswo darthun zu können. Hr. Moser ist ganz irrig, wenn er die *Bakchisia* oder *Bakchidos* *παρὰ Σόπατρος* des Sopatros hieher zieht: Bakchis wird von Dichtern, wie bey Sophokles *Antig.* 1116. Erf. und Ovid *Trist. IV. 1. 41.* für Bacchantin gebraucht; hier ist es, wie bey Plautus, ein Hetärenname. Die *Βάκχινά* des Orpheus und Pindar, des Soterios Bassarica, die Bacchen des Philolaus, merkwürdig durch ihre philosophische Tendenz (s. *Procl. im I. Euclid. Elem. p. 6.* die Iobacchen des Archilochus, der Hymnus des Epiphanius, und manche andere, sind, so wie die Werke der römischen Dichter, ganz übergegangen. Doch wozu überhaupt dieses lange Verzeichniß verlornen Schriften, wenn uns der Vf. nicht zeigen konnte, daß Nonnus, und was er aus denselben schöpfte? Hatte er bloß die Möglichkeit der Benutzung vor Augen: so mußte er auch die Thebaiden und Perseiden nicht unerwähnt lassen. Dagegen lag er kein Wort von der unverkennbaren Nachahmung des Callimachus, Euphorion und Dionysius, nicht über die ganz eigenthümliche Wortbildung, die unsern Dichter mehr als Alles charakterisirt, nichts endlich von seiner Behandlung des Hexameters, die selbst in der Aufgabe ausgezeichnet war, und um so mehr Berücksichtigung verdiente, da die zweifelhafte Behauptung eines berühmten Kritikers, daß Nonnus den Späteren Verkünstlern zum Kanon gedient habe, bis jetzt unerörtert geblieben ist. Ein Gleiches gilt von der Ökonomie des Gedichts, das in Rücksicht auf seine wirkliche Anlage nur mit der *Heraklee* des Pisanct (*Macrobi. Sat. V. 2*) und der *Thebais* des Antimachus verglichen werden kann. Gleichwohl beschäftigt sich der Vf. allein in dieser *Commentatio* mit der Charakteristik des Nonnus; den angehängten *Commentarius philosophicus* kann man nur als eine irrwillige Zugabe betrachten. Er scheint für jüngere Freunde der Mythologie bestimmt, und enthält daher sehr Vieles, was längst bekannt und vielfach erörtert ist. Doch auch von diesem Gesichtspunct aus be-

trachtet, ist er auf der einen Seite zu weitläufig, anderer Seits zu unvollständig. Die Beschuldigung des Natalis Comes S. 179 ist ungerecht, da sich seine Muthmaßung auf eine falsche Lesart bey dem Malela gründet. Aus dem orphischen Fragment S. 384 (nicht 355) läßt sich nichts weniger erweisen, als daß die Olive dem Bacchus heilig gewesen sey. S. 178 wechselt er die Gemahlin des Kadmus mit der mythischen Göttin Harmonia, von der so oft in diesem Gedichte die Rede ist. Welcher Mißverständnis mag der Anmerkung S. 188 zu Grunde liegen? Die ganze *ἁριεῖα* des Bacchus, zu der auch sein dreyjähriger Beyschlaf hier gerechnet wird (vom Schlafe ist bloß am gehörigen Orte die Rede), ist ein leerer Einfall. In den Anmerkungen zum neunten Buch giebt der Vf. einen Katalog der Namen und Beynamen des Bacchus zum Besten, welcher an sich recht brauchbar ist, aber nach den Vorarbeiten des Gyraldi und Anderer mehr Vollständigkeit erwarten ließe. Eine flüchtige Durchsicht lehrt, daß hier fast noch mehr Namen vergessen als genannt sind, z. B. *Αὐαλός* Hesych., *Ἀκρωαίτης* Stephan. Byz. p. 82, *Ἄτης* Etymol. M. (wahrscheinlich mißverstanden aus *Ἀτης*). *Αἰσάς* Suid., *Βρισεύς* oder *Βρησεύς* und *Βρισαῖος* Aristid. I. p. 29. S. Spon Miscell. p. 354. *Γοργυρος* ib. bey Stephanus *Γοργυεύς*, *Δαούλλιος* ibid. Ferner die Namen *Ελυεύς*, *Ενόρχης*, *Ευβουλεύς* und *Ευβαῖος*, *Ισοδαίτης*, *Κίσσεύς*, Aristid. Suid., *Κισσοχαιτής* Hephaest. de Metr. 50. *Κολώτης* Eustath. p. 300. *Λαφύτιος* S. zu Herodo. p. 597, sonst ein Beyname des Jupiter Schol. Apoll. II. 654. So bey dem Proclo zu Tim. L. V. p. 334. *καίπερ ἔντι νέω καὶ νηπιῷ εἰλαπιναστῇ*, welchen Vers Gesner Fr. p. 406 sehr unvollständig und fehlerhaft aus den Scholien zum Parmenides anführt. Denselben Namen führt ein Satyr Anthol. T. IV p. 205 Jac. *Παιώνιος* Hesych. *Πρόβλας* Eudoc. Ion. 122, *Φλεών* und *Φλοιός* Aelian. V. H. III c. 41, so wie Proserpina als *Liber* bey den Lakoniern *Φλοιά* hieß. *Ψευδάνωρ* Polyæn. IV. 1. Von vielen wenig! Die Beynamen *Δημιουργός*, *νοῦς ἄλινος* (lies *ἄλινός*), *Οριβαρχος* (h. *οροβ.*) gehören nebst vielen gar nicht hieher. Hat es mit dem Bacchus-Tina seine Richtigkeit: so hat man sehr Unrecht, den neuern Malern über die beliebte Abbildung des Gottes Vorwürfe zu machen, da gerade diese dickbäuchige Zwerggestalt sammt der tragenden Tonne das Universum, an welches sich die sinnigen Alten gar zu gern erinnerten, ungemein treffend symbolisirt. Eine Ahndung dieser in ihren Folgen ganz unabsehbaren Entdeckung hat offenbar schon dem symbolischen Pighi vorgeschwebt, als er die merkwürdigen Wortescrib: *Cortinam inter vasarum sicut coquendis condiendisque terrae fructibus aptissimam in tripodis Delphici specie figuratam Apollini sacratam esse voluerunt; cultum numinis atque sapientiae esse necessarium putantes ad omne opus feliciter promovendum*, L. VIII *Annal. Rom.* p. 88. Gewiß ein unverächtlicher Beytrag zu der Theorie der *θεοὶ ὁσπράκινοι*, wie sie die Sibylle sehr passend nennt. — Gegen die gewöhn-

liche Ableitung des Namens *Διούραμπος* von *Διούρον*, welche auch Hr. Moser auf Treu und Glauben der Grammatiker annimmt, streitet die Quantität der Sylben, so wie gegen die Ableitung von *Ἰμαάδιος* (S. 219) die bekannte Erzählung bey Plutarch. *Liber* nicht von *liberare*, sondern von dem alten *libare*, f. Vasa zu Virgil Id. VII. 57, oder es ist der alte Nominativ, wie im Griechischen *κοῦρος καὶ κόρη Liber et Libera*. — Was endlich die versprochenen Verbesserungen des Textes betrifft: so sind sie höchst unbedeutend; unzählige Stellen, deren Verbesserung eben so leicht als nöthig war, sind unberührt stehen geblieben, wie z. B. VIII. 161 *Ἀρμονίης καὶ Ὀφίωνος* statt *Εὐρυνόμης*, ib. 308 *αἰουσα βέλος βρονταῖον ἐρώτων* statt *μέλος*, ib. 331 *πάντες ἐπιβρίζουσι*, was zu viel sagt, statt *ἐφουβρίζουσι*. IX. 116: *πρώτη ῥόπτρον ἔστασε* statt *ἔεισε*, ib. 259 *ὄφιν σπειρηδὸν ἐσείραις ἤρπασε* statt *ἤρμωσε*. X. 305: *στεροπήν Σεμέλης ἐλάχειαν* statt *ὀλέτειραν*, ib. 391: *ἀρότῳ δὲ τίθεις Διόνυσος* (*ἀεθλον*) *ψάμμοι* — statt *τριτάτῳ*, ib. 403: *στιγχῆδον* statt *στοιγῆδον*. XI. 91: *αἵματος ὀλκῷ λαίνος αἱμαλὴς ἐρυθραίνεται βοῦδος ἐέρως* statt *ἰκμαλὴς*, ib. 165: *ἀμφὶ μίγ' μογέοντες ἀτέρμονι κυκλάδι κισσοῦ* statt *νυσσῇ*, ib. 487: *ἐς δόμον ἡθέραιο ῥόδωπιδες ἦδον ὦραι* statt *ἡελίοιο*; v. 499: *ὄρθιον οἰγαμένοιο ῥόδου* statt *ἄρτιον* für *ἀρτίως*. Von den Emendationen in *Villoison's Epistolis Vimaricensibus*, in *Wakefield's Sylva critica*, und den Schriften anderer Kritiker, hat Hr. Moser keine Kenntniß gehabt.

B.

KÖNIGSBERG, b. Goebbels u. Unzer: *Doppelter cursus grammatischer Übungen zum Übersetzen ins Lateinische, aus Flor., Plin. maj., Sall. und Vellej., nach Brüderns großer (sic) Grammatik geordnet von J. S. Rosenheym*. Nebst drey Beylagen: I. Über den Coniunctiv. II. Über die Zeiten und ihre Folge. III. Über römische Münzangaben. 1808. XIV u. 268 S. kl. 8. (18 Gr.)

Dieses kleine Buch wird Manchem willkommen seyn, welcher mit dem Vf. gleiches Bedürfnis fühlt; dessen ungeachtet wird der Eine dieses, der Andere jenes daran auszufinden finden, weil jeder methodische Lehrer seine eigenen Ansichten hat. Am wenigsten möchte die Wahl der Autoren gebilligt werden, worauf den gelehrten Vf. wohl mehr das eigene Studium, als der Zweck des Buches, führte. In den ausgehobenen Beyspielen, wozu Sanctii Minerva und Seyferts auf Geschichte und Kritik gegründete lateinische Sprachlehre eine reiche Nachlese aus besseren Autoren liefern, möchten wir nicht sowohl wegen des gesuchten Ausdrucks, wiewohl auch dieser seine tadelnswürdige Seite hat, als wegen der sonderbaren Orthographie, wovon selbst der Titel ein Beyspiel darbietet, mit dem Vf. rechten. Es kostet einem an die eingeführte Orthographie gewöhnten Schüler Mühe, bey *Arme* z. B. immer an die *Armee* zu denken; und tragen auch nicht mögliche Verwechselungen ein: so giebt schon die Abweichung vom Gewöhnlichen bey Schülern immer Anstoß. Von Unrichtigkeiten in der

Übersetzung sind uns wenige, aber doch, so vielen Fleiß auch der Vf. auf diesen Punct verwandte, einige Beyspiele vorgekommen, z. B. S. 16 aus Flor. IV, 1, 7. Auch möchten wir *plectere*, *strafen*, so wie mehrere andere Sonderbarkeiten späterer Autoren, nicht für gutes Latein erklären. Die Regeln aus Bröder's Grammatik sind zweckmäßig verbunden und geordnet, die Beyspiele mit weiser Wahl durch einander geworfen, und überall die nöthigen Wort- und Sach-Erläuterungen, und nicht selten Berichtigungen hinzugefügt. Auch die Beylagen wird man vom tiefdenkenden und selbstforschenden Vf. mit Dank annehmen, sollte man auch nicht immer mit ihm einerley Meinung seyn. Es kann bey den eingestreuten Bemerkungen des Vfs. nicht fehlen, daß man Einiges noch mangelhaft, Anderes mit unnöthiger Weit-schweifigkeit ausgeführt findet. Mangelhaft ist z. B. gleich eine der ersten Anmerkungen über *uterque* und *utrique*, die sich wie *quisque* und *quique*, wie das Einzelne und die Gattung, unterscheiden. Unnöthig weit-schweifig sind z. B. die Bemerkungen über *refert* und *interest*, welche der Vf. in den angehängten Verbesserungen zum Theil selbst widerruft. Die Verschiedenheit der Quantität und rhythmischen Tonsetzung in Versen zeigt, daß *refert* nicht von *refero* komme; vielmehr weisen die Redensarten *ex re esse* und *re facere* auf eine Zusammensetzung aus dem Ablativo *re* und *fert* hin, womit man das griechische *συμ-φάσκει* und das deutsche *es trägt wahrhaft bey*, vergleichen kann. Ob nun aber die Pronomina *mea*, *tua*, *sua*, *nostra*, *vestra*, Ablative des Singulars oder Accusative des Plurals seyen (denn daß nicht weiter an Nominative des Singulars zu denken sey, hat der Vf. schon selbst aus der Construction derselben mit Infinitiven bemerkt), darüber läßt sich noch streiten. Vielleicht ist beides zugleich der Fall, und beiderley Construction gleich üblich gewesen. Für den Ablativ streitet Terent. Phorm. V, 7, 47 (*Etiam detatis solo.* — *Quid id nostra?* — *Nihil*; wo *solo.* *Quid ge-*

lesen wird, wie *solo.* *Sed Adelph. V, 7, 25*), und Priscian. ed. Putsch. p. 950 und 1077, welcher bey *refert*, wie bey *interest*, in *re i. q. in utilitate* ergau. Für den Accusativ streitet Terent. Phorm. IV, 5, 11. (*Datum esse dotis.* — *Quid tua, malum id refert?* — *Magni, Demipho*) u. Donat's Anmerkung dazu: *Quam, quomodo dicatur, quid mea, quid tua? An deest ad, ut sit ad mea, ad tua?* Andere Stellen bey Plautus oder Terenz beweisen nichts, weil *mea*, *tua*, *sua*, eben sowohl einsylbig als zweysylbig gelesen werden können, und die Komiker der Römer überall Spondeen statt der Jamben oder Trochäen zulassen. Die sehr gewöhnliche Construction des *interest* und *refert* mit *ad*, z. B. Plaut. Pers. IV, 3, 44. *Quid id ad me aut ad meam rem refert, Persae quid verum gerat?* weist indeß mehr auf den Accusativ hin, mit Ergänzung des Substantivs *commoda* und der Proposition *ad*. Zwar las auch Donat. Terent. Andr. III 3, 14, in *re est*, allein alle guten Ausgaben lesen mit Euphrasius in *rem est*. Daß bey *mea*, *tua*, *et.* nicht *gratia* zu suppliren sey, wie man aus Plaut. Pers. IV, 3, 68 schließen wollte, zeigt Perizon. zu Sanctii Minerv. III, 6. — Die Erklärung des Vfs. von *timeo*. *et* und *timeo*, *ne* ist zwar besser als die gewöhnliche, aber immer noch sehr gesucht. Fürchten behandeln der Deutsche als ein Transitiv, *timere*, der Lateiner als ein Intransitiv; daher die verschiedene Ansicht der darauf folgenden Sätze mit *ut* oder *dass*. Der Deutsche denkt sie sich als unmittelbares Object im Accusativ, der Lateiner als mittelbares oder entfernteres Object im Dativ. Man supplire nach *timeo* nur *de*, für den Punct, und beide Conjunctionen, *ut* und *ne*, werden ihre gewöhnliche Bedeutung behalten, können aber auch durch *ob* und *ob nicht* übersetzt werden. Ähnlich ist nicht nur die Construction mit allen Wörtern und Redensarten, welche eine Besorgnis ausdrücken; sondern auch die mit *non dubito*, *quid i. q. annon.*

. F. — G.

KURZE ANZEIGEN.

PHILOLOGIE. Hannover, b. d. Gebrüdern Hahn: Lateinische Fabellese aus alten und neuen Fabeldichtern gesammelt und mit einem vollständigen Wortregister für Schulen herausgegeben von Fr. Chr. Wittugel, Conrector an der Hauptschule in Buckeburg. 1807. 230 S. 8. (10 Gr.)

Für den, welchem Phädrus allein nicht genügt, ist diese Fabellese gewiß ein sehr zweckmäßiges und brauchbares Hülfsmittel bey dem Jugendunterrichte. Die Auswahl guter und nützlicher Fabeln, welche für Kinder wirklich lesbar sind, und das stidliche Gefühl nicht beleidigen, ist ihm erleichtert, und der reiche Vorrath aus älteren und neueren lateinischen Fabeldichtern sichert ihn und seine Schüler vor dem Ermüden über dem ewigen Einerley. Auch ist bey der Anordnung des Ganzen so viel möglich eine Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren beobachtet, und um Ruhepunkte zu haben, die ganze Sammlung in zehn Bücher getheilt. Zur Übung des Scharfannes ist die Moral, welche der Dichter aus der Fabel zog, weggelassen, daß sie der Schüler, mit Hülfe des Lehrers, selbst auffuche, und die Fabel dadurch zu einem moralischen Räthsel werde. Sehr richtig hat der Vf. bemerkt, daß es kein Schade sey, wenn Lehrer und Schüler nicht gerade dieselbe Moral aus einer Fabel herlei-

ten, welche der Vf. daraus zog. Denn nicht selten läßt sich der Fabel eine bessere Moral unterlegen, oder ein andern weit fruchtbarer und anwendbarer Satz auf eine leichtere, natürlichere und ungezwungnere Art daraus beziehen. Die Sammlung empfiehlt sich noch dadurch, daß in den kurzen Anmerkungen da, wo es rathsam schien, durchaus die Regeln der kleinen bröderischen Grammatik verwahrt, und wo diese nicht zureichte, die grössere citirt wird. Wir wünschten wir, der Vf. hätte dabey bloß auf die grössere Grammatik Rücksicht genommen. Daß der Schüler bey der Vorbereitung nicht ermüde und verdrießlich werde, war er unter den vielen Bedeutungen eines grösseren Wortes, welches die rechte nicht zu finden oder zu wählen weis, hat der Vf. nicht nur bey den Zeitwörtern die Praesentia angegeben, wo sie der Anfänger gewöhnlich nicht weis, sondern auch ein eigenes Wörterbuch hinzugefügt, welches sich bey auf diese Fabellese beschränkt. Sechzehn Fabeldichter, unter diesen auch Horaz, haben den Stoff zu dieser Sammlung gegeben; die meisten sind indeß von Desbailons, darunter Weis, der sich selbst Pantaleon Candidus nannte, von Phädrus und Faerno.

F. — G.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 29 JUNIUS, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEYDEN, b. A. u. J. Honkoop: *Pauli Ernesti Jablonskii Opuscula, quibus lingua et antiquitas Aegyptiorum, difficilia librorum sacrarum loca, et historiae ecclesiasticae capita illustrantur; magnam partem nunc primum in lucem protracta, vel ab ipso auctore emendata ac locupletata. Tomus tertius. Edidit atque animadversiones adjecit Jona Guilielmus Te Water. 1809. XIV u. 516 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)*

Von den beiden ersten in den Jahren 1804 und 1806 erschienenen Bänden dieser schätzbaren Sammlung von Abhandlungen, denen die gründliche und wahrhaft gelehrte Behandlung der in denselben erörterten Gegenstände einen bleibenden Werth sichert, so verschieden sich auch von Zeit zu Zeit die Ansichten mancher einzelner Theile gestalten mögen, ist in diesen Blättern 1807 No. 146 von uns Bericht erstattet worden. Die Erscheinung dieses dritten Bandes wurde durch die auch für den würdigen Herausgeber traurigen Folgen des bekannten schrecklichen Ereignisses, welches am 12 Januar des Jahres 1807 die Stadt Leyden betraf, so lange verzögert. *Haec autem calamitas, heisst es in der Vorrede, ut plurimum aliorum, ita et res meas domesticas graviter afflixit, rationemque studiorum non parum conturbavit. Per tempus enim est longum, aut mihi aetate senili defuit alacer animus ad labores interruptos revertendi, aut librorum plerorumque usus, tunc valde dispersorum, aut etiam locus commodus in aedibus, magnam partem destitutus ac vastatus.*

Der Abhandlungen, welche dieser Band enthält, sind vierzehn, wovon die erste Hälfte biblisch-philologischen Inhalts ist, die andere aber in die Kirchengeschichte einschlägt. 1) *Disquisitio de lingua lycaonica ad locum Actor. XIV, 11.* Diese Schrift, mit welcher der ein und zwanzigjährige Jablonski zuerst vor dem Publicum auftrat, erschien im J. 1714, wurde zu Utrecht 1724 von neuem gedruckt, und dann auch in den von Hasaeus und Iken herausgegebenen *Thesaur. Nov. Dissertat.* aufgenommen. Hier erscheint sie von dem V. völlig umgearbeitet, und um das Doppelte vermehrt. Für die Geschichte der Sprachen des alten Klein-Asiens ist diese Abhandlung sehr wichtig; denn J. beschränkt seine Untersuchungen nicht auf die lykaonische Sprache, sondern verbreitet sich auch über die phrygische, lydische, karchische, pamphyliische, kappadocische und andere Sprachen.

chen der benachbarten Völker, und giebt von jeder derselben Wörterverzeichnisse, aus alten Schriftstellern mit unsäglichem Fleisse gesammelt und erläutert. 2) *Theses theologiae circulares, quibus genuinus sensus Capitis IX epistolae Pauli ad Romanos modeste expenditur;* mit steter Rücksicht auf den Gebrauch, der von dem erwähnten Abschnitte in der Dogmatik in der Lehre von der Prädestination gemacht werden kann. 3) *Disquisitio de futura Judaeorum conversione illustrata, ex epistol. ad Roman. C. XI.* Dafs Paulus und die ältesten Lehrer der Kirche eine künftige allgemeine Bekehrung der Juden geglaubt haben, wird sehr gründlich gezeigt. 4) *Dissertatio de cognitione Christi secundum carnem, 2 Cor. V, 16.* Bestätigung und weitere Ausführung der von Grotius gegebenen, allein richtigen, Erklärung dieser Stelle. 5) *Dissertatio periodica, exhibens Spicilegium breve observationum de epistola scripta Laodicea, ad Coloss. IV, 16.* Paulus, dieses ist kürzlich der Inhalt dieser Abhandlung, empfiehlt den Kolossern, das von Laodicea ergangene Schreiben zu lesen (die Ächtheit der Lesart *την ἐν Λαοδικείᾳ* wird ausführlich erwiesen). Dieses Schreiben war weder von Paulus selbst, der, wie aus Koloss. II, 1 erhellt, nie nach Laodicea gekommen ist, noch von einem anderen Apostel, sondern von den christlichen Lehrern zu Laodicea an die Vorsteher und Lehrer der Gemeinde zu Kolossae gerichtet, und wurde von diesen dem Apostel Paulus, der sich damals zu Rom gefangen befand, mitgetheilt. Höchstwahrscheinlich betraf es die Schwärmereyen und Irrthümer der Gnostiker, die unter den phrygischen Christen viele Anhänger fanden. Mit seinem eigenen Briefe an die Kolosser schickte nun Paulus auch jenes ihm mitgetheilte Schreiben der Laodiceer zurück, und äusserte den Wunsch, dafs dasselbe in einer der Zusammenkünfte, wo alle Glieder der Gemeinde gegenwärtig waren, um sich über kirchliche Angelegenheiten zu berathschlagen, vorgelesen werden möchte, da es vorher blofs die Vorsteher gelesen hatten. Das Meiste ist zwar bloße Vermuthung, der es an historischen Beweisen völlig gebricht, und die Annahme des letzten Punctes sogar nicht wahrscheinlich; dennoch wird man die Abhandlung nicht ohne Interesse, selbst nicht ohne Belehrung lesen, da Jabl. eine sinnreiche Hypothese im vortheilhaftesten Lichte darzustellen versteht. 6) *Dissertatio de Sezabele, Thyatirenorum pseudoprophetissa, ad Apocal. II, 20.* Dafs durch Jezabel in der genannten Stelle der Apokalypse ein Weib angedeutet werde, die unter den Christen zu Thyatira gnostische Irrlehren verbreitete, und

Ffff

zur Theilnahme an Mahlzeiten bey Götzenopfern verleitet, kann man von Jablonski wohl als erwiesen annehmen. Ungewisser ist, was der letztere Theil der Abhandlung wahrscheinlich zu machen sucht, daß es die bekannte, von den Gnostikern als Prophetin verehrte, auch auf Gemmen abgebildete Thecla sey, die Johannes verdeckt unter dem Namen Jezabel anzeige. 7) *Cogitationes de Lacedaemoniorum cum Judaeis cognatione, ad locum I Maccab. XII, 7. 21.* Diese Abhandlung befindet sich zwar bereits in den von Iken herausgegebenen *Symbolis literariis Bremens.*, und hätte daher nach dem von Hn. Te Water angenommenen Grundsatz, keine von den in größeren Sammlungen befindlichen jablonskischen Schriften in die feintge aufzunehmen, von derselben ausgeschlossen bleiben sollen. Allein da dem Herausg. ein von dem Vf. selbst verbessertes und vermehrtes Exemplar jener Abhandlung in die Hände kam: so glaubte er mit Recht, mit derselben eine Ausnahme machen zu müssen. Die im ersten Buche der Makkabäer befindliche Nachricht von der Verwandtschaft der Juden und Lacedämonier hatte Steph. Morin dadurch zu erklären und zu bestätigen gesucht, daß er in zwey besonders über diesen Gegenstand sich verbreitenden Dissertationen die Behauptung aufstellte, die Lacedämonier stammten von den Edonen oder Odomanten, einem thracischen Volke, ab, welches idumäischer Abkunft gewesen sey, und sich auch mit den Pelasgern vermischt haben könne. Das Grundlose dieser Hypothese zeigt Jablonski in dieser Abhandlung zur Genüge. *Wyttensbuch fällt von derselben das Urtheil: Dissertatio quamvis haud adeo exquisitae doctrinae, tamen scitula, et idonea confutando veteri errori.* Der Aufsatz über die vorgebliche Verwandtschaft der Juden und Spartaner, I Makkab. XII, von P. J. Bruns im *Gablers Neuest. theolog. Journal* VIII B. V St. S. 417 nebst dem literarischen Nachtrage des Herausg. hätte wohl in einer Note angeführt zu werden verdient. 8) *Dissertatio prima de ultimis Pauli Apostoli laboribus a b. Luca praetermissis.* Vermuthungen über die Reisen, welche Paulus nach der Entlassung aus seiner ersten Gefangenschaft zu Rom im J. 63 unternommen, und welche seiner noch vorhandenen Briefe er von dieser Zeit an geschrieben habe; Vermuthungen, die mit der von Mehreren bestrittenen Hypothese von einer doppelten römischen Gefangenschaft des Apostels stehen oder fallen. Diese erste Dissertation verfolgt übrigens die Arbeiten Pauli nur bis zum J. 65. Eine Fortsetzung ist wahrscheinlich nicht erschienen; wenigstens waren alle von dem Herausg. deshalb angestellten Nachforschungen fruchtlos. 9 u. 10) *Dissertationes de origine festi nativitatibus Christi in ecclesia Christiana quotannis fiato die celebrati soliti.* Daß die Feyer des Geburtsfestes des Heilandes erst im 4ten Jahrhundert, und zwar auf den 25 December, als den *Natalis solis invicti*, gesetzt wurde, war schon vor Jablonski bekannt. Aber ihm eigen ist die Entdeckung, daß bereits im 2ten Jahrh. die Basilidianer in Aegypten jenes Fest am 6 Januar feyerten, denen hierin die morgenländischen Kirchen

folgten. Diefs führte auf eine Untersuchung der Ursachen, weshalb ein und dasselbe Fest von den morgen- und abendländischen Kirchen an zwey verschiedenen Tagen gefeyert wurde. Das Resultat war (S. 371): *Post institutum diligens et sollicitum examen deprehendi, solemnitati huic utrique ab Orientalibus ad diem VI Januar. relatae, a Romanis ad d. XXV Dec. rejectae, unam eandemque subesse rationem.* Basilius in Orientis partibus natalem diem Christi celebravit ad VI Januar., quia eodem die Aegyptii festum solis a coelis renovati peragebant; Romani vero celebritatem hanc suam Christianam in diem XXV Decembr. transferunt, quia ibi locorum idem ille dies, qui in Festis inscribitur Natalis solis invicti, idolorum cultoribus laetus et sacrosanctus erat. De solemnitate Aegyptiorum, die VI Januar. celebrata, unde tamen originem totius hujus rei repetendam esse censo, altum haec usque apud scriptores omnes silentium observari in dext. Diese Abhandlungen, welche, so wie die beiden nächstfolgenden, jetzt zuerst aus Jablonski's Handschrift gedruckt erscheinen, verbreiten über den Ursprung der christlichen Feste manches Licht. 11) *Dissertatio de origine imaginum Christi Domini in ecclesia Christiana.* Die Richtigkeit der von mehreren Gelehrten vor Jablonski, besonders von Joh. Reiske, aufgestellten Behauptung, daß die erdichteten Abbildungen Jesu, die seit dem vierten Jahrhundert zum Vorschein kamen, sich von den Gnostikern her schreiben, wird in dieser Abhandlung durch mehrere Gründe erwiesen. 12) *Dissertatio qua continentur de Sanctis quibusdam incognitis, quorum memoriae cultus in anniversario in Fastis ecclesiae Romanae dicatus est des XIX Januarii, Conjectanea.* Die heiligen Märtyrer, deren Gedächtnisse nach dem römischen Martyrologium am 19 Jan. gefeyert wird, sind Marius, seine Gattin Martha und ihre Söhne, Audifax und Abachus, edle Perser, die zu Rom unter Claudius den Märtyrertod erlitten haben sollen. Jabl. vermuthet, Marius sey der berühmte römische Feldherr dieses Namens, den auf seinen Zügen eine syrische Wahrgerin, Martha, begleitete; Abachus aber sey ein aus Teutobochus, dem von Marius gefangen genommenen Könige der Cimbrer, verdorbener Name; über Audifax hat J. nur Conjecturen, die ihm selbst nicht genügen. Wahrscheinlich habe irgend eine alte Handschrift, auf welcher Spuren der Namen Marius, Martha und Teutobochus übrig waren, die erste Veranlassung zur Erdichtung jener Heiligen gegeben. Wenigstens entstanden auf diese Weise mehrere andere Heilige, wovon Beyspiele angeführt wurden. 13 u. 14) *Dissertationes de regno millenario Cerinthi.* Der Zweck dieser Abhandlungen ist, zu zeigen, daß die Lehre vom tausendjährigen Reiche, welche von mehreren der älteren christlichen Schriftsteller, bloß auf das Zeugniß des Presbyter Cajus hin (bey Eusebii KG. III, 28), dem Cerinthus zugeschrieben wird, denselben angelehnt sey; was, nach Cajus Vorgeben, Cerinthus gelehrt haben sollte, seyen ursprünglich jüdische Meinungen vom messianischen Reiche, die zwar von einem grossen Theile der ältesten Christen

angenommen, und auf das tausendjährige Reich übertragen worden seyen, von dem Gnostiker Cerinth aber auf keine Weise hätten gebilligt werden können, weil dieselben der gnostischen Lehre geradezu entgegengeferzt sind. Zur Geschichte der unter den ältesten Christen herrschenden Meinungen sind diese gründlichen Abhandlungen sehr dankenswerthe Beyträge.

Hr. *Te Water* hat sich auch um diesen Band theils durch sorgfältig ausgearbeitete Register, theils durch hinzugefügte berichtigende und ergänzende Anmer-

kungen verdient gemacht. Vorzüglich verdankt die erste in diesem Bande enthaltene Abhandlung, über die lykaonische Sprache, seiner Belesenheit manche schätzbare Bereicherung. Die übrigen Abhandlungen boten weniger Veranlassung zu Nachträgen und Berichtigungen dar; die Anmerkungen sind daher bey diesen sparsamer. Der Fortsetzung und dem Beschlusse dieser Sammlung sieht gewiss Jeder, der für gründliche antiquarische Untersuchungen Sinn hat, mit Verlangen entgegen.

By.

KLEINE SCHRIFTEN.

ORIENTALISCHER LITERATUR. Leipzig, b. Vogel: *Verfuch über die maltesische Sprache*, zur Beurtheilung der neuerlich wiederholten Behauptung, daß sie ein Überrest der alt-punischen sey, und als Beytrag zur arabischen Dialektologie; von D. *Wilhelm Gesenius*, Professor am Gymnasium zu Heiligenstadt (nummehr zu Halle). 1810. XVI u. 78 S. 8. Daß sich in der Sprache der Einwohner von Malta Überreste des alten Punischen oder Phöniciſchen erhalten haben, ist eine schon von *Mai*, *Quintino*, *Agio* und Anderen vorgetragene Meinung, welche jedoch *Adelung* im *Mithridates* nicht einmal einer ausführlichen Widerlegung würdigte, sondern bloß mit der Ausrufung zurückwies, „nur ein entschiedener Hang zum Wunderbaren könne hier auf das älteste bekannte Volk fallen, und die weit näheren Araber übersehen“. Diese waren nämlich, wie bekannt, über zwey Jahrhunderte lang (von 870 — 1090 unserer Zeitrechnung) Herren der Insel; und auch nachdem sie den Normännern hatten weichen müssen, erhielt sich bey dem Volk immer noch die Sprache ihrer von der benachbarten nordafrikanischen Küste herübergekommenen arabischen Vorfahren, so daß sich bis jetzt Araber und Malteser einander verstehen; daher bey Bonaparte's Unternehmung auf Aegypten mehrere Malteser auf seiner Flotte als Dolmetscher dienten. Ohnerachtet dieser Thatſachen, welche, in Verbindung mit einigen Fragmenten in der maltesischen Sprache, *Adelung* zu dem Urtheil bestimmten, das Arabische, wenigstens so, wie es auf der nord-afrikanischen Küste gesprochen wird, wähe im Maltesischen vor, unternahm es Hr. D. *Bellermann* in einem, dem Rec. nur dem Titel nach bekannten Programm (*Phoeniciae linguae vestigiorum in Melitenſi Specimen* I. Berol. 1809. 8), die oben erwähnte ältere Meinung von der nähern Verwandtschaft des Maltesischen mit dem Alt-punischen aufs Neue zu vertheidigen, und die Richtigkeit derselben durch ein 26 Seiten füllendes Verzeichniß maltesischer Wörter, die auf ihren hebräisch-phöniciſchen Ursprung zurückgeführt werden, erweisen zu wollen. Da dieß von einem Manne unternommen wurde, der durch seine scharfsinnigen Versuche, die plautinischen *Punica* zu entziffern, seinen Beruf zu dergleichen Untersuchungen vorthellhaft bezeugt hatte, und die *Bellermann'sche* Schrift zu der Hoffnung berechtigen konnte, daß wir uns durch vollkommnere Kunde des Maltesischen zugleich eines großen Theils des alt-punischen Sprachschatzes bemächtigen könnten; so verdiente die Sache in der That eine sorgfältige und unbefangene Prüfung. Das Verdienst, eine solche angestellt zu haben, wird dem Vf. der vorliegenden Schrift, der sich durch dieselbe als einen Mann von gründlichen Sprachkenntnissen und sehr gesundem Urtheil ankündigt, sicher von keinem Unparteyischen abgeprochen werden. „Der Gegenstand“, sagt er S. XI der Vorrede, „wurde mir so wichtig, daß ich ihm bis zur möglichsten Begründung meine Mufse zu widmen beschloß, besonders da eine jede Seite, die ich im Specimen (dem einzigen Maltesischen, was ich damals besaß) weiter las, mich mahnte, noch anzustehen mit dem Jubel über den neuen Fund, weil mit ihr meine Beforgniß wuchs, es möge mit dieser Verlassenſchaft des alten Tyrus und Karthago nicht viel besser ste-

hen, als mit so mancher noch heut in Kunstkammern gelegten Münze von Priamus, Aeneas und den sieben Weisen aus den Werkstätten eines Craterons und italiänischen Broquantens.“ Die Vergleichung alles in der maltesischen Sprache bis jetzt Bekannten mit den Werken über neu-arabische Dialekte ließen den Vf. auch nicht den mindesten Zweifel darüber übrig, daß das Maltesische eine nur durch gewisse Provincialismen ausgezeichnete Branche der arabischen Vulgärsprache sey, und er hat jeden, der Neigung und die nöthigen Kenntnisse besitzt, durch die gegenwärtige Schrift in den Stand gesetzt, ohne große Mühe selbst zu prüfen und zu urtheilen, indem er Alles, was die zum Theil nicht allgemein habhaften Hülfsmittel über diesen Gegenstand ausſagen, in einer sehr bequemen Übersicht zusammengestellt hat. Das Ganze zerfällt in drey Haupt-Abschnitte. Der erste giebt eine Übersicht der maltesischen Sprachlehre nach *Agio* und eigenen Zusammenstellungen, durchaus mit Vergleichung der arabischen Vulgärsprache. Am nächsten schließt sich das Maltesische an den marokkanischen Dialekt an, wie wir ihn durch *Hoff*, und vornehmlich durch *Dombay* kennen, jedoch, wie sich erwarten läßt, nicht ohne Abweichungen und Besonderheiten, die die arabischen Eroberer Malta's theils aus den bey ihrer Einwanderung herrschenden Sprachgewohnheiten mitbrachten, und ihre Nachkommen beybehielten, während sie vielleicht in anderen Provinzen untergingen, theils erst nach jener Trennung bey sich ausbildeten. Unter den Eigenthümlichkeiten der Aussprache verdient vornehmlich bemerkt zu werden, daß Eliph nach *Fatha* (ا) durch ie, wie ي, i

lauter, z. B. باب, *sieb*, die Thüre, ناس, *nies*, Menschen, كان, *kien*, er war; und dann, daß von zwey Consonanten zu Anfang eines Worts der erste immer ohne Vocal ausgesprochen wird, z. B. *trieq* für طريق *Weg, sghr*,

سبح, *klein*, *ghap* لعاب *Speichel*. Die der Vulgärsprache eigenthümlichen Bildungen gewisser grammatischer Formen, z. B. der herrschende Gebrauch der ersten Person Plur. Fut. für die erste Person Singul., und die Genitivbezeichnungen *igh* für بناع vor den Pronomina, findet sich auch größ-

tentheils im Maltesischen. Vom neunten Paragraph an ist die Formation des regelmäßigen Zeitworts vollständig und mit vieler Sorgfalt erläutert. Der zweyte Abschnitt giebt das, was sich von zusammenhängender Rede auffinden ließ, mit Entzifferung und Anmerkungen, nämlich: Gesprächsformeln aus *Agio*, drey Vater-Unfer aus *Adelung's* *Mithridates*, und einen in *Eichhorn's* Bibliothek der bibl. Literatur zuerst bekannt gemachten maltesischen Aufsatz von Vella, hier mit einer nach den übrigen Nachrichten über die maltesische Sprache hin und wieder abgeänderten Entzifferung. Der dritte Abschnitt enthält das von *Agio* in seinem Buche über die maltesische Sprache gegebene Wörter-Verzeichniß hier vervollständigt aus dem italiänisch-maltesischen Theil-

le jenes Buchs, und den sonst zerstreuten Angaben der Grammatik, mit beygesetzter Entzifferung aus Vergleichung mit dem Arabischen. Die arabischen Wörter in dem mit lateinischen Buchstaben nach äußerst schwankenden Grundsätzen geschriebenen Maltesischen immer genau wieder zu erkennen, war oft sehr schwierig; aber der Vf. hat diese Schwierigkeiten so glücklich zu besiegen gewußt, daß nur eine unbedeutende Zahl von Wörtern übrig geblieben ist, deren entsprechendes Arabisches er anzugeben nicht gewagt hat. Von diesen sind manche vielleicht nicht einmal arabisch, wie *binghul*, *seo*, *englara*, ungerechte Auflage, und *egeigen*, klein,

man müßte den letzteres mit dem arabischen **كَيْفَا** in quo nihil boni (Castell. col. 1716) vergleichen. Über einige andere Wörter legt hier Rec. dem Vf. und anderen Kennern seine Vermuthungen dar. *Vesq* oder *usch*, sehr, ist denn

noch wohl **وَشَا** und **وَشَا** cito. *Jeq*, wenn, viell.

عَايَا, ne forte, forstan. Die von dem Rec. schon anderwärts geäußerte Vermuthung, daß das häufig vorkommen-

de *ghad*, er hat gesagt, das arabische **عَتَا**, identidem dicit, sey, ist ihm noch jetzt wahrscheinlich; vielleicht hätte sie wenigstens eine Erwähnung verdient. Des Vfs. Vermuthung (S. 29 Anmerk. g), daß *Sein* der Pluralis sanus von

شِي sey, findet sich durch *Ruphy's Dictionn. François Arabe* p. 31 bestätigt; wo es heisst: „chose, **شِي**, pl. **شِين**." *Jof*

(S. 33) ist viell. abgekürzt **يَقِي** Futur. von **وَقِي** integer, completur, copiosus fuit. *Gi- ahinniji* (S. 38 oben) viell.

جَاتِي II von **جَاتِي** declinavit (declinare facias nos (ne) cadamus etc.): oder auch **جَاتِي**, protegat nos. *Ciarcir*,

quellen, viell. **جَرَجَر**, cum murmure per guttur demissa pronunciation. *Randon*, die Fasten (S. 63), ist unstreitig das falsch ausgesprochene oder geschriebene *Ramadan*, **رَمَضَان**, der Name des bekannten Fasten-Monats der Mohammedaner. *By*.

AUFLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. Hannover, b. Telgener: *Règles fixes pour bien prononcer les sons français, suivies des Règles sur l'Orthographe, et de la Définition des parties du discours*,

avec la manière de les employer; à l'usage des Habitans du Nord qui savent déjà lire le Français, par J. F. Renaut, Professeur de Langues, Ancien Instituteur à Paris, etc. 1804 316 S. 12. (12 Gr.)

Aus dem weitgeschweifigen Titel sieht man, daß dieses Buch alles enthalten solle, was man in einer abgekürzten Grammatik sucht. Das Ganze ist wirklich in zwey Theile eingetheilt: in dem ersten wird von der Aussprache und Rechtschreibung; im zweyten von den Redetheilen und ihrem Gebrauch gehandelt. Eben so auffallend als ermüdend ist die Weitläufigkeit hauptsächlich im ersten Theile. Nirgends hat Rec. merken können, daß dieses Buch eher für Nordländer als für Franzosen geschrieben wäre; nirgends findet man die geringste Spur von Rücksichten auf eine fremde Sprache. Eben so wenig kann Rec. einsehen, wie der Geist der französischen Sprache durch einen äußerst elementarischen und nichts weniger als systematischen Unterricht zu ergründen wäre. Hr. B. verkündet jedoch wiederholt, er gäbe in diesem Werkchen tüchtere Mittel, diesen Geist vollkommen zu ergründen. Zum Beweise, daß man manches Neue in diesem Buche finden wird, will Rec. die Erklärung von dem Syntax anführen: „La Syntax „(Syntaxe) est cette partie de la Grammaire qui donne la connaissance des signes établis dans une Langue pour exciter, dans son Auditeur, les passions dont on veut qu'il soit animé. La Construction est la disposition mécanique des mots.“ Schreibe nur, daß die Entwicklung fehlt, und daß Hr. B. diese signes nicht weiter bekannt macht, durch welche die Leidenenschaften, nach Belieben, erregt werden können! Was die Sprachlehrer Regel des Syntax nennen, kann weiter nichts seyn, als Regel der Construction; denn „On ne peut donner sur la Syntaxe aucunes règles propres à guider.“ Die Construction ist einfach, deswegen nennt man sie *naturelle*! Dem Syntax, heisst es weiter, kann man auch *Construction oratoire* nennen. — Sollte man in diesem Buche Unrichtigkeiten wie folgende vermuthen? 1) *e* vor *r*, in der Endsybde des Infinitivs, lautet wie das tiefe *e* (*e ouvert*); als Beyspiele stehen

folgende Zeitwörter: chanter, étudier, aimer à voltiger, à danser u. a. m.; 2) „dans tous les mots où il y a deux *e* ouverts, de suite, le premier prend le son ouvert“ (?); 3) *il* lautet wie das *e fermé* ou moyen (?) in folgenden Worten:

tern: vrai, essai, parfait, portrait, faite. „On trouve encore ces similaires“, (dieses Wort ist adjectif; „il se dit“, heisst es in dem Diction. de l'Acad. Franç., „d'un tout qui est de la même nature que ses parties, ou des parties qui sont chacune de la même nature que leur tout.“) „dans la troisième personne de l'indicatif des verbes en faire, et dans celle du conditionnel présent de tous les verbes, et dans l'imparfait de l'indicatif.“ Die Beyspiele zu dieser unrichtigen Regel nehmen über eine Seite ein. — Die Nordländer, die so weit im Französischen sind, daß sie zu ihrem Unterricht französische Bücher benutzen können, werden bessere Hülfsmittel als dieses Buch sehr leicht finden.

Vz.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Sander: *Kleine Romane und moralische Erzählungen*. Von Aug. Lafontaine. Verbesserter Abdruck. 1810. 11 Theil. 278 S. 12 Theil. 280 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.) Auch unter dem besonderen Titel: *Gefammelte Erzählungen und kleine Romane* 25 36 Bächchen.

Nürnberg, b. Bieling, u. Leipzig, in Commis. b. Berthleischer: *Denkmale der Freundschaft für Stammbrüder und moralische Lehren zur Sittenerziehung junger Personen*. Von J. K. Heckel. 3te verbess. u. verm. Aufl. 1809. VIII u. 193 S. 3. (12 Gr.)

Jena, gedruckt bey Johann Christian Gottlob Etzdorf, 1810.

Monatsregister

v o m

J u n i u s 1 8 1 6.

I. Verzeichniß der im Monat Junius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

B.

- B**emerkungen über die Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805 — 1807 141, 544.
Bernhardi drey Fragen über die Bergrichterbarkeit im Königreich Sachsen 126, 417.
Boss Verhandeling over de Maatdonta, of Mam-mouth van den Ohio 147, 576.

G.

- Callisen** kurzer Abriss des W. Kewswürdigsten aus der Seelenlehre und aus der Lehre vom ruhigen menschlichen Denken und Wollen 136, 487.
 — — erläuternde Winke zu dem kurzen Abriss u. l. w. 136, 487.
Charles Fréderic Marggrave de Baade-Durlach et Baade-Baade 123, 425.

D.

- Dalwigk** Handbuch des franz. Civilprocesses mit seinen Abweichungen von der Processordnung des K. Westphalen. 1 Bds. 1 Abth. 129, 428.
Daudin Histoire naturelle générale et particulière des Reptiles. T. I—VIII 144, 545.

E.

- Ehrenberg** Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte. 2 Aufl. 134, 484.
Ewald Rede bey Vereinigung des reformirten und katholischen Gymnasiums in Heidelberg 136, 488.

F.

- Fox** A history of the early part of the reign of James the second 139, 505.
 — — Geschichte der früheren Regierung: des James II. Uebersetzt von Soltau 141, 523.
Fürth Anfangsgründe der Algebra. 1. 2 Th. 138, 501.

G.

- Gesenius** Versuch über die maltrifische Sprache 150, 597.
Grohmann Philosophie der Medicin 131, 435.
Guntlinge, russische 148, 577.

H.

- Hechtel** Denkmale der Freundschaft für Stamm-bucher und moralische Lehren zur Bittenveredlung junger Personen. 3te verm. A. A. 150, 600.
Himmerlich Lehrbuch über die kindliche Dankbarkeit 142, 535.
 — — — Lesebuch über die kindliche Dankbarkeit 142, 535.

I.

- Jablonskii** Opuscula, quibus lingua et antiquitas Aegyptiorum, difficilia librorum sacrorum loca et historiae ecclesiasticae capita illustrantur. T. III. ed. te Water 150, 595.
Journal für die neuesten Land- und See-Reisen und das Interessanteste aus der Völker- und Länder-Kunde. 2 Jahrg. May—Dec. 142, 534.

K.

- Krug** Abriss der Staatsökonomie oder Staatswirtschaftslehre 152, 449.
 — — die Armenversicherung, das einzige Mittel zur Verbanung der Armuth aus unserer Gemeinde 136, 474.
 — — Geschichte der Staatswirtschaftlichen Gesetzgebung im preussischen Staate. 1 Bd. 152, 449.
Kanisch neue praktische Briefe für deutsche Schüler, Jünglinge und Mädchen, und für Schul- und Privat-Lehrer 145, 543.

L.

- Lesfontaine** gesammelte Erzählungen und kleine Romane. 2. 3 Bächen. 150, 599.
 — — — kleine Romane und moralische Erzählungen. 11. 12 Th. 150, 599.
Lang Welt- und Wunder-Magazin. 1 Bd. 1. 2 Heft 148, 583.
Lese- und Bilder-Buch, wirtschaftliches, zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung für Mädchen 145, 544.

M.

- Magazin** der neuesten Reisebeschreibungen in unterhaltenden Auszügen. 5. 6 Bd. 142, 534.

N.

- Novae** Dionysiacorum libri sex, ab octavo ad decimum tertium — ed. Moser 149, 587.

O.

- Opuscula**, varia, XXI veterum et clarorum Medicorum. Ed. de Matthaei 149, 585.

P.

- Petri** Leitfaden zur Kenntniß und Erhaltung des Menschenkörpers 146, 567.
Plank Worte des Friedens an die katholische Kirche, gegen ihre Vereinigung mit der protestantischen 126, 401.

R.

- Recepte**, fünf gemeinnützige von einem Gutsbesitzer durch vieljährige Erfahrung erprobte 159, 511.

<i>Reichardt</i> vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Wien und den österreichischen Staaten. 2. u. Bd.	142, 529.	<i>Theoduls</i> Gastmahl	127, 414.
<i>Recault</i> règles fixes pour bien prononcer les sons françois	150, 599.	U.	
<i>Rhode</i> Versuch über das Alter des Thierkreises und den Ursprung der Sternbilder	137, 489.	Ueber die Privat-Seebadeanstalt zu Travemünde	131, 447.
<i>Richter</i> historisch-tabellarische Darstellung der in jedem Monat vorkommenden landwirthschaftlichen Arbeiten	134, 471.	V.	
<i>Rohlfes</i> der Taschen-Pferdearzt. 2. Aufl.	126, 407.	<i>Voss</i> Materialien zu sokratischen Unterhaltungen über Gegenstände der Naturbeschreibung	147, 57.
<i>Rosenheym</i> doppelter Cursus grammatischer Uebungen zum Uebersetzen ins Lateinische	149, 590.	W.	
<i>Ausi Ephesi</i> opuscula et fragmenta ed. de Matthesii	149, 585.	<i>Wilmfen</i> die biblische Geschichte des A. und N. T. für Bürger Schulen	135, 473.
S.		— — Uebungsblätter, oder 200 Aufgaben aus der Sprachlehre, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Geschichte und Technologie. 2te Aufl.	129, 431.
<i>Schulzer</i> Philosophie der Medicin	130, 433.	<i>Wittkugel</i> lateinische Fabellese	149, 591.
<i>Schröckh</i> christliche Kirchengeschichte seit der Reformation. 6—8 Th.	143, 537.	<i>Wucherer</i> die Größenlehre. 1 Theils 2 Cursus	138, 504.
<i>Schütz</i> Katechismus des Rechts, der Pflicht und der Lebensklugheit für Bürger- und Landschulen	143, 544.	Z.	
T.		<i>Ziegenbein</i> Schulschriften über Gegenstände aus dem Gebiete der weiblichen Erziehung und Bildung	136, 481.
<i>Tasbe</i> der Grund und Umfang der Berggerichtsbarkeit und des Gerichtszwangs der Berggerichte in den königl. sächsischen Landen	128, 417.	<i>Zimmermanns</i> Sendschreiben an den Cammerdirector v. Ferber über die gegenwärtige Lage Mecklenburgs	132, 455.

II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

<i>Akademische Buchh.</i> in Moskau	149 (2).	<i>Hoffmann</i> in Hamburg	141.
<i>Albanus</i> in Neustrelitz	132.	<i>Horkoop</i> in Leiden	150.
<i>Andreäische Buchh.</i> in Frankfurt am Mayn	130.	<i>Jacobäer</i> in Chemnitz	132.
<i>Anonyme Verleger</i>	131, 139, 141, 147.	<i>Korn d. Aelt.</i> in Breslau	137.
<i>Bieling</i> in Nürnberg	150.	<i>Kummer</i> in Leipzig	145.
<i>Braunes</i> in Berlin	142.	<i>Kunst- und Industrie-Comptoir</i> in Amsterdam	142.
<i>Büschler</i> in Leipzig und Elberfeld	136.	<i>Maacklot</i> in Carlsruhe	128, 138.
<i>Cotta</i> in Tübingen	148.	<i>Maurer</i> in Berlin	126.
<i>Craz und Gerlach</i> in Freyberg	128 (2).	<i>Miller</i> in London	159.
<i>Decker</i> in Berlin	135.	<i>Mehr und Zimmer</i> in Heidelberg	136, 149.
<i>Dieterici</i> in Berlin	129.	<i>Realschulbuchhandlung</i> in Berlin	132 (2), 135.
<i>Dufart</i> in Paris	144.	<i>Reinicke</i> in Leipzig	138.
<i>Ferßl</i> in Grätz	143.	<i>Sander</i> in Berlin	150.
<i>Fleischer, Benj.,</i> in Leipzig	150.	<i>Schmidt</i> in Berlin	150.
<i>Frieße</i> in Pirna	143, 146.	<i>Schneider</i> in Glückstadt	147.
<i>Güdicke, Gebr.,</i> in Berlin	142 (2).	<i>Schwickart</i> in Leipzig	143.
<i>Gelehrten-Buchhandlung, neue,</i> in Hadamar	129.	<i>Steinacker</i> in Leipzig	148.
<i>Göbbels und Unzer</i> in Königsberg	149.	<i>Telgeper</i> in Hannover	150.
<i>Hahn, Gebr.,</i> in Hannover	149.	<i>Vandenhök und Ruprecht</i> in Göttingen	126.
<i>Hammerich</i> in Altona	136 (2).	<i>Vogel</i> in Leipzig	150.
<i>Herrmann</i> in Frankfurt am Mayn	127.	<i>Weische</i> in Blankenburg	138.

III. I n t e l l i g e n z b l a t t d e s J a n i u s .

A n k ü n d i g u n g e n .

Andreasche Buchh. in Frankfurt am Mayn Verl.	45. 543.
Barth in Leipzig Verl.	42. 331.
Baumgärtner in Leipzig Verl.	48. 580.
Beyer und Maring in Erfurt Verl.	47. 571.
Darmmann in Züllichau Verl.	44. 551.
Degen in Wien Verl.	43. 541.
Duncker und Humblot in Berlin Verl.	49. 590.
Ernst in Quedlinburg Verl.	48. 579.
Felsecker in Nürnberg Verl.	44. 551.
Gädicke in Berlin Verl.	44. 551. 45 u. 46. 550.
Gebauerische Buchh. in Halle Verl.	44. 549.
Hammerich in Altona Verl.	49. 587.
Hartleben Uebersetzung des Code pénal	45 u. 46. 565.
Hayn in Berlin Verl.	47. 573.
Korn, W. Gottl., in Breslau Verl.	45. 559. 540.
Kümmel in Halle Verl.	49. 587.
Liebeskind in Leipzig Verl.	43. 541.
Macklotische Hofbuchh. in Carlsruhe Verl.	44. 547.
Mallinckrodt, Gebr., in Dortmund Verl.	44. 549.
Oken's Lehrbuch der Naturphilosophie. 2 Theil	44. 550.
Schmidt in Hamburg Verl.	48. 581.
Schwan und Götz in Mannheim und Heidelberg Verl.	47. 571.
Steinacker in Leipzig Verl.	47. 573.
Thomann in Landshut Verl.	49. 589.
Waltherische Hofbuchh. in Dresden Verl.	48. 581. 49. 591.

Stark d. Aelt. in Jena	48. 577.
Sue in Paris	43. 537.
Trabert in Görlitz	49. 588.
Vandoyer in Mayland	43. 538.
Visconti in Paris	43. 537.
Weiske in Görlitz	49. 588.
Weinkhold in Meissen	48. 577.

Nekrolog.

Beaudeoque in Paris	45. 544.
Blondel in Paris	45. 540.
Brandes in Hannover	48. 577.
Cavendish in London	45. 539.
Chrismann in Straßburg	45. 558.
Dahl in Rostock	45. 539.
Domergue in Paris	48. 578.
Eder in Hermannstadt	43. 538.
Fink in Köthen	45. 539.
Fischer in Bern	48. 578.
Frank in Aschaffenburg	45. 540.
de Gaulle in Honneur	48. 577.
Karßen in Berlin	45. 540.
Keerl in Ansbach	43. 538.
Meiners in Göttingen	45. 540.
Moitte in Paris	45. 540.
Müller in Eisleben	45. 540.
Netto in Leipzig	45. 538.
Portiez in Paris	45. 540.
Rambach in Breslau	45. 539.
Schöpfer in Landshut	43. 538.
Stofsch in Berlin	43. 540.
Visbeck in Wersabe	45. 539.
v. Welck in Meissen	45. 538.
Weizhofer in Augsburg	43. 538.
Wetzel in Frensbau	45. 539.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Artand in Paris	45. 537.
Aulagnier in Madrid	43. 537.
Banti in Verona	48. 577.
de Choiseul-Gouffier in Paris	43. 537.
Dippold in Leipzig	45. 538.
Grohmann in Wittenberg	45. 557. vgl. 48. 577.
Herling in Frankfurt am Mayn	49. 585.
v. Humboldt in Paris	48. 577.
John in Berlin	43. 538.
Karßen in Berlin	45. 537.
Knothe in Görlitz	49. 588.
Küttner in Görlitz	49. 588.
Lenz in Jena	45. 537.
Mauermann in Görlitz	49. 588.
Meidinger in Frankfurt am Mayn	49. 585.
Miltenberg in Frankfurt am Mayn	49. 585.
Neumann in Görlitz	45. 588.
Portal in Paris	43. 537.
Prätor in Görlitz	49. 588.
Ramshorn in Altenburg	49. 586.
Rasumovsky in Petersburg	48. 577.
Ritter in Frankfurt am Mayn	49. 585.
Rosenfiel in Berlin	43. 537.
Rösler in Görlitz	49. 588.
Schlosser in Frankfurt am Mayn	49. 585.
v. Schmidlin in Stuttgart	45. 557.
Schöman in Jena	45. 557.
Segelbach in St. Petersburg	45. 557.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Berlin, botanische Preisaufgabe der Gesellschaft naturforschender Freunde	43. 529.
Kopenhagen, Preisaufgaben der königl. Societät der Wissenschaften	44. 545.
Mayland, die italiänische Societät der Wissenschaften und schönen Künste will ein Journal herausgeben	47. 570.
Oesterreich, der Termin zu dem Preise für die Entdeckung inländischer Heilmittel wird verlängert	47. 571.
Paris, Aussetzung eines Preises für eine Flachspinn-Maschine	49. 530.
— — Aussetzung jährlicher Preise zur Verbreitung der Schutzpocken	47. 571.
— — Preis der Société académique de médecine	47. 570.
— — Sitzung und Preise der Société médicale d'émulation	47. 569.
Turin, die kaiserl. Akademie giebt neue Memoiren heraus	47. 570.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Altenburg, Prüfung im Gymnasium am 9 April	49. 386.
Chemnitz, Prüfung und Redeactus im Lyceum am 10 April	49. 386.
Frankfurt am Mayn, Prüfungen am Gymnasium am 11 April — und Veränderungen im Lehrpersonal	49. 385.
Göttingen, ausführliche Nachricht von der neu errichteten Krankenanstalt	45 u 46. 353.
Görlitz, Schul-Programme vom J. 1809 — und Veränderungen im Lehrpersonal	49. 386.
Kiel, Prüfung in der Stadtschule am 16 April	47. 369.
Marburg, Antrittsrede	49. 385.
Preußen, Cabinetsordre das Befuchen fremder Schulen und Universitäten betreffend	47. 369.
Schleswig, Schulprüfung am 9 April	47. 369.
Sonderburg, Schulprüfung im April	47. 369.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Abdruck eines von Schlözer angeführten Briefs	49. 391.
Ahlwardt Anzeige von Programmen	44. 352.
Böckh in Heidelberg Berichtigung	47. 374.
Berichtigung einer Stelle in der Rec. vom Pöhlitz Handbuch Jen. A. L. Z. No. 85 nebst Antwort des Rec.	43. 343.
Bücher - Auction zu Bordesholm	42. 331.
Bücher zum Verkauf in Freyburg	44. 352.
Canova in Rom arbeitet an Alfieri's Grabmal	44. 347.

Canova beschäftigt sich mit 2 colossalen Statuen des K. Napoléons	48. 378.
Cours historique et élémentaire de peinture, 79 Lieferung	44. 348.
Fahrenkrüger Rüge	48. 381.
v. Kemptz Bemerkungen gegen eine Rec. in der Jen. A. L. Z. No. 68 nebst Antwort des Rec.	45 u 45. 361.
London, das Museum wird dem Publicum geöffnet	48. 379.
London, Gemäldeausstellung am 1 May	44. 348.
Musée françois p. Peronville et Laurent, 75 Lieferung	48. 378.
Mungo Park soll noch am Leben seyn	48. 380.
Ostia, die Nachgrabungen lassen wichtige Entdeckungen erwarten	42. 330.
Pöfrow Berichtigung	48. 381.
Palmaroli in Rom trägt ein Frescogemälde auf Leinwand über	44. 346.
Plaisance, bey, fällt rother Schnee	48. 378.
Pompeji, Entdeckung eines Gebäudes und einiger Vasen	42. 330.
Rom, der Tempel der Vesta soll hergestellt werden	42. 331.
— — Entdeckungen in der Villa Palumbra	42. 331.
Rosenthal Erklärung nebst Antwort des Rec.	48. 382.
Vulpinus Auctionsanzeige	44. 352.
Wendt in Leipzig Erklärung	47. 374.
Wilbrand Antikritik nebst der Gegenerklärung des Rec.	42. 331.

